Globus

Globu
KH

Globus.

XLI. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Einundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1882.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Berichtigungen.

Seite	32,	Spalte	2,	Zeile	32	lies	Colonia	statt	Kolonia.
„	48,	„	1,	„	53	„	Tagen	„	Jahren.
„	61,	„	1,	„	9	„	Werro	„	Perm.
„	61,	„	1,	„	10	„	Kalewipoeg	„	Kolewipoeg.
„	61,	„	1,	„	30	„	Rußwurm	„	Rußrum.
„	62,	„	2,	„	6 v. u.	„	Emmajärw	„	Emmujärw.
„	62,	„	2,	„	6	„	Wirtsjärw	„	Wirthsjärw.
„	64,	„	2,	„	6	„	Böckler	„	Böcker.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Reise durch Mingrelien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

I.

Madame Carla Serena veröffentlicht im „Tour du Monde" eine Reihe anziehender Schilderungen des Kaukasus-Landes, das Ergebniß einer in den Jahren 1876 bis 1878 ausgeführten Reise. Seitdem die neue Aera den Kaukasus für Reisende zugänglicher gemacht hat, ist für seine Erforschung in geographischer und besonders auch in ethnographischer Beziehung verhältnißmäßig viel gethan worden; trotzdem aber und trotz des hohen wissenschaftlichen Werthes eines Theiles der schon vorhandenen einschlägigen Literatur — wir nennen darunter in erster Linie Radde's treffliche Arbeiten — ist, durch die Natur des Landes und durch die buntscheckige Zusammensetzung seiner Bevölkerung bedingt, unsere Kenntniß der heutigen russischen Statthalterschaft Kaukasien immer noch eine ziemlich lückenhafte. Und wenn es voraussichtlich auch noch lange dauern wird, bis die alles nivellirende europäische Kultur auf dem weiten Umwege über Rußland bis in die entlegenen Thäler und Schluchten des Kaukasus dringt und hier ihren Einfluß geltend macht, so muß doch jede neue Mittheilung über die ethnographischen Verhältnisse dieses Gebietes um so freudiger begrüßt werden, als ja schließlich die Zeit doch nicht ausbleiben kann, wo die ursprüngliche Physiognomie des Lebens und der Sitten jener Bergvölker durch den dauernden Kontakt mit dem fremden Elemente eine wesentliche Veränderung erleiden wird. Die interessanten Schilderungen, die Madame Serena uns darbietet, sind nicht nur aus flüchtigen Reiseeindrücken zusammengestellt; durch längere Aufenthalte in den Hauptorten des Landes, die sie zu Ausgangspunkten für ihre mannigfachen weiteren Touren nahm, sowie durch den daraus sich ergebenden Verkehr in den gastfreien Häusern einheimischer Familien fand sie Gelegenheit zu manchen eingehenderen Beobachtungen, gewann sie vor allen Dingen ein richtigeres Verständniß für manche Erscheinung des Volkslebens, als dies dem eigentlichen Touristen möglich ist. Wir geben nachstehend einige Auszüge aus ihren Aufzeichnungen über Mingrelien, das letzte, erst im Jahre 1867 in russischen Besitz übergegangene Stück des Kaukasus-Landes.

Die Distriktsstadt Novo-Senaki, in der Madame Serena, von Kutais kommend, für die Zeit ihres Verweilens in Mingrelien ihr Hauptquartier aufschlug, ist eine russische Schöpfung der letzten Jahre. An der von Poti nach Tiflis führenden Eisenbahn in entzückender Gegend gelegen, zählt sie heute erst wenige hundert Einwohner; das rege Leben und Treiben aber, das in den Straßen ihres Bazars herrscht, läßt ein baldiges und schnelles Emporblühen des kleinen Ortes voraussehen. Das europäische Element ist durch die Familien der russischen Regierungsbeamten vertreten, der größte Theil der Einwohner aber aus der etwa 7 Werst nördlicher belegenen alten Stadt, Staro-Senaki, hierher übergesiedelt. Verheerende Ueberschwemmungen, ohne Zweifel eine Folge der unsinnigen Ausrottung des Waldes in einigen Theilen des Landes, hatten die alte, am Techur gelegene Stadt schon zu wiederholten Malen in den letzten Jahrzehnten heimgesucht; der Mai 1869 brachte aber eine so furchtbare Verwüstung, daß man beschloß, den fast ganz in Trümmern liegenden Ort nicht wieder aufzubauen. Staro-Se-

nali war als Fieberort verrufen, und leider herrscht jene entsetzliche Plage der kaukasischen Flußthäler, von welcher der Fremde übrigens bei einiger Vorsicht leichter verschont bleibt, als der Einheimische, während der Sommermonate auch in der neuen Stadt, die an ihrer nördlichen Seite von einer weiten, zeitweise die Luft verpestenden Sumpffläche begrenzt wird.

Die Bevölkerung Mingreliens, über deren Typus die Reisende im Bazar von Novo-Senaki die ersten Studien machte, unterscheidet sich von ihrem Nachbarvolke, den Imerethinern, durch eine bei Weitem größere Schönheit der Züge; der reinste griechische Gesichtsschnitt und damit verbunden eine gewisse Vornehmheit der Erscheinung und des Auftretens charakterisirt die Mehrzahl des Volkes, von den Familien der Mhtawars und Aznaurs, der Fürsten und Adligen, bis hinab zu dem ärmsten Bauern, der in der elenden Umgebung seiner Hütte und in Lumpen gehüllt doch aristokratisch aussieht. Freilich findet man unter diesen regelmäßigen Gesichtern gar viele, und zwar besonders viele unter den Frauen, die mit den großen, schöngeformten, oft etwas starren Augen den Eindruck einer gewissen Geistlosigkeit und Apathie machen. Wie die Grusiner, die Imerethiner, die Gurier und einige benachbarte Bergvölker (Swanethen, Tuschen, Pschawen und Chewsuren) gehören die Mingrelier zu der Gruppe der Völker kartalinischen Stammes, dem ältesten Kulturelemente im Kaukasus-Lande. Diese Völker, die Nachfolger der alten Iberer, etwa 900 000 Seelen und fast durchweg griechische Christen, sprechen eine gemeinsame, wenn auch dialektisch sehr verschiedene Sprache, das Kartli oder Kartuli; der grusinische Dialekt derselben ist zur allgemeinen Schriftsprache erhoben worden, und zwar zeigt das im 6. Jahrhundert zusammengestellte Alphabet zwei Phasen: das alte Kirchenalphabet oder das Chutsuri, mit lapidaren, den altarmenischen ähnlichen Buchstaben, jetzt nur noch für kirchliche Zwecke im Gebrauch, und die moderne zierliche und verschnörkelte Schrift, das Mchedruli [1]. Als Trümmer des alten georgischen Reiches, dessen gemeinsame Bestandtheile sie gebildet hatten, haben die einzelnen kartalinischen Völker schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in mehreren kleinen Staaten neben einander gelebt, bald von inneren Fehden zwischen ihren verschiedenen Herrscherdynastien zerrissen, bald sich gegenseitig bekriegend, bald auch vereint gegen die großen Bergvölker oder gegen die Perser und Türken kämpfend, unter deren Botmäßigkeit und Tributpflichtigkeit sie mehr als einmal kamen. Gegen Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts unterwarfen sich die meisten dieser kleinen Fürstenthümer den Russen; am längsten bewahrte Mingrelien seine Selbständigkeit. Im Jahre 1804 mußte es freilich die Oberhoheit Rußlands anerkennen, aber erst im Jahre 1867 ließ sich der letzte Herrscher aus dem alten, schon seit dem Zerfalle des georgischen Reiches regierenden Geschlechte, der jugendliche Fürst Nikolaus Dadian, bereit finden, gegen eine Zahlung von einer Million Rubeln alle seine Rechte aufzugeben.

Mingrelischer Bauer. (Nach einer Photographie.)

Das mingrelische Volk besitzt einen reichen Schatz von Sagen, die sich vielfach an die Heldenthaten ihrer eigenen Fürsten- und Adelsgeschlechter knüpfen oder auch bis auf die berühmtesten unter den georgischen Königen zurückgehen; auch christliche Legenden, deren Held meistens der heilige Andreas, der Apostel des Landes, ist, haben festen Boden im Volke gefaßt; vorzugsweise aber ist es die griechische Sage vom goldenen Vließ, von der Argonauten Zug nach Kolchis, von Jason und Medea, die, von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, dem nach Ueberlieferungen aus der Vorzeit des Landes forschenden Reisenden immer und immer wieder aufgetischt wird. Es ist fast, als lege das Volk, das in seinem Aeußern und in vielen seiner Sitten unbewußt eine lebende Reminiscenz aus einer Periode des Zusammenhanges mit Griechenland darstellt, einen ganz besonders hohen Werth auf diese Beziehung. So geht denn auch das Bestreben einer naiv-dilettantischen Alterthumsforschung, die hier wie anderswo ihre Vertreter hat, dahin, überall Belege für die Authenticität der Argonautensage aufzufinden. Odichy, der einheimische Name Mingreliens, muß nach ihnen eigentlich Otichy heißen und „Land des Otia“ bedeuten, welcher Otia aber niemand geringeres gewesen sein darf, als Aeëtes, der Vater der Medea! Die Stelle, wo die alte kolchische Stadt Aea, die Stadt des Aeëtes, gestanden haben soll, will man etwa 15 Werst nördlich von Novo-Senaki am Ufer des Techur entdeckt haben; Gold- und Silbermünzen, die man hier ausgegraben hat, die auf der einen Seite einen Widder, auf der andern einen Männerkopf zeigen, werden auf Jason gedeutet. Dieser Ort, der heute den Namen Nakalakewi, d. i. „gewesene Stadt“, führt, war denn auch das Ziel eines der ersten Ausflüge, die Madame Serena mit ihren mingrelischen Gastfreunden unternahm. Schon von Weitem sichtbar, erheben sich auf einem etwa 1000 Fuß

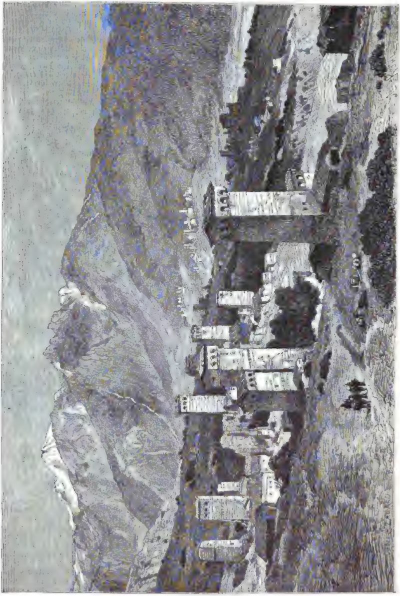
[1] S. v. Thielmann, Streifzüge im Kaukasus u. s. w.

hohen plateauartigen Hügel, der auf der einen Seite zum Flusse abfällt, auf der andern von hohen bewaldeten Bergen überragt wird, die Ruinen großartiger Bauwerke. Ein Blick auf sie genügt, um zu erkennen, daß sie, was auch vor ihnen an dieser Stelle gestanden haben mag, in keinem Falle selber die Ueberreste einer wirklich alten Stadt darstellen können; nicht unberechtigt erscheint dagegen die Annahme, daß man hier die Ruinen der lazischen Stadt Archäopolis vor sich habe. Zwei starke Mauern, die, parallel laufend, einen breiten, etwa zwei Werst langen Gang bilden, führen zu einem Thore aus ungeheuern behauenen Steinen, das augenscheinlich der einzige Zugang zu der Stadt gewesen ist. An ihrer nach innen gerichteten Seite zeigen diese Mauern große quadratische Nischen, wie sie noch heute in den orientalischen Bazars als Verkaufslager üblich sind. Die großartigen, stellenweise an Kirchenbauten erinnernden Trümmer der eigentlichen Stadt stehen ziemlich eng an einander; auf der Rückseite durch den aufsteigenden Felsen geschützt, war sie nach dem Flusse hin mit Befestigungen versehen. Merkwürdig, weil heute ganz zwecklos erscheinend, sind eine Anzahl großer eiserner Ringe, die in unregelmäßigen Zwischenräumen in der Felswand längs des Flusses befestigt sind, und bei denen man sich nichts anderes denken kann, als daß sie, wie die Ringe in unseren Quaimauern, zum Vertauen von auf dem Flusse liegenden Schiffen gedient haben müssen. Danach müßten freilich große Ver-

Ruinen von Nakalakewi.

änderungen hier vorgegangen sein; denn in seinem heutigen Zustande ist der Techur selbst in der günstigsten Jahreszeit nie schiffbar.

Auf dem andern Ufer des Techur, dem Ruinenhügel von Nakalakewi gerade gegenüber, sprudelt eine kräftige Schwefelquelle aus dem Felsen in ein kleines natürliches Becken. Seit lange schon finden deshalb die Leidenden aus dem ganzen Lande sich, Heilung suchend, an diesem bevorzugten Orte zusammen; und es ist nichts Seltenes, daß während der Sommermonate ganze Familien aus den vom Fieber heimgesuchten Gegenden sich hier niederlassen. Fürst David Dadian, der vorletzte der mingrelischen Herrscher und zugleich der erste unter ihnen, dem es ernstlich um die Hebung seines Volkes und Landes zu thun war, machte im Anfange der funfziger Jahre den Versuch, an diesem von der Natur in jeder Weise begünstigten Platze einen Kurort einzurichten. Leider scheiterte dieser Versuch an der Hartnäckigkeit des Volkes, das in dem Vorgehen des Fürsten eine Verletzung seiner Rechte sah. Nach den Gesetzen des Zaren Wachtang, des alten georgischen Gesetzgebers, waren nämlich sämmtliche Flüsse eines Landes Eigenthum des jedesmaligen regierenden Herrschers, doch stand demselben keinerlei Recht auf das Uferland zu. So wurde denn der Bau eines großen Thurmes, in den die Heilquelle geleitet werden sollte, inhibirt, und als der Fürst noch während der Verhandlungen darüber starb, zerstörten die Uferbewohner das der Vollendung schon nahe Gebäude, lenkten die Quelle wieder zu ihrem alten Ausgange zurück, der so tief liegt, daß er bei einigermaßen hohem Wasserstande des Techur oft monatelang bedeckt ist, und so bildet denn heute noch



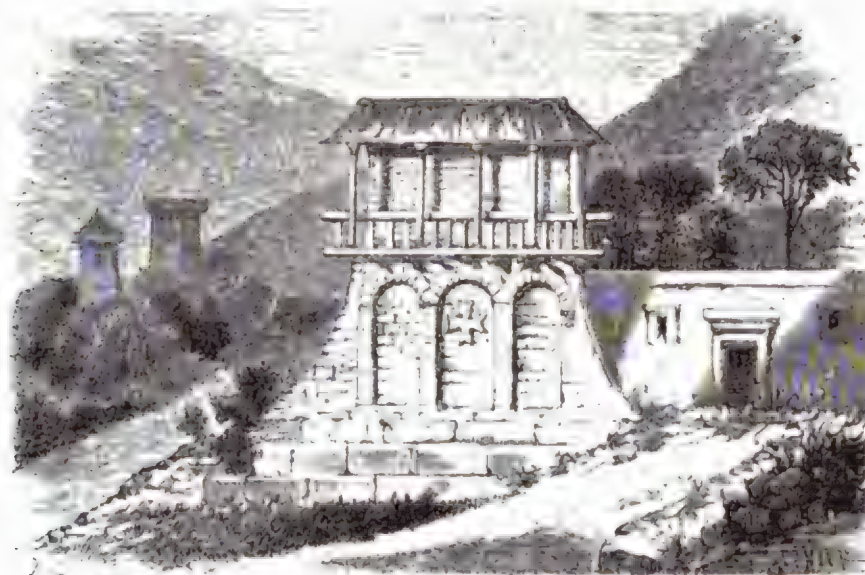
Thürme der Swanen.

Digitized by Google

Mingrelisches Hochzeitsfest. (Nach Photographien.)

wie vor Jahren das kleine natürliche Becken in dem Felsboden die primitivste Badeanstalt für die hierherkommenden Kranken.

Der interessanteste Theil des ganzen heutigen Mingreliens ist ohne Frage Swanethien, das obere Thalgebiet des Tzchenis-Tzchali und des Ingur, von den Quellen dieser Flüsse an bis zu dem Punkte, wo sie, ihre ursprüngliche ostwestliche Richtung verlassend, sich nach Süden wenden. Trotz seiner Kleinheit (das Thal des Tzchenis-Tzchali hat bis zu dem erwähnten Punkte eine Länge von nur acht, das des Ingur eine von etwa zwölf Meilen) hat Swanethien durch den wilden, rauhen Charakter seiner Natur und seiner Bewohner stets eine eigenthümliche Bedeutung unter den Kaukasus-Ländern gehabt. Zum Ackerbau geeignete Thalflächen sind wenig vorhanden, der bei Weitem größte Theil des Areals besteht aus Wäldern, Bergweiden und Bergwildnissen, die zu dem landschaftlich Schönsten und Großartigsten gehören, was der Kaukasus zu bieten hat. Das kleine Land zerfällt in drei streng gesonderte Distrikte: das Dadiansche Swanethien, so benannt nach der mingrelischen Fürstenfamilie, welche hier große Besitzungen hat, umfaßt das Thal des Tzchenis-Tzchali und besteht aus drei großen Gemeinden, Laschcheti, Tscholuri und Lentechi; diese Gemeindebezirke sind jedoch nicht geschlossene Ortschaften, sondern Komplexe von meilenweit zerstreuten Höfen, welche häufig in kleinen Gruppen zusammenstehen. Das sogenannte freie Swanethien ist die obere Hälfte des swanethischen Ingurthales; von seinen acht Gemeinden sind Adisch und Uschkull die bedeutendsten. Die untere Hälfte des swanethischen Ingurthales wird nach der hier begüterten fürstlichen Familie Dadischkalian benannt; die bedeutendste seiner vier Gemeinden ist Bëtscho. Erst in den allerletzten Jahren ist das freie Swanethien der russischen Oberhoheit unterworfen worden; nicht, als ob die kleine Republik, in der freilich kein Fremder seines Lebens sicher war, den Russen einen hartnäckigen, jahrelangen Widerstand entgegengesetzt hätte, sondern weil es diesen vorher der Mühe noch nicht verlohnte, um eines Gebietes von so geringem Steuerwerthe willen eine kriegerische Expedition zu unternehmen.



Ansicht aus dem Dadianschen Swanethien.

Die beiden anderen mingrelischen Distrikte, die als Bestandtheile Mingreliens mit diesem zugleich annektirt worden waren, zeigten am besten, welch' kleine Erträgnisse man sich von den 5000 freien Swanen versprechen konnte. So wären dieselben vielleicht noch lange in ihrem in der That fast unzugänglichen Gebiete unbehelligt geblieben, wenn nicht im Jahre 1871 einige Verbrecher aus dem annektirten Distrikte sich der Bestrafung von Seiten der russischen Behörden durch Flucht nach dem freien Swanethien entzogen hätten. Sie stellten sich hier unter den Schutz des Rathes der Alten, der Regierung des Landes, die nur in außergewöhnlichen Fällen durch eine allgemeine Volksversammlung unterstützt und beschränkt wurde. Trotzdem in dem erwähnten Falle dem Verlangen der russischen Behörden bereitwillig Folge geleistet und die Auslieferung der Flüchtlinge vollzogen wurde, hatte dieses Ereigniß doch die Unzuträglichkeit der bestehenden Verhältnisse dargethan, und so wurde noch in demselben Jahre eine kleine Expedition unter Graf Lewaschow zur Unterwerfung des Landes abgeordnet. Die Unmöglichkeit eines Widerstandes einsehend, unterwarf sich das Volk zwar widerwillig, doch ohne Blutvergießen. Man begnügte sich russischer Seits einstweilen mit der Festsetzung einer den Mitteln des Landes entsprechenden äußerst geringen Steuerquote, sowie mit den nothwendigen Einrichtungen zur Sicherung des Lebens und Eigenthumes der russischen Beamten und etwaiger Reisender, und ließ im Uebrigen die Sitten und Gesetze, die eigentliche Selbstregierung des kleinen Staates, in dem die Blutrache eine hervorragende Rolle spielte, unverändert bestehen. Nicht zufrieden hiermit, empörten sich die Swanen 1875 gegen die fremde Oberherrschaft, und die Unterdrückung dieses mit der äußersten Erbitterung geführten Kampfes kostete ihnen die letzten Reste ihrer Autonomie. Eine Straße, die jetzt von Zugdidi nach Bëtscho gebaut wird, soll die Isolirung des Landes aufheben, dem bisher jede geregelte Verbindung mit der Außenwelt gefehlt hat; denn zwischen den untersten swanethischen Gemeinden im Ingurthale und den ersten mingrelischen Dörfern am Ingur durchströmt der Fluß eine ganz unbewohnte, unwirthbare und, außer für Fußgänger, unwegsame Schlucht von fünf Meilen Länge; von Norden her, aus dem Lande der Balkanschen Tataren, ist die Hauptkette nur auf

Gletscherpässen zu übersteigen, und im Süden führt ein einziger Saumpfad, der Latparipaß, über das Lailagebirge, die Wasserscheide zwischen Ingur und Tzchenis-Tzchali.

Trotz der vollzogenen Unterwerfung wird es aber noch lange dauern, bis das Volk seinen alten Bräuchen des gegenseitigen Ausraubens und Plünderns, des Mädchenraubes und der Blutrache gänzlich entsagt. Schon die Art ihrer Wohnstätten ist bezeichnend für den kriegerischen Charakter der Swanen. Anstatt der meist zwischen Bäumen versteckten Holzhütten der mingrelischen Dörfer finden wir hier große, von hohen steinernen Mauern umgebene Höfe, in denen die massiven Häuser stehen, flankirt von viereckigen Thürmen von starkem Mauerwerk, meist zinnengekrönt und oft bis 80 Fuß hoch. Diese Thürme, die dem von der Blutrache verfolgten Swanen eine sichere Zuflucht gewähren, haben den russischen Soldaten bei der Revolution von 1875 viel zu schaffen gemacht. Immer wieder wurden sie von der Höhe derselben mit einem Regen gewaltiger Steine begrüßt, und es blieb schließlich nichts anderes übrig, als sie in die Luft zu sprengen. Die Abstammung der Swanen, die eine den Mingreliern vollkommen unverständliche Sprache sprechen, hat ihrerzeit viel zu denken gegeben; heute betrachtet man das Volk allgemein als einen Zweig des kartalinischen Stammes, der einst eine Zeit der höhern Blüthe gehabt hat, allmälig aber wieder in die alte Rohheit zurückgesunken ist. Zahlreiche, zum größten Theil in Trümmern liegende Kirchen in heute ganz verödeten Bergwildnissen sprechen für diese Annahme. Die Mehrzahl der Swanen bekennt sich zur griechischen Kirche, oder wenigstens zu dem, was hier dafür gilt; nur einige Dörfer im nördlichen Theile des Landes haben von ihren tatarischen Nachbaren den Islam angenommen, in einigen anderen dagegen soll noch unverfälschtes Heidenthum herrschen.

Der letzte Ausflug, den Madame Serena von Novo-Senaki machte, galt dem etwa 35 Werst entfernten, am Ufer der Abascha gelegenen Dorfe Naogalewi. Das erste Erforderniß zu einer Reise im Kaukasuslande ist Sicherheit und Furchtlosigkeit zu Pferde; denn das Reiten ist hier die einzig übliche und meist auch einzig mögliche Art der Lokomotion. Die Pferde, die man erhält, erschrecken den Reisenden gewöhnlich zuerst durch ihr elendes, halb verhungertes Aussehen; ihre vortreffliche Gangart aber, ihre Ausdauer und die Sicherheit, mit der sie die schmalen, steilen Bergpfade hinauf- und hinabklimmen und die schaukelnden Plankenbrücken überschreiten, lassen die Thiere bald unschätzbar erscheinen. Eine nicht geringe Komplikation der eigentlichen Bergtouren in Mingrelien, wie wohl im ganzen Kaukasus, wird durch die Menge von Gepäck und die dementsprechende Zahl von Lastthieren bereitet, die der Reisende mit sich führen muß. Wer aber nicht riskiren will, nach dem anstrengenden Ritte eines ganzen Tages die Nacht auf der hölzernen Bank zuzubringen, die in den Bauernhäusern ebenso wie in dem Duchan, der primitiven mingrelischen Herberge, meist das einzige Mobiliar bildet, wer seinem europäischen Magen den Versuch ersparen will, sich mit dem Nationalgerichte des gomi, einem dicken Hirsekleister, abzufinden, der muß eben wohl oder übel alle Bedürfnisse des civilisirten Menschen bei sich führen, von dem Reisebett bis zu der Büchse mit Fleischextrakt und dem nöthigen Koch- und Eßgeräth. Sorgt man in dieser Weise für sich selber, so hat man keinerlei erhebliche Unannehmlichkeiten zu fürchten. Wenn auch die Mingrelier bei ihren Nachbarvölkern im Rufe stehen, sämmtlich Diebe zu sein (der heilige Andreas selber soll diese Eigenschaft als Strafe über das Volk verhängt haben), so ist doch, wenigstens heutzutage, Person und Eigenthum des Reisenden durchaus sicher. Die wild aussehenden, meist bis an die Zähne bewaffneten Burschen, denen man nicht ohne ein leises Gefühl des Unbehagens auf einsamen Bergpfaden begegnet, legen, ebenso wie der Bauer am Wege, grüßend die rechte Hand an das nach mingrelischer Sitte turbanartig um den Kopf gewundene Baschlyk und lassen den Fremden ruhig passiren; in den Dörfern erregen die Besitzthümer des Europäers wohl die lebhafteste Bewunderung seiner Wirthe — in höchst seltenen Fällen aber nur wird ihm ein Stück dieses Besitzes gestohlen werden.

Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier.

Mittheilung aus dem Museum Godeffroy in Hamburg. Von **J. E. D. Schmeltz.**

I.

Auf der Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin im August 1880 wies einer der bedeutendsten Vorkämpfer ethnographischer und ethnologischer Studien in Deutschland, Professor Adolf Bastian, der eben von einer zweijährigen, im Interesse der Ethnologie unternommenen Reise um die Erde zurückgekehrt war, in schwungvoller Weise darauf hin, wie dringend nothwendig es sei, außer dem heute schon verhältnißmäßig gut gepflegten Sammeln ethnographischen Materials auch das des psychologischen mehr und mehr zu beachten! Und dies zumal heute, wo wir mit Rücksicht auf die meisten Naturvölker schon der Stunde nahe seien, wo sie vom Erdenrund verschwinden werden und unseren diesbezüglichen Bestrebungen ein „Zu spät" entgegentönen werde. Als Frucht dieser Reise stellte der Redner derzeit schon die Veröffentlichung einiger Dokumente in Aussicht, welche einen Theil des polynesischen Gedankenkreises, des größten ethnologischen Gebietes auf der Erde, enthielten und die es ihm gelungen war zu retten. Das diese Dokumente, von denen das eine von Hawaii, das andere von Neu Seeland stammt, enthaltende Buch[1]) ist nun vor Kurzem erschienen, und mit überraschender Klarheit ersehen wir daraus die Wahrheit des Ausspruchs des genannten Reisenden: „daß ein einheitlicher Gedankenbau sich durch die ganze polynesische Race hinzieht!" Und wie mit der Kenntniß der Mythologie und der religiösen Anschauungen der polynesischen Race, ähnlich und fast noch schlimmer ist es bestellt mit unserer Kenntniß der religiösen Ideen der papuanischen oder melanesischen Race! Zweifellos wird sich auch hier bei fortdauerndem regen Forschen ganz dasselbe Resultat ergeben: „daß eine einheitliche Idee sich, einem rothen Faden gleich, durch die ganze Race hinzieht!" und ein jeder

[1]) „A. Bastian: Die heilige Sage der Polynesier."

Baustein, der zur Vervollkommnung unserer Kenntniß solcher Ideen beitragen kann, ist gewiß mit Freuden zu begrüßen. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wurde es ja kurz hin uns erst möglich nachzuweisen, wie der Schädelkultus sich auf allen Inselgruppen, die von der papuanischen Race bewohnt, auf Neu-Guinea, im Neu-Britannia-Archipel, auf den Salomo-Inseln, den Santacruz-Inseln und den Neu-Hebriden finde, und nur auf den Viti-Inseln, derjenigen Gruppe, wo die Bevölkerung durch Jahrhunderte lang andauernde Berührung mit Polynesiern, den Bewohnern der Tonga-Inseln, von polynesischem Einfluß in ihren Gebräuchen und in ihrer Lebensweise völlig überwuchert ist, fehlt.

Es dürfte nun nicht allein für die sich mit ethnologischen Studien Befassenden von Werth sein, sondern allgemeines Interesse beanspruchen, daß über jene eigenthümliche, in den letzten Jahren mehrfach erwähnte religiöse Ceremonie, „Duck-Duck“ genannt, die auf einer Anzahl der Inseln des Neu-Britannia-Archipels geübt wird, ein eingehender Bericht von dem bekannten inzwischen ermordeten Reisenden Theodor Kleinschmidt vorliegt. Schon früher waren über dieselbe sowohl von ihm als auch von dem 1877 auf Mioko verstorbenen Reisenden Hübner[1]) kürzere Mittheilungen eingegangen.

Wir geben nun zunächst den neuesten Bericht Kleinschmidt's wieder und im Anschluß daran die früher eingegangenen Mittheilungen Kleinschmidt's und Hübner's, denen wir dann, da nach der einen derselben diese Ceremonie mit dem Schädelkult in Verbindung zu stehen scheint, und andererseits auch die Quelle, wo die vorhin erwähnten Mittheilungen über denselben veröffentlicht sind[2]), nicht allgemein zugängig ist, diese selbst folgen lassen.

Bericht von Th. Kleinschmidt. Mioko, Duke-of-York-Gruppe.

Im lieben, fernen Deutschland hört man oft, nachdem Weihnacht und Neujahr vorbei, den Ausruf: „Nun Gottlob, die Festtage hätten wir einmal wieder hinter uns!“ und

Fahrt des Duck-Duck, von der Insel Moalim nach Pall-Pall, dem Westende der Insel „Mioko“ *).

auch ich möchte hier jetzt ausrufen: „Dank sei dem Himmel! endlich ist die Duck-Duck-Zeit vorüber!“ Jetzt kann ein hier weilendes weißes Menschenkind doch wohl endlich einmal wieder der Hilfe seiner dunkelbraunen Mitmenschen theilhaftig werden; denn so lange dieses Fest, ich möchte eher sagen, diese Ceremonien und die dazu nöthigen Vorbereitungen dauern, ist es wahrlich nicht leicht durch Eingeborene irgend eine Arbeit verrichtet zu erhalten oder sie gar für eine, sie von ihrer Behausung fern haltende Bootstour gewinnen zu können. Denn von dem Augenblick an, wo der Duck-Duck „gebrütet“ wird (wir werden diesen Ausdruck hernach kennen lernen) bis zu der Zeit, wann er „begraben“ wird, haben die hiesigen Eingeborenen für irgend eine andere Beschäftigung weder Zeit noch den nöthigen Sinn.

Man wird mich zunächst nun fragen, was denn eigentlich der Duck-Duck sei. Die Beantwortung einer solchen

---

*) Ein Kanoe dieser Art heißt „A Gomm“, die Schnäbel sind in manchen Fällen auch schief, nach abwärts geneigt. Der Körper des Kanoes ist stets aus einem Stamm geschnitzt, die beiden Schnabelstücke sind aus besonderen Holzstücken gefertigt, an den Enden des Körpers mittels Faden festgebunden und die resp. Nähte mittels Kitt verklebt. Dasselbe trägt als Zeichen des Eigenthums eines Häuptlings zwischen den beiden Schnabelstücken befestigte Federguirlanden („A Gogollnawuhpem“). Das Kanoe ist weiß angestrichen, unterhalb der Regeling verläuft ein blauer Streif, die Schnäbel sind blau, roth und gelb verziert. Am Hinterende sitzt der das Steuern des Kanoes („Itä“) besorgende Eingeborene, der am Vorderende sitzende hat das Ausgucken zu besorgen und beim Steuern zu helfen; seine Arbeit wird mit dem Wort „gilua“ bezeichnet. Die erwähnten beiden Eingeborenen sowohl als die eigentlichen Ruderer sind sämmtlich mit Rudern ein und derselben Art ausgerüstet, die „A woh“ genannt werden. (Nro. 2351 des Museum Godeffroy. Siehe: Schmeltz und Krause, Ethnogr. anthrop. Abth. d. Mus. God. S. 61.) Hinter dem in der Mitte des Fahrzeuges stehenden und sich hin und her, auf und nieder schwingenden Duck-Duck sitzt ein Eingeborener mit der „Agohdutrommel“, die er mit der linken Hand schlägt.

Die mit einem Kanoe gezierte Duck-Duck-Maske, welche von den Eingeborenen von „Moalim“, wie oben dargestellt, bei der diesmaligen Ceremonie benutzt wurde, befindet sich jetzt unter Nro. 3807 im Besitz des Museum Godeffroy. Das Geflecht derselben ist roth und gelb bemalt, das kleine Kanoe weiß mit blauen Linien, die aufrecht daraus hervorstehenden Spitzen sind Schwingenposen von Casuarius Bennetti.

[1]) Journal des Museum Godeffroy Heft XIV, S. 284.

[2]) Sitzungsbericht II des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg vom 4. Febr. 1881.

Digitized by Google

Frage nach allen Richtungen hin und mit aller Bestimmtheit ist bis heute selbst dem sich hier schon länger Aufhaltenden noch nicht möglich. So allgemein und so weit verbreitet der Duck-Duck-Kultus auch in einigen Distrikten ist, so wenig existirt derselbe in anderen und bietet daher selbst für einen Theil der Eingeborenen noch ein Räthsel. Die Frauen sind überhaupt von diesem Kultus ausgeschlossen. Daß diese, „Duck-Duck" genannte Ceremonie eine Art von religiösem Kult, ist indeß sicher; denn ihr allein huldigen die Mitglieder der geheimen Verbindung, innerhalb welcher sie bekannt ist! Eine andere Religion ist unbekannt und nur was vom „Duck-Duck" vorgeschrieben oder angeordnet ist und wird, gilt den Eingeborenen einer heiligen Vorschrift gleich. Eigentliche Priester dieses Kultus existiren nicht, die begüterten Häuptlinge (so werden hier Eingeborene genannt, welche Grundbesitzer sind und das meiste „Devaro" oder Muschelgeld[1]) aufzuweisen haben, daher am angesehensten sind) bilden bei den Arrangements für die Erscheinung des Duck-Duck und bei den dafür nöthig erachteten Vorbereitungen und den Ceremonien selbst die Haupttonangeber und sie bestimmen, wann die Ceremonie statthaben soll.

Der hiesige Eingeborene hat weder eine Idee noch eine Vorstellung von einer allwaltenden, gütigen Gottheit, die den Himmel „m'Bakudo", die See „Atai", den Regen „Abaddo" und Trink-(Quell-)Wasser „Atawo", den Busch „Rabui" und ihn selbst erschuf. Er kennt nur den „Duck-Duck", den er sich in fabelhafter großartiger Gestalt, als menschliches Wesen vorstellt, als ein Wesen das stirbt und begraben wird, das er gleichzeitig aber doch auch als wandernden Geist ansieht! Als einen Geist nämlich, der, nachdem er zum Beispiel auf Mioko, Utuan und Moala in der Duke-of-York-Gruppe auftrat und während funfzehn Tagen durch Masken den Frauen und Kindern veranschaulicht und dann festlich bewirthet wurde, der dann starb und begraben wurde, und nun nach einiger Zeit in einem andern Distrikt auf „Neu-Britannien" wieder aufersteht, tanzt, unheimliche Töne von sich giebt, ebenfalls festlich bewirthet und auch dort wieder zu Grabe getragen wird, um, wer weiß wo zunächst, dasselbe zu thun oder sich anthun zu lassen. Wie sonst sich der Eingeborene einen Begriff über das geheime Wesen, die Wirksamkeit des „Duck-Duck" macht, ist eben nur ihm selbst bekannt, genau kann dies kein Fremder bis heute beantworten, denn keiner erfährt es und es scheint, daß es strenge „tabu" ist darüber irgend etwas zu offenbaren.

Es finden die Aufführungen der „Duck-Duck"-Ceremonie nur in den nächsten benachbarten und befreundeten Distrikten zu gleicher Zeit statt, in anderen dagegen zu verschiedenen Zeiten; denn der Duck-Duck kann nach den Begriffen Eingeborener nicht aller Orten zugleich sein.

Gewöhnlich erklärt zu einer gewissen Zeit des Jahres, die, wie es scheint für jeden einzelnen Distrikt genau inne gehalten wird, ein besonders einflußreicher Häuptling (vielleicht sogar ein dazu besonders berechtigter, eine Art von Hohem Priester des Duck-Duck), daß derselbe kommen werde. Die befreundeten Nachbardistrikte nehmen die Verkündigung an, und es wird dann der ungefähre Tag der Eröffnung der Ceremonie bestimmt. Die Weiber sorgen jetzt für die nöthigen Quantitäten Festspeise und für deren Zubereitung und die Männer dafür, daß sie selbst bei Zeiten mit der Herstellung der, für die Ceremonie nöthigen Masken fertig werden. Die letztere Arbeit, nämlich die Herstellung der sogenannten Masken, geschieht in und beim Duck-Duck-Hause (A Ball ne Duck-Duck), auf dem, dem Duck-Duck geweihten Revier, dessen Betretung den Weibern und etwaigen, nicht der Duck-Duck-Verbindung angehörigen Leuten aufs Allerstrengste untersagt ist. Während dieses Theils der Zeit, den die Vorbereitungen in Anspruch nehmen, heißt es „der Duck-Duck brütet"!

Ich war verwundert in nächster Nähe des Duck-Duck-Hauses auch ganz kleine Jungen, die eben laufen und sprechen konnten, zu finden und zu sehen, wie dieselben herumtändelten, während die Alten arbeiteten, und ganz dasselbe bemerkte ich bei dem später vor dem Duck-Duck-Hause stattfindenden Begräbniß und dem Festessen. Man erklärte mir aber, daß auch diese Kleinen von ihren Eltern und Pflegeeltern[1]) schon in die Duck-Duck-Gemeinschaft eingekauft seien, obgleich manche derselben noch nicht einmal schwatzen konnten. Sobald die Kinder älter werden, hält man sie natürlich von den geheimen Duck-Duck-Vorbereitungen und Ceremonien fern und sie können erst im sechszehnten Jahre und nach weiterer Entrichtung von „Devaro" an die Oberhäupter der Verbindung, Theil an diesen Festen nehmen; irgend ein Ausplaudern der dabei beobachteten Gebräuche wäre dann aber unfehlbare Todesursache, und so bleibt dies Alles ein vor den Frauen streng gehütetes Geheimniß. Wollte gar eine derselben sich in die Nähe schleichen und spioniren, so würde dies sicher an den Tag kommen und ihr ein jähes Ende bereitet werden.

Sind alle Masken fertig, so wird der für den Anfang des Festes geeignet erscheinende Tag definitiv festgesetzt, damit die, den ersten Festschmaus bereitenden Weiber sich demgemäß einrichten können, denn der an jenem ersten Tage „geboren werdende" Duck-Duck muß leben und deshalb auch gleich fertige Speisen vorfinden. Zu diesen, welche sich mehrere Tage halten müssen, werden Tarro, Kokosnüsse (die ausgepreßte Milch des Kernes, nicht aber das Wasser, welches derselbe enthält), Tamapnüsse, Zuckerrohr und Fische verwandt, die sonst so beliebten Yams aber fortgelassen, da ihre Verwendung eine zu große Gefahr des Sauerwerdens der Speisen im Gefolge haben würde. Sind die Speisen fertig, so wird zuvörderst den Weibern ein vergnügter Tag vergönnt; sie fahren dann zum Beispiel von der Mioko-Insel in mancherlei Art geschmückt in ihren weißen Canoes auf das herrliche, durch das Meer zwischen den Inseln gebildete natürliche Bassin hinaus, schwenken Büsche, jauchzen, schreien, amüsiren sich und sind nun bereit den erwarteten Duck-Duck zu bewillkommnen und zu gleicher Zeit dann auch die sorgfältigst bereiteten, in mancherlei Blätterwerk eingebundenen Speisen an den Häuptling abzuliefern, selbstverständlich aber gegen genügende Entschädigung, denn ohne eine Bezahlung verrichtet hier ein Eingeborener nichts für den andern — selbst Kinder kaum für ihre Eltern!

Am nächsten Tag beginnt nun die Erscheinung des Duck-Duck; alle Maskenträger begeben sich jetzt zuerst zum angesehensten Häuptling und Duck-Duck-Mann des Distrikts, um sich ihm zu präsentiren. So zogen sie dieses Mal alle zum Häuptling auf Pal-Pal, dem westlichen Theil der Insel Mioko, es waren ihrer wohl nahe an 40 von den Inseln Moalim, Utuan und Mioko. Meist fahren dabei die Canoes zu dreien und vieren neben einander, einen geordneten Zug bildend und das Jauchzen, Singen und Trommeln hat während solcher Fahrt kein Ende. In der Mitte des Fahr-

[1]) Auf Rohrstäbchen und dünnen Zweigen oder Gräsern aufgereihte Plättchen aus der Basis, dem Mundtheil einer Schmundmuschel (Nassa). Siehe auch Schmeltz und Krause: Die ethnogr. anthrop. Abth. d. Mus. Godeffroy. Hamburg, L. Friederichsen, 1881, S. 74.

[1]) Kinderlose Eheleute kaufen sich meist einen kleinen Jungen oder manchmal auch ein Mädchen.

zeuges steht oder sitzt der Duck-Duck in seiner Vermummung und nach dem Takte der Musik bewegt er sich auf und nieder, hin und her. Das Ganze bildet für den Fremden ein ebenso komisches und lustiges, wie interessantes Bild!

Da der Duck-Duck selten schreitend, sondern mit eins um das andere hoch gehobenen Beinen sich vorwärts bewegt, so hüpft nach der Landung die ganze Reihe der Repräsentanten dieses Kultus dem Hause des Häuptlings (Häuptling = „Auvianne“ N. Brit. Sprache), in dessen Nähe im Busch der als Versammlungsort für Alle angewiesene, freie Platz sich befindet, zu. Hier gewährt es nun wiederum einen ganz eigenthümlichen Anblick, dreißig bis vierzig dieser seltsamen Gestalten, deren Unterkörper durch einen grünen Blätterwulst verdeckt wird und deren Oberkörper in einem mannigfach und theils recht geschmackvoll verzierten und gefärbten hohen Spitzthurm steckt, stumm im Kreise sitzen zu sehen, denn selbst die Beine des Repräsentanten müssen derartig untergeschlagen gehalten werden, daß nicht der geringste Theil eines Fußes unter dem Blätterwulst hervorschaut. Eine Menge Eingeborener wie auch Frauen, Mädchen und Kinder sehen jetzt dem Schauspiel zu.

Das dem Duck-Duck als Geschenk dargebrachte Devaro-Muschelgeld wird in zusammengelegten Bündeln von den Häuptlingen aus einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten mit kräftigem Wurf gegen den Blätterwulst der maskirten Personen geschleudert, falls nun der betreffende Duck-Duck, in dessen Nähe das Geschenk gelangt, dasselbe, da er nur höchst verstohlen einige Finger, die ihm ohnehin behufs Festhaltens des Spitzthurmes nothwendig, aus dem Wulst hervorstecken darf, nicht hat erreichen und hereinziehen können, so wird ihm dasselbe von einem der Häuptlinge zugesteckt. Sind die Geschenke ausgetheilt, so führen die Duck-Duck-Repräsentanten zuvörderst einige ihrer kurzen, hüpfenden Tänze auf; dann hüpfen die auf Mioko einheimischen nach ihren Duck-Duck-Häusern, die auf den Nachbarinseln heimischen aber nach ihren Canoes, um mit denselben Gesang, Getrommel und Geschrei wie bei ihrer Herkunft wieder heim zu fahren und sich nach ihren Duck-Duck-Häusern zu begeben. Und so findet nun jeden Nachmittag während der nächsten zwölf Tage der Duck-Duck-Tanz vor den Frauen und Kindern auf dem freien Platz vor der Hütte des Häuptlings statt. Die Ausmusterung der Tänzer geschieht in verborgener Weise beim Duck-Duck-Hause, von wo sie sich zum Tanzplatz begeben, wo die Blätterwulste auf Pfosten stehen und der zu jedem gehörige Thurm daneben.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

I.

Der Rothe-Thurm-Paß.

Das Großfürstenthum Siebenbürgen ist seit dem Jahre 1867 als fünfter Kreis mit dem Königreiche Ungarn verbunden und in funfzehn Komitate getheilt. Auf einem Raum von nahezu 55 000 qkm leben wenig über zwei Millionen Einwohner, die sich auf Magyaren, Deutsche und Rumänen in dem Verhältniß von 3, 1 und 6 vertheilen.

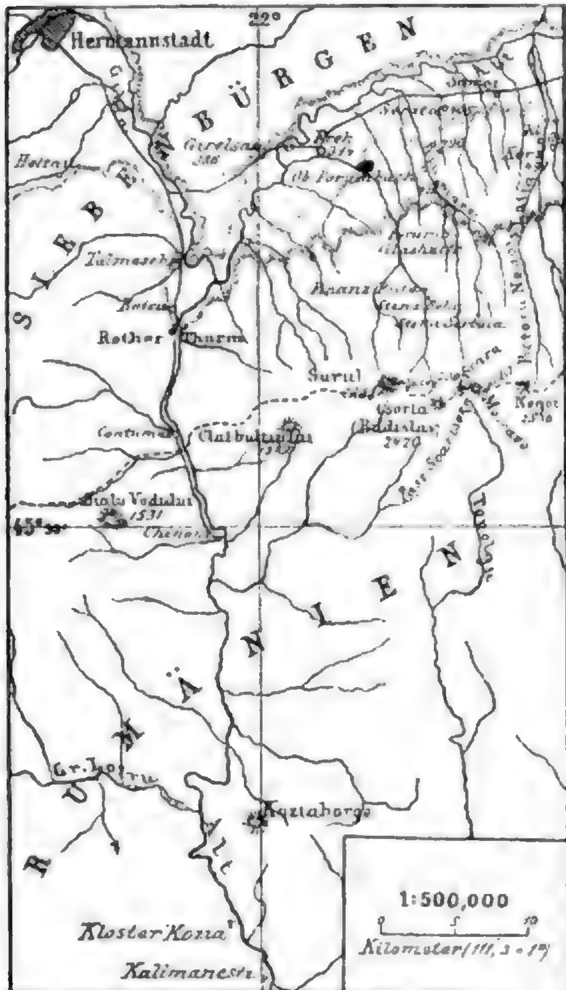
Das innere Siebenbürgen ist ein aus jung tertiären Thon- und Sandsteinschichten gebildetes Hochland, das sich von Osten gegen Westen von 750 m bis auf 400 m herabsenkt und vielfach von 150 bis 200 m tiefen Thälern durchschnitten ist. In den Alluvialniederungen der größeren Thäler finden wir Dörfer und Städte inmitten reicher Getreide- und Maisfelder und mit Rebenpflanzungen an den niedrigen, gegen Süden abgedachten Steilrändern, während die kleinen, das Hochland vielfach zerschneidenden Seitenthäler oft nur steilwandige Schluchten sind.

Von den Ebenen an der Theiß, dem Pruth und der untern Donau ist das Hochland ringsum durch mächtige, mannigfach gestaltete Gebirgswälle geschieden, über deren Joche und Einsattelungen oder durch deren tief eingeschnittene Thäler, längs den aus dem Lande hinausströmenden Hauptflüssen die Pässe in das Innere führen. Das höchste Gebirge erhebt sich im Süden Siebenbürgens als eine über 250 km lange Scheidewand zwischen dem Hochland und der zur Donau abgedachten Walachei. Das Hochgebirge besteht fast in seiner ganzen Ausdehnung aus krystallinischem Schiefer und erinnert in seinen einzelnen Theilen bald an die breitbuckligen Urgebirgsmassive Deutschlands, bald an die zackigen Kämme in der Centralzone der Alpen. Hier glaubt man ein vergrößertes Abbild des Erzgebirges, wie es sich, von Karlsbad aus betrachtet, darstellt, oder der hohen Eule vor sich zu haben, dort wird der Eindruck wieder lebendig, den etwa die Tauernkette, von einer der vorgelagerten Höhen aus betrachtet, in dem Beschauer zurückließ. Nur im östlichsten Theile, in den Umgebungen Kronstadts, bedingen steil aufragende Gebirgsstöcke aus Kalkstein den Charakter der Landschaft.

Etwa in der Mitte des Südrandes entströmen in dem quer durch das Hochgebirge führenden, tief eingeschnittenen „Rothe-Thurm-Passe“ die Gewässer des Alt (Aluta, Oltu) dem Lande. Der Alt ist bei Boica, wo er in den Gebirgspaß tritt, bereits ein ganz stattlicher Fluß von 100 m Breite und einer Länge, die 300 km übersteigt. Er entspringt in der östlichen Gebirgsumwallung Siebenbürgens und sammelt seine Quellwasser an den Westabhängen des mächtigen Kalkgebirgszuges Nagy Hagymás (1793 m), um zunächst die Hochebenen der Csik zu durchfließen, welche, mit Alluvialgebilden bedeckt, innerhalb der doppelten, östlichen Gebirgsumkränzung Siebenbürgens liegen und wahrscheinlich einst beträchtliche Gebirgsseen bildeten. Der Lauf des Flusses ist zunächst vorherrschend südlich; aus der untern Csik tritt er durch den Paß von Tusnad — einem Bade, in dessen Nähe sich der durch seine Exhalationen bekannte Berg Büdös erhebt — in die Haromszék und von hier in das schöne Burzenland, aus dem er sich nordwärts wendet, um dann in westlichem Laufe den Persanyer Höhenzug zu durchbrechen. In der Nähe von Héviz erreicht der Alt den nordöstlichen Ausläufer der langgestreckten Diluvialebene, welche dem Fogarascher Hochgebirge im Norden vorgelagert ist, und bildet bis kurz vor dem Rothe-Thurm-Passe die

Grenze zwischen den Lehm- und Schotterablagerungen der Hochebene und dem durchschnittlich 150 m hohen Steilrande der sie im Norden und Nordwesten begrenzenden jung tertiären Höhen des Binnenlandes.

Selten streicht der Fluß unmittelbar an den Höhen hin, deren weiche Schichten seiner Erosionskraft nicht genügenden Widerstand zu leisten vermögen. Bald greift er mit seinen Serpentinen den Steilrand an, bald beschreibt er einen allmälig in das linksseitige, flache Ufer hinauswachsenden Bogen; unaufhörlich arbeitet er an der Verlegung und Umgestaltung seines Bettes. Ein interessantes Beispiel dafür



Skizze des Rothe-Thurm-Passes und eines Theiles der Süd-Karpathen.

zeigt sich im Westen der Ebene, wo der Alt bei Girelsau eine Biegung macht, um in südwestlicher Richtung dem großen Gebirgsthore zuzuströmen. Von Girelsau führt nach Osten über den Alt die alte Reichsstraße, welche Hermannstadt mit Kronstadt verbindet. Ueberschreitet man die Brücke, so betritt man auf dem linken Ufer die Feldmark von Frek, plötzlich aber wandert man einen halben Kilometer lang wieder über Girelsauer Terrain, denn der Fluß, welcher einst die beiden Ortsgebiete trennte, hat eine Serpentine abgeschnitten und so ein Stück der Girelsauer Feldmark auf sein linkes Ufer gebracht.

Kurz vor seinem Eintritte in das Gebirge nimmt der Alt den Cibin auf, der den westlich des Rothe-Thurm-Passes gelegenen Gebirgsmassen entströmt. Der Cibin verläßt das Gebirge bei den Felsenthoren von Gurariu und durchfließt die Hermannstädter Hochebene zunächst in vorherrschend nordöstlicher Richtung, um dann bald hinter Hermannstadt (Cibinium) umzubiegen und dem Alt in südöstlicher Richtung zuzueilen.

Am Cibin liegt Hermannstadt. Als Mittelpunkt der kleinen Hochebene, auf der einst zum Schutze der Grenze die Sachsen angesiedelt wurden, als Kreuzungspunkt der von Kronstadt nach Westen führenden Handelsstraße mit der von Süden durch den Rothe-Thurm-Paß in das Land tretenden ist Hermannstadt emporgekommen und hatte im vierzehnten Jahrhundert unter Ludwig dem Großen aus dem Hause Anjou seine Blütheperiode. Die kommenden Jahrhunderte brachten oft schwere Prüfungen und drohende Gefahren, die mit Zähigkeit ertragen und mit Energie bestanden wurden. Die Wälle der alten Grenzfestung sind heute zum großen Theil in Promenaden verwandelt, und die oft umstürmten Mauern hier und da abgetragen. Auch manche der alten Mauerthürme sind verschwunden, hoffentlich bleiben einige als Erinnerung an eine sturmgeprüfte, ehrenvolle Vergangenheit bestehen, ohne daß man — wie es bei einem geschah — architektonische Verbesserungen (?) an ihnen vornimmt.

Schon in der Periode römischer Herrschaft soll von der Cibinsebene eine Straße durch den Rothe-Thurm-Paß in die Walachei geführt haben[1]). Gläubige Rumänen wissen zu erzählen, daß der ganze Paß ein Werk des mächtigen Kaisers Trajan sei, der den großen siebenbürgischen See durch das geöffnete Thor ableitete. Im Mittelalter und in der neueren Zeit war bis zu den Tagen Karls VI. ein Waarentransport längs des Alt auf Wagen nicht möglich; nur Saumpferde vermittelten den oft durch Einfälle räuberischer Horden unterbrochenen friedlichen Verkehr. Der Strom selbst eignete sich schlecht zu einer Siebenbürgen und die Walachei verbindenden Handelsstraße und hat auch dem siebenbürgischen Binnenverkehr bis jetzt wenig gedient. Zwar bezeugen uns Urkunden, daß sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Deutschen Ritter bei der Besiedelung des Burzenlandes ausbedangen, sechs Salzschiffe auf dem Alt zollfrei halten zu dürfen; wir erfahren aber in den späteren Zeiten so wenig von einem Schiffsverkehr auf dem Alt, daß die Bezeichnung des „schiffreichen“ in einer Chronik des siebenzehnten Jahrhunderts hyperbolisch erscheint.

Auf der Strecke zwischen Héviz und dem Rothen Thurme würde eine Benutzung des Alt für große Kähne und flachgehende Flußdampfer nach einigen Korrektionen im Strombett und Regulirung turbulenter Nebenflüsse sehr gut möglich sein, während der 60 km lange Lauf quer durch das Gebirge wenig Aussichten für einen rentablen Verkehr bietet. Versuche, den Fluß auf dieser Strecke dienstbar zu machen, sind gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und in dem jetzigen gemacht worden. Im Jahre 1788 z. B. wurden für österreichische Truppen Lebensmittel auf dem Alt in die Walachei hinabgeführt, und 1837 entstand sogar eine Alt-Schifffahrtsgesellschaft, die sich freilich 1844 schon wieder auflöste. Ein Ingenieur Schuster unternahm zwei Mal eine Fahrt von Boica bis nach Rimnik in der Walachei auf einem Fahrzeuge, an dem, um die bedenkliche Geschwindigkeit einiger Stromschnellen zu paralysiren, Seitenruder angebracht waren. Die 12 km lange Strecke zwischen der Einmündung der großen Lotru und dem Kloster

[1]) S. H. Kiepert's Karte: Dacia. Tab. II im Corp. Inscr. Lat. vol. III.

Kozia ward bei der zweiten Fahrt in 40 Minuten zurückgelegt. Auf der 60 km langen Strecke von Boica bis Kalimanesti senkt sich der Spiegel des Alt von 365 m auf 290 m Meereshöhe herab, was ein Durchschnittsgefäll von 1:800 ergiebt, während der Rhein auf der Strecke von Bingen bis St. Goar nur ein Durchschnittsgefäll von 1:2418 hat, von da bis Koblenz 1:5111 und von Koblenz bis Köln 1:4358. Das Gefäll des Alt vermindert sich an einzelnen Stellen auf 1:1600, wächst aber bis auf 1:400, d. h. es übertrifft sogar noch das des Rheins im Niederloch (1:480). Bei hohem Wasserstande schießen die schlammgefärbten Wasser des Stromes bei der verminderten Reibung reißend dahin, bei niedrigem wächst die Schwierigkeit, die durch Felsbarren gebildeten Stromschnellen zu besiegen, so daß die Bewohner des Alt-Defilees wohl früher das Schauspiel erwarten dürfen, eine Lokomotive auf einem längs des Flusses angelegten Schienenwege dahinbrausen zu sehen, als einen Flußdampfer, der gegen die rauschenden Wasser des Flusses ankämpft.

Wie interessant und anheimelnd auch das Leben in Hermannstadt für mich war, freudig begrüßte ich am Mittage des 17. Juli 1880 nach mehreren düsteren Regentagen die ersten schwachen Anzeichen besseren Wetters und wanderte mit Bergstock und Reisetasche über Heltau dem noch von dichten Wolkenschleiern umhüllten Gebirge zu. Von dem freundlichen Heltau, das einst durch Sichelnfabrikation bekannt gewesen sein soll, seit mehr als 300 Jahren aber ein Sitz von Wollarbeitern ist, wanderte ich auf durchweichtem Wege nach Talmesch (Talmács), dem letzten Dorfe vor dem Gebirgsthore, in dem man neben den Rumänen noch eine Gemeinde deutscher Zunge trifft. Reges Leben herrschte auf der Dorfstraße, da gerade, als die niedersinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen das über dem Kamm des Hochgebirges lagernde Gewölk röthete, die große Herde weißer Rinder und schwarzer Büffel heimkehrte in die „gewohnten Ställe". Da mich mein Fuhrmann am nächsten Morgen lange warten ließ, wanderte ich den Weg nach Boica entlang, betrachtete den, von den regen geschwellten Wassern des Klein Talmescher Baches bei seiner Einmündung in den Cibin abgelagerten, mächtigen Schuttkegel und erstieg eine zwischen der Straße und dem Zusammenfluß von Alt und Cibin gelegene Anhöhe, welche die Trümmer einer im 14. Jahrhundert zur Deckung des Passes angelegten Burg trägt. Der Fuhrmann ließ mir fast zwei Stunden Zeit, von dieser alten Warte aus das Gebirgsthor und die sich zu beiden Seiten desselben erhebenden Massen zu betrachten, dann kam er herangejagt mit der später in Siebenbürgen noch öfter gehörten Entschuldigung, die auf der Weide befindlichen Pferde hätten sich durchaus nicht wollen fangen lassen. In scharfem Trabe eilten die mageren, kleinen Pferde auf das von theilweise sehr reichen rumänischen Viehwirthen bewohnte Boica zu. Warum der gleich hinter Boica am Wege gelegene, viereckige Wachtthurm gerade der „rothe" heißt, dürfte schwer zu sagen sein; vielleicht verdiente der ältere Träger dieses Namens, dem 1533 die Hochwasser des Alt ein Grab gruben, den Namen mehr, vielleicht hat auch er ihn schon von einem Vorgänger geerbt. Eng treten die Felsenmassen zusammen, so daß auf dem schmalen Thalboden oft nur Raum für den Strom und die längs desselben hinführende Chaussee ist. Unter einem Winkel von 30° steigen zu beiden Seiten die Lehnen auf, an denen man 300 und oft 500 m emporblickt bis zu denjenigen Stellen, wo sie mit geringerer Steigung zu den rechts und links des Passes gelegenen Kuppen emporführen.

Bei den Biegungen der Straße ist das Bild oft ein eng begrenztes; nach allen Seiten hin sieht man sich von steilen Berglehnen umschlossen, deren hüben wie drüben 500 m über dem Thalgrunde liegende Partien oft nur 2 km von einander entfernt sind. Der 1389 m hohe Claibultiului liegt in der Horizontalprojektion nur 3½ km von der 352 m hoch gelegenen österreichisch-ungarischen Hauptcontumaz entfernt, und etwas weiter unterhalb steigt auf der rechten Seite in gleicher Entfernung vom Thale der Dialu Badului zu 1531 m empor. Die 1500 m überragenden Punkte nähern sich von beiden Seiten bis zu einer Distanz von 12 km, während der 2073 m hohe Vérfu Mare (d. i. großer Berg) von einem westlich des Surul gelegenen, 2014 m messenden Punkte fast um das Doppelte entfernt bleibt. Schroffe, nackte Felsenwände sieht man selten; erst unterhalb der großen Lotru-Mündung besitzt eine längere Strecke einen schaurig wilden Charakter. Uebrigens zeigten im Jahre 1880 die mit mehr oder minder dichter Vegetationsdecke umhüllten Lehnen und die schön gebaute Straße großartige Bilder der Zerstörung. In Folge der anhaltenden Regengüsse war von den erweichten Gehängen oft auf weite Strecken hin das Erdreich mit mächtigen Felstrümmern niedergestürzt. Hier lagen unterhalb der wundgerissenen Berglehnen die Schuttmassen, umhüllt von breiartigem Schlamme, mehrere Meter hoch auf der Straße, dort waren sie über dieselbe hinweg in die graugelben, hoch geschwollenen Fluten des Alt gestürzt und von ihnen bereits theilweise mit fortgeschwemmt als neues Material für die, aus dem Strome hier und da emportauchenden, niedrigen Inseln. Nicht geringer als das Staunen über die Verheerung elementarer Gewalten war meine Verwunderung über die Kletterfähigkeit und Ausdauer der kleinen Pferde, die den Wagen und, wenn wir es nicht vorzogen, zur Schonung unserer Knochen abzusteigen, auch uns über diese Trümmer hinwegbrachten. Nach längerem Aufenthalte auf der k. k. Contumaz und noch längerem auf der rumänischen setzten wir unsern Weg zu Fuß nach dem etwa 7 km entfernten rumänischen Dorfe Chineni fort, zwischen dessen, zu beiden Seiten des Alt gelegenen Häuschen und Baracken wir in einem leidlichen Gasthause ein von einer kugelrunden Italienerin recht schmackhaft zubereitetes Mittagsessen einnahmen. Die gute Chaussee hört vor Chineni auf, und zwei schlechte Straßen führen, die eine über Pitesti nach Bukuresti (Bukarest), die andere über Rimnik in die sogenannte kleine Walachei. Wir fuhren auf einer auch für den Transport von Fuhrwerken dienenden Fähre über den rauschenden Fluß, verfolgten eine Strecke den Weg nach Pitesti und erstiegen dann eine Anhöhe, von der man einen guten Ueberblick über die Südabhänge des Gebirges genießt. Der Kamm des Hochgebirges befand sich noch in Wolken, die wenigen Bergdörfer lagen in den Thälern versteckt, auf einem Raume von 1000 qkm sah man nichts, als die gras- und waldbedeckten welligen Höhen, die im Süden in den Kozia-Bergen und der Kette jenseits der großen Lotru noch einmal zackige Konturen annehmen und den Ausblick in das Hügelland und die Ebene der Walachei verdecken. Lange betrachtete ich das fremdartige, starre und doch großartige Bild, dann stieg ich herunter zum Flusse, um die Rückreise anzutreten.

Hatten uns die Fährleute auf der Herfahrt fast eine Stunde warten lassen, weil möglicherweise die Besitzerin der Fähre übersetzen würde, so erhielten wir jetzt noch eine längere Mußezeit, um uns das Dorf und mehrere, in glänzendem Sonntagsputze auf schmutzigen Thürschwellen hockende und von zutraulichen Schweinen umspielte Zigeunerinnen zu betrachten. Die acht sonnenverbrannten Fährleute, welche barfüßig, nur mit einer dünnen, leinenen Hose und einem langen, durch Strick oder Gürtel um die Hüften zusammen-

gehaltenen Hemde bekleidet waren, konnten sich über die Theilung des zuletzt eingenommenen Geldes nicht einigen. Als sie nach einem sehr erregten, durch die freundlichsten Epitheta gewürzten Wortwechsel hiermit glücklich fertig waren, vertranken sie erst ihre Schätze, bis sich schließlich zwei von ihnen, die keinen Ban mehr in der Tasche hatten, anschickten, meinen Begleiter und mich auf einem wenig Vertrauen erweckenden Boote hinüberzuführen. Wegen der starken Strömung zogen sie das Boot eine beträchtliche Strecke am Ufer stromauf und fuhren dann reißend schnell schräg über die Wellen. Den Zeitverlust einzuholen, eilten wir rüstig vorwärts, hatten aber an der rumänischen Contumaz bald eine neue Geduldsprobe zu bestehen, da sich der dienstthuende Korporal anfänglich gar nicht blicken ließ und schließlich die zahlreich harrenden mit ausgesuchter Langsamkeit abfertigte. Die Uhr ging auf acht, als ich nach Talmesch zurückkehrte, und dennoch mußte ich weiter, da ich für den Abend meine Ankunft im Girelsauer Pfarrhause zugesagt hatte. Ich beschloß einen Fußweg einzuschlagen. Mein Fuhrmann versicherte mit einem Ausrufe des Erstaunens über meine Karten[1]), ich würde auf dem kürzesten Wege nach Girelsau kommen, geleitete mich an die Fähre über den Cibin und „hatte die Ehre, sich ganz gehorsamst zu empfehlen".

Ich wanderte zunächst 4 km nach Osten und hatte zur linken Hand 150 bis 200 m hohe Felsenwände, an deren Fuße einzelne Weingärten lagen, zur rechten den flachen Schwemmboden zwischen dem Zusammenfluß des Alt und Cibin; dann wandte ich mich nach Norden und eilte auf mondbeleuchtetem Pfade zwischen den hart an den Fluß tretenden Bergwänden und dem von Bäumen umsäumten Ufer des Alt hin. Bald ward der Raum zwischen Berg und Fluß breiter, und, während der Mond hinter Wolken verschwand, der verwachsene Pfad undeutlicher, der Boden in Folge der Regengüsse und Anschwellung des Alt sumpfig. Unsicher tappte ich eine Strecke weiter, dann versank ich bis über die Knie im Morast. Noch reichte der durch die Wolken dringende, schwache Lichtschimmer des Mondes für mich hin, meinen Kompaß zu befragen. Durch dick und dünn, durch Sumpf und aufgeweichte Maisfelder arbeitete ich mich westwärts bis an den Fuß der Höhen durch und wandte mich dann wieder nordwärts. Anfangs ohne Weg und Steg weitergehend, schließlich auf einem schlüpfrigen Feldwege erreichte ich gegen zehn Uhr die Chaussee. Der Schimmer eines Lichtes und Hundegebell verkündeten die Nähe Girelsaus, vor dessen gastlichem Pfarrhause ich bald in einem wahrhaft desolaten Zustande anlangte.

[1]) Die Sektionen der vortrefflichen österreichischen Generalstabskarte (1:75000). Zone 23, Col. 30, 31 und Zone 24, Col. 30.

Dr. Kuntze's Reise um die Erde.

Ein tüchtiges und viel neues enthaltendes Buch ist Dr. Otto Kuntze's „Um die Erde" (Leipzig 1881, P. Frohberg, Preis 6 M.); durch die offenbare Gediegenheit seiner Angaben, seinen nüchternen wissenschaftlichen Ton, wo es gilt alteingewurzelte Vorurtheile zu beseitigen, durch sein Eingehen selbst auf die gewöhnlichsten Dinge, über welche doch Interessantes in Menge berichtet wird, zeichnet es sich vortheilhaft aus. Obwohl die Reise selbst, an welcher Anfangs auch der Afrikaforscher K. Mauch theilnahm, schon in den Jahren 1874 und 1875 ausgeführt wurde, bieten doch diese „Reiseberichte eines Naturforschers" nicht nachträglich Ueberarbeitetes und durch Studium Ergänztes, sondern nur Auszüge aus dem Tagebuche, nur Selbsterlebtes, für das der Autor einstehen kann; was das Buch dadurch vielleicht stylistisch verliert, gewinnt es an Lebendigkeit und Zuverlässigkeit. Vielbereiste Gebiete, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Japan und Aegypten, überging Dr. Kuntze ganz, um sich z. B. über St. Thomas, Portorico, Trinidad und besonders Java ausführlicher zu verbreiten. Vortrefflich und nachahmenswerth ist der auf die Indices verwendete Fleiß; dieselben umfassen volle 20 Druckseiten und sind nach folgenden Rubriken geordnet: Anthropologie und Ethnologie; Botanik; Geographie; Mineralogie, Geologie und Paläontologie; Zoologie. Die größte Ausbeute trägt neben Botanik, der Fachwissenschaft des Autors, die Anthropologie und Ethnologie davon; eigentliche Geographie weniger. Daß der Ton des Verfassers beim Korrigiren falscher Ansichten oft etwas heftig und gereizt wird, sei nicht verschwiegen; er mag sich doch erinnern, daß er auch irren kann, wie es ihm denn S. 474 passirt, das arabische Wort rajah-Heerde und das sanskritische radscha-König für identisch zu halten, oder wie er S. 429 Hindu, Indogermanen und Dravida durch einander mengt. Doch das nebenbei! Das Buch ist jedenfalls aller Beachtung werth, weil reich an Belehrung. Wir geben im Folgenden einige kurze Proben, zunächst den Abschnitt über das berüchtigte Todtenthal auf Java (S. 359).

„Wohl ist über keinen Gegenstand in der Welt so viel phantasirt und mysticirt worden, als über das Todtenthal Javas, Pakamaran geheißen.

Früher ließ sich alle Welt aufbinden, daß durch Ausdünstungen giftiger Urticeen-Bäume — Antiaris — durch das sogenannte Upasgift (Upas heißt eigentlich Gift), Tausende von Menschen und allerhand Thiere, darunter Tiger, Rhinozeronten, Schlangen, Vögel getödtet wären und dort lägen; später fand man die aus der Erde strömende Kohlensäure als die schreckliche Ursache der angehäuften Leichen und noch neuerdings spukt es in guten wissenschaftlichen Büchern von dergleichen Schrecknissen, trotzdem Junghuhn das Terrain erweitert hat, bei vielen Besuchen einzig und allein nur eine und dieselbe Leiche eines Menschen zweimal gesehen und bei einigen Besuchen gar keine Kohlensäure fand. Das Todtenthal ist nichts weiter als eine Fabel. Dieses Todtenthal im Dienggebirge ist ein enger, kleiner Kessel, vielleicht ein ehemaliger Nebenkrater, keineswegs 1/4 Meile breit, zu dem ein besonderer Weg erst hinaufführt, der am Ende durch ein Geländer abgeschlossen ist; dann geht man 100 Schritte bergab und dort ist eine kahle, etwa 6 bis 7 qm haltende Fläche, wo einige Steine liegen und der Regen etwas Dammerde angeschwemmt hat; an dem Rande dieser flachen Stelle grünt und wuchert die Vegetation; ringsum ist alles dicht bewachsen; nur Bäume sind nicht mehr vorhanden, jedenfalls in Folge des Holzmangels von den Javanern weggeholt; zwei schmale Fußwege führen herunter, die ich betrat, trotzdem mein Führer und Diener mich mit äußerst ängstlichen Mienen zurückzuhalten suchten und erste-

rer mich wiederholt an den Kleidern hielt; ich sah keine Spur von Gerippe, trotzdem mein Diener mir verdolmetschte, daß wenn ein Vogel dahin fliege, er stürbe; ich bin hinunter gegangen und gesund wieder heraufgekommen. Mag eine Kohlensäure-Exhalation zeitweise stattfinden; zur Zeit war keine Ansammlung von Kohlensäure dort; ich habe weder etwas gerochen, noch war mein glimmender Zunder, den ich vor mir hielt, ausgelöscht. Selbst von todten Insekten und Cadavern kleiner Thiere war keine Spur zu sehen. Den Warnungen des Führers gab ich kein Gehör, weil ich meinte, man müsse der Volkssage, der Tradition, etwas zu Gute rechnen, und dann führt ja ein Pfad hinunter, und wo andere gegangen sind, konnte ich es auch; vor allem aber sagte ich mir, daß erst mein niedergehaltener glimmender Zunder von Cocosholz auslöschen müsse, ehe mir Gefahr drohen könne. Das ist das berüchtigte Todtenthal, die schlimmste Stelle desselben, an anderen Stellen des Dienggebirges sind keine solche engen, windfreien Kessel und kann sich daher die Kohlensäure gar nicht derartig ansammeln, daß sie warmblütigen Thieren gefährlich werden könnte.

Aber nach Jahrzehnten noch werden Bücher und Zeitungen die Fabel vom Todtenthal weiter verbreiten, oft bona fide aus Unkenntniß, oft aber auch in der Manier von Harper's Weekly Illustrated Newspaper, das z. B. voriges Jahr (1874) eine schöne Abbildung brachte, wo Australinsulaner zu Ehren ihres gestorbenen Häuptlings sich den Haifischen opferten und fast reihenweise ehrlich aufgefressen wurden, obwohl noch kein Fall glaubwürdig nachgewiesen ist, daß ein Haifisch einen lebenden Menschen im Meere angegriffen hat.

Und nun noch eins: Tiger, Rhinozeronten hat es im ziemlich bevölkerten, gut gebauten, so gut wie ganz entwaldeten Dienggebirge seit vielleicht Jahrhunderten nicht mehr gegeben. Ach! wenn doch die Leute zu Hause von dem, was sie nicht beurtheilen können, was ihnen weit entlegen und fremd ist, nicht immer nur das Absonderlichste und Schrecklichste am ehesten glauben wollten!"

Erfreulich und interessant ist folgendes Bild, welches Dr. Kuntze von den javanischen Schulen entwirft. „Am 5. Juli besuchte ich eine einheimische Schule. Es war ein langes Gebäude, halb offen, in dem drei Schülerklassen neben einander ohne Scheidewände von drei Lehrern Unterricht fanden. Die Schüler, über 100 an der Zahl, kauerten und knieten mit untergeschlagenen Beinen vor schrägen Schultischen. Schulstunden sind früh von 7 bis 10 und 10½ bis 12 Uhr. Rauchen der Schüler ist erlaubt. Im Schulzimmer hängen eine Weltkarte und eine große Karte von Java; es wird alles im Malayisch gelehrt, dieses mit lateinischen Buchstaben geschrieben und in holländischer Vocalaussprache gelesen. Verfolgen wir einmal das Examen, das der Lehrer mit der ersten Klasse anstellte.

Als wir eintraten, waren sechsstellige Decimalexempel an der Wandtafel ausgerechnet worden. Schau, schau, das konnten im gebildeten Preußen bis 1875 95 Proc. der Bevölkerung nicht; mit Decimalen zu rechnen lernen letztere erst, seitdem das neue Maß-, Gewicht- und Münzsystem eingeführt ist. Nun ließen wir uns aber auch sechs gemeine Brüche addiren, das ging sammt Einrichten, Kürzen u. s. w. recht flott. Das Interessanteste war mir der Feldmesserunterricht und die geleisteten praktischen Arbeiten der Schüler. In diesem Lande, wo die Felder meist jährlich aufs Neue vertheilt werden, ist dies von größter Wichtigkeit. Das muß ich gestehen, ich löse dieselben Aufgaben der Feldmeßkunst nicht; darin sind mir diese Javaner überlegen.

Von europäischen Kindern, die hier meist mit einheimischen aufwachsen, ist folgendes zu erwähnen: sie sprechen das h wie ein scharfes j aus und verschlucken in Doppelconsonanten am Ende der Silben das d oder t, z. B. statt Hund jan; es soll den Eltern und Lehrern viele Mühe machen, ihnen diese den Einheimischen nachgeahmte Manier wieder abzugewöhnen.

Von großem Interesse sind, um noch eins hervorzuheben, die vielen Aehnlichkeiten in Formen und Gebräuchen, welche Kuntze zwischen Japanern und Annamiten abweichend von den Chinesen fand (vergl. S. 190 bis 196, 215, 216, 220 und 246). Eine solche Menge von Analogien kann wohl kaum rein zufällig und an zwei Punkten unabhängig von einander entstanden sein. Ob und wie eine Uebertragung stattgefunden hat, ist unseres Wissens nicht nachweisbar; die Japaner sind zwar nicht Ureinwohner ihres Inselreiches, sondern vom Festlande her eingewandert, indessen anscheinend vom Westen oder Nordwesten, nicht vom Südwesten her. Die Sprache der Annamiten ist eine einsilbige, die der Japaner dagegen eine mehrsilbige, welche in Betreff der Struktur dem Mandschu und Mongolischen ähnelt (F. Müller, Allgemeine Ethnographie S. 457).

Folgende Aehnlichkeiten fielen also unserm Naturforscher bei Japanern und Annamiten auf. Die kleinste Münze heißt bei beiden Zabek, und die länglich viereckige Silbermünze Annams korrespondirt mit den japanischen Bu. Die Gesichtszüge und deren Ausdruck ähneln sich sehr; sie erscheinen nicht so verschlagen, wie bei den Chinesen; es drückt sich darin das gleiche ruhige Selbstbewußtsein und Wohlwollen, der Mangel an Geldsucht, die Bescheidenheit aus. Die Gesichtsfarbe ist bei beiden etwas dunkler, als bei den Chinesen, die Nase breiter. Die Einrichtung der Häuser ist gleich; auch dasselbe erhöhte Podium, wo sie auf Matten knien oder kauern. Die Chinesen dagegen sitzen auf Stühlen. Die Vorderseite der Häuser ist in Annam und Japan mit Matten verhängt, das Hausmobiliar ähnlich und beidemal einfach. Die Chinesen gehen oft barhaupt ohne Tuch trotz der rasirten Schädel, auch im stärksten Sonnenscheine aus, während der gewöhnliche Japaner stets ein blaues Tuch bandartig um den Kopf bindet, ähnlich dem Annamiten; bei beiden ist das Tuch nicht so lang und umfangreich, wie es zu einem Turban gehört. Die Schärpe der Annamiten und ihrer Frauen findet sich in Japan wieder, nicht in China. Japaner trugen bisher nicht Hosen; auch Annamiten, wahrscheinlich aus dem Innern, sah Kuntze später in Saigon, die statt Hosen ein Unterkörper und Füße deckendes Zeug trugen, wie es die Japaner sonst ähnlich, nur größer auch hatten. Todesfurcht scheinen die Annamiten, ähnlich den Japanern, weniger zu besitzen, als die Chinesen. In den annamitischen Tempeln mit geraden, nicht wie in China meist gebogenen Dächern, herrscht die größte Einfachheit, wie in den japanischen Schintotempeln; auch die ähnlichen Trommeln und stehenden Glocken, auf denen außen leidlich hübsche Figuren sich befinden, sind in den Tempeln beider Länder äußerst ähnlich; die Glocken werden in Annam gleichfalls mit einem Holz von außen angeschlagen. Vor dem Tempel in Annam befinden sich zuweilen zwei Wasserreservoirs wie in Japan, was Kuntze in China nicht beobachtete. Die annamitischen Gottesäcker befinden sich stets im Walde, wie fast immer in Japan, und nie in China (hier stets auf kahlen Bergen).

An den Gewässern Annams sieht man denselben halbzahmen, weißen, schlankhalsigen Reiher wie in Japan, den Kuntze in China wenigstens nicht bemerkt hat.

In Annam soll nach Stein eine uns räthselhafte Sittenfreiheit der Mädchen bis zur Verheirathung herrschen; ähnlich ist es in Japan, wo die Prostitution ein Regierungs-

monopol ist und diese Dirnen gut erzogen werden, wo ihre Handlungsweise nicht für ehrlos gilt, so daß sie, weil sonst gut erzogen, oft gute Heirathspartien machen, wonach sie bloß noch einem Manne zugethan bleiben. In China herrschen in dieser Beziehung ganz andere Sitten.

Die Betelkauerei ist in Annam sehr in Schwung (in China fast gar nicht), so daß alle Leute, auch Frauen, schwarze Zähne und brennendrothes Zahnfleisch und Lippen haben. In Japan, wo man Betel nicht kaut, weist die Liebhaberei der schwarzen Zähne und rothbemalten Lippen bei Frauen auf ihre südliche Herkunft (nach Kuntze; s. oben) hin; es ist ein Ueberbleibsel der frühern Sitte des Betelkauens.

In einer Schmiede sah der Autor die Arbeiter kauern, wie in Japan — in China stehen oder sitzen sie.

Dem Tempeleingang gegenüber findet man in Annam stets eine massive hohe Mauer mit abgestumpften Ecken und Kanten, auf welcher gewöhnlich halbplastisch ein bizarrer Tiger mit schrecklichem Blick und meist gesattelt sich befindet. Aehnliche Tigerfratzen findet man auch manchmal in Japan an Tempeln, aber in Holz geschnitzt, und doch giebt es dort keine Tiger.

Beim Einladen von Sandballast sah Kuntze die Annamiten sich derselben eigenthümlichen, an einem vorn umgebogenen Holze befestigten Hackespaten bedienen, welche von den Japanern allgemein zum Ackerbau verwendet werden, die er aber in China nicht zu Gesicht bekam.

In Japan und Annam brennt man Tabak mit Holzkohlen an, in China mit glimmendem Papier, das man auf besondere Art zur Flamme anbläst, oder mit Zunderstrick.

Der eigenthümliche Mittelkonsonant von s und j z. B. in Fusijama (ausgesprochen Fujsi), findet sich auch in Annam z. B. in dem Worte Dschjampa (Provinz in Annam).

Der Volksstamm nördlich von Anglor, jetzt Halbwilde, von dem abzustammen indeß der König von Cambodgia sich rühmt, heißt Samure resp. Samrais (französische Schreibart). Dies ist genau dasselbe Wort, mit dem man in Japan die Zweischwerterklasse, beziehungsweise Kriegerkaste, bezeichnet. Daß dieser Volksstamm jetzt halbwild ist, beweist nicht, daß er es auch früher war; es läßt sich durch Analogien sogar auf das Gegentheil schließen. So sind z. B. die Cambodgianer jetzt ein in der Civilisation heruntergekommenes Volk, wie man aus den früheren Prachtbauten und den jetzigen schlechten Bauten folgern darf; verhältnißmäßig noch mehr scheinen es dem Verfasser die Annamiten in Cochinchina zu sein — denn deren durchschnittlich intelligente Gesichtszüge lassen auf eine vergangene höhere und Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende andauernde Kultur schließen. Die ewigen Kriege der nördlichen, kräftigen Annamiten und der Siamesen sowohl, als die jetzt noch fortdauernden Bedrückungen und Erpressungen der Mandarinen im Innern Indochinas, welche verursachen, daß jetzt noch viele Leute in die Wälder entfliehen und verwildern, lassen das Zurückkommen ganzer Volksstämme leicht erklären.

Eine weitere annamitisch-japanische Eigenschaft scheint die der häufigen Forts zu sein, in denen sämmtliche Beamte und deren Angehörige wohnen mußten. In Annam und Japan ist das Kinderadoptiren sehr in Schwung, in China gar nicht. Annamiten und Japaner sind keine tüchtigen Handelsleute, dagegen sind es die Chinesen meist auffallend. Die Ponys der Annamiten tragen am Hintertheile Metallschellen, wie in Japan.

Diese vielen Analogien stützen nach Dr. Kuntze die Ansicht, daß die Japaner den Annamiten eng, den Chinesen wenig verwandt sind; indessen erklärt er bescheiden, daß er zu kurze Zeit in Annam und China gewesen ist, um ein bestimmtes Urtheil abgeben zu dürfen (S. 196), wie er denn durch diese seine Mittheilungen nur zu exacteren Studien anregen will. Aufgefallen ist ihm ferner, daß die Japaner es lieben, die Bäume nach Art des in Hinterindien häufig angepflanzten Eriodendron orientale in horizontalen Ast-Etagen zu züchten; als Folge einer Reminiscenz der vermuthlich aus Hinterindien stammenden Japaner wäre dies leicht erklärlich.

Wir haben im Vorstehenden einige interessante Stellen herausgegriffen — das Buch ist reich an solchen und verdient, zumal bei seinem billigen Preise, weitere Verbreitung.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Dekonowki im Kreise Bachmut ist, wie die „Charkow. Gub. Wjed." mittheilen, ein Lager sehr guten Steinsalzes von 11 Sashen (23,5 m) Mächtigkeit entdeckt worden.

— Dem „Porjadok" zufolge haben im Jahre 1880 Vorarbeiten zu Bewässerungsanlagen stattgefunden in dem Raume zwischen dem Azowschen Meer im Süden, der Molotschna im Westen, der Woltscha im Norden und der Straße Marinpol-Bachmut im Osten. Es sind hier etwa 1500 Werst nivellirt und zur geologischen Untersuchung Tiefbohrungen bis 52 Fuß tief an 10 Punkten, Schürfungen an 55 Punkten ausgeführt worden. Aehnliche Arbeiten sind in den Gouvernements Jekaterinoslaw, Saratow und Samara zur Hebung der dortigen Nothstände im Gange.

— Ueber die Volksbildung der Tataren im Gouvernement Saratow berichtet das dortige statistische Comité: Im Gouvernement leben 77 549 Tataren, 3,8 Procent der ganzen Einwohnerzahl. Alle können ihre Muttersprache lesen und schreiben. Die Kinder werden unterrichtet in Schulen, deren es bei jeder Moschee giebt, und an denen nur die Mullahs unterrichten; aber nur die Knaben besuchen die Schule, die Mädchen erhalten Unterricht im Hause. Eine bestimmte Dauer des Schulbesuches ist nicht festgesetzt, jeder nimmt daran Theil, bis ihm Lesen und Schreiben und die Hauptgesetze der Religion geläufig sind. An vier höheren tatarischen Schulen werden die Glaubenslehren gründlicher und auch Arithmetik gelehrt; jede der letzteren Schulen hat im Winter 150 bis 200 Schüler; die Lehrer derselben müssen wegen der höhern Vorbildung auch die Wallfahrt nach Mekka und Medina gemacht haben. Wohlhabendere schicken ihre Söhne zur weitern Ausbildung nach Kazan, oder ins Ausland nach Buchara und Stambul.

— Die „Orenb. Gouv. Ztg." entnimmt dem Bericht des statistischen Comites des Gouvernements Orenburg, daß die Zahl der Wohnplätze dieses Gouvernements am 1. Januar 1881 sich auf 2589 belief; es sind dies 1660 mehr, als der Bericht von 1866 angab, weil in jenem Jahre zahlreiche Bergwerksanlagen, Fabriken und einzelne Höfe nicht aufgenommen waren und weil eine größere Anzahl von sol-

chen, namentlich auf den Kazakenländereien, erst in letzter Zeit neu entstanden sind.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft vom 4. (16.) November 1881 wurden die ersten Mittheilungen gemacht über die Ergebnisse der anthropologischen Forschungen des aus dem Ural zurückgekehrten Herrn Malachow. Dieser hatte zunächst die im Jahre 1880 entdeckten Spuren des vorhistorischen Menschen weiter zu verfolgen und die Anfänge der Kultur im südlichen Ural zu erforschen, wo vor Herrn Malachow noch Niemand gearbeitet hatte. Daneben wandte er aber auch der heutigen Anthropologie seine Aufmerksamkeit zu, namentlich bei den Permjaken und den Tscheremissen im Gouvernement Wjatka; er besuchte deren heidnische Feste, beobachtete ihre Opfergebräuche, nahm einige anthropologische Messungen vor und erlangte eine Sammlung von Photographien nationaler Typen. Endlich nahm Malachow sorgfältig eine Anzahl Inschriften ab, die mit rother Farbe auf den Felsenufern der Flüsse Wishera, Tagil und Njesh angebracht sind.

— Nach den Listen des Medizinaldepartements für 1881 zählte man in Rußland 13 869 Aerzte, 1685 Thierärzte, 381 Zahnärzte. Apotheken gab es 1931, darunter 7 homöopathische.

Asien.

— Nach Mittheilungen, die von Dr. Albert Regel an die geogr. Gesellschaft in Petersburg gelangt sind, hatte dieser Ende Juli a. St. Samarkand verlassen, war am Zerafschan aufwärts gegangen, hatte das Quellgebiet dieses Flusses am 15. August erreicht und gedachte den Winter in Schugnan zuzubringen.

— Lieutenant Conder (Globus XL, S. 286) ist im November mit seiner Aufnahme-Abtheilung und den Resultaten seiner ersten Kampagne aus dem Ostjordan-Lande nach Jerusalem zurückgekehrt. Die Aufnahme von etwa 500 engl. Quadratmeilen ist bereits vollendet, und dabei hat sich herausgestellt, daß die Arbeiten im Osten des Jordan rascher von Statten gehen, als im Westen. Dabei steht die Billigkeit von Lebensmitteln und Futter in starkem Gegensatze zu dem schweren Gelde, welches die Beduinen für Eskorte fordern. Gesammelt sind über 600 Namen; mehr als 200 Ruinenstätten wurden untersucht, etwa 400 Cromlechs entdeckt und Pläne, Skizzen und Photographien aufgenommen. Die Cromlechs kommen an einzelnen Stellen besonders zahlreich vor; sieben solcher Centren hat man bereits aufgefunden, ferner einige Menhirs (aufgerichtete Steine) und auch Steinkreise in Verbindung mit den beiden erwähnten Klassen von Denkmälern. Zu den bisher — allerdings nicht zum ersten Male — untersuchten Oertlichkeiten gehören Hesbon, Eleale, Madeba, Baal Meon, Nebo, Pisgah, die heißen Quellen von Kallirrhoe, das Jordan-Thal und Rabbath Ammon, wo man ein Gebäude aus der Sassanidenzeit fand. Die Ausbeute an Inschriften war sehr gering (zwei griechische, ein römischer Meilenstein), besser diejenige an arabischen Traditionen.

— Teheran ist im November zum ersten Male mit Gas beleuchtet worden. Für den Schah war bei dieser Gelegenheit auf dem Hauptplatze eine Tribüne errichtet worden; Kanonen wurden abgefeuert und die Nationalhymne gespielt.

— Ueber die Beweglichkeit der Sanddünen im südlichen Persien enthält General A. Houtum-Schindler's neuester Reisebericht (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. 1881, S. 207 ff.) interessante Angaben. Die Felder einiger Dörfer östlich von Kaschan haben auf der Windseite sechs bis sieben Fuß hohe Mauern, gegen welche der Sand sich anhäuft; von der Spitze der Mauer wird der Sand bis zur nächsten Mauer geweht, eine Strecke von 30 bis 40 m, die sandfrei bleibend zum Ackerbau benutzt wird. — Etwa 11 engl. Meilen nordwestlich von Yezd liegt von hohen Dünen umgeben, das große Dorf Ischkzär („Thränenfeld"), und am Anfange desselben eine Moschee. Im Februar wie auch im Juni und August sah Schindler nur die Spitze des Thurmes, im November waren die Dünen, welche die Moschee verdeckt hatten, beinahe ganz verschwunden und das große Gebäude mit hohen Mauern sichtbar. Im Dorfe selbst stieg man im Februar von der Straße auf die Dächer der Häuser, später waren die Dächer 5 Fuß über dem Sande. In den zahlreichen Dörfern zwischen Ischkzär und Yezd beschützen hohe Mauern die vielen Gärten; doch kommt es häufig vor, daß ganze Gärten mit allen Maulbeerbäumen — die Einwohner beschäftigen sich meist mit Seidenraupenzucht — in einigen Stunden vom Sande vergraben werden.

Afrika.

— Im Auftrage der Pariser Geographischen Gesellschaft hat Henri Duveyrier eine Liste sämmtlicher in Afrika astronomisch bestimmter Punkte, circa 3000 an der Zahl, hergestellt und bei jedem derselben Breite, Länge, Namen des Beobachters und Methode der Bestimmung beigefügt. Die Pariser Gesellschaft, welche die Herausgabe des Werkes übernimmt, leistet damit der Geographie einen wesentlichen Dienst und liefert speciell den Kartographen ein unschätzbares Hilfsmittel.

— Nach dem „Athenäum" (Nro. 2822) scheint es fast, als wollte die Belgische Afrikanische Gesellschaft alle ihre Reisenden aus Ostafrika zurückziehen. Jedenfalls ist die Expedition nach Njangwe, welche Stanley die Hand reichen sollte, seit Popelin's Tode definitiv aufgegeben worden. Die einzigen belgischen Forscher im Innern sind gegenwärtig Becker, welcher die Vorräthe in Tabora beaufsichtigt, und Ramaekers in der Station Karema am Tanganjika-See. Das für letztere bestimmte stählerne Dampfboot ist zwar zusammengesetzt worden, aber von der Maschine sind einige Röhren unterwegs verloren gegangen. Dr. Van den Heuvel, welcher am 10. Oktober 1881 in Zanzibar eintraf, bleibt dort als Agent der Gesellschaft, während Roger, wie schon gemeldet („Globus" XL, S. 351), Stanley Unterstützungsmannschaften zuführt.

Südamerika.

— Dr. Jules Crevaux rüstet sich schon wieder zu einer neuen Reise in Südamerika. Diesmal soll er den Rio Paraguay und einen von dessen Nebenflüssen hinauffahren wollen, um so die Wasserscheide zwischen diesem und dem Amazonenstrome zu erreichen. Er verlegt also sein Operationsfeld nach Süden in das Centrum des Erdtheils.

— Die Regierung der Provinz Buenos Ayres hat Ensenada zu ihrem neuen Sitze erwählt.

— Don Ramon Lista, wohlbekannt durch seine Reisen in Patagonien, steht im Begriff, eine Expedition längs des Fußes der Anden nach Punta Arenas an der Magalhaes-Straße zu führen. Er gedachte in Begleitung einiger argentinischer Offiziere im November von Bahia Blanca aufzubrechen.

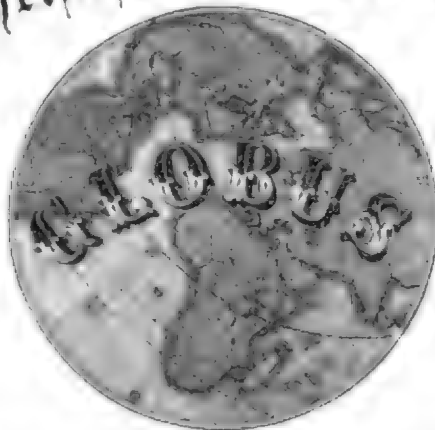
Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI.



№ 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Eine Reise durch Mingrelien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

II.

Der Weg von Novo-Senaki nach Noagalewi führt durch die fruchtbarste Landschaft. Herrliche Maisfelder wechseln mit dichten Gehölzen ab, in denen Eichen und Nußbäume um den Vorrang streiten; dann wieder folgen große Maulbeerpflanzungen oder weite Strecken, auf denen der halbwilde Weinstock sein üppiges Geranke um die Stämme und niederen Aeste der Bäume schlingt, bis in deren höchste Gipfel dunkler Epheu emporklettert. Die Trauben des fast ohne jede Kultur sich selbst überlassenen mingrelischen Weines reifen sehr schnell und zeichnen sich durch besondere Süße und feines Aroma aus. Von dem Plateau von Martwily, an dessen Fuß Noagalewi liegt, hat man einen weiten Ueberblick über das mingrelische Tiefland mit seinen kleinen Hügeln, Flüssen, reichen Feldern und den ziemlich zahlreichen Dörfern, welche letztere durch die Entfernung entschieden gewinnen. Imposant ist der Anblick der fünf großen Wasserläufe des Landes, des Ingur, Rion, Tzchenis-Tzchali, Techur und Abascha, die sich mit ihren Nebenflüssen wie ein Netz von breiten silbernen Bändern durch den bunten Teppich der Landschaft hinziehen. Nicht, wie die Mehrzahl der mingrelischen Ortschaften, in oft weit von einander getrennten Gehöften, sondern eng zusammengebaut, liegt Noagalewi wie in ein Nest von dichtem Grün eingebettet zwischen zwei ansehnlichen Bergen. Der eine derselben, der Tabakella, ist, dem Volksglauben nach, dem Bösen und allen seinen Geistern geweiht; unzählig sind die Spukgeschichten, deren Schauplatz der herrliche wildreiche Wald auf seinem Gipfel sein soll. Dem andern Berge, oder vielmehr den auf ihm errichteten Gebäuden, verdankt Noagalewi seine ganze Bedeutung. Neben einer alten, aus der Zeit Konstantin's des Großen stammenden Kirche erhebt sich hier die mächtige Kathedrale von Martwily, die seit der Selbständigkeit Mingreliens als Begräbnißstätte der Herrscher des Landes gedient hat, ein großartiger Bau in Kreuzform mit hohen Wölbungen und Seitennischen. Ein aus carrarischem Marmor aufgeführtes prachtvolles Grabmal ist dem Andenken des im Jahre 1853 verstorbenen Fürsten David Dadian geweiht; mehr aber als dieses in der That großartige Kunstwerk interessiren den Fremden die reichen Schätze an Reliquien, mit Gold und Edelsteinen verzierten Kirchengewändern und Mitren, kostbaren Kreuzen, Ornamenten und Geräthen, vor allen Dingen aber die alten mit Bildern und Initialen reich verzierten Evangelien-Handschriften. Alle diese Gegenstände, die einen ungeheuern Werth repräsentiren, sind in buntem Durcheinander in einem speicherartigen Raume der Kirche, der Ikonostasis gegenüber, aufgehäuft. Die kleine Thür, die dazu führt, soll in Kriegszeiten vermauert worden sein; heute überrascht die gleichgiltige Sorglosigkeit, mit der man den kostbaren Schatz hier aufbewahrt, ohne Aufsicht, ohne sichern Verschluß. Rings um die Kathedrale erheben sich noch eine Anzahl alter, zum Theil in Verfall befindlicher Gebäude: die Wohnung des Bischofs, einige kleine Kapellen und ein großes stattliches Haus, in dem bei den Trauerfeierlichkeiten für die verstorbenen Fürsten die aus allen Theilen des Landes zusammenströmenden Adelsfamilien ein Unterkommen fanden. Die Sitte der

großen Versammlungen und tagelang währenden Trauerfeste ist übrigens in Mingrelien ganz allgemein und in allen Klassen des Volkes üblich. Gleich nach dem Ableben eines Familiengliedes werden berittene Boten zu allen, wenn auch noch so entfernt wohnenden Freunden und Verwandten ausgesandt, um sie zu dem Tirili, dem Tage des Weinens vor der Bestattung, aufzufordern. Bei den weiten Entfernungen und dem schlechten Zustande der Wege vergehen oft eine bis zwei Wochen, ehe die Geladenen eintreffen; so lange muß der Todte unbeerdigt bleiben. Ist endlich die Versammlung vollzählig, zu der nie einzelne Abgesandte einer Familie, sondern stets alle Mitglieder derselben sich einfinden, so wird die Todtenklage abgehalten. In langer Procession, zu zwei und zwei neben einander gehend, Sänger und Klageweiber voran, ziehen die Versammelten, meist mehrere hundert, bei Begräbnissen von Adligen oft zwei-

Einwohnerinnen von Zugbidi. (Nach einer Photographie.)

bis dreitausend Personen, nach dem Hause, in dem der Todte in einem verschlossenen Sarge liegt. Die eigentliche Trauerfeier, bei der die Familie des Verstorbenen unter einem schwarzen Baldachin auf der Erde sitzt, Männer und Weiber von einander getrennt, beginnt mit allgemeinem Weinen und Klagen. Dann folgen, von den verschiedenen Familienhäuptern unter den Anwesenden gehalten, Reden zur Verherrlichung des Todten, zum Troste für die Hinterbliebenen, Ansprachen an den Dahingeschiedenen, dazwischen immer neue Klagen und Trauergesänge. Die Sitte verlangt es, daß die weiblichen Hinterbliebenen sich dabei die lang aufgelösten Haare zerraufen, das Gesicht mit den Nägeln zerfleischen, oder wenigstens den Versuch dazu machen, denn neben einer jeden von ihnen muß eine Frau aus der Versammlung sich niederlassen, die das Amt hat, die Aufgeregte durch Festhalten der Hände an dieser Aeußerung ihres Schmerzes zu verhindern. Ist auf diese Weise der größte Theil des Tages hingebracht, so wird ein gemein-

sames Mahl abgehalten, zu dem vorher ein eigenes Gebäck, das sogenannte lawasch, ein weiches, leicht knetbares Brot, angefertigt worden ist. Die von weither gekommenen Gäste übernachten im Trauerhause, oft eng genug an einander gedrängt. Die am folgenden Tage stattfindende Beerdigung gilt für den nebensächlichen Theil der Feier; auf einem mit schwarzem Baldachin bedeckten Wagen steht der Sarg, rings um ihn kauern laut heulende Klageweiber; die Hinterbliebenen schreiten hinterher, die Wittwe des Verstorbenen auf einem mit reichem Silberschmuck versehenen Pferde, wieder begleitet von zwei Frauen, die ihr die Hände halten, in langem, ungeordneten Zuge folgt die heulende, schreiende Schaar der Theilnehmenden zum Begräbnißplatze. Die Kosten einer solchen Bestattungsfeier, der nach Ablauf von vierzig Tagen ein zweiter Tag des Weinens mit neuen Trauerreden und großem Festmahle folgt, sind sehr erheblich. Einen Theil der Leistungen an Verpflegung u. s. w. bezahlen die Gäste im Einzelnen; außerdem giebt jede der geladenen Familien der Familie des Verstorbenen eine gewisse Summe, die jedoch nur als ein Darlehn betrachtet wird. In einem neben dem Trauerhause errichteten Zelte nimmt einer der Hinterbliebenen diese Darlehen entgegen, deren Höhe ordnungsmäßig gebucht wird, und die bei dem nächsten Trauerfalle in der Familie des Darleihers in der nämlichen Weise zurückerstattet werden.

Auch die Hochzeitsfeiern der Mingrelier, denen Madame

Auf dem Bazar in Zugdidi. (Nach Photographien.)

Serena zu verschiedenen Malen beiwohnte, sind reich an eigenthümlichen Gebräuchen. Im Allgemeinen wird die Ehe hier von der rein geschäftlichen Seite betrachtet und als ein Vertrag zwischen den Familien der beiden Betheiligten abgeschlossen, wobei vornehmlich auf Gleichheit des Standes oder wenigstens des Vermögens gesehen wird. So kommt es denn auch nicht selten vor, daß Kinder, die man schon in ganz jugendlichem Alter verlobt hat, im zehnten oder zwölften Lebensjahre mit einander verheirathet werden. Bei der kirchlichen Trauung darf die Mutter der Braut nicht zugegen sein, bei dem unmittelbar darauf folgenden Mahle auch nur ein kleiner Kreis von Verwandten. Ist dieses Mahl abgehalten, so kehrt der Neuvermählte in seine Wohnung zurück, die er jetzt erst für die Aufnahme der Gattin einzurichten beginnt. Ist diese noch sehr jung oder der junge Gatte noch nicht im Stande, eine Familie zu erhalten, oder treten irgend welche Hindernisse ein, so bleibt das Mädchen oft noch jahrelang im Hause ihrer Eltern. In den meisten Fällen aber sind die nöthigen Einrichtungen in wenigen Tagen getroffen, und die junge Frau wird von den Freunden ihres Gatten bald im Triumphe heimgeführt. Dem Zuge, in dessen Mitte die Braut reitet, das Gesicht mit einem dichten Tuche verhüllt, folgen ihre Angehörigen und Freunde, sämmtlich zu Pferde. Unter Gesängen und Reiterkünsten aller Art wird der Weg zurückgelegt; im Hause des Gatten angelangt, muß die Braut sich von ihren Freundinnen schmücken lassen; dann beginnt das Hochzeitsmahl, das im Freien unter blumengeschmückten Zelten und Lauben abgehalten wird, und bei dem die neben ihrem Gatten sitzende Braut weder ein Wort sprechen, noch etwas

genießen darf. Während mehrerer Tage werden diese Gelage wiederholt, bei denen nicht weniger als vierzig oder funfzig verschiedene Speisen aufgetragen und die großen Krüge des vortrefflichsten kaukasischen Weines unermüdlich geleert werden. An jedes Mahl schließen sich Tänze, Gesänge und Belustigungen aller Art an. Nach altem Brauche muß sich der junge Gatte gegen den Schluß des Festes verstecken, um dann unter lärmender Lustigkeit von seinen Gefährten gesucht, aus seinem Versteck gezogen und unter Stößen und Püffen und scheinbarem Widerstreben seinerseits in das Brautgemach gebracht zu werden.

Eine große Rolle bei diesem, wie bei allen mingrelischen Festen, spielt das **tschonguri**, die landesübliche Guitarre, mit deren gehaltenen Tönen das Volk seine Tänze und Gesänge begleitet. Im Allgemeinen ist das musikalische Element bei den Mingreliern wenig entwickelt; ihre Lieder sind, wenn auch nicht unharmonisch, so doch in hohem Grade eintönig; kräftige, schöne Stimmen ungemein selten.

Unweit Noagalewi befindet sich einer der schönsten Punkte des schönen mingrelischen Landes: der Fall des Abascha, der hier inmitten einer reichen Waldlandschaft eine breite Felsstufe hinab und in das klare, tiefe Becken eines Sees stürzt. Von dem Reichthum und der Ueppigkeit der Vegetation rings um diesen See kann man sich nur schwer einen Begriff machen. Der hohe Buchsbaum und der Lorbeer, diese herrlichsten Zierden der kaukasischen Waldungen, wech-

Mingrelisches Dorf. (Nach einer Photographie.)

seln mit Eichen und Kastanien ab; dazwischen stehen, im Grün halb versteckt, kleine Holzhäuser, der Mehrzahl nach Wassermühlen, deren Besorgung, als verhältnißmäßig leichte Arbeit, hier zu Lande fast allgemein den Frauen überlassen wird.

Nach mehrtägigem Aufenthalte in Noagalewi begab sich Madame Serena nach Zugdidi, der alten Hauptstadt des mingrelischen Fürstenthums und heute noch Residenz der Wittwe des Fürsten David Dadian. Ohne Eisenbahn oder eine andere direkte Verbindung mit dem Schwarzen Meere, ist Zugdidi ganz isolirt und infolge dessen auch eher ein Marktflecken, als eine Stadt zu nennen. Sollte die einmal projektirte Eisenbahn von Suchum Kale nach Novo-Senaki zur Ausführung kommen, so würde sie den kleinen Ort berühren und ihn in Kurzem zu einem nicht unwichtigen Verkehrscentrum machen; würde doch zugleich auch die benachbarte fruchtbare Provinz des Zamurzachan einen geeigneten Zwischenmarkt für ihre reichen Produkte gewinnen. Rings um die Stadt, in näherer und weiterer Umgebung, zeigen sich zahlreiche alte Burgen und Festungen, sowie auch Klöster und Kapellen an den Berghängen; der Mehrzahl nach eigentlich nur noch Ruinen, aber auch als solche Erinnerungen an eine Zeit, auf die das Volk und mehr noch die fürstliche Familie mit Stolz zurückblickt. In der kleinen, weitläufig gebauten und mit Gärten untermischten Stadt von etwa 1000 Seelen lebt die ehemalige Herrscherin des Landes noch heute keineswegs als einfache Privatperson. In den Augen und im Munde des Volkes ist sie noch immer die Tedopali, die „Mutter der Mütter“, und so ist sie ebenso wie ihr Sohn, der mediatisirte Fürst Nikolaus, der

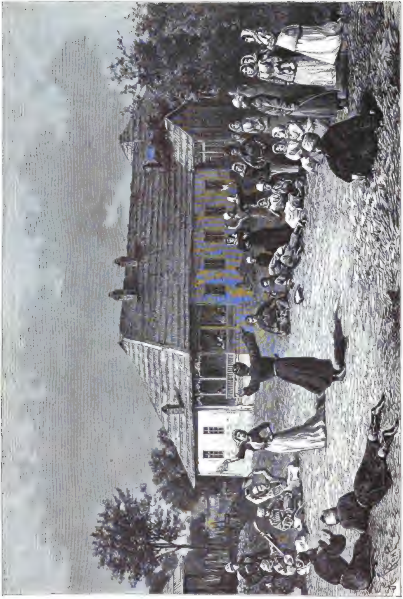
in Gorli residirt, beständig von einem freiwilligen Hofstaate umgeben, welcher sich aus Mitgliedern der mingrelischen Adelsgeschlechter zusammensetzt und in seiner ganzen Stellung und Anordnung an mittelalterliche Lehnsverhältnisse, d. h. an die ihnen gleichenden mingrelischen Zustände von vor nicht zwei Jahrzehnten, erinnert. Die Stadt Zugdidi hat während des orientalischen Krieges viel zu leiden gehabt; zuerst für kurze Zeit von den Russen, dann monatelang von den Truppen Omer Paschas besetzt, wurde es von diesen letzteren um so weniger schonend behandelt, als die russischen Sympathien des mingrelischen Fürstenhauses zweifellos waren. Die Fürstin, die bei dem Ausbruche des Krieges erst seit wenigen Wochen die Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn führte, sah sich gezwungen, sich in ein entlegenes Bergschloß zurückzuziehen. Als in Folge einer Offensivbewegung des russischen Corps die türkischen Truppen die Umgegend von Zugdidi verließen, war die ganze Landschaft verwüstet, die alten fürstlichen Schlösser niedergebrannt. Es ist bekannt, wie die Fürstin später an der Spitze ihrer Milizen selbst Theil an dem Kriege nahm, eine Handlungsweise, die ihr in den Augen ihres Volkes den Nimbus des Heldenthumes verliehen hat. Nach Beendigung des Krieges durch ein kaiserliches Edikt nach Petersburg berufen, um ihre Söhne dort zu erziehen, legte sie die Verwaltung des Landes in die Hände eines Conseils nieder. Der kurze Aufschwung, den Mingrelien unter der Regierung des Fürsten David zu nehmen begonnen, den die Regentin zu fördern gedacht hatte, war durch die Folge des Krieges schon gehemmt worden, jetzt fand er sein Ende. Unmittelbar nach Erreichung seiner Großjährigkeit gab Fürst Nikolaus seine Einwilligung zu der russischen Annexion Mingreliens.

Jeder Reisende, der heute nach Zugdidi kommt, findet unter dem gastlichen Dache der Fürstin Dadian die bereitwilligste Aufnahme. So auch Madame Serena. Wenige Tage vor Ostern in der Stadt eingetroffen, wohnte sie in Begleitung der „Dedopali" allen Ceremonien und Lustbarkeiten bei, welche hier bei Gelegenheit dieses größten

Mingrelischer Pflug. (Nach einer Photographie.)

Festes der griechischen Kirche stattfinden. Am Charfreitag wird die Reihe dieser Festlichkeiten mit einem großen Jahrmarkte eröffnet, der in dem Bazar von Zugdidi für die Stadt und ihre ganze Umgebung abgehalten wird. In der Nacht zum Ostersonntag findet in den drei Kirchen der Stadt feierliche Messe statt. Die buntgedrängte Versammlung in ihrer malerischen Tracht, die zahllosen Lichter — denn jeder der Andächtigen muß eines in der Hand halten — die lautlose Stille, mit der die zahlreiche Menge das: „Christe agdga" (Christus ist erstanden) des Priesters erwartet, um dann sogleich in die jubelnde Antwort: „Tschesmaridad!" (Ja, in Wahrheit!) auszubrechen, das alles ist ein unvergeßlicher Eindruck. Nachdem die üblichen Beglückwünschungen, Umarmungen und Küsse unter den Versammelten gewechselt sind, kehrt alles in die Häuser zurück, wo jetzt, um vier Uhr Morgens, das große feierliche Liebesmahl abgehalten wird, das sich mit kurzen Unterbrechungen bis zum Mittag hinzieht, und zu dem jeder geladen und willkommen ist. Früher war es Sitte, daß sämmtliche Bewohner der Residenz dieses Liebesmahl als Gäste des Fürsten auf dem Schlosse einnahmen, heute vereinigen sich hier nur noch außer der Familie und dem „Hofstaate" wenige bevorzugte Personen und die Geistlichkeit. Keiner der Gäste darf mit leeren Händen zu diesem Mahle kommen; wer nicht ein Osterlamm oder ein Milchschwein bringt, begnügt sich mit der ebenfalls symbolischen Gabe einiger Eier, die in unglaublichen Mengen zu diesem Zwecke hierhergebracht werden.

Am Nachmittag des Ostertages beginnen die drei Tage währenden Volkslustbarkeiten, zu denen sich Hoch und Gering auf einer weiten, grasigen Ebene vor der Stadt versammelt. Hier werden die nationalen Tänze der **lesginska** und des **absakuri** mit unermüdlichem Eifer und wahrer Begeisterung ausgeführt. Die Zuschauer sitzen im Kreise und begleiten die eintönigen Tanzweisen mit Händeklatschen und lauten, wild klingenden Zurufen. Die Lesginska, ein langsamer, graziöser Tanz, wird oft unter scherzhaften Wechselreden der Tänzer ausgeführt, denen die ganze Versammlung lauscht, und bei denen sich die geistige Gewandtheit und Schlagfertigkeit des mingrelischen Volkes in bestem Lichte zeigt. Dieses Tamascha oder Tanzfest am Ostersonntage und den darauf folgenden Tagen bildet den Anfang der

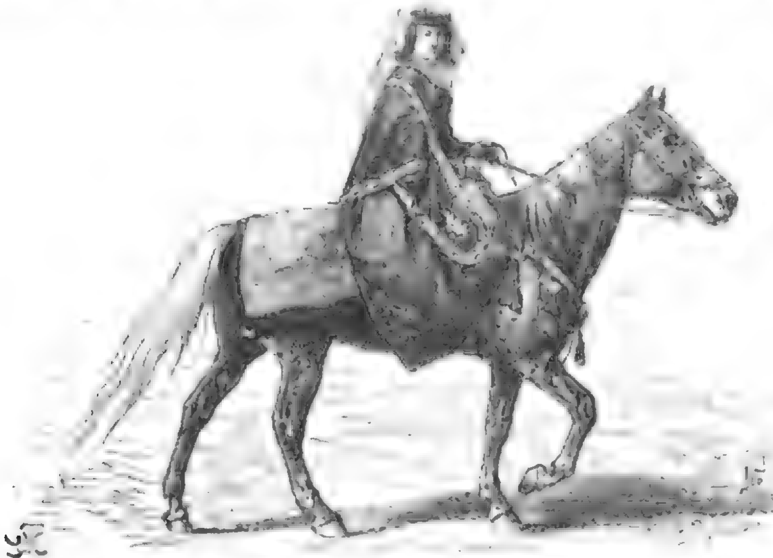


Tanzfest vor einem Hause in Nicoscia. (Nach Photographien.)

Digitized by Google

Reihe ähnlicher Feste, die während der Sommermonate und bis zum Beginn der Seidenernte allsonntäglich gefeiert werden. Gemeinhin schließen sich an die Tänze noch Belustigungen durch Reiterkünste und Aehnliches an. Die malerische Tracht des Volkes, die sogenannte tscherkessische Kleidung, giebt für den Zuschauer auch hierbei wieder einen Hauptreiz in dem bewegten Bilde ab.

Als die Reisende nach Zugdidi gekommen war, hatte noch hoher Schnee auf allen Bergen der Umgegend gelegen, nach wenigen Tagen schon war er den Strahlen der Frühlingssonne gewichen und jetzt lag die ganze Landschaft im reichsten Schmucke da; vor allem war es die wilde Azalee mit den goldgelben Blüthen, welche die weiten Ebenen wie in leuchtendes Gold getaucht erscheinen ließ. Verschiedene Ausflüge in die Umgegend führten Madame Serena und Andere auch bis an die durch den Ingur gebildete Grenze von Zamurzachan, des räuberischen Gebietes, um dessen Besitz früher Abchasien und Mingrelien mehr als einmal gestritten haben. Heute haben die Russen einen dauernden Belagerungszustand über das kleine unruhige Land verhängt. Die Dörfer in der ganzen Ebene von Zugdidi zeichneten sich vor allen, welche die Reisende bisher in Mingrelien zu Gesicht bekommen hatte, durch eine wohlthuende Reinlichkeit aus. Die Zäune, welche die ausgedehnten Gehöfte umfassen, waren hier fest und dauerhaft gefügt und in bestem Zustande. Inmitten des Gehöftes steht das hölzerne Wohnhaus mit seinen Nebengebäuden, umgeben von kräftigen Apfel-, Birnen- und Maulbeerbäumen, die den grasigen Boden des Hofes beschatten und zugleich als Stützen für die dichtrankenden Weingehänge dienen. Das kleine Wohngebäude mit weit überragendem Dache ist meist ganz ohne Fenster gebaut; zwei einander gegenüberliegende Thüren müssen die beiden einzigen Innenräume ausreichend mit Licht und Luft versorgen. Rings um das Haus, von dem breiten Dache beschirmt, läuft eine Veranda, der Lieblingsaufenthalt und zur Zeit der Seidenernte, wenn der innere Raum des Hauses durch die ausgelegten Cocons in Anspruch genommen wird, auch der einzige Aufenthalt der Bewohner. Von den beiden inneren Räumen dient der eine als Stall für das junge Vieh, das man noch nicht, wie das übrige, im Freien zu



Reitkostüm der Mingrelierinnen. (Nach einer Photographie.)

lassen wagt; der andere mit seiner rings an der Wand laufenden Holzbank, der primitiven Feuerstätte in der Mitte, dem in einer Ecke aufgehäuften Bettenvorrath, dem Stolz der mingrelischen Frau, ist der gemeinsame Schlaf- und Wohnraum für die Familie. Von einem Balken an der Decke hängen Kleider, Vorräthe und die unvermeidliche Guitarre herab. In besonders reichen Familien findet man noch einige große, buntbemalte oder mit Metallbeschlag versehene Holzkisten, welche die Braut als Aussteuer ins Haus gebracht hat; gewöhnlich sind sie vollkommen leer und in dieser bedürfnißlosen Umgebung nur Luxusmöbel. Die Betten, die während des Tages in einer Ecke aufgehäuft liegen, werden für die Nacht auf der hölzernen Bank ausgebreitet, doch sind dies alles Verfeinerungen, die eben hauptsächlich im mingrelischen Tieflande zu finden sind; das Leben der Bergbewohner ist meist unendlich viel einfacher. Die unentbehrlichen Nebengebäude eines wohlhabenden mingrelischen Bauernhauses sind die folgenden: Die Patsa oder die für die Neuvermählten der Familie und für Gäste bestimmte Hütte, deren leichtes Gerüst aus Nußbaumholz mit einer dichten Bekleidung von großen Farnkrautblättern versehen wird; die Magasa und das Begeli, zwei, nebeneinander auf sechs Fuß hohen Pfählen stehende Vorrathshäuser, in deren einem der Mais in Garben aufbewahrt wird, während in dem andern die Vorräthe an Gomi oder Hirse aufgeschüttet werden; beide Häuser sind mit Dächern von Riedgras versehen; das Maranni oder der kellerartige Raum, in dem der Wein in der ursprünglichsten Weise bereitet und aufbewahrt wird; der Reisende, der sich den Geschmack an dem übrigens vortrefflichen Getränke nicht verderben will, thut wohl daran, diesen Raum und die in ihm enthaltenen Gefäße nicht zu genau zu untersuchen; die Maraka oder der ebenfalls auf Pfählen stehende und nur mit einer Leiter zu erreichende Stall für die Schafe und Ziegen; der Sakatnio, ein großer, mit einem Deckel versehener und am Boden befestigter Korb, in den die Hühner für die Nacht eingesperrt werden, und endlich das Giarguali oder die allgemeine Werkstatt, der Aufbewahrungsort für das Ackergeräth und Werkzeug, zugleich der Raum, in dem die mingrelische Bauernfamilie sich im Verein mit ihren Hausthieren den größten Theil des Tages über aufhält.

Der Pflug des mingrelischen Ackerbauers weist den tiefsten Grad von Ursprünglichkeit auf: ein langes horizontales Holzstück, dessen unteres Ende sich in spitzem Winkel krümmt, ein etwa handgroßes Stück Eisen, das an diesem untern Ende festgebunden wird; ein langer Baumast, der als Deichsel dient, das ist das übereinfache Geräth, dessen Leistungen denn auch entsprechend gering sind.

Anerkennenswerth sind die Bemühungen des in Gordi residirenden Fürsten Nikolaus zur Hebung der mingrelischen Landwirthschaft. Eine von ihm gegründete Musterkolonie, Nicoscia, zeigt, was sich mit einigem Verständniß in dieser Beziehung aus dem Lande machen ließe. Die Kolonisten in Nicoscia, die aus einem unfruchtbaren Theile des Landes hierher übergesiedelt, ihre Grundstücke von dem Fürsten in Pacht haben und alle mögliche Unterstützung und Förderung von ihm erhalten, machen durchweg den Eindruck der größten Wohlhabenheit. Das europäische Ackergeräth, dessen sie sich bedienen, die rationelle Bewirthschaftung des Bodens steht im Einklang mit dem Aussehen ihrer nach mingrelischem Styl gebauten, aber durch verschiedene Verbesserungen auch höheren Ansprüchen genügenden Häuser. Das eigenthümliche Gepräge des mingrelischen Lebens, die kindliche Freude an Lustbarkeiten aller Art, verliert sich jedoch auch unter diesen civilisirteren Verhältnissen nicht. Bei ihrem kurzen Verweilen in Nicoscia mußte die Reisende eine festliche Tamascha und ein großes Gelage mitmachen, für welches ihre Anwesenheit den willkommenen Vorwand abgab. Die Unternehmungslust und die Elasticität des Mingreliers jeden Standes und jeden Geschlechtes, sobald es sich um Vergnügungen handelt, ist geradezu staunenerregend. Neben der Tamascha sind es besonders große gemeinsame Partien zu Pferde, mit denen Hoch und Gering die zahlreichen Festtage der griechischen Kirche zu begehen liebt. Alle Mingrelierinnen sind gute Reiterinnen — in der eigenthümlich kleidsamen Tracht von meist leuchtenden Farben, das Baschlyk um die Schultern geschlagen, auf dem Kopfe das georgische diademartige Kaskett, gewöhnlich aus rothem Sammet mit Gold und Perlen gestickt, von dem ein kleiner Gazeschleier herabfällt: so gewähren sie auf den oft reichgeschmückten Pferden den anmuthigsten Anblick, zugleich die schönste Staffage für die Wald- und Berglandschaft.

Es war ein weiter Abstand von dem Aufenthalt in dem freundlichen Zugdidi zu der Tour durch Abchasien, die Madame Carla Serena darauf zu unternehmen gedachte. Mit dem Ueberschreiten des Ingur und dem Betreten des Gebietes von Zamurzachan nahm sie auf mehrere Monate Abschied von allen Anklängen an europäische Kultur.

Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier.

Mittheilung aus dem Museum Godeffroy in Hamburg. Von **J. E. D. Schmeltz.**

II.

Es sei mir zunächst noch gestattet, diese Blätterwulste und die dazu gehörigen Thürme sowie ihre Anfertigung zu beschreiben.

Zu dem unteren Blätterüberwurfe oder Rock werden Blätter einer palmenähnlichen, stacheligen Rohrart verwendet, welche sich im Forste bis hoch in die Baumkronen hinaufrankt und „A Magu“ genannt wird. Diese Pflanze wächst nicht allerorten so häufig, daß es möglich wäre, innerhalb kurzer Zeit einen ansehnlichen, genügenden Blättervorrath zu sammeln. So ist es in der Duke-of-York-Gruppe besonders die Insel „Ba Ulu“, auf deren westlichem „Mauké“ genannten Theile sie besonders reichlich vorkommt; im Blanchebai-Distrikt dagegen und auf dem niedern Birara nicht. Die Duke-of-York-Leute holen deshalb die für die Duck-Duck-Masken nöthigen Blätter von Mauké und selbst die Eingeborenen von Neubritannien (von Nuluana und Matupit) fahren mit ihren Canoes nach diesem 12 englische Meilen von ihrer Heimath entfernten Ort, um die Blätter, in dicke Packen zusammengeschnürt, von hier heimzuschaffen. Die Blätter werden dann auf die Stengel einer „Kaiike“ genannten Liane oder auf ein „Akabai“ genanntes Rohr (bleifederdick und dem Ratang ähnlich) neben einander festgebunden und nun in Ringen über einander befestigt. Am oberen Rande des derartig gebildeten Blätterrockes sind zwei Bügel aus demselben Rohr, für das Durchstecken der Arme angebracht, an denen dann der Rock von den Schultern über den Leib herabhängt, Fig. 1. Einige solcher Blätterringe sind auch am untern Rande der thurmartigen Maske befestigt um die Arme zu verdecken; sollten auch diese noch nicht genügen, so werden zuvor noch einige lose Blätterringe auf dem Oberrand des Rockes herumgelegt, damit Thurm und Blätterrock gut auf einander schließen und die Arme des Trägers genügend verdeckt sind.

Das Gestell oder Gerüst des Thurmes (Aule-ne-Duck-Duck), „des Kopfes des Duck-Duck,“ Fig. 2, wird aus den abgeschabten Blattrippen der „Angeleb“-Palme verfertigt, deren dünne Enden nach oben hin zu einer langen Spitze verbunden werden und als Verzierung derselben einen rothbunten Dracaena-Blätter- oder einen Federbusch tragen. Der untere, fischkorbähnliche Theil wird mit den langen weißen Stammfasern der „Aii“-Palme in geschickter Weise dicht durchwoben und die weitere nun noch folgende Verzierung und Färbung des Thurmes ist reine Sache des Geschmacks. Abstehende Faserkränze, lange, einem Roßschweif ähnliche Faserbündel, ja selbst kleine Canoe-Modelle mit Federguirlanden werden nach Belieben daran angebracht; Gesichter, deren Augen aus weißen Muscheln (Ovula ovum)[1] nachgeahmt sind, Arme und Hände werden darauf gemalt und ebenso oft rund herum Zacken und Kränze. Oft werden auch die Fasern, bevor sie verwebt werden, gefärbt: Schwarz, Roth oder Gelb. Die für die Verzierung verwendeten Farben: „Weiß, Roth, Gelb und Schwarz“ anlangend, sei be-

---

[1] Interessant ist die Verwendung der Ovula bei den Südsee-Insulanern, die fast immer mit dem Ceremoniell im Zusammenhang zu stehen scheint. Hier findet sie an den Duck-Duck-Masken Verwendung, auf den Admiralitäts-Inseln dient sie als Bedeckung der Eichel und wird dort in großem Werth gehalten, auf Palau als Schmuck der Canoes der Häuptlinge, in Viti hängt sie an Schnüren von den Dächern der Tempel herab und das Balkenwerk der Häuptlingshütten ist mit derselben geschmückt; und in Tonga werden die Gräber hervorragender Persönlichkeiten mit dieser Muschel geschmackvoll belegt. Schmeltz.

merkt, daß die weiße Farbe aus feingeriebenem Korallenkalk (Kabang), das Schwarz aus, mit Bananenblättern vermengt gekäuter Holzkohle (Alaki), das Gelb (Alälai) aus der Wurzel des wildwachsenden Alawargingers und das Roth aus dem gelben Saft der Wurzelrinde des Awollastrauches (Morinda citrifolia L.[1]), welchem man „Kabang" zusetzt, in Folge deß die Mischung sich roth färbt, bereitet wird. Zu hie und da angewandter blauer Verzierung verwenden die Eingeborenen „Abenn", d. h.: das von den Handelsstationen eingetauschte Waschblau. Am untern Ende des Spitzthurmes befindet sich, über dem schon erwähnten

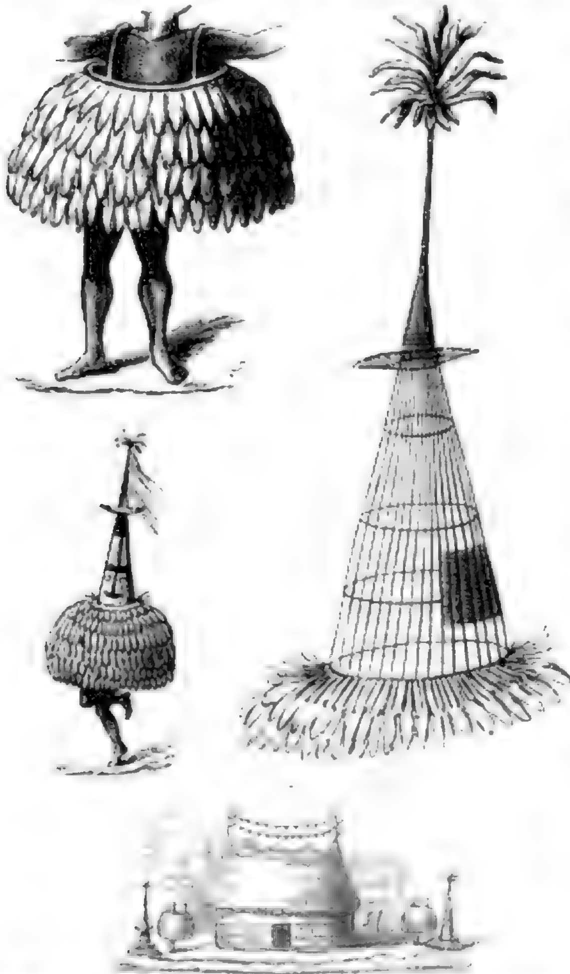


Fig. 1. Blätterrock. — Fig. 2. Gestell eines Kopf-Thurmes. — Fig. 3. Duck-Duck-Tänzer. — Fig. 4. Duck-Duck-Haus.

Amagu-Blätterkranze desselben, noch ein breiter, abstehender Faserkranz. Ist dieser Thurm nun über den Kopf des Trägers gestülpt und ruht auf seinen Schultern, so sind nur noch die Beine desselben bis ungefähr halbweges oberhalb der Kniee sichtbar. Unter den Amagu-Blättern ruhen seine Arme wohl verborgen auf dem Wulste und mit den Händen kann er nun den Aule oder die thurmartige Maske sehr wohl festhalten und während des Tanzes vor dem Ueberkippen bewahren. Fig. 3.

Das Duck-Duck-Haus ist eine niedere Hütte, gleich allen anderen Häusern mit einem Thürmchen an jedem Giebelende (Fig. 4) und einem Schößling darauf. Zwischen beiden Schößlingen sind meist Federguirlanden (A gogollua-wulupem) als ein Zeichen, daß das Haus dem Häuptling gehörig, gezogen, und an den Enden der Zweige des Schößlings sind ebenfalls noch größere hellfarbene Federn befestigt. Hier versammeln sich während der Festesdauer jeden Nachmittag die Männer und Jünglinge zur Vorbereitung und Bekleidung für den Tanz, der, wie schon erwähnt, auf dem freien Platze beim Häuptlingshause nun täglich auch den Frauen und Kindern des betreffenden Distrikts zum Besten gegeben wird. Jeder Tanz dauert nur eine kurze Zeit, denn selbst den ganz nackten Eingeborenen wird es unter dem dicken Blätterwulst und der thurmartigen Maske derartig warm, daß ihnen beim Ablegen dieser Verkleidung der Schweiß in Strömen vom Körper rinnt. Meist tanzt nur immer einer zur Zeit.

Nahe dem Hause liegt am Boden die „Garamudh"-Trommel; sie ist gleich wie die Lali-Trommel der Vitianer aus einem Stück Holz[1]) geschnitzt. Ihre Längsöffnung, durch die das Holz der innern Höhlung mühsam hinausgeschafft worden, ist indeß enger und schmäler als die der vitianischen Trommel. Das Instrument hat den hohlen Ton einer Tonne und wird nicht mit Schlägeln bearbeitet, sondern mit einem hartgeräucherten Amagu-Rohrstock gestoßen, wobei der Musikant das untere Ende des Stockes so lose innerhalb der einen Hand auf der geeigneten Stelle neben die Oeffnung hält, daß derselbe frei auf und nieder springen kann; mit der andern Hand wird der Stock gestoßen, diese aber nach jedem Stoße zur freien Bewegung desselben weit genug geöffnet. Um ein fortwährend gleichmäßiges Trommeln zu erzeugen, bedarf es für diese Art der Musik einiger Geschicklichkeit.

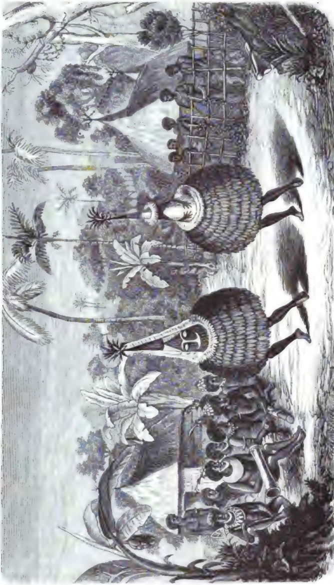
Wo der Pfad vom Duck-Duck-Hause her aus dem Walde auf den, dem Häuptling gehörigen freien Platz mündet, ist eine Art Wand aus aufgestellten Kokosblättern gebildet, damit die auftretenden Tänzer plötzlich von hier hervor auf den Tanzplatz hüpfen können. Am Geschrei in der Nähe des Duck-Duck-Hauses, das bald lauten Schmerzensschreien und dann wieder hellem, kurzem Jauchzen ähnelt, erkennt der die Trommel spielende Eingeborene, wann der Tänzer kommt. Jetzt beginnt er seine Musik und in den nächsten paar Minuten hüpft nun der stumme Tänzer auch auf den Platz, bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine hüpfend und verschiedene Bewegungen nach dem Takte der Musik machend. Hat er in dieser Weise einen Kreis acht oder zehn Mal durchmessen, so ertönt auf der Trommel ein längerer Triller und jetzt hüpft der Duck-Duck in derselben Weise, wie er gekommen, wieder fort. Tanzen ihrer Zwei, so geschieht dies unter Begleitung eines eigenartigen Gesanges mittels der Agodu-Trommel[2]), weshalb dann erst acht oder zehn Mann sich auf dem Platz niederlassen und einer oder zwei von ihnen mit der Hand das Eidechsenfell[3]), mit dem diese Trommel bespannt ist, schlagen. Es muß dieser Tanz gemeinschaftlich eingeübt sein; denn es kommt darauf an, daß beide Tänzer genau dieselben Bewegungen und Biegungen ausführen; er dauert auch indeß nur fünf bis sieben Minuten und nur ausnahmsweise manchmal eine Viertelstunde.

[1]) Diese auch in Viti vorkommende Pflanze heißt dort „n'Drau ni Kure", ihre Blätter werden als Heilmittel benutzt, indem sie auf Wunden gelegt werden. Die Eingeborenen des N.-Brit.-Archipels kennen die Heilkraft der Pflanze nicht, essen aber die Früchte derselben, wenn gut gereift.

[1]) Name des dazu verwandten Holzes: „Ganau", „A Boringei" oder „A Gobolu".

[2]) Schmeltz und Krause. Die ethnograph. anthropol. Abtheilung des Museum Godeffroy S. 66.

[3]) Monitor indicus.



Der Tanz der „Duk-Duks". (Siehe Note 1 auf Seite 27.)

Digitized by Google

Während dieser Festzeit besucht ab und an auch wohl ein Duck-Duck die etwa in der Nähe befindliche Handelsstation; auch mir ist diese Ehre schon widerfahren. Er holt sich dann von dem weißen Manne, denselben mit einigen Sprüngen beehrend und dann still niederkauernd ein Geschenk, welches in etwas Tabak oder ähnlichen Kleinigkeiten besteht. So dauert die verschiedenerlei Belustigung circa vierzehn Tage, dann wird der Duck-Duck der Oberwelt müde, und er muß sterben. Vorher wird ihm aber noch ein großes Essen, ein Abschiedsschmaus, präsentirt; Fische, Tarros, Kokosnüsse u. s. w. müssen wieder tüchtig herhalten und die Weiber kochen und braten zwischen Blättern und heißen Steinen Tag und Nacht, und ganze Haufen fertiger Speise sind endlich bereit gestellt. Am nächsten Tage findet dann die Begräbniß-Ceremonie statt.

Der ganze, bereite Speisevorrath wird nun nach dem Duck-Duck-Hause gebracht und dort in eben so viele große Bündel eingetheilt, als Duck-Duck-Masken vorhanden sind. Ist dies geschehen, so werden die während der Festzeit zusammengebrachten Geschenke an Devaro, Glasperlschnüren, Halsbändern, Spiegeln, Messern, Perlmutterschalen, Stücken Cattun &c., an die Hauptältesten und an die angesehensten unter den anwesenden Eingeborenen, besonders aber an die Häuptlinge vertheilt, welche aus großer Entfernung (die in Wirklichkeit vielleicht nur vier englische Meilen beträgt) ein großes Eßgeschenk brachten. Jedem der Beschenkten wird dabei durch ein zweifaches „Ai" der Versammlung die Befriedigung derselben über seine Annahme der Sachen zu erkennen gegeben. Ist auch dies Geschäft erledigt, so werden die Eßbündel in eine Reihe neben einander gelegt und zu jedem wird ein „Aule" (die thurmförmige Maske) gestellt; sie sollen, daß heißt nämlich „der Duck-Duck soll essen". Nach circa 10 Minuten allgemeinen Harrens stehen zwei der Aeltesten auf; jeder ein rothes Dracaena-Blatt in der Hand haltend begeben sie sich, je einer an die Enden der Eßbündelreihe, hier stehen sie jeder neben dem letzten Thurm das Blatt von sich weg haltend ungefähr eine Minute lang, dann einige Worte sprechend wechseln sie ihre Plätze. Während dem sitzen alle Anwesenden stumm und erwarten die nächste Ansprache jener Beiden an die „Aules"; jetzt geschieht dies, sie sprechen nur fünf oder sechs Worte und werfen dann die Blätter gegen die Thürme; da stürzen plötzlich, wie besessen, unter großem Geschrei schlanke junge Leute auf dieselben zu, ergreifen sie und tragen sie eiligst ins nächste Dickicht. Nun ist der Duck-Duck todt und jetzt gehts emsig ans Oeffnen der Bündel, die Speisen werden vertheilt und es wird gegessen, ähnlich als ob man wochenlang nichts zu beißen gehabt hätte; an Heiterkeit und zwar an großer Heiterkeit fehlt es dabei nicht. Am nächsten Tage werden die Masken verbrannt und weil von den enormen Speisequantitäten, die für den Sterbeschmaus vorbereitet waren, noch übrig geblieben, so hält man auch heute wieder ein tüchtiges Mahl und oft wohl noch ein weiteres an dem nun darauf folgenden Tage.

Hat der Häuptling vielleicht einen, ihm besonders befreundeten Weißen zum Sterbefest des Duck-Duck eingeladen, so bekommt auch dieser als Zeichen der Achtung ein kleines Geschenk, sollte es vielleicht auch nur eine glänzend geschliffene Perlmutterschale sein. Außerdem werden auch wohl zufällig anwesende Fremde, die jedoch zur Duck-Duck-Gemeinschaft gehören müssen, eingeladen. So waren die neubritannischen Eingeborenen, welche meine Bootsbesatzung bildeten und unter welchen sich geschickte Tänzer befanden, auf Mioko Seitens des Häuptlings „Lip Lip" sowohl zu dem Feste, als auch zum Festessen eingeladen. Die gute Sitte erheischt indeß, daß solche geladene Gäste beim Sterbefeste, nachdem sie dem Duck-Duck-Hause nahe gekommen, sich schüchtern stellen, vorerst abseits Platz nehmen und nur nach vorhergegangener mehrmaliger, ausdrücklicher Einladung näher kommen und sich innerhalb des Kreises der Einheimischen niederlassen. Als besonders artig aber wird es angesehen (jedenfalls ist es auch eben so komisch), wenn die Fremden, sobald man zur Eröffnung der Speisebündel, also zum eigentlichen Festmahle schreitet, sich dankend zurückziehen, was denn auch meine neubritannischen Eingeborenen, unter welchen sich einige sehr eingebildete Bengel befanden, wirklich thaten. Dafür werden aber solche Leute, und so wurden auch meine, dann ein paar Tage nachher, wenn der Häuptling noch einmal ein, und zwar das letzte Festmahl

[1]) Alle links am Boden sitzenden Eingeborenen sind von Neu-Britannien, nur der im Hintergrunde stehende (1) sowie der rechts sitzende, welcher die „n'Garamudh"-Trommel spielt (2) stammen aus Mioko. Die links im Hintergrunde stehenden Weiber (3) stammen ebenfalls von Mioko, sind mit flüchtig gearbeiteten, kleinen Schamschürzen aus Bananenblättern bekleidet und tragen Muschelperlschnüre um den Hals, sowie Armringe aus Trochus niloticus angefertigt. Kinder gehen vollkommen nackt auf Mioko und Neu-Britannien, auf letzterer Insel tragen auch die Weiber durchaus keine Bekleidung.

Der ganz links sitzende Eingeborene trägt einen aus von Weißen erhandelten, blauen, rothen und weißen Glasperlen in geschmackvollem Muster verfertigten Halskragen („Médé"), ebenso ist das Ende des Tomahak, den er im Arme hält, gemustert, wie denn auch thatsächlich „blau", roth und weiß die Lieblingsfarben dieser Eingeborenen sind. Kopf- und Barthaar sind mit Kalk weiß gefärbt. Der ihm zunächst sitzende (5) trägt einen Halsschmuck aus Erythrina-Blüthen und rothen Dracaena-Blättern, sein Haar ist mittelst Ruß schwarz gefärbt. Der nun folgende Eingeborene (6) schlägt mit der linken Hand die „Agodu"-Trommel, um den Gesang seiner Kammeraden, nach dem die beiden Tänzer ihre Sprünge ausführen, zu begleiten; er trägt einen, aus Devaro (Muschelgeld) angefertigten Halskragen, im Septum der Nase eine an den Enden mit Perlen gezierte Flügelpose von „Casuarius Bennetti" des „Murubb" („m'Billinbanguh") und in den Nasenflügeln Holzstäbchen mit aufgeschobenen Perlen („Ningirano"). Sein Haar ist mit Oker roth gefärbt, das des hinter ihm zunächst nach rechts sitzenden (7) mit Ruß schwarz, der Bart beider mit Kalk weiß. Im Haar trägt der erstere einen Kopfschmuck, „Kangall" genannt, aus Federn und allerlei anderem Zierrath verfertigt. Der nächste (8), ein junger Geck, musicirt, indem er auf einem circa 2 Fuß langen ovalrunden Stück Holz, das einen hellklingenden Ton von sich giebt, trommelt. Er trägt einen Halsschmuck aus Cuscuszähnen, der ungemein geschätzt wird und oft 50 bis 100 Faden Muschelgeld „Devaro" werth ist, sowie außerdem einen Strang wohlriechender Blätter um den Hals geschlungen. Als Nasenschmuck dienen ihm für die Nasenflügel die erwähnten „Ningirano", für das Septum dagegen ein Strang Perlen; den Armschmuck bilden große Ringe aus Tridacna-(Muschel-)Schale geschliffen, als Schmuck für die Handgelenke hat er Stränge von weißen und blauen Glasperlen, ähnlich „Manschetten", angelegt. Sein Nachbar zur Linken (9) hat sein Haar mit Oker roth gefärbt, den Hals mit wohlriechenden Kräutern, von denen noch ein größeres Bündel im Nacken hängt und den Kopf mit einem Busch Federn („Laggua") des Cacatua ophthalmica geschmückt; in den Ohren trägt er kleine Schweinszähne und im geflochtenen Armband steckt eine eingehandelte Thonpfeife, die auf solche Weise oft von den Eingeborenen herumgeschleppt wird. Das Halsband des letzten in der Reihe (10) ist aus Glasperlen geschmackvoll zusammengeflochten.

Die Augen der Maske des Tänzers links (11) sind aus Muscheln (Ovula) dargestellt.

Der Tambour (2) rechts ruht, währenddem die Neu-Britannier musiciren, von seinen Strapazen, die im Hintergrunde stehenden Weiber (3) sind die des Häuptlings, dessen Haus sich durch die Federguirlande zwischen den beiden Endthürmchen in der Nähe kenntlich macht.

Die auf dem Bilde dargestellte n'Garamudh-Trommel befindet sich jetzt unter Nro. 3802, das von dem mit 8 bezeichneten Eingeborenen gehandhabte Musikinstrument unter Nro. 3803 und die Maske des links dargestellten Tänzers unter Nro. 3808 im Besitz des Museum Godeffroy. Die Hände auf letzterer sind in rother Farbe dargestellt, die Trommel ist mit Kalk weiß angestrichen.

zum Besten giebt, besonders eingeladen und müssen nun tüchtig zulangen. Damit schließt die Zeit der Duck-Duck-Ceremonie für das laufende Jahr, um sich im nächsten in derselben Weise zu wiederholen.

Solche Eingeborene, die nicht zur Duck-Duck-Gemeinschaft gehören, und welche deshalb nur gegen Bezahlung von Devaro hier und da am Feste Theil nehmen können dürfen gleichfalls nie ohne eine besondere Erlaubniß den, dem Duck-Duck geweihten Grund und Boden betreten, gerade wie dies allen Weibern verboten ist. Das für die Fahrt des Duck-Duck Seitens eines wohlhabenden Häuptlings verwendete Canoe ist mit Federguirlanden, Malerei, und an den beiden Schnäbeln mit Schnitzwerk verziert. Ein solches „A Gomm" genanntes Fahrzeug kostet circa 50 und selbst mehr Faden Devaro. Es steht circa 2 Fuß von der Erde entfernt auf Pfosten unter einem schützenden Wetterdach oder Schuppen, so lange es nicht bei solch besonderen Gelegenheiten benutzt wird. Während der Fahrten mit demselben lassen die Ruderer stets Gesänge und Jauchzen ertönen. Solch Canoe ist der Stolz des Eigners, gleichsam seine Staatsequipage.

Es giebt unter den Häuptlingen auf Neu-Britannien reiche Leute, deren Vermögen in einer derartigen Menge von Devaro besteht, daß dasselbe innerhalb eines besondern Hauses aufbewahrt werden muß und gerade diese Leute bilden auch die Tonangeber bei der besprochenen Ceremonie, die ihren Reichthum vermehren hilft. Denn für ihre Auslagen bei den Arrangements, im Vorarbeiten und bei den Speiselieferungen, bekommen sie beim Sterbefest des Duck-Duck das Doppelte und Dreifache an Geschenken zurück; somit ist die Duck-Duck-Ceremonie oder ein Theil der religiösen Gebräuche dieser Eingeborenen auch zugleich ein einträgliches Geschäft für die Häuptlinge [1]), und es liegt daher sehr in ihrem Interesse dieser Gemeinschaft treu zu bleiben, anstatt sich zum Christenthum zu bekehren.

[1]) Ich glaube, daß man in Europa Aehnliches finden kann.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. **F. W. Paul Lehmann.**

II.

Von Girelsau über den Negoi nach Ober-Porumbach.

Der erste Schimmer des Morgens drang durch die halbverhangenen Fenster meines freundlichen Zimmers und lockte mich hinauszuschauen. Klar und rein lag die stolze Bergkette mit den schneebedeckten, vom Frühroth angehauchten Gipfeln vor mir. Der Eindruck war zu überwältigend, das ganze Bild im Schimmer des Frühlings zu schön, und der Wechsel der Färbung und Schattirung zu fesselnd, als daß ich gewagt hätte, das schöne Ganze zu zergliedern und mir die Frage nach den Namen der einzelnen Gipfel und Thäler vorzulegen. Goethe's herrliche Verse: „Hinaufgeschaut! der Berge Gipfelriesen verkünden schon die feierliche Stunde, sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen, das später sich zu uns herniederwendet u. s. w.", kamen mir nicht aus dem Sinn; war es doch, als ob sie für das vor mir liegende Panorama geschrieben wären! Es war in der That eine feierliche Stunde im Fenster des stillen Pfarrhauses, ein reines Genießen ohne alle Reflexion! Der kühle Hauch des Morgens mahnte mich, meinen Anzug zu vervollständigen, und der an meinen Kleidern haftende Alt-Schlamm rief mir meine nächtliche Wanderung in Erinnerung. Noch regte sich im Hause niemand; auch ich verfiel bald in einen erquickenden Morgenschlaf, noch im Traume die schimmernden Höhen bewundernd.

Den Vormittag verlebte ich meistens unter dem Dache des Girelsauer Kirchthurms, der zu einem Beobachtungsplatze wie geschaffen war. Bald war ich mit Hilfe von Kompaß und Karte über die Benennung der Gipfel, Grate, Rücken und Thäler orientirt. Vom breitbuckligen Berfu mare im Mühlenbacher Gebirge bis zum zackigen Bunatore in der Fogaraschen Kette konnte man das Gebirge überschauen. Allmälig senkte sich die flachwellige Linie des Mühlenbacher Gebirges gegen den Rothe-Thurm-Paß, in kürzeren Wellen stieg sie von hier empor zum Surul und führte dann, zackig und vielfach gebrochen, über stumpfe, pyramidale Gipfel zum Bunatore. Durch tief geschnittene Thäler von einander getrennte Ausläufer senkten sich vom Kamme, erst als zackige Grate, dann als steilgewölbte Rücken gegen die den Nordfuß der Kette umsäumende Ebene, so daß das Gebirge einer von der Seite gesehenen, kolossalen Wirbelsäule mit den von ihr ausgehenden Rippen glich. Am Nachmittage wanderte der Herr Pfarrer mit mir nach Frek, um zwei des Gebirges kundige Rumänen als Führer auf den Negoi zu engagiren. Auf dem Heimwege mußten wir unsere Unterhaltung über die in den Dörfern der Alt-Ebene übliche Dreifelderwirthschaft unterbrechen und uns in Geschwindschritt setzen, da drohendes Gewölk aus Nordwest heranzog. Die grauen Wetterwollen jagten bald über uns hin, zum Glücke ohne ihre Wasservorräthe über uns auszuschütten. Die dicht geballten Massen gewährten einen prächtigen Anblick, wie sie sich, Blitze auf die sturmgepeitschte Ebene herniedersendend, gegen das noch zum klaren Himmel emporragende Gebirge heranwälzten.

Beim Abendessen hatten wir auf eine Stunde die Gesellschaft eines rumänischen Geistlichen. Da wir uns deutsch so schlecht verständigen konnten als rumänisch, schlug der Herr Pfarrer eine lateinische Konversation vor, die auch bald leidlich in Fluß kam, da wir das Gefühl keines klassischen Philologen zu schonen hatten. Der Geistliche pries in warmen Worten seine schöne Muttersprache als echte Tochter der lateinischen. Fließend lateinisch sprechen hieß ihm nicht etwa „optime uti lingua latina", sondern fluenter latine loqui, eine Wendung, die direkt aus seinem Cicero stammen sollte! Slavische Ausdrücke waren nach der Ansicht dieses Herrn natürlich selbst in der Sprache der rumänischen Hirten und Bauern gar nicht vorhanden! Als ich an Ausdrücke wie coliba und pojana für „Hütte" und

„Bergwiese“ erinnerte, erhielt ich zu nicht geringer Verwunderung die Antwort, daß coliba selbstverständlich von dem lateinischen cubiculum abstamme.

So schön wie der Morgen gewesen war, gestaltete sich der Abend. Bis nach Mitternacht saß ich mit dem Herrn Pfarrer — der wie ich einst in Berlin ein eifriger Zuhörer Droysen's gewesen war — im Garten unter einem mächtigen Wallnußbaume, mit dem Blick auf das vom silbernen Mondlicht umflossene Gebirge.

Nach herzlichem Abschied brach ich am nächsten Morgen auf, begleitet von dem ältesten Sohne aus dem Pfarrhause, einem soeben in Hermannstadt mit dem Zeugniß der Reife entlassenen jungen Manne.

Daß der sächsische Bauer, welcher uns an den Fuß des Gebirges fahren sollte, längere Zeit auf sich warten ließ, setzte mich nicht mehr in Erstaunen. Endlich fuhr er vor; die reichlich gespendeten Vorräthe wurden auf den mit vier (!) kleinen Pferden bespannten, leichten Leiterwagen geladen; der Sachs bestieg sein Sattelpferd, schwenkte die Peitsche und setzte sein Gespann in Trab. In Frek schlossen sich uns die rumänischen Führer, Joan und sein Sohn Gabriel an, beide beritten. Wir bogen von der Reichsstraße rechts ab und fuhren auf holprigem Wege auf das die 400 bis 500 m hohe Ebene fast um 2000 m überragende Gebirge zu. Die kleinen Gäule griffen munter aus, und, während wir mit unserm Wagen hin und wieder durch einen Rollstein in die Höhe gepufft wurden, flogen der Sachs und die beiden Rumänen auf ihren primitiven Holzsätteln auf und ab. Der Weg führte uns an dem mehrere Meter tief in die Diluvialebene eingeschnittenen Freker Bache entlang, anfänglich durch bebaute Felder, dann durch Hutweiden, aus denen niedriges Gebüsch, hier und da ein geschundener Waldbaum oder ein wilder Birnbaum hervorragten, bis wir zwischen die Ausläufer des Gebirges hineinkamen, und der Buchenwald begann. Der Weg führte uns mehrmals durch das steinige Bett des Baches, dessen rauschendes Wasser den Pferden bis an den Bauch ging. Nach einer von Frek an 13 km langen Fahrt erreichten wir einen zwischen 1200 m hohen —,— bewaldeten Rücken etwa 700 m hoch gelegenen Thalboden „Pojana Niamzului“, auf dem wegen des über das Hochgebirge führenden Saumpfades „Scarisora“ ein einsamer Finanzansageposten liegt. Hier ward Rast gehalten, und der sächsische Fuhrmann entlassen.

Der aus dem Salzburgischen gebürtige Finanzbeamte, welcher in diesem einsamen Thale mit seiner rumänischen Frau, seinen Kindern und seinen vielgerühmten Jagdhunden lebte, war ein Mann mit unstätem Blicke und widerwärtig freundlichem Wesen. Er besichtigte meinen Paß sehr eingehend, ertheilte ihm das Prädikat „sehr gut“ und verlangte dann plötzlich, ich weiß nicht genau, ob für die Führer oder die Pferde, die Zahlung von zwei Gulden. Hatte er gehofft einen Unkundigen zu prellen, so sah er sich getäuscht. Ich erklärte, ich würde bezahlen, aber den einen der Rumänen zum nächsten Bezirksrichter senden, um mich über die Rechtmäßigkeit der Forderung zu informiren. Der Wächter des Gesetzes meinte darauf, wir könnten die Sache bis zu meiner Rückkehr lassen, und hatte bei derselben die ganze Angelegenheit vergessen.

Als die Bahn freigegeben war, beluden wir die Pferde mit unserm Reisegepäck und stiegen eine ziemlich steile Lehne zu dem sich am rechten östlichen Ufer des Baches hinziehenden Gebirgsausläufer empor. Anfangs standen die Buchen auf dem von der Sonne beschienenen Abhange spärlich, und führten Wasserrisse durch den lehmgelben, mit spärlicher Grasnarbe bedeckten Boden, dann betraten wir geschlossenen Buchenwald, unter dessen dichten Kronen der beschattete Boden mit trockenem Laube, dünnem Reisig und hin und wieder einem mächtigen, halbverfaulten Stamme bedeckt war. Eine kolossale Baumleiche, die Joan als eine „Mutter des Waldes“ bezeichnete, fesselte einige Zeit unsere Aufmerksamkeit.

Wir waren bei hoher Temperatur etwas über 400 m emporgestiegen, als wir auf einem Grasplatze unter dem Schatten einer Buche Halt machten und unsere Blicke über das tief unter uns eingeschnittene Waldthal, die jenseits desselben ansteigenden Lehnen und weit hinaus über die mit Dörfern besetzte Ebene und den schimmernden Streifen des Alt in das Innere des siebenbürgischen Hügellandes schweifen ließen. Zwischen 1250 und 1300 m Meereshöhe erreichten wir die obere Buchengrenze, welche mit stattlichen Exemplaren an den hier beginnenden Fichtenwald heranreicht, ähnlich wie auf dem jenseits des Freker Baches gelegenen Ausläufer, wo der 1253 m hohe Clobucel auf seinem Gipfel noch prächtigen Buchenschmuck trägt. Längs des Scara-Ausläufers wanderten wir, bald langsamer ansteigend, empor und wandten uns bei 1700 m, nur noch 3 km vom Kamm des Gebirges entfernt, links, um durch das obere Thal der Stina (Hütte) Boha und über den nördlichen Ausläufer des Moscavo zur Stina Serbota zu gelangen. Im Thal der Stina Boha stiegen die Fichten bis 1500 m empor, während darüber hinaus die steilen Lehnen nur noch mit Fichtengestrüpp, Bergwacholder oder Rasen bedeckt waren. Uebrigens sah man deutlich, wie die Waldgrenze herabgedrängt war, denn unter dem vom Negoi nach Norden laufenden Grate Piciorn Negoi reichte der Fichtenwald in einzelnen Streifen bis über 1700 m empor, während er an denselben Abhängen oft nicht die Höhe von 1500 m erreichte. Von einem Dutzend bellender Schäferhunde umsprungen, erreichten wir die an der oberen Grenze des Fichtenwaldes liegende Stina Serbota, die Sommerwohnung eines rumänischen Schafhirten, der mit furchtbaren Flüchen und drohenden Geberden erst die heulende Meute verscheuchte und dann bereitwillig in seiner rauchgeschwärzten Hütte ein Obdach für die Nacht bot. Den Abend verlebten wir, zumal das Innere der Hütte nicht gerade einladend war, natürlich im Freien und betrachteten, während wir auf einer umgestürzten Riesenfichte unser Abendbrot verzehrten, die länger und länger wachsenden Schatten der Berge, bis der Schein von den höchsten Gipfeln verschwunden war. Ein schimmernder Sternenhimmel war in herrlicher Pracht über den schwarzen Fichtengründen ausgespannt, als wir unser aus frisch gehauenen Zweigen bereitetes Nachtlager in einem Winkel der Hütte aufsuchten. Als wir am nächsten Morgen aufbrechen wollten, fehlte Gabriel, der den mit der Bergwanderung unzufriedenen und bei Nacht verschwundenen Pferden nachgeeilt war. Nach längerem Sperren und Zaudern entschloß sich Joan auf mein energisches Drängen ohne seinen Sohn zum Aufstieg auf den Negoi.

Wir stiegen nach Süden gegen den Kamm empor. Neben uns schäumte in tief geschnittenem Felsenbette der linke Quellarm des Riu mare von Porumbach und stürzte in einem stattlichen Fall über den Rücken einer steil nach Norden fallenden Gesteinsbank hinab. Ueber Trümmerhalden gelangten wir unter den Steilabfall des Moscavo (2261 m) und kamen unter diesem entlang kletternd auf eine Einsattelung des Kammes (2120 m), von der wir zum ersten Male unsern Blick über die fremde Bergwelt des rumänischen Abhanges schweifen ließen. Steile Grashalden überschreitend, gingen wir auf der südlichen rumänischen Seite nach Osten weiter, bis wir an den Steilrand einer

von Süden in den zackigen Kamm hineingreifenden Schlucht kamen, jenseits welcher sich der Negoi erhob, ein mächtiger, dreigipfliger Berg, zwischen dessen Scharten und Schluchten uns mehrere Schneefelder entgegenschimmerten. Plötzlich setzte sich Joan nieder und erklärte, weiter könne er als bejahrter Mann nicht gehen, hier müßten wir hinab und dann so und so und so — er zeigte mit dem Stocke — an der andern Seite in die Höhe; er werde nöthigenfalls winken und schreien! Was war zu thun? Wir sahen zwar den Fuß der sich vor uns absenkenden steilen Grashalde, aus der hin und wieder eine Felsenzacke hervorragte, nicht, beschlossen aber doch hinabzusteigen und kamen glücklich auf den öden, mit Geröllagern und dichten Schneebänken bedeckten Boden der Schlucht, von dem wir etwa noch 500 m bis zu dem, unseren Blicken jetzt durch vorspringende Felsen verdeckten Gipfel des Negoi emporzuklimmen hatten. Langsam kamen wir an den steilen Felslehnen empor, bis wir über einen mit großen Gesteinsplatten und kleinen Schieferstücken bedeckten, spärlich begrasten Abhang von 28 Grad zum Gipfel (2536 m) gelangten. Wolken zogen über die in langer Reihe liegenden, sich theilweise deckenden Gipfel, wurden aber von einem starken Winde immer wieder zerrissen. Nach Osten hin, in den wildesten Theil des Gebirges, blieb die Aussicht am meisten verdeckt, war aber trotzdem nach dieser Seite hin am interessantesten, denn der Sturm ballte die Wolken bald zusammen, bald riß er sie in Fetzen und jagte sie in den nach Norden führenden Querthälern gegen den zackigen Kamm empor. Ein schimmernder Dunst verschleierte die ferne Donauebene. Dreißig Kilometer lang liefen steilgewölbte, begraste und von Wasserrissen gefurchte Rücken nach Süden, in Form und Farbe ohne anziehenden Wechsel. Hier und da zeigte sich auf dem Rücken der dunkle Fleck eines kleinen Knieholzbestandes, aus den engen, unbewohnten Thälern blickte düsterer Fichtenwald. Wilder und mannigfaltiger gestaltete sich der schmälere, tief gefurchte Nordabhang, über den hinweg man auf die an den Silberfäden der Bäche aufgereihten Dorfschaften der Alt-Ebene blickt. Wie fast alle Gipfel des Kammes, hat der Negoi seinen Steilabfall nach Siebenbürgen, über 600 m tief senkt er sich unter einem Winkel von 45 Grad ins Laitathal hinab.

Als wir mit einer Abweichung von dem am Vormittage zurückgelegten Wege bei Joan anlangten, erhielten wir eine langathmige Belobigung über die exakte Ausführung seiner trefflichen Unterweisung und die Versicherung, die Anstrengungen unserer Kletterei seien bei Weitem nicht so ermattend gewesen, als die Angst, die er unseretwegen ausgestanden hätte.

Am Abend in der Stina zeigte sich Joan sehr aufgeräumt, vielleicht weil Gabriel mit den Gäulen glücklich zurückgekehrt war. In gehobener Stimmung hielt der beredte Alte dem mit seinen Knechten ums Feuer hockenden Hirten einen Vortrag über Pferdeverstand, Frauencharaktere, Kaiser Trajan u. s. w. bis spät in die Nacht. Wenig erfreut zeigte er sich am nächsten Morgen über meine Forderung, uns auf die Scara (2307 m) und die Csorta (2420 m) zu führen. Da seine Versicherungen, „Scara und Csorta seien höchst gefährlich zu ersteigende Gipfel" und „es werde sicher regnen", sich als fruchtlos erwiesen, bepackte er die Pferde und führte uns auf eine kleine Kuppe des Scara-Ausläufers mit der kecken Behauptung, hier seien wir auf der Scara. Auf meine Erklärung hin, einem so verlogenen Führer halte ich mich nicht verpflichtet, den Lohn zu zahlen, machte Joan ein unbeschreibliches Gesicht und jammerte über sein Alter und seines Sohnes Unerfahrenheit und Unkenntniß im Gebirge. Ungeduldig gab ich dem Alten die Weisung zu bleiben, dem „unerfahrenen" Gabriel aber den Befehl, uns mit dem nöthigen Proviant zu folgen. Im Vertrauen auf meine Karte stiegen wir anfangs über breite Grashalden, dann über einen ganz ungefährlichen Grat von Hornblendeschiefern direkt auf die grasbewachsene Kuppe der Scara, während Gabriel hinter uns her seufzte und stöhnte. Da die Aussicht von der Scara nach der gestrigen vom Negoi wenig Neues bot, wanderten wir bald auf dem Kamme fort gegen S.-W. und hinter der schroff nach Siebenbürgen abfallenden Felsnase Girbowa herum auf die zackige Csorta zu, den Budislav der Generalstabskarte. Der dreigipflige, zackige Kamm der Csorta besteht ganz aus großen, wild übereinander gethürmten Blöcken und fällt nach Norden mit steiler Wand ab zu dem kleinen Freker Jäser (Lacu Avrigului), während er sich nach Süden in einem anfangs zackigen Bergkamme mit deutlich nach Süd fallenden Schichten fortsetzt. Mit der Csorta, die gegen Süden und Südwest in zwei öde, trümmererfüllte Schluchten abstürzt, hört nach Westen hin der wilde Charakter des Gebirgskammes auf; vom Racovitzan zum Surul würde man bequem reiten können. Ueber anstehende Felsen mit mehreren zwischenlagernden Bänken hellfarbigen Urkalks und steile Schutthalden stiegen wir 400 m hinab zu dem kleinen See. Der Freker Jäser gehört zu den größeren Wasserbecken, die sich in den oberen Thalböden der Südkarpathen, unmittelbar unter dem Kamme, zu befinden pflegen. Mich erinnerte er mehr an den kleinen Teich des Riesengebirges, als an den großen Fischsee der Tatra. Den 850 m langen Spiegel des Fischsees überragt der Mönch in einer 1051 m hohen Wand, deren durchschnittliche Neigung noch 46° beträgt, der 200 m lange und 150 m breite Freker Jäser liegt 400 m unter dem Gipfel der Csorta, zu der man über Schutthalden und Felswände vom See in einer Linie emporblickt, die 33° gegen die Horizontale geneigt ist. Ueber die Tiefe des kleinen Bergsees konnte ich nichts ermitteln, halte dieselbe aber nicht für bedeutend und bei ihm und allen ähnlichen Wasserbecken des Hochgebirges für viel geringer, als bei den größeren Meeraugen der Tatra [1]), da sie meist in der Mitte der Thalböden liegen und selten mauerartig in sie abfallende Felsen bespülen. Aufgestaut ist der See durch eine Thalsperre festen Gesteins und nicht etwa durch eine Trümmeranhäufung, die man als die bogenförmige Stirnmoräne eines verschwundenen Gletschers, oder auch als das Material eines von den benachbarten Lehnen niedergebrochenen Bergsturzes ansehen könnte. Ich habe an anderer Stelle auseinandergesetzt [2]), daß das Fogarascher Hochgebirge sich darstellt als die Faltung eines großen Komplexes krystallinischer Schiefer, in welche, senkrecht durch die nach Norden und Süden fallenden Schichten, die erodirende Kraft des Wassers die tiefen Querthäler genagt hat. Durch Erosion können natürlich die oft nur 10 m breiten und nicht einmal 1 m tiefen kleinen Teiche nicht entstanden sein, welche man in einer Höhe von 1700 bis 2000 m auf dem Felsboden der Thäler trifft. Wahrscheinlich haben die einst in diesen Thälern vorhandenen Gletscher, während sie ihre Eismassen und die Grundmoräne über den Thalboden hinschoben, bei der ungleichen Härte und Widerstandsfähigkeit der einzelnen Felsbänke diese flachen, tellerartigen Vertiefungen ausgehobelt, wie sie den aus den Thalböden herausragenden Felsenzacken die in vielen Thälern auftretende Gestalt von Rundhöckern gaben. Nach Schliffen habe ich mich auf den

---

[1]) Gr. Fischsee 60 m, Csorbaersee 20 m, Poppersee 16,4 m, Felkaersee 5,3 m im Maximum.

[2]) Vergl. meinen Aufsatz. Beobachtungen über Tektonik und Gletscherspuren im Fogarascher Hochgebirge. Zeitschr. der deutschen geologischen Gesellschaft 1881, S. 109 f.

Höckern und in den Becken am Rande der Teiche vergeblich umgesehen, ich fand überall von der Verwitterung bereits angegriffene Flächen, gestehe also gern, daß ich meine Erklärung als eine mögliche und nicht als eine positiv bewiesene gebe. Einen tiefen kessel- oder trichterförmigen See würde ich mir auf diese Weise niemals entstanden denken und die Anschauung von einer pflügenden Thätigkeit der Gletscher, in deren Furchen die großen Alpenseen lägen, ist mir stets ungeheuerlich erschienen. Wir kletterten vom See im Thale des Freker Baches anfänglich über Schutthalden ziemlich steil hinab. In mäßiger Höhe über dem von buschigen Bergerlen eingefaßten Bache kamen wir in dichtem Gestrüpp langsam und mühsam vorwärts, bis wir eine schmierige Stina erreichten, von der uns der auf dem Rückwege recht kundige Gabriel auf einem am Scara-Ausläufer schräg emporführenden, leidlichen Pfade wieder zu dem Rastplatze Joan's führte. Der Vater nickte seinem Sohne verständnißinnig zu, als dieser erzählte, wir seien wahre Teufel, man müsse uns eigentlich beim Richter verklagen, und fragte dann, wo wir zu übernachten gedächten. Als er den Namen des in der Ebene gelegenen, ungefähr 15 km entfernten (in gerader Linie 12 km) Oberporumbach (Porumbacu de susu) hörte, meinte er anfänglich, das sei unmöglich, lenkte aber dann doch seinen Gaul abwärts. Wir passirten den Finanzposten und schritten bei prächtiger Abendbeleuchtung aus dem Gebirgsthale. Die Felder Porumbachs betraten wir bereits im Dunkeln, während die beiden Bergführer auf ihre Pferde geklettert waren und hinter uns hertrotteten. Auf einer steinigen Dorfstraße, die zeitweilig Bachbett zu sein schien, schritten wir im Dorfe dahin und kamen vor die erste Carcina (Schenke), deren einziges Gastzimmer voller trinkender und rauchender Bauern war. Wir tappten zwischen Hütten und Zäunen weiter, bis wir an das Ufer des Riu mare kamen, an dem sich eine zweite Carcina befand, in der bereits alles zur Ruhe gegangen war. Nach einigem Rufen und Pochen erschien im tiefsten Negligé der Herr Wirth, zugleich Schulmeister der Westhälfte von Oberporumbach — und führte uns in einen großen Raum, der nicht nur als Schul- und Gastzimmer diente, sondern auch das Schlafzimmer für vier nackt in einem Bretterverschlage schlafende Kinder war. Wir zahlten unseren Führern ihren Lohn und ließen ihnen einen Abschiedstrunk geben. Sie baten auf unsere Anfrage um einen Schnaps, ließen sich auf unsere Rechnung einen zweiten einschenken, offerirten nöthigenfalls ihre ferneren Dienste und verschwanden in zufriedenster Stimmung.

Wir bekamen vom Wirthe etwas Wein und konnten uns glücklich schätzen, daß unsere Vorräthe noch ausgiebig genug für die hungrigen Magen waren. Der Wirth empfahl sich, wir schoben uns jeder zwei der schmalen, langen Bänke aneinander und thaten auf ihnen, wenn sie auch nicht ganz in ihrer Höhe übereinstimmten, die Reisetaschen unter dem Kopfe, einen kräftigen Schlaf.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Monatsbericht der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Sitzung vom 12. Mai 1881) enthält von dem Leiter des bulgarischen Unterrichtswesens Dr. Constantin Jireček in Sophia „Beiträge zur antiken Geographie und Epigraphik von Bulgarien und Rumelien", denen wir Einiges von allgemeinerm Interesse über die ostrumelische Stadt Eski Zagra und das bulgarische Köstendil entnehmen. „Die meiste Bevölkerung hatte im Alterthum die Niederung an der Donau und die thrakische Ebene; in den Gebirgslandschaften stößt man selten auf antike, meist nur auf mittelalterliche Reste. Uebrigens sind auch in den Ebenen die Ueberbleibsel von vielen großen antiken Städten gegenwärtig ganz verborgen, indem die modernen Städte über ihnen aufgebaut sind, so daß das alte Material entweder zu den Fundamenten neuerer Bauten verbraucht ist oder nur bei Nachgrabungen, Nivellirungen, Neubauten und dergl. tief unter dem heutigen Niveau zwischen byzantinischem, bulgarischem und altosmanischem Schutt zufällig zum Vorschein kommt. Dies gilt besonders von Hadrianopolis, Philippopolis, Serdica, Pautalia (Köstendil) und Berrhoea (Eski Zagra). Der letztgenannte Punkt, die Ruinenstätte von Eski Zagra, ist von großem Interesse. Ich habe bis jetzt hier zu Lande nirgend anderswo so viele antike Denkmäler angetroffen, wie in dieser durch den letzten russisch-türkischen Krieg abermals ganz zerstörten Stadt. Dieselbe liegt auf sanft gegen Südost geneigtem Niveau am Südfuße der Sredna Gora (türk. Karadscha Dagh), des thrakischen Mittelgebirges. Die Berge nahe an der Stadt sind meist waldlos, auf den Abhängen weit und breit mit Weinbergen bedeckt; der Weinbau ist neben Metallwaarenproduktion (meist auf Kupfer), Bereitung von Aba-Tüchern und Gerberei die wichtigste Beschäftigung der Einwohner. Im Westen wird die Stadt von diesen mit Weingärten bepflanzten Anhöhen ganz dominirt; das von dort bei Regenzeit rasch herabströmende Wasser pflegte öfters Schaden in der Stadt selbst anzurichten, weßhalb man während meiner Anwesenheit einen eigenen offenen Ableitungskanal grub, um die Gewässer außerhalb der Stadt südwärts ins Freie zu führen. Im Norden der Stadt sieht man die Reste einer noch jetzt dienenden Wasserleitung mit einem türkischen Brunnen; von dort führt ein holpriger Weg in einer halben Tagereise durch das felsige Thal des wilden Baches von Kotludscha über die Sredna Gora hinüber nach Kazanluk. Die Ost- und Südseite sind ganz offen. Im Süden der Stadt eröffnet sich die Aussicht auf eine Ebene mit herrlichem Anbau von Mais und Weizen, die Getreidekammer Rumeliens; zwischen den Feldern stehen dichte Reihen von Nuß- und Mandelbäumen. Das Klima ist ganz südeuropäisch, die Sommernächte warm und belebt durch das Zirpen der Cikaden. Im fernen Südosten erscheint jenseits der Ebene am Horizont die dreigipflige scharf gezeichnete Kuppe des Monastir-Bair („Klosterhügels") und abseits von ihr die niedrige Kette des Sakár-Tepé, beide nördlich von Adrianopel am untern Tundschathal gelegen. Im Süden endlich erspäht man die niedrigen bläulich schimmernden Umrisse der Rhodope von Chasköi.

Eski Zagra, jetzt Hauptort eines der sechs Departements von Ost-Rumelien, ist ziemlich ausgedehnt und kann im Durchmesser mehr als eine halbe Stunde haben. Vor dem Kriege zählte es über 4000 Häuser, wovon aber nur ein Viertel, nämlich ein türkisches Quartier im Südwesten, unversehrt geblieben ist. Alles Uebrige ist niedergebrannt. Zu beiden Seiten der ganz mit Trümmern verschütteten engen winkligen Gassen stehen die geschwärzten Mauern der Häuser, bewachsen mit Gras und Gestrüpp. Auch die Kirchen

sind abgebrannt und bis auf eine noch nicht wiederhergestellt, sie waren sämmtlich nicht alt und nicht sehr geräumig. Der Aufbau der neuen Stadt geschieht nach einem regelrechten Plan, mit breiten einander rechtwinklig schneidenden Gassen, die für die hier herrschenden starken Winde bei der Niedrigkeit der Häuser fast zu breit erscheinen. An 320 kleine Häuser sind schon fertig. Man baut auch ein grosses Schulhaus von 26 Sälen (für Volksschulen und eine Kommunalrealschule) und ein Gemeindeamt. In der Mitte der neuen Stadt ist ein großer viereckiger Platz abgesteckt. Das neuauferstehende Eski Zagra wird ohne Zweifel eine der schönsten Städte dieser Länder sein.

Die Einwohnerzahl beträgt gegenwärtig nach officiellen Daten 13279 Seelen, 3606 Familien in 1389 Häusern. Davon sind 10302 altansässige Bulgaren (5434 Männer, 4868 Weiber), 2485 Türken (1256 M., 1229 W.), 222 Zigeuner (125 M., 97 W.) und 60 Familien mit 270 Seelen (166 M., 104 W.) bulgarische Flüchtlinge aus den Gegenden an der Marizamündung, aus Fere (Βήρα der Byzantiner), Dimotika, Eribol (Chairebolü, byz. Χαριούπολις), welche mit dem Abzuge der Russen aus jenen Gegenden die Heimathsorte auf immer verließen. Diese Emigranten sprechen einen eigenthümlichen bulgarischen Dialekt mit vielen alterthümlichen Formen und Worten; ihre Weiber tragen Kleider aus gelben Stoffen und auf dem Kopfe große weiße, lose herabhängende Tücher und oben darauf ein schwarzes turbanartiges Band, in dessen Mitte am Scheitel das weiße Tuch wieder zum Vorschein kommt. Der sehr ausgedehnte, bei Seimenli bis an die Maritza reichende Kanton (Okolija) von Eski Zagra umfaßt 107 Dörfer, wovon 7 ganz öde sind. Auch die übrigen sind im Kriege (August 1877) fast alle niedergebrannt worden. Davon sind 27 Dörfer gemischt türkisch und bulgarisch. Man zählt jetzt 48108 Einwohner, 12122 Familien in 8619 Häusern, wovon 40686 altansässige Bulgaren (21222 M., 19464 W.), 5542 Türken (2829 M., 2713 W.), 281 Zigeuner (151 M., 122 W.) und 403 Familien mit 867 Männern und 739 Weibern Flüchtlinge aus Balykköi bei Fere, Taschalan in der Umgebung von Böjük Tschekmedsche bei Konstantinopel, wo seit Anfang unseres Jahrhunderts bulgarische Gärtner und Ackerbauer sich angesiedelt hatten, aus Terkos und Karaklisse bei Dimotika und aus Baba Eski. In der Stadt selbst gab es früher eine starke jüdische Kolonie, von der gegenwärtig nur wenig übrig ist; auf den Friedhöfen sah ich auch armenische Inschriften von nicht altem Datum. Im vorigen Jahrhundert siedelten sich in Eski Zagra auch fünf Familien Wlachen (Süd-Rumunen) aus Moskopolis im Pindus an; diese kleine Kolonie hat sich vermehrt, ist aber ganz bulgarisirt. Noch vor Kurzem lebten einige alte Frauen, die das Wlachische kannten, und noch entsann man sich auf meine Fragen der Phrase: tzo fătze? (quid facis?). Moskopolis ist bekanntlich am Ausgang des vorigen Jahrhunderts von den Räuberhorden der Kirdschalis zerstört worden und die dortigen betriebsamen Handwerker und Kaufleute zerstreuten sich über die ganze Halbinsel.

An den oben angeführten statistischen Daten wird man bei den Bulgaren die geringe Anzahl der Weiber im Verhältniß zu der Ziffer der Männer merkwürdig finden. Dies ist eine Folge des Krieges. Nach der Niederlage der Russen bei Eski Zagra südöstlich außerhalb der Stadt haben türkische irreguläre Truppen in den unvertheidigten Ortschaften, deren Einwohner zum Theil keine Zeit zur Flucht hatten, ein ganz furchtbares Blutbad angerichtet. In der Stadt selbst sind damals zahlreiche Familien ganz vertilgt worden, und es giebt keine, die nicht die Mehrzahl ihrer Mitglieder verloren hätte.

Der zerstörte Zustand der Stadt ist für archäologische Untersuchungen sehr günstig. Sehr viele verborgene Schätze treten nun bei den Neubauten und Nivellirungen an den Tag.

In der Türkenzeit hieß die innere Stadt Hissar (Burg) und war theilweise von einer Mauer mit Thoren umschlossen, die man noch gegenwärtig verfolgen kann. Es war ein regelmäßiges Quadrat, dessen Seiten den vier Himmelsgegenden zugewendet. Auf der Ostseite steht ein stattliches Stück der Mauer noch ganz aufrecht, an 60 Schritte lang und stellenweise bis 6 m hoch. Es ist ein römisches Werk mit mittelalterlichen Reparaturen. Das Fundament ist aus Bruchsteinen; darauf ruhen wechselnde Lagen von platten Steinen und Ziegeln, gegen Außen mit einer Quaderverkleidung versehen. An vier Schritt vor dieser großen Mauer erblickt man die Fundamente einer niedrigern, durch einen Graben getrennten Vormauer.

Zwei Tage lang wanderte ich zwischen diesen Ruinen umher, in Begleitung eines warmen Freundes der Antiquitäten seiner Heimathstadt, des hiesigen „Bailli" (Unterpräfekten) Herrn Athanas Ilieff, eines Schülers der Prager Universität. Es gelang mir eine Anzahl von Inschriften, sämmtlich aus der Kaiserzeit und in griechischer Sprache, theils selbst abzuschreiben, theils deren Kopien zu erhalten. Außerdem zeigte man mir viele Skulpturen und ornamentirte Steine. Alle diese Alterthümer werden in dem neuen Schulhause als eine Art Stadtmuseum aufgestellt werden. Zu einer eingehenden Betrachtung gebrach es allerdings an Zeit."

„Ein Fundort von derselben Bedeutung wie Eski Zagra ist die Stadt Köstendil, Kolonia Ulpia Pautalia der Römer, Welbuschd der mittelalterlichen Slawen, Beobuschka Banja, Kostaniza Bagna oder Constantin Bagna der Itinerarien des 16. Jahrhunderts, heute noch von der Bevölkerung des ganzen Kreises meist schlechtweg Banja (Therme) genannt. Sie liegt auf der Südseite einer prachtvollen von hohen Bergen umgebenen und im Osten vom Strymon berührten, äußerst fruchtbaren Ebene, am Nordfuße des an 6000 Fuß hohen bewaldeten Osogow-Gebirges. Eine heiße Quelle von ungewöhnlich hoher Temperatur entspringt am obern Ende der Stadt und speist neun warme Bäder. Mit seinen Obstgärten und seiner schönen Umgebung ist es neben Kazanlyk der anziehendste Ort, den ich in diesem Lande kenne. Reste des Alterthums kommen überall zum Vorschein. Im Straßenpflaster, in den Mauern der Moscheen und der Bäder und in den nahen Dörfern sieht man Inscriptionen aus der Kaiserzeit, alle in griechischer Sprache. Auf einem Steine, der jetzt in die Strymonbrücke, eine Stunde von der Stadt, auf der Straße nach Dupnitza eingemauert ist, liest man den Namen Pautalia selbst. Bei Nachgrabungen neben der neuen Staatsrealschule stieß man im August des vorigen Jahres auf gewaltige Fundamente, massive schwere Quadern, wahrscheinlich die Substruktionen einer römischen Therme."

Sowohl in Sophia als in Philippopolis hat man den Anfang zu Museumssammlungen gemacht, in Philippopolis bei der Direktion des Unterrichtswesens, in Sophia bei der von Prof. Trinoff während der russischen Okkupation gegründeten und jetzt in der Böjük Dschamija untergebrachten bulgarischen Nationalbibliothek, die schon jetzt an 9000 Bände zählt. Die bevorstehende Gründung einer literarischen Gesellschaft in Sophia wird der Aufsuchung und Publicirung von Denkmälern der Vorzeit noch mehr Vorschub leisten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

IV [1].

Wir hatten den Reisenden verlassen, als er jenseits der Magetla-Dünen die Nezla seines Schäamba-Führers (31° 30′ nördl. Br.) erreicht hatte. Der nomadische Araber ist fast stets ein schöner Mensch, groß, hager, sehnig, gut gewachsen und wohl proportionirt; in seinen Burnus gehüllt, schreitet er langsam und würdig einher und sein Benehmen ist kalt, eisig. Wenn man ihn aber bei seiner schwachen Seite faßt, wird er bald mittheilsam, ja geschwätzig: das geschmolzene Eis verwandelt sich in kochendes Wasser und die anscheinende Feindseligkeit in grenzenlose Ergebenheit, welche man indessen benutzen muß — denn bald tritt der Umschwung ein. Der Araber ist ein Naturmensch, eigensinnig wie ein Kind und in seinen Handlungen oft ohne Urtheilsfähigkeit, ein Gemisch von großen Eigenschaften und niedrigen Leidenschaften: heut schlägt er sein Leben für dich in die Schanze und morgen stiehlt er dir lumpige 30 Sous. Nie darf man ihren Betheuerungen von Freundschaft und Ergebenheit blind vertrauen, mit denen sie so verschwenderisch sind, wenn sie ein Geschenk erhalten haben, oder erwarten. Folgt nicht bald ein zweites, so verwandelt sich die Liebe in Haß, der eben so ernst gemeint ist, wie früher die Freundschaftsbezeugungen. Der Araber hat, wie das Kind, einen angeborenen Instinkt für Gerechtigkeit und liebt die Wahrheit; da er aber leicht empfänglich ist und es ihm an Urtheilskraft fehlt, so läßt er sich jeden Augenblick von Heuchlern und Verbrechern betrügen, die ihn im Namen Allahs und des Propheten zu Excessen treiben, welche er bei ruhigem Blute nicht begehen würde, und die man ihm für Fanatismus anrechnet.

Von seinen Wirthen erfuhr Largeau, daß die Ughrud, die großen Dünen, an deren Fuße sie lagerten, sich eben zu bilden anfingen, als sie Kinder waren. Seitdem sind sie beständig angewachsen bis zu ihrer jetzigen Größe. Dagegen bewegen sich dieselben nicht von ihrer Stelle und, soweit sie die Sahara kennen, kommen dort keine Wanderdünen vor; zum Beweise dafür wiesen sie auf einige Gesträuche und Halfabüsche, welche bis zum Gipfel der Düne hin vorkommen. Ohne Zweifel bringen die östlichen und besonders die südöstlichen Winde viel Sand mit sich; da aber die Dünen nur sehr langsam anwachsen, so kann die Vegetation sich nach und nach erneuern und verschwindet nie ganz. Sehr selten regnet es in diesen Gebieten und oft fällt zwei Jahre hindurch kein Tropfen Wasser; die ungeduldig erwarteten Gewitter sind dann aber auch von äußerster Heftigkeit.

Am Montag, den 1. Februar, erhob sich Largeau mit Sonnenanfgang und bestieg, da der Himmel bedeckt war und er nichts von der Sonne zu fürchten hatte, eine der Dünen, welche etwa 180 m Höhe erreichte. Von oben konnte er nach Norden deutlich den Igharghar bis dahin verfolgen, wo er sich in zwei Arme theilt; gegen Süden sah er den „todten Fluß“ sich am Fuße der hohen Dünenkette Ughrud Bethbul hinziehen, und dahinter sich noch andere weiße Spitzen von dem grauen Wolkenhimmel abheben. Alle diese Ughrud sind in langen parallelen Ketten angeordnet. Um 1 Uhr zeigte das Schleuderthermometer nicht

[1] S. den Anfang dieser Reise in Nro. 22 bis 24 des vorigen Bandes.

Gazellen-Jäger. (Nach einer Photographie.)

mehr als 15°; der Tag war köstlich bis 4 Uhr, wo es ziemlich heftig zu regnen anfing.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr wurde auf dem, durch den Regen gehärteten Sande der Weitermarsch angetreten. Abd-er-Rahman, der älteste, etwa funfzehnjährige Sohn von Largeau's Führer Rabah, war an die Stelle Ahmed's getreten, der noch zu jung war, um die bevorstehenden Strapazen aushalten zu können. Rabah selbst brach auf ohne Frau und Kinder zu umarmen; denn ein Araber, der sich auf die Reise begiebt, soll die Seinigen nicht ansehen oder nach ihnen sich umschauen, damit die Thränen derselben seinen Muth nicht ins Wanken bringen.

In Südost-Richtung ziehend, stieg man bald in das Bett des Igharghar hinab und durchkreuzte dasselbe in anderthalb Stunden langem Marsche; zwei Drittel seiner Breite waren von Sand überdeckt. Dann folgte eine mit feinen Kieseln bedeckte Ebene, und um Mittag erreichte man wieder den „todten Fluß", der hier durch zwei Inseln, auf welchen Largeau bearbeitete Kiesel fand, in drei Arme getheilt wird. Man brauchte diesmal 70 Minuten, um das ganze Bett zu durchschneiden; man sah es hier zum letzten Male, da es von hier ab eine südliche Richtung innehält, während die Marschrichtung nun scharf gegen Ost-Süd-Ost ging. Man betrat jetzt eine mit Kieseln bedeckte Ebene, welche ringsum von hohen Dünen begrenzt war, lagerte um 4 Uhr und hatte während eines Theiles der Nacht Regen. Am folgenden Tage zog man zwischen zwei Reihen von Dünen hin, deren rechte etwa 250 m relative Höhe zu besitzen schien. Nachmittags war ein Labyrinth kleiner Dünen zu überschreiten, deren bewegliche Oberfläche so viel Unbequemlichkeiten darbot, daß man schon um 3 Uhr unweit des berühmten Brunnens Hasi Botthin lagerte; und zwar wählte man einen hochgelegenen Punkt, um gegen den Wind geschützt zu sein und die Ebene übersehen zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Denn der Brunnen ist nur allzu oft das Stelldichein von Räubern und der Sand ringsum wurde mehr als einmal von Blut geröthet.

Rabah aber, der die Umgegend etwas auskundschaftete, traf an dem Brunnen nur zwei Antilopenjäger, Vater und Sohn, welche ruhig ihre auf Kohlen gerösteten Gazellen-

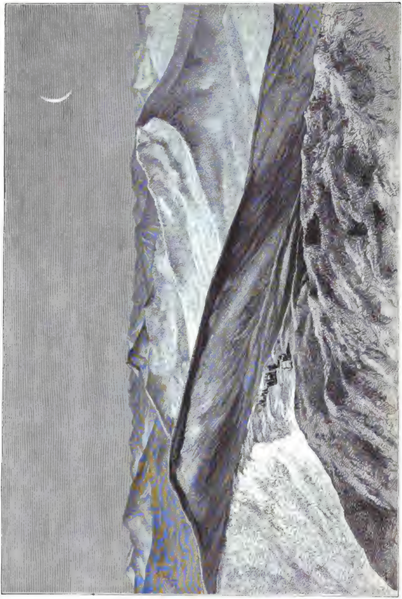
Der Fenek.

côtelettes verzehrten. Dieselben hatten bereits mehrere Tage an dieser Stelle verweilt, aber nichts Verdächtiges bemerkt.

Als Largeau am 4. Februar sich bei Anbruch der Morgenröthe erhob, fand er den Boden mit schönem weißem Reife bedeckt. Um 5 Uhr wies das Thermometer 3,8° unter Null bei klarem Himmel und absoluter Windstille. In einem Wassereimer hatte sich eine Eiskruste von 8 mm Dicke gebildet. Um 10 Uhr war das Thermometer auf 31°, und Mittag bei klarem Himmel und leichtem Ostwinde auf 39° gestiegen. Der Hasi Botthin oder Batin (Brunnen der Lager), der letzte auf dem noch 10 bis 12 Tagereisen weiten Marsche bis Ghadames, befindet sich auf einem 100 m langen, 50 m breiten freien Platze zwischen vier Dünen, die nicht weniger als 250 m hoch sind. Er ist durch eine Schicht porösen Saharasandsteins, mit dessen Blöcken er ausgemauert ist, und dann durch eine Lage weißen Kalkes gebrochen und hat bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 22 m; sein Wasser ist 23° warm und hat einen sehr unangenehmen brackischen Geschmack.

Zwei Tage wurde hier wegen einer leichten Erkrankung des Führers gerastet. Largeau benutzte die Ruhe um eine nahe Düne von etwa 300 m Höhe zu besteigen und Umschau zu halten. So weit das Auge reichte, nichts als hohe Dünen, welche in langen, ziemlich regelmäßigen, von Nord-West nach Süd-Ost gerichteten Ketten angeordnet zu sein schienen; zwischen denselben lagen Thäler von 1000 bis 1500 m Breite. Dieselben sind theils eben, mit Sand, Kies oder auch zerfallenden Sandsteinblöcken bedeckt, theils auch von Erg- und Siuf-Dünen erfüllt. Mitunter hat sie auch der Südost, der Samum, kahl gefegt, der mit seiner rasenden Wuth die schon durch atmosphärische Einflüße zersetzten Sandsteinblöcke pulverisirt und ihre Bestandtheile bis auf die Spitzen der Ughrud hinaufweht, außerdem aber von jenseit Ghadames her große Massen feinen Staubes mit sich führt. Die hohen Dünen von Hasi Botthin haben noch kein hohes Alter; der Führer Rabah konnte sich noch entsinnen, sie in seiner Jugend im Zustande der Siuf, 10 bis 15 m hoch, gesehen zu haben; seitdem haben sie sich beständig vergrößert, ohne ihre allgemeine Gestaltung geändert zu haben; denn noch jetzt wie vor Jahren konnte er sich auf der Jagd nach ihnen orientiren.

Am 6. Februar, einem schönen frischen Morgen, brach man gegen 7 Uhr auf und marschirte, und zwar eilig, den ganzen Tag bei drückender Hitze über eine von Ughrud begrenzte Ebene dahin. Rasch mußte man vorwärts zu kommen suchen; denn Aufenthalt oder ein Unfall an den Schläuchen konnte den Tod zur Folge haben. Um 4 Uhr lagerte man am Anfange der Sandebene Zeräat-es-sbeit (Samen des Sbeit). Sbeit ist eine $1\frac{1}{2}$ bis 2 m hohe Graminee,



Ez-Zemul-el-Akbar. (Nach einer Photographie.)

die dem Hafer zum Verwechseln ähnlich sieht und in gedrängten Büscheln zwischen den Dünen und an allen sandigen und feuchten Stellen wächst. Ein Hase (Lepus isabellinus), welchen Rabah unterwegs erlegt hatte, bildete die Mahlzeit.

Am folgenden Tage war die Marschrichtung O.-S.-O. über eine wellige, mit viel Sbeit bedeckte Sandebene. Ein Rudel von etwa zehn Stück Antilope Oryx zeigte sich, doch gelang es nicht, sie zum Schusse zu bekommen. Ueberall sah man Stücke von Straußeneiern liegen und zahlreich kam hier der Fenek (Fenecus Brucei) vor, ein graciöses kleines Thier mit großen Ohren, das fast die Gestalt eines Fuchses zeigt. Um 8 Uhr frühstückte man an der Oertlichkeit Ez-Zeiba, wo ein auf der Jagd verdursteter Bruder Rabah's begraben lag. Er war bei glühender Hitze, während die anderen Schaamba unbeweglich in Sandlöchern still lagen, einem Trupp Gazellen gefolgt und nicht zurückgekehrt. Erst am Abend des dritten Tages fanden sie seinen ausgetrockneten Leichnam; derselbe war so steif, daß man ihn wie einen Stock in den Sand stecken, und so leicht, daß man ihn wie einen leeren Schlauch tragen konnte.

Am 8. Februar wurde der Weg schwieriger und alle Augenblicke waren hohe „Adern" zu übersteigen oder zu umgehen. Dann aber betrat man die Gegend Ez-Zemul-el-akbar (d. h. die größten Dünen); die parallelen Ughrud-Ketten hörten auf und es begann ein wirres Durcheinander von Sandbergen, die an 500 m im Durchschnitt über den seltenen Thalgründen aufstiegen. So weit das Auge reichte, sah es nichts als auf- und abwogende Sandmassen, die den Wellen eines wild bewegten Meeres glichen. Hat man in endlosem Zickzackwege den Gipfel solchen Berges erreicht, so blickt man zuweilen in einen tiefen Schlund mit so gerundeten und glatten Rändern, wie ein riesiger Trichter; das Auge erschrickt vor der Tiefe des Abgrundes und selbst die Kameele weichen manchmal mit ängstlichem Gebrülle zurück. Dennoch sind diese Sandmassen von ganz junger Bildung. Rabah behauptete, daß sein Großvater in seiner Jugend die Reise von Uargla nach Ghadames mit leicht beladenen Kameelen in acht Tagen gemacht hat. Damals dehnte sich dort eine unebene Sandfläche aus, wo sich hier und da Brunnen und eine holzige Vegetation fand. Sein Vater hatte die

Ansicht von Ghadames. (Nach einer Photographie.)

Dünen noch im Zustande der Sinf gesehen: „Und jetzt, Kaffr, hebe den Kopf und schau hin; Dein Käppchen wird Dir eher zwischen die Schultern fallen, ehe Du ihre Spitze erblickst." Der Auf- und Abstieg auf diesen beweglichen Sandwegen ist entsetzlich ermüdend; die Karawanen schlagen stets einen nördlichern Weg ein, und nur einige kühne Jäger benutzen ihn noch. Wer ihn in der heißen Zeit in praller Sonne betreten wollte, ginge seinem sichern Tode entgegen. Kein Wunder darum, daß die einzigen Spuren, welche man antraf, die von Kameelen waren, mit welchen Rabah vor neun Monaten die Reise nach Ghadames gemacht hatte. Am Brunnen Hasi Botthin hatten sich Rabah und sein Sohn zum ersten und letzten Male die Hände gewaschen und zwar auf folgende seltsame Art: sie gossen etwa 1/2 Liter Wasser in einen kleinen eisernen Eimer, tauchten vorsichtig ihre, mit den Spitzen zusammengehaltenen Finger hinein und ließen sie dann so trocknen. Largeau, der sich gleichfalls seit drei Tagen nicht gewaschen hatte, benutzte am 9. Februar die Gelegenheit, als die Schaamba ihm den Rücken gewendet, um hinter einem Strauche verstohlen seinem Gesichte und seinen Händen die Wohlthat einer Waschung zukommen zu lassen. Es offen zu thun, dazu scheute er sich vor seinem Führer, der diese Verschwendung gewiß nicht gebilligt hätte.

Am 10. Februar prophezeite Rabah Regen, was Largeau benutzte, um im Marschiren Samenkörner von Acacia gummifera, mit denen er sich in Biskra versehen hatte, auszustreuen, in der Hoffnung, daß sie aufgehen und sich vermehren würden. Unterwegs schoß Rabah eine Gazelle; kaum rollte das Thier in den Sand, als sich der Schütze darauf stürzte, ihm den Kopf gegen Osten drehte und unter Anrufung Allah's den Hals durchschnitt. Dann zog er ihm das Fell ab, holte ihm ein halbausgetragenes Junges aus dem Leibe, leerte Magen und Eingeweide aus, ohne sie zu waschen, wickelte letztere um das Junge, machte daraus ein großes Bündel und schnürte es in einen ledernen Sack. Dann wurde die Gazelle in das Fell eingeschlagen, dasselbe mit den Füßen an einem Kameelsattel befestigt und weiter marschirt. Abends zeigten sich dann Rabah und sein Sohn wieder in ihrer abstoßenden Unreinlichkeit: das oben beschrie-

Digitized by Google

bene Bündel, aus dem Jungen, dem Magen und den Eingeweiden bestehend, wurde sofort in ein, mit Kohlen und heißer Asche ausgefuttertes Loch gesteckt, so gebraten und trotz dem ekelerregenden Geruche, den es verbreitete, verschlungen. Zwei Tage vorher hatte der Sohn seinen schmierigen Rock über dem Lagerfeuer, auf welchem der Kochtopf brodelte, ausgeschüttelt, um sich des Ungeziefers zu entledigen, und konnte nicht begreifen, daß Largeau's Diener Ali darüber unwillig geworden war.

Der nächste Tag (11. Februar) brachte erwünschte Abwechselung. Nach Mittag war eine Hitze zum Ersticken, und das Thermometer zeigte um 1 Uhr 25 Minuten 52° C. Etwa anderthalb Stunden später jagte der Südost schwarze Wolken herauf; plötzlich ein Blitz und fürchterlicher Donner. Um 2 Uhr 50 Minuten sprang der Wind rasch nach S.-W. herum und führte das Gewitter herauf, welches sich wie ein Wolkenbruch auf die Reisenden ergoß. Zehn Minuten später herrschte vollkommene Ruhe, dann wieder Südost. Um 3 Uhr 45 Minuten wieder Südwest und ein zweites, ebenso kurzes, aber noch schlimmeres Unwetter, so daß sich die zitternden und brüllenden Kameele nicht von der Stelle rühren wollten; selbst die Menschen mußten sich mit aller Kraft an Gestrüpp, das in der Nähe war, festhalten. Bis $4\frac{1}{2}$ Uhr war es dann wieder still; der Wind wurde dauernd Südwest und der Regen hielt an, so daß man in dem kleinen Thale El-Hajadh (so heißt eine, von den Kameelen

Der Kaimakam und die Dschemäa von Ghadames.

gern gefressene, saftreiche Pflanze, Cornulaca monacantha) lagerte.

Zitternd erhoben sich die Leute am nächsten Morgen von ihrem naßkalten Lager. Die Dünen hatten eine dunkelgelbe, von schwarzen Adern durchzogene Färbung angenommen; das Aussehen der Landschaft war entschieden ein trauriges, und noch immer strömte der Regen herab. Trotzdem aber riß der Sturm Sandkörner in Massen los und schleuderte sie den Marschirenden ins Gesicht und an die Beine, wo sie wie Nadelspitzen wirkten. Gegen Mittag änderte sich das Aussehen der Dünen; Largeau hatte zuerst große isolirte Dünen gesehen, dann solche in parallelen Ketten, dann ein Chaos von Sandbergen aller möglichen Gestalten, weiterhin mächtige viereckige Ughrud, welche an der Basis zusammenstießen, und nun waren es längliche Massen von 1200 bis 1500 m Länge, Berge mit abgerundeten Gipfeln, deren Höhe zwischen 500 und 800(?) m wechselte. Am Nachmittage nahm die Wuth des Sturmes zu, so daß schließlich die Kameele den Dienst verweigerten, und man um 3 Uhr schon ein elendes Lager bezog. Kaum, daß das Wetter etwas Feuer anzumachen und einen Kuskussu halb gar zu kochen gestattete.

Gegen 9 Uhr des folgenden Tages hörte der Regen endlich auf, der Wind ging nach Nordost herum und der Himmel klärte sich auf. Aber erst um 2 Uhr schien die Sonne mit voller Kraft herab, trocknete die durchnäßten Kleider und erwärmte die zitternden Glieder der Wanderer. Nach einem starken Marsche lagerte man an der Stelle Zemul el Ghardaja („Dünen von Ghardaja"), so genannt, weil die Dünen dort denen von Ghardaja, einer Stadt der Beni-Mzab, ähnlich sehen sollen. Mit einer zweiten Tasse Kaffee und einem Glase Pfeffermünz wurde hier Rabah's Ankün-

Digitized by Google

digung gefeiert, daß man am zweitnächsten Tage Ghadames erreichen werde.

Am 14. Mittags wurden die Dünen lichter, weniger hoch und anders gestaltet; es waren Rechtecke von 1000 bis 1500 m Länge, gegen Nord und West senkrecht abfallend, sanft geneigt nach Süden und Osten, wo sie sich in langen „Adern" fortsetzten: ein Beweis, daß man sich den Sandsteinebenen näherte, wo der, die Zemul-el-akbar vergrößernde Sand seinen Ursprung hat. Nach und nach wurden die Thäler zwischen den Dünen breiter und ebener; gegen Abend waren es schon keine Ughrud mehr, zwischen denen man hinzog, und am nächsten Tage nach dem Frühstück erblickte man in der Ferne endlich die heißersehnten Palmen von Ghadames. Bald darauf betrat man die Hamada, welche mit mächtigen Blöcken eisenhaltigen Sandsteins bedeckt ist, zwischen welchen tiefere Stellen liegen, wo der helle Sandstein oder Molasse im Zustande der Verwitterung zu Tage tritt. Dann erreichte man die Sebchat el-Malah, den „Salzsumpf" vor Ghadames, der nicht immer passirbar ist. Nach Regengüssen wird er gefährlich; wenige Tage vor Largeau's Ankunft war ein Hirt mit 70 Ziegen darin versunken. Glücklich wurde er passirt und das Thor der Stadt Ghadames lag vor dem Reisenden, der von dem türkischen Kaimakam Si Mohammed bu Aïscha und dem Gemeinderathe, den der vorangeeilte Rabah benachrichtigt hatte, empfangen und gastlich aufgenommen wurde.

Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier.

Mittheilung aus dem Museum Godeffroy in Hamburg. Von **J. E. D. Schmeltz.**

III.

Bericht von F. Hübner. Mioko, November 1877.

Ist Jemand von der Häuptlingsfamilie krank, so wird gewöhnlich ein „Duck-Duck" veranstaltet, da eben nur diese reich genug ist die Kosten dieser Ceremonie bezahlen zu können. Diese Festlichkeit dauert ungefähr eine Woche und die Eingeborenen sagen, daß, wenn der Kranke den Duck-Duck sieht, er entweder besser wird oder schnell stirbt. Bei dieser Festlichkeit oder religiösen Ceremonie wird an einem der Tambu-(Tabu-)Plätze, die von Weibern und Kindern bei Todesstrafe nicht betreten werden dürfen, einer oder mehrere Männer ganz in Laub eingehüllt, so daß nur die Beine hervorragen; auf den Kopf wird dann die Duck-Duck-Maske gestülpt, die gewöhnlich vom Bast des Fanbaumes angefertigt wird. In dieser Kleidung nun durchläuft der Träger die Insel, Jeden anbettelnd, auch die Weißen müssen dann Tabak oder Muschelgeld bezahlen. Weiber und Kinder müssen sich, da sie bei schwerer Strafe den „Duck-Duck" nicht sehen dürfen, um diese Zeit verbergen; überhaupt wird ihnen nicht gesagt, daß ein Mann von der eigenen Insel darin steckt, sondern „Turangan", einer ihrer Götter. Gewöhnlich gehen die zum Duck-Duck Eingekleideten per Canoe erst nach einer andern Insel und kommen von dort zurück, präsentiren sich also zuerst auf dem Wasser. Verliert der Mann im Duck-Duck seine Maske vom Kopf, oder fällt er so hin, daß die Spitze derselben die Erde berührt, so wird er getödtet. Ich wurde von einem Häuptling zum Einkleiden des Duck-Duck geführt, von Eingeborenen „das Sehen des Tambu" genannt. Das Laub, in das der Mann gehüllt wird, ist zu lauter einzelnen Kränzen verflochten, der unterste Kranz wird an zwei Schnüren, die von den Schultern herunterreichen, befestigt, er befindet sich direkt über der Hüfte. Es werden dann mehr und mehr solcher Kränze über den Kopf geschoben, die an dem untersten ihren Stützpunkt haben, bis der Mann bis über den Hals in Laub eingehüllt ist, und nun wird ihm der Duck-Duck-Hut auf den Kopf gesetzt.

Während dieser Feierlichkeit führen die Anwesenden Scheinkämpfe auf, schreien und toben; die jungen Leute laufen auf einzelne der älteren zu, gewöhnlich einen dreimaligen Anlauf nehmend, schließlich stellen sie sich dem ältern Mann mit dem Rücken zugekehrt hin und erhalten von ihm einen derben Schlag auf denselben, hierauf ruft der Geschlagene „Boro!" (d. i. Schwein) und läuft weg. Es hängt dies wohl damit zusammen, daß die Tambuleute kein Schweinefleisch essen dürfen. Ueber den Zusammenhang des Tabu mit der Duck-Duck-Feierlichkeit konnte ich nichts erfahren, da die Leute, die nicht Tambu sind, nichts wissen, und die anderen (die Tambuleute) nicht darüber sprechen. Will Jemand Tambu werden, so hat er einige Monate lang in sitzender Stellung in einem Hause des ersten Tambuplatzes zuzubringen; er darf in dieser Zeit nicht sprechen und kein Weib darf ihn sehen, er wird aber während dessen gut gefüttert und daher natürlich sehr fett. Ist diese Zeit abgelaufen, so vollführt er einen Tanz, die Weiber können ihn dann sehen und er ist „Tambu"! Nun darf er kein Schweinefleisch, auch einzelne Seethiere nicht mehr essen, indem er sonst, wie allgemein geglaubt wird, sterben würde [1]).

Wir sehen daß der Bericht Hübner's in vielen Punkten von dem Kleinschmidt's abweicht, so zum Beispiel mit Bezug darauf, daß Hübner behauptet, diese Ceremonie werde nur ausgeführt, sobald ein Mitglied einer Häuptlingsfamilie erkrankt, mit Rücksicht auf die Zeitdauer, die Hübner nur auf die einer Woche beschränkt, angiebt, und ferner mit Rücksicht darauf, daß Hübner behauptet Weiber und Kinder müssen sich während der Dauer der Ceremonie verborgen halten; jedoch sind dies vielleicht nur anscheinende Abweichungen und wird sich durch fernere Berichte gewiß die nöthige Uebereinstimmung zwischen dem bis jetzt Vorliegenden herbeiführen lassen. Es haben derartige Verschiedenheiten in Berichten verschiedener Beobachter ja einen sehr natürlichen Grund in der Schwierigkeit, die der Fremde stets bei den Naturvölkern empfindet so bald er in ihre innersten mythologischen und psychologischen Geheimnisse einzudringen versucht. Dies hebt ja auch Bastian in seinem Buch treffend hervor, und dennoch scheint sich der Naturforscher immer noch in günstigerer Lage mit Rücksicht auf einen Erfolg in derartigen Forschungen zu befinden als die unter solchen Völkern lebenden Missionäre. Vor ihnen, die, wie

[1]) Siehe Schmeltz und Krause: Op. cit. S. 17, Taf. III, Fig. 1.

Kleinschmidt in einer nebensächlichen Notiz bemerkt, behufs Förderung ihrer Religionslehre, die heidnischen Sitten und Gebräuche öffentlich bloßstellen und als Narrheit erklären, werden solche Gebräuche und Sitten aufs Aeußerste verheimlicht.

Verschwiegenheit, sagt Kleinschmidt, stellt der Eingeborene als erste Bedingung dem weißen Mann gegenüber, der es wünscht über geheiligte Sachen und Gebräuche Näheres zu sehen und zu erfahren; er muß sich durch längeres striktes, ehrliches Verhalten sein ganzes Vertrauen erworben haben, was bei den Missionären aus dem angegebenen Grunde nicht der Fall sein kann. So hatte Kleinschmidt von Seiten der Eingeborenen von „Nuluanu" auf Neu-Britannien das Versprechen erhalten, ihn zu einer dem Duck-Duck ähnlichen Ceremonie, „Long-Long" genannt, einzuladen und ihm alles zu zeigen und zu erklären, nicht aber dem Missionslehrer, weil der — plaudern könnte und auf diese Weise die Weiber von geheiligten Dingen, die nur eine Sache der Männer seien, und der sie strengstens fern bleiben sollen etwas erfahren würden. Und nur so ist es auch möglich, daß dieser Missionslehrer, der einer der intelligentesten und der Sprache der Eingeborenen am mächtigsten ist, trotzdem er schon eine längere Zeit an Ort und Stelle lebt noch heute völlig im Dunkel über Zweck und Wesen dieser Ceremonie sich befindet. Auch hier läßt sich deutlich eine Uebereinstimmung und die Richtigkeit des von Bastian mit Bezug auf die Missionäre Gesagten erkennen, wie auch hier in den Kleinschmidt'schen Mittheilungen ein neuer Beleg für die, von Bastian hervorgehobene Thatsache enthalten ist, daß die religiösen Ideen der Naturvölker stets durch eine beschränkte Anzahl Eingeweihter oder Auserwählter bewahrt und durch mündliche Ueberlieferungen weiter vererbt werden.

In einer andern gelegentlichen Note zu seinem diesmaligen Bericht sagt Kleinschmidt, daß auf einem Duck-Duck-Platze bei „Nuluanu" auf Neu-Britannien nach dem Bericht eines Missionslehrers ein hölzerner Götze aufbewahrt werde, den nie die Frauen, sondern nur die Männer gegen Erlegung von Devaro sehen dürfen. Die darnach befragten Eingeborenen gaben indeß vor, ganz und gar nichts Näheres darüber zu wissen. Auch hier muß Weiteres der Zukunft überlassen bleiben ebenso wie darüber, aus welchem Grunde Kleinschmidt in seinem diesmaligen Bericht des Vorganges nicht erwähnt, über welchen er am 27. März 1880 von Mioko schreibt [1]):

„Heute hat der Duck-Duck oder Religionsmann auf Pal-Pal, dem andern Ende der Insel Mioko, Schädel aufgenommen und in Körben in die Hütten der Familien der Verstorbenen, behufs Aufbewahrung derselben placirt wie dies hier Sitte ist!"

Es würde ja hiernach die Duck-Duck-Ceremonie auch zweifellos mit dem Ahnenkultus (Schädelkultus) in Verbindung stehen und diese Sitte scheint im Neu-Britannia-Archipel ja in ganz bedeutendem Maße verbreitet zu sein. Wir treffen Schädelmasken, hergerichtet, indem man den Vordertheil des Oberschädels mit dem Unterkiefer verband, auf der Vorderseite dann die Fleischtheile aus Kittmasse und ebenso die bei jenen Eingeborenen übliche Bemalung des Gesichtes wieder nachahmte. Auf der Rückseite ist stets in der Nähe der Gelenkköpfe des Unterkiefers eine Querstange befestigt, an welcher sich des Oeftern deutliche Eindrücke von Zähnen befinden, ein Beweis also, daß diese Masken wahrscheinlich bei Tänzen im Munde gehalten werden. Außer diesen kommen indeß auch solche, ihnen äußerlich freilich ähnliche Objekte vor bei denen stets die Querstange fehlt, die Augenlöcher geschlossen und die Augen nachgebildet sind, außerdem ist der Mund hier in manchen Fällen weit geöffnet, eine Nachbildung der Zunge zeigend. Der Gesammteindruck dieser Dinge ist überhaupt ein derartiger, daß man sich unwillkürlich gemüssigt sieht die Frage aufzuwerfen, ob hier nicht der Versuch gemacht sei, die Züge eines verstorbenen Helden des Stammes oder eines Verwandten auf Theilen seines Schädels zu fixiren; sich also zu bleibender Erinnerung ähnlich wie bei uns durch Bilder unserer verstorbenen berühmten Männer, unserer Verwandten und Freunde, das Bild desselben zu bewahren. Diese Vermuthung erhielt schon früher eine bedeutende Stütze durch das Vorkommen von, wenn auch in roher Art und Weise bemalten Schädeln; bestätigt wurde sie indeß durch zwei, neuerdings von Kleinschmidt eingesandte Schädel, an denen die Fleischtheile durch eine Kittmasse und die Augen durch Deckel einer Turkenbundschnecke, **Turbo petholatus** dargestellt, und die außerdem in der üblichen Weise bemalt sind. Einer dieselben begleitenden Notiz Kleinschmidt's zufolge ist es „auf Neu-Britannien Sitte, die Schädel Verstorbener, nachdem alles Fleisch verfault, wieder auszugraben, sie zu reinigen, in solcher Weise zu restauriren und sie dann in der Familie aufzubewahren". Der Schädeldienst dürfte also auch hier endgültig nachgewiesen sein. Ferner ist der Schädelkultus neuerer Zeit auch von den Neu-Hebriden [1]) nachgewiesen und erübrigte es noch, denselben auch von den wichtigeren Inselgruppen Melanesiens, den Viti- und Salomo-Inseln rc. nachzuweisen [2]). Von großem Interesse ist es nun, daß dem Museum Godeffroy vor Kurzem ein durch Rauch gebräunter, augenscheinlich deformirter Schädel von der Insel „Ysabel" der „Salomo-Gruppe" zugegangen ist, über den ein Herr, der das deutsche Kriegsschiff „Ariadne" auf seiner Fahrt durch den Stillen Ocean begleitete, folgendes an das Museum schreibt:

„Mir wurde beim Besuch der Insel „Sava" in der Salomo-Gruppe im December 1878 das Nachstehende über derart geräucherte Schädel von unserm eingeborenen Lootsen mitgetheilt:

Besonders hervorragende Männer, welche sich durch Kriegführung rc. Macht und Ansehen erworben haben, genießen auch noch nach ihrem Tode besondere Verehrung, und zwar deshalb, weil man glaubt, daß der Geist des Verstorbenen auf den Verehrer übergehe und ihn zu gleichen Thaten fähig mache.

Nachdem die Leiche ungefähr ein halbes Jahr in der Erde geruht, wird die Grube geöffnet und der Schädel aus derselben entnommen. Eine Reihe verschiedener Proceduren werden dann mit demselben vorgenommen, besonders ein lang andauerndes Räuchern, und nachdem dies für genügend gehalten, wird der so präparirte Schädel zum Zweck des Kultus in den öffentlichen Tempeln aufgestellt."

Auf den Viti-Inseln scheint nach Allem, was über dieselben bekannt geworden, der Schädelkult nicht geübt zu werden [3]), trotzdem sich hier nach Krause's Untersuchungen der papuanische (melanesische) Typus am reinsten im Schädel erhalten hat [4]). Andererseits findet sich der Schädelkult bei polynesischen Eingeborenen wieder, bei denen Krause am

---

[1]) Schmeltz und Krause Op. cit. S. 433.

[1]) Schmeltz und Krause Op. cit. S. 121.

[2]) Auch aus dem Sta Cruz- oder Königin-Charlotte-Archipel liegen in Comm. Goodenough's Berichten Beweise für das Vorhandensein des Schädelkults vor.

[3]) Schmeltz und Krause Op. cit. S. 549 und 575.

[4]) Dr. Krause findet die Erklärung dafür darin, daß die Vitier in Folge ihres regen, Jahrhunderte andauernden Verkehrs mit Polynesiern (den Tonganern) so viel von polynesischen Sitten und Gebräuchen angenommen haben, daß ein Theil ihrer ursprünglichen Sitten und ihres Charakters verwischt ist und manche Forscher dies Volk sogar zu den Polynesiern zählen.

Schädel derselben Merkmale papuanischer Mischung fand: „den Eingeborenen der Markesas- und Echiquier-Inseln und denen Neuseelands“. Wir sehen einerseits also auch hier, wo wir jetzt die Institution des Schädelkults auf allen melanesischen Inseln kennen gelernt haben, einen Beweis für einen sich durch die ganze melanesische Race hinziehenden Ideengang, wie ihn Bastian in so schöner Weise für die Polynesier nachgewiesen hat. Und andererseits sehen wir wiederum, daß Merkmale melanesischer Mischung an Schädeln von polynesischen Völkern auch durch das Auftreten einzelner melanesischer Gebräuche unter ihnen begleitet werden.

In der Sitzung vom 10. December 1880 der Berliner ethnologischen Gesellschaft wurden von Prof. Rudolf Virchow zwei Schädelmasken aus Neu-Britannien, die dem ethnologischen Museum neuerdings zugegangen waren, eingehend besprochen [1]) und auch unsere Ansicht erwähnt, daß der Gebrauch solcher Masken mit dem Ahnenkult zusammenhänge. „Jedoch fehle noch ein wichtiges Zwischenglied, nämlich der Beweis, daß derartige Dinge oder mindestens Schädel von den Verwandten selbst in solcher Weise präparirt würden“; dieser Beweis scheint ja nun durch die neuesten Kleinschmidt'schen Beobachtungen erbracht. Was indeß jene beiden am angegebenen Orte besprochenen Schädelmasken anlangt, so weicht die eine außerordentlich von allen uns bekannten ab und an beiden finden sich auffallender Weise die Merkmale der Charaktere der beiden oben besprochenen Maskenformen gleichzeitig neben einander. Es erscheint uns indeß zweifelhaft, daß jene beiden Stücke bei Tänzen benutzt worden seien, um so mehr als ja die geschlossenen Augenhöhlen und die Bildung des Mundes schon dagegen sprechen. Wir sind daher weit eher geneigt auch diese beiden Masken für eine Art von Portrait zu erklären und die Querstange, die zum Festhalten der Masken mit den Zähnen bei jener gewöhnlichen Art dient, welche sich auch an beiden in Rede stehenden Stücken findet, hier auf Rechnung einer spätern Zuthat, wie solche uns öfter vorgekommen, zu setzen.

Damit schließen wir für heute unsere Mittheilungen über Religionsgebräuche melanesischer Völker; mögen auch sie tauglich sein zu dienen als ein Baustein, der in den Bau der vergleichenden Psychologie sich einfügen läßt.

[1]) Verhandlungen der Berl. Gesellsch. für Ethnologie &c. 1880, S. 404 u. ff.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

III.

Von Ober-Porumbach zum Lacu Builea.

Die Häuser von Ober-Porumbach (rum. Porumbacu de susu) liegen zu beiden Seiten des Riu mare und bedecken den Flächenraum eines Quadratkilometers. Der Riu mare oder „große Bach“ entspringt am Nordwestabfall des Negoi, nimmt unmittelbar nach seinem Austritte aus dem Gebirge einige größere Wildbäche auf und eilt dann in einem oft 500 m breiten und mehrere Meter tiefen Thaleinschnitte in unregulirtem Bette zwischen Geröll- und Sandablagerungen nach Unter-Porumbach (Porumbacu de josu) und zum Alt. Der Charakter aller, aus dem Hochgebirge über die Diluvialebene zum Alt fließenden Wildbäche ist im Wesentlichen derselbe. In engen, tief einschneidenden Thälern stürzen die meist unmittelbar unter dem Kamm entspringenden, wasserreichen Bäche hinab zur Diluvialebene, die sie in nahezu nordsüdlicher Richtung durchschneiden und in eine Reihe kleiner, von niedrigen Steilrändern umgrenzter Plateaus verwandeln. Selten sind die Bacheinschnitte von der Breite des beträchtlichen Riu mare; nach Osten hin wächst mit der Breite der Alt-Ebene ihre Länge, während sich ihre Tiefe etwas verringert.

Wie am Riu mare Unter- und Ober-Porumbach, so korrespondiren weiter nach Osten Kerz und Klein-Kerz und dann ein unteres und oberes Arpasch, Ucia, Vistea und Szombat (rum. Sambata de josu und Sambata de susu). In dem westlichen Theile der Alt-Ebene haben wir zwischen dem Gebirgsfuße und dem Strome gewöhnlich nur zwei Dörfer, in dem breiten östlichen dagegen drei bis vier. Durch die unteren Dörfer (mit Ausnahme von Kerz) führt die Hermannstadt und Kronstadt verbindende Chaussee, während die oberen Ortschaften meist nur durch Feldwege mit einander verbunden sind; der Verkehr geht nach den unteren Dörfern gleichen Namens zur Reichsstraße. Für die Unterkunft von Reisenden ist in den unteren Dörfern schlecht, in den oberen gar nicht gesorgt.

Die Häuser von Ober-Porumbach, die Viehställe und Schuppen, die Dorfstraßen machen einen sehr primitiven Eindruck. Man vermißt Sauberkeit und Wohnlichkeit, im Fenster den freundlichen Schmuck der Blumen, am Hause das sorgfältig gepflegte Gärtchen und die schattige Laube. Die Landwirthschaft steht noch auf niedriger Stufe. Die Wirthschaftsmethode ist in allen rumänischen Dörfern der Alt-Ebene das Dreifeldersystem, welches ja selbst den meisten sächsischen Bauern noch als das non plus ultra rationeller Bodenkultur gilt. Natürlich kann innerhalb der Grenzen dieses System sowohl sorgfältig und gut, als nachlässig und schlecht gewirthschaftet werden. In Ober-Porumbach scheint man von dem Werthe des Düngers noch eine sehr ungenügende Vorstellung zu haben; wenigstens war er vielfach so abgelagert, als sei er für die Abfuhr durch Regenwasser und den Riu mare bestimmt. Wer freilich gesehen hat, daß man in rumänischen Ortschaften Wasserrisse, die dem Verkehr hinderlich zu werden drohen, mit Mist ausfüllt, den kann die Gedankenlosigkeit der Ober-Porumbacher Bauern nicht verwundern.

Die Felder der einzelnen Ortschaften sind in drei große Schläge getheilt, die der Reihe nach als Winterschlag, Sommerschlag und Brache benutzt werden. Gebaut wird Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Flachs, Hanf und Mais oder „Kukurutz“. Der Mais, dessen Anbau in den Kornfeldern noch 1686 vom Landtage bei sechs Gulden Strafe verboten wurde, wird heute in ganz Siebenbürgen mit Ausnahme der kältern Hochebene des Szeklerlandes mehr oder

weniger kultivirt. Er ist die eigentliche Brotfrucht der Rumänen, die aus dem in Wasser gekochten Mehl eine Art Polenta bereiten, welche von ihnen Mamaliga, von den Sachsen Paluckes genannt wird. Mit Milch, Käse, Zwiebeln und Knoblauch genossen, bilden die aus Maismehl bereiteten Klöße oder teigartigen Kuchen den Hauptbestandtheil aller Mahlzeiten, das eigentliche Nationalgericht der rumänischen Bevölkerung.

Das Klima Siebenbürgens mit seiner hohen Sommertemperatur und seinen reichlichen Niederschlägen im Juni ist für die Maiskultur sehr günstig. Heiße Sommer und strenge Winter mit einer Kälte bis zu — 31° C., eine große Amplitude der täglichen Wärmeschwankung charakterisiren das Kontinentalklima des bergumgrenzten Hochlandes. Die Alt-Ebene steht im Ganzen etwas niedriger, als die Cibins-Ebene bei Hermannstadt, welche nach 20jährigem Durchschnitte für die Monate Januar, Februar, März und April Temperaturen von — 3,76, — 0,97, + 3,36 und + 8,8° C. aufweist. Derartige Durchschnittszahlen geben natürlich nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von den jährlichen Schwankungen. Oft stellt sich bereits im Februar ein kurzer Vorfrühling ein, und bringt die Blüthen der ersten Frühlingsblumen zur Entfaltung, und ebenso oft holt der April mit Schnee und Eis die Versäumnisse des Winters nach. Verderblicher noch als die Strenge schneearmer Winter werden die Rückfälle in der Temperatur und die Spätfröste des Frühlings für die Saaten. Der Mais, welcher erst bei einer Bodentemperatur von 8 bis 9° C. keimt, wird verhältnißmäßig spät dem Schoß der Erde anvertraut, gedeiht aber bei den reichlichen Niederschlägen und der zunehmenden Wärme schnell. Bis Ende Juni wird das junge Maisfeld zur Säuberung von Unkraut zwei Mal gehackt, in der ersten Hälfte des Juli steht es in Blüthe. Bei einer Durchschnittstemperatur von 19° C. (Juli und August) gelangt die junge Frucht zur Reife in der zweiten Hälfte des September, dessen sonnig heitere Tage ein prächtiges Erntewetter gewähren, während der Weizen bei den häufigen Sommerregen der Gefahr auf dem Felde „auszuwachsen" so oft ausgesetzt ist, wie im deutschen Vaterlande. Zuweilen verschiebt sich die Maisernte bis in die ersten Tage des Oktober, 1870 fiel sie fast durchweg aus, da der Juni seine Schuldigkeit absolut nicht gethan hatte. Von Kleebau sah ich auf der Alt-Ebene keine Spur, glaube aber getrost versichern zu können, daß er mit gutem Erfolge betrieben werden könnte. Das sächsische Dorf Neustadt im Burzenlande, das durch den Mangel an großem Weideareal zu einer intensivern Wirthschaft gezwungen wurde, baut den Klee mit dem besten Erfolge. Die Ober-Porumbacher und viele ihrer Nachbaren könnten Weideareal entbehren und trotzdem ihren Viehstand besser ernähren und von ihren Feldern bei reichlicherer Düngung höhere Erträge erzielen, als sie es heute thun[1]).

Die gemeinsame Feldordnung hält die beiden verfeindeten Hälften Ober-Porumbachs zusammen. Wüßten die Bewohner mit einer Separation ihrer Felder fertig zu werden, so würden sich — nach der Versicherung meines Wirthes — zu beiden Seiten des Riu mare zwei gesonderte Gemeinden konstituiren. Weder die Cis- noch die Trans-Ober-Porumbacher wollen ihren Kindern den täglichen Schulweg über den Bach zumuthen, der allerdings mitunter seine Schwierigkeiten haben mag. Anstatt auf gemeinsame Kosten eine Brücke zu bauen, haben sie schließlich hüben wie drüben eine Schule errichtet. Ob das Bildungsinstitut auf dem rechten Ufer des Riu mare der romantisch am Bache gelegenen Erziehungsstätte, in der ich ein Unterkommen fand, ebenbürtig sei, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls kann ich versichern, daß das Vorhandensein zweier Schulen in Ober-Porumbach nicht auf Rechnung der neuerdings so rühmenswerthen Fürsorge der Rumänen für ihre Volksschulen zu setzen ist.

Von leichten, goldigen Wolkenschleiern umspielt, grüßten mich die ragenden Höhen, als ich mich am Morgen von dem harten Lager auf den Schulbänken erhob. Die zart gewobenen Nebelschleier über dem Bache „zerrannen in Glanz und Licht"; die rauschenden Fluthen lockten mich hinaus, um Brust und Antlitz zu waschen. Zu meinem Erstaunen gewahrte ich in der Thür des Hauses ein schlankes, deutsches Mädchen, das ärmlich gekleidet, mit einem schwermüthigen Zuge im jugendlichen Gesicht hinausblickte in die vom Morgenglanze verschönte Natur. Das arme Ding mochte sich bei dem für ein Schulhaus wenig passenden Familienleben, in das ich bald einen Einblick gewinnen sollte, nicht gerade glücklich fühlen. Seine Mutter, die kinderreiche Wittwe eines deutschen Offiziers, war in schon gereiften Jahren die Genossin des rumänischen Lehrers und Schnapswirthes, eines starkknochigen Mannes mit rohen Gesichtszügen, geworden. Um 6 Uhr forderte die Dame des Hauses meinen jungen Begleiter und mich auf, in ihrem Wohnzimmer ein Frühstück einzunehmen. Während der Herr Präceptor über die mangelhafte Bildung der „dummen Bauern" in gebrochenem Deutsch klagte und uns Pferd und Knecht für die Weiterreise anpries, ließen wir uns den vortrefflichen Kaffee schmecken. Wir waren mit der doamna — sie schien es im strengsten Sinne zu sein — über den Lohn für Mann und Roß schnell einig, ergänzten unsere Vorräthe durch Wein und Cigarren und brachen unter Führung des viel gepriesenen Giorgiu zu neuer Bergfahrt auf.

Wir überschritten den Bach, erreichten bald den Rand des Diluvialplateaus und wanderten über dasselbe in nordöstlicher Richtung nach Serata. Wenn das Gebirge sich uns nicht in der Ausdehnung wie in Girelsau präsentirte, so erschien es dafür um so höher und mächtiger. Der Höhenunterschied zwischen der Fogarascher Kette und der ihr vorgelagerten Alt-Ebene ist noch um ein wenig größer, als derjenige zwischen der Hohen Tatra, ihrem bekannteren und öfter besuchten Gegenstücke in der Karpathenwelt und dem breiten Hochthal mit den Quellen von Waag und Pograd. Zwischen Ober-Porumbach und dem Negoi beträgt der Höhenunterschied 2066 m (2536 bis 470), zwischen der Gerlsdorfer Spitze und Gerlsdorf nur 1872 m (2663 bis 791). Wenn die letztere trotzdem höher erscheint, so ist dies durch ihre Lage bedingt. Sie erhebt sich wie die meisten der Tatra-Gipfel ersten Ranges nicht im Kamme, sondern

[1]) Nach der Zählung von 1870 kamen auf die Quadratmeile:

	Pferde	Rindvieh	Büffel	Schafe	Ziegen	Schweine
Im Fogarascher Distrikt . . .	218	1176	170	1960	105	587
In Siebenbürgen	197	910	61	1928	200	525
In Deutschland	340	1506	—	2528	234	725

Die Ziffern für den Fogarascher Distrikt kommen dem mittleren Durchschnitt für Siebenbürgen, der zwischen großen Extremen liegt, ziemlich nahe. Ein specielleres Eingehen auf diese Verhältnisse ist hier unthunlich. Das heutige Fogarascher Komitat umfaßt den frühern Distrikt und ein Stück im Südwesten des Burzenlandes. Die Ziffern sind wahrscheinlich hier und da zu niedrig.

auf einem der sich schnell in das Hochthal absenkenden Ausläufer. Die Negoispitze liegt über dem Horizonte von Ober-Porumbach 7° 39′, die Gerlsdorfer über dem des gleichnamigen Dorfes 11° 44′.

Von Serata, wo in einem Bacheinschnitte unter der Diluvialdecke weiche, hellblaue Thonschiefer anstanden, wanderten wir durch kahle, von mehreren kleinen Bachrinnen gefurchte, Brachfelder nach Klein-Kerz (Chertiişiora), das in seinem ganzen Habitus lebhaft an Ober-Porumbach erinnerte. Obwohl die Sonne heiß herniederbrannte und wir nur einmal in dem spärlichen Schatten eines einsam stehenden, wilden Birnbaums etwas gerastet hatten, setzten wir unsern Weg sogleich fort und schritten nach Süden durch schöne Maisfelder auf das Gebirge zu, welches sich immer großartiger vor uns aufthat. Der rauschende Laitabach, in dessen wildes Hochthal, die Strunga Dracului, ich vom Gipfel des Negoi herabgeblickt hatte, hemmte unsere Schritte. Giorgiu ritt auf dem Braunen durch das Wasser und schickte das willige Thier dann zweimal zurück, um auch meinen jungen Gefährten und mich trockenen Fußes auf das rechte Bachufer zu bringen. Bald wanderten wir den Wellen des Kerzer Baches entgegen, zwischen die Gebirgsausläufer hinein. Herrlicher Buchenwald schmückte die Lehnen, schlanke Erlen und unter ihnen breitblättriger Huflattich umsäumten den schäumenden Wildbach. Die üppige Vegetation der nähern Umgebung, die ragenden Höhen im Hintergrunde waren so schön, daß wir uns, um das prächtige Landschaftsbild in Muße zu genießen, auf einem Rasenplatze im Schatten einer Buche ausstreckten und erst durch heranziehende Regenschauer zum Aufbruche nach der nahen Glashütte bewogen wurden. In der kleinen Schenke, der Glashütte, die 640 m hoch einsam zwischen den hier bereits 900 m überragenden Buchenlehnen liegt, rasteten wir während eines kräftigen Regengusses und stiegen dann, obwohl der Himmel noch wenig vertrauenerweckend aussah, am Buteanu-Ausläufer in die Höhe. Wir mochten 1100 m Meereshöhe erreicht haben, als ein kräftiges Donnerwetter losbrach. Anfangs machten wir unter dem Laubdach mittelhoher Buchen Halt, als auch dieses keinen Schutz mehr gewährte, stiegen wir auf schlüpfrigem Pfade — wenn man von einem solchen sprechen darf — mühsam weiter. Der Regen ließ bald nach, und als wir der obern Grenze der Fichtenregion, die hier 1700 m hoch liegt, nahe waren, eröffnete sich ein großartiger Blick auf die schroffen Felspartien des Piscu Builea. Zwischen dem Piscu Buteanu und Piscu Dómna fließt der Kerzer Bach aus zwei Quellarmen zusammen, die sich nach je 6 km langem Laufe zu beiden Seiten des schmalen und schroffen Piscu Builea in etwa 900 m Meereshöhe vereinigen. Der Piscu Builea ist mit dem Gebirgskamme durch eine grasbewachsene, von Wasserrunsen hier und da zerrissene Einsattelung verbunden und läuft dann als zackiger Felskamm 3 km nach Norden zwischen den beiden in der Horizontalprojektion etwas über einen Kilometer von einander entfernten Bächen hin, in die er oft über 500 m mit schroffen Wänden (durchschnittlich vom Kamme zu den Bächen noch 45°) abfällt. Von einer 1967 m hohen Felspartie senkt sich der Grat schnell und läuft aus nach weiteren 3 km als schmale, waldbewachsene Scheide bei dem Vereinigungspunkte der dicht neben einander hinfließenden Wildwasser. Bis tief in den Fichtenwald hinunter konnte man die steil nach Norden fallenden Gesteinsbänke, deren Köpfe den zackigen Kamm bilden, verfolgen. Oben zwischen den Zacken und Felsenwänden drängt sich wuchernd das Knieholz hervor. Die selbst für das kletternde Bergschaf zu große Schroffheit dieser Partien hat sie bis jetzt vor der Brandlegung der Hirten und dem verwüstenden Weidebetriebe in ursprünglicher Schönheit bewahrt. Ein Sturm, der mir den Schirm überklappte und den des jungen C. zerbrach, fegte über die Höhen, riß diesen Felsen ihre Hülle in Fetzen und deckte andere auf Augenblicke mit wallendem Wolkenschleier.

Jetzt wogten weißgraue Nebelmassen durch das Thal wie ein Riesenstrom unter dem Kamme des Piscu Builea hin, dann wieder trennten sie sich und ließen das Auge 500 m tief über schroffe Fichtenhänge hinabblicken in die gähnende Tiefe. Wie angewurzelt stand ich, mich selber vergessend, dem großartigen Schauspiel gegenüber.

Ein empfindlicher Schüttelfrost mahnte mich unangenehm zum Aufbruch. Bald hatte indessen der kundige Giorgiu für gründliche Erwärmung gesorgt. Dieser gewiegte Führer, der in der Ebene über die Dummheit der Freker geschimpft und mit seiner Kenntniß geprahlt hatte, bis er auf die unangenehmen Eigenschaften des Eigenlobes hingewiesen wurde, führte uns, unsere Zweifel durch seine zur Schau getragene Zuversichtlichkeit auf kurze Zeit besiegend, längs des Abhanges in eine absolut pfadlose Wildniß, deren düsterer Charakter noch durch die Spuren eines großen Waldbrandes verstärkt wurde. Halb verkohlt ragten die dürren Stämme gespenstisch aus dem sich schroff vor uns niedersenkenden Abhange empor. Schweißtriefend und froh, daß unser Pferd nicht das Genick gebrochen hatte, kehrten wir auf den Kamm des Ausläufers zurück und fanden nach einigem Suchen die ersehnte Stina.

Ein stattlicher Graukopf mit buschigen Brauen, grauen Augen und mächtigem Schnurrbart hieß uns freundlich willkommen und schürte, damit wir unsere Kleider trocknen könnten, das in der Mitte der Hütte brennende Feuer. Der Regen rauschte bald wieder auf das Dach der Stina nieder, und der Wind pfiff zwischen den Balken der Wände hindurch, daß das Feuer flackerte. Gegen Abend drangen Sonnenstrahlen durch die Spalten in den raucherfüllten Raum. Wir traten ins Freie und wurden durch einen prächtigen Anblick überrascht. Zwar lag dicht über uns eine dichte Nebelbank, welche den ganzen Kamm des Gebirges bis zu 1700 m hinab umhüllte und sich weit nach Norden über das Land breitete, aber unter derselben lagen Berge und Thäler in glänzendem Schimmer. Ueber das zwischen Buteanu und Albota tief einschneidende Thal Arpasielu schweifte der Blick in die prächtig beleuchtete Alt-Ebene. Weißschimmernd erhoben sich die Kirchthürme inmitten ausgedehnter Häuser- und Baumgruppen, wie ein buntscheckiger Teppich lag von Silberstreifen durchzogen die Alt-Ebene mit ihren ausgedehnten Getreide-, Mais- und Brachfeldern vor dem Gebirge ausgebreitet. Noch nie hatte sich mir das siebenbürgische Binnenland in solcher Ausdehnung und Klarheit gezeigt! Alle Bacheinschnitte und Bodenschwankungen traten bei der schrägen Beleuchtung der scheidenden Sonne wirksam hervor.

Auf einigen dünn gespaltenen Scheiten, die über den nassen Boden gelegt waren, breiteten wir in einem Winkel der Stina einen Reisepelz und unsere Plaids zum Nachtlager aus. Bis zum Mittage des nächsten Tages hielten uns Regen und Nebel in der Hütte gefangen, dann wanderten wir, da Giorgiu's Examen ganz ungenügend ausfiel, unter Führung eines kleinen Hirtenbuben längs des Piscu Buteanu bald auf dieser, bald auf jener Seite der hier und da aus seinem Kamme hervorragenden Felsen, bis wir an einen kleinen Teich kamen, der fast 1900 m hoch in einer niedrigen Senkung des Bergrückens liegt. Dicht hinter demselben entließen wir unsern kleinen Führer und stiegen, von Giorgiu und seinem Braunen gefolgt, steil hinab in das Hochthal, dem das östliche der zum Kerzer Bache ver-

einigten Wildwasser entströmt. An dem untern Ende einer Thalstufe, die plötzlich jäh abfällt, lag zwischen Felstrümmern und stark verwüsteten Knieholzbeständen eine, einer großen Hundehütte gleichende Stina, zu der wir den sogenannten Bergführer mit dem Pferde schickten, während wir thalauf wanderten, um den 2050 m hoch gelegenen Bergsee Lacu Builea zu besuchen.

Das mit Grasflächen und Trümmerhalden bedeckte Thal steigt $1^1/_2$ km langsam empor zwischen den verrüsten Lehnen des mächtigen Buteanu und den pittoresken, weiter oben geschilderten Felsenwänden des Piscu Builea, zu dessen Kamme man aus der Mitte der Thalsohle in einem Winkel von 38° emporblickt. Bei einem großen, aus mächtigen Blöcken bestehenden Trümmerhaufen, der sich durch den dunklen Schmuck des Knieholzes schon aus ziemlicher Entfernung auf dem Thalboden markirte, und einer aus dem Buteanu breit vorspringenden Felsnase, an der ich Gletscherschliffe fand, verweilten wir längere Zeit und stiegen dann zu einer neuen Thalstufe empor. Merkwürdig kontrastirten die breiten buckelförmigen, theilweise aus dichtem Kalkstein bestehenden Erhebungen derselben mit den scharf und spitz aus den Abhängen und Kämmen hervortretenden Schichtenköpfen der Schiefer; die tellerartigen, flachen Becken trugen in dem vergilbten, halbverfaulten Gras noch die Anzeichen der erst kürzlich geschwundenen Schneedecke. Wir kletterten über eine zweite, weniger hohe Thalstufe empor und standen plötzlich vor dem grünlichen, von einzelnen Schneelagern umgebenen See, der sich 300 m lang und nirgends über 100 m breit unter der ihn um 300 m überragenden Wand des Gebirgskammes hinzieht. Durch einen niedrigen Felsenvorsprung wird der See in zwei fast gleich große Becken gegliedert. Der Untergrund war, obwohl sich nirgends senkrechte Wände unter den Wasserspiegel hinabsenkten, immer nur auf geringe Entfernung sichtbar. Deutlich spiegelte das durch keinen Lufthauch getrübte Wasser das Bild der von Gewölk umspielten Berge wieder.

Wir betrachteten still das interessante, engumrahmte Hochgebirgsbild und wandten uns dann zurück zur Stina, über die hinweg wir unmittelbar in die Alt-Ebene blickten. Ein bildhübscher, dunkeläugiger Hirt sprang uns leicht wie eine Gemse entgegen und forderte uns in einer mit deutschen Brocken untermischten Rede auf, bei ihm zu nächtigen. So wenig uns der unfreundliche, tiefäugige Genosse dieses muntern Gesellen gefiel, und so wenig verlockend die Aussicht auf eine Nacht in dieser erbärmlichen Stina war, wir blieben, um wenn irgend möglich in der Frühe des nächsten Tages die benachbarten Hochgipfel zu ersteigen.

Tiger auf Java.

Von E. Metzger.

Wer lange in einem fremden Lande gelebt und sich mit demselben vertraut gemacht hat, geräth gewöhnlich in ein gelindes Erstaunen, wenn ihm eine über dasselbe handelnde Reisebeschreibung in die Hände kommt, die von einem durchreisenden Besucher geschrieben ist, und er kommt zu der Ueberzeugung, daß Urtheile à la Tissot keine specifisch französische Errungenschaft sind, wie man hin und wieder nur zu gern anzunehmen geneigt ist.

So habe ich mich manchmal verwundert, was für merkwürdige Sachen über die niederländischen Kolonien, deren wichtigster Theil Java mir durch längern Aufenthalt daselbst ziemlich bekannt geworden ist, geschrieben werden. Wie oft habe ich mir vorgenommen, nichts, was von Touristen über dies prächtige Land geschrieben ist, zu lesen und doch werde ich meinem Vorsatz untreu, wenn ich in einem, mir von der Buchhandlung zugeschickten Buche einen bekannten Namen aus dem malayischen Archipel entdecke und dadurch eine Art Heimweh in mir erweckt wird.

So ging es mir auch mit Dr. O. Kuntze's „Reise eines Naturforschers um die Welt" (s. oben S. 13 ff.) und bei diesem Werke, ich muß es gestehen, fand ich mich angenehm überrascht durch die Treue, mit der der Verfasser seine Beobachtungen ohne viel Reflektionen aufgefaßt und niedergeschrieben hat, und wenn ich nun auch die Auffassungen des Herrn Verfassers nicht überall theile und auch Irrthümer durchaus nicht fehlen, ja sogar manche recht starke sich in seinem Buche befinden, so ist es gegenüber einem solchen Werke doch einmal der Mühe werth zu versuchen, einzelne Punkte zu klären.

Für heute möchte ich mir einige Worte über das Vorkommen von Tigern auf Java, welche Herr Dr. Kuntze doch zu sehr auf den Hintergrund zu schieben scheint, mitzutheilen erlauben.

Ich muß im Voraus bemerken, daß im Allgemeinen, was er über das Erscheinen dieser Thiere, namentlich aber darüber sagt, daß Europäer durch dieselben noch nicht angefallen worden sind und die Art, wie er dies erklärt, vollkommen richtig ist. Ehe ich jedoch hierauf näher eingehe, erlaube ich mir zunächst einige trockene Thatsachen mitzutheilen, die den kolonialen Berichten sowie dem Budget von Niederl.-Indien entnommen sind, und über deren Zuverlässigkeit ich weiter sprechen werde.

Auf Java (circa 19 Millionen Einwohner) werden in den Jahren 1878, 1879 und 1880 214 Menschen als durch Tiger getödtet in den Listen verzeichnet. Diese Zahl ist entschieden zu klein, denn nicht nur fehlen aus einzelnen Provinzen alle Angaben darüber, wie ausdrücklich bemerkt ist, sondern die mitgetheilten Zahlen beweisen für einzelne Theile des Landes deutlich, daß dort entweder besondere Schutzengel ihren Einfluß geltend gemacht haben müssen oder aber, daß die Beamten die richtigen Zahlen nicht mitgetheilt haben, resp. nicht im Stande waren dieselben zu ermitteln.

Dagegen kann man durchaus nicht annehmen, daß mehr Unglücksfälle in die Listen aufgenommen sein sollten, als wirklich stattgefunden haben.

Zur Vergleichung führe ich Folgendes an: In den Preanger Regentschaften ($1^1/_4$ Millionen Einw.) sind in den erwähnten drei Jahren 99 Fälle verzeichnet. Dies ist meiner Ansicht nach ein Beweis, daß der Tiger doch nicht so ganz ungefährlich ist und Menschenfleisch liebt, wenn er es nur bekommen kann. Es ist wahr, die südliche Hälfte der Preanger gehört mit zu den wildesten Theilen des Landes, aber der südliche Theil von Bantam, namentlich die vom Schiff aus gesehenen, so herrlichen Gegenden an der südlichen Einfahrt der Sundastraße, sind in dieser Beziehung

ebenso gefährlich, wie irgend ein anderer Theil von Java und doch ist in den Jahren 1878 bis 1880 dort kein einziger durch Tiger verursachter Unglücksfall registrirt, und da sich ähnliche Beispiele anführen ließen, glaube ich daher, wie schon erwähnt ist, annehmen zu können, daß die Zahl der Unglücksfälle größer ist, als oben angegeben wurde. Ich will mich in dieser Beziehung an keine Schätzung wagen — die doch nur sehr unsicher sein könnte —, da es sich ja eigentlich nicht um die Zahl der Unglücksfälle, sondern um das Vorkommen der Tiger handelt und hier ist es, meiner Ansicht nach, die Zahl der getödteten Thiere, die vielleicht es erlaubt einen Schluß auf das Vorkommen und die Zahl der lebenden zu machen.

Die niederländische Regierung zahlt für das Tödten eines Königstigers dreißig Gulden, für das eines schwarzen oder gefleckten Panthers zehn Gulden Prämie. Im Budget für 1881 und 1882 sind für diese Ausgaben je 16 000 Gulden für Java, je 10 000 Gulden für die anderen Besitzungen ausgeworfen; wirklich bezahlt sind jedoch (in allen Besitzungen): 1872 etwa 26, 1873 circa 26, 1874 circa 35, 1875 circa 26, 1876 circa 24, 1877 circa 27, 1878 circa 26, 1879 circa 27, 1880 circa 26 Tausend Gulden. Im Durchschnitt beträgt die wirklich ausbezahlte Summe von 1872 bis 1880: 27 100 Gulden im Jahre und wenn man davon für Java, der Annahme des Budgets entsprechend, 16/26 rechnet, kommen auf diese Insel etwa 16 800 Gulden.

Nimmt man die Prämie im Durchschnitt zu zwanzig Gulden an (was entschieden zu hoch ist, da viel weniger Königstiger als Panther erlegt werden), so kommt man auf die, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, immer schon recht ansehnliche Zahl von 840 getödteten Tigern. Doch auch diese Zahl ist zu klein; obwohl nämlich die Regierung es verboten hat, wird gewöhnlich die Ablieferung des Felles verlangt, um die Ausbezahlung der Prämie zu erlangen, oder wenigstens wird vom Fell der Schwanz, ein paar Ohren oder sonst ein Theil weggenommen, um zu verhüten, daß die Prämie für dasselbe Fell zweimal ausbezahlt wird. Wer also gern ein ganzes Tigerfell besitzen möchte (in den Besitz eines solchen unversehrten Fells zu kommen ist allerdings sehr schwer; wenn ein Tiger getödtet ist, wirft sich Alles auf ihn und bringt der Leiche noch Wunden über Wunden bei), muß es vom glücklichen Besieger des Raubthiers zu bekommen suchen, ehe die Prämie bezahlt ist, und so glaube ich noch weit hinter der Wirklichkeit zurück zu bleiben, wenn ich die Zahl der jährlich auf Java allein getödteten Tiger auf 1000 bis 1200 annehme (um nur eine Zahl zu nennen).

Nun darf man nicht vergessen, daß der Eingeborene den Tiger aus eigenem Antriebe nur dann verfolgt, wenn er ihm Schaden gethan hat. Es hängt dies mit seinem eigenthümlichen Glauben an Seelenwanderung zusammen, der vielfach in dem Tödten des Tigers die Erlösung der armen Seele aus ihrem zeitweiligen Aufenthalt — sowie in dem Anrichten von Schaden seitens des Tigers das Zeichen dazu sieht. Zuweilen macht sich allerdings die höhere Aufklärung der Häuptlinge und ihre Sucht nach der Prämie geltend und wird Ursache, daß die Tiger systematisch verfolgt werden. Schon die große Gleichmäßigkeit in der Zahl der getödteten Tiger (mit Ausnahme von 1874 besteht kaum ein nennenswerther Unterschied in der ausbezahlten Prämie) muß hier auffallen.

Der noch nicht von der Kultur beleckte Eingeborene nennt den Tiger meist „Großvater“. Das Wort „Tiger“ (mal. matjan, sundan. meong, niedr. javan. matjan, hoch javan. simo) wagt der Eingeborene im Freien kaum zu sagen; er flüstert dasselbe nur tonlos; nur die Bewegung der Lippen deutet an, was er hat sagen wollen.

Daß man den Tiger nur selten zu Gesicht bekommt, wenn man ihn nicht aufsucht, ist gewiß richtig. Darum weicht aber der Tiger dem Menschen noch nicht aus; die Erklärung ist sehr einfach; der Tiger geht nur Nachts auf Raub aus, verläßt erst in der Dämmerung sein Lager, kehrt mit dem Anbruch der Morgendämmerung zu demselben zurück und ist, wenn er einmal sich zur Ruhe begeben hat, so apathisch, daß er dort, wenn man ihn sucht, sich leicht überraschen läßt; noch viel weniger steht er der Beute wegen bei Tage auf und nur, wenn der Liebe Leid ihn quält, verspätet er sich wohl einmal und ist in der Zeit überhaupt am gefährlichsten und macht sich auch in der Nacht durch sein Gebrüll bemerkbar. Der Unterschied ist so auffallend, daß ich oft in einer tigerreichen Gegend auf meine Frage: Was Neues von den Tigern? die Antwort erhielt: Sie sind ausgewandert, aber über zwei Monate (oder X Monate) kommen sie zurück, um hier Hochzeit zu feiern.

Es muß also ein großer Zufall sein, wenn man einem Tiger auf einem seiner Streifzüge begegnet, denn bei Nacht geht weder ein Europäer noch ein Eingeborener in einer durch Tiger unsicher gemachten Gegend aus, wenn er nicht muß, und verläßt die gebahnte Straße nicht ohne Noth. Wenn nun Teysman nie einen Tiger in Freiheit gesehen hat, so ist dies sehr erklärlich, da er doch wohl seine Forschungen nur über Tag anstellte. Dagegen hat Junghuhn, wie ich glaube, mitgetheilt, daß er Tiger in Freiheit angetroffen hat, wenigstens erinnere ich mich, daß in der prächtigen Beschreibung des nächtlichen Thierlebens an der Südküste der Tiger eine Rolle spielt, und an verschiedenen Stellen spricht er davon, daß er wenn nicht den Tiger, doch die Spuren seiner Thätigkeit an Menschen und Thieren gesehen hat.

Gesehen habe ich übrigens selbst, trotzdem ich denn doch beinahe den ganzen westlichen Theil von Java außerhalb der gebahnten Wege durchlaufen und Wege zurückgelegt habe, die sich denen Teysman's und Junghuhn's wohl an die Seite stellen lassen, nur drei Mal Tiger in Freiheit, dagegen bin ich öfter und manchmal in sehr unangenehmer Weise von ihrer Nähe überzeugt worden. Auch von meinen Untergebenen kann ich Aehnliches sagen; nur sehr selten sind Tiger gesehen worden, während sehr oft kein Zweifel über ihre Nähe bestehen konnte.

Eine solche Begegnung will ich nun beschreiben, sie wird auch noch zur nähern Erklärung des Vorhergehenden beitragen können. Ich befand mich im Jahre 1869 auf der Station der Triangulation Tjikakap, auf einem der Hügel an der Südküste von Java, deren Fuß von den Fluthen des Indischen Oceans bespült wird. Ursprünglich war dieser Punkt auch für astronomische Beobachtungen bestimmt gewesen und hatte man deßhalb auf längern Aufenthalt gerechnet. Der Pfeiler für die Beobachtungen war etwa 30 Meter von meiner Hütte entfernt; rund um gruppirten sich Häuser für die mich begleitenden Häuptlinge und Arbeiter, Vorrathskammern, Ställe für Pferde u. s. w., das ganze Etablissement aber war von einem ziemlich starken, hohen Bambuzaun umgeben — zum Schutz gegen die Tiger. Am Tage meiner Ankunft war ich sehr ermüdet; der volle Mond machte astronomische Beobachtungen ziemlich unmöglich und wie reizend auch die Landschaft war, über welche der Sonnenuntergang eine zauberhafte Gluth geworfen hatte, welche mit der den Tropen eigenthümlichen Schnelligkeit dem Dunkel wich, während die silbernen Strahlen des Mondes bald Kraft genug gewannen, die ganze Umgebung taghell zu erleuchten und die Schatten der Hügel

über die leicht gekräuselten Wellen des Meeres zu werfen, so ließ ich mich doch hierdurch nicht anregen; ich war zu müde, diese träumerische Stille lud zum Schlafen ein und die malerische Gruppe, die ich vor mir hatte: um ein Feuer der Wedhana mit seinen Häuptlingen, um andere Feuer meine Träger und Arbeiter, alle mit der den Sundanesen eigenthümlichen Lebhaftigkeit sprechend und lachend, dazu das Stampfen und Wiehern der Pferde in den an den Zaun grenzenden Ställen, das Krachen der Bambu, in denen der Reis gekocht wurde, waren mir zu bekannt, um noch ein besonderes Interesse zu erregen. Das Mondlicht wetteiferte mit den Flammen der mächtigen Holzfeuer, die angelegt waren, um die Tiger auf genügenden Abstand zu halten, beide warfen ein scharfes, grelles Licht auf die dunkeln, nackten Leiber der Arbeiter und entlockten dem Schmucke und den Waffen der Häuptlinge blitzende Strahlen. Doch ich war, wie gesagt, zu müde und zog mich zurück. Kaum daß ich noch im Stande war, dem frugalen Abendessen einige Ehre zu erweisen; der dumpfe Lärm in meiner Umgebung wirkte einschläfernd und bald lag ich auf meinem Feldbett zwischen Wachen und Träumen.

Auf einmal fuhr ich auf, ich meinte einen fernen Schuß gehört zu haben. Schnell ging ich in den Vorbau der Hütte, wo meine persönlichen Diener schlafen sollten, Niemand war zu sehen; am Zaune bemerkte ich Gruppen, die sich um die Häuptlinge, welche mit den Waffen in der Hand dort standen, gebildet hatten; die Wächter der Pferde waren zu ihren Thieren getreten, ihre Messer hatten sie gezogen, die Klingen blitzten im Mondlicht.

Mit vieler Mühe erfuhr ich, daß ein Tiger um den Zaun geschlichen war, und daß man blind auf ihn geschossen hatte, um ihn zu verjagen. Bald aber kam er zurück und schlich vorsichtig an den Ställen entlang; vergebens suchte ich den Häuptling, dem das Gewehr gehörte, zu bewegen, scharf zu schießen, oder mich schießen zu lassen. Die einzige Antwort war: mein Herr, der Tiger hat uns nichts Böses gethan, ich wage es nicht ihm Böses zu thun; kommt er hier durch den Zaun, so werden wir Dich und uns schützen.

Ich muß bekennen, wiewohl dieser Schlußsatz recht tröstlich klang, war mir doch gar nicht recht wohl dabei, denn die ungeheure Unverschämtheit des Tigers, der trotz der fünfzig bis sechzig Menschen, die anwesend waren und trotz des blinden Schusses in der Nähe des Zaunes lauern blieb, prophezeite nicht viel Gutes. Gleichwohl wagte ich es nicht auf kategorische Weise zu veranlassen, daß ihm eine gute Kugel zwischen die Rippen gejagt wurde.

Man wird mir dies vielleicht verdenken, aber in meinem Umgang mit den Eingeborenen habe ich immer ihren Glauben (resp. Aberglauben) und ihre Sitten, soweit als nur irgend mit meinen Arbeiten verträglich war, zu schonen gesucht, und namentlich nie meinem persönlichen Gefühl auf Kosten des ihrigen nachgegeben.

Nachdem ich also durch einige trockene Bemerkungen die Häuptlinge vergebens zu überzeugen gesucht hatte, daß es doch gescheiter sei, diesem unverschämten Thiere — unverschämt nämlich, weil es sich erlaube meine, eines Sternguckers, Nachtruhe zu stören — etwas Böses zuzufügen, als abzuwarten, bis es uns etwas Böses zugefügt habe, wünschte ich ihnen wohl zu schlafen und bat nur noch einige blinde Schüsse abzufeuern, um den „Großvater" zum Rückzug zu bewegen.

Das geschah denn auch und kein Tiger ließ sich mehr dort sehen, die Eingeborenen aber hatten Stoff zu mancher Erzählung gefunden, wobei sie ihre Muthmaßungen über die (frühere) Persönlichkeit des Tigers austauschten, der ganz freundlich gekommen sei, mich bei meiner Arbeit zu beobachten, und als er gesehen habe, daß ich nicht arbeite, und von Flintenschüssen gestört, ärgerlich weggegangen und nicht wiedergekommen sei.

Weßhalb nun der Tiger nicht mehr Menschen und Hausthiere frißt? Ein guter Wildschweinsbraten soll ihm lieber sein. Außerdem aber frißt er auch Hirsche, Rehe, wilde Hunde, Seeschildkröten, die ihm aber zuweilen übel mitspielen sollen. Von dem Reichthum des Thierreiches kann sich nur der eine Vorstellung machen, der dasselbe an einer besonders günstigen Stelle beobachtet hat. Obwohl die Gegenden, die Dr. Kuntze besucht hat, theilweise recht wildreich sind, ist doch die Gelegenheit nicht besonders günstig, um das Wild in Rudeln zu sehen, d. h. in einer Anzahl, die selbst für den erfahrenen Jäger etwas Ueberraschendes hat. Weiter östlich, auch am Strande des indischen Oceans, giebt es solche Stellen, wo man in der Dämmerung Hunderte von wilden Schweinen sich unter die zahmen Büffel auf der Weide mengen sieht, die sich hierdurch nicht im Geringsten stören lassen.

Daß nun der Tiger vorkommenden Falles sich lieber ein Schwein holt, als daß er sich der Gefahr aussetzt, mit den spitzen Hörnern eines kräftigen Büffels Bekanntschaft zu machen, ist ziemlich begreiflich. Außerdem ist der Tiger nach Allem, was ich von ihm gehört habe, ein feiges Thier. Abgesehen davon, daß ihm in allen Jagdgeschichten Blutdurst und Feigheit vorgeworfen werden und daß doch solchen Geschichten meist ein charakteristischer Zug zu Grunde liegt, welcher der Natur entlehnt ist, so ist mir doch ein Fall bekannt — ich habe den Mann und die schrecklichen Wunden, die ihm der Tiger beigebracht hatte, selbst gesehen — wo der Tiger einem Menschen, den er von hinten besprungen, die Tatzen in die Schulter, die Zähne in den Nacken eingeschlagen hatte, ihn aber wieder los ließ, als der Mann, wahrscheinlich unwillkürlich, krampfhaft mit den Händen nach ihm stieß (wobei er vielleicht das Auge traf). Allgemein wird behauptet, daß der Tiger nur einmal nach seinem Opfer springt, wenn er aber den Sprung verfehlt, ihn nicht wiederholt.

Diejenigen Eingeborenen, welche wirkliche Jäger sind, was allerdings nicht häufig vorkommt, greifen den Tiger am liebsten Morgens ganz früh in seinem Lager an; ein wohlgezielter Schuß eröffnet und beendet gewöhnlich den Streit, ist er nicht tödtlich getroffen, so sucht der Tiger zu fliehen; nur wenn er keinen Ausweg findet, stürzt er sich auf seinen Feind. Andere, jedoch seltener und selten allein, lauern ihm auf, wenn er auf seinen Raubzügen ist und suchen ihn zu locken; Häuptlinge und Europäer veranstalten wohl auch große Jagden, bei denen der Tiger häufig nicht geschossen wird.

Uebrigens beweist der Glaube der Eingeborenen an „gute" und „böse" Tiger — ein Unterschied, der wohl nur darauf beruht, daß die einen Nahrung die Menge unter dem Wilde finden, die anderen aber schlecht genährt sind oder aber auf ihren Liebeswegen vergessen haben der Jagd nachzugehen und nun, wenn sie zufällig einer Beute begegnen, den Einflüsterungen ihres knurrenden Magens nachgeben — daß wirklich Umstände bestehen, unter denen Menschen und Thiere den Anfällen des Raubzeuges weniger ausgesetzt sind. Diese auffallende Erscheinung findet sich auch bei Krokodilen — man sieht die Eingeborenen manchmal an einer Stelle ganz ruhig baden, während nicht weit davon es von jenen Thieren wimmelt und kein Eingeborener es wagen würde, sich da ins Wasser zu begeben. Dies habe ich so häufig selbst gesehen, und es ist so gut beglaubigt, daß die Erklärung nur in ganz bestimmten örtlichen Ver-

hältnissen (die aber noch nicht aufgeklärt sind) gesucht werden muß.

Da Dr. Kuntze's Werk die Veranlassung zu diesem Aufsatz gegeben hat, möchte ich nur noch zwei Punkte berühren, die in einer etwaigen zweiten Auflage wegbleiben könnten, nämlich

1) die furchtbaren Fehler in der Orthographie, wo er sogar ganz allgemein vorkommende Wörter und Eigennamen fehlerhaft geschrieben hat: Kati für Kassi (Pfund für gib), Kriz für Kriß, Heidji für Hadji — Herr Bratsch für Herr Praatje; zu Audemans giebt er die Aussprache Oldemans statt Audemans. Daß er den Unterschied zwischen d, dh, t, th nicht beobachtet hat, es sind dies vier verschiedene Buchstaben des javanischen Alphabets (sundanesisch kennt allerdings nur d und t), ist weniger auffallend. Doch hätte dieser Punkt wohl mehr Sorge verdient, da Herr Dr. Kuntze selbst die mitteldeutschen Landsleute vor solchen Verwechselungen warnt [1]). Es kann meiner Ansicht nach für Reisende in so civilisirten Ländern wie Java ist, selbst wenn sie die Sprache nicht kennen, nicht unmöglich sein, die Namen durch Eingeborene (mit deren Schrift) aufschreiben und dies später transcribiren zu lassen.

2) Könnte die Zahlenkombination über Mischlinge und Kreuzungen Seite 395 ruhig wegbleiben; einen praktischen Zweck hat sie doch kaum und für eine theoretische Untersuchung fehlt, wie Herr Dr. Kuntze selbst mittheilt, jegliches Material.

Beiläufig und um vielleicht ein scheinbar dunkles Räthsel aufzulösen, will ich noch erwähnen, daß die „eigenen hölzernen Kreuze, welche die Frauen oft in und über dem Zopf tragen" (S. 337), vermuthlich die Ani-Ani's sind, die Werkzeuge zum Schneiden des Padie (Reis auf dem Felde). Man kann eine Abbildung dieses Instruments bei Crawfurd, History of the Indian Archipelago I, 348 (Javanese suckle), finden.

[1]) Er erzählt sogar Seite 289 einen gewürzten aber hübschen Scherz, jedoch geht bei ihm die Pointe verloren. Buber ist Reisbrei, auch warmer Umschlag, puper die menschliche Sitzgelegenheit. Der Doktor — von dem Kuntze spricht, wenn ich nicht irre G., ein Sachse — wollte einer an Zahnschmerzen leidenden Dame warme Umschläge verschreiben und rieth ihr: Machen Sie sich einen warmen „puper".

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Was die englischen Kaufleute schon lange befürchteten, ist jetzt zur Thatsache geworden: die Chinesen haben sich nicht allein eines Theiles des Großhandels in den chinesischen Häfen bemächtigt, sondern gehen jetzt auch daran, ihren bisherigen Lehrmeistern in deren eigenem Lande Konkurrenz zu machen. An Bord des Anfang December in London eingetroffenen Dampfers „Meifoo" (von 1745 Tons Brutto), welcher der erste ist, welcher unter chinesischer Flagge eine Ladung chinesischer Produkte, namentlich Thee, direkt von China nach Europa bringt, befindet sich eine größere Anzahl chinesischer Kaufleute, welche in London eine chinesische Handelsgesellschaft bilden und den direkten Handel zwischen England und China in die Hand nehmen will.

— Jeder, der einmal ein Kaden'sches Buch gelesen hat, wird stets gern nach einer neuen Gabe dieses Autors greifen, welcher unter die besten derjenigen gehört, welche uns Deutschen das italienische Volk bekannter und dadurch sympathischer zu machen bestrebt sind. Gern empfehlen wir darum auch Kaden's neuestes Buch, die „Skizzen und Kulturbilder aus Italien" (Jena, H. Costenoble 1882); wenn auch nicht alle darin enthaltenen neun Aufsätze streng in unser Fach einschlagen, sondern historischen und literaturgeschichtlichen Inhalts sind, so beleuchtet doch fast jeder irgend eine Seite des italienischen Volkscharakters und bringt sie uns näher. Von besonderm Interesse erscheinen uns „Räubergeschichten", „Der Esel des heiligen Joseph", welcher sich auf die Thierquälerei der Italiener bezieht, und namentlich „Aberglauben und besondere Bräuche beim Volke des Südens", und darin wieder derjenige Abschnitt, welcher von den Ueberresten antiken Glaubens beim heutigen Volke handelt. Zwei sonderbare Bräuche erlauben wir uns hier anzuführen: „Wohin thut man aber einen Brauch wie den des Ochsen des S. Sapito? In Loreto Aprutino wird am Feste dieses Heiligen ein Ochs, dem man Hörner und Schwanz mit Flittergold und Bändern geschmückt hat und auf dessen mit rother Decke belegtem Rücken ein reichgekleideter Knabe reitet, vor die Kirchenthür geführt, dort muß er vor dem zahlreich versammelten Volke niederknieen, steht dann auf und wird in die Kirche geführt. Was er bei dieser Gelegenheit an Düngstoff fallen läßt, dient zur Bestimmung der Fülle oder Dürftigkeit der bevorstehenden Ernte." Noch toller ist Folgendes: „O! die Apotheke des Volkes ist groß und als Hausapotheke billig und bequem. Zu Heil und Frommen der leidenden Menschheit seien noch eine Menge verschiedener braver Mittelchen genannt, doch will ich des Hauptheilmittels, der „Königin im Glase", in erster Linie Erwähnung thun: es ist der Urin. Um das Jahr 1856 stand der eines Fra Pasquale von Casoria in ganz besonderm Rufe. König Ferdinand der Gläubige ließ diesen Mönch zu sich ins Schloß kommen, räumte ihm eine Wohnung ein, überhäufte ihn mit den Ehren eines Heiligen, alles des „ganz besondern Saftes" wegen. Der Aberglaube hatte den königlichen Stempel erhalten, Tausende von Krüppeln, Lahmen, Blinden, Syphilitischen und mit allen möglichen Krankheiten und Gebrechen Behafteten versammelten sich nun jeden Morgen vor dem königlichen Schlosse, riefen den Wundermann mit Schimpf- und Schmeichelnamen und standen und harrten, „bis der Liebliche sich zeigte" und den segensreichen Stoff über sie aussprengte, wo man zufrieden war, wenn man nur ein Tröpflein erhaschte. Ja, der Urin! der von Säuglingen ist gut gegen entzündete Augen, bei schweren Geburten, bei Fieber; warmer Kuhurin heilt Kahlköpfigkeit und Rose."

— Trotz allem Elende im Innern hat die türkische Regierung Muße gefunden, ihr Maß- und Gewichtssystem zu ändern. Am 1. März 1881 (a. St.) soll für Längen-, Flächen- und Raummaße das Metersystem in Anwendung kommen.

— In der Oktobersitzung der Sektionen für Geologie und Mineralogie der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Petersburg berichtete Herr Glinka über seine Besteigung des Magnetberges Katschkanar (etwas südlich vom 59° nördl. Br. im Ural) im vergangenen Sommer. Der Hauptkamm des Gebirges liegt westlich von dem genannten Berge; der Katschkanar selbst ist in der Richtung von Nord nach Süd 8 Werst lang bei einer Breite von etwa 3 Werst. Der Berg ist von beiden Abhängen aus zugänglich, beschwer-

licher aber von Osten her, von wo Glinka den Aufstieg unternahm. Am Wege dahin liegt das Platinabergwerk des Herrn Burdakow, am Flusse Js. Die Ufer desselben bestehen aus weißem silurischem Kalkstein, oben mit Alluvialboden überdeckt, in dem man riesige Mammuthknochen findet. Vom Flüßchen **Mokra** ab ging der Weg durch dichten Wald, in dem sibirische Cedern, Tannen, Kiefern und Lärchenbäume vorherrschten. Die Seiten des Berges sind mit Geröll bedeckt; höher hinauf wird die Vegetation ärmer. Mühsam nur erreichte man die sogenannten Magnetgruben. Die Erzadern sind von Natur grobkörnig und nehmen sichtlich an Massigkeit zu, je tiefer sie hinabreichen. Die Magnetnadel fängt schon auf einige Saschen Abstand von einer solchen Stelle an sich nach allen Seiten zu drehen und über den Gruben neigt sich der Südpol nach abwärts. Nachdem der nördliche Gipfel des Katschkanar erstiegen worden, waren hier die „Höcker" zu erklimmen, senkrecht aufragende Felspartien, von denen aus man eine großartige Rundschau über die Umgegend hat. Auch in diesen „Höckern" befinden sich in dem Gestein Schichten von Magneteisenerz, was aller Wahrscheinlichkeit nach Murchison zu der Annahme eines vulkanischen Ursprungs des Magneteisens vom Katschkanar führte; Glinka aber bezweifelt die Richtigkeit dieser Annahme. Nach der vorgenommenen barometrischen Messung beträgt die Höhe des Katschkanar annähernd 3100 Fuß (945 m) über dem Meere.

Asien.

— Auf seiner Reise von Kerman nach Bender Abbas 1879 passirte General **Houtum-Schindler** den Engpaß **Zendân**, den er als eine, die ostwestlich streichenden Gebirgsschichten in nordsüdlicher Richtung durchschneidende Spalte beschreibt (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. 1881, S. 342). Dieselbe ist anfangs nur einige Fuß breit, der Weg oft von großen Steinblöcken gehemmt und zu beiden Seiten steigen hohe, fast senkrechte Felsenwände empor. Mit Recht heißt dieser Paß Teng-i-Zendân, „der Gefängniß-Paß". Es ist vorgekommen, daß plötzliche Regengüsse das sonst trockene Strombett in einen reißenden Wildbach verwandelten, der Karawanen, die sich gerade in dem „Gefängnisse" befanden, gänzlich zu Grunde richtete. Vor zwei Jahren überfiel ein solches Mißgeschick eine aus mehr als hundert mit Henna beladenen Eseln bestehende Karawane. Die Eseltreiber konnten sich mit Noth retten, indem sie sich an größere Felsblöcke anklammerten, sämmtliche Esel jedoch wurden entweder durch die vom Wasser heruntergewälzten Felsblöcke getödtet oder vom Wasser in die Ebene hinabgeschwemmt. Das untere Strombett und ein großer Theil der Schamûl-Ebene sollen längere Zeit von Henna roth gefärbt gewesen sein. Die 13 engl. Miles des eigentlichen Engpasses wurden von Schindler's Karawane in sieben Stunden zurückgelegt. Die von Geiern halb verzehrten Kadaver von 11 Eseln und 7 Kameelen, die in dem Passe lagen, bezeugten, wie schwierig die Passage für Packthiere ist. Die 18 Thiere waren der Verlust einer vor zwei Jahren hier durchgegangenen, ziemlich bedeutenden Karawane.

— **Ujfalvy's** Pläne, als er sich im Frühling 1881 nach Britisch-Indien begab, waren nicht so weitreichend, als die „Times" seiner Zeit (s. „Globus" XL, S. 63) meldeten. Seine Absicht war nicht, in Gesellschaft seiner Frau nach Tibet einzudringen, sondern, wie er an Prof. von Hochstetter am 22. Juni schreibt, zunächst die Landschaften **Kulu**, **Lahul** und **Spiti** ethnologisch zu erforschen, was ihm auch in gewisser Hinsicht gelungen ist. Sodann wollte er das östliche **Kaschmir** und die Gegenden von Skardo und Leh besuchen und die Völkerschaften am obern Indus mit denen des obern Jaxartes und Oxus vergleichen, um spätestens im December in Europa wieder einzutreffen.

— Der erste Schritt zur Erbauung von **Telegraphenlinien in China** ist geschehen: am 19. September ist die Linie zwischen Schanghai und Tschin-kiang am Jang-tse mit Beglückwünschungstelegrammen der Behörden eröffnet worden. Die weitere Linie bis Peking soll binnen drei Monaten hergestellt werden; dieselbe folgt dem Großen Kanale und macht rasche Fortschritte, nachdem das circa 2 engl. Meilen lange Kabel durch den Jang-tse-kiang gelegt war. Am 1. December war sie bereits bis Tien-tsin fertig.

Afrika.

— Wir haben früher (Bd. XXXIX, S. 240) von der Gründung einer deutschen Station in Ostafrika, zu **Kakoma** im Lande Ugunda, berichtet. Die dort befindlichen Herren Dr. **Böhm**, Dr. **Kayser** und **Reichard** waren anfangs für ihre Ruhe und Sicherheit ganz auf freundliches Einvernehmen mit den Eingeborenen angewiesen; es gelang ihnen aber durch taktvolles Benehmen, sich bei den Ugunda-Leuten so sehr in Gunst und Ansehen zu setzen, daß sie auf Einladung derselben jetzt ihre Station nach Gunda, dem Hauptorte von Ugunda, verlegen. Als der Häuptling des Distrikts, Mlimangombe, der sich im Ganzen ihren Bestrebungen wenig entgegenkommend gezeigt hatte, kürzlich gestorben war, knüpfte seine Schwester und Nachfolgerin Discha ein freundschaftliches Verhältniß mit der deutschen Station an und schlug schließlich den Mitgliedern derselben vor, nach Gunda überzusiedeln und ihr durch Rath und That die Herrschaft über den Distrikt und die Aufrechterhaltung ihres Ansehens nach außen und friedliche Beziehungen mit den Nachbardistrikten zu erleichtern. Herr Reichard begab sich darauf an Ort und Stelle, um die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und schloß einen Vertrag mit der Fürstin und den Großen des Landes, demzufolge ihm und seinen Freunden ein Terrain zur Anlegung der Station innerhalb des Hauptdistriktortes und die nöthigen Ackerfelder zum Unterhalt ihrer selbst und ihrer Leute überwiesen werden sollen. Die Deutschen sollen ferner das Recht haben mit der Fürstin zu Gericht zu sitzen und über Krieg und Frieden zu entscheiden, und die Leute von Gunda die Pflicht, ihren Gästen das Stationshaus zu erbauen und die Felder derselben zu bearbeiten. In Folge dieser günstigen Bedingungen werden die Reisenden nicht allein sehr viel früher die Selbsterhaltung der Station erreichen können, sondern auch sehr viel mehr in der Lage sein, den civilisatorischen Aufgaben einer Station gerecht zu werden. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht arbeiten dieselben fleißig, und wir werden bald eine Reihe zuverlässigerer astronomischer Ortsbestimmungen aus der Gegend besitzen, als bisher vorhanden waren.

— Dr. **Buchner** ist Anfang September 1881 in **Loanda** eingetroffen, nachdem er vorher noch einige Zeit im Osten der portugiesischen Kolonie Angola verweilt hat, um seine Reisenotizen zu sichten und zu vervollständigen und besonders um noch linguistisch thätig zu sein.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

V.

Am Abend desselben Tages empfing Largeau die Besuche der Notabelen der Stadt, der Mitglieder des Gemeinderaths und des Medschlis, des Gouverneurs Si Mohammed bu Aischa, des Befehlshabers der türkischen Garnison und des Si el-Hadsch Atija; letzterem und dem Gouverneur übergab er die für sie bestimmten Empfehlungsbriefe, in welchen als sein einziger Zweck angegeben war, Handelsverbindungen zwischen Algerien und Ghadames anzubahnen. Schon am nächsten Morgen erschien der Gouverneur abermals und nahm die für ihn bestimmten Geschenke in Empfang, ein Haïk aus Tuggurt, eine Jagdflinte mit Zündhütchen und Pulver, ein vergoldetes Notizbuch mit sechs Stiften, ein halbes Ries Papier, einen silbernen ciselirten Becher, Schmuckgegenstände für seine Frau und Spielsachen für seinen Knaben, während Si el-Hadsch Atija einen Haïk, eine doppelläufige Pistole, einen silbernen Becher, zwei große Geschäftsbücher, ein magisches Tintenfaß, eine Spieldose und verschiedenes Spielzeug für seinen Sohn erhielt.

Ghadames, heute ein Haupthandelsplatz zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Sudan, soll der Sage nach von Leuten aus der Oase Siwa gegründet worden sein. Wie Largeau meint, deuten auch Kapitelle, Säulentrommeln und Basreliefs, welche jetzt in einem kleinen Kirchhofe vor den Thoren der Stadt vereinigt sind, auf eine ägyptische Kolonie. Unbekannt ist der Zeitpunkt, wann der Ort aus den Händen der Schwarzen, welche noch heute den Grundstock der Bevölkerung bilden, in die der Berbern übergegangen ist. (Largeau's haltlose Spekulationen, welche die Berbern von Ghadames mit den makedonischen Briges und kleinasiatischen Phrygiern in Zusammenhang bringen möchten, können wir hier füglich übergehen.) 19 v. Chr. wurde dann Ghadames, dessen inschriftlich bezeugter antiker Name Cidamus lautete, vom Consul Cornelius Balbus erobert und blieb wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte lang beim römischen Reiche. Wenigstens gehörte sie unter dem, aus dem nahen Leptis stammenden Kaiser Alexander Severus zur Provinz Numidia. 646 wurde sie von den Arabern erobert; türkisch ist sie erst in neuester Zeit geworden. Es ist heute eine Stadt von etwa 7000 Einwohnern, welche in einer Oase von 24000 Palmenbäumen liegt; eine theils aus Lehm, theils aus Steinen errichtete Mauer umgiebt sie. Ihre Straßen, eng, aber reinlich, sind von den oberen Stockwerken der Häuser überdeckt und erhalten Licht und Luft nur durch hier und da angebrachte Luftlöcher, so daß in ihnen theilweise die vollständigste Dunkelheit herrscht. Die solide aus Luftziegeln erbauten Häuser bestehen meist aus einem Erdgeschoß, welches als Magazin dient, und einem obern Stockwerke, wo der Besitzer wohnt; doch haben sie keine andere Oeffnung als die Eingangsthür und erhalten Licht nur durch eine Oeffnung in der Terrasse. Jedes Stockwerk enthält ein großes Zimmer in der Mitte, um welches sich Duëras, kleine Räume, gruppiren, welche man auf den ersten Blick für Wandschränke zu halten geneigt ist. Gekocht wird gewöhnlich auf den Terrassen, welche alle mit einander in Verbindung stehen und ausschließlich für die Frauen reservirt sind.

Die Stadt umfaßt zwei Hauptquartiere, Beni-Oasit und Teskut, welche durch eine Mauer von einander getrennt sind und sich früher feindlich einander gegenüber standen; dieselben zerfallen wieder in Schuëras, deren Zahl sechs

Frau aus Ghadames. (Nach einer Skizze Largeau's.)

beträgt. Die Bevölkerung besteht aus zwei Klassen, den Edelen von Berber-Abstammung und den Plebejern, welche einheimische Neger oder Åtrias sind, und zu denen noch die Nachkommen freigelassener Sklaven kommen. Die vorhandenen Sklaven werden gut behandelt und haben das Recht des Erwerbens und Besitzens; nur selten kommt es vor, daß ein Sklave nach 10 bis 15 Jahren Knechtschaft sich nicht in der Lage befinden sollte, sich frei zu kaufen. Araber giebt es nur sehr wenig.

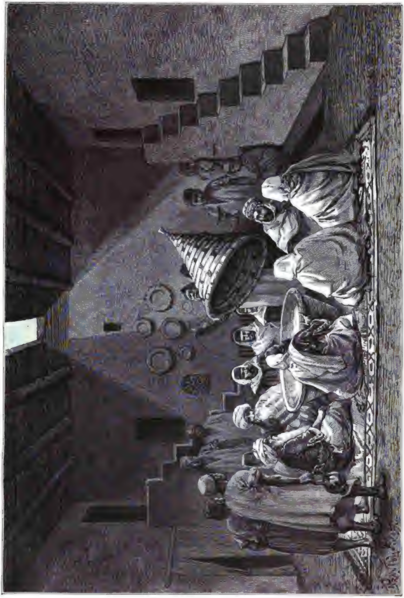
Obwohl die Frauen in Ghadames nur Nachts ausgehen, um die Moscheen zu besuchen, so konnte Largeau doch in seiner Eigenschaft als Arzt mehr als eine bewundern; außerdem machten es manche, von Neugier getrieben, möglich, auf dem Wege zur Moschee sich zu ihm zu schleichen, um unter dem Vorwande, irgend welche Krankheit zu haben, dort die Gebetszeit zuzubringen, den Fremden zu betrachten und auf seine Kosten Bemerkungen auszutauschen. Negerinnen, Mulattinnen und Frauen von Åtrias kamen in großer Menge, wenn sie Morgens Wasser holten. Im Allgemeinen sind die Damen von Ghadames, wohlverstanden die von reiner Race, meist schön, und ihre regelmäßigen Züge erinnern an den griechischen Typus in seiner Vollendung. Auf der Straße tragen sie ein langes Gewand von lebhafter Farbe — Roth wird bevorzugt —, welches unter dem rechten Arme hindurchgeht und auf der linken Schulter zusammengehalten wird, darüber ein weißes Wolltuch, auf

Ein Tuarek-Dorf und alte Gräber bei Ghadames. (Nach einer Photographie.)

dem Kopfe eine phrygische Mütze, die von einem seidenen goldbefranzten Tuche umgeben ist. Den untern Theil des Kopfputzes schmückt eine Art Diadem, das je nach dem Vermögen und der Freigebigkeit des Mannes aus Gold oder Kupfer besteht. Vor der Mitte der Stirn hängt stets eine große rothe Troddel, deren Gebrauch Sklaven untersagt ist; dazu tragen sie Halsbänder von Korallen oder rothen Perlen und an den Füßen reich gestickte Schuhe von rothem Leder.

Freitags findet ein wenig besuchter Markt statt, wo die wenig zahlreichen Einwohner der Umgegend ihre geringen Bedürfnisse befriedigen. Eine richtige Vorstellung vom Handel und Reichthume der Stadt, welche vorzugsweise Stapelplatz ist, kann man sich dort nicht bilden. Er beginnt nach dem Gebete, welches um 1 Uhr Nachmittags stattfindet, und wird auf einem ganz kleinen Platze abgehalten, zu welchem ein großer überwölbter Eingang führt, eine Art Saal mit Divans auf den Seiten, wo sich die großen Herren der Stadt zum Plaudern niederlassen. Jeder ruft seine Waare aus, preist sie an und überläßt sie dem, welcher am meisten bietet. So werden Packe Straußenfedern, allerlei Gewebe, Matten, Teppiche, Kleider aus aller Herren Länder, Waffen, Leder, Mehl, Gerste, Datteln, Oel, Kameele, Hammel u. s. w. verkauft.

Ein zweiter Markt, welcher gewiß nicht der weniger unterhaltende ist — doch dürfen Männer sich auf demselben nicht sehen lassen — wird täglich auf den Terrassen von der Frauenwelt abgehalten. Es werden dort die verschiedensten Dinge verkauft, Ohrgehänge, Ringe, Armbänder, Talismanbüchsen aus ciselirtem Silber, Behälter für



Die Diffa. (Nach einer Skizze Largeau's.)

Kohöl (Schwarz zum Färben der Brauen und Wimpern), Spiegel, Kämme, Wohlgerüche, Küchengeräthe, Lebensmittel von allerlei Art u. s. w. Bei dieser Gelegenheit sollen die Frauen von Ghadames oft wahres Mitleid und Gutherzigkeit entwickeln: zeigt sich dort eine Wittwe, welche allein für ihre Familie zu sorgen hat, so kann sie sicher sein, nicht mit leeren Händen heimkehren zu brauchen. Die eine giebt ihr ein Maß Mehl und sagt: „Nimm, ich leihe es Dir; Du kannst es mir zurückgeben, wenn Dir Allah mehr giebt, als Du brauchst.“ Eine andere theilt ihr von ihren Feigen für die Kinder mit, und eine dritte bringt ihr Butter, vielleicht als Entgelt für irgend einen Dienst, den die Arme ihr in früheren Zeiten einmal geleistet hat.

Verläßt man Ghadames durch das südliche und zugleich Hauptthor und besteigt zwischen Sandsteinblöcken hindurch den Hügel, an dessen Fuße sich der neue Begräbnißplatz hinzieht, so hat man eine weite Umschau über das Land. Gegen Norden steigt das Terrain an bis zu einem Hügel mit zackigem Kamme; nach Westen und Nordwesten hin sieht man die fahlen Gipfel hoher Dünen des Erg; im Nordosten, Osten und Südosten dehnt sich die Hammada aus, ganz mit Gurs übersäet, welche sich mauergleich in die Ferne hinziehen, und im Süden und Südwesten senken sich tiefe Schluchten zu der Sebchat-el-Malah. In dieser Richtung bemerkt man auf den Sandsteinblöcken Eindrücke wie von einem Pferdehufe; die Eingeborenen schreiben dieselben der Stute des Propheten zu. Einige Schritte gen Westen führen zu antiken Gräbern, welche bei den Einwohnern der Stadt El-Asnam (die Götzenbilder) heißen; es sind sechs an der Zahl, vier davon gut erhalten und von drei verschiedenen Gestalten. Die erste ist diejenige eines Obelisken, 5 m hoch auf einem Unterbau von 3 m Höhe, aus rohen Sandsteinblöcken errichtet und durch einen Dolomit-Mörtel zusammengehalten. Die Südostseite ist sehr zerstört, die drei anderen aber ziemlich gut erhalten; an der dicken Mörtelschicht, welche die Blöcke bedeckt, kann man noch deutlich die Fugen der Steinplatten erkennen, mit welchen wahrscheinlich vor gar nicht langer Zeit noch das ganze Denkmal überkleidet war. Den zweiten Typus bildet eine große viereckige Säule, oben mit einer vorspringenden Krönung. Zwei andere Gräber haben die Gestalt eines Kreuzes, wie es in Irland vor Einführung des Christenthumes

Die Sebchat el-Malah. (Nach einer Photographie.)

vorkommt; der südliche Arm derselben ist vollständig verschwunden. Die letzten beiden Gräber sind sehr zerfallen; ihre Erbauung schreibt H. Duveyrier dem lybischen Volke der Garamanten zu. Im Innern jedes Grabmales hat man eine ovale, gut gewölbte Kammer von der Länge eines großen Menschen gefunden und in derselben angeblich Gebeine und kleine Lampen aus gebranntem Thone. Zur Zeit von Largeau's Besuch stand neben diesen Denkmälern ein kleines Tuarek-Dorf.

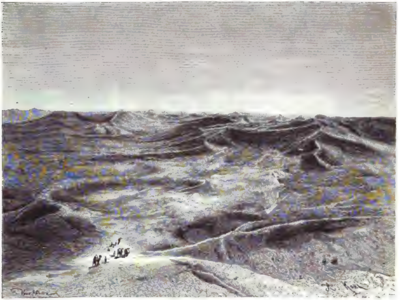
1 km westlich von der Oase, auf demselben Plateau, erhebt sich ein halb zerstörter Thurm, der augenscheinlich rund war und nach oben sich etwas verjüngte, 5 m hoch und 12 Schritt im Durchmesser. Oben schloß ihn eine Plateforme ab, an deren Nordseite ein zweiter kleiner ovaler Thurm steht, welcher eine gleichfalls ovale, 2 m lange, offenbar einst gewölbte Kammer umschließt. Aus der Form dieses kleinen Thurmes und der Sorgfalt, mit welcher der Bewurf der Kammer geglättet ist, möchte Largeau schließen, daß er als Begräbnißort diente; er zeigt Anklänge an die sardinischen Nurhagen und die Thürme auf den Balearen (s. „Globus“ XXX, S. 118).

Largeau hatte sich mit den Mitgliedern der Dschemâa und des Medschlis, sowie mit den ersten Kaufleuten in Verbindung gesetzt, welche sich alle bereit erklärten, mit Algerien Handelsverbindungen anzuknüpfen. Am 28. erschien der Gouverneur, gerade als Largeau sich von seiner Lagerstelle, einem Gepardenfelle, das über eine Matte gebreitet war, erhob, und theilte ihm mit, daß die Notabelen ihn erwarteten, um ihm die Diffa anzubieten. Sie begaben sich in einen ziemlich geräumigen Saal, in welchem 26 Personen, darunter 15 Sklaven und Diener, versammelt waren, und in dessen Mitte ein irdener Napf stand, so gewaltig, wie ihn Largeau noch niemals gesehen hatte: die Spitze seines aus Palmenblättern geflochtenen Deckels erreichte fast Manneshöhe. Zu elf Personen nahm man um die Schüssel auf Teppichen Platz und saß dennoch bequem. Wie ihm der Gouverneur erklärte, war es das Prachtstück der Stadt, welches nur in Gebrauch genommen wird, wenn ein Einwohner von Bedeutung von einer langen Reise zurückkehrt. Nach alter Sitte ißt man aus ihr nur mit den Fingern, nie mittels Gabel oder Löffel. Ein paar Sklaven mit Waschbecken, Kanne und Handtuch machten die Runde bei den Tischgenossen: dann gab ein alter Herr das Zeichen zum Zulangen, und jeder eröffnete den Angriff auf die Riesenschüssel, welche einen angenehm schmeckenden Brei aus Mehl, Milch und Honig enthielt. Bei der nachfolgenden Unterhaltung erklärten sich mehrere der Anwesenden bereit, Largeau nach Frankreich zu begleiten, um die

dortigen Fabriken zu besehen und Probeeinkäufe zu machen. Ihr Gast mußte ihnen das leider ausreden, da er nicht Mittel genug besaß, sie in seiner Heimath gastfreundlich zu empfangen, ja sie auch nur bis Alger zu schaffen, und auf eine Unterstützung Seitens der Regierung und der Handelskammern nicht rechnen durfte. Doch versprach er im nächsten Jahre mit einer Karawane französischer Kaufleute zurückzukehren und seine Gastfreunde abzuholen. Ein Brief des Gouverneurs sicherte den Franzosen gute Aufnahme zu.

Da inzwischen die heiße Jahreszeit rasch herankam, setzte er seine Abreise nach Suf auf den 6. Mai fest, miethete andere Kameeltreiber, da Rabah nach Uargla zurückgekehrt war, und verließ am bestimmten Tage um 2 Uhr Nachmittags die gastliche Stadt, eine Strecke weit begleitet von den Notabelen in ihren schönsten Gewändern und von fünfzig Reitern der Garnison, während auf dem Sandsteinhügel die Menge des Volkes versammelt war und zur Feier des Ereignisses, wie üblich, die Flinten abschoß.

An diesem Tage konnte man doch nicht mehr weit gelangen, lagerte also schon bald nach 5 Uhr, nachdem man die schlimme Sebchat el-Malah überschritten hatte. Die Karawane umfaßte neun Personen: Largeau und seinen Diener Ali, drei Kameeltreiber Bel Kasem ben-Baschir, Aun ben-Menaser und Messaud ben-el-Bahadi, ferner den zwanzigjährigen Bel Kasem ben-Amar, den riesigen, fast vierzigjährigen El Fehem ben-Mohammed, den Neger Belel,



Ughrud auf dem Wege nach Suf. (Nach einer Photographie.)

der Messaud's Diener war, und den ehrwürdigen Naser ben-Rhotaja. Letzterer hatte sich nach Verlust von Weib und Kind so an die Wüste gewöhnt, daß er im Dorfe vor Langeweile fast umkam; seine jungen Freunde nahmen ihn deshalb stets mit in die Dünen, obwohl er dort nicht mehr jagte, sondern trieb, was ihm beliebte.

Der achte März war ein anstrengender Tag: in der Sonne waren es 58° und man mußte ein wahres Chaos von spitzen Ughrud, tiefen Schluchten, die vielfach von „Adern“ durchsetzt wurden, und Dünen bis zu 150 m Höhe durchschneiden. Die Frühstücksrast wurde am Fuße des Ghurd El-Hanamed gemacht; derselbe führt den Namen eines östlich von Ghadames lagernden Stammes und ist bekannt durch ein vor 60 Jahren geliefertes Gefecht zwischen Leuten von Suf und einer Bande von Hanameds, welche letzteren ihren hinterlistigen Ueberfall der Suafa insgesammt mit dem Leben bezahlen mußten. Am Boden eines ziemlich tiefen Loches zeigte man dem Reisenden noch ein Dutzend Schädel, welche die Suafa stets von Neuem, wenn sie der Sand bedeckt, herausgraben.

Beim Erwachen am 9. März fanden sich der Reisende und seine Gefährten von einer Menge kleiner gelber Skorpione umgeben; es soll das nach Angabe der Jäger stets der Fall sein, wenn sich während der Nacht Ostwind erhebt. Am selben Tage sah man beim Sif el-Azel Ueberbleibsel eines Kampfes, welchen im Jahre 1870 die Schaamba und die Leute von Sinaun gegen einander ausgefochten hatten. Schädel, einzelne Knochen und zwei vollständige Skelette, halb im Sande begraben, lagen noch herum, wie sich überhaupt längs dieses Weges zwischen Ghadames und Suf

Digitized by Google

zahlreiche Gräber von gefallenen Kriegern, Ermordeten und umgekommenen Sklaven finden. In trauriger Einförmigkeit ging der Marsch in ungefähr nordwestlicher Richtung die nächsten Tage weiter. Ein Ereigniß betrübender Art war es, daß zwei Schläuche zerrissen, der eine in Folge dessen, daß das Horn einer Gazelle, die man am Kameelsattel aufgehängt, ihn durchstoßen hatte; man war von nun an gezwungen kleinere Wasserrationen zu vertheilen, was besonders unangenehm empfunden wurde, als am 13. ein heftiger Samum losbrach und den Reisenden trotz aller Vorsichtsmaßregeln den feinen Staub in Augen, Nase und Mund jagte. An der Stelle Meksem el-Assel (Honig-Paß), so genannt, weil Jemand dort einmal einen Topf voll Honig zerbrochen hatte, lagerte man, von Durst erschöpft. Mehrmals mußte man in der Nacht aufstehen, um den niederfallenden Sand von sich abzuschütteln, und dennoch war man am nächsten Morgen halb von demselben begraben. Obendrein hatten sich fünf Kameele verlaufen, deren letztes die Jäger erst lange nach Mittag und nach unsäglichen Anstrengungen herbeizuschaffen vermochten. Erst kurz vor 3 Uhr konnte man aufbrechen, ein Zeitverlust, den man Angesichts des drohenden Wassermangels dadurch wieder einzubringen suchte, daß man am folgenden Tage (15. März) um 3 Uhr früh aufbrach und $13^{1}/_{2}$ Stunden lang marschirte. So setzte man es durch, am 16. um 8 Uhr 20 Minuten glücklich den „Neuen Brunnen", Bir el-Dschedid, zu erreichen, der trotz seinem Namen der älteste weit und breit ist. Er ist 12,9 m tief, sein Wasser 21° warm und sehr angenehm; es gilt für das beste in diesem Theil der Wüste und ist das süßeste, welches Largeau in der Sahara getrunken hat. Nachdem sich die Menschen gelabt, kamen die Kameele daran, welche seit 11 Tagen kein Wasser gesehen hatten, und einige arme kleine Esel, welche Largeau's Leute in ihre Heimath mitnahmen und unterwegs nur dreimal nothdürftig getränkt hatten.

Am 17. überschritt man die Ebene Besebabit, d. h. „Mit den Schuhen"; diesen Namen führt sie, weil die Kalkschiefer-Blättchen, mit welchen sie besäet ist, die Araber zwingen, ihr Schuhwerk anzulegen. Darauf folgen die „Mehldünen" (Zemul ed-Degig), die aus weißem, gipsigem Kalke bestehen und so ihren Namen rechtfertigen; sie besitzen eine verhältnißmäßig reiche Vegetation und können als Weideplätze dienen. Am nächsten Tage trennten sich die meisten Begleiter Largeau's von ihm, um zu Stammesgenossen, die in der Nähe lagerten, zu stoßen, und er behielt nur drei Kameeltreiber bei sich.

Am 19. Nachmittags betrat man eine Gegend, die vorzugsweise als El-Erg (die Adern) bezeichnet werden kann. Von dort an bis über El-Uëd hinaus ist die ganze, natürlich sehr gewellte Ebene mit niedrigen weißen „Adern" bedeckt, welche sich wie mächtige Furchen in der Richtung von Nordosten nach Südwesten erstrecken. In dieser Richtung wird auch sonst in der Sahara der Sand vom Winde fortbewegt. Am 20. war der Weg mitten im Erg schlecht genug, aber alle schritten munter zu in dem Gedanken, daß ihre Leiden bald ein Ende erreichen würden, daß man sich auf nähere und bald Sonnengluth und faulendes Wasser mit kühlem Baumschatten und einem frischen Trunke vertauschen könnte.

Die Fahrt des „Rodgers" nach Wrangel-Land[1].

Am 16. Juni 1881 verließ der von der amerikanischen Regierung ausgesandte Dampfer „Rodgers" den Hafen von San Francisco, um im Eismeere, nördlich der Beringstraße, eine Sucherpedition nach dem seit September 1879 verschollenen Polarschiffe „Jeannette" auszuführen. An Bord des „Rodgers" befanden sich der Befehlshaber, Lieutenant Robert M. Berry und 35 Mann; nähere Angaben über die Mannschaft und Ausrüstung dieser Expedition wurden bereits in dieser Zeitschrift mitgetheilt[2].

Nach 33tägiger Ueberfahrt traf der „Rodgers" am 19. Juli in Petropawlowsk (Kamtschatka) ein, fuhr am 26. nach St. Michael, der am Norton-Sund gelegenen Handelsstation im nördlichen Alaska, weiter, und von dort nach der St. Lorenz-Bai, auf der sibirischen Seite der Beringstraße, wo er am 18. August anlangte. An diesen Stationen wurden Pelzkleider, Eskimo-Hunde und Schlitten, einige Tschuktschen-Jäger, sowie frische Kohlenvorräthe an Bord genommen. Schon am 19. passirte der „Rodgers" die Beringstraße und dann den Polarkreis und erreichte am 21. Kap Serdze-Kamen, die Nordspitze der Tschuktschen-Halbinsel, wo bei einem kleinen Dorfe geankert wurde, von dessen Bewohnern man aber aus Mangel an Dolmetschern keine Erkundigungen einziehen konnte, worauf nach kurzem Aufenthalt der Kurs direkt nach Norden genommen wurde. Am Abend des 23. kam Kap Hawaii, die Südostspitze von Wrangel-Land, in Sicht und am nächsten Morgen waren bei kaltem klaren Wetter sowohl letzteres als die Herald-Insel deutlich zu sehen. Gegen Mittag hielt der „Rodgers" an der westlichen Seite der Herald-Insel, welche eisfrei gefunden wurde. Lieutenant Manning wurde mit einer Bootsmannschaft ans Land geschickt, was in Folge der heftigen Brandung nur mit Mühe gelang. Von der höchsten Spitze der Insel wurde eine Umschau nach Spuren der „Jeannette" und der vermißten Walfischfänger gehalten, aber ohne Erfolg; ja selbst der vom Zollkutter „Corwin" am 31. Juli errichtete Steinkairn auf der Nordostspitze wurde nicht einmal gesehen. Wrangel-Land war in voller Sicht, aber nach Norden war trotz der klaren Luft keine Spur von Land zu sehen. Nachdem das Boot wieder an Bord genommen, fuhr der „Rodgers" noch eine Strecke weit an der Südküste entlang und richtete dann den Kurs nach Kap Hawaii auf Wrangel-Land.

Am nächsten Morgen um 10 Uhr war man in Sicht desselben; das östliche Ufer war mit dickem Packeis besetzt, das sich, so weit man sehen konnte, nach Norden erstreckte. Langsam durch die offenen Wasserstraßen im losen Eise auf der Südseite dampfend, näherte der „Rodgers" sich allmälig dem Lande und konnte um 10 Uhr Abends, etwa eine halbe englische Meile vom Ufer, in 6 Faden tiefem, eisfreien Wasser Anker werfen. Zur Feier des glücklichen Erfolges wurden zwei Raketen abgebrannt. Am Morgen des 26. August untersuchte ein Boot eine benachbarte Lagune, in

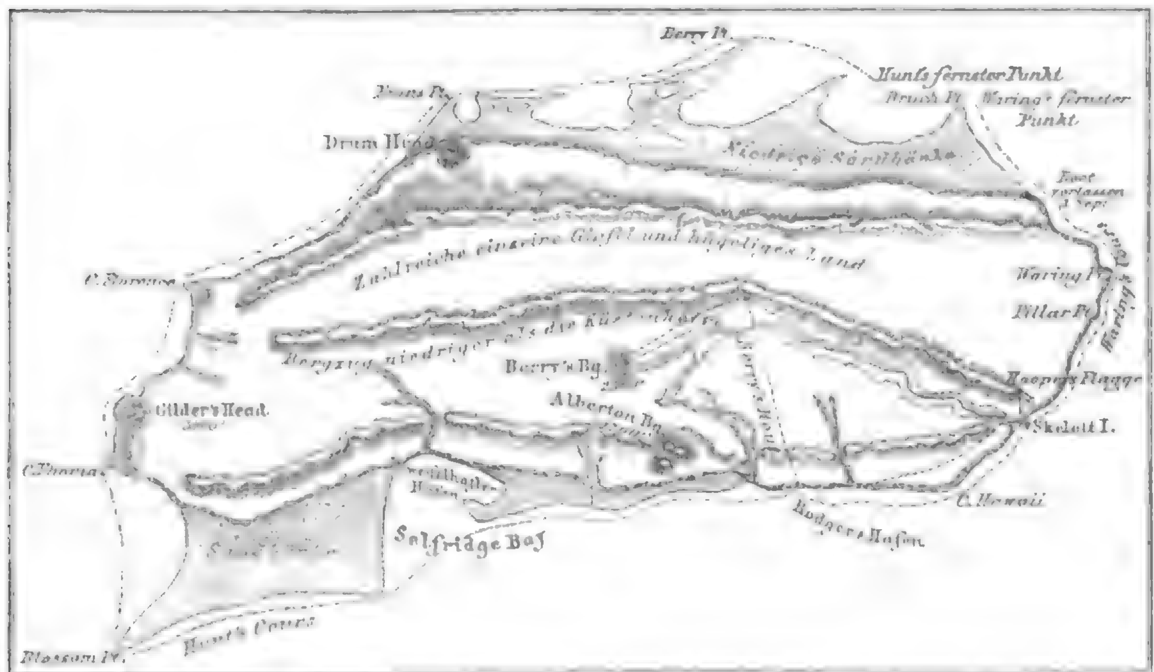
[1] Nach dem officiellen Berichte des Lieutenant Berry und den Briefen des Specialkorrespondenten im „Newyork Herald" vom 17. und 18. November 1881.

[2] Vergl. „Globus" Bd. XL, S. 108.

welcher man hinter einer niedrigen Sandspitze einen ausgezeichneten kleinen Hafen mit tiefem Wasser und gutem Ankergrund fand. In diesem wurde der „Rodgers“ festgelegt, worauf man sogleich die Vorbereitungen für die drei Suchexpeditionen begann, welche das neue Land erforschen sollten.

Wrangel-Land (das Kellett-Land der englischen Admiralitätskarten), dessen Existenz seit dem Jahre 1822 durch den russischen Gouverneur Wrangel nach den Aussagen der Küsten-Tschuktschen, welche bei klarem Wetter vom Kap Jakan aus die hohen Berge des fremden Landes im Norden sehen konnten, bekannt geworden, wurde erst 1849 von dem englischen Kapitän Kellett von der Herald-Insel aus gesehen. Im August 1867 fuhr der amerikanische Walfischfänger „Nile“, Kapitän Long, in kurzer Entfernung von der Südküste entlang, aber ohne eine Landung zu machen, und seitdem ist Wrangel-Land fast jedes Jahr von den Walfischfängern gesichtet, aber noch nie betreten worden; denn auch die erst kürzlich gemeldete Landung des Kapitän Dallmann, mit dem Schoner „Talbot“ schon im Jahre 1866, scheint an Mangel von Beweisen und inneren Widersprüchen zu leiden [1]. Die erste authentische Landung auf Wrangel-Land führte Lieutenant Reynolds vom „Corwin“ am 12. August 1881, also 13 Tage vor der Ankunft des „Rodgers“, aus. (Vergl. „Globus“ Bd. XL, S. 320.)

Am Nachmittage des 27. August verließen die drei Forschungsexpeditionen das Schiff. Die erste derselben, welche in das Innere der Insel dringen und einen hohen Punkt besteigen sollte, wurde von Kapitän Berry selbst angeführt, der von dem Schiffsarzt Dr. Jones und vier Mann begleitet wurde, darunter Frank Melms, einem Mitglied der Schwatka'schen Expedition nach König-Wilhelm-Land



Ungefährer Maßstab: 1 : 2 800 000.

Wrangel-Land nach den Aufnahmen des „Rodgers“.
(Die Originalskizze giebt folgende Positionen an: Berry Point 71° 32' n. Br.; Blossom Point 70° 50' n. Br. 179° 28' östl. L. Greenw.; Rodgers Hafen 70° 57' n. Br.; 178° 10' westl. L.; Waring Point 71° 18' n. Br. 177° westl. L.)

1878 bis 1880. Die zweite, unter Lieutenant Waring mit Dr. Castillo und fünf Mann, sollte in einem Boot der Küstenlinie nach Osten folgen, und die dritte unter Lieutenant Hunt mit dem Ingenieur Zane und fünf Mann hatte die Instruktion, die Fahrt um die Insel in westlicher Richtung auszuführen. Beide Boote wurden mit Vorräthen auf 15 Tage ausgerüstet. Das Hauptschiff blieb mit 19 Mann unter Befehl des Lieutenants Putnam zurück, welcher mittlerweile Vermessungen des Hafens und der benachbarten Küstenlinien ausführen sollte. Der Verlauf der drei Expeditionen muß nun getrennt verfolgt werden.

1. Lieutenant Berry's Expedition ins Innere. Diese Abtheilung ging zuerst in fast nördlicher Richtung gegen 20 engl. Meilen weit in die Insel hinein. Die Vegetation im Innern war äußerst spärlich und unterschied sich durch Nichts von derjenigen an der Küste. Von Thierspuren wurden nur diejenigen einiger Füchse und Feldmäuse gesehen; die von Kapitän Dallmann berichteten Spuren von Moschusochsen wurden nirgends entdeckt. Zwei Hügelketten folgen dem Lauf der nördlichen und südlichen Küsten, während eine Centralkette, die aber niedriger als die Küstenberge ist, in ost-westlicher Richtung die Insel durchzieht. Zwischen den verschiedenen Höhenzügen befindet sich kahles, wellenförmiges Land, welches von Bächen durchströmt wird, die anscheinend von dem Schnee der Bergketten genährt werden. Lieutenant Berry bestieg einen, fast im Centrum der Insel gelegenen, gegen 2500 Fuß hohen Berg, von wo er offenes Meer rings um die Insel sehen konnte, mit Aus-

[1] Dagegen tritt Dr. Lindeman neuerdings (Deutsche Geogr. Blätter IV, S. 319 ff.) nachdrücklich für Dallmann's Priorität hinsichtlich der Entdeckung von Wrangel-Land ein.

nahme des Westens und Südwestens, wo eine hohe Bergkette die Aussicht verhinderte. Jedenfalls wurde aber der bisher unbekannte, insuläre Charakter des Wrangel-Landes außer Zweifel gestellt. Nachdem man eine Anzahl Pflanzen- und Mineralproben sowie mehrere gut erhaltene Mammuthstoßzähne gesammelt, trat die Expedition die Rückkehr zum Schiffe an. In der Nacht des 3. September traf Lieutenant Berry bei demselben ein, da er voraus gegangen war, um seinen durch Strapazen und Schneestürme erschöpften Leuten Hilfe zu holen, und am nächsten Tage befanden sich alle Mitglieder dieser Abtheilung wieder wohlbehalten an Bord. Während ihrer Abwesenheit hatten die Zurückgebliebenen drei Eisbären, die wohl auf schwimmendem Eise vom Festlande herübergekommen sein mögen, sowie 10 Walrosse erlegt. Die genaue Lage des „Rodgers-Hafen“ war zu 70° 57′ nördl. Br. und 178° 10′ westl. L. bestimmt worden.

2. **Waring's Expedition nach Osten.** Diese Abtheilung trat ihre Bootfahrt mit günstigem Winde an und erreichte am Abend Kap Hawaii, wo gelandet und gelagert wurde. Am nächsten Morgen fuhr das Boot in eine Flußmündung ein, in deren Nähe die vom „Corwin“ aufgerichtete Flaggenstange sowie die niedergelegten Dokumente gefunden wurden. Am Nachmittag passirte man ein Vorgebirge, welches sich durch eine gegen 100 Fuß hohe Felsensäule auszeichnete und deshalb „Pillar Point“ benannt wurde. Hier stellte sich schweres Packeis ein, das, so weit das Auge reichte, sich nach Osten erstreckte. In der Nähe des Ufers waren noch einige schmale Wasserstraßen frei, durch welche das Boot langsam weiter fuhr und so die Ostspitze — Waring's Point — passirte. Am Abend mußte jedoch das Boot vor undurchdringlichem Eise ans Ufer gezogen werden. Von einem hohen Hügel aus sah Waring, daß die Küste sich jetzt nach Westen wandte und in lange, niedrige Sandspitzen auslief, welche große Lagunen voller Packeis bildeten. Am nächsten Tage gelang es noch, während 6stündiger schwerer Arbeit, um weitere 5 Seemeilen vorzudringen und dadurch die Nordwestspitze zu erreichen, aber dann begann der Nordwind die Eisfelder dicht ans Ufer zu treiben, so daß wieder das Boot ans Land gezogen werden mußte, um es vor dem Zerdrücken zu retten. An dieser Stelle blieb die Expedition drei Tage lang liegen, vergeblich auf ein Aufbrechen des Eises wartend. Am 2. September sandte Waring einige seiner Leute bis zu der nächsten, gegen 15 Meilen entfernten Landspitze, von wo sie die Küstenlinie nach Westen bis zur Biegung nach Südwest sehen konnten. Diese Spitze — Bruch Point benannt — war der weiteste von dieser Expedition erreichte Punkt, denn am nächsten Tage beschloß Waring, das Boot zurückzulassen und zu Fuß über Land zum Schiffe zurückzukehren. Auf einem Hügel wurde eine Segelstange mit einem Bericht aufgestellt, das Boot aus dem Bereich der Fluth gezogen und umgekehrt; und am frühen Morgen des 3. September inmitten eines starken Schneesturmes der Rückmarsch angetreten. Nach großen Anstrengungen und in sehr erschöpftem Zustande traf diese Abtheilung am nächsten Tage wieder am Rodgers-Hafen ein.

3. **Hunt's Expedition nach Westen.** Derselbe Wind, welcher die vorige Expedition bei ihrer Abfahrt begünstigte, zwang diese Abtheilung zu der schweren Arbeit des Ruderns, so daß sie Abends 9 Uhr beim Lagern sich erst 9 Meilen westlich von dem Schiffe befand. Auch am nächsten Tage blieb der Gegenwind sehr hinderlich; bei einer Landung zur Untersuchung eines vermeintlichen Kairns wurde ein großer Eisbär erlegt. Am dritten Tage passirte das Boot die südwestliche Spitze der Insel (Blossom-Point) an einer niedrigen, großen Sandbank, und dann wandte sich der Kurs nach Norden. Jetzt stellte sich viel Eis ein, und trotz angestrengter Arbeit gelang es nur 4 Meilen zurückzulegen. Am folgenden Tage konnte die Expedition nur vorwärts dringen, indem Wege durch das Eis geschnitten und das Boot mit Stricken vom Lande aus weiter gezogen wurde, und Tag auf Tag mußte diese mühselige Arbeit fortgesetzt werden. Auf diese Weise wurden die westlichen Vorgebirge passirt, und erst am 5. September erreichte das Boot die nördliche Spitze, Evans Point. Von hier konnte Hunt deutlich die nordöstlichen Vorgebirge der Insel, wo Waring am 3. September umkehrte, sehen. Die ganze Nordküste bestand aus einer Reihenfolge von niedrigen Sandspitzen, zwischen welchen große, aber sehr seichte Lagunen lagen, in welchen das Boot fortwährend festlief. Manche dieser Spitzen liefen 20 bis 25 Meilen weit vom Festlande ins Meer hinaus, und dabei waren sie so dicht mit Eis besetzt, daß die Expedition oft noch um Mitternacht beschäftigt war, durch einzelne Wasserstraßen einen geeigneten Lagerplatz zu suchen. Nachdem Hunt einen Punkt erreicht, wo ihn nur noch wenige Meilen von Waring's letztem Lager trennten, sah er sich, wie Jener, von demselben undurchdringlichen Packeis gezwungen umzukehren. Die Rückfahrt wurde in fünf Tagen ausgeführt, und am Abend des 11. September befanden sich wieder sämmtliche Mitglieder der Expedition an Bord des „Rodgers“.

Obgleich es somit keinem der Boote gelang, die Umschiffung von Wrangel-Land auszuführen, ist dieselbe dennoch insofern vollständig, als die beiden Umkehrpunkte in deutlicher Sicht von einander waren. Der Haupterfolg der Expedition besteht somit in der vollständigen geographischen Aufnahme dieser bisher so geheimnißvollen Insel, dagegen ist ihr Hauptzweck — den Schleier über das Schicksal der „Jeannette“ zu lüften —, verfehlt, denn nirgends wurde die geringste Spur derselben entdeckt, trotzdem Kapitän De Long die Absicht hatte, Berichte auf Wrangel-Land niederzulegen [1]).

* * *

[1]) Die „Jeannette“ ist, wie sich inzwischen herausgestellt hat, von Wrangel-Land, unweit dessen sie am 2. September 1879 zuletzt gesehen wurde, nach Nordwesten vorgedrungen oder dorthin gerathen und hat dort ihr Ende gefunden. Das bezügliche Telegramm aus St. Petersburg vom 20. Decbr. 1881 lautet:

Die Regierung von Jakutsk wurde benachrichtigt, daß neun Eingeborene des Shigansker Bezirks am Kap Barkin (Nordostspitze des Lena-Deltas), 140 Werst nördlich vom Kap Bykow, am 14. September ein großes Boot fanden mit elf Personen von dem Dampfer „Jeannette“, welcher nach vielen Leiden Schiffbruch gelitten hatte. Der Adjunkt des Distriktschefs wurde sofort beauftragt, mit einem Arzt und Medikamenten den Schiffbrüchigen Hilfe zu leisten, sie nach Jakutsk zu bringen und nach der übrigen Mannschaft zu suchen. 500 Rubel wurden zur Deckung der ersten Kosten angewiesen. Der zu dem gescheiterten Dampfer gehörige Ingenieur Melville sandte drei identische Telegramme an den Besitzer des „Newyork Herald“, Bennet, in London, an den Sekretär der Admiralität in Washington und an den amerikanischen Gesandten in Petersburg. Die Schiffbrüchigen litten an Allem Mangel. Melville meldet, daß der Dampfer „Jeannette“ am 23. Juni unter dem 77. Breitengrade (genauer 77° 15′) und dem 157. Längengrade vollständig von Eismassen eingeschlossen war. Die Schiffbrüchigen, welche in drei Abtheilungen in Booten aufgebrochen waren, wurden 50 Meilen nordwestlich von der Mündung der Lena durch heftige Stürme und Nebel getrennt. Das Boot Nro. 3 unter der Führung Melville's erreichte am 17. September die östliche Mündung der Lena, wo es durch Eisschollen bei dem von heidnischen Eingeborenen bewohnten Weiler Bolonenga festgehalten wurde. Das Boot Nro. 1 unter Befehl von Lieut. de Long ist an der nördlichen Mündung der Lena gelandet; die Mannschaft desselben befindet sich in einem furchtbaren Zustande, da mehreren Personen die Gliedmaßen abgefroren sind. Zur Unterstützung der Unglücklichen, die sich in äußerster Gefahr befinden, ist eine Expedition abgegangen. Vom Boote Nro. 2 fehlen noch alle Nachrichten.

Am 13. September, nach 19tägigem Aufenthalt, verließ der „Rodgers" seinen Hafen, um noch einen Vorstoß gegen Norden auszuführen. Nach einem, durch Packeis verhinderten Versuche, das von Waring am Nordostende zurückgelassene Boot abzuholen, wandte sich das Schiff wieder zur Herald-Insel, wo ebenfalls ein Versuch, auf der östlichen Seite zu landen, mißlang. Sodann wurde der Kurs direkt nach Norden genommen, bis am 16. der Rand des Packeises unter dem 73° nördl. Br. getroffen wurde; doch gelang es nach N.-O. noch weiter vorzudringen, bis am 19. der „Rodgers" seinen nördlichsten Punkt unter 73° 44' nördl. Br. und 171° 48' westl. L. erreichte, überhaupt der höchste, je im Norden der Beringstraße erreichte Punkt. Von hier konnte vom Mastkorbe aus nach Norden kein Land gesehen werden, sondern es ergaben auch die Lothungen, daß die Meerestiefe, je weiter das Schiff nach Norden kam, zunahm: und zwar von 20 bis 30 Faden bei der Herald-Insel bis zu 82 Faden an diesem Punkte. Der Meeresboden war bald hart, bald bestand er aus schwarzem Sande oder, wie an der tiefsten Stelle, aus bläulicher Erde.

Nun kehrte der „Rodgers" zum nordöstlichen Theile von Wrangel-Land zurück, wo er am 22. eintraf, und da mittlerweile der Wind das Eis etwas verschoben hatte, gelang es diesmal Waring's Boot und alle zurückgelassenen Gegenstände seiner Expedition wieder zu erlangen, worauf der Kurs nochmals nach Norden genommen wurde, um das hier von einem Walfischfänger vermeintlich gesehene Land zu finden. Die Fahrt ging am Ostrande des Packeises entlang, bis am 24. unter 73° 28' nördlicher Breite und 179° 52' westl. L. ein weiteres Vordringen durch die Wendung der Eiskante nach Osten verhindert wurde. Auch hier war kein Land im Norden sichtbar, und die Wassertiefen nahmen von 10 Faden bei Wrangel-Land bis zu 32 zu. „Ich hielt es für unnütz", sagt Lieutenant Berry in seinem Berichte, „zu dieser Jahreszeit noch weiter in dieser Richtung vorzudringen, da bei diesem Versuche das Schiff in Gefahr gerathen würde, vom Packeis eingeschlossen zu werden und überwintern zu müssen, und zwar ohne genügenden Zweck; denn es ist schwer zu sagen, in welche Richtung die „Jeannette", nachdem sie vom Eise besetzt wurde, von Wind und Strömung getrieben wurde."

Am 26. September erreichte der „Rodgers" wieder die Herald-Insel, und dieses Mal wurde bei einer Landung der vom „Corwin" errichtete Steinkairn am Nordostende gefunden. Sodann nahm das Schiff den Kurs nach der sibirischen Küste, die es beim Kap Jakan erreichte. Auf einer Insel, 20 Meilen westlich von Kap Serdze Kamen, wurde hierauf eine Winterstation mit Hütte und Vorräthen errichtet, in welcher Lieutenant Putnam mit fünf Mann zurückgelassen wurden. Derselbe hat Instruktionen, während des Winters vermittels Schlittenpartien die Nachforschungen längs der Küste fortzusetzen. Der „Rodgers" kehrte durch die Beringstraße zurück, und traf am 15. Oktober in der St. Lorenz-Bai ein, wo er sich gegenwärtig im Winterquartier befindet. Im nächsten Frühjahr gedachte Lieutenant Berry, nachdem er in der Plover-Bai neue Kohlenvorräthe eingenommen, so weit als möglich nach Norden vorzudringen, ein Plan, welcher infolge der Auffindung der Besatzung der „Jeannette" nun wohl Aenderungen erfahren wird.

F. Birgham.

Turkmenisches.

1. Ethnographisches über die Teke.

Von Dr. O. Heyfelder.

Meinen Bemühungen, möglichst viel auch nachträglich noch[1]) über die Bewohner der Achal-Teke-Oase zu erfahren, wurde dadurch Vorschub geleistet, daß ich diesen Sommer in Piatigorsk mit meinem Dolmetscher zusammen traf. Dies war Fürst Argutinsky, ein Armenier, welcher auch die allgemeine Tatarensprache spricht und den Häuptling Tekma-Syrdar zu mir begleitet hatte. Als Tekma-Syrdar in Bami weilte, wünschte er den Halim-Pascha, den Pascha unter den Aerzten, zu besuchen, für welchen die Orientalen eine große Verehrung fühlen. Er war einigermaßen enttäuscht, daß ich keinen andern Turban trug als die Offiziere und keinen andern Talar, sondern eben auch den grünen Rock und die grüne Mütze im Winter, den weißen Rock und die weiße Mütze im Sommer, daß Haar und Bart beschnitten waren nach allgemein militärischem Brauch. Er sowie sein Begleiter betrugen sich ehrerbietig, doch mit vollkommener Freiheit und über dem braunen Gesicht des Dux Teccorum lag etwas, das davon zeugte, wie diese Brauen gewohnt seien, schwerttragende Männer zu bedräuen. Er selbst ist nicht von dem schönern, reinern Typus der Achal-Tekes; der Schädel ist dolichocephalisch, die Backenknochen sind etwas hervorstehend, die Nase nicht von edler Krümmung oder bedeutender Gestalt. Die Hautfarbe war stark gebräunt, doch nicht gelb. Wir selbst waren ungefähr ebenso dunkel schattirt, wenn auch die Blonden unter uns mehr ins Röthliche spielten. Einem Teke, der schon im Sommer 1880 gefangen genommen worden und wegen einer Wunde in dem Barackenhospital zu Tschikischlar, also geschützt vor Wind und Sonne, monatelang lag, bleichte das Gesicht so, daß er vollkommen weiß war wie ein Europäer. Dabei hatte er ein ovales Gesicht, blaue Augen, eine Adlernase, dunkles Haar, war etwas über Mittelgröße, das Skelett nicht grob, doch auch nicht grazil; er erinnerte mich lebhaft an die kaukasischen Bergbewohner. Diese beiden Männer möchten so ziemlich die beiden Haupttypen der Achal-Tekes repräsentiren. Blonde habe ich keine gesehen, Dicke ebensowenig, selbst die Frauen entbehren der Leibesfülle. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß wir wahrscheinlich die wohlgepflegten, vornehmeren Frauen gar nicht zu sehen bekommen haben.

Während die Perser, die mich besuchten, wünschten „Möge dein Schatten lang werden", so begnügte sich Tekma-Syrdar mit einem einfachen Salem alik, nahm nicht ohne Würde Platz (trotz seiner höchst einfachen Kleidung) und sprach gleich von ernsten und praktischen Dingen. Dabei wurden die Nachbaren, sowohl die Turkmenen als die Perser mit einer gewissen Verachtung, letztere außerdem mit einer gewissen Gehässigkeit erwähnt. Von den ersteren erzählte er

[1]) Vergl. „Globus" XL, S. 8, 26, 154.

uns, wie sie, die Tekes, dieselben zu Paaren getrieben und zuweilen bis ans Kaspische Meer verfolgt haben. Mit den Persern aber haben sie seit Menschengedenken Krieg geführt. Bald zogen die Tekes über die Grenze, brandschatzten persische Dörfer und führten den Raub an Teppichen, Herden, Vorräthen, wohl auch an Frauen in ihre Oase hinweg. Nach einiger Zeit rafften sich wieder die Perser auf, sammelten ein kleines Heer, stiegen über den Kopet-Dag hinab gegen Aschabad, gegen Gök-Tepe oder Bami, zerstörten den Tekes ihre Obstgärten und Wasserleitungen, raubten ihnen die Herden und die Vorräthe. So war es gekommen, daß die befreiten persischen Gefangenen, die persischen Arbeiter, die ich zu Desinfektions- und Assanisationsarbeiten gedungen, und die herbeigereisten persischen Kaufleute mit besonderer Vorliebe Geräthe, Kleider und Teppiche aus der Festung Dengli-Tepe stahlen, nachdem diese erobert war. Sie mochten Manches als Provenienzen aus ihrer Heimath erkennen. Jedenfalls war eben jetzt einmal wieder an ihnen die Reihe zu rauben. Darüber, wie überhaupt über die dreitägige Plünderung der Festung verlor Tekma-Syrdar kein Wort. Das schien Usus. Dagegen sprach er sich ganz streng mißbilligend darüber aus, daß Perser unter Zulassung unsererseits Weideplätze in den Bergen nahe der Grenze oder auf der neutralen Zwischengrenze abgemäht hatten. Da die Tekes im Hochsommer mit ihren Familien und ihren Herden in das Gebirge ziehen, so ist es, wie er ganz klar entwickelte, Lebensbedingung für sie, daß die Weiden dort unversehrt bleiben. Auf meine Frage, ob Niemand in den Festungen der Ebene zurückbleibe, erwiderte er: „die Alten" und wie es scheint, auch die Armen. Auch hier fällt die Villegiatur nicht Allen zu. Als ich weiter frug, wo die Herden im eigentlichen Winter weilten, da ich bemerkt hatte, daß die Vorräthe an komprimirtem Heu oder besser „geflochtenem Klee" und an Gerste (ihre Pferde fressen Gerste statt Hafer) nur für die Hausthiere, nicht aber für Herden ausreichten, so zeigte er mit der Hand nach Osten und sagte: „Wir haben dort noch Weideplätze, welche im Winter grün sind."

Während die Jomuden vollkommene Nomaden sind, so bewohnen die Tekes bestimmte Stellen und wandern nur mit ihren Herden nach dem Bedürfniß und dem Zwang der Jahreszeiten bald der Frische, bald der Wärme nach. Auf die Beraubung handeltreibender und ackerbauender Nachbaren sind sie angewiesen, weil ihr eigenes Gebiet nicht fruchtbar und nicht mannigfaltig genug ist, um sie ausgiebig zu ernähren. Einmal aber gewohnt, im Sattel zu sitzen und das Schwert zu schwingen, erging es ihnen, wie andern Raubrittern auch. Sie fanden es dann leichter, angenehmer, einträglicher, zuletzt sogar ehrenvoller, die Karawanen zu überfallen und mit dem Speer, Säbel, Dolch in der Hand die Teppiche, Pelzwaaren (hoch geschätzt im Orient), Schmuck, Vorräthe für Mund und Magen zu gewinnen, als sie durch Pflugschaar und Schaufel dem Boden abzuringen. Daß sie jedoch geschickte und rührige Arbeiter sind, haben uns die in Dengli-Tepe vorgefundenen Werkzeuge, Schmieden, Laboratorien bewiesen und dasselbe konnte ich beobachten, wenn Tekes bei den Assanisationsarbeiten mit Hand anlegten.

Diese großartige Arbeit nämlich, die 7000 Menschenleichen und die ungezählten Thierkadaver durch Verbrennen und Begraben unschädlich zu machen, den Augiasstall in dem Innern der Festung, wo 35000 Menschen mit ihren Herden und Hausthieren zusammengedrängt gewesen waren, zu reinigen, Gräben und Erdlöcher auszufüllen, Lehmmauern zu zerstören: diese Arbeit habe ich so zu sagen allein und ohne alle landläufigen Hülfsmittel ausgeführt. Civilisirte Nachbarvölker gab es nicht, die gleich den Belgiern und Schweizern von 1871 ihre Hülfskommissionen auf das Schlachtfeld geschickt hätten. So ausgiebige Mengen Desinfektionsmittel enthielten unsere Apotheken nicht. Bis dieselben aus Baku und Tiflis in Eilmärschen herbeigeschafft wurden, vergingen doch sechs bis acht Wochen. Soldaten sollten auf General Skobolew's Befehl nicht verwendet werden. Geld ward mir angewiesen, sonst nichts. So mietheten wir, oft etwas zwangsweise, bald einige hundert Perser, bald einige hundert Tekes, doch nie beiderlei Nationen zugleich. Die einen wie die anderen verlangten am Abend Bezahlung in Silbergeld, so daß ich theils aus der Feldkasse, theils durch Einwechseln auf dem Markt täglich 60 bis 100 Rubel zu beschaffen hatte. Am Abend erschienen dann die Arbeiter, einige hundert Mann stark, vor meinem Zelt, ließen sich im Halbkreise auf ihre Fersen nieder, legten die Werkzeuge ab und erhielten Bezahlung. War ein Schriftgelehrter unter ihnen, so schrieb er die Quittung. War kein solcher da, so holten wir einen vom Markte. Die Tekes führten die Schaufeln und Hacken mit großer Energie. Obgleich ich Dolmetscher und Aufseher engagirte und zukommandirt erhielt, so geschah es mir, daß ich im Eifer zu zeigen, was ich wollte, selbst ein Werkzeug ergriff und grub oder beschüttete oder sprengte. Das gefiel ihnen ganz besonders und mit einem lauten Allahgeschrei gaben sie ihren Beifall kund. Doch die Schaufel ließen sie mir nicht lange in der Hand, sondern entrissen sie mir alsbald, um selbst weiter zu arbeiten. Dagegen hatten die Perser ein besonderes Talent alle auf einen Haufen zu drängen, zu schreien, zu wirthschaften, aber dabei blutwenig zu thun. Stand man nicht immer dabei, so beschütteten sie die Leiche ein wenig mit Erde und gingen davon; dann hatte ich nach drei Tagen die Aufgabe, zum zweiten Male zu begraben. Allen that es leid, Waffen, wenn auch verrostet, Kleider, wenn auch blutbefleckt, mit den Leichen zu bestatten. Nicht selten mußte ich die Reitpeitsche erheben, um es zu verhindern, daß halb faule Leichen in der Art entkleidet wurden von den Persern, um damit zu handeln, von den Tekes um die Sachen selbst zu tragen. Gewiß sind trotz aller Aufsicht derartige Kleidungsstücke in den Handel gekommen und haben als Träger der Infektion gewirkt. Meine Leute durften mir keinen Teppich, absolut nichts in mein Zelt bringen und selbst nicht plündern.

In einem Punkte waren aber die Arbeiter ganz gleich, ob Chaldäer, wie die Perser sich nannten, oder Tekes. Sie steigerten mich alle Woche mit dem Taglohn. Im Anfang arbeiteten sie den kurzen Wintertag von 9 Uhr Morgens bis 5 oder 6 Uhr Abends für 25 Kopeken nach Landespreis, dann verlangten sie 30, 40, zuletzt 50 und sagten, es sei schwere und widerliche Arbeit. Durch diese Arbeiten kam es, daß ich einen großen Theil der Befestigungsmauern im Namen der Hygiene zerstörte, theils um die Massengräber in den Festungsgräben ausgiebig mit Erde zu beschütten, theils um der Luft größern Zugang zu dem innern Flächenraum derselben zu verschaffen. Diese frisch beschüttete Erdfläche ließ ich mit Gerste, schwarzer Hirse und anderen bei den Tekes vorgefundenen Sämereien besäen.

Diese Assanisationsarbeiten betrachteten die Tekes, trotz der Bezahlung, als ihnen von uns aufgelegte Frohne. Die verschiedenen Aule wechselten mit einander ab, so daß wir dieselben Arbeiter nie länger als einen bis zwei Tage hatten, was natürlich das Werk nicht förderte. Als ihre eigenen Feldarbeiten begannen und die Mehrzahl mit ihren Familien an die früheren Wohnorte verzogen, stellten sie sich gar nicht mehr zur Arbeit und wir waren wieder auf unsere zwar geschickten, aber weit lässigeren Perser angewiesen.

2. Merw und seine Bewohner.

L. Ueber dieses Thema bringt der „Russ. Inval." im Wesentlichen nach den Berichten des englischen Zeitungskorrespondenten O'Donnovan, welcher einige Zeit als Gefangener in der Oase zugebracht hat, in einem längern Artikel folgende Angaben:

Als nach dem Tode Nadir-Schah's die persische Macht in Verfall gerieth, wandten sich die Chiwa unterthänigen Nomaden zur Erlangung besserer Weideplätze zum großen Theile nach Süden; die heutigen Merw-Tekes ließen sich um Sarachs, am Flusse von Meschhed, andere Turkmenenstämme längs des Murghab nieder, bis hinab zur Grenze von Afghanistan bei Pendshede; das waren die Salori- und Sarali-Turkmenen. Die jetzige Oase Merw gehörte den Sarali. Die Merw-Tekes verdrängten sie von dort und nöthigten sie schließlich nach manchen Zwischenfällen sich weiter südwärts am Murghab anzusiedeln, ihre frühere Stadt Porsa Kala ging in den Besitz der Tekes über, und liegt, von diesen zerstört, noch heute in Trümmern.

Die Saraken sind jetzt unabhängig von den Tekes und in steter Feindschaft mit denselben, soweit nicht einzelne mit jenen vermischt wohnen und, für die Bewässerung der Felder von ihnen abhängig, wenigstens äußerlich gute Beziehungen unterhalten. Die oberhalb am Murghab wohnenden Saraken machen aus ihrer Feindschaft gegen Merw kein Hehl. Die zwischen Merw und den Saraken wohnenden Saloren sind aber von den Merw-Tekes unbedingt abhängig.

Letztere selbst zerfallen in zwei große Stämme, die Tochtamyschen und die Otamyschen; erstere leben in dem Gebiete östlich des Murghab, letztere westlich dieses Flusses. An der Spitze jedes Stammes steht ein besonderer Chan, bei den Tochtamyschen Baba-Chan, Sohn des unter den Turkmenen berühmten Kuschid-Chan, der vor 22 Jahren den Persern eine große Niederlage beibrachte, und bei den Otamyschen Amaniaz-Chan. Die Tochtamyschen beanspruchen den Vorrang sowohl der Zahl nach als wegen der Herkunft ihres Chans. Jeder Stamm theilt sich wieder in zwei Zweige und diese in zusammen 24 kleinere Gruppen. Aeußerlich kann nur das erfahrene Auge des Eingeborenen Unterschiede zwischen den Männern verschiedener Herkunft erkennen. An der Spitze jeder der 24 Gruppen steht ein Aeltester, der Ketchoda, eine Art Lokal-Patriarch. Die 24 Ketchoden unter Vorsitz der beiden Chane, Baba-Chan und Amaniaz-Chan, sowie unter Zuziehung der Geburtsältesten („der Graubärtigen") bilden die Medschlis oder das Parlament von Merw. Die Sitzungen dieser Versammlung finden öffentlich unter freiem Himmel statt; die Mitglieder sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Erdboden, im Kreise um sie her steht die Volksmenge und wird auch bei den wichtigsten Berathungen von den Verhandlungen nicht fern gehalten. Die Beschlüsse dieser Versammlung haben Gesetzeskraft. Nach Feststellung eines Beschlusses durch die Medschlis treffen die beiden Chane mit den wichtigsten Mitgliedern des Rathes alsbald die Anordnungen zur Ausführung desselben, welche den „Sardars" obliegt.

Die Bezeichnung Sardar wird jedem Turkmenen beigelegt, der Befähigung zur Führung im Felde bewiesen hat; zu diesen gehört z. B. auch der Vertheidiger von Gök-Tepe, der vielgenannte Peterburgu Tykma Sardar [1]). Leute, die sich bloß durch Tapferkeit auszeichnen, erhalten die Benennung „Bagadur" oder abgekürzt „Batur".

Zur Aufrechterhaltung der Sicherheit in der Steppe besteht in Merw eine besondere berittene Polizeiwache, die während O'Donnovan's Gefangenschaft und nach dessen Rathschlägen wesentlich vervollkommnet wurde.

Aus den verschiedenen Orten sind 1000 Familien nach Merw übergesiedelt, die ihre Kibitken an einem besonders dazu bestimmten Theile der Stadt aufgeschlagen haben, und verpflichtet sind, auf die erste Anforderung des obersten Polizeichefs, des „Jazuelbaschi", tausend Reiter aufzustellen. Sobald die Nachricht von einem räuberischen Einfalle eingeht, wird diese Wache zur Verfolgung aufgeboten, und wenn sie die Plünderer ergreift, erhält sie eine Belohnung aus den Mitteln der Schuldigen. Einen bestimmten Sold aber bekommen diese Wächter nicht, auch fehlen zu dessen Bezahlung die Mittel, da es in Merw in Ermangelung aller Abgaben einen Centralfond zur Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse nicht giebt.

Die Verwaltung von Merw entbehrt überhaupt jeder bestimmten Form. Streitigkeiten zwischen Privatpersonen werden z. B. durch Schlägereien entschieden, die nicht selten mit Todtschlag enden, der aber in diesem Falle nicht mit Strafe belegt wird. Nur Streitigkeiten über Hab und Gut oder beim Kauf und Verkauf, kommen zur Entscheidung des betreffenden Chans, der, wenn er es für nöthig findet, gegen die Prozessirenden sich des Stockes bedient. Ein Trieb nach Gesetzmäßigkeit ist unter den Tekes nicht zu finden; auch die nach O'Donnovan's Plan organisirte Polizeiwache wird deshalb nicht lange Bestand haben, denn die öffentliche Meinung in Merw steht der Freiheit räuberischer Einfälle theilnehmend gegenüber.

Die Truppen der Merw-Tekes, wenn man da überhaupt von Truppen reden kann, bestehen aus dem Aufgebot aller physisch kampftüchtigen Leute, von denen man annimmt, daß sie die Handhabung der Waffe von Hause aus kennen. Höhere Führer oder niedere militärische Befehlshaber giebt es nicht, und der ganzen Masse Bewaffneter fehlt jedes innere geistige Band. Noch dazu geht nach O'Donnovan den Turkmenen jede Vorstellung ab von der Heiligkeit der Pflicht oder von der Ergebenheit an eine Sache oder einen Führer; sie sind von Natur hinterlistig und im höchsten Grade treulos.

Auch auf ihre Befestigungen können die Merw-Tekes nicht stolz sein. Ihre Feste, das vor etwa 20 Jahren zum Schutz gegen die Perser erbaute Fort Chan-Kala, entspricht durchaus nicht dem, was man unter einer Festung versteht. Der Erdwall ist ohne jede Sachkenntniß angeschüttet, so daß er bei jedem Regen ausgewaschen wird und zusammenfällt; fast ohne jede Brechung der Linien geführt, vereitelt er jede Möglichkeit bestreichenden Feuers gegen den Angreifer. Auf der obern Fläche des Walles, dessen Böschungen ungemein steil sind, liegt eine Brustwehr von Lehm, die auch stete Ausbesserung erfordert. Die Bewaffnung mit alten, vor 20 Jahren den Persern abgenommenen, vielfach schadhaften Geschützen, deren Rohre neben den morschen Laffetten an der Erde liegen, entspricht dem Zustande der Befestigung. An Kriegsvorräthen und Munition ist buchstäblich nichts vorhanden. Dies beunruhigte jedoch die Tekes nicht. Auf O'Donnovan's Frage wegen dieser seltsamen Erscheinung zu einer Zeit, wo sie auf den Angriff der Russen gefaßt sein müßten, erwiderten sie, wenn es nöthig sei, fänden sich auf dem Bazar Leute genug, die Pulver zu machen verständen, und Geschosse fände man hinlänglich, wenn man da nachgrübe, wohin die Perser während ihres Angriffs meist ihre Schüsse gerichtet gehabt hätten.

[1]) Dr. Heyfelder's Tekma-Syrdar (s. oben).

Estnische Märchen in deutscher Uebersetzung.

Unter dem Volk der Esten giebt es viel Märchen und Sagen. An den langen nordischen Winterabenden sitzen Jung und Alt gern bei gemeinsamer Arbeit zusammen und lauschen den Erzählungen und Gesängen einer alten Frau oder eines alten Mannes. Wenig davon ist ins große Publikum gekommen. Eine Sammlung estnischer Märchen und Sagen veranstaltete in Folge einer Aufforderung von Seiten der finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors der damalige Arzt in Perm, Dr. Fr. Kreuzwaldt, der verdiente Herausgeber des Kolewipoeg. Die Kreuzwaldt'sche Sammlung wurde im Jahre 1866 unter dem Titel „Eests wahra ennemuistered juttud" von der finnischen Literaturgesellschaft veröffentlicht; sie umfaßt auf 368 Seiten 43 größere und 18 kleinere Stücke. Mit Bewilligung der Helsingforser Gesellschaft und des Herrn Dr. Kreuzwaldt hat nun Herr Ferdinand Löwe in Stuttgart die Märchen übersetzt. Die erste Hälfte der Uebersetzung erschien bereits 1869 [1]), (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 366 S., 8⁰); die zweite Hälfte erschien erst jetzt in Dorpat bei E. Mattieß (175 S., 8⁰, 1881).

Die deutsche Uebersetzung Löwe's liest sich leicht und angenehm; F. Löwe, auch sonst als Uebersetzer russischer und englischer Bücher wohlbekannt, hat sich jedenfalls ein Verdienst erworben mit der Veröffentlichung seiner Uebertragungen. Erst dadurch hat er dem gebildeten Publikum es ermöglicht, einen Einblick in das innere Leben der Esten zu thun — einen Einblick, der bisher verschlossen war, so lange die Märchen nur im Estnischen vorlagen. Es giebt freilich sogar einige kleine Sammlungen estnischer Märchen von Rußrum, Hurt u. s. w. Die erste größere Zusammenstellung und Uebersetzung wird erst jetzt durch Kreuzwaldt und Löwe geboten.

Man darf nur nicht in den estnischen Märchen eine ganz besondere eigenthümliche und eigenartige Märchenwelt erwarten. Wie viel des hier Dargebotenen specifisch Estnisch ist, ist sehr schwierig zu bestimmen. Unzweifelhaft ist es, daß wir es hier mit dem Einflusse der verschiedensten Zeiten und Völker zu thun haben. Die Esten haben wie viele andere Völker ihre Märchenstoffe von anderen Völkern entlehnt. Wir finden in einzelnen Märchen Züge, welche unverkennbar auf lettische und littauische Elemente hinweisen; einzelne Märchen sind gleichen Inhaltes, wie deutsche und schwedische; wieder andere Märchen sind unzweifelhaft russischen Ursprungs. Wie sollte es auch anders sein? Seit Jahrhunderten leben Esten und Letten dicht neben einander unter steter und vielfacher Berührung; ebenso leben seit langer Zeit Schweden mitten unter den Esten. Die Esten hatten in früherer Zeit als schwedische, später als russische Soldaten während ihres Kriegslebens vielfach Gelegenheit fremde Märchen zu hören, warum sollten sie anziehende Erzählungen nach ihrer Heimkehr am häuslichen Herde nicht wiederholen? Am wenigsten dürfen wir uns wundern deutsche Märchen unter den Esten zu finden. In Folge der vielfachen gerade von Seiten der Deutschen ausgegangenen Kulturbestrebungen, in Folge der vielfachen Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Estnische; oft wohl auch aus der Kinderstube der deutschen Familien in Stadt und Land ist so manches deutsche Hausmärchen übergegangen in das estnische Volk und gilt heute als estnisches.

In der zweiten Hälfte der Kreuzwaldt'schen Sammlung findet sich ein Märchen unter dem Titel „Die schnellfüßige Königstochter", welches dem Grimm'schen „Sechse kommen durch die ganze Welt" entspricht. Das bekannte Märchen „Vom Fischer und seiner Frau" erscheint in estnischem Gewande als „Der zaubermächtige Krebs und das unersättliche Weib" (Kreuzwald-Löwe S. 81 bis 88); aus dem Aschenbrödel oder Aschenputtel ist eine estnische Aschen-Trine geworden. Die sieben Schwaben haben sich in sieben Schneider verwandelt: „Wie sieben Schneider in den Türkenkrieg zogen" (S. 95 bis 106); sie haben mit ihrer Nationalität und ihrem Gewerbe auch ihre Namen gewechselt. „Der Erste der durch Ferd. Löwe gewählte Hauptmann, der die scharfe Spitze der Lanze trägt, wurde Nasenmann genannt, weil seine Nase den Anderen die Wege zeigen sollte. Die fünf folgenden erhielten die Namen: Einkraftmann, Zweikraftmann, Dreikraftmann, Vierkraftmann und Fünfkraftmann, was freilich nicht bedeuten sollte, daß Einer von ihnen die Kraft von drei oder vier Männern gehabt hätte, sondern nur anzeigen, in welcher Reihenfolge sie marschiren mußten, damit ja keine Irrung entstehen könnte. Der siebente wurde Schwanzmann genannt, weil das hintere Ende des Lanzenschaftes auf seiner Schulter lag." Im Uebrigen bestehen die estnischen Schneiderlein dieselben Abenteuer wie die braven Schwaben.

Wir geben als Probe das erste Märchen der zweiten Hälfte (S. 1 bis 4) hier wieder.

Bäumling und Borkling.

Einem geizigen Wirthe machte es unaufhörlich Aerger und Kummer, daß Knechte und Mägde nicht bei ihm aushielten. Obwohl er nicht mehr Arbeit von ihnen verlangte als andere Wirthe, so fand doch der Unterschied statt, daß er seinen Dienstleuten nicht so viel zu essen gab, daß sie satt werden konnten. Hatte einer das Hündeleben ein viertel oder oder ein halbes Jahr ertragen, so zwang ihn der Hunger, wieder davon zu laufen; und als es endlich in der Runde umher bekannt geworden war, warum das Gesinde nicht blieb, da wurde es dem knauserigen Wirthe ganz unmöglich noch Bedienung zu bekommen. Weit von Allentacken [1]) lebte ein berühmter Weiser, zu dem eilte der Wirth sich Rath zu erholen, brachte ihm einen Sack voll Geld und andere Geschenke und fragte bei ihm an: ob es nicht möglich sei, Knecht und Magd zu finden, die sich mit weniger Nahrung begnügten und den Wirth nicht katz und kahl fräßen. Der Weise erwiderte: „Möglich ist das Ding wohl, allein es geht über meine Kraft, da mußt Du zum alten Wirthe [2]) gehen, der Dir allein helfen kann." Darauf gab er weitere Anleitung, wie der

---

[1]) Estnische Märchen. Aufgezeichnet von Fr. Kreuzwaldt.

[1]) Der nördlich vom Peipus und westlich vor der Narowo gelegene Theil des jetzigen Gouv. Estland.

[2]) Der alte Wirth oder der alte Bursche ist der Böse oder der Teufel.

Mann an drei Donnerstagsabenden, kurz vor Mitternacht, einen schwarzen Hasen im Sacke auf den Kreuzweg gehen und dort pfeifen müßte, damit der alte Wirth komme. „Versucht dann selbst, wie Ihr Handels eins werdet“, sagte der Weise, „ich kann hier nicht weiter helfen. Aber laß Dich nicht betrügen.“ Als der Mann fragte, wo er einen schwarzen Hasen herkriegen sollte, hieß ihn der Weise eine schwarze Katze mitnehmen. Als nun der nächste Donnerstag gekommen war, steckte der Wirth die Katze in den Sack und ging auf den Kreuzweg, obwohl ihm etwas bänglich zu Muthe war. Er pfiff und wartete, aber es kam Niemand. Endlich pfiff er noch einmal und dachte dabei: wenn er jetzt nicht kommt, so habe ich den Weg umsonst gemacht. Da erhob sich in der Luft ein Geräusch, als ob ein Blasebalg in der Schmiede getreten würde, dann sah er eine dunkele Masse oben in der Luft schweben und eine Stimme fragte: „Was willst Du, Brüderchen?“ — „Ich habe einen schwarzen Hasen zu verkaufen“, erwiderte der Mann. „Komm nächsten Donnerstag, ich habe heute keine Zeit, mit Dir einen Handel zu machen“, sagte die Stimme und damit entschwand auch die dunkele Masse dem Blicke des Hinaufschauenden. Der Mann war wohl etwas verdrießlich, daß er den Weg umsonst gemacht hatte, allein was halfs, Höheren gegenüber muß ein geringer Mann nur geduldig sein. Den zweiten Donnerstag ging die Sache besser von Statten. Gleich auf das erste Pfeifen erschien ein altes Männchen mit einem Schultersack und fragte: „Was willst Du, Brüderchen?“ Der Mann antwortete wieder: „Ich habe einen schwarzen Hasen zu verkaufen.“ „Was kostet er?“ fragte der fremde Alte. Der Mann erwiderte: „Ich verlange für den Hasen weiter nichts als einen Knecht und eine Magd, die mir dienen, aber mich nicht kapp und kahl fressen.“ — „Auf wie viele Jahre willst Du den Vertrag abschließen?“ fragte der alte Wirth. „Meinethalben auf die Zeit meines Lebens,“ gab der Bauer zur Antwort. Aber der Fremde bedeutete ihn, daß dies durchaus nicht angehe und daß sie keinen andern Vertrag abschließen könnten als auf sieben oder zweimal sieben Jahre. „So komme nächsten Donnerstag und bringe Deinen schwarzen Hasen mit, ich werde Dir dann einen Knecht und eine Magd bringen, denen Du weder Speise noch Trank zu geben brauchst, nur mußt Du sie bei der Hitze des Nachts zum Weichen ins Wasser legen, sonst welken sie und sind nicht mehr im Stande zu arbeiten.“

Der Mann war am Abend des dritten Donnerstages wieder am Kreuzweg und pfiff, worauf der alte Wirth sogleich erschien, aber allein, weder ein Knecht noch eine Magd war mitgekommen. „Du mußt mir von Deinem Ringfinger drei Tropfen Blut zur Festmachung des Vertrages geben, damit Du nicht zurücktreten kannst“, sagte der Fremde. Der Mann fragte, wo denn der Knecht und die Magd wären. „Im Sacke“, erwiderte der alte Wirth. Da nun der Schultersack nur klein war, fürchtete der Bauer einen Betrug. Der Fremde, welcher dessen Gedanken zu errathen schien, sagte: „Ich betrüge Dich nicht.“ Dann ergriff er den Sack und warf einen Quast [1]) von der Größe eines Heckenknüttel heraus, indem er sagte: „Hier ist der Knecht!“ Ein langer breitschultriger Mann stand sofort neben dem alten Papa. Ein zweiter Quast flog aus dem Sacke und es war ein Mädchen daraus geworden. „Deine Diener sind hier, sie werden nichts zu essen verlangen“, sagte der Fremde. „Jetzt gieb mir die Blutstropfen zur Besiegelung und den schwarzen Hasen, dann kannst Du nach Hause gehen.“ Der Mann that wie verlangt und fragte zuletzt, wie denn die neuen Diener wohl hießen. „Des Knechtes Name ist Baumling und der Magd Name ist Borkling“, sagte der alte Wirth, steckte den vermeintlichen Hasen in den Sack und ging seiner Wege. Der Bauer aber ging mit seinem Gesinde heim.

Der Knecht und die Magd thaten Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend ihre Arbeit, ohne jemals Nahrung zu fordern, was den Wirth sehr erfreute, und wenn sie manchmal an einem heißen Sommertage zu welken schienen, so wurden sie zur Nacht eingeweicht und waren am andern Morgen so frisch und stark wie zuvor. Der geizige Wirth scharrte nun jedes Jahr immer mehr Geld zusammen, weil er seinem Gesinde weder Brot zu geben noch Lohn zu zahlen brauchte. So waren endlich zweimal sieben Jahre bereits vorüber gegangen, nur noch einige Wochen fehlten. Dem Wirthe kam die Sorge, daß er die Diener verlieren könnte, darum dachte er hin und her, wie es wohl möglich wäre, die Frist zu verlängern.

Eines Morgens war er aufgestanden und sah, daß Knecht und Magd noch nicht bei der Arbeit waren. Er meinte, sie schliefen noch auf dem Boden und kletterte die Leiter hinauf. Aber da war Niemand zu finden. Auf der Stelle, wo sie geschlafen hatten, fand er einen verfaulten Baumstumpf und ein Häufchen Borkenrinde. Da wurde es ihm plötzlich klar, was die Namen des Knechts und der Magd bedeutet hatten; ohne Zweifel waren die Beiden durch Zauberei aus Holz und Borke gemacht. Eben wollte er der Treppe wieder hinunter steigen, als eine Hand ihn an die Gurgel packt und ihn auf dem Flecke erwürgt. Die Frau fand später auf dem Rande des Bodens nichts weiter als drei Blutstropfen. Als sie in die Klete [1]) ging, nahm sie wahr, daß die Kornkasten leer waren und die Geldkiste nur mit welken Birkenblättern angefüllt. So war mit einem Mal alle Habe dahin und die verwittwete Frau starb vor Kummer ebenfalls; doch erfuhr sie nichts davon, daß der alte Bursche den Wirth, der ihm aus Geiz seine Seele verkauft, erdrosselt hatte. Diesen Lohn hatte nun der geizige Mann davon, daß er seinen Reichthum frevelnder Weise zusammengespart hatte.

* * *

Mit dem „Bösen“ oder dem „Schwarzen“ haben die Esten viel zu schaffen. Ein anderes Märchen „Des Schützen abhanden gekommenes Glück“ (S. 135 bis 142) erzählt von einem Freischütz, der mit dem „alten Wirth“ einen Kontrakt schließt und in Folge dessen stets vom Glück begünstigt wird — unter einer Bedingung, bei jeder Gattung Wildes das größte zu schonen. Einmal begegnet dem Schützen eine Anzahl Füchse; darunter ein prächtig großes Thier. Der Schütze legt, das Versprechen vergessend, auf den größten Fuchs an — die Kugel nimmt eine umgekehrte Richtung und tödtete den Meineidigen.

Wir setzen noch eine zweite kleine Sage her, welche, wie es scheint, nicht allen bekannt ist, sondern offenbar mit Erinnerungen alter Umwälzungen der Erdoberfläche zusammenhängt (S. 165 bis 167).

Emmujärw und Wirthsjärw (der Muttersee und der Pfützensee).

Nachdem Altvaters Güte dem Menschengeschlecht hier zu Lande Wohnsitze bereitet, den Boden gesegnet, daß er ihnen Frucht bringen, die Wälder mit Vögeln und Vierfüßlern angefüllt hatte, schuf er auch einen See mit klarem,

[1]) Quast — eine baltische Provinzialisme für einen Ruthenbesen.

[1]) Vorrathskammer.

kaltem und erquickendem Wasser, aus welchem die Menschen sich jederzeit einen stärkenden Trunk holen konnten. Am hohen Ufer des Sees wuchsen grüne Eichen- und Lindenwälder, in deren Schatten die schönsten Blumen blühten, während in den Wipfeln der Bäume Morgens und Abends Vogelgesang ertönte, so daß eitel Wonne und Zauber das Menschenherz erfüllen mußte. Solch' ein glücklich Loos hatte Altvaters Wille seinen Kindern bereitet. Aber dies Glück war nicht von langer Dauer, denn die Menschen wurden übermüthig, thaten was ihr böses Herz ihnen eingab und wurden endlich so verderbt, daß Altvater länger kein Wohlgefallen an ihnen haben konnte; die Ohren sausten ihm, da er immerfort von ihrer Bosheit hören mußte. Da sprach Altvater eines Tags: „Ich will meine entarteten Kinder für ihre Rücksichtslosigkeit züchtigen und zwar dadurch, daß ich das erquickende Wasser mit sammt dem See ihnen entziehe, vielleicht daß die Qual des Durstes sie bessert und allmälig auf den rechten Weg zurückführt." Und siehe! eines Tages stieg im Süden eine schwarze drohende Gewitterwolke auf, und zog näher und näher, bis sie über dem See stand, wo sie gleichsam ausruhte und ihren Rand säulenartig zum See hinabstreckte. Plötzlich begann das Wasser des Sees zu zischen und zu steigen und sich so lange aufzublähen, bis es die Wolkensäule berührend, mit ihr sich vereinigte, und dergestalt verschwand in wenig Augenblicken alles Wasser aus dem See bis auf den letzten Tropfen.

Die schwarze Gewitterwolke schwebte mit ihrer Ladung weiter und entschwand vor Abend den Blicken der Zuschauer. Das vormalige Becken des Sees war leer und es war nur sumpfiger Schlamm für Frösche zurückgeblieben; aber auch diesen trockneten nach einigen Tagen die Sonnenstrahlen und der Wind aus. Jetzt erhob sich großes Geschrei und Wehklagen unter den Leuten: der Durst quälte sie, weil sie nirgends mehr ein anderes Trinkwasser fanden, als von dem Regen in Vertiefungen des Bodens sich ansammeln ließ. Allmälig füllten zwar Regenschauer und das Schneeschmelzen des Frühlings den frühern Raum des Emmujäw wieder bis zum Rande, aber es war weiches Pfützenwasser, was weder den Durst hinlänglich stillte noch den Körper zu erquicken vermochte. Die Leute legten dem See nun zum Schimpf den Namen **Wirthsjäw** (Pfützensee) bei und dieser Name ist ihm auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Die schönen hohen Ufer mit den grünen Laubholzrandungen und den blühenden Blumen sind aus der Umgebung des Sees längst verschwunden; an ihrer Stelle bildeten sich Moräste, in denen nicht viel Anderes wächst, als einige kränkliche Kiefern.

Als späterhin des Durstes Pein die frevelnden Menschen etwas gebessert hatte und ihre Klagen und Bitten mit jedem Tage wehevoller zu Altvaters Ohr emporstiegen, erweichte es sein Herz und er erbarmte sich ihrer wiederum. Gleichwohl wurde ihnen der frühere See nicht wieder zurückgegeben, sondern Altvater ließ überall schmale unterirdische Rinnsale entstehen, goß das vormalige Wasser des Emmujäw hinein und befahl zugleich dem Wasser so zu fließen, daß es hier und da aus dem Boden heraussprudelt, damit die Menschen ihren Durst löschen könnten. Damit aber die unterirdischen Wasseradern im Winter nicht zu kalt und im Sommer nicht zu heiß würden, ordnete Altvaters Weisheit an, daß im Frühling ein Kaltstein in die Quelle gelegt werde, der im Herbst herausgenommen und zum Winter mit einem Wärmestein vertauscht wird: wodurch bewirkt wird, daß die Quelle niemals gefrieren könne, wie sonst Bäche, Flüsse und Seen sich mit Eis bedecken.

* * *

Auch die Esten haben die Vorstellung, daß es „**Mondleute**" giebt; nur ist es bei ihnen kein Mann, sondern ein **unschuldiges Mädchen**, das seiner Reinheit wegen von der Erde aufgehoben wurde. Wie das geschah, das erzählt die folgende Sage (S. 164 bis 166).

Das Mädchen von Waskjalasild.

Vor Zeiten ging einmal an einem freundlichen stillen Sommerabend ein frommes Mädchen sich in einem Bache unweit Waskjalasild zu baden, um die von der Hitze des Tages ermatteten Glieder zu stärken. Der Himmel war klar, die Luft wehte lind und aus dem nahen Erlengebüsch ertönte die Nachtigal. Der Mond stieg am Horizonte auf und blickte liebreich auf des Mädchens Kopfband, ihr hellgelbes Haar und ihre rothen Wangen. Der Jungfrau Herz war unschuldig, keusch und rein wie Quellwasser, das durchsichtig ist bis auf den Grund. Plötzlich fühlte sie in ihrem fröhlichen Herzen ein unbekanntes Sehnen sich regen, so daß sie ihren Blick nicht mehr vom Antlitz des Mondes wegwenden konnte. Weil sie nun so fromm, keusch und unschuldig war, so gewann der Mond sie lieb, und nahm sich vor, ihr die geheime Sehnsucht und das Verlangen ihres Herzens zu stillen. Aber die fromme Maid trug nur den einen Wunsch im Herzen, den sie nicht laut werden zu lassen wagte: aus dieser Welt zu scheiden und am hohen Himmel ewig bei dem Monde zu leben. Der Mond errieth auch die unausgesprochenen Gedanken ihres Herzens.

Die Luft des lieblichen Abends war wiederum mild und still, die Nachtigal flötete im Erlengebüsch durch die Nacht, der Mond schaute in den Grund des Baches von **Waskjalasild** hinab, aber nicht mehr einsam wie vorher; der Jungfrau liebes Gesichtchen schaute mit ihm in den Bach durch die Wellen hindurch in die Tiefe und blieb von der Zeit ab bis auf den heutigen Tag nur neben dem Mond sichtbar. Doch am hohen Firmament zu wohnen hat das Mägdlein jetzt ihre Freude und Genüge und hegt den Wunsch, daß auch andere Mädchen mit ihr dieses Glückes theilhaftig werden könnten. Freundlich blickt deshalb ihr Auge in mondheller Nacht von oben auf die Erde herab und ladet schmeichelnd ihre staubgeborenen Schwestern zu sich zu Gaste. Da aber nicht eine von ihnen so fromm, keusch und unschuldig ist, wie sie, so kann auch keine zu ihr hinauf in den Mond kommen. Das Mondmägdelein wendet darum von Zeit zu Zeit ihre Augen trauernd ab und bedeckt ihr Antlitz mit einem schwarzen Tuche. Gleichwohl giebt sie deswegen die Hoffnung nicht auf, vielmehr hofft sie immer noch, es werde sich künftig einmal unter ihren irdischen Schwestern eine finden, die so fromm, keusch und unschuldig ist, daß der Mond sie zu sich rufen könne, um des glückseligen Lebens theilhaftig zu werden. Darum wendet die Mondjungfrau von Zeit zu Zeit mit wachsender Hoffnung ihr Auge zur Erde nieder, mit freundlichem Lächeln und unverhülltem Antlitz, wie an dem seligen Abend, wo sie zum ersten Male vom hohen Himmel herab in den Bach von Waskjalasild hinunter schaute. Aber auch die besten und verständigsten der staubgeborenen Mädchen sind nicht charakterfest, und weichen, ehe man sichs versieht, vom rechten Pfade ab, und keine von ihnen ist so fromm, keusch und unschuldig, daß sie des Mondes Gefährtin werden könnte. Wenn das fromme Mondmädchen dessen inne wird, so bemächtigt sich ihrer der Unmuth von Neuem und sie verhüllt ihr Gesicht abermals mit dem schwarzen Trauertuche.

* * *

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die Esten auch noch eine andere Sage in Betreff der „**Mond**-

leute“ besitzen. Es gilt unter den Esten als eine sündhafte Handlung, am Sonntag zu baden. Einst ging nun ein Ehepaar an einem Sonntag in die Badstube und als es eben mit Wasser gefüllte Eimer forttragen wollte, da wurde es von den zürnenden Göttern sammt dem Wassergeschirr von der Erde aufgehoben und zum warnenden Exempel im Monde aufgestellt. Im Vollmond kann Jedermann das unglückselige Ehepaar sehen: die dunkeln und hellen Stellen der Mondscheibe werden für zwei menschliche Figuren gehalten, welche ein Wassergefäß zwischen sich haben. (Man vergleiche über die letztgenannte Variante der Esten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten von Böcker, beleuchtet von Dr. Kreuzwaldt. St. Petersburg 1854, S. 103.)

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Ein Telegramm aus Queensland meldet, daß Generalmajor Feilding's (s. „Globus“ XL, S. 287) Expedition, welche die Linie für eine Eisenbahn nach dem Golfe von Carpentaria aufnimmt, am 15. November in Point Parker an jenem Golfe eingetroffen ist. General Feilding wird zur See nach Brisbane zurückkehren, während sein Begleiter C. Robinson seinen Heimweg zu Lande machen wird, um noch eine zweite Linie zu rekognosciren.

— Es hat ja seine Richtigkeit, daß die australischen Goldfelder bei Weitem nicht mehr so ergiebig sind wie in früheren Jahren, allein immerhin kommen noch sehr bedeutende Funde vor. So ward kürzlich auf den Temora-Goldfeldern im Süden der Kolonie Neu-Süd-Wales ein Riff aufgefunden, dessen Quarz tausend Unzen Gold von der Tonne lieferte. Eben so wird von den Ballarat-Diggings in Victoria berichtet, daß dort am 30. September dieses Jahres aus einem 100 Pfund schweren Quarzstücke nicht weniger als 83 Pfund reinen Goldes gewonnen wurden.

Südamerika.

— Das „South American Missionary Magazine“ enthält einen Brief des Lieutenants Jones d. d. San Pedro am Rio Purus, 27. Juli 1881, welcher überraschende Angaben über die Entwickelung menschlicher Thätigkeit an jenem Strome macht. Derselbe ist allein von allen Zuflüssen des Amazonenstromes während der Regenzeit fast seiner ganzen Länge nach befahrbar. Seit 1865, als Chandleß ihn zuerst erforschte, hat ein beständiger Zuzug von Menschen dorthin stattgefunden, besonders um Guttapercha zu sammeln. Während der Regenzeit fahren monatlich mindestens zwei Dampfer denselben circa 1600 Miles weit aufwärts und während der trockenen Saison circa 1000 bis zur „Caroeira“ 6 Miles oberhalb S. Pedro, und dieselben sind stets schwer mit Gütern und Passagieren beladen. Man berechnet die Bevölkerung am Purus selbst, seinen Seen und Zuflüssen jetzt schon auf rund 30 000, und am Rio Acre (etwa 300 Miles oberhalb S. Pedro) sollen gegenwärtig nicht weniger als 1600 Menschen sich mit Kleinhandel und Guttapercha-Sammeln beschäftigen. Im März und April 1881 betrug die Zuwanderung allein 3000 Personen, so daß die gewöhnlichen Dampfer der Amazonenstrom-Schifffahrts-Gesellschaft nicht ausreichten. Der Handel geschieht jetzt hauptsächlich, wenn nicht ganz und gar, in Guttapercha, doch werden in wenigen Jahren sich demselben andere Produkte zugesellen, da der reiche Boden am Rio Purus besonders für Reis, dann für Zucker und Kaffee geeignet sein soll. Da der Strom Jahr für Jahr besser bekannt wird, nicht durch Brasilianer, sondern durch Fremde, meist Nordamerikaner, wird auch der Handel in demselben Maßstabe zunehmen. Die brasilianische Regierung will Chinesen dorthin einführen; das jetzt dort anzutreffende Volk, meist Auswanderer aus der Provinz Ceara, welche vor etwa drei Jahren durch Hungersnoth schwer zu leiden hatten, ist nämlich wenig werth, träge, hat stets die Cigarre im Munde und sucht Händel.

— Die „Times“ berichten von dem Abschlusse einer mehrjährigen Forschungsreise, welche der Nordamerikaner Dr. E. R. Heath im Norden Bolivias ausgeführt hat. Er hat den R. Beni etwa 300 englische Meilen weit von seiner Mündung in den Madeira aufwärts untersucht und ihn, mit Ausnahme eines kleinen Falles, durchweg schiffbar gefunden. Seine Tiefe soll zwischen 27 und 500 (!) Fuß wechseln; er hat sich sein Bett in einer durchschnittlichen Tiefe von 30 Fuß durch rothen Thon und Gneiß gegraben und wird vielfach von senkrechten Uferwänden eingefaßt. Was Mr. Heath über die Produkte des besuchten Landes berichtet, klingt sehr vielversprechend — aber leider hat man diese Melodie schon zu oft gehört, um sie für etwas anderes als Zukunftsmusik halten zu können. In wenigen Jahren — heißt es da — werden die großen Resourcen dieses Landes entwickelt sein und man wird die Wirkung dieses Binnenhandels in Europa und Amerika verspüren. Unter den Produkten ist besonders Guttapercha, dann der „beste Kaffee der Welt“ und Chinarinde zu nennen; letztere wird stellenweise an den Grenzen der Civilisation in großer Ausdehnung gebaut. Ein einziger Pflanzer besitzt einen Wald von 1 000 000 Bäumen, ein anderer von 200 000; der Vorrath an jenem unschätzbaren Arzneistoffe soll nahezu unerschöpflich sein. Während seiner Reisen kam Heath mit vielen wilden Stämmen in Berührung. Einen derselben beschreibt er als von weißer Farbe, aber von indianischer Physiognomie. Ein anderer Stamm im Thale des Beni besteht aus Kannibalen, welche alljährlich, um sich Menschenfleisch zu verschaffen, Einfälle in die Gebiete ihrer Nachbaren machen. Viele dieser Stämme gehen völlig nackt, andere haben nur sehr geringe Bekleidung. Vielfach finden sich Spuren früherer Besiedelung, und stellenweise zahlreiche Felsritzungen in den Uferwänden; manche davon erscheinen an der Stelle von Hochwassermarken, und zeigten nach Heath an, wann es gefährlich war, den Strom zu befahren. Es befinden sich darunter Zeichen, welche einem Anker ähneln; im Ganzen aber gleichen sie den Felsritzungen, welche an verschiedenen Stellen im Westen der Vereinigten Staaten gefunden worden sind. Ruinen von steinernen Gebäuden kommen hier und da häufig vor. Fauna und Flora am Beni bieten viele noch unbeschriebene Species dar; der Paläontologe E. D. Cope hat die gesammelten Thiere zur Bestimmung übernommen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

VI.

In En-Nachla („der Palmenbaum“) wurde gefrühstückt; es ist das eine Anzahl kleiner Palmgärten zwischen hohen Sandadern, deren Kämme gleichfalls mit Palmen bepflanzt sind, um ihr Vorrücken zu verhindern. Dann führte ein kurzer Marsch über hohe, vollkommen kahle Dünen, welche im Südosten das Suf-Thal begrenzen, den Reisenden nach Amiesch, der ersten Oase desselben, und um 11 Uhr erreichte derselbe El Uëd, die Hauptstadt, wo ihn der dortige Chalifa Si Mehemed ben Tuati mit zwanzig Notabeln empfing und bewirthete.

Suf liegt zwischen dem 4. und 5. Grade östlicher Länge von Paris und zwischen dem 33. und 34. Grade nördlicher Breite; es ist ein schmales Thal, dessen südliche Hälfte das Dorf Amiesch mit seinen Gärten einnimmt. Von Uëd an theilt es sich; der eine Arm geht nach Nordwesten, der andere fast direkt nach Norden. Die größte Länge des bebauten Theiles beträgt nicht über 30 km. Wie die anderen Flüsse der Sahara auch hat der Uëd Suf einen unterirdischen Lauf; man benutzt aber hier das Wasser in anderer Weise, als wie im Uëd-Righ, wo man artesische Brunnen gräbt. Will man einen Garten anlegen, so gräbt man geduldig eine im Durchschnitt 15 m tiefe Grube bis zu der unterirdischen Wasserschicht, erweitert dieselbe dann je nach der Größe, welche der Garten erhalten soll, und pflanzt die Palmen hinein, so daß ihre Wurzeln beständig feucht sind, während sich ihr Gipfel in der sonnendurchglühten Luft schaukelt. Es giebt derartige Gärten, welche bis 200 Palmen zählen; ihr Eigenthümer hat nichts zu thun, als nach der Ernte den während des letzten Jahres hineingewehten Sand herausschaffen zu lassen. Dieser Schutt bildet um jeden Garten hohe Hügel, welche durch Hecken aus Palmzweigen befestigt werden. Auf dieselbe Weise sucht man auch die Dünen am Vorrücken zu hindern. Im Verhältniß, wie der Schutt zunimmt und die Dünen wachsen, werden jene Hecken erneuert, und so sieht man in dieser merkwürdigen Gegend nur Palmenwipfel, welche in größerer oder kleinerer Anzahl über hohen Sandhügeln hervorragen.

Außer Palmen baut man im Suf noch Krapp, Tabak, Henna, Zwiebeln, Gerste, Apfelsinen, Feigen, Wein, Aprikosen, Mohrrüben, Wassermelonen, Kartoffeln, letztere erst ein neu eingeführtes Produkt, welches sich vorzüglich bewährt hat, u. s. w., und zwar außerhalb der Palmenpflanzungen in besonderen Gärten, welche aus Ziehbrunnen bewässert werden. Der Suf hat drei Hauptcentren und daneben sieben Dörfer; erstere heißen El Uëd (das Thal), Kuinin (die Verborgene) und El Gemar (die Leuchtende). Die anderen sind Amiesch (die Mischungen), Bu Hermes (der strenge Mann), Ez Zeggum (Name einer Speise aus Sahne und gekneteten Datteln), Behima (die Eselin), Taghzut (Ort, von wo man in den Krieg zieht), Dschebila (die Fette) und Sidi Aun (Herr Aun). Alle diese Orte, welche durch zerstreute Häuser längs der Wege in Verbindung stehen, liegen auf der Höhe außerhalb der Palmgärten. Die Häuser sind zwar klein und sehr leicht gebaut, dabei aber so zierlich und sauber, wie man sie im Uëd-Righ nicht findet; sie sind 7 bis 8 m lang, $1\frac{1}{2}$ bis 2 m breit und so hoch, wie ein mittelgroßer Mann. Innen ist der Boden oft ausgehöhlt; erbaut sind sie aus rohen geweißten Kalksteinblöcken. Die unten schon nicht dicke Mauer wird nach dem Dache zu immer dünner; das letztere besteht aus drei bis vier kleinen

Kuppeln, welche von Balken aus Palmenholz getragen werden. Die Thür ist schmal und so niedrig, daß ein gebückter Mann kaum hindurchgehen kann; von Fenstern giebt es nur ein ganz kleines Loch neben der Thür, durch welches auch der Rauch entweicht, und der ganze Hausrath innen besteht nur aus einigen Thonkrügen zur Aufbewahrung der Lebensmittel und ein paar Pflöcken in der Wand zum Aufhängen von Kleidern und Waffen. Sand ersetzt den Fußboden und eine neue Schicht Sandes das Auskehren. El Uëd zählt etwa ein Tausend solcher kleiner Häuser; man braucht sich also nur auf die Fußspitzen zu stellen, um den ganzen Ort übersehen zu können, mit Ausnahme der Kasba und eines weithin sichtbaren Minarets. Die Straßen sind ziemlich breit, aber krumm; der Wind allein sorgt für ihre Reinlichkeit, indem er allen Unrath mit Sand zudeckt.

Die Suafa (Bewohner von Suf) haben vom Araber nur Tracht und Sprache. Unter sich sind sie ungemein ehrlich; jeder Dieb erhält die Bastonnade und wird aus dem Orte gejagt. Sonst sind ihre Sitten ziemlich locker, und zwar in Folge des Vagabundirens der Männer, welche theilweise in den Orten des Tell verschiedene Gewerbe betreiben, theils, wie die Rebäïa, im Erg die Jagd ausüben. Da außerdem die Nomaden im Sommer mit Familien und Herden in die Wüste ziehen, so sind die Ortschaften zu dieser Jahreszeit fast menschenleer.

Die Suafa besitzen zahlreiche Herden, treiben deshalb

Ansicht von El Uëd. (Nach einer Photographie.)

auch einen großen Wollhandel und verfertigen viel Gewebe. Die Frauen, denen in jedem arabischen Lande die größere Hälfte der Arbeit obliegt, halten mehr als 5000 Webstühle in Bewegung und fabriciren Burnusse, Haiks und sehr schöne Teppiche. Begreiflich daher, daß einem Manne dort viel daran gelegen ist, mehrere Frauen zu haben; denn das sind ebenso viele Arbeiterinnen, welche ihm schönen Gewinn abwerfen: während sie am Webstuhle Geld verdienen, raucht der Herr Gemahl würdevoll die Pfeife und schlürft seine Tasse Kaffee dazu.

Von El Uëd kehrte Largeau über Tuggurt nach Biskra zurück.

Seine zweite Reise, welche er 1875 bis 1876 in Gesellschaft dreier junger muthiger Leute nach Ghadames unternahm und die Gründe, derentwegen er die Lösung der „transsaharischen" Frage nicht in Ghadames, sondern in Uargla zu finden suchte, übergehen wir hier und wenden uns zu seiner dritten Reise. Mit Briefen des Kaisers von Marokko und des Großscherifs von Uësan versehen, verließ Largeau am 9. December 1876 Marseille, verlor aber in Folge Geldmangels an vier Monate, ehe er am 5. Mai von Tuggurt nach Südwesten, nach Uargla, aufbrechen konnte. Ihn begleiteten außer zwei wenig brauchbaren Führern und seinen Kameeltreibern drei Diener, die ihn „bis ans Ende der Welt" begleiten wollten: Bu Zid, der Koch, ein mohammedanischer Jude aus Tuggurt, Ahmed ben El-Thaleb Jussuf und Bel Kasem. Der eine Führer, El-Hadsch, verirrte sich schon zwischen Tuggurt und Temasinn, während der Simum wehte und das Thermometer im Schatten auf 43° C. stand. Am 6. wurde in Temasinn die Kara-

wane noch um zwei Kameele verstärkt und zählte von nun an sieben Männer und neun Lastkameele, deren jedes etwa 150 kg zu tragen hatte. Am folgenden Tage wurde nur eine kurze Strecke zurückgelegt, da die Lasten schlecht vertheilt waren; schon um 10 Uhr Morgens wurde bei den schönen Pflanzungen der Oase Belet Amer Halt gemacht. Am 8. wurde der Nordwest äußerst unbequem; auf der sandigen, mit 4 bis 5 m hohen Adern bedeckten Ebene, über welche der Weg führte, jagte er Sandtromben auf, die den Wasserhosen auf dem Meere glichen. Bei den Ruinen von Baghdad, welche zwei Kuppen der steilen, das Uēd Mijā überragenden Felswände krönen, wurde gelagert. Dort nahe einem Dickichte von hohem Schilfe und Tamarisken berichtete El-Hadsch von den Sagen, welche sich die Wüste von der einstigen Blüthe jener Stadt und ihren riesigen, jetzt von bösen Geistern bewachten Schätzen erzählt.

Am 9. führte der Weg anfangs auf dem Plateau hin, welches das mit Dickicht erfüllte Thal des Uēd Mijā überragt. Dann aber stieg man in dasselbe hinab, ließ an den Dornen manchen Fetzen von seiner Kleidung und hatte fortgesetzt immer höhere und höhere Dünen zu überschreiten. Zwischen denselben lagen, wie im Suf, in runden Vertiefungen die Palmengärten der Bewohner von El-Hadschira, welche es indessen nicht verstehen, den Sand durch stets erneuerte Zäune zu befestigen, und bald gezwungen sein werden, anstatt ihrer versandeten Pflanzungen weiter westlich neue anzulegen.

Hier wie überall entsteht der Sand dadurch, daß der

Die Gärten von Suf. (Nach einer Photographie.)

weiche Sandstein der nahen Hochebenen durch atmosphärischen Einfluß zerrieben wird. Niemals häuft er sich in großen Massen auf den Hochebenen selbst auf, sondern vorzugsweise in den feuchten baumreichen Niederungen, wo ihn die Vegetation festhält, die Feuchtigkeit zusammenbackt. Dort bildet er im Laufe der Jahrhunderte Dünen bis über 500 m Höhe. In manchen Thälern jedoch, wie im Suf und Uēd Mijā, ordnet er sich in niedrigeren Adern an, welche nur an der Ostseite der Oasen oft höher sind, weil die Bewohner dort durch Zäune den Sand aufzuhalten suchen. Doch besteht das einzig wirksame und dauernde Mittel gegen die Versandung darin, die Dünen und Hochebenen nach dem Vorschlage Ramel's mit Eucalyptus oleosa zu bepflanzen; in Australien bedeckt dieser Baum schon weite Strecken, welche den Hochebenen der Sahara durchaus gleichen.

El Hadschira (d. i. die Flucht), wo auch vortreffliche Zwiebeln gedeihen, liegt wie ein Adlernest auf einem 100 m hohen Felsen, der stolz das Thal überragt. Es ist ein Haufen Gemäuer, der vor etwa 60 Jahren von den Bewohnern eines nahen, jetzt in Trümmern liegenden Dorfes, welches räuberischen Angriffen allzu sehr ausgesetzt war, aufgeführt wurde. 5 bis 6 km nördlich davon liegt in einem trockenen, in den Uēd Mijā mündenden Thale die kleine Oase Thajebin (das Entzücken), wo, wie in El Hadschira, die eingeborenen Sahara-Neger unter den Beled-Amer und Ngussa verschwunden sind.

Am 10. wurde der Marsch nach Südosten fortgesetzt, bald auf dem Sandsteinplateau, bald in dem buschigen Thale, wo nur ab und zu einige armselige Palmen an die einstige Kultur der Neger erinnerten. Am nächsten Tage

stieß auf einem Rennkameele ein Führer zu ihnen, den der Aga von Uargla geschickt, und unter seiner Leitung erreichte man über die Sebcha Safiun, in welche die Uëd Nsa und Uëd Mzab münden, um 1 Uhr Mittags die herrliche Oase Ngussa, ein Ksar von 151 Häusern, welches von einer ziemlich gut erhaltenen Mauer und hohen viereckigen Thürmen umgeben ist. Die sorgfältig gepflegten Gärten tragen auf einem sandig-lehmig-kalkigen Boden sehr kräftige Palmen, und zwar meist ohne Bewässerung, woraus folgt, daß die wasserhaltige Schicht sehr dicht unter der Erdoberfläche liegen muß. Vorzüglich gedeihen Aprikosen, Feigen und Granaten; auf freien Stellen Luzerne, Gerste, Kohl, Zwiebeln, Wassermelonen, Kürbisse, Mohrrüben, Kohlrüben und an den Rändern der Bewässerungsgräben prächtige Baumwollstauden von der rothen sudanischen Art. Doch wunderte sich Largeau nicht mehr über die gute Pflege der Gärten und das hübsche Aussehen der steinernen, oft zweistöckigen Häuser, als er erfuhr, daß der Ort ausschließlich von Sahara-Negern bewohnt ist.

Nach einer köstlichen Nacht brachen sie am 12. Mai um 5 Uhr auf und erreichten vier Stunden später den von viereckigen Thürmen umgebenen Bordsch Ba-Mendil. Bis dort kamen ihnen der von ihrer Ankunft benachrichtigte Aga Si Abd-el-Kader-ben-Amar und dessen Schwager entgegen und geleiteten den Reisenden in die für ihn bestimmte Wohnung im Bordsch. Der Aga ist ein Mann von noch nicht 50 Jahren, welcher seinen Rang und das Kreuz der Ehrenlegion sich ehrlich im Dienste Frankreichs erworben hat; es ist ein hagerer, großer, bronzefarbener Mann mit einer Adlernase. Da er keine Schulbildung besitzt, steht ihm sein Schwager Si-Mohamed, der das Lyceum in Alger und die Schule in Saumur besucht hat, als Sekretär und Chalifa zur Seite.

Wir übergehen hier, wie Largeau dort mehrere Tage verlor, um für seine große geplante Reise nach dem Niger und Senegal Führer und Kameele zu suchen, wie er seine Abreise auf den 23. Mai festsetzte und zuletzt, durch wissentlich gefälschte Nachrichten getäuscht, beschloß bis zum Oktober in Uargla zu bleiben.

Wenn man in der Morgenfrühe einen der Thürme des

Panorama eines Theiles von Uargla, von der Kasba aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Bordsch Ba-Mendil ersteigt, sieht man zu seinen Füßen den Schott von Uargla oder Erweiterung des Uëd Mijâ, dessen gelber Boden die Farbe des Löwenfelles zeigt, und darin in nordsüdlicher Erstreckung eine große schöne Insel dunkelgrünen Laubes, von hundertjährigen Palmen überragt. In diesem Grün liegt die Stadt verborgen und nur die Spitzen zweier weißen Minarets verrathen ihre Existenz. Fern im Osten erhebt sich auf dem rechten Ufer des Schott eine lange Kette hoher hellgelber Dünen, überragt von dem kolossalen Ghurd Mekfem Othin (das von den Kameelen geliebte Thälchen). Zur Rechten und Linken dehnen sich von Norden nach Süden die Gur von Ba-Mendil aus, isolirte Felsmassen, an deren Fuße von den früheren fruchtbaren Pflanzungen sich nur einige dürftige Palmen erhalten haben. Diese Gur sind die Vorposten des Schâb, eines Felsplateaus mit tief durchfurchten Rändern. Gerade im Süden aber erblickt man eine große Spalte, durch welche der Uëd Mijâ in den Schott von Uargla mündet, und in deren Mitte sich schroff der sagenreiche Gara Krima erhebt.

Von Ba-Mendil führt ein gewundener Pfad in 20 Minuten zu den ersten Palmen von Uargla, zuerst durch verlassene Gärten, dann zwischen Lehmmauern hin. Zuletzt erreicht man den breiten, mit faulendem Wasser gefüllten Graben und die Stadtmauer, neben deren Thore sich rechts ein verfallener Thurm erhebt. Die Stadt selbst liegt höher als die Oase, wie diese letztere wiederum eine Insel bedeckt, welche sich über dem Schott erhebt und einst von tiefem Wasser umgeben war. Ihre Straßen sind unregelmäßig, schmal und schmutzig, manche zum Theil überdeckt, die aus rohen Steinblöcken erbauten Häuser elend und nur wenige zweistöckig. Sieben Thore führen in die Stadt, welche 1400 Häuser mit ebenso viel Familien und drei durch Mauern von einander getrennte Quartiere zählt: diejenigen der Beni-Sisim, die von den alten Herren des Landes abstammen, der Beni-Uagin, der Nachkommen von Sklaven, und der Beni-Brahim oder Abkömmlinge edlen Stammes. Neben dem Sultansthore liegt die Kasba mit doppelter Mauer und bastionnirten Ecken; dort erhebt sich die frühere Wohnung der einheimischen Sultane, ein Gebäude im Style der

Digitized by Google

maurischen Häuser in Alger, prätentiös und von schlechtem Geschmacke. Uargla besitzt 18 Moscheen, darunter zwei, die malekitische und die der Beni-Mzab, mit eigenthümlichen Minarets, 20 m hohen, viereckigen, schiefstehenden Thürmen, welche nur hier und da durch enge Luken Licht empfangen. Auch die Moschee Sidi Salah erregt durch ihren sonderbaren Styl einiges Interesse. Aber von den alten prächtigen Häusern, welche dort einst existirten, und von der schönen Moschee, welche Emir Bu Zekeria 1228 bis 1229 erbauen ließ, haben sich nur dürftige Reste bis auf den heutigen Tag erhalten.

Von den 1400 Familien der Stadt gehören 1250 zu

Straße in Uargla. (Nach einer Skizze Largeau's.)

Bedeckte Straße in Uargla. (Nach einer Skizze Largeau's.)

den Sahara-Negern und nur 150 zur weißen Race, und von letzteren wieder 100 zu den Beni-Mzab, 12 zu den Mehadscheria (mohammedanischen Juden) und 38 zu den Arabern.

Die eigentliche Oase Uargla erstreckt sich von Norden nach Süden 8 km weit, umfaßt ein Areal von 64 qkm und auf demselben 221035 Palmen, welche den besten Sorten der Sahara angehören; aber in Folge der Verheerungen der Nomaden sind das außer einigen Weinreben, Feigen- und Aprikosenbäumen die einzigen Bäume, welche dort gezogen werden. Gemüse giebt es wenig, aber viel vorzügliche Luzerne, Kohl, Beschena und etwas Gerste für milchende Ziegen und Schafe. Die Berieselung geschieht, wo sie nöthig ist, mittels artesischer Brunnen, deren es etwa

140 giebt; ihre mittlere Tiefe beträgt 35 bis 40 m, ihre Leistungsfähigkeit 600 Liter in der Minute und ihr meist magnesiahaltiges Wasser ist 25° C. warm.

Außer der gleichnamigen Stadt umfaßt das Agalik von Uargla den Ksar Ngussa mit 151 von Negern bewohnten Häusern und 47 216 Palmen, die Zauja Sidi Chuil mit 10 Marabuts und 4763 Palmen, Schott oder Ain Amer (109 Häuser, 20 702 Palmen), Adschadscha (90 Häuser, 16 329 Palmen) und Ruissat (40 Häuser). Dazu kommen an Nomaden die Schâamba Bu Ruba (400 Zelte) im Osten und Südosten, die Beni-Sur (250 Zelte) im Südosten, die Mochadma (350 Zelte) im Südwesten, die Sâid Othba (250 Zelte) und die Fatnassa (60 Zelte), so daß das Agalik im Ganzen 26 190 Einwohner zählt, 14 400 ansässige und 11 790 nomadische. Daß die Bevölkerung aber früher zahlreicher gewesen sein muß, beweisen die zahlreichen Ruinen von Dörfern und Reste von Bewässerungsgräben, welche man auf den höher liegenden Theilen des Schott antrifft.

Die Sahara ist vielleicht das gesundeste Land auf der

Moschee Sidi Salah in Uargla. (Nach einer Skizze Largeau's.)

Erde; epidemische und endemische Krankheiten sind dort fast unbekannt und Dank ihrer großen Mäßigkeit sterben die Nomaden nur an Altersschwäche oder eines unnatürlichen Todes. Die Oasen dagegen und die sumpfigen Niederungen der Schotts machen davon eine Ausnahme; dort herrscht vom April bis Ende Herbst das gefürchtete tehem oder Sumpffieber, das seine Opfer fast ausschließlich unter der weißen Race sucht. Denn die Nomaden ziehen beim Eintritte der Hitze in die Wüste und die Neger sind gegen die Krankheit gefeit. Das Klima von Uargla ist, wie das der Sahara im Allgemeinen, im Winter ein gemäßigtes; im Sommer dagegen herrscht dort eine unbändige Hitze, und der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht ist in der einen wie in der andern Jahreszeit stets sehr bedeutend. Im Januar z. B. steigt das Thermometer bei Tage im Schatten mitunter bis zu 35° C., während es Nachts oft bis 5° unter Null fällt. Ebensolche Wechsel kommen im Sommer vor; während des Juli, des heißesten Monats, zeigte Largeau's Maximalthermometer 19 Mal 50° C. im Schatten; am 25. stieg es sogar auf 55° und sank Nachts auf 29,2°.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

IV.

Buteanu und Bunatore.

„Ich athmete lang und athmete tief und begrüßte das himmlische Licht“, als ich am Morgen des 25. Juli aus der Schauerhöhle unter dem Builea-See, die auf der Generalstabskarte euphemistisch als eine Stina verzeichnet ist, hervorkroch. Auf dem harten, feuchten Felsen waren die Glieder steif und kalt geworden, da das spärliche, in einigen

Die Süd-Karpathen zwischen Negoi und Coltia Visteamare.

Knieholzstümpfen schwälende Feuer mehr für Rauch als für Wärme gesorgt hatte. Indessen machte die Klarheit, in der die Höhen erglänzten, gar bald die Nacht, in der „alle Gemüthlichkeit aufgehört hatte“, vergessen und gemahnte, wie es in einem rumänischen Volksliede heißt:

> Die Gebirge zu ersteigen,
> Zu ersehn die ganze Welt,
> Auch zu sehn der Donau Fluth,
> Fein von Nebeldunst umruht.

Nach Einnahme einer erwärmenden Tasse Thee und eines frugalen Morgenimbisses fühlten mein junger Freund und ich uns völlig frisch und reiselustig und wanderten mit Zurücklassung des lügenhaften Ignoranten Giorgiu unter unserer eigenen Führung aufs Neue das Hochthal hinauf. Wir ließen den Builea-See zu unserer Rechten liegen und gelangten nach Absolvirung eines tüchtigen Kletterstückchens auf den obersten Thalboden unmittelbar unter dem Bunatore. Wilder und kühner, als am Builea-See, thürmten sich die Felsen. Mächtige Trümmerhalden und dicke Schneelager umrahmten einen kleinen, flachen Gebirgsteich. Ueber die 500 m zum zackigen Bunatore emporstrebenden Felsen hinauf zu klimmen, hätte selbst ein Alpenfex bei dem besten Willen, etwas recht Halsbrecherisches zu unternehmen, nicht vermocht, da manche Partien der grotesken Wand senkrecht abstürzten. Wir konnten entweder über Schutthalden zu einer Scharte des Gebirgskammes emporsteigen, oder mußten über steile Grashänge zunächst eine Einsattelung zwischen dem Buteanu (2353 m) und dem Bunatore (2510 m) zu erreichen suchen. Wir wählten den zweiten Weg und stiegen auf den Kletterstegen der Bergschafe, nur einmal eine bedenkliche Stelle passirend, empor zu der rasenbedeckten Einsattelung, von der wir in das schutterfüllte Hochthal des Arpaschielu hinabblickten. An einem hellschimmernd aus dem Kamme hervortretenden Kalkfelsen vorüber schritten wir auf schmaler Bahn ein Stück auf den Bunatore zu. Immer schroffer senkten sich nach beiden Seiten die Abhänge, immer zackiger und schartiger ward der Grat; nach dem Arpaschielu fiel eine majestätisch vorspringende Felsenwand senkrecht ab. Aus diesem Thal herauf kam über die schroffen Gehänge eine flüchtige Gemse, die ganz in unserer Nähe den Kamm erreichte und auf schwindlichtem Pfade in kühnen Sprüngen dem Bunatore zueilte. Mir schien es gerathener, ihrem Beispiele nicht zu folgen. Ich wandte mich rückwärts gegen den Buteanu, dessen Gipfel ich ohne besondere Schwierigkeit erreichte.

Der Buteanu ist der höchste von allen auf den nördlichen Ausläufern sich erhebenden Gipfeln und verbindet die Vorzüge eines Gipfels vom ersten Range mit denjenigen, welche vorgelagerte Höhen für die Umschau und den Einblick in den Bau einer Kette oder eines Massivs bieten. Ueber steile Abhänge blickt man vom Kulminationspunkte 700 bis 1000 m hinab in die tief einschneidenden, schnell nach Norden fallenden Thäler, die zu beiden Seiten des im Süden aufragenden Bunatore als groteske Amphitheater in den Kamm hineingreifen. Wilder, zackiger und schroffer sind die Formen im Hintergrunde des Arpaschielu, aber sie entbehren dafür des Reizes, welchen den Umgebungen des Lacu Builea der Kontrast des grünschimmernden, glatten Seespiegels verleiht. Die Kugel aus einem preußischen Infanteriegewehre würde über die tiefen Thalschluchten weg gegen die Abhänge der Albota und des Piscu Builea fliegen, deren stattliche Kämme man in ihrer ganzen Länge überblickt. Von keinem im Hauptkamme gelegenen Punkte übersieht man die stattliche Reihe der durchweg mit gewaltigen Präcipissen nach Norden fallenden Gipfel, die Sättel und Scharten so gut, wie vom Buteanu. Wegen seiner für den ganzen Nordabhang dominirenden Höhe schweift der Blick nach Westen und Osten über die benachbarten Kämme des Piscu Builea

und der Albota hinweg, so daß ein zackiger Kamm hinter dem andern emporragt. Wir sehen von einer ermüdenden Aufzählung der zur Rechten und Linken nach einander aufragenden Ausläufer ab und fassen nur die hervorragenden Partien des schauerlich wilden Panoramas ins Auge!

Majestätisch ragt im Südwesten mit weißen Schneeflecken geschmückt der große Negoi aus dem Kamme hervor und etwas nach Rumänien zurückspringend sein ebenbürtiger, gleichnamiger Bruder. Der die zwischenliegenden Kämme des Pisçu Builea und Domma weit überragende Negoi-Ausläufer erscheint vom Buteanu aus gesehen noch imposanter, als von der Serbota aus. Vier beträchtliche Schneefelder lagen über der Waldgrenze in den von Felswänden umrahmten Vertiefungen seines Ostabhanges. Jenseit des Picioru Negoi grüßt als alter Bekannter der durch seine flache, grünbewachsene Kuppe kenntliche Scara-Gipfel herüber und hinter ihm wieder taucht die dreigipflige Csorta empor. In seinem Totaleindruck war das im Südosten entrollte Bild noch gewaltiger, als das eben geschilderte. Hier zogen graue Wolken die Thäler hinauf gegen den Kamm und erschwerten auf dem noch unbekannten Gebiete die Orientirung, da immer nur der eine oder der andere der Hochgipfel in nackter Wildheit aus dem wallenden Gewölke hervortrat.

Wir stiegen auf den Thalboden unter der Wand des Bunatore zurück und kletterten von hier über steile Schutthalden zu einer Einsenkung des Kammes, von der wir nach Süden in einen kleinen Gebirgsteich, den Jäsere Keprereçze, hinabblickten, dessen Spiegel nicht unbeträchtlich höher als der des Builea gelegen ist. Aus dem Gebirgskamme erhoben sich vor der Paltina (2393 m) noch zwei Gipfel, deren Namen ich nicht nennen kann. Nach Südosten senkten sich die Schluchten zum Capriratiathale[1]), welches zum Quellgebiete des an Kurtea d'Argis und Pitesti vorüberfließenden Argis gehört. Auf dem Gebirgsausläufer zur Linken des Capriratiathales erhob sich der Munte Rijos und seitwärts hinter ihm ein etwas kleinerer ganz ähnlich geformter Gipfel, beide mit Steinhaufen auf den Spitzen. Der im S.-O. sich erhebende Munte Rijos ließ uns den Nordabhang sehen und machte den Eindruck einer dem Rücken aufgesetzten, flachen, stark von der Verwitterung angegriffenen Riesenpyramide. Unter ihm traten an den Abhängen zum Capriratiathale vier mit Schutt und Schnee gefüllte Einsenkungen hervor. Im Allgemeinen ist der Anblick der langen, grasbedeckten Rücken monoton und öde. Wir stiegen höher gegen den Bunatore empor längs eines nach Siebenbürgen als schroffe Wand, nach Rumänien als steiler Grashang sich absenkenden Grates, der in einer gerade südlich des Bunatore gelegenen Spitze gipfelte. Noch trennte uns vom Hochgipfel eine scharf in einen Grat eingeschnittene Scharte, von der zwei wilde Kamine hinabführten in die Hochthäler zu beiden Seiten des etwas aus dem Kamme vorspringenden Berges. Wir betrachteten eben prüfend die nicht gerade einladende Passage, als wir zu unserm Erstaunen auf der höchsten Spitze einen singenden Hirten bemerkten, der, sowie er unser ansichtig ward, gewandt und leicht zu uns herüberkletterte und verwundert meine Karten und Instrumente betrachtete. Zu erfragen über die uns unbekannten Kuppen und Thäler des Südabhanges war von dem muntern Csobanen nicht viel, denn ihm war alles „Munte" und „Versu", d. h. „Berg" und „Hochgipfel", und mein Kompaß und Meßknecht interessanter, als die ganze Gebirgswelt.

Die Kletterei nach dem Bunatore hinüber erinnerte mich lebhaft an die vom kleinen zum großen Glockner. Waren die Dimensionen hier kleiner und fehlte der trügliche Schnee, so fehlten dafür auch Seile, Steigeisen und die vorzüglichen Kalser Führer!

Eine detaillirte Schilderung des sich uns vom Gipfel des Bunatore darbietenden Panoramas würde den Leser bei den nothwendig werdenden Wiederholungen ermüden. Die nähere Umgebung ist bereits hinreichend charakterisirt, die Ferne zeigte im Norden und Süden mit geringen und, wie mich dünkt, vortheilhaften Vorschiebungen die von dem 6 km entfernten Negoi genossene Aussicht. Rumäniens Ebene lag jenseit der weit in dasselbe verlaufenden Höhenzüge in einem leichten Dunstschleier, der nur undeutlich in weiter Ferne einen Kirchthurm (Pitesti?) durchschimmern ließ.

Die Generalstabskarte, die sich in allen zu Siebenbürgen gehörigen Gebieten vortrefflich bewährt hatte, zeigt auf den nach Rumänien hinüber greifenden Theilen einige kleine Ungenauigkeiten. So fehlt der Gemsenteich „Jäsere Keprereçze" auf der Karte; der Rücken, den sie als vom Bunatore ausgehend zum Munte Rijos zeichnet, zweigt sich erst etwas weiter östlich vom Kamme ab. Aus dem Arpaschielu würde man, wenn man nicht den Hals bei der Kletterei bräche, über eine scharf einschneidende Scharte direkt hinüber gelangen in die obersten Schluchten des Capriratiathales und nicht nöthig haben, erst das südlich des Vertopelu (2459 m) einschneidende Thal zu betreten, welches die Generalstabskarte zu weit nach Nordwesten verlängert. Auch in Bezug auf die Terrainschraffirung ließe sich Einiges sagen. So sieht Munte Lepisita auf der Generalstabskarte aus wie eine schmale, flachwellige Hochebene, die plötzlich mit Steilwänden in die sie umschließenden Thalschluchten abfällt. Diese Zeichnung paßt nur für den nördlichsten Theil des Rückens unmittelbar hinter der Paltina, wo aus einer kleinen Hochfläche ein einzeln stehender Felsenpfeiler aufragt; weiterhin verläuft Munte Lepisita als hochgewölbter Rücken, dessen Abhänge, wie alle anderen, zwar steil, aber keineswegs durchweg schroff und felsig sind. Im Ganzen scheint dieser Theil der Karte nur eine Vergrößerung der im Maßstabe 1 : 288 000 von dem österreichischen Generalstabe herausgegebenen Karte der Walachei in sechs Blättern zu sein. Natürlich führe ich diese meine Beobachtungen nicht an, um an dem schönen Kartenwerke zu mäkeln. Die Aufnahme dieses unwegsamen Hochgebirges ist bei der Schwierigkeit der Verpflegung und den Unbilden der Witterung wahrlich keine Kleinigkeit. Niemand kann mehr Ursache haben, als ich, den Generalstäblern dafür dankbar zu sein, daß sie ihre Darstellung nicht wie gewöhnlich hart an der Landesgrenze abbrachen, sondern auch das anstoßende rumänische Gebiet mit berücksichtigten[1]).

Wohlbehalten kehrten wir zu unserm am Morgen verlassenen Ausgangspunkte zurück, hießen Giorgiu das Pferd beladen und stiegen an den rechtsseitigen Gehängen hin ziemlich steil hinab, um jene Thalstufe zu überwinden, über die gleich hinter der Stina der Bach rauschend und tosend in Stromschnellen und Fällen aus der Region des Knieholzes in den Fichtenwald hinabstürzt. Wir erreichten einen kleinen Thalboden, auf dem eine verlassene, halbverfallene Stina stand. Hier machten wir zwischen üppig wucherndem rumex unter einem mächtigen Ahorn Halt, um noch einmal in Muße unsere Augen an dem Thale zu weiden. Vor allem fesselte der prächtige Wasserfall, dessen schäumende Fluth zwischen dem Grün buschiger Erlen niederwallte, unsere

---

[1]) Augenscheinlich derselbe Name wie Keprereçze; Capriratia schreibt die Gen.-St.-Karte.

[1]) Das ist auf der Grenze gegen die Walachei mit Terrainschraffirung, Angabe der Waldgrenze, aber ohne Einzeichnung von äquidistanten Horizontalen geschehen. Die Sektionen, welche in die Moldau übergreifen, brechen die Darstellung an der Landesgrenze ab.

Blicke. Zur Rechten und zur Linken erhoben sich düstere Fichtenwände, über ihnen ragten aus dem Krummholz hervor einige spitze Felsenzacken, und im Hintergrunde wurden über dem Wasserfalle einige Formen der starren Hochgebirgswelt sichtbar.

Ich gebe dem Falle wegen der Großartigkeit des Sturzes und der Schönheit der Umgebung vor allen mir bekannt gewordenen, gleichartigen Bildungen dieses Gebirges den Vorzug. Den mächtigen Wasserfall, welchen Samec in seiner kleinen Schrift die „Alpen des Altlandes" [1]) im Süden des Negoi anführt, habe ich nicht gesehen. Der eben genannte Verfasser führt von allen Wasserfällen nur diesen an und schreibt darüber: „Endlich ist ein Wasserfall auf südlicher Seite des Negoi zu erwähnen. Ein mächtiger Bach (Popolog?) stürzt nämlich da plötzlich 16 Klafter (30 m) tief auf einen nur durch diesen Bach seit jeher allmälig ausgestemmten Felsabsatz, wo der Strahl sich in Tausende theilt, die wieder auf analoge Felsen 12 Klafter (fast 23 m) tief herabstürzen. Offenbar eine erhabene Erscheinung, aber auch ein dumpfer Donner, gegen den ein Gewehrschuß vollkommen verschwindet."

Neben dem Wildbache zur Glashütte hinabzugelangen, war nicht möglich, wir mußten wieder längs der Berglehnen auf- und abwandern und klettern und kamen unter jener Waldbrandstätte hin, in die uns vor zwei Tagen unsere Vertrauensseligkeit in Giorgiu's Gebirgskenntniß hineingeführt hatte, in den Buchenwald und durch ihn schnell hinab zur Hütte, in deren Wirthshäuschen wir hungrig, durstig und ruhebedürftig anlangten. Mit der Ruhe sollte es freilich fürs Erste nichts werden, da Giorgiu plötzlich ein höchst eigenthümliches Abenteuer inscenirte. Da er wegen seiner Lügenhaftigkeit und der schlechten Behandlung des mit bewundernswerthem Geschicke kletternden Pferdes mehrmals Verweise erhalten hatte, beschloß er heimzukehren. „Es sei kein Halfter und kein Futter für das Pferd vorhanden!" Als der Wirth das Nöthige beschafft hatte, erklärte Giorgiu plötzlich, das Pferd gehöre seinem Bruder, der desselben dringend zur Arbeit bedürfe. Da ich mich für seine Deklamationen taub erwies und ohne ein Wort in das Häuschen ging, wandte er sich an die vor demselben versammelten Glasarbeiter und klagte diesen mit erhobener Stimme und lebhaften Geberden seine Noth. Die Arbeiter, meist Deutsch-Böhmen, hatten während der Sonntagsruhe den geistigen Getränken zum Theil mehr als genügend zugesprochen und erwärmten sich lebhaft für das Loos des Unglücklichen. Es entstand vor dem Wirthshause ein solcher Skandal, daß ich es rathsam fand, mich meines Revolvers zu versichern und hinauszutreten. „Er muß ihm zahlen, er muß ihn gehen lassen!" riefen die Glasarbeiter; „der Rumäne lügt ja!" versicherte halb ängstlich der Wirth. Auf meine Frage: „Wer will etwas von mir?" erhielt ich nicht sogleich eine Antwort und benutzte den Moment der Ruhe, um den Leuten zu sagen: „Glaubt Ihr, daß dem Mann Unrecht geschieht, so sagt ihm doch, er soll mich verklagen, und holt die Ortsbehörde. Es wird ja nicht schwer sein, einem einzeln im fremden Lande reisenden Manne Raison beizubringen." Ein Arbeiter rief: „Wir glauben ihm ja gar nicht, wie ist denn die Sache?" Ich antwortete: „Glaubt, was Ihr wollt, ich stehe nur dem Rede, der ein Recht hat, mich zu fragen." Giorgiu schien zu empfinden, daß seine Chancen sich verschlechterten, er erklärte, er werde den „Richter" oder Schulzen von Kl. Kerz holen (!), warf sich wüthend aufs Pferd und sprengte davon — um nach fünf Minuten andern Sinnes zurückzukehren mit der Frage, ob ich einen Stellvertreter annehmen werde. Obwohl es nicht unwahrscheinlich war, daß nach erfolgter Zahlung der Stellvertreter mit Giorgiu verschwand, erklärte ich mich zur Beruhigung der Glasarbeiter einverstanden, denn auf diese wirkte der Vorfall als plötzliche Unterbrechung der ermüdenden Einförmigkeit ihres abgeschiedenen Lebens noch immer sehr erregend. Nach fünf Minuten hatte Giorgiu einen angetrunkenen Bauern aufgegabelt und ihm, wie ich später erfuhr, auseinandergesetzt, mit dem preußischen Ingenieur, der täglich 40 Gulden von seiner Regierung bekäme, sei ein glänzendes Geschäft zu machen. Daß der Bauer den fünffachen Betrag der üblichen Taxe forderte, ging selbst Giorgiu's enragirtesten Sachwaltern über den Spaß. Ich ließ dem betrunkenen Rumänen bedeuten, er solle mir mit seinen Liebkosungen und Ergebenheitsbezeugungen drei Schritte vom Leibe bleiben und folgte der Einladung des Wirthes, mit meinem jungen Begleiter zum Abendessen zu kommen. Wir hatten uns gerade zu Tische gesetzt und freuten uns an dem lang entbehrten Anblicke einer saubern Decke und der glitzernden Teller, als ich mich plötzlich bei der Schulter gefaßt fühlte und dicht vor mir das widerwärtige schnapsduftende Gesicht des angetrunkenen Bauern erblickte. Wie elektrisirt hieb ich mit der Faust auf den Tisch und schnellte mit einem „dracu" in die Höhe. Der Bauer, dem meine Gesten nicht vertrauenerweckend erscheinen mochten, stürzte zur Thür hinaus und lief davon. Von draußen herein schallte es unter Gelächter: „Der Herr versteht's mit die Rumäner! Das seind Schweinhunde!" Zwei Arbeiter erschienen im Zimmer und führten, während wir schweigend unsern Hunger stillten, diese Ansichten des Weitern aus, bis der Wirth sie bewog, uns wenigstens in Ruhe essen zu lassen. Giorgiu erbat und erhielt „einen Wein", die Gemüther hatten sich beruhigt und bald konnten auch wir uns der wohlverdienten Ruhe hingeben.

Am nächsten Morgen wanderten wir unter Führung unseres Wirthes bei herrlichem Wetter nach der Arpascher Glashütte. Anfänglich gingen wir am rechten Ufer des Kerzerbaches im Schatten eines prächtigen Buchenwaldes dahin, dann wanderten wir ostwärts durch einen vom Weidebetrieb arg mitgenommenen Niederwald, in welchem der Fußsteig unter dichtem Gebüsch und wucherndem Gras oft völlig verschwand. Zur Rechten erhoben sich von Buchenwald bedeckte Berglehnen, im Hintergrunde des Arpaschielu-Thales, dessen rauschenden Bach wir überschritten, tauchten zackige, kahle Bergformen auf und verschwanden dann hinter der breit vorspringenden, rasenbedeckten Bergnase der Albota (1941 m), unter welcher der gleichnamige Bach entspringt, der die nördliche Hälfte dieses Ausläufers in zwei parallele Rücken getheilt hat. Giorgiu verlor von dem schlecht gesattelten und bepackten Pferde zweimal die ganze Bagage, zerbrach dabei aber glücklicher Weise nur seine eigene Schnapsflasche. Da er immer wieder auf das für den schwierigen Pfad hinlänglich bepackte Thier kletterte, faßte ich ihn schließlich zu eindringlicherer Belehrung beim Bein und warf ihn ins Gras. Das half! Er sah mich zuerst wüthend an, war aber bald wieder ganz wohlgemuth und delektirte sich an unreifen Haselnüssen, die er in Menge von den kräftig

[1]) Das Büchlein erschien 1865 in Hermannstadt und gewährt manche Belehrung. Der wackere Verfasser, ein Förster, ist selbst im Winter einmal auf den mehrfach besuchten Hochgipfeln gewesen. Periodenbau und sprachlicher Ausdruck machen das Schriftchen oft unlesbar; vielfach vermißt man, was man bei dem offenen Auge und warmen Interesse des Verfassers bedauern muß, die nöthige naturwissenschaftliche Bildung. Ein Abschnitt handelt vom Einfluß des Mondes auf das Wetter, ein anderer, der sich meiner sachlichen Kritik entzieht, über Forsttaxationsmethoden. Wo ich dem Verfasser eine Notiz verdanke, werde ich selbstverständlich auf ihn verweisen.

gedeihenden Sträuchen riß. In der Arpascher Glashütte trennte ich mich ungern von meinem treuen Gefährten, dessen Stiefel den Dienst für weitere Bergtouren absolut versagten; während er, gefolgt von Giorgin und seinem Braunen, thalwärts wanderte, schickte ich mich in Gesellschaft eines deutschen Glasbrenners zu neuen Exkursionen an.

Die Aymara-Race.

Von **Ch. Nusser** in Basel.

I.

Von den verschiedenen indianischen Stämmen, welche die spanischen Eroberer bei ihrem Eintritt in Peru vorfanden, sind es vornehmlich zwei, die Quichua- und Aymara-Indianer, welche sich Dank ihrer großen numerischen Stärke einem gänzlichen Untergang entziehen konnten. Zwar giebt keiner der spärlichen, sich oft widersprechenden Berichte, welche bis auf unsere Zeiten gekommen sind, glaubwürdigen Aufschluß über die eigentliche Seelenzahl des Inca-Reiches, allein es darf angenommen werden, daß sie eine ungeheure gewesen sein muß.

Schon die meilenweit sich erstreckenden Spuren uralter Wasserleitungen und Ruinen einstiger Ansiedelungen sind sprechende Zeugen, daß unter der Inca-Dynastie das Hochplateau der Anden, von Quito bis Potosi und noch weiter südlich bis Tupiza, eine Bevölkerung von vielen Millionen zu ernähren hatte. Das konnte es auch bei der Genügsamkeit jener Race, bei der tiefdurchdachten gesellschaftlichen Ordnung, welche jedem Individuum seine Rolle zuwies, wo aber auch der Staat zu gleicher Zeit sorgfältig über die Bedürfnisse des Einzelnen wachte. Diese Achtung vor den staatlichen Einrichtungen, welche sich selbst jetzt noch, dem seit Jahrzehnten andauernden republikanischen Zersetzungsproceß zum Trotz, in der Bedeutung ausspricht, die im ärmlichsten Indianerdorfe der mit Silber beschlagenen vara (Stock) des eingeborenen Alcalden zu Theil wird, erfreute sich von Seiten der Spanier nicht der gebührenden Würdigung. Und doch, welch' andere Resultate hätte die spanische Regierung aus dem Erwerb jenes Erdtheils erzielt, wenn sie dem nur zu oft unverantwortlichen Treiben ihrer Beamten und Günstlinge mit energischer Hand Einhalt zu gebieten verstanden hätte! Es darf hier wohl betont werden: sie suchte die ersten Fehler durch nachträgliche, zum Schutz der Eingeborenen erlassene Gesetze wieder vergessen zu machen, vermochte aber mit ihren guten Absichten nicht mehr durchzudringen.

Die zügellosen Abenteurer, welche sich zuerst in die eroberten Provinzen theilten, brachten den Landesbewohnern neue Krankheiten, neue, ihrer bisherigen Lebensweise widerstrebende Lasten und Einrichtungen mit. Wie wilde Thiere, denen ein Menschenleben gleich Null ist, wüthete ein Theil derselben unter den hülflosen Eingeborenen. Was die letzteren im Laufe der Zeit aber mehr als alles andere aufrieb, war der Zwang zur Bergwerksarbeit, zu den Obrajes (Fabriken für Wollstoffweberei ꝛc.) und die damit verbundene unmenschliche Behandlung.

Die Folge war, daß diese Stämme, welche gegenwärtig noch ihre alten Wohnsitze auf der Hochebene der Anden einnehmen, auf ein paar Millionen Seelen zusammengeschmolzen sind.

Die Aymaras hatten sich zwischen die viel zahlreicheren, ihnen auch an Intelligenz weit überlegenen Quichuas hineingeschoben; zu welcher Zeit aber und aus welchen Ursachen dieses Eindringen stattfand, ist ein Umstand, der nie genügend aufgeklärt werden wird.

Das Sprachgebiet der Aymaras ist ziemlich scharf abgegrenzt. Es erstreckt sich auf eine Länge von circa hundert spanischen Leguas von Puno am Nordende des Titicaca-Sees bis nach der Minenstadt Oruro, nimmt die ganze Breite des Gebirgsrückens von der westlichen zur östlichen Cordillera ein und steigt sogar noch in einige der heißen, vom Ostabhang auslaufenden Thäler, die Yungas, nieder. Hier begegnet es aber bald wieder dem Quichua-Idiom, durch welches es von allen Seiten eingeschlossen ist; nur am Westabhang nicht, an welchem die wenigen, früher existirenden Ureinwohner durch die Mestizen verdrängt worden sind; denn eine große Bevölkerung konnten die zwischen der sandigen, steinigen Küste auftretenden fruchtbaren Einschnitte überhaupt nicht beherbergen.

Die Aymaras nehmen also noch genau den gleichen Platz ein, den sie zur Zeit der Ankunft der Spanier inne hatten. Am dichtesten sind sie am Ufer des Titicaca in der bolivianischen Provinz Omasuyos gruppirt. Glücklicher als ihre nordamerikanischen Brüder, bleibt ihnen deren traurige Schicksal erspart, denn sie sind Ackerbauer, hängen an der Scholle und würden unter vernünftigen, sittlichenden Regierungen wieder ganz gut gedeihen, ein noch nützlicheres Element der dortigen Gesellschaft sein, als sie es schon sind. In ihrer physischen Beschaffenheit bieten die Aymaras das Bild eines kräftigen Menschenschlages dar. Sie sind durchgehends von Mittelgröße, mehr zu gebückter als aufrechter Haltung geneigt. Es ist dies von der von Jugend auf angenommenen Gewohnheit, Lasten auf dem Rücken zu tragen, abzuleiten. Der atado, ein über die Schulter und unter dem entgegengesetzten Arm durchgehendes zusammengefaltetes Tuch, dessen Enden auf der Brust geknüpft werden, und in welchem sie Lebensmittel und andere Gegenstände mit sich führen, fehlt bei beiden Geschlechtern niemals. Die tagelang gebückte Stellung beim Feldbau, welcher noch mit den denkbar primitivsten Werkzeugen und Pflügen betrieben wird, die Sitte, die Kinder, welche nicht selten bis zum dritten Jahre gestillt werden, fortwährend auf dem Rücken zu tragen, muß diese Anlage zu einem gewölbten Rücken im Gefolge haben. Beine und Schenkel sind kurz, so daß die Körperhälfte nicht wie bei der weißen Race dem Schooßbein entspricht, sondern weiter oben zu suchen ist.

Je kälter und dem Winde ausgesetzter die Gegend ist, in welcher sich der Indianer aufhält, desto gebräunter ist seine Hautfarbe. Vom dunkeln Kupferton der Hochlandsbewohner geht sie beim Indianer der Yungas in Gelb über, nicht nur der anhaltenden Transpiration wegen, sondern auch in Folge der schädlichen Dünste, welche der Körper in der damit gesättigten heißen Atmosphäre aufzusaugen hat.

Es gehört eine lange Uebung dazu, die bartlosen, alle wie in einer Form gegossenen Gesichtszüge der Indianer

zu unterscheiden. Eine abnorm niedrige, schmale und zurücktretende Stirn endigt in dem so spitz auslaufenden Schädel, daß der Hut eines zehnjährigen europäischen Knaben bequem einem ausgewachsenen Indianer paßt. Die Stirn erscheint aber noch schmäler, als sie ist, dadurch, daß die Kopfhaare ganz nahe an die Augenbrauen herantreten, oft nur einen stark daumenbreiten freien Zwischenraum lassen. Kokette Mestizenmädchen, welchen dieses unangenehme Erbtheil zugefallen ist, helfen sich hier und da durch Rasiren — sie sind dann gewöhnlich häßlicher als zuvor!

Mit großen, prachtvoll tiefschwarzen Augen, gleich Sternen, starrt das indianische Kind die ungewohnte Erscheinung des Fremden an, stundenlang, ohne einen Laut von sich zu geben, als wäre ihm die Furcht vor dem Unterdrücker schon angeboren!

Beim Heranwachsen ändert sich die Physiognomie; sie wird breit und platt, die an die Azteken mahnende, wie ein Haken gebogene Nase nähert sich dem regelmäßig geformten Mund, der die prachtvollsten Zähne verbirgt — so lange ein grünlicher, zähe haftender Schleim nicht den leidenschaftlichen Cocakauer verräth.

Das Weiße der Augen nimmt eine gelbliche Färbung an, aber der geschlitzte, beinahe chinesische Schnitt der unter allen Umständen tiefschwarzen Augen giebt ihnen ein verschleiertes Aussehen. Große Sorgfalt verwendet der Indianer auf sein langes, straffes, schwarzes Haar, welches bei den Männern zu einem Zopf, bei den Weibern in zwei Zöpfe geflochten auf dem Rücken hängt. Erst sehr spät fängt es an sich zu bleichen, und Individuen mit ganz weißen Haaren, welche hin und wieder angetroffen werden, sind jedenfalls von ihrem hundertjährigen Geburtstag nicht sehr weit entfernt. Trotz der oder mehr noch wegen der aufs Allernothwendigste beschränkten Lebensweise erreichen sie ein hohes Alter; viele aber erliegen dem unmäßigen, immer mehr um sich greifenden Branntweingenuß; periodisch fordert auch eine Typhusepidemie unzählbare Opfer. In den Städten wird unentgeltlich geimpft. Die Indianer haben also Gelegenheit sich vor den Pocken zu schützen, profitiren indeß nur wenig von dieser wohlthätigen Einrichtung. Die Pocken sind daher in jenen Gegenden endemisch, richten aber lange nicht mehr die Verheerungen an wie früher, weil auch die Indianer sie besser zu kuriren gelernt haben.

Gar verschieden lauten die Urtheile, welche über diese Race abgegeben worden sind. Der eine heißt sie faul, kriechend und falsch, der andere fleißig, furchtsam und willig. So ziemlich die Mitte zwischen diesen Extremen wird zu einer richtigen Beurtheilung führen. Schon der Umstand, daß sie in ihrer socialen Stellung in zwei Kategorien zu theilen sind, deutet an, daß sie unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden müssen. Die Comunarios, d. h. solche Familien, welche auf Ländereien angesiedelt sind, welche vom Staat beansprucht werden, zahlen eine höhere Kopfsteuer als die Colonos (Hörige), welche die Landgüter der Privatpersonen zu bewirthschaften haben. Sie sind daher auch turbulenter, gewissermaßen spröder als letztere, welche, obwohl frei und nicht gerade Sklaven, doch von ihren Herren in einem möglichst strengen Abhängigkeitsverhältniß gehalten werden.

Jede Familie bewohnt eine kleine Hütte, deren vier Wände aus Lehmziegeln errichtet sind. Nur durch eine ganz niedere, enge Thür kann sich etwas Licht hineinstehlen. Das mit Cordilleragras (ichu) bedeckte Dach hat keinen Rauchfang, und wenn in der Hütte gekocht wird, gestaltet sich der Aufenthalt darin zu einem unerträglichen. Ueberdieß wird, wer einmal sich verleiten ließ, sein Nachtlager unter einem solchen Obdach aufzuschlagen, es nicht zum zweiten Mal versuchen. Lieber wird er vor der Thür unter freiem Himmel biwouakiren, so gut es geht, als von Legionen jener schnell hüpfenden Peiniger um die ganze Nachtruhe gebracht zu werden. Der in der Hütte herrschende Schmutz ist so unsagbar, wie derjenige des Wirthes selbst. Wie sie steht und geht, schläft die Familie, Jahr aus Jahr ein, in den gleichen Kleidern auf den gleichen Schaffellen. Vor dem Wasser haben die Indianer eine unüberwindliche Scheu. Sie waschen sich nie und sind folglich mit Läusen überdeckt. Ungenirt, am hellen Tage, lesen sie sich gegenseitig das in den Kleidern und auf dem Kopf sich aufhaltende Ungeziefer ab, um es sofort zu verspeisen. Eine ganz originelle aber sehr wohlthätige Einrichtung soll, um der krassen Unreinlichkeit einigermaßen zu steuern, unter den Incas bestanden haben. Für jeden Kopf war ein Läusetribut zu entrichten, bestehend aus einem fingerlangen Schilfrohr voll dieser Parasiten.

Zur Kleidung dienen ihnen die selbst gewebten und gefärbten Wollstoffe (jerga). Die Männer tragen eine kurze, indigoblaue Jacke, blaue oder schwarze Weste, bis an die Knie reichende anliegende Hosen aus weißer naturfarbener Schafwolle, Filzhut und einen meist dunkelfarbigen Poncho. Hier sei aber sofort bemerkt, daß besonders in Betreff der Ponchos, je nach den Cantonen und Provinzen, welchen die Indianer angehören, ein großer Unterschied in Farbe und Zeichnung herrscht. Wer viel mit diesem Volk zu thun hat, ist im Stande augenblicklich zu sagen, aus welcher Gegend der Träger dieses Kleidungsstückes stammt. Die kräftigen Waden sind unbekleidet, ebenso die Füße, welchen nur die aus Rindsleder geschnittenen Sandalen (ojotas) Schutz gegen die Unebenheiten des Bodens gewähren.

Bei den Weibern ist der Oberkörper von einer ihrer Büste anpassenden Jacke (jubon) umschlossen; zwei bis drei übereinander angelegte Röcke (polleras) schützen den Unterkörper; jung haben sie dralle, plumpe Formen, älter werden sie abschreckend häßlich.

Auch die Weiber haben Sandalen, den Kopf bedecken sie sich mit einem bizarren hohen Hut, der mit schwarzem Tuch oder Baumwollsammet überzogen ist und einige Aehnlichkeit mit der Ulanen-Czapka hat.

Dem Poncho der Männer entspricht das Pullo der Weiber, nur daß, statt wie beim Poncho den Kopf durch die in der Mitte befindliche Oeffnung zu stecken und die Decken von allen Seiten über die Schultern, Brust und Rücken herabhängen zu lassen, das Pullo über den Rücken und Schultern gelegt auf der Brust mit dem Topo (silberne oder messingene in Löffelform auslaufende Nadel) zusammengeheftet wird.

Was von silberner Scheidemünze in Realen, Medios und Cuartillos in ihre Hände fällt, bleibt der Circulation entzogen und schmückt ihre buntfarbigen Geldbeutel, auf welche ordentliche Münzsammlungen aufgenäht sind. Männer sowohl wie Weiber sind von Kindheit auf an handbreite Binden aus starkem Wollstoff (fajas) gewöhnt, welche, drei- oder viermal über der Hüfte geschlungen, dem Körper, ohne einen nachtheiligen Druck auszuüben, einen festern Halt geben.

Es ist sicher, daß dieser Gebrauch sie befähigt, erstaunlich große Distanzen mit Leichtigkeit zurückzulegen. Von ihrer Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen können ganz bemerkenswerthe Beispiele angeführt werden. Die Postillone, welche im Inlande die Reisenden von einer Station zur andern begleiten, halten mit einem Maulthier, das die langen sechs spanischen Leguas in drei Stunden zurücklegt, gleichen Schritt. Die Couriere, welche früher die Post vom Hochlande nach der Küste (85 Leguas) zu befördern hatten,

durchmaßen diesen Weg in sechs Tagen, um unverzüglich, im gleichen Zeitraum, die Rückpost abzuliefern. Dazu gehören indianische Lungen, welchen eine Steigung von circa 12000' nichts anhaben kann. Nur mit wenig Lebensmitteln ausgerüstet, treten sie ihre Reisen an, die gewöhnlich die mehr oder minder von ihren Sitzen entfernte Hauptstadt zum Ziele haben. Stets aber führen sie einen reichlichen Vorrath ihrer so geliebten Coca mit sich, von der sie nun einmal, selbst wenn ihnen Essen und Trinken in Hülle und Fülle zu Gebote steht, nicht mehr lassen können. Mit den Cocablättern kauen sie zugleich eine schwärzliche „Llipta" genannte Masse, welche nichts anderes, als eine aus den Stengeln der Quinoa gewonnene unreine Potasche ist. Der Hauptnutzen, den sie, so lange das Cocakauen in mäßiger Weise getrieben wird, aus diesem tonischen Reizmittel ziehen, ist, daß es den Verdauungsproceß anregt. Die Nahrung, die der Indianer in einem strengen Klima nur zu häufig kalt genießt, ist dazu noch recht schwer verdaulich. Sie besteht aus verschiedenen Arten von Kartoffeln, der hirseartigen quinoa, chuño (Kartoffel, die zwei bis drei aufeinanderfolgende Nächte dem Gefrieren ausgesetzt, in der Sonne dann ihres Wassergehaltes entledigt und getrocknet worden ist), Bohnen und dem an der Luft getrockneten Charque des schwammigen Llamafleisches. Nicht die Coca, wie vielfach behauptet wird, befähigt sie weite Strecken ohne Nahrung zurückzulegen, sondern ihre Genügsamkeit, welche sie durch eine kleine Dosis Coca von Zeit zu Zeit unterstützen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Auf S. 344, Sp. 1, Z. 23 v. u. des vorigen Bandes findet sich Dr. Stecker's Angabe, daß der Name des großen abessinischen Sees Tana (und nicht Tsana) laute. Dazu bemerkt uns einer unserer ersten Orientalisten, daß Tsāna nicht falsch, sondern die ältere Form ist. Heutzutage spricht man in Gondar ꝛc. das alte ts durchweg wie t, aber in Godscham soll man nach d'Abbadie's Dictionnaire noch ts sprechen, daher zu vermuthen ist, daß die Anwohner des Südufers noch Tsāna sagen. Ein Beispiel mehr davon, wie leicht sich ein Reisender in solchen Dingen irren kann, der die Landessprache nicht gründlich kennt.

— Wie „The Athenaeum" (Nro. 2825, S. 817) berichtet, ist Mr. Pearson, einer der englischen Missionäre, aus Uganda zurückgekehrt und hat eine Menge geographischer Daten mitgebracht, wie Breiten und Längen, eine Aufnahme der Umgebung von der Hauptstadt Rubaga und eines Theiles der Westküste des Victoria Njanza, meteorologische Bestimmungen u. s. w. „Er lobt die allgemeine Genauigkeit von Stanley's Werk sehr und fand fast alle seine Breiten richtig." Wem soll man da glauben? Dr. Emin-Bey z. B. schreibt (Petermann's Mitth. 1880, S. 472): „Da ich nun wieder Papier besitze, will ich mich an eine Arbeit über Uganda machen. Stanley, für den ich gewiß die größte Hochachtung habe, schrieb leider über Uganda so viel Falsches, daß es an der Zeit ist, die thatsächlichen Verhältnisse darzulegen." Was Stanley's Breiten anlangt, so darf man wirklich gespannt sein, zu erfahren, ob sie über die von Speke den Sieg davon tragen werden, was wir einstweilen bezweifeln; daß seine Längenbestimmungen besser gar nicht ausgeführt wären, zeigt die Thatsache, daß er den Stanley-Pool nach seinen Beobachtungen um circa 1¼ Grad zu weit östlich angesetzt hat (s. „Globus" XL, S. 381). Aber Mr. Pearson selbst hat sich bereits über Stanley ausgesprochen (Church Missionary Intelligencer VI, Oktober 1881, S. 617): „Sonnabend, 1. Januar 1881. Nach dem Frühstück und Gebet gingen Mr. Mackay und ich nach der französischen Mission (in Rubaga) und aßen dort. Die Missionare waren sehr liebenswürdig, und der ganze Besuch verlief in angenehmer Weise. Ich guckte in Stanley's Buch, eine französische Uebersetzung, „Le Continent Mysterieux". Die Bilder sind wunderbar; ich konnte keine Stelle wieder erkennen. Die Abbildung von Rubaga könnte für jeden andern Platz dienen. Das Bild von Mtesa's Amazonen machte mich stutzen. Ich bin fast zwei Jahre im Lande gewesen und habe nie von einem solchen Corps gehört. Die Franzosen indessen sagen, das Buch sei gut und einfach geschrieben." Auf welcher Seite die Wahrheit liegt, wird sich ja wohl bald ergeben. Nichts kann uns aber den Fortschritt in der Erforschung Afrikas mehr verdeutlichen, als diese Thatsache, daß Stanley's Buch 1878 erschien und schon drei Jahre später sich die Kritik mit Erfolg zu regen beginnt. Nebenbei sei bemerkt, daß seit der glücklichen Rückkehr der drei Uganda-Häuptlinge aus London die englischen Missionare sich seitens Mtesa einer guten Behandlung zu erfreuen haben.

— In Mozambique (Portug. Ostafrika) hat sich im Juni 1881 eine Geographische Gesellschaft gebildet, welche darauf hin arbeitet, daß die Küsten und Flüsse der Provinz aufgenommen werden, und außerdem eine Expedition nach dem Njassa-See plant. Allerdings ist das Land zwischen demselben und der Küste fast unbekannt und einer Erforschung sehr bedürftig.

— Briefe der Reisenden Pogge und Wißmann vom 30. Juli 1881 aus Kimbundo und vom 11. August aus Mieketta (8 Tagereisen nordnordöstlich von Kimbundo) melden, daß die Reisenden Mussumba, die Hauptstadt des Muata Jamvo, als nächstes Reiseziel aufgegeben haben, nicht sowohl, weil auch Dr. Buchner während eines langen Aufenthaltes bei diesem Fürsten die Ueberzeugung gewonnen hat, daß derselbe zu Reisen von seinem Lande aus nach Norden oder Osten keine Beihülfe gewähren würde, sondern weil Streitigkeiten zwischen dem Muata Jamvo und dem Stamme der Kioko einstweilen die Straße nach Mussumba unpassirbar gemacht hatten. Die Reisenden haben, gestützt auf anscheinend zuverlässige und sehr günstig lautende Erkundigungen, als nächstes Ziel das Gebiet des Häuptlings Mukenge im Tuschilange-Lande gewählt. Der Weg dorthin führt während etwa 36 Tagereisen auf dem linken Ufer des Tschikapa-Flusses bis zum Kassai und nach Ueberschreitung des letztern während etwa 14 Tagereisen bis in die Gegend der Mündung des Lulua in den Kassai. Ungefähr fünf Tagereisen östlich von dem dortigen Sitze des Häuptlings Mukenge soll dann der große See liegen, von dem Schütt durch Erkundigungen erfahren hat. Die Tuschilange erfreuen sich eines vortrefflichen Rufes der Friedlichkeit und Gastfreundlichkeit, und das einzige Hinderniß, das sich nach Dr. Pogge's Ansicht dem Reisenden entgegenstellen könnte, wäre eine Versperrung des Weges durch den Kalunda-Häuptling Kalangulo, der unter der Botmäßigkeit des Muata Jamvo steht. Da die Residenz desselben aber fern vom Wege liegt, so hoffte der Reisende dieser Gefahr durch vermehrte Schnelligkeit des Marsches entgehen zu können. Die Afrikanische Gesellschaft hat diese Nachrichten mit großer Genugthuung entgegen ge-

nommen; denn die Erreichung des Zieles, das sich die Reisenden jetzt gesteckt haben, ist von ungleich größerer Wichtigkeit, als eine dritte Reise zum Muata Jamvo. Der Sitz des Mukenge liegt bereits mehrere (?) hundert Kilometer nördlich vom Endpunkte der Schütt'schen Reise, und die Reisenden werden sich dort auf vollständig jungfräulichem Gebiete des Kongo-Beckens, nahe dem 5. Grade südlicher Breite, befinden, und vielleicht keinerlei Schwierigkeiten finden, den erwähnten See zu untersuchen und den Kongo zu erreichen.

Australien.

— Die internationale Industrieausstellung in Sydney, welche nach ihrem Schlusse nach Süd-Australien wanderte, wurde in Adelaide vom 21. Juli bis zum 24. September 1881 offen gehalten. Der Besuch belief sich in den 65 Tagen auf 276092 Personen, was, da die Kolonie am 1. August 1881 erst 289537 Seelen zählte, für einen außerordentlichen Erfolg spricht. Eingenommen wurden 10440 Pf. St. Die Ausstellung hat aber damit noch nicht ihr Ende erreicht. Sie wird nunmehr nach West-Australien wandern, und sollte dort im November 1881 in Perth eröffnet werden. Man möchte dies für ein Wagniß halten, denn diese größte Kolonie des Kontinents hat doch erst eine Bevölkerung von 31000 Seelen. Die Ausstellung wird dann ihre letzte Wanderung antreten und zwar nach Christchurch, einer wichtigen Stadt mit ungefähr 33000 Seelen in der Provinz Canterbury auf der südlichen Insel von Neu-Seeland, wo sie im März 1882 eröffnet werden soll.

Die Kolonie Süd-Australien geht schon jetzt mit dem Projekte um, im Jahre 1886, wo sie ihren fünfzigsten Geburtstag feiert, in Adelaide eine internationale Ausstellung im größten Umfange zu veranstalten.

— John Richard Skuthorpe (s. „Globus" XXXIX, S. 207 und 288) ist wieder aufgetaucht. Er richtete am 10. September 1881 von dem Städchen St. George in Queensland aus ein Schreiben an den Premierminister Sir Henry Parkes in Sydney, in welchem er seine frühere Behauptung wiederholt, daß er die beiden Tagebücher von Leichhardt und dessen Schwager Classen sowie deren Teleskop und Kompaß aufgefunden habe. Er ist bereit, diese Gegenstände an die Regierung von Neu-Süd-Wales auszuliefern, wenn diese ihm eine Belohnung von 6000 Pf. St. gewährt. Skuthorpe steht in Australien in dem Rufe, daß er es mit der Wahrheit immer sehr leicht nimmt, und darum schenkte man denn auch dieser seiner wiederholten Aussage anfänglich wenig Glauben. Es scheint aber denn doch, als wäre dieselbe dies Mal nicht ohne Grund. Wenigstens hat die Regierung von Neu-Süd-Wales die Sache nicht von der Hand gewiesen, sondern sich entschlossen, die verlangte Prämie von 6000 Pf. St. unter der Bedingung zu zahlen: 1. daß die Journale als wirklich echt befunden werden; 2. daß sie in gut erhaltenem Zustande überliefert werden; 3. daß Skuthorpe eine von der Regierung von Neu-Süd-Wales auszusendende Expedition an den Ort führe, wo die Gegenstände aufgefunden wurden und wo, nach seiner Aussage, noch andere Leichhardt-Reliquien sich vorfinden sollen. Die Regierung von Neu-Süd-Wales ist zu diesem ihrem Entschlusse durch den Premierminister von Queensland, Sir Arthur Palmer, veranlaßt worden, welcher in dieser Angelegenheit genauere Erkundigungen eingezogen hatte und sich gegen seine frühere Ansicht jetzt überzeugt hält, daß Skuthorpe wirklich obige Reliquien besitze. Sir Palmer erfuhr nämlich von Mr. Kirke in Brisbane, einem durchaus glaubwürdigen Manne, welcher mit Skuthorpe in näherer Beziehung steht und Einsicht in die aufgefundenen Journale erhielt, Folgendes: Leichhardt's Journal wurde in einer mit Gummi verwahrten Blechbüchse am Fuße eines markirten Baumes, wo Classen es vergraben hatte, aufgefunden. Auf jeder Seite desselben steht Leichhardt's Signatur. Classen's Journal giebt an, daß er, Classen, ausgeschickt wurde, um nach Wasser zu suchen. Als er nach zwei Tagen zurückkehrte, fand er Leichhardt todt. Auch die übrigen Mitglieder kamen aus Mangel an Wasser um, nur Classen gerieth in die Hände der Eingeborenen. Er begrub den Leichnam von Leichhardt und verwahrte die ihm angehörigen Sachen. Classen führte sein Journal in Kürze fort. Die Eingeborenen erlaubten ihm aber nicht, zu den Weißen zurückzukehren, und als er einmal eine Flucht versuchte, wurde er eingeholt und derbe gezüchtigt. Als Classen im Jahre 1877 fühlte, daß er nicht mehr lange leben werde, begab er sich an die Stelle, wo er Leichhardt's Journal vergraben hatte, öffnete die Blechbüchse und that auch sein Journal hinein. Die letzten Blätter von Classen's Aufzeichnungen fand Skuthorpe in einem ledernen Beutel, welcher mit dessen Leiche vergraben worden war. Aber das Papier war zerfallen und die Schrift unleserlich. Wenn dies wahr ist, so muß sich Classen zu jener Zeit oft nur fünfzig englische Meilen von Weißen entfernt befunden haben. Skuthorpe giebt an, daß das Papier von Leichhardt's Journal das Wasserzeichen 1830 trage, d. i. 17 Jahre vor dem Datum seiner letzten Reise. Nun ist nachgewiesen, daß Leichhardt sich auch auf seiner vorletzten Reise eines solchen Papieres bediente. Ferner sagt Skuthorpe aus, daß Leichhardt's Handschrift der seines Freundes Kirke, den wir oben erwähnten, außerordentlich gleicht. Auch dies hat sich aufs Vollkommenste bestätigt.

— Wie hoch der verschollene Dr. L. Leichhardt in Australien in Ehren gehalten wird, beweist folgende noble Handlung. In Cottbus lebt noch eine Schwester von Leichhardt mit ihrer Tochter in sehr traurigen Verhältnissen. Der Bruder resp. Onkel hatte diesen seinen Verwandten immer die treueste Liebe bewahrt und ihnen seine Hülfe zugesagt. Die Regierung von Neu-Süd-Wales, davon unterrichtet, hat nun die Zusage auf sich genommen. Sie sandte mit der letzten Post nicht nur eine Geldsumme an diese Familie ab, sondern wird auch dem Parlamente der Kolonie eine Vorlage unterbreiten, derselben einen festen Jahresgehalt auszusetzen eventuell eine einmalige größere Summe zu bewilligen.

Nordamerika.

— Die riesige Nickajack-Höhle, deren Verhältnisse mit den wohlbekannten Mammuth- und Wyandotte-Höhlen in Kentucky und Indiana rivalisiren, liegt nahe dem Punkte, wo die Südgrenze von Tennessee mit der Grenzlinie zwischen Georgia und Alabama zusammenstößt. Obwohl ihre Gallerien schon viele Meilen weit untersucht sind, so hat man bis jetzt doch noch kein Ende erreicht. Neuerdings wurde sie zum Theil von den Herren Cope und Packard erforscht; dieselben fanden am Eingange in Gestalt von Kohlen und Muschelresten zahlreiche Spuren früherer menschlicher Bewohnung und in der Höhle selbst wie in ihren Gewässern sehr interessante Thiere, wie am Eingange einen anscheinend neuen Salamander und weiterhin einen schneeweißen blinden Bachkrebs, dann verschiedene andere Krustaceen, alle blind, und zwei Grillen. Von den fünf Species, welche lebend in den Gewässern der Höhle gefunden wurden, waren alle bis auf eine von denen der Höhlen in Kentucky und Indiana verschieden und stammen wahrscheinlich von anderen oberirdischen Species, als diese. Cope und Packard haben ihre Resultate im „American Naturalist" veröffentlicht.

— Die Nachfrage nach Alligatorhäuten ist in stetem Wachsen. Fast alles Krokodilleder wird nach Europa versandt, woselbst es zu den verschiedensten Galanteriewaaren, Stiefeln 2c. verarbeitet wird. Bis vor wenigen Jahren war New Orleans noch der Hauptstapelplatz für diesen Artikel, doch ist in Louisiana die dadurch hervorgerufene Ausrottung der Alligatoren so empfindlich fühlbar, daß man dort bereits allen Ernstes von einer zukünftigen „Krokodilzucht" (Alligator farming) spricht.

— Die Kohlen aus den Minen bei Newcastle, 3 Miles östlich vom südlichen Theil des Lake Washington, wurden in früheren Jahren (wie ich in meiner Skizze „Ein

Ausflug nach dem Puget-Sund" seiner Zeit in diesen Blättern mitgetheilt habe) auf eine sehr umständliche Weise über den Washington- und Union-See und zwei Verbindungsbahnen nach ihrem Verschiffungsort am Puget-Sund befördert. Diese Art von Transport hat längst aufgehört und es werden die Kohlen bereits seit einigen Jahren auf einer 20 Miles langen Eisenbahn direkt von den Minen nach Seattle versandt.

Jene Minen sind zu Anfang dieses Jahres in den Besitz des durch große Eisenbahnbauten und kolossale Unternehmungen bekannt gewordenen Villard (eines Deutschen, dessen von ihm amerikanisirter Name eigentlich Hilgard ist) übergegangen. Villard hat neues Leben in den Betrieb jener Minen gebracht und beabsichtigt, den ganzen Kohlenbedarf von San Francisco aus dem Produkt derselben zu decken. Auf den Werften bei Chester, in Pennsylvanien, wurden auf seine Bestellung drei große Kohlentransportdampfer gebaut, welche die Namen „Willamette", „Umatilla" und „Walla Walla" führen und jeder 3500 Tonnen (à 2200 Pfund) Kohlen laden können.

Ich nahm den „Willamette", der bereits in Seattle angelangt ist und dort gerade Kohlen einlud, persönlich in Augenschein. Der ganze Raum des gewaltigen Schiffes ist für den Kohlentransport eingerichtet. Von dem sich weit und hoch in den Hafen hinauserstreckenden Pfeilerquai werden die Kohlen direkt aus den von den Minen anlangenden Kohlenwagen in den Dampfer hinunterbefördert. Das Ausladen in San Francisco geschieht durch Dampf vermittels eines mächtigen eisernen Hebeapparats. Auf der Rückfahrt nehmen diese Dampfer Wasser als Ballast in großen „tanks" ein, welche zusammen 900 Tonnen Wasser fassen können. Diese „tanks" werden in Seattle in anderthalb Stunden ausgepumpt und wieder mit Kohlen angefüllt. Alle jene Dampfschiffe benutzen elektrisches Licht. Ein vierter Dampfer, der „Mississippi", ein älteres Schiff, welches 1800 Tonnen Kohlen zu laden vermag, wurde von Villard gekauft und ist für den Kohlentransport von Seattle nach Portland bestimmt.

Der Kohlentransport von den Minen nach Seattle, welcher sich auf der alten Route über die Seen Washington und Union auf anderthalb Dollars per Tonne stellte, beträgt auf der neuen Eisenbahnlinie nur sechszig Cents; und, die Kosten des Minenbetriebs mitgerechnet, bis ins Schiff nur einen Dollar per Tonne. Die Transportkosten von Seattle nach San Francisco belaufen sich auf drei Dollars die Tonne, so daß die Kohlen, in San Francisco niedergelegt, auf vier Dollars die Tonne zu stehen kommen. Gegenwärtig beträgt der Marktpreis in San Francisco sieben Dollars die Tonne. Die Dampfer und Segelschiffe befördern jetzt zusammen täglich 600 bis 800 Tonnen Kohlen von Seattle nach San Francisco. Sobald die großen neuen Dampfer aber alle an Ort und Stelle sind, werden sie den Kohlentransport ausschließlich übernehmen, der alsdann auf 1000 Tonnen täglich festgestellt werden soll. Die Fahrt von Seattle nach San Francisco legen jene Dampfer in 72 Stunden zurück.

Villard's Hauptkonkurrenten im Kohlenhandel sind gegenwärtig die Verschiffer von Kohlen aus Australien (Sydney) und aus Nanino, in Britisch Columbia am Golf of Georgia. Die Schiffe, welche jene Kohlen nach San Francisco bringen, haben aber nur das Recht, für eigenen Bedarf dieselben frei zu befördern, und müssen einen Dollar Importzoll für jede dort niedergelegte Tonne Kohlen entrichten [1].

Die Kohlenfelder bei Seattle sind von einer Mächtigkeit von 27 Fuß und liegen in drei Schichten schräg unter einander. Die Ausdehnung derselben beträgt zwei Miles von Süden nach Norden und, soweit sie verfolgt wurden, zwölf Miles von Westen nach Osten. Man glaubt, daß sie sich 10 Miles weit nach Osten bis an den Fuß der Kaskade Range erstrecken. Bis jetzt wurden die Kohlen nur von der Oberfläche genommen; doch hat man bereits damit begonnen, Gänge in die Flötze hinunterzubauen.

Für Seattle ist der Aufschwung des Kohlenhandels von größter Wichtigkeit. Die allgemeine Geschäftslage ist dort gegenwärtig besser, als seit Jahren; und da auch der Holzhandel prosperirt und die Aussicht auf die Vollendung der großen vom Obern See nach Portland und dem Puget-Sund im Bau begriffenen Northern-Pacific-Eisenbahn allmälig näher rückt, so träumen Seattle und sein Terminus-Konkurrent Tacoma jetzt beide, ebenso wie San Diego, nur noch von der „glänzenden Zukunft". Theodor Kirchhoff.

[1] Es wird also Villard nicht schwer fallen, jene Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen und, bei gleicher Güte seines Produkts, den Kohlenhandel in San Francisco an sich zu reißen.

Südamerika.

— Im Decemberheft (1881) der „Proceedings" der Royal Geographical Society theilt F. A. Simons seine neuen Beobachtungen über die Sierra Nevada de Santa Marta im nordöstlichen Columbien mit, eine Gegend, welche für uns Deutsche ein besonderes Interesse dadurch gewinnt, daß das Augsburger Handlungshaus der Welser dorthin einen Kriegszug unternehmen ließ. 200 Deutsche und Spanier und ein großes indianisches Heer unter Alfinger's Führung gingen im Thale des Rio Cesar, der im Südwesten der Sierra Nevada fließt, hinab bis zu dessen Einmündung in den Magdalena, wo sie ein an Gold so enorm reiches Volk fanden, daß Alfinger einen Theil seiner Indianer mit den Schätzen belud und sie nach Coro (in der heutigen venezolanischen Provinz Falcon), wo er gelandet war, zurückschickte. Er wartete dort, wo er war, auf Verstärkung; als dieselbe aber nach Jahresfrist nicht kam, und seine Leute um ihn starben, trat er den Rückmarsch an und zwar, wie es scheint, gerade über die Sierra Nevada hinweg, wo viele Indianer und selbst Spanier der Kälte erlagen. Zuletzt stieg er in ein heißes tropisches Thal hinab, wo er selbst starb. Den höchsten Berg dieser Sierra hat nun Simons wenigstens bis zu einem Punkte circa 500 Fuß unter dem anscheinend unersteigbaren Gipfel bestiegen, anfangs in Begleitung von Indianern, die aber schließlich weiter zu gehen sich fürchteten und den Engländer die letzten vier Stunden allein klettern ließen. Den höchsten Punkt giebt Simons zu 17 500 Fuß = 5330 m an. Er vermuthet ferner, daß die Sierra in früheren Zeiten auf einer Insel lag, indem der Magdalenenstrom einen östlichen Arm dort hindurch sandte, wo jetzt nur durch eine unmerkliche Erhebung getrennt der Rio Rancheria nach Norden ins Meer, der Rio Cesar nach Süden dem Magdalenenstrome zufließt. Diese Ansicht gewinnt dadurch an Bedeutung, daß nach P. L. Sclater, welcher Simons' Vogelsammlung untersucht hat, auf der Sierra Nevada eine Anzahl eigener Species, namentlich von Kolibris, vorkommt, woraus folgt, daß die Sierra sehr alter Bildung sein muß. Und dies unterstützt die Simons'sche Hypothese, daß der Magdalena früher östlich von der Sierra geflossen ist und diese selbst, wenn nicht eine Insel, so doch schärfer von der Haupt-Cordillere geschieden war, als jetzt. Die gesammelten Pflanzen sind leider noch nicht auf diese Frage hin geprüft; übrigens macht die feuchte Luft die Anlage von Herbarien dort sehr schwierig. Die Anwohner des Gebirges, welche sich mit Anbau von Kaffee und Zucker, mit Rumdestillation und Viehzucht beschäftigen, fand Simons gastfreundlich und das Reisen ganz sicher; Feuerwaffen braucht nur derjenige bei sich zu führen, welcher sich mit Politik abgiebt.

— Die Proceedings der Royal Geographical Society (Decemberheft S. 738) berichten über einen Brief, welchen der unermüdliche, aber leider nicht ganz zuverlässige französische Reisende Ch. Wiener an Mr. Edward Whymper über seine neuesten Flußfahrten im nördlichen Peru und in Ecuador gerichtet hat. Datirt ist derselbe vom Mai 1881 aus Yurimaguas am Rio Huallaga. Nachdem er Südamerika von Westen nach Osten auf dem Rio Napo und dem Amazonenstrome durchkreuzt hatte, um mit einem Reisegefährten

zusammenzutreffen, welcher sich indessen nicht einstellte, fuhr er auf einem kleinen, ihm von der brasilianischen Regierung zur Verfügung gestellten Dampfer den Amazonenstrom bis zur bekannten Enge Pongo de Manseriche ($77\frac{1}{2}^{0}$ westl. L. Gr.) hinauf, ferner dessen linke Zuflüsse Marona, Pastaza und Tigre, letztern 515 Miles weit. Seine Hauptaufmerksamkeit hat er indessen dem obern Marañon oberhalb der Einmündung des Huallaga zugewendet, einer der unbekanntesten (?) Gegenden des innern Südamerika (Werthemann's Arbeiten im Departamento Fluvial von Peru und anderes scheinen Mr. Wiener unbekannt geblieben zu sein). Er fand dort einen neuen Zufluß, den Samiriù, welchem er 250 Miles weit bis zu seinem Quellsee folgte und ebenso wie zahlreiche Nebenflüsse schiffbar fand. Die Wälder an seinen Ufern hatten Ueberfluß an Guttaperchabäumen und Sassaparilla. Wiener fügt hinzu, daß er das erforschte Gebiet im Maßstabe 1 : 10 000 mappirt und 400 astronomische Beobachtungen angestellt habe.

— Eine ungemein sauber gearbeitete, mühsame und gediegene Abhandlung zur Geschichte der Geographie im 16. Jahrhundert hat Prof. Franz Wieser in Innsbruck geliefert in seiner Schrift „Magalhães-Straße und Austral-Kontinent auf den Globen des Johannes Schöner" (Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung, 1881. Preis 5 Mark). Wir skizziren im Folgenden den Hauptinhalt der Arbeit. Schöner, 1477 zu Carlstadt in Franken geboren, 1547 als Professor der Mathematik in Nürnberg gestorben, schrieb zahlreiche Werke über Mathematik, Astronomie (häufig auch Astrologie) und Geographie und galt als einer der bedeutendsten Mathematiker und Kosmographen seiner Zeit. Seinen Hauptruhm jedoch verdankt er seinem großen Erdglobus vom Jahre 1520, der sich auf der Stadtbibliothek in Nürnberg befindet und bis ganz vor Kurzem neben der gleichalterigen Karte „Typus orbis universalis" von Petrus Apianus als die erste Karte galt, auf welcher die Neue Welt den Namen „America" führt. Wieser weist dagegen nach, daß derselbe schon auf zwei Globen aus dem Jahre 1515 vorkommt, welche in Frankfurt a. M. und Weimar aufbewahrt werden und beide nur Abdrücke einer und derselben Arbeit sind, die nach Wieser's Beweisführung ebenfalls von Schöner herrührt. [Inzwischen hat jedoch „A Collector" im Athenäum (Nro. 2803 vom 16. Juli 1881, S. 80) über die glückliche Erwerbung eines Exemplars der „Cosmographia" des Hylacomylus (zu deutsch Waldseemüller aus Freiburg i. B., welcher zuerst 1507 den Namen „America" vorschlug) berichtet, welches eine schon 1514 von L. Boulengier in Kupfer gestochene Erdkarte mit der Legende „America noviter reperta" enthält.] Auf jenem großen Globus von 1520 erscheint nun dort, wo die Magalhães-Straße liegt, bereits eine große Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Stillen Ocean, während doch Magalhães erst am 21. Oktober 1520 an die nach ihm benannte Meerenge gelangte. Ein direkter Zusammenhang zwischen dieser Entdeckung und der Schöner'schen Zeichnung ist also undenkbar. Es hat letztere aber zu vielen Erklärungsversuchen Anlaß gegeben, und manche Autoren (H. Harrisse, Rev. Mytton Maury) glauben sogar an eine Entdeckung der Durchfahrt vor Magalhães, Maury an eine solche durch Martin Behaim. Die Quelle aber, aus welcher Schöner seine Straße geschöpft, ist eine Zeitungsnachricht, die „Copia der Newen Zeytung auß Presillg Landt", zufällig das älteste erhaltene Flugblatt, welches ausdrücklich die nun so geläufig gewordene Bezeichnung „Zeitung" führt. (Auf diese Entlehnung hatte übrigens bereits vor 15 Jahren Prof. S. Ruge aufmerksam gemacht.) Wieser macht es nun wahrscheinlich, daß diese „Copia" von einer in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts stattgefundenen portugiesischen Expedition, vielleicht unter Anführung des Christovão Jaquez, handelt, ferner daß ihr Original von einem italienischen Faktor in Lissabon verfaßt und an sein Handlungshaus in Italien geschickt und vielleicht durch Vermittelung des Augsburger Handlungshauses der Welser nach Deutschland gekommen ist, wo sie ins Deutsche übersetzt und etwa Ende 1508 oder 1509 in Augsburg gedruckt wurde. Diese „Zeytung" berichtet, daß jene portugiesische Expedition unter dem 40. Breitengrade ein Kap, mit welchem Brasilien ende, gefunden und umsegelt habe; auf der andern Seite habe man auch Land gesehen, und die ganze Gegend habe an die Straße von Gibraltar erinnert. Sechzig Meilen weit sei man in diesen „calfo" (d. i. griechisch κόλπος, Golf) hineingefahren und dann, durch ein Unwetter gezwungen, umgekehrt. In dem „calfo" aber die Magalhães-Straße zu sehen, hindert schon die Breitenangabe; denn dieselbe liegt südlich vom 52. Grade. Wieser hält es für wahrscheinlich, daß darunter die Bahia de San Matias (circa 41° südl. Br.) zu verstehen sei. Dabei macht er (allerdings nicht als erster, sondern erst später als P. A. Tiele, der ihm unbekannt geblieben) darauf aufmerksam, daß der Name Brasilien (terra de Brazil) für das jetzt damit bezeichnete Land oder für die am 1. Mai 1500 durch Cabral so getaufte Ilha da Santa Cruz schon 1504 vorkommt. „Diesen Wechsel — schreibt der portugiesische Historiker João de Barros empört — habe der Teufel gerathen; als ob der Name eines Holzes, welches Tuch färbt (gemeint ist das Farbholz von Caesalpinia brasiliensis, das Brazil-Holz), etwa wichtiger wäre, als der jenes Holzes, das durch das Blut unseres Erlösers geröthet worden!"

Die zweite Hauptfrage, welche Prof. Wieser behandelt, betrifft das Austral-Land, jenen Kontinent, welcher sich auf den beiden Schöner'schen Globen rings um den Südpol lagert, und dessen Existenz schon von manchen alten Philosophen, namentlich den meisten Alexandrinern, behauptet wurde. Schöner wurde wohl durch die „Quatuor navigationes" des A. Vespucci veranlaßt, diesen Kontinent, den er aus Mißverständniß als Brasilia inferior bezeichnet, auf seine Erdkugel zu setzen. Die älteste Karte aber, auf welcher dieses antarktische Festland als „Terra Australis" bezeichnet wird, ist nach Wieser erst die Nova et integra universi orbis descriptio des bedeutenden französischen Gelehrten Orontius Finaeus (Oronce Fine aus Briançon) vom Jahre 1531, welcher im Uebrigen eine Arbeit Schöner's offenbar benutzt hat, und zwar wahrscheinlich den Globus von 1523 (s. unten). Gerhard Mercator hat dann sieben Jahre später (1538) die Weltkarte des Finäus neu bearbeitet; der einzige davon erhaltene Abdruck ist kürzlich in einer Privatbibliothek zu New-York aufgefunden worden und ist die älteste uns erhaltene Karte des berühmten Geographen. Wieder drei Jahre später (1541) veröffentlichte Mercator einen dem kaiserlichen Kanzler de Granvella gewidmeten Erdglobus (Exemplare davon in Brüssel, Wien und Weimar erhalten), auf welchem das Austral-Land, welches in den südost-asiatischen Gewässern bis über den Wendekreis emporreicht, zum ersten Male ausdrücklich als fünfter Erdtheil bezeichnet wird. In dieser Gestalt pflanzte sich das circumpolare Austral-Land noch lange Zeit hindurch besonders auf deutschen, niederländischen und italienischen Karten fort und verschwand auch dann noch nicht, als die Inselnatur Neu-Guineas, des Feuerlandes, ja Neu-Hollands längst festgestellt war.

Das Schlußkapitel behandelt die späteren Globen Schöner's, den anscheinend ganz verloren gegangenen dritten von 1523, welcher bereits die Entdeckungen des F. Cortez und die Ergebnisse der Magalhães'schen Expedition enthielt, und den vierten von 1533, von dem Prof. Wieser auf der Militärbibliothek in Weimar ein Exemplar nachweist. Mögen seinem mühevollen Forschereifer noch mehr dergleichen Funde zu Theil werden und ihm Anlaß zu weiteren solchen fruchtbringenden Studien geben.

— Nach einem Berichte des kaiserlichen Minister-Residenten zu Santiago ist im „Diario Oficial de la Republica de Chile" von dem Freg.-Kapt. Luis Pomar, maritimem

Gouverneur von Callao, veröffentlicht worden, daß Kapitän **Meyer** von dem Schoner „Phönix“ auf der Reise von Champerico nach Callao am 9. August dieses Jahres eine auf den Karten nicht angegebene kleine Insel, anscheinend von neuer Bildung, gesehen hat. Dieselbe schien von Brandung umgeben zu sein und hatte in der Richtung Nord-Süd wenig mehr als 1 Seemeile Ausdehnung, dabei eine Höhe von 15 m in ihrem mittlern Theil; auf ihrer höchsten Stelle war ein weißer Flecken zu erkennen. Diese Insel liegt 188 Seemeilen in S. 52° 20′ W. von der Spitze Aguja, ungefähr in 7° 48′ südl. Br., 83° 48′ westl. L. Kapitän Meyer fügt hinzu, daß ihm die Annäherung an einigen Stellen der Insel leicht erschien, und daß nur Mangel an Zeit und die Dunkelheit der Nacht ihn verhinderten auf weitere Einzelheiten zu achten.
(Nachrichten für Seefahrer.)

Polargebiet.

— Der V.-St.-Dampfer „**Alliance**“ ist von seiner Suche nach der „Jeannette“ im Atlantischen Oceane (s. „Globus“ XL, S. 208) am 1. November unverrichteter Sache, wie vorauszusehen war, in Halifax (Nova Scotia) eingelaufen. Am 16. September war er von Hammerfest nach Spitzbergen abgegangen, hatte unter Segel bis zum 25. gekreuzt und war dabei bis 79° 36′ nördl. Br. vorgedrungen. Dann kehrte er längs des Eisrandes, welcher nach übereinstimmenden Angaben in diesem Jahre viel weiter gegen Süden und Osten vorgerückt und viel massiger ist, als sonst, nach Reykiavik zurück. Die norwegischen Walroßjäger, welche sonst bis zur Hinlopen-Straße und selbst bis zur Nordküste von Spitzbergen vordringen, konnten dies Jahr nicht einmal so weit nach Norden und Osten gelangen, wie die „Alliance“. Der Grund davon, daß die Eiskante jetzt so weit südlich liegt, ist, daß der letzte Winter streng war und im Juli und August die gewöhnlichen Südwinde ausblieben. Allen Fangschiffen, welche die „Alliance“ traf, wurde eine Beschreibung der vermißten „Jeannette“ übergeben, irgend welche Auskunft aber konnte man natürlich nicht erhalten. Die Offiziere legten botanische und zoologische Sammlungen an und notirten alle zwei Stunden die Temperatur und specifische Schwere des Seewassers.

— Mit der vor Kurzem erschienenen 11. Lieferung von **Nordenskiöld's „Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“** (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) ist der erste Band dieses Werks beendet; er enthält 31 Bogen, das Porträt Nordenskiöld's in Stahlstich, 206 Holzschnitt-Illustrationen und 7 Karten. Es ist ein im besten Sinne populäres Werk, das auf jeder Seite Zeugniß ablegt von dem hohen wissenschaftlichen Streben des Autors, von seiner unvergleichlichen Erfahrung in arktischen Dingen und seiner umfassenden Gelehrsamkeit. Eingeflochten in die Schilderung der eigenen Erlebnisse und Thaten ist eine ziemlich ausführliche Geschichte der auf Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt gerichteten Seereisen der Engländer, Holländer, Russen und Norweger, welche durch Reproduktion alter Karten und Holzschnitte in interessantester Weise illustrirt wird. Wenn die Rede auf zoologische, botanische, geologische und sonstige physikalische Dinge kommt, so benutzt dies Nordenskiöld regelmäßig, um aus dem reichen Schatze seiner in den arktischen Gewässern gesammelten Erfahrungen vielerlei dahin Bezügliches mitzutheilen und die betreffende Erscheinung im Zusammenhange zu erörtern. Reichen Zuwachs wird auch die Ethnologie durch die Abschnitte über die Tschuktschen und Eskimos enthalten. Kurz, ein vorzügliches Reisewerk, auf welches näher einzugehen wir wahrscheinlich noch Veranlassung haben werden. Band 1 schließt mit der Schilderung der gezwungenen Ueberwinterung bei Pitlekaj und des Weihnachtsfestes 1878; von Band 2 sind bereits 4 Hefte erschienen, welche die Tschuktschen, das Nordlicht, Thier- und Pflanzenleben, Meteorologie und die Entwickelung unserer Kenntniß von der Nordküste Asiens behandeln.

— Am 20. December 1881 ist eine Deputation des Vorstandes der Royal Geographical Society bei dem ersten Lord der Admiralität dahin vorstellig geworden, daß die Regierung im kommenden Frühjahr ein Schiff zur Aufsuchung der „**Eira**“ aussenden möge. Auf derselben ist bekanntlich Mr. **Leigh Smith** im Juni nach Franz-Josephs-Land gesegelt (s. „Globus“ XL, S. 192), ohne, wie er beabsichtigte, im letzten Herbste zurückzukehren. Da die Lebensmittel an Bord der „Eira“ nur bis zum August 1882 reichen, auch ihre Boote zu schwer sind, um weitere Strecken über das Eis geschleppt werden zu können, so würde nach Ansicht der Deputation ihre Besatzung in großer Gefahr schweben, wenn das Schiff bis zu jenem Zeitpunkte im Eise festgehalten würde, und Mr. Leigh Smith's Verdienste als Nordpolfahrer rechtfertigten das Eingreifen der Regierung vollständig. Lord Northbrook verhieß, daß dieselbe die Angelegenheit in reifliche Ueberlegung ziehen werde. Seitdem sind aus Tromsö Nachrichten eingegangen, welche die Hoffnung erwecken, daß Mr. Leigh Smith's Fahrt von Erfolg gewesen ist. Kapitän **Isaaksen**, von der norwegischen Walfänger-Jacht „Proven“, sah die „Eira“ am 30. Juni bei Matotschkin Schar (der die beiden Hälften von Nowaja Zemlja trennenden Straße) am Rande des Eises, einige Seemeilen von der Küste. Am 2. Juli sah er die „Eira“ wieder, und zwar nach Süden dampfend, und schließt daraus, daß Mr. Smith nicht im Stande war, sich seinen Weg längs der Küste von Nowaja Zemlja zu bahnen. Man vermuthet, daß er aber auch im Süden die Karische Straße (zwischen Nowaja Zemlja und der Insel Waigatsch) nicht passiren konnte, da man ihn später von Gänseland (Theil der Westküste Nowaja Zemljas zwischen dem 71. und 72. Breitengrade) nordwärts steuern sah. Nach Kapitän Isaaksen befand sich das Eis während des Juni und Juli ungefähr in seiner gewöhnlichen Lage; am 8. August aber war es gänzlich verschwunden und am 16. befand sich kein Eis mehr 20 Seemeilen weit nordwärts von Nowaja Zemlja, wohl aber kam eine schwere See von Norden her. Daraus folgt, daß weithin, vielleicht bis Franz-Josephs-Land, offenes Meer war, und Kapitän Isaaksen glaubt bestimmt, daß Mr. Smith letzteres erreicht hat, und will sich nicht darüber wundern, wenn derselbe diesmal dem Pole sehr viel näher gekommen ist.

— Frühzeitig im letzten Sommer sandte die Kopenhagener Kommission für die geologische und geographische Erforschung **Grönlands** eine Expedition unter Lieut. **Holm** dorthin, welche gegen Ende des Jahres zurückgekehrt ist. Dieselbe hat den südlichsten Theil des Landes besucht, die dort liegenden großen Inseln umfahren und die genaue Lage von Kap Farewell, der Südspitze Grönlands, bestimmt. Das Land selbst wurde bis zu einer Linie erforscht, welche den Tasermint-Fjord an der Westküste mit dem Lindenows-Fjord an der Ostküste verbindet; es enthält namentlich an der Westseite prächtige Alpenscenerien mit enormen Gletschern, während der niedrige Osten mit Eis und Schnee bedeckt ist. Diese gefrorene Schicht bildet, wie der Erdboden darunter, Hügel und Thäler; hier und da ragen aber auch Bergspitzen aus der unermeßlichen Winterlandschaft auf. (Nature.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. №. 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

VII.

Nachdem sich der Reisende an dem Panorama, welches ihm der Thurm in Ba-Mendil bot, satt gesehen, durchstreifte er, um die drohende Langeweile zu verscheuchen, die Plateaus und Schluchten der Umgegend und untersuchte namentlich eine Anzahl prähistorischer Fundstätten mit Pfeilspitzen aus Feuerstein, Höhlenwohnungen und Ruinen einstiger Berber-Ortschaften. Zuletzt aber faßte er den Entschluß, dem Sumpffieber Trotz zu bieten und seine Wohnung nach Uargla selbst zu verlegen, um der Langeweile in seinem Gefängnisse, dem Bordsch von Ba-Mendil, zu entgehen. Er miethete also ein neues, kaum fertig gewordenes Haus unweit der Kasba, welches mit seiner einen Seite an die Moschee Sidi Bu Aku stieß. Dasselbe bestand aus einer Umfassungsmauer, an welche fünf Zimmer oder besser fünf sehr niedrige, enge und sehr dunkele Nischen angebaut waren, welche sich auf den in der Mitte liegenden Hof öffneten. Im Hintergrunde des Hofes führte eine schlechte, an die Mauer sich lehnende Treppe auf die Terrasse. Dort empfing Largeau bald zahlreiche Besuche von Kranken beiderlei Geschlechts, welche ihn tagtäglich um Arzneien, namentlich aber um Talismane gegen die sonderbarsten Krankheiten anbettelten.

Die Hitze nahm inzwischen täglich zu; eine bleierne Gluth lastete über der Oase und wahrhaft schrecklich war die Ausstrahlung auf der Hamada (Felsenplateau). Am 23. Juni waren es um 2 Uhr Nachmittags 48,5° C. im Schatten, so daß Largeau kaum zu athmen vermochte. Wie erfreut war er, als einige Stunden später ein Gewitter losbrach und es in Strömen regnete! Rasch entkleidete er sich und nahm auf der Terrasse seiner Hütte ein erquickendes Regenbad. Am 1. Juli waren es bei Südost und schwerer, mit Elektricität gefüllter Luft sogar 50°. In der folgenden Nacht grollte zwar der Donner; aber in Uargla regnete es nicht. Um so ausgiebiger fiel er weiter im Süden, in Tidikelt und im Uëd Mijâ. Marabuts, welche einen Trupp Sklaven von Ain-Salah zum Verkaufe brachten, theilten Largeau mit, daß sie drei Tage lang durch die Fluthen aufgehalten worden seien. Am 6. Juli stieg bei Südwind das Thermometer auf 52°; das war der Anfang jener vierzigtägigen Periode, welche den Namen **sûma** (die tödtliche) führt. Während derselben tritt jede Krankheit besonders schwer auf: der geringste Schnitt erfordert augenblickliches Einschreiten, namentlich bei den durch die feuchte Hitze geschwächten Weißen; der Biß der Viper tödtet binnen wenigen Augenblicken, der Stich eines Skorpions in einigen Stunden.

Wie viel Kranke erbaten während dieser vierzig Tage Largeau's Hilfe! Darunter auch Neger und Negerinnen, deren häßlichste entschieden seine Nachbaren von gegenüber waren. In ganz Uargla hatten sie an Mißgestalt keine Nebenbuhler, den verrückten Derwisch Ben-Nunu höchstens ausgenommen. Zu der Hitze gesellten sich dann noch bei Tage die Fliegen, Abends Skorpione und Muskitos zur Nachtzeit. Largeau beobachtete in dieser Zeit stets die Vorsicht, beim geringsten Unwohlsein zum Brechen einzunehmen und zu purgiren; als Getränk benutzte er Molken oder frischen Palmwein. Auch abgekochtes Brunnenwasser ist ein gesunder Trank. Aber nur wenige Schritte von der Oase entfernt, auf den nahen Plateaus, im Ksar Ruisat selbst, athmet man eine reine Luft; dort hat die stärkste Hitze keinen

andern Einfluß auf den Weißen, als daß sie ihn zu einer längern Siesta nöthigt, und den Nomaden dort sind Fieber und Leberkrankheiten unbekannte Dinge.

Am Sonntag, dem 8. Juli, kamen bei der hübschen Temperatur von 53,7° mehr als fünfzig Gallsüchtige, um sich ärztlichen Rath zu holen. Die Nacht darauf aber war, von den Muskitos abgesehen, köstlich, da das Thermometer auf 28° sank. Am Montag waren bei klarem Himmel nur 50,5°; unweit der Oase verirrten sich, durch eine Fata Morgana getäuscht, drei Araber und erlagen dem Durste. Am 10. Juli trat ein leichter angenehmer Nordost ein und die Temperatur stieg auf nur 49,8°. Vom 11. bis 20. betrug sie im Schatten durchschnittlich höchstens 50,5°; der heißeste Tag, der 19. Juli, zeigte bei einem erstickenden Südwinde 52,6°.

Und gerade in dieser Hundstagszeit feiern die Neger in Uargla am liebsten ihre Hochzeiten, zur Zeit von Largeau's Anwesenheit an einem Tage deren fünfzehn auf einmal. Die Dauer eines solchen Festes beträgt im Durchschnitt fünf Tage. Am ersten Tage begeben sich gegen 4 oder 5 Uhr Abends die Verwandten und Freunde des Brautpaares in Procession vor die Thore der Stadt, um dort zu schmausen. Voran die Frauen, in Reihen zu vieren oder fünfen, im Tritte marschirend, die Ellbogen am Leibe, den Unterarm vorgestreckt, mit den Händen den Takt schlagend und mit den Lenden wunderbare Bewegungen nach vorn und hinten machend. Die ältesten gehen zu Anfang und zum Schlusse und schließen so die jungen Mädchen ein, welche gleichfalls, nur mit mehr Grazie, Hände und Lenden taktmäßig bewegen. Dann folgen in regellosem Haufen die Männer und das Orchester, aus einer Clarinette und zwei großen Holzpauken bestehend. Aus dieser mehr oder weniger zerlumpten und schmutzigen Menge steigt ein unerträglicher Geruch ranzigen Oeles auf. Draußen angelangt, zünden sie ein großes

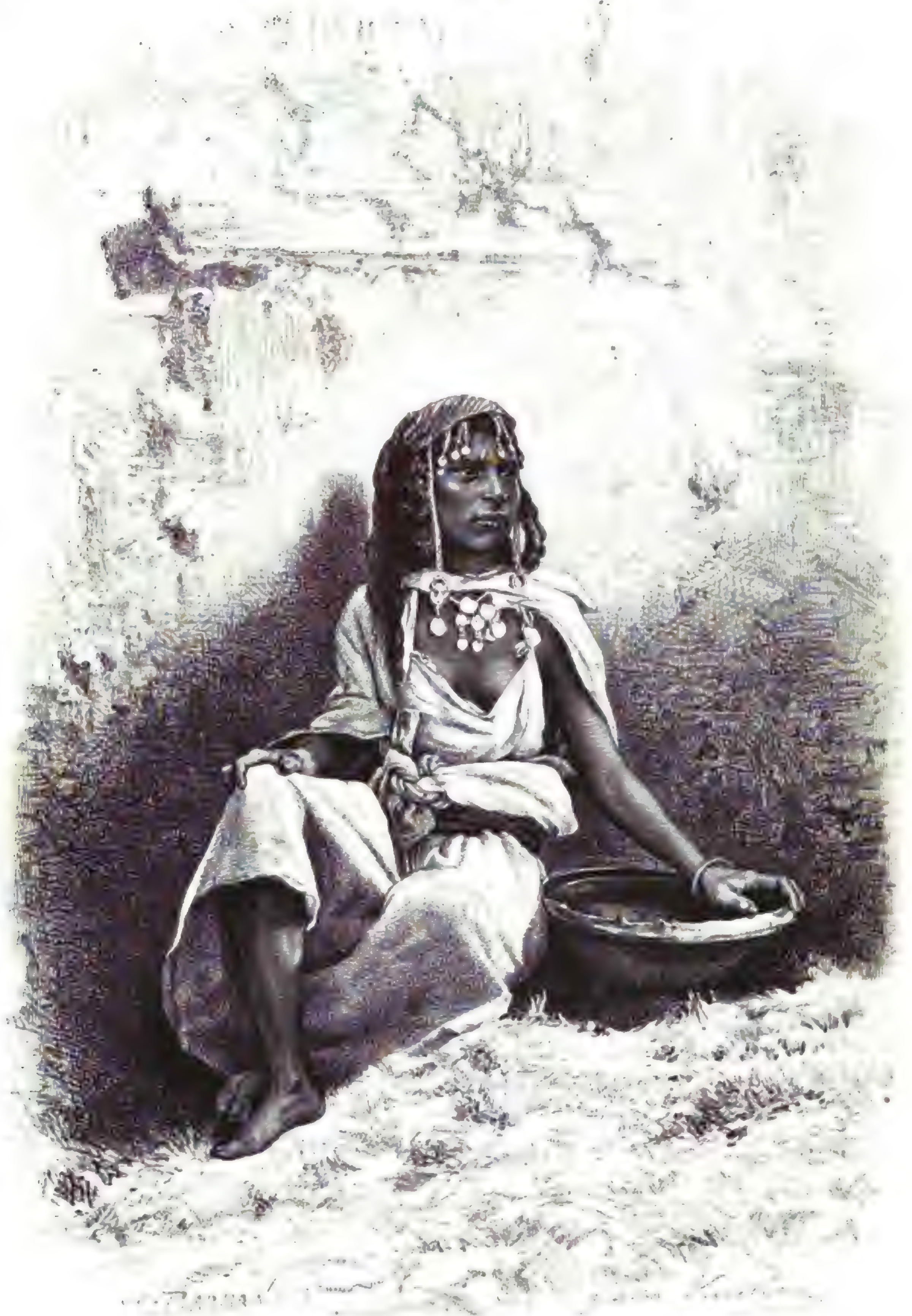
Largeau's Nachbarn in Uargla. (Nach einer Photographie.)

Feuer an, um welches die Mädchen in zügellosen Bewegungen tanzen, während die alten Weiber schwatzend die Speisen zubereiten und die Männer theils Flinten losfeuern, theils im Kreise hockend sich Geschichten vom Teufel, von Genien, weißen Gazellen u. s. w. erzählen. Bald tritt Stille ein und Alles drängt sich zu den großen Holzschüsseln, in welchen Kuskussu mit ranziger Ziegenbutter, unsagbare Saucen und Ragouts einladend dampfen. Dazu wird Palmwein und Ziegenmolke, in welcher gewöhnlich zahlreiche Ameisen herumschwimmen, getrunken. Nach der Mahlzeit wird noch etwas geplaudert, und dann eilt jeder nach seiner Hütte, macht dort noch eine Zeit lang Jagd auf Skorpionen und wirft sich zuletzt auf den Haufen schmutziger Lumpen, den er sein Bett nennt.

Am zweiten Tage dieselbe Promenade mit Musik; der Schmaus findet aber diesmal bei dem Bräutigam statt, welcher dazu einen Bock schlachtet. Wieder ertönt das Geknalle der Flinten, welche bis oben heran vollgestopft werden; oft platzen sie dabei und verwunden oder tödten Menschen, ohne daß um solcher Kleinigkeit willen das Fest eine Unterbrechung erfährt. Am dritten Tage wird mit den Geschenken, welche der Mann seiner Braut giebt, meist Kleidern und Schmucksachen, welche an Reifen aufgehängt sind, durch die ganze Stadt gezogen, vor den besseren Häusern Halt gemacht, getanzt und gelärmt und zuletzt ein Geschenk erbettelt, welches in die Moschee gebracht wird, damit dort für das Glück der Gatten gebetet werde. Der vierte Tag versammelt Frauen und Mädchen bei der Braut; das männliche Geschlecht ist dabei streng ausgeschlossen und selbst das Orchester muß vor der Thür bleiben. Am fünften und letzten Tage, der stets ein Dienstag sein muß, wird die Braut mit großem Pompe ihrem Manne zugeführt, worauf die Gatten sieben Tage ohne auszugehen im Hause bleiben. Nach Ablauf derselben nimmt der Mann ein Beil, haut damit im Garten einer Palme den Wipfel ab und bringt das Mark derselben seiner Frau, welcher er dabei einen Schlag auf den Kopf giebt. Diese kocht es mit Kuskussu, womit am folgenden Tage die Freunde bewirthet werden. Damit erst hat dann die Hochzeit ein Ende erreicht.

Am 23. Juli stieg die Hitze im Schatten auf 55,1°, so daß selbst die Neger es nicht mehr in den Gärten aushalten konnten. Einige Zeit später fand man an dem drei Tagereisen gegen Südwesten entfernten Kameelbrunnen die Leichen von zwei Arabern und vier Negersklaven, welchen diese gräßliche Gluth tödtlich geworden war. Der 26. war dagegen mit seinen 42 Grad und dem vom Tell her wehenden Nordost entzückend. Aber gegen Abend erschollen Schreckensrufe; eine dichte Wolke von Heuschrecken ließ sich auf die

Fest der Neger. (Zum Theil nach Photographien.)



Berberfrau in Uargla. (Nach einer Photographie.)

Oase nieder und verschlang die ganze Nacht und den folgenden Vormittag hindurch die Palmenblätter, die Luzerne und die saftigen Wassermelonen, deren Frische in den Hundstagen so wohlthuend ist. Den Nomaden aber war das ein Festtag: was nur laufen konnte, Männer, Frauen, Kinder und Sklaven, eilte herzu und füllte mit den Heuschrecken Säcke, Körbe, Burnusse u. s. w., um sie in Salzwasser abzukochen, in Bockfellen aufzubewahren und ohne weitere Zubereitung später zu verspeisen.

Vom 1. August ab besserte sich mit abnehmender Hitze auch der Gesundheitszustand, mit Ausnahme des 4., wo bei 50,2° auch das Fieber wieder heftiger auftrat. Auch am 17. und 18. wurden noch resp. 51° und 52,3° beobachtet; von da an sank das Thermometer fortdauernd.

Am 23. gegen 10 Uhr Abends wurde Largeau durch ein entsetzliches Getöse, Flintenschüsse, Klappern, Pauken, Schreien, Singen und Wehklagen, geweckt. Ringsum sah er hellen Feuerschein und glaubte schon, daß Uargla brenne. Plötzlich stürzten seine Diener herein, und einer von ihnen schrie: „Ja, Sidi! Wir haben Dir nicht geglaubt, als Du es vor drei Monaten voraussagtest! Wir haben darüber gespottet, und nun ist es doch wahr! O Sidi Largeau! Wie lange wird es dauern? Werden wir den Mond nie wiedersehen? Siehe, die Schlange verschlingt ihn; kannst

Ksar Ruisat. (Nach einer Photographie.)

Du sie nicht vertreiben, Du, der doch alles versteht?“ Nun erinnerte er sich, daß er ihnen bald nach seiner Ankunft in Ba-Mendil für diesen Tag, den 13. Schában, eine Mondfinsterniß verkündet hatte. Rasch stieg er auf seine Terrasse, um sich an der Angst der guten Uarglis zu weiden. Ueberall waren Feuer angezündet, um welche herum sich Schatten bewegten, schrien und zu Allah beteten. Männer schossen Flinten gegen das angebliche Ungethüm los, um es von seinem Vorhaben abzubringen, und Weiber und Kinder riefen den Propheten um Hilfe an. Erst nach fast zweistündiger Dauer nahm zugleich mit der totalen Verfinsterung der Heidenlärm ein Ende.

Nachdem Largeau Oase und Stadt und ihre schwarzen wie weißen Bewohner genugsam kennen gelernt und sich überzeugt hatte, daß die Berbern zwar hier eine gewisse Neigung zeigen, die physischen Merkmale der Negerrace anzunehmen, ihre Frauen sich aber unter allen durch zierliche Formen und schöne Gesichter auszeichnen, verließ er Uargla am 11. September, um seine Reise nach Süden anzutreten, und lagerte am selben Tage unter den Palmen von Ruisat. Seine Karawane bestand aus zehn Menschen, neun Last- und vier Rennkameelen; arabische Kaufleute, welche in der Gegend von Tuat zu thun hatten, sollten sich größerer Sicherheit wegen noch anschließen. Alle waren wohlbewaffnet und gut verproviantirt; nur an Geld gebrach es Largeau, jetzt, wo er an der Schwelle des Unbekannten stand.

Am 12. September war günstiges Wetter, bedeckter Himmel und leichter Nordwestwind. Zuerst führte der Weg etwas abseits vom Uêd Mijâ, dessen Bett dort mit alluvialem Sande bedeckt ist, dann in demselben aufwärts. Die mittlere Breite desselben beträgt hier 26 km; zwischen seinem feinen Gerölle wachsen weit zerstreut magere Büsche

von **Anabasis articulata** (einheimischer Name ådscheram d. i. knotig, knorrig). Am Brunnen Bu Ghenisa (Brunnen der Angst), dessen schwefelhaltiges Wasser äußerst unangenehm zum Trinken ist, wurde gelagert; nur etwa 200 m davon erhebt sich eine kleine Kubba (Grabkuppel), welche ein reicher Herdenbesitzer des Landes zu Ehren des Sidi Abd-el-Kader hat bauen lassen. Am nächsten Tage (13. September) wurde der Marsch in dem sandigen Thale fortgesetzt und nach fast zwölf Stunden bei dem Hasi Mohammed ben-Hut, der bei 8 m Tiefe ein 25,5° warmes, nach faulen Eiern schmeckendes Wasser liefert, beendet. Dicht dabei fanden sich zahlreiche bearbeitete Feuersteine; derartige Punkte traf Largeau in den nächsten Tagen noch einige, so am 15. beim Kameelbrunnen (Hasi Dschemel), dessen Wasser weniger unangenehm schmeckte, als das der früheren. Da auf den nächsten vier Tagereisen kein Wasser anzutreffen ist, wurde dort gelagert, die Schläuche gefüllt und die Kameele getränkt. Rings um den Brunnen, der für den ältesten der ganzen Gegend gilt und von Hirten wie Karawanen viel besucht wird, ist die Wüste eine unermeßliche Einöde: kein Strauch, keine Pflanze, kein Grün, auf welchem das Auge verweilen könnte — nichts als Dorngestrüpp auf steinigem Boden, den nur einige giftige Vipernarten bewohnen.

Als man am nächsten Tage bei dem halb verschütteten, wasserlosen Brunnen ez-Zmaïla lagerte, machten die Posten plötzlich Allarm und Alles griff zu den Waffen. Dann zeigten sich etwa 100 Schritt entfernt zwei Männer auf einer Düne. „Men hu?“ (wer da?) rief ein Posten. „Nas ååfia!“ (friedliche Leute!) war die Antwort. „Wir sind Marabuts der Zauïa Kahila, die in Geschäften nach Uargla reisen.“ Sie kamen herzu und wurden von Largeau's Leuten erkannt; bald erschien auch ihre Karawane, etwa ein Dutzend Menschen stark, welche 40 Esel, die in Uargla verkauft werden sollten, und zehn mit verschiedenen Waaren beladene Kameele mit sich führten. Darunter befand sich ein alter Marabut, den Largeau's Schâamba mit besonderer Ehrerbietung begrüßten; derselbe hatte zwei Briefe des Scheich von Aïn-Salah an den Aga von Uargla und an die Dschemâa der Schâamba bei sich. Da mehrere der vornehmsten dieser Dschemâa sich bei Largeau befanden, so öffneten diese den Brief. Dadrinnen war unter anderem zu lesen:

Blick auf das Ued Mijâ. (Nach einer Photographie.)

„Ferner theile ich Euch mit, daß uns von Uargla die Nachricht gekommen ist, daß ein Franke die Schâamba auffordert, ihn zu uns in die Stadt Aïn-Salah zu geleiten. Daß der Franke nicht zu uns kommt, ja auch nur unserm Gebiete sich nähert! Jeder, der ihn herführte, hätte diesen Entschluß zu bereuen. . . Und Du, Sohn Muissa's! Wir haben gehört, daß Du den Rumi herführst. Denke an den Ruf und die Achtung, die Du genießt; denn, bei Gott, wenn Mulay Thayeb's Sohn selbst ihn herbrächte, wir würden ihn mit jenem zusammen tödten!“

Damit war die Expedition gescheitert. Largeau erfuhr weiter, daß er für einen Spion gelte, der sich Empfehlungsbriefe verschafft hätte; daß sein Bote dem Scheich von Aïn-Salah von allen seinen Geschenken nur einen ordinären Haik übergeben, den Rest aber unterschlagen hätte, daß an den nächsten Brunnen, in Trupps vertheilt, die Feinde ihm und seinen fünf angeblich mit Silber beladenen Kameelen auflauerten u. s. w. Er versuchte zwar, seine Begleiter zu weiterm Vordringen zu veranlassen; diese aber erklärten sich durch einen Vertrag mit den Tuareg gebunden und bestanden auf der Umkehr. Am 22. September langte die Expedition wieder in Uargla an. In Biskra erholte sich Largeau einen Monat lang von den ausgestandenen Strapazen und namentlich von dem Aerger über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen; am 4. Januar traf er in seiner Heimath Niort ein.

Nach dem, was er auf seiner dritten Reise gesehen hat, und nach seinen eingezogenen Erkundigungen ist er von der Möglichkeit überzeugt, Algerien und den Niger durch eine Eisenbahn zu verbinden und dabei genügendes Wasser anzutreffen, falls die Route sich nicht von den Thälern entfernt. Für die günstigste Linie hält er Biskra-Ued Righ-Tuggurt-Uargla. Dieselbe schnitte zuerst die Ziban, wo sich 31 Städte und Dörfer mit Gärten, reichlichen Wassermengen und einer seßhaften Bevölkerung von mehr als 18000 Seelen befinden. Bis Uargla folgte dann ein breites, fruchtbares Thal, das ganz mit blühenden Oasen besetzt und von einer ackerbauenden Bevölkerung von über 40000 Seelen in 3 Städten und etwa 30 Dörfern bewohnt ist. Auf dieser Strecke ist der Wasservorrath groß; auf Schritt und Tritt sprudeln bereits artesische Brunnen, deren Zahl sich noch unendlich vermehren läßt. Abgesehen von den Palmenwäldern können dort mehr als 40000 Hektaren Landes sofort bewässert und mit Baumwolle bepflanzt werden, wozu die Neger die sichere und billige Arbeitskraft stellen. Baumwolle findet sich in jenen Gegenden wild wachsend, und die mit ihrer Kultur in Tuggurt und Ngusa angestellten Versuche fielen sehr gut aus. Dagegen bietet die allerdings

etwas kürzere Linie über Laghuat und das Land der Beni Mzab keinen dieser Vortheile; das Gebiet, welches sie durchzieht, ist ein felsiges Plateau mit wenigen kleinen Ansiedelungen.

Von Uargla an bieten sich zwei Linien, eine leicht zu bauende im Thale des Uëd Mijâ aufwärts nach Aïn-Salah, welches indessen schon zu Marokko gehört, die zweite im Thale des Igharghar aufwärts nach dem Hoggar-Gebirge. Die dritte Strecke würde von Aïn-Salah oder dem Hoggar-Gebirge bis an den Niger reichen, die vierte diesen Strom mit St. Louis am Senegal verbinden. Wir für unsern Theil können aber nicht glauben, daß diese ganze Sahara-Bahn sich jemals in ihrem vollen Umfange verwirklichen wird. Für die erste und vielleicht auch die letzte Strecke, die Senegal-Bahn und die nach Uargla, läßt sich allerdings eine Art Rentabilität denken, und sie werden deshalb wohl auch über kurz oder lang ausgeführt werden. Wie man aber glauben kann, eine Bahn durch das Hoggar-Gebirge und die Wüste bauen und im Stande halten zu können, wo jetzt einzelne Reisende und ganze Expeditionen ihres Lebens nicht sicher sind, wie eine solche Bahn, die fast nichts zu befördern hätte, rentiren soll, ist uns rein unerfindlich. Peru ist gegen die Sahara doch ein menschen- und produktenreiches Land — und bringen dort nicht manche Bahnen kaum die Wagenschmiere für die Lokomotive ein? Largeau's Mahnung, man möge sich eilen, denn Frankreichs ganze Zukunft liege in Afrika, ist gewiß patriotisch und gut gemeint, aber praktisch ist sie gewiß nicht.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von **Dr. F. W. Paul Lehmann.**

V.

Von der Arpascher Glashütte über die Podraguspitze nach Fogarasch.

Die Arpascher Glashütte liegt 620 m über dem Meere am großen Arpaschbache, der wie der Kerzer aus zwei durch einen 4 km langen Kamm getrennten Quellarmen zusammenfließt. Die Vereinigung dieser Bäche zwischen den im Westen und Osten zu 1941 und 1964 m aufragenden Kämmen der Albota und des Piscu Teritia liegt tief im Gebirge wenig über 1000 m, so daß das Thal als besonders tief eingeschnitten erscheint. Nach Norden theilt sich Piscu Teritia wie die Albota in zwei parallele Waldrücken. Die Höhen, welche unmittelbar westlich und östlich der Hütte liegen, sind noch unbedeutend und bleiben unter 800 m, steigen aber gegen Süden schnell empor. Mit den Hütten von Arpasch, Kerz und Porumbach haben wir alle in den nach Norden laufenden Querthälern dauernd bewohnten Orte genannt, denn die Schluchten sind eng und entbehren der Thalgründe und Becken, welche dem Anbau Raum gewähren könnten. Bis zu 620 m steigt die Agrikultur am Nordabhange nur auf den Feldern von Ober-Szombat und Breaza und geht auch auf der Südseite bei Salatruku am Topolog und Liresti, der obern Fortsetzung von Kimpulung (Campulungu), nicht viel darüber hinaus.

Die genannten Glashütten, von denen zwei einem ungarischen Grafen, die Porumbacher dem Aerar gehören, sind wie ein Theil der Reichsstraße und eine Menge Dorfschenken von einem Handlungshause in Fogarasch gepachtet. Die Porumbacher Hütte sendet ihre Erzeugnisse per Achse durch den Rothe-Thurm-Paß nach Rimnik, in die kleine Walachei, die beiden anderen liefern besonders nach Bukarest, wohin die Waaren vor dem Bau der Eisenbahn mit einer Ladung von 250 Schock (ein größeres Service = 2 bis 3 Schock) gingen. Man war bei meiner Anwesenheit in beiden Hütten mit der Geschäftslage unzufrieden und besorgt um die Zukunft, da die Anlage einer Glasfabrik in der Nähe der rumänischen Sommerresidenz Sinaia, bei bequemerer und billigerer Verbindung mit Bukarest und Ersparung der Mauth (10 Kreuzer für ein Schock ungeschliffener Glaswaaren) mit erdrückender Konkurrenz drohte. Eine vierte Hütte, die in der Alt-Ebene bei Frek gelegen ist, gehört einem Deutsch-Böhmen und hat ihr Absatzgebiet im Innern Siebenbürgens.

Als ich in der Arpascher Glashütte ankam, erstanden gerade Zigeuner Waaren für ihren Hausirhandel. Ich ward vom Verwalter, der vor Jahren in der schlesischen Josephinenhütte gearbeitet hatte, freundlich aufgenommen und engagirte sofort den mir von E. A. Bielz, einem um Siebenbürgen hochverdienten Forscher, als kundig und zuverlässig empfohlenen Glasbrenner Cramer zum Führer für die nächsten Tage. Cramer arbeitete zwar, beschaffte sich aber sofort einen Stellvertreter und rüstete mit Freuden zur Bergfahrt, denn er ist ein leidenschaftlicher Gemsjäger und der renommirteste Schütze des Gebirges. Die einzige Bedingung, die er machte, war, daß ihm nicht zu viel Gepäck aufgebürdet werde, da er bei seiner schwachen Brust an dem Mundvorrath und dem Gewehr, ohne welches er überhaupt nicht gehe, genug zu tragen habe. Da ich gern bereit war, mein geringes Reisegepäck selbst zu tragen, gingen wir sogleich daran, den nöthigen Proviant zu beschaffen. Wir bekamen nicht nur Brot — was hier durchaus nicht so selbstverständlich ist, wie es manchen scheinen möchte —, sondern auch ein Dutzend hartgekochter Eier und ein gebratenes Huhn, leider aber weder Wein noch Cigarren. Während Cramer sich zur Fahrt rüstete, betrachtete ich von dem kleinen am Hause gelegenen Gärtchen aus das Thal. Fremdartig erhoben sich im Grunde desselben mehrere Pyramidenpappeln zwischen den Berglehnen, aus deren niedrigen Buchenbeständen zahlreich eingesprengte Fichten dunkel hervorragten. Sehr hübsch hoben sich die Kulminationspunkte auf dem Teritia-Kamme hinter einander empor, man hätte sie die Leiterköpfe nennen mögen, wie jene von Heiligenblut gegen den Großen Glockner hin sich hinter einander aufthürmenden Gipfel. Die vordere 1681 m hohe Kuppe war auf der mir zugekehrten Seite bis oben hin mit Wald bedeckt, die zweite 1964 m hohe schaute mit verrüsten Grashängen aus der Waldregion hervor und ward ihrerseits wieder von zwei mit Schneeflecken dekorirten Felsengipfeln überragt.

Der Pfad führte uns unter den Lehnen des Teritia-Ausläufers hin über mehrere kleine, von demselben herabstürzende Gewässer. Wir waren nur selten hundert Meter hoch über dem zur Seite unter uns dahinstürmenden Arpasch-

Bache und gingen einige Mal so dicht neben ihm hin, daß wir uns an den rauschenden Stromschnellen und tosenden Wasserfällen erfreuen konnten. Die Thalwanderung hatte für mich einen besondern Reiz, da ich sonst immer, wie es in diesem Gebirge die Regel ist, längs der Kämme emporgestiegen war. Sehr üppig und artenreich war die Vegetation [1]): Tannen, Ulmen, Linden, Ahorn und Weiden gaben dem Walde ein sehr mannigfaltiges Gepräge und verliehen dem Thale einen ungewohnten landschaftlichen Reiz. An einer Felsenwand unter der Albota — die Cramer als „Fehrerwand“ bezeichnete — machten sich einige Kiefern oder Föhren mit ihren rothleuchtenden Stämmen bemerkbar und im Dickicht unter der Teritia ward mir von meinem trefflichen Führer ein stattliches Exemplar von taxus baccata gezeigt. Das enge, tief eingeschnittene Thal machte besonders bei der Vereinigung der beiden wasserreichen Quellarme, wo die Hochfluthen Geröll und Baumstümpfe über einander gelagert hatten, einen schauerlich wilden Eindruck. Wir überschritten den von Lacu Podragu in enger Schlucht herniederbrausenden Bach und stiegen zwischen den „Thoren“ — so bezeichnete Cramer den schnell ansteigenden, kurzen Gebirgskamm [2]) — und der Albota an dem linken Quellarm empor. Bald ward das Thal weiter, auf dessen vom Walde entblößten Boden wir nach einiger Zeit zu einer zwischen mächtigen Blöcken erbauten Stina kamen, die von allen bisher besuchten die am tiefsten gelegene [3]) und zugleich die sauberste und beste war. Neben der als Wohnraum benutzten Hütte befand sich eine zweite für die Milchwirthschaft. Wir erhielten ein für die Stinen der Süd-Karpathen comfortables Nachtlager auf einer der Ruhebänke, welche nach Art der Kasernenpritschen an den Wänden angebracht waren.

Am nächsten Morgen war ich vor 6 Uhr auf dem Marsche und stieg über die mehrfach von Kalksteinbänken durchsetzten Terrassen im Thale empor. In den Schutt, der sich hinter den als natürliche Thalsperren wirkenden Felsriegeln angehäuft hatte, war der Bach zuweilen 3 bis 4 m tief eingeschnitten; Lawinenschnee lagerte mehrfach in beträchtlichen Massen auf dem Boden des tiefen Thales, dessen steile Gehänge nur noch spärliche Fetzen des ehemaligen Urwaldes zeigten und höher hinauf ohne jede Spur von Knieholzbeständen (Pinus pumilio) waren. Buscherlen und Zwergwachholder fanden sich vereinzelt an der steilen Lehne, über die wir zu dem 1957 m hoch gelegenen See Podragelu emporstiegen. Der Gipfel des Vertopu (2472 m) oder Großen Arpasch war uns durch einen nach Norden vorspringenden Grat verdeckt, imposant erhob sich zu unserer Rechten der im Vertopelu oder Kleinen Arpasch gipfelnde Felsenkranz, der einen öden, breit und tief in den Hauptkamm hineingreifenden Circus umrahmt. In den kleinen See Podragelu ergoß sich über eine hinter ihm 30 m aufragende Felswand ein Bächlein, dessen stürzenden Wassern ich entgegenkletterte. Ich gelangte auf einen von den schroffen 400 m hohen Abstürzen des Podragu und Vertopu engumrahmten, an die Partie unter dem Bunatore erinnernden Thalboden. Während aber dort die losgewitterten Trümmerblöcke wirr durcheinander lagen, waren sie hier zum großen Theil in einem sanft geschwungenen Bogen quer über das Thal gelagert und verriethen deutlich, daß sie einst die Stirnmoräne eines Gletschers gebildet hatten. Wie Piscu Domna, Builea und Buteanu zeigte auch der vom Podragu-Gipfel zwischen den Quellarmen des Arpasch-Baches nach Norden streichende Ausläufer nahe dem Hauptkamme eine schwache Einsattelung, über die ich zum Podragu-Thale hinüberstieg, auf dessen oberster flachwelliger Thalstufe ein fast 2 ha großer Gebirgssee und einige kleine Teiche wie kreisrunde, flache Näpfe lagen. Längs der Nordostgehänge des Podragu-Gipfels folgte ich Cramer zu einer Einsenkung des Hauptkammes, von der zwei Csobanen gemüthlich ausgestreckt ihren im Thale weidenden Schafen zuschauten, während ihre großen Hunde uns wüthend entgegenstürzten und nur mit großer Mühe abzuwehren waren. Ich war drauf und dran, eine der Bestien niederzuschießen, aber Cramer warnte vor der Rachsucht der Hirten und erzählte, daß an dieser Stelle einmal ein Gemsjäger aus der Glashütte von rumänischen Grenzwächtern vollständig ausgeplündert worden sei. Wir erstiegen zunächst die Podragu-Spitze von der rumänischen Seite, nach der sie mit Grashängen von 42° Neigung abfällt, und blickten von hier in die wilden Thäler hinab, durch die wir emporgeklettert waren. Im Nordwesten zeigte sich drohend aufsteigendes Gewölk, nach Süden war die Ferne auch diesmal nicht ganz klar. Samec berichtet: Vom Moldovan (Coltiu Vistea mare), Butjan (Bunatore) und Negoi sieht man nicht nur die Donau, sondern auch Balkan und das serbische Gebirge mit freiem Auge herrlich, wobei der Balkan so nahe erscheint, daß man hierüber staunen müßte, wenn nicht Moldovan u. s. w. so hoch wäre. Ich bin leider nicht so glücklich gewesen, dieses weite Panorama zu überschauen, und begreife nicht, wie man den mindestens 300 km entfernten Balkan in staunenswerther Nähe erblicken kann. Da die Aussichtsweite von einem 2500 m hohen Punkte bei der Refraktion des Lichtes und Depression des Horizontes über 200 km beträgt, d. i. der durchschnittlichen Entfernung der Donau vom Kamm des Fogarascher Gebirges, ist die Sichtbarkeit des Stromes wie die des weiter im Süden aufragenden Balkan indessen nicht unmöglich. Unter der Podragu-Spitze zeigte sich im Süden ein kleiner mit Eis bedeckter See, hinter dem Vertopu trat in unmittelbarer Nähe eine zweite Spitze hervor. Wer Neigung verspürt, die Wissenschaft mit einigen neuen Namen von Felsen und Schluchten zu bereichern, würde hier auf der rumänischen Seite noch ein ergiebiges Feld seiner Thätigkeit finden. Unter den nach Osten aus dem Kamme aufragenden Gipfeln (Cramer nannte mir Gorabia und Ucia mare) ragt dominirend der nach Rumänien vorspringende Coltiu Vistea mare (2520 m) hervor. Wir wanderten dicht am Kamme hinter den Gipfeln herum über die steil nach den oberen Schluchten des Duna-Thales abfallenden Grashalden und hatten uns der 1 km langen Schneide des Coltiu Vistea, die steil nach beiden Seiten abdacht und nach Norden mit einem gewaltigen Praecipisse in das Hochthal Vistea mare abstürzt, bis auf $1^1/_2$ km genähert, als sich die ersten Donnerschläge vernehmen ließen und graue Wolken über den Kamm jagten. Die Felsrippen des erstrebten Gipfels, zwischen denen sich lange Schneestreifen niederzogen, sahen nicht aus wie ein Asyl gegen ein vielleicht bis in die Nacht andauerndes Gewitter. Cramer, der dieses Terrain noch nie betreten hatte, mahnte zur Umkehr, „denn in Nebel und Wolken sei es nicht gut auf unbekannten Pfaden“. Ein Csoban trat zu uns und warnte Cramer — während ich mich damit beschäftigte, zwei nur „Türkisch verstehende“ Hunde durch allgemein verständliche Bewegungen meines Bergstockes fernzuhalten — einen Spion, der sicher nur sehen wolle, wie man am besten ins Land dringen könne, durch das Gebirge zu führen. Lebhaft bedauerte der Hirt, daß

[1]) M. Fuß: „Flora Transsilvaniae“. Hermannstadt 1866. L. Reissenberger: Verh. u. Mitth. d. siebenb. Vereins für Naturwissenschaften. 15. Jahrgang. Hermannstadt 1861. Die Arbeit von Heufler über die Kryptogamenflora des Thales Arpasch (Wien 1853) kenne ich nicht.

[2]) Der Name wird in siebenbürgischen Chroniken für Heuschrecken gebraucht!

[3]) Nach L. Reissenberger's Messung 3157,97 Pariser Fuß = 1230 m.

Cramer mit seinem Gewehr nicht früher zur Stelle gewesen sei, denn soeben habe sich ein Bär unbekümmert um ihn und seine Hunde aus der Herde einen Braten geholt. Solche Ueberfälle Meister Brauns sind nichts Seltenes, Menschen aber fällt er ungereizt nicht an und ist ihnen mit Ausnahme der schlechten Schützen nicht gefährlich. Auch Siebenbürgens gefährlichstes Raubthier, der Wolf, zeigt sich im Sommer selten und wagt den Angriff auf den Menschen nur von wüthendem Hunger gepeinigt. Luchse sind noch in diesem Jahrhunderte erlegt worden, scheinen aber nach der Aussage meiner Führer im Fogarascher Gebirge verschwunden zu sein, wie der Steinbock und der einst neben Edelhirsch, Reh und Wildschwein in den Wäldern hausende „Auerochs" oder richtiger Wisent. Er war noch im 18. Jahrhundert vorhanden und soll erst 1814 in dem letzten seines Stammes ausgerottet sein[1]). Ueber eine Jagd im 16. Jahrhundert berichtet eine Chronik: „Eodem anno (1534) haben die wilden Ochsen, so in den Gebirgen von Girgau (Györgyö) schaarweis hausen, viel Schaden gethan, auch Menschen und Weiber, so in Wald gangen, mit den Füßen gemordet, darum hat Mylad Istwan nach alter Gewohnheit, und Gebrauch der älteren Woywoden, auf Fabianustag große Jagd halten lassen, allwo viell Herrn und Edelleut zusambkumben seynd, auch viel, und tapfer gezechet worden."

Dunkler und dichter wurden die Wolken, die über den Kamm flogen; wir wandten uns gegen Ucia mare zurück und stiegen auf einem Kletterpfade in das öde, zweitheilig in den Kamm hineingreifende Hochthal. Ein schauerlich düsteres Wolkenmeer umwogte die hier und da gespenstisch aus ihm aufragenden Höhen, Blitze durchzuckten die blaugrauen und aschfahlen Massen, krachend und schmetternd ließen sich die Donnerschläge durch das Sausen des Nordweststurmes vernehmen. Jetzt umhüllten die Wolken auch uns so dicht, daß Cramer und ich uns einmal aus dem Gesichte verloren und nur mit der größten Vorsicht weiter klettern konnten. Ich drängte Schutz zu suchen, aber Cramer meinte: „Abwärts! Abwärts! Es ist halt nichts mit dem Blitz hier oben zwischen den Felsen!" Ein Hagelschauer rauschte nieder, dann zerrissen die Wolken und gaben einen Moment den Blick ins Ucia-mare-Thal frei. Ueber einen steilen, mit Gras und spärlichem Gestrüpp bekleideten Abhang kletterten wir tiefer hinab. Der Boden war schlüpfrig geworden, der Bergstock naß und glatt. Cramer wäre einmal beinahe hinabgestürzt, hielt sich aber glücklicherweise an einem Wachholderstrauche. Der kurze, heisere Schrei, den er ausstieß, ging mir durch Mark und Bein. Zum zweiten Male rauschte unter Blitz und Donner der Hagel mit Regentropfen untermischt nieder, aber wir waren jetzt soweit hinabgekommen, daß wir unter einem vorspringenden Felsen Halt machten und Athem schöpften. Das Wetter hatte bald ausgetobt und seine größte Wuth erst weiter im östlichen Burzenlande entfesselt, wo es auf mehreren Feldmarken (besonders Helsdorf) den ganzen Erntesegen durch Schlossen von der Größe eines Hühnereies geradezu in den Boden hineingedroschen hatte. Da die Höhen umdüstert blieben und für den kommenden Tag nichts Besseres erwarten ließen, beschlossen wir noch den Marsch nach Ober-Ucia hinab zu versuchen. Das Vesperbrot war bald verzehrt, und vorwärts ging es in beschleunigtem Tempo. Der Charakter des Thales ist auffallend wild, Rüsen und Lawinenzüge gehen von den kahlen Kämmen durch den Waldmantel bis auf die enge Thalsohle, auf der eine beträchtliche Strecke weit der starke Bach unter dem Geröll vollständig verschwindet. Der Pfad führte uns wie gewöhnlich auf den Rücken eines Gebirgsausläufers zurück. Als die Sonne unterging, schritten wir zwischen licht stehenden, mächtigen Buchen dahin und erfreuten uns an den prächtigen Ausblicken auf die Waldthäler von Ucia mare und Ucisiora. Zwischen den Bahnen, auf denen durch Ochsen die Stämme hinabgeschleift werden, stiegen wir steil hinab in die Hutwaldungen, überschritten in der Nähe einiger ärmlicher Hütten den Ucia-mare-Bach auf einem Stege und wanderten in der Dunkelheit an seinem linken Ufer entlang. Anstrengung und Mangel an kräftiger Nahrung machten sich fühlbar; oft war es mir, als ob die Gestalt eines mächtigen Reiters in der Dunkelheit vor mir dahintrabte. Um 11 Uhr waren wir in Ober-Ucia und pochten an die Thür der Carcina. Wirth und Wirthin hatten ihr Nachtlager in einem Heuschober gesucht und wollten zunächst von Besuch absolut nichts wissen. Als Cramer ihnen aber in rührender Weise vorstellte, daß ein „so weit aus Deutschland gekommener Herr doch nicht in die Nacht hineinlaufen könne", kroch Herr Fuchs aus dem Heu und öffnete uns das Haus. Neugierig kam seine Frau hinterher und brachte uns etwas Wein. Da die Frau Wirthin rundweg erklärte, sie koche in der Nacht nicht, mußten wir uns an den Lobsprüchen erwärmen, die wir uns gegenseitig über unsere Ausdauer ertheilten. Das breite Ehebette der Wirthsleute ward mir zum Nachtlager offerirt. Cramer mußte sich ebenfalls in demselben betten, da ich fürchtete, daß sich der wackere Mann, erhitzt und durchgeregnet wie er war, in dem luftigen Schuppen erkälten könne. Also streckten wir uns nach 17stündigem Marsche auf unserm Lager aus und schliefen dem Morgen entgegen.

Als ich erwachte, hatte Cramer bereits einen Wagen für die Fahrt nach Fogarasch besorgt. Wir frühstückten mit sehr großem Appetit und schieden mit kräftigem Händedruck. Cramer wanderte nach seiner Glashütte zurück, ich jagte über die Steine der langen Gassen von Ober-Ucia, oft fußhoch von meinem niedrigen Sitze emporgeschleudert. Hin und wieder hielt der Wagen, da viele Bewohner aus den Häusern traten und dem Fuhrmann Aufträge für Fogarasch mitgaben. Gleich hinter dem Dorfe sprang der Kutscher, sich scheu umsehend, vom Sitze; er begann schon auf der heimischen Feldmark für Pferdefutter zu sorgen und warf neben dem Fuhrwerk hertrabend von Zeit zu Zeit gestohlene Heubündel auf den Wagen. Der Bach zeigte überall die Zerstörungen der Hochwasser, fünf- und sechsfach getheilt floß er zwischen wüsten Schotterbänken durch Unter-Ucia, bei dem wir die Chaussee erreichten. Die Fahrt ging nun ostwärts auf der schönen Straße fast wagerecht über die Diluvialflächen hin mit kleinen Senkungen zu den an den Bächen erbauten Dörfern. Zur Linken stiegen jenseits des Alt die niedrigen, hier und da kahlen Tertiärhöhen empor, zur Rechten erhoben sich über der Ebene die bis zur Buchenregion hinab umdüsterten Berge, hinter mir schimmerten in der Ferne die Rücken des Mühlenbacher Gebirges. Ein junger Mann stieg zum Kutscher auf den Wagen, ohne daß man für nöthig fand meine Erlaubniß einzuholen. Es war ein recht gut unterrichteter, rumänischer Volksschullehrer, der mich bald in gutem Deutsch um einen Einblick in meine Karten bat und mich lange mit Erstaunen betrachtete, als er hörte, daß ich ein Preuße sei. Er sprach mit großer Anerkennung von den Verdiensten

[1]) Nach Petényi. Siehe Bielz: „Fauna der Wirbelthiere Siebenbürgens". Hermannstadt 1856, S. 35. — Windisch: „Geographie des Großfürstenthums Siebenbürgen", Preßburg 1790, giebt S. 27 unter den wilden Thieren auch „wilde Ochsen" an. — Marienburg in seinem gleichnamigen Werk Hermannstadt 1813, Bd. I, S. 59 sagt: „Auerochsen" soll man in den ungeheueren Tschicker und Györgyör Wäldern wie auch (1775 im März) bei dem Dorfe Füle im Udwarhelyer Stuhle gesehen haben.

der sächsischen Pfarrer, mit glühender Liebe von seinem Volke und dessen Vergangenheit, mit Unmuth von den Bedrückungen der Magyaren und mit infernalem Grimm von dem verderblichen Einfluß jüdischer Schenkwirthe und Wucherer. Als ich einen auf magerm Gaule einhertrottenden Popen aus der Ferne für einen polnischen Juden hielt, machte der junge Rumäne eine ganz beleidigte Miene. Mein interessanter Begleiter führte mich durch das kleine dreisprachige Fogarasch und zu dem alten umwallten Schlosse, dessen Ursprung mindestens ins 14. Jahrhundert gehört. Schließlich acquirirte mein freundlicher Führer einen vierspännigen Wagen für mich, dessen jugendlicher Kutscher auf der Fahrt nach Kronstadt begriffen war und mich für 90 Kr. mitnehmen wollte! Zu meinem Erstaunen hielten wir bald in einer Nebengasse vor einem kleinen rumänischen Gerberhäuschen, mit dessen freundlichen Bewohnern ich mich während eines fast zweistündigen Aufenthaltes hinreichend bekannt machen konnte. Da es anfing zu regnen, ward der Wagen mit einem großen Plan aus Sackleinewand überspannt, nicht weniger als sechs rumänische Gerber schickten sich an, den Wagen mit mir zu theilen. Ich wollte schon zurücktreten, entschloß mich aber doch mitzufahren, da die Leute alle sehr manierlich und freundlich waren und zum Theil in deutscher Sprache über ihr Geschäft und ihr Leben belehrende Auskunft gaben. Ich erhielt den besten Platz vorn im Wagen, so daß ich bequem Umschau oder besser Ausschau halten konnte; die Gerber placirten sich lang und quer unter dem schützenden Dach. Vorwärts ging es, erst mit Gefahr umzuwerfen durch ein steiniges Bachbett, dann durch Mais-, Zwiebel- und Tabakfelder zur Chaussee und auf dieser im schärfsten Trabe fort auf Sarkany zu.

„O-i, ho, topajo!“ rief unaufhörlich der vielleicht 14jährige Fuhrmann und schwenkte im Holzsattel auf und ab schaukelnd, von seinem groben, sackleinenen Plaid umweht, die lange Peitsche über den mageren, schnell dahinstürmenden Pferden. Zur Linken breiteten sich die Niederungen des Alt aus, zur Rechten stießen hinter Mundra niedrige Diluvialhöhen dicht an die Straße und verdeckten den Blick nach dem Gebirge zu, bis wir wieder über das Diluvialplateau dahinfuhren. Die Karte giebt diesen Flächen die Bezeichnung „im Walde“ [1]), ich habe nur Weideflächen mit großen Rinder- und Büffelherden gesehen, der Wald ist bis auf einige kleine Parcellen und mehrere geschundene alte Bäume verschwunden. Wir durchfuhren das große halbsächsische Dorf Sarkany und verfolgten die Straße gegen Süd-Ost. Links neben uns war der Weingraben, ein wüster Barranco, eingeschnitten, nach rechts blickte man auf die freundlichen Wiesen am rechten Ufer des Sarkanybaches. Die Chaussee überschritt den Weingraben, so daß wir dieses traurige Bild der Verödung und Vernachlässigung zu unserer Rechten hatten. Vor uns erhoben sich die waldreichen Kuppen des Persanyer Bergzuges, an dessen Fuße im Dorfe Persany den Pferden längere Rast vergönnt wurde. Da das große, mit schmutzigen Dielen, Tischen und Wänden ausgestattete Gastzimmer wenig Anziehung für mich besaß, wanderte ich längs des Baches auf der Straße fort. Die Abendsonne vergoldete die meist mit Niederwald bedeckten Höhen, zwischen denen sich längs der Straße die Maisfelder tief ins Gebirge hinein erstrecken. Zahlreich kehrten die rumänischen Arbeiter ins Dorf zurück, manche betrachteten mich verwundert, einige redeten mich an, alle wünschten ihr „buna sare“. Endlich kam der Wagen. Die Pferde gingen im schärfsten Trabe, denn sie sollten vor einem andern Viergespann ihre Ueberlegenheit zeigen. Ohne Aufenthalt ging's freilich trotzdem nicht, bald riß ein Strang, dann drohte ein Rad die Achse zu verlassen. Mehrmals wollte der Kutscher Heu von den noch auf dem Felde arbeitenden Bauern kaufen, war er indessen nahezu mit seinem Verkäufer einig, so kam der zweite Fuhrmann ebenfalls kauflustig heran, und der Bauer forderte dann sofort doppelt und dreifach.

Das gab die ergötzlichsten Scenen; heftige Worte flogen unter lebhaften Geberden hin und wieder; die Gerber sprachen den Bauern laut ihre Mißbilligung aus, einige kletterten sogar zu diesem Zwecke aus dem Wagen. Das Endresultat aller dieser Verhandlungen war, daß beide Kutscher ohne Heu weiter fuhren. Der unsrige bekam bei der wachsenden Dunkelheit Diebsgelüste, ließ sich aber durch den lebhaften Widerspruch der Insassen seines Wagens bewegen, im Sattel zu bleiben. In der Dunkelheit fuhren wir durch das langgestreckte, rumänische Dorf Vledeny, dann trat der Mond hervor und beleuchtete unsere Straße. Einige Male stiegen wir aus, um bei stärkeren Steigungen den Gäulen ihre Arbeit zu erleichtern. Endlich kamen wir um den dunkel zu unserer Rechten aufragenden Zeidener Berg herum und hatten vor uns die im Mondlicht schimmernde Ebene des schönen Burzenlandes. Einen außerordentlich freundlichen und saubern Eindruck machten die Häuschen des Marktfleckens Zeiden, den wir fast in seiner ganzen Ausdehnung durchfuhren. Wir hielten vor einem Gasthause. Ueber die im Gastzimmer auf den Dielen schlafenden Rumänen weg gelangte ich zum Schenktisch und fragte, ob ich ein Zimmer und Abendbrot bekommen könne. Mißtrauisch betrachtete mich der sächsische Wirth, ein straffer, junger Mann mit dichtem Schnurrbart, und gab schließlich die Erklärung, das Zimmer würde wohl besetzt sein. Als ich mich jedoch nach dem Herrn Pfarrer erkundigte und erzählte, ich habe vom Herrn Bischof (so nennen die Sachsen ihren Superintendenten) Empfehlungen an ihn, ward ich in ein hübsch möblirtes Zimmer geführt und auf das Trefflichste versorgt. Wer sich längere Zeit im Fogarascher Hochgebirge aufgehalten hat, weiß ein freundliches Zimmer mit gutem Sopha und Bett und einen sauber gedeckten, gut besetzten Tisch zu würdigen.

[1]) Bongars schreibt in seinem Reisebericht von 1585: passé dans Fogaras, bourg et chateau fort et plaisant et puys à travers les boys une lieue. Couché à Soharkain.

Die Aymara-Race.

Von **Ch. Nusser** in Basel.

II.

Man kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Aymara ursprünglich ein sehr gutmüthiges, lenkbares Geschöpf gewesen sein muß, das aber durch eine mehr als dreihundertjährige, rücksichtslose, es dem Vieh gleichstellende Behandlung völlig degradirt wurde.

In vielen Stücken sind die heute herrschenden Kreolen und Mestizen um kein Haar besser als ihre spanischen Ahnen. Nimmt es da Wunder, daß sich ein Charakter gänzlich verändert, wenn der Unterdrückte die geringe Habe, die sein eigen ist, muthwillig zerstört, seine Ernten und Herden unbarmherzig geplündert sieht; er dabei in stummer Verzweiflung noch Mißhandlungen zu erdulden hat, welchen er bloß seinen innerlichen Groll, einen furchtbaren, tödtlichen Haß gegen seine Peiniger entgegensetzen kann? Soll der Indianer säen, wo er nicht erntet, wo er um das, was ihm sein Fleiß über seine gewöhnlichen Bedürfnisse einbringt, betrogen und bestohlen wird? Die jetzigen Correjidores und Geistlichen, die der Staat über ihn setzt, sind ebensoviel Geißeln, ebensoviel Blutegel, welche ihn nicht ruhen lassen.

Die Furcht vor seinen Bedrückern, der Abscheu vor Allem, was nicht seiner Race ist, ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Ein falsches, verstecktes Wesen hat er mit der Muttermilch einsaugen müssen. Er ist diebisch und, wo es ihm gelingt, betrügerisch — doch nicht immer —; wird er ja doch unausgesetzt auf gesetzliche und ungesetzliche Weise ausgezogen und hat ihn dies gelehrt Vergeltung zu üben. Sein mürrisches, verstocktes, oft höhnisches Betragen, wo er es ungestraft herauskehren kann, hat zu dem Axiom geführt, daß er nur durch Prügel zu regieren sei. Zur Schande derjenigen, welche ihn so weit gebracht haben, muß dieser Behauptung beigestimmt werden; denn schadenfroh belächelt er, der sonst nie in ein fröhliches Lachen ausbricht, die Verlegenheit, aus welcher man sich ohne seine Hülfe nicht herausziehen kann.

Sonst aber ist er unterwürfig, verschwenderisch mit seinem „Kamisaraki tatai“ („Wie geht es Dir, Väterchen?“), küßt die Hand, die ihn schlägt und wartet — wohl vergeblich — seine Stunde der Vergeltung ab. Die Zeiten der großen Indianeraufstände, in welchen der lange angesammelte Haß sich durch scheußliche Grausamkeiten Luft machte, sind vorbei. Gänzlich unfähig sich militärisch zu organisiren, werden nach Tausenden zählende tumultuarische Haufen, besonders seit Einführung der Hinterlader, von wenigen disciplinirten Soldaten überwältigt und hingeschlachtet.

Dem Indianer bleibt nichts übrig, als sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben und zu hoffen, daß gerechtere und wohlwollendere Generationen sein Loos verbessern werden. Den Ertrag der Felder hat er dem rauhen Klima, dem magern Boden der puna (Hochplateau) durch mühselige Arbeit abzuringen. Spinnend geht er mit seinem Weib hinter der Llamaherde her, mit welcher er durch unwirthliche Steppen und Gebirge viele Meilen weit Waaren transportirt; die Anfertigung so manchen Gegenstandes aus Llama- oder Schafwolle giebt den weiblichen Gliedern eines Haushaltes viel zu thun. Kurz, an Beschäftigung fehlt es nicht, und möchte daher der Vorwurf der Faulheit vielmals ein etwas übereilter sein. Der Indianer behandelt die Seinen selten schlecht und dann nur, wenn er berauscht ist. Endlos sind die Monologe, in welchen er in angeheiterter Stimmung den Gedanken, die sich in seinem Kopf aufgespeichert haben, freien Lauf läßt. Dann träumt er, wie er tapfer sein, welchen Genüssen er sich hingeben will, wie seine Feinde vor ihm zittern müssen. Wäre die bedauernswürdige Kreatur nicht ein Gegenstand des Mitleides, das plötzlich erschlossene Rednertalent würde zum Lachen reizen.

Von ihren musikalischen Instrumenten, pinquillos, kainas, flautas, welches Rohrpfeifen und Flöten unterschiedlicher Gestalt sind, nehmen sie besonders das Pinquillo auf ihren einsamen Wanderungen mit. Bergab, bergauf, ohne den Athem zu verlieren, wo ein Europäer schon nach zwanzig Schritten anhalten müßte, ertönt, wenn der Spieler guter Laune ist, die schrille, einförmige Melodie. Einen gewaltigen, die Nerven heftig aufregenden Eindruck, der sich bis zu Thränen steigern kann, bringt ihre doppelreihige Panspfeife hervor. Je nachdem sie höhere oder tiefere Töne erzeugen wollen, haben sie Instrumente von kleinerem oder größerem Format. Bei letzterem sind die Laute, welche aus weiten und langen Bambusröhren gezogen werden, von wunderbarer Wirkung. Vier oder fünf gewandte Spieler wissen diesen Pfeifen eine gewisse wilde Harmonie zu entlocken, die aber stets von einer traurigen Stimmung durchweht ist. Die lärmende Caja (eine Art Trommel) begleitet alle ihre musikalischen Produktionen. Auf weite Entfernung schlägt dieser wohlbekannte Ton oft dem Reisenden ans Ohr. Er weiß dann, daß in einer Haciende der Schutzpatron gefeiert wird. Beunruhigender ist der Ruf der Pututos, der aber selten ertönt, und bloß wenn die Indianer in Aufregung sind, sich dadurch zum Sammeln Zeichen geben, Diebe verfolgen u. s. w. Man hört diese großen mit einem Mundstück versehenen Ochsenhörner sehr weit. Als im Jahre 1870 gewissenlose Parteiführer einige Indianerdistrikte zur Theilnahme an Revolutionshändeln aufwiegelten, verursachte das Blasen der die Indianerzuzüge anführenden Pututos, besonders beim weiblichen Geschlecht, eine unheimliche Furcht vor den eigenen Verbündeten. Frauen weinten und schluchzten; es war, als ob der rachedürstende Ton, den die aufgestandenen Indianer in den Nächten der Jahre 1780 und 1811 unaufhörlich erklingen ließen, noch in den Ohren der jetzigen Generation nachklänge. Mehr noch mußte der unbefangene Zuschauer sich über das Verbrechen entrüsten, arme, nur mit der Steinschleuder (honda) und der Keule (macana) bewaffnete Indianer den damals neu eingeführten Remington-Gewehren gegenüber zu stellen.

Die christliche Religion, welche in dem für Neophyten passendsten katholischen Ritus den Indianern zugänglich gemacht wurde, ist bei ihnen zum ausgesprochenen Götzendienst herabgesunken. Hierfür ist aber nicht die Religion, sondern ihre Diener verantwortlich, welche in der Ausübung des Seelsorgerberufes nur ein einträgliches Amt sehen, und, statt die Untergebenen zu sittigen, sie durch schlechtes Beispiel de-

moralisiren. Alle religiösen Feste, und deren giebt es viele, sind ebensoviel Anlässe zu viehischer Trunkenheit.

Von allen Heiligen genießt Santiago das größte Ansehen bei den Aymaras. Sie verehren ihn wie einen zweiten Gott und glauben, daß er bei Gewitter auf seinem Schimmel die Wolken durchreite und Donner und Blitz erzeuge. In ihrer Einbildung ist der Blitz ein Funken, den das Hufeisen beim Aufschlagen auf das Himmelsgewölbe aussprüht. Wer vom Blitze getroffen wieder zum Leben erwacht, sieht in die Zukunft und ist ein Sohn des Heiligen, der, wie sein Vater, auf die höchste Verehrung Anspruch machen darf.

In einigen Gegenden herrscht der Glaube, daß das Unwetter durch einen Kampf zwischen Santiago und dem Satan verursacht wird. Um dem Heiligen zu Hülfe zu kommen, vertheilen sie auf den Gipfeln der Hügel Knaben von 8 bis 14 Jahren, welche, inmitten eines konfusen Geschreies, als seine Bundesgenossen Steine gegen die Gewitterwolken schleudern. Gewöhnlich kommt es vor, daß einige dieser Unglücklichen die Verwegenheit mit dem Tode büßen müssen, sich in diesen hohen Regionen während eines Gewitters aufzuhalten, dessen elektrische Entladungen Schlag auf Schlag folgen. In diesem Gefecht getödtete Kinder werden mit Blumen bekränzt und mit dem größten Pomp beerdigt.

Eine große Kalamität bedroht das Land, wenn die Regenzeit, die Ende November eintreten soll, sich verspätet. In den Städten erflehen große Prozessionen die Gnade des Himmels und die Indianer veranstalten nächtliche Bittgänge bei Fackelschein, bei welchen ihre Kinder splitternackt die Litaneien aufzusagen haben. Ein betäubendes Schauspiel.

Die durchsichtige, reine Luft in einer Breite, in welcher beinahe alle Konstellationen sichtbar sind, hat den Indianer bei seinen Reisen, während welcher er häufig unter freiem Himmel schläft, frühzeitig auf das Studium des Firmaments hingewiesen. Es war für ihn wichtig, die Bewegung der Sterne kennen zu lernen, um zur richtigen Stunde vor Tagesanbruch seinen Weg weiter fortzusetzen. Die Indianer wissen, daß die Venus am Morgen und am Abend der gleiche Stern ist. Wann sie sich Morgens zeigt, geben sie ihr den Namen Kantati-Ururi (Stern der Morgendämmerung); Abends heißt sie Tarpur-Kaniri (Abendlicht). Die drei Sterne des Oriongürtels heißen Chaca-Ciltu (es giebt keine Uebersetzung für diesen Ausdruck); sie wissen, daß diese Gruppe Ende Juli vor Tagesanbruch sichtbar wird. Das südliche Kreuz wird mit Guara-Guara-Cruz (Sternenkreuz) bezeichnet. Ende Mai ist der Tagesanbruch durch das zum Vorscheinkommen dieser Konstellation angezeigt. Die zwei Sterne Alpha und Beta des Centauren erhielten den Namen Kaura-Naira (Llama-Augen). Das Beta der Hyder wird Jan-jiguiri (Stern, der nicht stirbt) oder Jan-mantiri (Stern, der nicht verschwindet) benannt. Es ist der Polarstern, der den Indianer in seinen nächtlichen Wanderungen über die Puna leitet. Die zwei unter dem Namen Magellans-Wolken gekannten Nebelflecke mußten durch ihr Licht die Aufmerksamkeit des Indianers auf sich ziehen. Der größere hat den Namen Koto. Wenn in beiden Wolken eine Menge leuchtender Punkte zum Vorschein kommen, so ist es ihm ein Zeichen, daß starker Frost eintritt, weil eben die Atmosphäre ganz frei von Dünsten ist; ein Umstand, der die Entwickelung einer heftigen Kälte begünstigt. Der Indianer sagt daher: der Koto blüht, der Koto platzt in lauter Sterne, günstige Nacht um die Kartoffeln auszubreiten und Chuño zu machen. Diese Kenntniß der Zeiten und Stunden, zu welchen die auffälligsten Konstellationen erscheinen und verschwinden, ist von Vater auf Kind vererbt worden.

Durch eine anhaltende Uebung haben ihre Augen und Ohren eine außerordentliche Schärfe erlangt. Von der Spitze eines Hügels vermögen ihre Augen einen Horizont von 15 bis 20 Leguas im Umkreis zu beherrschen. Auf eine Entfernung von zwei Leguas unterscheiden sie deutlich die Thür ihrer Hütte und ihre Llamas, und auf die Distanz von einer Legua sind sie im Stande, einen Reisenden bis ins kleinste Detail zu beschreiben, das Thier, das er reitet, und die Kleidung, die er trägt.

Die Gauchos der argentinischen Republik sind als ausgezeichnete rastreadores bekannt. Die Aymaras stehen ihnen in der Kunst eine Spur (rastro) zu verfolgen nicht nach. Weder die Entfernung noch die Bodenart, steinig oder sandig, noch die unzähligen in den Wegen sich kreuzenden fremden Spuren können sie von der Richtung abbringen, welche das Objekt ihrer Nachforschungen eingeschlagen hat. Es ist begreiflich, daß der Indianer, der seinen Geist wenig mit Ideen rein spekulativer Natur quält, seine ganze Aufmerksamkeit den ihn umgebenden greifbaren Gegenständen zuwendet.

An zwei Sachen, welche sich unseren Augen als absolut gleichartig darstellen, wird er ganz charakteristische Unterschiede finden; während wir so, bloß durch in die Augen springende Merkmale, den Unterschied zwischen Früchten zu erkennen wissen, welche aus verschiedenen Gegenden stammen, findet der Indianer, in Folge einer nachhaltigern Beobachtung, Punkte, in welchen die Früchte seines Nachbars von den seinigen abweichen. Dies kann nur dadurch erklärt werden, daß die Lage, Bodenbeschaffenheit, Lufttemperatur gewisse Variationen erzeugt, die eben nur vom Indianer wahrgenommen werden können. So ist er in den heißen Yungas im Stande anzugeben, von welcher Hacienda aus seiner Nachbarschaft die ihm vorgelegten Cocablätter stammen! Aus der zu einem Gewebe verarbeiteten Llamawolle ist es ihm möglich zu beweisen, daß sie einem ihm gestohlenen Thiere angehört hatte, den Urheber des Diebstahls zu entdecken. Häufig kommen Klagen dieser Art vor den Dorf-Alkaldes zur Verhandlung, welche meistens den Schuldigen überführen und zum Geständniß seiner That bringen. Man hat sogar schon gesehen, daß sie aus aufgefundenen Knochen die Identität eines ihnen abhanden gekommenen Thieres festzustellen wußten durch die, man kann sagen, anatomische Kennzeichnung der vorgelegten Beweisstücke.

Ob die Prozeßsucht schon zu Zeiten der Incas existirt hat, oder ob sie erst durch die Spanier zur Blüthe gebracht worden ist, läßt sich nicht mehr entscheiden. Das Letztere ist jedoch das Wahrscheinlichere. Soviel ist sicher, daß die Indianer, besonders die Comunarios, ein zahlreiches Kontingent zu der Legion von Prozessen stellen, die von einem Schwarm von Winkeladvokaten systematisch ins Leben gerufen werden. Zu Bergen schwellen die Prozeßakten an. Der des Lesens und Schreibens unkundige Indianer ist aber dennoch im Stande, aus dieser Fluth von Papieren ein ihm bezeichnetes beliebiges Dokument herauszuziehen, wenn er einmal mit dessen Inhalt bekannt gemacht worden ist. Er fixirt sich hierbei einzig in die Falten, das Korn und die Struktur des Papieres. Die Gegend, die der Indianer einmal betreten hat, prägt sich seinem Gedächtniß unauslöschlich ein. Dazu gehört auf dem Hochplateau der Anden, wo mitunter viele meilenweit sich erstreckende, vegetationslose Steppen mit dem Horizont zusammenfallen, ein ganz ausgeprägter Ortssinn. Nicht allein das Sehen, auch die anderen Sinne kommen ihm bei seiner Orientirung zu Hülfe. Von vielen Beispielen nur eins. Ein Offizier hatte Depeschen an einen von der gewöhnlichen Route abliegenden Punkt zu bringen und nahm einen Indianer als Wegweiser mit. Mitten in der Nacht hält der Führer an und sagt:

„Herr, ich spüre hier einen gewissen Pflanzengeruch, den ich bei anderen Gelegenheiten nicht bemerkt habe. Ich vermuthe, daß wir eine falsche Richtung eingeschlagen haben; warten wir daher lieber den Tag ab." Als er anbrach, konnten sie sich denn auch überzeugen, daß sie vom richtigen Weg abgewichen waren.

Das Aymara ist eine arme, für Europäer aber schwer zu erlernende Sprache, welche für Begriffe und Bezeichnungen, die ihr erst seit der Eroberung nothwendig wurden, spanische Wörter aufnehmen mußte. Hat sie auch manche Anklänge an die bedeutend verbreitetere Quichua, so sind beide Sprachen doch grundverschieden, ermöglichen kein sich Verständlichmachen, wie z. B. zwischen dem Spanischen und Portugiesischen. Innerhalb der Aymara-Sprache giebt es aber wieder mit dem Ausdruck „aymara corrado" bezeichnete Dialekte, welche in ganz abgelegenen Punkten von den scheuesten und zurückhaltendsten Theilen dieses Stammes gesprochen werden.

Die Indianer, welche im Umkreis der Städte leben oder gar deren äußere Quartiere bewohnen, sind durchaus keine Repräsentanten der eigentlichen Race mehr. Die Eigenthümlichkeiten und guten Eigenschaften ihres Stammes sind ihnen schon zum größten Theil verloren gegangen. Gelehrige Schüler der bodenlosen Nichtsnutzigkeit, die in der Hefe der Städtebevölkerung herrscht, mit welcher sie in beständiger Berührung sind, macht die Trunksucht, das Faullenzen, die Unehrlichkeit auch bei ihnen erschreckende Fortschritte. Damit stehen aber in innigem Zusammenhang die täglich sich mehrenden Ausschreitungen dieses Proletariats der schlimmsten Sorte, welches leider im Beispiel der ausschlaggebenden Kreise eine Entschuldigung für sein Gebahren in Anspruch nehmen darf.

Sierra Leone im Jahre 1881.

Einen integrirenden Theil der am 3. April 1881 in Großbritannien und allen seinen Besitzungen und Kolonien vorgenommenen allgemeinen Volkszählung bildet der Report on the Census of Sierra Leone and its Dependences. Die Küste, früher ein Hauptstapelplatz des Sklavenhandels, wurde auf Anregung eines Mr. Smeatham zuerst am 8. April 1787 durch eine Zahl Neger besiedelt, welche als Freigelassene oder alte Soldaten in den Straßen Londons sich herumtrieben und nicht im Stande waren, ihr Brot zu verdienen. Mit diesen Anfängen kolonialer Entwickelung wurde Sierra Leone zu gleicher Zeit der Ausgangspunkt einer thätigen christlichen Mission, die neben dem mörderischen Klima mit der barbarischen Grausamkeit der Eingeborenen einen harten Kampf zu bestehen hatte, dem viele Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Seit jener Zeit hat die Church Missionary Society nicht weniger als 10 Millionen Mark für ihre dortigen Missionsbestrebungen verwendet.

Im Jahre 1808 wurde Sierra Leone zur Kronkolonie erhoben und namentlich zur Ansiedelung von Negern benutzt, welche die englischen Kreuzer den portugiesischen und spanischen Sklavenschiffen abjagten. Die im zehnjährigen Turnus vorgenommenen Zählungen ließen 1871 einen Rückgang der Bevölkerung von 41 624 Seelen im Jahre 1861 auf 37 000 erkennen. Derselbe findet neben einer vielleicht etwas zu hoch gegriffenen Schätzung des frühern Jahres in dem Umstande seine Erklärung, daß eine große Zahl der befreiten Neger von hier aus in ihre Heimath zurückkehrten oder doch als Arbeiter oder Händler an anderen Orten der Westküste ihren Unterhalt suchten. Die diesmalige Zählung ist nun mit peinlichster Sorgfalt vorgenommen und hat folgende Resultate ergeben:

Halbinsel Sierra Leone einschließlich von Britisch Quiah	53 862	Einw.
Die Los-Inseln	1 371	"
Rikonkeh	52	"
Steuerzahlende Faktoreien am Sierra-Leone-Fluß	100	"
Insel Tasso im Sierra-Leone-Fluß	828	"
Britisch Scherbro mit Einschluß von Bonthe, Mocolo, Mokate, Runteh, Insel York, Yelbana, Victoria, Tasso, Bendoo und Jamaica	4 333	"
Summa	60 546	Einw.

Im Vergleiche zu der Volkszählung von 1871 ergiebt das einen Zuwachs an Bevölkerung für Freetown von 7000 und für den westlichen Distrikt von 900 Seelen. Die Zahlenangabe für Scherbro wird von dem Regierungskommissär selbst als höchst unzuverlässig bezeichnet. Er persönlich schätzt die dortige Einwohnerschaft auf wenigstens 7000 bis 8000.

In diesen Ergebnissen eines bestimmten Zählungstages ist indessen eine große und stets wachsende Zahl von Händlern aus dem Innern enthalten, welche ab- und zuziehen, ohne in der Kolonie ihren Wohnsitz zu haben.

In Bezug auf die civilisatorische Entwickelung der Kolonie verdient besondere Beachtung die stetige Abnahme jener kleinen Hütten aus Stroh- und Flechtwerk mit rohem Lehmbewurf, in denen noch 1871 die Mehrzahl der Eingeborenen lebte. Neben einer erheblichen Zahl besserer Häuser ist die größere Hälfte aller Wohngebäude jetzt massiv aus Steinen ausgeführt oder besteht aus Fachwerk mit eingesetzten Ziegeln. Leider erwächst der immer stärker hervortretenden Neigung zum Erwerb eines eigenen Hauses und damit verbundene Seßhaftigkeit eine bedeutende Schwierigkeit in den Verwüstungen, welche durch die starken Regengüsse, deren Jahreshöhe durchschnittlich 160 Zoll erreicht, an solchen Gebäuden wiederzukehren pflegen, die nicht im besten baulichen Zustande erhalten werden.

Die weiße Bevölkerung von Sierra Leone betrug, einschließlich der Dependenzen und der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe, nur 271. Von den 163 „Seßhaften" waren 113 Engländer, 15 Franzosen, 4 Portugiesen, kein Spanier. Der Rest zersplitterte sich auf die anderen Nationalitäten.

Der Bericht betont die bunte Mischung der farbigen Bevölkerung, wie solche in keiner zweiten britischen Besitzung zu Tage treten dürfte. Mehr als sechzig Sprachen und Idiome hört man auf den Straßen Freetowns reden, von denen allerdings nur eine kleine Zahl als bestimmten Stämmen angehörig hat festgestellt werden können. Ebensowenig kann die Mehrzahl der Bevölkerung ihre Abstammung auf einzelne Negerstämme zurückführen, vielmehr erreichte als bestes Kennzeichen für den Ursprung der Kolonie bei der Volkszählung die Kolumne: Befreite Afrikaner und ihre Nachkommen, die Höhe von 35 430. Die Fusion dieser befreiten Neger zu einem einheitlichen Ganzen hat sich unter

der Herrschaft des christlichen Glaubens in solchem Umfange vollzogen, daß seit 50 Jahren kein Stammesaufruhr mehr vorgekommen ist.

Eine kurze Charakteristik der umwohnenden Negerstämme, mit welchen die Kolonie in mehr oder minder enger Beziehung steht, ergiebt, daß die zahlreichen Timani, welche unmittelbar an der Grenze von Quiah hausen, als unredlich und indolent gelten und noch auf niedriger Kulturstufe stehen. Eine günstigere Beurtheilung erfährt die kluge Geschicklichkeit und die Betriebsamkeit der Mandingo, doch muß dies Lob auch zum großen Theil auf den arabischen Dolmetscher der Regierungskommission, welcher ihrem Stamme angehört, zurückgeführt werden. Die Fuluna sind schmutzig, aber reich, die Suu fleißig und arbeitsam, soweit der Afrikaner überhaupt arbeitet. Die kriegerischen Mendi sind Freunde der Briten und haben diesen auch im Assantikriege Hülfe geleistet.

Seit 1816 hat sich eine bedeutende Zahl von Kru-Negern in Sierra Leone niedergelassen und der Mehrheit nach zum Christenthum bekehrt. Der ganze Stamm der Kru ist europäischer Gesittung zugänglicher, wie die meisten anderen Schwarzen. Sie sind als Matrosen viel begehrt und man hält sie für Handel und Schifffahrt an der afrikanischen Westküste geradezu für unentbehrlich. Sie bilden allenthalben einen Staat im Staate, und wie in Freetown ein aus ihrer Mitte gewählter Führer ihre inneren Streitigkeiten schlichtet, so pflegt selbst an Bord und innerhalb der strengen Disciplin eines Kriegsschiffes dem Obmann der Kruboys die Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Seinen und ihre summarische Bestrafung thatsächlich zugestanden zu werden.

Der innere Zustand der Kolonie ist in mancher Hinsicht nicht befriedigend. Es fehlt an landwirthschaftlichen Arbeitern in einem Maße, daß der Regierungskommissär zur Beendigung dieses ungesunden Zustandes ein gewaltsames Einschreiten befürwortet. Thatsächlich ernährt sich die Kolonie nicht aus sich selbst heraus, sondern ist auf die Zufuhr der nachbarlichen eingeborenen Stämme angewiesen, welche die Bodenkultur durch Sklavenhände fördern, und würde geradezu zerfallen, wenn Straßen und Verkehrswege nach dem Innern gesperrt blieben, während die Zahl der müssigen Bettler unverhältnißmäßig groß und in stetem Zunehmen begriffen ist.

Dagegen zeigt sich in der Kolonie eine mit den eigenthümlichen Charaktereigenschaften der schwarzen Race im innigsten Zusammenhange stehende Neigung zur Hervorkehrung äußern unberechtigten Scheins. Krämer nennen sich Handelsherren und Lehrlinge der verschiedensten Handwerke möchten ohne Wissen und Erfahrung als Künstler auftreten. Dies ist um so bedauerlicher, als bei der natürlichen Anlage unter rechtzeitiger Anleitung in Kurzem ein tüchtiger Handwerksstand sich herausbilden könnte. Das Schneiderhandwerk wird bevorzugt und die große Zahl der kleinen Höker und Krämer bildet 23 Proc. der Gesammtbevölkerung.

Unter den 39444 Christen gehören 18860 der englischen Hochkirche an, 17098 sind Wesleyaner und 369 römische Katholiken. Die Kolonie, namentlich aber Freetown, kann sich des Besitzes einer unverhältnißmäßig bedeutenden Zahl von Kirchen, Kapellen und Bethäusern rühmen, welche von den verschiedenen Kirchengemeinschaften mit ihrer gesammten Seelsorge dotirt werden. Die Zahl der Mohammedaner ist seit der letzten Zählung auf 5178 gestiegen. Die Ursache dieser Zunahme, unter der mancher proselytische Uebertritt verzeichnet werden kann, ist nicht genau erkennbar, läßt sich aber jedenfalls nicht lediglich auf die wachsende Zahl der durchziehenden Händler zurückführen. Die Hälfte der 16000 Heiden kommt auf das erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit zu England gehörige Gebiet von Quiah und Scherbro, wo damit der eifrigen Missionsthätigkeit ein wirksames Arbeitsfeld sich bietet.

Herrmann Vogt.

Die mexikanische Gemeinde Huexutla.

Von **Karl Lamp.**

Die nachfolgenden Angaben sind einer statistischen Aufnahme der mexikanischen Municipalität Huexutla entnommen, welche die Gemeindebehörde derselben, wie es scheint, auf eigenen Antrieb und mit eigenen Mitteln, ohne Unterstützung und Befehl des Staats Hidalgo, zu dem sie gehört, im Jahre 1873 vornahm und welche im selben Jahre in einem boletin des ersten Bandes der dritten Epoche der „Sociedad mejicana de Geografia y Estadistica“ veröffentlicht ward.

Der Municipal-Präsident macht zu der Aufnahme die Bemerkung, sie sei verhältnißmäßig genau, könne aber nicht Anspruch darauf machen, es ganz zu sein; denn abgesehen davon, daß die mit der Aufnahme beauftragten Personen wegen mangelnder Gewöhnung nicht hinlänglich dafür befähigt seien, „machen vor Allem die Aufzunehmenden Schwierigkeiten, weil sie in der Furcht leben, die Aufnahme habe nur zum Zwecke der Auflegung neuer Steuern und der Aushebung von Soldaten statt, eine Furcht, die in der Praxis früherer Zeiten ihren guten Grund hat.“

Nach der Aufnahme beträgt die Gesammtzahl der Einwohner der Municipalität 19458. Davon sind männlichen Geschlechtes 9608, weiblichen 9850, so daß das Verhältniß des erstern zu dem letztern wie 100:102,51 ist. Darunter sind 7837 von den Azteken und 1735 aus Mischehen zwischen Azteken und Spaniern stammende Männer; Abkömmlinge von anderen Racen sind sehr selten; es kommen demnach auf je 100 eingeborene 22,03 nicht eingeborene Männer. Es giebt 7911 eingeborene und 1913 nicht eingeborene Weiber, so daß auf je 100 der ersteren 24,51 der letzteren entfallen. Innerhalb der eingeborenen Bevölkerung kommen also auf 100 Männer 100,48, innerhalb der nicht eingeborenen 111,75 Personen weiblichen Geschlechts.

Diese Daten nun geben uns zu folgenden Bemerkungen Anlaß.

Zunächst fällt die Größe des Gemeindeverbandes auf. Die Municipalität begreift in sich 19 Ortschaften und 19458 Einwohner. Das ist ein sehr ausgedehnter Bezirk. Doch ist Huexutla nicht etwa eine Ausnahme. Vielmehr erscheinen alle mexikanischen Municipalitäten groß, namentlich wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung dünn gesäet ist und daher einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt. Nach den Reformgesetzen muß eine Municipalität

mindestens 3000 Einwohner zählen. Ob diese Bestimmung die bewußte Tendenz hat, zu nivelliren, wie das im Sinne der Reformpartei lag, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls wirkt sie in dieser Richtung. Denn da ihr zufolge in der Regel mehrere Ortschaften zusammengeworfen werden müssen, um eine Municipalität zu bilden, und da in der größten derselben sich meistens ein und der andere Spanier, Kreole, Mischling, kurz spanisch redende, den Indiern an Intelligenz überlegene Mensch findet, so liegt es nahe, daß den Leuten dieser Art die Leitung der Geschäfte der Gemeinde, der festen Burg des eingeborenen Wesens, in die Hand fällt. Das ist in der Nähe der größeren Städte thatsächlich der Fall. In den entlegeneren Gegenden wissen sich die Indier besser gegen diese Gefahr zu wehren. So z. B. wählen sie in der Gemeinde Tlaxiaco, Staats Oaxaca, deren Bevölkerung von ortsanwesenden Personen auf 12 000 — eine übrigens, wie ich glaube, übertriebene Zahl — geschätzt wird, in das aus neun Mitgliedern bestehende Ajuntamiento aus Mißtrauen stetig sieben Personen ihrer eigenen Race.

Nach welchen Gesichtspunkten man den Unterschied der Racen festgestellt habe, geht nicht direkt aus der Aufstellung hervor. Die Hautfarbe und der Typus sind dafür nach meiner Meinung ein nicht zureichendes Kriterium; denn die Mischlinge sind in der Mehrzahl ungefähr eben so dunkel gefärbt, wie die Indier. Als wirklich unterscheidende Merkmale sind nach meiner Ueberzeugung nur anzusehen — und werden hier angesehen worden sein — die Sprache und Tracht, die Sitte und Lebensweise, wonach die mexikanische Bevölkerung sich in eine an der Scholle klebende und sie bebauende, nach uralter Sitte lebende, die einheimischen Sprachen redende und andererseits in das „fahrende", wenn wir so sagen dürfen, spanisch sprechende Volk theilt. Diese verschiedene Lebensweise der beiden Racen ist, wie auch der Municipalpräsident ausdrücklich hervorhebt, der Grund des Umstandes, daß bei den spanisch Redenden die Zahl des männlichen Geschlechts zu dem weiblichen in einem merkwürdigen Mißverhältnisse steht, während sie bei den Eingeborenen eine normale ist. Wie der Präsident sagt, geht ein sehr großer Theil der großjährigen Männer spanischer oder gemischter Race regelmäßig nach auswärts, sei es im Gefolge der inneren Kriege, sei es, um auf andere Weise ihr Glück zu versuchen, und geht darüber theilweise zu Grunde, während die Frauen in der Regel bleiben und daher ebensowenig decimirt werden wie die Indier beider Geschlechter, die nie, außer wenn sie gezwungen werden, ihre heimathliche Scholle verlassen, unter denen der Sohn im väterlichen Hause bleibt, bis er sich in demselben Gemeindebezirk einen eigenen Hausstand gründet und die daher trotz harter Feldarbeit auf einem Boden, der sumpfig ist und dessen mittlere Temperatur 24° Celsius beträgt, sich gesund erhalten.

Genau zu sagen, welchen Werth die Daten dieser Statistik einer einzelnen mexikanischen Gemeinde für die Beurtheilung der gesellschaftlichen Verhältnisse ganz Mexikos haben, ist nicht möglich. Vielleicht geht man nicht sehr irre, wenn man annimmt, daß — abgesehen von dem spanisch redenden, übrigens sehr dünn bevölkerten Norden — die Verhältnisse in dem bei Weitem größten Theile Mexikos ähnlich seien. Huexutla gehört geographisch in das Flußgebiet des Pánuco, die sogenannte Huasteka, die, wie alle den großen Mittelpunkten des Verkehrs nicht ganz nahe liegenden und gebirgigen Gegenden in Mexiko in hohem Grade und mit Bewußtsein indisch geblieben sind.

Zum Schluß werde noch erwähnt, daß nach der Angabe der Aufnahme von den 19 458 Einwohnern der Municipalität 831 lesen und schreiben konnten, während 292 andere des Lesens allein mächtig waren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem „Kuryer Poznanski" haben im Jahre 1881 die Polen der Provinz Posen im Ganzen 73142 Morgen Großgrundbesitzes an die Deutschen verloren, d. h. bedeutend mehr als in den drei Jahren 1878 bis 1880 zusammengenommen. Denn 1878 verloren sie 37756 M., 1879 nur 7236 und 1880 8897, zusammen 53889 Morgen (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 191). Für das laufende Jahr 1882 wird sich dieses Zurückgehen des polnischen Grundbesitzes vielleicht noch größer herausstellen, da nach dem „Kuryer Poznanski" gegenwärtig mehr als 140 Gutsbesitzer der Provinz, darunter sehr viele Polen, ihre Güter zum Verkaufe anbieten.

— Nach der „A. Z." hat die letzte Volkszählung das überraschende Ergebniß zu Tage gefördert, daß in Budapest bei einer Gesammtbevölkerung von 360551 Einwohnern 119902 Deutsche leben, während sich die Zahl der Magyaren auf 198742 beläuft; der Rest vertheilt sich auf die übrigen Nationalitäten. Dazu bemerkt die „Deutsche Ztg." u. a.: „Also ein volles Drittel der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt bekennt sich zur deutschen Muttersprache! Außerdem wird man wohl nicht irregehen, wenn man einen großen Theil der 198742, welche sich als Magyaren ausgeben, für die deutsche Nationalität reklamirt, so daß man wohl mit gutem Grund behaupten kann, die Hälfte der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt bedient sich der deutschen Umgangssprache. Und für diese deutsche Bevölkerung, welche der Bewohnerzahl der Hauptstadt eines deutschen Königreiches gleichkommt, ist keine einzige Mittelschule vorhanden. Kein deutsches Schriftstück wird bei Amt und Gericht angenommen."

— Im December 1881 sind in Griechenland und besonders in Attika so heftige Regengüsse gefallen, daß die Verbindung zwischen Athen und dem Piräus zeitweise unterbrochen war und selbst die Eisenbahn nicht funktionirte; in Eleusis wurden ganze Häuser weggerissen und die fruchtbare attische Ebene zum Theil verwüstet. Bei Aetolikon (unweit Missolonghi) fand sogar eine Art vulkanischer Eruption statt, durch welche Millionen von Fischen ans Land geschleudert wurden; im ganzen Orte wurde ein intensiver Schwefelgeruch wahrgenommen, und die erschreckten Einwohner, welche das Ende der Welt gekommen glaubten, eilten in die Kirche der Gottesmutter, um Gott und die Heiligen um Hilfe anzurufen.

— Astrachans Reichthum — schreibt ein Korrespondent der „Times" („The Mail" 28. December 1881, S. 2) — stammt von seinen Fischereien. Die Wolga, die zahlreichen Wasserläufe ihres Deltas und die nördlichen Gestade des Kaspischen Meeres „enthalten mehr Fische als die Küsten Norwegens und Neufundlands zusammmengenommen," heißt es dort zu Lande. Die beim Fange derselben verwendeten Netze würden, wenn man sie ihrer ganzen Länge nach auf

dem Erdboden neben einander legte, „eine Linie von 40000 Werst Länge bedecken oder zweifach die Entfernung von St. Petersburg nach Taschkend und zurück." Der jährliche Ertrag der Astrachaner Fischereien an Heringen, Stören, Sterlet, Lachsen, Hechten, Elsen u. s. w. beläuft sich auf 10 Millionen Pud (zu 36 engl. Pfund) im Werthe von 20 Millionen Rubel, wovon auf den Hering allein, von welchem 100 Millionen Stück gefangen werden, vier Millionen Rubel entfallen, obwohl der halbe Fang zu Thran ausgekocht wird und trotzdem daß bis jetzt so raubmäßig, ungeschickt und unbedachtsam gefischt worden ist, daß einige bessere Fischsorten, wie der Stör, schon empfindliche Abnahme zeigen. Außerdem werden andere Sorten, welche man als werthlos wegwarf, jetzt gefangen und auf den Markt gebracht nach dem Grundsatze: „Alles, was ins Netz geht, ist Fisch." Mit Ausnahme des Kaviar, der über die ganze Welt verschickt wird, ist der ganze Ertrag dieser Fischereien im gesalzenen oder gepökelten Zustande für den einheimischen Verbrauch bestimmt, da die russische Geistlichkeit ebenso wie die römisch-katholische das „Apostel-Handwerk" durch lange und häufige Fastenzeiten kräftig unterstützt. Gefischt wird hier besonders im Frühling und Herbst; aber auch im Winter findet keine namhafte Unterbrechung statt, indem man das Eis aufschlägt und die Netze unter der Eisdecke von Loch zu Loch hinzieht.

Der Korrespondent besuchte in einem kleinen Dampfer einige der Fischereien und Etablissements zum Einsalzen und Pökeln; er fand dort zwar in Bezug auf Reinlichkeit und gesunde Oekonomie manche Anstände, sah aber zugleich, daß in der That Astrachans Reichthum als Fischereistation unbegrenzt und unerschöpflich ist.

Wenn im Spätfrühjahr die Wolga die in nördlicheren Breiten gefallenen Schneemassen in geschmolzenem Zustande herabwälzt, bildet die Stadt Astrachan an der Spitze des Deltas eine Insel im weiten Meere, deren tiefste Theile nur durch Dämme vor der Ueberschwemmung geschützt werden. Die acht Hauptarme und hundert kleineren Kanäle und Wasserläufe des Deltas fließen dann in eine weite See zusammen, aus welcher hier und da isolirte Dörfer hervorragen mit Blockhäusern, langen, weiß angestrichenen Gebäuden und hohen Kuppelkirchen, alles, wie die Stadt, durch Dämme geschützt; es sind tatarische, kalmückische, kosakische Dörfer, zumeist Fischereiplätze. In solcher Weise ist eine Bevölkerung von 20000 bis 30000 Seelen über die kahlen Sandbänke, Dünen und Sandhügel zerstreut, Leute von allen Racen, Farben und Religionen, alle bei den Fischereien angestellt, die Tataren und Kalmüken als Handarbeiter, Russen und andere Europäer als Aufseher, Vorarbeiter und geschickte Handwerker; denn die Russen repräsentiren hier die Intelligenz, während die rohe Kraft von den unterjochten Asiaten, sowie von dem schwächern Geschlecht geliefert wird. Die Weiber thun hier die meiste Arbeit und erhalten nur den halben Lohn (20 Kopeken), wie die Männer (40 K.). So ist es Regel in ganz Rußland. So wird auch z. B. alles Holz, welches die Dampfer der verschiedenen Kompagnien auf der Wolga und ihren Nebenflüssen brennen, in schweren Lasten auf Weiberschultern von den Landeplätzen auf die Schiffe geschafft.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft zu St. Petersburg vom 7. (19.) Oktober machte Oberst Tillo Mittheilungen über seine Beobachtungen der Inklination und Deklination der Magnetnadel innerhalb der Grenzen des russischen Reiches; seine Beobachtungen erfolgten auf den Linien zwischen Tomsk und Krakau einerseits, zwischen Petersburg und Tiflis andererseits. Außer der „Magnetischen Karte des Europäischen Rußland", welche alle von 1820 bis 1880 vorgenommenen Beobachtungen, etwa 700 an der Zahl, zur Anschauung bringt, und die während des geographischen Kongresses in Venedig ausgestellt war, legte Herr Tillo noch drei neue Karten vor und zwar a) eine Karte des Europäischen Rußland mit den Linien gleicher Deklination und Inklination für die Jahre 1842 und 1880; b) eine Karte des Europäischen Rußland mit den Linien der gleichen stetigen Veränderung der Deklination, welche zeigt, daß im Osten Rußlands die Deklination alljährlich um 3 Minuten, im Westen aber um 7 Minuten abnimmt, und c) dieselbe Karte mit den Linien der gleichen stetigen Veränderung der Inklination, nach der die Inklination im Osten Rußlands alljährlich um eine Minute zunimmt, im Westen aber um je zwei Minuten abnimmt. Die Bedeutung dieser Karten liegt darin, daß sie die Möglichkeit gewähren, für jeden Ort des Europäischen Rußland nicht nur für das Jahr 1882, sondern auch für jeden anderen, freilich nicht zu entfernten Zeitpunkt die Deklination und Inklination der Magnetnadel genau anzugeben.

Asien.

— Dem „Kawkaz" zufolge war unter den Gegenständen, welche dem Archäologischen Kongreß in Tiflis vorgelegt wurden, mit das Bemerkenswertheste eine „Karte der Alterthümer des Kuban-Gebietes" von Felitzyn, welche zeigt, daß dieses Gebiet, von dem man bisher nur sehr unbestimmte und dürftige Kenntnisse hatte, ein ungewöhnlich mannigfaltiges und reiches Material enthält zur Wiederherstellung der Kenntniß einer von der Erdoberfläche verschwundenen Kultur von Völkern, deren Geschichte bis dahin unbekannt geblieben war. Felitzyn legte auch u. a. einige Photographien von Dolmen — riesigen megalithischen Aufbauten — vor, die in den Schluchten und auf den Höhen des Transkuban-Gebietes zerstreut liegen, und deren Herkunft zu erklären die Wissenschaft bis jetzt noch nicht einmal in Angriff genommen hat.

— Der „Kawkaz" schreibt: Bei dem Bau der Eisenbahn im Transkaspischen Gebiet hat man anläßlich der Aufsuchung von Trinkwasser durch Zufall auch reiche Mineralquellen entdeckt. Die Walachanskischen Höhen, die ein Gebiet von etwa 20 Q.-Werst bedecken, bestehen aus verschiedenfarbigem Sandstein und Thon. Nähert man sich ihnen, so hört man schon Geräusch und bemerkt den sauern Geruch, dann sieht man bald an verschiedenen Stellen blutige Bäche mit alkalischem Wasser, salzig und bittersalzig von Geschmack, die dunkelfarbiges Eisenvitriol absetzen, mit dem der ganze Boden der Quellen bedeckt ist. Die Temperatur der Quellen nähert sich dem Siedepunkt, daher entsteht das Geräusch. Außerdem sind dort Lager von Schwefel, Asphalt und Naphta aufgefunden worden.

Afrika.

— Am 13. Januar hatten wir das Vergnügen, Dr. Max Buchner gesund und frisch in Berlin wieder begrüßen zu können. Er gedenkt möglichst rasch seine in Westafrika und dem Lunda-Reiche gesammelten wissenschaftlichen Ergebnisse zu verarbeiten, um dann wiederum nach dem schwarzen Erdtheile zurückzukehren, wo er sein Arbeitsfeld voraussichtlich nach dem Congo verlegen wird.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

I.

Der Doppelcharakter Belgiens in Bezug auf Sprache und Nationalität seiner Bewohner tritt fast an keinem Orte des Landes noch so deutlich erkennbar zu Tage, wie gerade in Brüssel. Schon von altersher bestanden hier das französische und das vlämische Element räumlich geschieden neben einander, und wenn auch die Neuzeit die unsichtbare, aber naturgemäße Kluft zwischen beiden überbrückt hat, eine wesentliche Aenderung hat darum doch nicht stattgefunden. Noch heute gehört der untere, nordwestliche Theil der Stadt, das alte Brüssel oder Broekfele im eigentlichen Sinne (Broek = Bruch oder Sumpf — Broekfele = Sumpfstätte), das sich mit seinen alterthümlichen Gebäuden und verkehrsreichen Straßen auf dem feuchten Grunde des Senne-Thales, und von den zahlreichen Armen des Flüßchens durchschnitten, ausbreitet, fast ausschließlich dem Handel und Gewerbe treibenden Bürgerstande, und somit der vlämischen Sprache und Sitte an. In dem südöstlichen, höher gelegenen Theile, der Oberstadt, dagegen, von wo vor Jahrhunderten schon die Schlösser der brabantischen und burgundischen Herzöge und ihres Adels das Land beherrschten, wo heute das königliche Schloß, die Parlamentshäuser, die Ministerien und verschiedene andere großartige Regierungsgebäude stehen, haben sich begreiflicherweise auch die höheren, d. h. die französischredenden Klassen der Bevölkerung niedergelassen. Und wenn es auch unter der heutigen Brüsseler Generation kaum noch ein Kind geben dürfte, das nicht fast unbewußt die beiden Sprachen erlernte, so werden doch voraussichtlich die obere und die untere Stadt sich noch lange durch ihre Bevorzugung der französischen, resp. vlämischen Sprache und Sitte von einander unterscheiden.

Im Jahre 1731 von einem furchtbaren Brande heimgesucht, der sie fast gänzlich zerstörte, hat die obere Stadt nur wenige ältere Bauwerke aufzuweisen; ihre herrlichen Paläste aber, ihr Park und ihre breiten, schön angelegten Straßen können einen Vergleich mit den modernen, prachtvollen Stadttheilen anderer europäischer Hauptstädte wohl aushalten. Was die untere Stadt anbetrifft, so hat sie nach dem Muster von Paris, mit dem der Brüsseler seine Vaterstadt ja so gern vergleichen hört, auch ihre Aera Haußmann durchmachen müssen. Zum Leidwesen aller Bewunderer mittelalterlicher Städte, zur Genugthuung aber aller Verfechter der Theorien für öffentliche Gesundheitspflege, fand sich vor etwa zwanzig Jahren eine englische Aktiengesellschaft, die es unternahm, durch Anlage großartiger, die Stadt von Norden nach Süden durchschneidender Boulevards dem alten Brüssel Luft und Licht zu verschaffen. Unbarmherzig wurden ungeheure Häuserquadrate niedergelegt, mußten zahlreiche Gassen und Sackgassen, in denen jeder gelegentlich fahrende Wagen die des Weges Kommenden zwang, sich dicht an die Häuser zu drücken, mußten die übelriechenden Gräben und Kanäle, die alle Abfälle aus den Häusern aufzunehmen pflegten, mußte sogar eine 2150 m lange Strecke des Flusses selber verschwinden. Es wurde drainirt und regulirt; das träge dahinfließende, trübe Wasser, das fast in jedem Frühjahr die Gassen an den Ufern überschwemmt und die Bewohner derselben aus den Häusern vertrieben

oder zum Verkehr auf Booten gezwungen hatte, wurde in einen breiten gemauerten und überwölbten Kanal geleitet, in dem es jetzt unter dem neuen glänzenden Stadttheile entlang strömt. Die alten Brüsseler beklagen noch heute den Verlust der Aussichten, die man von den Brücken über jenen Theil der Senne genoß, und deren jede ein malerisches Kabinetsstück abgeben konnte: Aussichten auf alte Mühlen, Brauereien und Färbereien, auf das über ihre Räder und die großen Schleusen stürzende Wasser, das seinen gelblichen Schaum in großen Flocken an die Uferränder spülte; auf das alterthümliche, von der Feuchtigkeit geschwärzte, stellenweis mit dichtem Moose bewachsene Holzwerk der Hinterhäuser, das in Gallerien und Erkervorsprüngen weit über das Wasser ragte, manchmal als kleiner hängender Garten mit Nelken- und Resedatöpfen besetzt, oder, was öfter der Fall war und die malerische Schönheit des Ganzen noch erhöhte, von den Bewohnern der Ufergassen zum Trocknen und Lüften von Kleidern benutzt, wobei dann die Vorliebe des niedern vlämischen Volkes für grelle Farben zur glücklichsten Wirkung kam.

Die stattlichen Häuserreihen der neuen Boulevards, des Boulevard Central, Boulevard du Nord, de la Senne, d'Anspach, du Hainaut, weisen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit reichster Architektur auf, ein Gewinn, den man durch ein Konkurrenzausschreiben für 20 der besten Façaden erzielte, wobei die Munificenz der Stadt Preise von 20 000 Fr.

Der Brüsseler Park nach der Place Royale hin.

an abwärts gewährte. Die größte Zierde der neuen Anlage aber ist die ungefähr im Mittelpunkte der Stadt, zwischen der Rue des Fripiers und dem Boulevard Central, belegene Neue Börse. Mit einem Kostenaufwande von vier Millionen Francs wurde sie nach den Entwürfen des Architekten Suys jr. im reichsten Styl Louis' XIV. ausgeführt, und so nimmt sie heute mit ihrem großartigen Portikus von acht korinthischen Säulen, zu dem eine breite Freitreppe hinaufführt, mit der Menge herrlicher Skulpturen, die einen reichen, aber nirgends aufdringlich oder überladen erscheinenden Schmuck bilden, sowohl in Bezug auf äußeres Ansehen, als auch auf zweckmäßige Einrichtung der Innenräume eine hervorragende Stelle ein unter den der gleichen Bestimmung dienenden Gebäuden des Kontinents. Eigenartig, aber eben durchaus zweckentsprechend ist die Form des Hauptsaales; er bildet ein großes Kreuz, dessen Langhaus 43 m lang ist und das Gebäude in seiner ganzen Tiefe durchschneidet, während das Querhaus eine Länge von 37 m hat; in den Ecken liegen vier kleinere Säle, über der Kreuzung des Hauptsaales aber erhebt sich eine säulengetragene Kuppel.

Anders als mit diesem Prachtbau, der für den großartigen Handelsverkehr der belgischen Hauptstadt schon längst ein Bedürfniß war, verhält es sich freilich bis jetzt noch mit den prunkvollen Straßenanlagen. Mit Erstaunen sieht der Fremde die verhältnißmäßige Oede der auf geräuschvollen Verkehr berechneten breiten Boulevards, die schier zahllose Menge großer gelber Zettel mit dem verhängnißvollen: „A louer“ hinter den Spiegelscheiben der eleganten Etagen und die wenig einladend, ja, meist dürftig aussehenden Waarenauslagen in den Schaufenstern der Läden. Das geschäft-

liche Leben und Treiben der Stadt, für das hier Hauptadern geschaffen werden sollten, bevorzugt heute noch unverändert den alten engen Stadttheil weiter nach Osten, zwischen dem großen Marktplatze und der Kathedrale, den beiden hervorragenden Denkmälern des alten Brüssel, auf die wir weiter unten noch zurückkommen. Der konservative, kleinbürgerliche Sinn des eingefleischten Brüsselers sträubt sich instinktiv lange gegen alle Neuerungen, und so wird es auch noch eine gute Zeit währen, bis der behäbige Bürgerstand, der reich gewordene Krämer oder Handwerker, sich dazu entschließt, die nach der Schablone angelegten Wohnungen der großen Miethshäuser zu beziehen. Das eigene kleine Haus, das er allein mit seiner Familie bewohnt, das er sich seiner Bequemlichkeit und seinem Geschmack gemäß einrichtet, ist eben das Ideal des Brüsseler Bürgers, und seitdem die zunehmende Theuerung von Grund und Boden ihm die Erreichung dieses Ideals in der Stadt selber zu sehr erschwert, hat eine wahre Völkerwanderung in die Umgegend begonnen. Immer weiter haben sich die Vorstädte ausgedehnt, neun benachbarte Dörfer sind in dieselben hineingezogen worden, und selbst von ihren äußersten Punkten erblickt man allenthalben weit in die Felder vorgeschoben die kleinen, von Sauberkeit strahlenden Häuser mit ihren Miniaturgärten, in denen der Brüsseler Bürger die Freuden des Landlebens genießt, sich mit Garten- und meist auch mit Vogelzucht aller Art beschäftigt. Wo die Mittel zur Erwerbung eines solchen Besitzthums nicht ausreichen, da begnügt sich der in der Stadt ansässige Bürger auch wohl damit, sich draußen ein sogenanntes „vide-bouteille“ anzulegen, einen kleinen, meist nur aus einem einzigen Raume bestehenden Pavillon, mit einem glockenbehangenen chinesischen oder in anderer Art phantastisch geformten Dache, in dem er an Sonn- und Festtagen mit seiner Familie und einigen Freunden jene substantiellen Gelage abhält, die zu den Hauptfreuden des echten Vlamingers gehören. Hand in Hand mit diesem Behagen an der eigenen Häuslichkeit und ihren Freuden geht denn auch der joviale, für derbe, harmlose Späße stets empfängliche Sinn des Brüsseler Volkes, der sich vorzüglich bei der Kirmeß und den Nationalfesten der Septembertage zu zeigen pflegt, und der, wie man zutreffend bemerkt hat, in dem alten Lieblingswahrzeichen der Stadt, dem berühmten Manneken-Pis, personificirt erscheint. Unsterblich ist das Vergnügen und der Stolz, mit dem das Volk den kleinen, naiv-derben, ehernen Brunnengott betrachtet, und es wurde fast wie ein nationales Unglück betrachtet, als im Jahre 1817 die drollige, etwa einen Meter hohe Figur (ein Werk Duquesnoy's aus dem Jahre 1619) durch unberufene Hand plötzlich von ihrem angestammten Platze entfernt worden war. Nach alter Sitte wird das Manneken, „le plus ancien bourgeois de Bruxelles,“ wie das Volk ihn gern zu nennen pflegt, bei allen festlichen Gelegenheiten angekleidet. Sein sogenannter Kammerdiener, der die jedesmalige Ausschmückung zu besorgen und seine acht Anzüge in Ordnung zu halten hat, empfängt aus einem eigenen und bis in unsere Tage noch immer durch Legate sich vergrößernden Fonds ein jährliches Gehalt von 200 Fr. Um den Einwohnern Brüs-

Die neue Börse in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

Die neuen Brüsseler Boulevards (Boulevard du Nord und Boulevard Anspach). (Nach einer Photographie.)

sels eine Freude zu machen, hat Ludwig XV. seinerzeit sogar den kleinen Mann mit dem Ludwigskreuze dekorirt.

Kann man aus diesem kindlichen Spaße an dem originellen kleinen Bildwerke auch beim besten Willen nicht auf eine kunstsinnige Richtung des Brüsseler Volkes schließen, so wird man doch bei genauerem Studium des Volkslebens mit Erstaunen gerade in den niederen Schichten des Volkes eine gewisse Liebe für die Kunst wahrnehmen, die sich auf die verschiedenste Weise offenbart. Daß in den höheren Klassen als ein Erbtheil der alten niederländischen Kunstblüthe und angeregt durch die vielen reichen Sammlungen der Stadt ein lebhaftes Interesse für Malerei sich kund giebt, ist wohl begreiflich; daß es aber unter dem kleinen Bürgerstande, unter Handwerkern und kleinen Ladenbesitzern, gar viele giebt, denen der Besitz eines rissigen Stückes bemalter Leinwand in einem alt aussehenden Rahmen die einzige Poesie in ihrem arbeitsamen, einförmigen, ja oft bedürftigen Leben repräsentirt, und die sich von diesem vermeintlichen Schatze um keinen Preis trennen wollen, ist charakteristisch. Leider gehört es denn auch nicht zu den Seltenheiten, daß diese bescheidenen Kunstliebhaber, nachdem es ihnen erst einmal geglückt ist, auf irgend einer Auktion ein Pendant zu ihrem Schatze zu erwerben, das sie immer weit über den Werth, oft auch weit über ihre Mittel bezahlen, von einer unseligen Sammelwuth ergriffen werden, die sie ohne jedes Verständniß, aber mit desto mehr Eifer und Liebe auf die

Das Manneken-Pis. (Nach einer Photographie.)

Bilderjagd ausgehen und ihr eigentliches Geschäft gänzlich vernachlässigen läßt.

Die in ganz Belgien heimische Pflege der Musik findet bekanntlich in Brüssel ihre Hauptvertreter; große Musikaufführungen des Konservatoriums, gemischte Koncerte, die berühmten Militärmusiken, dazu die vortrefflichen Leistungen der Oper im Théatre de la Monnaie nehmen zeitweise das ganze Interesse der höheren Klassen in Anspruch; in den unteren aber hat das in Brüssel gerade so lebhaft florirende Vereinswesen eine Menge von musikalischen Gesellschaften und Vereinen entstehen lassen, die sich an die schwierigsten Aufgaben wagen und denselben meist in ebenso mustergiltiger Weise gerecht werden, wie die zahlreichen dramatischen Dilettantenvereine den ihrigen; unter den letzteren ist es besonders der Verein für das vlämische Theater, dessen dem Handwerker-, dem kleinen Kaufmanns- und Beamtenstande angehörende Mitglieder in der Darstellung des derbkomischen vlämischen Lustspiels Vorzügliches leisten.

Bei diesen künstlerischen Neigungen des Volkes ist es denn auch nicht zu verwundern, daß Brüssel eine solche Fülle von herumziehenden Musikern beherbergt und ernährt, wie im Verhältniß vielleicht kaum noch eine andere große Stadt. Seitdem die berüchtigten Marolles, die Cour des Miracles[1]) von Brüssel, den neuen Straßenanlagen weichen mußten, haben sich jene „Künstler“, ebenso wie die übrigen dunklen und fragwürdigen Existenzen der Hauptstadt, in die engen, unreinlichen und ungesunden Quartiere der Rue Haute, Rue de Flandre und Rue d'Anderlecht im westlichen Theile

[1]) Ehemaliger Aufenthaltsort der Pariser Bettler, so genannt, weil dort die Blinden sehend, die Lahmen gehend wurden.

der eigentlichen alten Stadt gezogen. In ganzen Scharen sieht man von hier aus allmorgendlich die Straßensänger und Sängerinnen, die Drehorgel-, Violin- und Harfenspieler, die Flöten- und Klarinettenbläser ihre Wanderung antreten, um entweder im Verein mit den Bettlern von Profession, an denen die belgische Hauptstadt ebenfalls ungemein reich ist, auf den Straßen und Märkten, vor Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden Posto zu fassen, oder mit den unvermeidlichen Eierverkäuferinnen die Schenken und Gastwirthschaften dritten Ranges zu überschwemmen. Diese Eierverkäuferinnen gehören zu den charakteristischen Typen des alten Brüssel. In ihrer etwas eigenthümlichen Tracht, eine steife, gekrauste, weiße Mütze über dem breiten, rothen, echtvlämischen Gesicht, einen großen Henkelkorb am Arme, umwan-

Brüsseler Eierhändlerin.

dern sie bis tief in die Nacht hinein die Tische der Bierstuben und Schenken, um den Gästen den Inhalt ihres Korbes anzubieten. Früher bestand dieser Inhalt ausschließlich in Eiern, heute beherbergt der Korb in verschiedenen Abtheilungen auch noch allerhand Produkte des Meeres, Krabben, Muscheln u. s. w.; daneben Haselnüsse, verschiedene Würstchen und ein eigenartiges Brüsseler Gebäck, die sogenannten mastelles.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

I.

Noch kurz vor Ablauf des vergangenen Jahres ist der zweite Band von Nachtigal's „Sahărâ und Sûdân“ (Berlin 1881. Weidmann'sche Buchhandlung und Verlagshandlung Paul Parey) erschienen, so daß nun zwei Drittel des hochbedeutenden Werkes sich in den Händen des Publikums befinden. Reichlich zwei Jahre sind vergangen, seitdem der erste Band erschien (s. „Globus“ XXXVI, S. 220, 233, 248), ein Zeitraum, der für einen Cameron oder Stanley fast hingereicht hätte, eine neue Afrikareise zu machen und sie in gewohnter Weise in zwei reich mit Karten und Bildern ausgestatteten Bänden zu beschreiben. Doch Deutschland darf stolz darauf sein, daß nicht wenige seiner Reisenden der Gründlichkeit und Genauigkeit noch immer den Vorzug geben vor einer raschen Befriedigung der neugierigen Lesewelt; um letztere zu erreichen, leidet, wie nur allzu häufige Beispiele beweisen, meist die Wahrheit. Berechtigt sind ja freilich die Klagen, daß wir die Ergebnisse eines Richthofen, Reiß, Stübel, Nachtigal nur so langsam erhalten; aber reichlich wird das aufgewogen durch die Gediegenheit des Gebotenen und die allseitige Durcharbeitung des Stoffes. Wir wollen gleich hier hinzufügen, daß sich Nachtigal's Werk vor den meisten Reisebeschreibungen durch einen klaren, ungemein sorgsam gefeilten Styl auszeichnet, der sich stellenweise fast zu poetischem Schwunge erhebt und die Lektüre zu einer äußerst angenehmen und anregenden macht. Es ist bekannt, daß Nachtigal seine sechsjährigen Wanderungen mit den denkbar beschränktesten Mitteln und ohne genügende Instrumente und Vorbereitungen antrat und durchführte. Durch eine möglichst sorgfältige Routenaufnahme und umfangreiche Erkundigungen ersetzte er den Mangel astronomischer Beobachtungen; anstatt wie andere Reisende naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen, koncentrirte er seine Aufmerksamkeit auf die klimatischen Verhältnisse und namentlich auf die Menschen, auf ihre Sitten und Gebräuche und ihre Krankheiten — ein dem Arzte besonders naheliegendes Thema. Die ethnologische Besprechung der besuchten Völkerschaften machte eine sorgfältige Sichtung und Verarbeitung des linguistischen Sammelmaterials nothwendig; daß eine solche aber sehr viel mehr Zeit kostet, als ein einfach erzählender Reisebericht, liegt auf der Hand. Die ethnologischen Theile des Buches, durch drei Sprachenkarten illustrirt, sind deshalb neben der sehr reichhaltigen Routenkarte von Bornu, Kanem und Bagirmi das bedeutendste Resultat, welches der vorliegende Band bietet. Derselbe umfaßt drei Bücher: 1) Reise nach Kanem und Borku; 2) das Tsade-Becken; 3) Reise nach Bagirmi; wir theilen aus den beiden ersten (die Reise nach Bagirmi behandelte der „Globus“ unlängst ausführlicher) zunächst Einiges mit und freuen uns, es durch einige Originalbilder, welche wir der Güte der Verleger verdanken, illustriren zu können. Daß wir auf einigen Zeitschriftsseiten einem innerlich wie äußerlich so bedeutenden Buche und seinem Inhalte nur sehr unvollkommen gerecht werden können, versteht sich eigentlich von selbst; aber wir hoffen dadurch unsere Leser anzuregen, das prächtige Buch selbst in die Hand zu nehmen.

Während Nachtigal zu Anfang 1871 mit Eifer seinen Plan, die Inseln des Tsade-Sees zu besuchen, betrieb, kam die Nachricht nach Kuka, daß zwischen Wadai und Bagirmi ein Krieg ausgebrochen sei; in Folge dessen erklärte Bornus Herrscher, Scheich Omar, daß an jene Reise vor Wiederherstellung des Friedens nicht zu denken sei. Die Hoffnung aber, welche der Reisende auf die energische Unterstützung seines mächtigen Beschützers Lamino setzte, wurde durch dessen plötzlichen Tod vereitelt. So benutzte er die Anwesenheit eines Arabers vom Stamme der Aulâd Solimân, Hazâz mit Namen, sich demselben anzuschließen und die zum Theil noch nie von einem Europäer besuchten Gebiete im Nordosten des Tsade kennen zu lernen. Dorthin, nach der Landschaft Borku, gedachte der Stamm in einigen Monaten zu ziehen, um die Dattelernte einzuheimsen. Mit vieler Mühe und nur gegen 150 Proc. Zinsen verschaffte sich der Reisende 800 Mark für diese Reise und traf seine Vorbereitungen.

Staunenswerth ist die unerschöpfliche Lebens- und Thatkraft jenes winzigen Araberstammes, dessen unruhiges Leben Nachtigal in der nächsten Zeit zu theilen beabsichtigte. Während Heinrich Barth vor mehr als 20 Jahren seine Auflösung als unmittelbar bevorstehend bezeichnete, herrscht er noch jetzt trotz seiner kleinen Zahl über ungeheure Gebiete. Seine ursprünglichen Sitze liegen in Fezzan und in der Umgebung der großen Syrte; seine ganze Streitkraft belief sich wohl nie auf ganz 1000 Reiter. Macht und Ansehen aber verdankten sie ihrer Thatkraft und Zähigkeit, der Ueberlegenheit ihrer Führer und der ritterlichen Treue, mit der sie stets zu den zahlreichen, schwächeren Nachbarn standen, die sich ihnen verbündeten oder unterordneten. Durch den Verrath der türkischen Paschas in Tripolis hatten sie wiederholt schwer zu leiden und verloren ihre sämmtlichen erwachsenen Männer durch Meuchelmord, so daß sie auf fast zwei Jahrzehnte von dem Schauplatze gleichsam verschwanden. Doch die Tradition blieb, und die heranwachsende Generation richtete die Augen hoffnungsvoll auf den künftigen Häuptling Abd-el-Dschlil, der am Hofe von Tripolis heranwuchs. Derselbe gewann des Paschas Gunst und zeichnete sich bei den Raubzügen aus, welche damals von Fezzan aus weithin nach Süden unternommen wurden. Aus dieser Zeit datirt der Haß der Sudan-Bewohner gegen die räuberischen Araber, und damals lernten die Aulâd-Solimân den natürlichen Reichthum jener Striche kennen, welche sie später zu ihrem Adoptiv-Vaterlande wählten. Schließlich empörte sich der Häuptling gegen die Türken in Tripolis und machte sich um 1831 zum völlig unabhängigen Herrscher Fezzans; elf Jahre später aber fand er in der Schlacht bei el-Baghla im Kampfe mit jenen den Tod. Ehe er sein Leben aushauchte, beschwor er die Aeltesten seines Stammes, der Rache der unversöhnlichen Türken durch selbstgewählte Verbannung zu entfliehen, erinnerte sie an die gemeinschaftlichen Kriegszüge nach Süden und rieth ihnen, in der dattelreichen Tubu-Landschaft Borku eine neue, der ursprünglichen ähnliche Heimath zu suchen. Nach und nach zogen sie in der That dorthin, und jetzt haust fast der ganze Stamm seit etwa einem Menschenalter nördlich vom Tsade. Die zuerst in Besitz genommene Landschaft Borku, allzuweit ab gelegen von Fezzan wie von Bornu, auf deren Märkte die industrie-

losen Araber für die Beschaffung von Kleidung und Getreide angewiesen blieben, hatten sie bald mit Kanem vertauscht, dessen Süden Getreidekultur und Rindviehzucht hat, während die übrigen Theile treffliche Kameelweiden darbieten und die Bornu-Märkte nahe genug sind.

Als Erbfeinde und Eindringlinge gehaßt und gefürchtet, hatten sie dort zunächst unaufhörliche Kämpfe zu ihrer Vertheidigung, zum Erwerbe und zur Befestigung ihrer Macht zu führen, und das mit einer Macht, welche 500 Reiter und ebenso viele Krieger zu Fuß nicht überstieg. Unermüdlich waren sie bald zur Dattelernte in Borku, bald im Kampfe mit den zahlreichen Stämmen des Bahar-el-Ghazal, bald auf einer Reise zu den Märkten in Bornu oder den Haussa-Staaten. Als nun der Kameelreichthum der südlichen Tubu, des Bahar-el-Ghazal und des nördlichen Wadai bedeutend gelichtet war, wagten sich die Aulâd-Solimân an die Tuarik, welche an den besten Kameelen der Welt so reich sind, und nahmen ihnen in wenigen Jahren an 50000 Thiere ab. Die Tuarik aber brachten im Jahre 1850 etwa 7000 Krieger zusammen, überfielen die Araber

Gehäuse (Karmût) zum Transport der Frauen bei den Aulâd Solimân.

im Wadi Kaine und richteten ein entsetzliches Blutbad unter ihnen an; nur etwa 20 Reiter sollen entkommen sein. Doch wurden die Frauen und Kinder verschont und diejenigen unter ihnen, welche freien Ursprungs und in die Gefangenschaft geschleppt worden waren, später sämmtlich ohne Lösegeld ausgeliefert.

Zum zweiten Male innerhalb eines halben Jahrhunderts war fast die ganze waffenfähige Mannschaft des Stammes, jedenfalls die Blüthe desselben, vernichtet. Aber wiederum gelang es ihm, sich zu erholen und aufzurichten. Seine Reste fanden Schutz und Unterstützung in Bornu, wo sie als Grenzwächter gegen Wadai verwendet wurden; bald konnten die Aulâd Solimân wieder einige hundert Reiter und ebenso viel Krieger zu Fuß ins Feld stellen. Mit den Tuarik wurde Friede geschlossen, in Kanem mehr und mehr Terrain gewonnen, Borku behauptet, und nach zwanzig Jahren herrschten sie wieder eben so weit, wie früher, ebenso gefürchtet, aber auch ebenso gehaßt, als zur Zeit ihrer höchsten Blüthe. Noch immer zogen sie rastlos umher und selten auf friedlichen Pfaden. Je mehr die Steppen Kanems und die früher so kameelreichen Niederungen von Egeï und Bodele vereinsamten, je mehr die Kanembu sich auf die Inseln des Tsade zurückzogen und die Daza sich ihnen unterwarfen oder nach Bornu auswanderten, desto

weiter und mühevoller wurden ihre Raubzüge, und sogar im Norden von Dar For sind sie gesehen worden. „Doch was ist Zeit und Raum für einen Sohn der Wüste? Ein Jahr ist für ihn wie ein Monat, wie eine Woche, wie ein Tag. Wo es Kameele giebt, da fühlt er sich zu Hause; wo ihre Nahrung wächst, dahin zieht es ihn, und wo er Zelt und Hütte aufschlägt, da ist seine Heimath. Man betrachte das ungeheure Gebiet, welches diese Araber ruhelos von Süd nach Nord, von West nach Ost durchstreichen, das sie mit Pulver und Blei beherrschen, aus dem Treue und Glauben, Friede und Sicherheit gewichen sind, und das der friedliche Reisende nur in Begleitung dieser gesetzlosen Freibeuter durchwandern kann, und staune!"

Am 20. März 1871 brach Nachtigal in Gesellschaft des oben erwähnten Hazâz von Kuka auf, erreichte acht Tage später das nördliche Ende des Tsade und bog dann gegen Osten um. Da der Reisende vom Fieber viel zu leiden hatte und der Marsch von Hazâz sehr beeilt wurde, um rasch Gebiete befreundeter oder untergebener Stämme zu erreichen, so waren dies qualvolle Tage. Erst vom 1. April ab wurde die Reise gemächlicher; denn wo die Araber bei voller Sicherheit ausreichendes Kameelfutter haben, unterziehen sie sich auf ihren Märschen keinen Anstrengungen. Am 5. April erreichten sie beim Brunnen Barga das Lager der Miaïssa-Abtheilung der Aulâd Solimân, wo dem Reisenden ein herzlicher Empfang zu Theil wurde, und wo sich

Wanderdünen in Egeï.

unter den Einflüssen der Ruhe, der Wüstenluft und frischer Kameelmilch seine Gesundheit bald besserte. Zwanzig Tage später setzte sich die Abtheilung des Stammes, welcher er sich angeschlossen hatte, nach Nordosten in Bewegung.

„Der erste Aufbruch eines Nomadenstammes aus dem Lager, nach längerer Ruhe und mit Frauen, Kindern und der ganzen Habe, ist trotz der Uebung eines ganzen Lebens und der Einfachheit des Besitzes nicht ganz leicht. Selbst der bescheidenste Haushalt setzt sich aus einer Menge von Gegenständen zusammen, deren zweckmäßigste Unterbringung auf den Lastthieren nicht immer dieselbe sein kann und auf jeder Reise neu erprobt werden muß. Da sind die Matten und Stangen der Hütte, oder ein Zelt mit Zubehör; die Schüsseln, Schalen, Krüge, Töpfe und Kessel des Küchengeräths; die großen Steine zur Mehlfabrikation; die Kleider und Schmucksachen; der oft nicht unansehnliche Vorrath von Pulver, Blei und Flintensteinen; die zahlreichen so wichtigen Wasserschläuche; ein Vorrath von Stricken, eisernen Instrumenten und Sattelzeug; endlich unzählige Kleinigkeiten, an welche zu denken die Erfahrung den hilfsquellenarmen Nomaden gelehrt hat. Dazu kommen die Vorräthe an Getreide, Datteln, Salz und Butter, und in jenen von der Meeresküste entfernt liegenden Gegenden anstatt des Geldes Bornu-Toben, Turkedis, gefärbtes Ziegenleder und andere Tauschmittel. Bei längerm Aufenthalte in derselben Gegend werden selbstverständlich alle diese Gegenstände nicht so eng verpackt gehalten, als auf der Reise, und auf dieser findet dann Alles erst wieder allmälig den vortheilhaftesten Platz. Das Kameel liebt im Allgemeinen wenige, fest zusammengeschnürte Gepäckstücke und haßt die vielen losen Anhängsel, welche sich leicht verschieben und das Gleichgewicht stören, aber freilich von wandernden Nomaden nicht so leicht vermieden werden können, als von reisenden Kaufleuten mit ihrem beschränkten Hausgeräth und ihren kompakten Waarenballen.

Am ersten Marschtage begann schon um Mitternacht ein reges Leben. Jedermann ordnete, packte und verschnürte seine Habe, und doch konnte der Aufbruch erst zur Zeit des Sonnenaufgangs stattfinden. Die Frauen der besser situirten Familien mit den kleinen Kindern werden zu Kameel

transportirt; die Männer reisen zu Pferde, wenn sie solche besitzen, zu Kameel, wenn sie alt sind, oder gehen zu Fuß, wie die herangewachsene Jugend, die große Menge der Unbegüterten und die Sklaven beiderlei Geschlechts. Die Frauen sitzen oder liegen unterwegs in korbähnlichen, hölzernen Traggestellen, welche quer auf der eigens dazu hergerichteten Ladung des Thieres befestigt werden, hoch genug sind, um das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen zu gestatten, und lang oder vielmehr breit genug, um sich mit etwas gebogenen Knien niederlegen zu können. Dieselben führen bei den Aulâd Solimân den mir unerklärt gebliebenen Namen Karmût und bestehen aus einer ungefähr zwei Meter langen und etwa halb so breiten Bank ohne Füße, welche von gebogenen Baumzweigen, die in unbedeutenden Abständen von einander an den Längsseiten befestigt sind, überwölbt wird. An den schmalen Seiten wird dann das Gehäuse durch senkrechte Holzstäbe geschlossen und vorn wird eine Eingangsöffnung angebracht, welche groß genug ist, um das Hereinkriechen zu gestatten. In den angeseheneren Familien wird eine große Sorgfalt auf die Verfertigung dieser Apparate verwendet; man beizt sie schwarz und bedeckt und behängt sie mit wollenen Decken und seidenen Tüchern, auf deren Mannigfaltigkeit die Frauen stolz sind. Die Prinzessinnen, d. h. die der Häuptlingsfamilie entsprossenen Frauen, haben das Recht, auf den Seitenwänden des Karmût schlanke Aufsätze von Holzstäben in der Höhe etwa eines Meters anzubringen, welche ebenfalls mit buntfarbigen, seidenen Tüchern verziert werden und den Neid der übrigen Frauen erregen. Der Mann aber hält darauf, ein durch Kraft und Schönheit ausgezeichnetes Kameel für den Transport des Gestelles zu besitzen, würdig, die Herrin des Hauses zu tragen. Stark muß das Thier jedenfalls sein, denn damit die nicht immer gleichmäßig gelagerte Insassin den Apparat nicht ins Schwanken bringe, muß die darunter befindliche eigentliche Ladung eine breite, feste und sichere Basis bilden."

In langsamem Marsche zog der Stamm nordwärts durch die Landschaft Manga, lagerte am 2. Mai beim Brunnen Birso, nahe dem 16. Breitengrade, und erreichte am 4. Mai den Rand der weiten Thalniederung von Egeï, welche sich von Nordwesten nach Südosten senkt, ohne indessen den Bahar el-Ghazal zu erreichen. An diesem Tage lagerten sie bei der Station *Salâdo*, deren vier Brunnen sämmtlich verschüttet waren und sofort gereinigt werden mußten. Bald wurde der Grund feucht und in der Tiefe von drei Meter stürzte plötzlich von Nordwesten her eine Wassermasse in den Brunnen, welche im Augenblicke dem grabenden Manne bis zur Brust stieg, so daß er eilig heraufgeholt werden mußte. Die Annahme der Araber, daß ein unterirdischer Fluß Egeï durchströme, wird dadurch gerechtfertigt. Das Wasser ist reich an purgirenden Salzen, wie das der meisten Brunnen der Gegend, und wird gerade darum von den Nomaden so hoch geschätzt; man betrachtet seinen Genuß als eine werthvolle blutreinigende Kur, welche den Kameelen einen ausgezeichneten Appetit und in der Folge bei den vortrefflichen Weiden Egeïs einen hohen Grad von Körperkraft und Wohlbefinden verleiht. Der Sand dort ist ein feiner Flugsand, der bei den periodischen Besuchern in hoher Achtung steht: die Dâza entledigen sich, wenn sie dort lagern, sofort ihrer Beinkleider in der Ueberzeugung, durch die unmittelbare Berührung mit dem Sande für Hunger und Durst unempfindlich zu werden, und Araber wie Dâza rühmen die reinigende Eigenschaft desselben für die Wäsche und behaupten, daß Niemand in Egeï nöthig habe, jemals seine Kleider zu waschen.

An vielen Stellen von Egeï fehlt die hohe obere Sandschicht, so daß die ganze Gegend mit muldenförmigen Einsenkungen durchsetzt ist, in denen der unter dem Sande liegende Thonboden nackt zu Tage tritt. Solche Stellen sind dann mit Fischwirbeln besäet, welche zuweilen noch zusammenhangen und ansehnlichen Exemplaren angehört haben müssen. Es ist also unzweifelhaft, daß das Thal einst mit Wasser bedeckt war und zwar, wenn man den Traditionen der Umwohner Glauben schenken darf, noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit (doch immerhin vor mehr als einem Jahrhundert). Nimmt man dazu, daß nach den Angaben des Aneroïds und Kochthermometers Egeï schon *unter* dem Tsade liegt und sich von Nordwesten nach Südosten gegen den Bahar el-Ghazal senkt, so haben die Bewohner der Tsade-Inseln wohl Recht, wenn sie sagen, daß der Bahar el-Ghazal vom Tsade ausgehe und sich nach Nordosten senke.

Schon in der Thalniederung selbst sah Nachtigal hier zum ersten Male eigenthümlich geformte, isolirte *Sanddünen*. „Alle hatten dieselbe Form, dieselbe Orientirung und nahezu dieselbe Höhe. Sie waren selten über 15 m hoch, hatten einen sowohl in horizontaler als in vertikaler Richtung konvexen und nach Nordosten gerichteten Rücken, der auf der Höhe durch einen scharfen Rand von der steil abfallenden, im Grundriß konkaven und nach Südwesten gerichteten Seite abgesetzt war. Auf ausgedehnteren Ebenen erblickte man diese Bildungen in großer Zahl und in den verschiedensten Abständen von einander. Es scheint unzweifelhaft, daß sie unter dem Einflusse des mit großer Regelmäßigkeit wehenden Nordost-Passates entstehen und wandern, und oft konnten mir später meine Gefährten, die als Wüstensöhne ein scharfes Auge für alle Unterschiede und Veränderungen des Terrains haben, an bestimmten Brunnen, einem einzelnen Baume oder anderen unbeweglichen Merkmalen in der Umgebung dieser Dünen beweisen, daß die Wanderungen derselben verhältnißmäßig schnell von Statten gehen. Diese Schnelligkeit scheint eine verschiedene zu sein, je nachdem sie auf einer durchaus ebenen Serir vorrücken oder durch Unebenheiten des Terrains aufgehalten werden, und je nachdem ihr Kernpunkt oder ihre Entstehungsursache ein Baum, Gebüsch oder unbedeutenderer Gegenstand ist. Ein alter verständiger Dâza-Mann aus Borku behauptete, als Kind eine dieser Dünen in der Nähe der Oase Jin gekannt zu haben, welche jetzt etwa 16 km von der letztern entfernt sei, und meine arabischen Gefährten zeigten mir später auf der Rückkehr von Borku bei den Brunnen der kleinen Hattija Tungur eine solche, welche einen Baum verschlungen habe, der vor sieben Jahren noch etwa zwanzig Schritte davon entfernt gewesen sei. Diese beweglichen Dünen werden von den dortigen Arabern Ghard, Plur. Ghurûd, genannt, zum Unterschiede von den feststehenden Ketten und Gruppen bildenden, welche ʻErq, Plur. ʻOrûq, heißen und unter dem Einflusse des Windes höchstens ihre Umrisse verändern." In nordöstlicher Richtung vorrückend, erreichten sie am 16. Mai den salzhaltigen Brunnen Karô, die tiefste Stelle der Landschaft *Bodelê*, etwa 100 m unter dem Niveau des Tsade gelegen. In dieser Zeit wehte der etwa um 8 Uhr Morgens sandgeschwängerte Wüstenwind mit ungewöhnlicher Heftigkeit und zwang die Araber, gewöhnlich bald nach Mitternacht aufzubrechen, um früh am Vormittage lagern zu können; denn nach 9 oder 10 Uhr Morgens zog man wie in einem dichten Nebel vorwärts, und Augen und Haut litten unter der Masse kiesigen Sandes, welche der Sturm mit sich führte. „Jeder war beeifert, seinen Vordermann in Sicht zu behalten, und selbst die Führer wurden ohne ihren gewöhnlichen Kompaß, die Sonne, nur allzuoft in der Richtung unsicher. Wenn an

Rasttagen nicht gerade die Kameele getränkt wurden, so erstarb schon in der Mitte des Vormittags alles Leben in unseren Dawârs. Jeder wickelte sich resignirt in seine Decke und ließ sich geduldig mit Sand überschütten, bis Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr die Stärke des Windes mit der sinkenden Sonne schnell abnahm und Alles zu dem Grade neuen Lebens erwachte, den die übrigen Verhältnisse gestatteten. Dann wurde der Sand abgeschüttelt, das Kochgeschirr hervorgeholt, mit trockenem Kameelmist Feuer angezündet und die Hauptmahlzeit vorbereitet. In solchen Gegenden ist die Nacht des Menschen Freund; in ihr lebt er, während er am Tage nur gerade mühsam existirt. Dann glänzen die Sterne in wunderbarem Glanze; unendliche Ruhe tritt an die Stelle des sandwirbelnden Windes; scharf heben sich die hellen Dünenkämme vom tiefdunkeln Himmel ab, und die großartige Schönheit, der geheimnißvolle Zauber der Wüste kommen wieder zu voller Geltung."

In Jajo es-Srhir, der letzten Station vor ihrem Ziele Borku, rasteten die Aulâd-Solimân eine volle Woche, ehe sie den letzten und längsten Marsch von über 30 Stunden, den sie wegen seiner Quellenlosigkeit innerhalb eines Tages und zweier Nächte zurückzulegen pflegen, antraten. Glücklich wurde die überaus anstrengende und selbst gefährliche Strecke zurückgelegt, und bei Sonnenaufgang am 31. Mai stiegen sie über eine terrassenförmige Abstufung gegen die südlichen Oasen Borkus hinab und lagerten am Vormittage an der ungewöhnlich reichen Quelle Galakka.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

VI.

Wald- und Weidenwirthschaft; Bevölkerung.

Mein eigentlicher Führer ist bei allen Wanderungen in diesem unwegsamen, wenig betretenen und wenig bekannten Gebirge die österreichische Generalstabskarte (1 : 75 000) gewesen, die Quelle meiner Darstellungen die Natur selbst. Daß das Fogarascher Hochgebirge in der Literatur hier und da behandelt ist, habe ich bereits erwähnt und will hier noch speciell darauf hinweisen, daß sich in dem „Archiv für Siebenbürgische Landeskunde" und den „Verhandlungen und Mittheilungen des Siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften in Hermannstadt" einige Aufsätze und Abhandlungen über Theile des Fogarascher Gebirges finden. Die von mir nicht besuchten Thalschluchten des östlichen Theiles schildert Primics im Jahrbuche des ungarischen Karpathenvereins Bd. VII; umfassendere Werke, die dieses Gebiet behandeln, sind: Hauer's und Stache's „Geologie von Siebenbürgen", Johann Hunfalvy's „Beschreibung der physikalischen Verhältnisse von Ungarn"[1]) und Bielz' „Handbuch der Landeskunde von Siebenbürgen". Von deutschen Forschern hat meines Wissens Andrae den östlichen Theil des Gebirges besucht; Ratzel, G. vom Rath und der Engländer Boner haben in ihren lesenswerthen Schriften dieses Gebirge nur stiefmütterlich behandelt. Wenn wir in älteren Büchern unrichtigen und mangelhaften Angaben begegnen, so darf das nicht Wunder nehmen, erstaunlich aber ist die Darstellung, die Joan Slavici in seinem jüngst bei Prochaska in Wien und Teschen 1881 erschienenen Buche „Die Rumänen" von diesem Terrain giebt. „Der Kamm der Karpathenketten — heißt es auf S. 12 f. — ist durchgehends flach, die sanften Abhänge sind mit einer ziemlich dicken Erdschicht belegt und die anliegenden Thäler meistens weit, sich nur allmälig senkend; eben darum sind aber die Thäler meistens nur als fette Heuwiesen zu benutzen und die Wohnsitze liegen sammt den Aeckern zerstreut an den Abhängen, bald vereinzelt, bald in kleinen Gruppen. Dort oben 5000 bis 8000 Fuß über der Meeresfläche, wo gewöhnlich keine Baumgattung mehr gedeiht, dehnen sich in unendlicher Reihenfolge die mit dichtem Gras besetzten, zuweilen sehr breiten Weiden aus. Man greift nicht zu hoch, wenn man sagt, daß auf den Höhen des Hatzeger, Csibiner und Fogarascher Gebirges mehr flaches Land sei, als in den anliegenden Thälern. Die Höhen sind nur während der Sommer- und Herbstmonate bewohnt. Angebaut wird auf Höhen, die über 4000 Fuß hoch liegen, nur selten. Doch findet man hier und da alte Ackerfluren auch in höheren Regionen." Ich will hierzu nur erwähnen, daß das Hatzeger Gebirge in der wilden Retjezatgruppe noch rauher und schroffer ist, als das Fogarascher Gebirge, und verweise im Allgemeinen auf meine Erörterungen über das Bodenrelief und die Höhe des Anbaues, ohne mich auf eine Kritik und Analyse der einzelnen Angaben und Schlußfolgerungen einzulassen[1]).

Der Ackerbau geht, wie ich in einem frühern Aufsatze erwähnte, an der Nordseite nur bis an den Fuß der Gebirgskette und findet auch in den meisten Thälern der Südseite keinen Raum. An der Südwestseite liegen auf den niedrigeren Partien gegen den Alt hin mehrere Dörfer, deren Bewohner hauptsächlich Mais (Kukurutz) bauen und Pflaumenbäume zur Bereitung eines Schnapses ziehen. Die Weinrebe geht an der Südseite bis Kimprulung hinauf, muß aber im Winter gegen den starken Frost geschützt werden. Im Gebirge finden wir außer dem Betriebe der wenigen Glashütten nur Wald- und Weidewirthschaft. Der Name Waldwirthschaft hat hier freilich seine eigene Bedeutung und

---

[1]) Das Buch des deutschen, magyarisirten Verfassers ist nur in ungarischer Sprache herausgegeben. „A magyar birodalom" ꝛc. Pest 1864. In der Sammlung von Umlauft ist jüngst ein kleines Werk über Siebenbürgen von K. Reißenberger erschienen, dem Neffen des verdienstvollen Prof. L. Reißenberger in Hermannstadt.

[1]) Das Buch gehört ins Gebiet der Ethnographie und Geschichte. Auf S. 51 heißt es: „Es soll nur noch die von Rösler übergangene „Mährische Walachei" in diese Liste — nämlich versprengter, nationalisirter Rumänen — hineingebracht werden." Rösler würde für dieses Hineinbringen danken, er hat sicher gewußt, warum er die mährischen Walachen als Slaven nicht unter die Rumänen brachte. Auf S. 58 sagt Slavici: „König Andreas II. beruft die Johanniter nach Siebenbürgen, gewiß nicht, um das Land mit ihnen zu kolonisiren, sondern um seine östlichen Grenzen zu schützen und die Kolonisation möglich zu machen. Es kommen bald darauf die Sachsen und besetzen andere öde Theile!" Da sind nach Slavici also die Sachsen nicht vor den Rittern unter Geisa II., sondern erst im 13. Jahrhundert nach Siebenbürgen gekommen!

müßte eigentlich Waldverwüstung lauten. Von Forstkulturen sah ich nirgends eine Spur; der Unterschied in der „Bewirthschaftung“ besteht darin, daß man in den Staatswaldungen und denen einiger Privatbesitzer die Schätze der Natur so gut es geht planmäßig ausnutzt, um ihr Zeit zu lassen, ihr altes Waldkleid wieder zu ergänzen, während in den meisten Gemeindewäldern in kopfloser, frevelhafter Weise gewüthet wird. Waldfrevel ist an der Tagesordnung und wird auf erlaubtem und verbotenem Terrain in geradezu schwungvoller Weise geübt. Schon in Hermannstadt hörte ich Klagen über die Schwierigkeit, die großen Waldbesitzungen gegen die widerrechtliche Ausraubung zu schützen, und die Versicherung, daß oft das in den Hermannstädter Waldungen gestohlene Holz auf dem Markte von Hermannstadt durch die Holzdiebe verkauft werde. Ein Bauunternehmer, der Eichennutzholz gebrauchte, erhielt auf seine Kaufanträge von mehreren Gemeinden eine abschlägige Antwort, bis ihm Walachen einer Gemeinde, die auf ihrem ganzen Areal keine Eiche hatte, das Nöthige zu billigen Preisen lieferten. Aehnlich ist es in Fogarasch, wo nach Samec zuweilen 800 Wagen mit zum guten Theile „gefrevelten“ Holzvorräthen anzutreffen sind. Gesetze gegen den Waldfrevel sind seit langer Zeit vorhanden, aber sie sind leichter gegeben als durchgeführt. „Bis Ende April 1864 — sagt Samec — sind für die hiesigen k. k. Aerarialwaldungen nicht weniger als 32 000 Frevelfälle mit einem Ersatzbetrage von 40 000 Gulden österreichischer Währung eingeklagt, wovon bis jetzt bloß 800 Gulden eingegangen sind!“ Den Bewohnern der Thäler arbeiten die Hirten des Gebirges kräftig entgegen. Das Quantum Holz, welches sie zum Bau ihrer Stinen und Hürden, zur Unterhaltung des fortwährend brennenden Herdfeuers gebrauchen, ist verschwindend klein und würde bei der Ausdehnung der Gebirgswaldungen kaum in Betracht kommen. Der Hirt sucht aber seine Weideplätze zu erweitern. Viele der hochgelegenen Grasplätze sind ursprünglich mit Knieholz bedeckt gewesen, das die Hirten niedergebrannt haben. Seit der Boden in Rumänien im Werthe gestiegen ist und mit ihm der Weidezins, greifen die Gebirgshirten auch den Fichtenwald an. Nicht selten leuchten im Herbste die Feuer der Waldbrände weit hinein ins siebenbürgische Land, mit lodernder Glut die frevelhafte That, aber leider nicht den Thäter offenbarend. Ich habe mehrfach große Strecken derartig verwüsteter Waldlehnen gesehen. Halbverbrannt und verkohlt ragen die dürren Stämme gespenstisch empor, ein trauriges, düsteres Bild nutzlosen Frevels. Gewöhnlich hat nämlich der Brandstifter den gehofften Nutzen nicht, anstatt der erwarteten Weideplätze entstehen kahle, von Runsen durchfurchte Gehänge, denen jeder Regen einen Theil der uralten Humus- und Verwitterungsdecke entführt, um die geschwollenen Wildbäche mit diesem Material zu beladen und die Niederungen damit zu überschütten.

Der Hirt arbeitet der Verwüstung und Verödung des Gebirges durch Erdrutsche, Murbrüche und Lauinen vor. Die Bildung der Lauinen wird zwar durch die Knieholzbestände nicht unmöglich gemacht, aber doch sehr erschwert und eingeschränkt; von den glatten Graslehnen aber stürzen die Schneemassen mit gewaltiger Wucht in den Hochwald und legen Bresche auf Bresche, bis sie sich den Weg ins Thal frei gemacht haben. In den Lauinenzügen ist ohne schwierige Schutzbauten natürlich an ein Emporkommen des Waldes nicht wieder zu denken, da sich die verderblichen Angriffe alljährlich mit steigender Gewalt wiederholen [1]). Noch schlimmer als die Lauinen wüthen im Fogarascher Gebirge die Wolkenbrüche, welche mit ihren Fluthen Bodenkrume und Felsentrümmer in die Tiefe reißen. Auch ihre verheerende Gewalt ist im Wesentlichen eine Folge der Weidewirthschaft. Das Bergschaf lockert mit scharfer Klaue das in dünner Schicht die Felsen umkleidende Erdreich und reißt das den Boden bindende Geflecht der Gräser mit der Wurzel aus. So verwandeln sich die einst mit Knieholz und Wald bedeckten Gehänge in Stätten, wo Regenschluchten an Regenschluchten ihre tiefen Furchen ziehen, bis das lockere Erdreich hinweggespült ist und nackte, unfruchtbare Felsen emporstarren [1]). Wenn der Staat den Gemeinden im Alt-Thal ihre Besitzungen im Hochgebirge ohne Entschädigung nähme, und dieselben systematisch bewirthschaften ließe, es wäre für die Bauern immer noch Gewinn. Sie erleiden durch die verheerenden Bergwasser auf Feld und Wiese weit größere Einbußen, als sie durch den Pachtzins der Schafzüchter Gewinn ziehen. An eine Regulirung des Alt zu denken, so lange ihm eine ganze Schar ungebändigter, stets mehr verwildernder Gießbäche in die Flanke fällt, ist ein Unsinn. Ich fuhr nach Kronstadt mit einem neu bestallten, ungarischen Forstmann, der in der Schweiz die Bekämpfung der Wildbäche im Auftrage des Staates studirt hatte; dem Manne eröffnet sich in den Gebirgen von Fogarasch und der Csik ein weites und schwieriges Feld der Thätigkeit. Ohne durchgreifende Aenderung der Verhältnisse werden Forstinspektoren und Wildbachverbauungen so wenig nützen wie die Forstgesetze. „Die Berücksichtigung des Waldvorraths ist eine sehr späte Frucht der Civilisation seßhafter Völker,“ schreibt Carl Neumann einmal in seinen „Hellenen im Skythenlande“; die Berücksichtigung kommt leider oft zu spät!

Wer die rumänischen Bewohner und Anwohner des Gebirges gerecht beurtheilen will, darf ihre Vergangenheit nicht vergessen! Bis zum Jahre 1848 bildeten die Walachen in Siebenbürgen die rechtlose, unterdrückte Masse; ihre Brüder jenseits der Berge hatten eine an Bedrückungen noch reichere Vergangenheit. Daß die Rumänen Siebenbürgens gegen die anderen Nationen des Landes — nicht etwa gegen die Stammesgenossen Rumäniens — zurückgeblieben sind, das gestehen und fühlen sie, d. h. ihre denkenden Köpfe, selbst. „Unser zurückgebliebenes, armes Volk,“ so bezeichnete Erzbischof Miron Roman bei den hochinteressanten Debatten des ungarischen Reichstages „über den obligaten Unterricht der magyarischen Sprache in sämmtlichen Volksschulen“ seine Landsleute vor der Magnatentafel. „Es ist bekannt, daß die Rumänen Ungarns — sagte der Abgeordnete Strevoiu — in der Bildung zurückgeblieben sind. Seit 30 Jahren ist der Weg des Fortschritts auch für die Rumänen geöffnet!“ Der Weg ist nicht blos geöffnet, sondern auch betreten worden mit einer oft erstaunlichen Energie und nicht ohne Erfolge. Mit Recht konnte sich Bischof Metian (Mai 1879) auf den großen Eifer berufen, mit dem die Rumänen Lehranstalten errichtet hätten; sie haben nur aus Privat- und Gemeindemitteln so viele neue Volksschulen errichtet, daß selbst ungarische Blätter nicht umhin konnten, ihrem Erstaunen Ausdruck zu geben. Die Rumänen haben in Ungarn vier Gymnasien, eine Realschule, eine Gewerbeschule, ein Unter-Gymnasium, sechs Pfarrer- und sechs Lehrerseminare und etwa 3000 zum Theil sechsklassige Volksschulen. Auch an die Einrichtung einer Mädchenschule ist man bereits gegangen. Auf den deutschen Gymnasien finden sich Söhne einfacher, rumänischer Bauern, die sich durch angestrengten Fleiß auszeichnen und zum Theil

[1]) Ich empfehle meinen Lesern die interessante Schrift von J. Coaz: „Die Lauinen der Schweizeralpen.“ Bern, Dalp'sche Buch- und Kunsthandlung 1881.

[1]) Ich gehe hier nicht näher auf diese Erscheinungen ein, die ich in meiner Schrift „Die Wildbäche der Alpen“ (Breslau 1879 bei Maruschke und Berendt) ausführlich behandelt habe.

gute Fähigkeiten zeigen. Das sind Anfänge eines neuen Lebens, Anfänge, die um so anerkennenswerther sind, als sie in zähem Widerstande gegen den Druck des herrschenden Stammes und im Kampfe mit der Stumpfheit und Verkommenheit der Grundmasse gemacht wurden. Die Rumänen glauben an ihre Zukunft, sie zu magyarisiren wird dem Ungarn nie gelingen! Daß man von diesem Fortschritt in den abgelegenen Dörfern am Fuße des Gebirges noch wenig spürt, ist kein Wunder. — Rohheit, Schlaffheit, Unwahrheit und Verstocktheit sind Charakterzüge, die der Bauer als Erbtheil von seinen oft hart bedrückten Vätern aus den Tagen der Knechtschaft und Leibeigenschaft überkommen hat. Wie er über den Holzdiebstahl im Allgemeinen denkt, haben wir gesehen. Der Pferdediebstahl spielt selbst in der Volkspoesie eine Rolle. In einem Liede z. B. heißt es:

„Pferdedieb war ich noch nie,
Nur erhandelt hab ich sie,
Auf dem Jahrmarkt Mitternacht."

und in einem andern:

„Liebster, Deine Lebensart,
Ist nicht von der besten Art:
Pferde stahlst Du ohne Zahl,
Legtest Feuer ein dreimal u. s. w."

Im Allgemeinen haben die Hirten im Gebirge einen günstigern Eindruck auf mich gemacht, als die Bauern am Fuße desselben. Zwischen 1300 und 1700 m Meereshöhe liegen die meisten Stinen oder Schäferhütten auf den Seitenzweigen oder in den oberen Thälern des Gebirges. Nur während der Sommermonate sind sie bewohnt, denn im Herbste ziehen die Hirten hinab in die Ebenen. Weit hinab nach Rumänien und bis in die Dobrudscha gehen manche mit ihren Herden, die jahraus jahrein unter kein schützendes Dach kommen und oft die Schneedecke wegscharren müssen, um Futter zu finden. Die Bildung einer Glatteiskruste kann unzähligen Thieren den Hungertod bringen; selbst mitten im Hochsommer sind sie auf dem Gebirge nicht sicher vor verderblichen Schneestürmen, obschon meist nur einzelne Schneeflecken in schattigen Schluchten als schwächliche Repräsentanten des ewigen Schnees ausdauern.

Freundlich und willig haben mich die Hirten stets aufgenommen, mir Milch, Käse und „Mamaliga" angeboten, für ein Nachtlager auf Fichtenreisig gesorgt und in ihren Schafpelzen selbst unter freiem Himmel kampirt, um dem Fremden ein Obdach zu gewähren. Trotz des Erstaunens, das der ungewohnte, auf Berggipfel und um Felsenwände kletternde Gast mit seinen sonderbaren Instrumenten und Karten erregte, niemals ist die erweckte Neugierde zudringlich und lästig geworden. Selten hat Jemand um Tabak, Cigarren oder Schnaps gebeten, so gern das Gebotene stets angenommen wurde — zu meiner Freude nur einmal mit dem ekelhaften Handkuß! Von einer aus Fleischextrakt bereiteten Tasse Bouillon oder einer Tasse Thee zu probiren, war jedoch Niemand zu bewegen; er würde umkommen, meinte abwehrend ein schmucker Hirt, der während der Zubereitung mit erwartungsvoller Miene hilfreiche Hand geleistet hatte, wenn er das Zeug trinken solle. Bezahlung wollten manche gar nicht annehmen, andere forderten wenig, alle nahmen das Gebotene mit freundlichem Dank.

Daß Kleidung und Wohnung der Hirten von peinlicher Reinlichkeitsliebe zeugten, darf Niemand behaupten, und wenn mir einige Stinenbewohner die Versicherung gaben, Ungeziefer gebe es bei ihnen nicht, so beweist das bei der günstigsten Interpretation nur, daß die guten Leute die Flöhe nicht zum Ungeziefer rechnen. Das Hemd und die eng anliegenden Beinkleider werden, glaube ich, den ganzen Sommer über nicht gewechselt; die Pelzmütze oder auch der breitkrämpige, schwarze Filzhut, die lederne, buntbestickte Weste und der große aus langlockigen Schaffellen gemachte Pelz, welche Bekleidungsstücke nebst breitem, starkem Ledergürtel und einem Paar Opintschen (Sandalen) den für Tag und Nacht, Regen und Sonnenschein ausreichenden Anzug vollenden, sehen oft nach einer jahrelangen Dienstzeit und sehr pensionswürdig aus. Der Stepun (Schafzüchter) wie seine Csobanen (Hirten) gehen gleich gekleidet und essen aus demselben Kessel. Der Stepun ist meistens in der Hütte und in dem als Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer dienenden Raume beschäftigt, die frisch gemolkene Schafmilch in dem großen Kessel zu kochen, den Käse zu bereiten und in den aus Schaffellen bereiteten Schläuchen zu verpacken. Ist die Arbeit gethan, so schmaucht der Stepun seine kurze Pfeife und läßt sich von dem in der Mitte der Hütte stets glimmenden und qualmenden Fichtenstamme anräuchern, bis die Herden zur Hürde kommen, und das Melken beginnt. Nach dem Melken wird von einem Hirten Mamaliga gekocht. Um ein Stück frischen Käses wird ein großer Fladen von dem noch warmen Maiskuchen geschlagen, das Ganze zu einem mächtigen Kloße zusammengedrückt und dann eingebissen! Eine Zwiebel und zuweilen auch ein Stück Speck würzen dieses Frühstück, Mittag- oder Abendessen, an dem sich die Hirten das ganze Jahr hindurch laben. Zuweilen giebt es auch Schaffleisch und merkwürdig genug kommt es vor, daß ein nächtlicher Besuch des Bären für dies Ausnahmegericht Veranlassung ist. Verkündet das wüthende Bellen der Meute die Anwesenheit des nächtlichen Ruhestörers, so greifen die Hirten nach ihren alten Pistolen und nach Feuerbränden. So gerüstet stürmen sie auf den Feind. Oft eilt Meister Braun trotz Hunden und Hirten mit dem Raub davon, zuweilen jagen sie ihm denselben wieder ab und verzehren den Braten selber. Kann der Hirt seine Mamaliga mit einem kräftigen Schnaps hinunterspülen und zum Schluß eine Pfeife, Cigarrette oder gar eine Cigarre rauchen, dann bläst er mit dem Ausdrucke des höchsten Behagens, am Feuer hockend, Rauchwölkchen in die Luft. Nach kurzer Siesta erheben sich die Hirten und folgen der aufwärts weidenden Herde, begleitet von ihren Hunden, die sich derweil am Futtertroge balgten, oder mit gierigen Blicken jedem zum Munde geführten Bissen durch die geöffnete Thür nachsahen. In die Hütte dürfen die Hunde nicht kommen, dagegen wollten sich einige Schweine, die auf einer Stina gehalten wurden, dieses Recht nur mit Mühe nehmen lassen. Auf einer Stina wurden zum Transporte des Trinkwassers vom Bache herauf und zum Fortschaffen der Käsevorräthe zwei Esel gehalten, häufiger trifft man einige kleine Gebirgspferde; nur einmal sah ich eine Rinderherde im Hochgebirge. Weithin schallt hin und wieder das Jauchzen der Hirten durch die Berge und wird von der andern Seite des tief einschneidenden Thales in ebenso markerschütternden Tönen beantwortet; freundlicher und melodischer lassen sich zuweilen die Klänge der Hirtenpfeife vernehmen. Ist das Wetter kalt und regnerisch, dann drückt der Csoban die Mütze tiefer ins Gesicht, zieht den schützenden Pelz fester um die Schultern und schaut so gerüstet, auf den dicken Stab gelehnt, gleichmüthig in die grauen Nebel und die jagenden Wolken. Grüßt ihn die leuchtende Sonne vom klaren, blauen Himmel herab, dann klettert er leicht und gewandt auf einen Gipfel oder hervorragenden Felsen und blickt, lang ausgestreckt auf dem Bauche liegend, beide Ellenbogen aufgestützt, träumend hinaus in die Ferne und auf die über den Abhang weit ausgebreitete Herde.

Doch kehren wir noch einmal zurück zur Stina! Ihre Umgebung sieht aus, wie die der Coliben in der Tatra und

vieler Sennhütten in den Alpen. Kothlachen umgeben das Holzhäuschen, zwischen ihnen wächst breitblättriger Ampfer, liegen halbverfaulte Baumstämme und ragen angehackte oder der Rinde zum Theil beraubte Fichten in die Luft. Eine niedrige Thür führt uns in die Hütte, deren vorderer Raum mit einigen Planken und primitiven Holzschemeln möblirt ist, während in dem besonders abgetheilten Hintergrunde die Geschirre für die Milchwirthschaft und die Vorräthe aufbewahrt werden.

Meistens scheinen die Hirten ohne ihre Weiber in die Berge zu ziehen. Ich hörte vor meinem Besuche des Gebirges, daß viele nach der im Volksliede angedeuteten Weise lebten: „Wohl drei Liebchen hatte ich, Eins im Thal, Eins auf der Höh, Eines hier in meiner Näh,“ habe aber „in der Höhe“ nur einmal weibliche Wesen gesehen. Wahrer mag ein anderes Liedchen sein, das da lautet:

Sah zu Thal von Berges Spitze;
In dem Sattel muß ich sitzen
Auf dem lang gemähnten Gaul.
Zu, mein Grauer, sei nicht faul,
Daß wir's Dorf vor Nacht erschaun!
Möcht' doch Erde kauen die Mähre —
Wenn ich bald nur bei ihr wäre!
Möcht' die Mähre kauen Steine —
Küßt' ich nur einmal die Meine [1]).

In der verhältnißmäßig komfortable eingerichteten Stina des obern Arpatschthales machte die Schwägerin des Besitzers, eine hübsche, muntere Frau, die Wirthin, unterstützt von ihrer Nichte, die ihren bösartigen Gatten, einen Popen in Rumänien, verlassen hatte und zu ihrem Vater zurückgekehrt war. Hier war für die Milchwirthschaft ein besonderes Häuschen erbaut, in welches man mich führte, um mich die reichen Vorräthe an Butter und Käse und die von zwei Mägden sauber geputzten Bottiche, Mulden und Kannen bewundern zu lassen. Uebrigens beobachtete ich in allen Stinen, daß die Hirten, bevor sie an die Käsefabrikation gingen, die Hände wuschen; die Geschirre wurden stets ausgespült und die zum Durchseihen der Milch verwendeten Tücher gewaschen. Sehr eigenthümlich und weniger anmuthend war die Morgentoilette. Der Csoban nimmt den Mund voll Wasser, läßt es in die hohle Hand laufen und fährt sich nun mit dem erfrischenden, reinigenden Naß über das Gesicht; die Mütze behält er bei der Procedur auf dem Kopfe, da er sich weder kämmt noch bürstet; nur den Backenbart rasirt er von Zeit zu Zeit.

Am interessantesten ist es, die Stinenbewohner zu betrachten, wenn sie des Abends rauchend und plaudernd ums Feuer sitzen. Wie oft wünschte ich Maler zu sein, um die vom flackernden Feuer beleuchteten Gruppen, oft bildschöner Gestalten und Gesichter, zu fixiren. Da blickt ein alter Stepun mit buschigen Brauen, grauen Augen, mächtigem Schnurrbart und starkem Kinn schmunzelnd auf drei kleine Hirtenbuben, welche Cigarretten drehen und scherzend und lachend die ersten Rauchstudien machen. Gespannt richtet ein schwarzäugiger Bursch mit italienischem Typus den leuchtenden Blick auf den breitschultrigen Kameraden, der erzählt vom gewaltigen Räuber Deami, welcher vor einigen Jahren in diesen Bergen hauste und plötzlich verscholl. Ein anderer giebt die Lebensgeschichte seiner sämmtlichen Hunde; der alte Führer erzählt der andächtig lauschenden Versammlung, die Pferde hätten Menschenverstand, es fehle ihnen nur die Sprache, aber Pferde und Weiber müsse man anbinden, sonst liefen sie davon, die Welt sei sehr verdorben! Auch höchst märchenhafte Geschichten tauchen auf, wie die von einer Kuh, welche durch einen höhlenbewohnenden Drachen derartig behext war, daß sie alle Tage ging, das Ungeheuer zu säugen. Trajan lebt natürlich im Hirtenmund! Er hat den Rothe-Thurmpaß geöffnet und den Siebenbürgen einst bedeckenden See abgelassen. Ein Hirt hatte sogar „die Deutsch, in die Schul, in die Resinar“ gelernt und meinte sich auch auf „die Buch und die Kart“ zu verstehen. „Auf die Berg — meinte er — sei es besser als in die Schul“; seine größte Sorge war, daß er vielleicht Soldat werden müsse; „ich gehe auf die Buteanuberg, keiner findet“, so schloß der lustige Bursche. Dem Militärdienst entzieht sich der Csoban gern, es soll auch vorkommen, daß statt des Gesunden ein Kranker oder Krüppel bei der Aushebung erscheint, oder daß der Militärpflichtige zur Selbstverstümmelung schreitet, um die liebe Freiheit zu retten.

Wer sich vor Strapazen und Entbehrungen nicht scheut, wird einen Besuch des Fogarascher Hochgebirges nicht bereuen!

[1]) Alle Verse sind nach den Uebersetzungen F. W. Schuster's citirt mit geringer Abänderung.

Die Insel Rolas.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

I.

Auf einer im Winter von 1879 auf 1880 ausgeführten naturwissenschaftlichen und insbesondere zoologischen Reise nach den Guinea-Inseln Principe und S. Thomé unternahm ich von S. Thomé aus einen Ausflug nach der südlich davon gelegenen, gerade von der Linie geschnittenen Insel Rolas, die weiteren Kreisen wohl kaum dem Namen nach bekannt sein wird, von der Wenige je etwas Näheres werden gehört haben.

Eine kurze Schilderung dieses Ausfluges nach dem kleinen, mit der reichsten Tropennatur geschmückten Eilande, auf dem ich ein paar Monate ungestört und unter äußerlich günstigen und angenehmen Verhältnissen meinen Studien obliegen konnte, wird, wie ich hoffe, nicht unwillkommen sein als ein Beitrag zur Kenntniß der in mancher Beziehung sehr merkwürdigen äquatorialen Inselgruppe des Meerbusens von Guinea und insbesondere der Insel S. Thomé, der das genannte kleine Eiland seiner Lage und seiner ganzen Natur nach unmittelbar sich anschließt.

Durch freundliche Vermittelung des Herrn da Costa, Bankdirektors aus S. Thomé, dem ich, sowie vielen der übrigen liebenswürdigen Herren der Insel, für ihr gastfreundliches Entgegenkommen und die mannigfachen im Interesse meiner Forschungen mir erwiesenen Dienste zu großem Danke verpflichtet bin, ward mir und meinem Begleiter von dem Besitzer von Rolas, Herrn Francisco José d'Araujo, eine Einladung zum Besuche seiner Insel zu Theil. Herr

d'Aranjo kam selbst mit zweien seiner Boote, einem großen an fünfzehn Meter langen Canoe und einem gezimmerten von amerikanischen Walfischfängern erworbenen Kahne nach der Cidade de São Thomé, der an der Nordostseite gelegenen Stadt der Insel S. Thomé und Hauptstadt der portugiesischen „Provincia ultramarina de São Thomé e Principe“, um uns nach Rolas zu geleiten.

Von der Cidade aus ist die Insel Rolas nur zu Wasser zu erreichen durch Umschiffung der Insel S. Thomé nach der einen oder andern Seite, in der Regel auf dem kürzern Wege an der Ostküste entlang. Bis zu der südlich von der Cidade, von dem Flüßchen Agua Izé aus und zwischen dem Rio Abade und Rio Ribeira sich ausdehnenden großen Roça Agua Izé, der größten Kakao- und Kaffeeplantage der Insel, führt ein guter Reitweg, aber der Versuch von hier aus zu Lande nach der Südküste vorzudringen, um dann nach der von ihr durch einen etwa vier Kilometer breiten Meereskanal getrennten Insel Rolas überzusetzen, würde wegen des den Südosten der Insel einnehmenden hohen mit dichtem Urwald bedeckten Gebirges und der häufig schroff abfallenden felsigen Küste auf die größten Schwierigkeiten stoßen, jedenfalls eine mehrere Tage in Anspruch nehmende, beschwerliche Expedition darstellen.

Am 9. Januar Abends zwischen 5 und 6 Uhr fuhren wir in dem mit fünf Negern bemannten und von Herrn d'Aranjo gesteuerten „Amerikaner“ zum Hafen und zur Bai von S. Thomé hinaus. Im weiten Halbkreise öffnet sich die schöne Bucht, die Bahia de Anna de Chaves, nach Nordosten, umgeben von breitem, blinkendem Sandstrande, der an einigen Stellen von tiefschwarzen ins Meer vordringenden Basaltklippen unterbrochen ist. Gerade vor uns im Grunde liegt der Hafen mit dem vorgeschobenen Molo, dahinter die große Alfandega, und dann breitet sich die Stadt auf dem flachen Strande aus, durchflochten von frischem Grün und den hier und dort aufragenden hohen Bäumen. Links von der Stadt und die Bai hier abschließend erhebt sich auf einer der ins Meer vorspringenden Basaltklippen die kleine Festung Fortaleza de S. Sebastião und rechts schließt sich an die Stadt ein den Strand umsäumender Kokospalmenwald an. Ihren Abschluß findet die Bai nach dieser Seite durch einen andern Vorsprung, auf dem dicht am Strande ein frischgrüner Hügel liegt, der mit einem zweiten sehr kleinen Fort oder Redoute, dem Reducto de S. José, gekrönt ist, das im Verein mit der gegenüberliegenden Fortaleza de S. Sebastião bei genügender Ausdehnung und Armirung Bai und Stadt vollkommen beherrschen würde. Hinter der Stadt erhebt sich die allseitig tiefgrüne Insel ganz allmälig und terrassenförmig und steigt dann gegen das Centrum hin zu prächtigen bis zu 2000 m hohen Gebirgsstöcken auf. An der östlichen Abdachung des Gebirges schimmern von der Bai aus die höchsten Plantagen der Insel hervor, auf einer Höhe von an 800 m die große Roça des Monte Café, die in der Kaffeeproduktion vielleicht allen anderen Pflanzungen voransteht, und die 940 m hohe Roça S. Nicolau, die höchste der Insel, deren Kaffee- und China-Kulturen bis zu 1160 m über dem Meere hinaufgehen.

Als wir unter dem kräftigen Ruderschlag unserer Schwarzen zur Bai und, uns dann nach Süden wendend, über die Fortaleza de S. Sebastião hinausgekommen waren, trat mit gewohnter Pünktlichkeit die Nacht ein und der Blick richtete sich unwillkürlich von dem bisherigen schönen Schauspiel, über das der dunkele Schleier nun rasch herabsank, auf unsere nächtliche Fahrt und unsere Lage im Boot. Dasselbe war hochbeladen, theils mit den von Herrn d'Aranjo mitgenommenen Waaren, zum größten Theil aber mit den mancherlei Gepäckstücken, die meine für die wissenschaftlichen Untersuchungen und Sammlungen bestimmten Apparate enthielten. Zwischen den aufgethürmten Kisten, Koffern und Schleppnetzen &c. mußten wir uns, so gut es gehen wollte, ein immerhin nicht sehr bequemes Lager herzustellen suchen. Die Aussicht, auf diesem die nächsten zwölf Stunden der Nacht und dann vielleicht, nachdem wir den folgenden Tag an irgend einer Stelle der von den Angolares-Negern bewohnten Südostküste zugebracht, noch eine zweite Nacht ausharren zu müssen, erschien daher im Allgemeinen keine sehr erfreuliche. Die Nacht war aber deshalb zur Fahrt gewählt, weil sie als die durch die Windrichtung am meisten günstige erschien. Fast das ganze Jahr hindurch, namentlich während der von September bis Mai anhaltenden heißen Regenzeit, weht hier ein lauer Süd- und Südwestwind. Nur durch die in dieser Jahreszeit freilich ziemlich häufigen Gewitter wird die Luft und mit ihr das sonst stets ruhige Meer in größerm oder geringerm Grade erregt. Wegen dieser stetigen Windrichtung ist deshalb in der Regel die Bootfahrt von Süden nach Norden resp. von der Insel Rolas nach der Cidade ziemlich rasch, oft in einem halben Tage oder in noch kürzerer Zeit beendet, während umgekehrt, wie in unserm Falle, die Reise häufig nur durch beschwerliches Rudern zurückgelegt werden kann. Während der Nacht indessen pflegt der sonst stetige Süd- und Südwestwind mehr nach Westen abzuweichen, ein Vortheil, den die Küstenfahrer mit ihren kleinen Segelbooten und Canoes mit großem Geschick zu benutzen wissen, und der sie auch veranlaßt für ihre Reisen von Norden nach Süden die Nachtzeit zu wählen. Für unsere Fahrt von der Cidade nach Rolas hatten wir doch geglaubt auf zwei Nächte rechnen zu müssen.

Während die Gedanken und Gespräche noch mit diesen Dingen und unserer nächsten Zukunft beschäftigt waren, wurde unsere Aufmerksamkeit durch ein neues Schauspiel in Anspruch genommen. Vor uns auf dem Meere tauchte allmälig eine lange Reihe flammender Lichter auf, als wären sie den dunkeln Fluthen entstiegen. Unter ihrem Schein sah man phantastische Gestalten sich hin und her bewegen und wieder verschwinden ohne Fahrzeuge erkennen zu können. Es waren Fischer von S. Thomé, die Nachts und namentlich in dunkeln Nächten mit ihren Canoes aufs Meer ziehen, um mit Fackeln den Fischfang zu betreiben. Durch den Lichtglanz angelockt strömen die Fische von allen Seiten an die Boote und werden dann mit kurzen durch Stricke befestigten Speeren harpunirt, auch wohl mit Netzen &c. gefangen. Einen besondern Ertrag des Fischfanges bilden dabei die Exocetus-Arten, die sogenannten fliegenden Fische, die, wie es scheint, durch das Licht ganz besonders gereizt und angezogen werden und oft schaarenweise und in wilder Hast aus dem Wasser hervorstürzen, Fackeln und Boote umfliegend und theilweise direkt in diese hineinfallend.

Aber auch diese interessante Erscheinung lag unter der unermüdlichen Arbeit unserer Neger bald hinter uns und weiter gings in die schwarze schwüle Nacht hinein, deren tiefe Ruhe nur durch den gleichmäßigen Schlag der Ruder und die dumpfe Brandung an der nahen Küste unterbrochen wurde. Statt des erhofften günstigen Windes hielt lauer Südwind an. Auch dieser schwieg endlich fast vollständig. Immer von Neuem wurde das Segel aufgezogen und gewendet, aber matt flackerte es von der einen Seite zur andern. Von großem Interesse und zu gleicher Zeit beruhigend für die Sicherheit unserer Fahrt war mir die bewundernswerthe Ortskenntniß unserer Führer, die trotz der großen Dunkelheit über jede Stelle der in unbestimmten Umrissen vor uns aufsteigenden schwarzen Küste, über jede

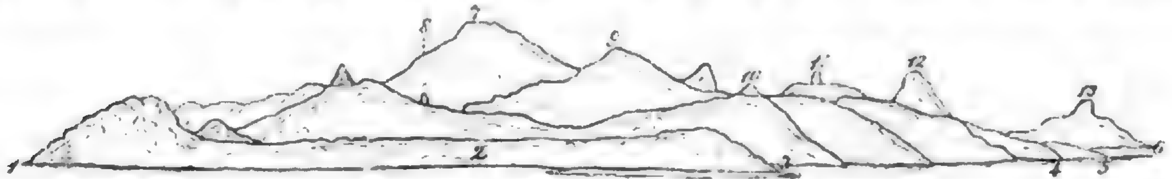
Ponta, Praia Enseada ꝛc., über jede Klippe und jedes Inselchen sich genau zu orientiren wußten.

Endlich nach Mitternacht erhob sich der ersehnte West und fuhr säuselnd und kühlend über uns hin, Körper und Geist erfrischend. Die Ruderarbeit wurde eingestellt, das Segel blähte sich stolz und stetig und der Kahn zog rauschend durch die dunkeln vor ihm in Leuchtfunken aufsprühenden Wellen dahin.

Unter diesen wohlthätigen Einflüssen war ich trotz meiner höchst unbequemen Lage bald fest eingeschlafen und wurde erst nach vier Uhr Morgens durch den Zuruf des Herrn d'Aranjo wach. Wir waren gelandet; von dem nahen Strande ertönten menschliche Stimmen und lautes Hundegebell und aus einiger Entfernung schimmerte Licht hervor. Ich glaubte, wir seien nach Beendigung unserer ersten Nachtfahrt an die Angolares-Küste von S. Thomé angefahren, um den Tag hier zuzubringen, und war deshalb nicht wenig erstaunt und erfreut zu hören, daß wir die Insel Rolas schon erreicht hatten. Die letzten Stunden der Nacht hatten über Erwarten günstigen Wind gebracht, bei dem unser „Amerikaner“ seine glänzenden Eigenschaften als Schnellsegler entfalten und uns in verhältnißmäßig kurzer Zeit unserm Ziele zuführen konnte.

Auf den Schultern der vom Lande herbeigekommenen Neger wurden wir, da das Boot nicht vollständig anlegen konnte, auf den weichen Sand des Strandes getragen, hinter dem am Rande eines vor uns sich erhebenden dunkeln Waldes das kleine gastliche Haus lag, in welches Herr d'Aranjo uns nun einführte.

Als ich nach einigen Stunden der Ruhe am Morgen auf die nach dem Meere zu gelegene Veranda unseres Hauses trat, bot sich mir ein überraschend großartiger und wahrhaft herrlicher Anblick. Vor mir, durch einen blauen Meereskanal von unserm Eilande Rolas getrennt, erhob sich die Insel S. Thomé, ein hohes, tief grünes Waldgebirge von wunderbaren Formen und so malerisch zu einem Gesammtbilde vereinigt, wie ich nie eine Gebirgslandschaft sah. Zuerst erscheint gleich hinter dem Strande, der drüben als hellgelber Streifen hervorleuchtet, ein langer niedriger Waldrücken, der an seinen beiden Enden in sanfte Hügel übergeht. Das ist die den südlichsten Theil von S. Thomé einnehmende Halbinsel Yogo, die durch eine von Osten tief eindringende Meeresbucht, die Bahia de Yogo Yogo, und den in sie mündenden und bis nahe an die Westküste reichenden Rio Salgado fast von der Hauptinsel getrennt wird. Hinter dem Yogo tritt ein zweiter viel höherer und ebenfalls dicht bewaldeter Gebirgsrücken hervor, der von einer mittlern tiefen Einsenkung aus nach beiden Seiten aufsteigt. Dann folgt ein Gebirgsstock, der im Westen mit einem zackigen in steilen Wänden und Schluchten abfallenden Grat beginnt und dann allmälig zu einem an 1700 m hohen Gipfel sich erhebt, der mächtige Pico de Anna de Chaves, und aus dem Centrum der Insel und den immer höher rundum sich aufthürmenden Berg- und Waldmassen ragt dann wie ein König, Gebirge, Insel und das umgürtende blaue Meer beherrschend, die prächtige und breite, über 2000 m hohe Pyramide des Pico de S. Thomé hervor. Rechts und links von diesem Centralstock erscheinen dann noch andere auffallende, zum Theil kühn und phantastisch geformte Berggipfel, wie der in fast senkrechten Wänden aufsteigende hohe Felskegel des Cão grande (der große Hund), der von Rolas aus hinter einem breiten oben flachen Bergrücken, einem Felszahn gleich, sichtbar ist, ferner vor dem Pic von S. Thomé und gleich hinter dem zweiten oben erwähnten langen Gebirgrücken des Cão pequeno (der kleine Hund), ebenfalls als spitzer Zahn sichtbar, in Wirklichkeit wie der Cão grande ein steil aufsteigender, aber viel kleinerer Kegel. Rechts vom Pic von S. Thomé erhebt sich noch ein anderes kühn geformtes Berghorn, der Pico de Maria Fernandez, und noch weiter östlich, wie den Fluthen des Meeres entstiegen, taucht auf einem halbinselartigen Küstenvorsprung der Pico Macurú auf, der mit seiner äußern ins Meer abfallenden Wand, der Ponta do Ilheo grande, das großartige Gebirgspanorama nach dieser, der Ostseite hin, abschließt.



Die Insel S. Thomé von Rolas aus.

1. Ponta do Homem da Capa.
2. Yogo.
3. Bahia de Yogo Yogo.
4. Ponta da Balaca.
5. Ponta Bahé.
6. Ponta do Ilheo Grande.
7. Pico de S. Thomé.
8. Cão pequeno.
9. Pico Anna de Chaves.
10. Sul dos Montes de S. Nicolau.
11. Cão grande.
12. Pico de Maria Fernandez.
13. Pico Macurú.

Die ersten Tage nach meiner Ankunft in Rolas wurden unter der Führung unseres Wirthes zu kleinen Exkursionen an den Strand und über die Insel benutzt, die mir auf Schritt und Tritt neues Interesse erweckte, theils durch die Fülle und Pracht tropischer Vegetation und Landschaft, theils durch die bald gewonnene Ueberzeugung, daß mir hier ein kleines, aber reiches Forschungsgebiet geboten werde. Bald hatte ich mir auch eine Arbeitsstätte in unserm Hause nach Wunsch eingerichtet, und habe hier in meinem kleinen Laboratorium auf dem Aequator, Dank der unermüdlichen Fürsorge meines gütigen Wirthes, länger als zwei Monate Tag für Tag meiner wissenschaftlichen Arbeit, ja sogar anhaltenden mikroskopischen Studien obliegen können, ein Vorzug, der wohl wenigen Naturforschern vor mir im äquatorialen Afrika zu Theil geworden ist. Als ein besonderes Glück muß ich es freilich dabei auch preisen, daß ich während meines Aufenthaltes auf Rolas sowie auf S. Thomé von klimatischen Erkrankungen, insbesondere von dem selbst die freudigste Arbeitskraft und Begeisterung lähmenden Malariafieber, das auch diese von der Natur so reich geschmückten Inseln, vor Allem S. Thomé, heimsucht, völlig verschont blieb.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. №8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

II.

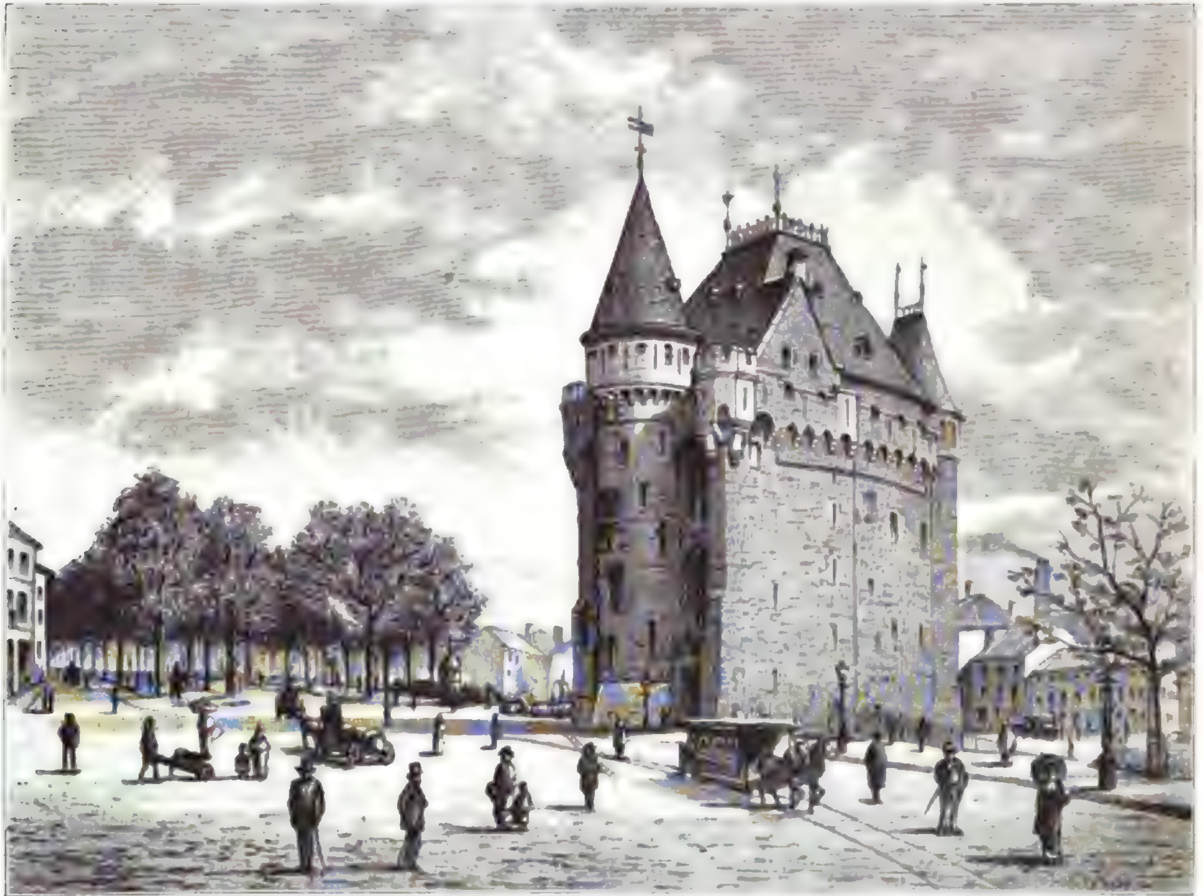
Die Gründung Brüssels, d. h. die Erbauung einiger Hütten in dem Wiesenthale der Senne, wo die Klause des christlichen Apostels Gaugerich (St. Géry) stand, fällt in das sechste Jahrhundert; im zehnten Jahrhundert finden

Der St. Katharinenplatz mit der neuen Kirche in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

wir den Ort zuerst als Flecken erwähnt, und wieder etwa 400 Jahre später, um das Jahr 1380, ist aus dem Flecken eine Stadt mit starkbefestigten Mauern, mit sieben Thoren und 74 Thürmen geworden. Nach dem einzigen heute noch

vorhandenen Ueberreste jener alten Festungswerke, dem Haller Thore, einem gewaltigen, viereckigen Bau mit drei über einanderliegenden gewölbten Sälen und vorspringendem Thurme, kann man sich einen Begriff von der Stärke der damaligen Stadt machen. Ihre Bedeutung für den Handel, der Ruf ihrer Tuche und anderer Industrieerzeugnisse nahm unter den brabantischen und burgundischen Herzögen dauernd zu, und während der ersten Zeit der spanischen Herrschaft, um das Jahr 1560, bot Brüssel mit seiner Menge von stolzen Palästen und Kirchen, mit dem rastlosen Getreibe seiner thätigen, arbeitsamen Bevölkerung, trotz der mancherlei inneren Spaltungen und des Parteihaders unter den Bürgern, das Bild eines blühenden, kraftvollen Gemeindewesens.

Damals bestand die Stadt aus 6680 Häusern und Klostergebäuden, und zählte, ausschließlich der 1400 Klosterinsassen, eine Bevölkerung von 64 000 Seelen. Die alten Adelsgeschlechter der Egmont, Mansfeld, Taxis, Kuylenburg, der Lannoy, Lalaing und Bossu hatten hier ihre prächtigen Paläste, das großartige Rathhaus auf dem von stattlichen Gebäuden umgebenen Markte galt schon damals für ein Wunder der Architektur, und der Glanz der ihrer Vollendung entgegensehenden großen Kathedrale der Heiligen Gudula, sowie der neuen Sakramentskirche verdunkelte die Pracht der alten Gotteshäuser. Wenn auch um jene Zeit die Erzeugnisse der Brüsseler Tuchmanufaktur schon durch die Fabrikate anderer Städte in den Hintergrund gedrängt worden waren, so behaupteten die gefärbten Wollen, die



Das Haller Thor in Brüssel.

Leinewand, die kunstvollen Stickereien, die Waffen und Rüstungen der Brabanter Hauptstadt doch immer noch die erste Stelle auf den europäischen Märkten. Brüssel besaß damals nicht weniger als sieben lateinische, dreizehn vlämische und drei wallonische oder französische Schulen, und, seit der Zeit des burgundischen Hofes eine Pflanzstätte der Künste und Wissenschaften, konnte es mit gerechtem Stolze auf die große Zahl bedeutender Männer blicken, die es in seinen Mauern vereinigte: die Dichter Jean Lemaire, Remacle de Florennes und Jean Second, die Maler Franc Floris, Michel Coxie und Bernard van Orley, die Baumeister Keldermans, van Pede und van Bodeghem, und endlich von hervorragenden Gelehrten Cornelius Agrippa und Erasmus. Während der Regentschaft Margarethens von Parma bestand diese hohe Blüthe Brüssels noch eine Zeitlang fort, aber die Schreckensherrschaft Alba's raubte der Stadt, wie ja dem ganzen Lande, die besten Kräfte. Welch einen verhängnißvollen Niedergang jene fünf entsetzlichen Jahre für die großen Centren des niederländischen Handels gebracht haben müssen, geht aus der Schilderung eines zeitgenössischen Schriftstellers hervor, der u. a. von Gent erzählt, daß er während eines längern Verweilens in dieser Stadt nicht mehr als zwei Pferde in den Straßen erblickt habe. Als nach der Zurückrufung Alba's das Land wieder aufzuathmen begonnen, regte sich in dem unruhigen Brüssel sogleich wieder der alte Geist. Im Jahre 1581 erließ die Regierung der Stadt mehrere Dekrete, in denen die Abschaffung des katholischen Kultus, die Aufhebung der Klöster und die Ausweisung der Geistlichen angeordnet wurde. Die Antwort auf diese kühne Kundgebung blieb

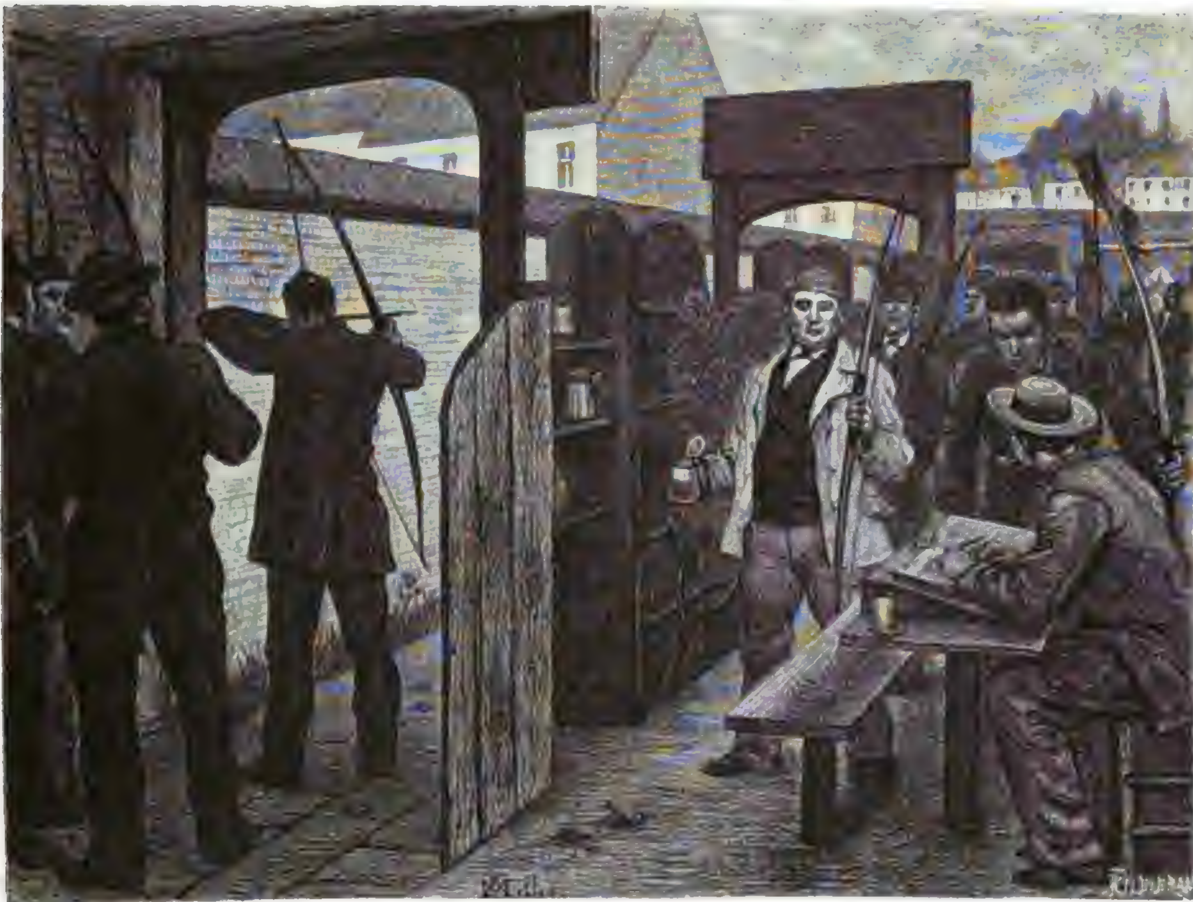
Alte Häuser am Markte (Place de l'Hôtel-de-Ville) in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

nicht lange aus: ein spanisches Heer erschien, um den Frevel zu strafen, und die Stadt mußte eine lange und schwere Blockade aushalten. Die Zustände in Brüssel waren damals geradezu verzweifelt; Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder, die Verbindung mit dem Meere war abgeschnitten, die Unzufriedenheit der durch die Steuerforderungen der spanischen Regierung ohnedies hart bedrückten Bürger äußerte sich in unaufhörlichen Unruhen und Streitigkeiten. Selbst die Windstille, welche die friedliche, dem Gedeihen von Kunst und Wissenschaft förderliche Regierung der Infantin Isabella und ihres Gemahls, des Erzherzogs Albert (1598 bis 1621), für das übrige Land brachte, vermochte in Brüssel keinen dauernden Zustand der Ordnung und Ruhe wiederherzustellen. Immer wieder schlug die im Stillen fortglimmende Unzufriedenheit in hellen Flammen hervor: bald in Streitigkeiten mit den Statthaltern, bald in inneren Zwisten und Kämpfen, bald im allgemeinen Aufstande gegen die Uebergriffe und Forderungen der spanischen Truppen und ihrer Anführer. Dazu kamen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch zwei Kalamitäten für die Stadt: zuerst im Jahre 1667 die verheerende Pest, die Tausende von Opfern forderte, und dann wenige Jahrzehnte später das dreitägige Bombardement durch den Marschall Villeroi, während dessen aus 25 Mörsern und 18 Kanonen nicht weniger als 3000 Bomben und 1200 glühende Kugeln hineingeschleudert wurden. Das Resultat dieser Kriegslaune des allerchristlichsten Königs war die gänzliche Zerstörung von 3830 Häusern und 11 Kirchen

Das königliche Schloß in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

und die theilweise Beschädigung von 460 Häusern und 7 Kirchen. Aber es schien, als ob die neue Prüfung auch die Energie und den Gemeinsinn der Brüsseler neu belebt hätte: schon nach vier Jahren erhoben sich auf den Trümmerstätten neue Straßen und neue Paläste, prangten die stattlichen Häuser, die den Markt umgeben, im reichsten Schmucke ihrer kunstvollen, vielbewunderten Verzierungen. Nicht, als ob damals schon eine Zeit der Ruhe für das unglückliche Land eingetreten wäre: ein ohnmächtiger Spielball der Politik, ging es aus einer Hand in die andere, wurde es jetzt sogar mehrerer seiner Provinzen beraubt, welche das französische Gebiet vergrößern mußten. Nur zweimal noch bis zur endlichen Erreichung seiner Selbständigkeit sollte das belgische Volk die Segnungen einer ruhigen, geordneten Verwaltung genießen. Das erste Mal während der vierzigjährigen Regierung Maria Theresia's, die den nunmehr wieder österreichischen Niederlanden in der Person des Prinzen Karl von Lothringen einen ebenso einsichtsvollen wie für das Wohl des Landes unermüdlich thätigen Statthalter gab; das zweite Mal aber nach der Schlacht von Fleurus im Jahre 1794, in Folge deren Belgien an Frankreich fiel, bei dem es bis zum Pariser Frieden verblieb. Von allen Phasen seiner wechselvollen Geschichte war diese letzte französische Periode die einzige, in der das Land seine Autonomie wirklich verlor; das Volk empfand dies zuerst schwer genug, gewöhnte sich indessen mit der Zeit an die neue Ordnung der Dinge, die ihm neben der engsten Beschränkung und rücksichtslosesten Ausbeutung seiner Kräfte wenigstens gesetzmäßige Zustände, gute Schulen und verschiedene segensreiche Stiftungen brachte. Unter der Bevölkerung der gro-

ßen Städte jedoch, unter den Einwohnern Brüssels vor allen anderen, gab es freilich viele, die sich mit diesem Aufgehen und Verschwinden in einem großen Ganzen nicht auszusöhnen vermochten, und die mit stets neuem Ingrimm die Kunstschätze ihres Landes einen nach dem andern hinwegführen sahen. Sie begrüßten die Kriegsschrecken von Waterloo und die neuen Leiden, die dem Lande und der Hauptstadt besonders dadurch zugefügt wurden, als eine Erlösung von drückendem Joche — aber es währte nicht lange, so mußten sie einsehen, daß das alte, beseitigt geglaubte Uebel nur eine neue und noch unerträglichere Form angenommen hatte. Die im ersten Pariser Frieden schon festgesetzte Vereinigung Belgiens mit dem Königreiche Holland kam jetzt zur Ausführung, und die dadurch entstehenden Zustände zeigten sich bald als durchaus unhaltbar. Anstatt das ihrige zur möglichsten Ausgleichung der nationalen Gegensätze zwischen den reformirten Holländern und den katholischen, theilweise wallonischen Belgiern zu thun, bevorzugte die Regierung ihre holländischen Unterthanen in jeder Weise. Mit Hülfe einer fingirten Majorität wurde die von einer gemischten Kommission entworfene, von den belgischen Notabeln aber abgelehnte Konstitution proklamirt; hierzu kam die ungleiche Vertheilung des Budgets, die Heranziehung Belgiens zur holländischen Schuldenlast, die Anerkennung vollkommener Kultusfreiheit, die verhältnißmäßig zu geringe Anzahl belgischer Deputirter zu den Generalstaaten und noch eine Menge anderer verhängnißvoller Mißgriffe, die der gemeinsamen Agitation der belgischen Liberalen und



Brüsseler Bogenschützen.

des Klerus immer neue Handhaben gewährte. Endlich, am 25. August 1830, machte sich der so lange angehäufte Zündstoff der allgemeinen Unzufriedenheit in Brüssel in einem Straßenaufstande Luft, der das Signal für die Erhebung des ganzen Landes war. Am 20. September konstituirte sich eine provisorische Regierung in der Hauptstadt, und trotzdem wäre eine friedliche Lösung des Konfliktes wohl immer noch möglich gewesen ohne die Unternehmung des Prinzen Friedrich der Niederlande, der am 23. September mit einem Heere von 10000 Mann in Brüssel einrückte, und das Schloß und den Park besetzte. Das Andenken an die Heldenthaten des Brüsseler Volkes in jenen Septembertagen, an die erfolgreiche Vertheidigung der Barrikaden, welche den Holländern das Eindringen in die Seitenstraßen verwehrten, an alle die thatkräftigen, entschlossenen und einsichtsvollen Führer der Bewegung, die inmitten des Gewehrfeuers und des Kugelregens die Vertheidigung organisirten und leiteten, der Anarchie weise zu steuern wußten, Gesetze gaben und die Grundlage vorbereiteten für die Verfassung des heutigen Königreiches, dieses Andenken ist vor wenigen Jahren bei dem Jubelfeste der belgischen Monarchie gefeiert und neu belebt worden. Das belgische Volk, das dem oberflächlichen Beobachter so leicht apathisch oder kindisch erscheint, gewinnt, im Lichte seiner Vergangenheit betrachtet, ein gar anderes Ansehen. Aus dem zähen Festhalten an alten Sitten und Gebräuchen, an einer uns fremdartig berührenden Art des behaglichen Lebensgenusses einerseits, und des ausgelassensten Vergnügens andererseits tritt uns ein wohlberechtigtes Selbstbewußtsein und der Stolz eines in sich gefestigten Bürgerstandes entgegen. In diesem Sinne betrach-

tet, sind auch die so oft als unzeitgemäß verdammten althergebrachten Volksbelustigungen, die allerdings in dem Rahmen des neuen Brüssel sich seltsam genug ausnehmen, wohl werth, erhalten und gepflegt zu werden. In den tollen Aufzügen der Kirmeß figuriren noch heute, wie bei den festlichen Ommegancks vergangener Jahrhunderte, zum unveränderten Jubel des Volkes die Riesen, kolossale angekleidete Figuren mit Leibern aus Korbgeflecht; die alterthümliche Belustigung der Glücksbäume, die von unseren Jahrmärkten längst verschwunden ist, ist ebenso wie Sacklaufen und ähnliche derbe Vergnügungen bei dem belgischen Volke ungemein beliebt. Ganz besonders aber wird in Südbrabant, und in Brüssel besonders, die alte Kunst des Armbrust- und Bogenschießens betrieben. Es giebt in Brüssel eine Menge von Vereinen mit festen Statuten, in denen der kleine Bürger mit Eifer und Liebe und mit charakteristischem Ernste

Moderner Prachtbau in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

mehrere Abende in der Woche dem alterthümlichen Sport zu widmen pflegt; an großartigen Vogel- und Scheibenschießen mit den dazu gehörigen Lustbarkeiten und Biergelagen ist deshalb in der belgischen Hauptstadt und ihrer Umgebung heute wie vor Alters kein Mangel. Auf dem Brüsseler Museum befindet sich ein aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammendes Bild, das die Infantin Isabella an dem Vogelschießen der Brüsseler Bürgerschaft theilnehmend darstellt.

Brüssel ist bekanntlich in Bezug auf seinen Bierkonsum nur der bairischen Hauptstadt an die Seite zu stellen — charakteristisch ist aber die Art und Weise, wie der Brüsseler Bürger seine Mußestunden bei dem Genusse seines Lieblingsgetränkes zubringt. In den alten Stadttheilen befindet sich oft fast Haus bei Haus ein sogenanntes Estaminet, ein Bierhaus einfachster Art, in dem man heute noch die leider doch immer seltener werdenden echt vlämischen Volkstypen der Hauptstadt antreffen kann. Stillschweigend, mit

feierlichem Ernste sitzen die alten Bürger hier in der niedern rauchgeschwärzten Stube, ihr Glas Faro oder Lambicq vor sich; hölzerne Bänke und Tische der rohesten Art bilden das ganze Mobiliar. Da ist nichts, was von dem beschaulichen Genusse abziehen könnte; an den Wänden aber hängen häufig große Zettel, auf denen der mit der feierlichen Sitte des richtigen Estaminet nicht Vertraute in großen Lettern: **Het is verbooden te vloekken** (es ist verboten, zu fluchen) oder ähnliche, das Singen, laute Sprechen u. s. w. untersagende Warnungen lesen kann. Begreiflicherweise findet das politische Leben unserer Tage, das ja gerade in Belgien so tief in das Volk gedrungen ist, an diesen Orten und in diesen Kreisen keine Vertreter; man muß in die neuen Stadttheile gehen und in die wallonischen Kaffees, um die lebhaften Dispute über die Kammerverhandlungen und Regierungsmaßnahmen zu hören. Wie in eine andere Welt versetzt erscheint man sich, wenn man aus einer jener ernsthaften Versammlungen in das Brüssel von heute kommt, wo uns überall schon die banalen Erscheinungen des modernen Lebens entgegentreten. Dankbar muß man freilich anerkennen, was gerade die heutige Regierung für die Verschönerung, und zwar für eine möglichst eigenartige Verschönerung der Stadt zu thun bemüht ist. Die obere Stadt, deren unter Maria Theresia angelegte Hauptstraßen an der nüchternsten Einförmigkeit leiden, hat an dem großartigen Justizpalast, einem Werke des Stadt-Architekten Poelaert, einen monumentalen Schmuck erhalten, der vor den mittelalterlichen Prachtbauten Brüssels nicht zurückzustehen braucht. Derselbe Meister hat vor wenigen Jahren auch in der Unterstadt die neue Katherinenkirche vollendet, die, auf dem ausgetrockneten Bassin St. Catherine errichtet, eine Verschmelzung des gothischen mit dem Renaissancestyl zeigt.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

II.

Bei der Vertheilung der Dattelthäler Borkus waren die Oasen Ngurr und Elleboë (östlich und südlich vom Brunnen Galakka) Nachtigal's Begleitern zugefallen; nach ersterer also zogen sie, langten dort am 6. Juni an und schlugen im südwestlichen Theile der Oase, deren Datteln indessen noch wenig in der Reife vorgeschritten waren, ihr Lager auf. Es begann nun eine traurige Zeit der Thatlosigkeit, der Hitze und des Windes, deren Monotonie auf Geist und Gemüth höchst lähmend wirkte. Die höchste Tagestemperatur während der folgenden Wochen war nie geringer als 35° und überstieg meist 40° C. Obendrein entwickelte sich der mit der vorschreitenden Sommerzeit immer stetiger aus der östlichen Hälfte der Windrose wehende Wind mehr und mehr zu einem täglichen Sandsturm, der jede Beschäftigung unmöglich machte. Der Reisende brachte die Zeit damit zu, unter Leitung seines Nachbars Haran den Dialekt der Dâza oder südlichen Tubu zu studiren und Erkundigungen über die Topographie der Tubu-Länder und die dortige Stammeseintheilung einzuziehen. Noch einförmiger aber wurde sein Leben, als ein Theil der Krieger einen Raubzug nach Ennedi unternahm, an welchem er sich gern betheiligt hätte, um diesen unbekanntesten Theil der östlichen Wüste kennen zu lernen; allein der Zustand seines einzigen Kameels hinderte ihn daran, sehr zu seinem Glücke, da die Ghazia sehr bald ein böses Ende nahm. Nun drang er in Hazâz, daß er ihn, wie er versprochen hatte, nach drei bis vier Monaten wieder nach Bornu zurückbegleite; dieser sagte wohl auch zu, die Dattelernte in den nördlichen Oasen Borkus nicht mehr abwarten zu wollen, hatte aber die Rechnung ohne die Frauen seiner Abtheilung gemacht, welche jene Ernte nicht preisgeben wollten. Und die Frauen scheinen bei den Aulâd Solimân fast durchgängig das Regiment zu führen; es war nicht uninteressant, schreibt er, diese rohen Männer, deren ganzes Leben ein harter Kampf gegen Mühe und Gefahr war, diese weit und breit gefürchteten Räuber und Halsabschneider im eigenen Hause machtlos zu sehen. So schlichen Tage, Wochen und Monate in ertödtender Einförmigkeit dahin. Der Gespräche mit den Arabern, welche in jener Abgeschlossenheit sich stets um die alten, für sie unerschöpflichen Themata über Kameele und Beutezüge drehten, war Nachtigal bald überdrüssig und zuletzt gerieth er in eine so gereizte Stimmung gegen seine gesetzlosen Gefährten, daß selbst ihr Anblick ihm widerwärtig wurde und er sich schon um Sonnenaufgang mit einigen Büchern und Schreibmaterialien in die Einsamkeit des Dattelhaines zurückzog. Dort verbrachte er im Schatten der ihm bei der Vertheilung zugefallenen Bäume bei verhältnißmäßiger Kühle, auf dem reinlichen Sande und unter dem Rauschen des Windes in den zierlichen Palmenkronen träumerisch den Tag und nichts hinderte ihn, unbekümmert um Raum und Zeit, seine Phantasie in die glückliche Vergangenheit der fernen Heimath und in die unbekannten Länder seiner nächsten Zukunft schweifen zu lassen.

Gegen Mitte September zog man nordostwärts nach der Oase Budu, wo, ebenso wie in den benachbarten Tiggi und Jarda, die Araber die Datteln nicht selbst abzuernten pflegen, sondern erst nach der Ernte eintreffen. Die Dörfer werden dann unter die Stammesabtheilungen vertheilt, und die Chefs derselben repartiren die zu leistende Abgabe unter ihre Untergebenen. Ehe dies geschah, benutzte Nachtigal die Zeit, zwischen den die Oase im Osten begrenzenden Felsen, in welchen die Dörfer der Eingeborenen versteckt liegen, herumzustreifen. Von Süden gegen den Budu im Norden begrenzenden circa 100 m hohen Ei (Berg) Koroka vordringend, stieß er zunächst auf einen dichten Palmenhain und dann auf die schmale, aber wohl eine halbe Stunde weit von Westen nach Osten gestreckte Salzfläche Aui, deren Salz durch Auslaugung gewonnen, und womit ein Theil Wadaïs und Kanems versorgt wird; weiter folgte wiederum ein Palmenhain, eine niedrige felsige Bodenerhebung, dann ein kleiner Süßwasser-See, eine Sandebene und zuletzt am Fuße des gleichnamigen Berges die Pflanzungen und verwüsteten Gärten des Dorfes Koroka. Von der obern, durchaus ebenen Fläche des Ei Koroka erblickt man in ansehnlicher Entfernung (nach der Karte 140 bis 150 km) eine ausgedehnte Gebirgskette, welche von Tibesti kommend den ganzen nördlichen und nordöstlichen Horizont einnimmt und mit dem Auge bis dahin verfolgt werden kann, wo dem Reisenden im Osten die Lage von Wanjanga angegeben wurde. Gerade im Norden trat ein ansehnlicher

Berg aus der Kette hervor, der Ei Kussi, der nach Angabe des oben erwähnten Haran vier Tagereisen entfernt und an Höhe und Mächtigkeit mit dem Tarso Tibestis vergleichbar sein soll.

Nach Südosten hinabsteigend stieß Nachtigal in einer sandgefüllten Ausbuchtung der östlichen Felsenkette auf die Hauptortschaft Budus Namens Tŭrăka, deren 80 oder 100 Hütten sich um einen etwa 25 m hohen, durchaus isolirten Felsen mit fast senkrechten Wänden gruppirten. Die riesige Leiter aus Palmenstämmen, vermittels deren man auf seine Höhe gelangen konnte, bewies seine Bestimmung als Zufluchtsort; doch die geringe Ausdehnung seines Gipfels konnte nur eine beschränkte Menge von Menschen und Vorräthen an Speise und Trank fassen. Die Mattenhütten der Bewohner unterschieden sich nur dadurch von denen der übrigen Nomaden der Tubu-Länder, daß sie einen kleinen Unterbau von kunstvoll über einander gethürmten Steinen hatten. Vor fast jeder Hütte stand ein spitzer Thonkegel, ebenfalls auf einem Unterbau von Steinen, der die Höhe jener etwas überragte und den Dattelvorrath der Bewohner barg. Nach den zahlreichen Karmut, die vor den Hütten aufgestellt waren, zu schließen, mußten die Leute noch ziemlich viele Kameele besitzen und häufige Reisen unternehmen. Jede Wohnstätte trug die Sauberkeit und Zierlichkeit zur Schau, welche die Haushaltungen der Tubu im Allgemeinen kennzeichnet. Die Einwohner sammelten sich alsbald um den Reisenden, welcher sie sich durch reichliche Vertheilung von Nadeln, die hier sehr geschätzt wurden, günstig zu stimmen suchte. Es waren zumeist Frauen und Mädchen, die sich durch ihren zierlichen und ebenmäßigen Bau auszeichneten, in Kleidung, Haartracht und Schmucksachen nicht von denen

Dorf Taraka in Budu.

Tibestis unterschieden, aber freundlicher und bescheidener waren, als ihre nördlichen Schwestern, letzteres vielleicht nur aus Furcht vor Nachtigal's arabischen Gefährten.

Hier läßt nun Nachtigal einige Kapitel allgemeinen wissenschaftlichen Inhalts folgen, worin er die Geographie und Ethnographie der von ihm durchwanderten und erkundeten Länder in zusammenhängender systematischer Weise behandelt, zuerst die von Egeï, Bodele und Borku, welche (letzteres wenigstens in seinem südlichen Theile) zur Mulde des Bahar el-Ghazal gehören. Borku selbst ist circa 16 000 qkm groß und macht den Eindruck eines großen, von hohen Rändern eingefaßten Erosionsthales, das wieder durch niedrigere, felsig-sandige Erhebungen in einzelne Abtheilungen zerfällt. Nachdem er Klima, Flora und Fauna dieses Theils der südöstlichen Sahara geschildert, behandelt er die Bewohner Borkus, deren Zahl, Seßhafte und Nomaden zusammen, er auf nur 10 000 bis 12 000 schätzt. Dabei gehen sie alljährlich durch die unaufhörlichen Raubzüge der Araber und Tuarik an Volksmenge und Wohlstand zurück; die Herden der Nomaden sind mehr als decimirt und die ausgedehnten Gartenfelder der meisten Thäler liegen seit Jahren öde und wüst. Die Amá Borkû (Borku-Leute), die Nachtigal mit den übrigen südlichen Tubu-Stämmen, welche sich desselben Dialektes, des Midi Dâza, bedienen, im Gegensatze zu den Tedâ unter dem Namen Dâza zusammenfaßt, zeigen eine große Aehnlichkeit mit ihren nördlichen Nachbaren, den Tedâ. Wenn sie auch im Ganzen etwas dunkeler gefärbt zu sein scheinen, als diese, so zeigen sie doch die tieferen Töne der Kupfer- und Bronzefarbe in der Hautfärbung sehr viel häufiger, als ihre südlichen Nachbaren, die eigentlichen Kanem- und Bornu-Bewohner, und unterscheiden sich von diesen noch viel schärfer durch ihren zarten und ebenmäßigen Gliederbau, ihre Magerkeit und mäßige Mittelgröße und die Häufigkeit regelmäßiger Gesichtszüge, wenn sie auch hierin von den Tedâ ebenfalls übertroffen werden.

Es folgen zwei Kapitel mit Erkundigungen über „Land und Volk der Baele" in Ennedi (östlich von Borku und Bodele) und über „Völkerverhältnisse in der östlichen Sahärä", worin Nachtigal die schwierige Frage über die ethnologische Stellung der Tubu behandelt. Das Resultat, zu welchem er gelangte, hat der „Globus" bereits in Band XXXIX, S. 63 mitgetheilt: sprachlich stehen dieselben den Negern nahe, physisch, psychisch, gesellschaftlich den hamitischen Nordafrikanern. Schon Heinrich Barth hat die nahe Sprachverwandtschaft zwischen Tubu und Kanûri, der Sprache der zu den Negern zu zählenden Bewohner Bornus, entdeckt, und andererseits ähneln die Tubu in Hautfärbung, Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, Kleidung (namentlich im Gebrauche des Gesichtsschleiers), Waffen, Lebensweise, Ausdauer, Mäßigkeit, in der aristokratischen Gestaltung der Gemeinwesen, der Stellung der Frau u. s. w. den Tuârik in hohem Maße, während die Bornu-Bewohner in allen diesen Beziehungen sehr verschieden von beiden sind. Diese Sprachverwandtschaft aber ist durch ein in alten Zeiten stattgehabtes Vordrängen der Wüstenstämme nach Süden zu erklären.

Am 16. September verließen die Aulâd Solimân Budu und lagerten am folgenden Tage wieder an der Quelle Galakka, um von dort am 23. die lang ersehnte Rückreise nach Kanem anzutreten. Dieselbe wurde indessen der vielfach anzutreffenden guten Kameelweide wegen so langsam ausgeführt, daß Nachtigal wiederum in denselben Zustand ohnmächtiger Verzweiflung wie zu Ngurr versetzt wurde, ein Gefühl, welches durch das elende Leben, zu welchem er verurtheilt war, nur noch erhöht wurde. „Für Menschen und Thiere besaß ich nur noch Dattelnahrung; unsere Kleidung war in Lumpen verwandelt, und das Zelt flatterte in langen Fetzen um seine Stange. Abends suchte ich mit Hunger im Magen und Ingrimm im Herzen mein kümmerliches Lager; Morgens erhob ich mich nach unruhigem Schlafe, nahm meine spärliche Dattelmahlzeit und verharrte dann in stummer Resignation, wie alle Welt, während des sechs- bis siebenstündigen Sandwindes, bis der Tag sich neigte und nach der kurzen Zeit eines einigermaßen menschenwürdigen Daseins die erlösende Nacht wieder winkte." Später brach unter den Kameelen eine grippeartige Krankheit aus, welche zu langsamem Vorrücken zwang; ein anderes Mal wurden Raubzüge unternommen, welche indessen erfolglos verliefen; schließlich hielt sie der Hunger von rascherem Marschiren ab. Denn weil Datteln, welche die Aulâd Solimân zur Genüge aus Borku mitbrachten, allein auf die Dauer nicht zur Ernährung genügen, so mußten die Kinder und Sklaven den reifen Samen des in der ganzen Gegend so häufigen Akresch-Grases einheimsen, und die für einen ganzen Hausstand erforderliche Menge einzusammeln erforderte bei der Kleinheit der Körner manche Stunde emsiger Arbeit. Die Samenkörnchen wurden in gewöhnlicher Weise zwischen Steinen zu Mehl zerrieben und dies zu dem üblichen Brei verarbeitet. Am 10. November endlich verließen sie Egeï, und alsbald änderten sich die Boden- und Vegetationsverhältnisse ziemlich plötzlich. War das Land bis dahin wellig und hügelig gewesen und hatte zahlreiche thonige Einsenkungen mit ihren Fischskeletten und mannigfachen, eigenthümlichen, steinigen Konkretionen gezeigt, so wurde es jetzt ganz eben und bedeckte sich gleichmäßig mit Kräutern und Gräsern. Auch das Thierleben regte sich wieder; Hasen von merkwürdiger Kleinheit sprangen hier und da auf, Gazellen- und Antilopen-Unrath und zahllose Spuren der Trappe bedeckten den Boden, und zahlreiche Ameisenbaue bewiesen, daß man die Grenze der regelmäßigen Regen überschritten habe. Am selben Tage noch erreichte man die nördliche Grenze des Baumwuchses (Sajal-Akazien, Tundub und Serrah) und lagerte am Abend zum ersten Male nach langer Zeit im Baumschatten. Am 12. November wurde der erste Brunnen Kanems erreicht, welcher in dem Thale Killöri liegt. Letzteres gehört auch durch seine Muldenform, welche die Thäler des nördlichen Kanem überhaupt kennzeichnet, schon zur letztern Landschaft und trägt auf seinem Grunde graziöse Baumgruppen, wie überhaupt fast alle tiefeingeschnittenen Thäler Kanems rings um die Brunnen dicht bewaldet sind. Am 14. November betrat man Gegenden, wo schon Wildschweine, Stachelschweine, Ameisenbären und besonders Hyänenhunde sich aufhielten, und zugleich das Gebiet der Dogorda, welche bereits Ackerbau treiben, aber unlängst von den Wadaï-Leuten arg ausgeplündert worden waren. Obwohl die Araber mit den Dogorda in einem freundschaftlichen Verhältnisse stehen, so lehnten sie es doch zum Theil wegen ihrer numerischen Schwäche ab, mit Wadaï deswegen Krieg anzufangen, machten sich vielmehr alsbald daran, etwa verschonte Getreidegruben aufzuspüren, um ihren nagenden Hunger zu befriedigen. Besonders einer, der auch als Pfadfinder ausgezeichnete Huseïn Ngomâti, erwies sich so geschickt dabei, daß man allen Ernstes behauptete, er rieche das Getreide durch die deckende Erdschicht. Die Leute sind übrigens außerordentlich geschickt in der Anlage dieser Gruben: die Bodenschicht, welche die gefüllte Grube bedecken soll, wird in ansehnlicher Dicke mit allen ihren Gräsern und Kräutern abgetragen und wieder so geschickt an ihre Stelle gebracht, daß für den gewöhnlichen Beobachter keine Spur des menschlichen Eingriffes mehr zu sehen ist. Huseïn wußte freilich immer noch verrathende Merkmale herauszufinden: leichte Unterschiede in der Frische der Vegetation, eine beim Herausgraben beschädigte Pflanze, einige eingeklemmte Grashalme oder ähnliche für die meisten Anderen unbemerkbare Zeichen. Tag für Tag durchstreifte er die Umgegend, verschwieg sorgfältig den etwaigen Fund einer verdächtigen Stelle, um mit Niemandem theilen zu müssen, und schlich dann heimlich um Mitternacht zum Lager hinaus, um nachzugraben.

Am 23. November war ein Festtag für den Stamm durch die Ankunft seines angesehensten und achtbarsten Edelmannes Bû Alâq, des Vaters jenes Hazâz, welcher unsern Reisenden von Bornu nach Kanem geführt hatte. Bû Alâq kehrte von einer langen Gesandtschaft an den König Ali von Wadaï zurück; nachdem er einige Tage ruhig im Kreise der Seinen verbracht, schilderte ihm Nachtigal sein trauriges und langweiliges Leben in Ngurr, seine Sorge und Betrübniß über das stete Aufschieben der Rückreise und seine Enttäuschung, nicht bis Ennerî vorgedrungen zu sein, und das so eindringlich, daß sich der gutherzige Mann entschloß, zum Ersatze mit ihm eine kleine Reise nach Süden in das eigentliche Kanem zu unternehmen, bis wohin noch kein Europäer vorgedrungen war.

Die Insel Rolas.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

II.

Die folgenden Mittheilungen nun über die Insel Rolas gründen sich auf Beobachtungen und Aufzeichnungen, die mir während meines Aufenthaltes auf dieser Insel von Anfang Januar bis gegen Mitte März 1880 neben meiner speciellen naturwissenschaftlichen Arbeit gestattet waren. Außerdem muß ich dankend anerkennen, daß ich mich auch hierbei der stets bereiten Hilfe meines verehrten Gastfreundes, des Herrn d'Aranjo, zu erfreuen hatte, der mir auch nachträglich im brieflichen Verkehr manche werthvolle Angabe hat zukommen lassen.

Die Insel Rolas — Ilha oder Ilheo das Rolas, Taubeninsel[1]) — verdankt ihren Namen der überaus großen Menge von wilden Tauben, die ihre Wälder bewohnen. Auf Schritt und Tritt hört man ihr „rollendes" Locken und Girren und sieht sie in den Gipfeln der hohen Bäume umherfliegen. Wann indessen und von wem dieser Name gegeben worden ist, habe ich nicht ermitteln können. Ebenso wenig habe ich in den älteren und neueren portugiesischen Schriften über die Guinea-Inseln, die mir zugänglich waren, etwas über den Zeitpunkt der Entdeckung und Besitznahme unseres Eilandes durch die Portugiesen finden können. Die Entdeckung der Nachbar- und Hauptinsel S. Thomé erfolgte nach der allgemeinen Annahme im Jahre 1470 am 21. December, dem Jahrestage des Apostels Thomas, und ihm zu Ehren erhielt die Insel ihren Namen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gleichzeitig oder bald nachher auch Rolas aufgefunden wurde, denn die kühnen von Affonso V. auf Entdeckungsreisen ausgeschickten portugiesischen Seefahrer João de Santarem und Pero d'Escobar, nachdem sie im Nordosten von S. Thomé, an der heutigen Cidade, die portugiesische Fahne aufgepflanzt, segelten bald in südwestlicher Richtung weiter und fanden schon am 1. Januar 1471 die Insel Annobom.

Die Insel S. Thomé ward mit dichtem, ununterbrochenem Walde bedeckt und unbewohnt angetroffen, und es ist deshalb wohl mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß auch Rolas um diese Zeit ohne menschliche Bewohner war und in den folgenden Jahrhunderten auch blieb, zumal die Kolonisation von S. Thomé sich auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil im Nordosten der Insel beschränkte, während der ganze Süden von der Kolonisation und der Herrschaft der Portugiesen unberührt blieb und um so mehr, da seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die ganze Küste der Südecke der Insel von den Angolares-Negern in Besitz genommen worden war, den noch heute nächsten Nachbarn von Rolas.

Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts scheint der erste Versuch einer Kultivirung auf Rolas gemacht worden zu sein. Um 1814 lebte hier, wie J. da Cunha Mattos, einer der portugiesischen Schriftsteller über die Guinea-Inseln, berichtet, ein einziger Einwohner, der die Insel aber später wieder verlassen zu haben scheint. Im Jahre 1864 wurde Rolas durch einen portugiesischen Kolonisten von S. Thomé vom Fiskus erworben, der auch auf ihr die ersten Kakaokulturen anlegte und das jetzige Wohnhaus am Nordstrande erbaute. Von diesem hat vor einigen Jahren Herr d'Aranjo Rolas angekauft, der nun mit seinem Bruder und vierzig bis fünfzig Negern die weitere Kultivirung der Insel sich als Lebensaufgabe gesetzt hat und in derselben mit planmäßigem Eifer und Geschick fortschreitet.

Rolas liegt zwischen 0° 0' 5" nördl. Br. und 0° 1' südl. Br. Das kleine Eiland wird somit in seiner nördlichen Hälfte vom Aequator geschnitten. Die Ausdehnung von der Nordspitze, die ich Ponta do Norte nennen will, bis zur Südspitze, der Ponta do Sul oder de Joanes, beträgt 2140 m, von welchen 680 m nördlich und 1460 m südlich vom Aequator liegen. Ihre größte Ausdehnung erreicht die Insel in der Richtung von der Nordostspitze, der Ponta de S. Antonio, bis zur Südspitze, der Ponta do Sul, mit 2500 m.

Wie die Nachbarinsel S. Thomé stellt auch unser Eiland eine vulkanische Erhebung aus dem Meere dar, die in ihrer Hauptmasse, wie dort, aus Basalt und basaltischer Lava besteht. Die Küste ist in Folge dessen zum großen Theil felsig, oft von hohen, wild zerklüfteten und weit ins Meer vordringenden Klippen gebildet. Man erkennt an ihrer Form, an den tiefen Rissen, Spalten und Höhlungen noch deutlich ihre Entstehung aus mächtigen Lavaströmen, die vormals aus der Insel hervorgebrochen und, ins Meer abfließend, erkaltet und zersprungen waren. Zwischen und auf diesen Klippen breitet sich hier und dort, wie namentlich an der Nord- und Westküste, sowie an kleineren, buchtartigen Vertiefungen der übrigen Küste, ein weicher, hellgelber Sandstrand aus, der aus zertrümmerten, vom Meere ausgeworfenen Mollusken- und Korallengehäusen und anderen mehr oder minder zerfallenen marinen Kalkbildungen besteht.

Ein weiteres auffallendes Zeugniß für die frühere vulkanische Thätigkeit der Insel geben die beiden Hügel der Insel, die sich in der westlichen Hälfte erheben, der eine im Norden, der andere im Süden. Der Nordhügel hat nach der von mir vorgenommenen Aneroidmessung eine Höhe von 110 m, der Südhügel eine solche von 120 m. Der erstere erwies sich zu meiner großen Ueberraschung als

[1]) Die portugiesische Sprache hat zwei Wörter für Taube: Pomba (v. Lat. Palumbes), hauptsächlich für die wilde Taube, Holztaube &c. gebraucht, und Rôla, die zahme Taube, Haustaube, auch wohl Turteltaube. Das Wort Rôla ist offenbar ein Onomapoeticum, dem „rollenden", lockenden Ton der männlichen Tauben nachgebildet, das in dieser Richtung auch in anderen Sprachen vorzukommen scheint. Einer meiner hiesigen Kollegen theilt mir darüber noch Folgendes mit: Im Spanischen ist palomo arrullador oder palomo tambor die Trommeltaube, Columba dasypus, Deutsch Rodler (Nemnich, Allg. Polyglotten-Lex. d. Naturg. I, 1129); das französische rouloul de Malacca ist columba cristata (Nemnich 1128). Diese Wörter sind offenbar verwandt, namentlich schließt sich rôla eng an das spanische arrullar, in Schlaf singen, girren, und arrullo, Wiegenlied, Ruckern, Girren, an.

Ilheo oder Ilheu, Eiland, ist das Diminutiv von Ilha, Insel. Rolas kann mit Rücksicht auf seine Größe und seine Kultivirung mit Recht auf die Bezeichnung Ilha das Rolas Anspruch machen.

einen in seiner Form sehr vollständigen kesselartigen Krater, dessen Boden nur wenige Meter über dem Meeresniveau liegt. Trotz der geringen Höhe bot die Besteigung und genaue Untersuchung des merkwürdigen Hügels, die wir unter der Führung des Herrn d'Araujo vornahmen, nicht geringe Schwierigkeiten dar, da die steilen äußeren und inneren Wände des Kraters mit Blöcken und Geröll basaltischer Lava besäet sind, zwischen denen die üppigste Urwaldvegetation hervorwuchert. Durch das dichte Unterholz und das Gewirr der von den hohen Bäumen herunterrankenden Lianen mußten uns die Neger mit ihren Faschinenmessern meist Schritt für Schritt den Weg bahnen. Von oben läßt sich der Kessel wegen der ihn erfüllenden Baum- und Strauchmassen nicht überblicken. Wir umgingen seinen schmalen, im Umriß ungefähr eiförmigen und nach Nordwesten sich etwas senkenden Rand in seinem ganzen Umfang und stiegen dann an der innern, steil abfallenden und ebenfalls mit Lavablöcken besäeten Wand in den Boden nieder, der nach meiner Messung etwa 10 m über dem Meere liegt.

In ihrem äußeren Umriß zeigt die Insel ungefähr die Gestalt eines Vierecks, dessen unregelmäßige mit Buchten und Vorsprüngen versehene Seiten nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Die Nordseite liegt der Insel S. Thomé zugekehrt und ist von ihr durch einen etwa vier Kilometer breiten Meereskanal getrennt, den ich, da derselbe noch ohne Namen ist, den Rolas-Kanal, Canal de Rolas, nennen will. Zwischen der Nordostspitze, der Ponta de S. Antonio, und der Nordspitze, der Ponta do Norte, dehnt sich eine sanfte, von breitem, weichem Sandstrande umsäumte Bucht aus, der entschieden bedeutungsvollste Theil der Küste, für die ich den Namen Praia d'Araujo vorschlage. Im Grunde dieser Praia, in der Nähe der Nordspitze, liegt die Ansiedelung, die Povoação, bestehend aus dem Wohnhause des Herrn d'Araujo und einer Anzahl niedriger, meist mit Palmen- und Bananenblättern gedeckter Negerhütten. Kein Theil der Küste hat eine so geschützte Lage, als die Praia d'Araujo, und sie bietet fast den einzigen Landungsplatz des Eilandes. Rechts und links von der Ansiedelung und diesen Theil der Praia umfassend, strecken sich ausgedehnte Basaltklippen ins Meer hinein, im Süden liegen die Wälder und Hügel von Rolas und im Norden, jenseits des Kanals, erhebt sich, wie eine riesige Schutzmauer, die Insel S. Thomé. Mit einer gewissen Berechtigung glaube ich den zwischen der Praia d'Araujo von Rolas und dem Südrande des Yogo von S. Thomé, der Praia Inhamé, sich hinziehenden Rolas-Kanal einem großen Hafen vergleichen zu können; jedenfalls stellt er den am meisten vor Wind und Wogen geschützten Küstentheil von S. Thomé und Rolas dar, der zudem in der Mitte eine gleichmäßige und selbst für größere Schiffe hinreichende Tiefe von ungefähr 10 Faden und auf beiden Seiten einen trefflichen Landungsplatz bietet.

Wenn man von der Praia d'Araujo sich um die Nordspitze nach Westen wendet, wird man von einer schönen, nach außen durch einen weiten Kranz von Klippen geschützten Bucht, der Praia Zotone, empfangen. Unmittelbar über dem weichen Sandstrande erhebt sich der prächtigste Wald, zuerst Kokospalmen und hoch über diese der Urwald mit riesigen Bäumen, von denen die Lianen guirlandenartig zum Strande herunterranken. Ein eigenthümliches Gepräge erhält diese Bucht noch dadurch, daß auf dem Strande eine sehr große Anzahl mächtiger Walfischknochen liegt, Kopfknochen, kolossale Rippen und Wirbel rc., alle durch die Wellen und die äquatoriale Sonne rein gewaschen und gebleicht, so daß sie einem jeden zoologischen Museum zur Zierde gereichen würden; es sind die Spuren der hier alljährlich von Mai bis August von amerikanischen Walfischfängern betriebenen, meist sehr ergiebigen Walfischjagd.

Die an die Praia Zolone sich anschließende Westküste mit der Praia de Manoel vie, der Praia Poubo und Praia Soverdone ist zum größten Theil mit weit ins Meer vordringenden Klippen umstellt, die nach dem Lande hin dann oft noch von einem durch die Wellen aufgeworfenen Sandstrand umsäumt sind. Hinter ihm beginnt überall der Wald, in der äußern Zone Kokospalmen und dahinter dichter Urwald.

Die Südküste enthält entschieden die interessantesten und landschaftlich großartigsten Strandpartien, da die mächtigen und zerklüfteten Lavafelsen hier von bedeutender Höhe und jäh ins Meer abfallen. Die Strandzone des Waldes wird von Pandanen und Kokospalmen gebildet, dann folgen nach dem Meere zu, die schwarzen Felsen überziehend, allerlei grünes und blühendes Strauchwerk und schließlich Fett- und Schlingpflanzen, die an den gegen das Meer abstürzenden Felswänden in langen grünen und blühenden Ranken herunterhängen. Tief unten aber tost und schäumt die krystallene Fluth ununterbrochen gegen die Felsmauern und hat in den ohnehin unterhöhlten und durchlöcherten Laven manche überraschende Wirkung erzielt, kleine Buchten gebildet, wunderbar schöne Grotten und tiefe Höhlen ausgewaschen, aus denen die Brandung durch den Luftdruck mit lautem Zischen und hoch aufspritzend zurückprallt. Auf den terrassenförmigen Absätzen und in den Löchern der Felswände nisten, fast noch im Bereich des aufspritzenden Wassers, zahlreiche große, prächtige Seevögel, die die Brandung und die Felsen fortwährend kreischend umfliegen. Die merkwürdigste Stelle dieses Küstentheils findet sich an dem „Forno" (Ofen) in der Nähe der hiernach auch benannten Ponta do Forno, der Südostspitze. Hier tritt mitten im Pandanenwald ein schwarzer Felsschornstein an die Oberfläche, der Ausgang einer langen unterirdischen Höhle, die an den vom Meere bespülten Strandfelsen beginnt. Aus diesem Schornstein tönt fast ununterbrochen ein fernes dumpfes Brüllen hervor von der in die Meeresöffnung der Höhle einstürzenden Brandung, und der dadurch erzeugte Luftdruck innerhalb des unterirdischen Ganges ist so stark, daß ein in den Schornstein hineingeworfenes Stück Holz wieder zurückgeschleudert wird. Von der Ponta do Forno weicht die Südküste in einem weiten Bogen zurück, um dann in die vorgestreckte Südspitze, die Ponta do Sul oder de Joanes, überzugehen, die die Mitte der Südseite und den südlichsten Punkt von Rolas einnimmt.

Die Ostküste zeigt im Allgemeinen einen ähnlichen Charakter wie die West- und Südküste. Auch hier treten zwischen stillen sandigen Buchten mächtige schwarze Lavafelsen ins Meer, wild zerklüftet und von unterirdischen Höhlen und Gängen durchzogen. An einer tiefen Felsenbucht, der sogenannten Chumbada (Salve oder Geschützfeuer), tritt eine ähnliche merkwürdige Erscheinung zu Tage, wie an der Ponta do Forno. Die Brandung stürzt in einen tiefen, in die Felswand eindringenden, aber nach innen blinden Gang, aus dem durch die Gewalt des entgegenwirkenden Luftdruckes wie aus einem Geschütze ein mächtiger Wasserstrahl mit donnerähnlichem Getöse und in haushohem Gischt zurückgeworfen wird. Auch finden sich hier wieder Oefen und Schornsteine mitten zwischen den Kokospalmen des Strandes. An einer andern Stelle ist von den hohen Felsmauern ein weites und tiefes Becken umschlossen, das mit dem Meere durch unterirdische Felshöhlungen in Verbindung steht. Während rundum die Brandung wild aufschäumt, erscheint das Wasser hier ruhig und tiefblau wie

in einem See und so klar, daß man oben auf den Felsen stehend die zahlreichen Fische umherschwimmen sieht und die Krebse, Seesterne und Seeigel auf dem Grunde erkennen kann. Nördlich von der Chumbada an der Vista Allegre und der Praia S. Antonio eröffnet sich eine entzückende Aussicht, der an landschaftlicher Pracht und Großartigkeit wenig zur Seite gestellt werden kann. Zu den wechselnden Bildern, die die Küste von Rolas und das blaue an ihr brandende Meer bietet, gesellt sich hier der Blick auf die dunkelen prächtigen Waldmassen und die aus ihnen aufsteigenden kühnen Bergformen der Insel S. Thomé.

Die ebenfalls hochfelsige und klippenreiche Nordostspitze, die Ponta de S. Antonio, biegt in einem spitzen Winkel zur Nordseite um, die anfangs auch noch felsig, dann in den breiten Sandstrand der Praia d'Araujo übergeht, von dem, ehe er die Ansiedelung erreicht, noch einmal eine niedrige aber umfangreiche Basaltklippe ins Meer zieht.

Außer in den beiden oben erwähnten Hügeln erhebt sich die Insel vom Strande aus fast allseitig und allmälig gegen die Mitte hin bis zu 20 bis 30 Meter. In dieser Inselmitte, die ich „a Cruciño" (die Kreuzung) nennen will, kreuzen sich unter rechten Winkeln die beiden Hauptwege, von denen der eine in der Längsrichtung von der Ansiedelung nach Süden zur Praia do Joanes führt, der andere von der Praia Poubo an der Westseite zur Ostspitze, der Ponta Garsa [1]). Kultivirt ist bis jetzt ein verhältnißmäßig kleiner Theil im Nordosten hinter der Povoaçao und der Praia d'Araujo. Außerdem folgt die Kultur den eben erwähnten Hauptwegen, von welchen aus immer größere Lichtungen dem Walde abgerungen werden. Der urbar gemachte Boden enthält bis jetzt fast nur Kakao-Kulturen. Herr d'Araujo hoffte in diesem Jahre eine Ernte von ungefähr 1000 Arrobas oder 14000 bis 15000 kg (1 Arroba = 14,688 Kilogramm) Kakaobohnen zu machen. In größerem Maße werden außerdem, aber nur soweit der eigene wirthschaftliche Bedarf es fordert, Mais und Bananen kultivirt, wenn man die mühelose Empfangnahme dieser Gaben eine Kultivirung nennen kann. Der Mais wird in den neuen urbar gemachten Lichtungen und zwischen den jungen Kakao-Kulturen gezogen und die Bananen bilden meistens die Einfassung der Hauptwege, namentlich an der Längsstraße bis zur Kreuzung und an dem westlichen Theile der Querstraße. Man kann kaum einen anmuthigern Weg wandeln als in diesen herrlichen Bananen-Alleen, die mit ihren Riesenblättern die Straße fast vollständig überwölben und selbst am hohen Mittag köstlichen Schatten spenden. Und mit welch' verschwenderischer Fülle theilt die Natur hier die Früchte dieses Baumes, die köstlichste ihrer Gaben, aus! Ohne Bearbeitung des Bodens, ohne jegliche Pflege der Pflanze wächst, blüht sie und reift die Früchte ununterbrochen das ganze Jahr hindurch. Die einzige Nachhülfe, die man ihr gewährt, ist, daß man die alten Stämme durch ein paar Schläge mit dem Faschinenmesser oder der Axt niederstreckt, um den aus der Wurzel oder dem abgehauenen Stamme neu hervorsprießenden Pflanzen Raum und Licht zu geben.

In Rolas bildet die Banane nicht bloß das Hauptnahrungsmittel, das tägliche Brot für die menschlichen Bewohner, insbesondere für die Neger, sondern auch fast das alleinige Futter für die zahlreich hier gezüchteten Schweine, vielleicht ein Grund, daß das Schweinefleisch sich hier durch ganz besondern Wohlgeschmack auszeichnet. Die hierfür dienende, den reichsten Ertrag und die größten Früchte liefernde Varietät führt den bezeichnenden Namen Brotbanane (Banana pão). Ich sah Fruchtkolben dieser Banane von ganz außerordentlicher Größe, deren einzelne Früchte bis zu einem halben Meter Länge erreichten. Außer der Brotbanane werden noch einige andere Arten oder Abarten gezogen wie die Banana do S. Thomé, eine der Insel S. Thomé eigenthümliche Banane, die auch nach Brasilien und Westafrika 2c. unter diesem Namen verpflanzt ist, der Form nach eine verhältnißmäßig kurze und dicke, gurkenähnliche Frucht von sehr weichem, saftigem Fleisch, feinem Aroma und hohem Zuckergehalt, ferner die ebenfalls köstliche Banana Maça (Apfelbanane), Banana prata (Silberbanane), Banana de China und andere, von denen jede durch ihren eigenthümlichen Wohlgeschmack und ihr Aroma besondere Vorzüge bietet.

Außerdem ist auf Rolas noch eine große Anzahl der anderen, mehr oder minder bekannten, herrlichen tropischen Obstbäume und Sträucher angepflanzt, die uns fast täglich mit ihren Gaben erfreuten, wie die Ananas, die hier und namentlich in S. Thomé fast wild an den Wegen und Waldrändern wächst und deren Früchte in Rolas zeitweise neben der Banane zum Futter für die Schweine benutzt werden, ferner die Abacate, ein zur Familie der Lorbeergewächse gehöriger 40 bis 50 Fuß hoher Baum (Persea gratissima), dessen große birnförmige, äußerst fein aromatische Furcht auch ein besonderes botanisches Interesse dadurch bietet, daß der Keim schon das junge zierlich entfaltete Pflänzchen enthält; man erkennt deutlich eine Achse, den Stamm, und an ihm oben kleine Blättchen und unten die Wurzeln. Eine andere erquickende Frucht ist die Maracujá, einer mäßig großen Melone ähnlich, die in einer ziemlich dicken weichen Rinde ein gallertartiges, aromatisches und etwas säuerliches Fruchtfleisch enthält, in dem die Kerne zerstreut liegen. Die Maracujá-Pflanze (Passiflora quadrangularis) gehört zu den, wegen der eigenthümlichen Bildung ihrer Blüthentheile, Passionsblumen genannten Rankengewächsen und stimmt in ihrem Habitus, namentlich in ihren großen schönen Blüthen, den gelappten Blättern 2c. mit der bei uns als Zierstrauch kultivirten Passionsblume (Passiflora coerulea) im Allgemeinen überein. In Rolas und S. Thomé wächst sie rankend an Bäumen hinauf oder wird an Laubengängen gezogen, von denen dann die Früchte, den Kürbissen ähnlich, herunterhängen. Auch der Mangobaum (Mangifera indica) mit seinen saftigen, süßen und eigenthümlich gewürzigen, oft terpentinartigen Früchten, die Guiaven (Pisidium pomiferum), die Anonen sind auf Rolas angepflanzt, von den letzteren zwei Arten, die gewöhnliche Anone der Tropen, im Portugiesischen Nona concha (Anona squamosa) und Sap-Sap (Anona muricata), eine melonenförmige Frucht mit einem zarten etwas adstringirenden und fast schneeweißen Fleisch, in dem die völlig schwarzen Kerne zerstreut liegen. Eine ziemlich große Verbreitung hat, wie überhaupt in den Tropen, so auch auf Rolas, der Mamão oder Melonenbaum (Carica Papaya), dessen melonenähnliche, süßliche und weiche Früchte als Nahrungsmittel für Menschen und für das Vieh dienen. Die Pflanze stellt einen der schönsten Tropenbäume dar. Von dem gerade aufstrebenden, glatten und unverzweigten Stamm breitet sich oben alsbald eine prächtige Krone aus mit großen, handförmig eingeschnittenen Blättern. Die schönen Blüthen oder die großen goldgelben Früchte hängen unterhalb der Krone nahe beim Stamme in traubenförmigen Büscheln herab. Den größten Reichthum tropischer Früchte und Gewächse fand ich in S. Thomé

[1]) Bei meiner Anwesenheit auf Rolas war bloß der westliche Theil des Querweges von der Cruciño bis zur Praia Poubo ausgeführt, der östliche aber zur baldigen Ausführung projektirt, so daß jetzt wohl der ganze Querweg hergestellt sein wird.

auf der schönen Roça Rio d'Ouro, auf der ich mehrere Tage der liebenswürdigsten Gastfreundschaft genoß. Der intelligente Besitzer, Herr de Bustamante, hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, sein Gut nicht bloß in wirthschaftlicher Hinsicht, allerdings zunächst mit bedeutenden Geldopfern, zu einer Musteranstalt zu machen, sondern auch, der reichen und üppigen Natur der Insel entsprechend, es mit der ganzen Mannigfaltigkeit tropischer Zier- und Kulturgewächse auszuschmücken. Die schönsten Palmen von Brasilien und Westafrika finden sich hier in herrlichster Entfaltung, wie in einem Garten, vereinigt; ich sah hier ausgezeichnete Kulturen des Zimmet- und China-Baumes und lernte eine Menge anderer, seltener tropischer Früchte und Pflanzen kennen.

Im Allgemeinen läßt sich wohl kaum eine größere Fruchtbarkeit des Bodens und Ueppigkeit des Pflanzenwuchses denken, als wie sie uns auf unserm kleinen, lieblichen Eilande überall entgegentritt, auf dem ein ewiger Sommer herrscht mit harmonischer Vertheilung von Wärme, Licht und Feuchtigkeit. Jedes Fleckchen der an nährenden Substanzen überreichen vulkanischen Erde grünt und blüht, ununterbrochen folgen an Baum und Strauch Früchte den Blüthen und neue Blüthen den Früchten und oft sieht man beide in allen Entwickelungsstadien an demselben Zweige hangen. Ich habe hier Vegetationsentfaltungen, namentlich an Bananen, Mais und jungen Kakaokulturen gesehen, derart, daß ich die Zunahme fast täglich mit dem Maßstabe nachweisen konnte. Bewundernd steht man vor der Macht der Naturarbeit, wenn man erwägt, daß jedes kleinste Theilchen der Pflanze lediglich durch die Lebensthätigkeit, den stetigen und gesetzmäßig verlaufenden Theilungs- und Umbildungsprozeß jener winzigen mikroskopischen Gebilde, der Zellen, aus denen die ganze Pflanze sich aufbaut, errungen werden muß.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber Gletschererscheinungen im Harze sprach Dr. E. Kayser in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 3. December 1881 (s. deren Verhandlungen VIII, S. 345 ff.). Die Gegner der Ansicht, daß das norddeutsche Flachland ehemals von einem gewaltigen, von Skandinavien und Finland bis an den Fuß der deutschen Mittelgebirge reichenden Gletscher bedeckt gewesen sei, nehmen an Zahl immer mehr ab, eine Folge der vielen, in den letzten Jahren gemachten Entdeckungen zu Gunsten der Glacialtheorie. Die wichtigsten Beweise für die einstige Vergletscherung Norddeutschlands sind: 1) Die Beschaffenheit des Geschiebelehms, einer vollkommen struktur- und schichtungslosen Masse, welche nicht die Kennzeichen einer unter Wasser gebildeten Ablagerung hat, dagegen der Grundmoräne unserer heutigen Gletscher auffallend ähnlich ist; 2) die Beschaffenheit der Geschiebe selbst, welche nicht die gerundete Form der durch Wasser transportirten Gerölle haben, sondern eckig und kantig und zugleich oft polirt und mit Kritzen oder Schrammen versehen sind, wie man dieselben als eine ganz gewöhnliche und charakteristische Erscheinung auch an den Geschieben unserer jetzigen Gletscher beobachtet; 3) das Vorhandensein von Schliffen und Schrammen an anstehenden Felsmassen, wie sie bei Rüdersdorf, Taucha, Halle, Velpke unweit Magdeburg und an anderen Orten aufgefunden worden sind; 4) die vielfachen Schichtenstörungen im Untergrunde des Geschiebelehms und endlich 5) die divergent-radiale Verbreitungsweise der Geschiebe von Skandinavien aus nach Nord-Deutschland und Süd-England. Diese und andere Thatsachen lassen sich durch die Glacialtheorie viel besser erklären, als durch die ältere Drifttheorie oder irgend eine andere bis jetzt aufgestellte Hypothese, und darum gebührt jener, auch wenn sie noch nicht alles zu erklären vermag, doch der entschiedene Vorzug. Ist nun diese Theorie begründet, so mußte sich in der Zeit der größten Ausdehnung des skandinavischen Gletschers in Norddeutschland ein ungemein kaltes und feuchtes Klima entwickeln, und man wird erwarten müssen, daß in Folge desselben in den angrenzenden Gebirgsgegenden zahlreiche Lokalgletscher entstanden, deren Spuren, wenigstens hier und da, noch heute nachzuweisen sein werden. Auffälliger Weise aber hatte die bisherige Durchforschung der deutschen Mittelgebirge keine sichere derartige Spuren kennen gelehrt, und man hatte daher von einigen Seiten bereits angenommen, daß — im Gegensatze zu den Karpathen — die deutschen Mittelgebirge in der Eiszeit gletscherfrei gewesen seien. Was speciell den Harz betrifft, so hatte zwar Prof. Torell aus Stockholm bereits im Sommer 1880 im Holzemme- und Ilse-Thale auffällige, an Moränen erinnernde Blockanhäufungen, sowie einen losen Granitblock mit undeutlicher Streifung u. a. m. beobachtet; doch gewichtigere Beweise für die einstige Vergletscherung des Harzes hat erst Dr. Kayser im Sommer 1881 aufgefunden, und zwar in dem in bedeutender Höhe am Abhange des Brockens beginnenden und sich ungewöhnlich rasch vertiefenden und erweiternden Oderthale zwischen dem Oderteiche und der Forstkolonie Oderhaus. Dort nehmen zahlreiche, dem Thale parallel verlaufende Steinwälle fast die ganze Breite desselben ein; zuerst sind sie niedrig und vielfach unterbrochen, weiter aufwärts werden sie allmälig zusammenhängender und höher und erreichen oberhalb der Einmündung des Dietrichs-Thales ihre größte Höhe von 15 bis 20 m über der Oder. Es sind lange, hohe, 10 bis 40 m breite Rücken, zwischen denen flache oder rinnenförmige, bis 10 m und darüber tiefe, abflußlose Mulden liegen. Ihr Inneres besteht aus einem chaotischen Haufwerk von Gesteinsfragmenten von wenig gerundeter, unregelmäßiger Form, welche in einem lehmigen, feldspathreichen, hauptsächlich aus zerriebenem Granit gebildeten Sande eingebettet liegen, und zwar ohne jede Ordnung neben- und übereinander, zum Theil in aufrechter oder schräger Lage, wie sie dieselbe, durch Wasser transportirt, nicht wohl hätten annehmen können. Die Annahme, daß man es hier mit älteren Schotterabsätzen oder mit Schutthalden zu thun hat, widerlegt Dr. Kayser; gegen erstere spricht die eckige Form der Fragmente, der Mangel jeder Schichtung, die coupirte Oberfläche der Trümmermassen und der Umstand, daß deutliche Schotterterrassen weiter thalabwärts gänzlich fehlen, während es Regel ist, daß solche Terrassen thalabwärts in Folge ihrer immer höher werdenden Erhebung über den jetzigen Thalboden immer schärfer hervortreten. Daß es keine Schutthalden sind, zeigt die coupirte Oberfläche der Trümmerwälle und der Umstand, daß dieselben aus anderm Gesteine bestehen, als die darüber emporragenden Gehänge. So bleibt nur die Erklärung übrig, daß man es hier mit alten Moränenwällen zu thun hat. Dafür spricht 1) das fast plötzliche Aufhören der Wälle unterhalb des Andreasberger Rinderstalles; 2) ihre deutliche Trennung von den Thalgehängen; 3) ihre innere Struktur,

welche denselben Mangel an Schichtung zeigt, wie echte Moränen, und 4) die Beschaffenheit der Fragmente selbst, die zum Theil von ganz unregelmäßiger, eckiger, aber dabei doch schwach kantengerundeter Gestalt, ganz wie Moränenblöcke, sind, und unter denen auch die so charakteristischen geglätteten und geritzten Geschiebe nicht selten vorkommen. Alles dies berechtigt zu dem Schlusse, daß man es hier mit Moränen zu thun hat. Der Ursprung des einstigen Odergletschers ist jedenfalls auf der weiten, flachen, ca. 750 m hoch liegenden Einsenkung zwischen Brocken und Bruchberg zu suchen. Diese jetzt fast ganz von Mooren eingenommene Hochfläche ist es, die ehemals mit ewigem Schnee bedeckt, das Firnfeld trug, von welchem der Odergletscher gespeist wurde. — Aehnliche Steinwälle mit gekritzten Geschieben, wie im Oderthale, finden sich auch in anderen Thälern im Süden und Westen des Brockens, z. B. im Thale der Kalten Bode bei Schierke und Elend, in den Thälchen oberhalb der Braunlager Glashütte und im obersten Sieber-Thal; aber dort ist der Moränenschutt durch jüngern Gehängeschutt so stark überrollt, daß die Grenze zwischen beiden schwer zu ziehen ist.

— Auf den zwanzig deutschen Hochschulen studirten insgesammt im Wintersemester 1879/80 20 135, im Sommersemester 1880 20 923, und im Wintersemester 1880/81 21 168 junge Männer. Letztere Zahl vertheilte sich auf die einzelnen Hochschulen wie folgt: Berlin 4107, Leipzig 3326, München 1890, Breslau 1281, Halle 1211, Tübingen 1074, Göttingen 959, Würzburg 921, Bonn 887, Königsberg 788, Straßburg 745, Marburg 604, Greifswald 599, Heidelberg 543, Erlangen 473, Freiburg 413, Jena 438, Gießen 391, Kiel 288 und Rostock 200. Die Zahl der Nichtdeutschen unter den Studenten war am größten in Heidelberg, nämlich 20 Proc.; dann folgten Straßburg mit 12 und Leipzig mit 8 Proc.

— Am 10. Januar hat sich die „Geographische Gesellschaft zu Jena" (für Thüringen) gebildet. Dieselbe beabsichtigt, unter Redaktion von Pfarrer Kurze, vierteljährliche Mittheilungen herauszugeben, in welchen die geographischen und ethnographischen Forschungen der Missionäre aller Nationen verwerthet werden sollen. Zehn Tage später trat in Königsberg i. Pr. die „Königsberger Geographische Gesellschaft" ins Leben.

— Die Volkszählung vom 18. December 1881 hat für Paris eine Bevölkerung von 2 225 910 Personen ergeben, d. h. eine Vermehrung um 237,104 gegen das Jahr 1876, wo diese Ziffer 1 988 806 betrug. Auch in den benachbarten Arrondissements St. Denis und Sceaux zeigte sich ein erheblicher Zuwachs, im erstern von 237 852 Seelen auf 303 814, im letztern von 181 191 auf 218 086. Doch darf man daraus noch nicht auf einen durchgehenden Bevölkerungszuwachs schließen, da, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Verhältnisse auf dem Lande durchaus andere zu sein pflegen.

— A. Günter, welcher seit 20 Jahren die Flora und Fauna des Onega-Gebietes studirt, bespricht in den Memoiren der St. Petersburger Gesellschaft der Naturforscher (Bd. 11) die interessante Frage nach der natürlichen Grenze zwischen Finland und Nord-Rußland, welche vor ihm schon von Wirzen, Bonsdorf, Malmgren und Nylander behandelt worden ist. Er kommt zu demselben Ergebnisse, wie die meisten seiner Vorgänger, nämlich daß alles Land westlich vom Onega-See bis zum Bottnischen Meerbusen und nördlich bis zum Weißen Meere als zu Finland gehörig anzusehen ist, indem der Onega-See in geologischer, topographischer, zoologischer und botanischer Hinsicht zwischen jenen beiden Ländern eine scharfe Grenze bildet. Die Flora ist westlich von ihm weit reicher, als in seinem Osten, und enthält Pflanzen, welche im Osten und in höheren Breiten gewöhnlich sind, nicht. (Nature.)

— Bei der Volkszählung vom 15. (27.) December 1881 zählte Petersburg 9510 Grundstücke (mit den Vorstädten 13757), auf denen 21 051 Häuser standen (davon 10 829, also über die Hälfte, massiv). In den 21 051 Häusern waren 131 095 Wohnungen, und davon 117 385 bewohnt. Die Zahl der Einwohner betrug in der eigentlichen Stadt 861 920 (davon 475 138 männlich, 386 782 weiblich) und mit Einschluß der Vorstädte 927 467, davon 513 120 männlich und 414 347 weiblich.

— Die Ergebnisse der Messe zu Nischni-Nowgorod im Jahre 1881 waren dem Ruff. Reg.-Anz. zufolge in hohem Grade befriedigende. Es wurden zugeführt Waaren im Werthe von 246 180 238 Rbl., und abgesetzt für 242 995 100 Rbl., also 98 Proc. der zugeführten Waaren, und es blieben nur für 3 185 138 Rbl. unverkauft. Dagegen waren im Jahre 1880 von den zugeführten Waaren, die nur einen Werth von 200 446 278 Rbl. repräsentirten, nur für 170 271 933 Rbl. oder 80 Proc. der Zufuhr verkauft worden, für 30 174 345 Rbl. blieben unverkauft. Es hatte sich also die Zufuhr im Jahre 1881 gegen das Vorjahr um fast $45^3/_4$ Millionen, der Umsatz aber um $72^3/_4$ Millionen gesteigert.

Asien.

— Wie der „Ruff. Reg.-Anz." mittheilt, ist die Herstellung der telegraphischen Verbindung von Irkutsk nach Jakutsk jetzt in Angriff genommen. Entfernung (3000 Werst), Terrainbeschaffenheit und Weglosigkeit machen die Arbeit zu einer schwierigen, aber Verwaltungswie volkswirthschaftliche Rücksichten erfordern sie gleich dringend. Die Bewohner der betroffenen Gebiete haben einen Beitrag von 75 000 Rbl., die Lieferung von 26 000 Telegraphenstangen und die Herstellung einer Anzahl Stationsgebäude zugesagt. Im Laufe des Jahres 1882 wird zunächst die $272^1/_2$ Werst lange Strecke von Irkutsk nach Wercholensk fertiggestellt und die Terrainrekognoszirung bis Witim, dem Mittelpunkte der jährlich etwa 600 Pud betragenden Goldgewinnung, ausgeführt werden.

— Nach dem „Ruff. Reg.-Anz." haben von den Bewohnern des an China zurückgegebenen Gebietes von Kuldsha bis jetzt 9518 Familien Tarantschen und 981 Familien Dunganen sich zur Uebersiedelung auf russisches Gebiet gemeldet. So weit im Herbst 1881 bereits festgestellt war, sollten für dieselben angelegt werden an den drei Quellflüssen des Aksu sowie an den Flüssen Tscharym und Karatuma 1273 Höfe, auf dem rechten Ufer des Tschilik 3 215 Höfe, auf dem linken Ufer desselben 2 444 Höfe, und am Flusse Turgen 2 704 Höfe, im Ganzen also 9 636 Höfe.

— Im Turkmenenlande werden für die Verlängerung der Eisenbahn, welche einstweilen vom Ufer des Kaspischen Meeres bis nach Kyzyl-Arvat reicht, weitere Vermessungen Seitens der Russen vorgenommen, und zwar schon auf der Strecke zwischen Askabad und Serachs. Letzteres ist der nordöstlichste persische Punkt, welcher von Merw nur noch 120 bis 130 km entfernt ist.

— In Bezug auf Unterricht, wie in vielen anderen Dingen, scheint Britisch-Birma unter allen Provinzen Indiens am meisten Fortschritte zu machen. Bei einer Bevölkerung von noch nicht 4 Millionen Seelen besaß es im Jahre 1880/81 48 Regierungs- und nicht weniger als 3 219 unterstützte und Privatschulen zusammen mit 88 707 Schülern. Der Zuwachs an letzteren gegenüber dem vorhergehenden Jahre betrug 8 261 Schüler. Der Grund davon ist der, daß man in letzter Zeit den Volksschulen der Eingeborenen mehr Aufmerksamkeit und pekuniäre Unterstützung zugewendet hat.

— Der Direktor des Kolonialmuseums in Harlem, van Eede, versucht eine wissenschaftliche Expedition nach Borneo zu veranlassen. Dieselbe soll namentlich bezwecken Nachforschungen über die dortigen Bodenprodukte u. s. w., die Verwendung derselben und die Errichtung von Handels-, Landbau- und Industrie-Unternehmungen in Borneo anzustellen.

Afrika.

— Ueber die gegenwärtige Stimmung in Tripoli entnehmen wir einem Berichte der „Times" (Mail vom 28. December 1881) das Folgende: Bis ganz vor Kurzem bot Tripoli, wenn möglich noch mehr als Tunis, das Bild einer in sich feindlich getheilten Familie. Nicht nur lagen die Araberstämme beständig mit einander in Fehde, sondern sie in ihrer Gesammtheit haßten wieder ihre türkischen Herrscher und Religionsgenossen ebenso sehr, wie die Anhänger der im Beginne des vorigen Jahrhunderts zur Gewalt gekommenen Dynastie der Karamanli die Eindringlinge aus Stambul haßten. Diesen Zustand haben die Vorgänge des letzten Jahres völlig geändert: Angesichts der französischen Invasion in Tunis ist aller innerer Hader zeitweilig oder dauernd vergessen worden und ein Bund entstanden, dessen Zweck die Vertheidigung des Islam im Allgemeinen und Tripolis im Besondern zu sein scheint. Die Araber, welche sich noch unlängst bitter über ihre türkischen Herren beklagten, begrüßten im Mai die Ankunft Nafif Pascha's mit gewaltigem Enthusiasmus und empfingen die türkischen Truppen mit Triumphgeschrei; die großen Belagerungsgeschütze erhielten sofort nach ihrer Landung eine Bluttaufe, indem die Stadtbewohner von Tripoli zahlreiche Ochsen und Schafe über ihnen schlachteten. Die Beduinen des Innern murrten nicht mehr, wenn ihnen ihre Kameele zum Transportdienste weggenommen wurden, sondern sagten nur: „Möge Allah dem Sultan Sieg verleihen!" Die Ankunft türkischer Truppen war nöthig, sowohl um die tripolitanischen Araber zu hindern, sich ihren tunesischen Brüdern im Kampfe gegen die Ungläubigen anzuschließen, als um den Tripolitanern die Gewißheit zu geben, daß die Türkei einem weitern Vordringen der Franzosen Gewalt entgegensetzen würde. Es hätte dem Sultan Abdul Hamid das Kaliphat kosten können, hätte er diesen Zustand der öffentlichen Meinung in Nordafrika ignorirt oder auch nur vernachlässigt. Wie gewaltig andererseits die fanatischen Snussija den Haß gegen die Christen in Nordost-Afrika schüren, hat uns unlängst Gerhard Rohlfs ausführlich in seinem „Kufra" dargelegt. Der oben erwähnte Times-Korrespondent ist denn auch der Ansicht, daß Europa und England zu überlegen haben, in wie weit die mohammedanische Bewegung in Nordafrika und sonst als berechtigte Selbstvertheidigung anzusehen ist, und in wie fern sie einen Theil des allgemeinen Kreuzzuges des Islam bildet, der heute Frankreich in Algerien bedroht und morgen England in Indien bedrohen kann. Mit Spannung erwarten die Snussija wie die ganze mohammedanische Welt den 1. Moharram 1300, d. h. den 12. November 1882, an welchem Tage der Mehdi oder Messias erscheinen soll, „40 Jahre alt und von edlem Benehmen, den einen Arm länger als den andern; seines Vaters Name ist Mohammed, der seiner Mutter Fatima, und eine Zeit lang vor seinem Auftreten wird er verborgen sein". Alle diese Einzelheiten passen auf das jetzige Haupt der Snussija el-Mehdi, welcher vor vier Jahren sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat, um voraussichtlich in zehn Monaten als Messias aufzutreten.

— Der Holländer Schuver (s. „Globus" XL, S. 159), welcher vom Blauen Nil her in die Galla-Länder vorzudringen sucht, hat von Fadasi (unter 9° nördl. Br.) aus im August 1881 das Land der Legha-Gallas an den Quellen des Jabos, eines Zuflusses des Blauen Nil, besucht. Von einer Paßhöhe auf der Wasserscheide zwischen Blauem Nil und Sobat erblickte er weit im Südwesten den großen See Baro und den gleichnamigen nach Westen fließenden Fluß, welcher etwa unter 7½° nördl. Br. liegt, während ihn die Karten, allerdings nur auf Hörensagen hin, um einen Breitengrad nördlicher ansetzen. Im Osten steigt der Berg Wallel bis 11000 Fuß an. Die Lhega-Gallas sind ein isolirter Stamm, der weit im Westen des eigentlichen Galla-Landes seinen Sitz hat, mindestens 20000 Krieger zählt und von einer alten angesehenen Dynastie beherrscht wird. Schuver kehrte übrigens nach Fadasi zurück und wollte erst Ende 1881 endgiltig nach Süden aufbrechen. Er hatte gehofft, daß der Italiener Carlo Piaggia, welcher schon seit 1855 in Afrika lebte und reiste, sich ihm als Sammler naturhistorischer Gegenstände anschließen würde; inzwischen ist derselbe jedoch auf der Reise nach Fadasi, anscheinend in Karkodsch am Blauen Nil, etwa 60 Jahre alt, gestorben.

— Ueber Joseph Thomson's bereits erwähnte geologische Reise an dem Rovuma-Flusse (s. „Globus" XL, S. 351) gelangte ein Bericht in der Sitzung der Royal Geographical Society am 16. Januar d. J. zur Verlesung. Der jugendliche Forscher landete am 13. Juli 1881 in der Mikindani-Bai an der Ostküste Afrikas (10¼° südl. Br.), von wo aus bekanntlich Livingstone seine letzte Reise antrat. Seit jener Zeit (1866) hat sich der Ort bedeutend gehoben und rangirt jetzt unter den südlich von Bagamojo gelegenen Küstenplätzen nur hinter Kilwa und Lindi. Der Sklavenhandel, welcher trotz aller Anstrengungen, ihn zu beseitigen, in ansehnlichem Umfange noch immer heimlich betrieben wird, unterhält fortdauernd die Bestrebung, Reisende von der Ostküste möglichst fern zu halten, und hätte Thomson nicht des Sultans Autorität für sich geltend machen können, so wäre ihm jedes nur mögliche Hinderniß in den Weg gelegt worden. Anstatt wie Livingstone erst auf südlichem Wege nach dem Rovuma vorzudringen, ging er direkt südwestlich durch das Makonde-Land, d. h. die Landschaft der Büsche und der Schlingpflanzen, wo die Wege nur ebenso viele niedrige Tunnels sind, welche durch das dicke Gestrüpp führen. Am 3. August erreichte er den Zusammenfluß des Ludschende und Rovuma (730 Fuß hoch), der beiden Quellarme des Stromes, und von dort in drei Tagemärschen längs des von S.-W. kommenden Ludschende das Mavitu-Dorf Itule, wo sich ein Kohlenlager befinden sollte. Es waren aber nur einige unregelmäßige Lager bituminösen Schiefers, der, in ein Holzfeuer gelegt, zwar eine Flamme von sich gab, aber an Umfang dadurch nichts verlor und nicht von selbst brannte. Zwei Tagereisen weiter flußaufwärts besuchte er ein zweites angebliches Kohlenflötz bei dem Dorfe Kwamakandscha, das von Manjandschas aus der Nähe des Njassa-Sees bewohnt wird. Aber auch hier hatte er keinen bessern Erfolg, als daß er das Nichtvorhandensein von Kohlenlagern am Rovuma feststellte. Es sind nur bituminöse Schiefer, welche auf einem beschränkten Gebiete von circa 20 engl. Meilen Länge und circa 6 Meilen Breite vorkommen und zwischen Granit und Gneis eingebettet sind. Nach einigen Ausflügen in die Umgegend kehrte Thomson auf einem andern Wege zurück und erreichte die Küste etwas südlich von Kap Delgado; während dieser siebenwöchentlichen Reise hat er zwischen 600 und 700 engl. Meilen durchwandert. Die Bewohner von Makonde beschreibt er als sehr häßlich, namentlich die Weiber, mit kurzem, stämmigem Körper und höchst widerwärtigem Gesicht, sie sind aber mit ihrer natürlichen Häßlichkeit anscheinend noch nicht zufrieden gewesen und haben sie erfolgreich dadurch vergrößert, daß sie Gesicht und Leib mit geometrischen Figuren in Basrelief tatuiren. Dieselben werden mit dem Messer eingeschnitten und dann Kohle in die Wunden gerieben, wodurch die betreffende Stelle in die Höhe geht; eine Operation, die sie dreimal wiederholen. Die Weiber schmücken sich außerdem mit dem Pelele, einem runden, geschnitzten Stücke Holz von circa 2 Zoll Durchmesser, das sie in der Oberlippe tragen. Dadurch daß sie viel Guttapercha und Kopalharz sammeln können, sind sie unverschämt geworden und der Verkehr mit ihnen schwierig. Die früher so furchtbaren und von ihren Nachbaren noch immer gefürchteten Mavitu haben sich jetzt wieder dem Ackerbau, den sie ursprünglich betrieben, zugewendet, weil der Sultan von Zanzibar gedroht hatte, ihre Sklavenjagden nicht länger mehr dulden zu wollen. Dadurch, daß die Verschiffung von Sklaven zur See unmöglich geworden, ist der Handelswerth derselben gestiegen und in Folge

dessen hat sich das Loos derer, die zu Lande verkauft werden, bedeutend gebessert. Uebrigens ist der Sultan von Zanzibar durch den negativen Ausfall von Mr. Thomson's Reise so enttäuscht worden, daß er denselben, obwohl er ihn auf zwei Jahre in Dienst genommen, sofort ausbezahlt und entlassen hat.

— In der Kapkolonie haben sich während der letzten Monate zwei große Gesellschaften zur Ausbeutung der Kohlenfelder in der Kolonie gebildet. Die schon längst bestehende Ansicht, daß gewisse Theile Südafrikas, namentlich die Stormberg-Kette an der Ostgrenze der Kolonie, sehr reich an Kohlen seien, ist in letzter Zeit durch kompetente Geologen bestätigt worden. Eine richtige Ausbeutung dieser Lager könnte das Kapland von der englischen Zufuhr ganz unabhängig machen. Die eine Gesellschaft scheint sich die Bearbeitung der Minen von Molteno und Paardekraal zum Ziele gesetzt zu haben, die andere diejenige des nahen Lagers von Cyfergat. Molteno ist eine kleine, erst 6 Jahr alte Stadt, welche mit East London durch eine Eisenbahn in Verbindung gesetzt wird. Die Molteno-Kohle wird in der Stadt in Fabriken wie in Haushaltungen bereits viel benutzt; die von Paardekraal ist geringer, dagegen die von Cyfergat der besten Süd-Walliser angeblich gleich. Die Molteno-Mine schätzt man auf 500 000 Tonnen; die Paardekraal-Mine umfaßt über 6000 Acres und ihr Hauptlager ist $2\frac{1}{3}$ Fuß dick. Außerdem findet sich bei Molteno Eisenerz, welches der Ausbeutung werth ist.

— Nach Afrika wird sich im kommenden April auch eine russische Expedition unter Leitung des Marineoffiziers von Rogozinski begeben, welche von der Stadt Victoria am Camerunsgebirge aus in das Innere vordringen will, nachdem sie auf den Küstenbergen eine wissenschaftliche Station zurückgelassen hat. Der Platz ist insofern gut gewählt, als das Unbekannte von da aus in kürzester Zeit erreicht werden kann. Zunächst ins Auge gefaßt ist die Aufsuchung der Quellen des Alt-Calabar, dann die Erreichung des von Rev. Kölle erkundeten Landes Bajong (unter 5° nördl. Br.) und zwischen 12° und 13° östl. L. Gr.) und des Liba-Sees.

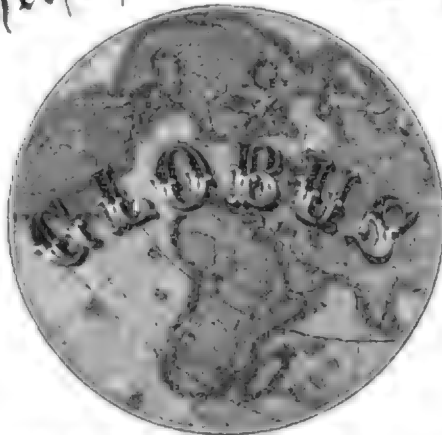
— Die englische Firma Messrs. Fox Brothers sendet Ende Januar Ingenieure nach der Goldküste, welche dort die Trace einer leichten Eisenbahn vom Meere nach den Goldminenbezirken von Wassaw vermessen sollen. Dieselbe berührt die Gebiete der Gesellschaften Tacquah, Effluenta, African Gold Coast Cy., The Gold Coast Mining Cy., der französischen Abosso-Compagnie ꝛc. und wird ein an Gold, Palmöl, Kautschuk u. s. w. reiches Land erschließen.

— In Bd. 39, S. 319 erwähnten wir kurz Dr. Bayol's, eines Franzosen, Reise nach Futa Diálō (dies die richtige Schreibart nach Bayol selbst) an den Quellen des Bafing oder Senegal (Bafing bedeutet nach Gallieni „Schwarzer Fluß"; Bachoy, wie ein anderer Quellfluß des Senegal heißt, „Weißer Fluß" und Ba-ule „Rother Fluß"). Derselbe hat am 5. April 1881 im Auftrage der Regierung Frankreich verlassen und ist am 4. Januar 1882 in Bordeaux wieder gelandet. Seine Landreise trat er am 17. Mai von Boke am Rio Nuñez an (mündet zwischen den Bissagos-Inseln und Sierra Leone), von wo auch René Caillé 1827 zu seiner großen Reise nach Timbuktu aufgebrochen war. Gleich zu Anfang traf den Reisenden das Mißgeschick, daß sein Astronom Billet und der Dolmetscher Moustier umkehren mußten. Er durchzog ostwärts ein sehr malerisches und fruchtbares Land, wo europäische Faktoreien nach seiner Ansicht gut gedeihen könnten. Trotzdem im Futa Diálō zwei Herrscher, mit dem Titel Almami, neben einander existirten, wußte sich Bayol doch mit beiden gut zu stellen und schloß mit ihnen einen Vertrag, durch welchen das Land dem französischen Handel geöffnet und an Frankreich verschiedene Gebietstheile abgetreten werden — wobei es allerdings fraglich ist, ob dieselben dem Abtretenden überhaupt gehört haben, worauf es ja bei solchen Verträgen nicht besonders viel ankommt. (Daß auch die Engländer mit dem Almami Ibrahima einen Vertrag abgeschlossen haben, wurde S. 61 des vorigen Bandes erwähnt.) Einen Besuch der etwa zwei Breitengrade südlicher gelegenen Nigerquelle gestatte indessen der Almami dem Franzosen nicht. Am 30. August trat derselbe den Rückweg nach Norden an, begleitet von fünf Abgesandten des Almami, durchzog nicht ohne Hindernisse das Land der Malinke, welche die erklärten Feinde der Timbo-Leute sind, und erreichte glücklich Medina und St. Louis. Die Afrikaner ließen sich überreden, die Fahrt nach Bordeaux und Paris zu wagen und die Wunder der Civilisation kennen zu lernen. In Bordeaux scheint ihnen das Ballet vorzüglich gefallen zu haben; denn das Bulletin der dortigen Société de Géographie Commerciale (1882, Nro. 2), welchem Obiges entnommen ist, berichtet, daß der erste Gesandte in seinem Entzücken „à la Française" applaudirt habe, was ihm wiederum den Beifall der Zuschauer eingetragen, ja daß er nach Schluß der Vorstellung sich auf die Bühne begeben und der Prima Ballerina ein Bouquet überreicht habe. Im Eisenbahnwaggon stießen die Herren Gesandten ein Freudengeschrei aus. Uns mag dieses Gethue mit Halbbarbaren etwas abgeschmackt erscheinen; wenn Frankreich jedoch damit sich Futa Diálō wirklich eröffnet, soll es uns im Interesse der Wissenschaft freuen. Zur selben Zeit (10. Juli 1881), als Dr. Bayol in Timbo weilte, schloß übrigens der Almami Amadu mit M. Victor Gaboriaud einen Vertrag ab, worin er dem M. Aimé Olivier, dem Auftraggeber Gaboriaud's, die Erlaubniß zum Bau einer Eisenbahn durch sein Land und zur Anlage von Faktoreien ertheilt, Landschenkungen macht, ihm die nöthigen Arbeiter zu stellen verspricht.

— Die Arbeiten der Franzosen für die sogenannte Senegal-Bahn nehmen ihren Fortgang, wenn auch nicht in dem Umfange, wie man noch im vorigen Sommer gedacht hatte (s. „Globus" XL, S. 128). Wegen des in St. Louis herrschenden gelben Fiebers hielt man es nicht für rathsam, eine so große Expedition, wie sie für die Erbauung eines Forts jenseit Kita, auf der Wasserscheide zwischen Senegal und Niger, und für die Errichtung eines Etablissements am Niger selbst erforderlich schien. Als die Seuche nachgelassen hatte, verließ der Chef der neuen Expedition, Oberst Borgnis-Desbordes, am 20. September St. Louis und einen Monat später folgten die übrigen Theilnehmer. Der Oberst denkt sein Hauptquartier in Chay unterhalb Medina aufzuschlagen, wo er am 10. November per Dampfer anlangte, und von wo die Bahn beginnen soll. Die Kapitäne Henry und de Gasquet werden geodätische Arbeiten ausführen, der Ingenieur Arnaudeau die endgültige Trace der Bahn feststellen. Kapitän Delanceau nebst drei Marineoffizieren den Lauf des Bachoi, des mittlern Quellflusses des Niger, erforschen. Bei dem Bahnbau werden übrigens außer zahlreichen Marokkanern auch Chinesen verwendet werden, von denen bereits mehrere Hundert von Saigon her am Senegal angekommen sind.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLI. | № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonniër.)

III.

Während der ersten zehn bis fünfzehn Jahre der neuen Aera hatte es den Anschein, als ob die Hauptstadt der belgischen Monarchie den Charakter provinzialer Ruhe, der ihr seit dem Anfange des Jahrhunderts schon eigen war, auch beibehalten werde. Der von den alten Adelsfamilien des Landes gemiedene, aus ziemlich heterogenen Elementen zusammengesetzte Hof war nicht im Stande, durch Luxus und Geldaufwand dem bürgerlichen Brüssel das Gepräge einer Haupt- und Residenzstadt zu geben. Die älteren Einwohner der Stadt erinnern sich noch gar wohl der Zeit, da die Paläste des Adels, nur von den Kastellanen bewacht, mit alle den reichen Kunstsammlungen, die sie enthielten, verschlossen dastanden, weil die Besitzer, die sich nicht in die neue Ordnung der Dinge zu finden vermochten, in der Zurückgezogenheit ihrer entlegenen Landgüter lebten. Die sichtlich fortschreitende Konsolidirung des konstitutionellen Systems einerseits, andererseits aber der Trieb der Selbsterhaltung, veranlaßte schließlich die Mißvergnügten, aus ihrer Reserve hervorzutreten, und wieder nach Brüssel überzusiedeln; fast gleichzeitig damit begann auch, durch das wachsende Vertrauen des Volkes hervorgerufen, die naturgemäße Centralisirung der verschiedenartigsten Interessen und Elemente des Landes in der Hauptstadt und die ungeahnt rasche Vergrößerung und Veränderung derselben. Zunächst war es die Oberstadt, die sich mit dem vornehmen Quartier Leopold und einer Anzahl schnell emporwachsender großer Straßen ausbreitete; bald aber wurden auch nach allen anderen Seiten hin die Boulevards, die alten, zu baumbepflanzten Promenaden umgeschaffenen Befestigungswerke der Stadt, durch die neuen Vorstädte weit überschritten. Die gesunde, nur dem wirklichen Bedürfniß entsprechende Thätigkeit jener Zeit hat seitdem schon mehrmals Perioden einer fieberhaften, zum Theil spekulationssüchtigen Baulust weichen müssen, die der Stadt von Jahr zu Jahr mehr den Charakter einer modernen Großstadt aufgeprägt haben. Befinden sich unter den im Laufe dieser letzten Jahrzehnte entstandenen unzähligen Neuschöpfungen der Brüsseler Architektur gar viele Bauten von hervorragender Bedeutung und künstlerischem Werthe, so gipfeln sie doch alle, in Bezug auf Großartigkeit der Konception wenigstens, in dem jüngsten Monumentalbau Brüssels, dem neuen Justizpalaste, der, im Jahre 1866 begonnen, eigentlich zur Jubelfeier der Monarchie im September 1880 vollendet sein sollte, mit dessen innerm Ausbau man jedoch zur Stunde noch beschäftigt ist. Das kolossale, zum Theil auf gewaltigen Substruktionen ruhende Gebäude bildet ein Rechteck von 180 m Länge und 170 m Breite; auf großartigen Treppen steigt man aus den tiefer gelegenen Stadttheilen zu ihm empor. In strenger Anlehnung an griechisch-römische Muster, mit sorgfältiger Vermeidung der Bogenlinien und jeglichen leichtern Schmuckes aufgeführt, soll der mächtige Bau nach der Absicht seines Schöpfers Poelaert durch die klassische Ruhe und Strenge seiner Formen den ernsten Zweck versinnbildlichen, dem es zu dienen bestimmt ist. In wie weit diese Absicht erreicht worden ist,

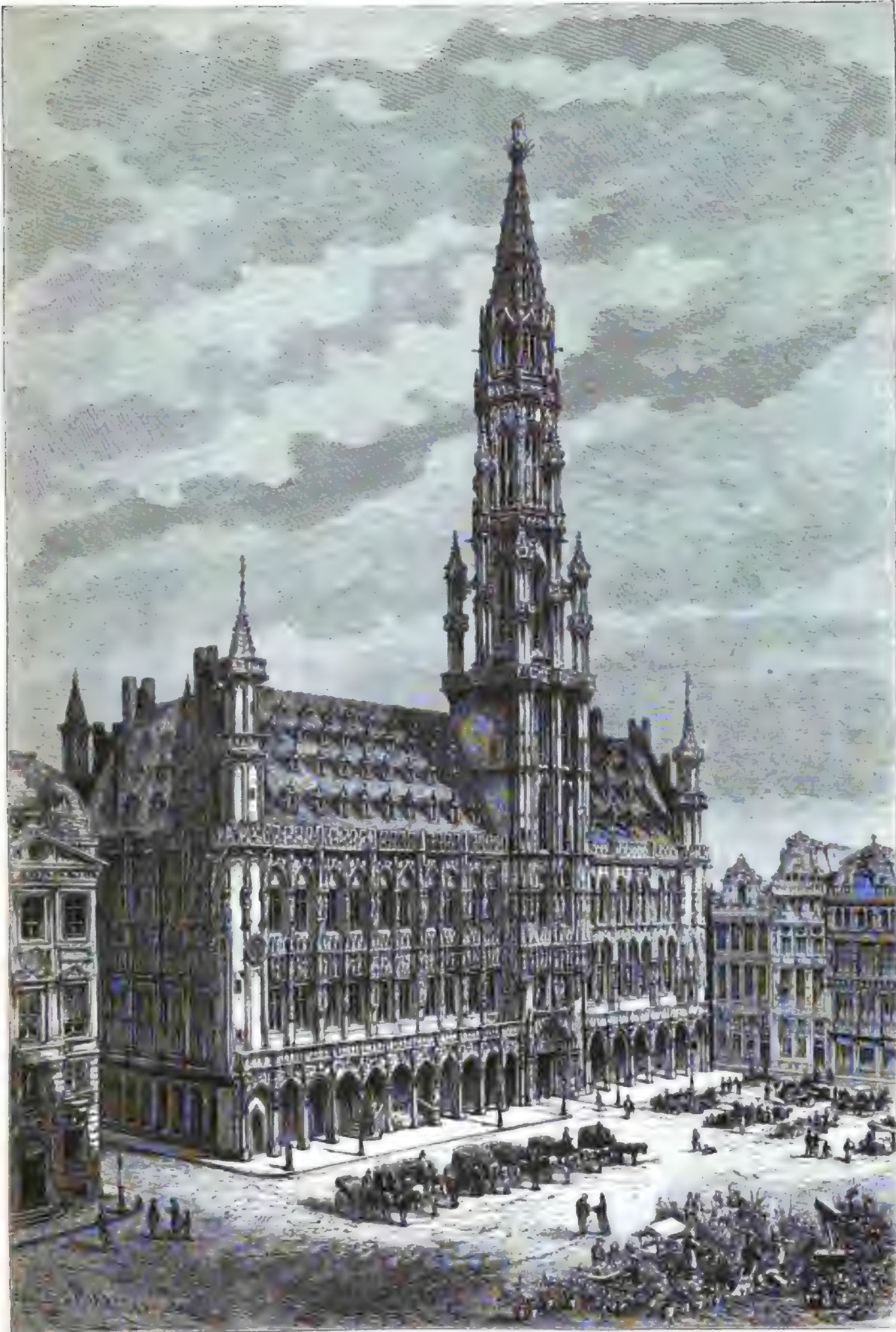
darüber gehen die Meinungen fast ebensoweit auseinander, wie über die künstlerische Berechtigung und die Schönheit des Ganzen. Die Zahl der unbedingten Bewunderer ist groß, größer aber vielleicht noch die Menge derer, denen der steife Bau mit seinen unzähligen Säulen, seiner schweren, massigen Gliederung, seinem geradlinig abgeschlossenen, von kolossalen Pilastern eingefaßten, beinahe 100 Fuß hohen Portal den unabweisbaren Eindruck einer grandiosen und zu ihrer Umgebung in seltsamem Mißverhältniß stehenden Theaterdekoration macht.

Ungleich lebensvoller und dem Wesen des Landes und Volkes noch heute durchaus entsprechend erscheinen die alten Bauten, die den großen Marktplatz zieren und ihn zu einem der schönsten mittelalterlichen Plätze machen, die wir besitzen. Da ist zunächst das Rathhaus, dessen vier Flügel von 60 resp. 50 m Länge einen rechteckigen innern Hof umschließen. Die dem Markte zugewendete gothische Façade zeigt unten einen aus 17 Spitzbogen bestehenden Portikus, darüber zwei Stockwerke mit je 20 mäßig hohen, rechteckigen Fenstern. Die feine, oft mit zierlicher Goldschmiedearbeit verglichene, bis ins kleinste Detail sauber und künstlerisch ausgeführte Skulptirung dieser ganzen Fläche mit ihren Erkern, Sparrenköpfen und Nischen, ihren zahlreichen von kunstvollen Baldachinen überwölbten Steinbildern, ihrer vielfachen Vergoldung wird mit Recht zu den Wunderwerken niederländischer Kunst gezählt. Ein krenelirtes Geländer umgiebt das hochansteigende Dach, das mit vier Reihen von Fenstern geziert ist; an den Ecken erheben sich vier achteckige, spitz zulaufende und von je zwei Gallerien umzogene Thürme. Der 114 m hohe, seltsamerweise nicht

Der neue Justizpalast in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

in der Mitte des Gebäudes stehende Thurm ist bis zur Höhe des obern Dachrandes vierseitig, dann steigt er in polygoner Form und in mehreren zierlichen Etagen sich verjüngend zu der fein durchbrochenen Spitze empor, die von einer fünf Meter hohen, in Erz gegossenen und ganz vergoldeten Statue des Erzengels Michael gekrönt wird, einem im Jahre 1454 entstandenen Werke Martins von Rode.

Sehr spärlich sind die Nachrichten, die wir über die Entstehung des Rathhauses sowie über die Person seines Erbauers besitzen. Daß es in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts begonnen worden ist, steht fest; der Name des Erbauers soll nach Einigen verloren gegangen sein; Andere bezeichnen als denselben Jakob van Thienen und Jan van Ruysbroek. Mit Bestimmtheit weiß man von dem Letztern nur, daß er den Thurm gebaut hat, an dessen einem untern Gewölbebogen sein Standbild angebracht ist. Die auffallende Stellung des Thurmes hat Veranlassung zu einer im Brüsseler Volke fortlebenden Sage gegeben, derzufolge der Baumeister aus Verzweiflung über diesen Fehler seines Werkes sich an einem der unteren Pfeiler erhängt haben soll. Eine genaue, vor wenigen Jahren von Schayes ausgeführte Untersuchung hat aber ergeben, daß die beiden durch den Thurm getrennten Theile des Gebäudes zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, und daß der Thurm ursprünglich in der gebräuchlichen Weise



Das Rathhaus und der alte Markt in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

am Ende des ersten Baues, des rechten Flügels nämlich, gestanden hat. Eine auffallende Verschiedenheit zwischen den Arkaden des rechten und des linken Flügels kennzeichnet den erstern als den ältern Theil und läßt über die Richtigkeit dieser zuerst bestrittenen Annahme keinen Zweifel mehr walten.

Die bei weitem nüchternere Rückseite des Gebäudes stammt aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, aus derselben Zeit auch die beiden großen Brunnen im innern Hofe. Ein Schatz von älteren und neueren Bildern, Wand- und Deckengemälden und gewirkten Tapeten macht auch das Innere des herrlichen Gebäudes zu einem interessanten Studium. In dem großen Saale, der Salle du Conseil, fand im Jahre 1568 die Verurtheilung der Grafen Egmont und Hoorn statt; in dem dem Rathhause gegenüberliegenden sogenannten Brodhause, auch Maison du Roi genannt, brachten sie die Nacht vor ihrer Hinrichtung zu, und sollen sie, um eine mögliche Befreiung durch das Volk zu verhindern, von dem Balkon des Hauses zu dem auf dem Markte errichteten Schaffot geführt worden sein. Das Brodhaus, das, im Anfange des 16. Jahrhunderts in theils gothischem, theils Renaissancestyl errichtet, ehedem zur Zierde des Marktes beitrug, war später bei einer im Jahre 1767 ausgeführten Erneuerung durch Aufsetzen eines schweren Mansardendaches gänzlich verunstaltet worden; jetzt ist man damit beschäftigt, den Fehler wieder gut zu machen und ihm seinen alten gothischen Giebel wiederzugeben.

Sehr bemerkenswerth und durch die Pracht ihrer bunten, zum Theil barocken Façaden das eigenartige, heitere Ansehen des Marktplatzes noch erhöhend, sind die alten

Blick auf die Dächer von Brüssel. (Nach Photographien.)

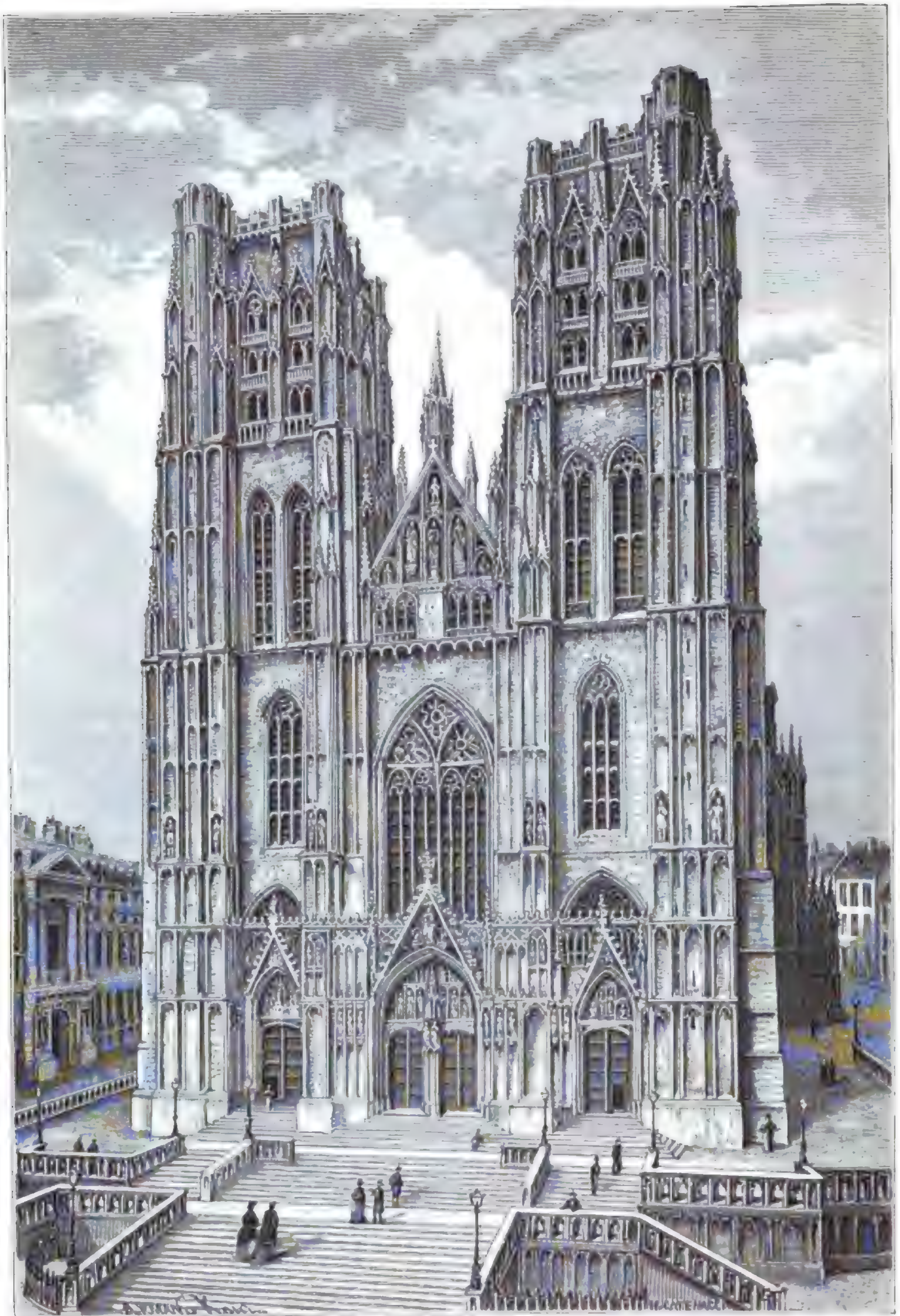
Zunfthäuser, welche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie wenige Jahre nach der Beschießung unter Ludwig XIV. theilweise zerstört worden waren, renovirt oder auch neu aufgebaut wurden. Die hohe Bedeutung des alten Brüsseler Bürgerthumes tritt uns aus dem reichen, vielfach vergoldeten Skulpturenschmuck der seltsamen Bauwerke entgegen, deren jedes das Emblem der Zunft stolz an der Stirn trägt. Besonders hervorragend sind der Schwan, das Haus der Fleischer, dessen Dach von einer äußerst kunstvoll gearbeiteten, reich durchbrochenen Gallerie umgeben ist; das Haus der Brauer, auf dem sich das Reiterstandbild des Prinzen Karl von Lothringen erhebt; das Buchdruckerhaus, das mit einer Masse von Vasen und Medaillen, sowie mit den Bildnissen der Erfinder und Förderer der Buchdruckerkunst geschmückt ist; der Fuchs, das alte Haus der Krämer, mit dorischen Säulen und symbolischen Figuren, welche die vier Erdtheile darstellen sollen; die Wölfin, das alte Haus der Bogenschützen, so benannt nach einer Gruppe der von der Wölfin gesäugten einstigen Gründer Roms; römische Kaiser und vier große symbolische Figuren, die Wahrheit, die Lüge, der Friede und die Zwietracht, bilden den schweren, zu massiv wirkenden Schmuck dieses ältesten unter den Zunfthäusern. Ebenso eigenartig wie lustig ist dagegen der Anblick, den das Haus der Schiffer gewährt, dessen Giebel das Hintertheil eines großen, reich mit Emblemen, Tritonen, Matrosen

und abenteuerlichen Meerthieren geschmückten Schiffes darstellt.

Die malerische Schönheit des Brüsseler Marktes kommt erst durch die Staffage der bunten Menge, die ihn unaufhörlich belebt, zur vollen Geltung; die Blumenverkäufe und Ausstellungen, die stets reich besuchten Vogel- und Hundemärkte, die an jedem Sonntagmorgen hier abgehalten werden, gewinnen ihrerseits durch die reiche Umgebung eine eigene Bedeutung; vollkommen in das Mittelalter aber glaubt man sich zurückversetzt, wenn auf diesem Hintergrunde die festlichen Aufzüge, von denen oben schon die Rede gewesen ist, ihr Gepränge an bunten, mit reichem Goldschmuck behängten Fahnen und Emblemen entfalten. Der Marktplatz ist eben die Perle der Stadt; das empfindet ein Jeder, der von einem hochgelegenen Punkte, sei es von dem Thurme des Palais des Musées oder von dem des Rathhauses, auf das Häusergewirr Brüssels hinabschaut. Die neuen Boulevards mit ihren Prachtbauten, die alten mit ihren herrlichen Baumreihen, die Kuppeln und Thürme der zahlreichen Kirchen, die engen alten Straßen, der babylonische Bau des Justizpalastes, weiterhin der breite, zur Sambre führende Kanal mit seiner schier endlosen Einfassung von zum Theil alterthümlich gegiebelten Speichergebäuden und dem Zollamte, nach Süden hin deutlich erkennbar das Schlachtfeld von Waterloo mit seinen Denkmälern: das alles streift der Blick nur, um unwillkürlich immer wieder zur Mitte der Stadt, zu der Umgebung des Marktes zurückzukehren.

Der Kanal und das Zollamt in Brüssel.

Unter den Kirchen Brüssels verdient die alte Kathedrale, Sainte-Gudule et Saint-Michel, besondere Aufmerksamkeit. Die beiden kolossalen, leider unvollendet gebliebenen viereckigen Thürme des in der Nähe des Parks belegenen Bauwerks sind schon aus weiter Entfernung sichtbar. Schon vor ihrer Erbauung, die gegen das Ende des 12. Jahrhunderts begonnen wurde, soll auf derselben Stelle ein älteres Gotteshaus gestanden haben. Bis zum Jahre 1653, wo die letzte große Kapelle angebaut wurde, dauerte der oft unterbrochene Bau, und so haben denn auch die verschiedenen großen Kunstepochen jener langen Zeit bei der Gestaltung dieses mächtigen Denkmals mittelalterlicher Architektur mitgewirkt. Einige Theile des Chorumganges weisen den gemischten Uebergangsstyl des späten 12. Jahrhunderts auf, der übrige Chor, das Querschiff, die Arkaden des Mittelschiffes und das südliche Seitenschiff sind im frühgothischen Styl erbaut; das nördliche Seitenschiff, die Gewölbe und die Fenster des Mittelschiffes datiren aus dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrhunderts; die westlichen Thürme endlich aus dem Ende des letztern. Die Façade, zu der eine breite Freitreppe hinaufführt, nähert sich mehr der deutsch-gothischen als der französischen Architekturform. Hervorragend durch außergewöhnliche Schönheit sind die Glasmalereien der Kirche, einige darunter schon aus dem 13. Jahrhundert stammend, andere von Bernard van Orley im Auftrage Karl's V. und der vier anderen mächtigsten katholischen Fürsten gemalt und zu Ehren mehrerer wunderbarer Hostien



St. Gudula zu Brüssel. (Nach einer Photographie.)

dem Gotteshause geschenkt. Die anderen Kunstschätze der Kathedrale, alte Bilder, Statuen und schöngeschnitzte Beichtstühle werden jedoch alle durch den Hauptschatz, die herrliche Kanzel von H. Verbruggen, verdunkelt. Im Jahre 1699 von diesem seinerzeit berühmtesten Holzschnitzer verfertigt, stellt sie in ihrem untern Theile die Vertreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese vor; der zürnende Erzengel Michael bildet den Mittelpunkt des lebensvollen Bildes, auf der einen Seite flüchtet das schuldbewußte Menschenpaar vor dem sie verfolgenden Tode, auf der andern rankt sich, von allerlei Gethier belebt, das üppige Laubwerk des Paradiesgartens; darüber, auf der Mondsichel stehend und vom Baume des Lebens getragen, die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, das mit dem Kreuze der Schlange den Kopf zerstößt. — Das herrliche Kunstwerk gehörte früher der Jesuitenkirche in Löwen an.

Die Insel Rolas.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

III.

Was den Vegetationscharakter und die Vertheilung der Vegetation über das Eiland im Allgemeinen betrifft, so wird die Strandzone fast ringsum von Kokospalmen eingenommen, zwischen denen sich an einigen Stellen kleine Wälder von Pandanen oder andere Gruppen von höheren Bäumen finden. Auf diese Strandzone folgt nach innen überall der eigentliche Wald, entweder wie an dem bei weitem größten Theil des Umfanges dichte Urwaldvegetation, die Art und Kultur noch gar nicht oder kaum berührt haben, oder gelichteter Wald mit Kakao-Kulturen. Einer der merkwürdigsten Urwaldbestände von Rolas, der mir auch in faunistischer Hinsicht wegen der darin hausenden ungeheuern Schwärme von Flug- oder Flederhunden, den sogenannten Vampyren, interessant war, und den ich deshalb wiederholt durchstreifte, liegt in der Südwestecke der Insel. Er wird nördlich begrenzt von einer größern Lichtung, durch welche der westliche Arm der oben erwähnten Querstraße zur Praia Poubo führt, und östlich von dem Südhügel. Wenn man in diesen Wald eintritt und die Barren, die sich durch umgehauene und umgefallene Stämme und wildes Strauchwerk gleich am Saume entgegenthürmen, überstiegen hat, wird man plötzlich von einem tiefen Waldesdunkel empfangen, das einen überraschenden Gegensatz zu der Lichtfülle draußen bildet. Die Kronen der hohen Bäume stoßen so dicht zusammen, daß nur hier und dort ein Sonnenstrahl glitzernd durch das grüne Laubdach einzudringen vermag. Dem natürlichen Charakter des tropischen Urwaldes entsprechend, finden sich in ihm Bäume und Sträucher der verschiedensten Art vereint und in der verschiedensten Größe. Zwischen Baumriesen von staunenerregender Höhe und ungeheuerm Stammumfang stehen jüngere Bäume in allen Abstufungen und unter ihnen, fast den größten Theil des Waldes einnehmend, das dichte üppig wuchernde Unterholz und Strauchwerk. Viele der Bäume, namentlich die größeren, sind von den merkwürdigen Schlingpflanzen, den Lianen, umstrickt und oft so dicht, daß man von dem eigentlichen Baumstamm kaum noch etwas zu erblicken vermag. In den Gipfeln schlingen sie sich von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, das ohnehin dichte Laubdach noch undurchdringlicher machend, oder sie hängen in unendlich langen, schiffstaudicken Ranken zur Erde nieder, um hier alsbald wieder Wurzel zu schlagen und fortwuchernd auch den Boden mit einem dichten Netzwerk zu überziehen und auf ihrem Wege an anderen Baumstämmen aufs Neue in die Höhe zu klettern. Zieht oder rüttelt man unten an einer solchen Lianenranke, die gleich einem Glockenstrang vom Thurme herabhängt, so antwortet hoch oben ein unheimlich knisterndes Geräusch und oft stürzt der ganze Strang mit dem von ihm umstrickten dürren und grünen Gezweig krachend zur Erde nieder. Daß das Einhalten einer bestimmten Richtung in diesem Walde, will man sie nicht mit Gewalt durch Hinwegräumung der Hindernisse erzwingen, ein Ende hat, ist natürlich; man muß, den Kompaß in der Hand, kreuz und quer sich durchwinden, über umgefallene und vermodernde Stämme klettern, durch das junge aufstrebende Holz dringen, dann über die hier, wie sonst überall auf der Insel, zerstreuten Lavablöcke steigen und endlich noch durch das dichte Gewirr der herunterhängenden Lianen und das den Boden überstrickende Rankennetz derselben, in das der Fuß fortwährend eingleitet, fortzukommen suchen.

Schon bei meinem ersten Besuch dieses Waldes war mir in der erwähnten nördlich ihn begrenzenden Lichtung der durchdringende und widerliche moschusartige Geruch der dort hausenden Fleder- oder Flughunde, der sogenannten Vampyre[1]), entgegengekommen, der beim Eintritt in den Wald immer stärker wurde. Zu gleicher Zeit hörte ich ringsum aus den Gipfeln der Bäume ein vielstimmiges Kreischen und Quaken hervorgehen. Aber so sehr ich mich bemühte, konnte ich keins der Thiere erkennen; ich sah nur hoch oben in dem dichten, glitzernden Laubdach verworrene Gestalten sich herumbewegen. Endlich erreichte ich eine durch umgestürzte Baumstämme entstandene kleine Lichtung und konnte nun deutlich die Thiere in den Bäumen umherkriechen oder mit ihren Krallen an den Zweigen hängen sehen. Auf einen Schuß sah ich zwei derselben stürzen, eins indessen fiel in einen tiefer stehenden Baum und klammerte sich hier noch wahrscheinlich mit seiner großen Daumenkralle fest. Alsbald aber nach dem Schusse erhob sich ringsum ein merkwürdiges und fast unheimliches Geräusch, ein immer mehr anschwellendes Flattern und Schwirren, als ob ein Gewittersturm durch die Gipfel der Bäume brause. Tausende von Vampyren, in ihrer Größe und ihrem Fluge den Eulen ähnlich, flogen die Luft erfüllend aufgeschreckt von allen Seiten herbei. Ich wurde an die Harpyien-Sage erinnert, die wohl ohne Zweifel derartigen Thieren, die sich zudem durch große Gefräßigkeit und eine höchst seltsame

---

[1]) Auf Rolas und S. Thomé werden diese Thiere „os Vampejros" genannt, auch sonst wohl die Pteropinen, die Flug- oder Flederhunde im Allgemeinen als Vampyre bezeichnet, obgleich dieser Name eigentlich nur gewissen karnivoren Fledermäusen, namentlich den blutsaugenden Phyllostonen oder Blatternasen, zukommt. Die Flughunde ernähren sich ausschließlich von Früchten.

Gestalt auszeichnen, ihre Entstehung verdankt[1]). Ich schoß noch einmal mitten in einen Schwarm und sah wiederum zwei Thiere fallen, aber ohne ihrer habhaft werden zu können, da sie sich wahrscheinlich abermals an Zweigen festgeklammert hatten. Das Schwirren und Flattern brauste aufs Neue und verstärkt auf und erst allmälig kehrten die Thiere in die Bäume zurück, aber nun begann in den aufgeregten Scharen ein wahrhaft betäubendes Schreien und Quaken, das nicht enden wollte.

Die von mir auf Rolas beobachtete Art der Pteropinen oder Flughunde ist Cynonycteris stromineus, der Palmenflughund, der im mittlern Afrika eine sehr weite Verbreitung zu haben scheint, und den ich auch sehr häufig auf S. Thomé, aber niemals in jenen ungeheuern Schwärmen, wie in Rolas, antraf. Sie leben ausschließlich von Früchten, Bananen, Mongos, besonders lieben sie den Mamão (Melonenbaum), und die feine Abacate, aber trotz ihrer großen Gefräßigkeit und trotzdem sie hin und wieder arge Verwüstungen in den Obstbäumen anrichten, läßt man sie unbekümmert an der überreichen Tafel, die die Natur hier täglich neu aufdeckt, mitzehren. Eine interessante Beobachtung über die Palmenflughunde von Rolas, die ich während meines Aufenthaltes hier fast täglich machte, will ich noch kurz erwähnen. Wie alle Fledermäuse sind auch die Palmenflughunde nächtliche Thiere, die während des Tages in dichten dunkelen Wäldern sich versteckt halten und in den Gipfeln der Bäume umher kriechen oder schlafend an den Zweigen hängen. Erst in der Dämmerung verlassen sie ihre Schlupfwinkel um nach Nahrung umherzufliegen. In Rolas erhoben sich an jedem Abend fast minutengenau zu derselben Zeit[2]) von der Südwestseite der Insel ungeheuere Schwärme von Flughunden, die alle nach Nordwesten über den Meereskanal S. Thomé zuflogen. Sie bildeten stets einen langen Zug, der in der Regel den ganzen Kanal überbrückte, und oft, wenn die vordersten schon im Yago von S. Thomé eingefallen waren, sah man noch immer neue Scharen in Rolas aufsteigen. Am folgenden Morgen waren sie regelmäßig wieder in den Wäldern von Rolas.

Die Thierwelt von Rolas zeichnet sich im Allgemeinen nicht durch Mannigfaltigkeit und Glanz der Formen und Farben aus, wie wir sie sonst in den Tropengegenden des Festlandes zu erblicken gewohnt sind. Das afrikanische Festland beherbergt fast aus allen Gruppen des Thierreichs eine unendlich viel reichere Fauna als seine Inseln, und der Abstand in dieser Richtung ist vielleicht um so größer, je weiter jene von der Küste entfernt liegen. Aber zu gleicher Zeit wächst mit der größern Abgeschlossenheit und Selbständigkeit dieser insularen Faunengebiete das wissenschaftliche Interesse für dieselben und ersetzt reichlich den Mangel an Mannigfaltigkeit. Keine Inselgruppe aber ist vielleicht in dieser Beziehung bedeutungsvoller als gerade die der Guinea-Inseln. Wie zu einer submarinen Gebirgskette gehörig, ziehen sich diese Inseln von dem mächtigen Camerons-Gebirge an, das in geologischer Hinsicht zu ihnen zu gehören scheint, fast in gerader Linie über Fernando Po, Principe, S. Thomé, Rolas und Annobom nach Südsüdwest durch den Golf von Guinea hin. Alle sind vulkanischen Ursprungs, in ihrem Aufbau und ihren übrigen geologischen Charakteren, ihren klimatischen und Bodenverhältnissen ꝛc. übereinstimmend, alle mit reicher üppiger Vegetation erfüllt, aber jede dieser Inseln stellt ein mehr oder minder selbständiges Faunengebiet dar, das sowohl in seinen engeren und weiteren Anschlüssen an andere, oft weit entfernte, Faunengebiete als namentlich auch in der Eigenart und dem oft völlig isolirten Auftreten einzelner Formen oder Formengruppen etwas, möchte ich sagen, Geheimnißvolles an sich trägt. Jedenfalls eröffnet sich hier noch, meiner Ueberzeugung nach, der Zukunft ein reiches und vielleicht für manche wichtige Frage fruchtbringendes Feld wissenschaftlicher Forschung.

Rolas kann selbstredend eine solche Selbständigkeit für sich nicht beanspruchen, seine Fauna schließt sich vielmehr eng an diejenige der benachbarten Hauptinsel S. Thomé an. Daß auf dieser als auf der bei weitem größern zum Theil hoch gebirgigen und sehr flußreichen Insel, die somit reichere und weiter umgrenzte Lebensbedingungen bietet, die Thierwelt viel mannigfaltiger auftritt, als auf unserm Eiland, ist ebenfalls natürlich. In Rücksicht auf die herrschende Wind- und Stromrichtung und den von mir in Bezug hierauf gemachten Beobachtungen erscheint auch eine Uebertragung der Thierformen, abgesehen von der durch den menschlichen Verkehr hergestellten, viel leichter und sicherer von Rolas nach S. Thomé als umgekehrt.

Außer den eben erwähnten Palmenflughunden und einigen kleinen Arten von Fledermäusen besitzt Rolas kein einziges wild lebendes Säugethier, das als hier ursprünglich heimisch angesehen werden könnte. Leider sind auch hier, wie in S. Thomé, durch Schiffe die Ratten eingeschleppt worden, die ziemlich zahlreich sowohl die Wanderratte wie die Hausratte neben einander die Wälder bewohnen. Im Innern der Insel, namentlich in den dichten, fast unzugänglichen Wäldern des Nord- und Südhügels leben seit längerer Zeit völlig verwilderte Schweine, die von den abfallenden Früchten, von Kräutern und Wurzelwerk sich ernähren, aber auch, ebenso wie die Ratten, an den Kakao-Pflanzungen vielen Schaden anrichten. Auch leben auf diesen Hügeln, wie ich gleich hinzubemerken will, Scharen ebenfalls völlig verwilderter Haushühner, auf die zeitweise Jagd gemacht wird. Auf meinen Streifzügen durch die Insel hörte ich häufig das laute Krähen der Hähne aus den dicht bewaldeten Höhen hervortönen.

Die auffallendsten Vögel der Insel, die ihr auch den Namen gegeben haben, sind die wilden Tauben, die in drei verschiedenen Arten, darunter die prächtige Papageitaube, in ungeheurer Menge das Innere der Insel bevölkern. Außerdem tritt ein anderer Vogel durch seinen überall vernehmbaren lauten etwas elegischen Flötenton und durch sein überaus glänzendes Gefieder hervor, der „Osrobo“, Goldkuckuk (Chrysoccyx auratus), der auch die Wälder von S. Thomé äußerst zahlreich bewohnt. Ueberraschend für die Aequatorialgegend ist der in den Wäldern überall erschallende vielstimmige Gesang der zahlreichen kleineren Singvögel, von denen einige noch so harmlos sind, daß man sich ihnen bis auf wenige Schritte nähern kann. Oft, wenn ich ihren Lockton nachahmte, sah ich sie plötzlich aus dem Gebüsch hervorstürzen und sich keck gerade vor mich hinsetzen, durch allerlei Bewegungen und Töne ihre gereizte Stimmung offenbarend. Auch der Osrobo antwortet alsbald und folgt dem Lockenden oft lange Zeit, aber immer in scheuer, angemessener Entfernung, ähnlich wie unser Kuckuck. Der Strand wird von zahlreichen größeren und kleineren Seevögeln belebt, die sich namentlich zur Ebbezeit auf den Klippen nach Nahrung suchend umhertreiben. Auch unter ihnen zeigten einige, und zwar treffliche Flieger, noch eine große Unbefangenheit dem Menschen

[1]) Im nordöstlichen Afrika,, namentlich Aegypten, kommt eine dem Flughund von Rolas (Cynonycteris stromineus) nahe verwandte Art (Cynonycteris aegyptiacus, der Nilflughund) sehr häufig vor, der vielleicht als das Urbild der Harpyien anzusehen ist.

[2]) Ich erinnere daran, daß Rolas von der Linie geschnitten wird und daher hier beständige Tag- und Nacht-Gleiche herrscht.

gegenüber, indem sie, auf den Klippen sitzend, mich so nahe herankommen ließen, daß ich mit dem Stocke auf sie hätte schlagen können.

Von Reptilien fand ich auf der Insel nur eine giftlose Schlange, die in Afrika verbreitet ist und auch in S. Thomé vorkommt (Boodon capensis), und vier verschiedene Eidechsen, unter diesen eine sehr merkwürdige neue Gattung der Geckonen [1]). In den Monaten Januar, Februar, März wird die Küste von Rolas von zahlreichen Seeschildkröten besucht, die in dem weichen der Sonne ausgesetzten Sande des Strandes in von ihnen ausgescharrten und wieder zugedeckten Gruben ihre Eier legen. Wie an vielen anderen Küsten tropischer Gegenden wird auch auf Rolas diese Zeit zum Fang der Schildkröten benutzt. Die Thiere, die besonders Nachts behufs der Eiablage ans Land kommen, werden dabei überrascht, mit Hebeln auf den Rücken geworfen und so in einen völlig hülflosen Zustand versetzt, in welchem sie geknebelt und lebend fortgetragen werden. Während meiner Anwesenheit wurden zwei riesige Schildkröten auf diese Weise erbeutet, die uns längere Zeit hindurch als Nahrung dienten, theils durch die sehr zahlreichen Eier, die sich noch in ihnen vorfanden, theils durch ihr schmackhaftes Fleisch, das in der verschiedensten Zubereitung auf den Tisch kam.

Von Amphibien findet sich auf Rolas, freilich ziemlich selten, ein Frosch (Arthroleptis calcarata), der zu den seltsamsten Thiererscheinungen des Eilandes gehört, für die ich vergeblich nach einer Erklärung oder, wenn ich so sagen darf, zoologischen Berechtigung gesucht habe, denn es fehlt hier sowohl an fließendem wie stehendem Wasser, in dem er die zu seiner Ausbildung unumgänglichen jugendlichen Metamorphosen absolviren könnte. Die einzigen stehenden Gewässer, die ich auf der Insel fand, war das Regenreservoir in der Nähe des Wohnhauses, dem der ganze Bedarf an Süßwasser, auch das Trinkwasser zum Filtriren für die Bewohner entnommen wurde, und in dem sicher keine Froschlarven vorkamen, und eine durch Regen zusammengeflossene Wasserlache in der Tiefe des Kraters des Nordhügels, den ich aber auch vergeblich auf das Vorkommen der fraglichen Thiere durchsucht habe. Daß aber die Fortpflanzung und Entwickelung des Frosches von Rolas jedenfalls theilweise in die Monate Januar bis März, die Zeit meiner Anwesenheit, fällt, und daß dem Thiere auch keine andere außergewöhnliche Entwickelungsweise zukommt, bewiesen mir die auf einer Exkursion von Rolas nach dem Yogo von S. Thomé in einem durch den Regen stark mit Wasser gefüllten Sumpf wirklich aufgefundenen Larven desselben Frosches. Ich muß deshalb vermuthen, daß die ganze Entwickelung auch in feuchter Erde oder unter feuchtem Laube, das in den dichten Waldungen wohl sehr selten während der Regenzeit völlig austrocknet, zurückgelegt werden kann. Außer diesem Frosche fand ich von Amphibien noch eine schlangenartige hellgelbe Coecilie oder Blindwühle (Siphonops thomensis), die auch auf S. Thomé sehr verbreitet und eine diesen beiden Inseln völlig eigenthümliche Thierform ist.

Von Landgehäuseschnecken habe ich auf Rolas nur drei Formen gefunden: eine davon, eine große Achatina-Art (Achatina sinistrorsa), die von den Negern gegessen wird, kommt auch in Principe und S. Thomé und die beiden anderen in S. Thomé vor.

Die Gliederfüßler bilden ohne Zweifel in faunistischer Hinsicht die interessanteste, und, wie natürlich, die an Formen reichste Thiergruppe der Insel. Fast die Hälfte der von mir aufgefundenen Arten ist neu. Ob von diesen einige Rolas eigenthümlich oder ob alle zu gleicher Zeit auf S. Thomé heimisch sind, müssen weitere Beobachtungen lehren. Jedenfalls sind die neuen Formen zum größten Theil auf Rolas und S. Thomé beschränkt. Andererseits ist von großem Interesse, daß manche der schon bekannten Arten, die ich auf diesen Inseln fand, nicht bloß an diejenigen der Westküste von Afrika sich anschließen, sondern auch an die Amerika's.

Eine Hauptrolle unter den Gliederthieren spielen die Landkrebse, die in ungeheurer Menge unser Eiland ebenso wie S. Thomé bevölkern und den Inseln ein eigenthümliches zoologisches Gepräge verleihen. Am häufigsten trifft man die eigentlichen Landkrabben und auch die größten Exemplare, deren Rückenschild oft zehn bis zwölf Centimeter breit ist und die sich durch eine lebhafte violettrothe Färbung auszeichnen, in den tiefer und feuchter gelegenen Theilen von Rolas in der Nähe des Strandes, namentlich in den Kokospalmen- und Pandanenwäldern. Das Erdreich ist hier vollständig unterminirt von ihren Löchern und Gängen, in die sie, sobald man sich ihnen nähert, mit großer Geschwindigkeit hineinhuschen. Werden sie überrascht und angegriffen, so setzen sie sich zur Wehr, indem sie, halb aufgerichtet, ihre sehr kräftigen Scheeren auseinandergespreizt erheben. Auch im Innern der Insel findet man sie allerwärts, unter Steinen, alten Baumstämmen oder in Erdlöchern. Außer diesen Landkrabben kommt nun, und fast noch häufiger, eine andere Form von Landkrebsen vor, nämlich Land-Einsiedlerkrebse. Ihre erste Entwickelung durchlaufen sie, wie die Landkrabben, wahrscheinlich im Meere und hier oder am Strande suchen sie sich, sobald sie eine gewisse Ausbildung erlangt haben, ein Schneckenhaus zur Wohnung, mit dem sie nun die Wanderungen über die Insel unternehmen. Auf Schritt und Tritt begegnet man in den Wäldern, den Kakao-Kulturen, auf den Wegen, diesen sonderbaren Thieren, deren Gehäuse durch das Wachsen des Insassen während der Reise oft zu klein geworden ist oder arge Beschädigungen erlitten hat. Dadurch kommt es, daß die Meeresschneckenhäuser über die ganze Insel zerstreut sind. In S. Thomé unternehmen die Landeinsiedlerkrebse weite Wanderungen; ich fand sie im Gebirge 2000 Fuß über dem Meere und hier merkwürdigerweise fast stets in Landschneckenhäusern. In Rolas wählen sie zuweilen sogar Seeigelgehäuse zu ihren Wohnungen.

Unter den übrigen Gliederthieren treten die Spinnen am augenfälligsten hervor, die mit ihren ausgedehnten Netzen die Gebüsche oft dicht überziehen und erfüllen. Eine derselben zeichnet sich durch die Anfertigung eines kleinen, aber äußerst zierlichen Netzes aus, das zwischen einzelnen längeren radiären Fäden ausgespannt ist. Ich fand auf Rolas und S. Thomé einige fünfzig Spinnen-Arten, von denen fast die Hälfte neu ist, unter diesen eine in unterirdischen Gängen lebende sehr große Vogelspinne (Selenocosmia Greeffi Karsch). Fast eben so groß ist die Zahl der von mir gesammelten Käfer und deren neue Formen, von denen indessen nur wenige durch Größe und glänzende Farben, wie sie sonst den Käfern der Tropengegenden eigen sind, sich auszeichnen. Dasselbe gilt von den übrigen Insekten und namentlich von den Schmetterlingen, deren Armuth an Arten auffallend ist; einige farbenreiche afrikanische Formen sind in sehr großer Individuenzahl vertreten, an blumenreichen Plätzen sieht man sie, wie bei uns die Kohlweißlinge, umherschwärmen.

Was die marine Thierwelt der Küste von Rolas

[1]) Dieselbe ist von Herrn Professor Peters in Berlin unter dem Namen Scalabotes thomensis beschrieben worden; Monatsber. d. Königl. Ak. d. Wissenschaften, 18. Okt. 1880, S. 796.

und S. Thomé betrifft, deren Studium ich meine Zeit hauptsächlich widmete, so sind natürlich der weiteren Ausbreitung einer Meeresfauna und Aufnahme neuer Formen in dieselbe aus anderen Gebieten nicht solche Schranken gesetzt, wie der insularen Landfauna, vielmehr bieten die Meeresströmungen, namentlich die stetigen Ströme, und Winde zu vielseitiger Verbindung die natürlichen Wege. Auf ihnen wandern die Thiere, wenn auch ganz allmälig, von einem Meerestheil zum andern, von einer Küste und einer Insel zur andern und durchkreuzen schließlich den ganzen Ocean, ja dringen, wo sie offene Verbindungen finden und die Weiterwanderung begünstigt wird, von einem Meere zum andern vor. Selbst diejenigen Thiere, die auf dem Grunde des Meeres leben und hier festgewachsen sind, wie die Korallen und Schwämme, oder langsam umherkriechen, wie Weichthiere, Stachelhäuter, Würmer &c., sind von diesen großen Wanderungen nicht ausgeschlossen. Ihre frei beweglichen Larven schwimmen längere Zeit an der Oberfläche des Meeres umher und sind hier den treibenden Einflüssen von Wind und Strömung ausgesetzt. Gerade an den Guinea-Inseln und weiter nördlich an den Capverden stoßen, als Resultat jener großen Wanderungen der marinen Thierwelt, mehrere Faunengebiete zusammen, unter denen die der westafrikanischen Küste, namentlich aber der gegenüberliegenden ostamerikanischen Küsten, eine hervorragende Rolle spielen. Auch die Mittelmeerfauna erstreckt sich bis hierher, offenbar durch den Nordostpassat in den Atlantischen Ocean eingeführt. Formen, die im Mittelmeer eine große Verbreitung zeigen, finden sich an der Küste von Madeira, den Azoren, Canaren, Kapverden und reichen bis zu den Guinea-Inseln, einzelne, wie es scheint, noch weiter bis nach Südwest-Afrika. Im Großen und Ganzen indessen werden durch wesentlich veränderte Lebensbedingungen, besonders durch klimatische Veränderungen und mit ihnen durch Unterschiede in der konstanten Wärme des Wassers, Grenzen der im Uebrigen noch so sehr begünstigten Weiterverbreitungen und damit auch Grenzen gewisser Faunengebiete gezogen.

Ich habe während meines Aufenthaltes auf Rolas, sowohl der Strandfauna und der Tiefenfauna, soweit die letztere meinen Schleppnetzen zugänglich war, als auch der sogenannten pelagischen Fauna meine Aufmerksamkeit zugewandt und im Allgemeinen eine reiche Ausbeute erlangt, die ich wiederum zum nicht geringen Theile der stets bereitwilligen Hülfe meines verehrten Gastfreundes, des Herrn d'Araujo, verdanke. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes auf Rolas standen mir seine Boote zu Exkursionen auf's Meer zu Gebote. Nach einiger Unterweisung waren die mich begleitenden Neger, insbesondere der intelligente „Meta Graça“ und „Gabriel“, im Stande, die mir beschwerlichen und zeitraubenden Fahrten in den Canoes und dem „Amerikaner“ allein zu unternehmen, und erwiesen sich bald in der Handhabung der Apparate so geschickt und meinen Wünschen entsprechend, wie ich es bei den Fischern der europäischen Küsten selten fand.

Gegen Mitte März 1880 Morgens traten wir in unserm „Amerikaner“, und wiederum unter dem Geleite des Herrn d'Araujo, die Rückreise nach der Cidade de S. Thomé an. Lange noch blieb die kleine liebliche Insel Rolas in Sicht, bis sie hinter den hohen, waldigen Vorsprüngen der Küste von S. Thomé meinen Blicken und meinen Grüßen entschwand, nicht meiner Erinnerung, die ich ihr, dankbar für die schöne, reiche Zeit, die ich auf ihr verleben konnte, stets bewahren werde.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

III.

Der kleine Ausflug, welchen Bû Alâq mit Nachtigal nach dem südlichen Kanem unternahm, hatte zunächst Mâo, die jetzt dem Könige von Wadaï untergebene Hauptstadt des Landes (etwa 13° 48′ nördl. Br.), zum Ziele. Dieselbe macht, ohne Ringmauern und nur etwa 150 Gehöfte, fast lauter Strohhütten, umfassend, einen sehr unansehnlichen Eindruck, ebenso wie ihr Herrscher, der Alifa (Gouverneur) Mohammedu, dessen Macht trotz der Oberherrschaft Wadaïs größtentheils auf seiner Freundschaft mit den Aulâd Solimân beruhte. Da deren angesehenster Edelmann unseren Reisenden begleitete, so konnte dieser es auch wagen, an die verrätherische Ermordung Moritz von Beurmann's tadelnd zu erinnern und die Entschuldigungen der allerdings unschuldigen Leute entgegen zu nehmen. Etwa 30 km südlich von Mâo, in Mondo, lernte er wenige Tage darauf eine größere Kolonie der Tundscher kennen, welche H. Barth für einen jenen Gegenden entsprossenen Stamm erklärt, der seine ursprüngliche Sprache vergessen habe. Sie selbst sind über ihren arabischen Ursprung vollständig einig und haben nicht die geringste Ueberlieferung von einem ihnen früher eigenthümlich gewesenen Idiome. Ihre Hütten und Saatfelder — Süd-Kanem ist überhaupt eine, nach unseren Begriffen freilich nicht sehr reiche, Kornkammer für jene Gegenden — zeugten von dem Fleiße und Wohlstande der Bewohner. Diese selbst ähnelten in Zügen und Habitus durchaus den in Inner-Afrika einheimisch gewordenen Arabern, wie sie Nachtigal in Kuka kennen gelernt hatte; doch waren sie größere Sprachkenner geworden, denn viele verstanden und sprachen das Kanûri und manche das Dâzaga, während sie sich unter einander ausschließlich des Arabischen bedienten. Ihre Zahl wird auf etwa 5000 geschätzt; sie sind durchaus seßhaft geworden und haben sich als die zuerst eingewanderten Araber mehr als andere Fremdlinge dem Leben und den Einrichtungen der vorgefundenen Bewohner (Kânembu) angepaßt.

Westlich von diesen, näher dem Tsade-See, sitzen die Dânoâ, 6000 Köpfe stark, welche sich der Kanûri-Sprache bedienen und bis dahin sowohl gegen Wadaï als gegen die Aulâd Solimân ihre Selbständigkeit bewahrt haben. Sobald ein Feind naht, besteigen sie die hohen Bäume ihrer Thäler und überschütten ihn von diesen natürlichen Festungen aus mit ihren vergifteten Pfeilen, deren sie sich allein von allen Bewohnern Kanems mit einer gewissen Ausschließlichkeit bedienen. Merkwürdig ist auch, daß sie sowohl von den Arabern als von den Dâza mit dem Namen „Schmiede“ belegt werden; denn weder giebt es unter ihnen besonders viele Eisenarbeiter, noch werden sie, wie diese, von den umwohnenden Stämmen verachtet, noch klebt ihnen

irgend eine Eigenschaft oder Sitte an, welche sie mit denselben auf eine Linie stellen könnte. Einer Tradition zufolge sind die Dânoâ mit Bulâla vermischte Manga aus dem nördlichen Kanem. Nun bedient sich der Stamm der Manga, welcher jetzt im westlichen Bornu am Flusse von Joô in beträchtlicher Anzahl sitzt, ebenfalls der Bogen und Pfeile und schützt seine Dörfer in derselben Weise wie die Dânôa, durch Dornhecken. Möglich also, daß wirklich beide aus dem nördlichen Kanem stammen, dann durch die vordringenden Wüstenbewohner nach Süden gedrängt wurden und theils nach Bornu, theils nach Süd-Kanem wanderten, ein Drängen oder Gedrängtwerden nach Süden, wie es Nachtigal an anderer Stelle (S. 336) für die gesammte Bevölkerung Kanems (d. i. des Süd-Landes) nachweist. Auf der Rückreise machten Nachtigal und Bû Alâq einen Abstecher nach Westen, nach Gâla, welcher ersterem Gelegenheit gab, die Todesstätte von Beurmann's zu besuchen. Es ist Enneri Dschugu, ein langes, üppiges Dattelthal mit hohen Seitenwänden; an seiner Ostseite lagen zwei Dörfer, in deren einem noch der Dâza-Mann lebte, welcher acht Jahre vorher (Februar 1863) dem Ermordeten die letzte Ehre erwiesen hatte und nun genaue Auskunft geben konnte. Der Urheber der That war danach der Gouverneur (Aqid) Chommi aus Wadaï gewesen, der sich damals gerade in Kanem befunden und in seinem Eifer, den Christen von seinem Vaterlande fern zu halten, drei Männer zu dem Morde angestiftet hatte. Diese waren eines Tages gegen Abend in Beurmann's Hütte gedrungen, um ihn mit ihren Lanzen zu erstechen. Der aber wehrte sich so verzweifelt mit seinem Schwerte, daß die Mörder in der Ueberzeugung, ihr Opfer sei hieb- und stichfest, ihm einen Strick überwarfen, ihn erdrosselten und seine Leiche zum Dorfe hinausschleppten, um sie den Hyänen und Geiern zu überlassen. Wunderbarer Weise habe aber weder ein wildes Thier die Leiche angerührt noch sei die Verwesung eingetreten. Als er selbst, der Dâza-Mann, „nach einer längern Reihe von Tagen den tapfern todten Mann unverändert in der Wildniß gefunden habe, sei ihm klar geworden, daß Gott selbst auf diese Weise seinen Unwillen über den Verrath an dem schutzlosen Fremdling und über die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses habe kund thun wollen, und er habe ihn bei Nacht in die Erde zur ewigen Ruhe gebettet; erst nach diesem frommen Werke habe ein langersehnter Regen die Erde befruchtet. Er bestätigte, daß die Mörder sämmtlich eines unnatürlichen Todes starben, und daß dadurch die Beurtheilung des Ereignisses von Seiten der unbetheiligten Menge wesentlich beeinflußt wurde."

Zwei Tage später trafen die beiden Reisenden wieder im Lager der Aulâd Solimân ein, welche am 23. December den Rückmarsch nach Bornu antraten. Gleich anfangs traf man auf den nomadischen Tubu-Stamm der Wandala, welcher in seinem Unwillen über die unendliche Besteuerung durch die Araber den Entschluß gefaßt hatte, nach Bornu auszuwandern. Belustigend schildert Nachtigal den Besuch, welchen das schöne Geschlecht dieser Wandala ihm abstattete. „Viele derselben zeichneten sich durch einen herrlichen Wuchs und manche durch hübsche Gesichter aus; ihre Hautfarbe wechselte zwischen Schwarz und Braunschwarz. Der Korallencylinder im einen Nasenflügel war bei vielen durch einen stumpfen und kurzen silbernen Nagel ersetzt, und die Halsketten von rothen Glasperlen waren nach der Sitte der Schôa-Frauen mit Bernsteinperlen von der Größe einer Haselnuß bis zu der eines Taubeneies untermischt. Die vornehmsten jungen Mädchen und Frauen trugen auch wohl echte Korallen-Halsbänder, die, zuweilen in der Breite mehrerer Finger, bis auf den Busen herabhingen. Sehr hübsch hatten einige ihr Haar garnirt, indem ein zweifingerbreites Korallenband die Stirn einrahmte und zwei schmalere zu beiden Seiten der nach hinten verlaufenden Scheitelflechten bis auf die Mitte des Kopfes reichten. Je dunkler die Haut ist, desto reizender nimmt sich die rothe Korallenfarbe auf ihr aus.

Im Anfange befleißigten sich die neugierigen Damen einer bescheidenen Zurückhaltung und begnügten sich damit, meinen spärlichen Besitz an europäischen Gegenständen (Uhr, Bürsten, Spiegel, Photographien und dergleichen) anzustaunen. Doch als sie zutraulicher geworden waren, gingen sie ziemlich ungenirt auf meine Person über, nahmen mir den Tarbûsch ab, befühlten und untersuchten das Haar und inspicirten meine Haut auch da, wo sie, beständig von Kleidungsstücken bedeckt, ihre ursprüngliche Farbe bewahrt hatte. Obgleich ihnen dieselbe in ihrer Feinheit mit den durchschimmernden bläulichen Adern durchaus den Charakter des Unfertigen zu haben schien, wie etwa ein unbehaarter oder unbefiederter Thierembryo, so waren sie doch im Allgemeinen von der Untersuchung nicht unbefriedigt. Sie kamen nicht allein zu dem Schlusse, daß ich ein zwar wunderbares, doch durchaus nicht so widerwärtiges Exemplar der Familie Mensch sei, als man ihnen geschildert hatte, sondern die beiden Schönsten gingen sogar in ihrer Zuthunlichkeit so weit, daß mir die eine die Ehe antrug und die andere sich nicht abgeneigt erklärte, in diesem Falle das Loos ihrer Gefährtin zu theilen."

Die Dörfer am Nord- und Ostufer des Tsâde, welche Nachtigal jetzt zum zweiten Male betrat, schienen ihm einen ungewöhnlich wohlhabenden Charakter angenommen zu haben, sowohl durch ihre üppigen Felder als durch die sorgfältige Herstellung der Hütten und die schönen Kleider ihrer Bewohner. Allein sie hatten sich gegen früher unbestreitbar nicht verbessert; nur des Reisenden langer Aufenthalt unter besitzlosen Nomaden und unterdrückten Halbnomaden ließ ihm Alles in so glänzendem Lichte erscheinen. Am späten Abend des 9. Januar 1872 langte er nach fast einjähriger Abwesenheit wieder in Kuka an, wo ihn der Scheich in liebenswürdigster Weise empfing, und ganze Stöße von Zeitungen und Briefen aus Europa seiner warteten, aus denen er nun zuerst die Ereignisse des Sommers und Herbstes 1870 erfuhr. Mit Vorbereitungen für seine Reise nach Bagirmi (s. deren Schilderung „Globus" Bd. 39), und mit Studien über die Geschichte Bornus, deren Ergebnisse er im 5. Kapitel des 5. Buches niedergelegt hat, verbrachte er die nächsten Wochen.

Ehe zu der Schilderung dieser Bagirmi-Reise übergegangen wird, folgen wieder eine Reihe zusammenfassender Kapitel (Kanem und seine Bewohner; Der Tsâde und seine Inselbewohner; Bornu und seine Geschichte; Die Bevölkerung von Bornu; Klima und Krankheiten in Bornu), Abschnitte, welche die Resultate eifrigen Sammelns und Erkundigens und nicht minder fleißiger Studien darbieten. Auf die zahllosen dort erörterten Einzelheiten einzugehen, verbietet uns natürlich der Raum; nur einige Punkte möchten wir daraus hervorheben.

Daß die Bewohner Kanems, die Kânembu, in früheren Zeiten nördlichere Wohnsitze gehabt haben, beweist erstlich der Name Kanem, d. i. Land des Südens; denn die Leute konnten es so füglich nur von einem nördlichern Standpunkte aus bezeichnen; zweitens der schon erwähnte nahe Zusammenhang der Kânembu- oder Kanûri-Sprache mit derjenigen der Tubu, welche letztere die ursprüngliche ist; drittens der weit verbreitete Kânembu-Stamm der Tomâghera, welcher sich theilweise seines Tubu-Ursprungs noch bewußt ist und noch heute als der herrschende Stamm in Tu (Tibesti) und Kawar (19° nördl. Br.) gilt; endlich die Thatsache, daß

die Kânembu-Abtheilung der Kuburi, das Häuptlingsgeschlecht, eine Unterabtheilung hat, welche durch ihren Namen Borkubu deutlich auf einen nördlichern Ursprung hinweist.

Daß die Kânembu, wenn sie Jahrhunderte hindurch veränderten klimatischen und anderen Lebensbedingungen ausgesetzt gewesen waren, allmälig eigenartig wurden, ist nicht zu verwundern. Sie besitzen im Allgemeinen eine etwas dunkelere Hautfärbung als die Tubu, haben einen Theil der Zierlichkeit, Magerkeit, Nervosität, Beweglichkeit und Energie derselben eingebüßt, übertreffen sie in der Muskel- und Fettentwickelung und sind im Ganzen höher gewachsen mit vorwiegend ausgebildeten unteren Extremitäten. Ihre Gesichter haben den scharfen Schnitt der Tubu-Züge verloren, den ihre Vorfahren in der Wüste gehabt haben werden, und erscheinen gerundet, doch haben sie von der Regelmäßigkeit der letzteren genug bewahrt, um die stärker gemischten Kanûri, den in Bornu herrschenden Stamm, in dieser Beziehung zu übertreffen. Sie haben also im Allgemeinen edlere Formen und eine mehr oder minder allen gemeinsame ins Röthliche spielende Hautfärbung vor den letzteren voraus. An den meisten Kânembu fielen Nachtigal die abstehenden Ohren auf. Wo sie bisher in größerer Anzahl zusammen gelebt haben, sind sie alle typisch; jeder einzelne trägt den Charakter des Stammes zur Schau, und gerade hierdurch unterscheiden sie sich von den Kanûri, die, erst später von Kanem nach Bornu vordringend, sich mit den dortigen Einwohnern mischten und kein charakteristisches Gepräge haben. Darum halten sich auch die Kânembu für reiner und edler, als ihre durch Kreuzung mit heidnischen Stämmen verunreinigten Brüder und Herren.

Von besonderm Interesse sind Nachtigal's Nachrichten über den Tsâde, den er im Laufe seiner Reisen fast rings umwandert hat, ohne indessen in seine Inselwelt eingedrungen zu sein, wie vor ihm der Hamburger Overweg, der über seine Forschungen indessen nur unzulängliche Notizen hinterlassen hat. Der Tsâde, d. i. Wasseransammlung, liegt circa 270 m über dem Meere und nimmt mit seinem Areal von etwa 27 000 qkm, welches fast die Größe der Insel Sicilien erreicht, den Grund einer weiten flachen Mulde ein; in ihn ergießen sich die Abflüsse von Bornu, Bagirmi, der Länder im Süden Wadaïs und eines Theiles von Dâr Fôr. Doch ist seine Oberfläche keine zusammenhängende Wassermasse, sondern zu einem Drittheile, und zwar namentlich im Osten, von zahlreichen bewohnten Inseln bedeckt; dort ist es kein See mehr, sondern eine Lagune, deren netzartig verzweigte Wasserzüge zeitweise fast ganz versiegen, zeitweise aber auch auf das für gewöhnlich trockene Terrain der Nachbarschaft übergreifen. Der größte Theil seiner Umgebung trägt steppenartigen Charakter; nur im Süden sind die Ufer seiner Buchten, Zuflüsse und Hinterwässer mit einer herrlichen, tropischen Vegetation bedeckt. Die weitaus größte Menge seiner Wasserzufuhr, welche Nachtigal insgesammt auf circa 100 Kubikkilometer jährlich schätzt, erhält er durch den Schari, nämlich circa 60 Kubikkilometer; den Rest liefern die kleineren Zuflüsse und der Regenfall. Davon giebt er durch Verdunstung etwa 70 Procent ab, während der Ueberschuß wahrscheinlich die Brunnen des Bahar el-Ghazal und die Niederungen Bodele, Egeï und Süd-Borku mit Grundwasser speist. Früher trat das Wasser oberirdisch in den Bahar el-Ghazal ein, ohne daß man gerade anzunehmen hat, daß derselbe jemals ein offenes richtiges Flußbett gewesen ist. Da die Mündungen des Schari nach Nordwesten und Westnordwesten gerichtet sind, so findet in dieser Gegend des Sees auch die geringste Inselbildung und Landanschwemmung statt, während dieselbe im Osten sich leichter vollzog und allmälige Veränderungen herbeiführte, in Folge deren das Tsâde-Wasser für gewöhnlich nicht mehr in den Bahar el-Ghazal einzutreten vermochte. Während der See aber nach Osten hin abgenommen hat, nimmt er nach Westen und Norden entschieden zu; er verschlingt namentlich sein Westufer, so daß Scheich Omar im Frühjahr 1873 unweit Kukas auf höherm Terrain eine neue Residenz zu gründen sich veranlaßt sah. Nachtigal ist geneigt, dieses Zunehmen des Sees im Westen und Norden als einfache Kompensation für die Anschwemmungen des Schari und die Trockenlegung des Bahar el-Ghazal anzusehen, ohne gerade letztere durch eine Bodenerhebung erklären zu wollen.

Unerklärlich ist es bis jetzt, warum der Tsâde, ein abflußloser See, trotz seiner salzreichen Umgebung völlig süßes Wasser führt; dieser Umstand dürfte dafür sprechen, daß seine Wasserverhältnisse noch keinen einigermaßen ständigen Charakter angenommen haben.

Der Archipel im Osten des Sees wird hauptsächlich von den Budduma oder Jêdinâ und den Kûri bewohnt, welche hauptsächlich sich mit der Zucht der Rinder beschäftigen. Erstere sollen groß, stark, muskel- und fettreich sein, ziemlich schwarz von Hautfärbung und den verschiedenen Makari-Stämmen (in Logon; also entschiedenen Negern) ähnlich. Die Frauen scheinen meist schlanker und zarter, mehr denen der Kânembu ähnlich, als den Makari-Frauen. Mit Ausnahme von zwei kurzen Einschnitten am Augenwinkel haben die Männer keine Tatuirung und tragen das Haar in natürlicher Länge. Wenn möglich, kleiden sie sich in Bornu-Toben, sonst in Lederschurzfelle; bewaffnet sind sie mit 3 bis 4 Wurfspeeren, Lanze, Schild und einem langen, am Vorderarm getragenen Dolche. Aeußerlich sind sie Mohammedaner; doch haben sich bei ihnen viele Gebräuche aus der Heidenzeit in hohem Ansehen erhalten. So spielen eine heilige Schüssel aus Kürbisschale, ein historischer Stein — Steine kommen sonst auf den Inseln des Tsâde kaum vor — und ein Stammesschwert eine große Rolle. Eine Art Priester hat dieselben in Gewahrsam und er bedient sich ihrer, wenn er die Hilfe des höchsten Wesens gegen Krankheit, Unfruchtbarkeit und anderes Mißgeschick erfleht. Des höchsten Ansehens erfreut sich ein Fabelwesen, welches in Gestalt einer riesigen Schlange den See bewohnt, also wohl den Geist des Tsâde darstellt, und dessen Rath und Hilfe bei besonders wichtigen Vorhaben stets erbeten wird. Von den Vorschriften des Islam wird nur die Beschneidung streng befolgt.

Die Ehen sind meist kinderreich, was man der vorwaltenden Fischnahrung zuschreibt, und Frauen mit zehn oder mehr Kindern sind eine häufige Erscheinung. Die Sitte eines beschränkten Verkehrs zwischen verschwägerten Personen scheint ebenso streng geregelt zu sein, als bei den Tubu; auch nehmen die Schmiede dieselbe Pariastellung ein, wie bei den Wüsten- und meisten Sudan-Stämmen. Die Todtenbestattung findet nach mohammedanischer Sitte statt. Stirbt ein Budduma auf dem Festlande, so führen die Verwandten, wenn irgend möglich, seine Leiche auf die heimathlichen Inseln; ein in ihrer Mitte gestorbener Fremder aber wird in den See geworfen. Was ihre Kunstfertigkeit anlangt, so beschränkt sie sich auf Gegenstände des täglichen Bedarfs; den Verhältnissen ihrer Heimath gemäß verstehen sie sich gut auf das Zimmern von Booten und Nachen und die Herstellung von Fähren aus leichtem Phôgu- und Melissaholze. Kleidung und Schmucksachen sowie einen Theil des nöthigen Getreides tauschen sie gegen Fische, Peitschen aus Flußpferdhaut, Natron, an dem ihre Inseln sehr reich sind, und Elephantenzähne von den Kânembu des Festlandes ein, mit denen sie vielfach in freundschaftlichem Verkehre

stehen. Im eigenen Lande benutzen sie vorzugsweise das Rindvieh als Zahlmittel.

Die Sicherheit ihrer schwer zugänglichen insularen Wohnsitze hat die Budduma zu äußerst frechen Räubern gemacht, welche nicht nur einzelne Reisende und kleine Karawanen, sondern auch ganze Ortschaften überfallen. Zur Zeit des Hochwassers — gegen Ende November erreicht der See seinen höchsten Stand — gelangen sie bei Nacht unbemerkt bis in die nächste Nähe der Uferortschaften, brechen trotz aller Wachsamkeit plötzlich hervor, erschlagen die Männer und führen Weiber und Kinder in die Sklaverei. Mit ihren südlichen Nachbaren, den Küri, leben die Budduma häufig in blutiger Fehde; während des Winters liefern sie sich Seeschlachten, an denen auf jeder Seite wohl an hundert Boote theilnehmen.

Die Küri (oder Káleá) unterscheiden sich sprachlich nur sehr wenig von den Budduma, stehen aber in der Civilisation höher und unterhalten mit den Uferbewohnern einen regelmäßigen Verkehr. Sie sind von Hautfarbe schwarz, dabei groß, stark, fett und sollen ein hohes Alter erreichen. Ihre Nahrung besteht aus Getreide, Fischen und dem Fleische des Flußpferdes, des Büffels und des Krokodils, welches letztere sich großer Beliebtheit erfreut. Sie sind reich an Rindvieh und können eine ansehnliche Reitermacht aufstellen; sie sind Mohammedaner und haben ein allgemein anerkanntes Oberhaupt, welches von allen eine gewisse Grundsteuer erhält. Sobald nach der Regenzeit der Tsäde auf einen mittlern Wasserstand zurückgegangen ist, mißt man das kultivirbare Terrain mit Lanzenschäften als Längenmaß aus, vertheilt dasselbe unter die Bewohner, und jeder giebt je nach seinem Antheil eine gewisse Zahl von Baumwollenstreifen als Grundsteuer und zur Zeit der Ernte noch einige Maß der vorwaltenden Getreideart.

* * *

Wir schließen mit diesen kurzen Auszügen die Besprechung von Nachtigal's vortrefflichem Buche in der Hoffnung, bald den Schlußband anzeigen zu können, welcher uns auch das bisher stellenweise sehr vermißte Inhaltsverzeichniß bringen wird. Ueber den Sudan, seine Natur und namentlich seine Bewohner, deren Klassificirung oft recht schwierige Probleme entstehen läßt, werden wir dann ein Werk besitzen, wie über wenige andere Gebiete unserer weiten Erde.

Britisch-Birma zu Ende des Jahres 1881.

Das Jahr 1881, schreibt ein Times-Korrespondent aus Rangun, 28. December 1881, ist für Britisch-Birma und namentlich für Rangun in ungewohnt angeregter Weise zu Ende gegangen. Seit zehn Jahren wurde der Provinz zum ersten Male wieder der Besuch des Vicekönigs zu Theil, und alle Klassen der buntgemischten Bevölkerung wetteiferten darin, dem hohen Gaste Ehre zu erweisen. Der Oberkommissär und die europäischen Residenten, die mit wohlbegründetem Stolz auf die überraschend schnelle und doch gesunde Entwickelung des Landes innerhalb des letzten Jahrzehnts zurückblicken, benutzten begreiflicher Weise gern die seltene Gelegenheit, ihren eigenen wie auch den Wohlstand der Kommune in allerhand festlichen Veranstaltungen zur Schau zu stellen. Die eingeborene Bevölkerung faßte die Sache mit der ihr eigenen Leichtlebigkeit und Fröhlichkeit auf und setzte auf eigene Hand eine feierliche Begrüßung des Vicekönigs in Scene. Auch die in Rangun ansässigen asiatischen Einwanderer, die zahlreichen Chinesen, die Kaufleute von Surate, die „Chetties“ von Madras, die Moguls und die Perser, wollten in der Bethätigung ihrer Loyalität nicht zurückbleiben, und die beständig zwischen ihnen herrschende Eifersucht vermochte sie alle zur Entfaltung einer unglaublichen Pracht, mit der sie es einander zuvorzuthun bestrebt waren. Von dem kostbaren Schmuck, den namentlich die chinesischen und indischen Triumphbögen und Ehrenpforten aufzuweisen hatten, hätte jedes einzelne Stück einen Platz im Kensington-Museum verdient. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit einmal wieder deutlich, welch großen Reichthum die meisten dieser asiatischen Einwanderer sich binnen kurzer Zeit als rührige und geschickte Kaufleute im birmanischen Handel zu erwerben verstehen. Freilich, der unerschöpfliche Reichthum des Landes kommt ihnen dabei zu Hilfe; bringen doch selbst die jeder Anstrengung abholden Birmanen es oft genug, wenn auch nicht wider ihren Willen, so doch ohne ihr ernstliches Dazuthun, zu einem ansehnlichen Wohlstande, der zu ihren äußerst geringen eigentlichen Lebensbedürfnissen in gar keinem Verhältnisse steht und ihnen meist reichliche Mittel zur Befriedigung ihrer Neigungen gewährt. Zu diesen Neigungen des birmanischen Volkes gehört in erster Linie die Liebhaberei für kostbare Kleidung, Schmuck und kunstvoll gearbeitetes Luxusgeräth aller Art, dann aber das Spenden reicher Gaben für ihre Klöster und frommen Stiftungen. Geradezu unzählig ist die Menge von Pagoden, die man auf Schritt und Tritt in Britisch-Birma antrifft, und die sämmtlich ihre Entstehung und Erhaltung den frommen Gaben der Eingeborenen verdanken. Die hier herrschende Form des Buddhismus ist frei von jeder trüben oder ernsten Weltanschauung, und so haben die in Birma lebenden Europäer vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie die Eingeborenen gern als „das glücklichste Volk unter der Sonne“ bezeichnen. Durch den unüberwindlichen Abscheu, den die Birmanen gegen jede Art der häuslichen Dienstbarkeit, sowie gegen alle niedere Arbeit haben, sieht sich die europäische Bevölkerung der Provinz freilich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, ihre sämmtlichen Dienstboten aus den Präsidentschaften kommen zu lassen; trotzdem aber, oder vielleicht auch gerade ebendeshalb, ist das Verhältniß zwischen den Europäern und dem eingeborenen Volke ein vorzügliches. Hohe Intelligenz, große Gutmüthigkeit und eine gewisse stolze Selbständigkeit des Charakters sind für das Wesen des Birmanen kennzeichnend. Die freie Stellung der Frauen, die denselben sogar das Recht zur Besorgung und Abschließung der wichtigsten Geschäfte giebt, hat begreiflicherweise etwas durchaus Sympathisches für die Europäer. Das Einzige, was im Verkehr mit dem Volke oft lästig fällt, ist die allgemeine und den Birmanen zur zweiten Natur gewordene Leidenschaft für das Tabakrauchen; man sieht sie nie ohne die unvermeidliche Riesencigarette im Munde, die, sechs Zoll lang und etwa daumendick, nicht in Papier, sondern in ein großes Blatt gewickelt wird.

Die Zustände im obern Birma sind leider von denen

der britischen Provinz himmelweit verschieden; die despotische Regierung des in wüster Genußsucht immer mehr herunterkommenden Königs gewährt dem Volke dort keinerlei Sicherheit der Person oder des Eigenthums; die Kultur des Bodens wird gänzlich vernachlässigt, und die Einwohner benutzen jede Gelegenheit, um aus diesen unaushaltbaren Zuständen auf britisches Gebiet zu entkommen. So massenhaft hat diese Auswanderung stattgefunden, daß strenge Maßregeln dagegen ergriffen worden sind. Der birmanische Unterthan, dem es gelingt, mit seiner ganzen Familie auf das britische Territorium zu flüchten, ist dort geborgen; wer nicht so glücklich ist, wird durch die unmenschliche Bedrückung, der die Seinigen zum Opfer fallen, zur Rückkehr in die Heimath gezwungen. Zur Zeit der Reisernte, d. h. gegen Ende des Jahres, ist es den Männern erlaubt, für einige Wochen als Arbeiter nach Britisch-Birma zu gehen, wo sie dann in großen Schaaren von den Plantagenbesitzern gemiethet werden. Der Handel zwischen der britischen Provinz und dem obern Reiche hat in letzter Zeit durch das vertragswidrige Vorgehen des Königs, der sich eine Monopolisirung gewisser Handelsartikel angemaßt hat, bedenkliche Stockungen erlitten.

Wie im ganzen britischen Indien, so spielt auch in der Provinz Birma der Volksunterricht (vgl. oben S. 126) eine hervorragende Rolle. Unserm Berichte zufolge hat der Vicekönig sich mit den Lehranstalten von Rangun noch nicht ganz zufrieden erklärt: er verlangt mehr und höhere Schulen. Ohne den verdienstlichen Bestrebungen, welche die britisch-ostindische Regierung auf dem Gebiete der Volksbildung bethätigt, zu nahe treten zu wollen, kann man sich bei einigem Einblick in die Verhältnisse doch der Thatsache nicht verschließen, daß hier vielleicht des Guten etwas zu viel geleistet wird. Ostindien ist mit höheren Lehranstalten förmlich überschwemmt und wird mit der Zeit eine einzige große Universität werden, deren vollendetstes Produkt der „Bengali Babu“ sein dürfte, ein Philologe und Metaphysiker, der alle bescheidenen und für das tägliche Leben nothwendigen Disciplinen der Wissenschaft neben seinen abstrakten Spekulationen gänzlich verachtet. Das Ziel, das allen an diesen Universitäten Graduirten als Ideal vorschwebt, soll eine Regierungsanstellung mit 15 Rupien monatlichen Gehaltes sein; alle Fächer, die nicht zu diesem Ziele führen, werden heute vernachlässigt. Die Missionäre von Birma, unter ihnen viele energische und talentvolle Männer, betheiligen sich auf das Eifrigste an dem Volksunterrichte. Natürlich ist der Hauptzweck, den sie dabei im Auge haben, der, Proselyten zu machen, eine Thätigkeit, für welche sich unter den erwachsenen Buddhisten hier wenig Chancen, weil gar keine Handhaben, darbieten. Es giebt unter ihnen weder Arme noch Elende; ihre Moralität ist vielleicht größer als die manches sogenannten christlichen Volkes; dabei ist ihre Religionsform, wenn auch viel älter, doch dem Christenthume so ähnlich, daß dies allein genügt, um das Missionswerk von vornherein lahmzulegen. Eine vor Kurzem erschienene kleine Schrift des Bischofs von Rangun, in der in dialogischer Form die Bekehrung eines buddhistischen Priesters geschildert wird, läßt dies deutlich erkennen. Wenig förderlich wirkt überdies der Umstand, daß die Missionäre ihr heimisches Sektenwesen noch in verschärfter Form hierher verpflanzt haben und durch die üblichen Formstreitigkeiten ihrem Ansehen und Einfluß gegenseitig Abbruch thun. Sie könnten sich die Toleranz ihrer Missionsobjekte zum Vorbilde nehmen; auch der Buddhismus hält es für eine Pflicht, Proselyten zu machen; trotzdem zollen die birmanischen Buddhisten den christlichen Lehren aufrichtige Bewunderung, und ist es vor Kurzem erst vorgekommen, daß einer von ihnen, freilich vergeblich, sich erbot, eine reiche Beisteuer zum Baue einer christlichen Kirche zu geben, für die es noch an den nöthigen Fonds fehlte.

Seit mehreren Jahren schon wird in verschiedenen Gegenden von Britisch-Birma eifrig auf Petroleum, Antimon und andere mineralische Schätze geforscht; einstweilen aber wird der ganze ungeheure Reichthum der Provinz noch durch die Reispflanzungen repräsentirt, deren jährlicher Ertrag sich auf eine Million Tonnen beläuft. Die jährliche Ausfuhr des Landes beträgt 1 200 000 Tonnen, von denen eben 1 000 000 auf Reis, 150 000 auf Teakholz und 50 000 Tonnen auf diverse andere Artikel kommen. Von dem Teakholze, dessen Werth sich auf eine Million Pfund Sterling beziffert, gehen 86 000 Tonnen nach Indien, 64 000 nach Europa, hauptsächlich England.

Was den großartigen birmanischen Reishandel anbetrifft, so ist derselbe für die damit beschäftigten Ranguner Handlungshäuser durchaus nicht so vortheilhaft, wie man annehmen könnte; besonders die jüngstverflossene Saison hat ihnen fast nur negative Erfolge gebracht. Daran waren einestheils die ungemein niedrigen Reispreise Schuld, anderntheils aber die eigenthümliche Art des dortigen Geschäftsbetriebes. Der Handel von Rangun befaßt sich fast ausschließlich nur mit dem einen Artikel, dessen Verschiffung auf eine verhältnißmäßig kurze Zeit im Jahre beschränkt wird. Von einer zweckmäßigen Beurtheilung oder Auswahl der Waare in Hinsicht auf ihre Qualität ist dabei kaum die Rede; das einzige Streben der Kaufleute geht dahin, eine möglichst große Quantität zu verschiffen. Das hat dann die unausbleibliche Folge, daß die Producenten, die unter anderen Umständen von den Abnehmern abhängen und zum Verkaufe gezwungen sein würden, jetzt das Uebergewicht über die Kaufleute haben, die sich selber eine künstliche Nothwendigkeit zum Einkaufe schaffen. Sehr unvortheilhaft und dabei vollkommen überflüssig ist auch die Einrichtung, daß die Kaufleute sich alle selber in den Besitz von Dampfmaschinen setzen, um den Reis zu enthülsen; denn wenn einerseits die Zinsen des Anlagekapitals die Kosten einer zeitweise zu miethenden Dampfkraft schon hier beträchtlich übersteigen, so muß andererseits die einmal angeschaffte Maschine möglichst während der ganzen Saison ausgenutzt werden: daraus entsteht wieder ein künstlich geschaffener Mehrbedarf, der von den eingeborenen Producenten nicht außer Acht gelassen wird. Schließlich, wie um alle die möglichen ungünstigen Chancen allein auf sich zu nehmen, pflegt der Ranguner Kaufmann die Transportdampfer und Schiffe schon lange vor der Reisernte zu chartern. Wenn die Schiffe im Hafen anlangen, tritt die Nothwendigkeit, die Ladung zu beschaffen, zwingend an ihn heran, und dann haben wieder der eingeborene Producent und der, meist chinesische, Vermittler den Europäer in Händen. Vielleicht wird das letzte ungünstige Jahr die birmanischen Kaufleute über diese seltsamen Fehler aufgeklärt haben und sie dazu veranlassen, sich von den selbstangelegten Fesseln zu befreien.

Wie überall im britischen Ostindien, so gehören auch in der Provinz Birma die Gefängnisse zu den merkwürdigsten und sehenswerthesten Instituten. Die beiden großen Gefangenenhäuser von Rangun und Moulmein, von denen das erste 1600, das letztere 1200 Gefangene faßt, sind Civilisationscentren im eigentlichen Sinne des Wortes. Wird man von der ungewöhnlichen Sauberkeit und Zierlichkeit der Außen- wie der Innenräume schon auf das Angenehmste überrascht, so erregt der Anblick der rastlosen künstlerischen Thätigkeit der Bewohner die höchste Bewunderung. Alle diese Gefangenen, die sich mit feinster Tischlerarbeit, mit

Holzschnitzerei, kunstvollen Webereien und verschiedenartigen zierlichen Schmuckarbeiten beschäftigen, erscheinen dem europäischen Besucher wie vollendete Künstler; und der Eifer und die Liebe, mit der sie arbeiten, straft diesen Schein nicht Lügen. In Moulmein geht man mit der Humanität so weit, daß man für die nervösen oder an Kopfschmerzen leidenden Gefangenen einen gesonderten Pavillon erbaut hat, in dem dieselben unbelästigt von lautem Geräusche arbeiten können.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Tekkes von Merw sollen nach einer Mittheilung der „Bakuschen Nachrichten" sich jetzt mit den Russen sehr gut gestellt haben und regen Handelsverkehr unterhalten; sie stehlen in Persien Teppiche, Pferde, Schafe u. s. w. und verkaufen sie den Russen. Im November überschritten ihrer 3000 den Weg von Askabad nach Serachs, erklärten den dort arbeitenden russischen Ingenieuren, daß sie nichts von ihnen zu fürchten hätten, und kehrten mit 30000 im Bezirke von Meschhed geraubten Schafen nach Merw heim. Die russischen Truppen sollen ihre Lebensmittel fast durchweg aus dieser etwas trüben turkmenischen Quelle beziehen.

— Dr. Albert Regel hat auf seiner neuesten Reise (s. oben S. 16) Gebiete am obern Oxus erreicht, wohin außer jüngst Smirnow, einem andern Botaniker, noch kein Europäer vorgedrungen war. Vom Thale des Zerawschan aus stieg er zuerst nach Garm, der Hauptstadt von Karategin, und dann über mehrere hohe Pässe nach Kala-i-chumb in Darwaz hinüber. An letzterm Punkte erreichte er den Amu-Darja (Oxus), dem er circa 80 km aufwärts bis zur Einmündung des Wandsch folgte. Diesen, den Wandsch, sehen die Eingeborenen als den großen nördlichen Quellfluß des Amu an, während der Aksu, welchen man bisher dafür hielt, nur ein Nebenfluß des Wandsch sein soll (?). Folglich kann es auch nicht der (in seinem Oberlaufe auf Pamir von Säwertzow und der englischen Expedition unter Forsyth überschrittene) Aksu sein, welcher unweit oberhalb des Wandsch in den Amu mündet. Nach Regel ist es vielmehr der Tschuntuk-Darja, welcher in dem See Jaschil (1878 von Säwertzow besucht) entspringt. Bestätigt sich dies, so erfährt die Darstellung der Pamir-Flüsse auf unseren Karten große Veränderungen. Regel ist den Wandsch ein Stück aufwärts gegangen und fand ihn in der That sehr wasserreich; er gedachte den Winter in Darwaz zu verleben, um im kommenden Frühjahre seine Reise wieder aufzunehmen. Sowie er Karategin betrat, wo übrigens, wie in Darwaz, dasselbe Tadschik wie in Samarkand gesprochen wird, bemerkte er eine merkwürdige Mischung der blonden und braunen Race. In Schugnan, sagt er, erinnert die Sprache dagegen sehr an die europäischen, ebenso die Melodien der Nationallieder und die Häuser aus Stein und Lehm mit ihren strohgedeckten Giebeldächern, während die Tadschik-Häuser flache Dächer haben.

— Von dem russischen Reisenden Poliakow, welcher die Insel Sachalin erforscht (s. Globus XXXIX, S. 126), sind im December die ersten Nachrichten in St. Petersburg eingetroffen. Er ist am 14. Juni 1881 auf der Westküste gelandet, hat dort das Thal der Alexandrowka untersucht und ist dann an die Ostküste hinübergegangen, um den etwa unter 52° nördl. Br. mündenden Tim oder Tymi kennen zu lernen. Beide Thäler sind nur in geringem Grade für Ackerbau geeignet; dagegen bietet die Mündung des Tim für mittlere Schiffe einen brauchbaren Ankerplatz, fast den einzigen auf der ganzen Insel. Auch ist der Unterlauf desselben schiffbar, was für die Verproviantirung der Ansiedler im Kreise Dui wichtig ist. Im Ganzen macht der Bericht den Eindruck, als wäre dieser mittlere Theil Sachalins mehr für Sträflinge, als für Ansiedler geeignet.

Afrika.

— Unter dem Namen „Services de l'Orient" hat eine der bedeutendsten französischen Schifffahrtsgesellschaften vom Beginne des laufenden Jahres ab eine regelmäßige Linie von Dampfern zwischen Marseille und Basra am untern Euphrat eingerichtet, welche Dschiddah, Obok, Maskat, Karatschi und Buschir berührt. In dem seit 1862 Frankreich gehörenden Obok unweit der Straße Bab-el-Mandeb wird ein Kohlenlager errichtet werden, welches den Schiffen aller Nationen offen steht und das Monopol des benachbarten Aden brechen soll. In Obok hat auch M. Soleillet, der oft genannte aber nicht besonders glückliche Afrikareisende, eine Anstellung gefunden.

— Der Reisende Achille Raffray, welcher bereits 1873 bis 1875 Abessinien und Ostafrika und 1876 bis 1877 die Molukken und Neu-Guinea (s. „Globus" XXXVI, S. 129 ff.) bereiste, hat die letzten drei Jahre als französischer Vicekonsul in Massauah zugebracht und dort fleißig entomologisch gesammelt. Eine Dienstreise zum Könige von Abessinien benutzte er zu geographischen Forschungen: beim Aschantisee (12⅓° nördl. Br., am Ostrande des abessinischen Hochlandes) stieg er nach Süd-Ost in die Ebene der Raja-Galla hinab, besuchte die bisher unbekannten Berge von Quebul, die in einer Höhe von 2000 bis 2200 m dem Ostrande Abessiniens parallel laufen, dann westlich davon das Quellgebiet des Takazie und Tellari, wo der Berg Abuna-Jusef zu 5720 m ansteigt. Die entomologische Fauna jener Gebirge ist derjenigen auf den Bergspitzen Europas sehr ähnlich. In einem wunderbaren Irrthume befinden sich aber sowohl Raffray als der Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft Daubrée, wenn sie glauben, daß „die gewaltigen monolithischen Tempel von Lalibala" noch von keines Europäers Auge geschaut worden seien (Société de Géographie. Compte rendu des séances, 1881, p. 10). G. Rohlfs hat sie zuletzt 1868 besucht und beschrieben, nicht nur in Petermann's Mittheilungen 1868, S. 318 f., sondern auch mit Abbildungen in seinem Buche „Im Auftrage des Königs von Preußen mit dem englischen Expeditionskorps in Abessinien." So mancher Reisende könnte seine Kräfte für wirklich Unbekanntes aufsparen, wenn er mit den Arbeiten seiner Vorgänger besser vertraut wäre.

— Im Januarheft 1882 der „Proceedings" der „Royal Geographical Society" theilt Edw. Coode Hore seine Aufnahme des Tanganjika-Sees mit, bereits die vierte, welche wir seit Livingstone erhalten haben, und begleitet sie mit einigen Notizen, unter denen wir die auf die Anwohner des Sees bezüglichen hier wiedergeben. Hore hatte mit zehn Stämmen zu thun, welche er zwar als „Wilde" beschreibt, bei denen er aber interessante Spuren von Civilisation gefunden hat. Dahin ist namentlich die Art und Weise, wie sie die Landesprodukte verwerthen, zu rechnen. In ausgedehnter Weise verarbeiten sie Eisen und Kupfer zu den verschie-

denften Waffen, Geräthen und Schmuckgegenständen. Wo sich Salz findet, wird dasselbe sorgfältig zubereitet und als Tauschmittel über den ganzen See hin verbreitet. Ebenso Palmöl, das in Udschidschi und Urundi fabricirt wird; wo sich Porcellanerde und dergleichen findet, giebt es große Töpfereien. In dieser Hinsicht ist eine der Inseln von Uguha und ein Ort in Uuira bekannt. Rua und Manjuema produciren kunstvolle Eisensachen und die berühmten Gras- oder Palmfiber-Kleider. Die Milchwirthschaften von Uhha liefern wohlbekannte Packen Butter und die ärmeren Bezirke am See Stücke getrockneten Fisches, welche weit und breit im Lande versendet werden. Das Fischereigewerbe ist überhaupt ein sehr ausgedehntes. Die Warundi haben kleine Flöße aus vier bis fünf an einander befestigten Stämmen, von denen aus sie Fische mittlerer Größe angeln. Der Hauptfang wird jedoch Nachts mit kleinen ausgehöhlten Baumstämmen betrieben, von denen Hore einmal mehr als 200 zu gleicher Zeit gezählt hat; in jedem Boote brennt ein Feuer, um die kleinen Fische anzulocken, welche dann mit großen Handnetzen gefangen werden. Auch das Schleppnetz wird in manchen Theilen des Sees benutzt, und zum Fange der größeren Fische werden riesige aus Weiden geflochtene Fallen auf den Boden hinabgesenkt. An mehreren Orten wird Baumwollenzeug verfertigt und die verschiedenen Hölzer und Rinden werden in ausgedehntem Maße verwendet, die eine Art für Boote, die andere für Speerschäfte, die dritte für Mörser, eine vierte für Mörserkeulen u. s. w.

Diese Arbeitstheilung beweist, daß unter jenen Stämmen ein gesundes System des Zusammenwirkens besteht, welches als der Beginn einer bessern Zukunft anzusehen ist. Dabei sind sie lange Jahre hindurch von der Außenwelt abgeschnitten gewesen; behält man das im Auge, so muß einem der kleine Fortschritt, den sie gemacht haben, als sehr bemerkenswerth erscheinen. Ein weiter Abstand trennt sie von den armen heruntergekommenen Leuten der Küstengebiete. Viele dieser Binnenstämme leben z. B. in gut organisirten Dörfern, wo eine treffliche sociale Ordnung herrscht.

Die centralafrikanischen Eingeborenen leben im Zeitalter des Eisens; kein Reisender hat bis jetzt, wie man glaubt, steinerne Werkzeuge gefunden. Von zwei Stücken Stein, die Hore heimgebracht hat, sollen erst Kundigere entscheiden, ob es Geräthe sind oder nicht. Dieselben werden ab und zu von den Eingeborenen an flachen Stellen des Sees und auch am Strande gefunden und von ihnen als Botschaften ihrer Vorfahren mit großer Ehrfurcht angesehen, deshalb auch sorgfältig in kleinen Hütten oder Körben aufbewahrt. Nach Hore dienten sie vielleicht zum Beschweren von Stöcken, die man beim Bestellen des Feldes gebrauchte. Die von Hore heimgebrachten Waffen, Geschirr, Körbe, Baumwolle, Rinden- und Palmfiber-Kleider, Proben des Seewassers und des Wassers der heißen Quellen von Uguha, von Palm- und Mpafu-Oel, Tabak, Porcellanerde und Salz befinden sich jetzt im Museum der London Missionary Society.

Nordamerika.

— Die Bevölkerung von New-York betrug nach der letzten Zählung 1 206 022 Personen, worunter sich 713 677 Eingeborene, 198 595 Irländer, 153 482 Deutsche und Oesterreicher, 29 767 Engländer, 13 952 Neger, 12 223 Italiener, 9910 Franzosen, 9020 Polen, 4551 Russen und 2683 Schotten befanden.

— In den Vereinigten Staaten ist am letzten Tage des Jahres 1881 der erste durchgehende Zug von S. Francisco nach New Orleans abgelassen und dadurch die neue Eisenbahn quer durch den Kontinent, die sogenannte Southern Pacific, eröffnet worden.

— Désiré Charney, über dessen Arbeiten in Mexiko im Jahre 1880 wir demnächst einen illustrirten Bericht bringen werden, hat neuerdings weitere Ausgrabungen in den alten Toltekenstädten von Tula und Cholula gemacht und sich dann nach Yucatan begeben. Nachdem er 1881 fast alle Denkmäler in Palenque abgeklatscht und diese Abklatsche dem Pariser ethnographischen Museum übergeben hat, ist ihm jetzt ein Gleiches in Urmal gelungen, und nun will er sich zu demselben Zwecke nach Chichen Itza begeben. Auch hat er Studien über Anthropologie und Ethnographie der noch so ungenügend bekannten Stämme Yucatans angestellt.

Südamerika.

— Ueber Dr. Jules Crevaux' neue südamerikanische Reise (s. oben S. 16) wird weiter bekannt, daß er, begleitet von dem Astronomen Billet und dem Zeichner Ringel, am 20. November v. J. nach Buenos Aires abgereist ist. Das „Comité des missions" hat ihm dazu 70 000 Fr. bewilligt. Crevaux will (nach „L'Exploration") vom Rio Paraguay aus die Quellen des Tocantins zu erreichen suchen und dann seine Reisegefährten bis zur Mündung desselben hinabschicken, während er selbst den weiter westlich fließenden Tapajoz von seiner Quelle bis zum Amazonenstrome erforschen will. Vorher hat er sich aber gegen Ende 1881 nach Bolivien begeben, um von dort den Rio Pilcomayo hinabzufahren und aufzunehmen.

— Ueber die Vorschiebung der Indianergrenze in der Argentinischen Republik bis an den Rio Negro und Rio Neuquen haben wir in früheren Bänden (Bd. 35 und 36) berichtet. Leider scheint aber die Vertreibung der Indianer oder die Grenzbewachung nicht gründlich genug betrieben worden zu sein; denn im „South American Journal" vom 5. Januar d. J. finden wir die Nachricht, daß sich die Indianer am Rio Colorado (d. h. weit nördlich der Militärgrenze) sehr lästig gemacht und einem einzigen unglücklichen Estanciero an 600 Stuten weggetrieben haben.

Polargebiet.

— Ingenieur Melville von der untergegangenen „Jeannette" (s. oben S. 57) ist nach einem Petersburger Telegramm vom 29. Januar mit verschiedenen Beamten und einem Dolmetscher von Jakutsk aufgebrochen, um fünf Expeditionen zur Aufsuchung seines Chefs de Long und der noch fehlenden Mannschaft im Umkreise der Lena-Mündung zu bilden. Zu demselben Zwecke reisen auch die St. Petersburger Korrespondenten des „New York Herald", Jakson, und der „London Illustrated News", Larsen, welcher letztere bereits einige Jahre in Sibirien gelebt hat, nach der Lena-Mündung. Als Kuriosum sei dazu erwähnt, daß die Pariser geographische Zeitschrift „L'Exploration" schon am 12. Januar dieses Jahres einen schauervollen Bericht von einem angeblichen Mitgliede der Jeannette-Fahrt veröffentlichte, welchen wohl irgend ein Spaßvogel verfaßt hatte, um zu sehen, wie weit die Leichtgläubigkeit oder Unwissenheit mancher Leute geht. Der Schauplatz der Tragödie aber war von dem Meere im Norden Sibiriens ganz gemüthlich nach der Baffins-Bai verlegt worden.

— Das Schiff „Willem Barents" wird, falls sich die nöthigen Mittel finden, in diesem Jahre seine fünfte arktische Reise unternehmen, um die Eisgrenze festzustellen und event. den Engländer Leigh Smith aufzusuchen. Außerdem soll es Dicksonhafen, nördlich der Jenisei-Mündung, besuchen und dort, wo Barents 1596 bis 1597 auf Nowaja Semlja überwinterte, einen Gedenkstein errichten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

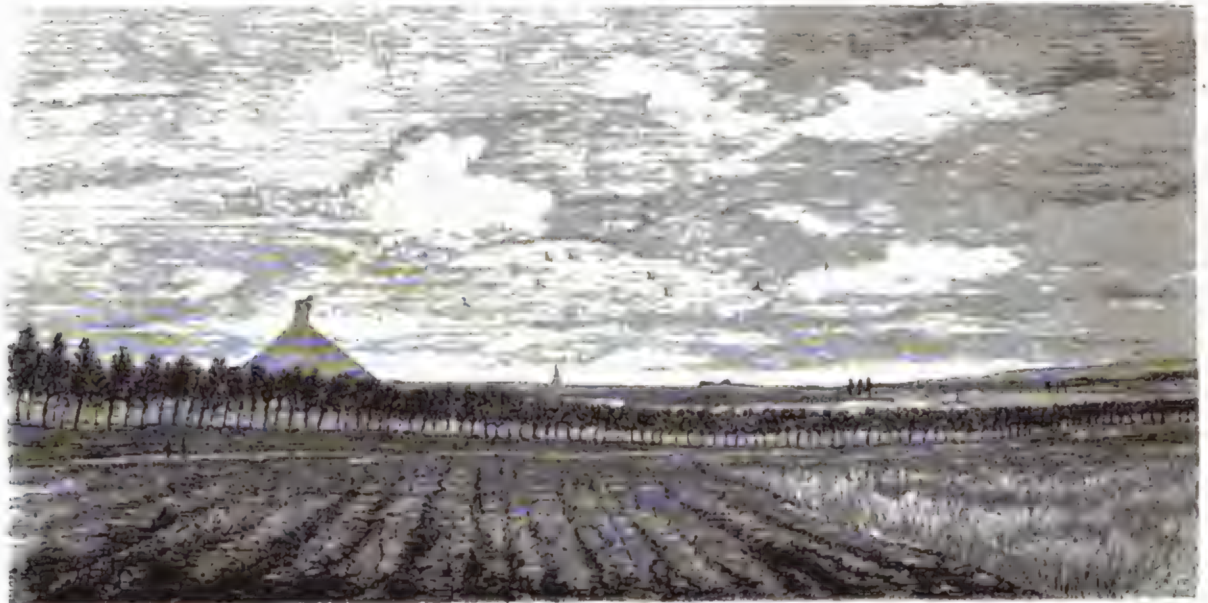
Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

IV.

Im Vergleich mit der Mehrzahl der anderen großen europäischen Hauptstädte wird Brüssel verhältnißmäßig wenig von Touristen aufgesucht. Die Sommermonate führen zwar alljährlich eine nicht unbedeutende Zahl von Engländern hierher, doch gilt ihr Besuch weniger der Stadt selber und den reichen Schätzen an Kunstwerken und interessanten Alterthümern, die sie in ihren Museen und Privatsammlungen birgt, als vielmehr der Wallfahrt nach dem benachbarten großen internationalen Friedhofe, dem Schlachtfelde von Waterloo. Während die Einwohner der Stadt an schönen Tagen schaarenweise nach dem Bois de la Cambre hinauspilgern, einem zu dem herrlichsten Parke umgeschaffenen Theile des Waldes von Soigne im Südosten der Stadt, geht der Zug der Fremden unfehlbar weiter hinaus, die Parkanlagen, den weiten Kranz von Gärten und Landhäusern und die für den Bedarf der Hauptstadt sorgenden ausgedehnten Gemüseländereien, welche die nächste Umgebung Brüssels bilden, hinter sich lassend. Fünfzehn Kilometer in südöstlicher Richtung von der Stadt entfernt, an der vor wenigen Jahren eröffneten Bahnlinie Brüssel-Luttre-Charleroi, liegt das Dorf **Waterloo**, das während der blutigen Tage vom 17. bis 19. Juni 1815 des Herzogs von Wellington Hauptquartier war. Drei Kilometer weiter ab liegt die heutige Station Braine-l'Alleud, von der man in etwa einer halben Stunde zu Fuß den berühmten Löwenhügel erreichen kann, der sich etwas westlich von der alten, die Ebene in fast nordsüdlicher Richtung durchschneidenden Namurer Straße erhebt. An der Stelle errichtet, wo der Prinz von Oranien verwundet wurde, weist das Denkmal auf einem in stumpfer Kegelform aufgeschütteten Hügel von 60 m Höhe einen kolossalen stehenden Löwen auf, der, zu Lüttich aus erobertem Geschütz gegossen, ein Gewicht von 28 000 kg hat. Man mag sich aus den zahlreich vorhandenen Werken über die Tage von Waterloo noch so genau mit den Einzelheiten der Truppenaufstellungen und den verschiedenen Operationen der einzelnen Heeresmassen vertraut gemacht haben, ein wirklich lebensvolles anschauliches Bild der großen Schlacht, die den Untergang des mächtigsten Gewalthabers herbeiführte und nahezu 100 000 Menschenleben kostete, gewinnt man nur an Ort und Stelle selber. Mit dem Plane der Truppenaufstellungen in der Hand, kann man von der Höhe des Löwenhügels, von dem aus man die weiteste und ungehindertste Aussicht über die von niedrigen Höhenzügen und langen alten Baumreihen durchschnittene, heute zum größten Theil gut kultivirte Ebene genießt, den großen Entscheidungskampf in seinen einzelnen Momenten verfolgen. In einem weiten, flachen Bogen, dessen Mitte ungefähr durch den Löwenhügel gebildet wurde, stand das erste Treffen der Verbündeten auf einer mäßigen Bodenerhebung. Dem aus Engländern, Braunschweigern und Nassauern zusammengesetzten Centrum gegenüber und durch eine etwa 2000 Schritt breite Thalsenkung von ihm getrennt, hielt das französische Heer eine Hügelkette besetzt. In dieser Thalsenkung wogte vom Mittag bis gegen Sonnenuntergang am 18. der heftigste Kampf; unermüdlich rückten hier die

französischen Kolonnen gegen das Centrum der Verbündeten vor; immer wieder wurden sie zurückgeschlagen — und als es gegen sieben Uhr Abends dem Marschall Ney endlich gelang, mit den Garden die erste Linie des Feindes zu durchbrechen, war es zu spät; denn gerade da begann der rechte Flügel des französischen Heeres dem mächtigen Anstürmen der Preußen zu weichen, die nach endlicher Einnahme des Dorfes Planchenoit, das sie mehrmals genommen und wieder verloren hatten, unaufhaltsam vordrangen. Dank ihrem kräftigen Eingreifen und Dank vielleicht mehr noch den unverantwortlichen Versäumnissen und Mißgriffen, die Napoleon's Generäle sich hatten zu Schulden kommen lassen und die durch keine Anstrengung wieder gut zu machen waren, befanden sich die Trümmer des französischen Heeres gegen neun Uhr Abends in vollständiger Auflösung und wilder Flucht auf der Straße nach Genappe. Die Pachthöfe La Haye Sainte, Papelotte, La Haye und Smouher, die, von hannoverschen resp. niederländischen Truppen besetzt, die Deckung des Centrums und des linken Flügels der Verbündeten bildeten und mit unglaublicher Tapferkeit stundenlang gegen den immer erneuten Ansturm der Franzosen vertheidigt wurden, stehen heute noch anscheinend wohlerhalten da. Der dritte vorgeschobene Posten, das etwa 12 Minuten südwestlich vom Löwenhügel belegene alte Schloß Hougemont, heute eine ungeheure Ruine mit zerbröckelndem, brandgeschwärztem Mauerwerk und verwilderten Gärten, war von einem Bataillon englischer Garden und einigen hundert Nassauern und Hannoveranern besetzt. Die heldenmüthige und bis zum Abend unaufhörlich andauernde Vertheidigung dieses Punktes, gegen den die Franzosen, als gegen den Schlüssel zu der britischen Aufstellung, nach und nach 12 000 Mann vorführten, wird mit Recht zu den glänzendsten Waffenthaten von Waterloo gezählt. — Vereinzelt ragen auf der weiten, mit Blut und Leichen gedüngten Ebene heute die Denkmäler empor, die von den verschiedenen Nationen dem Andenken ihrer hier gefallenen Söhne errichtet worden sind — eine Marmortafel über der Thür eines kleinen, einstöckigen Häuschens an der Namurer



Das Schlachtfeld von Waterloo.

Straße läßt in demselben das berühmte Wirthshaus La Belle Alliance erkennen, in dem Blücher und Wellington sich am Abend der Schlacht als Sieger begrüßten; verfolgt man aber die Straße nur wenige Kilometer weiter nach Süden, so findet man bald keine Spur mehr, die an die beispiellosen Ereignisse erinnerte, deren Schauplatz sie an jenem schrecklichen Abende gewesen ist. Auch in dem kleinen Genappe scheint sich kein Andenken daran erhalten zu haben. Das etwa 1 700 Einwohner zählende Dorf liegt mit seinen beiden einzigen, hauptsächlich von den Kühen des Ortes belebten Straßen so still und verschlafen da, als wäre es nie durch eine weltgeschichtliche Katastrophe aus seiner vorweltlichen Ruhe aufgerüttelt worden.

Bei Genappe kündigt sich das wallonische Land durch endlos weite Heidestrecken an, auf denen die in großen Abständen von einander liegenden Dörfer und Weiler, im Gegensatz zu den durch Felder und Wiesen getrennten Gehöften eines vlämischen Dorfes, wie feste, kompakte Häusermassen erscheinen. Anstatt des saubern Weiß eines vlämischen Bauernhauses zeigt sich hier bald allenthalben der dunkelröthliche, oft in tiefes Braun übergehende Ton der stets unverputzten wallonischen Ziegelbauten. Und eine große, zum Theil durch die verschiedenen natürlichen Lebensbedingungen hervorgerufene Verschiedenheit tritt uns auch bei der Betrachtung der Sitten und Gewohnheiten des vlämischen und des wallonischen Volkes von Südbrabant entgegen. Während der Flamänder, der sich hier fast ausschließlich mit Gemüsebau beschäftigt, auf seinem in unmittelbarer Nähe seines Hauses belegenen Gartenlande arbeitet und sich dadurch den Sinn für ein behagliches Familienleben erhält, bleibt der Wallone, der die Ackerkultur gern in großem Maßstabe betreibt und sich mit Vorliebe der Urbarmachung von Heideland widmet, oft tagelang vom Hause entfernt und betritt dasselbe nur Abends, um sich von der Tagesarbeit oder von den seiner geselligen gesprächigen Natur überaus zusagenden Freuden des Wirthshauses auszuruhen. Diesen verschiedenen Neigungen entspricht denn auch das Aeußere und die innere Einrichtung ihrer Häuser. Die in der rauhen Jahreszeit stets überheizten Hütten des vlämischen Bauern zeigen an ihren

schneeweißen Kalkwänden eine Menge von Zimmerschmuck: goldrahmige Spiegel, bunte Bilder aller Art, Madonnen- und Heiligenfiguren, von großen Kränzen aus Flittergold umgeben, daneben werthvolle alte Familienstücke in Truhen und Kasten, Kupfer- und Steingutgeräth. Der über dem Feuer brodelnde Kessel darf zum behaglichen Lebensgenusse in einem vlämischen Bauernhause ebensowenig fehlen, wie die Pendeluhr mit hellem Schlag- oder Singewerk und wie die überall anzutreffende Zimmergenossin, die Hauskatze. Das wallonische Haus hat weder Schmuck noch behaglichen Komfort aufzuweisen, doch sieht man bei den wohlhabenderen Landleuten jetzt schon oft das Bestreben, die ursprüngliche, nüchterne Kahlheit der Innenräume durch die freilich kaum weniger nüchternen Erzeugnisse der großstädtischen Möbelindustrie sowie durch allerhand unsymmetrisch an den Wänden aufgehängtes Geräth aus Weißblech zu verbessern.

Die alte Stadt Nivelles am Thines, wie Genappe an der Linie Brüssel-Charleroi belegen, läßt die Eigenart der wallonischen Ortschaften deutlich hervortreten. Die finsteren Häuser in dem dichten Gewirr von schmalen, vielfach gewundenen Gassen und Gäßchen stehen wie auseinander gepackt zusammen, kaum, daß hin und wieder ein kleiner Hof- oder Gartenraum frei geblieben ist, über dessen hohe, weinberankte Mauern die Kronen stattlicher Bäume sich hoch erheben, gleichsam als wollten sie dem beengenden Mangel an Luft und Licht Trotz bieten. Eine aufmerksame, wenn auch auf dem alterthümlich spitzen Steinpflaster nicht eben angenehme Wanderung durch die alten Gassen läßt uns manches Eigenthümliche und Sehenswerthe erblicken: hier und da einen schönen, zackigen Giebel, eine mit gebauchten Geländerdocken, seltsamem Zimmerschmuck oder Blumenzierrathen versehene Façade, schmale, gemauerte Bogenbrücken über dem träge fließenden Wasser des Thines, aus dem die dunkelbraunen, von unregelmäßigen Fensteröffnungen durchbrochenen Häusermauern emporsteigen. Trotzdem die Stadt heute Hauptort eines Arrondissements ist und nahezu 5000 fabrikthätige Einwohner besitzt, gewahrt man doch nirgends mehr etwas von dem regen Leben, das während des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geherrscht haben soll, ehe die weitberühmte, großartige Leinen- und Batistindustrie von Nivelles sich in Folge der Unruhen des Jahres 1647 nach Cambrai und Valenciennes zog. Mit besonderm Stolze blickt der Einwohner von Nivelles aber auf die lange Vergangenheit seiner Stadt zurück, auf die stattlichen Denkmäler ihrer frühern Größe. Ein im Jahre 645 von der Gemahlin Pipin's von Landen hier gegründetes Kloster der heiligen Gertrud gab die erste Veranlassung zu der Anlage der Stadt. Die Nonnen des Klosters, die sich „Demoiselles au blanc surplis" nannten, traten von Anfang an eigenmächtig und selbständig auf; vergebens bemühte man sich schon auf dem unter Ludwig dem Frommen abgehaltenen Konzil, die geistliche Schwesterschaft zur Einhaltung der Ordensregel des heiligen Benedikt zu bewegen. In dem einer kleinen festen Stadt gleichenden Viereck ihrer stattlichen Klostergebäude führten die Insassinnen des besonders

Das alte Kloster zu Nivelles.

reich dotirten Stiftes ein um die weltliche Macht ebenso wie um die Ordensregeln unbekümmertes Leben; von hier aus beherrschten sie die Stadt und das umgebende Land fast unumschränkt; nachdem sie sich im 12. Jahrhundert aus eigener Machtvollkommenheit in eine Anzahl von neuerbauten, getrennten Stiftshäusern vertheilt hatten, die sie nach Belieben zeitweise verlassen durften, um die Freuden der Welt zu genießen, verlor das Kloster seine Bedeutung. Von den aus der Zeit seiner Blüthe herrührenden großartigen Bauten steht heute noch die Kirche der heiligen Gertrud, ein mächtiger romanischer Bau, der leider im 18. Jahrhundert durch Veränderungen im Innern gänzlich verunstaltet worden ist, sowie ein Theil des eigentlichen Klosterhauses mit vier übereinanderliegenden Bogengängen, deren Arkaden sich nach dem Klosterhofe öffnen. Die Gräber Pipin's von Landen und seiner Gemahlin Ida be-

Alter Marterpfahl zu Braine-le-Château.

finden sich in der Kirche, außerdem ein reicher Schatz an Kostbarkeiten aller Art: der kunstvoll in Gold und Silber gearbeitete, reichciselirte Schrein, in dem die Gebeine der heiligen Gertrud bewahrt sind, schöne Reliquienkästchen aus dem 12. und 13. Jahrhundert, mehrere mit Miniaturen von Memling geschmückte Kruzifixe, kostbare Becher, in denen den Pilgern das wunderthätige Wasser einer unter der Krypta hervorsprudelnden Quelle gereicht wurde, herrliche alte Skulpturen in Holz und Stein u. s. w.

Wenige Stunden von der Stadt Pipin's von Landen entfernt befinden sich auch die berühmten großartigen Ruinen der alten Abtei von Villers, die zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, im 13. Jahrhundert, nicht weniger als 400 Ordens- und 300 Laienbrüder beherbergte. Die heute noch erhaltenen Trümmer des alten Cistercienserneste, das große rechteckige Refektorium, mit seinen zwei Reihen von hohen Bogenfenstern der Periode des Uebergangsstyls angehörend, der zum größten Theil gothische Kreuzgang und

die in den Jahren 1240 bis 1272 erbaute, späterhin durch verschiedene Zusätze vergrößerte, ebenfalls gothische Kirche geben einen Begriff von der ehemaligen Pracht des Ganzen und lassen die im Volke lebenden Traditionen von den glänzenden Festen und dem herrlichen Leben der Mönche von Villers glaublich erscheinen. In der Revolutionszeit, im Jahre 1796, aufgehoben, gingen die Klostergebäude in den Besitz eines französischen Spekulanten über, der sie allmälig aller ihrer Kunstschätze und Kostbarkeiten beraubte, ja schließlich sogar einen Theil der Gebäude niederriß und die Steine und das mächtige Eisenwerk an die Bauern der Umgegend verkaufte. Eine spätere Zerstörung während der Kriegszeit von 1815 fand somit den Weg zur gänzlichen Vernichtung schon gebahnt, die jetzt mit jedem Tage weiter fortschreitet. Heute bilden die melancholischen Ruinen, in denen die Grabsteine der alten brabantischen Herzöge von der ehemaligen Selbständigkeit des Brabanter Landes erzählen, einen beliebten Sammelplatz für die wallonische Bevölkerung von nah und fern bei ihrem großen Volksfeste am ersten Sonntage des August.

Die Ruinen von Villers sind nicht die einzigen historischen Ueberreste aus der Zeit jener mächtigen Herzöge: unweit der Stadt Braine, zwischen Nivelles und Hal, erhebt sich inmitten des kleinen Fleckens Braine-le-Château

Vlämische Pferde.

ein trauriges Denkmal ihres gewaltthätigen Regiments. Es ist ein auf steinernem, aufgestuftem Unterbau stehendes, seltsames eisernes Gerüst, ein Marterpfahl, wie er damals von den Machthabern des Ländchens gern und oft gegen widerspenstige Unterthanen in Anwendung gebracht wurde. Fast unbegreiflich erscheint es dem mit dem Charakter des wallonischen Volkes nicht vertrauten Reisenden, wie dieses entsetzliche Denkmal sich durch die lange Reihe von Jahrhunderten hat erhalten können — aber noch heute ist die sogenannte „Lanterne“ und ihr hohes Alter ein Stolz der Einwohner von Braine-le-Château und der Mittelpunkt, um den sich die Verkaufs- und Volksbelustigungsbuden ihrer Kirmes und Jahrmärkte gruppiren. Jetzt fließt aus einer Seite des steinernen Unterbaues, von wo vor Zeiten das Blut der unglücklichen Opfer herabrann, ein kleiner Brunnen, den einer der heutigen Schloßherren von Braine-le-Château angelegt hat.

Kaum minder wie in eine ferne Vorzeit entrückt kommen wir uns freilich vor, wenn wir, auf der Reise von Braine nach Brüssel begriffen, die Stadt Hal passiren und hier eine Wallfahrt der Gläubigen zu dem wunderthätigen Marienbilde sehen; die Lebhaftigkeit des belgischen Volkes läßt viele unter den Tausenden von Krüppeln und Kranken aller Art sich in einen Zustand wahnsinniger Begeisterung hineinarbeiten, der zu den widerlichsten Scenen führt. Die herrliche, reingothische Marienkirche, ein Meisterwerk der Baukunst und voll der edelsten Kunstwerke, wird Jedem, der sie einmal mit dieser Staffage gesehen hat, in unerfreulichem Andenken bleiben. — Die alte Straße, die Hal mit Brüssel verbindet, hat trotz der Eisenbahn ihre

Bedeutung nicht verloren; geben ihr zu gewissen Zeiten im Jahre die großen Züge der Wallfahrer ein ungemein belebtes Ansehen, so sorgen die zahlreichen an ihr belegenen und zum großen Theil von Brüsseler Arbeitern bewohnten Dörfer für einen ununterbrochenen Verkehr von Fuhrwerk und Pferden; unter den letzteren oft wahre Prachtexemplare der vlämischen Race, wie sie den Bildern eines Adriaan van de Velde und Paul Potter zum Modell gedient haben müssen. Die französischen Namen jener Dörfer, die auf wallonische Bevölkerung deuten, machen in der Nähe von Brüssel den vlämischen Platz; auch die Anlage der einzelnen Ortschaften wird wieder die oben beschriebene weitläufigere, die der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Charakter verleiht. Die einzeln im Grün versteckten Häuser, das Fehlen der unabsehbaren Felder lassen unwillkürlich die Gedanken von der Mühe und Arbeit des Daseins abschweifen und sich mit der idyllischen Seite desselben beschäftigen. Im mehrmeiligen Umkreise Brüssels trägt das

Schloß Bouchout. (Nach einer Photographie.)

Brabanter Land dieses Gepräge eines fröhlichen und behaglichen Daseins, das seinerseits an die heitere Stimmung manches Bildes der niederländischen Schule erinnert. Ohne im eigentlichen Sinne des Wortes malerisch zu sein und nur durch gelegentliche schöne Lichteffekte diese Bezeichnung verdienend, hat die Landschaft doch gar manchen schönen Punkt aufzuweisen, der ein Ablenken von der gewöhnlichen Straße der Touristen wohl belohnen würde. Da sind die Ruinen des Schlosses von Beersel, die der alten Veste und Kirche von Gaesbeek, da ist Dieghem mit seiner gothischen Kirche, da sind die alten Schlösser von Machelen und Steenockerzeel, und nicht weit von ihnen Perthy und Elewyt, die ländlichen Wohnsitze David Teniers des Jüngern und Peter Paul Rubens. Da ist, um auch die neuere Zeit nicht zu vergessen, Schloß Bouchout, dessen gewaltige Mauern aus dem klaren Wasser eines Waldsees aufsteigen, der heute von den schönsten dem Walde abgewonnenen Parkanlagen umgeben ist.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Von den Cascades des Columbia nach Walla Walla.

Am 12. August 1881 fuhr ich auf dem prächtigen Dampfer „Wide West“ von Portland nach den Cascades am Columbia, von wo aus ich meine Reise nach dem nordwestlichen Idaho und dem nordöstlichen Washington in mir bis damals unbekannt gebliebene Gegenden fortzusetzen gedachte. Das grandiose Flußpanorama des Columbia, welches ich schon so oft geschaut hatte, machte auf mich denselben überwältigenden Eindruck, wie in früheren Jahren, und ich betrachtete mit unverminderter Lust auch diesmal wieder die gewaltigen Felsfaçaden, die sich terrassenartig am Ufer emporbauenden bewaldeten Gebirgshöhen, die silbernen Bänder der Wasserfälle, die leuchtenden Gipfel des Mount Hood und Mount St. Helens und den schönen breiten Strom, von Fort Vancouver bis zum isolirten Basaltgipfel Castle Rock.

Interessant war die Wettfahrt eines kleinen weißen Dampfers, der mit seiner das Verdeck überragenden zierlichen Kajüte wie ein Spielzeug aussah, mit unserm ungeschlachten Koloß. Es war jener der sogenannte Oppositionsdampfer „Fleetwood“, welcher in Verbindung mit einem Stellwagen am Oregon-Ufer des Columbia und seinem noch kleinern oberhalb der Stromschnellen fahrenden Genossen „Gold Dust“ Passagiere für zwei ein halb statt der üblichen fünf Dollars von Portland nach The Dalles beförderte. Um dies nichtswürdige Verfahren lahm zu legen, ließ die „Oregon Railway und Navigation Company“ eine zweite Linie von großen Dampfschiffen in Verbindung mit der Cascades-Eisenbahn für vier Bit (= $^1/_2$ Dollar) von Portland nach The Dalles laufen [1]). Ich hatte diesmal Passage auf dem Fünf-Dollar-Dampfer genommen, nicht aus Loyalität gegen die „Navigation Company“, sondern weil mir daran gelegen war, ohne mich unnöthigem Aufenthalt, Explosionen und dergleichen Dingen auszusetzen, möglichst schnell und prompt nach The Dalles zu gelangen. Auf der Rückreise benutzte ich die Vier-Bit-Linie, um mich auch einmal einer billigen Dampferfahrt auf dem Columbia zu erfreuen. Das selbst für einen eingefleischten Republikaner etwas gar zu stark gemischte Publikum von Oregoniern und Washingtoniern, welche sich in Folge des herabgesetzten Preises den Luxus einer Dampferfahrt, in Gesellschaft von Frauen und schreienden Kindern, erlaubten, die von Menschen vollgepfropften Kajütenräume und damit verbundene Unbequemlichkeit, die dort aufgetischten lukullischen Mahlzeiten zu 2 Bit und das ganze wüste Ensemble haben mich jedoch ein für alle Mal davon kurirt, je wieder eine derartige Fahrgelegenheit in das Programm einer Oregonreise aufzunehmen. Der diminutive „Fleetwood“, welcher sich rühmt, das schnellste Dampfschiff an der pacifischen Küste zu sein und mit Leichtigkeit 17 englische Meilen per Stunde stromauf zurücklegen zu können, ließ unsern großen Dampfer denn auch, ehe wir die Cascades erreichten, hinter sich und schoß das schäumende Flußbett weiter hinauf, ehe er am Fuße der Kanalbauten an der Oregon-Seite anlegte, während wir nach althergebrachter Sitte im Territorium Washington bei der Eisenbahn anhielten, auf welcher ich nach den obern Cascades weiterfuhr.

Man machte mich bei dieser Fahrt auf ein von einem gewissen Williams aufgestelltes und von ihm patentirtes sogenanntes Fischfang-Rad (fishing wheel) aufmerksam, womit derselbe den Salmenfang en gros betreibt und zum Schaden der Lachsfischereien am untern Columbia eine ungeheure Verwüstung unter jenen Fischen anrichtet. Besagtes Rad befindet sich zwischen den Felsen an der Oregon-Seite der Cascades, wo die stromaufwärts ziehende Lachsarmee unbedingt vorbei passiren muß. Wenn ich bemerke, daß Herr Williams sich damit rühmt, im Jahre 1881 während der gesetzlich erlaubten 90tägigen Fangzeit 35 000 Dollars mit seinem Lachsrad verdient und in einer Stunde schon tausend Salmen darin gefangen zu haben, so wird man sich nicht darüber wundern, daß jene Mordmaschine einen Schrei des Entsetzens unter den Fischern und den Besitzern der Lachspackereien am Columbia hervorgerufen hat, da eine vollständige Vernichtung jenes lukrativen Geschäfts dadurch in Aussicht steht.

Das Verfahren wird von einer in Portland erscheinenden deutschen Zeitung folgendermaßen beschrieben: „Das aus schrägen Flügeln von Drahtgeflecht angefertigte Rad wird gegen den Strom gekehrt ins Wasser gestellt und von der Strömung selbst in Bewegung gesetzt. Die stromaufwärts streichenden Fische werden von den Schaufeln aufgefangen, in die Höhe gehoben und massenhaft in einen Behälter geworfen. In diesem stehen zwei Mann, welche den gefangenen Lachsen einen Draht durch die Augen stechen und sie damit an einer luftdichten mit Haken versehenen Tonne befestigen. Sobald 50 Fische an einer Tonne hängen, wirft man dieselbe in den Fluß, worin sie bis zu einer weiter unterhalb liegenden „Cannery“ (Anstalt zum Präserviren der Lachse) forttreiben und dort von zwei im Strom stehenden Arbeitern (Indianern) aufgefangen und abgeliefert werden. Die „Cannery“ zahlt 50 Cents für jeden ausgewachsenen Fisch. Es müssen von dem Fischräuber Williams mindestens 2000 Salmen täglich gefangen worden sein, um alle von ihm gehabten Unkosten zu decken und einen Reingewinn von 35 000 Dollars in der Saison, wie er ihn angegeben hat, zu erzielen.“

Dieser Fischräuber Williams hat also während der letzten Fangzeit von 90 Tagen mindestens 180 000 Salmen durch sein Mordrad zerstört, die Menge von kleineren, zum Verpacken nicht verwendbaren Lachsen gar nicht mitgerechnet. In der That, wenn jenem en-gros-Lachsfänger sein Handwerk nicht schleunigst von Staatswegen gelegt wird und andere unternehmende Salmenjäger seinem Beispiel mit ähnlichen Fangrädern folgen sollten, so wird wohl bald der

[1]) Anfang Oktober 1881 mußte der „Fleetwood“ seine Fahrten nach den Cascades wieder einstellen, nachdem die Vier-Bit-Linie der „Navigation Company“ diesen Widersacher vollständig ruinirt hatte. Seitdem zahlt das reisende Publikum wieder 5 Dollars für die Passage von Portland nach The Dalles.

letzte Lachs im Columbia vernichtet sein! Das Patent, welches Williams für sein Fangrad erworben hat, wird schwerlich Andere davon abhalten, gerade so oder ähnlich wie er zu verfahren, denn seine Erfindung ist durchaus nicht neu und verdient kein Patent. Ein ähnliches „fishing wheel" hat schon früher z. B. im Staate Missouri an einem Flusse in Franklin County existirt.

Der Lachsfang am untern Columbia ist, wie ich hier einschalten will, in diesem Jahre ergiebiger als je gewesen. Der Marktpreis für präservirten Lachs stellt sich aber bedeutend niedriger, als in früheren Jahren, und der von den „Canneries" an die Fischer für abgelieferte gefangene Salmen gezahlte Preis ist stetig im Steigen begriffen. In den Jahren 1866 bis 1869 hatte die Kiste präservirter Lachs (4 Dutzend Blechbüchsen à 1 Pfund in jeder Kiste) einen Marktwerth von 10 bis 16 Dollars und die Fischer erhielten 15 bis 20 Cents pro Fisch; jetzt bringt die Kiste Lachs nur noch 5 Dollars, wogegen die Fischer 50 bis 60 Cents pro Fisch erhalten. Das Produkt ist aber von 4000 Kisten im Jahre 1866 auf 550 000 Kisten im Jahre 1881 gestiegen.

Den Besitzern der „Canneries" ist dabei immer noch ein bedeutender Nutzen geblieben. Anstatt, wie es früher der Fall war, ein Vermögen in einer Saison erzielen zu wollen, begnügt man sich jetzt mit einem vernünftigern Gewinn. Verbesserungen und neue Erfindungen in der Methode des Präservirens und der Verpackung der Salmen, ein weniger verschwenderischer Geschäftsgang, billigeres Material und enorme Vergrößerung des Umsatzes haben das Herabgehen des Marktpreises für präservirten Salm und die erhöhten Ansprüche der Fischer mehr als aufgewogen. Das Geschäft in Columbia-Lachs wirft immer noch einen großen Nutzen ab, was schon daraus hervorgeht, daß sich die Zahl der „Canneries" am untern Flußlauf in jedem Jahre vermehrt (zu Anfang dieser Saison betrug die Zahl der „Canneries" am Columbia 32, und zwei neue sind bereits wieder bei Astoria im Bau begriffen). Sollten aber die oben beschriebenen Fischfang-Räder mehr und mehr in Aufnahme kommen, so muß das Lachsgeschäft bald in ein Stadium gelangen, wo der sich fühlbar machende Mangel an Rohmaterial die Besitzer der „Canneries" dazu zwingt, ihre Anstalten zu schließen, und es wird eins der profitabelsten Geschäfte im Nordwesten, mit einem jährlichen Umsatz von etwa drei Millionen Dollars, unabwendbar den Todesstoß erhalten.

Als ich bei den oberen Cascades an Bord eines zweiten von dort nach The Dalles fahrenden Dampfers stieg, hatte ich ein gutes Bild der neuen Kanalbauten, welche zur Ueberwindung der Stromschnellen daselbst unter der Leitung der Vereinigten Staaten und auf deren Kosten vorgenommen werden. Am Oregon-Ufer des Columbia ist gleich oberhalb der Cascades eine kleine Arbeiterstadt entstanden, deren zahlreiche Holzbaracken, Amtswohnungen u. s. w. dem Platze ein recht stattliches Ansehen geben. Riesige Holzgerüste, Krahne und Dampfhebemaschinen, gewaltige Stein- und Erddämme, die im Flußbett angelegt werden, geben den augenscheinlichen Beweis, daß man im Ernst damit begonnen hat, dieses großartige Unternehmen, von dessen Nothwendigkeit für die Schifffahrt bereits seit zwanzig Jahren geredet wird, endlich einmal zu Stande zu bringen [1]).

Leider schreitet der Kanalbau aber mit dem alle Regierungsbauten in diesem Lande kennzeichnenden Schlendrian nur langsam vorwärts. Statt 300 bis 400 Arbeitern, die bei dem gegenwärtigen niedrigen Wasserstand, besonders als Steinhauer und Steinsprenger, leicht Verwendung finden könnten, sind nur etwa hundert angestellt. Es heißt freilich, daß Jeder, der es wünscht, am Kanalbau Beschäftigung erlangen kann; aber das ist wohl nur ein leeres Wort. So gut die Eisenbahngesellschaften Tausende von Arbeitern finden, könnte „Uncle Sam" doch wohl einige Hundert auftreiben, falls ihm wirklich daran gelegen wäre, auch einmal in ein schnelleres Tempo mit einem Unternehmen zu gelangen. Freilich sind die vom Kongreß gemachten Geldbewilligungen zum Kanalbau nichts weniger als opulent, und dieselben werden noch dazu für jedes Jahr separat und in verhältnißmäßig kleinen Summen ausgeworfen. Von der für den Kanalbau nothwendigen Summe von 2 600 000 Dollars wurden bis jetzt erst etwa 450 000 Dollars bewilligt und verausgabt. Statt der für das nächste Jahr von Oregon erbetenen 750 000 Dollars wird der Kongreß vielleicht nur 50 000 und, wenn es hoch kommt, 100 000 Dollars anweisen. Wenn es so mit den Geldbewilligungen und dem Schlendrian bei der Arbeit fortgeht, werden gewiß noch fünf bis sechs Jahre vergehen, ehe der Kanal fertig ist, obgleich eine Privatgesellschaft denselben ohne Frage in zwei Jahren mit Leichtigkeit herstellen würde.

Die Konstruktion des Kanals bei den Cascades des Columbia ist durchaus nicht so schwierig, als man sich dieselbe früher vorstellte. Die Hauptarbeit wird darin bestehen, auf einer viertel englischen Quadratmeile Raum eine sich etwa tausend Fuß in den Fluß hinein erstreckende Landzunge zu durchstechen und in diesen Durchstich eine Schleuse zu bauen. Der untere Theil der Schleuse, welche eine Länge von 450 Fuß erhalten soll, wird durch ein doppeltes Verschlußthor geschützt werden, an beiden Enden werden massive Steinflügel von hundert Fuß Länge angebaut und lange Holzwände hinzugefügt, um den Schiffen das Ein- und Auslaufen zu erleichtern. Es sollen Schiffe von der Größe der jetzt den Columbia befahrenden Flußdampfer die Schleuse passiren können, und zwar immer vier Fahrzeuge auf einmal, nämlich eine Barge zur Seite und zwei hinter dem sie schleppenden Dampfer.

Der Kanal, welcher an der linken Seite des Columbia angelegt wird, soll 90 Fuß breit und 16 Fuß tief werden, und erhält 60 Fuß hohe massive Seitenwände. Die Flügel, in welche die Schleusenthore eingelassen werden, wird man aus mächtigen Quadern von behauenem Granit erbauen, damit jene den sehr bedeutenden Wasserdruck aushalten können, — eine Differenz von 26 Fuß im Wasserstande oberhalb und unterhalb der Schleuse. Der gewaltigste Druck wird jedoch bei Hochwasser von der Flußseite her stattfinden, weshalb man auf die Seitenwände der Schleuse die meiste Arbeit verwendet, um ihnen die größtmögliche Widerstandskraft zu geben. Wenn ich erwähne, daß ich selbst wiederholt Zeuge gewesen bin, wie der Columbia bei dem Städtchen The Dalles, meinem ehemaligen Wohnorte in Oregon, im Juni, zur Zeit der jährlich wiederkehrenden Hochfluth, volle 40 Fuß über sein niedrigstes Niveau stieg, so wird man jene Vorsicht beim Bau der Seitenwände der großen Schleuse erklärlich finden. Die Wucht der geschwollenen Wassermassen des großen Nordweststromes, welche ihren höchsten Stand erreichen, wenn die Gewässer des Snake gleichzeitig mit denen des Hauptflusses durch die im Gebirge schmelzenden Schneemassen steigen und ihre Fluthen vereint zu Thal wälzen, muß dort, wo er sich durch die Felsengen zu drängen hat, eine ungeheure sein. Glücklicher Weise geben die in der Nähe der Cascades in Menge am Ufer liegenden Felsblöcke das vortrefflichste Material zum Bau jener kolossalen Seitenwände. Man hat nur nöthig jene Felsblöcke zu zersprengen und ihre Trümmer an das nahe

[1]) Vergl. Globus XXXIII, S. 122.

Baugerüst zu schaffen, wobei jetzt eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern beschäftigt ist.

Das sich in dem Kanalbett ansammelnde Grundwasser wird aus dem bereits durch zwei Querwände geschlossenen Raum durch eine Dampfpumpe von 500 Pferdekraft entfernt, so daß die Arbeiten dort ungestört ihren Fortgang nehmen können. Der nach der Flußseite gewendete Damm wird zuerst doppelt mit einem Hohlraum von acht bis zehn Fuß darin aus losen Felsstücken aufgeführt und dann mit dem aus der Tiefe emporgehobenen Steingeröll ausgefüllt, welches, wenn zusammengestampft, ein hartes Konkret bildet. Jenes wie eingekeilt zwischen den Felsen im Flußboden steckende Steingeröll wird von dort durch riesige Schaufeln entfernt. In der Tiefe werden diese von Arbeitern gefüllt, dann an einem Krahn durch ein Stahlseil hundert Fuß gehoben und oben auf der Wallkrone ihres als Füllmaterial dienenden Inhalts entleert. Die inneren Wände will man, zehn Fuß unter dem niedrigsten Wasserstand, mit behauenen Steinen in Cement aufführen. Die Dämme erhalten eine Breite von dreißig Fuß in der Krone und sollen zum Schluß noch mit Cement bekleidet werden. Dieser Seitenwall der großen Schleuse wird, wenn vollendet, einer der stärksten je von Menschenhänden erbauten Dämme sein und sollte, wie es scheint, jeder auf ihn eindringenden Wasserkraft des Columbia gewachsen sein.

Die Detailzeichnungen, Berechnungen &c. für den Bau des Kanals macht ein deutscher Ingenieur mit Namen v. Geldern, der sozusagen die Seele der ganzen Bauausführung ist. Er war früher bei Tiefmessungen des Puget-Sundes und geodätischen Arbeiten daselbst im Dienste der Vereinigten Staaten beschäftigt und lieferte der Regierung, welche großes Vertrauen in ihn setzt, viele werthvolle und nützliche Arbeiten. Herr v. Geldern stammt aus einer alten Adelsfamilie in Berlin und erhielt seine Ausbildung auf dem dortigen polytechnischen Institut. Daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihm die Ausführung der Detailarbeiten am Cascades-Kanal anvertraut hat, ist gewiß eine hohe Anerkennung seiner technischen Fähigkeiten und eine Ehre für den deutschen Namen [1]).

Es wäre unmöglich Jemandem den Vorzug, welchen Privatunternehmungen in diesem Lande vor solchen haben, die von der Regierung ausgehen, deutlicher ad oculos zu demonstriren, als hier, wo sich in der Nähe des langsam fortschreitenden Cascades-Kanals an der Eisenbahn, die nach The Dalles erbaut wird, eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit entfaltet. Es ist dies eine der schwierigsten und kostspieligsten Eisenbahnlinien, welche je in den Vereinigten Staaten angelegt wurden, und die hier entwickelte Energie, welche vor den unglaublichsten Terrainschwierigkeiten keinen Augenblick zurückschreckte, ist in der That bewundernswerth. Die Baukosten betragen im Durchschnitt 42 000 Dollars per englische Meile, und es giebt Stellen an dieser Bahn, die 100 000 Dollars per Meile gekostet haben. Auf langen Strecken fallen die Felsufer steil nach dem Columbia ab, wo das Bahnbett Schritt vor Schritt aus denselben herausgesprengt werden muß. In fast fortwährenden Kurven windet sich die Bahn am Ufer entlang, und oft war man gezwungen, einen Pfad für die Schienen durch Auffüllen des Ufergrundes, der hier 75 bis 100 Fuß tief ist, zu gewinnen. 2500 Arbeiter, worunter 1500 Chinesen, waren dort beschäftigt. Ihre vielen Zeltlager nahmen sich oft hochromantisch aus.

Als unser Dampfer, eine mit Eisenbahnschienen schwer beladene große Barge neben sich herschleppend, langsam den Fluß hinauffuhr, wurden wir gegen Abend von einem wahren Artilleriedonner begrüßt. Es werden nämlich die mit „Giant-Pulver“ (Dynamit) gefüllten Bohrlöcher in den fortzusprengenden Felsen bei Sonnenuntergang auf einmal losgeschossen. So weit das Auge reichte, stiegen um diese Stunde dichte Staubwolken am Ufer empor, Felsstücke hagelten in den Fluß und fielen manchmal in bedenklicher Nähe bei unserm Dampfer nieder, und der Donner der Explosionen hallte von den Gebirgswänden zurück — ein grandioses Schauspiel! — In den Fuß einer großen fortzusprengenden Felsmasse pflegt man eine Menge kleiner Bohrlöcher zu treiben, diese mit Dynamit zu füllen und sämmtliche Minen auf einmal durch eine elektrische Batterie zu explodiren. Die Wirkung einer solchen Mine ist furchtbar. An einer Stelle wurden 45 000 Tonnen Felsen von sieben Tonnen „Giant“-Pulver durch eine einzige Explosion entfernt.

In The Dalles, wo ich einen Tag verweilte, wurden die Felsmassen beim Bahnhof in der Nähe der Stadt am Abend meines Besuchs fortgesprengt, um dort Raum für große Maschinenbauwerkstätten zu gewinnen. Bei diesen Explosionen regneten die Felsstücke förmlich vom Himmel herab und schlugen durch die Dächer mehrerer Bahnhofsgebäude, glücklicher Weise ohne dabei einen Weißen, dafür aber nur zwei Chinesen todtzuschlagen. Daß ich mich bei diesem Feuerwerk in respektvoller Entfernung hielt, wird mir gewiß Niemand verdenken. Es ist ein sehr hübsches Schauspiel, solchen Massensprengungen von Basalt aus der Ferne zuzuschauen; in der Nähe schwindet dagegen die Romantik bedeutend!

Die Fahrt von The Dalles nach Walla Walla legte ich auf dieser Reise das erste Mal ganz auf der Eisenbahn zurück und zwar, da die Züge bei Nacht fahren, in einem Pullman-Schlafwaggon. Es war wie ein Traum, als ich so in einem dieser weltberühmten mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Waggons durch die Wüsten am obern Columbia hinsauste, welche ich in früheren Jahren oft auf mühselige Weise durchkreuzt hatte. In kurzer Zeit wird der Reisende es gerade so selbstverständlich finden, von Portland nach Walla Walla und weiter durch Montana und Dakota nach dem Obern See in einem Pullman-Waggon zu fahren, als wie jetzt von New-York nach San Francisco. Nur Wenige werden sich dann noch der Stagekutschen, der Hinterraddampfer zwischen den Stromschnellen des Columbia und anderer primitiven Fahrgelegenheiten sowie der Gefahren vor Straßenräubern und der Mühseligkeiten der Wildniß erinnern, oder sich als Eisenbahnlektüre mit der Beschreibung einer solchen Reise aus alter Zeit unterwegs die Zeit vertreiben. In diesen Gegenden aber, dem neuen Nordwesten, wiederholt sich jetzt dasselbe, was die frühere Generation im alten Nordwesten — dem obern Mississippithal — geschaut und mit erlebt hat: wie eine Wüstenei und die Jagdgründe der Indianer sich durch die Energie und den Unternehmungsgeist der Anglo-Amerikaner und den Fleiß der mit ihnen verbündeten Deutschen aus einem für den Fortschritt der Menschheit bis dahin brach gelegenen Gebiete mit unglaublicher Schnelligkeit in ein blühendes Kulturland umwandeln.

[1]) Die sich auf den Kanalbau bei den Cascades beziehenden Notizen sind zum Theil der in Portland erscheinenden „Staats-Zeitung“ entnommen worden.

Ein Ritt über den Kobet-Dagh und die verlassene Stadt Kara-Kala.

Vom Staatsrath Dr. **Heyfelder.**

Im November 1880 stand das Hauptquartier und die ganze Kavallerie-Brigade des russischen Expeditionskorps unter General Skobolew in der natürlichen Festung Duzolum, welche durch den Zusammenfluß der Flüsse Tschandyr und Sumbar[1]) gebildet wird. Während die Infanterie über Tersakan, Bendesen und Bami (also längs des Nordfußes des Kobet-Dagh) vorrückte, um den längst vorbereiteten Angriff auf die Hauptfestung der Tekke zu beginnen, beschloß General Skobolew mit dem größern Theil der Kavallerie in gerader Linie von Westen nach Osten längs des Flüßchens Tschandyr und über den Kobet-Dagh zu marschiren und mit der Avantgarde der Infanterie in Kelata oder einem andern Punkte der Tekke-Oase auf dem Wege nach Gök-Tepe zusammenzutreffen. Auf diesem Marsche durch eine terra incognita begleitete ich ihn. Da aber auf halbem Wege die Nachricht an uns gelangte, daß der beim Centrum zurückgebliebene Medizinal-Inspektor Dr. Remmert auf Wunsch des Großfürsten-Statthalters plötzlich nach Tiflis zurückgekehrt sei, so begab ich mich, den General verlassend, zur Hauptarmee zurück. Doch wählte ich nicht den Weg zurück nach Duzolum, sondern quer über das Kara-Kalinische und über das Syntgebirge nach Bendesen nächst Bami, wobei ich eine Gegend durchreiste, die Niemand sonst von unserer Expedition vorher betreten und die überhaupt, so viel ich weiß, kein Europäer bereist hat. Der Weg, den Skobolew von Duzolum quer durch bisher unbekanntes Gebiet einschlug, ist topographisch aufgenommen und auf den neuesten Karten verzeichnet.

Die Beschreibung von Land (freilich nicht Leuten), Klima, Flora, Fauna läßt sich am besten mit der Reisebeschreibung vereinigen.

Am 21. November (3. December) Vormittags fand der Ausmarsch statt. Am 19. und 20. war starker Regen gefallen und hatte den Lehmboden in und um Duzolum in einen klebrigen Brei verwandelt. Freitag den 21. früh schien die Sonne und sie schien auch auf das Kavallerie-Viereck herab, in welchem der Gottesdienst gehalten wurde, und aus welchem heraus die Dragoner und Kosaken direkt den Ausmarsch antraten. Es war so frisch, daß wir warme Winterhandschuhe tragen mußten. Die Flüsse fließen in 100 bis 200 Fuß tiefen Einschnitten der Ebene. Unser Detachement auf einer Seite des steilen Ufers hinabreitend, dann durch den Fluß setzend und sich auf der andern Seite wieder hinaufwindend, bot einen malerischen Anblick. Die zahlreichen Saumpferde, welche Mehl und andere Vorräthe, Geräthe und einige wenige Zelte sowie einige fliegende Apotheken trugen, hatten bei dem steilen Ab- und Aufstieg zu leiden, ihre Lasten verschoben sich oder fielen ihnen über den Rücken hinab; so daß dadurch mancher Aufenthalt entstand. Wir ritten bald am untern, bald am obern Rande des Flusses. Sein eigentliches Thal, bald weiter, bald enger, erscheint wie das frühere Bett des einst ungleich bedeutendern Flusses. Jetzt verläuft in der Mitte dieses ehemaligen Bettes ein kleiner Rinnsal mit trübem Wasser, wie nach einem Platzregen in dem größern Regenbachbett zuletzt noch ein schwacher Wasserstreifen dahinfließt. Dieses alte Flußbett ist bestanden mit Weiden, Saxaul-Bäumen, Gras und Kräutern und bildet den Aufenthalt von Stachelschweinen, Wildschweinen, hühnerartigen Vögeln und Elstern. Die Ebene war baumlos, doch nicht ohne Graswuchs, die mittleren und höheren Sandberge auf der entgegengesetzten Seite des Flusses waren ebenfalls grasbewachsen und bildeten mit ihren vielen Thälern und Schluchten den Aufenthaltsort von einer Gemsenart, davon wir fünf Exemplare beisammen sahen und bei ihrem Aesen, Spielen und Kämpfen beobachteten. Der Tschandyr fließt von Osten nach Westen, unser Ritt ging also von Westen nach Osten und zwar in kaum bemerkbarer Steigung. Wir machten an diesem ersten Tage nur 25 Werst und erreichten als Nachtquartier einen freien von kleinen Hügeln und einem Kranz bedeutenderer Höhen umgebenen Lagerplatz. Die Nacht wurde ziemlich frisch, so daß die Feuer uns hoch willkommen waren. Mein kleines tente d'abri gewährte gerade genug Schutz, daß der Thau die Kleider nicht feuchten, der Nachtwind nicht um die Nase streichen konnte. Andern Tags wandten wir uns mit dem Flüßchen zwischen den Bergen durch und kamen alsbald auf gute, schwarze Erde mit Spuren früherer Bebauung und an Niederungen mit haushohem Schilf, in welchem Fasanen geschossen wurden. An dem Südabhang der uns zur Linken, also gegen Norden aufsteigenden Felsen und Berge wuchsen wilde Feigenbäume, die zum Theil noch grüne Blätter trugen. Außer den seltenen Adlern und Falken in den höheren Luftregionen beobachteten wir auch kleine Singvögel im Röhricht und in den Büschen. Hier und da ging ein Bach von dem Gestein abwärts zum Tschandyr. Der Weg war anmuthig und voll Abwechselung. Man konnte von einer „Gegend" reden, was im Ganzen bei der transkaspischen Expedition nicht oft der Fall war. Wir hatten Sonnenschein, mäßige Tageswärme und zur Mittagszeit war es sogar entschieden warm. Schon am Nachmittage erreichten wir Arty-Kala, eine ansehnliche aber verlassene Festung, die drei sich vereinigende Thäler beherrscht, nachdem wir 35 Werst zurückgelegt hatten. Es wurde ein ansehnliches, wohl geordnetes Kavallerielager aufgeschlagen, das dürre Schilf gab prächtige Streu, und grünes jüngeres Schilf und Gras an dem Fluß und seinen Nebenbächen gutes Futter für die Pferde. Der natürlich feste Punkt war durch Steinmauern und Thürme zu einer Citadelle umgeformt, die jedoch seit einem Jahre verlassen war.

Am folgenden Tage, dem 23. November, war Rasttag. Um 12 Uhr verließ ich mit einer kleinen Eskorte, mit einigen Kranken und einem Theil der Saumpferde das Lager und ritt in nordnordöstlicher Richtung in die Berge, von

---

[1]) Der Sumbar ist der bedeutendste Zufluß des Atrek von rechts oder Norden her und ergießt sich bei Tschat-i-Atrek in denselben. Eine der neuesten Karten dieses Gebietes, die des Oberstlieutenant C. E. Stewart im Septemberheft 1881 der Proceedings of the Royal Geographical Society, bezeichnet sowohl Duzolum als das ganze in dem obigen Aufsatze beschriebene Gebiet nördlich bis zum Kamme des Kobet-Dagh noch als persisch, was entschieden falsch ist. Denn Rußland beansprucht alles Gebiet nördlich vom mittlern und untern Atrek und erkennt als persisch nur das obere Atrekthal (östlich von Kalmuk Kala in circa 78½° Ferro) mit den Städten Kutschan und Schirwan an. (Red.)

einem Turkmenen geführt, mit dem wir durch einen Dolmetscher nothdürftig sprechen konnten. Die Entfernung von Arty-Kala nach Bendesen, die auf der Karte in gerader Linie höchstens 80 Werst zu betragen schien, zeigte sich, da sie über zwei bedeutende Höhenzüge hinweg ging, bedeutend größer und mag wohl 130 Werst und mehr betragen. Wir brauchten acht Tage, um sie zurückzulegen.

Am 23. ging es anfangs sacht aufwärts, wobei wir eine Zeit lang einen kleinen Bach verfolgten. Nachdem wir höher und immer höher gestiegen, schien sich ein tafelförmiges Gebirge über das andere zu schieben. An dem Rande solcher Hochplateaus auf schmalen Reitwegen zogen wir im Gänsemarsch dahin. Hier und da führte der Weg über einen schmalen Gebirgskamm, rechts und links Schluchten und Thäler. Das Terrain wurde immer steiniger, manchmal ritten wir über kahle Felsen, dem sichern Tritt unserer Pferde mehr als unserer Kunst vertrauend. Wenn mein Fuchs, den Gefühlen seines Reiters keine Rechnung tragend, vom Saume des Abgrundes sich ein leckeres Büschel Naturheu wegraffte, so ging mir ein gelindes Gruseln den Rücken hinauf. Manchmal senkte sich der Saumpfad steil in eine Schlucht hinab, um auf der andern Seite wieder aufzusteigen. Hier verweigerten die Kameele weiter zu gehen, legten sich hin, protestirten schreiend gegen solche Wege und erreichten ihr Ziel. Es ward beschlossen, sie zurück und auf einem guten Thalwege nach Tersakan zu schicken. Am Abend stiegen mit erschreckender Schnelle Nebel aus den Schluchten und umhüllten den Weg und die Klippen. In kürzester Zeit war an ein Weiterreiten nicht mehr zu denken. Ich wählte ein kleines Seitenthal zum Nachtquartier. Kaum hatten wir uns in dasselbe hinabgezogen und einigermaßen geordnet, so war es stichdunkel. Wachposten wurden ausgestellt, dann Feuer angezündet und Thee bereitet. Unsere Thiere zu tränken war keine Möglichkeit. Wir waren längst keinem Wasser mehr begegnet. Unser stumpfsinniger Turkmene sagte, es käme Wasser, wenn wir nach einiger Zeit in der Richtung gegen Morgen weiter zögen. Der Bursch hing den ganzen Tag auf seinem langbeinigen, deckenumhüllten Pferde und sah sich nicht einmal um, ob wir auch hinter ihm drein kämen oder nicht. Ein Muster von Vorsicht war die ganze Expedition keinesfalls.

Die Feuer hielten nicht lange vor, denn sie waren hauptsächlich mit dürrem Steppengras entzündet und genährt. Etwas Holz hatten wir bei uns oder auf dem Wege erbeutet. Man schläft aber doch vortrefflich, wenn man einen in jeder Beziehung so ermüdenden Ritt hinter sich hat. Denn die beständige Anspannung aller Sinne, die Beobachtung des Weges, das Ausspähen und Lauschen nach etwaigen Feinden, das Zusammenhalten der Karawane, die Equilibristik beim Auf- und Niederklettern machen den Mann müde.

Mit Tagesgrauen ordneten wir unsern Zug, brachen die wenigen Zelte ab und stiegen wieder aufwärts, immer aufwärts. Wir hatten doch endlich das letzte Hochplateau erreicht und sahen über abwärts fallende Bergrücken in ein breites Thal, hinter welchem sich im Halbkreis das Synt-Gebirge[1]) erhob. Die Nacht und der Morgen auf den kahlen Höhen war empfindlich kalt gewesen; aber mit jedem Schritt abwärts und mit jeder Stunde in den Tag aufwärts ward es wärmer und behaglicher. Die Berge hatten an dem Nordabhang weniger schroffe Formen, der Saumpfad weniger schwindelichte Biegungen; endlich erschienen wieder Sandhügel am Gestein angelehnt, zuletzt erreichten wir die Ebene. Denn wie eine Ebene stellte sich das breite Thal des Sumbar-Flusses dar. Je näher wir kamen, um so wunderbarer erschien das vor uns aufgerollte Bild. Inmitten des Thales, angelehnt an das jenseitige, sich erhebende Flußufer, lag eine Stadt mit Wällen und Thürmen, zwischen ihr und uns ein Schachbrett von Feldern und Gärten mit Lehmmauern und Lehmthürmchen. Sollte es ein System von Befestigungen sein? Beim Durchschreiten sahen wir, daß alle die Vierecke schwach terrassenförmig übereinander liegend zur successiven Bewässerung eingerichtet waren, die Thürmchen und Lehmwälle aber für die Bewässerer als Wege und Zufluchtsorte gleichsam wie Schilderhäuschen dazwischen gesetzt waren.

Stundenweit aufwärts und abwärts am Flusse waren diese Bewässerungsfelder mit ihren Einfassungen, ihren größeren und kleineren Thürmchen zu sehen. Am Flusse standen Weidenbäume und allerlei Buschwerk; durch eine Fuhrt ritten wir hinüber und verfolgten einen eigentlichen Weg bis zu den ersten außerhalb der Stadt liegenden Häusern. Hier, relativ im Freien, schlugen wir unser Lager auf unter Anlehnung an Mauerreste und kleine Lehmgebäude. Wir waren in Kara-Kala, der schwarzen Festung, einer einst blühenden Stadt. Die Bewohner dieser befestigten Stadt, der Festung Arty-Kala und des ganzen von uns seit Duzolum durchwanderten Gebietes waren vor den streitbaren, aggressiven Tekkes geflohen, hatten ihr fruchtbares, wohl bebautes Land, ihre Wohnorte im Stich gelassen und hatten sich und ihre Herden in Persien in Sicherheit gebracht. Im Jahre 1879 sollen sie dem Expeditionskorps des General Lazarew insofern behülflich gewesen sein, als sie ihre Produkte an dasselbe verkauften und bei Straßenbauten Arbeiter stellten. Nach dem Mißerfolg des Feldzuges rächten sich die Tekkes an ihnen, indem sie in ihr Gebiet eindrangen, zerstörend, blutvergießend und Gefangene machend. So zog fast der ganze Stamm dieser Kara-Kala-Turkmenen davon. Einzelne dienten auch diesmal als Führer und Dolmetscher. Auch unser Führer soll aus Kara-Kala selbst gebürtig gewesen sein.

Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht und gelabt hatten, besahen wir die Stadt. Sie besteht aus einer innern mit Wall und Graben umgebenen Festung und einer in Gärten zerstreut angebauten unbefestigten Vorstadt, die nach dem Thal zu in einzelne villenartige Häuser, nach den Bergen zu in ein ärmeres Viereck von Hütten und Scheunen ausläuft. Die Festung hat ein Thor mit starken Holzflügeln, Thürme, Stallungen, einige elegante Häuser mit mehrfachen Höfen, eine Moschee, ein Bad und einen runden freien Platz. Alle Mauern und Häuser sind Lehmbauten, die Thürme mit Unterbau aus Stein, die Fensteröffnungen mit einem Anklang an arabische Spitzbogen. In den Wänden der Zimmer fanden sich häufig kleine Nischen mit Spitzbogen, wohl zum Aufstellen von Lampen oder Gefäßen, und eingemauerte Pflöcke zum Aufhängen eines Sattels oder von Kleidungsstücken. Von der Decke hingen hier und da zierlich aus Stroh geflochtene, mit rothen Läppchen verzierte Laternchen, sechs- oder achteckig, an die chinesischen Hängelampen erinnernd. Rohe hölzerne Garnwinden, Spulen, Handmängen, Strohmatten zum Trocknen von Käse und dergleichen primitive Hausgeräthe fanden sich nicht selten. Die Scheunen und einzelne Wohnungen waren mit Holzstämmen und Aesten gedeckt, darüber Schilf oder Erde gebreitet. Krippen für Thiere, Waschtröge, kleine Bassins, zierlich aus Lehm geformt, befanden sich an den Wänden oder auf der glatt gestrichenen Tenne mancher Wohnungen. Eisernes Geräthe kam uns nicht zu Gesichte; auch die Thürangeln und Schlösser an den Thüren waren

[1]) Kuh Sunt auf Stewart's Karte, wo seine Höhe, wohl nur nach Schätzung, auf nur 4000 englische Fuß angegeben ist.

von Holz. Einzelne Hanfstauden und Aehren von Gerste standen hier und da neben Disteln, Gras und wilden Kräutern. Aber Alles war still, leer, unbelebt, trotz des Sonnenscheins beinahe unbehaglich. Eine Schaar Spatzen war das einzig Lebende, das die Stadt bewohnte. Aehnlich den Lehmbauten der Tekkes, zeigte doch die Architektur Ansätze zur Zierlichkeit, zu architektonischen Formen, zu ästhetischer Kombination. In einem kleinen Haus ohne Dach schlug ich mein Zelt auf, schrieb ich mein Tagebuch und übernachtete ich, während meine Pferde, Kazaken und Diener in nächster Nähe im Garten kampirten. Hier fehlte es uns nicht an Holz, um mit Behagen Thee zu bereiten, und um ein wärmendes und beleuchtendes Feuer zu erhalten.

Wie eine unübersteigliche Wand stand das Synt-Gebirge hinter der Stadt. Aber da hinüber mußten wir, um nach Chodsham-Kala oder Bendesen, d. h. auf den Weg nach Bami, zu kommen. Sechs Stunden ritten wir am 25. aufwärts, anfangs über unbedeutende Vorberge, dem einen Bach entlang, der durch ein grünes Thal zur Niederung herabfloß. Obgleich Ende November alten Styls oder Anfang December neuen Styls, war das Gras und ein Theil der Gebüsche grün, die Bäume und Sträucher mit Beeren bedeckt. Sowohl rothe Mehlbeeren, schwarze Hollunderbeeren, als die Früchte verschiedener wilder Prunusarten dienten einer Schaar von Amseln, Drosseln und kleineren Vögeln zur Speise. Distelfinken umschwärmten die zahlreichen Disteln. Eiben- und Feigenbüsche schmückten mit ihrem Grün den Wald. Ranken von wild wachsendem Wein und Clematis umzogen malerisch alle Ulmen oder stacheliges Gestrüppe. Nach dem freiern Thälchen kamen wir in eine eigentliche Laubholzregion. Der Weg war wohl deutlich ausgeritten (da man nicht ausgefahren sagen kann), aber die dicht verschlungenen Zweige von Buchen, Eichen und Ahornbäumen stießen den Reitern nicht selten die Mütze vom Kopf. Nach der Waldregion kamen Felspartien von großer Schönheit und gefährlicher Passage. Oft mußten wir über natürliche Felsentreppen reiten; zuweilen waren auch die Naturstufen so hoch, daß wir die Saumthiere abpacken mußten, damit sie dieselben erklimmen konnten. Kleine Wasserfälle, die über prachtvoll geschweifte und abgerundete Felsen herabstürzten, ließen großartige Katarakte im Frühling voraussetzen. Unsere Pferde waren unbedenklicher wie wir und gingen meist mit olympischer Ruhe über die schwindlichsten Stellen. Doch waren einzelne auch sorglich und passirten nur zögernd und unter tastendem Vorsetzen der Füße gewisse schwierige Stellen. Der letzte Abschnitt des Passes ist nichts als eine steile, enge Felsenrinne. Der Rückblick auf das Land hinter uns war reizend, alle Augenblicke wechselnd und besonders anziehend durch die Luftperspektive, die auf der trockenen Steppe gänzlich fehlt. Der Paß heißt Jolog Dere und führt zwischen dem Synt oder Dsynt und dem Asar hindurch.

Der Aufstieg war höchst mühsam und forderte eine beständige Arbeit, Ueberwachung und Nachhülfe bei der Karawane. Aber die malerische Umgebung, das Grün mancher Pflanzen, die schöne Fernsicht, der warme Sonnenschein, selbst das thierische Leben um uns hatten etwas Anregendes. Nicht als hätten wir außer den erwähnten Vögeln viel Thiere gesehen. Aber der Weg war mit allerlei sicheren Anzeichen auch von kriechendem und laufendem Gethiere versehen. Bald die Losung von Rehen, bald frische Fußspuren des Tigers und Wildschweins, bald zahlreiche Stacheln des Stachelschweins zeigten, wo die Thiere des Waldes zur Tränke gehen, oder wo eines dem andern auflauert.

Als wir den höchsten Punkt des Passes überschritten, hörte Sonnenschein, warme Luft, Gras und Kräuter, Beeren und Sträucher, hörte der Reiz der Aussicht und der Luftperspektive auf einmal auf. Wir waren wie mit einem Schlag vom Süden nach Norden versetzt und es war ja auch in der That ein Uebergang vom Südabhang auf den Nordabhang dieses hohen Gebirgszugs. In Zickzacklinien zogen wir abwärts; ein rauher Wind strich über die gelben Grasflächen. An einigermaßen geschützter Stelle machten wir Halt, kochten Thee und lagerten, in unsere schwarzbraunen Burken gehüllt, ausgestreckt auf dem Boden. In endlosen Wellen und Ausläufern senkt sich das Gebirge zur Ebene, die wir nunmehr in östlicher Richtung bald quer überreiten, bald in Schlangenwindungen umgehen mußten. Zuletzt übermannte uns die Ungeduld, ein bischen auch das Unbehagen, daß bei rasch abnehmendem Tage noch kein befreundeter Ort auftauchte, während die vielfach sich kreuzenden Reitwege immer undeutlicher wurden. Der unerschütterlich ruhige Turkmene antwortete auf unser Fragen: „Wenn wir etwas schneller reiten, so kommen wir mit Sonnenuntergang an.“ So hatte schon dem Abt von St. Gallen sein Schäfer zu antworten gewußt. Einem spätern Wort, es sei nicht mehr weit, vertrauend, ritt ich mit meinem Kazaken voraus, uns in Bendesen anzumelden, und auch um etwas früher unter Dach und Fach zu kommen. Aber plötzlich war es dunkel, wir waren zu weit von der Karawane, um zurückzukehren, und vor uns wollten die Lichter des befestigten Lagers nicht auftauchen. Wir mußten zuweilen absteigen, um zu untersuchen, ob wir uns auf einem Wege befänden. Nur die Bergkonturen halfen mir die Richtung nach Nordost festzuhalten. Endlich ein Licht, mehrere Lichter, ein paar Lagerfeuer, dann der Anruf der Vorposten, Soldatengruppen beim Nachtessen — Bendesen war erreicht. Es war nicht mehr Wereschtschagin, der Bruder des Malers, der in Bendesen kommandirte, und der mich hier schon einmal gastlich aufgenommen hatte, sondern ein neuer Kommandant, aber auch ein Bekannter vom Daghestanschen Regiment, bei dem ich abstieg. Bald saß ich bei ihm am Samowar, während seine Leute der Karawane entgegen gingen. Der Kommandant mißbilligte eine so wenig geschützte Expedition in Feindesland und besonders mein nächtliches Alleinreiten um so mehr im Hinblick auf die zwischen Bendesen und Chodsham-Kala erfolgte Tödtung des Dr. Studizky durch die Tekkes. In einer Filzhütte nebenan aber befand sich die Telegraphenstation, das Wahrzeichen und Unterpfand, daß wir aus der Wildniß in die bewohnte Welt zurückgekehrt waren. Auch unterließ ich nicht, dieses Faktum an den Stab in Bami und an die Meinigen in Petersburg zu melden.

Die Cisternen in der Steppe von Karschi.

In einem längern Aufsatze unter obigem Titel schreibt die „Turkestanische Zeitung“ etwa Folgendes: Die Steppe von Karschi liegt zwischen den angebauten Theilen des Chanats Buchara so ziemlich in gleicher Ausdehnung, wie nördlich des turkestanischen Gebirgskammes die Steppe von Dshizak, der sie auch ihrem Charakter nach gleicht. Wenn die Russen der letztern auch den Namen „Hungersteppe“ gegeben haben, so sind beide doch ihrer Natur wegen von Reisenden u. s. w. durchaus nicht gefürchtet und führen bei den Eingeborenen einfach die Bezeichnung Dshizak-tschul und Karschi-tschul.

Die Ebene von Karschi trägt den Charakter der jeden Ackerbau verbietenden und nur für Viehzucht geeigneten Steppe auf der etwa 148 Werst langen Strecke vom Dorfe Kasan, 22 Werst südwestlich von Karschi, bis Kundshak-kul, 16 Werst nordöstlich von Buchara, wo beiderseits zusammenhängende, geradezu musterhaft bewirthschaftete Kulturländereien beginnen. In der ganzen bezeichneten Ausdehnung findet sich an der großen Karawanenstraße nur eine armselige Ortschaft Chodsha Mubarak, bestehend aus etwa 80 kleinen Höfen, die Anbauberechtigung bis auf 20 Werst östlich des Ortes, aber kein Land zum Ackerbau haben. Der Ort lebt von dem Handel mit allen jenen Bedürfnissen, nach denen der Reisende verlangt. Jedes dieser unansehnlichen Gebäude von Chodsha Mubarak ist eine kleine Herberge, wo der Reisende ohne besondere Bezahlung Unterkunft findet unter der Voraussetzung, daß er das, was er für sich und die Pferde braucht, von dem Herbergsbesitzer entnimmt.

Dank der Einfachheit dieser Hofhalter, die ein Monopol und gegenseitige Verabredung nicht kennen, findet dabei eine Ausbeutung der Reisenden in keiner Weise statt, ja man könnte eher fragen, wofür diese Besitzer sich abmühen, denn sie bekommen für Alles nur dieselbe Bezahlung wie in den günstiger gelegenen Orten. So kosteten im August 1880 in Chodsha-Mubarak 100 Bunde Klee 5 Rbl., das Pud Gerste 40 Kop. und das Pud Fett 4 Rbl., was mit den in Kasan für diese Gegenstände gezahlten Preisen übereinstimmt, obwohl ein Transport von 30 Werst, darunter 3 Werst über einen für Räderfuhrwerk kaum passirbaren Sandstreifen, dazukommt.

Abgesehen von diesem Orte ermöglichen nur Cisternen (Sardoben) das Reisen durch die Steppe; aber während diejenigen in der Steppe von Dshizak fast zu Kloaken geworden sind, zeigen sie sich in der Steppe von Karschi noch gut erhalten; dort finden höchstens die Thiere eine Tränke, während für Menschen das Wasser aus dem Syrdarja oder aus Dshizak mitgeführt werden muß; hier dagegen, wo doch nur in Chodsha Mubarak noch Brunnenwasser in 25 Arschin Tiefe anzutreffen ist, hört man niemals über Wassermangel klagen.

Früher haben bekanntlich die verschiedensten asiatischen Eroberer mit ihren Heerscharen die beiden ganz gleichartigen Steppen durchzogen, und sie boten auch den kürzesten Weg für den Handel Bucharas mit Kokand und Taschkent, aber die jetzt noch bestehenden Cisternenanlagen beider Steppen mit den zugehörigen Karawanserais stammen erst aus der Zeit von Abdullah-Chan (lebte 1533 bis 1597), unter dem die Herrschaft Bucharas von Meschhed bis Taschkent sich erstreckte, und der während seiner dreiundvierzigjährigen Regierung sehr viel für die innere Verwaltung seines Landes und für öffentliche Bauten that.

Bei der angeborenen Apathie der Bucharen sorgen auch diese sehr wenig für die Erhaltung der nützlichen Anlagen ihres großen Herrschers, und von sechs Cisternen in der Steppe von Karschi sind nur zwei, die beiden unentbehrlichsten, noch völlig im Stande, Kelir[1]), 24 Werst von Chodsha-Mubarak, und Karaul, 20 Werst von Kelir am Wege nach Buchara; die anderen, Kosch-sardaba, Buzatschi, Aschuk, Usta-atschik, wenn auch durch Nachlässigkeit verfallen, können jedoch mit leichter Mühe wieder hergestellt werden; man braucht eigentlich nur die Oeffnungen der Cisternen im Frühjahr zu reinigen und sie füllen sich durch die Regengüsse von selbst. Die Bucharen behaupten aber, daß seit dem Entstehen des Steppenortes Chodsha-Mubarak kein Bedürfniß für weitere Cisternen vorhanden sei, deshalb, ohne alle Aufsicht gelassen, füllen sie sich allmälig mit Sand und Bauschutt.

Sowohl die noch erhaltenen wie die verfallenen Cisternen der Steppe von Karschi zeigen dieselbe Architektur und die gleichen Maße der Gewölbe und Wasserbehälter, dieselbe Art der Aufmauerung aus gebranntem Ziegel sartischer Form ohne eiserne Klammern. Der Radius einer jeden solchen Cisterne beträgt etwa 12 Arschin (à 0,711 m), die Tiefe rund 16 Arschin mit einer steinernen Treppe von 25 Stufen. Zwei Oeffnungen von je $1/2$ Arschin Durchmesser, die in der Richtung der stärksten horizontalen Abdachung angebracht sind, vermitteln das Einfließen der Frühjahrsregengüsse in die Sardobe, so daß oft in Zeit von sieben Stunden der ganze Wasserbehälter gefüllt ist; hier und da sind zu diesem Behufe noch besondere Zuleitungskanäle künstlich angelegt.

Die Nachfolger Abdullah-Chans haben nur die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß kein Vieh in die Cisternen kommt und sie verunreinigt, daß die Treppen erhalten, und daß die Oeffnungen und Zuleitungskanäle alljährlich gereinigt werden. Dies wenige genügt, um die großartigen Bauten, die von einfachen Handwerkern ohne jede Projekte und Berechnungen ausgeführt sind, noch Jahrhunderte lang in brauchbarem Stande zu erhalten.

Die beiden Cisternen, welche jetzt allein in Stand gehalten werden, liefern das ganze Jahr hindurch reichlich Wasser trotz des starken Verbrauchs durch zahlreiche Reisende, die vielen Viehtransporte nach Buchara, und auch durch die bucharischen Truppen, die 10 000 Mann stark alljährlich einmal von Buchara nach Karschi und zurück marschiren.

---

[1]) Eine Anmerkung der Red. der Turk. Ztg. behauptet dem entgegen, daß die Sardoba Kelir, wie ihre Neuheit und Stukatur zeige, erst unter dem Vater des jetzigen Emir Nassr-Ullah-Chan erbaut sei.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie Oberst Wenjukow der Pariser Geographischen Gesellschaft (Sitzung vom 20. Januar 1882) mittheilte, hat die russische Expedition, welche die Ausführbarkeit einer Einleitung des Amu-Darja in sein altes Bett (Uzboi) zu untersuchen beauftragt war, im vergangenen Herbste den größten Theil ihrer Untersuchungen beendet. Das Nivellement hat dargethan, daß diesem Projekte kein ernstliches Hinderniß im Wege steht, denn der Uzboi hat von der Westgrenze Chiwas an bis zum Brunnen Tscharyschly (etwas nördlich von 41° nördl. Br.) einen ununterbrochenen Fall, und für die westlichen zwei Drittel des alten Bettes vom Brunnen Tscharyschly bis zum Kaspischen Meere hat das Stebnitzki'sche Nivellement vom Jahre 1871 dasselbe dargethan. Daß die Strecke zwischen Chiwa und Tscharyschly früher dicht bewohnt und angebaut gewesen ist, beweisen die aufgefundenen Ruinen von Ortschaften und die Spuren ehemaliger Kanäle und Bewässerungsgräben.

— Ueber Kulturzustände in Persien enthält General Houtum-Schindler's, des Generalinspektors der persischen Telegraphen, neuester Reisebericht (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1881, S. 307 ff.) manche interessante, wenn auch rein gelegentliche Bemerkung, welche weitere Verbreitung verdient. Bei dem noch keine hundert Jahre existirenden Dorfe Sirdsch (circa 45 km östlich von der Stadt Kermân) erhebt sich ein kleines Gebäude mit Kuppel, welches das Grab des Heiligen Dschellâl ud-dîn ebn Imâm Mûsâ Kâzem (gestorben 785) bezeichnen soll. Als das Dorf gegründet wurde, war dort kein Grab; ein Geistlicher in der nahen Stadt Chabis träumte jedoch oder las irgendwo, daß der erwähnte Heilige in einem sieben Farsach von Chabis entfernt gelegenen Thale begraben sei, und da Sirdsch sieben Farsach von Chabis liegt, und das Grab des Heiligen nirgends zu entdecken war, so wurden die leichtgläubigen Bauern ohne Mühe versichert, daß die Grabstätte in Sirdsch läge, und ließen sich überreden, Gebäude und Kuppel zu errichten. Der betreffende Geistliche von Chabis, wie auch andere, verleben nun gewöhnlich die heißen Sommertage im kühlen Thale von Sirdsch, natürlich auf Kosten der frommen Bauern. Kaum eine deutsche Meile von Sirdsch liegen die Mineralquellen Ab-i germ („Warmwasser") mit dem Grab des heiligen Sultan Hassan Schâh ibn Imâm Mûsâ Kâzem, einem unansehnlichen Lehmgebäude über einem inschriftslosen Grabstein. Auch dieses Heiligengrab scheint wieder eine Erfindung zu sein, da das Grab der angeblichen Schwester des Sultans Hassan Schâh der Inschrift des Grabsteines gemäß vielmehr das einer Turk Chânum von Kerman ist, die, wahrscheinlich Krankheits halber nach Ab-i germ gekommen, erst vor 200 Jahren starb, während doch Mûsâ Kâzem, der Vater der hier dem Volksglauben nach begrabenen Geschwister, bereits am Ende des 8. Jahrhunderts starb.

Findet also einerseits eine starke Ausbeute des Volkes durch die Priester — übrigens und leider keine specifisch persische Eigenthümlichkeit! — statt, so hat der Bauer andererseits durch die Schwäche der Regierung entsetzlich zu leiden. Etwa 150 km West-Süd-West von Kermân liegt Deh-i-Schuturun, welches aus fünf Ortschaften besteht. Die Dörfer, früher die reichsten des Distrikts von Schehr-i Bâbek, sind jetzt verfallen und nur von wenigen Familien bewohnt. Die Felder sind voll Unkraut und Dornbüschen, die Gartenmauern liegen auf dem Boden, die meisten Wasserkanäle sind verstopft. Der Ruin dieser Dörfer fand erst vor einigen Jahren statt, da schwache Statthalter die zur Provinz Fârs gehörigen namentlich arabischen Nomadenstämme nicht in Ordnung hielten. Nomaden von Fârs besuchen auch jetzt noch diese Dörfer. Als die Landleute dort den Reisenden und seine Reiter erblickten, liefen sie alle in die Dörfer und versteckten sich in ihren Ruinen. Der Eingang eines jeden bewohnten Hauses war zwischen Dornbüschen und Steinen versteckt und die Straßen der Dörfer hatten Dorn- und Stein-Barrikaden, um die Passage für Reiter in der Nacht zu erschweren. Von mehr als 100 Häusern des Dorfes Chatunabad waren höchstens 15 bewohnt. Die Araber hatten vor 8 Jahren alles zerstört, sogar die Moschee und den Betstuhl. Frauen wurden weggeschleppt, Kinder verbrannt und in Brunnen geworfen, Männer umgebracht, Häuser und Obstgärten verbrannt und zerstört. Ebenso ging es dem nahen Schehr-i Bâbek, welches früher eine der reichsten Provinzen Persiens gewesen sein soll; zwischen Deh-i Schuturun und Schehr-i Bâbek soll es 700 Kanäle gegeben haben. Parsen gab es dort früher viele, jetzt aber gar keine mehr. Und wie im Süden, so steht es auch im Norden! Unseren Lesern wird aus Bd. XXXVI (Mac Gregor's Reise durch das östliche Persien) erinnerlich sein, wie schwer Chorassan unter den Turkmenen zu leiden hat.

— Afghanische Kaufleute, welche früher während der günstigen Jahreszeit nur eine einzige Geschäftsreise nach Indien auszuführen im Stande waren, machen jetzt, nachdem die Engländer Sibi im äußersten Süden Afghanistans (südöstlich von Quetta) mit der Industhalbahn durch eine Eisenbahn verbunden haben, deren drei bis vier. Diese Zunahme des Handels hat einerseits die beste Wirkung auf die Stämme, in deren Händen die Straßen sich befinden, und bereichert andererseits den Kaufmannsstand ganz bedeutend.

— Noch vor Weihnachten ist Emil Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" (Leipzig, Schmidt und Günther [1]) mit der 40. Lieferung abgeschlossen worden, ein wirkliches Prachtwerk nach innen und außen, auf den gründlichsten Studien, umfassenden Kenntnissen und überaus reichen Hilfsmitteln beruhend, dessen Text nicht, wie öfters bei derartigen Publikationen, aus bloßen Begleitworten besteht, sondern den musterhaften Bildern (417 an Zahl) an Gediegenheit und Werth gleich steht, wenn sie nicht übertrifft. Es giebt jetzt kein zweites Buch in unserer Literatur, welches uns so vorzügliche Anschauungen und Kenntnisse über das indische Kaiserreich vermittelte, als das Schlagintweit's, der sich dabei der liberalsten Unterstützung mit Büchern Seitens der englischen und indischen Regierung zu erfreuen hatte. Auch äußerlich zeigen Kartenbeilage, Quellenverzeichniß, Citate und alphabetischer Index, daß das Werk durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage beruht. Unseren Lesern, die den Verfasser aus früheren Jahrgängen des „Globus" kennen und schätzen gelernt haben, sei es nochmals bestens empfohlen.

— In China ist der erste Telegraph zwischen Schanghai und Peking eröffnet worden. Da nun die Behörden der Ansicht waren, daß sich die Benutzung desselben als einer neuen Einrichtung unter dem Volke nur langsam und schwer einbürgern würde, wenn man nicht ein energisches Mittel, ihn bekannt zu machen, ergriffe, so sind sie auf den praktischen

[1]) Auch von dem im selben Verlage erscheinenden Werke vom Freiherrn von Hübner „Ein Spaziergang um die Welt" ist fast gleichzeitig die 39. und letzte Lieferung ausgegeben worden. Wir verweisen in Bezug auf dieses geistreiche Buch auf Bd. XXXIX, S. 86.

Ausweg verfallen, dem Publikum das Telegraphiren einen Monat lang umsonst zu gestatten.

— Die K. Russ. Geographische Gesellschaft zeigt die Auffindung einer merkwürdigen, noch vor 1733 gezeichneten Karte von Dsungarien an. Ehe sich die Russen in der Zeit von 1861 bis 1876 in Turkestan endgiltig festsetzten und das Land nach allen Richtungen hin erforschten, war Klaproth's 1836 in Paris erschienene Karte die einzige Quelle für die Geographie von Centralasien, wie sie es ja bis heutigen Tages für große Theile desselben noch ist. Daneben aber hat stets eine Karte von großem Werthe existirt, welche durch eine sonderbare Verkettung von Umständen in der Verborgenheit geblieben ist. Ein schwedischer Sergeant, Jean Gustave Renat, wurde 1709 bei Poltawa gefangen genommen, in Tobolsk internirt und erhielt 1716 die Erlaubniß, eine Abtheilung zu begleiten, welche dem am Jamyschew-See lagernden Buchholz Vorräthe zuführen sollte. Bei dieser Gelegenheit gerieth er den Kalmüken in die Hände und wurde nach Dsungarien gebracht, wo er seinen neuen Herren im Kriege gegen China half und großen Einfluß gewonnen zu haben scheint. Damals zeichnete er wahrscheinlich die in Rede stehende Karte. 1735 kehrte er nach Sibirien und dann über Rußland nach Schweden zurück, um dort sammt seiner Karte vollständig in Vergessenheit zu gerathen und zu sterben. Erst vor Kurzem hat nun der Assistent an der Stockholmer Bibliothek, Strindsberg, diese Karte in der Bibliothek zu Linköping aufgefunden und die Russische Geographische Gesellschaft ihre Veröffentlichung veranlaßt.

— Die landläufige Ansicht (schreibt „Nature" vom 20. Januar), daß die jetzigen Japaner in ihrem Neuerungseifer wahre Bilderstürmer seien, scheint ein Irrthum zu sein. Nach der „Japan Gazette" hat sich eine Gesellschaft, an deren Spitze der Premierminister steht, zum Schutze der alten Tempel, Heiligthümer und anderer Alterthümer gebildet und zwei Millionen Yen aufgebracht, um deren Zinsen für Erhaltung derselben zu verwenden. Schon früher war eine große Summe für die Ausbesserung und Erhaltung des Tempels des Kriegsgottes in Kamakura, welcher viele interessante Alterthümer enthält, zusammengebracht worden. Das Zerstörungswerk scheint sich wirklich nur auf Feudalschlösser, Befestigungen und dergleichen erstreckt zu haben. Diese sind allerdings entfestigt und in Schulen, Krankenhäuser, Kasernen, Regierungsgebäude u. s. w. verwandelt worden; damit hat freilich manches malerische Gebäude seinen Charakter verloren, aber dieser Schritt war nöthig, um mit dem alten Feudalwesen gründlich aufzuräumen und etwaigen Unzufriedenen ihren letzten Halt zu nehmen. Die herrlichen altjapanischen Tempel aber blieben erhalten und werden es auch in Zukunft bleiben.

Afrika.

— In dem Gebiete zwischen dem Njassa-See und dem Indischen Ocean haben bereits wieder (s. oben S. 127 und Bd. XL, S. 351) zwei Engländer Reisen unternommen, der Rev. W. P. Johnson am Ludschende, dem südlichen großen Zuflusse des Rovuma, und weiter im Süden der Konsul in Mozambique H. E. O'Neill. Ersterer war in Mwembe oder Matakas Dorf am obern Ludschende (etwa 13° 40' südl. Br.) stationirt und hatte von Eingeborenen die auch schon früher erwähnte Nachricht erhalten, daß dieser Fluß aus einem See entspringe. Er ging also im vorigen Jahre denselben aufwärts und erreichte im August in der That einen großen See mit einigen Inseln und schilfbewachsenen Ufern, die von Flußpferden und Wasservögeln wimmelten. Dem Ufer des nach S.-O. sich erstreckenden Sees folgte er einen Tagemarsch weit, wo derselbe sich verengte, und kehrte dann um; er hält ihn für den Schirwa-See, dessen Nordende bisher noch unbekannt war. Inzwischen hatten wahrscheinlich Sklavenhändler das Haus des Missionars in Mwembe vollständig zerstört und seine Bücher zerrissen, so daß er sich in Zanzibar vollständig neu ausrüsten mußte. Zu Mataka will er vorläufig nicht zurückkehren, sondern sich in Lozewa (unter 13° südl. Br. am Westufer des Njassa-Sees) niederlassen. Konsul O'Neill hat in den Monaten September bis November den wichtigen arabischen Handelsweg bereist, welcher von der Ostküste unter 12° 20' südl. Br. (gegenüber der Insel Ibo) nach dem südlichen Ende des Njassa-Sees führt und bedeutend kürzer ist, als die nördlichere Route längs des Rovuma, welcher Livingstone, Bischof Steere und andere Engländer gefolgt sind. Die noch nie von einem Europäer betretene südliche Route führt zunächst 40 engl. Meilen weit durch dünn mit Bäumen bestandenes Land, welches aber dichtes Unterholz, darunter viel Kautschuk-Ranken, besitzt, gut angebaut und bevölkert ist. Dann wird die Gegend felsig, mit kühn gestalteten, schroff abfallenden Bergen und Spitzen von 200 bis 1000 Fuß Höhe. Nach Zurücklegung von 142 engl. Meilen erblickte O'Neill die herrliche Schalawe-Ebene, welche, mit Dörfern besäet, sich meilenweit nach Westen und Süden bis zu einer prächtigen Bergkette von 2000 bis 4000 Fuß Höhe hinzieht. Schließlich erreichte er einen Punkt, von wo man den hohen Berg Namuli erblickt, welcher nach Angabe aller gereisten Eingeborenen mit Schnee bedeckt sein soll. Leider war er während der kurzen Zeit, welche sich O'Neill in seiner Nähe aufhielt, von Wolken verhüllt, so daß derselbe, ohne die interessante Thatsache feststellen zu können, Ende November nach der Küste zurückkehrte.

— Am 22. September 1881 hat der französische Schiffsfähnrich Mizon die von Savorgnan de Brazza am obern Ogowe gegründete zweite Station (die erste ist Brazzaville am sogenannten Stanley Pool), welcher er in Zukunft vorstehen soll, erreicht und berichtet von dort, daß Brazza an der obern Alima, dem bekannten rechten Congo-Zuflusse, bereits eine dritte Station errichtet hat. Dorthin soll ein Weg angelegt werden, der das circa 800 Meter hohe Plateau zwischen Ogowe und Alima kreuzt, und dort soll später auch der kleine Dampfer, welchen Dr. Ballay überbringt, zusammengesetzt werden. Bedauerlich ist nur, daß diese französischen Afrikareisenden mit ihren kartographischen Aufnahmen so lange zurückhalten: ihre deutschen Kollegen sind damit flinker zur Hand.

Nordamerika.

— Der Bremer Geographischen Gesellschaft sind Ende Januar neue Nachrichten von ihren beiden Reisenden, Dr. Arthur und Aurel Krause, zugegangen. Dieselben datiren von Mitte December von der Küste Alaskas. Bekanntlich kehrten dieselben am 6. November von ihrer Reise nach der Tschuktschenhalbinsel wohlbehalten nach San Francisco zurück, wo sie sich bis gegen Ende November aufhielten und sich dann auf dem Dampfer „Columbia" nach dem Norden einschifften, in der Absicht, den Winter in einer Faktorei der North-West-Trading-Company zuzubringen, welche am Lynnkanal, im Gebiete der Chilcat-Indianer, etwa unter dem 59. Breitengrade, gelegen ist. Sie waren hierzu von dem Präsidenten der genannten Compagnie, Herrn Paul Schulze, eingeladen worden. Die genannte Compagnie ist noch eine sehr junge Gründung. Sie datirt erst vom Frühjahr 1880 und bezweckt die Aufschließung der natürlichen Hülfsquellen des südwestlichen Alaska bis zum Cook's Inlet und Beförderung von Handelsunternehmungen in Californien, Oregon, Washington Territorium und Alaska. Sie hat bis jetzt fünf Handelsposten an verschiedenen Punkten der Küste errichtet. Einer derselben ist in Sitka, und der nördlichste am Chilcatflusse.

— Das in Guatemala erscheinende „Diario de Centro America" vom 15. December 1881 zeigt die Eröffnung von Livingston (am Golf Amatique, der innersten Bucht des Golfes von Honduras) als eines Freihafens an und hofft

davon große Vortheile für das reiche Küstenland an der Karibischen See, namentlich in Bezug auf den Export von Bananen nach den Vereinigten Staaten. Es soll in der Nähe durch einen nordamerikanischen Obersten, welcher Empfehlungen vom General Grant mitbringt, eine amerikanische Kolonie von 35 Familien behufs Anpflanzung von Bananen errichtet werden.

— Die Schirmfabrikation, schreibt der „Scientific American", bedroht die Existenz der Pimento-(Pfeffer-)Pflanzungen auf Jamaica. Eine im vergangenen Herbste in Kingston angestellte officielle Schätzung ergab, daß damals über eine halbe Million Schirmstöcke, und zwar fast ausnahmslos von Pimento, auf den Export nach England und den Vereinigten Staaten warteten. Kein Wunder, daß Besitzer und Pächter von Pimentopflanzungen über das Anwachsen eines Handels erschreckt sind, der in Bälde alle jungen Bäume auszurotten droht. In den letzten fünf Jahren sind durchschnittlich im Jahre 2000 Bündel Stöcke aus Jamaica ausgeführt worden, und in den ersten drei Quartalen 1881 belief sich der Export schon auf mehr als 4500 Bündel im Werthe von 15000 Dollars. Jedes Bündel enthält zwischen 500 und 800 Stöcke, deren jeder einen jungen tragfähigen Pimentobaum repräsentirt.

Polargebiet.

— Ueber das weitere Ergehen der Jeannette-Expedition verlautet einstweilen noch wenig und das Schicksal der vermißten Mannschaften ist noch unaufgeklärt. Von Lieutenant Daunenhauer jedoch traf eine Depesche aus Irkutsk vom 4. Februar in London ein, woraus sich ergiebt, daß die Expedition nordwestlich von Wrangel-Land und nordöstlich von den Neusibirischen Inseln einen zweiten Archipel aufgefunden hat. „Wir entdeckten Jeannette Island am 16. Mai 1881 (?) in 76° 47' nördl. Br. und 158° 56' östl. L.; sie war klein und felsig, und wir landeten dort nicht. Am 24. Mai wurde in 77° 8' nördl. Br. und 157° 43' östl. L. Henrietta Island entdeckt; sie wurde besucht und ergab sich als eine große Insel; wenig Thiere, viel Gletscher. Eine sehr große Insel, unter 76° 38' nördl. Br., 148° 20' östl. L. gefunden, wurde Bennet Island genannt. Dort fanden wir viele Vögel, altes Gehörn, Treibholz und Kohle; kein Seehund oder Walroß; heftige Fluthbewegung; steil und felsig. Das Südkap nannten wir Emma. Der Gesundheitszustand der Mannschaft während 21 Monaten war vortrefflich; kein Skorbut. Wir tranken destillirtes Wasser, aber keinen Rum; wöchentlich zweimal Bären- und Seehundsfleisch. Gottesdienst wurde regelmäßig gehalten; wir nahmen viel körperliche Uebungen vor und Jeder ging auf die Jagd. Wild war selten, aber wir erlegten doch 30 Bären, 250 Seehunde und 6 Walrosse; Fische und Walfische wurden nicht gesehen. Alle möglichen Beobachtungen wurden während der Drift (im Eise) gemacht, woraus sich ein Treiben nach Nordwesten ergab; das Schiff legte sich dabei auf eine Seite und wurde die meiste Zeit schwer vom Eise gepreßt. Das Resultat des Treibens während der ersten fünf Monate betrug 40 Miles in Folge der Fluthbewegung des Eises; die letzten sechs Monate sehr schnelles Treiben. Lothungen ziemlich gleichmäßig: 18 Faden unweit Wrangel-Land, welches oft in einer Entfernung von 75 Miles sichtbar war. Die größte Tiefe betrug 80 Faden, die durchschnittliche 35; der Boden blauer Schlamm. Garneelen in Menge; Meteorsteine vom Grunde aufgefischt; Wassertemperatur an der Oberfläche 20° über Null. Die Extreme der Lufttemperatur waren — 55° F. und etwa + 41°. Während des ersten Winters war die durchschnittliche Temperatur 33° unter Null, während des zweiten 39°. Während des ersten Sommers betrug die Durchschnittstemperatur 40° über Null. Der schwerste Sturm zeigte eine Schnelligkeit von 50 Miles in der Stunde; aber solche Stürme waren nicht häufig. Die barometrischen und thermometrischen Schwankungen waren nicht groß. Es kamen Störungen der Magnetnadel vor, welche mit den Nordlichtern zusammenfielen. Telephondrähte wurden durch die Bewegungen des Eises zerrissen. Während des Winters betrug das Anwachsen des Eises 8 Fuß. Das mächtigste Eis, was gesehen wurde, war 23 Fuß dick. Chefingenieur Shock's schweres Balkenwerk rettete das Schiff am 21. November (1880?) vor dem Zerdrücktwerden. Bevor wir nahe der Herald-Insel in das Eis eindrangen, besuchten wir Nordenskjöld's vorjährige Winterquartiere und fanden, daß er gerettet war. Während der ersten Woche unseres Rückzuges von der „Jeannette" trieben wir 27 Miles mehr zurück, als wir vorbringen konnten. Der Schnee war fast knietief. Die Aufzeichnungen des Naturforschers wurden gerettet; aber die photographischen Sammlungen und Lieutenant Chipp's Nordlichtbeobachtungen gingen mit dem Schiffe verloren."

Danach hat die „Jeannette" unverkennbar ein ähnliches Schicksal gehabt, wie im Jahre 1872 Payer's und Weyprecht's Schiff „Tegetthoff". Wie dieses im August 1872 dicht bei Kap Nassau (Nowaja Zemlja) von Eis umschlossen und nordwärts geführt wurde, um gezwungen das Franz-Josef-Land zu entdecken, so ist anscheinend auch die „Jeannette" dicht bei Wrangel-Land in das Eis gerathen und mit demselben nach Nordwesten auf bisher unbekannte Inseln zu getrieben worden, um wie der „Tegetthoff" in hohen Breiten verlassen zu werden und unterzugehen.

Vermischtes.

— Das türkische Korn ist angeblich von den Spaniern aus der Neuen Welt nach der pyrenäischen Halbinsel und später nach Italien gebracht worden. Die Anhänger dieser Ansicht fechten die Echtheit eines schon 1515 veröffentlichten Dokumentes an, wonach zwei von der Belagerung Konstantinopels zurückkehrende Kreuzfahrer bereits 1201 die meliga in die Markgrafschaft Incisa eingeführt haben. Der Italiener C. Bertagnolli, dessen Werk über die Schicksale der Landwirthschaft in Italien (Florenz 1881) J. Schuhmann in der „Allgemeinen Zeitung" (1882, 21. Januar, Beilage) bespricht, fand nun, wie dort mitgetheilt wird, durch fleißiges Nachsuchen in den mittelalterlichen Chroniken, daß das türkische Korn wenigstens hundert Mal in Zeiten erwähnt wird, als noch Niemand an Amerika dachte. Aber das türkische Korn der Kreuzfahrer war trotzdem nicht das erste nach Italien gekommene, denn diese Getreideart wird schon in einem Theilpachtvertrag aus dem Jahre 813 genannt. Bertagnolli nimmt an, daß das von Plinius in seiner Naturgeschichte beschriebene milium indicum gerade das türkische Korn sei; es gebe in der That Mais von schwarzer Farbe. (Victor Hehn in seinen „Kulturpflanzen und Hausthiere" S. 375 läßt den Mais aus Amerika nach der Alten Welt eingeführt werden und erklärt des Plinius' „indische Hirse" für die Moorhirse, Holcus sorgum L., die dhorra und dochu der Araber.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. №11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

V.

Einen auffallenden Kontrast zu der belgischen Hauptstadt und ihrem rührigen Leben und Treiben bildet die stille alte Universitätsstadt Löwen, die man in etwa einer halben Stunde per Bahn von Brüssel aus erreicht. Im 14. Jahrhundert Haupt- und Residenzstadt der brabantischen Herzöge und Sitz einer bedeutenden Tuchindustrie (es bestanden nicht weniger als 2000 große Tuchmanufakturen in der Stadt), zählte Löwen 44000 betriebsame Einwohner, und gehörte zu den reichsten Städten des reichen Landes. Innere Streitigkeiten zwischen den Patriziergeschlechtern und den Bürgern, bei denen, wie ja auch in den flanderischen Städten, die mächtige Zunft der Tuchweber besonders sich als stets rege und unversöhnliche Feindin des Adels hervorthat, gaben die erste Veranlassung zu dem Verfall der blühenden Stadt. Zweimal schon, in den Jahren 1340 und 1360, hatten die Uebergriffe der patrizischen Mitglieder des Magistrats zu heftigen Volksaufständen geführt, durch welche die Bürgerschaft sich für eine Zeit lang wenigstens wieder in den Besitz ihrer alten Rechte gesetzt hatte. Die Chroniken jener Zeit wissen von lebhaften Kämpfen zu erzählen, die bei Gelegenheit jener Aufstände in der Stadt geführt wurden, doch war es bei keinem derselben zu so gewaltthätigem Vorgehen gekommen, wie dies bei dem dritten Zusammenstoße im Jahre 1379 der Fall war, wo die empörten Bürger 13 adlige Mitglieder des Magistrats aus den Fenstern des Rathhauses auf die emporgehaltenen Speere der untenstehenden Volksmenge hinabwarfen. Hatten die Herzöge bis dahin sich den städtischen Unruhen und eifersüchtigen Reibereien gegenüber meist ganz passiv gehalten, so schien dieser letzte Frevel doch Strafe zu erheischen. Die Stadt hatte zunächst eine lange und schwere Belagerung auszuhalten, die mit ihrer Unterwerfung endigte. Kniend, barfuß und mit entblößtem Haupte mußte die Bürgerschaft vor Herzog Wenzel Abbitte leisten; die Anführer des Aufstandes wurden hingerichtet und der Stadt eine Menge hoher Steuern auferlegt, die im Verein mit der nunmehr von obenher sanktionirten Bedrückung durch die Patrizier allmälig einen großen Theil der fleißigen Bevölkerung zur Auswanderung nach Holland und England veranlaßten. Von da an schon ging die Industrie der Stadt immer rückwärts, ihren Todesstoß aber erhielt sie etwa hundert Jahre später unter der Regierung Maximilian's und Maria's von Burgund, wo Löwen für seine Betheiligung an den Unruhen von 1477 durch Auferlegung neuer, fast unerschwinglicher Steuern gezüchtigt und als Handelsstadt zu Grunde gerichtet wurde. Wieder fanden zahlreiche Auswanderungen statt; die Stadt verödete und verarmte immer mehr, und der neue Geist, der, von den Habsburgischen Fürsten gepflegt, bald in sie einzog und der auch heute noch in ihr herrscht, konnte ihr wohl auf einem andern, weit abliegenden Gebiete Bedeutung verleihen, mußte damals aber naturgemäß die letzten Spuren ihrer fröhlichen Blüthezeit erdrücken. Schon im Jahre 1426 war zu Löwen eine Universität gestiftet worden, die sich bald einen hohen Ruf im Lande erworben hatte; einen ungeahnten Aufschwung nahm dieselbe nun, da Maximilian ihr seinen Schutz zutheil

Das Rathhaus zu Löwen. (Nach einer Photographie.)

werden ließ, und ihr mit Genehmigung des Papstes eine großartige, bleibende Stätte in den alten berühmten Tuchhallen anwies, den damals schon überflüssig gewordenen mächtigen Waarenhäusern der Tuchmachergilde, die für die neue Bestimmung mit einem hohen Oberbau versehen wurden. Wenn auch seitdem durch mancherlei Einbauten entstellt, können doch die imposanten, 60 Meter langen Hallen mit ihren gewaltigen Mauern und den kolossalen Pfeilern und Bogen ihres Erdgeschosses heute noch für ein treffendes Sinnbild dessen gelten, was die Löwener Universität im Laufe der Zeiten geworden ist: ein starkes Bollwerk der katholischen Kirche. In einem alten Mönchsverse, der eine Charakteristik mehrerer großer niederländischer Städte giebt, heißt es von Löwen: „Gaudet Lovanium doctis"; so sehen wir denn auch, wie im 16. Jahrhundert die hohe Schule der Stadt den ersten Rang einnimmt unter allen europäischen Universitäten, wie sie zu verschiedenen Malen mehr denn 6000 Schüler zählt! Das Vorwiegen der theologischen Fakultät, die sich vermöge ihres starren Festhaltens an den alten Dogmen bald den Ruhm erwarb, eine ebenso gelehrte wie gewandte und kampffähige Geistlichkeit heranzubilden, ließ die Anstalt trotz aller Wechselfälle, von denen sie betroffen wurde, sich den mittelalterlich klösterlichen Geist bis auf den heutigen Tag bewahren. Ihr Ansehen war stets ein so hohes, daß beispielsweise bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts Niemand in den österreichischen Niederlanden ein Amt bekleiden durfte, der nicht in Löwen promovirt hatte. Unter der Regierung Joseph's II.

Der Beginenhof zu Löwen.

und dann noch einmal unter Napoleon für kurze Zeit aufgehoben, wurde die Universität im Jahre 1817 durch die holländische Regierung wieder errichtet und dies zwar nach etwas veränderten Principien, die wohl dem Geist der Neuzeit besser entsprachen, dem Wunsch und Willen der Geistlichkeit aber durchaus widerstrebten. Das Mißvergnügen über die damals stattfindende Einrichtung philosophischer Kollegien an der Löwener Hochschule soll nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, daß der belgische Klerus sich so lebhaft an der Revolution von 1830 betheiligte. Die mächtige klerikale Partei begann denn auch gleich nach der glücklich vollbrachten Konstituirung der belgischen Monarchie das Werk einer gänzlichen Reorganisation der Universität, aus der dieselbe in ihrer heutigen Verfassung hervorging: das katholische Element in jeder Disciplin dermaßen vorherrschend, daß die Führer der Liberalen bald alle ihre Bestrebungen dadurch gefährdet sahen und nun ihrerseits zur Gründung einer zweiten, der Brüsseler, Universität schreiten mußten, die, auf freisinnigen Grundlagen errichtet, dem katholischen Einfluß der ältern Anstalt das Gegengewicht halten soll. Von den über 1000 Schülern, welche die Löwener Hochschule heute in ihren fünf Fakultäten vereinigt, wohnt eine beträchtliche Anzahl in drei großen, nach klösterlichem Zuschnitt eingerichteten Kollegien, und etwas wie klösterliche Ruhe und Weltabgeschiedenheit herrscht auch während des größten Theils des Tages in den breiten öden Straßen zwischen den stattlichen Universitätsgebäuden.

Seit einigen Jahren schon soll Löwen, das nach dem

neuesten Census 32 900 Einwohner zählt, in industrieller wie kommerzieller Beziehung einen sichtlichen Aufschwung nehmen; großartige Bauten, die in jüngster Zeit entstanden sind, darunter ein neuer großer Bahnhof, lassen das erfreuliche Emporkommen des Ortes auch erkennen. Einstweilen freilich sind die im 14. Jahrhundert aufgeführten Stadtmauern immer noch viel zu weit für die heutige Stadt, und ist der innerhalb ihres Umkreises vorhandene unbebaute Raum nicht nur zu Gartenanlagen verwendet, sondern vielfach sogar auch als Ackerland nutzbar gemacht. Die alten Wälle, welche die Mauern noch umziehen und einen Umfang von fast zwei Stunden haben, sind auch hier zu anmuthigen Promenaden umgeschaffen worden.

Die zehn stattlichen, zum Theil alten Kirchen, deren Löwen sich rühmt, beherbergen eine reiche Fülle der herrlichsten Kunstschätze. Die am Marktplatze belegene große St. Peterskirche namentlich, ein aus dem 15. Jahrhundert stammender gothischer Bau, hat in ihren zahlreichen Kapellen wahre Perlen der niederländischen Malerei aufzuweisen: Bilder von Roger van der Weyden, de Craeyer, Dieric Bouts, Quentin Massys u. s. w. Auch die Plastik ist durch eine Menge von Meisterwerken vertreten, unter denen der reiche Lettner und das prächtige gothische Tabernakel der Peterskirche und die berühmten, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Chorstühle der Gertrudenkirche besondere Beachtung verdienen. Vorzugsweise interessant erscheinen die

Die großen Mühlen bei Aerschot.

letztgenannten Prachtstücke der einheimischen Holzbildhauerkunst schon durch den Umstand, daß die Stadt jetzt noch wie vor dreihundert Jahren auf demselben Gebiete Bedeutendes leistet: die geschnitzten Kirchenmöbeln, die aus den heutigen großen Werkstätten Löwens hervorgehen, erfreuen sich mit Recht eines Weltrufes.

Wenn unter den hervorragenden älteren Baudenkmälern der belgischen und niederländischen Städte die Profanbauten fast ausnahmslos von höherm Kunstwerthe, weil bedeutend origineller sind, als die Kirchen, so macht auch Löwen von dieser Regel keine Ausnahme. Seine schönen Gotteshäuser, selbst die großartige Peterskirche nicht ausgenommen, können eine gewisse Stereotypie der Architektur nicht verleugnen und werden dem Kunstfreunde bald nur von sekundärem Interesse erscheinen neben den mannigfaltigen Schätzen, die sie in ihrem Innern enthalten: das alte Rathhaus dagegen, ein unvergleichlich schöner Bau spätgothischen Styls, verliert auch bei längerer Bekanntschaft und fortgesetztem Studium nichts von seiner eigenartigen Wirkung, seinem wunderbaren Zauber. Nicht mit Unrecht rühmen die Löwener von dem prachtvollen Bauwerke, daß es die berühmten Rathhäuser von Brügge, Gent, Mons und Oudenarde an Reichthum, Heiterkeit und Zierlichkeit des Schmuckes, sowie an edler Harmonie der Formen und Verhältnisse weit übertreffe. Seine in die Jahre 1448 bis 1463 fallende Entstehung verdankt es dem Mathäus de Layens, „Mauermeister der Stadt und des Weichbildes“; und zwar wird erzählt, daß die Pläne, die derselbe dem Magistrat und der Bürgerschaft vorgelegt habe, diesen so erstaunlich und unausführbar vorgekommen seien, daß man sich erst nach langem Besinnen und nachdem man das Gutachten der Baumeister des Herzogs von Burgund eingeholt, entschlossen

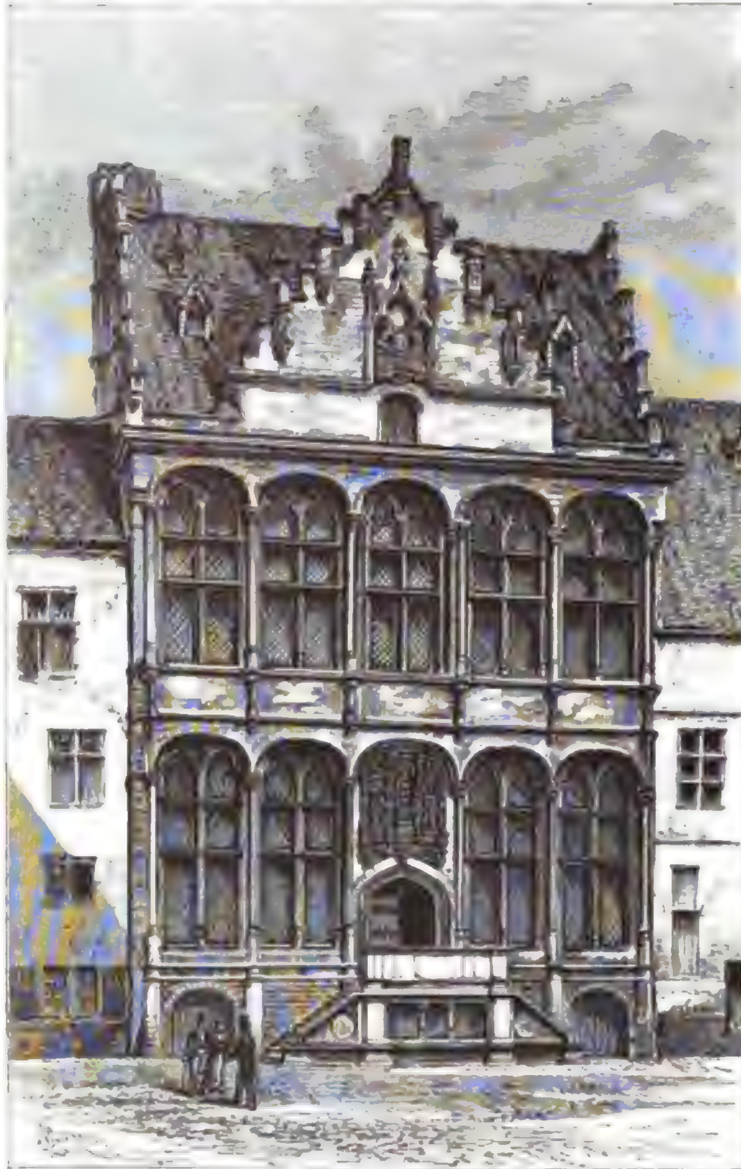
habe, die Erlaubniß zum Baue zu ertheilen. Das im Jahre 1842 vollständig restaurirte Gebäude besteht aus drei Geschossen; seine nach dem Markte zu gerichtete Façade, die ebenso wie die beiden anderen freistehenden Seiten mit reichstem Skulpturenschmuck versehen ist, zeigt drei Reihen von je zehn hohen Spitzbogenfenstern; von den vier Ecken und der Mitte der Giebelseiten ragen sechs schlanke achteckige Thürmchen mit durchbrochenen Spitzen weit über das hohe, von kunstvoller Maßwerkbrüstung umgebene Dach empor. Diese Thürme, sowie die glückliche und doch vollkommen

Die St. Leonhardskirche zu Léau.

ungezwungen erscheinende Anordnung der zahllosen Statuen und Zierrathen in vertikalen Linien geben dem Gebäude den Charakter größter Leichtigkeit und schlanken Emporstrebens. Ein eingehendes Studium der auf das Sauberste ausgeführten Figuren, die auf weit vorspringenden, mit Reliefs geschmückten Kragsteinen stehen und von eben solchen Baldachinen überwölbt sind, gewährt sowohl einen künstlerischen als auch historischen Genuß. Die Statuen des untern Stockwerkes stellen nämlich berühmte Löwener Bürger dar; die des mittlern die verschiedenen Stände der mittelalterlichen Stadt, die des obern Stockwerkes endlich Regenten des Landes; die beinahe frei vortretenden Reliefs zeigen Scenen

aus dem alten und neuen Testament, die, dem Charakter der Zeit und des Volkes entsprechend, oft mit unglaublich naiver Derbheit dargestellt sind.

Von sehr anderer Art sind die beiden großen öffentlichen Gebäude, mit denen die heutige Regierung sich in Löwen ein Denkmal gesetzt hat. Im Jahre 1860 wurde hier das größte Zellengefängniß Belgiens, das 634 Gefangene beherbergen kann, und neun Jahre später ein zweites Gefängniß, die Maison d'arrêt, für 204 Gefangene, eröffnet. Beides sind Musteranstalten, in denen die segensreichen Bemühungen der belgischen Regierung für das Wohl und die Besserung der Gefangenen von wünschenswerthesten Erfolgen gekrönt werden, beide aber tragen auch das Ihrige dazu bei, den finstern, ernsten Charakter der alten Stadt zu verstärken. Seltsam still und an einen Kirchhof gemahnend ist auch der nicht gar weit von dem großen Zellengefängniß im südlichen Theile der Stadt belegene alte Beginenhof, den die Löwener vielleicht nicht ganz mit Recht für den malerischsten Theil ihrer Stadt halten: eine Anzahl schmaler, kleiner, sich durchkreuzender Gassen, von gleichmäßig niedrigen Backsteinhäuschen eingefaßt, vor deren jedem ein kleiner, mit einem Heiligenbilde geschmückter Garten liegt. In der Mitte der ganzen Anlage erhebt sich eine einfache, nüchtern aussehende Kirche, in der sich die frommen Bewohnerinnen des alten Schwesternstiftes mehrmals am Tage zusammenfinden müssen.



Das Rathhaus von Léau. (Nach einer Photographie.)

Etwa 10 km nördlich von Löwen, an der Maastrichter Eisenbahn, liegt, wie ein mächtiger Vorposten der katholischen Stadt, die alte, im Jahre 1179 gegründete Norbertiner-Abtei Parc, eines der reichsten Klöster Belgiens. Früher von dichtem Walde umgeben, der jetzt, und nicht zum Schaden des besitzenden Klosters, durch wohlbestellte Felder ersetzt ist, stellt sich der große Komplex stattlicher, meist moderner Gebäude, die um eine großartige Kirche geschaart liegen und von fünffachen starken Mauern umgeben sind, wie eine Festung dar. Bis hierher ungefähr zeigt die Landschaft noch den Charakter des fruchtbaren Brabanter Landes; die Gegend, durch welche die Bahn jetzt führt, hat von den Reizen desselben nichts mehr aufzuweisen. Weite Strecken spärlich begrasten Bodens, stellenweise von tiefen Schluchten zerrissen, an anderen wieder von Reihen niedriger, kahler Hügel durchzogen; kleine sumpfige Bäche, von verkrüppeltem Weidengebüsch eingefaßt; dann wieder elende Felder, die die Arbeit der Bestellung kaum zu lohnen scheinen, oder finstere Tannenwälder: wir befinden uns im Hageland, einem der ödesten und unwirthlichsten Theile des heutigen Belgiens, auf dem Schauplatze so mancher erbitterten, in der Geschichte des Landes verzeichneten Kämpfe. In die Schluchten und sumpfigen Waldstrecken des Hagelandes zogen sich schon im 14. Jahrhundert die durch die Patrizier aus Löwen verwiesenen aufrührerischen Tuchmacher; von hier aus plünderten sie bandenweise das umliegende Land, um endlich nach langer Gegenwehr von den Truppen Herzog Wenzel's aufgerieben zu werden. Hier fanden auch die blutigen Kämpfe zwischen den gegen die französische Herrschaft empörten vlämischen Bauern und den Soldaten der französischen Republik statt. Das alte Aerschot, das inmitten dieser reizlosen Gegend liegt, heute auch von der Eisenbahn berührt, macht den Eindruck traurig verfallener Größe. Eine schöne mittelalterliche Kirche mit kunstvollem Lettner, der alte berühmte Aureliansthurm, ein Ueberrest der ehemaligen Befestigungswerke, großartige, aber heute gänzlich verfallene Waarenhallen, die von einer längst entschwundenen Bedeutung der Industrie von Aerschot erzählen, endlich die malerischen „Großen Mühlen": das ist alles, was von dem stolzen Orte übrig geblieben ist, der sich in den Religionskämpfen des 16. Jahrhunderts durch den Muth und die Wider-

standskraft seiner Einwohner eine so hohe Bedeutung erworben hatte. Das heutige Aerschot, das sich um jene alten Reste einer großen Vergangenheit angebaut hat, ist eine unbedeutende, kleine Stadt. Ganz zum armseligen Dorfe herabgesunken ist aber das wenige Kilometer entfernte, dicht an der Bahn liegende Sichem, das nach allgemein geltender, aber durch nichts begründeter Annahme die älteste Stadt des Brabanter Landes sein soll. Daß es in früherer Zeit wenigstens eine starkbefestigte Stadt gewesen sein muß, geht unzweifelhaft aus dem mächtigen alten Thurme hervor, der sich heute ganz vereinzelt inmitten der Dorfhütten erhebt, und der eine gewisse Aehnlichkeit mit dem letzten Ueberrest der alten Befestigungswerke von Brüssel, dem Haller Thor, erkennen läßt. Von seinen drei Stockwerken, deren jedes einen großen gewölbten Saal enthielt, ist nur das untere noch fast ganz unversehrt erhalten; die mächtigen Pfeiler, auf denen seine Wölbung ruht, zeigen einen durch Schönheit und zierliche Ausführung überraschenden Skulpturenschmuck: einen Kranz von Engelsköpfen. Die Stadt Diest, die wenige Stationen weiter an der Bahn liegt, ist durch ihre großartigen Brauereien berühmt; der Historiker, der hier in dem alten Dispargum Gregor's von Tours, in der Wiege der fränkischen Könige, irgend einen Anklang an die Vergangenheit zu finden erwartet, wird bitter enttäuscht werden. Die ganze, ziemlich wohlhabende Stadt ist modern, selbst ihre beiden stattlichen Kirchen gehören der Neuzeit und ihrer nüchtern-prosaischen Richtung an; die letzten Reste uralter Befestigungswerke haben zu Anfang dieses Jahrhunderts weichen müssen. Zum Glück ist aber gerade hier zu Lande auch oft genug das Umgekehrte der Fall, und findet man an kleinen, von den heutigen Verkehrsstraßen meist unberührten Orten großartige Denkmäler der alten Zeit und der alten Kunst, die von einer bedeutenden Vergangenheit sprechen, von der die Geschichte des Landes nichts meldet. So in dem kleinen Städtchen Léau, das etwa eine halbe Stunde westlich von dem durch die Aachen-Landener Bahn berührten St. Trond liegt. Die dorfartig stille, unbedeutende Landstadt besitzt eine prachtvolle gothische Kirche aus dem 13. Jahrhundert und in derselben ein wahres Museum reichster Kunstschätze; darunter besonders zahlreiche werthvolle Gemälde aus der altflandrischen Schule und ein Meisterwerk des Cornelius de Vriendt, ein wunderbar reichskulptirtes, 30 m hohes Tabernakel von Stein. Das spätgothische Rathhaus des Städtchens ist seinerseits auch eine Perle der niederländischen Architektur: freilich nicht imposant durch großartigen Maßstab oder besonders reichen Schmuck, wohl aber ausgezeichnet durch die Richtigkeit und Anmuth seiner Verhältnisse, sowie durch die wohlthuende Harmonie des Ganzen.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Von Walla Walla nach Lewiston in Idaho.

Walla Walla ist mit dem 40 Miles in nördlicher Richtung entfernt liegenden Städtchen Dayton jetzt durch eine Eisenbahn verbunden, welche durch das fruchtbare Thal des Touchet über Waitsbury dorthin führt. Es war keine geringe Genugthuung für mich, die Unbequemlichkeiten der ehemaligen Stagereise zwischen diesen Plätzen diesmal mit einer Fahrt auf der Eisenbahn vertauschen zu können. Das Hotel in Waitsbury, der Schrecken aller Reisenden im Territorium Washington, hatte sich meiner Erinnerung mehr eingeprägt, als die idyllische grüne Landschaft von schwellenden Hügeln, die fruchtbaren Weizenfelder und sonstigen Zeichen einer prosperirenden Agrikulturgegend, welche das Thal des Touchet kennzeichnen.

Die Kellner in jenem luxuriösen Gasthause haben die originelle Angewohnheit, die Löffel, welche bei Tisch gebraucht werden sollen, in der Hosentasche zu tragen, für jeden Gast einen daraus hervorzulangen und in den Suppenteller oder in die Kaffeetasse zu stecken. Der geschriebene Speisezettel, welcher von der stets lächelnden vierschrötigen Wirthin den Gästen bei Tisch verabreicht wird, ist ein kalligraphisches Dokument, dessen getreuer Abdruck in einem Witzblatte sicherlich Furore machen würde. Die darauf verzeichneten Gerichte, z. B. „gepöckeltes Schweinefleisch", „gebratenes Herz", „Kalbfleisch mit Mehlteig" rc., würden wohl schwerlich Vergnügungsreisende nach Waitsbury locken!

Bemerkenswerth ist noch, daß das Rindfleisch, welches den unglücklichen Reisenden in Oregon und dem Territorium Washington als Braten aufgetischt wird, in allen Landstädten, mit alleiniger Ausnahme Portlands, und auf den Passagierdampfern des Columbia wohl das schlechteste in Amerika ist. Ich meinte früher in Texas die schlechteste Küche in Amerika entdeckt zu haben, muß aber jetzt meinen Irrthum offenherzig bekennen, da jenes Land sich in dieser Beziehung nicht mit Oregon und Washington messen darf. Wie es kommt, daß in einem Lande wie Oregon, dessen Viehstand ein so vorzüglicher ist, und welches alljährlich große Herden des besten Schlachtviehs nach dem Osten ausführt, die dort genossenen Braten so unter aller Würde sind, ist ein wirthschaftliches Räthsel, das ich nie zu ergründen vermochte.

Am 17. August nahm ich Platz auf dem Kutscherbock einer Stage, welche mich zunächst nach der 65 Miles entfernten Stadt Lewiston, dem Hauptorte im nördlichen Idaho, bringen sollte. Es war mir in früheren Jahren schon zwei Mal passirt, daß ich einen Ausflug von Dayton nach Lewiston und ins Palouseland auf mein Reiseprogramm gesetzt hatte; in beiden Fällen entfiel mir aber der Muth, als die Wirklichkeit an mich herantrat und andere Reisende ihre Erlebnisse auf jener Route in meiner Gegenwart zum Besten gaben. Diesmal hatte ich mich aber fest entschlossen, Lewiston zu besuchen, welcher Platz durch das Gerücht, daß in seiner Nähe ein veritabler Vulkan ausgebrochen sei, noch bedeutend an Interesse für mich gewann. Die Unannehmlichkeiten der Reise waren übrigens durchaus

nicht unerträglich und hätten meinethalben zehn Mal so schlimm sein können, wenn der Vulkan wirklich existirt hätte. Leider war dies nicht der Fall. Die Eruption sollte 60 Miles von Lewiston bei Mount Idaho stattgefunden haben, entpuppte sich aber schließlich als ein kolossaler Humbug und war weiter nichts als ein Waldbrand gewesen, der die Einwohner dort in Schrecken gesetzt. Daß ein Ausflug nach Lewiston, auch mit der Zugabe eines Vulkans, ein wünschenswerthes Vergnügen ist, will ich allerdings nicht behaupten. Aber es wird Niemand dabei untergehen, und die vielen neuen Eindrücke eines wenig bekannten Landes sind mehr als ein Aequivalent für die Mühseligkeiten, welche bei einer solchen Reise unvermeidlich sind.

Während der ersten 25 Miles fuhren wir durch eine aller Kultur bare Berglandschaft. So weit das Auge reichte, erblickte es ein Gewirr von nackten Bergkuppen, mit Fernsichten auf die sich rechter Hand hinziehenden Blue Mountains. Nur einmal — 15 Miles von Dayton — zeigte sich rechts in der Tiefe ein kleines grünes Thal, wo der Tucannon-Bach nach der Ansiedelung Marengo hinfließt.

Zu meinem Glück hatte es in den letzten Tagen ziemlich stark geregnet, wodurch der zu dieser Jahreszeit sonst fast fußtiefe mehlartige Staub sich in konsistente Erde umgewandelt hatte und das Fahren auf der Landstraße vergleichsweise angenehm wurde. Die dichten Staubwolken, welche die Fuhrwerke hier einzuhüllen pflegen, blieben mir erspart, so daß ich in fröhlicher Stimmung weiter kutschirte und an dieser sonst so verrufenen Stagefahrt sogar Gefallen fand.

Mein Nachbar, der „Schwager“ auf dem Bock, ein alter Stagekutscher, war ein fröhlicher und redelustiger Gesell, der mich mit interessanten Anekdoten aus seinem frühern Leben in den Goldminen Idahos unterhielt und mir manche erwünschte Aufschlüsse über die Gegend und die Ressourcen des Landes gab. Der neue Vulkan bei Mount Idaho galt ihm natürlich als eine unumstößliche Thatsache. Meine Ansicht, daß die 2000 Fuß hohe Feuersäule auf dem „Buffalo Hump“, wovon die Zeitungen redeten, doch wohl etwas übertrieben sei, wurde von dem edlen Rosselenker mit Entrüstung zurückgewiesen. Er war ordentlich stolz darauf, daß Idaho sich eines lebendigen Vulkans rühmen durfte und in dieser Beziehung einen unbestrittenen Vorrang vor allen Staaten und Territorien dieser großen Union hatte.

Als wir das Städtchen Pomeroy am Pataha-Bach, 25 Miles von Dayton, erreichten, änderte sich das Bild der Landschaft. Wir gelangten hier in einen fruchtbaren, wohl besiedelten Agrikulturdistrikt, dessen Hauptprodukt in Weizen besteht. Deutsche Ansiedler haben sich in erklecklicher Anzahl am Pataha niedergelassen. Ein deutscher Bierbrauer, den ich an der Poststation in Pomeroy zufällig traf, ein alter Bekannter von mir, der dort den Gerstensaft als Kulturträger in die Wildniß eingeführt und sich wohlwollend meiner aus Virginia City in Nordamerika erinnerte, erzählte mir, daß in der Umgegend von Pomeroy 40 deutsche Familien ansässig wären, denen es gut gehe.

Von Pomeroy führt die Landstraße drei Miles am Pataha-Bach nach Pataha City hin, wo wir in einem guten Gasthaus Siesta hielten. Die Stadt Pataha besteht freilich zeitweilig erst aus etwa einem Dutzend Holzhäusern; aber jede Stadt der Welt hat klein angefangen und ich hatte keine Ursache, dem neu eingewanderten Yankee-Wirth im Hotel zu widersprechen, als er mir in glühenden Farben von der Zukunft Patahas erzählte, welches gerade so viel Aussicht hätte ein bedeutender Platz zu werden wie Walla Walla oder eine andere Stadt im neuen Nordwesten. In der Nähe von Pataha City hat ein Deutscher eine große Dampf-Mahlmühle errichtet, deren Mehl für das beste im Territorium Washington gilt. Von Agrikulturland sieht man in der Nähe des Ortes nicht viel. Dieses liegt jenseits einer niedrigen nackten Bergkette, welche sich am andern Ufer des Pataha-Baches hinzieht. Jene Hügelreihe ist der Abhang eines fruchtbaren, wohlangebauten Plateaus, welches sich in südöstlicher Richtung 15 Miles weit erstreckt. Das Land hat dort bereits einen Werth von 10 bis 15 Dollars den Acker. 30 bis 35 Bushel (à 60 Pfund) Weizen per Acker ist hier der Durchschnittsertrag des jungfräulichen Bodens.

Bei der Weiterreise gelangte ich eine Strecke weit in eine wohlangebaute Gegend, wo herrliche Weizenfelder zu beiden Seiten an der Landstraße lagen. Es war eine Freude, die vollen Aehren zu betrachten und den Blick über das wallende Meer der goldenen Halme in weite Ferne schweifen zu lassen. Bis an den 40 Miles entfernten Snake erstreckt sich dieses reiche Ackerbaugebiet, eines der produktivsten im Nordwesten.

Die Farmer klagen hier, wie überall im nordöstlichen Washington, darüber, daß der Transport des Weizens bis auf den Markt, an die Seeküste — obgleich derselbe neuerdings von 12 Dollars auf 8 Dollars per Tonne (à 2000 Pfund) ermäßigt wurde — ihnen selbst bei den diesjährigen höheren Getreidepreisen doch nur wenig Nutzen übrig läßt. Allerdings ist die Weizenernte im nordöstlichen Washington und im östlichen Oregon weit billiger herzustellen als in den Thälern des westlichen Oregon und in Kalifornien. Der Boden, ein reicher und tiefer, mit vulkanischer Asche verbundener Humus, ist dort bedeutend ergiebiger und leichter zu bearbeiten, das angelegte Kapital ist bei dem geringern Werthe des Landes viel kleiner und die Ernten sind sicherer. Der Preis von 45 bis 55 Cents per Bushel, den dies Getreide in diesem Jahre in Washington realisirt — gegen 80 Cents im Willamettethale und 90 Cents in Kalifornien! —, ist aber dennoch sehr gering. Was frommt es dem Farmer, nur wenig über seine Auslagen als Einkommen zu erzielen und den Hauptnutzen einer glänzenden Ernte für den Transport seiner Produkte hergeben zu müssen! Mit dem Ausbau der verschiedenen Eisenbahnlinien wird sich dies wohl etwas günstiger gestalten. Auf einen wirklich grünen Zweig werden die Farmer im nordöstlichen Washington aber nicht eher gelangen, als bis sich ihr Land dichter besiedelt und sie für einen größern Theil ihrer Produkte einen Markt daheim finden können, oder bis sie sich dazu entschließen, ihr Getreide als Futter für Schweine, Hornvieh rc. zu verwerthen und so in Schinken, „Bacon“, und Schlachtvieh umzuwandeln, oder es als Mehl für verhältnißmäßig geringern Frachtsatz zu exportiren. Jetzt verlassen sie sich fast ganz auf den übermäßig vertheuerten Export des Rohmaterials, denn die ansässige dünne Bevölkerung dieses Landes wäre nicht im Stande, in zehn Jahren das Produkt einer einzigen Durchschnittsernte zu verbrauchen.

Vierzig Miles von Dayton gelangten wir wieder in ein gebirgiges Terrain und zwar zunächst in das elf Miles lange Canyon des Apal Creek. Den Apal, einen mittelmäßig großen Gebirgsbach, überschritten wir vielleicht ein Dutzend Mal, und mehrfach war die Schlucht, durch welche er seinen Weg gebahnt, so enge, daß die Landstraße auf lange Strecken in dem steinigen Bett hinführte.

Ein besonderes Interesse für mich gewährten die Ansiedelungen der Nez Percés, welche hier und da nahe an der Landstraße lagen. Diese civilisirten Rothhäute hatten sich ein Gesetz der Vereinigten Staaten zu Nutzen gemacht, wonach die Indianer ebenso wie die Weißen dazu berechtigt

sind, auf unbesetztem Regierungsland eine Heimstätte von 160 Acker Land zu erwerben. Hierdurch werden jene zu Bürgern des Landes, treten vollständig unter dessen Gesetze und erlangen alle Rechte der Weißen. Den Verband der Stämme (Tribes) müssen die Indianer, welche eine Heimstätte erwerben, freilich aufgeben und auch dem Schlaraffenleben auf den Reservationen entsagen, was die Ursache davon ist, daß nur so Wenige von ihnen von den Vergünstigungen jenes Gesetzes Gebrauch machen. Die an der Landstraße liegenden Wigwams waren übrigens damals nur von Squaws und Papuhsen (Kindern) bewohnt; die „Bucks" befanden sich bei ihren wilden Brüdern auf einer Jagdexpedition im Gebirge. Die Ranches dieser civilisirten Rothhäute waren in ziemlich gutem Zustand. Wohlgenährte Kühe grasten an der Landstraße und sogar ein Postschalter war in Gestalt einer alten Käseschachtel am Wege an einem Baumstamm befestigt — ein Beweis, daß jene Indianer die Errungenschaften neuerer Kultur zu würdigen verstanden. Unser Kutscher legte einige Briefe und sogar ein paar Zeitungen für einen gelehrten Nez Percé in die Käseschachtel und nahm einen in gutem Englisch adressirten Brief daraus nach Lewiston mit. Von weißen Ansiedlern bemerkte ich in dieser Gegend keine Spur; dieselben hatten hier das Feld ihren rothen Brüdern, wie es schien, freiwillig geräumt. Elstern, Krähen und wilde Tauben flogen in Schwärmen hin und her und gaben uns das Geleit, bis wir — nur noch neun Miles von Lewiston entfernt — aus dem Paß des Apal in das breitere Felsenthal des Snake gelangten.

Dreizehn Jahre waren verflossen, seit ich die Gewässer dieses größten Nebenflusses des Columbia das letzte Mal geschaut und auf einer Reise von Boise City im südlichen Idaho nach Oregon in seinem mittlern Laufe bei Old's Fähre überschritten hatte [1]). Mein oregonisches Wanderleben hatte ich längst mit einer seßhaften mir lieb gewordenen Heimath in der Stadt am Goldenen Thore vertauscht, und die Erlebnisse jener „alten Zeit" wurden seitdem von so vielen neuen Lebenseindrücken überschattet, daß es mich fast dünkte, ich schaute bei der Erinnerung daran in die Tage meiner Jugend zurück. Der Snake, dessen donnernden Riesensprung über Shoshones Felsenmauern ich einst mit Staunen bewunderte, schien mir jetzt wie ein alter in Jahren vorgerückter Bekannter, den ich nach langer Trennung froh wieder begrüßte. Wie mein Lebenslauf sich geglättet, seit ich ihn vor drei Lustren zuerst sah, war auch er ruhiger geworden und strömte jetzt mit ruhigerer Welle dem großen Columbia entgegen, in dessen mächtigem Fluthenschooß er bald verschwinden sollte.

Nackt und in barocken Formen ragten die Berge an beiden Ufern des hier etwa 1/3 engl. Meile breiten ruhig hinströmenden Schlangenflusses empor, bald wie viele Pyramiden neben- und übereinandergeschachtelt, bald in Kuppen mit Felskanten und schroffen Abhängen, und erhoben sich 1900 Fuß über die Thalmulde.

Die Sandbänke am Ufer des Snake sind hier goldreich und werden nach jedem Hochwasser, welches die feinen vom Gebirge herabgeschwemmten Goldblättchen dort ablagert, von Chinesen ausgebeutet. Schon zwanzig Mal haben die bezopften Fremdlinge diese Sandbänke, welche deutlich die Spuren ihrer Arbeit zeigten, nach Gold durchwühlt, und nach jeder Hochfluth stellen sie sich wieder ein, um nach Mammon zu suchen. Wie viel Gold hier schon gefunden wurde, entzieht sich jeder Berechnung, da die Chinesen dies stets geheim halten. Daß die Goldsuche sich lohnt, geht jedoch deutlich daraus hervor, daß jene so oft wiederkehren, um aufs Neue nach Reichthümern auszuschauen.

Bei White's fliegender Fähre setzten wir über den hier 700 Fuß breiten Strom und kutschirten auf seinem jenseitigen Ufer unter nackten hochaufsteigenden Bergen weiter. Ein Felspfeiler am Wege — nur 1/2 englische Meile von Lewiston entfernt — deutete die Stelle an, wo wir die Grenze des Territoriums Idaho überschritten. Vor uns zeigten sich die Häuser von Lewiston, wo der breite Clearwater in den Snake mündete. Dicht vor der Stadt kreuzten wir den Clearwater auf einer zweiten fliegenden Fähre, und dann fuhren wir langsam auf Kiesgrund in die Hauptstraße der ehemaligen Kapitale des Territoriums Idaho und nach einem guten Hotel, welches ich etwas vor Sonnenuntergang glücklich erreichte, froh, diese älteste Stadt des fernen Nordwestens endlich einmal betreten zu dürfen.

[1]) Siehe Reisebilder und Skizzen aus Amerika I. Band: „Bilder aus dem Goldland", S. 271 ff.

Die Steinzeit Afrikas.

Von Richard Andree.

I.

Die Steingeräthe und Steinwaffen von europäischen Fundorten, welche in unseren Museen und Sammlungen aufgehäuft sind, zählen wohl schon nach Hunderttausenden von Exemplaren, und ihnen gegenüber wird jeder Einwand gegen die Annahme, daß einmal der Mensch bei uns mit Steingeräthen sich beholfen habe, hinfällig. Daß auch Asien seine Steinzeit gehabt, läßt sich für den größten Theil dieses Kontinents bis nach Japan hin durch unzweifelhafte Funde konstatiren; alte Traditionen, sprachliche Andeutungen sind gleichfalls Beweise dafür, und bei einzelnen wilden Völkern Asiens sind noch jetzt Steingeräthe im Gebrauch. Amerika wurde von den Entdeckern ohne die Kunde des Eisens gefunden; bei seinen alten Kulturvölkern war neben der Bronze noch der Stein (Obsidian) im Gebrauch, und einzelne Horden im Innern Südamerikas haben bis zur Gegenwart den Gebrauch der Steinwaffen beibehalten. Australien und die Südsee, zum größten Theil erst im verflossenen Jahrhundert entschleiert, befanden sich bei der Entdeckung noch völlig im Steinzeitalter, und erst in unseren Tagen sehen wir die letzten Waffen aus Stein oder Muschelschalen dem alles bezwingenden Eisen weichen.

Hat Afrika eine Steinzeit gehabt? Diese Frage ist schüchtern und nicht ohne auf Widerspruch zu stoßen nun erst vor dreizehn Jahren aufgeworfen worden. Wohin auch

unsere Reisenden im schwarzen Erdtheil kamen, fast überall, selbst bei den fernsten und rohesten Völkern, zeigte sich eine vollständige Kunde des Eisens, überall wurde es auf die gleiche Weise in kleinen Oefen unter Anwendung von Blasebälgen erschmolzen und verarbeitet[1]). Von Steingeräthen oder Steinwaffen ist nirgends mehr die Rede, und wir müssen uns schon Mühe geben, um wenigstens Spuren davon bei den jetzt lebenden Afrikanern zu entdecken, denn sehr dürftig erscheint, was davon übrig blieb. Die Kornreibsteine, aus Schale und Läufer bestehend, sind überall dieselben, in Abessinien wie am Sambesi oder an der Westküste. Die Djur im Gebiete des Weißen Nil hämmern das frisch erblasene Eisen mit einem Granitblocke auf dem Ambos aus[2]). Von der Eisenzubereitung bei den Afrikanern zwischen dem Tanganjikasee und der Ostküste redend sagt R. Burton: „The hammer and anvil are generally smooth stones[3]). Wie die Missionäre im Clanwilliamdistrikt (Kapland) aussagen, benutzen Hottentotten und Buschmänner beim Wurzelgraben noch zuweilen durchbohrte Steine[4]). Nach Angaben des verstorbenen Dr. Pfund fabriciren die Araber in Aegypten noch heute Feuersteininstrumente zu gewissen Zwecken, z. B. zum Abkratzen der geschorenen Schafe[5]). Von Waffen, die gegenwärtig in Gebrauch sind, gehören als den Steingeräthen gleichwerthig hierher wohl die Pfeile der Buschmänner, bei denen noch Knochenspitzen zur Verwendung kommen; auch befindet sich im Berliner ethnographischen Museum ein Buschmannspfeil mit einer kleinen Glasscherbe als Spitze[6]). Auch die höchst primitiven Wurfgeschosse der heidnischen Gaberi in Bagirmi, die uns Nachtigal beschreibt und abbildet[7]), gehören noch hierher. Es sind etwa einen halben Meter lange zugespitzte Rohrstäbe mit einem spindelförmigen Thonklumpen daran. Sie werden geworfen und sind sehr unwirksam. Auf Madagaskar, wo bisher keine Spur eines Steinzeitalters entdeckt wurde, erzählt die Tradition von einer Zeit, in welcher die Bazimba, die Urbewohner des centralen Theils der Insel, noch keine eisernen Waffen besaßen, sondern ihre Speerspitzen aus gebranntem und gehärtetem Thon machten. Ein Howahäuptling, Andriamanélo mit Namen, welcher Speere aus Eisen fertigte, besiegte die Bazimba mit diesen besseren Waffen: „kommt, laßt uns fliehen," riefen die Bazimba, „denn Andriamanélo macht fliegendes Eisen." So die Tradition[8]), welche uns deutlich die Uebermacht des eisenbewehrten Volkes gegenüber jenem erkennen läßt, welches noch mit den primitiven Waffen der Steinzeit bewehrt war. Daß die von Osten eingewanderten (malayischen) Howas die Kenntniß des Eisens schon aus Asien mitbrachten und nicht erst auf Madagaskar erlernten, ist mehr als wahrscheinlich und wird durch die Uebereinstimmung der eigenthümlich konstruirten beim Eisenschmelzen benutzten Blasebälge mit den noch jetzt auf Borneo u. s. w. gebräuchlichen konstatirt, eine nur auf Entlehnung basirende Uebereinstimmung, auf welche zuerst Waitz hinwies[1]). In einem Hereromärchen, welches der deutsche Missionar Rath für die Grey-Library in Kapstadt aufgeschrieben hat, und das unserm deutschen „Was geschenkt ist, bleibt geschenkt" entspricht, hat das kleine Mädchen vom Vater ein Beil geschenkt erhalten. Damit geht sie aus und trifft Burschen, die damit beschäftigt sind Honig auszunehmen „und um dies thun zu können, mußten sie die Bäume mit Steinen fällen". Und sie sprach zu ihnen: „Ihr Söhne unseres Hauses, warum gebraucht ihr doch Steine, um den Honig heraus zu bekommen? Weshalb sagt ihr denn nicht: unsere Erstgeborene, gieb uns das Beil?"[2]). In dieser Geschichte liegt sicher eine Rückerinnerung an die Benutzung der Steine als Geräthe bei den Herero.

Im vollsten Steinalter aber wurden von den Europäern die Guanchen, die Bewohner der Kanarischen Inseln, betroffen. Zu ihnen war die afrikanische Eisenfabrikation noch nicht vorgedrungen, was auf eine frühzeitige Trennung der Inselbewohner von dem Hauptstocke der kontinentalen Bevölkerung schließen läßt. Die Guanchen lockerten den Boden bei der Bestellung mit einer langen Stange, an welcher ein Knochen befestigt war; zu Geräthen verarbeiteten sie die Tabonas oder Basaltlava ihrer vulkanischen Inseln und sie hatten es hierin „zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht". Ihre Instrumente waren zart, scharf, spitzig, besonders sorgfältig gearbeitet jene, mit welchen sie die Leichen zum Balsamiren öffneten. Auch Wurfspieße und Lanzen waren mit diesen spitzen Steinen bewehrt; die Metalle waren den Guanchen gänzlich unbekannt[3]).

Spärlich ist auch, was die Alten uns über den Gebrauch von Steinwaffen bei jenen nordafrikanischen Völkern berichten, mit welchen sie in Berührung kamen. Wenigstens ist es mir nicht gelungen, zahlreichere Beläge aufzufinden. Diodorus Siculus (III, 49, 4) spricht von den Schleudersteinen der Libyer, welche sie in ledernen Taschen bei sich führen und neben ihren Lanzen benutzen — ob aber die letzteren mit eisernen oder steinernen Spitzen versehen waren, ist aus der Stelle nicht ersichtlich. Dagegen findet sich beim Agatharchides eine Stelle[4]), in welcher Pfeile mit steinerner Spitze sehr genau geschildert sind. Sie lautet: „Es bedienen sich in Kriegsgefahren die Aethiopen großer Bogen, aber kurzer Pfeile; an der Spitze des Rohrstabes ist anstatt des Eisens ein seiner Gestalt nach länglicher Stein befestigt, der durch Sehnen festgebunden ist, übermäßig spitz und in tödtliches Gift getaucht." Schon hieraus läßt sich auf die einstige Verbreitung von Steinwaffen auch bei anderen afrikanischen Völkern schließen. Strabo erzählt von den „Sumpfbewohnern" am Weißen Nil, daß sie sich „angesengter Pfeile" bedienen, worunter wohl solche von Holz zu verstehen, die durch Ankohlen der Spitze gehärtet sind und von den „plattnasigen Aethiopiern" sagt er, daß sie die Antilopenhörner als Waffen gebrauchen[5]).

Können die Aegyptologen sich auch heute noch nicht mit einer prähistorischen, mit einer Steinzeit in Aegypten befreunden, so leugnen sie doch nicht, daß nach sprachlichen Zeugnissen auch für die Aegypter eine Periode bestand, in welcher der Mensch sich mit den rohesten Materialien behelfen mußte; speciell hat Dümichen dies nachgewiesen[6]). Das

---

1) Daß übrigens die Hottentotten am Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts noch kein Eisen fabricirten, erkennen wir aus den Berichten englischer Seefahrer, die damals an die afrikanische Südwestküste gelangten. John Davis erhielt 1598 an der Saldanha-Bay fette Schafe oder Rinder für Stückchen altes Eisen oder Nägel und noch 1604 war ein Ochse für eine eiserne Schaufel zu haben. Tylor, Researches into the early history of mankind, 220.

2) Petherick, Egypt, the Soudan and Central Afrika, 396.

3) Lake regions of Central Afrika II, 312.

4) Journ. Anthropol. Instit. I, 347, XI, 129.

5) Ebers, Durch Gosen zum Sinai², 545.

6) Fritsch, Eingeborene Südafrikas 432.

7) Sahara und Sudan II, 607.

8) J. Sibree, The great african island, London 1880, 216.

---

1) Anthropol. d. Naturvölker II, 433.

2) Bleek, Reineke Fuchs in Afrika. Weimar 1870, 71.

3) Bory de St. Vincent, Geschichte und Beschreibung der Kanarien-Inseln. Deutsch, Weimar 1804, 71, 84.

4) II, 19 in Karl Müller's Geographi Graeci minores. Parisiis MDCCCLV.

5) Strabo p. 771, 772, Casaub.

6) Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1871, 64.

altägyptische Wort für Stein, ba, findet sich „determinirt durch einen die Erde aufhackenden Mann oder auch nur durch das Geräth, mit welchem der Erdboden aufgehackt wird, zuweilen auch mit dem Zusatze ta, die Erde, der Erdboden, in den gesicherten Bedeutungen von auflockern, aufhacken den Erdboden. Ferner finde ich dasselbe Wort ba determinirt durch ein Messer, ganz von der Form wie eins der von Lepsius photographisch mitgetheilten Steinmesser, gebraucht für eine Klasse von Handwerkern, die mit Messern arbeiten. Nun, meine ich, können diese beiden Wörter wohl nicht gut anders gefaßt werden; da man ja doch die abgeleiteten Bedeutungen auf die Grundbedeutung von Stein zurückführen muß, ersteres als: mit einem scharfen Stein die Erde auflockern, letzteres als: mit schneidenden Steinmessern arbeiten. Die Sprache also würde dann hier das Wort, dessen Bildung aus einer Zeit stammt, in der man mit einem scharfen Stein die Erde aufhackte und in der der Handwerker noch mit steinernem Messer arbeitete, auch dann noch beibehalten haben, als das Metall den Stein längst verdrängt, als man schon längst nicht mehr die Erde mit einem scharfen Stein aufhackte und ebensowenig der Handwerker noch mit einem Steinmesser arbeitete. Die Sprache also würde uns hier vielleicht den Schluß zu machen gestatten, daß auch bei den alten Aegyptern der Gebrauch der Steininstrumente der Verwerthung der Metalle vorangegangen". Bekannter ist die Thatsache, daß bei den alten Aegyptern noch in historischer Zeit steinerne Messer, namentlich beim Einbalsamiren und bei der Beschneidung, im Gebrauche waren [1]), doch können diese nur als „Ueberlebsel" aufgefaßt werden, da sie zu einer Zeit benutzt wurden, als die Aegypter einen hohen Grad von Kultur erreicht und im Gebrauche der Metalle geübt waren. Soviel von afrikanischen Steingeräthen, soweit deren Kenntniß aus historischen Quellen auf uns gekommen — es ist herzlich wenig. Desto lauter beginnen aber die alten Steine selbst zu reden.

1. Aegypten.

Der erste, welcher das Wort „Steinzeit", wenigstens für einen Theil Afrikas, für Aegypten, aussprach, war der Franzose A. Arcelin. Im Auftrage des Unterrichtsministers bereiste er Aegypten und bei Abu Mangar, oberhalb der bekannten Steinbrüche von Silsilis, auf einer Schicht von Kies und Sand fand er verschiedene Geräthe aus Feuerstein, eine kleine geschliffene Axt aus Porphyr, ferner bei El Kâb behauene Feuersteine, endlich am Eingange des Thales von Bab el Meluk zu Theben große Mengen künstlich geschlagener Feuersteine, als Messer, Sägen, Schaber. Er sprach in seinem Bericht an den Unterrichtsminister vom 26. Juni 1869 von einer Industrie primitive en Egypte, probablement préhistorique, welche vielleicht verschiedenen Epochen angehöre, bei Abu Mangar aber mit dem Kennzeichen de l'âge dit de la pierre polie versehen sei [2]).

Zwei andere wohlbekannte und hochverdiente Franzosen, Hamy und Lenormant, fanden in demselben Jahre in den Bergen bei den Königsgräbern von Theben verschiedene rohe Feuersteininstrumente: Beile, Messer, Schraper u. s. w., sowie später bei Deir-el-Bahari ein Steinbeil von dem Typus von St. Acheul (bei Amiens, wo im Kies Feuersteingeräthe vom ältesten Typus gefunden wurden). Hamy legte seine Entdeckung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft vor [3]) und sprach die Ansicht aus, daß die Funde der echten Steinzeit angehörten, eine Ansicht, in welcher de Mortillet und P. Broca ihn unterstützten, während Pruner-Bey sich einigermaßen ablehnend verhielt und besser gestaltete Geräthe als die vorliegenden zu sehen verlangte, ehe er sie für Artefakte ansprechen könne.

Auf Widerstand stießen diese Annahmen der Franzosen zunächst bei deutschen Aegyptologen, und zwar war es kein geringerer als R. Lepsius, welcher zur gleichen Zeit wie jene Aegypten besuchte und durch Hamy und Lenormant auf ihre Funde aufmerksam gemacht „auf dem bezeichneten Felde über Bab el Meluk sich nur zu bücken brauchte, um nach Belieben Massen von messerähnlichen Splittern aufzuheben". Die ungeheure Masse dieser Gegenstände schreckte aber unsern Landsmann ab in ihnen urälteste Kunstprodukte zu sehen, er machte ganz richtig darauf aufmerksam, daß nur die rohesten Formen vorhanden seien, welche man auch für Naturprodukte ansprechen könne, während alle schöner gearbeiteten Lanzen- und Pfeilspitzen oder Dolche und Hämmer fehlten. Ihm erschienen die Feuersteinsplitter von Abu Mangar, Bab el Meluk u. s. w. vielmehr als Produkte der atmosphärischen Einflüsse auf die Feuersteinknollen. „Sollte sich aber auch gegen Erwarten das Gegentheil dieser Annahme herausstellen, so würde für Aegypten darauf noch immer kein Beweis für die Richtigkeit der Annahme eines prähistorischen Steinalters herzunehmen sein, weil sich nachweislich die historischen Aegypter im alten und neuen Reiche zu gewissen Zwecken, unter denen wir den des Paraschisten kennen, künstlicher Messer und anderer Werkzeuge aus Feuerstein bedienten und folglich alles, was im Lande von bearbeiteten Steinen der Art gefunden wird, mit diesem historisch nachgewiesenen Gebrauch in Verbindung gestanden haben kann." Schließlich meint der berühmte Aegyptologe, es sei wenig Aussicht vorhanden, daß sich der neuerdings nach europäischen Funden gebildete Begriff von einer prähistorischen Steinzeit jemals mit Grund auf ägyptische Verhältnisse werde anwenden lassen [1]).

Auch Georg Ebers schloß sich den Ansichten von Lepsius an [2]), auch er hält die Feuersteinsplitter der Franzosen nicht für Artefakte und plädirt für deren Entstehung auf natürlichem Wege durch Zerspringen des Silex in Folge von Hitze; fast ebenso Dümichen [3]), welcher sogar die Ansicht ausspricht, daß „wohl wenig Aussicht vorhanden, ein solches (prähistorisches) Atelier auf ägyptischem Boden jemals aufzufinden", und noch ganz neuerdings Brugsch [4]): „Es ist der reine Zufall, der diese Steine so wunderlich geformt hat." Auch er hält an der Anschauung fest, daß Hitze und andere Temperatureinflüsse die Formung bewirkten. Desgleichen auch Chabas.

Recht haben die Aegyptologen, daß am äußersten historischen Horizonte der Aegypter das Eisen schon wohl bekannt war (wie die Funde in der etwa 4000 v. Chr. gesetzten Cheops-Pyramide beweisen). Mit allen Kenntnissen der Metalle ausgerüstet, erscheinen die Aegypter auf dem afrikanischen Schauplatz, und wenn auch die Steinartefakte wirklich vorhanden sind, so beweisen sie noch nicht eine prähistorische Steinzeit der monumentalen Aegypter, denn Steingeräthe können recht gut neben den metallenen im Gebrauch gewesen sein, wie ja auch in der That solche zu

[1]) Lepsius in Zeitschft. f. ägypt. Sprache 1870, S. 120 und Dümichen a. a. O. Wilkinson, Manners and Customs etc. III, 262.

[2]) Matériaux pour l'histoire de l'homme, Fevr. et Sept. 1869, und L'Industrie primitive en Egypte, Macon 1870.

[3]) Bulletins 1869, p. 685.

[1]) Ueber die Annahme eines sogenannten prähistorischen Steinalters in Aegypten. Zeitschrift für ägyptische Sprache rc. 1870, S. 89. 113.

[2]) Zeitschrift f. ägypt. Sprache 1871, S. 17.

[3]) Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1871, S. 65.

[4]) Verhandl. der 11. allgem. Versammlung der deutschen Gesellsch. für Anthropologie zu Berlin 1880, S. 137.

Kultuszwecken sich in Aegypten lange erhalten hatten. Richtig ist es ferner, daß Feuersteinsplitter durch Zerspringen zufällig entstehen, wiewohl dieselben denn doch wesentlich andere Gestalt haben, als die künstlich geschlagenen, und uns heute Merkmale bekannt sind, welche es erlauben, den künstlich geschlagenen Stein von dem natürlich gesprungenen sicher zu unterscheiden. Es ist darüber wiederholt debattirt worden, und diejenigen, welche sich dafür näher interessiren, finden unten die Literatur darüber angegeben[1].

Jedenfalls kommen in Aegypten und den anstoßenden Wüsten Feuersteinsplitter natürlichen Ursprungs in großer Menge vor, darüber kann kein Zweifel stattfinden, doch sind diese natürlichen von den künstlichen Splittern zu unterscheiden.

Aber ebensowenig kann heute auch noch ein Zweifel darüber aufkommen, daß in der That künstlich geschlagene, mannigfach gestaltete Feuersteingeräthe in Aegypten gefunden werden, ja jetzt an verschiedenen Orten so oft gefunden werden, daß jede Opposition gegen die Anerkennung der Thatsache vergeblich erscheint. Nur darum noch kann sich nach meiner Ansicht der Streit handeln, ob die Feuersteingeräthe, welche in Aegypten entdeckt wurden, in dem Sinne „prähistorisch“ anzusehen sind, daß die Vorfahren der alten Aegypter dieselben gebrauchten. Hiergegen sträuben sich die Aegyptologen, für sie hat die Kunst keine Kindheit in Aegypten gehabt.

Der erste, welcher an der Hand der Thatsachen den Aegyptologen entgegentrat, war Sir John Lubbock[2]). Er besuchte 1873 Aegypten und fand Steingeräthe an verschiedenen Stellen des Nilthals, besonders in den Bergen bei den Königsgräbern von Theben, sowie bei Abydos. „Nachdem ich sorgfältig die von Lepsius und Chabas beigebrachten Thatsachen und Argumente erwogen habe, bin ich geneigt, mit den Herren Arcelin und Hamy übereinzustimmen, daß diese Feuersteingeräthe wirklich der Steinzeit angehören und antepharaonisch sind.“ Für diesen letzteren Ausspruch vermissen wir allerdings den strikten Beweis in der Abhandlung von Lubbock, dagegen erscheinen seine abgebildeten Geräthe von Bab-el-Meluk u. s. w. als echte Artefakte. Die ägyptischen Fundstätten mit ihren Abfällen bei der Herstellung der Feuersteingeräthe resemble exactly Pressigny, Grimes, Graves and other european stone-implement manufactories. Wenn Lepsius bezweifle, daß die sogenannten Schraper jemals als Geräthe gebraucht worden seien, so verweist ihn Lubbock auf die Eskimos, bei denen dieselben in dieser Form noch heute benutzt werden. Was die Form der Geräthe betrifft, so gleicht sie genau jener der westeuropäischen Steingeräthe.

In sehr scharfer Weise argumentirt auch Richard Burton[1]) gegen die Aegyptologen; für ihn existirte das echte Steinzeitalter im Nilthale und er führt die Analogie der Funde aus Midian und von der Sinaihalbinsel an, die, außerhalb der geographischen Grenzen liegend, welche wir uns gezogen, hier nicht weiter berücksichtigt werden sollen.

Alle die Steingeräthe, welche uns von Theben u. s. w. vorliegen, zeigen höchst primitive, rohe Formen und die Aegyptologen konnten dem gegenüber immer noch nach unzweifelhafteren und reinlicheren Gestalten verlangen, um das Dasein von wirklichen Steingeräthen zu konstatiren, solcher, welche Naturspiele ausschließen. Diesem Verlangen ist entsprochen worden. Unser verstorbener Landsmann Dr. W. Reil in Kairo entdeckte die Geräthe von Helwan, 26 Kilometer südlich von Kairo, in der Nähe der dortigen Schwefelquellen[2]). Die Silexsplitter liegen hier lose auf dem Sande, oft viele zusammen; das Material, aus dem sie herausgeschlagen sind, ist nicht bodenständig, sondern aus anderen Gegenden bezogen. Es handelt sich hier nicht um Zersplitterungen in Folge von Temperatureinflüssen; „Täuschungen sind bei den in Helwan gefundenen Gegenständen nicht möglich“. Es sind Pfeilspitzen, Messer, Schaber und Kratzer, in Form von Meißel oder Säge. „Letztere Form vor allem, sowie die beigelegten Nuclei, an deren Facetten man die menschliche Bearbeitung am deutlichsten sieht, möchten wohl den hartnäckigsten Zweifler überzeugen, daß derlei Formen nicht ein Spiel des Zufalls sein können.“

[1]) Virchow in Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1871, S. 45. Wetzstein das. 1871, S. 54. Ebers in Zeitschr. f. ägypt. Sprache 2c. 1871, S. 22. Livingstone, Narrative of an expedition to the Zambesi. London 1865, p. 492. Fraas in Verhandl. d. 11. Versammlung d. deutsch. Ges. f. Anthropologie zu Berlin 1880, S. 137. Burton im Journ. Anthropol. Inst. VIII, 296. Karl A. Zittel, Briefe aus der libyschen Wüste. München 1875, S. 44. Schweinfurth in Petermann's Mittheilungen 1876, S. 262.

[2]) Notes on the Discovery of Stone Implements in Egypt. Journ. Anthropol. Instit. IV, 215, Taf. 13 bis 17 (1875).

[1]) Stones and Bones from Egypt and Midian. Journ. Anthropol. Instit. VIII, S. 290, Taf. 7 und 8 (1879).

[2]) Verhandl. Berlin. Anthropol. Ges. 1874, S. 118.

Nekrologe[1]).

I.

— Sabin Berthelot, guter Kenner der Canarischen Inseln, geboren 4. April 1794 in Marseille, gestorben 17. November 1880 in Santa Cruz auf Teneriffa. Anfangs war er Volontair in der Marine, wurde 1820 zum Direktor des botanischen Gartens in Orotava ernannt und war 1840 bis 1844 Generalsekretär der Parif. Geogr. Ges. 1840 und 1842 veröffentlichte er zwei Abhandlungen über die Guanchen, worin er auf die Erhaltung dieses alten Typus im Süden von Teneriffa hinweist; 1841 schrieb er eine Arbeit über die Sitten der Bewohner von Gran Canaria. Als französischer Konsul und später Honorarkonsul auf den Canaren widmete er sich ganz dem Studium dieser Inseln,

[1]) Die letzte derartige Uebersicht, welche bis in den Mai 1881 reichte, brachte der „Globus“ auf S. 379 bis 381 des 39. Bandes.

worüber er viel publicirte, so eine „Histoire naturelle des iles Canaries“ und zuletzt ein großes Werk über die canarischen Alterthümer.

— Augustus Henry Law, zuerst englischer Marineoffizier, dann Jesuit und Afrikareisender, Neffe des verstorbenen Generalgouverneurs von Indien, Earl of Ellenborough, geboren am 21. Oktober 1833. Nachdem er die Wandlung vom Seemann zum katholischen Missionär durchgemacht, wirkte er als solcher zuerst in Guayana und schloß sich dann der Zambesi-Expedition unter Pater Depelchin an. Auf seiner Reise zum Matabele-Könige und von dort zu Umzila, in dessen Lande er eine Mission errichten wollte, hat er sich durch Bestimmung von Höhen, Längen und Breiten und durch geschickt entworfene Zeichnungen von Land und Leuten verdient gemacht. Er erlag am 25. November 1880 dem Fieber und allgemeiner Erschöpfung im Kraale Umzila's.

— Emmanuel August Stahl, Mitglied der französischen Afrika-Expedition unter Savorgnan de Brazza, geboren in Blidah in Algerien, wo sein Vater Pastor war, am 28. November 1853, dem Sumpffieber erlegen in Libreville am Gabun im Frühling 1881. Mit $2\frac{1}{2}$ Jahren siedelte er mit seinem Vater nach Mühlbach bei Münster im Elsaß über; 1868 bis 1870 besuchte er eine Pariser Schule. Später unterrichtete er im Französischen und Hebräischen in der Schweiz, studirte dann in Straßburg und Leipzig, war Hauslehrer in Esthland, diente in Straßburg, war Pastor in Markirch (Sainte-Marie-aux-Mines) und zuletzt in Paris Unterdirektor an der theologischen Vorbereitungsschule von Batignolles, von wo er am 16. November 1880 nach Afrika abreiste. Das Wunderbarste bei diesem Lebenslaufe ist fast, daß er bei jener Expedition anscheinend die Astronomie vertreten sollte.

— Johann Theodor Kleinschmidt, Reisender des „Museum Godeffroy“ in Hamburg, geboren 6. März 1834 in Wolfshagen im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen, ermordet den 11. April 1881 auf Utuan (Neubritannien). In Kassel erzogen, wurde er mit 14 Jahren Eisenbahnbeamter und bildete sich daneben auf der Kasseler Akademie im Zeichnen aus, ging im 19. Lebensjahre zur See, mußte aber wegen Kurzsichtigkeit nach der dritten Reise das Matrosenleben aufgeben. In New Orleans lebte er als Maler, in St. Louis wurde er Kaufmann, trat während des Secessionskrieges als Gemeiner in das 11. Milizregiment und brachte es bis zum Major. Nachdem das St. Louiser Geschäft, welchem er zuletzt als Theilhaber angehört hatte, bankerott geworden und ein anderes Unternehmen nicht geglückt war, ging er nach Australien und den Viti- (Fidschi-) Inseln, arbeitete dort nebenher auch für die Regierung, wurde aber auch hier so vom Unglücke verfolgt, daß er 1875 mit Freuden ein Engagement als Reisender des Museum Godeffroy annahm und bald erkannte, daß dies der rechte Wirkungskreis für ihn sei. — Kleinschmidt's Berichte aus Viti, die nur zum kleinern Theil bis jetzt im Journal des Museum Godeffroy publicirt sind, enthalten eine reiche Fülle der werthvollsten Aufschlüsse, sowohl über die dortige Natur, als das Menschenleben. Auch von den wenigen Berichten aus seinem neuen Wirkungsfelde, dem Neubritannia-Archipel, darf dasselbe gesagt werden. Der „Globus“ verdankt ihm den interessanten Aufsatz nebst Abbildungen über das Duck-Duck-Fest (s. laufenden Band Nro 1 bis 3).

— Fürst Nikolai Alexejewitsch Kostrow, Sekretär des Tomsker Statistischen Comité, starb am 7. Mai 1881 zu Tomsk. Er hat sich durch eine Reihe vortrefflicher Arbeiten über Sibirien bekannt gemacht.

— Johann Maria Hildebrandt, Afrikareisender, geboren zu Düsseldorf am 19. März 1847 als Sohn des berühmten Historienmalers Th. Hildebrandt, gestorben 29. Mai 1881 zu Antananarivo auf Madagaskar. Er widmete sich dem Maschinenbaufache, verlor aber im 19. Lebensjahre durch eine Explosion sein rechtes Auge und erlernte nun in Benrath, Halle und Berlin die Gärtnerei. Von März 1872 bis August 1874 unternahm er mit geringen Mitteln seine erste Reise nach Ostafrika, konnte dabei Munzinger auf einer Expedition in die nördlichen Grenzländer Abessiniens begleiten, besuchte dann einzelne Küstenpunkte, wie den thätigen Vulkan Orteale, unternahm von Aden aus zwei Ausflüge in das Somal-Land, fuhr zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karatschi in Ostindien, durchreiste mit dem jüngern Hagenbeck die Gebiete des Wami und Kingani und mußte zuletzt wegen Krankheit nach Deutschland zurückkehren. 1875 brach er mit hinreichenden Mitteln und besserer Ausrüstung wieder nach Ostafrika auf, erforschte das Somal-Land und die Comoren-Insel Juana, vermochte aber sein Hauptziel, den Schneeberg Kenia, nicht zu erreichen. Im November 1877 traf er wieder in Berlin ein, mit prächtigen botanischen, zoologischen und ethnographischen Sammlungen, in deren Erlangung seine Hauptstärke beruhte. Diese zweite Reise hat er im „Globus“ (Bd. XXXIII, S. 269, 279, 296) ausführlicher beschrieben. Seine dritte und letzte, zu welcher die k. Akademie der Wissenschaften in Berlin und die Afrikanische Gesellschaft die Mittel gaben, richtete sich nach Madagaskar. Am 21. April 1879 traf er auf Nossi-bé ein, besuchte zuerst die Stelle, wo Dr. Rutenberg aus Bremen unlängst ermordet worden war, dann das Amber-Gebirge im Norden Madagaskars und erreichte auf einem neuen Wege von der Westküste aus die Hauptstadt Antananarivo, wo er schwer krank anlangte und mehrere Monate zwischen Leben und Tod schwebte. Er hatte noch Energie genug, seine Wanderungen und Sammlungen im nördlichen Betsileo-Lande, später am Ostabhange des centralen Hochplateaus und im Süden eine Zeit lang mit Unterbrechungen fortzusetzen, erlag aber schließlich dem wiederholten Blutbrechen. Seine Berichte sind meist in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin veröffentlicht; seine Sammlungen befinden sich gleichfalls in Berlin.

— Karl Gooß, seit 1865 Lehrer am Gymnasium zu Schäßburg in Siebenbürgen, machte 37 Jahre alt seinem Leben am 23. Juni 1881 durch einen Sprung in den Brunnen ein Ende. Seine Hauptverdienste liegen auf dem Gebiete der vorrömischen und römischen Geschichte seines Vaterlandes; er schrieb „Studien zur Geographie und Geschichte des Trajanischen Daciens“, „Skizzen zur vorrömischen Kulturgeschichte der mittleren Donaugegenden“, eine Schilderung der römischen Lagerstadt Apulum (jetzt Karlsburg in Siebenbürgen) und vollendete kurz vor seinem Tode eine größere Arbeit über das Trajanische Dacien.

— Andrew Wilson, starb im Juni 1881. Sohn des Missionärs Dr. Wilson in Bombay, wurde er Journalist in Indien, dann Herausgeber der „China Mail“. 1868 veröffentlichte er einen trefflichen Bericht über Col. Gordon's „Ever Victorious Army“ und 1875 „The abode of snow“, Beobachtungen auf einer Reise von Chinesisch-Tibet nach dem Indischen Kaukasus durch die Hochthäler des Himalaja (London 1875), die ihn namentlich bekannt machten.

— John Fergus M'Lennan, gestorben im Juni 1881, zeichnete sich durch eine Reihe von werthvollen Abhandlungen über die Entstehung und Geschichte der Sitten aus, so über „Primitive Ehe“ und „Pflanzen- und Thier-Anbetung“, worin er zuerst auf die weite Verbreitung und große historische Wichtigkeit des „Totemismus“ hinwies.

— Georg Bruckner, Bibliothekar der herzoglich meiningenschen Bibliothek und Archivrath des herzoglich sächsischen Gesammtarchivs, geboren 31. Oktober 1800 in Oberneubrunn im Thüringer Walde in bescheidenen Verhältnissen, studirte seit 1821 in Jena Theologie, daneben aber auch Geschichte, Philologie, Mathematik und Physik; dann wirkte er als Erzieher in Klein Glienicke bei Potsdam und in Berlin, und wurde 1831 als Lehrer in Hildburghausen, 1841 in Meiningen an der Realschule angestellt, wo er bis 1866 amtirte. Von seinen historischen Schriften abgesehen, veröffentlichte er ein Handbuch der neuesten Erdbeschreibung (Hildburghausen), eine Charakteristik Amerikas nach Land und Leuten (St. Louis), eine Landeskunde des Herzogthums Sachsen-Meiningen, die Karl Ritter ein Musterwerk genannt hat, und eine reußische Landeskunde, wie er überhaupt ein gründlicher Kenner Thüringens und seiner Geschichte war. Besondere Verdienste hat er sich um den Hennebergischen Alterthumsverein in Meiningen erworben. Er starb daselbst am 1. Juli 1881.

— Gräfin Pauline Nostitz, gestorben im 80. Lebensjahre am 9. Juli 1881 zu Bad Egart bei Meran. Ihr erster Mann, Dr. Helfer, war ein junger österreichischer Arzt und Naturforscher, den sie auf seinen Reisen in Vorderasien und Indien, zuerst auf der Chesney'schen Euphrat-Expedition von 1835, begleitete. Nachdem beide im Mergui-Archipel (Britisch-Birma) Pflanzungen angelegt, starb ihr Mann und sie kehrte über Calcutta und Aegypten nach Europa zurück, übergab die naturhistorischen Sammlungen dem Prager Museum und heirathete im Juli 1844 dessen Direktor, den Grafen Joseph von Nostitz, mit welchem sie erst in Wien, dann in Ungarn lebte. Nachdem derselbe 1871 gestorben war, veröffentlichte sie „Johann Wilhelm Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien“ (2 Bde., Leipzig 1873) und „Meine Erlebnisse und Erinnerungen nach Helfer's Tode“ (Leipzig 1877). Ihre letzten Lebensjahre brachte sie bei Meran zu.

— Ferdinand Keller, der Schweizer Pfahlbautenforscher, geboren 24. December 1800 im Schloß zu Marthalen (Zürich), gestorben 21. Juli 1881 in Zürich. Er studirte in Lausanne und Paris Naturwissenschaften, war vier Jahre lang Erzieher in England und kehrte dann nach Zürich zurück, wo er die Seele der dortigen Antiquarischen Gesellschaft wurde, in deren „Mittheilungen“ er zumeist seine Forschungen über Prähistorie und Archäologie niedergelegt hat. Die erste Entdeckung der Pfahlbauten im Winter 1853/54, deren Benennung von ihm herrührt, geschah nicht durch ihn, sondern durch Schullehrer Aeppli von Meilen (s. Athenaeum 2807, S. 211); aber sein erster Bericht, dem später sieben weitere folgten, war es, der die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf jene Ueberreste lenkte. Nach 40jähriger Dauer legte er 1871 den Vorsitz der Antiquarischen Gesellschaft nieder, um deren Museum er bis zuletzt emsig besorgt war. Von ihm erschien 1874 die „Archäologische Karte der Ostschweiz“.

— Karl Christian Bruhns, Astronom und langjähriger Vorsitzender der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde, geboren 22. November 1830 in Plön in Holstein, gestorben 25. Juli 1881 in Leipzig. Anfangs praktischer Mechaniker, beschäftigte er sich viel mit Astronomie und höherer Mathematik, wurde 1851 Assistent an der Berliner und 1860 Direktor der Leipziger Sternwarte. Abgesehen von seinen fachwissenschaftlichen Arbeiten hat er sich um die Meteorologie im Königreiche Sachsen besonders verdient gemacht; im Verein mit anderen Gelehrten gab er 1872 eine Geschichte des Lebens und der wissenschaftlichen Bedeutung A. von Humboldt's heraus.

— J. Kunavin, russischer Arzt, starb im Juli 1881 in der Nähe von Charkow. Er verwendete 35 Jahre seines Lebens und den größten Theil seines Vermögens auf Reisen nach Zigeunerlagern in Europa, Asien und Afrika und auf Sammlung eines gewaltigen Materials über Zigeuner. Nach ihm giebt es 20 Dialekte derselben, von denen er viele erlernt hat, ebenso wie Sanskrit, Zend und andere asiatische Sprachen. (Athenaeum Nr. 2806, S. 178.)

— M. J. Bonnat, französischer Afrikareisender, gestorben am Fieber im Juli 1881 an der Goldküste. In Girard's Begleitung besuchte er 1866 bis 1868 Aschanti, Neu-Calabar und die Nigermündungen, wurde in Kumassi gefangen gesetzt und erst nach vier oder fünf Jahren 1873 durch die Engländer befreit. 1875 bis 1876 unternahm er interessante Reisen an den Flüssen Volta und Ancobra und lieferte von beiden Aufnahmekarten; später gründete er eine oder zwei der Goldminen-Gesellschaften von Wassaw, welche jetzt mit vielem Erfolge zu arbeiten scheinen und seinen Tod schwer empfinden werden.

— Pellegrino Matteucci, italienischer Afrikareisender, geboren 13. Oktober 1850 zu Ravenna, gestorben am Fieber 8. August 1881 zu London. Er studirte in Bologna und Rom Medicin und Naturwissenschaften und bemühte sich dann vergebens, an der Expedition Antinori's nach den Schotts theilzunehmen. 1877 aber gelang es ihm, in Gesellschaft von Romolo Gessi, wenigstens nach Fazogl und Faderi vorzudringen und diese Reise in seinem „Sudan e Gallas“ zu beschreiben. 1879 unternahm er im Auftrage der Mailänder „Gesellschaft für kommercielle Erforschung Afrikas“ zusammen mit Bianchi, Tagliabue und Bigoni eine Expedition nach Abessinien, welche ihn über Axum und Debra Tabor bis zum 10. Grade südl. Br. führte (s. sein Buch „In Abissinia“). Endlich trat er im Februar 1880 seine dritte und größte Reise in Gesellschaft des Fürsten G. Borghese und des Marineoffiziers Massari an, welche letztern und ihn quer durch Afrika über Suakin, Chartum, durch Kordofan, Darfur, Wadai, Bornu und die Haussa-Staaten nach der Mündung des Niger führte. Auf der Heimreise starb er, mit Plänen zu neuen Unternehmungen beschäftigt, in London im Alter von noch nicht 31 Jahren.

— Dr. Frederick Whitmore Holland, englischer Reverend und Reisender, starb 27. August 1881 auf dem Niesen bei Thun in der Schweiz. Geboren 1837 in Dumbleton bei Evesham, studirte er in Eton und Cambridge und fungirte seit 1862 an verschiedenen Orten als Geistlicher. 1861 und 1865 bereiste er die Sinai-Halbinsel (s. seinen Vortrag und Karte in Bd. 38 und 39 des Journal der Royal Geographical Society); ebenso 1868, wo er als Freiwilliger die hauptsächlich auf sein Betreiben entsendete Expedition des Sinai Survey Fund begleitete. Im Ganzen hat er vielleicht sechs Mal die Halbinsel besucht. Ebenso eifrig wirkte er für wohlthätige und für die Zwecke des Palestine Exploration Fund.

— W. C. Gosse, Deputy Surveyor-General der Kolonie Süd-Australien, starb zu Anfang September 1881 in Adelaide. Er hat sich in der geographischen Welt namentlich durch seine Entdeckungsreise in das damals noch völlig unbekannte Innere des westlichen Australiens bekannt gemacht. Er trat diese Reise am 21. April 1873 von der Ueberlandtelegraphenstation Alice Springs in 23° 40′ südl. Br. und 134° östl. L. Gr. an, und der von ihm erreichte äußerste westliche Punkt lag in 26° 32′ südl. Br. und 126° 59′ östl. L. Gr.

— Samuel Anderson, englischer Ingenieur-Major, geboren 15. November 1839 in London, gestorben

11. September 1881 zu Dalhousie Grange in Midlothian (Schottland). Im September 1859 wurde er zum Zwecke der Grenzaufnahme zwischen den Vereinigten Staaten und den britischen Besitzungen dem englischen Kommissär Sir J. S. Hawkins zugetheilt, und kehrte im Juli 1862 nach England zurück, wo er bis Februar 1864 an den bezüglichen Karten arbeitete. 1865 bis 1866 unternahm er mit Kapitän Wilson eine Reise durch Palästina, um die beste Art und Weise für die seitdem durchgeführte Aufnahme des Landes festzustellen. 1872 wurde er als Hauptmann zum Astronomen der Nordamerikanischen Grenzkommission ernannt (s. seine Abhandlung über diese Grenze in Bd. 46 des Journal der R. Geographical Society) und 1879 war er britischer Kommissär bei der Feststellung der neuen serbischen Grenze. Er starb als Inspektor der unterseeischen Vertheidigungsmittel Englands.

— Eraste S. Purdy, Oberst in ägyptischen Diensten, starb 42 Jahre alt im September 1881 in Kairo. Er war geboren im Staate New-York, ging mit 16 Jahren nach Kalifornien und zwei Jahre später mit General Stone behufs Katasteraufnahmen nach dem Nordwesten von Mexico. Später machte er den Secessionskrieg auf Seiten der Nordstaaten mit und bereiste seit 1874 in ägyptischen Diensten das neu eroberte Dar-For länger als zwei Jahre, wobei er südwärts bis zu den bekannten Kupferminen von Hofrat en-Nahas vordrang und werthvolle Beiträge zur Karte dieses Landes lieferte. Kurz vor seinem Tode soll er eine Karte des obern Nilgebietes vollendet haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein ungemein günstiges Urtheil fällt Egon Zöller in seinem Buche „Schweden, Land und Volk" (Lindau und Leipzig. W. Ludwig. 1882) über unsere nordischen Vettern; fast scheint es, daß die freundliche Aufnahme, welche er bei ihnen gefunden, seine Feder in etwas beeinflußte. „Ein stark ausgeprägter Sinn für Selbständigkeit, ein tief wurzelndes Persönlichkeitsgefühl, verbunden mit einer gesunden praktischen Vernunft, welche das rechte Maß zu halten lehrt — das ist der Grundzug des schwedischen Charakters ... Der Schwede urtheilt ... klarer und bestimmter und mit größerer Objektivität, als der von subjektiven Gefühlen beherrschte Deutsche. In dem Hervortreten dieses praktischen Sinnes, durch welchen der Schwede alle, auch die abstraktesten Fragen stets in lebendigem Zusammenhange mit dem realen Sein behandelt und deswegen auch mehr als Lebemann hervortritt als der Deutsche, gleicht der Schwede unseren Nachbaren, den Franzosen, obgleich er dieselben an Tiefe übertrifft und deren Oberflächlichkeit nicht theilt ... Im Staat wie im Privatleben weiß er mit dem geringsten Aufwand an Leistungen durch geschickte Benutzung und Erkenntniß der Verhältnisse das Größtmögliche zu erreichen (was der Autor z. B. in Bezug auf den Volksunterricht und die Eisenbahnen treffend nachweist). Dadurch vermag er die ungünstigen natürlichen Verhältnisse auszugleichen und nicht nur die materiellen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, sondern auch die geistigen Interessen zu pflegen und vor Allem jenes bei uns nicht erreichte Ebenmaß zwischen Arbeit und körperlicher und geistiger Erholung zu schaffen, ohne welches ein glückliches Volksleben doch nicht denkbar ist." Aber alles dies zugegeben, sollte nicht da, wo viel Licht ist, auch Schatten sein, und hat sich der Autor auch ebenso sehr bemüht, die vielleicht mehr verborgenen Schattenseiten des schwedischen Lebens kennen zu lernen, als die sich offen darbietenden Lichtseiten? Diese Bedenken vorausgeschickt, darf man sagen, daß man an dem Büchlein seine aufrichtige Freude hat, und daß eine Anzahl Kapitel (Das bürgerliche Wohnhaus. Familien- und Umgangsleben. Bauernleben und Bauernhöfe) unser Gemüth sehr ansprechen. Andere Abschnitte (Vom öffentlichen und wirthschaftlichen Leben und dessen Einrichtungen) bieten in lesbarer Form eine Fülle statistischer Daten; selbst in die schwedische Philosophie erhalten wir einen Einblick, und kurze Reiseskizzen beschließen das Ganze, das gewiß nicht undankbare Leser sich erwerben wird.

— Die Weinernte Frankreichs ergab nach amtlichen Nachweisungen im Jahre 1881 34 138 715 hl von 2 066 923 bepflanzten Hektaren. Das Ergebniß des vorherigen Jahres 1880 war 29 677 472 hl, 1879 25 709 552 hl, 1878 48 720 553 hl, 1877 56 405 363 hl, 1876 41 846 748 hl, 1875 83 632 391 hl, 1874 63 146 125 hl, 1873 35 769 619 hl, 1872 50 528 182 hl und 1871 57 084 054 hl.

Asien.

— In der Sitzung der vereinigten Sektionen für mathematische und physische Geographie der Russ. Geogr. Gesellschaft zu St. Petersburg am 26. Januar (7. Februar) 1882 hielt der Fürst E. Gedroitz einen Vortrag über seine Untersuchung der alten Flußbetten des Amu-darja. Fürst Gedroitz war Seitens der Geograph. Gesellschaft zu der Expedition für Erforschung des alten Bettes des Amu zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere kommandirt worden behufs Vornahme geologischer Untersuchungen. Die Arbeiten bestanden hauptsächlich in Untersuchung der angeschwemmten Bodenschichten und der Ablagerungen in den verschiedenen sogenannten trockenen Betten des Amu. Es zeigte sich, daß die Ablagerungen und Anschwemmungen sei's thoniger, sei's thonigsandiger Art sich durch ihren Charakter in etwas unterscheiden von dem sogenannten Löß (in den Schichten finden sich außer Muscheln auch Pflanzenreste, Schilf und dergleichen), von den Ablagerungen am Syr-darja aber durch schärfere Abgrenzung der einzelnen Schichten und dadurch, daß sie keine dunkelgraue Farbe haben.

Ferner beschäftigte sich Fürst Gedroitz mit Untersuchung des Sandes am Aral, am Amu und an den Ufern der Zuflüsse des Amu oder der Wasserleitungsgräben und dann auch am Uzboi. Hierbei kam der Berichterstatter zu dem Schlusse, daß der Uzboi (Uzyn-bujuk, die lange Schlucht) unmöglich für eine Fortsetzung des Amu-darja gelten kann. An seinen Ufern finden sich fast gar keine(?) Ruinen irgend welcher alter Ansiedelungen, auch der Charakter der Anschwemmungen ist ein ganz anderer.

Der Fürst, der dann auch die Ufer des Darjalyk und des Aktscha-darja, sowie diejenigen der Seen des Sary-kamysch-Beckens untersucht hat, theilt die Flußbetten des Amu ihrer verschiedenen horizontalen Lage nach in zwei Theile, in solche, die dem Becken des Aralsee, und solche, die dem Becken des

Kaspischen Meeres angehören. Während des Vortrages waren zahlreiche gesammelte Proben des Alluviums und der Ablagerungen ausgelegt.

Australien.

— Man hat, wie wir schon berichteten, in neuester Zeit im Northern Territory, wo angeblich alle tropischen und semitropischen Gewächse gedeihen sollen, Versuche mit Anlegung von Zuckerplantagen gemacht, nachdem die Kolonialregierung den Unternehmern in höchst liberaler Weise entgegengekommen ist. Die de Lissa Sugar Company war die erste. Aber jetzt trifft die unwillkommene Nachricht ein, daß die dortige, Alles verzehrende weiße Ameise auch die Zuckerplantagen nicht verschont und arge Verwüstungen darauf anrichtet. Man hofft, dem Uebel durch Karbolsäure zu steuern, in welche man die Pflänzchen tauchen will. Gelingt dies nicht, so ist es auch wieder mit den Zuckerplantagen vorbei.

— Wir haben bereits auf die große Sperlingsplage in Australien hingewiesen und angeführt, daß die Regierung von Süd-Australien für jedes hundert Sperlingseier 2,25 Mark und für jedes Dutzend Sperlingsköpfe 0,80 Mark zahle. Es wurden im Verlaufe von ungefähr zwei Monaten 81000 Eier und 8000 Köpfe eingeliefert und dafür 2358 Mark gezahlt.

— Die Schafzucht hat, wie bekannt, in Australien einen gewaltigen Umfang erreicht. Nach dem Census vom 3. April 1881 zählten die dortigen Herden, mit Einschluß derer in Tasmanien und Neu-Seeland, bereits 72239343 Schafe. Aber dieser Betrieb — im Kleinen macht er sich nicht bezahlt — ist bei den häufigen Dürren, von welchen Australien befallen wird, immer mit viel Risiko verknüpft. So wird uns berichtet, daß die Gebrüder Alison, welche in Queensland unweit des Cooper Creek ausgedehnte Weidedistrikte besitzen, in letzter Zeit durch lange Dürre 100000 Schafe verloren haben. Die am Leben gebliebenen waren meist so schwach, daß sie für die Schur nicht zusammen getrieben werden konnten. Man mußte sie scheren, wo immer man sie im Busche liegen fand.

— Die gesetzgebende Versammlung der Kolonie Neu-Süd-Wales hat für das laufende Jahr 75000 Pf. St. für freie Einwanderung aus Europa votirt, wiewohl in Australien Ueberfluß an Handwerkern und Arbeitern ist.

— Nach den neuesten Nachrichten aus Australien wollte sich Mr. Skuthorpe mit seinen angeblich aufgefundenen Leichhardt-Reliquien (s. oben S. 77) im Januar von Queensland aus nach Sydney begeben. Der frühere Kronlandminister von Queensland, M. Lamb, welcher mit Skuthorpe konferirte, hält sich fest überzeugt, daß wirkliche Reliquien der Leichhardt-Expedition sich im Besitze von Skuthorpe befinden.

Polargebiet.

— Der erste Lord der Admiralität hat der Royal Geographical Society eröffnet, daß die Regierung nicht beabsichtigt, eine eigene Expedition zur Aufsuchung des muthmaßlich auf Franz-Josefs-Land befindlichen Mr. Leigh Smith (vergl. oben S. 80) abzusenden, daß sie aber bereit ist, zu einer pekuniär sicher gestellten Privatexpedition, deren Plan die Billigung der Admiralität erhält, 5000 Pf. St. beizutragen. Die Gesammtkosten einer solchen Expedition werden auf 14000 Pf. St. veranschlagt.

— Als Erich der Rothe um 986 sich mit seinen Genossen auf Grönland niederließ, blieben die einen in den östlichen, die anderen in den westlichen Buchten (bygds). Früher glaubte man, daß dies auf die östliche und westliche Küste Grönlands zu beziehen sei, und daß die Niederlassungen durch Kap Farewell von einander getrennt worden wären. Aber — schreibt H. Rink (Danish Greenland, London 1877, S. 5) — „es ist fast mit Gewißheit nachgewiesen worden, daß beide auf der Westseite Grönlands gelegen haben. Da diese Küste von Süd-Ost nach Nord-West gerichtet ist, so konnten die südlichsten Niederlassungen sehr passend als die östlichen bezeichnet werden." Diese Ansicht war seit Eggers (1792) und Graah (1831) die maßgebende. Im Folgenden nun drucken wir einen uns gütigst mitgetheilten Brief des im südlichen Grönland thätigen Missionars J. Brodbeck ab, welcher geeignet ist, obige Annahme zu erschüttern.

Friedrichsthal, 19. September 1881.

„Der Tauftag fand noch dadurch seine besondere Weihe, daß gerade an ihm auch wieder Heiden von der Ostküste hierher kamen. Es kamen in diesem Sommer gerade 60 an der Zahl. Von diesen blieben sodann 12 Personen hier, um sich taufen zu lassen, nämlich gerade die, welche schon zwei Jahre nach einander uns hier besucht hatten. Um nun an den 48, welche wieder in ihre Heimath zurückzogen, noch etwas mehr zu thun, so entschloß ich mich, sie auf einige Tage zu begleiten. Wegen eintretender Hindernisse konnten wir jedoch nicht zusammen reisen, und so kam ich denn voraus. Ich reiste also auf die südliche Ostküste und erwartete sie dort in einer Fiorde, Kangerdlugssuatsiak, wo ich denn auch nachher mit ihnen zusammentraf. Ich konnte zwar nur kurz bei ihnen sein, denn nöthige Arbeiten hier nöthigten mich zu eilen, aber doch glaube ich, daß meine Reise dorthin nicht umsonst war. Viele von ihnen versprachen im nächsten Sommer wieder zu kommen und sich taufen zu lassen. Von größerer Wichtigkeit aber war mir, daß ich nun doch einen Theil der Ostküste gesehen hatte, denn ich sah nun, daß es sich für Europäer dort wohnen ließe, und wer weiß, ob uns der Herr mit den Jahren dort nicht eine Thür aufthut, daß wir uns dort niederlassen könnten. Mit dem Verkehre dorthin wäre es freilich sehr schwierig, aber unmöglich ist es deshalb nicht. Während man früher glaubte, daß die Ostküste nur äußerst schwach bevölkert sei, so lautet doch das einstimmige Zeugniß der Heiden nun ganz anders. Der Herr hat noch in besonderer Weise sein Siegel auf meine Reise gedrückt, indem er mich in genannter Fiorde eine Normannenruine — die erste auf der Ostküste von einem Europäer betretene und aufgefundene — finden ließ. Auf der Westküste hat man ja viele dieser Ruinen aufgefunden, aber auf der Ostküste ist dies die erste. Es ist bekannt, daß seit dem Jahre 1792 das Wohnen der alten Normannen auf der Ostküste geleugnet wurde und zwar im genannten Jahre mit einer gekrönten Preisschrift. Die von mir aber dort aufgefundene Ruine beweist das Gegentheil. Ich habe eine kleine Reisebeschreibung geschrieben, die ich nach Berthelsdorf schicken will, und im Fall sie gedruckt wird, so können Sie dort gewiß das Weitere darüber lesen."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen. 1) Literarischer Anzeiger Nr. 11. — 2) Einladung zum zweiten Deutschen Geographentag in Halle am 12., 13. und 14. April 1882.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

I.

Als Désiré Charnay im März 1880 seine im Auftrage der französischen Regierung unternommene archäologische Forschungsreise nach Mexico und Central-Amerika antrat, begab er sich auf kein ihm unbekanntes Gebiet. Schon einmal, im Jahre 1857, war er in gleicher Mission nach Mexico gegangen, doch waren die Ergebnisse jener ersten Expedition wegen der äußerst geringen Geldmittel sowie der noch mangelhaften Vorbildung und Erfahrung des jugendlichen Reisenden von keiner größern Bedeutung gewesen. Mit weniger hochgespannten Erwartungen und Plänen, als er sie damals gehegt, dafür aber mit dem besseren Wissen und dem konzentrirten Wollen des gereiften Forschers ging Charnay an die Ausführung der neuen ehrenvollen Aufgabe. Durch ein seltsames Zusammentreffen günstiger Umstände wurden die von der Regierung gewährten Mittel für die Expedition noch in der zwölften Stunde beträchtlich vermehrt und somit eine weitere Ausdehnung des ursprünglich festgesetzten Planes ermöglicht. Ein reicher Amerikaner, Mr. P. Lorillard von New-York, der seinerseits schon seit längerer Zeit mit dem Vorhaben umging, eine wissenschaftliche Expedition unter der Leitung Charnay's nach Mexico zu entsenden und dort Ausgrabungen vornehmen zu lassen, beschloß, um das wenig wünschenswerthe Konkurriren zweier die gleichen Zwecke verfolgender Unternehmungen zu vermeiden, seine Bestrebungen mit denen der französischen Regierung zu vereinigen. Mit beispiellosem Großmuth und wahrhaft fürstlicher Munificenz stellte er eine bedeutende Summe zur Verfügung und bestimmte, daß alle zu erwartenden wissenschaftlichen Resultate und voraussichtlichen Funde der nunmehr französisch-amerikanischen Expedition bedingungslos Eigenthum Frankreichs sein sollten.

Gegen Ende April traf Charnay, der seine Reise über New-York gerichtet hatte, in Veracruz ein [1]). Vom Meere aus gesehen bot die Stadt denselben reizlosen Anblick, dessen er sich von seinem ersten mexicanischen Aufenthalte her erinnerte: eine einförmige Reihe niedriger, durch Regen und Sturm schwarz verwitterter Häuser. Als die einzig bemerkenswerthen und einigermaßen ansehnlichen Gebäude dieses etwa 10 000 Einwohner zählenden, wichtigsten Handelshafens von Mexico zeigen sich dem Ankommenden die modernen Zollgebäude mit ihrem in der That großartigen monumentalen Thore. Auf dem sandigen Strande gelegen, ringsum von trockenen Dünen und stagnirenden Lagunen

[1]) Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf eines der besten unter den neueren Reisewerken aufmerksam zu machen, auf Freiherrn Max von Thielmann's „Vier Wege durch Amerika" (Leipzig 1879, Duncker u. Humblot) und damit eine Versäumniß gut zu machen, welche wir schon wiederholt bedauerten. Das vornehm ausgestattete Buch schildert in vier Abschnitten die Prairien, die Felsengebirge und Californien, Cuba und Mexico, einen Ritt durch die Cordilleren von Colombia und Ecuador, und den „kahlen Süden", d. h. die Küste von Peru und Chile, den Uspallata-Paß und die Pampa. Rio de Janeiro macht den Beschluß. Der weitgereiste Verfasser hat ein so gesundes, klares, bestimmtes Urtheil, ohne dabei über alles urtheilen zu wollen, weiß bei aller Einfachheit so überzeugend zu schildern, wie man es selten findet. Man hat das wohlthuende Gefühl, daß ihm Wahrheit stets obenan steht; er mag in manchen Punkten irren, aber wissentlich Falsches enthält sein Buch nicht. Wir empfehlen es nachdrücklichst als eine vorzügliche Lektüre, namentlich auch jedem, welcher jene Länder zu bereisen vorhat.

umgeben, ist Veracruz für den Fremden der ungesundeste Ort Mexicos. Das gelbe Fieber herrscht hier in Permanenz und tritt fast jedesmal, wenn die Ankunft eines Auswandererschiffes ihm neue Nahrung zuführt, als furchtbare Epidemie auf. Der Hafen von Veracruz läßt Vieles zu wünschen übrig; der Ankergrund ist schlecht, und den einzigen Schutz für die Schiffe gewährt das Fort San Juan; einen Schutz freilich, der sich nur gar zu oft bei dem hier stets als Sturm auftretenden Nordwinde als unzureichend erweist. Von der Gewalt dieses Windes macht man sich nur schwer eine Vorstellung: in mächtigen Stößen fährt er daher, ungeheure Wirbel feinen Sandes mit sich führend, der bis tief in die festverschlossenen Häuser eindringt. Eine plötzliche Kälte tritt ein, und nach wenigen Augenblicken schon ist die Mole unter den haushoch aufgewühlten Wellen gänzlich verschwunden. Bei den ersten Anzeichen des Sturmes werden sämmtliche Häuser geschlossen, die Stadt wird todt und öde.

Im Gegensatz zu dem vollständig unverändert gebliebenen Hafenviertel von Veracruz fand Charnay die innere Stadt bedeutend mit der Zeit vorgeschritten. Stattliche Thürme und einige glänzende Kuppeln, sauber gestrichene Häuser und vor allen Dingen das rege Leben in den Straßen machen den Eindruck einer nicht geringen Wohlhabenheit. Der große Marktplatz, vor 20 Jahren noch eine unsaubere, mit Schmutz- und Abfallhaufen bedeckte und von

Veracruz und das Fort San Juan de Ulloa. (Nach einer Photographie.)

schlammigen Gräben durchschnittene Wüste, ist heute mit Baum- und Blumenanlagen geschmückt und mit Marmorpflaster versehen. Ein schöner Springbrunnen nimmt die Mitte ein, an den Seiten des Platzes aber erheben sich neben den schön restaurirten alten Bauten der Kathedrale und des Regierungsgebäudes eine Anzahl moderner Häuser, in deren säulengetragenen Erdgeschossen glänzende Läden und Cafés an großstädtisches Treiben erinnern.

Nach mehrtägigem Aufenthalte in Veracruz begab sich Charnay mit seinen Begleitern zunächst auf der Eisenbahn nach der Hauptstadt. Nach wenigen Stationen erreichte man den berühmten Viadukt von Chiquihuite und bald darauf die eiserne, über das tiefe Thal des reißenden Atoyac führende Brücke, die für eines der Hauptwerke bei dem schwierigen Bahnbau angesehen wurde. Hier hat man die Tierra caliente hinter sich, und die Vegetation nimmt demgemäß einen andern Charakter an. Unweit der Station Cordova zeigt sich der rothe Thonboden der welligen Hochebene überall mit großen Kaffeepflanzungen bedeckt, die ihr üppiges, feines Grün im Schatten der großen, als Schutzpflanzen dienenden Bäume ausbreiten. Endlich zeigt sich der mächtige Orizaba in seiner ganzen imposanten Größe, der höchste Bergriese von Mexico. Nachdem die an seinem Fuße belegene kleine Stadt Orizaba passirt ist, wird die Steigung der Bahn immer beträchtlicher und schneller. Eine von tiefen Schluchten zerrissene, wilde Gebirgslandschaft, das sogenannte Infiernillo oder die kleine Hölle, thut sich vor den Blicken auf — über ungeheure Schluchten, an steilen Abhängen und scheinbar unermeßlich tiefen Abgründen hin führt die Bahn auf kühn angelegten Brücken und brei-

ten, aus den Felsen gesprengten Pfaden. In Maltrata wird dem Zuge eine besonders große, ausschließlich für diese Strecke bestimmte Maschine vorgelegt, mit Hülfe deren er die cumbres hinaufgeschleppt wird, die dem großen Plateau vorgelagerten Höhen. In ungeheuern Windungen geht es an den schroffen Felsen empor; Brücken und Tunnels folgen einander fast unaufhörlich. Endlich, nach drei Stunden, ist die Steigung von 1200 m überwunden, die zwischen Maltrata und der Station Esperanza liegt; aber nun hört auch wie mit einem Zauberschlage jede landschaftliche Schönheit auf. Unabsehbare, kahle Ebenen dehnen sich, soweit das Auge reicht, aus; der lange noch sichtbare Orizaba bleibt zur linken Seite liegen, und inmitten erstickender Staubwolken geht der Zug in westlicher Richtung vorwärts. Nur in weiten Zwischenräumen zeigt sich noch hin und wieder eine einsame Hazienda; die verkrüppelten Maispflanzen und die

Indianische Batteas- und Kohlenverkäufer in Mexico. (Nach einer Photographie.)

dünnstehenden, niedrigen Halme der kleinen, sie umgebenden Felder lassen die trostlose Trockenheit des Bodens erkennen. Außer diesen dürftigen Kulturversuchen bilden elende Kakteen die einzige Vegetation der Landschaft, die durch die großartigen Linien der den Horizont begrenzenden Berge, durch die vereinzelt aus der Ebene emporragenden nackten Hügel, sowie durch die Sandtromben, die allenthalben aufgewirbelt werden, einen seltsam strengen Wüstencharakter erhält.

Bis zu den Llanos von Apane geht die Bahn in nordwestlicher Richtung, Puebla bleibt in einer Entfernung von etwa zehn Meilen zur Linken liegen. Auf allen Seiten ziehen sich hier schier unabsehbare Agavepflanzungen hin; denn wenn auch in allen Theilen des Landes Pulque fabricirt wird, so gilt doch der aus der Gegend von Apane für den besten, und befindet sich hier das eigentliche Centrum der Produktion. Geradezu unglaublich ist es, welche Quantitäten des widerlich riechenden Getränkes der Indianer zu sich nehmen kann; der Fremde gewöhnt sich nur schwer

daran, kommt mit der Zeit jedoch auch dahin, seine erfrischenden Eigenschaften zu schätzen [1]).

Von Apane aus geht es bald in südwestlicher Richtung weiter über Palma und das durch den Sieg des Cortez berühmte Otumba in das Thal von Mexico. Man sieht Teotihuacan mit seinen mächtigen Pyramiden rechts von der Bahn liegen, und gleich darauf fährt der Zug in den an der nördlichen Seite der Hauptstadt belegenen Bahnhof San Cosme ein.

Mexico hat innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte seine Physiognomie durchaus verändert. Eine Menge schöner, im modern europäischen Styl erbauter Häuser ist entstanden; neue Stadttheile erheben sich an der Stelle der alten zerstörten Klosterviertel; die meisten Plätze der Stadt sind mit

Indianische Tortillera und Mattenverkäufer in Mexico. (Nach einer Photographie.)

zierlichen Gartenanlagen versehen worden. Inmitten der früher arg vernachlässigten großen Plaza, von dichten Bosquets und der üblichen Promenade umgeben, steht heute der Stolz der Einwohner, der sogenannte Sokalo, ein neuerbauter, reichgeschmückter Pavillon, in dem allabendlich und

1) Der gewonnene Saft der maguey (Agave mexicana) — schreibt v. Thielmann a. a. O. S. 169 — wird vierundzwanzig Stunden in Schläuchen der Gährung überlassen, und dann ist der Pulque fertig. Dieser ist eine trübe, schleimige Flüssigkeit, die wie Limburger Käse riecht und wie ein Gemisch von Dünnbier und Molken schmeckt; berauschend wirkt der Pulque nur in größerer Menge. Im Hochlande von Mexico erfreut er sich als Nationalgetränk einer solchen Beliebtheit, daß die Hauptstadt allein eine ganze Zugladung davon täglich verzehrt. Der Pulquezug verläßt Mexico im Laufe des Nachmittages, läßt an jeder Station der Magueylandschaft einige Wagen zurück, und holt dieselben auf seiner Rückkehr zur Nachtzeit beladen wieder ab, so daß frühmorgens bereits die Hauptstadt mit ihrem Tagesbedarfe versorgt ist. Der Gewinn hieraus ist nicht allein die regelmäßigste, sondern auch eine der beträchtlichsten Einnahmequellen der Eisenbahn.

an jedem Sonntag Vormittags die unvermeidlichen Promenadenkonzerte stattfinden. Der von Maximilian begonnene Paseo Nuevo, eine herrliche Promenade, die bis Chapultepec weiter geführt werden sollte, ist nur bis zur Hälfte ihrer projektirten Länge gediehen, und es ist sehr fraglich, ob die großartige Anlage, deren sich keine europäische Hauptstadt zu schämen brauchte, je vollendet werden wird. Eine Anzahl von Pferdebahnen, die den hauptstädtischen Verkehr vermitteln, haben im Verein mit den Eisenbahnen auch die nähere Umgebung der Stadt verändert. Neue Vorstädte sind entstanden, und da, wo vor zwanzig Jahren sumpfiges, von einem übelriechenden Graben durchzogenes Terrain war, stehen heute zierliche, von Gärten und Bäumen umgebene Villen. Unter den neugepflanzten Bäumen ist auch hier schon der schnellwachsende Eukalyptus besonders zahlreich vertreten; die große Plaza hat eine Menge stattlicher Eukalypten aufzuweisen, die, vor kaum zwölf Jahren gepflanzt, heute eine Höhe von über 100 Fuß und Stämme von einem Meter Durchmesser haben. Einen wichtigen Faktor in der zunehmenden Vergrößerung der Hauptstadt bildet der in den letzten Jahren immer häufiger werdende Zuzug von Nordamerikanern aus den Vereinigten Staaten. Dank ihrer beständigen Nachfrage nach geeigneten Villengrundstücken dicht bei der Stadt ist der Preis des vor nicht langer Zeit noch ganz werthlosen Grundes und Bodens beträchtlich gestiegen, und wenn es so fort geht, wird er in wenigen Jahren sich verzehnfacht haben.

Teoyamici, Gott des Todes und Krieges. (Nach einer Photographie.)

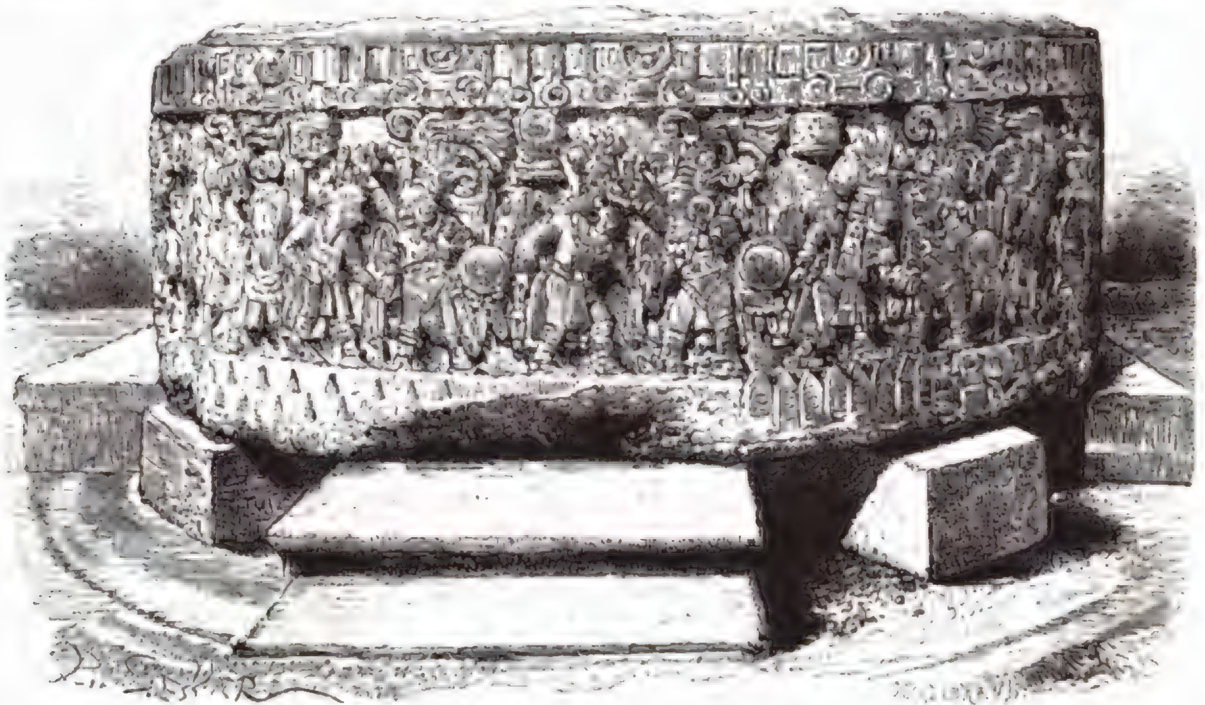
In Bezug auf die Physiognomie der hauptstädtischen Bevölkerung fiel Charnay nur eine wesentliche Veränderung auf: während vor 20 Jahren der zehnte Mensch, dem man in den Straßen von Mexico begegnete, ein Geistlicher, und zwar meist ein Mönch war, sieht man das geistliche Kleid heute nur noch auffallend wenig vertreten. Die gänzliche Trennung der Kirche vom Staate, die Aufhebung der Mönchsorden und die Konfiskation der geistlichen Güter sind die sehr natürlichen Ursachen, die diese Veränderung bewirkt haben. Die Kirchen der Hauptstadt sind trotzdem heute noch stets reich besucht; die Geistlichkeit hat sich mit anerkennenswerther Ruhe in ihr Schicksal gefunden, und das gutkatholische Volk hat augenscheinlich die aufgeregten Tage vergessen, wo es im Verein mit den Priestern Tag und Nacht alle Strafen des Himmels auf die von der Regierung beschützten Leperos herabflehte, die zum Abbruch der Klöster gedungenen Arbeiter. Unbekümmert um alle jene Verwünschungen und die gelegentlichen thätlichen Angriffe der frommen Schaar, arbeiteten aber die Leperos unverdrossen und erfolgreich an dem Zerstörungswerke. Ein erfinderischer Kopf war zu rechter Zeit auf den glücklichen Ausweg gekommen, die Leperos bei ihrer „tempelschänderischen" Arbeit mit Heiligenbildern, Skapulieren, Rosenkränzen und Medaillen zu behängen, ihr eigenes Gewissen dadurch zu beruhigen und ihnen die Furcht vor der über sie verhängten großen Exkommunikation zu benehmen. Das Mittel war von bester Wirkung, und es wird sogar erzählt, daß die Arbeiter sich furchtlos alles Holzwerk der niedergerissenen Gebäude angeeignet und dasselbe noch lange als Brennmaterial verwendet haben.

Durchaus unverändert trat dem Reisenden die indianische Seite des hauptstädtischen Straßenlebens entgegen. Da ist der Aguador, der Wasserträger, mit der langen Lederschürze und den beiden an einem über die Schulter gehenden Riemen befestigten Wassergefäßen, von denen er das eine auf der Brust, das andere auf dem Rücken trägt; der Kohlenhändler, der sich mit großen zusammengeschnürten Bündeln seiner Waare ebenso belastet, wie die kleinen Esel, die er gewöhnlich bei sich führt, und verschiedenes Andere. Einen besondern Zweig der indianischen, stereotypen Industrie bilden die sogenannten batteas, dünne, kunstlose Holzgefäße, und die mannigfachen, aus Stroh und Binsen geflochtenen Matten: beides Gegenstände, die in den mexikanischen Häusern viel gebraucht und dementsprechend auch viel in den Straßen feilgeboten werden. Unvermeidlich ist auch die indianische Tortillera, die Verfertigerin und Verkäuferin der beliebten runden Maiskuchen. Die meisten dieser ambulanten Händler kommen Morgens von ihren oft entlegenen Dörfern nach der Stadt, und gar viele von ihnen lassen bei dem abendlichen Heimwege schon den geringen Tagesverdienst in einer oder mehreren der zahlreichen Pulquerias daraufgehen. Unter den indianischen Weibern besonders ist die Trunksucht hier das vorherrschende Laster, dem sie sich

meist verhältnißmäßig früh schon ergeben. Der übermäßige Pulquegenuß trägt denn auch gewöhnlich dazu bei, die oft anmuthige Schönheit der jungen Indianerinnen vorzeitig zu zerstören: eine Schönheit, die man sich freilich nicht ohne das von allen Indianerinnen scheinbar unzertrennliche Uebermaß des größten Schmutzes vorstellen darf.

Das Museum der mexicanischen Hauptstadt ist nicht besonders reich, und wer sich gern an den landläufigen Schilderungen der Wunder aztekischer Kunst erbaut hat, thut wohl daran, seine Erwartungen herabzustimmen, ehe er die Sammlung der aztekischen Kunstschätze in diesem Museum betritt. Da ist nichts von Juwelen, kostbaren Stoffen, aztekischen Manuskripten, nichts von den kunstvoll aus bunten Vogelfedern zusammengesetzten Bildern zu sehen, welche Scenen aus dem aztekischen Leben und Bildnisse der alten Herrscher darstellen sollten. Man muß sich eben mit der Angabe des Kustoden begnügen, der dem Besucher versichert, daß derartige Schätze aus dem Besitze der Großen des alten Reiches wirklich aufgefunden und vorhanden seien, daß sie aber einstweilen noch in unzähligen Kisten verpackt daständen, um erst, wenn das Museum einmal neu geordnet sein würde, aufgestellt zu werden. So ist denn alles, was augenblicklich an seltenen und werthvollen Stücken hier zu sehen ist, eine Sammlung von Masken aus Obsidian, Marmor und Porphyr; mehrere große, reich skulptirte Joche aus edlem Metall und verschiedene kleine, zierlich gearbeitete Gegenstände aus Lava und Bergkrystall.

Was die langen Reihen der sogenannten aztekischen Vasen anbetrifft, die in den großen Vitrinen der beiden Säle aufgestellt sind — alles Stücke von mehr oder minder bizarrer Form und mit kleinen Reliefs von Masken, Götzenbildern, menschlichen Gestalten, Pfeifen und geometrischen Figuren geschmückt —, so sind sie leider ausnahmlos Falsifikate. Die Nachfrage nach aztekischen Alterthümern brachte



Der Stein der Sonne. (Nach einer Photographie.)

schon im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ein erfinderisches Genie auf die ja eben nicht seltene Idee, die gewünschten Alterthümer selber herzustellen. In der Vorstadt Tlateloleo wurde eine Werkstatt eingerichtet, in der der Erfinder, in richtiger Anerkennung der Leichtgläubigkeit und Dummheit, zu denen die gelehrte Sammelwuth nur zu oft verleitet, fleißig arbeitete und ohne Frage sein Glück machte. Ueber die Form der Vasen machte man sich keine Gedanken: ohne Auswahl wurden moderne und alte Formen, ordinäre Wassertöpfe, schlanke oder weitbauchige moderne Kannen und Vasen, beliebige Krüge mit engem oder weitem Halse genommen. Die kleinen Thonreliefs, zu denen man die Modelle an unzähligen, im Thale von Mexico aufgefundenen Scherben besaß, wurden auf das Gefäß geklebt, dann noch nach Belieben ein oder mehrere gewundene Henkel, oft auch drei Füße angeklebt oder ein verzierter Deckel hinzugefügt, und das aztekische Kunstwerk war fertig, d. h. fertig bis auf das alterthümliche Aussehen, welches es oft dadurch erhielt, daß man es für anderthalb oder zwei Jahre in die Erde vergrub. Wie gut diese plumpe Mystifikation gelungen ist, das haben die meisten größeren Museen und zahllose Privatsammlungen bis auf den heutigen Tag bewiesen. Auch Charnay, der freilich bald darauf den Betrug entdeckte, mußte zuerst ein unangenehmes Lehrgeld bezahlen; die Nachbildungen von dreißig sogenannten antiken Vasen der mexicanischen Sammlung, die er in gutem Glauben für das Pariser Trocadero-Museum anfertigen ließ, kosteten mehr, als eine kleine Sammlung von verschiedenen in der Umgegend der Stadt aufgefundenen Originalen.

Der innere Hof des mexicanischen Museums mit seinen vier mächtigen Palmenbäumen und den schönen Bosquets ist nicht nur der architektonisch schönste Theil des ganzen Gebäudes, er enthält auch bis heute noch die interessantesten Stücke der ganzen hauptstädtischen Sammlungen: alte, großartige Götzenbilder und Kultusdenkmäler des aztekischen Volkes. Darunter befinden sich neben manchem rohen, kind-

lichen und nur durch die Zeit und den Glauben geheiligten Bildwerke zahlreiche überraschend gut ausgeführte Arbeiten. Eine überlebensgroße Figur des auf dem Rücken liegenden und die gefüllte Trinkschale vor sich auf dem Bauche haltenden, indianischen Bacchus, sowie verschiedene kolossale Köpfe lassen das Bestreben nach realistischer Darstellung und zugleich eine vortreffliche Technik erkennen; interessanter aber sind vielleicht noch die barocken Götzenbilder, von deren blutiger Verehrung alle Berichte aus jener Zeit zu erzählen wissen. Teoyamici, der Gott des Todes und des Krieges, ist ein ungeheurer, in seltsamen Unformen skulptirter Block; auch die übrigen kleineren, nicht minder burlesken Götterbilder würden uns einen traurigen Begriff von den aztekischen Künstlern geben, wenn wir nicht eben wüßten, daß gerade diese Skulpturen nur Ueberreste einer alten hieratischen Kunst sind, deren ungeschickte, barocke Formen als die ersten Versuche, sich Götter zu schaffen, für immer im Volke geheiligt blieben.

Für das historisch wichtigste Stück der ganzen Sammlung gilt mit Recht der kolossale Opferstein, der unter dem Namen des „Steines der Sonne" in der blutigen frühen Vergangenheit des Landes eine so große Rolle gespielt hat. Wenn auch die spanischen und französischen Geschichtsschreiber des 16. und 17. Jahrhunderts sich gerade in Bezug auf die blutigen Opfergreuel des aztekischen Volkes manche leicht nachweisbare Uebertreibungen erlaubt haben, so steht es doch fest, daß die Zahl der zu verschiedenen Malen im Jahre den Göttern geopferten Kriegsgefangenen stets mehrere Hunderte, oft sogar über tausend betragen hat. Der in den Jahren 1480 bis 1486 unter der Regierung des Kaziken Tizoc hergestellte Stein der Sonne hat einen Durchmesser von fast drei Metern und eine Höhe von 84 cm. Rings um ihn zieht sich ein kunstvoll gearbeitetes Relief, das in funfzehn, aus je zwei Figuren bestehenden Gruppen die Siege des Tizoc darstellt. Auf der obern Seite befindet sich ein Bild der Sonne; in der Mitte ein etwa 15 cm tiefes Loch, das zur Aufnahme des Blutes der Opfer bestimmt war. Eine von dem Loche zum Rande laufende Rinne führte das Blut in ein ebenfalls der Sonne geheiligtes Gefäß.

Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen.

Die kleine, unter obigem Titel erschienene Schrift (Berlin 1882, D. Reimer) des bekannten Statistikers A. Meitzen führt uns auf ein Gebiet, das, bisher noch wenig im Zusammenhange erforscht, doch bei gründlicher Untersuchung manchen interessanten Beitrag zur Landes- und Volkskunde liefern kann. Nicht mit Unrecht bezeichnet der Verfasser die Frage nach dem Auftreten und der Verbreitung der volksthümlichen Formen des Hauses als eine geographische Aufgabe durchaus im Sinne Karl Ritter's. Des Mannes Haus, sagt er in der Einleitung, ist der Ausdruck seines öffentlichen wie seines Familiendaseins. Die Häuser geben ein sprechendes Zeugniß der Hauptgrundlagen der Volkexistenz, es wohnt ihnen die Kraft einer durchgreifenden Volkscharakteristik inne.

In allen Ländern, ganz besonders aber in Deutschland, wo noch heute der größte Theil der Bevölkerung mit Ackerbau sich beschäftigt, tritt uns als das eigentlich volksthümliche Haus das Bauernhaus entgegen. Alle unsere Stadthäuser, mit Ausnahme derer, die sich aus einer fernen, fremdartig entwickelten Kultur übertragen haben, sind aus dem Bauernhause der Umgegend hervorgegangen, und so hat denn die Untersuchung über den nationalen Hausbau ihr Augenmerk ausschließlich auf die ländlichen Heimstätten des Volkes zu richten.

Klima und örtliche Verhältnisse, Vorhandensein oder Fehlen geeigneten Materials und ähnliche Umstände bedingen naturgemäß von vornherein mannigfache Abweichungen innerhalb der typischen Hausformen eines Volksstammes; von Zeit zu Zeit wird das ursprünglich dem einfachsten Bedarfe Entsprungene und zur Sitte Gewordene durch die Mode verdrängt und so in gar vielen Fällen ein Gegensatz zu den sonst hervortretenden Eigenthümlichkeiten der Stammessitte erzeugt. Rechnet man hierzu noch, daß in neuerer Zeit die komplizirte städtische Bauart mit ihrem Anstrich von größerer Wohlhabenheit und höherer Bildung sich überall, wenn auch oft durchaus unzweckmäßigerweise, auf das Land überträgt und manches Alte vertilgt, so begreift man, daß es noch vieler Forschung auf dem kaum betretenen Gebiete bedarf, um ein wirklich sicheres Bild des Bestehenden und eine befriedigende Einsicht in die Vorgeschichte der volksthümlichen Architekturformen zu gewinnen.

Während für andere Länder die Frage im Wesentlichen sich darauf beschränkt, in wie weit und wann die ländliche Hausform durch den Einfluß der städtischen modificirt worden ist, haben wir es in Deutschland in erster Linie mit einem andern Problem zu thun. Hier stehen wir vor einer Konkurrenz der Stammeseigenthümlichkeiten, vor einem Kampfe der in den einzelnen Stammesgebieten ausgebildeten ländlichen Hausformen um die mehr oder weniger ausschließliche Herrschaft.

Der Hauptcharakter dieses Kampfes läßt sich aber damit ausdrücken, daß das Haus der mittelrheinischen Franken seit den Zeiten der Karolinger vom Südwesten aus einen unwiderstehlichen Siegeszug nach Nordosten begonnen und im 13. und 14. Jahrhundert in immer breiterer Ausdehnung bis tief nach Polen und Ungarn hinein fortgesetzt hat, so daß es zur Zeit als das den gesammten Mittelkörper Deutschlands und bei weitem dessen größte Fläche beherrschende anzuerkennen ist.

Der Typus des fränkischen Hauses ist deshalb der am allgemeinsten bekannte. Es ist seinen Eigenthümlichkeiten nach fast ausschließlich Wohnhaus und bedarf für jede einigermaßen ausgedehnte Ackerwirthschaft einer Anzahl von Nebengebäuden, Ställen, Scheunen und Schuppen, welche an den Seiten des meist von Zäunen umschlossenen, gewöhnlich quadratischen Gehöftes errichtet sind. Von rechteckiger Form, hat das fränkische Haus immer seinen Eingang von der breiten Seite; ein schmaler Flur, in dem sich unter einem gemauerten Schlot die Sommerküche befindet, führt vom Eingange bis zur Rückwand, in der meist ebenfalls eine Thür angebracht ist. Vom Flur aus liegt nach dem der Dorfstraße zugewendeten Giebel die beinahe quadratische Stube, neben dieser eine ungefähr halb so breite Kammer; die erstere hat zwei Fenster nach der Dorfstraße und zwei nach dem Hofraume, die Kammer dagegen nur eines nach der Dorfstraße. Der Winterkochofen, da-

neben ein kleiner Herd, auf dem früher der Leuchtkiehn brannte, Bänke an den Wänden zwischen Fenstern, davor der große Familientisch, kennzeichnen die Stube als den eigentlichen Wohnraum. Auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs befinden sich einige, oft theilweise unterkellerte Kammern, die manchmal ebenfalls zu Stuben eingerichtet sind; liegen die Stallungen für das Vieh unter demselben Dache, so führt häufig ein Gang zwischen den Kammern hindurch zu denselben.

Dies sind die allgemeinen Grundzüge des fränkischen Hauses, die trotz mannigfacher Modifikationen, Aufsetzen von Stockwerken, Anbauen von Kammern, Gallerien und Freitreppen doch im Wesentlichen unverändert und leicht erkennbar bleiben. Die ursprüngliche quadratische Form des Gehöftes mit der weiten Wageneinfahrt in dem Thorhause findet sich heute fast nur noch in den weitläufig angelegten Gebirgsdörfern.

Die fortschreitende Verbreitung des fränkischen Hauses hat zunächst im Norden und Nordwesten einen zweiten Typus bedrängt oder zum mindesten auf seine ursprünglichen Grenzen eingeschränkt: den Typus der nahe mit einander verwandten sächsischen und friesischen Häuser. Die Haupteigenthümlichkeit dieser Hausformen besteht darin, daß sie sämmtliche, selbst zu einer großen Wirthschaft erforderlichen Räume unter einem Dache vereinigt. Das demzufolge ungeheuer große Gebäude hat in seinen Grundzügen die Form einer dreischiffigen Basilika. Das breite, in der Giebelseite befindliche Einfahrtsthor führt in die sogenannte Diele, die durch das ganze Haus bis zu den dasselbe abschließenden Wohnräumen hindurchläuft. Zu beiden Seiten der Diele und zwar so, daß sie von derselben aus gefüttert werden, sind in nach vorn offenen Abtheilungen die Pferde und Kühe aufgestellt. Ueber der Diele, den Viehständen und allen sonstigen Räumen ist das Getreide und Heu bis zum Dachfirst hinauf auf zwischen die Balken gelegten Brettern und Balken aufgespeichert. Am hintern Ende der Diele befindet sich ein niedriger Herd, an dessen beiden Seiten die Bettstätten der Familie in einer Art von engen und erhöhten Wandschränken angebracht sind. Diesen gegenüber haben die Knechte oberhalb der Pferde, die Mägde oberhalb der Kühe ihre Schlafstätten. Rechts und links vom Herde reicht der Raum für die Hauswirthschaft frei bis zu den beiden entgegengesetzten Seitenwänden des Hauses, die mit hohen und breiten Fenstern und je einer Glasthür versehen sind. Gewöhnlich ist auch der Brunnen innerhalb des Hauses, und zwar zur Seite des Herdes angebracht.

Der Hauptvorzug der sächsisch-friesischen Hausform besteht somit in dem Umstande, daß der Hausherr vom Herde und von seiner Bettstatt aus die gesammte Wirthschaft übersehen, jedes Geräusch darin hören, die Aufsicht über das Ganze führen kann. So lange der Rauch des Herdfeuers noch ohne Schornstein das ganze Gebäude durchzog, machten sich der Geruch des Viehes und lästige Insekten auch nur wenig bemerkbar. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, noch weitere Räume, eine Putzstube, eine Vorrathskammer und eine Wirthschaftsstube hinter der Herdwand anzulegen.

Typisch gewordene Modifikationen der sächsisch-friesischen Hausform treten uns in dem auf der Eiderstädter Marsch herkömmlichen seltsamen Hauskoloß, dem sogenannten Heuberge, sowie in dem Ditmarser Hause entgegen. Dieses letztere verlegt den Herd an die Seitenwand und besitzt dafür im Hintergrunde der Diele den sogenannten Pesel, einen großen, nur für besondere Festlichkeiten, Begräbnisse u. s. w. benutzten Saal mit einem für gewöhnlich verschlossenen Ausgange im Giebel; daneben liegen noch mehrere, theils Wohn-, theils Wirthschaftszwecken dienende Kammern. Das dänische Haus steht ungefähr auf der Mitte zwischen dem fränkischen und dem sächsisch-friesischen Typus; in der Eintheilung der Wohnräume schließt es sich dem erstern, in seinem massigen Aufbau aber dem zweiten an, doch finden wir in ihm die Diele und die Wirthschaftsräume seitwärts in Flügelgebäude verlegt. Das der wendischen Altmark eigenthümliche Haus stimmt mit dem sächsischen in allen wesentlichen Theilen überein. Das Verbreitungsgebiet des friesisch-sächsischen Hauses ist bis heute noch nicht genau festgestellt; es findet sich in dem größten Theil der nördlichen Rheinprovinz und Westfalens vertreten, zieht sich nach Norden bis zur Küste; im Osten wird es bis in die Gegend von Hildesheim durch die Weser begrenzt, geht von hier aus aber dann durch das Lüneburger und altmärkische Wendenland zur Elbe, bis etwa in die Gegend von Tangermünde. Jenseits der Elbe ist die Ausbreitung durch Brandenburg und Pommern noch nicht genau verfolgt; das Haus tritt hier heute nur noch sporadisch neben dem fränkischen auf, reichte aber früher im Norden der Mark bis nahe an Berlin und kommt in den Strandgegenden, z. B. auf Rügen, noch häufig vor, ist auch bis Konitz und Landeck in Westpreußen aufgefunden worden.

Im Süden dringt das fränkische Haus gegen den dritten Typus, das Schweizerhaus, vor. Das in den alemannischen Stammesgebieten vom Elsaß und Odenwald bis zum Fuße der Alpen heimische alemannische Haus, das von Manchen für einen besonderen Typus genommen wird, erweist sich bei Licht besehen nur als eine Abart des fränkischen Hauses. Auch das Schweizerhaus kann eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem letztern nicht verleugnen: es ist wie dieses im Wesentlichen ausschließlich Wohnhaus und zeigt auch eine ähnliche Wohnungseintheilung. Aber auch abgesehen davon, daß die alpine Wirthschaft wenig Nebenräume braucht, weil sie wenig Getreide baut und das Vieh auf den Sennereien, das Heu in Hütten auf halber Bergeshöhe beläßt, muß man dem Schweizerhause unbedenklich einen besonderen Charakter zusprechen.

Da ist vor allem die allgemein herrschende quadratische Form, die im Verein mit dem Aufgang auf Freitreppen eine große Mannigfaltigkeit der innern Eintheilung gestattet. Die Küchen- und Feuerungsanlage ist sehr wenig konstant, ebenso die Anlage und Verwendung der unter dem charakteristischen flachen, breit überhängenden Dache entlanglaufenden Gallerien. So sind denn auch die Unterscheidungen zwischen den einzelnen Arten des Schweizerhauses, die bestimmten Gegenden vorzugsweise zugeschrieben werden, meist sehr unsicher; und sogar die Festhaltung und strenge Abgrenzung des scheinbar so allgemein bekannten malerischen Haupttypus ist überall da nicht leicht, wo an die Stelle des Holzbaues der Steinbau tritt. Das steinerne Schweizerhaus stellt sich als ein schweres, mehrstöckiges, kubisches Gebäude mit flachem Dache dar, das von den italienischen Stadthäusern schwer zu unterscheiden ist.

Im Allgemeinen tritt das charakteristische Schweizerhaus aus den Alpenthälern nicht weit heraus, sondern geht sehr bald mehr oder minder in fränkische Formen über, so daß in dem ganzen Vorlande von einer einigermaßen sichern Klassifizirung kaum die Rede sein kann.

Der vierte und letzte Typus der Hauptformen des deutschen Hauses endlich ist der des nordischen Hauses. Derselbe fordert, ebenso wie das fränkische Haus, verschiedene Nebengebäude für jede größere Wirthschaft und sondert ein eigenes Wohnhaus aus. Die Stellung der

Gebäude im Gehöft folgt keinem besonderen Gesetz. In der Form aber ist dem Wohnhause wie den Nebengebäuden als typisch gemeinsam, daß sie aus einem einzigen oder zwei der Länge nach hinter einander liegenden Räumen bestehen, welche von der einen Giebelseite aus und zwar durch eine Vorhalle zugänglich sind. Diese Vorhallen sind meist offen und nur durch einige Säulen getragen, manchmal aber auch ganz oder theilweise verschalt. Innen aber liegt der Eingang zu dem innern Raume an der schmalen Seite, und immer liegen die Fenster, die denselben erhellen, in den Längsseiten des Gebäudes. Vielfach ist schon auf die Uebereinstimmung der Grundform des nordischen Hauses mit der der griechischen Tempelcella hingewiesen worden, und in der That läßt sich auch bei näherm Eingehen auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen beiden mancher historische Grund für dieselbe auffinden; sehr beachtenswerth ist in jedem Falle, daß das moldauische, das bosnische, das lycische Haus, sowie auch das griechische Bauernhaus der Peloponnes eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem nordischen Hause aufweisen, die sich sogar bis auf die Einrichtung des innern Raumes und die charakteristische Anordnung der Schlafstätten erstreckt. Das nordische Haus ist keineswegs auf Skandinavien allein beschränkt; es findet sich im östlichen Theile des Großherzogthums Posen, sowie in Russisch-Polen und Galizien vielfach vertreten; bis wie weit es nach Osten geht, ist nicht bekannt. In der Gegend von Schneidemühl und Deutsch-Krone hat es insofern eine Modifikation erfahren, als der Backofen nach fränkischer Sitte aus der Stube in die Vorflur genommen und die Säulenhalle theilweise zugebaut und zu einem zweiten heizbaren Raume umgeschaffen worden ist. Nur eine Säule ist erhalten geblieben, welche vor der Eingangsthür einen Rest der Vorhalle bildet.

Die gegenwärtige Lage der Dinge zeigt also im Nordwesten Deutschlands längs der Küstengegenden der Nordsee das friesische und sächsische Haus, in den Alpen die verschiedenen Gestalten des Schweizerhauses, und in Skandinavien sowie hier und da in Westpreußen, Posen und Polen den eigenthümlichen Typus des nordischen Hauses. In dem weiten Zwischenraume aber ist von der westlichen Wasserscheide des Rheins her das fränkische Haus verbreitet, das alle anderen Hausformen immer mehr einschränkt und unterdrückt: nicht durch die Willkür des Zufalls oder auf das Geheiß einer sinnlosen Mode, sondern weil es vermöge seiner ganzen Anlage und Einrichtung am leichtesten sich den gesteigerten Anforderungen des gebildeten Kulturlebens anpassen läßt.

Dies sind in Kurzem Meitzen's interessante und anregende Ausführungen über die geographische Verbreitung der volksthümlichen Hausformen in Deutschland. Es ist hier nicht der Ort, auf den historischen Theil der trefflichen Arbeit näher einzugehen, bei dem sich der Verfasser begreiflicherweise mehr auf dem Boden der Hypothese bewegt. Interessant und überzeugend sind die Schlüsse, die er an die Formen der nordischen Hünenbetten, sowie an die der seltsamen, an verschiedenen Orten ausgegrabenen Hausurnen knüpft.

Von ganzem Herzen wünschen wir der Meitzen'schen Schrift und damit zugleich dem Interesse für den Gegenstand die weiteste Verbreitung. Ist doch eine ersprießliche Förderung dieses Zweiges der Vaterlandskunde nur durch die gemeinsame Arbeit Vieler zu erreichen, nur durch ein in den verschiedenen Gegenden Deutschlands und von vielen aufmerksamen Beobachtern auszuführendes Sammeln und Sichten der zerstreuten und leider von Tage zu Tage mehr verschwindenden Zeugnisse unseres alten volksthümlichen Hausbaues!

Die Steinzeit Afrikas.

Von **Richard Andree.**

II.

Die Entdeckung Reil's ist durch anderweitige Nachforschungen in Helwan glänzend bestätigt worden. Zunächst war es der Amerikaner Professor W. Haynes, der eine Kollektion von Steingeräthen an jener Stätte zusammenbrachte [1]). Außerordentlich schöne, höchst sorgfältig gearbeitete, symmetrische Lanzenspitzen (mit Widerhaken), Pfeilspitzen, Sägen, Messer, Schraper hat auch Jukes Browne dort gesammelt und abgebildet [2]). Alle beil- und meißelförmigen Geräthe fehlen aber und die Objekte selbst fallen durch Kleinheit und Zierlichkeit auf. Helwan was a manufactory of small implements only. Auch Herr O. Mantey bestätigt [3]), daß bei Helwan unter der großen Menge der Splitter einzelne mit besonderer Sorgfalt bearbeitete Specimina, die man entschieden als Lanzen- und Pfeilspitzen ansprechen muß, vorkommen, glaubt aber die große Mehrzahl nur mit Reserve für Artefakte ansehen zu können. Uebrigens weist er darauf hin, daß noch gegenwärtig (z. B. in Tanta im Nildelta) Feuersteine zum Feuerschlagen von Fellachen und Zigeunern hergestellt werden, und ist daher geneigt, die Helwaner Funde in die neueste Zeit zu setzen. Mir erscheint diese letztere Annahme durchaus ungerechtfertigt; solche Pfeil- und Lanzenspitzen, wie Jukes Browne sie abbildet, sind keine modernen Erzeugnisse, diese tragen den ganz unzweifelhaften Charakter der Waffen der Steinzeit an sich.

Die „Steinzeit Aegyptens" ist auch wiederholt auf anthropologischen Versammlungen Gegenstand der Discussion gewesen, und man kann nur sagen, daß jene, welche ihr Dasein vertreten, die Gegner geschlagen haben. Fraas [1]) wies darauf hin, daß die ägyptischen Steinartefakte (von Theben und Helwân) die größte Uebereinstimmung mit den europäischen zeigen. „Die Kornquetscher sind dieselben, wie sie aus den Tiefen des Bodensees oder den Schweizer Pfahlbauten hervorgezogen werden, dieselben Messer, Sägen und

[1]) Journ. Anthropol. Instit. VII, 323 (1878).
[2]) Journ. Anthropol. Instit. VII, 396, nebst Karte der Umgegend von Helwan und Taf. 9.
[3]) Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1879, S. 351.

[1]) Correspondenzblatt d. deutsch. Anthropol. Ges. 1879. S. 136.

Schaber aus Feuerstein, die man ohne Etikettirung geradezu verwechseln würde." Und, gegen Brugsch gewendet [1]): „Wollte man die ägyptischen Feuersteine als zufällige Gebilde erklären, so müßte man konsequent alle die Tausende von Funden in der Mark und in West- und Ostpreußen bis herunter nach Schwaben, die aus der ältesten Steinzeit stammen, auch für einen Zufall erklären."

Und noch zu einem interessanten Schlusse gelangt der genannte Forscher [2]), welcher ihm durch das Vorhandensein der zahlreichen, Ateliers repräsentirenden, Feuersteinsplitter in der Wüste aufgedrängt wird. „Für mich ist es kein Zweifel mehr, daß die heiße Wüste in der Zeit, in welcher die Feuersteine geschlagen wurden, noch grünes Land war und erst nach der Steinzeit die Wüste entstund. Die Menschen aber, die dort wohnten, waren in Sitten und Gebräuchen den Menschen der europäischen Steinzeit gleich." Wir werden weiter unten sehen, daß unabhängig von dieser Ansicht des deutschen Gelehrten französische Forscher für die centrale Sahara aus gleichen Gründen zu den gleichen Ergebnissen gelangten.

Die Steinzeit läßt sich für Aegypten nicht mehr leugnen. Warum sollte dieses Land auch allein eine Ausnahme gemacht haben? Wir können es jetzt nachweisen, daß ringsum der geschlagene Stein als Waffe und Geräth im Gebrauche war und daß für ganz Afrika eine Steinzeit existirte. Er ist in Syrien, in Midian, auf der Sinaihalbinsel gefunden worden und in den Oasen im Westen von Aegypten; weshalb sollte er im Nilthale fehlen?

2. Magreb und Sahara.

Auch abgesehen von Aegypten ist der Norden Afrikas reich an Zeugen der Steinzeit; die Beweise dafür haben sich in den letzten Jahren sehr gemehrt und wir können heute Steingeräthe in den Oasen der Wüste und im ganzen Magreb nachweisen, von Kufra im Osten angefangen bis zur großen von Marokko nach Timbuktu führenden Karawanenstraße. Jetzt, nachdem die Aufmerksamkeit der Reisenden auf vorgeschichtliche Funde gelenkt worden ist, werden dieselben sich auch mehren.

Südlich von Boëma in der Kufra-Oase fand Gerhard Rohlfs „eine wunderschön gearbeitete Wurfspießspitze aus Feuerstein", die er auch abbildete, die aber leider bei seiner Beraubung verloren ging. Ob dieselbe mit alten Bauresten in Zusammenhang gebracht werden kann, welche sich in der Oase erhalten haben und auf ein älteres Volk als die Tibbu hindeuten, mag dahin gestellt bleiben [3]). Durch eine Entfernung von etwa 30 Längengraden von dieser Fundstätte getrennt entdeckte Oskar Lenz bei Taudeni in der westlichen Sahara, wo berühmte Salzlager ausgebeutet werden, „merkwürdiger Weise Steinwerkzeuge, die sehr gut aus einem harten Grünstein hergestellt wurden" [4]). Auf meine Anfrage ist Dr. Lenz so freundlich gewesen mir eine Abbildung der drei Steinobjekte zu übersenden; es sind Hämmer von etwa 9 bis 12 Centimeter Länge und rundlichem Querschnitt, gut und symmetrisch gearbeitet, vollständig geglättet und durchaus einen späten Typus, ähnlich jenem der Schweizer Pfahlbauten, zeigend oder wie die irischen Steinäxte [5]). Eines dieser Beile verläuft oben und unten in einem stumpfen Kegel, ein anderes ist einseitig schräg zugeschärft. Dr. Lenz bemerkt dazu: „Die Steinwerkzeuge stammen aus der Umgegend von Taudeni, wo sich bekanntlich große, seit uralter Zeit ausgebeutete Salzlager befinden. In der Nähe dieser der mittlern Tertiärformation angehörigen und im Wesentlichen aus Salzthon, Mergeln und Sandstein bestehenden Hügel befinden sich Durchbrüche eines ältern Eruptivgesteins, einer Art Grünstein (eine genauere mikroskopische Untersuchung hat noch nicht stattgefunden), welches das Material zu den Steinwerkzeugen lieferte. Es sollen in der Nähe von Taudeni uralte Mauerreste sein, aus Salzthon hergestellt, selbst bearbeitetes Holz soll vorkommen, wie man auch verschiedene Schmuck- und Industriegegenstände gefunden haben will. Die Führer der Salzkarawanen aus Arauan und Timbuktu finden bei Taudeni hin und wieder Steinwerkzeuge und bringen dieselben ihren Frauen, fast ausschließlich Negerinnen, mit, welche dieselben in der Hauswirthschaft zum Zerreiben und Zerstampfen von Korn u. s. w. heute noch verwenden. Meine drei Exemplare habe ich von Frauen in Arauan erhalten." Ich füge dem noch hinzu, daß die Steinbeile von Taudeni jenen, die Winwood Reade an der Guineaküste fand, außerordentlich gleichen. (Siehe unten.)

Geographisch mitten hinein in diese beiden Funde fallen jene, die wir jetzt aus der algerischen Sahara und aus dem Magreb kennen. Die zahlreichen Dolmen, Menhirs, Steinkreise, Steingräber, Näpfchensteine in Algerien haben längst die Aufmerksamkeit erregt, sind vielfach geschildert und auf ihren Ursprung untersucht worden, sie sind aber zum Theil in historischer Zeit entstanden und gehören nicht in den Kreis unserer Betrachtung. Auf phönizische Anregung geht allerdings bei ihnen nichts zurück, wenn auch phönizische und römische Einwirkungen bei ihnen konstatirt werden können. Diese Denkmäler repräsentiren verschiedene Zeitperioden und sind vielleicht erst durch den Islam verdrängt worden, denn in den Gräbern werden neben Funden der Bronzezeit solche aus nachchristlicher Zeit gemacht [1]).

Unzweifelhaft prähistorische Steingeräthe hat vor längerer Zeit schon Verbrugger am Dschebel Aurès in Algerien, Chopin an den Schotts der Provinz Oran gesammelt [2]). Abbé Richard, der bekannte Quellenfinder, wies schon 1867 bei Ain el Assafia in der Sahara von Laghuat ein „Atelier" nach [3]). Ganz neuerdings (Winter 1880 bis 1881) hat derselbe Forscher Steininstrumente aus der Gegend von Tunis, Karthago, Biserta, Susa, an den Ufern der Medscherda und bei Monastir gefunden. Es sind meistens dicke Aexte und Messer aus kieseligem Kalkstein, einige aus Sandstein, keins polirt. Zu Dorussa bei Bona fand er eine sehr hübsche Axt und ein Messer bei den sogenannten numidischen Gräbern [4]). Nähere Angaben fehlen noch.

Die Provinz Oran und der westliche Theil Marokkos wurden von Dr. Bleicher im prähistorischen Interesse durchsucht; namentlich erscheint die Umgegend von Tlemsen reich an Spuren der paläolithischen Zeit, denn die Waffen, welche Bleicher fand und die aus Kalkkieseln und Kieselsandstein bestehen, zeigen den bekannten, sehr alten Typus von St. Acheul. Außerdem entdeckte er Geräthe aus polirtem Stein, Knochenreste von Thieren und Töpferwaaren. Letztere Funde aber reichen in eine verhältnißmäßig junge Zeit

[1]) Verhandl. d. 11. Versammlung d. deutschen Anthropologen zu Berlin 1880, S. 142.
[2]) Correspondenzblatt 1879, S. 136.
[3]) G. Rohlfs, Kufra, Leipzig 1881, S. 333.
[4]) Mitth. d. Afrikan. Ges. in Deutschland II, 232.
[5]) Vergl. Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit I, S. 86, Fig. 97, 98.

[1]) Die Literatur über diese megalithischen Bauten Nordafrikas findet sich zusammengestellt bei O. Meltzer, Geschichte der Karthager I, 434. (Berlin 1879.)
[2]) Bull. soc. d'Anthropol. 1881, p. 125.
[3]) Congrès international d. sciences anthropol. de Paris 1878. Séance du 21 août.
[4]) Bull. soc. d'Anthropol. 1881, p. 168.

herauf, da die Töpfergeschirre Bemalung zeigen. Das alles fand sich in Höhlen, die noch einer besondern Ausbeutung harren.

Auch in Marokko hat Dr. Bleicher die Spuren des primitiven Menschen nachgewiesen. Zahlreiche Feuersteinmesser und Pfeilspitzen finden sich in dem Alluvium der Herkulesgrotten. Aber auch diese Feuersteingeräthe reichen in nicht allzualte Zeit hinauf, da das Töpfergeschirr, welches zugleich damit vorkommt, auf der Drehscheibe hergestellt ist und außerdem Bronzenägel dabei gefunden werden. Bei den Grotten liegen Gräber, in welchen die Leichen in zusammengekauerter Stellung (wie bei den Guanchen der Canarien) beigesetzt wurden. Bleicher nimmt an, daß die Besitzer der von ihm gefundenen Waffen auch die Erbauer der Tumuli von Kasr-el-Kebir waren [1]).

Das Vorkommen paläolithischer Geräthe in Nordafrika bestätigt auch Lubbock; er fand bei Koléa, nicht fern von der Stadt Algier, nördlich von dem unter dem Namen Tombeau de la chretienne bekannten Monument, ein $4^1/_2$ engl. Zoll langes, 2 Zoll breites oben zugespitztes Feuersteingeräth vom St.-Acheul-Typus [2]).

Die Hauptfunde, denen wir uns jetzt zuwenden, liegen weiter im Süden, in der algerischen Sahara, wo sie noch unter 27° nördl. Br. beobachtet wurden. Schon 1876 hatte Fernand Foureau in der Umgegend von Wargla (32° nördl. Br.) gut gearbeitete mit Widerhaken versehene Pfeilspitzen aus Feuerstein entdeckt und nach Paris eingesendet [3]), aber erst den Expeditionen, die zur Aufsuchung einer Trace für die Saharaeisenbahn ausgeschickt wurden, blieb es vorbehalten, Näheres über die ungemein zahlreichen Steingeräthe der Sahara zu erkundigen. Es sind die Herren Dr. Weißgerber und Rabourdin, welchen die prähistorische Wissenschaft hier zu Dank verpflichtet ist.

Dr. Weißgerber gehörte der Expedition an, welche 1880 unter der Leitung Choisy's die Routen von Laghuat nach El Golea und von Biskra nach Wargla zu untersuchen hatte, ein Gebiet, das zwischen 35° und 30° nördlicher Breite fällt. Von Laghuat ausgehend traf man an dem Brunnen von Zebbacha (33° nördl. Br.) auf die ersten zugehauenen Silexstücke. Auf dem Kalkplateau, welches zwischen der Sebcha des Mzab im Osten und dem el Loua im Westen sich erstreckt, findet man zahlreiche kleinere und größere Wasserbecken mit einiger Vegetation, und diese Stellen sind besonders reich an Feuersteinschlagstücken. Das erste Atelier traf Weißgerber 30 Kilometer südlich von Zebbacha. Les éclats de silex sont toujours très nombreux, on n'a pour ainsi dire qu'a se baisser pour en ramasser.

Die nächste Entdeckung, welche dieser Expedition vorbehalten blieb, war die Auffindung eines Cromlech im Thal von Aïn Massine. Er besteht aus mehreren konzentrischen Kreisen von rohen Steinen, die jeder etwa einen halben Cubikmeter halten, und liegt auf einem elliptischen Tumulus von 50 Meter Länge und 30 Meter Breite. Dieser Cromlech ist der erste, welcher so weit südlich (32° 30' nördl. Br.) aufgefunden wurde. Zeit zu Ausgrabungen blieb der Expedition nicht. Auf dem ganzen weitern Wege bis El Golea (30° 30' nördl. Br.) wurden die geschlagenen Feuersteine gefunden, ausgenommen auf dem steinigen Plateau der Hammada und in den Dünen. Bei El Hassi entdeckte sie Weißgerber in den 50 Centimeter starken Gipsablagerungen einer Quelle; auch bei El Golea sind sie häufig. Sie fehlen dagegen zwischen El Golea und Wargla. Wargla selbst ist une vraie carrière de pointes de flèches; auch der Ued-Rir ist reich daran. Alles das deutet auf eine einst weit zahlreichere Bevölkerung der algerischen Sahara hin, als dieselbe gegenwärtig ist, und Weißgerber nimmt eine Veränderung der klimatischen Verhältnisse an, in Folge deren das Land verödete.

Die zahlreichen Funde des Dr. Weißgerber, welche im Museum der Pariser anthropologischen Gesellschaft hinterlegt sind, bestehen in größeren und kleineren, verschiedenartig geformten Pfeilspitzen; namentlich die kleinen sind sehr sorgfältig und regelmäßig gearbeitet. Die Güte der Arbeit nimmt von Norden nach Süden zu ab. Dagegen sind die Geräthe, die bei El Hassi, bei Hassi-Scharef und El Golea gefunden wurden, ziemlich plump, während die Pfeilspitzen von Wargla sich wiederum durch große Feinheit der Arbeit auszeichnen. Die Formen sind ganz die gewöhnlichen, bei uns bekannten. Außer den Pfeilspitzen kommen Schraper und Späne vor. Im Ued-Rir nahe bei Tuggurt fand Weißgerber das Fragment einer Lanzenspitze. Das Material zu diesen Feuersteingeräthen war überall bodenständig zur Hand und brauchte nicht erst aus der Ferne herbeigeschafft zu werden.

Von El Golea zog die Expedition in nordöstlicher Richtung auf Wargla. Unterwegs, bei Moranem, stieß Weißgerber auf ein sehr ausgedehntes Silex-Atelier, von 2 bis 3 Hektaren Umfang. Trotz alles Nachsuchens konnte er jedoch kein einziges Feuersteingeräth finden, wahrscheinlich weil die Oertlichkeit von den Offizieren der andern Expedition abgesucht worden war.

Diese zweite Expedition, auf welche hier angespielt ist, war jene des Oberst Flatters, bei der sich Lucien Rabourdin als Erforscher der prähistorischen Verhältnisse befand. Sie begab sich über Biskra und Tuggurt nach Wargla. Rabourdin hat die große Anzahl von 367 Feuersteingeräthen mitgebracht und im Museum von St. Germain hinterlegt; sie stammen von 18 auf einer Karte genau verzeichneten Fundstätten, welche sich zwischen Wargla in 32° nördl. Br. und Aïn-el-Hadjadj in 27° nördl. Br. zumeist in dem großen von Nord nach Süd ziehenden Ued Igharghar finden [1]). Folgen wir der Expedition auf ihrem Zuge von Nord nach Süd. Ngouça, 6 Kilometer nordwestlich von Wargla, zeigte das erste Atelier, ausgezeichnet durch eine große Menge vorzüglich gearbeiteter Pfeilspitzen aus Feuerstein; es ist den Arabern seit langer Zeit schon bekannt und der Agha von Wargla besitzt stets einige der Pfeilspitzen, welche er durchreisenden Franzosen zum Geschenke macht. Rabourdin sammelte hier 69 Stück, darunter Späne von 5 bis 6 Centimeter Länge und Pfeilspitzen verschiedener Art, auch solche mit Widerhaken. Araber sowohl als Tuareg wußten über den Ursprung der Geräthe nichts weiter anzugeben, als daß sie von den Dschin (Geistern) stammten.

Hassi-el-Medjira (31° 30') war der zweite Fundort, wo ganz ähnliche Stücke wie bei Wargla entdeckt wurden. An den Brunnen von Khatmaia (31°), dem dritten Fundorte, ist eine Fläche von etwa 4 Quadratkilometer mit geschlagenen Feuersteinen bedeckt. Dieses große Atelier ist dadurch interessant, daß hier die Geräthe nach ihrer Form klassificirt liegen, also die Messer an einem Platze, die Schraper an einem andern, die Pfeilspitzen an einem dritten. Prähistorische Arbeitstheilung! 137 Objekte wurden hier die Beute Rabourdin's. Zu den schon erwähnten Formen kommen noch Sägen, Nuclei, Wurfspeerspitzen und einige nicht bestimmbare Instrumente hinzu. Außerdem einige

[1]) Revue d'Anthropologie 1880, p. 292.

[2]) Journ. Anthropol. Instit. X, 317. Mit Abbildung auf Tafel 16 (1881).

[3]) Bull. soc. d'Anthropol. 1877, p. 563 mit Abbildungen.

[1]) Les âges de pierre du Sahara central par L. Rabourdin. Bull. soc. d'Anthropol. 1881, p. 115 nebst Karte.

Funde, die von ganz besonderer Wichtigkeit sind, nämlich eine Kaurischnecke, Fragmente von Straußeneiern, und das Bruchstück einer polirten Axt aus Nephrit. Letztere ward nicht fern vom Brunnen mitten zwischen den geschlagenen Feuersteinen gefunden. Sie ist flach, etwa so groß wie die halbe Hand und stark abgenutzt. Der Nephrit ist grün und gleicht jenem von Neu-Seeland. An diesen Fund, dessen Vorkommen hier sich nach meiner Ansicht am natürlichsten auf dem Handelswege erklärt (wie anderwärts), knüpft Rabourdin gleich ausschweifende Hypothesen; er bringt ihn mit den Fellata in Verbindung, welche er aus Malaisien einwandern läßt &c. &c. Es verlohnt sich nicht der Mühe, weiter auf diese wilden Hypothesen einzugehen.

Die vierte Fundstätte, Gurd Bouhloula (30° 30'), lieferte 12 Objekte; etwas weiter südlich bei Aïn-Taïba liegen die fünfte und sechste Fundstelle, welche 9 resp. 33 Gegenstände von der gleichen Beschaffenheit wie die früher erwähnten ergaben.

Zwischen dem 29. und 30. Grade nördl. Br. liegen die siebente und achte Fundstelle, jede lieferte aber nur ein einzelnes Objekt; erst weiter südlich (28° 50') fanden sich bei Hassi-Mouileh-Matallah zwei große Ateliers, die 50 resp. 20 Gegenstände ergaben.

Die elfte Fundstelle, El Beyyodh (28° 30'), lieferte 20, die zwölfte, Timassinim (28°), nur einen einzigen Gegenstand; die dreizehnte, Gar el Beidha (27° 50'), zeigte zuerst einen neuen Typus; hier traten nämlich große Aexte aus kieselreichem Sandstein vom Chelles-Typus auf; sie sind sehr häufig, so daß Rabourdin in einem Umkreise von 5 Metern sechs Stück fand. An der 14., 15. und 16. Fundstelle, alle zwischen 28° und 27° nördl. Br. gelegen, wiederholten sich diese Funde von Aexten; an der 16. Fundstelle bestand die einzige dort gefundene Axt aus Basalt. Eine Feuersteinspitze und ein vereinzeltes Messer aus demselben Material, noch südlich des 27. Grades gefunden, waren die letzten prähistorischen Errungenschaften Rabourdin's. Der Punkt, wo er das Messer fand, heißt Aïn el Hadjadj. Auch Rabourdin zieht, wie Weißgerber, aus seinen zahlreichen Funden die Folgerung, daß die centrale Sahara einst dicht bewohnt war, und gleich jenem konstatirt er eine Abnahme in der Feinheit der Ausführung der Geräthe von Nord nach Süd.

3. Ober-Guinea.

Anderweitige Funde von alten Steingeräthen sind von der Küste Oberguineas bekannt geworden, und zwar datirt die Kenntniß derselben schon aus dem Beginne unseres Jahrhunderts. Der dänische Geistliche Monrad, welcher als Missionär an der Goldküste lebte, meint, indem er von den heutigen Waffen der dortigen Neger spricht, daß in der Vorzeit andere Waffen in Afrika in Gebrauch gewesen sein müssen. „Man findet wenigstens da eine Art Steine, welche darauf hindeuten. Sie sehen aus wie Serpentin und sind, wie es scheint, gut polirt, keilförmig oder rund und am Ende flach zugespitzt. Vermuthlich sind sie, wie Streitäxte, an einem Stiel befestigt gewesen. Die Neger nennen sie Fetischsteine und glauben, daß derjenige, der einen solchen besitzt, einen starken beschützenden Fetisch habe“ [1]). Das Berliner ethnographische Museum besitzt etwa ein halbes Dutzend solcher Steinbeile „aus Aschanti“, auf welche Prof. Bastian die Güte hatte mich aufmerksam zu machen.

Dieses Vorkommen von Steingeräthen an der Guineaküste, speciell an der Goldküste, ist neuerdings von dem bekannten Afrikareisenden Winwood Reade bestätigt worden [1]). Er fand dieselben bei Akropongo und Aburri, 1500 Fuß über dem Meeresspiegel, und bei Odumasie am Voltaflusse. Nicht selten kommen diese Geräthe nach Regengüssen zum Vorschein und werden, da der Regen gewöhnlich von Blitz und Donner begleitet ist, als Donnerkeile und Gottesärte bezeichnet — eine überaus weit verbreitete Anschauung, die in Europa wie in Asien mit vorgeschichtlichen Steingeräthen verknüpft ist. Abgeschabte Theilchen der Steingeräthe werden von den Negern als Medicin genossen. Was die Geräthe selbst anbelangt, so ist keines derselben aus Feuerstein (aber das Material, aus dem sie bestehen, ist auch nicht angegeben); einige Stücke gleichen den bekannten Steinärten, wie sie auch bei uns vorkommen und die in der That kosmopolitisch sind. Sie sind klein, nur zwei bis drei englische Zoll lang und zeigen einen abgeplatteten, fast eiförmigen Querschnitt. Die Mehrzahl der Instrumente aber zeigt einen runden Querschnitt. Auch durchbohrte Quarzkiesel von $1^3/_4$ Zoll Durchmesser kommen vor, die vielleicht als Amulett getragen wurden. Ueber die Zeit, wann diese Steingeräthe im Gebrauch waren, läßt sich nichts sagen; es fehlt sogar an Traditionen über dieselben, daß sie aber alt sind, darauf deutet schon die Tiefe, in welcher sie gefunden wurden.

4. Südafrika.

Die ersten Steingeräthe aus dem Kaplande wurden von Langham Dale zwischen der Tafel- und False-Bay im Driftsande gesammelt [2]). Sie bestehen aus grobem Quarzit, sind roh gearbeitet, ohne Politur, 1 bis 5 englische Zoll lang, aber unzweifelhafte Artefakte. Die meisten sind flache, oft zugespitzte Stücke, einzelne von Schraperform, wie die rohen europäischen Formen. Auch rohe Pfeilspitzen sind darunter vertreten, jedoch ohne Widerhaken.

Nachdem so auch hier das Eis gebrochen war, mehrten sich die Funde. Thomas Holdin Bowker zu Tharfield in Lower Albany meldete [3]), daß alte steinerne Pfeil- und Speerspitzen nicht nur im Kaplande in der Gegend von Tharfield bis East London, sondern auch im Oranje-Freistaat gefunden wurden. Auch einige flache rundliche, etwa einen Zoll im Durchmesser haltende Objekte wurden entdeckt, die der Autor für Zierrathe ansieht, welche im Ohrläppchen getragen wurden. „Eine merkwürdige auf diese rohen Waffen bezügliche Thatsache erregte meine Aufmerksamkeit, nämlich, daß kein südafrikanischer Stamm im Gebrauche derselben betroffen wird, selbst nicht, als sie von den ersten Europäern besucht wurden; auch tief im Innern sind Steingeräthe unbekannt.“

Weitere Sendungen von Kap-Steingeräthen, welche in die Hände von Sir John Lubbock gelangten [4]), waren gleichfalls sehr roh in der Ausführung; es sind lauter „Speerspitzen“, die größte $4^1/_2$ englische Zoll lang, $1^1/_2$ breit und mit schief-rautenförmigem Querschnitt, das Material Feuerstein.

Endlich hat Langham Dale seine Forschungen fortgesetzt und eine große Anzahl neuer Lokalitäten aus Südafrika

---

[1]) H. C. Monrad, Gemälde der Küste von Guinea. Aus dem Dänischen. Weimar 1824. S. 118 Anmerkung.

[1]) Journ. Anthropol. Institute I, Appendix p. XCIV. Tafel I, Fig. 4, und Tafel 2.

[2]) Journ. Ethnolog. Soc. New Series I, 51 (1869), nebst Tafel.

[3]) Journ. Ethnolog. Soc. New Series II, 39 (1870), und Tafel I.

[4]) Journ. Anthropol. Institute I, Appendix XCII, und Tafel I, Fig. 1 und 2.

bekannt gemacht, an welchen Steingeräthe vorkommen [1]). Die Mehrzahl dieser Geräthe besteht aus zugespitzten, speerförmigen Platten, wie sie schon Lubbock beschrieben hat. Eine Ausnahme in der neuen Sammlung L. Dale's bildet ein polirter Steincelt aus einer Art Grünstein von verlängert keilförmiger Gestalt, 5,8 englische Zoll lang, 1,1 breit, und an einem Ende 1 Zoll dick. Alle diese Geräthe wurden auf dem natürlichen Boden gefunden, der nirgends gestört ist. Neben den fertigen Objekten liegen Späne, Abfälle und unvollendete Geräthe umher. Dale erwähnt auch Speerspitzen, Pfeilspitzen, Schleudersteine, Kornreiber, Schraper, Meißel. Als Fundorte nennt er die Cape-Flats bei der Kapstadt, East London in Britisch-Kaffraria, das westliche Ufer des Kahoon $1^1/_2$ Miles von seiner Mündung ins Meer, Pamure an der Mündung des Buffalo, Cape Henderson am Kei River, Klip River Spruit in der Albert-Division, die Gegend zwischen Queenstown und Dordrecht, die Mündung des großen Fischflusses und die Ufer des Oranjeflusses.

Die Steingeräthe sind also im Kaplande sehr verbreitet. Ob sie von einer Race herstammen, die vor Hottentoten und Kaffern im Lande saß, wie Dale meint, läßt sich nicht beweisen. Man kann gerade so gut annehmen, daß sie der Nachlaß dieser Völker sind aus einer Periode, in welcher ihnen der Gebrauch des Eisens noch unbekannt war.

Die ausführlichste und eingehendste Arbeit über das Steinzeitalter Südafrikas verdanken wir ganz neuerdings W. D. Gooch [2]), der als Eisenbahningenieur in Natal angestellt und, mit den einschlägigen Verhältnissen Europas wohl vertraut, eine systematische Beschreibung der prähistorischen Funde Südafrikas unter Berücksichtigung der geologischen Verhältnisse des Landes gab. Das Gebiet, welches er beschreibt und für welches er die Steinzeit schlagend nachweist, umfaßt das ganze Land südlich vom Oranjeriver und im Osten bis zur Delagoabai, ja an der Ostküste sind Funde von Steinartefakten noch bei Mosambique und Inhambane gemacht worden. Neu sind die wurfscheibenartigen, durchbohrten Geräthe aus hartem, polirtem Schiefer, die vielleicht als Schlagringe oder auf Stöcke gesteckt als Keulen benutzt wurden. Sie kommen in Viktoria County, Natal, vor; ferner die durchbohrten 2 bis 7 Pfund schweren, aus Quarzit, Schiefer oder Sandstein bestehenden Steine, die wohl als Keulenkopf dienten und sich dutzendweise an der Kalkbai auflesen lassen, auch in den Hottentotenbergen im Upper Veldt und bis zu den Drakenbergen hier häufig vorkommen. Gooch beschreibt und bildet ab auch unpolirte Celte von roher Form, den paläolithischen Exemplaren Europas gleichend; gut geformte Wurfgeschoßspitzen aus den Cape Flats; Pfeil- und Lanzenspitzen, Aexte, Hämmer, Schaber, Messer, Keile, Sägen, Mörser und Reibsteine. Sowie bei uns in Europa fand Gooch die prähistorischen Geräthe in Höhlen, Küchenabfällen, im Alluvium und Diluvium. Auch dort in Südafrika ist der Mensch zuerst als Troglodyt aufgetreten, auch dort hat er Kjökenmöddinger aus Austernschalen aufgehäuft, in denen er seine Steingeräthe hinterließ. Für den östlichen Theil des Kaplandes und Natals deutet dieses auf eine Race hin, welche von den jetzt dort wohnenden Kaffern und Zulus verschieden gewesen sein kann, da diese Völker keine Mollusken verzehren. Gooch hat ferner gezeigt, daß sich fünf verschiedene Perioden im Steinzeitalter Südafrikas unterscheiden lassen, deren Grenzen uns allerdings nicht immer scharf gezogen erscheinen. Wir haben aber ausgesprochen paläolithische und neolithische Geräthe und Waffen. Selbst den Chalcedon verstanden die primitiven Menschen Südafrikas zu verarbeiten, gut polirte Waffen kommen vor und ornamentirte ungebrannte Töpferprodukte sind dort gefunden worden, deren Ornament die Nachahmung von Flechtwerk zeigt.

[1]) Journ. Anthropol. Institute I, 345 (1872).

[2]) Journ. Anthropol. Instit. XI, 124, und Tafel 8 bis 15.

5. Somal-Land.

Nach den Mittheilungen, welche der Reisende George Revoil an die Pariser Anthropologische Gesellschaft gemacht hat [1]), kommen im Lande der Medschertin-Somal, nahe dem Kap Gardafui, geschlagene Silexstücke und zahlreiche Tumuli sowohl am Meere als auf den Höhen im Innern vor, deren Ursprung die Somal den Galla zuschreiben. Eine Bestätigung für diese kurze Angabe Revoil's finde ich in einer steinernen Pfeilspitze, die Graf Zichy bei Berbera an der Somaliküste fand und die im Berliner ethnographischen Museum aufbewahrt wird.

6. Centralafrika.

Ob am Tanganjikasee Steingeräthe vorkommen, muß sich entscheiden, wenn die vom Marineoffizier E. C. Hore dort aufgelesenen Steine näher untersucht sind. Er schreibt [2]) über dieselben: „Die Steine wurden mir von Mr. Hutley gegeben, welcher sagt, daß sie von Zeit zu Zeit von den Eingeborenen gefunden würden, namentlich an seichten Stellen des Sees, zuweilen auch am Gestade. Sie scheinen völlig unwissend über die Herkunft dieser Steine zu sein, betrachten sie aber mit Ehrfurcht als Stellvertreter oder Boten von ihren verstorbenen Vorfahren, häufen sie in kleinen Hütten oder Körben auf, die sie sorgfältig vor Schaden bewahren. Der einzige Gebrauchsnutzen, den ich an diesen Steinen entdecken kann, ist der, daß sie als Stockbeschwerer bei der Feldarbeit ähnlich wie bei den Hottentoten dienten, doch die Eingeborenen wissen nichts von ihrem frühern Gebrauche." Oder waren es Netzsenker?

7. Ueberblick.

Obwohl erst dreizehn Jahre darüber vergangen sind, seit zum ersten Male von einer Steinzeit Afrikas die Rede war, ist dieselbe heute doch im Norden und Süden des Kontinents fest konstatirt. In Marokko, Algerien, Tunis und Aegypten ist dieselbe nachgewiesen, in der Sahara von 5° westl. L. bis 25° östl. L. v. Gr. Als vereinzelte Vorposten, auf weitere Entdeckungen deutend, stehen noch die Goldküste und das Somalküstenland da. An der Ostküste sind Mosambique und Inhambane isolirte Fundstätten, während die ganze Südspitze ein reiches Feld für die Ueberreste der Steinzeit ist. Wo, wie in Algerien und im Kaplande, Europäer herrschen und als Kolonisten dauernd sich aufhalten, da haben sich die steinernen Zeugen dahingegangener Völker binnen Kurzem auffällig gemehrt; es erlaubt dieses den Schluß auf weitere umfassende Entdeckungen in den jetzt sporadisch besuchten Theilen des dunklen Kontinents. Je mehr aber unsere Reisenden anthropologisch geschult hinausziehen, desto mehr werden sich, das steht mit Sicherheit zu erwarten, die Lücken der prähistorischen Karte Afrikas füllen.

Wie bei uns in Europa zeigen die Steinfunde Afrikas auch deutliche Entstehung in verschiedenen Epochen; alte Geräthe vom Typus der Driftfunde und neuere, polirte,

[1]) Bulletins derselben 1881, S. 166.

[2]) Proc. R. Geogr. Soc. 1882, p. 7.

aus späteren Zeiten mit verschiedenen Uebergängen sind vertreten. Wunderbar ist die Uebereinstimmung nach Material und Form der afrikanischen mit den europäischen Geräthen und Waffen; dieselben Aexte, Schaber, Meißel, Speer- und Pfeilspitzen, die Sägen, Späne und Nuclei werden gefunden; auch die Ateliers sind vorhanden und von Material wird, wie anderwärts, der Feuerstein bevorzugt wegen seiner Härte und leichten Bruchfähigkeit. Daneben sind Basalte, Grünstein, kieselreiche Sandsteine u. s. w. benutzt. Ausnahmsweise zeigt auch auf Afrikas Boden sich der Nephrit [1]) und stellt auch dort die Frage nach seinem Ursprungslande wie in Europa oder Amerika.

Auch in Afrika beantworten uns die Funde der Steinzeit die Frage nach dem Kulturzustande der Völker, von denen sie herrühren, während wir auch hier nur mangelhaft diese Völker selbst zu bestimmen vermögen. Im Norden werden es wohl die Vorfahren der berberisch-libyschen Nationen gewesen sein, denen die Steingeräthe zu danken, während im Süden manches darauf hindeutet, daß dieselben von den Vorfahren der heutigen Sân stammen. Für die Sahara endlich ergiebt sich aus dem massenhaften Vorkommen der Steinobjekte in heute völlig öden und wüsten Gegenden der gleichzeitig und unabhängig von verschiedenen Forschern gezogene Schluß, daß dieselbe einst begrünte, bewohnte Region gewesen, und erst später unter ungünstigen klimatischen Aenderungen theilweise wenigstens ihre heutige traurige Gestalt angenommen hat.

[1]) Vielleicht ist der von Rabourdin in der algerischen Sahara entdeckte Nephrit nicht der einzige Fund dieser Art, wie aus der folgenden gütigen Mittheilung des Herrn Dr. O. Lenz an mich hervorgeht: „In Sokolo (Kala) südlich von Timbuktu, schon im Bambaragebiet, genoß ich die Gastfreundschaft eines arabischen Scheriffs, dessen Vorfahren früher mit vielen anderen Arabern aus Marokko in jene Gegenden ausgewandert waren, und dieser Mann besaß eine kleine höchst merkwürdige Tabakspfeife. Dieselbe hatte vollständig die Form, wie sie heute noch üblich ist, der Kopf aber bestand nicht aus schwarz gefärbtem Holz, mit eingelegten kleinen silbernen Ringen, wie jetzt üblich, sondern aus Stein. Der Mann legte hohen Werth auf die Pfeife und gab mir dieselbe sogar ungern in die Hand, geschweige, daß er mir dieselbe verkauft hätte, da er sie von seinem Großvater geerbt habe, der dieselbe einst auf einer Handelsreise nach Norden zu in der Wüste gefunden hat. Der Stein machte mir, trotz der nur flüchtigen Besichtigung, den Eindruck von Nephrit.“

Nekrologe.

II.

— Emile Popelin, belgischer Generalstabs-Hauptmann und Führer der zweiten belgischen Expedition nach Afrika, starb im Alter von 34 Jahren im Sommer 1881 (Ort und genaue Zeit sind uns noch unbekannt). Er war geboren 7. December 1847 zu Mons. 1879 übernahm er den Auftrag, eine Station in Njangwe am Congo zu gründen, ohne gerade für dieses System sehr begeistert zu sein. Auf dem Marsche nach Tabora hatte er, angeblich in Folge seiner Körperfülle, viel zu leiden, triumphirte aber zunächst über das Fieber, um ihm später doch zu erliegen, und zwar ehe es ihm gelang, die geplante Station im Westen des Tanganjikasees anzulegen, und nicht lange vor dem Zeitpunkte, an welchem er nach Europa zurückkehren sollte.

— Carl Arendts, geboren 15. Juli 1815 zu Ingolstadt, gestorben 12. Oktober 1881 zu Possenhofen. Er studirte besonders Mineralogie und Geologie in München und Erlangen und war 1847 bis 1874 Professor der Geographie und Naturgeschichte an der bayerischen Militärbildungsanstalt. 1869 begründete er die Geographische Gesellschaft in München, bearbeitete die fünfte und sechste Auflage von Balbi's Allgemeiner Erdbeschreibung (2 Bde., 1870 bis 1878) und redigirte die ersten drei Jahrgänge der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“. Außerdem verfaßte er eine Anzahl von für Lehrzwecke bestimmten Büchern und Kartenwerken.

— Paul Günther Lorentz, deutscher Botaniker, der sich durch Reisen in der Argentinischen Republik, wo er als Professor an der Universität Cordova angestellt war, Verdienste erworben hat, starb am 5. November 1881 in Concepcion del Uruguay. Er war der Erste, welcher die Vegetationsverhältnisse der Republik systematisch erforschte; seine Reisen betrafen namentlich den Norden und die Provinz Entre Rios. Unter andern verfaßte er für R. Napp's „Die Argentinische Republik“ den Abschnitt „Vegetationsverhältnisse Argentiniens“ (a. a. O. S. 86 bis 149, mit zwei Karten) und viele Beiträge zu der leider eingegangenen „La-Plata-Monatsschrift“.

— Karl Ferdinand Peters, österreichischer Geologe, geboren 13. August 1825 im Schlosse Liebshausen (Kreis Laun im nordwestlichen Böhmen), gestorben 7. November 1881 am Rosenberge bei Graz. Er studirte in Prag und Wien Medicin und wurde Anfangs der funfziger Jahre Assistenzarzt am allgemeinen Wiener Krankenhause, beschäftigte sich aber von Jugend auf mit Geologie, machte neben seiner ärztlichen Praxis an der unlängst gegründeten geologischen Reichsanstalt Specialstudien und wurde endlich als Hilfsgeologe bei derselben angestellt. Als solcher entwarf er die Karte der krystallinischen Schiefergebirge der Nordalpen, lehrte dann 1855 bis 1861 mit großem Erfolge an der Pester Universität und leistete Bedeutendes für die geologische Erforschung Ungarns. Er durchforschte das Gebirge an der Gran, das Fünfkirchner Gebiet und das siebenbürgisch-ungarische Grenzgebirge im Biharer Komitat. Seine 1861 in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienene Abhandlung über die Erzlagerstelle im Rezbanya wird als Muster einer mineralogisch-geologischen Untersuchung bezeichnet. 1861 mußte er indessen dem nationalen Drängen der Magyaren weichen; er ging an die Universität Graz, wo er bis zu seinem Tode wirkte. 1863 bereiste er die Dobrudscha; sein Buch „Grundzüge der Geographie und Geologie der Dobrudscha“ (Wien 1867) ist neben „Die Donau und ihr Gebiet“ (Leipzig 1875) seine bedeutendste Schrift. Bald nach seiner Rückkehr aus der Türkei überfiel ihn ein furchtbares unheilbares Rückenmarksleiden, das ihn fast ganz ans Zimmer fesselte; er warf sich nun auf die populäre Darstellung der Geologie,

worin er Meisterhaftes leistete. Seinen Vorträgen und Zeitschriftsartikeln wird Gründlichkeit und Gediegenheit in Verbindung mit glänzender, leicht faßlicher Ausdrucksweise, ihm selbst große Vielseitigkeit nachgerühmt; er war außer in seinen Specialfächern auch in der Zoologie, Medicin und Kunstgeschichte zu Hause. Die physikalische Geographie suchte er auf geologischer Grundlage aufzubauen.

— J. W. Lewis, australischer Reisender, gestorben Mitte November 1881 in Cossack, einem kleinen Orte an der Nordwestküste der Kolonie West-Australien. Er betheiligte sich als Zweiter im Kommando an der Expedition, welche der Oberst Warburton im Jahre 1873 von Central-Australien aus in nordwestlicher Richtung durch das unbekannte westliche Australien führte, und rettete die durch Hunger und andere Leiden erschöpfte Gesellschaft, indem er mit den beiden letzten Kameelen vom Oakoverflusse aus bis an den 38 Meilen entfernten de-Grey-Fluß vordrang und von den dortigen Squattern Hilfe holte. In den Jahren 1874 und 1875 betraute ihn die südaustralische Regierung mit der Leitung einer Expedition, welche den Lake Eyre und die Umgebung in weiterm Umfange erforschen sollte. Lewis bewährte sich als ein vorzüglicher Forscher.

— Ami Boué, berühmter Geolog und einer der ersten Erforscher der europäischen Türkei, geboren 16. März 1794 zu Hamburg aus angesehener Refugiéfamilie, gestorben 21. November 1881 zu Wien. Er studirte in Genf, Paris, Edinburg, wo er 1817 zum Doktor der Medicin promovirt wurde, und Berlin Naturwissenschaften und unternahm, durch günstige Vermögensverhältnisse unterstützt, in der Zeit von 1812 bis 1839 eine Reihe von Reisen durch Großbritannien, Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Oesterreich und die Balkanhalbinsel (1836 bis 1838), wobei er besonders die Geologie im Auge hatte. Fast drei Jahrzehnte lebte er dann in Paris, wo er Sekretär und später Vicepräsident der dortigen Geologischen Gesellschaft war, und siedelte 1848 dauernd nach Wien über, in dessen Nähe, in Vöslau, er seinen ständigen Sommeraufenthalt nahm. In lateinischer, französischer, englischer und zuletzt meist deutscher Sprache hat er nahe an 300 größere und kleinere Werke und Abhandlungen geschrieben und Karten gezeichnet. Sein Hauptwerk ist „La Turquie d'Europe ou Observations sur la Géographie, la Géologie, l'Histoire naturelle, la Statistique, les Moeurs, les Coutumes, l'Archéologie, l'Agriculture, l'Industrie etc." (Paris 1840, 2 Bde.), welches in mehr als einer Hinsicht für die Kenntniß der südosteuropäischen Halbinsel grundlegend gewesen ist. Eine Ergänzung dazu ist der „Récueil d'itinéraires dans la Turquie d'Europe" (Wien 1850, 2 Bde.). Er war der Verfasser der ersten geologischen Karte von Schottland (1820); später veröffentlichte er diejenige von Europa (1827), von Siebenbürgen (1834), der europäischen Türkei (1840) und 1843 die erste geologische Weltkarte. Unter seinen nur handschriftlich hinterlassenen Werken sei ein serbisches Wörterbuch von 21 000 Wörtern und eine Sammlung slavischer naturhistorischer Ausdrücke genannt.

— Adam Mc Call, englischer Missionar und Afrikareisender, starb am 25. November 1881, 31 Jahre alt, in Madeira auf der Rückreise vom Kongo. Er leitete seit 1880 die junge „Livingstone Inland Mission" und deren fünf Stationen am untern Kongo und war, von der Royal Geographical Society mit Instrumenten ausgestattet, weiter am Strome hinauf bis Manjanga (135 engl. Meilen unterhalb des Stanleypool) vorgedrungen. An die Kongomündung zurückgekehrt, wurde er krank und erlag in Madeira einer akuten Leberentzündung, wozu er wahrscheinlich auf seinen früheren Reisen im südlichen Afrika den Grund gelegt hatte.

— Johann Ludwig Krapf, der um die Geographie Ostafrikas verdiente Missionar, geboren 11. Januar 1810 zu Derendingen bei Tübingen, gestorben 26. November 1881 in Kornthal bei Stuttgart. 1837 bis 1842 wirkte er im Auftrage der Londoner Church Missionary Society in Ankober in Schoa und arbeitete dort an der Revision von Abu Ruch's amharischer Bibelübersetzung, welche erst 1879 erschien. 1844 bis 1853 war er in Mombas an der Küste stationirt und unternahm mit seinen Genossen Ehrhardt und Rebmann mehrere Reisen in das Innere, wobei er zuerst die Existenz des Njassasees und der ostafrikanischen Schneeberge feststellte (vergl. seine „Reisen in Ostafrika von 1837 bis 1853", Kornthal 1858, englische Uebersetzung London 1860 bis 1867). 1854 ging er wieder nach Abessinien, wurde von König Theodor des Landes verwiesen, kehrte aber 1867 als Dolmetscher der englischen Expedition nochmals dahin zurück. Von dieser Unterbrechung abgesehen, hatte er seit 1854 seinen Wohnsitz in Kornthal. Von großem Werthe sind auch seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten, wie „Vocabulary of six East African languages" — „Outline of the elements of the Kisuaheli language", seine Wörterbücher, Grammatiken und Uebersetzungen von Bibelstücken in die Sprachen der Galla, Wanika, Wakambani und Suaheli.

— Graf Murawiew-Amurski, russischer General, geboren 1809, starb in der Nacht vom 18. (30.) zum 19. November (1. December) 1881 zu Paris. Für die Kenntniß der nordöstlichen Gebiete Asiens ist er insofern von Bedeutung geworden, als er selbst nach seiner Ernennung zum Generalgouverneur von Ostsibirien ausgedehnte Reisen in den ihm anvertrauten Gouvernements machte, so namentlich im Jahre 1849 von Irkutsk über Jakutsk nach Ochotsk und von da zu Schiff nach Petropawlowsk zum Besuche Kamtschatkas. Von dieser Halbinsel kehrte er zu Schiff nach Ajan und von dort nach Jakutsk zurück. In den folgenden Jahren organisirte er die Ansiedelung der ostsibirischen Kazaken und war für die wirthschaftliche Hebung Ostsibiriens thätig. Gerade dabei erkannte er die Nothwendigkeit der Erwerbung des Amurgebietes und südlicherer, dem Handel zugänglicherer Küstenstriche für Rußland. Er führte im Jahre 1854 die Besitznahme aus mit einem Korps von 29 Offizieren und 862 Mann, das er zu Schiff die Küste entlang nach der Amurmündung führte und mit dem er den Russen den Weg zum freien Großen Ocean erschloß. Im Jahre 1858 unterzeichnete er selbst den Vertrag von Aigun, in welchem China das Amur- und Ussurigebiet an Rußland überließ.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von den durch prachtvolle Holzschnitte gezierten „Nordlandsfahrten" (Leipzig, F. Hirt und Sohn. Vergl. „Globus" XXXIX, S. 206) ist soeben die 16. Lieferung, die erste des dritten und letzten Bandes, erschienen (die beiden ersten Bände wurden zu Weihnachten 1881 abgeschlossen). Johannes Prölß ist es, der uns im 3. Bande zunächst die milde Südküste Englands vorführt, welche Thäler besitzt, wo neben anderen Pflanzen des mittägigen Europa selbst die Myrthe im Freien gedeiht und überwintert, und dann die weitberühmten Badeorte Margate, Hastings, Brighton, Seehäfen wie Dover und Portsmouth und die steilen Klippenränder von Kent und Sussex schildert.

— Vom statistischen Büreau in Sofia ging uns ein bulgarisch und französisch abgefaßtes Heft zu, die vorläufigen Resultate des Census vom 1. (13.) Januar 1881 enthaltend. Danach gab es an diesem Tage im Fürstenthume Bulgarien: 339 870 bewohnte Häuser, 349 905 Haushaltungen, 1 007 105 Civilisten, 16 625 Soldaten, 975 253 Frauen und im Ganzen Bewohner 1 998 983. In dem seitdem verstrichenen Jahre wird die Bevölkerung sich wohl um mehr als 1017 Seelen vermehrt und damit die runde Zahl von zwei Millionen überschritten haben. (Zur Vergleichung diene, daß am 1. December 1880 Württemberg 1 970 132 und die Provinz Westfalen 2 042 672 Einwohner zählten.)

Asien.

— Der „Kawkaz" berichtet aus dem transkaspischen Gebiet: Unsere Offiziere reisen jetzt mit schwacher Begleitung ohne Gefahr im ganzen Lande wie zu Hause. Die 216 Werst lange Strecke von Kizil-Arwat, dem Endpunkte der Eisenbahn, bis Aschabad wird von den Soldaten mit einem Viergespann ohne Begleitung zurückgelegt, und dabei auf einigen Stationen in Teke-Dörfern übernachtet. Zur Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung werden Anstalten getroffen.

Die in Aussicht genommene weitläufige Befestigung von Aschabad ist im endgültigen Projekt erheblich eingeschränkt worden. Alle für die Offiziere und Beamten errichteten Bauten, etwa 300 an der Zahl, aus rohem Backstein hergestellt und ganz unansehnlich, erinnern stark an die Lehmbauten der Gouvernements Eriwan und Elizabetpol. Der Bazar wird von Persern, deren Land ja nahe liegt, mit Vieh, Holz und Lebensmitteln besucht. Gutes Rindfleisch kostet 12 Kopeken, Brot $2^1/_2$ Kopeken das Pfund; Butter würde billiger sein, ohne die Rinderpest im vergangenen Jahre bei den Achal-Teke und im benachbarten Persien. Sonst sind alle Waaren theuer, nur der Branntwein ist billiger geworden, einzig deshalb, weil zwei russische Unterthanen (ein Armenier und ein Deutscher) in den benachbarten persischen Orten Kutschani und Mahmudabad kleine Brennereien angelegt haben, wo sie aus Weintrauben Branntwein fabriciren; dadurch ging der Preis für die Flasche (butylka) auf 45 Kopeken zurück.

Die Tschomur-Teke, d. h. die seßhaften (im Allgemeinen nicht begüterten), sind in ihre Wohnsitze zurückgekehrt und gehen wieder auf Arbeit. Die Tschorwa, d. h. die nomadisirenden, sind zur Ueberwinterung nach den Brunnen in der Wüste abgezogen. Die Zahl der letzteren ist noch nicht bekannt. Die bekannte Bevölkerung des Zakaspischen Oblast mit Mangischlak wird auf 100 000 Seelen beiderlei Geschlechts veranschlagt. In die Teke-Dörfer sind auch die Armenier aus Astrachan und Kizliar zum Handelsbetriebe zurückgekehrt. Tykma-sardar (der Vertheidiger von Gök-tepe) hat auf seinem Stammgute in Bami ein ordentliches Haus von fünf Zimmern nach russischer Manier erbaut.

Einer weitern Mittheilung zufolge ist der Winter im Zakaspischen Gebiete ungewöhnlich streng, Schneemassen erschweren den Verkehr auf der Militär-Eisenbahn und versetzen die entfernteren Punkte der Teke-Oase in eine höchst peinliche Lage. Die Wege nach Persien, von wo aus Aschabad und die umliegenden Ortschaften fast mit allem Nöthigen versehen werden, sind so verschneit, daß es unmöglich ist durchzukommen.

— In der Verwaltungseintheilung des asiatischen Rußland werden hauptsächlich behufs besserer Regelung aller die Grenzbeziehungen zu China betreffenden Fragen, Entlastung des Generalgouvernements Turkestan u. s. w. im Laufe des Frühjahrs folgende Veränderungen eintreten: 1. Der Amur-Oblast wird unabhängig von Irkutsk ein selbständiges Gouvernement mit dem Centralpunkte Chabarowka. Der Gouverneur bleibt zwar dem Generalgouvernement Ostsibirien unterstellt, erhält aber für die Entscheidung lokaler Fragen größere Befugnisse als die übrigen Gouverneure. 2. Der Oblast Semirjetschensk wird mit dem Generalgouvernement Westsibirien vereinigt. 3. Die Gouvernements Tobolsk und Tomsk werden direkt dem Ministerium des Innern unterstellt.

(Nowoje Wremja vom 17. (29.) Januar).

— Zum Verkehr mit Kamtschatka erfährt die „Nowoje Wremja" aus Petropawlowsk, daß die Nachricht vom Tode des Kaisers Alexander II. erst am 26. Juli (7. August) 1881 dort ankam. Die außerordentliche Beförderung dieser Nachricht war drei Kazaken anvertraut: der erste ging von Jakutsk bis Ochotzk, der zweite bis Gishin und der letzte endlich, der 2800 Werst zurückgelegt hatte, überbrachte die Botschaft, wurde aber von der langen und beschwerlichen Reise ernstlich krank. Die von aller Welt abgeschiedene Lage dieses Gebietes gestattet nur zweimal im Jahre die Ankunft einer Post: die eine kommt im März zu Lande aus Ochotzk, die andere mit etwas neueren Nachrichten bringt ein Dampfer, der einmal im Jahre folgende Reise macht: von Japan aus nach Wladiwostok, Petropawlowsk, Insel Schantar, Ajan, Ochotzk, Bucht von Gishiginsk und Tigil. Doch soll jetzt zwischen diesen Häfen eine regelmäßige, während der ganzen Schifffahrtsperiode dauernde, periodische Postverbindung eingerichtet werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. — № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

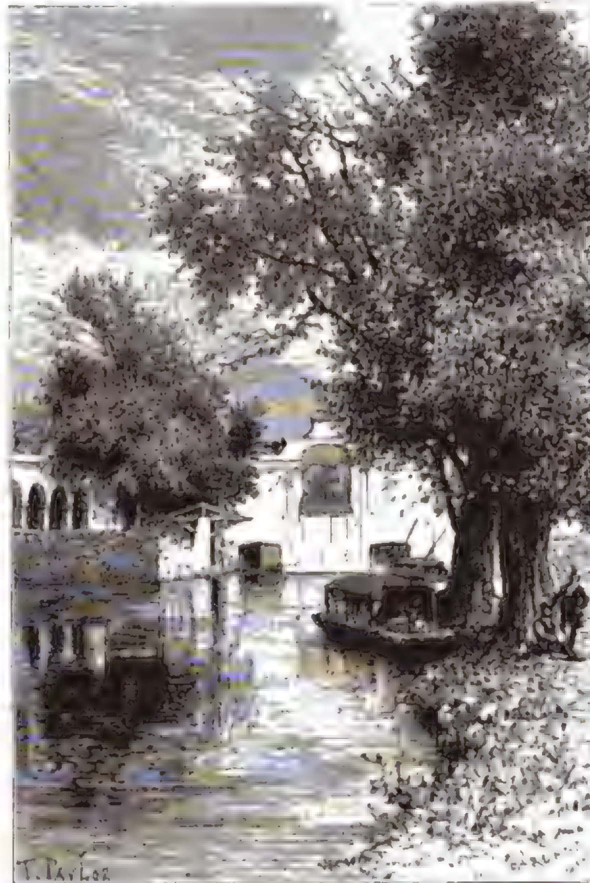
II.

Der Punkt, von dem aus Charnay seine Nachforschungen zu beginnen gedachte, war das am westlichen Fuße des Popocatepetl belegene Dorf Amecameca. Bei einer Tour, die er vor 23 Jahren durch die Umgegend dieses Ortes gemacht, hatte ein günstiger Zufall ihn am Abhange des Pico del Fraile (Mönchsspitze) verschiedene merkwürdige Funde an Thongefäßen, Knochenresten u. s. w. thun lassen, welche auf das Vorhandensein eines alten Begräbnißplatzes an jener Stelle schließen ließen. Durch seine photographischen Aufnahmen der großartigen Gebirgslandschaft, sowie durch das Vorhaben einer Besteigung des Vulkans gänzlich in Anspruch genommen, hatte Charnay damals jenem Funde nur wenig Bedeutung beigelegt. Erst viel später und in weiter Ferne war er sich über die mögliche Wichtigkeit desselben klar geworden, und so hoffte er denn auch jetzt auf interessante Ergebnisse der Nachgrabungen, mit denen er das früher Versäumte nachzuholen gedachte.

Die neue Eisenbahnlinie Mexico-Morelos wurde wenige Tage nach des Reisenden Ankunft in der Hauptstadt dem Verkehr übergeben, und da sie, der Richtung der alten großen Straße fast genau folgend, auch Amecameca berührt, so befanden sich Charnay und seine drei Begleiter unter den ersten Passagieren, die sie benutzten. Diese drei Begleiter aber waren Don Lorenzo Perez Castro, ein mexicanischer Genieoffizier, den die Regierung der Republik dem französischen Gelehrten zur Ueberwachung und Unterstützung seiner Arbeiten beigeordnet hatte; ferner Herr A. Lemaire, ein junger französischer Topograph, und endlich Julian Diaz, der in Mexico engagirte Diener, ein ehrlicher und treuer Bursche, der nur leider für das bisher von ihm bekleidete Amt eines Kirchendieners bei weitem besser geeignet gewesen war, als für den neuen, seine geistigen Fähigkeiten weit übersteigenden Posten eines Reisemarschalls, Fourageurs, Kochs und wissenschaftlichen Assistenten in wilden, unwegsamen Gebirgsgegenden. Seine naive Hilflosigkeit in allen etwas schwierigeren Situationen sollte in der Folge noch oft Gelegenheit zu theils ergötzlichen, theils mehr oder minder ärgerlichen Zwischenfällen geben.

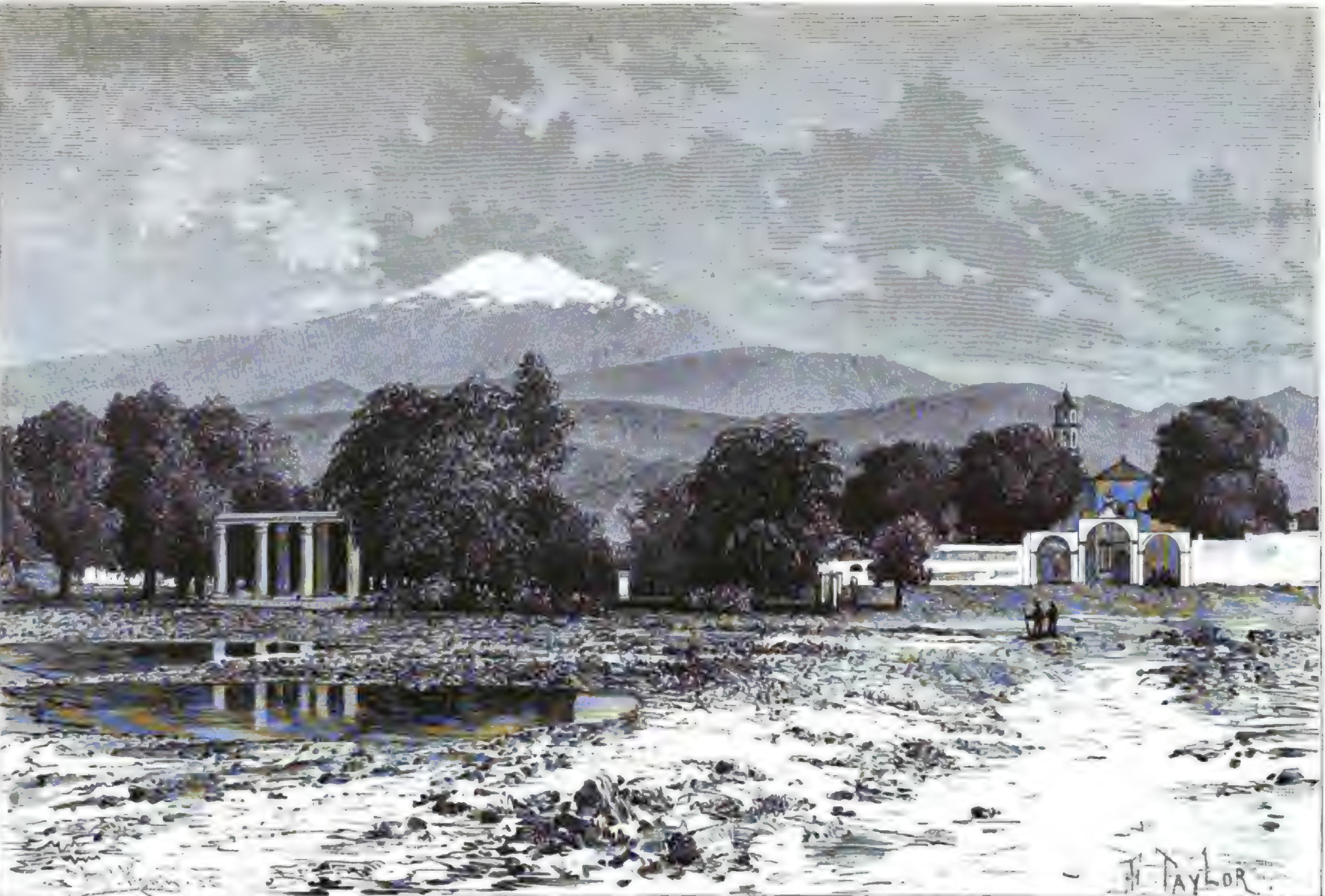
Der großartige Bahnhof der Linie Mexico-Morelos befindet sich in San Lazaro, dem ärmsten, elendesten und verrufensten Stadttheil von Mexico, der einen seltsamen Kontrast bildet zu der in seiner unmittelbaren Nähe am Kanal von Santa Anita sich hinziehenden anmuthigen Gartenvorstadt mit ihrem frischen Grün, ihren schattigen Bäumen, den Säulengängen vor den zierlichen Häusern und den zahlreichen Pulquerien von ungewöhnlich einladendem Aussehen. Und dürftig und arm wie die Umgebung des Abfahrtsortes ist auch die Landschaft, durch welche die Bahn führt. Ganz unmöglich erschien es Charnay, daß dies das reichbewässerte, fruchtbare, mit einer Menge volkreicher, glänzender Städte besetzte Land gewesen sein sollte, durch das Cortez auf einer breiten, von schattigen Bäumen eingefaßten Straße nach der Hauptstadt Montezumas gezogen war. Von den zahlreichen Wasserläufen, auf denen Tausende von leichten Barken und die anmuthigen Chinampas oder schwimmenden Inseln den Verkehr zwischen den Städten von Anahuac vermittelten, ist heute nichts mehr zu sehen. Eine weite, auf einer Seite

von einem stinkenden Graben begrenzte Sumpffläche zieht sich bis zu dem ausgetrockneten großen See, dessen mit einer Salzkruste bedecktes Becken eine Menge schlammiger Lachen enthält. Zur Rechten der Bahn zeigte sich die traurige Landschaft von zahlreichen Indianern belebt, die, in den sumpfigen Gräben umherwatend, mit kleinen Netzen eine besondere Art winziger Fische fingen, deren weißes, moorig schmeckendes Fleisch eben nur für den unverwöhnten Gaumen des indianischen Volkes ein Genuß sein kann. Der schroffe Peñon mit seinen Schwefelquellen bleibt zur linken Seite liegen; nirgends, so weit das Auge in dem breiten Thale reicht, ist ein Baum zu sehen: überall nur Schilf und Binsen. Selbst die verstreut aus der Ebene emporragenden vulkanischen Hügel, die Charnay noch vor 23 Jahren mit herrlichen Tannen und Eichen bestanden gesehen hatte, waren jetzt vollkommen abgeholzt, das Erdreich durch die winterlichen Regengüsse abgespült; aus den Spalten des bloßgelegten Felsens wuchsen stachlichte Kakteen, der Mehrzahl nach Opuntien. Solange die dem mexicanischen Volke leider zur zweiten Natur gewordene Verwüstung alles Baumwuchses sich noch hinter den Vorwand flüchten kann, daß für die Lokomotiven kein anderes Heizmaterial existirt, als das Holz der Bergwälder, werden, trotz allen Bemühungen der Regierung, die schönen Waldungen immer mehr verschwinden, um in den meisten Fällen öden Wüsten Platz zu machen. Erst nachdem Ayotla passirt ist, nimmt die Landschaft einen freundlichern Charakter an. Gärten, kleine Olivenwälder, Aloe- und Maisfelder erfrischen das ermüdete Auge; am Horizont erheben sich die beiden mächtigen Schneegipfel des Iztaccihuatl und des Popocatepetl. In dem gebirgigen Terrain entfernt sich die Bahn stellenweise weit von der alten Straße, um endlich ganz von ihr abzugehen und die Richtung nach Süden einzuschlagen. Es war sieben Uhr Abends und bereits dunkel, als Charnay und seine Gefährten in Amecameca eintrafen, wo sie in einem Privathause ein Unterkommen fanden.



Kanal von Santa Anita. (Nach einer Photographie.)

Das Dorf Amecameca liegt etwa 200 m höher als Mexico; seine frische, reine Bergluft, sein gesundes Klima machen es seit lange schon zu einem beliebten Sommeraufenthalt der wohlhabenden Einwohner der Hauptstadt. Die gut angebaute Umgegend liefert, Dank dem reichlichen Regenfalle, die vorzüglichsten Ernten. Ungemein häufig und ebenso heftig sind die Gewitter, die sich über dem Dorfe entladen, und so haben die Häuser auch hier nicht mehr das flache Dach, die beliebte azotea der Ebenen, sondern zeigen sämmtlich das schräge Schindeldach der Alpendörfer. Seinen Hauptreiz aber verdankt Amecameca seiner großartigen Gebirgsscenerie; im S.-O. steigt der mächtige Kegel des Popocatepetl mit seinem leuchtenden Schneegipfel zu 5410 m Höhe an; bis auf den gewaltigen, spornartigen Felsvorsprung der Mönchspitze fast ohne jede Abstufung. Auf der östlichen Seite des Dorfes aber dehnen sich die großen Schneefelder des Iztaccihuatl weithin aus. Weniger hoch als sein gewaltiger Nachbar (er mißt nur 5000 m) ist dieser letztgenannte Berg doch bei weitem malerischer. Von zahlreichen Hügeln und Bergen, von schroffen Pics und durch tiefe Schluchten zerklüfteten Felsen umgeben, erhält er durch die sieben oder acht vorgelagerten Höhenstufen eine vielfarbige, reiche Umgürtung. Trotz all dieser Schönheit, trotz der täglich neuen Freude an den herrlichen, wechselnden Licht- und Farbeneffekten, welche die auf- und untergehende Sonne, die Morgennebel und das Abendgewölk in diese unvergleichliche Landschaft zu zaubern vermochten, war der in unerwünschter Weise sich hinzögernde Aufenthalt in dem Dorfe eine schwere Aufgabe für Charnay's Ungeduld. Machte die Beschaffung der nöthigen Reit- und Lastpferde in dem großen Orte von 1500 Einwohnern auch keine erheblichen Schwierigkeiten, so hielt es desto schwerer, geeignete Leute zu finden, die mit Erdarbeiten vertraut, zugleich der Gegend kundig und vor allen Dingen ehrlich und zuverlässig wären. Eine gründliche Vergewisserung über diesen letzten Punkt aber ist in einer Gegend, wo der ratero, der Spitzbube von Profession, eine so hervorragende, anerkannte Rolle spielt, die Hauptsache bei jedem Engagement von Arbeitern. Vergeht doch in Amecameca und den umliegenden Dörfern kein Tag, oder vielmehr keine Nacht, wo die rateros nicht Ochsen und Pferde aus den Ställen stehlen, um sie in der benachbarten Provinz zu verkaufen, wo sie nicht ganze Holzlasten von den Bahnhöfen verschwinden lassen und mit unerhörter Frechheit in die Häuser einbrechen. Weder die innere Ausrüstung der Eisenbahnwaggons, die Eisen- und Messingbeschläge, die Gurte, Riemen und Polster, noch selbst die Pfosten und Lampen der Straßenlaternen sind vor ihnen sicher. Ein vor Kurzem gemachter Versuch, Amecameca mit Petroleum zu beleuchten, scheiterte, nachdem die Laternen einen Abend gebrannt hatten, an dem gänzlichen Verschwinden derselben.



Platz in dem Dorfe Amecameca. (Nach einer Photographie.)

Der Popocatepetl mit der Mönchsspitze (Pico de fraile). (Nach einer Photographie.)

Endlich, am 5. Juli, war Charnay's Karawane zum Aufbruch bereit. Die sieben Arbeiter, die er nach vielem vergeblichen Bemühen engagirt hatte, waren sämmtlich **Volcaneros**, d. h. Indianer, die sich mit der Förderung des im Krater des Vulkanes abgelagerten Schwefels beschäftigen. Die meisten von ihnen lebten deshalb seit Jahren schon beständig in einer Höhe von 4000 bis 5000 m; der älteste, der zugleich die Rolle des Aufsehers über die anderen übernommen hatte, betrieb das Gewerbe schon seit 28 Jahren. In Tlamacas, einem am östlichen Abhange des Vulkans belegenen, aus wenigen Hütten bestehenden Dorfe, wird der Schwefel gereinigt und zu großen Stücken zusammengeschmolzen, in denen er dann in den Handel kommt. Am frühen Morgen brach Charnay mit seinen Begleitern von Amecameca auf; über **Tomacoco**, in dessen Hazienda er vor Jahren schon einmal gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, ging es in südöstlicher Richtung auf rauhem Gebirgspfade vorwärts.

Ist man mit einem guten Pferde und vor allen Dingen mit einem guten Sattel versehen, so ist die Besteigung des Popocatepetl nur ein Vergnügen; der Weg steigt so schnell an, daß die zuerst auf das anmuthige Thal von Ameca beschränkte Aussicht sich mit jedem Schritte vorwärts erweitert und schließlich das ganze Plateau umfaßt. Schon dreiviertel Stunden, nachdem sie Tomacoco verlassen, überstiegen Charnay und seine Begleiter den Kamm, um nun nach Tlamacas hinabzugehen, wo fürs erste das Hauptquartier aufgeschlagen werden sollte. Kaum war das Gepäck in dem mehr als fragwürdigen Rancho des kleinen Ortes untergebracht, so trat Charnay in Begleitung der Arbeiter die Wanderung nach der Mönchsspitze an, um die an seinem Fuße belegene alte Begräbnißstätte aufzusuchen. Es waren nicht mehr als 250 m emporzusteigen, aber der Boden war loser, unter jedem Schritte nachgebender Sand, und man befand sich in 4000 m Höhe, wo jede Bewegung schmerzhaft ist, wo man sich nicht bücken kann, ohne ein Gefühl des Schwindels zu empfinden. So dauerte es mehrere Stunden, bis das kleine Plateau von Tenenepanco erreicht war, das sich am Fuße des weit vorspringenden mächtigen Felszackens ausbreitet. Seiner ganzen Lage nach schien die kleine Fläche dem Reisenden identisch zu sein mit der gesuchten Stelle, doch erinnerte er sich deutlich, daß der Boden derselben, in dem er, gedankenlos mit seinem Bergstocke grabend, die ersten Thonscherben gefunden hatte, gleichmäßig ebener Sand gewesen war. Hier aber lagen heute zahlreiche, große Steinplatten zerstreut: so mußte die Aehnlichkeit doch auf einem Irrthum beruhen und die alte Fundstätte höher oben am Berge liegen. So ging es denn immer höher hinauf; an mehreren Stellen ließ Charnay von den Arbeitern graben; aber alles Suchen blieb fruchtlos, und nach stundenlanger, vergebener Mühe entschloß er sich endlich mißmuthig zur Rückkehr. Er hätte die Arbeit leichter haben können, wenn er nicht eben **Indianer** als Gehülfen gehabt hätte, d. h. Leute von verschlossenstem, unmittheilsamem Charakter. Wieder auf dem Plateau von Tenenepanco angelangt, entschloß sich der alte Aufseher, der, wohl wissend, um was es sich handelte, stillschweigend alle Befehle Charnay's ausgeführt hatte, endlich dazu, den Mund aufzuthun. Er theilte dem Reisenden nicht nur mit, daß dieses wirklich die richtige Stelle sei, daß er, der Alte selber, damals schon einer von Charnay's Leuten und bei den Ausgrabungen zugegen gewesen sei, sondern wußte schließlich auch noch von gewissen, später hier vorgenommenen Nachgrabungen zu erzählen, bei denen man die großen, umherliegenden Steinplatten zu Tage gefördert habe. Die übrigen Funde seien in große Kisten verpackt und fortgeschafft worden — wohin, das wisse er nicht. Diese Nachricht, daß ihm Andere in dem lange geplanten Werke zuvorgekommen seien, berührte Charnay auf das Unangenehmste. Nun handelte es sich nur noch darum, festzustellen, ob der ganze Boden des kleinen Plateaus bereits durchwühlt war, oder ob, wie der Alte, der vielleicht auch darüber Näheres wußte, tröstend versicherte, einige Stellen ganz unberührt geblieben seien. Eine oberflächliche Untersuchung ergab ein befriedigendes Resultat: dicht unter dem Boden fanden sich noch zahlreiche tepalcates, d. h. alte Thonscherben, vor; auf Weiteres konnte man sich der vorgerückten Abendstunde wegen nicht mehr einlassen. Wenigstens in etwas beruhigt, wurde der Rückweg nach Tlamacas angetreten und das Nachtlager in dem luftigen Rancho aufgeschlagen. Der elende Holzschuppen, der mit diesem Namen bezeichnet wurde, gewährte dem Winde, der Kälte und dem Regen freien Zutritt durch das schadhafte Dach, die weiten Spalten in den Seitenwänden und die ganz unverschließbaren Fensteröffnungen. Der einzige Vorzug, den er vor einem kleinen Seitenschuppen besaß, in dem die Indianer sich rings um ein auf dem Boden brennendes Feuer ihr Lager aus Matten und trockenem Grase bereiteten, bestand in einem großen Kamin ohne Abzugsrohr nach außen. Von einer Möglichkeit, den Raum zu erwärmen, war nicht

Volcaneros. (Nach einer Photographie.)

die Rede; das Einzige, was man durch fortwährendes Feuern in dem Kamin erzielte, war ein dichter Rauch, der sich nur allmälig durch die Löcher und Risse des Daches verzog. So waren die Nächte bei der strengen Kälte schwer zu überdauern; aber die Schönheit der klaren Morgenstunden, in denen die aufsteigende Sonne die herrliche Berglandschaft ringsum mit leuchtendem Glanze übergoß, und die glücklichen Erfolge der Tagesarbeiten entschädigten für alle Beschwerden.

Ein Netz von Gräben, welche Charnay quer über das Plateau von Tenenepanco ziehen ließ, ergab unerwartet günstige Resultate. Gleich am ersten Tage fand man mehrere vollkommen erhaltene, unberührte Gräber in einer Tiefe von 60 cm bis 1,5 m unter der Oberfläche. Die Schädel

Hacienda von Tomacoco. (Nach einer Photographie.)

Thongefäße aus den Gräbern von Tenenepanco. (Nach einer Photographie.)

waren meist wohlerhalten, die übrigen Knochen aber fast immer weich und bei der Berührung zerfallend. Die Todten waren in kauernder Stellung begraben, das Kinn mit den Knien berührend, die Arme übereinandergeschlagen; an keinem der Skelette waren aber Ueberreste von den Händen oder den Füßen zu sehen. Ueber dem Kopfe befand sich in jedem Grabe eine flache Schale von gebranntem Thon, zwei kleine, düten- oder hornförmige Behälter aus schwarzem Thon und verschiedene andere Gefäße. Alles war feucht, die tiefen Gefäße meist mit Wasser und Erde angefüllt und deshalb nur mit größter Vorsicht von ihrem Platze zu entfernen. Einmal erst der Sonne ausgesetzt, wurden sie schnell hart und ließen sich leicht säubern und verpacken. In einem Grabe fanden sich zwei Todte vor, der Größe nach zu urtheilen ein Mann und eine Frau; ein anderes dagegen enthielt gar keine Knochenreste, dafür aber eine Menge von kleineren und größeren Gegenständen aus dem von den Indianern so hoch geschätzten, werthvollen grünen Steine, dem

sogenannten chalchihuitl; daneben zahlreiche Pfeilspitzen aus Obsidian, Perlen aus hartem Stein und andere aus Terracotta, augenscheinlich Schmuckgegenstände, und dann noch verschiedene kleine Thonfiguren. Keinerlei Gefäße waren vorhanden, aber die Mehrzahl der Schmucksachen und kleineren Gegenstände war, trotzdem sie aus härtestem Material bestanden, wie mit Gewalt zerbrochen und zersplittert. Vielleicht zum Zeichen der Trauer? Nach den Berichten der spanischen und französischen Geschichtsschreiber hätten die Indianer ihre Häuptlinge und Kaziken nach dem Tode verbrannt und ihre Asche mit ihren Waffen und ihrem Schmucke zusammen begraben. Bemerkenswerth ist, daß die Todten in keiner bestimmten Richtung begraben, die Gräber auch nicht in Reihen, sondern beliebig durcheinander angelegt worden sind.

Jeder Tag förderte jetzt neue und interessante Schätze ans Licht: Haushaltsgeräth, verschiedenartige Vasen, von denen viele die toltekische Hauptgottheit, den Regengott Tlaloc, darstellen; große und kleine Schalen, mehr oder minder reich verziert; einige von ihnen auf drei Entenköpfen stehend oder mit einem Eberkopfe als Ausguß versehen; Chokoladentassen mit seltsamen, als Schildkröten geformten Henkeln, Perlen, Schmucksachen u. s. w. Einige von den Vasen zeigten bei der Auffindung eine kunstvolle Bemalung in kräftigen, bunten Farben; leider verblaßte dieselbe aber, als man sie dem Lichte aussetzte, und verschwand endlich ganz und gar. Ein auf vielen weitbauchigen Vasen häufig wiederkehrendes Ornament war eine auf schwarzem Grunde gemalte rothe Hand. Dasselbe seltsame Ornament findet sich auf den Wänden der alten yukatekischen Bauten, sowie auf den Denkmälern einiger nördlicher Indianerstämme wieder. Sehr merkwürdig war die Auffindung eines kleinen, thönernen Wagens mit vier Rädern, der an seinem vordern Theile einen fuchsähnlichen Thierkopf, hinten einen Thierschwanz zeigte. Augenscheinlich ist das kleine Gefährt ein Kinderspielzeug gewesen; für uns ist es als einziger Beweis, daß die Indianer des alten Mexico Wagen gehabt haben, von Wichtigkeit. Keiner der älteren Berichte erwähnt dieser Thatsache, wohl aber wird mehrfach hervorgehoben, daß sie weder Last- noch Zugthiere hatten. Demnach müßten die großen Wagen, denen dieser kleine nachgebildet ist, auch nur Handwagen gewesen sein. Die kleinen karrikirten Thonfiguren mit den unverhältnißmäßig großen Köpfen, die sich vielfach vorfanden, stellten meist Krieger oder Wasserträger vor, die letzteren ihr Wassergefäß in der noch heute üblichen, eigenthümlichen Weise an dem über die Schulter gehenden Riemen tragend. Unter den fast in jedem Grabe enthaltenen Gegenständen befanden sich eine Menge von kleinen, kupfernen Glöckchen, die nach Charnay's Annahme vielleicht als Münzen gedient haben.

Im Ganzen belief sich das Ergebniß der achttägigen Ausgrabungen auf dem Plateau von Tenenepanco auf 370 verschiedenartige, unversehrte Gegenstände, die eine ungemein interessante Sammlung bilden. In große huacales, leichte und dabei doch feste indianische Holzkasten, verpackt, wurden dieselben nach Amecameca transportirt, um von dort nach Mexico weiterbefördert zu werden.

Die physische Erziehung der Kinder im Gouvernement Tomsk (Sibirien) [1].

Wir müssen bei der Beschreibung obigen Themas die russische Bevölkerung von den Eingeborenen trennen.

Bei den Russen wird das Neugeborene unmittelbar nach der Geburt in warmem Wasser gewaschen oder gebadet, wobei man einen Schwamm, oder einen Lappen, oder eine sogenannte Motschalka (Fasern von Lindenbast) benutzt. Mitunter wird dabei die Haut des Kindes mit Oel oder Butter eingerieben. Ist das Kind etwas schwächlich, so wird nicht selten etwas Branntwein ins Badewasser gegossen, was nach Ansicht der Hebamme kräftigend wirken soll. An demselben Tage oder am folgenden begiebt sich Mutter und Kind in die gehörig geheizte Badstube, woselbst das Neugeborene nicht allein nochmals gewaschen wird, sondern auch sich die Behandlung mittels der „Baderuthe" gefallen lassen muß [2]. Im Laufe der ersten oder zweiten Woche wird das Kind täglich gewaschen oder gebadet, dann immer seltener. Leider wird das Waschen nur wenig gründlich vorgenommen, so daß oft noch bei zweiwöchigen Kindern in den Achselhöhlen und den Leisten die Spuren der von der Geburt herrührenden Unreinlichkeiten nachweisbar sind. Trotz des oftmaligen Badens wird die Haut des Neugeborenen wenig gepflegt — oftmals kommen Mütter mit halbjährigen Kindern zum Arzt und klagen, daß das Kind stets unruhig sei, nicht schlafe und viel schreie. Bei der Untersuchung stellt sich dann heraus, daß die inneren Organe der Kinder vollkommen gesund sind, daß aber die Haut an einzelnen Körperstellen (Achseln, Leisten) wund geworden ist; nach Mittheilung der Aerzte steigert sich dieses Wundwerden (Intertrigo = Frattsein) oft bis zum Hautbrand. Die Vernachlässigung der Hautpflege macht sich besonders bemerkbar unter den russischen Ansiedlern, welche aus den Gouvernements Woronesh und Tambow herstammen. Die wunden Stellen der Kinder werden mit Stärkemehl, mit getrocknetem, vermodertem Holz oder mit Alaun bestreut. Mitunter scheint das Verweilen der Neugeborenen im Dampfbade und die Behandlung der Haut mit der „Baderuthe" die Ursache zu sein, daß allerlei Ausschläge und lokale Entzündungen der Haut entstehen.

Bei einigen Kindern erscheint bald nach der Geburt eine Krankheit, welche das Volk „Kotscherga" nennt. Das Leiden äußert sich darin, daß das Kind ohne irgend eine sichtbare Krankheitsursache sehr unruhig wird, wenig schläft, immerfort wimmert und sich hin und her wirft, wobei es den Rücken stark krümmt. Das Volk sieht die Ursache dieses Leidens darin, daß eine große Menge kleiner, borstenähnlicher Haare in der Tiefe der Haut sich bilden und zwar zuerst zu

[1] Nach dem Russischen des Fürsten N. Kostrow (Sibir 1881, Nro. 20) auf Grundlage der an das statistische Comité abgelieferten ärztlichen Berichte. Man vergl. „Globus" Bd. XXXVIII, S. 252 und 269.

[2] In der russischen Badstube, welche bekanntlich ein Dampfbad darstellt, wird der Körper des Badenden mit Ruthen aus feinen Birkenzweigen geschlagen, um die Haut zu reizen; diese Ruthen werden „Badequast" genannt und danach heißt diese Procedur in den Ostseeprovinzen „quästen". Bekanntlich nennen die baltischen Deutschen eine Ruthe oder einen Besen „Quast", das Wort Ruthe hat sich nur zur Bezeichnung des zur Kindererziehung nöthigen Instrumentes erhalten: „Kinderruthe".

beiden Seiten der Wirbelsäule, später aber an der ganzen Körperoberfläche. Das Volk schreibt diese „Haarbeschwerden" dem Umstande zu, daß die Mutter während ihrer Schwangerschaft einen Hund oder ein Schwein mit den Füßen stieß oder über eine Deichselstange stieg. Alte Weiber heilen die Kinder in folgender Weise: sie tragen das Kind in eine mäßig geheizte Badstube und reiben hier die nach ihrer Ansicht kranken Theile unter Anwendung eines rauhen Tuches mit Hefe, oder mit einer Lösung von Zinkvitriol und Milch, oder mit Muttermilch tüchtig ein. In Folge des Reibens sollen die kleinen Härchen in großer Menge hervorbrechen; es soll mitunter eine einmalige Anwendung dieses Heilverfahrens genügen — die bald darauf eintretende Beruhigung des Kindes wird als Zeichen der gelungenen Kur angesehen.

Ein anderes Leiden, welchem man häufig bei ganz jungen Kindern begegnet, wird vom Volk als „Hundealtern" bezeichnet; es zeigt sich darin, daß die Kinder ein altes, greisenhaftes Aussehen bekommen. Um das Kind davon zu befreien, beschmieren die alten Weiber den Körper des Kindes mit dicker Sahne („Sauerschmant"), an welcher vorher ein Hund geleckt hat, oder sie kochen Fleischklößchen, unter Hersagen verschiedener Zauberformeln, und füttern damit einen Hund.

Es ist hier und da zu hören, daß in Sibirien die Neugeborenen in Salzlake, oder in irgend welchen Kräuteraufgüssen gebadet würden, oder daß man sie in den Schnee stecke — im Gouvernement Tomsk werden diese Proceduren nicht geübt, ja sind vollständig unbekannt.

Die Frauen der seßhaften Eingeborenen des Gouv. Tomsk verfahren mit den Neugeborenen wie die Russen. Die Frauen der nomadisirenden Eingeborenen, der Samojeden und Ostjäken, wenn sie mitten in den Wäldern zur Zeit der Jagd fern von festen Ansiedelungen niederkommen, baden ihre Neugeborenen nur dann, wenn es bequem sich ausführen läßt.

Die schwarzen Tataren verfahren mit den Neugeborenen wie die Russen, nur daß die Kinder nicht in die Badstube getragen, sondern in der Jurte gebadet werden.

Die Altai-Kalmücken waschen die Neugeborenen in der Jurte mit warmem Wasser, dann schmieren sie die Haut mit Hammelfett und hüllen die Kinder in frische Schaffelle. Das Einsalben wird während der ersten zwei oder mehr Wochen täglich wiederholt, doch wird das Kind keineswegs dabei täglich gewaschen, sondern nur die Haut mit Fetzen von Schaffellen oder mit Lappen abgerieben.

Wenn sich bei einem Kinde Schwämmchen im Munde bilden, so streichen sowohl die Tataren wie die Kalmücken dem Kinde Honig in den Mund; sobald dies nicht hilft, oder falls das Leiden, nachdem es zeitweilig geschwunden, wieder auftritt, so legen sie ein Stückchen Feuerschwamm (Jadno) dem Kinde auf den Scheitel und stecken es an. Nach ihrer Meinung zieht der brennende Schwamm das Gift aus dem Körper; als Zeichen der Wirkung muß der Schwamm, sobald die Haut getroffen wird, mit Knistern in die Höhe springen. Dies Mittel wird so lange wiederholt, bis der Schwamm nicht mehr aufspringt. Wenn auch diese Maßregel nichts nützt, so werden in einem verfaulten Weidenbaume kleine weißliche, etwa $1/2$ Werschok (circa 2 cm) lange Würmchen (Raupen oder Maden?) gesucht, man zerdrückt sie und bestreicht damit den Mund. Ist das Leiden schon lange anhaltend, so schneidet man einem lebenden Schaf das Herz aus und schiebt das noch zuckende Herz dem Kinde soweit als möglich in den Mund.

Die Kleidung der Neugeborenen besteht bei Russen wie bei Eingeborenen in einem Hemdchen aus mehr oder weniger grober Leinwand; selten nur wird das Hemdchen gewechselt, so daß oft Hauterkrankungen die Folge dieser Unreinlichkeit sind. Gewöhnlich wird das Hemd dem Kinde sofort nach der ersten Waschung übergezogen; an einigen Orten, z. B. im Gebiet von Narym, dagegen wird hiermit gewartet, bis das Kind getauft ist; vorher werden die Kindlein nur in irgend beliebige Lumpen oder Lappen gehüllt.

Die Samojeden und Ostjäken nehmen statt eines Hemdes während der kalten Zeit Hasenfelle, und während der warmen Jahreszeit Fetzen von alten Kleidern oder nichts. Daß die Tataren und Kalmücken die Neugeborenen in Schaffelle hüllen, wurde bereits erwähnt. Alles dieses ist unzweckmäßig — beim Gebrauch dieser verschiedenen Felle werden die Kinder leicht wund („fratt") und bekommen allerlei Hautausschläge.

Das Wickeln der Kinder ist wie bei den Russen so bei den Eingeborenen in Gebrauch. Das Kind wird vom Kopf bis zu den Füßen in eine Windel aus Leinwand oder Baumwolle geschlagen, dabei werden die Beinchen gestreckt, ebenso die Aermchen gestreckt oder auf die Brust gelegt; dann werden die Kinder mit einem $1^1/_2$ bis 2 Werschok (6 bis 8 cm) breiten, 5,2 oder mehr Arschin (1,4 m) langen Windelband aus beliebigem Stoffe eingewickelt. Oft wird statt eines besondern Windelbandes eine einfache Schnur oder eine Tuchkante genommen. Das Wickeln beginnt gewöhnlich an den Schultern und endigt an den Füßen. Um den Kopf des Kindes wird ein Tuch geschlagen, die Enden desselben werden unter die Windel gesteckt und durch die Zirkeltouren des Wickelbandes so an dem Körper befestigt, daß das Köpfchen auch eine feste Haltung bekommt. Im Allgemeinen wird beim Wickeln des Kindes sehr vorsichtig verfahren, man wickelt leicht, so daß die Binden locker liegen; deshalb ist von einem bemerkbaren schädlichen Einfluß auf den Körper keine Rede. Verkrümmung der Wirbelsäule oder der Beine werden gewiß mit Unrecht einem unvorsichtigen Wickeln zugeschrieben. Die Nothwendigkeit des Wickelns wird vom Volke dadurch begründet, daß die Hände des Kindes befestigt werden müssen, damit dieselben nicht das Gesicht zerkratzen; dabei aber herrscht das völlig unbegründete Vorurtheil, daß das Wickeln überhaupt auf die Kinder beruhigend einwirke und sie fähig mache, früher zu laufen. Zu bemerken ist übrigens, daß beim Wickeln die Gesäßgegend des Kindes frei bleibe, damit bei erfolgten Ausleerungen die Unterlagen bequem gewechselt werden können, ohne daß das Wickelband entfernt werde; es bleiben dabei die Kinder 2 oder 3 Tage in derselben Lage.

Bei den Samojeden und Ostjäken wird das in Hasenfelle gehüllte Kind einfach an die Wiege befestigt; außerhalb der Wiege wird das Kind nicht gewickelt, sondern die Glieder werden nur locker befestigt.

Die Tataren und Kalmücken hüllen das Kind in weiche Schaffelle, legen es so in die Wiege und befestigen es dann durch Zirkeltouren mittels eines aus Haaren geflochtenen Strickes, welchen sie „Arkan" nennen.

Im ganzen Gouvernement Tomsk, mit Ausnahme einiger Lokalitäten im Gebiete von Narym, existirt unter der russischen Bevölkerung der Gebrauch die Neugeborenen zu „richten". Zu diesem Behuf werden die Kinder sofort nach dem ersten Bad auf den Rücken gelegt, dann werden die Zehen erfaßt und die Füße gerade abwärts und darauf kreuzweis gezogen; jetzt legt man das Kind auf den Bauch und zerrt in gleicher Weise gerade abwärts und kreuzweis an den Fingern und Armen; dann legt man den Rumpf des Kindes auf die flache Hand, so daß Arme und Beine herabhängen, und schüttelt ein wenig und spricht dabei: jetzt bist du gerichtet und wirst nicht mißgestaltet werden! Das

„Richten“ üben gewöhnlich die Hebammen, wohl auch alte Weiber, die als Zauberinnen („Snacharka“) gelten. Die am Hinterkopf des Neugeborenen in Folge der Geburt oft entstehende Geschwulst wird von der Hebamme für eine Mißform des Schädels gehalten und der Kopf und die Geschwulst unter leichtem Druck gestrichen und geglättet. Auch das Näschen wird „gerichtet“, indem man die Spitze leicht komprimirt. In einzelnen Fällen wird diese Procedur des „Richtens der Glieder“ nicht nur einmal, sondern mehrere Mal bei jeder neuen Wickelung des Kindes während der ersten Lebenstage geübt.

Das „Richten“ ist bei den Eingeborenen völlig unbekannt.

Sowohl die Russen als auch die Eingeborenen benutzen **Wiegen** und **Bettchen**. Bei der russischen Bevölkerung wird die **Wiege** in folgender Weise konstruirt: Man nimmt einen hölzernen Rahmen, in welchen man wie zum Sticken Leinwand, Zwillich oder sonst etwas spannt; oft sind die Rahmen so flach, daß die darauf gelagerten Kinder leicht herausfallen und sich verletzen. Andererseits ist das Herausfallen der Kinder oft bedingt durch mangelhafte Aufsicht, da gewöhnlich der vier- oder fünfjährige Bruder oder Schwester das jüngste Brüderchen beaufsichtigt und achtjährige Mädchen bereits sich als Kinderwärterinnen vermiethen. Die Ansiedler aus den inneren Gouvernements flechten sich oft aus dünnen Gerten eine Wiege von der Form eines Troges. In den Rahmen oder in den Trog legt man dann Federkissen oder eine kleine Matratze und darauf gesteppte Unterlagen, welche sobald sie durch die Ausleerungen durchtränkt sind, gewechselt werden. Die Wiege wird dann an einer etwa 4 Arschin (circa 2,8 m) langen Stange aufgehängt, deren eines Ende man an einem Tragbalken der Zimmerdecke befestigt; die für die Existenz des Neugeborenen unbedingt erforderliche Bewegung erfolgt hiernach in senkrechter Richtung. Man hängt die Wiege wohl auch an einen Ring oder einen Haken an die Zimmerdecke, so daß die Bewegung dann in horizontaler Richtung vor sich geht.

Bei den seßhaften Eingeborenen wird die Wiege (Sybka) ebenso wie bei den Russen eingerichtet; bei den **Burjäten** wird die eigentliche Wiege wie ein Trog aus einem Baumstamme gemacht, wobei man eine Oeffnung für den Abfluß des Harnes läßt. Die Kinder zu schaukeln oder zu wiegen ist nicht üblich.

Bei den **Samojeden** und **Ostjäken** wird die eigentliche Wiege aus einem etwa arschinlangen (70 cm) Stück Birkenrinde angefertigt, welches etwa $7^1/_2$ bis $8^1/_2$ Werschok (30 bis 34 cm) breit ist. Am Kopfende wird ein hölzerner Bogen angebracht und mit feinen Schnüren befestigt. In die Wiege legt man an das Kopfende ein weiches Kissen aus Federn, an das Fußende schüttet man fein zerriebenes vermodertes Holz und darüber eine Decke als Unterlage und hierauf lagert man das Kind. Die Wiege wird dann mit einem leichten Vorhang bedeckt. Hat das Kind ein Alter von sechs Wochen erreicht, so wird die Wiege mittels eines Riemens an einen Haken oder an ein Renthiergeweih gehängt, oder sie wird an eine durch einen Ring gesteckte dünne Stange befestigt. Im ersten Falle schaukelt die Wiege in horizontaler, im zweiten Falle in vertikaler Richtung. Diese Wiegenvorrichtung wird einzig und allein in der Jurte angewandt. Um aber das Kind vom dritten Monate bis zum zweiten Lebensjahre bequem zu betten, während die Eltern ihrem Erwerb auf der Jagd oder dem Fischfang nachgehen, d. h. **nomadisiren**, gebraucht der Samojede oder Ostjäke eine andere Art Wiege, welche auch aus Birkenrinde gemacht wird. Diese Wiege hat am Kopfende eine leicht geneigte Rückenlehne, damit das Kind beim Sitzen eine Stütze hat. Es wird nun beim Wandern selbst das Bettchen einfach auf den Schlitten (Nart) gestellt und bei längerm Verweilen an einem und demselben Ort an einen beliebigen Baum gehängt. Damit das Kind nicht herausfällt, werden dünne Schnüre an den Rändern befestigt, welche das Kind wie in einem Netz halten. Sommers wird das Bettchen mit einem leichten Vorhang zugedeckt, Winters in Thierfelle, vor allem in Hasenfelle, gehüllt.

Eine besondere Schilderung verdient die bei den **schwarzen Tataren** in Gebrauch stehende Wiege, ein kleiner Kasten aus Birkenrinde oder der Rinde eines andern Baumes mit zwei Füßen an einem Ende und mit einem abgerundeten, glatten, oft mit Fell überzogenen Klotz in der Mitte. Wenn das Kind geschaukelt werden soll, so wird das Ende mit den Füßchen in eine Schlinge gesteckt, welche so weit vom Fußboden entfernt ist, daß die Füßchen etwa 2 Werschok (8 bis 9 cm) vom Boden abstehen, während das andere Ende fest dem Boden anliegt. Die Bewegung erfolgt natürlich in horizontaler Richtung. Diese Art Wiege bietet manche Vortheile, sie nimmt wenig Raum ein; ein lebhaftes Kind, wenn es auch herausfällt, kommt nicht zu Schaden, weil die Wiege niedrig ist; überdies ist die Wiege handlich und bequem transportabel. Die Unterlage im Bettchen besteht aus weichem Filz oder aus einem weichen Thierfell.

Die Wiege der **Kalmücken** hat die Gestalt eines Korbes von einem Arschin (70 cm) Länge, $^1/_2$ Arschin (35 cm) Breite und 6 bis 8 Werschok (25 bis 34 cm) Höhe. Die Wiege steht in der Jurte gewöhnlich am Boden. Geschaukelt kann die Wiege nicht werden; um nun das Kind einzuschläfern, klopft die Mutter leicht mit der Hand auf den Korb. Zur Unterlage werden Felle benutzt. Beim Nomadisiren oder bei beliebigen Besuchen, wobei die Mutter zu Pferde sitzt, hängt sie die Wiege mit dem Kinde einfach um die Schulter. Da das Wandern nur langsam im Schritt vor sich geht, so befindet sich das Kind dabei sehr wohl. Etwas anderes ist es aber, wenn die Mutter von einem Besuch heimkehrt und dabei in angeheiterter Stimmung ist — sie eilt nach Hause oder in eine andere Jurte zu anderen Bekannten. Beim eiligen Ritt kommt es wohl vor, daß das Kind mitsammt seiner Wiege vom Pferde fliegt — doch scheinen derartige Fälle keine besonderen Folgen für das Kind nach sich zu ziehen.

Was nun die **Nahrung** der Neugeborenen anbetrifft, so ist darüber Folgendes zu sagen. Erst einige Stunden nach der Geburt, nachdem der Mund des Kindes gereinigt, reicht man ihm einen Lutschbeutel (Zulp), welcher mit zerriebenen rothen Rüben („Beten“), oder mit Mohrrüben („Burkanen“), oder mit zerkauten Hanfsamen, oder gekautem Brot, oder mit irgend sonst etwas gefüllt ist. Das geschieht um den Magen zu „reinigen“ und das Kind zu beruhigen. Etwa 12 bis 24 Stunden nach der Geburt erst legt man das Kind an die Mutterbrust. Oft ereignet es sich, daß das Kind die Brust nicht nimmt, vielleicht weil es zu schwach ist oder weil die Warzen zu klein. Dann verzichtet die Mutter ohne Weiteres auf die Ernährung des Kindes mittels der Brust und beginnt das Kind mit Kuhmilch zu füttern. Das Füttern geschieht mittels eines sonannten „**Hörnchens**“: ein nicht zu großes Kuhhorn wird genommen und von innen gereinigt; an die Spitze wird eine abgeschnittene Kuhzitze gebunden, an welcher man zuerst mit einer Nadel eine Oeffnung gemacht hat; in das Horn gießt man nun die Milch. Bei Reicheren benutzt man wohl metallische Hörnchen aus Weißblech oder wohl gar aus Silber. Meist werden diese Hörnchen sehr nachlässig gehalten und selten gereinigt, vielleicht wöchentlich ein

Mal; die Zitze wird nie abgenommen und nie gewaschen, so lange sie noch brauchbar ist — es verbreiten diese Hörnchen deshalb einen Geruch, der ganz unerträglich ist. Schon drei bis vier Wochen nach der Geburt wird damit begonnen, dem Kinde neben der Kuhmilch in Form eines Lutschbeutels alles zu geben, was die Erwachsenen essen: aufgeweichtes Brot, Grütze, gekäute Kartoffeln. Daß diese Art der Fütterung nicht zweckmäßig ist, liegt auf der Hand: die Kinder bekommen Darmkatarrh, an welchem sie schließlich zu Grunde gehen. Vielleicht stirbt die Hälfte aller Neugeborenen in Folge einer regelwidrigen sogenannten künstlichen Ernährung. Stillt die Mutter ihr Kind selbst, so hört sie nicht eher damit auf, bis ein anderes Kind da ist; ja mitunter stillt sie beide gleichzeitig. Oft stillt sie das Kind drei bis vier Jahre, je nach ihrem körperlichen Befinden. Das geschieht sowohl bei den Russen wie bei den Eingeborenen.

Das Sitzen, Kriechen und Laufen der Kinder wird einfach der Natur überlassen, irgend welche künstliche Mittel zur Nachhilfe giebt es nicht. Je nach ihrem Kräftezustand beginnen die Kinder mit dem dritten Monat zu sitzen, mit dem sechsten zu kriechen und mit dem neunten zu gehen.

Nekrologe.

III.

— Lewis H. Morgan, ein vorzüglicher Kenner der Indianer und der amerikanischen Antiquitäten, aus dem westlichen New-York gebürtig, starb am 17. December 1881 zu Rochester im Staate New-York. Frühzeitig gewann er einen tiefen Einblick in die politische und militärische Verfassung, die Sitten und Gebräuche und besonders das merkwürdige System der Zwischenheirathen bei dem Ueberreste der einst mächtigen Sechs Nationen. Unter dem Pseudonym „Shenandoah" veröffentlichte er 1847 eine Reihe von Abhandlungen über die Irokesen, welche seinen Ruhm begründete. 1867 schrieb er eine geschätzte Abhandlung über den amerikanischen Biber und seine Arbeiten und 1869 über die „Sieben Städte von Cibola", worin er der Theorie von der alten Civilisation der Indianer scharf zu Leibe ging. 1873 erschienen in den Smithsonian Institution's Contributions seine „Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family", die er später in populärer Weise in dem Buche „Ancient Society" weiter ausführte. Seine letzten Untersuchungen bezogen sich auf die Pueblos von Neu-Mexiko, wobei er zu dem Schlusse kam, daß die Moundbuilders Dorfindianer aus Neu-Mexiko und die Mounds die Unterbauten für ihre langen hölzernen Kommunalhäuser gewesen seien. Auf seinem Sterbelager noch empfing er sein letztes Buch, das vom Bureau of Ethnology der Smithsonian Institution herausgegebene „Houses and House Life of the American Aborigines".

— Isaak Israel Hayes, der amerikanische Nordpolfahrer, geboren 1832 zu Chester in Pennsylvanien, gestorben 17. December 1881 in New-York. 1853 bis 1855 begleitete er als Arzt die zweite zur Aufsuchung Franklin's von den Vereinigten Staaten ausgerüstete Grinnell-Expedition, führte im Juli 1860 den Schooner „United States" nach Norden, erreichte mit demselben im Smith-Sund circa $78^1/_2{}^0$ nördl. Br., drang auf dem grönländischen Binneneise (Prudhoe-Land) etwa 134 km weit nach Osten und in der Verlängerung des Smith-Sundes nach Norden bis 81° 35′ nördl. Br. (Kap Lieber) vor, d. h. bis zum nördlichsten bis dahin zu Lande erreichten Punkte. Sein Reisewerk „The open Polar Sea" und die „Physical observations in the arctic seas" erschienen erst 1867, nach dem Bürgerkriege, den er als Arzt auf Seiten der Nordstaaten mitgemacht hatte. 1869 begleitete er den Maler Bradford im „Panther" auf einer Fahrt nach dem westlichen Grönland, wo photographische Aufnahmen bis zu 76° nördl. Br. hinauf genommen wurden (beschrieben in „The Land of desolation", London 1871). Später betheiligte er sich an Politik, war 1876 bis 1880 Mitglied der Legislatur von New-York, arbeitete auch an einer Geschichte der maritimen Entdeckungen und hielt Vorlesungen, so noch 12 Tage vor seinem Tode eine solche über arktische Forschungsreisen.

— Paul Theodor von Krusenstern, russischer Vice-Admiral, Sohn des bekannten Führers der ersten russischen Weltumsegelung, geboren 1809, gestorben 20. December 1881 in Aß bei Klein-Marien in Estland. 1826 bis 1828 machte er auf der Korvette „Senjawin" unter Kapitän F. P. Lütke die vierte russische Weltumsegelung mit. Die Neigung des Jünglings für Erforschungsreisen — schreibt die „Allg. Ztg." — und das Streben nach Erschließung neuer Handels- und Verkehrsgebiete ist auch in der Folge dem Manne treu geblieben und hat die Richtung seines ganzen Lebens und Wirkens bestimmt. Namentlich war es das Gebiet der Petschora und das Karische Meer, wohin Krusenstern bis ins späteste Alter immer und immer wieder seine Aufmerksamkeit lenkte, um hier für den russischen Verkehr neue sichere Stationen zu errichten. Die Frucht mehrerer Reisen in das Petschoragebiet war die mit dem Grafen Kaiserling-Raikküll gemeinsam herausgegebene orographische Karte dieser Gegend. In den späteren Jahren war es hauptsächlich der Plan einer Verbindung des Ob- und Petschoragebietes, der ihn beschäftigte, und zu dessen Realisirung er mit der ihm eigenen frischen Rührigkeit auch bereits eine Reihe von Vorarbeiten, die namentlich in mühevollen Nivellements bestanden, in Angriff genommen hat. Eine seiner zahlreichen Reisen hat v. Krusenstern selbst in fesselnder Weise beschrieben.

— Andrew Cathcart, englischer Major und Reisender, geboren 1817, gestorben 11. Januar 1882. Nachdem er Westindien und Südamerika besucht, diente er von 1836 bis 1846 in der Armee und begleitete 1848 den Obersten J. C. Fremont auf dessen Erforschungsreise durch die Felsengebirge nach Californien. Der Versuch, das Gebirge an den Quellen des Rio del Norte zu überschreiten, fand im Winter statt, und da derselbe ausnahmsweise streng war, mißglückte er. Die Expedition schneite am 12. December 1848 unweit des Spanish Peak ein, sämmtliche Maulthiere und viele Menschen erfroren, und nur etwa der Hälfte gelang es, Taos in Neu-Mexico zu erreichen. Nach England zurückgekehrt besuchte Cathcart 1853 die australischen Goldfelder und machte eine lange Fahrt im südlichen Stillen Ocean. Dann diente er in der Türkei

und gehörte zum Stabe des Sir W. Fenwick Williams, des Vertheidigers von Kars. 1858 war er Chef der Polizei in Mauritius, von Juni 1859 bis April 1861 englischer Konsul in Albanien.

— Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski, Naturforscher und Indien-Reisender, geboren zu München 13. Mai 1826, gestorben ebenda 19. Januar 1882. Seine ersten Studien hatten die nahen Alpen zum Gegenstande, worüber er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Adolf und Robert 1850 „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen" und 1854 „Neue Untersuchungen über die physikalische Geographie und Geologie der Alpen" veröffentlichte. 1851 habilitirte er sich für Physik und Meteorologie in Berlin und erhielt 1854 durch Vermittelung A. von Humboldt's und des Königs von Preußen von der Ostindischen Kompagnie den Auftrag, in Gesellschaft jener beiden Brüder eine große wissenschaftliche Reise nach Indien und dem Himalaja zu unternehmen, auf welcher besonders Beobachtungen über Magnetismus, Geologie, Meteorologie und Höhenverhältnisse angestellt werden sollten. Am 26. Oktober 1854 landeten sie in Bombay, durchreisten im Winter meist getrennt den Dekhan und trafen im nächsten Frühjahr in Kalkutta wieder zusammen. Von da begab sich Hermann nach Sikim und Assam, dann mit Robert nach Ladak und dem Karakorum und bereiste zuletzt Nepal. Ueber Kalkutta, Ceylon und Aegypten kehrte er nach Europa zurück, wo er im Juni 1857 eintraf. Zuerst ließ er sich in Berlin, dann auf Schloß Jägersburg bei Forchheim, endlich in München nieder; seine und seiner Brüder reiche Sammlungen befinden sich seit 1877 auf der Burg in Nürnberg. Sofort begann Hermann die Verarbeitung des in noch nicht drei Jahren gesammelten Materials, ohne es in dem folgenden Vierteljahrhundert ganz bewältigen zu können. Von den auf neun Bände berechneten „Results of a scientific mission to India and High Asia" erschienen 1860 bis 1866 in Leipzig vier Bände mit 43 Tafeln; die in Jena veröffentlichten „Reisen in Indien und Hochasien" (vier Bände) sind dagegen abgeschlossen worden. Außerdem schrieb er zahlreiche Abhandlungen für die Schriften der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, so zuletzt noch eine mustergiltige Arbeit in vier Theilen über die Regenverhältnisse in Indien, dem indischen Archipel und Hochasien. Es giebt leider nicht viel Reisende, welche der Verarbeitung ihrer Materialien so aufopfernde Treue und solchen Fleiß widmen, wie der zu früh verstorbene Hermann von Schlagintweit.

— Carlo Piaggia, italienischer Afrikareisender, geboren 24. Januar 1827 zu Badia im Lucchesischen, gestorben, wie es scheint, zu Anfang dieses Jahres auf der Reise von Chartum nach Fadasi. Von Profession Müller und ohne jede Bildung, besaß er doch viel natürlichen Verstand, Beobachtungsgabe und Muth. 1851 kam er nach Tunis, wo er als Gärtner arbeitete, im folgenden Jahre nach Alexandria, 1856 nach Chartum, von wo er in das Land der Bari vordrang. 1857 schloß er sich Elephantenjägern an und kam in das Gebiet der Kutsch, besuchte dann seine Heimath und 1861 als Begleiter des Marchese Antinori das Land der Djur. 1863 erreichte er als erster Europäer die Njamnjam und verweilte ein ganzes Jahr bei denselben. 1871 wollte er sich Antinori, der nach Schoa ging, anschließen, kam aber zu spät und bereiste dafür als Jäger und Sammler die abessinische Landschaft Godscham. 1876 begleitete er seinen Landsmann Gessi auf dessen Expedition nach den Nilseen, 1878 und die folgenden Jahre reiste und sammelte er am Weißen Nile und gedachte sich zuletzt dem Holländer Schuver bei dessen Reise in die Gallaländer anzuschließen, als ihn der Tod ereilte.

— Eduard Desor, der hervorragende Geologe, geboren 1811 in Friedrichsdorf im Hessen-Homburgischen, gestorben 23. Februar 1882 in Nizza. Er studirte in Gießen und Heidelberg Jura, kam 1832 wegen des Hambacher Festes in Untersuchung und ging deshalb nach Paris, wo er sich der Geologie widmete. Nach Neuchâtel übergesiedelt, betheiligte er sich an Agassiz' Forschungen, besuchte dann Skandinavien und ging 1847 nach Amerika, wo er bis 1852 blieb. Dort erhielt er eine Stelle im Coast Survey und betheiligte sich an der geologischen Aufnahme der Mineraldistrikte am Lake Superior und des Staates Pennsylvanien. 1852 kehrte er nach Neuchâtel zurück und docirte dort an der Akademie Geologie. Im Winter 1863 bis 1864 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Algerien und der Sahara, und schrieb darüber „Aus Sahara und Atlas" (Wiesbaden 1865). Zuletzt beschäftigte er sich viel mit den Pfahlbauten, war Mitglied des eidgenössischen Schulrathes, Abgeordneter an der Bundesversammlung und 1873 Präsident des Nationalrathes. Er schrieb u. A. „Geologische Alpenreisen" (2. Aufl. Frankfurt 1847); „Geologische Beschreibung des Neuchâteler Jura"; „Ueber den Gebirgsbau der Alpen" (Wiesbaden 1865); „Monographie über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees" (Deutsch, Frankfurt 1866) und „Le bel âge du bronze" (Paris 1874).

— Theodor Schiff, österreichischer Telegraphenbeamter, starb im Alter von 50 Jahren am 25. Februar 1882 in Wien. Sein 1875 erschienenes Buch „Aus halbvergessenem Lande. Culturbilder aus Dalmatien." enthält in Form kurzer novellistischer Erzählungen eine ganz vorzügliche Schilderung des Landes und seiner Bewohner, welche er durch jahrelangen Aufenthalt genau kennen gelernt hatte.

Die Rückreise der Besatzung des „Oscar Dickson" von der sibirischen Küste nach Stockholm.

Von der Besatzung dieses Dampfers sind Anfangs Februar dieses Jahres 16 Mann nach Stockholm zurückgekehrt, und hat der erste Maschinenmeister, Carl Lundgren, einem schwedischen Blatte folgenden Bericht über die Erlebnisse auf der Rückreise erstattet.

„Oscar Dickson" ging am 21. August 1880 von Vardö ab; an Bord desselben befand sich bekanntlich auch Herr A. Sibiriakow. Bereits am 25. August kamen wir in der Jugorstraße an. Nachdem wir diese passirt hatten, wurden wir durch altes Packeis oder bereits gebildetes neues Eis

bis zum 20. September an der Weiterreise durch das Karische Meer gehindert, wo es uns endlich glückte, durch das Treibeis hindurch zu dringen, so daß wir am 23. September Kap Matte Sol (zwischen Ob- und Jenisei-Mündung) ostwärts von uns in Sicht bekamen. Hier wurden wir aber wieder vom Eise aufgehalten. Bis zum 19. Oktober mußten wir hier liegen bleiben; resultatlos versuchten wir mehrere Male in verschiedenen Richtungen vorwärts zu kommen, wobei wir wiederholt auf den Grund geriethen, aber doch wieder flott wurden.

Am 19. Oktober saßen wir im Eise fest, und wurde es uns nun klar, daß wir hier überwintern müßten. Wir befanden uns auf 72° 12′ nördl. Br. und 76° 17′ östl. L. Greenw. In weiterem Abstande vom Fahrzeuge konnten wir Land sehen. Wie wir später erfuhren, befanden wir uns in der Gydabucht, nahe der Mündung des Jenisei. Und hier lagen wir den Winter hindurch bis zum 25. Juli 1881.

Als die Ueberwinterung begann, verließ uns Herr Sibiriakow und ging ans Land, um zu versuchen, uns verschiedene Bedürfnißgegenstände zuzuführen, an denen wir Mangel zu leiden begannen. Im Laufe des Winters kamen dann auch drei Hilfssendungen an: eine aus Obdorsk, unter Leitung eines Russen Konjow, mit Pelzwerk, Tabak etc.; eine andere aus Dudinskoje mit Kohlen, Mehl etc. brachte ein Agent des Herrn Sibiriakow mit Namen Persomski, und schließlich eine dritte von der russischen Regierung unter Leitung des Russen Iwanow. Diese letzte Expedition, welche mit Ausnahme des Iwanow aus Samojeden bestand, brachte unter anderm ein Zelt mit, das in der Nähe des Dampfers am Strande aufgeschlagen wurde.

Am 25. Juli 1881 sahen wir zum ersten Male während des Jahres in einigem Abstande vom Schiffe offenes Wasser, aber erst am 28. Juli glückte es uns das Schiff von dem dasselbe umgebenden Eise frei zu machen. Nördlicher Wind verstopfte aber bald wieder mit Treibeis die entstandene Rinne. Am folgenden Tage öffnete sich das Eisfeld wieder, und gingen wir nun in vier Stunden mit langsamer Fahrt in nordnordwestlicher Richtung, wo wir dann auf undurchdringliches Eis stießen. Bis zum 2. August versuchten wir nach verschiedenen Richtungen vorwärts zu kommen, trafen aber überall festes Eis. Am letztgenannten Tage des Vormittags begann die offene Rinne, in welcher wir lagen, sich zu verengen, Strömung und Wind packten das Eis fester und innerhalb weniger Augenblicke wurde „Oscar Dickson“ zwischen zwei Eisfeldern zerdrückt. Die Boote wurden auf das Eis gebracht, einige von unseren Kleidungsstücken, etwas Brot, Fleisch und die Schiffsdokumente in dieselben geborgen, worauf wir in drei Abtheilungen mit den Booten über das Eis zogen, bis wir eine offene Rinne trafen, in der wir an das Land ruderten. Nach einer Fahrt von ungefähr 20 Stunden kamen wir schließlich bei dem Zelte Iwanow's an, wo wir auf beste Weise verpflegt wurden und uns ausruhen konnten.

Alsdann theilten wir uns in zwei Abtheilungen, von welchen die kleinere, aus 6 Mann, dem Kapitän, dem ersten Steuermann und einem Samojeden bestehend, sich nach einigen Tagen per Boot nach Dudinskoje am untern Jenisei begab, um von dort die Rückreise fortzusetzen. Wir anderen blieben bis zum 28. September in dem Zelte Iwanow's und begaben uns dann über die Gydatundra auf den Weg nach Obdorsk. Iwanow hatte nämlich mit dem Häuptling einer Samojedenfamilie das Uebereinkommen getroffen, daß derselbe uns für den Preis von 20 Rubel per Schlitten den gegen 200 deutsche Meilen weiten Weg über die Tundra nach Obdorsk befördern solle.

Als die Karawane am 28. September aufbrach, bestand dieselbe aus 19 Personen, wovon zwei Samojeden und eine Samojedenfrau waren; eine große Menge Renthiere folgte mit. Es wurde versichert, daß John Borá, der Häuptling der Familie, und seine Brüder über 2000 Renthiere besäßen. Auf dem Wege trafen wir mehrere andere Samojedenfamilien, die sich unserm Zuge anschlossen, so daß mehrere Male die Karawane aus einigen hundert Schlitten bestand.

Während wir in Gesellschaft mit den Samojeden über die Tundra fuhren, waren wir genöthigt, ganz wie diese zu leben; unsere Bekleidung und unsere Nahrung war wie die ihrige. Erstere bestand aus einem langen, bis zu den Füßen reichenden Doppelpelz aus Renthierfell mit den rauhen Seiten nach innen und nach außen, Beinkleidern von gleicher Beschaffenheit, Strümpfen mit der Haarseite nach innen und Stiefeln mit der genannten Seite nach außen. Die Nahrungsmittel waren Renthierfleisch und Blutsuppe. Das Fleisch wurde roh gegessen. Der Blutbrei oder die Blutsuppe wurde auf folgende Weise bereitet: Nachdem ein Renthier geschlachtet, wurde der Inhalt des Magens ausgeschüttet und ohne letztern weiter zu reinigen wurde das aufbewahrte Blut des getödteten Thieres in denselben gethan, und die Magenöffnung zugeschnürt. Der Kälte ausgesetzt wurde es bald ein fester Klumpen, der während der Fahrt im Schlitten aufbewahrt wurde. Wenn am Abend das Essen für den folgenden Tag bereitet werden sollte, wurde zuerst in dem über dem Feuer hängenden kupfernen Kessel etwas Schnee geschmolzen, und dann von dem gefrorenen Magen ein Stück abgehauen und in den Kessel geworfen. Nachdem dies geschmolzen, wurde etwas Salz und Mehl eingerührt und die Suppe war fertig.

Wir Europäer wurden auf die verschiedenen Samojedenzelte vertheilt, da wir selbst keine hatten; uns wurde die eine Hälfte des Zeltes angewiesen, während die Samojeden die andere für sich behielten. Wenn wir gegen Abend zu einem Lagerplatze kamen, ordnete die Frau die Aufstellung und Einrichtung der Zelte an und besorgte die Küche, während die Männer, nachdem sie den Renthieren das Futter gegeben, sich mit Spielen amüsirten. Bevor wir am folgenden Tage die Zelte mit allem Zubehör auf die Schlitten geladen, die Renthiere gesammelt und angespannt bekamen, war es in der Regel Mittag, wenn wir endlich aufbrachen. Wir konnten also nur kurze Tagereisen machen und dauerte die ganze Reise über die Tundra denn auch gegen drei Monate.

Wegen Mangel an Wasser war es mit unserer Reinlichkeit während der Fahrt sehr schlecht bestellt, nur das Gesicht und die Hände wurden manchmal gewaschen. Die Samojeden bewerkstelligten dies, indem sie den Mund voll geschmolzenen Schnees nahmen und etwas davon in die Hände spritzten, womit dann das Gesicht abgerieben wurde. Wir hatten zwei Anzüge, welche nur gewechselt wurden, wenn die Menge des Ungeziefers dies nöthig machte. Der abgelegte Anzug wurde dann auf dem Schnee ausgebreitet und mit Stöcken bearbeitet, bis derselbe von dem erfrorenen Ungeziefer befreit war.

Das Essen wurde für uns und die Samojeden besonders bereitet; wir mußten dies aber bald selbst besorgen, da die Unreinlichkeit der Samojeden zu groß war. Das Kochgeschirr derselben wurde niemals gereinigt; wenn die Hunde nicht die Ueberreste vom Essen ausleckten, wurde dasselbe wieder benutzt, wie es war. Für jedes Renthier, das für unsere Rechnung geschlachtet wurde, erhielten die Samojeden 7 Rubel; wir verzehrten auf der Reise im Ganzen 73 Stück.

Die Samojedenfrauen schienen mit den Männern gleichgestellt zu sein. Die Frau hatte alles, was zum Zelte ge-

hörte, die Aufstellung und das Verpacken derselben auf die Schlitten unter ihrer Aufsicht. Außerdem half sie den Männern beim Zusammentreiben und Schlachten der Renthiere. Auf der Reise fuhr sie ihren eigenen Schlitten an der Spitze einer Abtheilung anderer mit sämmtlichen Lagerrequisiten beladener Schlitten; die Raststellen wurden nur von ihr bestimmt. Während die Frau immer beschäftigt war, fanden die Männer häufig Gelegenheit zum Spielen und Ringen.

Erstaunenswerth war die Sicherheit, mit welcher die Samojeden den Weg über die ungebahnte und flache Tundra zu finden wußten; die Fahrt ging immer in gerader Richtung auf Obdorsk. An der Spitze des Zuges fuhr der Häuptling, an dessen Schlitten alle anderen hintereinander befestigt waren.

Erst nachdem wir gegen 120 Meilen von der Küste entfernt waren, trafen wir Gehölz, anfänglich sehr niedrige Lerchentannen, später die gewöhnliche Tanne. Auf der Fahrt durch den Wald hatten wir freilich etwas Schutz gegen den beißenden Wind, aber der Schnee lag tiefer und loser und häufig mußten wir uns erst mit der Axt einen Weg bahnen.

Die Samojeden waren sehr zuvorkommend gegen uns und betrachteten uns schließlich wie Ihresgleichen. Wenngleich sie unsere Stärke und unsere Kenntnisse bewunderten, so waren sie doch andererseits sich ihrer Ueberlegenheit in anderen Richtungen sehr wohl bewußt, und ohne sie wären wir niemals über die Tundra gekommen, hätten niemals unsere Heimath wiedergesehen.

Endlich erreichten wir Obdorsk, eine kleine unansehnliche Stadt am Ob mit einer Kirche, gegen 200 Häusern und 600 Einwohnern. Hier nahmen wir Abschied von den Samojeden und fuhren unter Iwanow's Anführung zu Wagen nach Berozow, einen Weg von 50 Meilen, den wir in einigen Tagen zurücklegten. In Berozow empfing uns Herr Persomski, der Agent Sibiriakow's, unter dessen Führung wir mit Kosakenfuhrwerk nach der 106 Meilen entfernten Stadt Tobolsk befördert wurden. Von dort ging dann die Rückreise ohne Unterbrechung über Tiumen, Jekaterinenburg, Perm 2c. nach Petersburg und über Hangö nach Stockholm.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das auf einer kleinen Erhöhung nahe dem Krater erbaute Aetna-Observatorium ist jetzt fertig. Es befindet sich 2943 m über dem Meeresspiegel, 452 m höher als das Kloster auf dem Großen St. Bernhard, und liegt so, daß ein etwaiger Lavaerguß sich voraussichtlich vor ihm theilen und es verschonen wird.

— Am 11. Januar dieses Jahres ist in Gegenwart aller kirchlichen, militärischen und politischen Behörden der erste Spatenstich an der Eisenbahn von Larissa nach Volo (Thessalien) gemacht worden.

— Als vorläufiges Resultat der Volkszählung in Moskau am 24. Januar (5. Februar) 1882 theilen dortige Blätter mit, daß die Einwohnerzahl ziemlich genau 748000 Seelen beträgt.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft zu Petersburg vom 2. (14.) December 1881 hielt Herr Malachow selbst einen Vortrag über seine oben Seite 16 schon erwähnte anthropologische Forschungsreise nach dem mittlern und südlichen Ural. Er begann seine Untersuchungen, die hauptsächlich die vorhistorische Anthropologie betrafen, im Kreise Elabuga des Gouvernement Wjatka und ging dann in die Kreise Malmysh und Urshum. Dort lernte er die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen (Wotjaken und Tscheremissen) kennen und unternahm Ausgrabungen, bei denen er Geräthe von Knochen, Stein und Eisen fand. Nahe bei dem Dorfe Kitjak wohnte er am 12. (24.) Juni 1881 einem heidnischen Opferfeste bei, welches die Tscheremissen wegen Regenmangel zu Ehren des Gottes des Windes und Sturmes, „Mardehshoi'n", feierten. Diese Opferung in dem heiligen Haine trägt einen noch völlig ursprünglichen heidnischen Charakter; es wurden bei dem heiligen Baume von den Opferpriestern getödtet: ein rother Ochse, eine Kuh und ein weißer Schafbock. Dann ward das Fleisch in Stücke geschnitten und auf den aufgeschichteten Holzstößen in großen Kesseln gesotten; nach längeren Gebeten erfolgte die Einweihung des Fleisches und dann begann das Essen. Die abgenagten Knochen, alle Ueberbleibsel und auch die Häute der getödteten Thiere wurden auf den Holzstößen verbrannt.

Aus dem Gouvernement Wjatka ging Malachow in die Gouvernements Perm und Orenburg über. Die während dreier Monate fortgesetzten Untersuchungen der Ueberbleibsel aus der Steinzeit wie aus den Metallzeiten lieferten, Dank den vorgenommenen Ausgrabungen, eine reiche Sammlung der mannigfachsten Gegenstände der vorhistorischen Kultur. Man fand diese Ueberbleibsel in Höhlen, in Torflagern und im Alluvialboden. Auf Grund des gewonnenen Materials hält Herr Malachow es für möglich, die Hauptepochen in der Entwickelungsgeschichte des vorhistorischen Menschen am Ural zu skizziren.

Die ältesten Reste der Kultur gehören den Höhlenbewohnern am Flusse Tjagil (die dortigen Höhlen untersuchte Gebauer) und am Flusse Pesjja an. Nach Verlassen der Höhlen begann der vorhistorische Mensch auf den sandigen Inseln der Seen und auf Landzungen sich anzusiedeln. Verschiedene vorhistorische Gegenstände dieser Epoche sind jetzt mit einer bis 14 Fuß mächtigen Torfschicht bedeckt. Zahlreiche Geräthe aus dem an Ort und Stelle befindlichen Material, von grob behauenen bis zu ganz fein polirten, sind angetroffen worden. Ansiedelungen dieser Epoche fanden sich an den Seen von Schigirsk, Jurinsk, Ajatsk, an den Flüssen Jseta, Mias 2c. In der Kulturschicht der Ansiedelung von Ajatsk fand man zwischen den Steingeräthen auch kleine Plättchen von Kupfer als erstes Anzeichen der Bekanntschaft des Menschen mit dem Metall. Nachdem die Kenntniß von gediegenem Metall gewonnen war, ging der vorhistorische Mensch bald auch zum Schmelzen und zur Ausbeutung der Minen über. Reste einer beträchtlichen Entwickelung dieser Thätigkeit, bestehend in Hacken, Pfeilen und Schwertern, die aus reinem Kupfer gegossen sind, wurden am Oberlauf der Tschusowa und an den Flüssen Bagarjak und Sinarj aufgefunden. Derselben Epoche gehören auch die Grabhügel an und die hieroglyphischen Inschriften, die mit rother Farbe auf die Uferfelsen der Flüsse Wischera, Tjagil, Reas und Jseta aufgetragen sind und von denen Herr Malachow Abbildungen angefertigt hat. In einem Grabhügel am See Bagarjak ist neben Gegenständen von Knochen, Stein und Kupfer auch ein ganzes Skelett aufgedeckt worden. Diese Knochenfunde dürfen ganz besondern Werth und Interesse beanspruchen,

da solche im Ural bis in die neueste Zeit noch nicht gemacht worden waren. Der Schädel zeichnet sich durch starke Entwickelung der Augenbrauenbogen und des Hinterkopfes bei ganz niedrigem Stirnbein aus.

Der zweiten Periode der Metallzeit gehören alle Entdeckungen Malachow's in den Kreisen Tscherdynsk und Solikamsk an. In den dortigen Fundstätten, den sogenannten „Gorodischtschen", befanden sich außer Eisen- und Bronzesachen auch eine Masse Geräthe aus Knochen. An einigen Stellen sind diese Lager zerschlagener Knochen und Geräthschaften besonders reichhaltig und im Volke unter dem Namen „Kostischtschi" (wörtlich „die großen Knochen") bekannt. Die Denkmäler vom Ende dieser Epoche bilden das Bindeglied der vorhistorischen Zeit mit den Anfängen der historischen. Während des Vortrages war außer den Sammlungen des Herrn Malachow auch eine große Anzahl Photographien von Ansichten und Typen aus dem Uralgebiete ausgestellt.

Asien.

— In Band 40 S. 334 brachte der „Globus" eine Nachricht, wonach die russische Polarstation an der Lena-Mündung bereits im Sommer 1881 errichtet worden sei. Das beruhte auf Irrthum; denn die betreffenden Beobachter, Lieut. Jürgens, Eichner und Dr. Bunge, haben Petersburg erst am 28. December verlassen und hoffen frühestens am 1. August 1882 ihre Beobachtungen auf der Station beginnen zu können. Das Ministerium des Innern hat für diese Station und für eine Filiale auf den neusibirischen Inseln pro 1882 der Geographischen Gesellschaft 14000 Rubel überwiesen. — Auf der nächsten Seite (335) derselben Nummer, Spalte 1, Zeile 10 von oben muß es statt „Kuldscha" richtig Kutscha heißen. Kutscha liegt im chinesischen Ost-Turkestan südlich vom Tiën-schan, und der Bai-schan, jener angebliche Vulkan, ist ein Theil des letztern zwischen 83° und 84° östl. L. von Greenwich, etwa 240 km von Kuldscha in südöstlicher Richtung entfernt.

— Ujfalvy ist von seiner vierten wissenschaftlichen Expedition, welche er im Auftrage der französischen Regierung nach Hochasien unternommen hatte, nach Europa zurückgekehrt. Er bringt große ethnographische und anthropologische Sammlungen (Schädel, Haarproben, Maße) mit heim.

— Am 8. Februar wollten A. R. Colquhoun, vom indischen Departement für öffentliche Arbeiten, und C. Wahab Kanton verlassen, um auf dem Si-kiang oder dem sogenannten Kantonflusse nach dem südlichen Jün-nan und von da durch die Schan-Staaten über Kiang-hung, Kiang-tung und Zimme (Schieng-mai) nach Rangun in Britisch Birma zu reisen. In China denken die Herren ihre Aufmerksamkeit besonders dem Volke der Miao-tse zuzuwenden, in Hinterindien den dortigen Handelsstraßen; ihre Reise wollen sie so einrichten, daß sie nicht dieselben Wege gehen, wie Mc Leod 1836 und die französische Mekhong-Expedition 1867 bis 1868, sondern bisher unbetretenes Gebiet durchziehen und dabei durch Routenaufnahmen und astronomische Bestimmungen für die kartographische Darstellung desselben sich bemühen. Dafür ist Mr. Colquhoun besonders geeignet, da er schon ein Jahrzehnt lang in verschiedenen Theilen von Britisch-Birma mit Aufnahmen beschäftigt war und 1879 die Mission der indischen Regierung nach Siam begleitete und dabei Zimme besuchte. Die Reisenden lassen sich von einem Dolmetscher, zehn Trägern und einem oder zwei Dienern begleiten und legen, um unnöthiges Aufsehen zu vermeiden, chinesische Tracht an.

Afrika.

— In Marokko wohnen nach dem „Boletino" der Lissaboner Geographischen Gesellschaft etwa anderthalb Tausend Europäer, wovon zwei Drittel in Tanger, der Rest in Tetuan, El-Araisch, Rbat, Casablanca, Mazagan, Safi und Mogador. In den letzten drei Häfen besteht die Majorität aus Engländern, welche in der Gesammtheit indessen erst die dritte Stelle einnehmen. Zuerst der Zahl nach kommen die Spanier, dann die Franzosen, Engländer und Portugiesen. Letztere sind etwa 150 Köpfe stark, davon 100 in Tanger.

— Die Handelsgeographische Gesellschaft in Mailand, welche bereits im Frühjahre 1881 durch Camperio und Haimann die Cyrenaika hat bereisen lassen und in Benghazi und Derna Stationen errichtet hat, beabsichtigt im laufenden Jahre, Agenten mit einer arabischen Karawane vom Mittelländischen Meere über Audschila, Kufra und Wanjanga nach Wadai zu senden, ein trefflicher, aber nicht ganz leicht durchzuführender Plan. Dieselbe Gesellschaft projektirt auch eine Ackerbaukolonie in der Cyrenaika und die Erforschung der Wege zwischen Abessinien und Assab, der italienischen Niederlassung am Rothen Meere.

— In Südafrika ist das Nationalitätsbewußtsein der Holländer erwacht, wie mehr und mehr Anzeichen beweisen. Nachdem im Parlamente der Kapkolonie das Holländische die Gleichberechtigung mit dem Englischen erlangt hat, haben die Boeren beschlossen, im Parlamente zu Pretoria nur das Holländische gelten zu lassen. Der „Cape Argus", welcher bisher nur in englischer Sprache erschien, hat sich dazu bequemt, einen holländisch geschriebenen Abschnitt zu bringen, und bereits fordern die Holländer die Wiederherstellung der alten Namen, z. B. Pampoen Kraal (für Durban) und Stinkfontein (für Carnavon).

— Der Bericht des Dr. V. S. Gouldsbury über seine Reise nach Timbo (s. „Globus" XL, S. 61) ist im August 1881 als englisches Parlamentspapier mit zwei werthvollen Karten veröffentlicht worden. Was denselben gegenüber manchen hochtrabenden französischen Berichten auszeichnet, ist die Nüchternheit, mit welcher er die wahre Lage der Dinge in Futa Dschalon schildert. Der Gambia ist oberhalb Barraconda (circa 13¾° westl. L. Gr.) nicht mehr schiffbar und jener Theil Afrikas wird niemals ein Markt für englische Manufakturwaaren werden. Das Land ist sehr schwach bevölkert, ja Gouldsbury glaubt, daß seine Bevölkerung abnimmt, wobei er dahingestellt sein läßt, ob der Grund davon die Vielweiberei, die häufigen Kriege oder, was am wahrscheinlichsten ist, die enorme Kindersterblichkeit ist. Wo aber wenig Menschen leben, kann der Handel auch durch Bau von Eisenbahnen und dergleichen nicht sonderlich belebt und vergrößert werden; Versuche in dieser Richtung will er nicht geradezu widerrathen, aber er warnt vor allzu sanguinischen Hoffnungen, als könnte sich der britische Fabrikant dort ein zweites Indien eröffnen. Die jetzt so oft genannte Hauptstadt Timbo, circa 2000 Fuß hoch und über der Quelle des Senegal gelegen, ist ein elendes Nest von noch nicht 2500 Einwohnern, welche während Gouldsbury's Besuch selbst nichts zu beißen und zu brechen hatten. Produkte des Landes sind Kautschuk, Wachs, Vieh, Häute und Erdnüsse; Gold und Elfenbein wird nur durch Tausch von außen her erworben. Der Ackerbau in Futa Dschalon steht auf einer sehr niedrigen Stufe, und die ganze Industrie beschränkt sich auf das Weben schmaler Baumwollstreifen und das Schmelzen und rohe Verarbeiten des massenhaft vorkommenden Eisenerzes. Wenig beständig sind auch die politischen Verhältnisse des in zehn Provinzen getheilten Reiches, an dessen Spitze zwei Almamis oder Könige stehen (vergl. oben S. 128), gleichwie über jede Provinz zwei Häuptlinge gesetzt sind und über jede Stadt zwei Bürgermeister. Wie es in England zwei Parteien giebt, deren eine stets auf den Abgang der andern wartet, so löst auch in Futa Dschalon der eine König mit seinen Häuptlingen und Bürgermeistern den andern ab und zwar dem Usus nach alle drei Jahre. Ist aber der gerade in der Gewalt befindliche König mächtig und beim Volke beliebt, so kann er sich wohl auch ein ganzes Jahrzehnt darin erhal-

ten, und umgekehrten Falles mag er auch schon in zwölf Monaten abwirthschaften. Wenn das Ende seiner Regierungsdauer herannaht, so fängt der König gewöhnlich mit einem Nachbarstamme Krieg an, um im glücklichen Falle noch Ruhm und Gold zu erwerben. Sehr streng ist das Strafrecht des mohammedanischen Landes. Auf Mord steht der Tod; der erste Diebstahl wird mit 100 Hieben, der zweite mit dem Verluste der linken Hand bestraft; dann verliert der Rückfällige nach einander die rechte Hand, den linken Fuß und den rechten Fuß. Stiehlt ein Mann hundert Kühe, so wird ihm ein Seil um den Hals geschlungen und daran von beiden Seiten gezogen, bis er stirbt. Bei Nothzucht wird der Schuldige mit einem großen Steine auf die Brust geschlagen, bis er stirbt; war sein Opfer keine Jungfrau mehr, so erhält er hundert Hiebe und wird geächtet. Bei Ehebruch werden beide Schuldige mit je 100 Hieben und Abrasiren des Kopfes bestraft. Auf Trunkenheit, allerdings ein fast unbekanntes Vergehen, steht der Tod.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der in Port Moresby im südöstlichen Neu-Guinea stationirte Missionär W. G. Lawes hat im vorigen Jahre verschiedene Bezirke am Hall-Sund besucht, darunter die Insel Maiva an der Westküste (südöstlich von Kap Possession). Dieselbe enthält, wie er an die Royal Geographical Society (s. deren Proceedings, March 1882, S. 160) schreibt, an der Küste 16 Dörfer dicht neben einander und ist von einem schattigen Walde außerordentlich reich tragender Kokospalmen bedeckt. Sobald Lawes' Boot das Ufer berührte, wurde es von etwa einem Hundert Eingeborener erfaßt und rasch außerhalb des Bereiches der Brandung geschleppt. Die Leute hatten noch nie eine weiße Frau, wie die ihren Gatten begleitende Mrs. Lawes, gesehen und folgten den Engländern in Scharen auf Schritt und Tritt, rechtfertigten aber das Vertrauen, mit welchem sich diese in ihre Gewalt begeben hatten, vollständig. Es ist eine schöne Race, von ziemlich heller Farbe, die Männer, welche jährlich zu Handelszwecken Port Moresby besuchen, wohlgewachsen und muskulös, die Frauen hübsch, aber durch Tatuirung entstellt. Sie wiesen ihren Besuchern das heilige Haus, ein 120 Fuß langes, 24 Fuß breites Gebäude, zum Obdach an. Vor dem Eingang hing ein graziöser Vorhang aus Blättern der Sagopalme; drinnen befanden sich eine Anzahl von Simsen oder Plateformen aus Mittelrippen der Sagopalmblätter und an einer Seite ein kleiner Verschlag zur Aufbewahrung von Zaubermitteln, von denen ein Theil vor der Ankunft der Weißen entfernt worden war. Die Pfosten waren meist geschnitzt; der eine am Eingange z. B. zeigte auf der einen Seite ein Krokodil, auf der andern eine menschliche Gestalt. Der „Dupu", wie das heilige Haus genannt wird, erlebt Zeiten von mehr als gewöhnlicher Heiligkeit; alsdann wird es reich geschmückt, und weder Weib noch Kind darf es auch nur sehen. Eine Anzahl von Männern schlägt dann zwei Monate lang ihren Wohnsitz darin auf, und wer einmal seinen Fuß hineingesetzt hat, darf mit der Außenwelt nicht mehr verkehren. Für die Insassen kochen Weiber das Essen und schieben es durch eigens dafür bestimmte Löcher hinein; die Isolirung derselben ist so vollständig, daß, wenn einer von ihnen während der Zeit stirbt, die Leiche, ohne daß die anderen darum wissen, in dem Hause selbst beerdigt wird; und wenn umgekehrt ein Dorfbewohner stirbt, dies den Insassen des Dupu verheimlicht wird, so lange der „Tabu" dauert. Am Ende der bestimmten Zeit wird ein großes Fest gefeiert und die lange Eingesperrten kommen reichgeschmückt wieder zum Vorschein. Das heilige Haus jeden Dorfes steht meist am Ende der einzigen Straße desselben; die anderen Häuser sind von ärmlicher Bauart, gewähren aber trotzdem wegen der schönen Croton und Dracaenen, welche sie umgeben und sorgfältig gepflegt werden, einen prächtigen Anblick. Unter den mancherlei Punkten, welche Rev. Lawes sonst noch besuchte, ist der Bezirk Naala (landeinwärts von Kap Suckling) zu nennen, weil dort — eine in Neu-Guinea bis jetzt einzig dastehende Thatsache — eine Königin über das Volk herrscht.

— Ist das Charakteristikum der Männer auf den Palau-Bilderschriften ein Phallus? In der überaus wohlwollenden Besprechung meiner „Bilderschriften des ostindischen Archipels und der Südsee" von Seiten des Herrn Andree in dieser Zeitschrift Bd. 40, S. 375 heißt es von den auf den Palau-Bilderschriften dargestellten Männern, daß sie „durchweg durch einen Phallus charakterisirt sind, der, in etwas stylisirter Form, meist im Profil wiedergegeben ist. Daß es sich um einen solchen handelt, erkennt man aus den en-face-Darstellungen auf Tafel III, vierte Reihe von oben".

Ich theile diese Ansicht meines gelehrten Freundes nicht, und glaube den Beweis beibringen zu können, daß das als Phallus angesprochene Charakteristikum vielmehr ein Beil, eine Streitart ist. Ich habe diese Frage in meiner Abhandlung nicht eingehender diskutirt, sagte jedoch ausdrücklich S. 5, erste Spalte oben: „Auf unseren Abbildungen sind meist Männer zu finden, kenntlich an Schwertern (aus Holz), Lanzen, Aexten" (aus Stein und Muscheln). Ich sagte dieses, weil ich selbst eine Zeit lang geschwankt hatte bezüglich der Auffassung dieser Charaktere, und weil die meisten Beschauer der betreffenden Objekte im Dresdner Museum dieselbe Ansicht äußern wie Herr Andree. Unterstützt wird diese Auffassung noch durch eine Bemerkung des Herrn Semper (Arch. für Anthrop. IV, S. 145, 1870), welche ich ebenfalls l. c. S. 4, zweite Spalte unten, citirt habe, und welche folgendermaßen lautet: „Endlich erzählt er (Semper), anknüpfend an die Beschreibung der bildlichen Darstellungen (gemalten Basreliefs), welche an den für den Priesterkönig und die Versammlungen der Stammesfürsten bestimmten Wohnungen angebracht sind, drei mit historischen Erinnerungen durchflochtene Sagen dieses Volkes. Die erste von der Entstehung der sieben verschiedenen, auf diesen Inseln im Gebrauch stehenden Geldsorten, die zweite von einer abenteuerlichen Reise der vier Fürsten nach der Wohnung der Sonne, die dritte endlich die Werbung um eine Frau von der Sonrol-Insel. Von höchstem ethnologischen Interesse ist hierbei die Schilderung eines diese Hochzeit darstellenden phallischen Schnitzwerkes, das eine fast geniale Kraft obscöner Darstellung bezeugt."

Diese Darstellung ist mir unbekannt; allein mustern wir die von mir auf Tafel 2 bis 5 gegebenen Bilder, um zu entscheiden, ob das spitze Instrument in der Gegend der Hüfte bei den dargestellten menschlichen Figuren ein Phallus sein kann oder nicht:

Auf Tafel 2, erste Reihe, zweite Reihe und vor Allem dritte Reihe fällt dieser „stylisirte Phallus" besonders auf, und wenn nur die Figuren vorlägen, so wäre ich nicht im Stande der ausgesprochenen Ansicht entgegen zu treten. Ebenso finden wir auf Tafel 3, vierte Reihe die von Herrn Andree citirten en-face-Darstellungen und daneben solche im Profil (wie auch noch an manchen anderen Stellen der Tafeln 3, 4 und 5), welche durchaus Anlaß gäben zu der Deutung als Phallus.

Allein schon in der sechsten Reihe der Tafel 3 begegnen wir Männern (nicht Frauen, denn diese sind, wie ich S. 5, erste Spalte oben, meiner Schrift hervorhob, durch den den Palau-Insulanerinnen eigenthümlichen Schurz charakterisirt), welche das in Frage kommende Objekt als Waffe in der Hand schwingen, und bedeutsam erscheint der Umstand, daß gerade diese Figuren nicht mit der Streitart umgürtet sind (Tafel 5, Reihe 9 findet man allerdings Figuren mit dem Instrument in der Hand und zugleich mit solchem umgürtet, allein warum soll ein Krieger nicht mit zwei derartigen Waffen versehen sein?). Ueberhaupt kommen auch sonst Männer ohne „Phallus" vor, z. B. Taf. 3, Reihe 5, 6 und 7; ich wenigstens finde nicht, daß irgend ein Anlaß vorläge diese Figuren

als Frauen zu deuten. Tafel 3, Reihe 9 finden wir kämpfende Männer, welche Lanzen werfen und mit der Axt umgürtet sind; Reihe 11 ebensolche ohne Axt. Auf Tafel 4, Reihe 4 stehen Männer ohne Umgürtung, ein jeder mit einem Stabe (Keule?, Axt?) in der rechten Hand, und Reihe 6 tanzende Männer ohne alle Embleme. Diese können meiner Ansicht nach nicht als Weiber gedeutet werden, denn diese letzteren sind z. B. Reihe 7 (zwei Individuen) durch ihre viereckigen Schurze auffallend. Reihe 10 rudern Männer umgürtet mit der Axt, welche eben als wichtigstes Werkzeug und Waffe auch beim Rudern nicht abgelegt wird. Auf Tafel 5, Reihe 8 sehen wir links elf Figuren, welche alle das linke Bein in der linken Hand haben, und zwischen den Beinen hängt bei jeder ein langes, mit 4 bis 5 Zacken versehenes Objekt, während rechts neun Figuren ihnen entgegengehen, deren jede wiederum das in Frage stehende Objekt umgegürtet trägt oder in der Hand hält. Ich glaube nicht, daß die Behauptung Beifall fände, es handle sich hier um verschieden stylisirte Phallusarten bei verschiedenen Parteien; ich bin jedoch auch nicht in der Lage die Instrumente (oder was es sei) der Figuren links mit Sicherheit deuten zu können.

Nach alle dem dürfte die Bemerkung gerechtfertigt erscheinen, daß die Männer auf diesen Palau-Bilderschriften nicht durch einen Phallus charakterisirt sind, eine Ansicht, welcher Herr Andree neuerdings selbst beizutreten geneigt war, nachdem ich das Vergnügen gehabt hatte, ihm die Originale meiner Abbildungen nochmals im Dresdner Museum demonstriren zu können. Dresden. A. B. Meyer.

— Um die Uebersiedelung von Bewohnern der Azoren nach Hawaii (s. „Globus“ XL, S. 287) ins Werk zu setzen und mit der portugiesischen Regierung einen Auswanderungsvertrag abzuschließen, ist Mr. Carter als außerordentlicher hawaiischer Gesandter nach Lissabon geschickt worden. Im Laufe des Jahres 1881 sind nach der „A. Z.“ schon über 1800 Auswanderer von San Miguel, der Hauptinsel der Azoren, nach Hawaii übergesiedelt. Der Einwanderung von Chinesen, Ostindiern und Malaien ist die hawaiische Regierung entschieden abhold.

Vermischtes.

— Im „British Trade Journal“ (Januarheft 1882) veröffentlicht Dr. James Geikie einen interessanten Artikel über „Golfstrom und Panama-Kanal“, worin er nachweist, daß die Eröffnung des Kanals „eben so viel Einfluß auf den Golfstrom und das Klima Nord-Europas haben wird, als der Inhalt einer Theekanne voll kochenden Wassers, der in den Arktischen Ocean gegossen wird, auf die Erhöhung der Jahrestemperatur von Grönland“. (Nature.)

— In Wien ist der „Mail“ (10. Febr. 1882) zufolge kürzlich eine Bierbrau-Statistik aufgestellt worden, deren Resultate uns überraschen; denn danach steht an Zahl der Brauereien und Quantität des Produktes unter allen bierbrauenden Ländern England obenan; was die Größe der Bierbrauereien anlangt, Rußland, und an Größe der Bierproduktion auf den Kopf der Bevölkerung Belgien. Bleibt uns armen Deutschen kein Trost, als die Vortrefflichkeit des Stoffes, welche sich freilich nicht statistisch ausdrücken läßt! Die betreffenden Zahlen sind folgende: 1880 betrug die Zahl der Brauereien in Großbritannien 26114, in Deutschland 23940, in den Vereinigten Staaten 3293, in Frankreich 3100, in Belgien 2500, in Oesterreich-Ungarn 2297, in Holland 560, in Rußland 460, in Norwegen und der Schweiz je 400, in Dänemark und Schweden je 240. In Großbritannien wurden etwa 49 Millionen Hektoliter erzeugt, in Deutschland circa 37 M., in den Vereinigten Staaten 14, in Oesterreich-Ungarn 11, in Belgien 8, in Frankreich 7, in Rußland 3, in Holland 2 M. u. s. w. Rußland hat die größten Brauereien mit einer durchschnittlichen Produktion von 6950 Hektolitern, dann folgen Dänemark (6250 hl), Oesterreich-Ungarn (4770 hl), die Vereinigten Staaten (4182 hl), Frankreich (2355), Großbritannien (1900), Deutschland (1550), Norwegen hat die kleinsten (1300). Die Bierproduktion per Kopf der Bevölkerung beträgt in Belgien 151 Liter, Großbritannien 140, Deutschland 83, Dänemark 76, Holland 72, Schweiz 31, den Vereinigten Staaten 30, Oesterreich-Ungarn 29, Norwegen 28, Frankreich 20, Schweden 16, Rußland 4 und Italien 3. Leider wird hierbei unzweifelhaft vieles als „Bier“ bezeichnet, was freilich so aussieht, nach deutschen Begriffen aber keins ist.

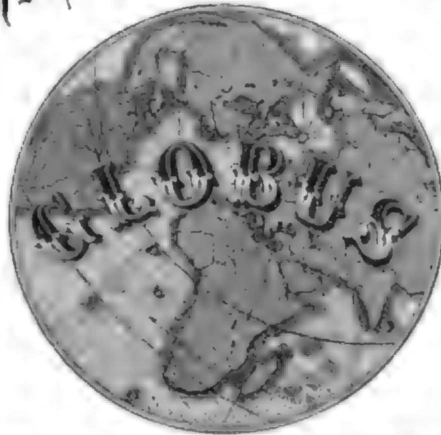
— Mit der 57. Lieferung ist das in gutem Sinne populäre Hausbuch „Die Erde und ihr organisches Leben, von Dr. Klein und Dr. Thomé“ (Stuttgart, W. Spemann) zum Abschlusse gekommen (vergl. „Globus“ XXXVII, S. 224). Der erste Band enthält die physische Geographie von Dr. Hermann J. Klein; er behandelt die Erde als Weltkörper; das Meer und seine Eigenschaften, Quellen, Flüsse, Seen; das Land (die verschiedenen Oberflächengestaltungen, Gletscher, Erdbeben, Vulkanismus) und die Lufthülle. Der zweite Band, welcher die Thier- und Pflanzengeographie begreift, hat den auf diesem Gebiete wohlbekannten Dr. Otto Wilhelm Thomé zum Verfasser. Das reich und vorzüglich illustrirte Werk eignet sich in gleicher Weise zum Nachschlagen wie zu fortlaufender Lektüre. Die in demselben Verlage erscheinende „Naturgeschichte des Menschen“ von Friedrich von Hellwald (vergl. „Globus“ Bd. XXXIX, S. 127) ist bis zur 12. Lieferung gediehen; die zehn ersten behandeln die Australier und Insulaner des Stillen Oceans, dann beginnt die Schilderung der Amerikaner. Die sämmtlich von F. Keller-Leuzinger gezeichneten Illustrationen sind von großer Feinheit und meist auch Treue und bieten theilweise neuen, interessanten Stoff. Nur hier und da will es uns scheinen, als überträfe die malerische Pracht der Leiber und des Pflanzenwuchses die Wirklichkeit.

— Zu Anfang Januar verließ der Dampfer „Protos“ wieder Melbourne mit einer für London bestimmten Fleischladung in gefrorenem Zustande von 3500 Schafen und einer beträchtlichen Anzahl von Lämmern. Erstere wogen im Durchschnitt 75, letztere 46 Pfund. Auch hundert Tonnen Butter in gefrorenem Zustande befanden sich an Bord.

— A. Steinhauser's Tafeln zur mathematischen Geographie, welche in vorzüglich scharfem und elegantem Farbendrucke bei Artaria u. Co. in Wien erscheinen (s. Globus XXXIX, S. 288), sind neuerdings um zwei weitere Tafeln (Uebersicht der vorzüglichsten Projektionen und Erscheinungen im Sternenhimmel) vermehrt worden und bilden nun ein vortreffliches Hilfsmittel beim Studium der astronomischen und mathematischen Geographie.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

III.

Nach Amecameca zurückgekehrt, unternahm Charnay am folgenden Tage eine Excursion nach der Barranca oder Schlucht von Mispayantla und ihren von den Indianern als reiche Fundstätten gerühmten Felsengrotten. Das malerische, von steilen Wänden eingefaßte, enge Thal, in dessen Grunde ein Fluß über Geröll und hinabgestürzte Baumstämme dahinströmt, zieht sich von der Mönchs-Spitze zum Amecathale hinunter. An seinem oberen, wildesten Theile befinden sich etwa 70 m über dem Boden in der hier fast 300 m hohen Felswand die Oeffnungen der Grotten, zu denen Charnay auf Stufen emporstieg, die er von den Indianern einhauen ließ. Oben angelangt, war der erste und, wie es sich bald zeigte, auch richtige Eindruck der der Enttäuschung. Der Boden der Grotten, die nicht sowohl eigentliche Vertiefungen, als vielmehr kleine, von breiten Felsvorsprüngen überdachte Plateaus sind, war in allen Richtungen durchwühlt und aufgegraben; augenscheinlich hatte man hier schon vielfache Schatzgrabungen angestellt. Charnay's Leute ließen sich trotzdem nicht abhalten, auch ihrerseits an verschiedenen Stellen Nachforschungen vorzunehmen: einige Knochenreste, eine Menge rother, mit schwarzen Streifen bemalter Thonscherben, Griffe und Henkel von Thongefäßen, eine zerbrochene kleine Figur des Gottes Tlaloc, endlich eine durchlöcherte kleine Thonröhre, der Ueberrest einer altindianischen Flöte, das war alles, was man fand. Nach einem im Volke verbreiteten Glauben sollen die Grotten von Mispayantla Räubern zum Aufenthalte gedient haben, die ihre Gefangenen und das geraubte Gut hier in Sicherheit gebracht hätten. Charnay geht aber wohl nicht fehl, wenn er annimmt, daß zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier hier einer der vielen verborgenen Zufluchtsorte gewesen ist, in welche sich die Eingeborenen flüchteten, um den grausamen Verfolgungen und der gezwungenen Arbeit in den Bergwerken zu entgehen. Lange nach der Besitzergreifung Mexicos sollen noch derartige Verstecke existirt haben, in denen die Indianer das kümmerlichste Leben führten und in denen sie auch ihre Todten begruben.

Vasen aus dem Gräberfelde von Nahualac. (Nach einer Photographie.)

Mehrere andere, von noch geringeren Erfolgen belohnte Expeditionen, die Charnay nach den Angaben seiner unzuverlässigen indianischen Begleiter unternahm, vermochten nicht, ihn von dem Gedanken abzubringen, daß auf der Höhe der Sierra, und zwar vorzugsweise in der Umgebung der Vulkane, noch mehr altindianische Gräberfelder wie das von Tenenepanco vorhanden sein müßten. Durch Zufall entdeckte er denn auch im Besitze eines Indianers aus der

Umgegend von Amecameca eine Anzahl wohlerhaltener Vasen und kleiner Steinfiguren, die mit den Funden aus jenen Gräbern die größte Aehnlichkeit hatten. Sie sollten, wie der Besitzer auf alle Fragen kurz erwiderte, auf dem Iztaccihuatl gefunden worden sein; erst nach langen Unterhandlungen und nachdem Charnay ihm eine für die dortigen Verhältnisse exorbitante Belohnung von 100 Frcs. zugesagt hatte, entschloß er sich, den Fundort genauer zu bezeichnen und den Reisenden selber an die Stelle zu führen. Es war eine ebenso beschwerliche wie gefahrvolle Wanderung, die man in der ersten Frühe des Morgens antrat. Auf theils ungebahnten, theils auch durch die Regengüsse der Jahreszeit grundlos gemachten Wegen erstieg man die dem Vulkan vorgelagerten Höhen. Nach sechsstündigem Marsche, während dessen das unaufhörliche Ausgleiten und Straucheln der Pferde die Reisenden unzählige Male in die Gefahr brachte, die steilen Abhänge hinabzustürzen, war endlich der Kamm erreicht. Das Barometer gab für die Stelle, an der man ihn überschritt, um in das kleine Felsenthal von Nahualac, das Ziel der Wanderung, hinabzusteigen, eine Höhe von 3850 m an; auf dem Boden des Thales befand man sich nur 90 m tiefer. Ringsum von hohen Bergen eingeschlossen, machte der kleine, etwa 1200 m lange und 500 bis 600 m breite Thalkessel auf Charnay den Eindruck einer so vollkommen weltabgeschiedenen Einöde, wie er sie bisher noch nirgend gefunden hatte. Wie eine mächtige ununterbrochene Mauer ragt die Felswand auf der Ostseite empor, jeden Zugang von Osten, d. h. von Mexico aus, unmöglich machend; so soll es denn auch außer dem einen Eingange auf der Westseite, der zwischen den Gipfeln des Iztaccihuatl mit ihren 200 m tief hinabreichenden Schneefeldern hindurchführt, keinen Weg in dieses unauffindbare Thal geben. Die in ihrem oberen Theil vollkommen schroffen und kahlen Wände dachen sich am Fuße sanft zur Thalsohle ab und zeigen hier auch einigen Baumwuchs, der freilich ausschließlich aus kränklichen, verkrüppelten Fichten besteht. Im Thale selber ist von Bäumen nichts zu sehen, doch ist der feuchte,

Der Weiher von Nahualac.

schwarze Boden mit dichtem Graswuchse bedeckt, der für das in den Bergen zerstreute Wild eine willkommene Weide darbietet. Auf den ersten Blick schon war es ersichtlich, daß der abgelegene Ort einst bewohnt gewesen sein mußte. An verschiedenen Stellen ragten behauene Steine aus dem hohen Grase empor, die in einer Weise zusammenstanden, als hätten sie zu Fundamenten von Gebäuden gedient. Ein kleiner Teich von etwa 60 m Durchmesser, der sich im nordwestlichen Theile des Thals, und zwar schon auf dem ansteigenden Grunde befindet, ist ebenfalls unverkennbar ein Werk von Menschenhand.

Kaum hatten Charnay's Leute die kleine Hütte aus Matten aufgeschlagen, die für die kalten Nächte leider nur einen sehr ungenügenden Schutz bilden konnte, so wurden auch schon die Nachgrabungen begonnen. Das Ergebniß derselben war ein überraschend reiches. Von eigentlichen, ganz erhaltenen Gräbern, wie auf Tenenepanco, fand sich hier freilich nichts vor, auch Knochenreste waren nicht vorhanden: ein Umstand, aus dem Charnay auf ein höheres Alter dieser Stätte schließt. Dafür förderten die vier Arbeiter im Laufe der ersten halben Stunde schon nicht weniger als vierzig verschiedene Thongefäße, Vasen, Schalen, Becher u. s. w., an das Tageslicht. In Bezug auf Form und Styl stimmten dieselben mit denen von Tenenepanco auf das Genaueste überein, doch bestanden sie aus einem gröbern Thon und waren auch weniger reich verziert als jene. Die meisten der dortigen Funde wiederholten sich auch hier; der kleine, vierrädrige Wagen mit dem Thierkopfe kam hier in vielen Exemplaren zum Vorschein, daneben eine Menge verschiedener Götzenbilder, sowie die erwähnten Gefäße der mannigfaltigsten Formen. Fast zahllos aber waren in Nahualac die kleinen, in Stein geschnittenen Bilder des Gottes Tlaloc vertreten; darunter viele, die, vollständig unversehrt, in der weit ausgestreckten rechten Hand eine Schlange hielten, das Symbol des Blitzes und des segenbringenden Gewitterregens. Alles in allem betrugen die während der zweitägigen Ausgrabungen in dem Thale von Nahualac gemachten Funde 800 Stück verschiedenartiger und zum Theil vollständig erhaltener Gegenstände. Mit dieser reichen Ausbeute wohl zufrieden, trat Charnay den Rückweg nach Amecameca an.

Aus welcher Zeit stammten die beiden aufgedeckten

Gräberfelder? Eine Antwort auf diese Frage, die den Reisenden unablässig beschäftigte, konnte, wenn sie eben überhaupt zu finden war, erst das Resultat späterer Untersuchungen und eingehender vergleichender Studien sein; soviel aber war Charnay schon jetzt an Ort und Stelle klar geworden, daß diese sämmtlichen Fundstücke aus einer ältern, als der aztekischen Periode des Landes, und zwar wahrscheinlich von den Tolteken herrühren mußten. Dieses letztere, zum Nahuastamme gehörende Volk hatte im siebenten Jahrhundert, von Norden kommend, das Hochland von Mexico und einen Theil Central-Amerikas eingenommen und sich daselbst bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts als herrschendes Volk behauptet. Neben der Verehrung der Sonne und des Mondes blühte bei den Tolteken besonders der Kultus des Regengottes Tlaloc, dessen Segnungen auf dem dürren Hochlande von größter Bedeutung sein mußten. So ging denn auch der Kultus des Tlaloc auf alle nach ihnen in Mexico herrschenden Stämme über, freilich nicht in unveränderter Gestalt. Der toltekische Gott, der auf dem Gipfel der regenerzeugenden Berge, vornämlich der Vulkane, in einem feuchten, warmen, ewiggrünen Paradiese wohnte und Opfer von den Früchten der Erde verlangte, verwandelte sich in dem blutigen Götzendienste der Azteken zu einem grimmigen Gott, dem, wie Pater Duran berichtet, alljährlich auf einem bestimmten Berge Hunderte von Menschen geschlachtet wurden. Dem entsprechend änderte sich auch das Bild des toltekischen Gottes in eines jener für die aztekischen Hauptgottheiten charakteristischen, widerlichen Zerrbilder um, das von den kleinen Tlalocgestalten der Charnay'schen Funde durchaus verschieden ist. Auf eine ältere und vielleicht höhere Kultur als die aztekische schließt aber Charnay, wie oben erwähnt, vornämlich aus dem Vorkommen der kleinen Wagen, die den Azteken unbekannt waren; doch giebt er zu, daß es zum mindesten räthselhaft ist, wie eine so wichtige und nützliche Erfindung ganz verloren gegangen und in Vergessenheit gerathen sein sollte.

Aus Perlmutter geschnitzte Kriegergestalt, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)

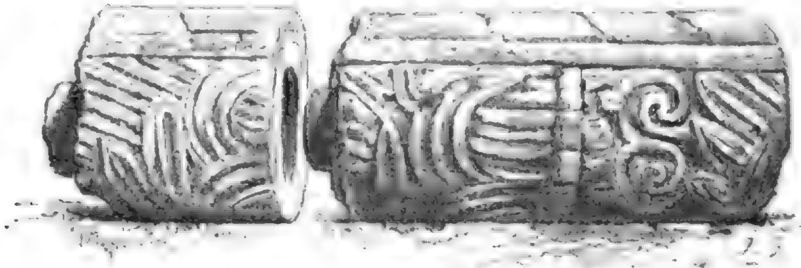
Tlachtli-Ring, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)

Etwa 60 km nördlich von Mexico, an der Stelle des heutigen Dorfes Tula, soll den alten Ueberlieferungen zufolge die Hauptstadt des toltekischen Reiches gelegen haben. Dorthin begab sich jetzt Charnay, um weiteren Spuren jener alten Civilisation nachzuforschen, die während der vier Jahrhunderte ihres Bestehens das Land mit blühenden Städten und großartigen Denkmälern bedeckt haben soll, um dann wie mit einem Schlage plötzlich zu verschwinden. Als erste Ursachen des Verfalles des Toltekenreiches werden Heimsuchungen des Landes durch große Ueberschwemmungen und darauffolgende Jahre der Dürre angegeben, die ihrerseits wieder Hungersnoth und verheerende Krankheiten im Gefolge hatten. Aeußere Feinde sowie mächtige Vasallen benutzten diese Zeit der Noth zu einem Angriffe auf das Reich, und in einem dreijährigen Vernichtungskriege wurde das unglückliche Volk decimirt.

Von Mexico bis nach Huehuetoca benutzten Charnay und seine Begleiter die Eisenbahn, die sie durch das im Schmucke der grünen Maisfelder prangende Thal führte. Das letzte Ende des Weges wurde in der vollbepackten Postkutsche und zwar auf einer „Straße" zurückgelegt, auf der die Räder bis an die Axen in den tiefen Geleisen versanken. Nur im Schritt fahrend, hatten die Reisenden unerwünschte Muße, die gänzlich veränderte Landschaft mit den kaktusbewachsenen, staubigen Hügeln und den dazwischen liegenden unabsehbaren grauen Agavepflanzungen stundenlang zu betrachten. Endlich kam man wieder auf festen, felsigen Boden, bald darauf zeigten sich von Neuem grüne Felder; das schwerfällige Gefährt passirte einen schlammigen, der Brücke ermangelnden Fluß, um dann in rasselndem Galopp in ein großes, von schönen

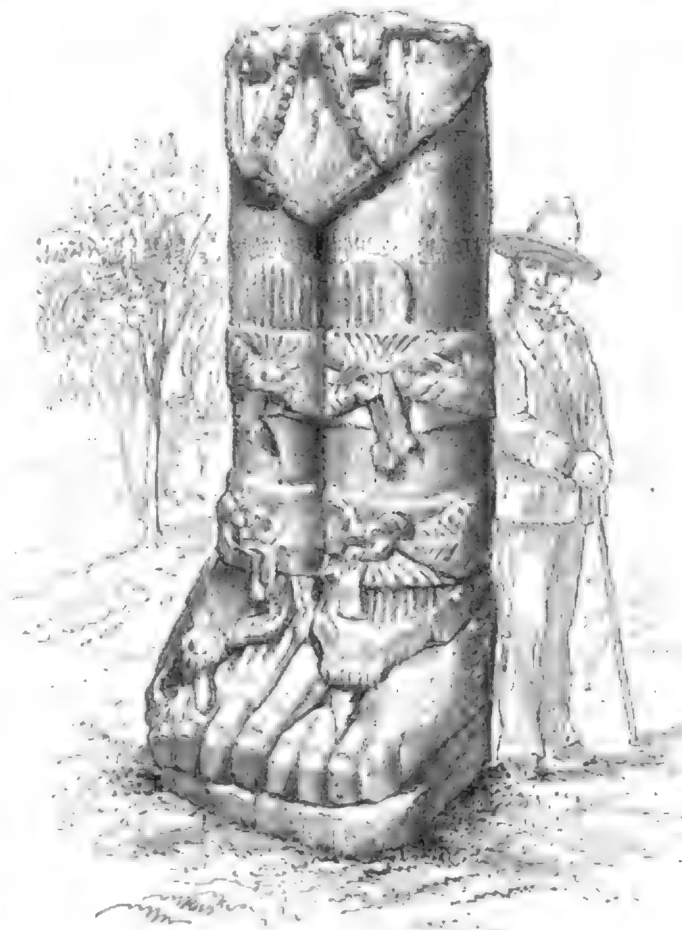
Eschen beschattetes Dorf einzufahren, dessen anmuthige Lage am Eingange eines fruchtbaren, reichbewässerten Thales die Wahl dieser Stelle für die Hauptstadt des alten Reiches wohl begreifen ließ.

Gleich am ersten Tage seines Aufenthaltes in Tula gelang es Charnay, mehrere interessante kleine toltekische Alterthümer zu erwerben. Das werthvollste Stück derselben war ein in Perlmutter geschnitztes Bild eines toltekischen Krie-



Säulenschaft aus Basalt, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)

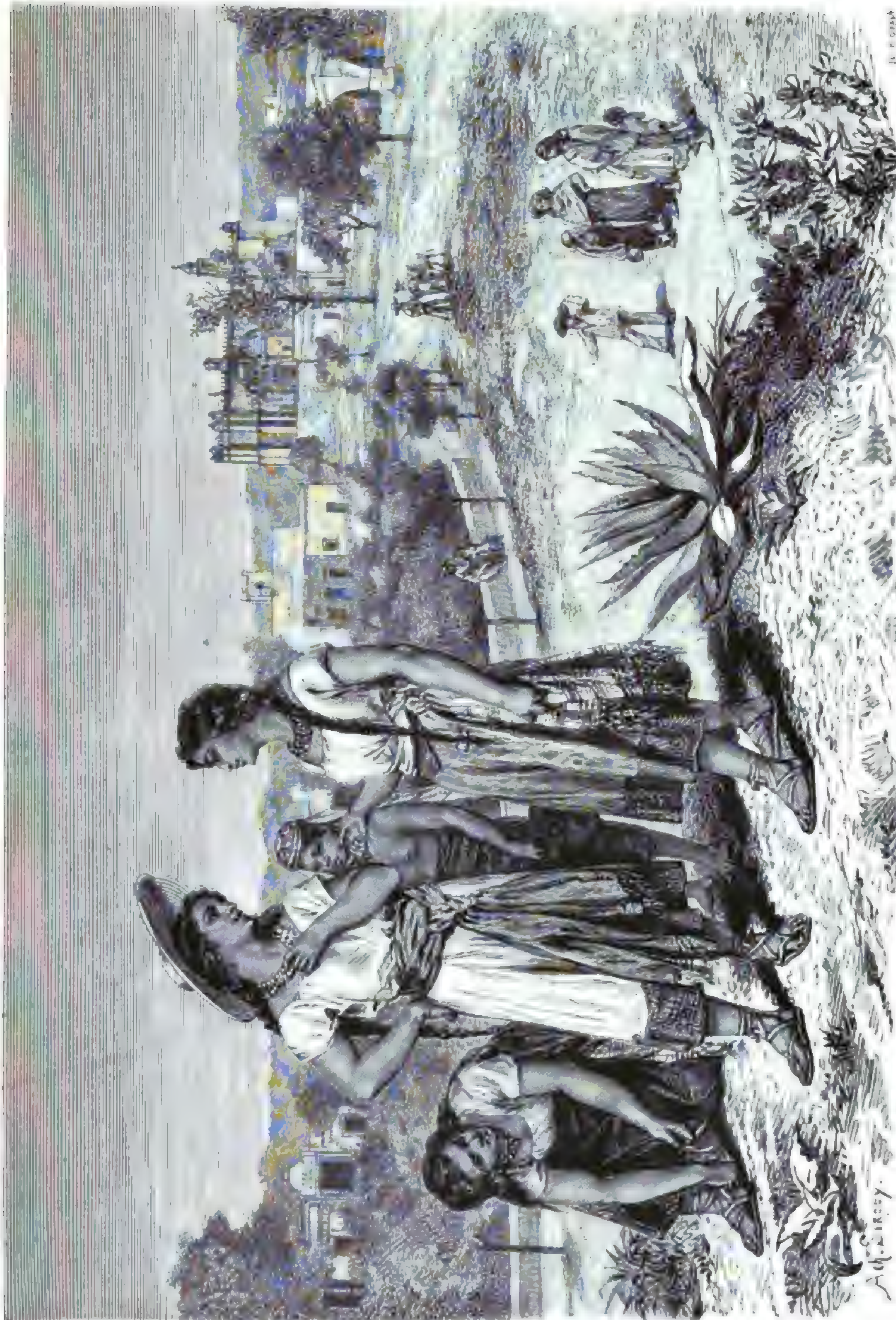
gers im Häuptlingsschmucke; eine ebenso kunstvolle wie zierliche Arbeit, die durch ihre genaue Uebereinstimmung mit gewissen, ebenfalls toltekischen Basreliefs in der Provinz Chiapas besonders wichtig ist. Ein Gang durch die Straßen der Stadt zeigte dem aufmerksamen Beobachter eine Menge von achtlos zu Tage geförderten Zeugen der alten toltekischen Kunst: schön skulptirte Säulenschäfte aus Basalt mit eigenartigen Ornamenten, einige mit reichen Kapitälen versehen, alle aus mehreren Theilen zusammengesetzt, die durch Zapfen aneinander gefügt waren; ein großer Steinring mit roheren Ornamenten bedeckt fand sich ebenfalls auf der Straße, an eine Mauer gelehnt, vor. Sein Durchmesser betrug 1 m 95 cm; der Durchmesser des Loches in der Mitte 37 cm. Augenscheinlich hatte man hier einen Ring von dem **tlachtli** vor sich, dem alten nationalen Ballspiele der Tolteken, das sich von ihnen auf die Chichemeken und Azteken vererbte und sich auch unter den benachbarten Völkern verbreitete. Die spanischen Geschichtsschreiber geben uns eingehende Schilderungen dieses Spieles, bei dem es darauf ankam, die Bälle durch mehrere in Mauern eingelassene Ringe zu werfen, und das jedesmal zum allgemeinen Jubel der Zuschauer in einer wilden Flucht und Verfolgung der Theilnehmer endete, da der Sieger das Recht hatte, die Kleider und den Schmuck der besiegten Mitspieler für sich zu nehmen.



Fußstück einer toltekischen Karyatide, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)

Einen Begriff von der Großartigkeit toltekischer Tempelbauten — denn die hier aufgefundenen Säulen- und größeren Skulpturenreste sollen sämmtlich von dem Wunder der toltekischen Hauptstadt, dem herrlichen Tempel der Froschgöttin, stammen — geben uns mehrere ungeheure, leider nicht zusammenpassende Bruchstücke von Karyatiden, die auf dem Marktplatze von Tula liegen.

Die saubere Ausführung der Details ist trotz der kolossalen Verhältnisse an ihnen nicht geringer, als an den Ornamenten der Säulenschäfte und Kapitäle; namentlich sind die einzelnen Theile der Kleidung, das Riemenwerk der Sandalen mit seinen Rosetten und Zierrathen, das gestickte maxtli oder der indianische Schurz u. s. w. sorgfältig ausgearbeitet, in



Indianermädchen aus Tula. (Nach einer Photographie.)

allen Formen des menschlichen Körpers herrscht dagegen noch die steife Gebundenheit der Kunstanfänge.

Das heutige Tula ist trotz seiner 1500 Einwohner ein ungemein stiller, schläfriger Ort. Der Marktplatz, an dem sich die einer Festung ähnliche Kirche, die Büreaus der Präfektur und des Distriktsrichters, sowie das Postgebäude befinden, ist während der Wochentage vollkommen öde. Nur an den Sonntagen, wo die Indianer der Umgegend mit Gartenfrüchten, kleinen Backwaaren, Thongeräthen u. s. w. zu Markte kommen, herrscht ein buntes Leben hier. Feierlichen Schrittes ziehen die Matronen des Dorfes, von ihren Töchtern gefolgt, durch die Reihen der am Boden lagernden Verkäuferinnen, die, meist von einer Schaar nackter brauner Kinder umgeben und eines derselben an der Brust haltend, mit unerschütterlicher Ruhe zugleich ihren mütterlichen wie gewerblichen Pflichten genügen. Die Indianertypen, die man hier antrifft, zeigen auffallende Verschiedenheiten und Abweichungen von einander. Alle Abstufungen von den scharfgeschnittenen Gesichtszügen des ägyptischen Typus bis zu den weichen verschwommenen Linien des breiten Kalmückengesichtes sind hier unter dem braunen Volke vertreten. Als von besonders reinem Typus fielen Charnay nur einige Indianermädchen aus Tula selber auf, deren hervorragende Schönheit an das Bild erinnerte, welches der Spanier Veytia von den Tolteken entwirft. Groß, schlank, mit feurigen Augen, kühn geschwungenen Brauen und Adlernase, mit auffallend heller Haut und reichem Haarwuchse, konnten sie in ihrer bunten, malerischen Tracht gar wohl für Ueberreste des alten, durch seine Schönheit ausgezeichneten Herrschervolkes gelten.

Wanderungen zwischen Teimâ, Hâil, Khaibar und Bereida.

Von **Charles M. Doughty.**

I.

Im Verfolge dieser von der Geographie Nordwest- und Central-Arabiens handelnden Artikel habe ich jetzt von dem Wüstengebiete zwischen Khaibar und Hâil zu sprechen. Und dies Gebiet ist ein unermeßliches Labyrinth von Bergen, das in Abgeschiedenheit von der Welt daliegt; die Lage derselben habe ich, so gut es ohne Instrumente anging, versucht festzustellen und etwas Ordnung hineinzubringen. Dort ist diese Aufgabe indessen doppelt schwierig, denn von den Gefahren abgesehen, welche solche Reisen für Gesundheit und Leben mit sich bringen, hat man mit dem stets grausamen und oft gesetzlosen Fanatismus der wenigen armseligen Bewohner zu schaffen; da ich ferner als erster, der öffentlich nicht nur als Christ, sondern auch als Europäer bekannt war, Arabien betrat und, was Empfehlungen an hervorragende Personen anlangte, deren keine von Damascus mitbrachte, so reiste ich unter allen nur erdenklichen Entmuthigungen (wenn ich an Europa denke) und Nachtheilen. Jetzt aber, da ich alle Gunst verschmäht und die Probe bestanden habe, habe ich auch jene Namen, welche früher am meisten verabscheut wurden, überall eingebürgert und habe sie, wo ich in Arabien mich auch aufgehalten habe, achtungswerth gemacht. Arabien ist das ödeste und uninteressanteste Land, das ein Reisender auf der Erde sehen kann; in anderer Hinsicht aber ist es auch wieder das interessanteste Land in der Welt, wenigstens in unserer Welt, da es das Feld des Semitismus ist; und weil wir hier den größten Theil der Fundamente für unsere semitischen Studien legen müssen, erlangen alle, auch die geringfügigsten Verhältnisse dieses elenden Landes für uns ein ganz besonderes Interesse; es hat hier schon etwas zu bedeuten, selbst nur von Namen zu reden, die früher noch nicht bekannt waren. Mit einem Worte — es ist eine Art zu reisen in Arabien, welche in jedem andern Lande nicht von gleichem Nutzen wäre.

Abgesehen davon, daß europäische Autoren, welche die Araber und ihr Heimathland stets in einem phantastischen Lichte erblicken möchten, das Bild Arabiens falsch dargestellt haben, kann man sagen, daß die in solch ernster und öder Natur aufgewachsenen Araber durchweg weniger Orientalisches an sich haben, als wir selbst. Die wenigen Europäer, welche eine Zeit lang die in geordneten Zuständen sich befindenden Grenzländer Syrien, Mesopotamien und Aegypten bewohnen, leihen gewöhnlich den eitlen Berichten der Araber ein gläubiges Ohr, und letztere sind erstlich unwissend oder besten Falls ungebildet, und haben zweitens keinen Grund, Fremden die Wahrheit über ihr Land mitzutheilen. Aus diesen Ursachen hat man bis heutigen Tages so wenig genaue Kenntniß von Arabien, und deswegen hat auch die europäische Wissenschaft von demselben noch keinen Besitz ergriffen.

* * *

Das von Medjin Sâlih nach Teimâ hin aufsteigende öde mir wohlbekannte Sandsteinhochland ist das Wandergebiet (dira) der Fedschir- oder Fukara-Nomaden. In den weichen Felsen dieser Gegend, namentlich in der Nähe von Tränkplätzen fand ich viele rohe, kurze himjaritische Inschriften. Ihr Hauptwasserplatz ist el-'Erudda, in dessen Nähe sie nach Nomadensitte in den Sommermonaten Standlager errichten. Inmitten ihrer dira erhebt sich als mächtige Landmarke der Dschebel Scherra'an; nördlich oberhalb Teimâ liegt ein zweiter großer Tränkplatz der Scherrarat-Nomaden, Ubbeit (Ubbêt). Die Berge Muntar Beni 'Atieh und Towil Sâ'ida dienen nach jener Seite hin als Landmarken. Zu Errbah nahe östlich von Teimâ liegen Ruinen eines alten Dorfes. Reist man von dort ostwärts nach Dschebel Schammar, so erblickt man nach wenigen Stunden den weißen Rand des Nefûd, welcher dann nach Norden umbiegt, so daß zwischen Teimâ und Dschauf sich Nefûd-Sand nur in der Breite einer Tagereise findet.

Hinter Dschebel Helwan liegen östlich in der Nefûd von Wasserplätzen der Nomaden el-Haiza (in dessen Nähe mehrere tönende Sandberge liegen, d. h. wo der vom Winde bewegte und herabrollende Sand einen Ton erzeugt, wie das verhallende Zittern einer großen Glocke nach dem Anschlagen) und Koâtscheba — in der arabischen Topographie halte ich es nämlich für eine Hauptsache, die größeren Gewässer anzugeben. Denn wer kann sagen, ob solche auf Karten angegeben zu finden, nicht einmal Menschenleben zu retten vermöchte? Doch kann ich soviel sagen —

und ich bin mit den Nomaden nahezu jahrelang in den Wüsten Arabiens herumgezogen —, daß Wasser, der in Europa gehegten Ansicht stracks entgegen, nie weit ab ist. Wo freilich das Wasser tief unter der Erdoberfläche ist, giebt es weniger Quellen; wo es aber näher ist, giebt es sehr viele kleinere Quellen und Wasserplätze. Wie sollten auch sonst die Araber Schafe und Ziegen halten, welche nicht weit wandern können und alle zwei Tage getränkt werden müssen. Mit einem Worte, die Wüste wird überall von Quellen und Brunnen durchbrochen und, wo das nicht der Fall ist, weil das Wasser in der Tiefe sich befindet, wie in dem Nefûd und theilweise im 'Ateiba-Lande, so sind das vielmehr Durchzugsländer oder sind von Stämmen bewohnt, welche kaum etwas anderes als Großvieh haben, oder es sind Frühlingsbezirke, wie der Nefûd, wo in guten Jahren die Herden wochenlang, ohne getränkt zu werden, weiden können, da viel kleines saftreiches Kraut aufsprießt. Und wer machte diese Brunnen? Diese Araber? Nein! Es waren, wie sie selbst sagen, die Beni Hellal (Hilâl) oder alten Araber, welche sie bohrten und mit einem steinernen Bau ohne Mörtel ausmauerten. Die jetzigen Nomaden haben keine Werkzeuge in ihren Lagern; mit ihren Händen und einem Stecken werfen sie ihre Gräber aus und mit ihren Händen und einem Stecken können sie auch Wasserlöcher von zwei bis drei Faden Tiefe, aber nicht mehr, graben und vermögen sie nicht mit einem runden Mauerwerke, Stein über Stein, auszufüttern.

Arabien hat sehr das Aussehen eines herabgekommenen Landes, wo menschliche Künste und Bestrebungen jetzt auf einer niedrigern Stufe stehen, als früher, und die Bevölkerung gleichfalls.

Für das östlich bis Dschebel Schammar angrenzende Sandsteingebiet, in welchem ich gleichfalls mit den Nomaden hin- und hergezogen bin, habe ich in der Karte die Namen, Größen und Positionen der hauptsächlichsten Berge, die theilweise schon früher bekannt waren, nach Augenmaß und Erkundigungen eingetragen. Jenseit el-Misma sind der Boden und die Berge plutonisch. Es ist bräunlichgrauer Granit und eine Art plutonischen Basalts, von welchem oft Hügel und selbst ganze Berge vorkommen. An anderen Stellen liegt derselbe so da, wie er über die Granitberge sich ergossen hat, und nicht selten auch findet sich eine Kuppe von Basalt auf einem Hügel von Granit. Auf der Grenze des Sandsteines und der plutonischen Felsen liegt Baitha Nethil, ein großer Tränkplatz der Bisschr, sowie auch der Schammar-Nomaden.

Wenig jenseits der kleinen, von Dschebel Schammar weit nach Westen vorgeschobenen Oase Mögug liegt der Eingang zum Passe Ri'a es-Self, welcher sich in einer Länge von etwa 8 engl. Meilen durch das lang von Norden nach Süden gestreckte Granitgebirge 'Adschâ hinzieht (solch ein Défilé wird in Nedschd mit dem Worte ri'a bezeichnet). Jenseits steigt der Reisende in die Oase Kafar (vulg. Göfar, beduinisch Dschiffâr), die so groß ist wie Hâil, und zu der Ebene vor Hâil hinab, dessen 12 engl. Meilen entfernte Lage an der Landmarke der hinter dem Orte sich erhebenden Basaltberge Sâmra Hâil kenntlich ist.

Nach Hâil kam ich zuerst etwa am 21. Oktober 1877. Es ist, wie bekannt, die dorfartige Hauptstadt der Herrschaft des Ibn Raschid, der jetzt den größten Namen in dem öden und so schwach bevölkerten Hochlande Arabiens, d. h. von Nedschd, trägt. Seine Palmendörfer, deren Zahl angeblich sich auf 60 beläuft, sind in Wahrheit nur halb so zahlreich, und meist sind dieselben sehr klein, wie Weiler. Von den meisten Nomadenstämmen zwischen Dschauf und el Medina erhebt er einen kleinen Tribut (Zika) im Betrage von fünf Mark für je fünf Kameele oder 30 Stück Kleinvieh. Es sind die Scherrarát und die Beni Wáhab (Fukara und südliche Weilad 'Ali), welche sich oft empören; die Bisschr im Süden, ein Theil der Harb, die Schammar im Süden und die binnenländischen Heteim. Von den übrigen weiter ab gelegenen sind einige seine „Freunde" und zahlen keinen Tribut, wie die Ruualla, oder sind weder Freund noch Feind, sondern gelten als seinem Einflusse entrückt, wie die Howeitat, Beni 'Atieh, die meisten Billi und Dscheheina, oder sind seine beständigen Feinde, wie der große mächtige Stamm der 'Ateiba, die sich Verbündete des Scherif von Mekka zu sein rühmen. Und stets sind sie in allen Wechselfällen treue Freunde Abdullah's, des Wahabbi, gewesen, obwohl sie jetzt keine Zika nach er-Riad (er-Riath) zahlen. Ich fand einen Theil ihrer unermeßlichen und fruchtbaren Wüste zwischen el-Kasîm und dem Gebiete von Mekka unbewohnt aus Furcht vor Ibn Raschid; denn fast alljährlich bricht er plötzlich mit seinen schrecklichen schnellen Kriegsexpeditionen über sie herein, wobei er, wie ich erfahren habe, aus einer Entfernung von nicht weniger als 400 englischen Meilen herbeigekommen ist.

Und nun will ich kurz von der Topographie von Hâil sprechen, wo ich damals theils wegen Krankheit, theils wegen des boshaften Fanatismus der Bevölkerung — und der ist bei den Semiten die einzige Form von nationalem Patriotismus —, welche ihrer Ansicht nach zum ersten Male einen Europäer und Verächter des wahren Glaubens erblickten, nicht viel herumgekommen bin; doch stelle ich sie so dar, wie sie mir vom Gipfel der Samra Hâil und beim Herumwandern in der Stadt und nach Alt-Hâil oder Sweifli erschienen ist.

Hâil liegt über gewissen Adern von Grundwasser, welches sich 15 Faden tief in dem höchst öden Boden von Granitgrus, der von dem nahen Gebirgsrande 'Adschâ herstammt, findet. Hâil ist mehr Stadt als Oase, besitzt wenig Palmen und mag nahe an 3 (engl.) Meilen im Umfange haben. Gegen Nord-Ost wird es von dem Gürtel der Basaltberge Samra Hâil umschlossen, welche die kühlen Winde abhalten, so daß die Stadt in den Sommermonaten sehr heiß ist. Diese Basalte ergossen sich über Granit, dessen verbrannte Ränder man westlich vor der Stadt unter der Samra liegen sehen kann. Samra bedeutet in der Sprache der Nomaden von Nedschd, welche Landmarken in der unermeßlichen Wüste viel Bedeutung beilegen, einen verwitterten schwarzen Berg harten Gesteins; und das ist Basalt. Samra Hâil besteht aus zwei Theilen, zwischen denen das weite Bett eines Gießbaches sich hindurchzieht, das unweit Göfar seinen Anfang nimmt und jenseit Sweifli sich in der Wüste verliert. Die westliche Hälfte ist eine niedrige Basaltbank, während die östliche sich zu einer Höhe von vielleicht 500 bis 600 Fuß aufthürmt und Umm Arkab heißt. Auf ihrem Gipfel erheben sich Steinhaufen, denn dort oben war, so lange die Stadt noch schwächer war und etwas zu fürchten hatte, ihr Luginsland. Den tönenden Basaltstein nennt man in Hâil Hurri. Bei jenen Steinhaufen stand ich mit einem jungen Gelehrten aus der Stadt, welcher mir alles Wissenswerthe innerhalb unseres Gesichtskreises aufzählte. Wir befanden uns hier zwischen dem Rande des Dschebel 'Adschâ, el-M'ulf, und einem unbedeutenden Gebirgszuge im Osten, Dschebel Fittidsch.

Die Ebene im Norden heißt Gisân M'dschólli und diejenige, in welcher Hâil liegt, Sahilat el-Khammaschich. Weit im Norden zeigt sich am Rande des Nefûd-Sandes der Berg et-Tuâl 'Ali und der hohe Basaltgipfel Dschildich; unter uns zur Rechten el-Khreimi, eine große Pflanzung junger Palmen, wie man sagt, von Quellen bewässert, das Besitzthum des Emîr. Weiterhin liegen Kâsr Arabaiich und Sweifli. Dieses waren, nach einander die Lagen von Alt-Hâil, welches auf besserm Lehmboden nördlich der Samra erbaut war; später jedoch versiegte, wie man erzählt, das Grundwasser und die Brunnen zum Bewässern trockneten aus, worauf dort, wo die Stadt gegenwärtig liegt, neue Brunnen gegraben, Palmenpflanzungen angelegt und schließlich der Ort selbst erbaut wurde.

Sweifli ist jetzt ein Weiler, von wo die besten Datteln kommen; ich fand ihn fast in Trümmern und ausgestorben, wie gleicherweise die Vorstadt von Hâil, die Vorstadt und das nördliche Viertel von Gôfar und ganz Mógug. Die Veranlassung dazu war die Cholera und ein darauf folgendes bösartiges Fieber, welches einige Jahre zuvor, als Bunder Fürst war, von heimkehrenden Pilgern aus Mekka eingeschleppt wurde. Die wenigen Leute von Sweifli, welche am Leben geblieben waren, fand ich so schwach, daß sie, wie man dort zu sagen pflegte, kaum ihren Mantel auf den Schultern tragen konnten.

Ich habe noch von einem andern ri'a in dem M'nif 'Adschâ zu sprechen, welcher Hâil gegenüber liegt, dem Ri'a 'Alda. Derselbe ist nicht allein von Natur bemerkenswerth, sondern auch, weil die Leute von Hâil ihm große politische Wichtigkeit zuschreiben. Der schmale und schwierig zu passirende Ri'a endet in eine tiefe Bucht und Ebene, die sich mitten im Gebirge befindet und nicht klein ist, so daß die Leute dort oft sagen, dieselbe könne aufnehmen „er-roba ed-dinia" — „den vierten Theil der Welt", d. h. ihrer spärlichen Nedschdbevölkerung. Da die Fürsten von Dschebel Schammar verschiedentlich sich vor Expeditionen, welche die Dowla (türkische Regierung) senden könnte, fürchteten, faßte der kriegerische 'Abeid Ibn Raschid den Plan, diesen Paß zu versperren und zu befestigen und pflanzte dort eine seiner alten Kanonen auf, damit, falls einmal irgend eine, im offenen Felde unwiderstehliche Truppenmacht gegen Hâil heranrücken sollte, sich die Bevölkerung der Stadt mit all ihrem Besitzthume in diesen Zufluchtsplatz zurückziehen könnte.

Hâil hat, wie Manche glauben, im Alterthume Hajer geheißen, wegen der Fülle von Grundwasser, zwei identische Namen, da r und l durchaus gleichwerthige Buchstaben sind, aber in dem alten Gedichte Antar's steht Hâil, wie jetzt geschrieben wird. Die Einwohner von Hâil sind Schammar, ein alter Stamm, welcher zum größten Theil nomadisch und nur theilweise seßhaft ist; aber in ihrem Tribus findet sich mehr als eine Abstammung, während die meisten arabischen Stämme immer nur von einem Patriarchen abzustammen behaupten. Die fürstliche Familie der Ibn Raschid ist von altem Blute Kahtan's, indem sie Dschaafar von der Abtheilung (Fendi) 'Abda sind, welche jetzt unter die Schammar gerechnet werden, aber ursprünglich die Unterabtheilung 'Abida der Kahtan bildeten. Die Fendis von Schammar sind, so weit ich sie in Erfahrung brachte, Sindschara, Tumân, Eslam, Deghreirat, Geithe, Amûd, Faddâghra, Thâbit, Afarit (gleichsam böse Geister), ez-Zumeil, Hammazân, Seich, Chorrossi, Zôba und Schammar-tôga (in Irak).

Ich verließ Hâil wieder etwa am 20. November und reiste südwärts in der Hoffnung Khaibar zu erreichen. Die Reise mußte besten Falles sehr schwierig sein; denn abgesehen davon, daß der Emîr mir nicht sonderlich wohl wollte, da er meine innere Abneigung gegen ihn, den Mörder seiner Verwandten, ganz gut wahrgenommen hatte und mich in schlechter Gesellschaft fortsandte, so waren Khaibar und Hâil Gegner und im Kriege mit einander, denn Khaibar's Palmenthäler, das Erbe der 'Aneisi-Nomaden und früher zum Staate der Ibn Raschid gehörig, war von der Regierung von el-Medîna besetzt worden.

Meine Gefährten waren drei Männer vom Stamme der Heteim, welche drei Tagereisen weit von Süden aus der Wüste nach Hâil und Gôfar zu Markte gekommen waren. Mit Sonnenuntergang verließen wir die Stadt und legten uns diese Nacht in der Wüste vor Gôfar zum Schlafen. Von da aufbrechend passirten wir am folgenden Tage Nachmittags in $4^1/_2$ Stunden Entfernung unter den Mauern und Palmen von Kasr [1]), welches dicht am Fuße der Adschâ-Berge liegt, und machten nicht weit dahinter in der Wüste zum Schlafen Halt. Mit Tagesanbruch luden wir auf und machten uns auf den Weg. Die Wüste vor uns steigt beständig an; überall lockten und flogen Felsenrebhühner auf, und die Granitwüste war mit duftenden Wermuthpflanzen, wie die ähnliche Landschaft des Sinai, bedeckt. Hier, sechs Stunden von Gôfar, erscheint das 'Adschâ-Gebirge neben uns niedrig und unterbrochen. Während dasselbe, da wir in der Richtung West zu Süd reisten, zu unserer Rechten sich weit von uns zu entfernen schien, waren wir bald von kleineren Granitbergen, Namens el-Mulhtillif, umgeben. Etwa 40 Miles von Gôfar passirten wir den letzten vorgeschobenen Weiler mit Palmen, Biddia, welcher, mit drei Brunnen und von vier Familien aus Mógug bewohnt, in der offenen Wüste und, nachdem der Dschebel 'Adschâ bereits im Westen geendet hat, zwischen unbedeutenden Bergketten liegt: Dschebel Hatthir, Dschebel Smâkh und 'Mtâlia gerade vor uns. Solcher elenden Weiler giebt es viele, deren wenige Bewohner ohne Furcht vor äußeren Feinden unter dem Schutze der nahen und so gefürchteten Regierung Ibn Raschid's dahinleben. Wir reisten bis zum Anbruch der Nacht, in der Hoffnung, einige Schammar-Zelte vor uns zu finden, wo wir übernachten und die Gastfreundschaft der Wüste antreffen könnten; aber nachdem wir eine Zeit lang in der Dunkelheit vorwärts gegangen waren und immer noch keine Lagerfeuer erspähen konnten, machten meine Gefährten Halt, luden ab und wir legten uns nieder zum Schlafen. Die Nacht war zu dieser Jahreszeit in der hochgelegenen offenen Wüste kalt; das Aneroid fand ich eben so hoch stehend, wie in Hâil.

Von hier aufbrechend, als es hell war, trafen wir früh am Morgen mit Schammar-Beduinen zusammen, welche mit ihren Herden wanderten. Die Schammar haben in der Wüste einen bösen Ruf als gewaltthätig: die ersten dieser wilden Hirten, welche an uns vorbeiritten, hoben ihre Speere auf, schmähten mich, den Kâfir, und fragten meine Begleiter um die Erlaubniß, mich zu tödten. Diese aber antworteten, sie hätten vom Emîr den Befehl mich zu begleiten, und seien demselben mit ihren Hälsen verantwortlich. Ein wenig später ritten wir bei den ersten Zelten der Schammar vorbei; einige Männer rannten heraus und drohten mich von meinem Kameele herabzureißen und mir meine

[1]) Sein voller Name ist Kasr el-Ascheruât, worin Kasr (Gebäude), hier, wie so oft in Nedschd, in seiner alten Bedeutung von Stadtumwallung gebraucht wird.

Autogr. v. W. Droysen
Druck v. H. S. Hermann in Berlin.

Habseligkeiten wegzunehmen, wenn ich ihnen nicht Tabak gäbe. Da ich jedoch ihnen nichts geben wollte und konnte, sagten sie: „Steige ab, wir wollen Euch Kaffee machen, und ruhe eine Weile bei uns!" Als ich nochmals versicherte, daß ich keinen Tabak mitgebracht hätte, mußten sie mir wohl glauben, da es im Lande bekannt war, daß der Christ (Nasarâni) trotz alles seines Unglaubens ein Mann wäre, der stets die Wahrheit spricht. Ich forderte sie auf, keine Gewalt gegen mich zu brauchen, und zwar um ihrer selbst willen, da ich den Schedule sichern Geleits von Hâil mit dem Siegel des Emir Ibn Raschid bei mir hatte. Der Wüstensand war überall hoch hinaufgeweht auf die kleineren uns rings umgebenden Berge, welche aus Granit und selten aus Basalt bestanden.

Am Nachmittage gelangten wir in das Land der Heteim und trafen später auf Zelte, deren Bewohner uns angaben, wo wir das Lager des großen Scheich Kâsim ibn Barrák Beni Raschid, welches nicht weit entfernt war, finden konnten. Ihm sollten mich meine Begleiter im Auftrage des Beamten des Emirs in Hâil übergeben, damit er mich angeblich nach Khaibar senden sollte. Da aber Kâsim zur Nedschd-Partei gehörte, und gegen den Emir der Dowla (türkischen Regierung) in Khaibar feindlich gesinnt war, so vernahm ich von ihm selbst, und er sprach offen darüber, daß dies unmöglich sei. Was sollte ich nun thun, da, wie es sich nur allzu deutlich herausstellte, der Emir selbst mich getäuscht hatte? Die nächste Nacht brachte ich bei Kâsim zu; am andern Morgen aber trieb er meine Gefährten, welche ihrer Pflicht nun nachgekommen waren, an, mich wieder mit fort zu nehmen. Nach einem zweistündigen Ritte kamen wir zu zwei anderen einsam dastehenden Zelten der Heteim, wo wir aber nur Weiber antrafen, da die Männer mit den Herden auf der Weide waren. Wir stiegen ab und man gab uns Milch, meine Gefährten aber ließen ihre Kameele los, um eine Stunde lang zu weiden, bestiegen sie später und ließen mich zurück, trotzdem es in Arabien für ein Verbrechen gilt, seinen rafik oder Reisegenossen zu verlassen.

So verlassen, und obendrein zu Fuß, ohne Reitthier mitten in der entsetzlichen Wüstengegend, in Feindesland, falls ich auf Familien der bösgesinnten Art stoßen sollte, sah ich keinen Weg zum Entkommen mehr, da ich doch nach dem jetzt gleichfalls feindlichen Hâil auch nicht mehr zurückkehren konnte. Da ich glücklicher Weise von dem Essen der Leute genossen hatte, so waren sie, falls sie nicht allzu gottlos waren, nun in gewisser Weise meine Freunde — denn der Gast des Nomaden in der Wüste ist der Gast Allah's; noch glücklicher aber war der Umstand, daß ich in den Abends heimkehrenden Männern ruhige anständige Leute kennen lernte, welche mein Unglück bedauerten und die Verrätherei meiner Gefährten verfluchten. Früh am nächsten Morgen setzte mein guter Wirth mich sammt dem Gepäck auf eines seiner Kameele und ritt mit mir sieben englische Meilen südwärts durch die Wüste zu seinem Scheich Ajjada ibn Adschuein, welcher nach seiner Aussage ein verständiger Mann war und mich nach Khaibar senden würde. Dort fand ich einen Mann, der wegen eines Todtschlages, um sein eigenes Leben zu retten, ein großes Sühnegeld zu bezahlen hatte. Dieser Umstand machte ihn bereit — und sonst hätte ich Niemanden gefunden — für meine vier Realen mich auf seinem Dromedare nach Khaibar zu schaffen. Denn es ist eine schwierige Passage über die Harra, welche stets für gefährlich gilt, und deren Mitte zur Winterszeit von den weidenden Nomaden verlassen ist.

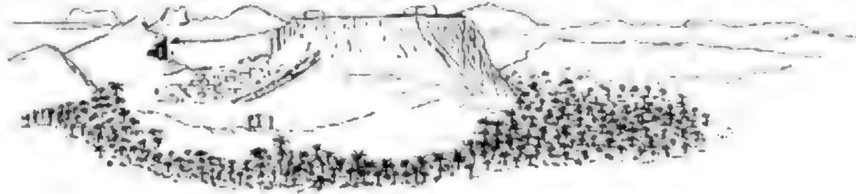
Wir befanden uns hier von Baitha Nethil eine halbe Dromedar-Tagereise oder etwa 22 engl. Meilen entfernt, von Hâil 3, von Teimâ 4 und von el-'Alli bei Medjin Sâlih $4^1/_2$. Vor uns zeigte sich der zerrissene Rand und die unendliche Schwärze einer vulkanischen Gegend, der Harrat Khaibar, und in derselben, manche Stunden weit entfernt, Gruppen kleiner schwarzer Berge, welche ich, als ich sie am nächsten Tage erreichte, in der That als Vulkane erkannte. Nach einem Ritte von einigen Meilen betraten wir die Harra, ein wahres Meer wild zerrissener Lava und von solchem Aussehen, wie die größten Lavaströme von Vulkanen. Eine Stunde später trafen wir Zelte von Heteim-Arabern und blieben bei ihnen die Nacht.

Am zweiten Tage erblickte ich mitunter Sandsteinklippen, welche aus der entsetzlichen schwarzen Lavawüste herausragten. Um Mittag kamen wir zu den ersten vulkanischen Kegeln, welche, wie schon früher erwähnt, holli, Plur. hilliân, genannt werden und sich über die Harra 400 bis 500 Fuß erheben. Der ansehnliche Berg el-Khârram zeigte sich hier in einer Entfernung von einer Tagereise gegen Norden. Die rauhe Oberfläche der Harra ist voller Kameelpfade (dschádda), die unzweifelhaft schon Jahrhunderte alt sind, und ohne welche an ein Durchkommen nicht zu denken wäre. Hierher ziehen die Nomaden mit ihrem Vieh im Frühling, zu welcher Zeit, falls im Herbste Regen gefallen ist, in den Löchern und Ritzen der Lavaströme etwas Kraut aufsprießt. Hier und da wachsen auch einige talh-Bäume (Gummi-Akazien). Rings um die Vulkankegel fand ich eine kleine ebene Fläche von Tuff und Aschen. Von den letzten Regengüssen her gab es auf dem Hochlande noch viel Wasser in Pfühlen. Auf trockenen Stellen war oft eine Salzinkrustation zu sehen, die wie Wasser glitzerte. Die Lava war häufig gewunden und geädert und erhob sich gewöhnlich in Form von Wellen, welche oft gebrochen waren. Als die Nacht über uns kam, legten wir uns nieder. Diese Stelle inmitten der Harra war die größte Höhe, welche ich in Arabien erreicht habe, nämlich 1600 m (und wohl noch etwas mehr, da die Ablesung des Aneroid bei regnigem Wetter geschah), und zugleich unzweifelhaft die Wasserscheide zwischen den beiden großen trockenen Thälern Nordarabiens, dem Wadi el-Humd und dem Wadi er-Rummah.

Am dritten Morgen und dem zweiten Tage, an dem wir in der Harra uns befanden, verließen wir dieselbe, indem sie hier durch ein nur wenige Miles breites Sandsteingebiet unterbrochen wird, in welchem die Schlucht esh-Shótb (d. i. Spalte im Hufe des Viehs) sich befindet. Die Laven dahinter (nördlich) heißen Harrat el-Ethnân, diejenigen davor (südlich) Harrat Khaibar; beide vereinigen sich weiter im Osten. Zur Linken vor uns ist die Harra voller Hügel, die weißlich aussehen: Harrat el-abiad. Die ganze Harra ist von Osten nach Westen vier Tagereisen lang, was in solch zerrissenem Terrain etwa 90 engl. Meilen entsprechen mag; ihre Breite ist viel geringer. Mit Sonnenuntergange stiegen wir wieder von dem Dromedare ab, um die Nacht zu ruhen.

Am dritten Tage unserer Wanderung durch die Harra kamen wir schon bald nach Mittag in Sicht des Berges Atwa, welcher ein wenig jenseit Khaibar liegt, und fanden einige Völker von Gáttavögeln unter Akazienbäumen äsend, sahen auch Spuren von Wölfen. Später zeigten Fliegen, die auf der Harra herumschwärmten, die Nähe eines Ortes an, und nun hinabsteigend sahen wir auch die Thäler von

Khaibar in der Tiefe unter uns liegen. Dort kam ein Trupp von vier Männern, zwei auf Pferden und zwei auf Dromedaren, dicht bei uns vorbei; da betete mein Gefährte inständigst, daß er aus dieser Gefahr errettet werde. Indessen bemerkten sie uns, die wir in dem unebenen Lavaboden verborgen waren, nicht, sonst hätten wir wahrscheinlich mit ihnen um unser Leben kämpfen müssen. Darauf stiegen wir zu den ersten angebauten Feldern in einer Senkung der Harra el-Hurrda und eine Stunde später in die Thäler von Khaibar hinab und betraten den alten Ort am Fuße der Akropolis el-Husn, als der Tag zur Neige ging.



Ansicht von Khaibar, von Westen aus gesehen.

(Das große viereckige Gebäude im Vordergrunde ist die Hauptmoschee Mesdschid 'Ali, s. „Globus" XL., S. 39.)

Lessar's Aufnahmen im Lande der Achal-Teke[1]).

Wie bekannt, ist die transkaspische Eisenbahn bereits im September vorigen Jahres bis Kizil-Arwat fertig gestellt. Obgleich nun über eine Fortführung der Linie noch nichts entschieden ist, so wurde es doch auf alle Fälle für wünschenswerth erachtet, die Voruntersuchungen bis Aschabad und weiter bis Serachs vorzunehmen. Besondere Aufmerksamkeit sollte der 270 Werst langen Strecke zwischen den beiden letztgenannten Punkten zugewendet werden, weil dieselbe das Gebiet der Achal-Teke durchschneidet. Der ruhige Zustand des Landes in Folge der Einnahme von Gök-Tepe begünstigte das Zustandekommen dieser im Allgemeinen etwas gewagten Arbeiten, deren Leitung dem Ingenieur Lessar übertragen wurde. Es wurden ihm zu Gebote gestellt: zur Bedeckung ein Zug Kosaken (21 Mann und 1 Offizier); zur Ausführung der Nivellirungen und Aufnahmen 9 russische Arbeiter und 2 Aufseher. Als Führer diente der Merwsche Teke Ana-Geldy-Serdar, früher der Schrecken der Karawanen und der Perser; als Dolmetscher ein Kurde und ein Tatar aus Kasan. Das Umwechseln russischen Geldes gegen persisches, um damit unterwegs bezahlen zu können, bietet gar keine Schwierigkeit, da das russische Papiergeld unter den persischen Kaufleuten weit verbreitet ist.

Die Arbeiten begannen im Oktober. Die Linie berührte folgende Punkte: Annau, Giaurs, Baba-Durmas, Ljuftabad (Luftabad), Kaachk, Chodshamed, Duschan, Tschaardei und Serachs und durchzieht in nur geringer Entfernung vom Gebirge Köpet-Dagh und Kelat eine fast vollständige Ebene. Nur zwischen Aschabad und Annau befinden sich in einer Ausdehnung von 300 Saschen (circa 600 Meter) niedrige Sandhügel und zwischen Annau und Giaurs ein allmälig ansteigender Bergrücken — die einzige Stelle, wo einige Erdarbeiten nothwendig sein würden.

Annau ist der einzige besiedelte Ort, an welchem bemerkenswerthe Baureste angetroffen wurden: großartige Ruinen einer alten Moschee, Mauergewölbe, ein halbzerfallener Thurm, eine wohlerhaltene Façade aus Kacheln machten einen hübschen Eindruck.

Auf dem Wege traf Lessar häufig Karawanen von Tekes, welche aus Merw nach Achal zurückkehrten; sie hatten in Folge des Zuredens und des ihnen durch Tykma-Serdar (vergl. oben S. 58 ff.) gegebenen Beispiels sowie auch durch Mangel an Ackerland und Wasser in der Merwschen Oase zur Rückkehr sich entschlossen. Weder diese wandernden Tekes noch die Einwohner der Ortschaften beunruhigten die Expedition; die letzteren zeigten sich sogar sehr erfreut und nahmen Lessar freundschaftlich auf. Nur die Befehlshaber in den angrenzenden persischen Provinzen zeigten sich unzufrieden, weil ihre Rolle als Beschützer der nördlichen Grenze Persiens jetzt nach Unterwerfung der Achal-Teke-Oase durch die Russen ausgespielt ist.

Von Baba-Durmas an trifft man streckenweise dichtes Gestrüpp und Gesträuch, dabei fast ununterbrochen die Trümmer von Befestigungen und Wachthürmen zum Schutz gegen die Räuberbanden. Hier finden sich auch große Kurgane.

Die Ansicht Vambery's, daß diese Kurgane die Gräber bedeutender Batyrs und Serdars seien, wird von den Tekes nicht bestätigt. Wohl zeigen sie oft auf bestimmte Einzelgräber, aber von den Kurganen sagen sie, daß dieselben einst durch Menschenhand aufgeschüttet worden sind, von wem — wissen sie nicht. Die Kurgane haben eine Höhe von 6 bis 7 Saschen (12 bis 14 Meter), gewöhnlich eine runde oder ovale Basis, selten eine unregelmäßige; ihr Durchmesser beträgt mitunter bis zu 50 Saschen (100 Meter).

Lessar machte auch einige Mittheilungen über den Handel der Turkmenen; als Beispiel schildert er den Bazar von Luftabad, welcher als der reichste in jener Gegend gilt. Abgesehen von den gewöhnlichsten Nahrungsmitteln für Mensch und Thier finden sich in allen Läden dieselben Gegenstände: getrocknete Trauben, Nüsse, verschiedene sehr einfache Konfekte, Reis, Zucker, schlechter Thee, Schreibpapier aus russischen Fabriken; ferner Farben rc. für Haare und Nägel, Arzneistoffe, Amulets und allerlei Kleinigkeiten, z. B. schlechte Spiegel und kleine Fläschchen persischer Arbeit.

Die ganze untersuchte Landstrecke zeichnet sich durch außer-

[1]) Wir entnehmen diese Mittheilung einem Bericht der „Nowoje Wremja" über die am 26. Januar 1882 in Petersburg stattgehabte Sitzung der K. R. Geographischen Gesellschaft. Chr. H.

ordentliche Fruchtbarkeit und durch Reichthum an wilden Thieren und Vögeln aus. Ansiedelungen sind häufig, von Lustabad bis Kaachk liegen die Ansiedelungen in dreifacher Reihe am Wege. Der größte Ort ist Kaachk, welches gegen 600 Gehöfte zählt; die Einwohner sind Aliel-Turkmenen, welche im Jahre 1873 nach der Eroberung Chiwas aus dem Chanat Chiwa auswanderten. Im Allgemeinen ist die Bevölkerung eine gemischte und verhältnißmäßig kurze Zeit hier ansässig. Die durch Wassermangel und Landmangel in Merw arg bedrängten Tekes lassen sich hier an dem kleinen von den Bergen Alla Ekber kommenden Flüßchen nieder. An einigen Orten versuchen die Perser den Einwohnern gewisse Abgaben aufzulegen; man antwortet ihnen mit Räubereien.

Die Speise der Tekes besteht aus gut zubereitetem Plew (gekochter Reis), aus Wild, dazu Arbusen und Melonen und Kumys aus Kameelmilch. Die Tekes selbst essen mit den Fingern, aber ihren Gästen bieten sie Löffel an. Nach der Meinung Lessar's entspricht die Nahrung keineswegs den schrecklichen Schilderungen Vambery's.

Zwischen Chodschamed und Duichak ist der Boden durchschnittlich bedeckt von kolossalen Höhlen des Stachelschweins und von Termitenhügeln. Letztere werden auch in anderen Gegenden Transkaspiens angetroffen; sie haben die Gestalt eines Kugelsegments, ein bis zwei Fuß im Durchmesser. Beim Oeffnen eines solchen Hügels sieht man eine Unzahl Gänge, bewohnt von zahlreichen Termiten, sowohl ganz gewöhnlichen, als den bernsteingelben 1/3 Zoll großen Individuen. Sie zerstören nicht nur Holz, sondern auch Gewebe.

Auf der transkaspischen Eisenbahnlinie haben sie bereits begonnen einige Holzbauten zu zerstören. Die Eisenbahnschwellen sind bis jetzt von ihnen verschont worden; Lessar erklärt diese Thatsache daraus, daß die Erschütterung derselben, welche das Fahren veranlaßt, den Termiten nicht gestattet, die Schwellen mit Erde zu überziehen, was eine unbedingte Voraussetzung ihrer Zerstörungsarbeit ist.

Halbwegs zwischen Tschaardei und Serachs wird die Straße von dem Wege durchschnitten, welcher von Meschhed nach Merw führt. Die Gegend ist hier bedeckt mit hohen aus Sand und Thon bestehenden Hügeln, welche mit circa ein Saschen (2,1 m) hohem dichtem Buschwerk bewachsen sind.

Serachs ist eine ausgedehnte persische Befestigung mit einer Garnison von 700 Mann Fußvolk und 6 Kanonen, welche aus alter Zeit herstammen und in schlechtem Zustande sich befinden. Die Artilleristen verstehen mit den Kanonen nicht umzugehen und noch kein Kommandant der Festung hat sich entschließen können, aus ihnen zu feuern.

Die Umgebung von Serachs ist der Haupttummelplatz für die räuberischen Umtriebe und Ueberfälle der Merw-Tekes. Der Umfang der Festung ist sehr groß, weil die Weideplätze und Gemüsegärten innerhalb der Festungsmauern gelegen sind. Der Kommandant läßt sich auf kriegerische Maßregeln durchaus nicht ein, wenn er aber bis auf fünf Werst von der Festung sich entfernt, so nimmt er eine Bedeckung von mindestens 50 Reitern mit. Der Serachs-Darja ist während des größten Theils des Jahres trocken und deshalb versieht sich Serachs mit Wasser durch Brunnen und durch einen aus dem Flusse Tedshent hergeleiteten Kanal.

Aus den Resultaten der Vermessungen sowohl an der schon existirenden Bahnlinie, als an der eben beschriebenen Strecke ist ersichtlich, daß im ganzen Gebiet vom Kaspischen Meere ab keine Erhebung stattfindet. Bei Aidin ist die Gegend sogar um 2 Saschen (circa 4,2 m) niedriger als das Niveau des Kaspischen Meeres. Es darf aber die Gegend von den Brunnen bis zum Meer nicht für ein altes Flußbett gelten.

Aus dem Charakter der neuerdings untersuchten Lokalität schließt Lessar, daß bei einer Weiterführung des Nivellements bis Chiwa und Buchara in dem Sandboden der transkaspischen Wüste nicht wenig Orte zu finden sein werden, welche niedriger als der jetzige Wasserspiegel des Kaspischen Meeres sind. Offenbar war einst die ganze transkaspische Wüste Meeresboden. Lessar schließt übrigens weiter aus seinen Arbeiten, daß die Flüsse Murgab und Tedshent nicht in den alten Oxus einmündeten, sondern ebenso wie dieser direkt in das Kaspische Meer, dessen Ufer damals viel weiter nach Osten bis an die Flüsse reichten.

Nach Beendigung seiner gefährlichen aber sehr interessanten Expedition kehrte Lessar über Meschhed und Mahmedabad nach Aschabad zurück.

O'Donnovan's Ritt von Merw nach Meschhed.

Herr O'Donnovan, Korrespondent der „Daily News", berichtet über seine Reise von Merw nach Meschhed etwa Folgendes (nach dem „Russischen Invaliden" 1882, Nro. 28): „Nachdem ich in Begleitung eines zahlreichen berittenen Gefolges Merw verlassen hatte, wandte ich mich in südöstlicher Richtung fast parallel dem Hauptarme des Flusses Murgab (der bekanntlich die Existenz von Merw ermöglicht). Der Weg führte durch eine sehr wohl bewässerte und gut angebaute Ebene, die stellenweise mit dichten Hainen von Apfel- und Aprikosenbäumen bedeckt war. Nach etwa 1½ Stunden gelangte die Kavalkade nach dem großen blühenden Dorfe Mirisch, wo die Reisenden mit einem Gerichte gekochter Fettschwänze (von Schafen) bewirthet wurden. Diese Lieblingsspeise der Teke wird in folgender Weise zubereitet: einige kolossale Fettschwänze werden in einem großen eisernen Kessel so lange erhitzt, bis sie zu einer fetten dickflüssigen Masse werden; dann werden Stücke von Hammelfleisch in den Kessel geworfen, und das Ganze so lange gekocht, bis das Fleisch gar ist. Man gießt nun diese Speise in ein großes hölzernes Gefäß, um welches sich die Reisenden niederlassen. Jeder taucht einen Zwieback in die Fettmasse und nachdem er ihn mit Appetit abgelutscht, fischt er mit demselben Zwieback auch Stückchen vom Hammelfleisch heraus. Fängt die Fettmasse an etwas kühl zu werden, so legt der Gastgeber seine Lippen an die Schüssel und schlürft eine tüchtige Masse von dem Fette, dasselbe thun dann auch der Reihe nach die Gäste. Der letzte Schluck wird gewöhnlich dem Wirthe angeboten, dieser aber, nachdem er das Geschirr ganz geleert, übergiebt es dem meist geehrten Gaste, der mit einem Stücke Brot oder dem Finger die noch an den Wänden klebenden Fettreste auswischt. Eine Weigerung, diese Operation vorzunehmen, gilt bei den Teke als schwerste Beleidigung.

Von Mirisch aus setzte sich der Reiterzug, nachdem er den Kanal Alaska überschritten, in südwestlicher Richtung in Bewegung und gelangte nach Zurücklegung von etwa

neun (engl.) Meilen nach dem Dorfe Topaz, dessen Chef Weli-Soki-Beg ist. Der Weg bis dorthin führte durch dicht zusammenhängende Gemüsefelder, die mit Melonen bedeckt sind; nur hier und da sah man kleine Weingärten, welche gewaltig große Trauben von weißem Muskateller hervorbringen. Es ist bemerkenswerth, sagt O'Donnovan, daß es in der Oase Merw fast überall weißen Wein giebt, blauer aber, wenn man ihn trifft, ist fast immer wild, und zum Essen ungeeignet.

Von Topaz aus führte der Weg nach Süden durch eine ganz wüste Gegend: der nächste bewohnte Punkt war ein Dörfchen, welches als Polizeiposten für die westliche Hälfte der Oase Merw dient. Der Chef dieses Postens ist ein gewisser Ana-Murad-Kafur, dessen Hauptverpflichtung darin besteht, bei der Nachricht von der Annäherung einer Karawane aus Saraks bis zum Flusse Tedshent ihr entgegen zu gehen und sie bis Kuschid-Chan-kala zu begleiten, wo er sie dem Schutze einer Abtheilung von Tochtamyschen übergiebt, welche die Begleitung nach Buchara übernehmen. In dem bezeichneten Dörfchen, welches dem Stamme der Sitschmaz (Zweig der Otamyschen) angehört, finden sich die letzten Ausläufer des Kanales Sukdi-Jap, welcher seinerseits der südlichste Zweig des Kanals Alaska zu sein scheint. Der Ackerbau ist hier anscheinend ziemlich ergiebig, aber die engen Gräben, welche die Tekeplantagen und Melonenfelder bewässern, sind nicht mehr mit Wasser, sondern mit feuchtem Schlamme gefüllt. Hinter dem Oertchen fängt die öde wasserlose Steppe an, in der man bis Meschhed verbleibt, fast immer in südwestlicher Richtung, die man auch beim Ueberschreiten des Bergkammes Alla-bo-Akbar (wohl derselbe, der auf der vorhergehenden Seite Alla-Ekber genannt wird) beibehält. Nach dem Verlassen der Oase Merw trifft der Reisende sehr wenig Thiere; in geringer Anzahl stößt man in der Steppe auf Schildkröten und noch weniger auf Schlangen. Von Vögeln fliegt hier und da eine Lerche vorüber, oder man trifft einen schwarzen Adler, der hoch in den Lüften über einem am Wege liegenden vertrockneten Kadaver eines Kameeles oder Maulthieres schwebt. An zwanzig Meilen von dem oben erwähnten Polizeiposten liegen die Trümmer von Kala-Burun, welches vor einem Jahrhundert noch als Militärstation diente. Der folgende Halteplatz ist ein altes Karawanserai, „Dasch-Robat", d. h. „der steinerne Hof", dessen Umgegend mit einem besondern Buschwerk, welches beträchtliche Höhe erreicht, bedeckt ist. Diese Büsche ziehen sich auf der ganzen Strecke bis zu dem folgenden Haltepunkte Schaidli, vier Meilen von Dasch-Robat, hin. Schaidli ist der einzige Punkt auf der Strecke von Merw bis zum Tedshent, wo man Wasser bekommen kann. Der Boden ist hier thonig, und es giebt einen Brunnen von zwanzig Fuß Tiefe. Das Wasser ist übrigens salzig und warm und deshalb zum Trinken nicht zu brauchen.

Hinter Schaidli führt der Weg durch ein welliges Gelände, welches stellenweise mit Rohr bewachsen ist; von Schaidli bis Tedshent braucht man noch 24 Stunden. An den Ufern des Tedshent genießt der Reisende den Anblick üppigen Baumwuchses, welcher den Fluß fast in seiner ganzen Ausdehnung einsäumt. Ueberall sieht man Leben, in Massen erscheinen wilde Schweine, wilde Esel, Antilopen, Fasanen und Elstern, welche die Turkmenen essen.

Der Punkt, an dem O'Donnovan den Tedshent überschritt, trägt den Namen Kongali-Guzer. Hinter dem Tedshent beginnt aufs Neue eine kahle Steppe, die sich neun Meilen weit erstreckt, stellenweise mit Schilf bedeckt ist und an einen Sumpf stößt, der mit gigantischem Schilfrohr bewachsen ist. In diesem Sumpfe hat das Flüßchen Kleine Tschatscha seinen Ursprung, welches dem Tedshent zufließt, ihn aber bei niedrigem Wasserstande nicht erreicht; sein Wasser ist kühl und angenehm von Geschmack. An ihm steht die Ansiedelung Tschatscha, der einzige bewohnte Punkt, welcher diesen Namen trägt. Die Turkmenen haben ihm aber den Namen Arwat-Beg-kala gegeben, nach dem Namen des dortigen Befehlshabers Arwat-Beg. Dort sieht man in der Umgegend auch Reste alter Befestigungen, die aber jetzt ganz zerfallen sind. Die ganze Umgegend ist von kleinen Gebirgsbächen bewässert und überall gut mit Getreide und Gemüse bebaut. Von Tschatscha wandte sich O'Donnovan zu dem engen Thale von Derbent. In einer Entfernung von 14 Meilen von Tschatscha erweitert sich diese Enge amphitheatralisch, und hier liegt das Fort Derbent, in dem sich eine kurdische Garnison befindet, welche die Einfälle der Turkmenen in persisches Gebiet verhindern soll. Dort sieht man auch noch die Reste einer gewaltigen Mauer, die wohl einst den Durchgang sperrte, in der Folge aber wahrscheinlich von Gebirgswassern unterspült wurde. Faktisch beginnt das persische Gebiet erst beim Fort Derbent. Nach einem Wege von 28 Meilen durch das enge Thal von Derbent, welches mit allen Reizen der Natur geschmückt ist, gelangte der Reisende zum Fuße des Berges Tandar, und nachdem er den steilen Weg zum Gipfel desselben in sechs Stunden zurückgelegt, erblickte er auf der andern Seite des Berges im Südwesten die goldene Kuppel der Moschee Imam-Riza in Meschhed. Nach seiner Ansicht erhebt sich der Gipfel, auf dem er stand, mindestens 4000 Fuß über die umgebende Ebene. Ein weiterer Reisetag brachte ihn vom Tandar nach Meschhed.

Der Walfischfang im nördlichen Polarmeere im Jahre 1881.

Während der Walfischfang in der Davisstraße im Jahre 1881 total mißglückt ist, war derselbe dagegen im nördlichen Polarmeere und besonders im Varangerfjord ein so großer, wie nie zuvor. Die norwegischen Walfänger sind Anfangs Oktober sämmtlich zurückgekehrt und beziffert sich deren Fang im Ganzen auf circa 250 Stück Wale. Wie gewöhnlich hat Svend Foyn auch in diesem Jahre alle seine Konkurrenten weit überflügelt, indem derselbe nicht weniger als 106 Wale erbeutet hat, also mehr als $^2/_5$ des ganzen diesjährigen Fanges. In Wahrheit ein brillantes Resultat, wenn man bedenkt, daß jeder Wal einen Nettoverdienst von mehr als 2000 Mark repräsentirt. Von den übrigen Walern hat der Dampfer „Jarfjord" 60 Stück, der Dampfer „Varanger", welcher der Gesellschaft „Stokkes" gehört und in diesem Jahre seine erste Reise gemacht hat, 39 Stück, der Dampfer „Fin" 31 Stück und der Dampfer „Nordkap" 18 Stück gefangen. In Veranlassung dieses guten Fanges hat die Gesellschaft „Finmarken" schon beschlossen, im nächsten Jahre außer dem „Jarfjord" noch einen neuen Dampfer auszurüsten.

— Der beste Fang fand östlich vom Nordkap statt, während an der Westküste von Finmarken in diesem Jahre ungewöhnlich wenige Wale erlegt wurden. Daß die Wale in so großer Menge vorhanden waren, hat wahrscheinlich seinen Grund in der ungewöhnlichen Nähe des Polareises in diesem Winter, das sich bis auf 16 Meilen dem Nordkap genähert haben soll. Hierdurch hat eine größere Zusammenpackung der Nahrung im Varangerfjord stattgefunden, in welcher sowohl Wale wie Fische und Vögel geschwelgt haben. Im März soll der Fjord einen großartigen Anblick dargeboten haben, indem hier mehrere tausend Wale die wildesten Spiele aufführten. Ueberall schossen Wasserstrahlen in die Luft und häufig sprangen die kolossalen Thiere sich „trocken“; in Vadsö konnte man ihr dumpfes Brüllen hören, wenn sie ausathmeten. Einzelne waren so dreist, daß sie in die nächste Nähe von Svend Foyn's Etablissement kamen, wo nach Ablauf der Schonzeit so mancher von ihnen abgespeckt worden ist. Nach den Mittheilungen des Herrn G. Guldberg, Konservators des zoologischen Museums der Universität zu Christiania, sind bei dem genannten Etablissement in diesem Jahre ungewöhnlich viele männliche Wale angebracht worden; von den weiblichen waren nur sehr wenige tragend.

Der Thran, der aus dem Speck und dem Eingeweidefett ausgekocht wird, bildet das Hauptprodukt vom Wale und giebt die wesentlichste Einnahme. Demnächst kommen die Knochen, aus welchen Guano gemacht wird, nachdem das Fett aus denselben ausgekocht worden ist. Svend Foyn war bisher der einzige, der auch das Fleisch zur Guanofabrikation verwandte. In diesem Jahre wird auch die Gesellschaft „Finmarken“ auf ihrem Etablissement in Sörvär eine Guanofabrik anlegen. Das frische Walfleisch wird in Finmarken sehr häufig gegessen. Das Fleisch ist ziemlich dunkelfarbig, dem Pferdefleische ähnlich, recht trocken, aber sehr mürbe. Gut zubereitet ist es ebenso wohlschmeckend wie Beef und Fleischkuchen, besonders aber wenn es mit anderm Fleische und mit etwas Ochsenfett gemischt wird. Der etwas widerliche Geschmack verschwindet sofort, wenn es gut eingesalzen wird. Viele Hausfrauen in Finmarken verstehen die Zubereitung des Walfleisches ganz vorzüglich; indessen haben manche Leute ebenso großes Vorurtheil dagegen, wie gegen Pferdefleisch. Alle Wale liefern nicht gleich gutes Fleisch; das beste und ziemlich feines Fleisch soll der Finwal (Balaenoptera musculus) geben. Für die ärmere Bevölkerung in Finmarken ist das Walfleisch ein willkommenes Nahrungsmittel. Ich habe in den Hütten gesehen, schreibt Herr Guldberg, wie die Kinder abwechselnd von einem großen Stücke schwarzen gekochten Walfleisches abbissen und einen Löffel voll Wassergrütze hinterdrein nahmen. Die Ziegen fressen gern von den Speckresten des Wales.

In Südvaranger wurden im vergangenen Winter 3 bis 4 Familien dadurch vom Hungertode gerettet, daß sie einen gestrandeten Wal fingen, von welchem sie nebst ihren Kühen und Ziegen sich während vieler Wochen ernährten. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß die Kühe im Winter neben ihrem spärlichen Futter Walfleisch erhalten; sie sollen danach reichlich Milch geben und soll diese keinen Beigeschmack annehmen.

In den größeren Städten Norwegens werden jetzt Walfleisch-Essen veranstaltet, um, wenn möglich, dasselbe in den allgemeinen Konsum einzuführen. W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei dem russischen Bergdepartement soll ein **geologisches Institut** errichtet werden, behufs Konzentrirung aller geologischen Forschungen in Rußland und Herstellung einer detaillirten geologischen Karte des Landes. Zum Direktor des Institutes, für welches im Budget 1882 zunächst 30 000 Rubel ausgeworfen sind, ist der Akademiker **Helmersen** bestimmt.

Geologische Arbeiten sind in Rußland keineswegs neuern Datums; schon im vorigen Jahrhundert haben gelehrte Reisende die ersten Materialien über die Bodenbeschaffenheit in Rußland gesammelt; dasselbe thaten Abgeordnete des Bergfaches in Sibirien und im Ural. Um die erste geologische Beschreibung von Rußland erwarb sich besonders Tschewkin Verdienste, auf dessen Veranlassung zu Ende der dreißiger Jahre der berühmte englische Geologe Murchison und der französische Paläontologe Verneuil nach Rußland berufen wurden. Beide bereisten das Land in Begleitung einiger russischer Specialisten. Die auf Grund dieser Reise erschienene Arbeit von Murchison war seiner Zeit eine klassische, und alle neueren geologischen Karten von Rußland sind eigentlich nur verbesserte Ausgaben der von jenem angefertigten. Ins Russische übersetzt erschien jene Karte erst im Jahre 1849. Seitdem sind aber die geologischen Forschungen von Jahr zu Jahr zahlreicher geworden; das Bergdepartement und private Gesellschaften für Naturforschung bei den Universitäten haben fortwährend geologische Expeditionen ausgerüstet. Einige von diesen kosteten bis über 100 000 Rubel und haben die Kenntniß der Geologie Rußlands beträchtlich erweitert. Allen diesen Arbeiten fehlte aber System und Zusammenhang; einzelne Gegenden wurden zu wiederholten Malen durchforscht, andere nicht weniger interessante blieben ganz ohne Beachtung, wie z. B. die jetzt so viel genannten Gruben von Kriwoi-Rog, die schon unter Potjemkin im vorigen Jahrhundert entdeckt waren. Von Arbeiten über die Geologie Rußlands nach jener Reise von Murchison sind zu nennen diejenigen von Pander, Barbot de Marny, Meglitzki, Karpinski, Muschketow, Möller, Romanowski, Abich, Inostranzew, Helmersen, Lewakowski, Kaiserling und anderen, die auch im Auslande bekannt geworden sind.

Inzwischen haben alle Staaten Westeuropas, England und Holland auch in ihren ostindischen Besitzungen die geologischen Untersuchungen durch Regierungsbehörden in systematischer Vollständigkeit und mit großer Genauigkeit vornehmen lassen. Mehr wie alle anderen Länder hat aber Rußland ein solches amtliches Institut nöthig, sowohl wegen der Ausdehnung seines Gebietes als wegen des Reichthums an Bergwerksprodukten und wegen der geringen Möglichkeit bei so weit ausgedehnten Räumen private Erfolge zu erzielen. Für Sibirien und die Kirghizensteppen fehlt selbst noch eine so kurze allgemeine Beschreibung, wie Murchison sie für das europäische Rußland geliefert hatte. Der Nutzen, welcher von dem neu eingerichteten geologischen Institute zu erwarten ist, leuchtet ein, und es ist nur zu wünschen, daß ihm recht bald reichere Mittel und ein ausgebildetes Personal erfahre-

ner Geologen eine umfangreichere Bearbeitung seiner großen Ausgabe gestatten. (Nach der Nowoje Wremja.)

— Auf Veranlassung der russischen Kommission für die Polarforschung werden im Zusammenhange mit den Arbeiten der Polarstation an der Lena-Mündung und der holländischen im Dickson-Hafen (Jenisei) in ganz Rußland an den Observatorien der Marine, der Universitäten und in Sibirien an allen höheren Schulen magnetische und meteorologische Beobachtungen stattfinden.

— Der Adreßkalender von Odessa für 1882 berichtet in einem Aufsatz über die Bewegung der Bevölkerung dieser Stadt im Jahre 1880 die auffällige Thatsache, daß der natürliche Zuwachs der Bevölkerung in den Jahren 1873 bis 1880 betrug bei den Christen 41 815 Geburten, 41 189 Todesfälle, der Ueberschuß also 626 Köpfe, dagegen bei den Juden 19489 Geburten, 14 461 Todesfälle, der Ueberschuß 5028 Köpfe, oder jährlich bei den Christen 78,2, bei den Juden 628,5 Köpfe. Von den geschlossenen Ehen kommen 65,59 Procent auf die Christen, 34,41 Proc. auf die Juden, die nur ein Viertheil der Bewohner ausmachen. Die Zahl der Geburten im Verhältniß zu den Ehen betrug im Durchschnitt der acht Jahre 4,54 auf jede christliche, 4,63 auf jede jüdische Ehe; die Kindersterblichkeit aber betrug 46,08 Proc. bei der christlichen und nur 37,13 Proc. bei der jüdischen Bevölkerung.

Asien.

— Meyer's Reisebücher. Der Orient. Hauptrouten durch Aegypten, Palästina, Syrien, Türkei, Griechenland. Leipzig, Bibliographisches Institut 1881. Ich entsinne mich, daß ich im Oktober 1876 in Florenz, am Vorabend einer orientalischen Reise, in die deutsche Buchhandlung von Württenberger auf der Via Tornabuoni trat, um mich mit den nöthigen Reisehandbüchern zu versorgen. Ja, da war guter Rath theuer, denn deutsche Orientführer gab es noch nicht in reicher Auswahl. Nur für Palästina und Syrien konnte ich den eben damals erschienenen Bädeker erwerben; für Aegypten mußte ich die „Nilfahrt" von Anton Graf Prokesch-Osten nehmen, ein recht schönes Werk, aber ein Mittelding zwischen einer Reisebeschreibung und einem richtigen Reisehandbuch; erst nach Weihnachten kaufte ich in Kairo Bädeker's „Unter-Aegypten", das mir aber für die Nilreise wenigstens direkt nichts nützte, weil es nicht bis Assuân reichte. Endlich für Griechenland und die europäische Türkei wählte ich das mir bereits bekannte, vortreffliche, aber nach französischem Plane gearbeitete „Itinéraire de l'Orient" von Dr. Emile Isambert (Paris, Hachette). Bloß für Athen gab es einen kleinen Anhang in Bädeker's Unter-Italien.

Was hätte ich wohl damals darum gegeben, wenn mir statt so vieler einzelner ein zusammenhängendes Werk und etwas wie die beiden Bände „Orient" vorgelegt worden wäre, die im November, der eine 1880, der andere 1881, unter Meyer's Reisebüchern im Verlage des Bibliographischen Instituts erschienen sind! Denn das ist genau so ein handliches, systematisches, vollständiges, den gesammten Orient umfassendes Reisehandbuch, wie ich es eben brauchte. Es behandelt in einem Bändchen, das etwa halb so voluminös ist wie Prokesch-Osten's „Nilfahrt", ganz Aegypten, die Fahrt von Kairo bis Assuân, sowie den Ausflug nach Sues inclusive; und in einem nur doppelt so starken das ungeheure Gebiet von Palästina, Syrien und Kleinasien, von Griechenland und von der europäischen Türkei. Den Routen aus Europa nach dem Orient sind Aegypten, instruktive Kapitel über Land und Leute, Geschichte und Kultur jedem einzelnen Bezirke vorangestellt; die Führer selbst genau so gehalten wie die allbekannten europäischen, nur auf den Nutzen des Reisenden berechnet, mit Karten und Plänen versehen, zuverlässige Begleiter, kluge Rathgeber, treue Freunde.

Wer viel gereist ist, pflegt an seinen Führern wie an allen Dienern vor allem die Knappheit, die Präcision und in gewissen Fällen die Diskretion und die Verschwiegenheit zu schätzen.

Das Bibliographische Institut ist auf der Höhe seiner Zeit, trefflich geleitet und großartig organisirt; wer seine rastlose, vorzugsweise auf enkyklopädische Unternehmungen gerichtete Thätigkeit verfolgt, der kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß es selbst, wo es auf den Schultern Anderer steht, dieselben an Planmäßigkeit und systematischer Ausführung nicht selten übertrifft, und daß es, wo eine direkte Vorgängerschaft fehlt, mit einem Schlage Mustergiltiges hervorbringt. In ihm ist sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Genius der Enkyklopädie und des universalen Wissens am klarsten bewußt geworden. Dafür legt auch der vorliegende Orientführer Zeugniß ab. Ich wüßte keinen, den ich den modernen Kreuzfahrern mehr empfehlen könnte.

Rudolf Kleinpaul.

— Etwa vier Stunden Reitens nördlich von Aleppo liegt ein merkwürdiges Dorf, Tel-Erfôt genannt, was die dort wohnenden Fellahin Terfôt aussprechen; es gleicht durchaus einer Kolonie von Bienenstöcken und besteht aus etwa einem Tausend kleiner bienenkorbähnlicher Häuser am Fuße eines Hügels. Dieser ist von viereckiger Gestalt, 70 engl. Fuß hoch, hält nahezu 800 Yards im Umfange und ist höchst wahrscheinlich, wofür auch die Namensähnlichkeit spricht, die im Alten Testamente öfters erwähnte syrische Königsstadt Arpad, mit deren Herrschern die assyrischen Könige wiederholt kämpften, bis Sanherib sie sich unterwarf. Mrs. Scott-Stevenson (s. deren „Our Ride through Asia Minor" p. 69 seq.), welche den Ort im Frühjahre 1880 besuchte, erstieg den Gipfel des Hügels in Gesellschaft von Mr. Boscawen, welcher damals für das British Museum die Alterthümer in Aleppos Umgebung zu untersuchen hatte. Seine Oberfläche ist flach, und rings um dieselbe zeigen sich Spuren alter Mauern, überall lagen Scherben glasirten und unglasirten Töpferwerks und große Stücke schwarzen Granites herum. Die bienenkorbähnlichen Häuser des Dorfes hatten Fundamente von solchem Granite, und in den Mauern fanden sich auch hier und da Basaltstücke. Die Bewohner gelten für sehr reich, was nach ihrer komfortablen Erscheinung auch wohl glaublich ist. Aber ob reich oder arm, so bemühen sich die arabischen Weiber, sich zu verunstalten, indem sie ihre Lippen mit Indigo färben, was ganz widerwärtig aussieht. Sie freilich halten unsere rothen Lippen für häßlich. Außerdem waren sie sehr tatuirt und hatten ihre Augenbrauen schwarz gefärbt.

— Die „Nachrichten" (Izwästija) der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft (1881, Heft 4) veröffentlichen Karte und Beschreibung eines Marsches, welchen der Lieutenant im 1. turkestanischen Schützenbataillone Kalitin in der Zeit vom 7. bis 19. Februar (a. St.) 1881 quer durch die Turkmenenwüste von Gök-Tepe nach dem zerstörten Fort Zmukschir in der Oase Chiwa ausgeführt hat. Unmittelbar nördlich von Gök-Tepe beginnt die hier und da mit Saxaul bedeckte Sandwüste, um erst kurz vor Zmukschir zu enden; selten trifft man auf ein „Takir", wie die Turkmenen einzelne feste, ebene, lehmige Stellen zwischen dem Sande bezeichnen, welche deshalb von großem Werthe sind, weil sich auf ihnen nach einem Regen das Wasser zwei- bis dreimal 24 Stunden hält. 16 zum Theil verschüttete, meist bittersalzige Brunnen wurden unterwegs getroffen; als interessantestes Objekt in der weiten Einöde entdeckte Kalitin etwas nördlich von der Hälfte des Marsches das zwischen 100 und 350 Saschen breite trockene Bett des Tschardshui-darja, welcher sich in alten Zeiten bei der gleichnamigen Stadt vom Amu-darja abgezweigt und beim Brunnen Igdy in den Uzboi ergossen haben soll.

— In Betreff der zwischen Rußland und Persien kürzlich abgeschlossenen Konvention, welche die neue russisch-persische Grenze in Transkaspien regelte, entnimmt der „Golos" (1882, Nro. 20) einer Korrespondenz des Regierungs-Anzeigers aus Teheran Folgendes: Die Vereinigung der Teke-Oase mit

Rußland erforderte eine genaue Grenzbestimmung gegen Persien; es fanden darüber seit dem Beginn des vorigen Herbstes Unterhandlungen mit der persischen Regierung statt. Die Abtretung des ganzen rechten Atrek-Ufers an Rußland wurde nicht beansprucht. Die neue Grenze verläßt das Atrek-Ufer bei der Befestigung Tschat und verläuft in nordöstlicher Richtung längs dem Gebirge und dem Fluß Sumbar[1]). Rußland begnügte sich damit die Teke-Oase und die anstoßenden Abhänge des Gebirges zu behalten, so daß die Grenze vom Flusse Sumbar hauptsächlich auf dem Bergrücken Kopet-dagh sich hinzieht und der Bezirk Firuse bei Persien verbleibt. Hat die Grenze das Thal des Flusses Baba-durma (s. o. von Askabad) erreicht, so wendet sie sich nach Norden, durchschneidet die von Askabad nach Luftabad führende Straße und verliert sich nach Norden in die Sandwüste. Die Langwierigkeit der Verhandlungen wegen der Grenzregulirung in Teheran wurde durch die in Persien herrschende Ansicht bedingt, daß alle Besitzungen der Teke-Turkmenen dem Schah unterworfen seien. Noch vor Kurzem beanspruchte die persische Regierung das Recht, die Festung Kara-Kala (s. oben S. 155) zu besetzen. Nachdem schließlich die persische Regierung sich davon überzeugt hatte, daß die neue Grenze durchaus nicht die thatsächlichen Rechte Persiens beeinträchtigt, erklärte sie sich bereit, die ihr gestellten Bedingungen anzunehmen.

— Ende Februar dieses Jahres sprach General Annenkow vor einer privaten Versammlung in Moskau über die Bedeutung der transkaspischen Eisenbahn für den russischen Handel. Er betonte, daß schon jetzt die Transportkosten für russische Waaren, die auf diesem Wege befördert werden, gegen früher um 30 bis 40 Kop. für das Pud billiger geworden sind; die Hauptsache aber sei die Möglichkeit des raschern Eintreffens der Waaren auf den innerasiatischen Märkten, die bisher gebrauchten 6, oft 9, ja 12 Monate würden beim Ausbau der Bahn bis Aschabad und Anlage einer Abzweigung nach Chiwa auf einen, ungünstigstenfalls auf zwei Monate ermäßigt, was eine beträchtliche Herabsetzung der Preise bei dem raschern Umsatz und auch den Bezug von Waaren (Früchte aus Persien und Chorasan) gestatte, die den frühern langen Transport überhaupt nicht vertrugen. Schon jetzt hat ein Herr Baranow Originalgewebe der Tekes als Muster für seine Fabrik bezogen. Die Bahn auch in ihrer jetzigen Ausdehnung hat den Russen bereits einen bedeutenden Markt erschlossen. (Nowoje Wremja.)

— Der „Turkest. Ztg." zufolge hat General Friede, der russische Kommissar für Rückgabe des Gebietes von Kuldsha, Ende Oktober 1881 seine Erforschungsreise im Quellgebiete des Chorgos zur Feststellung der Wasserversorgung für die am Usek neu zu errichtende Stadt beendet. Nach Rekognoscirung der Thäler Almaly, Tokur-bulak und Oidshailjau durchkreuzte der General die Quellgebiete der kleinen Flüsse: Tschizhin, Tschishgan, Dshaman-bulak, Tschinkak-taldy und Burchan bis zum Oberlauf des Usek und wandte sich von da nach dem Tscharkent. Er fand viel anbaufähiges Land, auch überall Spuren von Bewässerungsgräben, besonders große zwischen dem Tschishgan und Usek. In den Thälern Tokur-bulak und namentlich Oidshailjau stand viel Wald. Die Stadt wird am Tscharkent planirt und abgesteckt. Der General besuchte auch den See Karkuldek und den Winkel zwischen Chorgos und Ili; in letzterem waren aus dem Chorgos abgeleitete Bewässerungsgräben mit vielen Verzweigungen und die Spuren von Ackerbau erkennbar.

— Aus Tong-king (Nord-Annam) kommt die Nachricht von dem Verunglücken einer französischen Expedition. Am 5. September vorigen Jahres verließen Villeroi d'Augis und Julien Marcel Courtin die Hauptstadt Hanoï, um den Oberlauf des Songka oder Rothen Flusses zu erforschen, dessen Wichtigkeit für den Verkehr mit Jünnan die Franzosen schon längst erkannt haben. Unweit der chinesischen Grenze wurden die Reisenden von chinesischen Räubern, den sogenannten Schwarzfahnen (Pavillons noirs), angegriffen, welche dort ständig hausen und der ohnmächtigen Regierungen Annams und Chinas gleicherweise spotten, hielten aber Stand und bogen dann in einen Zufluß des Songka ein, wo sie zwar viele natürliche Hindernisse, aber friedliche Eingeborene antrafen und die gewünschten Erkundigungen einziehen konnten. Da aber erkrankte Courtin am Sumpffieber und starb am 8. December 1881 in Bang-giam im Lande der Muong, wo die Höhe der Wasserfälle im Fluß ihr Boot an weiterem Vordringen gehindert hatte. Villeroi's Rückkehr war ebenfalls nicht vom Glücke begünstigt; seine Dschunke scheiterte in den Stromschnellen und versank mit Waffen, Lebensmitteln und leider auch einem großen Theile seiner Aufzeichnungen. Ganz ohne Ergebnisse ist aber die Fahrt nicht geblieben, wie der Bericht Villeroi's, der gleichfalls schwer vom Fieber zu leiden hatte, zeigen wird.

Afrika.

— Von Dr. Anton Stecker ist ein Brief aus Makale in Abessinien, datirt vom 23. November 1881, in Berlin eingetroffen, worin er meldet, daß er mit Erlaubniß des Negus Johannes seine Reise nach Enarea, Gera und Kaffa angetreten und von demselben Empfehlungsbriefe an den Negus Tekla Haimanot von Godscham, die Königin von Gera und den Sultan von Kaffa erhalten habe. Ausdrücklich erklärte der Negus, er ließe ihn, Stecker, nur ziehen, um damit Deutschland einen Gefallen zu erweisen; nie würde er einem andern erlauben, die entlegenen Kaffa-Länder zu besuchen. Wenn möglich, soll der Sultan von Kaffa, welcher, ebenso wie die Königin von Gera, kurz zuvor durch eine große Gesandtschaft Geschenke geschickt und seine Unterwerfung hatte erklären lassen, den Reisenden bis nach Zanzibar schaffen, eine Reise, deren Dauer Dr. Stecker auf mindestens 1 bis 1½ Jahre veranschlagt. Zunächst stehen von demselben ausführliche Berichte über seine frühere Reise nach Zabul, den Aufenthalt dort, die Reise nach Makale u. s. w. in Aussicht.

— Hauptmann Cecchi von der italienischen Afrika-Expedition hat am 23. Januar dieses Jahres in Venedig den heimathlichen Boden wieder betreten. Nachdem er im September 1880 aus der Gefangenschaft, in welcher ihn die Fürstin von Gera hielt, befreit worden war (vergleiche „Globus" XXXVIII, S. 94 und 351), besuchte er die abessinische Landschaft Godscham und den Hof des Negus Johannes und ging dann nach Schoa, um mit dem Marchese Antinori zu verhandeln, welcher übrigens im December 1881 gleichfalls heimzukehren gedachte. Gegen Ende Oktober 1881 trat Cecchi die Heimreise an, und zwar auf einem neuen Wege, der ihn mit neuen Somal-Stämmen in Berührung brachte und ihm erlaubte, die Position von Harar sehr abweichend von den bisherigen Karten und den Unterlauf des Flusses Wabi zu bestimmen. Dann kehrte er über Zeila und Aden heim.

Polargebiete.

— Kapitän von Wohlgemuth von der österreichischen Marine ist zum Leiter der österreichischen Polarexpedition ernannt worden, welche auf der Insel Jan Mayen eine Beobachtungsstation errichten soll. Augenblicklich wird eifrig an der Ausrüstung des betreffenden Dampfers gearbeitet, welcher zu Anfang April von Pola abfahren soll.

— In der Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft am 5. (17.) Februar wurde nach dem „Golos" (1882, Nro. 34) endgiltig die Ausrüstung einer Expedition nach Nowaja Zemlja beschlossen. Die Leitung derselben wird dem Lieutenant Andrejew übertragen werden. Das Programm ist sehr vollständig, und es wird schwer halten, dasselbe

[1]) Danach berichtigt sich unsere Angabe in der Anmerkung auf S. 154 dieses Bandes.

zu erfüllen, wenn man die schrecklichen klimatischen Bedingungen Nowaja Zemljas berücksichtigt. Die Aufgaben der Glieder der Expedition werden in genauen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen sowie in einer genauen Längenbestimmung der Orte bestehen. Ferner sollen ergänzende Beobachtungen in Betreff der Gletscherbewegungen angestellt werden. Nowaja Zemlja ist 300 Seemeilen von Archangelsk entfernt; die Verbindung vermittelt ein schlechtes Dampfschiff, welches unter günstigen Umständen den Weg in 5 bis 6 Tagen zurücklegt. Die beständige Bevölkerung der Insel besteht aus neun Samojeden, welche daselbst eine Rettungsstation besetzt halten. Neun Monate im Jahre ist Nowaja Zemlja vollständig von der Welt abgeschnitten, weil das Dampfschiff nur zwei Fahrten in einem Sommer macht. Die Fischer fahren im Sommer wohl dahin, aber überwintern niemals. Die Rettungsstation bestand aus zwei hölzernen Häusern und einer hölzernen Badstube; nach neueren Nachrichten ist aber das Holz des einen Hauses bereits als Heizmaterial verbraucht und die Samojeden wohnen in Zelten (Jurten). Die Flora ist Moos; die Fauna — der Eisbär und selten ein verlaufenes Renthier. Unter diesen Umständen muß die Expedition als ein Akt der Selbstverleugnung und Aufopferung angesehen werden; es ist aufrichtig zu wünschen, daß die Jugend des Lieutenants Andrejew und seine Begleiter (ein Gehülfe, ein Arzt und ein Naturforscher) den Kampf mit der rauhen Natur beständen, und ihre Arbeiten die Wissenschaft mit werthvollen Materialien bereicherten. Die Expedition soll im April abgehen und 1½ Jahre in Nowaja Zemlja verweilen.

Oceane.

— Ueber die Tiefsee-Untersuchungen des französischen Dampfers „Le Travailleur" in den Jahren 1880 und 1881 (s. „Globus" XL, S. 16) berichtete Alphonse Milne-Edwards in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 17. Februar dieses Jahres. Dieselben betrafen sowohl den Atlantischen Ocean wie das Mittelmeer; Ruhepunkte waren Bayonne, S. Sebastian, Santander, Ferrol, Lissabon, Cadix, Tanger, Oran, Ajaccio und Marseille. „Le Travailleur" war im Hafen von Rochefort für diese Reise mit sehr vervollkommneten Tiefmessungsapparaten ausgerüstet worden; die Hanfstricke waren durch einen Stahldraht von großer Festigkeit und geringem Durchmesser ersetzt worden, welcher sich rasch abwickelt und in einigen Minuten bis in Tiefen von 3000, 4000, ja selbst von über 5000 m hinabgelassen werden kann. Schlepp- und andere Netze von verschiedener Form konnten leicht in diese enormen Tiefen befördert und, nachdem sie dort gefüllt waren, durch eine kleine Dampfmaschine von 16 Pferdekräften wieder heraufgeholt werden. Während der ganzen Fahrt wurde die Temperatur der Tiefsee mit Maximal- und Minimal-Thermometern gemessen und mit einem neu konstruirten Instrumente Wasserproben aus verschiedenen Tiefen geschöpft. Die wissenschaftliche Kommission bestand aus den Herren Milne-Edwards, L. Vaillant, de Polin, Perrier, Marion und P. Fischer und wurde aufs Thätigste vom Kommandanten des „Travailleur", Schiffslieutenant Richard, und seinen Offizieren unterstützt. Die erlangten Resultate waren sehr interessant. Im Golf von Biscaya fand man an der spanischen Küste sehr bedeutende Tiefen von über 4000 m (in 44° 48' 30" nördl. Br. und 7° 0' 30" westl. L. Paris die tiefste Stelle der europäischen Gewässer mit 5100 m); aber der Grund ist sehr uneben und scheint das Relief der Pyrenäen fortzusetzen. Das Schleppnetz hat öfters Gesteinsbrocken vom Grunde losgerissen, so daß man dessen geologische Beschaffenheit erkennen kann, aber für gewöhnlich bedeckt eine dicke Schicht von Schlamm alle Unebenheiten. Besonderes Interesse gewähren die zoologischen Sammlungen; sie zeigen, daß noch in enormen Tiefen Thiere von einer hochstehenden Organisation leben. Aus einer Tiefe von über 5000 m, wo sie einen Druck von circa 500 Atmosphären auszuhalten haben, hat das Schleppnetz zahlreiche Arten heraufgebracht; aus 1500 m Tiefe hat man an der portugiesischen Küste große Fische aus der Familie der Haie gefangen. Die Anzahl der in den Tiefen des Oceans neuentdeckten Thiere übertrifft jede Erwartung; ihre Formen sind merkwürdig, sonderbar und von denen der Küstenfauna verschieden; oft sind diese Wesen, welche nie den Tag zu sehen bekommen, völlig blind, ihre Augen abgestorben oder zu Stacheln geworden. Mitunter aber sind diese Augen mehr entwickelt, als gewöhnlich, und wenn das Thier sich zurecht finden kann, so verdankt es das der Phosphorescenz, welche die meisten Organismen in großen Tiefen entwickeln. Zoologische Typen, welche man für längst ausgestorben hielt und nur im fossilen Zustande kannte, hat man lebend aufgefunden; andere hat man gefischt, welche bisher nur aus den nördlichen oder den amerikanischen Meeren bekannt waren. Dies beweist die Gleichmäßigkeit der Fauna in großen Tiefen, eine Folge der kalten Strömungen, welche aus den arktischen Meeren kommen und dort eine niedrige Temperatur erhalten. Wenig zahlreich sind die Wesen, die den Boden des Mittelländischen Meeres bewohnen; sie gehören zu denselben Species, wie die des Oceans, woraus folgt, daß man das Mittelmeer nicht als eine besondere zoologische Provinz ansehen darf, sondern daß dasselbe durch Einwanderung von Thieren aus dem Atlantischen Ocean bevölkert worden ist.

Die französische Regierung hat übrigens beschlossen, diese wichtigen Untersuchungen fortzusetzen, und zwar soll im laufenden Jahre eine Fahrt im Oceane vom Meerbusen von Biscaya bis zu den Azoren hin unternommen werden, und im nächsten Jahre vielleicht eine solche im Rothen Meere folgen.

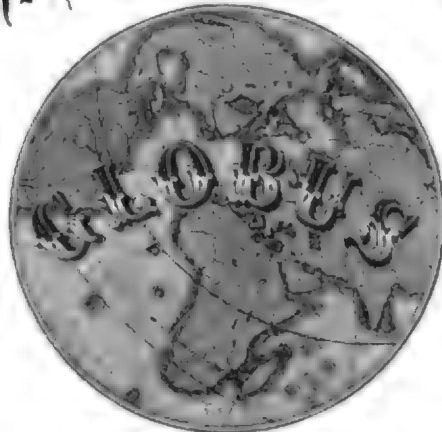
Vermischtes.

— Alfred Dove, der Breslauer Historiker, hat vier Biographien, welche er für die, wie er in der Vorrede klagt, nur erst wenig verbreitete und bekannte „Allgemeine deutsche Biographie" geschrieben hat, besonders herausgegeben unter dem Titel „Die Forsters und die Humboldts" (Leipzig, Duncker und Humblot 1881). Wir können diese „zwei Paar bunter Lebensläufe", wie sie der Autor nennt, als treffliche kritische Beiträge zur Geschichte der Geographie unseren Lesern empfehlen; sie stehen, so kurz sie auch verhältnißmäßig gefaßt sind, in Tiefe der Auffassung und Schönheit der Darstellung hoch über dem, was Sammelwerke sonst an Lebensbeschreibungen uns bieten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

IV.

Die toltekischen Ruinen von Tula liegen auf dem Hügel Cerro del Tesoro (Schatzhügel), welcher in einer Höhe von etwa 100 m sich nördlich des Dorfes etwa 2 km weit hinzieht. Seinen Namen erhielt der Berg von dem glücklichen Funde, welchen vor 15 oder 20 Jahren ein armer Schäfer in Gestalt einer Urne mit 500 Goldunzen im Werthe von über 32 000 Mark dort gemacht, und, da er nie Gold gesehen hatte, für ein Geringes verschleudert hatte. Der Cerro del Tesoro ist in seiner ganzen Ausdehnung von etwa 2 km mit Pyramiden, kleinen Hügeln und Vorplätzen bedeckt, welche auf die einstige Existenz eines volkreichen Ortes deuten; alles aber ist von einer dichten Vegetation von großen Kaktus, Nopals, Garambullos und Mesquite-Bäumen überwachsen, aus welcher auch nicht die geringste Spur einer Mauer hervorragte. Die Pyramiden und Hügelchen, im Lande mogotes genannt, bezeichnen indessen die Stätte von Tempeln, Palästen und Häusern; die Tolteken hatten, wie Charnay später überall bestätigt fand, die Gewohnheit, ihre Tempel und Häuser auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen zu errichten. Mit den beiden großen Pyramiden, welche einst die Tempel der Sonne und des Mondes trugen, wollte sich Charnay nicht erst abgeben, da sie als Steinbrüche bei der Erbauung des neuen Dorfes gedient hatten und zur Hälfte zerstört waren. Zunächst ließ er auf gut Glück Schachte graben und fand überall die Cementschicht, welche in der alten Stadt das Pflaster vertreten hatte. Am nächsten Tage nahm er die mogotes in Angriff und fand alsbald die oberen Kanten von Mauern, die stark mit Kalk beworfen waren; an denselben ging man 1 bis 2 m hinab, erreichte dort den Fußboden und legte nun, allmälig vorschreitend, große und kleine Zimmer, Stufen, Gänge, Säle mit polirten und bemalten Mauern, Ruhebänke und Cisternen, kurz ein ganzes toltekisches Haus frei, das erste, welches je aufgegraben wurde. In dem herausgeschafften Schutte aber fanden sich mancherlei merkwürdige Dinge, riesige Ziegeln von 40 cm Länge, 25 cm Breite und 6 bis 9 cm Dicke, gerade und gekrümmte Wasserleitungsröhren mit Sieben zum Auffangen erdiger Bestandtheile, Vasen und Bruchstücke von solchen, emaillirte Terracotten, welche an die schönen Schalen von Tenenepanco erinnerten, Petschafte, darunter eines mit einem Adlerkopfe, Stücke Porcellan, Modellformen, zahlreiche Pfeilspitzen und Obsidianmesser — kurzum ein ganzes Stück Kulturgeschichte, welches da zum Vorschein kam. Das Haus selbst steht auf einer natürlichen, durch Kunst etwas umgewandelten Erhöhung, deren Hebungen und Senkungen die einzelnen Räume angepaßt sind; kleine Treppen und Korridore setzen sie unter einander in Verbindung. Die Mauern sind gerade, die Dächer flach; Dächer, Decken und Fußböden bestehen, wie auch das Straßenpflaster, aus einer starken Schicht Cement, dessen Zusammensetzung stets dieselbe ist. Während andere Völker im Allgemeinen immer nur das eine oder das andere Material zu ihren Bauten verwenden, bedienten sich die Tolteken gleichzeitig sehr verschiedenartiger Stoffe: Stein und Lehm für das Innere der Mauern, Ziegeln und Hausteine für deren äußere Bekleidung, Ziegeln und Stein für die Treppen und Holz für das Dach. Sie kannten die Verwendung des Pilasters, der Karyatide und der freistehenden Säule; es giebt fast kein architektonisches Motiv, das sie nicht bei ihren Bauten

verwendeten. Die Mauern wurden entweder in Weiß und Roth auf schwarzem Grunde, oder Grau in Grau mit Rosetten, Palmen und geometrischen Figuren bemalt.

Von dem nordöstlichen Ende des Hügels, wo Charnay seine Ausgrabungen begonnen hatte, ging er nun nach dem südwestlichen über, wo in einer mit dichtem Gestrüppe überwachsenen Pyramide der oben erwähnte Schatzgräber bereits bis auf eine Cementschicht gegraben hatte. Die Arbeiten, welche mit 45 Menschen betrieben wurden, gingen rasch von statten; bald stellte es sich heraus, daß man es hier nicht, wie im ersten Falle, nur mit einem Hause von 25 mal 20 m Grundfläche zu thun hatte, sondern mit einem wahrhaften Palaste von 50 m Seitenlänge, dessen innerer Hof, Garten und Zimmer einen Raum von 2500 Quadratmetern bedeckten. Auch dieses Gebäude war der Gestaltung des Erdbodens angepaßt, so daß der Fußboden des höchstgelegenen Gemaches den des tiefsten um 2,55 m überragte. Charnay setzt dasselbe in das siebente oder achte Jahrhundert; seine Lage auf der südwestlichen Ecke des Hügels war prächtig, von zwei Seiten durch steil abfallende Felsen geschützt und mit einer herrlichen Aussicht über das ganze Thal von Tula und bis zu den Bergen des Thales von Mexico.

In diesem Palaste fanden sich ebensolche Gegenstände, wie in dem Hause, außerdem aber das S. 227 abgebildete Basrelief, wohl das einzige, was von den Gründern Tulas auf uns gekommen ist, anscheinend von hohem Alter und durch die Zeit schon sehr beschädigt. Es stellt zwei Krieger dar, den einen von vorn, den andern von der Seite; Charnay will an „der Adlernase und dem fächerförmigen Barte“

Ruinen eines toltekischen Hauses bei Tula. (Nach einer Photographie.)

das Bild wieder erkennen, welches Veytia von den Tolteken uns hinterlassen hat.

* * *

Etwa 30 km nördlich von Mexico liegen an der Eisenbahn von Vera Cruz die Ruinen von Teotihuacan (d. h. Stadt der Götter); es war der Ueberlieferung zufolge die wichtigste unter den Städten Anahuacs und ihre Gründung verliert sich im Dunkel der Zeiten. Ob dort eine vortoltekische Civilisation existirt hat, ist möglich, aber schwer zu beweisen — von Tolteken aber ist der Ort sicher bewohnt gewesen.

Auf den ersten Blick zeigen die hohen Umrisse zweier Pyramiden im Norden der Ruinen deren Lage an; von dort zog sich die Stadt nach Süden bis an den Fuß des Cerro Matlacinga, wo man vom Bahnhofe aus einige Erdhügel sich erheben sieht. Unter Führung eines Indianers erreichte Charnay zuerst ein mächtiges Erdviereck von 600 m Seitenlänge, das als „Citadelle“ bezeichnet wird. Es wird gebildet durch vier gewaltige Wälle von 6 m Höhe und 24 m Dicke, auf welchen 15 Pyramiden sich erheben (s. den Plan S. 228); in der Mitte verbindet ein schmalerer Damm, der durch eine höhere Pyramide unterbrochen wird, den nördlichen und südlichen Wall: ein riesenhaftes Werk. Weiter nach Norden kreuzte Charnay die steilen Ufer des Rio de San Juan, der im Sommer trocken liegt, in der Regenzeit aber sich in einen Gießbach verwandelt. In seinem Bette findet sich eine Schicht Obsidiangerölles, aus welchem die Millionen von Rasirmessern, welche alle Völker Anahuacs in Gebrauch hatten, hergestellt wurden; es waren drei Arten vorhanden, eine durchscheinende, wie Flaschenglas, eine opalisirende und eine aschfarbene. Deutliche Spuren lassen erkennen, daß, als die Stadt noch bewohnt war, der Fluß kanalisirt und schmaler war, und daß Brücken über ihn führten. Weiterhin stößt man auf gewaltige Trümmermassen, die so wüst und formlos durcheinander lagen, daß die frühere Gestalt und Bestimmung

des Bauwerkes nicht zu erkennen war. Nach rechts abbiegend erreichte Charnay kleine steinige Felder, welche die Indianer mit Mühe den Trümmermassen abgerungen haben. Nur schlecht belohnen dieselben die darauf verwendete Mühe; sie liegen als Einsenkungen zwischen den kleinen Hügeln und sind mit Irdenwaare von allerlei Farbe, Masken und allerhand kleinen Figuren übersäet. Je näher man der großen Sonnenpyramide kommt, um so häufiger werden Hausgötzen, Weihegeschenke, kleine Götterbilder, Steinärte, Scherben von Bechern, Perlen von Halsbändern u. s. w., von denen der Reisende eine zahlreiche und schöne Sammlung zusammenbrachte. Unter den Masken befinden sich manche, welche mit Glück und sogar mit Kunst Typen der verschiedenen Indianerstämme darstellen, daneben aber wieder andere Gesichter, welche gar nicht Amerika anzugehören scheinen. Unter den Proben, welche auf S. 229 abgebildet sind, vermeint man z. B. einen Neger mit wulstigen Lippen, platter Nase und Wollhaar, sowie einen Chinesen zu erkennen, und in Charnay's Sammlung befinden sich andere Masken, welche Vertreter der weißen Race und Japaner darzustellen scheinen; es kommen darunter ebenso gut griechische Profile, wie die aus Palenque bekannten zurückweichenden Stirnen vor.

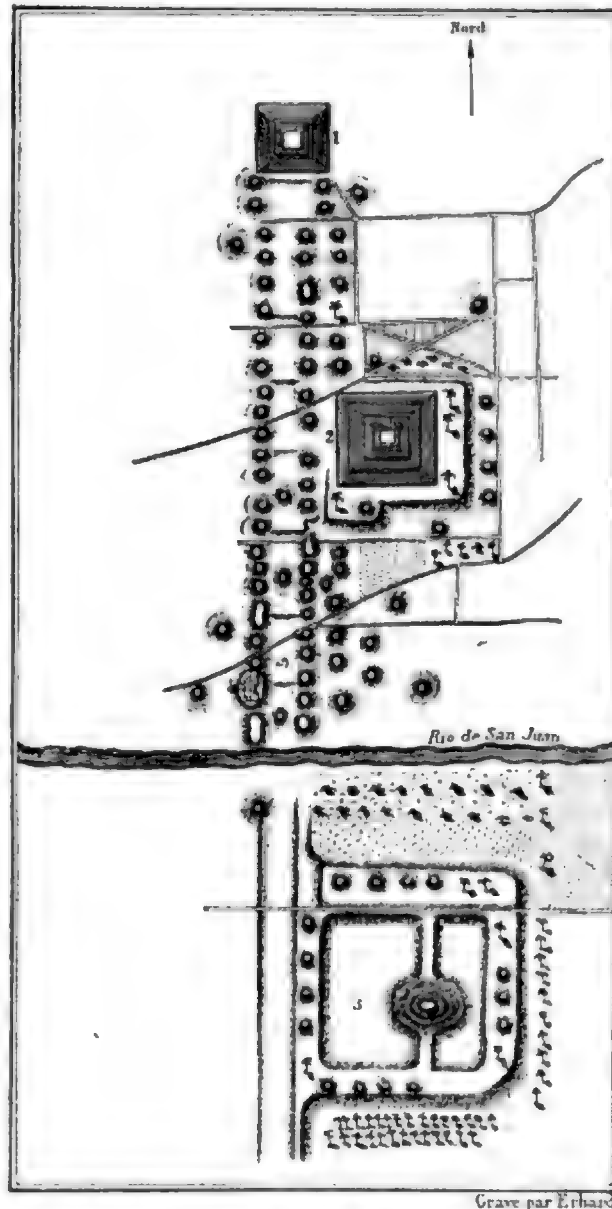
Hier befand sich Charnay bereits an der Sonnenpyramide, welche wie eine vulkanische Erhebung unvermittelt aus der Ebene aufsteigt. Ihre Seite mißt 232 m, die

Toltekisches Basrelief aus Tula. (Nach einer Photographie.)

Höhe 66 m; ohne ganz genau orientirt zu sein, ist doch jede ihrer Seiten einer der vier Haupthimmelsrichtungen zugekehrt. Die vier Absätze über einander sind noch zu erkennen, aber die Treppen sind verschwunden. Der Körper der Pyramide besteht aus vulkanischen Steinen, die durch Erde zusammengehalten werden. Dicke, im Innern sich kreuzende und mit starken Cementschichten bedeckte Scheidemauern stützen das Ganze. Die Wände des Schutthügels zeigen eine Böschung von 31 bis 32 Grad, während die an vielen Stellen erhaltene Cementschicht, mit welcher einst die ganze Oberfläche überzogen gewesen war, eine solche von 47° zeigt. Beschwerlich, namentlich in der Sonnenhitze, ist die Besteigung des Hügels, aber von ihrer Spitze aus, welche einst die vergoldete Statue der Sonne trug, genießt man einen großartigen Ueberblick über die Ruinen: im Norden die Pyramide des Mondes, die große Todtenstraße, Mihotli, von Tumuli eingefaßt und mit Gräbern besäet, und dann die Masse von Trümmern, 6 qkm bedeckend, welche die Lage der Stadt selbst, ihre Paläste und Häuser bezeichnet, eingefaßt von einem fernen Kranze vulkanischer Berge; im Osten das Dorf San Martin, im Westen San Juan und im Süden der über den Hügeln von Matlacinga aufragende weiße Gipfel des Iztaccihuatl, während im Südwesten der Blick Tezcoco, den See und das ganze Thal von Mexico umfaßt.

Inzwischen war es Mittag geworden, und der Hunger

trieb Charnay nach dem nächsten Dorfe, nach San Martin. Dasselbe liegt an der trockensten Stelle des Thales, wo nur dürftige Pfefferbäume und Opuntien wachsen, außerdem aber Organos, Kaktus, welche in einem Schuß 15 bis 20 Fuß hoch wachsen und dicht an einander gedrängt wie eine undurchdringliche Mauer die staubigen Straßen des Ortes einfassen. Diese sonderbare Vegetation bildet seine einzige Merkwürdigkeit und verleiht ihm seinen eigenthümlichen Charakter. Ganz verschieden davon stellt sich das 5 km entfernte San Juan de Teotihuacan dar, welches Charnay zu seinem Standquartier erwählte. Vor Eröffnung der Eisenbahn passirten dort täglich mehr als 2000 Maulthiere, zu deren Aufnahme große corales und mesones hergerichtet waren; in den zahlreichen Herbergen waren die Tortilleras von früh bis spät geschäftig, floß der Pulque, der Chinguerite und Branntewein in Strömen und roch es beständig nach scharf gepfefferten Ragoûts. Die Eisenbahn raubte dem Orte sein Leben; traurig und öde liegt seine mit baumartigen Malven und vier elenden Eucalyptus bestandene Plaza da, die Schenken sind verödet, die Fenster an den meisten Häusern geschlossen. Doch im Gegensatze zu dem trockenen San Martin sprudeln überall reichliche Quellen, und namentlich der westliche Theil des Dorfes hat eine üppige Vegetation von alten Cypressen, hohen Pappeln u. s. w., welche eine der schönsten Kirchen des Landes mit einem höchst zierlichen, harmonischen Thurme umgiebt, die den Stolz einer Provinzhauptstadt abgeben könnte. In einem der Häuser von San Juan also, das freilich nicht die geringste Bequemlichkeit, kein Bett, keinen Stuhl, keinen Tisch darbot, richtete sich Charnay ein und beschloß, da er im Dorfe selbst verschiedentlich Spuren von Cementschichten entdeckte, gleich dort auf einem kleinen Platze, wo sonst Stierkämpfe abgehalten wurden, mit seinen Nachgrabungen zu beginnen. In der That fand er auf der Nordseite etwa ein Dutzend Kindergräber und halb so viele von Erwachsenen, wie die gefundenen Gegenstände erkennen ließen. Die Vasen wichen gänzlich von denen aus Tenenepanco ab, glichen aber zum Theil denen von Tula; sie sind selten, bestehen meist aus einer schwarzen Erde und einige tragen kreuzförmige Muster; sie sind ferner groß, 8 bis 10 cm hoch, messen am Boden 15 bis 20 cm und haben erweiterte Ränder. Die daneben gefundenen Skeletreste zeigten, daß man es mit gewöhnlichen Todten zu thun hatte, da die Leichen der Großen und Reichen verbrannt wurden. Meist fanden sich die Vasen zu zweien, waren aber so alt und der sie umgebende Erdboden so fest, daß nur wenige unversehrt herausgeholt werden konnten. Auch die in einer Tiefe von 30 cm bis 1 m beigesetzten Leichen befanden sich in einem solchen Zustande, daß ihre Lage nicht mehr zu erkennen war. Diejenigen der Kinder ruhten in runden Töpfen mit senkrechten Wänden. Am selben Tage fand Charnay eine ziemlich große Menge kleiner Terracotta-Figuren, eine sehr schöne Maske, eine Art, einige kleine Töpfe, eine Masse kleiner runder Steine wie Murmeln, zahlreiche sehr zierliche und schöne Obsidianmesser, ferner runde Schieferplättchen, die vielleicht als Geld(?) dienten, Pfeilspitzen und Glimmerblättchen, wie sie sich in allen Gräbern finden. Reste vom eßbaren Hunde (techichi) und von Vögeln sind als Lebensmittel zu erklären, welche dem Todten für seine Reise in das Jenseits beigegeben wurden.



Plan der hauptsächlichsten Ruinen von San Juan de Teotihuacan.
1. Pyramide des Mondes. 2. Pyramide der Sonne. 3. Citadelle. 4. Toltekischer Palast. 5. Todtenstraße.

Während seine Indianer unter Albert's Aufsicht die Ausgrabungen im Dorfe selbst fortsetzten, besuchte Charnay unter Führung ihres Aufsehers Marcelino die $1^1/_2$ km westlich von der Mondpyramide gelegenen cuevas, weite unterirdische Räume, welche zuerst wohl als Steinbrüche und später als Katakomben gedient hatten. Es sind meist

schmale, niedrige Gänge, welche, von Menschenhand ausgehöhlt, sich weit in das Conglomeratgestein hineinziehen und stellenweise sich zu großen Sälen erweitern, in denen die Dorfbewohner jährlich zweimal einen Ball abhalten.

Pyramide in Teotihuacan. (Nach einer Photographie.)

Köpfe und Masken aus Stein, gefunden in Teotihuacan. (Nach einer Photographie.)

Die ersten Erforscher derselben fanden in den Gängen menschliche Gebeine durch einander gemengt mit Knochen von Wiederkäuern.

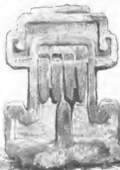
Nach langer Erwägung begann Charnay seine Ausgrabungen in dem großen Ruinenfelde, und zwar nördlich vom Rio de San Juan, wo die Reste von Mauern

und Esplanaden sich deutlicher als anderswo zeigten. Der Zufall wollte, daß er eine günstige Stelle getroffen hatte; denn als nach dreitägiger Arbeit der Ingenieur der mexicanischen Regierung, Perez Castro, anlangte, rief der-

Straße in S. Martin. (Nach einer Photographie.)

selbe überrascht aus: „Das ist ja unser Palast von Tula!" In der That bestand hier dieselbe Anordnung, wie dort: ein innerer Hof und die einzelnen Gemächer in verschiedenen Höhen, von 0 m bis 2,55 und 3 m, übereinander liegend. Nur waren hier die Räume größer und besaßen meist Pfeiler; es befand sich darunter ein Saal von 15 m Seitenlänge. Die nahe 2 m dicken, aus Stein und gestampfter Erde bestehenden und mit einer 16 cm starken Cementschicht belegten Mauern steigen etwa 95 cm hoch schräg an und setzen sich dann horizontal fort. In der Mitte stehen sechs, gleichfalls schräg zulaufende Pfeiler von 0,5 m Höhe, auf denen einst Säulen von Holz, Stein oder Ziegeln sich erhoben, um das Dach zu tragen. Es war das offenbar einst der Empfangsraum des Palastes, dessen Wohnzimmer weiter nach rückwärts lagen und von Ackerfeldern bedeckt waren.

Vielfach hatte man Reste von verkohlten Balken gefunden, was darauf schließen ließ, daß die Stadt durch Brand ihren Untergang gefunden hat. Der beste Fund war aber der von zwei Gräbern mit toltekischen Grabsteinen, den ersten überhaupt entdeckten. Dieselben, 1,35 m hoch, 1,02 m breit und 13 cm dick, haben Kreuzesform und bezeichneten offenbar den Eingang zu den Grabstätten; denn unter dem einen fanden sich Stufen einer Treppe, welche in das Innere der Pyramide unter die Gemächer führten, wo sich in 3 m Tiefe Perlen von Halsbändern, Todtenvasen mit fetter Asche und Reste ver-



Toltekischer Grabstein aus Teotihuacan. (Nach einer Photographie.)

brannter Stoffe, an denen noch das Gewebe kenntlich war, fanden.

Weitere Ausgrabungen fanden auf dem Stufenhofe statt, welcher den Palast nach der Todtenstraße hin begrenzte, und legten eine unglaubliche Menge von Bauten und Untermauerungen bloß; schräg aufsteigende, cementirte Mauern, Umgänge und Treppen nach oben und in die Tiefe, wo sich allerhand Schmuck, Gefäße u. s. w., wie in jenen beiden ersten Gräbern fanden, eine wahre Nekropole, auf welcher spätere Geschlechter ihre Wohnungen errichtet hatten, und welche wohl geeignet war, von dieser altindianischen Civilisation einen hohen Begriff zu erwecken. In Comalcalco sollte indessen Charnay noch merkwürdigere Dinge zu sehen bekommen.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Die Stadt Lewiston, welche 619 Fuß über dem Meeresspiegel am Zusammenflusse des Snake und Clearwater erbaut wurde, hat trotz ihrer vortheilhaften geographischen Lage dem Schicksal fast aller in diesen Gebieten gelegenen Ortschaften, deren Prosperität auf den Ertrag von Placer-Goldminen basirt war, nicht entgehen können. Als im Anfange der sechsziger Jahre die Goldminenlager im nördlichen Idaho, Pierce City, Oro Fino, Florence, Warrens und andere, einen Reichthum an Edelmetallen producirten, der von den ergiebigsten Minendistrikten Californiens zur Zeit ihres höchsten Glanzes kaum übertroffen wurde, herrschte in Lewiston, dem Centralorte aller jener Dorados, reges Leben und wilde Zügellosigkeit; Handel und Wandel blühten dort, Spielhöllen, Trinkbuden und Tanzhäuser drängten sich aneinander, — ein Bild, wie nur eine blühende Minenstadt auf der weiten Erde etwas Aehnliches dem Beschauer zu zeigen vermag. Heute ist Lewiston eine echte Spießbürgerstadt, welche ihre Existenz durch den Handel mit biederen Farmern mit knapper Noth ermöglicht. In den alten herabgekommenen Minenlagern, welche früher von Tausenden lustiger Goldgräber schwärmten, leben, Alles in Allem, heute nur noch etwa 150 Weiße und 1500 Chinesen. Daß letztere als Faktoren für Handel und Wandel und in diesem Lande gleich Null sind, weiß wohl so ziemlich Jedermann; und daß ein Platz wie Lewiston, der heute noch an 1500 Einwohner zählt, nicht von 150 noch so freigebigen Goldgräbern zu existiren vermag, liegt auf der Hand.

Es ist ein glückliches Geschick für die Stadt Lewiston, daß der reiche Palouse-Agrikulturdistrikt sich in nicht allzugroßer Ferne von ihren Thoren entwickelt hat, und auch der Handel anderer Ackerbaugebiete wenigstens theilweise hier sein Centrum findet: denn sonst würde sie wohl bereits vom Erdboden verschwunden sein. Als ich am Abend meiner Ankunft einen Spaziergang durch die fast menschenleeren Straßen machte, in die vereinsamten Kaufläden blickte und die traurigen Mienen einiger Schenkwirthe schaute, welche an mir, als ich sorglos an ihren Trinkstuben vorüberwandelte, ihre letzte Hoffnung, an diesem Tage noch ein paar ehrliche Bit zu verdienen, zu Schanden werden sahen, — konnte ich einen Seufzer über das traurige Schicksal dieser einst so blühenden Stadt kaum unterdrücken. Unter jener Allee von prächtigen Laubbäumen, welche an der Seite der Hauptstraße hinlief, muß es vor zwanzig Jahren recht lustig zugegangen sein, als die mit Goldstaub schwer beladenen Miner dort in hellen Haufen auf und ab zogen, Sang und Musik und der klappernde Klang der Zwanzigdollarstücke aus den nahen Spielhäusern schallte und mitunter ein fröhlicher Schuß die Gesellschaft animirte. Jetzt sah ich nur eine riesig korpulente Matrone in jener Allee, die sich's dort in ziemlich dekolletirtem Kostüm auf einem Schaukelstuhl bequem machte und mich zutraulich grüßte, als ich vorüber spazierte.

Während meines zweitägigen Aufenthaltes in Lewiston belehrte man mich, daß ich diese Stadt zur Zeit der größten Geschäftsstille besucht hätte, und daß im Herbst und Winter dort Handel und Wandel, wenn nicht gerade blühten, so doch einigermaßen lebhaft seien, indem die kleineren „Stores" im Lande hier alsdann ihre Einkäufe zu machen pflegten. Der Waarenumsatz mit den „British Possessions" und einigen in den Bitter-Root-Bergen liegenden Minenlagern sei gar nicht so unbedeutend, und die nahen ergiebigen Agrikulturdistrikte pflegten an den Werften von Lewiston, als dem äußersten Punkte, bis wohin die den Snake befahrenden Dampfer gelangen könnten, ihre Produkte zu verschiffen. Diese Dampfschifffahrt auf dem Snake ist jedoch sehr unzuverlässig. Der Fluß ist von seiner Mündung bis nach Lewiston voll von Sandbänken und Stromschnellen, im Herbst und Frühjahr ist das Wasser kaum tief genug, um den Dampfern die Schifffahrt zu ermöglichen.

Es lag in meiner Absicht, auf einem Dampfer die mir als höchst interessant geschilderte Fahrt durch die Stromschnellen nach Ainsworth, bis an die Mündung des Snake in den Columbia, zu machen, und dann auf der Northern-Pacific-Eisenbahn Spokane Falls zu erreichen. Als ich am zweiten Tage meines sich ohne meine Absicht verlängernden Aufenthaltes in Lewiston endlich das schrille Signal eines Dampfers vernahm, eilte ich schnell an Bord, da diese Boote, wie man mir gesagt hatte, in der Regel schon in einer Stunde wieder stromab fahren. Die Fahrgebühr von fünfzehn Dollars, exclusive einer Schlafkabine und dem Honorar für die schlechte Verpflegung, schien mir allerdings für eine etwa acht Stunden dauernde Dampferfahrt, selbst für das kostspielige Reisen im Territorium Washington, etwas exorbitant zu sein; eine prompte Beförderung nach Ainsworth, mit Vermeidung der unangenehmen Stagefahrt, galt mir jedoch als ein Aequivalent für den unverschämt hohen Passagepreis. Zu meinem Glück befragte ich sofort den Steuermann, einen Deutschen, wann wir wohl nach Ainsworth kämen, und ob dort Anschluß an die Eisenbahnzüge sei. Er lachte und meinte, es könne möglicher Weise zwei Tage, vielleicht auch zwei Wochen dauern. Daß ich mit meinem Gepäck den Dampfer schleunigst wieder verließ, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. Ich hatte auf höchstens zehn Stunden für diese Dampferfahrt gerechnet und verspürte durchaus keine Lust, mich auf eine so unbestimmte Zeit dem gefährlichen Fahrwasser des Schlangen-

flusses anzuvertrauen. Die Folge von dieser Enttäuschung war, daß ich die Reise nach Spokane Falls in der Stage quer durch das Palouseland machte, ein Wechsel in meinem Reiseprogramm, welcher mir schließlich zur großen Genugthuung gereicht hat, indem ich dadurch in neue, sehenswerthe Gegenden gelangte, welche ich sonst wohl nie besucht hätte.

Lewiston ist im Sommer „heiß wie die Hölle", wie man sich hier zu Lande auszudrücken pflegt. Wir hatten zur Zeit meines Besuchs nur 97° F. im Schatten, was die Einwohner hier angenehm kühl nannten. Wochenlang, so erzählte man mir, hätte das Thermometer an der kühlsten Stelle in der Stadt 110 bis 112° gezeigt. Der Wirth im Hôtel theilte mir stolz mit, daß es in seinem „Office"-Zimmer im Sommer selten über 100° warm würde, indem er alle Läden geschlossen hielte und alle halbe Stunde einige Eimer Wasser auf den Fußboden gießen ließe. Deshalb sei sein Lokal im Sommer auch der Versammlungsplatz der feinern Gesellschaft von Lewiston, insbesondere der Advokaten, welche dort ihr Nachmittagsschläfchen zu halten pflegten. Weshalb die Gründer von Lewiston diesen Platz in einem Kessel am Fuße eines Plateaus und nicht auf diesem als Baustätte trefflich gelegenen und nicht übermäßig hohen Boden erbaut haben, ist mir ein Räthsel geblieben. Wo die Stadt jetzt steht, kann sie kein kühler Luftzug erreichen, während die besten luftigen Bauplätze ganz in der Nähe liegen.

Zwölf Miles von Lewiston befindet sich die Reservation der Nez-Percés-Indianer, welche durch den Krieg ihres Häuptlings Joseph im Jahre 1877 weltbekannt geworden sind. Die Nez Percés, deren Stolz und Ruhm ehemals darin bestand, nie einen Weißen umgebracht zu haben, wurden durch Joseph, der mit seiner Bande absolut nicht auf der Reservation wohnen bleiben wollte, in jenen für sie so verhängnißvollen Krieg gleichsam hineingehetzt. Mit dreihundert auserlesenen Kriegern kämpfte Joseph im offenen Felde monatelang gegen eine ihm drei- und vierfach überlegene Militärmacht. Dem gottesfürchtigen General Howard, der sich grundsätzlich an keinem Sonntag schlagen wollte, brachte der Führer der Nez Percés verschiedene arge Schlappen bei und zeigte sich ihm als Stratege so überlegen, daß ernste Besorgnisse über den Ausgang des Krieges laut wurden. Endlich fing der wackere General Miles die nach Montana ziehende Hauptmacht der Indianer im Bear-Paw-Gebirge ab und zwang sie zur Uebergabe.

Die Nez-Percés-Reservation bei Lewiston geht seitdem ihrer Auflösung rasch entgegen. Der Vereinigte-Staaten-Census von 1870 gab als Bewohner jener Reservation 3200 Köpfe an, die auf etwa 1100 zusammengeschmolzen sind. 600 Nez Percés wurden mit Joseph nach dem Gebiete der „Indianischen Nationen" versetzt; eine kleine Bande schlug sich von Montana nach den britischen Besitzungen durch und schloß sich dort den Sioux unter Sitting Bull an. Im Sommer dieses Jahres erzürnte sich jene kleine Zahl Nez Percés aus einer nicht bekannt gewordenen Ursache mit den Sioux und wurde von diesen bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Es ist ein tragisches Schicksal, welches diesen wackern Indianerstamm ereilt hat, der unter allen an dieser Küste der Civilisation am zugänglichsten gewesen ist. Schwerlich wird er sich je wieder emporraffen, denn die Besten sind dahin, todt oder in die Fremde gestoßen. Der Krieg wurde von diesen Rothhäuten mit auffallender Schonung gegen wehrlose Weiße geführt. Weiße Frauen und Kinder, die in die Gewalt der Indianer geriethen, und Gefangene wurden nur selten von jenen grausam ermordet, wie es sonst bei den Rothhäuten üblich ist. In den Gefechten mit der Militärmacht der Vereinigten Staaten schlugen sich die Nez Percés brillant. Sie sind prächtige Männergestalten und den besten geschulten Soldaten im Kriege vollständig ebenbürtig.

Die Bevölkerung von Lewiston befand sich damals in einer verzweifelten Lage und war eine Woche lang den Indianern fast hilflos preisgegeben. Einem Angriff von diesen hätte die Stadt nicht widerstehen können, denn, obgleich die Anhöhen durch Schützengräben gedeckt waren, wäre es den Nez Percés doch ein Leichtes gewesen, in den Ort einzudringen. Joseph zog es aber vor, statt einen Angriff auf Lewiston zu unternehmen, gegen den ihm verhaßten General Howard nach der Camas-Prärie in Idaho zu marschiren, sich dort mit ihm herumzuschlagen und strategische Schachzüge auszuführen; und so blieb dieser Stadt das Schicksal von Neu-Ulm in Minnesota im großen Sioux-Kriege erspart, bei welcher Affaire die dortige deutsche Bevölkerung so schrecklich litt.

Die Stadt Lewiston spekulirt, wie ich aus einer dort erscheinenden Zeitung, dem „North Idaho Official Paper", ersah, auch bereits darauf, ein bedeutendes Eisenbahncentrum zu werden. Man hat neuerdings einen Paß durch das Bitter-Root-Gebirge gefunden, der direkt östlich von den Quellen des Clearwater nur 4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und nicht mehr als 60 Fuß Steigung zur englischen Meile hat. Die Linie, auf welcher die Northern-Pacific-Eisenbahn jetzt erbaut wird, nimmt nördlich von der Stadt Helena in Montana eine nordwestliche Richtung und umgeht auf diese Weise das Bitter-Root-Gebirge, wogegen die direkte Linie durch den dort gefundenen Paß und das Thal des Clearwater nach Lewiston und am Schlangenflusse hinunter nach Ainsworth 150 Miles kürzer, als die jetzt gewählte sein würde. Zum Unglück für Lewiston kommt die Entdeckung jenes Passes etwas post festum, da die Eisenbahnbauten an der Northern Pacific über den See Pend d'Oreille, wo sich diese im großen Bogen wieder nach Südwesten wendet, schon zu weit vorgeschritten sind, um eine Abänderung derselben wahrscheinlich zu machen. Außerdem hofft Lewiston noch darauf, eine Eisenbahnlinie nach Boise City, im Anschluß an einen über dort nach dem Columbia als Zweigbahn der Union Pacific im Bau begriffenen Schienenweg, zu erhalten, und diesen den Snake abwärts und durch das Yakimathal nach dem Puget-Sund verlängert zu sehen.

Wie hoch sich die Pläne der guten Bewohner von Lewiston in den Himmel verlieren, und wie wenig sie daran glauben, daß die gegenwärtige gedrückte Geschäftslage in ihrem Städtchen von Dauer sein könne, davon möge der hier folgende Erguß eines Leitartikels in der „Nord Idaho officiellen Zeitung" (18. August) der fremden Welt Kunde bringen. Es heißt dort, wörtlich übersetzt:

„Der Grundstein von Lewiston wurde breit und tief gelegt und Jahre voll von unermüdlichem Fleiße haben ihn fest gekittet. Auf einer solchen Grundlage erbaut, hat Lewiston die Wechselfälle der Aera des Lebens an der Grenze der Civilisation siegreich bestanden. Die Zeit hat uns geprüft, Feuer und Schwert uns erprobt und stark befunden, und unsere Existenz ist heute der stärkste Beweis dafür, daß wir alle Elemente besitzen, welche dazu erforderlich sind, um eine große Metropole hier aufzubauen. — Tyrus und Sidon sind am Meeresufer in Staub zerfallen; Baalbek ist eine trostlose Ruine; Palmyra liegt in der Wüste begraben; Ninive und Babylon sind vom Tigris und Euphrat verschwunden: — aber Lewiston ist Erbe für den Handelsthron des innern Nordwestens — denkt daran!"

Man sieht, es giebt noch Poesie und kindlichen Glauben an des Schicksals Gerechtigkeit in der nüchternen Jetztzeit!

Es ist erfrischend, eine solche Stimme aus den Wildnissen von Nord-Idaho zu vernehmen, in einer Aera, wo die nüchterne Prosa das Journalistenthum ganz überwuchert. Möge unser von der Poesie angehauchter Kollege seine Prophezeiung bald in Erfüllung gehen sehen, und das Lewiston der Zukunft die Felsenthäler des Snake und Clearwater einst mit Glanz und Reichthum schmücken!

Ueber den Landbau der Viti-Insulaner[1]).

Von **M. Eckardt.**

Von allen Bewohnern der Südseeinseln sind diejenigen Vitis entschieden am meisten beanlagt Ackerbau zu treiben. Umgeben von einer wunderbaren Vegetation, deren kleinste Veränderung durch die Einwirkung der Natur dem sie schon früh beobachten lernenden Naturmenschen genau den Zeitpunkt anzeigt, wann er zu graben, zu säen oder zu ernten hat, liegt es ihm nahe, daß er den Nutzen oder Schaden eines jeden Produktes aus dem Pflanzenreiche kennt und zu verwerthen weiß. Sein Scharfblick zeigt ihm bei der Wahl eines urbar zu machenden Landes am Erdreich und der es bedeckenden Vegetation, für welche Zwecke dasselbe am besten zu verwenden ist; ob es einige Meilen vom „koro", dem Wohnorte, entfernt liegt, ist gleichgiltig, da während der Zeit, die dem Bearbeiten und Säen gewidmet wird, an Ort und Stelle temporäre Wohnungen errichtet werden, in denen sich die Familien ansiedeln. Nach der Saatzeit kehren sie in die Heimath zurück und gehen nur dann und wann zu dem bestellten Acker um das Unkraut zu entfernen und dergleichen. Während im Allgemeinen Mann und Weib gemeinsam für ihren Bedarf arbeiten, wobei jedoch letzteres am schlechtesten bedacht wird, unter anderen die ganze Ernte heimzutragen hat, so wird das Besitzthum des Häuptlings mit vereinten Kräften gepflegt; ebenso herrscht mehrfach der Gebrauch, daß die gesammte Bevölkerung eines Ortes die zu demselben gehörigen Grundstücke der Reihe nach nicht nur bearbeitet, sondern auch besäet, sobald der betreffende Besitzer unter Hinweis auf ein Aequivalent an reichlicher Lieferung von Nahrungsmitteln dazu auffordert. Neben dem Privatbesitze eines jeden existirt nun auch solcher, der einer ganzen Familie, „matagali", einer Ortschaft und sogar einem ganzen Bezirk gehört, der dann natürlich stets mit vereinten Kräften bebaut wird, wie denn auch bei allem, was gemeinsamen Zwecken dient, also z. B. den Canoehäusern und dergleichen, gemeinsame Arbeit verwandt wird, auf welche fleißige Gewohnheit Häuptlinge und Familienoberhäupter stets halten. Eine Eigenthümlichkeit, die unter weniger günstigen Verhältnissen von außerordentlichem Nachtheil sein würde, ist die, das benutzte Land nach der Ernte so lange ruhig liegen zu lassen, bis es sich wieder erholt, weshalb denn auch oft zur Ernährung einer kleinen Bevölkerung ein erstaunlich großes Stück Land nothwendig ist. Fortwährend werden neue Strecken vom Baumwuchs entblößt, was namentlich an den Leeseiten von Ovalau, Vanua Levu und Viti Levu von schädlichstem Einfluß ist; ganze Distrikte haben hier oft wochenlang keinen Regen, so daß das Erdreich verdorrt und fast völlig unfruchtbar wird. Wohl werden zum Schutze gegen den Wind längs des Strandes mit Buschwerk bepflanzte Gräben aufgeworfen, an deren innerm Rande sich ein starker Zaun befindet, um die Schweine vom Acker fern zu halten, doch hebt dies alles die schlimmen Folgen wenig auf. Bei der sonstigen Begabung des Vitianers dürfte es wohl angebracht sein, demselben den Nutzen des systematischen Düngens klar zu machen, der ihm den Vortheil brächte, den Boden auf Jahre hinaus für eine und dieselbe Fruchtsorte geeignet zu machen. Auch würde die Einführung von Reis, Getreide rc. diesem Unwesen in gewisser Weise steuern können.

Das einzige Geräth, das nach der Entfernung der Bäume, die früher mit Steinbeilen, jetzt meistens mit europäischen Werkzeugen geschieht, sowie des Buschwerks beim Umgraben des Bodens angewandt wird, ist ein zugespitzter Stock aus hartem, zähem Holze, der „doko"; Spaten und Hacke haben ihn noch nicht verdrängt. Durch Stoßen mit demselben werden ca. 2 Fuß Durchmesser haltende Löcher gemacht und die herausgehobenen Erdschollen durch Kinder mit den Händen oder kleinen Stöcken zerkleinert.

Die am häufigsten kultivirten Nahrungspflanzen sind Yams, Taro oder Dalo, Zuckerrohr, „Ti" (Dracaena sp.), Brodfrucht u. a. m., die theilweise in Verbindung mit Fischen, Geflügel, Schweinefleisch und mehreren Arten Küchengewächsen die tägliche Speise der Eingeborenen bilden, während das Getränk aus Wasser, Kokosnußmilch, und bei festlichen Gelegenheiten, die häufig bei den Haaren herbeigezogen werden, aus kava, hier „yakona" oder „agona" genannt, besteht.

Dem Yams, „uwi" (Dioscorea), gebührt der Vorrang. Unter den angebauten, etwa 20 verschiedenen Sorten sind mehrere sehr schön, mehlig, kurz ganz einer guten Kartoffel gleichend. Während die Wurzeln einiger Gattungen nicht schwerer als 2 bis 3 Pfund sind, erreichen andere häufig mehr als Centnergewicht. Mit Vorliebe werden sie in hartem, wenig vorbereitetem Boden gepflanzt, weil demselben noch keine kräftigen Bestandtheile entzogen sind. Sobald der durch das feurige Scharlach der Blumenbüschel auffallende Ndralla-Baum (Erythrina indica) im Juli oder August zu blühen beginnt und das an der Sonne getrocknete Gras abgebrannt ist, wird zu pflanzen begonnen. In die zu kleinen, 3 bis 5 Fuß hohen Hügeln, „buke", aufgeworfene Erde werden kleine Wurzeln oder Endstücke größerer gesteckt, und um die in Reihen formirten Hügel Gräben zur Bewässerung gezogen. Ist nach kurzer Zeit die Staude $1^1/_2$ bis 2 Fuß hoch emporgeschossen, wird sie an horizontal gelegten, auf den Hügeln oder auf gabelförmigen Stöcken ruhenden Rohrstäben weiter geleitet. Schon Ende December werden die ersten, die sogenannten Kinderyams, „uwi-ngone", geerntet, während die größeren Ende März oder später reifen, was das Vertrocknen der Stengel anzeigt. Die herausgegrabenen Wurzeln bringt man in luftige, aus Bambusrohr auf den Feldern errichtete Schuppen, deren Dächer durch ein Geflecht von Gras wasserdicht gemacht sind, und wendet sie gelegentlich, sorgfältig die schlechten heraussuchend, die kleinen Knollen nach oben brin-

---

[1]) Auf Basis von A. Horne's A year in Viti (London 1881), der Berichte Kleinschmidt's im Journal des Museum Godeffroy und privater Mittheilungen.

gend, damit diese nicht durch die größeren zerdrückt werden. Bei Bedarf werden sie je nach der Größe zerschnitten oder ganz gelassen, gekocht, geröstet oder gedämpft.

Vom Dalo oder Taro (Arum esculentum) baut man, wie in Indien Berg- und Sumpfreis, eine Land- und Wassersorte. Der Landdalo wächst gleich dem Bergreis nur an Orten, wo der Regenfall groß ist und das Wasser möglichst wenig abgeleitet wird oder verdunsten kann. Um letzteres zu verhindern, bleiben einige Bäume auf dem für den Dalo bestimmten Lande stehen, alles Uebrige wird von Wurzeln, Gras und Kraut gesäubert und dann mit dem Pflanzstock ca. 9 Zoll tiefe, einige Fuß von einander entfernte Löcher ausgehoben, deren Wandungen sowie das umliegende Erdreich festgeklopft resp. getreten werden, damit das in den Löchern sich ansammelnde Regenwasser nicht so leicht in den Boden einziehen möge. Während so die Pflanzen feucht gehalten werden, verhindert die Tiefe, in der sie wurzeln, daß weitere Triebe aus den Knollen hervortreten, was häufig geschieht, wenn sie zu nahe der Oberfläche gepflanzt werden. Gesetzt wird ein Stückchen des obern Theils der Wurzel mit dem daran befindlichen Blattstengel, dessen Blätter jedoch sorgfältig entfernt werden, damit keinerlei Kraft verloren gehe. Diese Vorsicht wird auch beim Verpflanzen des „masi“ (Broussonetia papyrifera), der Brodfrucht u. a. m. angewandt. Nun läßt man wachsen, was wachsen will, und jätet nur bisweilen das Unkraut aus, was ausschließlich bei feuchtem Wetter geschieht, weil der Boden sonst zu plötzlich dem vollen Einfluß der Hitze und der Luft ausgesetzt wird.

Die Zucht des Wasserdalos ist eine entschieden schwierigere. Da er stets Zufluß an frischem Wasser haben muß, werden in den Thalgründen nicht nur wasserreiche Plätze ausgesucht, sondern Wasserleitungen construirt, die dem Scharfsinn der Eingeborenen alle Ehre machen und sich oft meilenlang über Schluchten und Hügel hinziehen. Bisweilen geschieht die Anlage der Pflanzungen auch terrassenförmig an den Hügelseiten; jedes dieser von den Ansiedlern „patches“, von den Eingeborenen „wudhi“ genannten, sehr großen Beete ist von dem andern, je nach der Steile des Terrains, etwa 4 Zoll bis zu mehreren Fuß entfernt und durch einen Wall getrennt. Am besten gedeiht der Wasserdalo in thonigem Boden, gepflanzt wird er ebenso wie der andere, nur etwas dichter. Im Falle das Erdreich noch nicht ganz zur Aufnahme der Stecklinge bereit ist, werden dieselben an Plätzen aufbewahrt, wo sie vor der Sonne geschützt sind, und dann und wann in Wasser gelegt. Die Güte der Frucht zu verbessern und eine größere Ernte zu erzielen, nimmt man nach derselben einen Tausch der Schößlinge vor und bringt z. B. solche, die an einem warmen Orte standen, an einen kalten, von einem trocknen an einen feuchten ꝛc. ꝛc. Der Aussage der Eingeborenen zufolge ist dieser Wechsel von außerordentlicher Wirkung. Ebenso benutzt man das Land nach der zweiten Ernte im Allgemeinen einige Jahre hindurch nicht wieder, damit es sich wieder völlig kräftigen möge. Die Reife der Knollen resp. Wurzeln zeigt nach 10 bis 12 Monaten das Abfallen der Blätter an. Die zuweilen an 12, durchschnittlich jedoch 4 bis 6 Pfund wiegenden, sehr nahrhaften Wurzeln werden gekocht oder zwischen heißen Steinen gebacken und lieber kalt als heiß zerkäuet und ausgesogen; in Folge ihres süßlichen, dem Safte eingemachter Birnen ähnelnden Geschmackes bilden sie die Hauptbestandtheile des „vakalolo“, des Puddings der Eingeborenen. Die jungen Blätter geben gekocht und wie Spinat zubereitet ein vorzügliches Gemüse, während sie in rohem Zustande herbe und beißend wirken. Vom Land- und Wasserdalo unterscheiden die Vitianer ca. 18 verschiedene Sorten, und zwar nach der Größe und Farbe der Blattstiele und Blätter.

In manchen Distrikten Vitis, so besonders in „Kolo“, d. h. den Bergdistrikten VitiLevus, pflanzt man zwischen dem Dalo Bananen (Musa sapientium), deren Blätter, wie die Eingeborenen sagen, den Dalo vor der Sonne schützen, richtiger aber den Boden beschatten, so daß dessen Feuchtigkeit nicht so schnell verdunsten kann. Häufig sind auch die Seiten der Wege damit bestanden, dem Wanderer willkommenen Schatten gewährend; dem Genuß der Früchte darf derselbe sich jedoch nicht hingeben, diese sind „tabu“ (verboten). Jeder Baum dieser nicht selten meilenlangen Alleen ist von dem andern etwa 8 Fuß entfernt. Wie beim Dalo benutzt man auch hier Schößlinge von den alten Wurzeln, ebenso werden aus der oben angegebenen Ursache die Blätter entfernt; zur Aufnahme dienen Löcher von ca. 3 Fuß Durchmesser und 2 Fuß Tiefe. Die erste Ernte geschieht 2 bis 3 Jahre nach dem Pflanzen. Sollen die noch grünen Früchte verwandt werden, so röstet man sie; sind dieselben reif, so werden sie roh oder gekocht mit Kokosnußmilch und dem Saft des Zuckerrohrs zum „vakalolo“ bereitet. Die Blätter der Bananen dienen dazu, die Nahrung aufzutragen; auch benutzt man sie, wie das auch mit den Daloblättern geschieht, beim Verpacken von Gegenständen, in welchem Falle die Mittelrippe unten scharf abgeschnitten und das ganze Blatt mehrere Male durch Feuer gezogen wird, um es biegsam und zähe zu machen. Die Faser der Stämme wird zur Zeit noch wenig benutzt, obschon sie an Güte dem Manila-Hanf (Musa textilis) gleichkommt.

Auf Yams, Dalo und Bananen folgt als Nahrungspflanze der Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa). Durch Ableger fortgepflanzt, kommen die jungen Bäume rasch empor, schon im dritten bis vierten Jahre erreichen sie eine Höhe von etwa 16 Fuß und beginnen Frucht zu tragen. Der Baum wächst bis zu einer Höhe von 30 bis 50 Fuß und wird an 70 Jahre alt. Bei älteren Bäumen, deren Stammumfang ca. 3 bis 4 Fuß beträgt, beginnen die horizontal abstehenden Zweige etwa 15 Fuß vom Boden. Die bei einigen Arten tief gelappten, bei anderen ganz ungetheilten hellgrünen Blätter sind bei jungen Bäumen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß lang und fast 12 Zoll breit, bei den älteren jedoch um die Hälfte kleiner. Ihre Oberfläche ist mit dichten rauhen Haaren besetzt, die eine Berührung unangenehm machen. Die kegelförmige, flache oder sechseckig gemusterte Frucht wiegt durchschnittlich vier bis fünf Pfund, obschon es einige Arten bis zu neun Pfund, andere dagegen nur von ein bis zwei Pfund giebt; die Qualität ist bei einigen ausgezeichnet, trocken und mehlig gleich einer Kartoffel, bei anderen wässerig und unschmackhaft. Man ißt sie sowohl gekocht als auch gebacken, oder verwendet sie beim Pudding; ebenso bilden sie auf Kohlen in der Erde geröstet einen Hauptbestandtheil des „madrai“, des Brodes der Eingeborenen. Drei kräftige Bäume genügen, einen Menschen jahraus jahrein zu ernähren, denn während der drei Monate, daß sie nicht tragen, kann die eingemachte Frucht benutzt werden. Einige Varietäten tragen während des ganzen Jahres, die Mehrzahl dagegen nur von Mitte Februar bis Mitte April. Gewöhnlich stehen diese sehr malerisch aussehenden Bäume in Gruppen bei einander; eine große Anzahl ward leider in den Kriegen zwischen den einzelnen Stämmen völlig zerstört, da es bei allen Feindseligkeiten zuerst gilt, des Gegners Ernte und Vorräthe an Naturalien zu vernichten. Das weiche, lichtbraune, mit röthlichen Adern durchzogene Holz wird zwar zu verschiedenen Zwecken benutzt, doch ist es nicht sehr werthvoll. Der

dicke weiße Saft, den die jungen Bäume, wenn angebohrt, absondern, dient dazu, die Fugen der Canoes dicht zu machen.

Ein Nahrungsmittel, das von den Vitianern sehr wenig, von den Ansiedlern zur Ernährung der Arbeiter in großem Maße angebaut wird, ist die süße Kartoffel, „kumala" (Ipomoea batatas oder Batatas edulis) und zwar in einer Sorte mit röthlichen und einer mit weißen Knollen, die an Qualität einander gleichen. Von geringerer Wichtigkeit sind nun noch eine Anzahl eßbarer wildwachsender Pflanzen. Genannt möge werden die am Wasser, in den Ecken der Talo-Beete, überhaupt auf sumpfigem Boden wachsende „via mila" (Colocasia indica), deren zuweilen fast zehn Fuß hoher, vier bis sechs Zoll im Durchmesser haltender Stengel, wenn auch selten, gekocht, geröstet oder zum madrai zerrieben, verwandt wird. In derselben Weise benutzt man die „via kau" oder „via kana" (Cyrtosperma edulis), die zuweilen gleich dem Talo in sumpfigem Boden angepflanzt wird. Die giftigen Eigenschaften beider genannten Pflanzen verschwinden nach dem Kochen. Gegessen wird ferner die Wurzel der überall wildwachsenden „daiga" (Amorphophallus campanulatus), deren einzige seltsam geformte Blume vor jedem Blatt erscheint und nach der Reife wegen ihres starken Duftes von Scharen von Insekten umschwärmt wird. Sodann diejenige der durch weiße und blaue Blumen auffallenden „yaka" oder „wa yaka" (Pachyrrhizus angulatus). Eine beliebte Speise ist auch die geröstete, einer Karotte ähnliche Wurzel der „tavoli" (Dioscorea nummularia); etwas herber und daher vor dem Kochen oder Rösten längere Zeit auszuwässern ist die „kaili" (Dioscorea bulbifera). Bei den Wohnungen angepflanzt findet man häufig die „massawa" (Dracaena sp.), deren große und weiche Wurzel, ähnlich dem Süßholze, eine Menge süßen Saftes enthält, der zum vokalolo dient, oder einfach nach dem Backen herausgesogen wird. Hier und da wird auch die vor Kurzem eingeführte Kassava- oder Tapiocapflanze (Jatropha manihot) angebaut, ist jedoch wenig beliebt.

Sehr verbreitet ist die „ivi"-Nuß (Inocorpus edulis), die gerieben beim madrai benutzt und deren gerösteter oder gekochter Kern, an Geschmack der Kastanie gleichend, sowohl kalt als warm gegessen wird. Um nun auch in Zeiten der Noth, des Mißwachses vor Mangel geschützt zu sein, graben die Vitianer vier bis fünf Fuß tiefe Löcher in die Erde, die sie mit Blättern auspolstern und mit Bananen, Brodfrüchten, Talo &c. schichtenweise oder durcheinander füllen und mit Blättern und Erde bedecken. Nach kurzer Zeit beginnt die Masse in Gährung überzugehen und einen ekelhaften säuerlichen Geruch auszuströmen, der diese Aufbewahrungsorte schon von Weitem kennzeichnet; sobald nun Alles zu einem teigartigen Brei geworden, wird je nach Bedarf davon genommen, das Entnommene auf heißen Steinen gebacken oder in irdenen Töpfen gedämpft. Diese wenig verbackenden Ingredienzen dienen dann als madrai.

Kartoffeln werden, trotzdem sie an manchen Orten gut gedeihen würden, wenig angebaut. Die Ansiedler beziehen kleinere Quantitäten von Australien und Neu-Seeland. Europäische Tafelgemüse wachsen auf Viti kaum oder sind von schlechter Beschaffenheit. Bei Levuka sind eine oder zwei von Chinesen gegründete Handelsgärtnereien, wo Kohl, Petersilie, Rüben, Wurzeln, Zwiebeln, französische Bohnen, Kürbisse und Gurken zu erhalten sind, deren Qualität jedoch auch schlecht ist, was wohl theilweise an der ungenügenden Kultivirungsmethode liegt. Bei größerer Nachfrage wird man auch bald herausfinden, welcher Boden den einzelnen Gemüsen am besten zusagt, wann die geeignetste Pflanzzeit jeder Sorte ist und dergleichen. Bei besserer Pflege würde man nicht nur diese zu jeder Zeit haben können, sondern während der kühleren drei bis fünf Monate auch Steckrüben, Blumenkohl, Sellerie, Kohlrabi, rothen Kohl, große Bohnen und volle neun Monate hindurch sicher auch rothe Rüben, grüne Bohnen, Spinat, Endivien, Radies, Spargel, Rettige, Mais &c. Von den Eingeborenen ist vor Kurzem begonnen worden einige europäische Gemüse, besonders Kohl, anzupflanzen und wird dieser in den Straßen Levukas feil geboten, die Nachfrage ist jedoch zu gering.

Im Allgemeinen wird zu allen Fleischspeisen, früher auch zum „bakolo", dem Menschenbraten, als grünes Gemüse besonders bevorzugt der „malawaci" (Trophis anthropophagorum), „tudano" (Omalanthus pedicellatus), „borodina" (Solanum anthropophagorum) und „kurilagi" (Colocasia antiquorum), dann vor Allem die jungen, gut durchgekochten Blätter des Talo. Ferner die jungen noch unentwickelten Blüthen der „vaulo" (Flagellaria indica), einer grasartigen Kletterpflanze, und eine andere Grasart, die dem Zuckerrohr ähnliche „drauca", die in einigen Theilen Vitis angebaut wird und, gut gekocht und mit einer Buttersauce bereitet, sehr wohlschmeckend ist. Die Blätter einiger Farne werden ebenfalls gegessen, z. B. Litobrochia incisa, Alsophila excelsa und, wenn die Noth zwingt, auch Angiopteris evecta und das „oto" (Asplenium esculentum). Häufig findet man auch das auf angebautem Boden wachsende „boro ni yaloka ni gata" (Solanum nigrum), dann das spinatähnliche „beto" oder „vau vau ni viti" (Hibiscus manihot); selten fehlen beim täglichen Mittagsessen die gekochten zarten Blätter einer Phytolaccaceen-Art, dann das überall als Unkraut wachsende „taukuku ni vuaka" (Portulaca oleracea). Bei allen Vegetabilien drückt der Vitianer zuerst das Wasser heraus, kocht sie dann und bereitet sie wie Spinat oder backt sie mit der Fleischspeise.

Von den zahlreichen Fruchtsorten mögen hier in erster Reihe die Bananen genannt werden, besonders die „soaga" (Musa troglodytarum), die als Exportartikel für Australien und Neuseeland sehr zahlreich angebaut werden, dann die dort sehr in Nachfrage stehenden Ananas, die „balawa ni papalagi" (d. h. fremde Pandanus), deren Kultur das Klima und der Boden Vitis sehr begünstigt, ebenso Limonen, „moli kuru kuru". Weniger verbreitet ist die Orange, „moli ni tahiti"; sie gedeihen am besten in Rawa und in Namosi im Innern Viti Levus. Ferner wird angebaut „dawa" (Nephelium pinnatum), dann verschiedene Varietäten, besonders rothe und weiße „kavika", die malaiischen Aepfel (Eugenia malaccensis), deren glänzende, schönfarbige, in Trauben zu drei bis vier Beeren hängenden Früchte oft prächtig aus dem dunkelgrünen Laub der an 40 Fuß hohen, schön gewachsenen Bäume hervorsehen. Die wohlschmeckende, etwas wässerige Frucht wird beim madrai benutzt, die Blüthe dient als Haarschmuck.

Häufig sieht man auch den „wi" (Sponias dulcis), einen weitästigen, horizontal verzweigten, oft 17 Fuß hohen Baum, dessen 8 bis 9 Zoll große, wenn reif, gelbe, fast ein Pfund schwere Frucht ihres angenehm säuerlich schmeckenden Saftes halber sehr geschätzt ist. Der Genuß wird allerdings durch die harten sie durchziehenden Adern etwas erschwert. An den „tarawan" (Dracontomelon sylvestre) knüpft sich die Sage, daß sich die Gestorbenen in jener Welt mit der Zucht dieses an 40 Fuß hohen Baumes beschäftigen, dessen Frucht zwar saftig, doch schal ist.

Noch zahlreiche andere Fruchtsorten dienen den Eingeborenen als Speise, unter anderen „lose lose" (Ficus vitiensis), „balawa" (Pandanus caricosus), die wilde

Brombeere, „wagodra-godra“ (Rubus tiliaceus), die „bakoi“ (Eugenia Richii) &c. &c. Wassermelonen sowie Flaschenkürbisse sind geschätzt, die süßen Melonen fehlen fast ganz; gewöhnlich ist der „oleti“ (Carica papaya), der Melonenbaum, von den Ansiedlern papaw mammo apple oder mummo apple genannt, dessen Früchte der Vitianer roh, der Europäer gekocht oder eingemacht verzehrt. Bei der Menge der im Innern Viti Levus überall als Einfassung der Ortschaften angepflanzten Maulbeerbäume dürfte sich die Seidenraupenzucht mit der Zeit lohnend erweisen. Für Erdbeeren, Himbeeren, Wein, Aprikosen, Pflaumen, Kirschen, Aepfel, Birnen, Stachel- und Johannisbeeren &c. ist das Klima nicht geeignet.

Wir sind am Ende dieser Skizze. Ueber die Kokospalme, die dem Eingeborenen von unendlichem Werth ist, die ihm Ersatz für Fleisch, Getränk, dann Rohmaterialien für Kleidung, Wohnung u. a. m. liefert und auf Viti gut gedeiht, wird ein weiterer Bericht Näheres bringen, ebenso über diejenigen Gewächse, die dem Eingeborenen durch ihre Rinde, ihr Laub, Holz &c. von Nutzen sind. Die Art der Gewinnung und Verarbeitung dürfte auch weitere Kreise interessiren, da sie uns tiefere Blicke in die industrielle Thätigkeit dieser begabten Naturmenschen zu werfen gestattet. Der von den Europäern angebauten Nutzpflanzen, des Tabak, Thee, Kaffee, Mais, der Vanille, Chinarinde u. s. w., wird ebenfalls noch gedacht werden.

Die Bewohner von Lagos.

Ursprung; Sitten und Gebräuche; Sprache[1].

I.

Etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts scheint ein Theil der bei Ischin am Ogun ansässigen Joruba sich flußabwärts gewendet und näher der Küste eine Ortschaft, Ebute Metta, gegründet zu haben. Vor überlegenen Angriffen siedelte dieser Stamm dann nach den bisher unbewohnten, von der Küste durch die Lagune getrennten Inseln Iddo und Lagos über, wo er in Vermischung mit einer in dem Zeitraume von 1790 bis 1800 erfolgten starken Zuwanderung aus Benin den Grund zu der jetzigen eingeborenen Bevölkerung der Inseln legte, in welcher außerdem zahlreiche Individuen der benachbarten Negerstämme der Popo, Appi, Ewa, Ana und mancher anderer aufgegangen sein mögen.

Dieser Blutvermischung verschiedener Stämme mag es zuzuschreiben sein, daß die Bewohner von Lagos zwar im Allgemeinen der äußern Erscheinung nach unzweifelhaft der äthiopischen Race angehören, daß die typischen Merkmale dieser Race aber bei vielen Individuen zurücktreten. Man findet auch hier einzelne schön und kräftig gebaute Männer, der Durchschnitt der Bevölkerung bleibt aber in seiner physischen Entwickelung hinter den Bewohnern des Innern zurück. Dieser Umstand erklärt sich neben einer Anzahl anderer Ursachen aus der niedrigen Lage und der sumpfigen Bodenbeschaffenheit der Küste wie der Inseln. Häufige Erkältungen, bösartige Fieber und Dysenterie sind die Folge und können nicht verfehlen, ihre nachtheilige Wirkung auf Gesundheit und körperliche Entwickelung des Individuums, wie auf eine Herabminderung der geistigen und physischen Eigenschaften des ganzen Stammes auszuüben. Diese findet Ausdruck in der erhöhten körperlichen Trägheit und geistigen Indolenz der Einwohner im Vergleiche zu den Negerstämmen des Innern, und äußert sich bei dem Individuum durch den größern Mangel an Selbstachtung und Selbstgefühl, wie die geringe körperliche Reinlichkeit und die schmutzige und elementare Wohnung, mit der sie sich begnügen. Diese Zustände hatten ihrerseits wieder neben anderen Krankheiten das häufige Auftreten der mit Recht gefürchteten Pocken im Gefolge. Trotz solcher ungünstiger Verhältnisse und abgesehen von Zuzügen, die wir weiter unten berühren werden, ist die Bevölkerung im Laufe der letzten funfzig Jahre erheblich angewachsen.

Von Natur gutmüthig, freundlich und zuvorkommend, huldigt der Bewohner von Lagos in Folge des noch nicht ganz verwischten Einflusses des Fetischpriesterthums Anschauungen und Gebräuchen, die mit christlicher Auffassung von Recht und Unrecht in direktem Widerspruche stehen und aus denen heraus sich manche Eigenthümlichkeiten und Widersprüche des Charakters erklären mögen. Trotz Gutmüthigkeit und damit verbundener Leidenschaftlichkeit weiß er, wenn es seinen Zwecken dient, Vorwürfe und Beleidigungen im Augenblicke ruhig hinzunehmen, um sie nie zu vergessen, und seine boshafte Rache zu gelegener Zeit aufzusparen. Im Allgemeinen dankbar für empfangene Wohlthaten und Freundlichkeiten ordnet er auch diesen Dank seinem Vortheile unter; wenig ehrlich und in geringerm Grade gastfrei, als seine Brüder im Binnenlande, zieht er das dolce far niente einer müßigen Plauderei zu jeder Stunde und mit Jedermann der Arbeit entschieden vor. Dennoch versteht er eine Zeitlang tüchtig zu arbeiten, jedoch nur, um das Erworbene in geselligen Zusammenkünften, bei Spiel, Tanz und allerlei Lustbarkeiten, dem höchsten Genusse dieses Naturvolkes, in kürzester Frist wieder zu vergeuden. Sein höchster Ehrgeiz ist auf ein prächtiges Leichenbegängniß gerichtet, und zur Erlangung eines solchen weiß er wirthschaftlich zu werden und jahrelang zu sparen. Die allgemeinen Charakteranlagen scheinen dem Einwohner von Lagos demnach einen Platz unter den freien Negerstämmen des innern Afrika anzuweisen, doch ist auch diese Thatsache wohl mehr den oben berührten äußeren Verhältnissen, als einer tiefer stehenden Naturanlage zuzuschreiben.

Der Fetischdienst ist noch immer die herrschende Religion. In früheren Zeiten waren Menschenopfer nichts Ungewöhnliches. Dem Gotte des Meeres, Olokun, wurden solche in regelmäßiger jährlicher Wiederkehr und außerdem dann dargebracht, wenn die Brandung der Barre so hoch stieg, um die abergläubischen Insulaner den Zorn des Gewaltigen fürchten zu lassen. Auf eine Anfrage entschied der Götze, ob ein freier Mann zu seiner Ehre geschlachtet werden müsse, oder ob das Opfer eines Sklaven genüge, ihn zu besänftigen. Im erstern Falle bezeichnete der Häuptling während eines zu diesem Zwecke veranstalteten öffentlichen Tanzes das unglückliche Schlachtopfer, während ein Sklave ohne weitere Förmlichkeiten ergriffen zu werden pflegte. In aufrechter Stellung lebendig eingegraben, so daß der Kopf über dem Erdboden hervorragte, blieben die Aermsten oft

[1] Nach dem Englischen des Rev. J. Buckley Wood in „Church Missionary Intelligencer“. November 1881.

tagelang in glühendem Sonnenbrande den entsetzlichsten Todesqualen ausgesetzt, wenn nicht ein hungriger Geier durch Aushacken der Augen oder Abreißen des Fleisches von Gesicht und Kopf ihre Erlösung beschleunigte. Die anderen Götzen erhielten öffentliche Opfer an Thieren jeglicher Art oder auch an gekochter vegetabilischer Nahrung, während der Einzelne seine Götzenbilder durch Darbringung aller nur möglichen Gegenstände, von seinem eigenen Kopfe bis zu Binsenmatten und Holzstäben herab, ehrte. Durch Besprechungen, Verzauberungen und die Deutung der Vorzeichen übte die Kaste der Priesterschaft eine unbegrenzte Macht über das unwissende Volk aus, einen Einfluß, welcher so weit ging, um auch während der häufigen und erbitterten Fehden zwischen den einzelnen Stämmen, wenn Handel und Verkehr vollständig stockte, solchen Boten und Gesandtschaften freies Geleit durch feindliches Gebiet zu sichern, welche dem Teufel, Elegbara, in seinem Sitze zu Iworo bei Badagri Anliegen vorzutragen oder Geschenke zu überbringen hatten. Die Mohammedaner bestärkten diesen Irrglauben und beuteten ihn zu Handelsvortheilen aus, und erst den Anstrengungen christlicher Mission ist es gelungen, mit der allmäligen Verbreitung des Christenthums durch Beispiel und sittliche Erziehung die ärgsten heidnischen Greuel zu beseitigen und ihre Ausrottung anzubahnen.

Mit Heidenthum und Sklaverei steht in engster Wechselwirkung die herrschende Polygamie. Das Ansehen eines Häuptlings unter den Stammesgenossen richtete sich wesentlich nach der Zahl seiner Weiber, und ebenso konnten die Vortheile großen Familienanhanges und weitreichender Familienbeziehungen in den unruhigen und unsicheren Verhältnissen der Ausdehnung der Vielweiberei nur förderlich sein. Uebrigens scheint doch eine gewisse Beschränkung in Bezug auf die erlaubte Zahl von Frauen stattgefunden zu haben, denn nur dem Könige war gestattet, jedes Frauenzimmer zu seiner Gattin zu wählen, ohne daß dieser selbst oder ihren Eltern dagegen ein Recht der Weigerung zugestanden gewesen wäre, und deren Zahl nach seinem Gefallen zu vermehren. Der König besaß noch andere Vorrechte; er allein durfte sich eines Tragestuhles oder eines von Männern gezogenen Räderfuhrwerkes bedienen und nur sein Haus konnte mit Ziegeln gedeckt werden. Ueber solche Vorrechte wachte er mit eifersüchtiger Strenge, so daß schon die unvorsichtige Begegnung mit einer Frau des Königs erbarmungslose Strafe nach sich zog.

Die Stellung der Frau im Hause des Mannes war naturgemäß eine sehr untergeordnete. Ihr lag die Sorge für den Unterhalt der Familie ob, und um solche Last auf mehrere Schultern zu vertheilen, führte sie wohl, wenn sie zur Entbindung in das elterliche Haus zurückkehrte, um das Kind wenigstens zwei Jahre lang zu nähren, dem Manne selbst die Nachfolgerin zu. Andererseits suchte jede Frau durch Zurichtung von Lieblingsspeisen die Vorrechte einer Favoritin zu erlangen.

Wenn einzelne Männer, welche vielleicht nur eine Frau besitzen, dieser erlauben, an seiner Mahlzeit Theil zu nehmen, oder die Kinder dabei zuziehen, so ist das eine Ausnahme von der Regel, welche dem Manne, Hoch wie Niedrig, vorschreibt, allein zu speisen. Die Frau trägt das selbst bereitete Essen im verdeckten Gefäße, welches aus Flaschenkürbissen oder einer Art rohen einheimischen Thongeschirres besteht, herzu. Kniend öffnet sie den Deckel und kostet zuerst von jedem Gerichte, um dem Verdachte einer Vergiftung vorzubeugen.

Zum Essen benutzte man Daumen und beide folgende Finger der rechten Hand, welche vorher gewaschen war. In letzterer Zeit ist indeß der Gebrauch von Messer, Gabel und Löffel bekannt und üblich geworden.

Die Kleidung ist, dem tropischen Klima und dem niedrigen Kulturzustande der Eingeborenen angemessen, primitivster Art. Kinder und junge Leute beiderlei Geschlechts pflegen unter gewöhnlichen Umständen vollständig nackt zu gehen und zwar bis zu einem Alter, in welchem die ersten Begriffe von Schamhaftigkeit und Wohlanständigkeit dies verbieten sollten. Die Tracht der Männer besteht aus kurzen, zum Knie reichenden, mit einem Gürtel befestigten Beinkleidern, zuweilen einer Art von Weste und einem Streifen Zeug, drei Ellen lang und zwei Ellen breit, welches um den obern Theil des Körpers geschlungen wird. Eine Mütze von verschiedenster Form und Arbeit, Fez und Turban, oder im Regen wie zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen statt des Schirmes ein von Gras oder Binsen grob geflochtener Hut mit breitem Rande vervollständigen den Anzug.

Die Weiber hüllen den Körper in zwei Stücke Zeug über einander, von denen jedes $2^1/_2$ bis 3 Ellen lang und 5 Fuß breit ist und pflegen die häufig frei bleibende Brust mit einem dritten feinern Gewebe von ähnlichen Dimensionen zu bedecken, während sie ein langes Tuch turbanartig drei bis vier Mal um den Kopf wickeln.

Je weniger die Kleidung Sache des Bedürfnisses scheint, je bunter sind die Farben, unter denen namentlich ein tiefes Indigoblau bevorzugt wird, und je größer die Menge des zur Schau getragenen Stoffes bei öffentlichen Lustbarkeiten und anderen großen Gelegenheiten. Die Weiber durchbohren Ohren und Nasenbein, um eine Koralle oder ein sonstiges Schaustück daran zu befestigen, und schmücken sich mit Finger- und Armringen in großer Zahl. Auch die jungen Männer tragen Armspangen von Glas oder Thon, welche nicht selbst verfertigt, sondern importirt werden.

Die Weiber tragen das Haar lang, d. h. lang nach Negerbegriffen, und ordnen dasselbe auf verschiedene Art. Die Männer dagegen scheeren den Kopf meistens glatt ab. Wenn sie dabei einzelne runde Haarinseln oder einen Streifen von zwei Finger Breite vom Nacken bis zur Stirn verschonen, so flechten sie das hier möglichst lang gezogene Haar in kleine Zöpfe, welche als Rattenschwänzchen dem Haupte ein ganz eigenartiges Ansehen geben.

Mittels einer Mischung von gemahlenem Graphit und einer besondern Art Thonerde werden die Augenbrauen der Weiber blau gefärbt und im Gegensatze dazu die nackten Theile des Körpers, namentlich die Füße, mit einer röthlichen Farbe eingerieben, welche aus einer Zusammensetzung der gestampften Blätter des Lalibaumes mit Citronensaft gewonnen wird. Diese Malerei mißfällt selbst dem europäischen Auge nicht, so daß manche Frauen dieselbe noch bis jetzt beibehalten haben.

Nach früher geltendem, einheimischem Rechte wurde Mord, Verrath, Mordbrennerei und Diebstahl mit dem Tode bestraft, während Ehebruch, außer mit einer Frau des Königs, als geringeres Verbrechen angesehen und mit anderen durch Geldbußen, körperliche Züchtigung und Einsperrung gesühnt zu werden pflegte.

Die Bewohner von Lagos zeigen Verständniß und Neigung für den Handel, so daß ein erheblicher Procentsatz der Eingeborenen als Zwischenhändler, Makler, Kleinkrämer oder als Angestellte der verschiedenen großen Handelshäuser seinen Lebensunterhalt findet. Unter den Handwerkern beschäftigt sich eine Anzahl hauptsächlich als Schmiede, Zimmerleute, Tischler, Holzschnitzer, Ziegelstreicher und Maurer, doch läßt die Mittelmäßigkeit der Leistungen kein großes natürliches Geschick erkennen. Manche leben vom

Fischfang und als Canoeführer innerhalb der Binnengewässer der Lagune, dagegen scheut der Bewohner von Lagos das offene Meer, und es würde sich schwerlich auf der Insel wie an der Küste eine Bootsmannschaft von 12 Eingeborenen finden, um ein Fahrzeug über die Barre hinaus zu rudern. Zur Verbindung der Stadt mit der offenen Rhede, zum Ein- und Ausladen der Handelsschiffe wurden früher nur Sklaven verwendet, namentlich Männer von Accra und Cape Coast; jetzt versehen diesen Dienst an der ganzen Küste Kru-Neger.

Da die Eingeborenen sich auch nur in geringem Umfange der Gartenwirthschaft und dem Ackerbau zuwandten, so war Lagos in früheren Zeiten in Bezug auf Lebensbedürfnisse sehr abhängig von anderen Orten. Die britische Herrschaft und die damit verbundene größere Sicherheit für Leben und Eigenthum hat indeß einen starken Zuzug an Menschen aus Sierra Leona, aus Cuba und den anderen westindischen Inseln und aus Brasilien hierher gezogen, der sich zum großen Theile der Bebauung des jungfräulichen Bodens zugewendet und im Laufe der letzten 10 oder 12 Jahre eine solche Fläche urbar gemacht hat, um trotz der stetig und rasch zunehmenden Bevölkerungsziffer das Gebiet von Lagos vollständig unabhängig von fremder Zufuhr zu machen.

Die Baluga-Negritos der Provinz Pampanga (Luzon).

Herr C. Aramác, Korrespondent des in Manila erscheinenden Journales „El Comercio", hat einen in den Bergen von Camumusan der Provinz Pampanga hausenden Negrito-Tribus in den ersten Tagen dieses Jahres besucht und hierüber in dem genannten Tagblatte einen Bericht veröffentlicht, den ich hier mit Weglassung nichtssagender Phrasen mittheile:

Hacienda de Balete (Floridablanca), 3. Januar 1882.

Geehrter Freund und Redakteur!

Als Ergänzung und Erweiterung des Briefes, den ich am 1. d. M. an Sie vom Thale Camumusan richtete, übersende ich Ihnen vorliegendes Schreiben, um Ihnen einige Nachrichten über die Negros Balugas zukommen zu lassen, deren gleichsam unnahbare Schlupfwinkel ich aufgesucht habe, woher ich gestern zurückgekehrt bin, zwar ermüdet, wie es bei einer so mühevollen und andauernden Expedition zu erwarten ist, dagegen aber, wenn ich aufrichtig es bekennen darf, gänzlich von den Resultaten der Fahrt zufriedengestellt, denn wenigstens war es mir gestattet, ein Völkchen im Naturzustande kennen zu lernen.

Was ihre physischen Eigenschaften und Merkmale anbelangt, so kann ihr Aeußeres wohl nicht schmutziger und widerwärtiger sich repräsentiren, als es thatsächlich der Fall ist. Ihre Hautfarbe ist dunkel, ein wenig an Bronzefarbe erinnernd, die Haut selbst ist mit Schuppen und Flechten bedeckt, die Zähne sind spitz zugefeilt, gekraustes und schlecht gepflegtes Haar bedeckt das große Haupt, der Bartwuchs ist bei einigen von ihnen nur schwach und spärlich vorhanden, andere aber besitzen Knebelbärte. Die Malereien (Tatuirungen?), welche auf dem Antlitze der meisten bemerkbar sind, geben ihnen ein fremdartiges und außergewöhnliches Aussehen. Ungeachtet ihres Gesichtswinkels findet man bei ihnen eine nicht geringe Intelligenz, die in ihren schwarzen und großen Augen sich offenbart und zu Tage tritt in ihren lebhaften und argwöhnischen Blicken. Mit Muskeln von Stahl, einem kräftigen Nervensystem und feinen langgestreckten Gliedmaßen versehen besitzen sie die Beweglichkeit des Rehbockes, die Schlauheit der Schlange und die Widerstandsfähigkeit eines stets dem Hungertode ausgesetzten Wesens. Sieht man von der geringern Körpergröße ab, so unterscheidet sich das Weib in gar nichts oder nur in Wenigem vom Manne; es ist unterwürfig und arbeitsam. Die Thätigkeit der Frau ist auf die Ernährung und Erhaltung der Familie gerichtet; sie ist es, die ohne Unterlaß die Feldarbeiten verrichtet, die geringfügige Ernte einheimst, den Palay (Reis in der Hülse) einstampft; weniger beschäftigen sie der Feuerherd und die häuslichen Freuden. Ihre niedrigen Hütten — „Bohios" genannt — sind aus Rohr hergestellt, ihre Kleidung beschränkt sich auf ein lebhaft gefärbtes Zeug, welches um die Lenden geschlagen und dann zwischen den Beinen durchgezogen wird. Sie haben eine ausgesprochene Vorliebe für Zierrathen aus Federn, (Schweins-)Borsten und Pflanzenfasern, welche sie mit Rohrstückchen, welche die Stelle von Kämmen vertreten, in den Haaren befestigen. Ebenso tragen sie großes Verlangen nach grellgefärbten Zeugen, nach Hals- und Armbändern, ferner nach Ohrringen, die von einigen von ihnen in überreichlicher Menge getragen werden. Das Wichtigste aber, das beinahe ihre ganze Sorgfalt in Anspruch nimmt, sind die Waffen, die unzertrennlichen Freunde des Baluga, welche er mehr liebt als seine eigenen Kinder und Weiber. Sie ohne Bogen und Pfeile zu sehen heißt so viel als die Sonne ohne Licht sich vorstellen. Die sauber und rein gehaltenen, mit Federn geschmückten und sorgfältig geschärften Waffen trägt der Baluga in der Hand und zwar mit zur Erde gesenkten Eisenspitze, wenn Frieden herrscht, oder auf die entgegengesetzte Weise, wenn er Argwohn gefaßt hat oder einen Hinterhalt fürchtet. Sie sind ausgezeichnete Schützen, welche selten ihr Ziel verfehlen, wie ich dies mit eigenen Augen sehen konnte; von zwölf Männern, welche nach einer fixen Scheibe schossen, machte nur einer einen Fehlschuß, und da war das Ziel nur um Weniges gefehlt. Sie sind von unterwürfigem Wesen und gefällig, mißtrauisch aus Instinkt und furchtsam aus schlimmen Erfahrungen, sie kennen keinen persönlichen Muth, sondern nur den ihrer Gesammtheit und da zeigt er sich nur als Hinterlist und in vorsichtiger Ueberrumpelung des Feindes. Eine Beleidigung vergeben sie nie, die Rache bleibt lange unterdrückt, schlummert aber in ihren Herzen fort, bis sie genommen werden kann, falls nicht durch vortheilhaften Tausch, Geld, reiche Anerbietungen ihre Rachsucht besänftigt wird oder ihnen winkender Gewinn und eigenes Interesse die Beleidigung zu vergessen gebietet. Ihre angeborene Furchtsamkeit läßt sie vor einem geringfügigen Geräusche oder dem unbedeutendsten Feinde die Flucht ergreifen, nur in dem Falle, wo sie direkt angegriffen werden, stellen sie ihren Mann und nehmen den Kampf auf. Bei ihrer Habsucht sind sie immer bereit, um Geld und Geldeswerth sich willig in alles zu fügen. Ich glaube bei alle dem, daß sie zwar nicht zu fürchten sind, daß es aber ebensowenig von Vortheil oder rathsam ist, sich auf sie fest zu verlassen.

Sie leben mitten im Walddickicht in kleinen Hüttengruppen oder Rancherias [1]), welche oft von nur wenigen Familien bewohnt sind, die unter einem Häuptlinge stehen. Ihre politische Organisation möchte ich am besten mit einem Bundesstaate vergleichen, dessen Kantone eine große Autonomie besitzen, die Centralgewalt mißachtend, sich gegenseitig befehden, die aber sofort fest zusammenhalten, wenn sie der äußere Feind bedroht, um nach Abwendung der Gefahr sodann wieder in die alten Zwistigkeiten zu verfallen. Da sie kein anderes Gesetz als ihre eigene Laune kennen, gebietet über sie nur der Kräftigste des Tribus oder derjenige, dessen Energie ihnen imponirt ... Was ihre religiösen Ideen anbelangt, so erkennen sie die Existenz eines höchsten Wesens an, das sie Gott [2]) benennen, jedoch ohne jeden äußern Kultus oder öffentliche Anerkennung, ja nach meiner Meinung ohne eine bestimmte und klare Vorstellung, denn aus den Antworten, die ich auf meine diesbezüglichen Fragen erhielt, konnte ich mir nur den Schluß ziehen, daß es ihnen entweder unmöglich ist, ihre Gedanken über das göttliche Wesen auszudrücken, oder daß sie einen Fremden nicht in ihre religiösen Geheimnisse einweihen wollten. Unter allen Umständen verdient folgende Thatsache, die ich hier mittheile, volle Beachtung: Wenn einen dieser Heiden der Tod ereilt, so legen sie seine in Bananenblätter gehüllte Leiche provisorisch in eine offene Grube, welche in der Mitte der Hütte gegraben wird. An die Hand des Todten wird ein Bejucorohr festgebunden und dieses wieder an den Rohrstangen des Dachstuhles befestigt, damit der Todte, wenn er seinem Grabe entsteigen will, sie noch bei Zeiten aufmerksam machen kann, ohne sie erst durch sein Erscheinen oder Schreien in Schrecken zu bringen.

[1]) Unter Rancheria versteht man auf den Philippinen einen aus nur wenigen Hütten sich zusammensetzenden Ort.
[2]) Im Original steht: „Dios".

Was ihren Ackerbau anbelangt, bleibt nur wenig zu sagen übrig, denn er ist von geringer Bedeutung. Jede Familie oder besser gesagt jedes einzelne Weib von denen, welche die Familie bilden, hat ihr eigenes Feld zur Arbeit zugewiesen. Sie bauen auf demselben Reis, Tabak, Camote [1]) und Ube [2]), was für ihre Bedürfnisse vollauf genügt. Der Reis ist von guter Qualität, sie bereiten aus demselben eine ausgezeichnete Morisqueta [3]), welche auf der feinsten Tafel des Landes zu prangen würdig wäre. Die Camote und Ube braten sie einfach in glühender Asche, was sie auch mit Fleisch thun, obwohl sie dieses meist in einem hohlen Rohre gar machen. Der Tabak ist von erster Qualität, aus seinen Blättern wickeln sie Cigarren von derselben Beschaffenheit wie die ordinären Manilacigarren, sie zünden die Cigarren an ihrem breiten Ende an und stecken sie auch da in den Mund, indem sie behaupten, daß die Cigarre so sparsamer brenne und folglich länger dauere ... Um den Bericht über ihre Agrikulturverhältnisse zu schließen, erwähne ich noch, daß die diesjährige Reisernte einen ungemein geringen Ertrag lieferte, weshalb sie große Massen von Bohnen aussäeten, welche sie gern genießen. Sie besitzen auch sehr stattliche Carabao-Büffel. Das Eisen zu ihren Waffen und Werkzeugen erhalten sie von den Christen, sonst verwenden sie als Ersatz für dieses Metall Dornen und Fischgräten.

Die weiteren Zeilen des Herrn Aramác sind von keinem Belange.

Ferd. Blumentritt.

[1]) Convolvulus Batatas Blanco.
[2]) Eine Dioscorea.
[3]) Gekochter Reis, der auf den Philippinen beinahe unser Brod vertritt. Den Namen Morisqueta gebrauchen die Spanier; das tagalische Landvolk gebraucht hierfür die Bezeichnung Canin.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 20. Januar d. J. hat sich außer in Königsberg i. Pr. auch in Lübeck eine Geographische Gesellschaft gebildet; am 7. März ist ihr eine solche in Greifswald gefolgt, deren Mitgliederzahl sich schon fast auf 150 beläuft. Eine Erweiterung derselben über die Provinz Pommern ist ins Auge gefaßt, wie auch ihre Publikationen zunächst die Landeskunde dieses engern Gebietes pflegen werden.

— Der gegenwärtige niedrige Wasserstand der Schweizerseen wird namentlich in der Ostschweiz zu Nachgrabungen in den Pfahlbauten benutzt. So veranstalteten die vereinigten historischen und naturforschenden Vereine des Kantons Thurgau im Laufe des Februar erfolgreiche Untersuchungen bei dem ehemaligen Kloster Feldbach bei Steckborn am Untersee, der einst mit einem ganzen Kranze von Pfahlbauten versehen gewesen ist. Die Station bei Feldbach gehört zu den wenigen, welche nicht durch Feuer zerstört worden sind, während die Pfahlbauten oberhalb Steckborns, wo Ende Februars Messikomer nachgrub, sogar zweimal durch Feuer niedergebrannt wurden, wie zwei von einander getrennte Kohlenschichten beweisen. Bei Feldbach gewann man eine prachtvolle Sammlung von Stein- und Knochenwerkzeugen, Zierrathen, Harpunen, ganzen Töpfen, Keulen, Körbchen aus Weidengeflecht, Bastgeflechte, Reste von Bison, Biber, Murmelthier, Wild- und Torfschwein, Torfkuh u. s. w., während aus der Station oberhalb Steckborn eine Masse Gersten- und Weizenkörner, Feldhacken von Hirschhorn, Stein- und Knochenwerkzeuge, eine Harpune aus Hirschhorn von ausgezeichneter Schönheit, Zierrathen und eine Menge Thierreste zum Vorschein kamen, so daß Thurgau in den Besitz einer sehr schönen Sammlung gelangt.

— Im Anschlusse an seine „Specialkarte von Mittelitalien" (s. „Globus" XL, S. 127), wenn auch in bedeutend kleinerm Maßstabe (1:800000) hat Heinrich Kiepert jetzt eine „Neue Generalkarte von Unter-Italien mit den Inseln Sicilien und Sardinien" (Berlin, D. Reimer 1882) veröffentlicht. Nördlich bei Spoleto und Ascoli beginnend, bringt sie zum ersten Male eine richtige Terraindarstellung des Landes auf Grund der italienischen Generalstabsaufnahmen in 1:50000 und vermittelt so diese staunenswerth rasch ausgeführten Arbeiten einem größern Publikum. Die richtige Auffassung und Wiedergabe des Terrains, bei einer solchen mühseligen Reduktion die Hauptschwierigkeit, bedarf unseres Lobes nicht; zu wünschen ist nur, daß die Karte das ihrige dazu beiträgt, richtige Vorstellungen über die Konfiguration der Halbinsel zu verbreiten. Aber wie oft werden wir noch in Büchern und auf Karten jener

fabelhaften Apenninenkette begegnen, die sich unter 41° nördl. Br. angeblich in zwei Aeste spaltet, deren einer südwärts nach Kalabrien, deren anderer südöstlich durch Apulien sich hinziehen soll!

— In der Sitzung der Wiener geographischen Gesellschaft vom 21. Januar 1882 sprach Dr. E. Tietze über Eigenthümlichkeiten in der Verbreitung des Löß, einer in der alten und neuen Welt vielfach vorkommenden Bodenart, welche vermöge ihrer chemischen und strukturellen Eigenschaften wesentlich zur Fruchtbarkeit der Landstriche beiträgt, in denen sie vorkommt. Der Vortragende diskutirte zunächst die verschiedenen Meinungen, welche über die Entstehung dieses Gebildes geäußert worden sind, und zeigte, wie die älteren Ansichten darüber noch sehr von der alten Sintfluthshypothese beeinflußt wurden. Er schloß sich der neuen Theorie Richthofen's an, nach welcher der Löß ein Produkt des Absatzes vom Staub aus der Atmosphäre und vornehmlich in Steppen gebildet ist. Die meisten der geologisch gebildeten Asien-Reisenden haben sich dieser Theorie angeschlossen, die freilich bei europäischen Gelehrten noch vielen Widerstand findet. Es schien deshalb nicht unnütz die Frage auch auf europäischem Boden weiter zu studiren, und in dieser Richtung glaubt der Vortragende durch seine Arbeiten in den Lößgebieten Oesterreich-Ungarns nur Beweise für Richthofen's Theorie und für die Annahme geliefert zu haben, daß ein großer Theil Europas während der jüngern geologischen Vergangenheit einen Steppencharakter besessen habe. Durch eine bestimmte Art der Verbreitung des Löß längs solcher Thalstrecken, welche einen meridianen Verlauf haben, kommt Dr. Tietze zu dem Schlusse, daß während der Zeit der Lößbildung in einem großen Theile Europas vorwaltend Westwinde geherrscht haben müssen, so daß unsere heutigen Windverhältnisse während der Diluvialzeit bereits vorbereitet erscheinen. Durch zahlreiche Beispiele aus Galizien, Ungern, Niederösterreich, Böhmen und aus verschiedenen Gegenden Deutschlands wurden jene Verbreitungserscheinungen des Löß erläutert.

— Oberst Tillo macht, ohne sie zu erklären, auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß die drei Hauptflüsse des südlichen Rußland, Wolga, Don und Dniepr, an den Punkten, wo sich ihr Lauf nach Süden wendet, d. h. bei Kazan, Kalatsch und Jekaterinoslaw, die gleiche Höhe über dem Meeresspiegel haben.

Asien.

— Nördlich von Tarsus im kilikischen Gebirge traf Mrs. Scott-Stevenson (Our Ride through Asia Minor p. 146) auf ein Lager von Tachtadschis (d. i. Holzschneider), die einen ganz besondern Stamm bilden und nur von Holzfällen leben. Sie sind sehr wild und roh und besitzen nicht einmal die allen anderen asiatischen Stämmen eigene Gabe der Gastfreundschaft. Nach Angabe des Dolmetschers beten sie den Mond an und haben sonst weiter keine Religion. Nie gestatten sie ihren Mädchen aus dem Stamme heraus zu heirathen und lassen nie Fremde in ihre Lager. Ihre ganz von Holz gebauten Häuser gleichen an Gestalt glockenförmigen Zelten. Soweit die Engländerin. — Ausführlicher ist, was Carl Humann über die Tachtadschis des vordern Kleinasien mitgetheilt hat (Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1880, S. 248). Dieselben, von den Türken mit einem Schimpfworte „Tschepni" benannt, stehen zwischen den Zigeunern und den nomadischen Jurucken in der Mitte, sind aber weder das Eine noch das Andere. Während der Zigeuner nichts als Kesselflicker, Bettler und Dieb ist und nichts als diese drei Arbeiten treibt, hat der Tschepni feste Wohnungen; er zieht im Winter ein, im Sommer wohnt er in Zelten. Seine Hauptbeschäftigung ist Holzhauen und Kohlenbrennen, auch Korbflechten. Er wird von den Jurucken und auch von den Mohammedanern vielfach geschmäht, ohne sich einmal zu beklagen, er bekümmert sich einfach nicht um sie. Religion haben sie keine, haben weder Imam noch Kirche, noch ein Buch und keine Ahnung, von wo sie stammen. Humann hat jedoch einige Ceremonien bei ihnen gesehen, die zum Nachdenken auffordern. Wenn ihnen ein Angehöriger stirbt, dann weinen und klagen sie, was doch den Türken verboten ist; sie schmücken den Sarg mit Blumen, was an christlichen Gebrauch erinnert; sie geben den beiden Brautleuten Wein zu trinken, dessen Genuß den Türken ebenfalls verboten ist. Das sind Gebräuche, die sie nur aus dem Christenthume haben können, und Humann ist versucht zu glauben, daß die Tschepni die Ureinwohner waren; sie sind dann aus Angst äußerlich zum Islam übergetreten, haben ihn, als die erste Gefahr vorüber war, fallen lassen, mit der Zeit aber das Christenthum vergessen und nur einzelne Gebräuche behalten; denn von alten aufgegebenen Religionen bleiben äußerliche Gebräuche am längsten im Volksleben bestehen.

— Bei der Russ. Geogr. Gesellschaft wird jetzt ein Programm ausgearbeitet zu einer systematischen Untersuchung der Gletscher des Kaukasus. Der kaukasische Alpenklub wird sich an den Erforschungsarbeiten wesentlich betheiligen.

— Ueber die Bevölkerung des Amur-Gebietes und des Primorski-Oblast theilt der „Golos" mit, daß die Zahl der russischen Ansiedler (ungerechnet die Kazaken) im Jahre 1881 betrug: im Amur-Oblast 7749 Seelen beiderlei Geschlechts und im Primorski-Oblast nur 2904 Seelen. In ersterm Gebiet bewohnen sie hauptsächlich die Niederung des Flusses Zeja. Die Ansiedler im Primorski-Oblast sind aber zu sehr den Einfällen chinesischer Räuber (Chunchuzen) unterworfen. Von fremden Ansiedlern sind am zahlreichsten die Chinesen und Koreaner; von letzteren gab es im Primorski-Oblast 5895, im Amur-Gebiet nur 692 Seelen; die Chinesen sind besonders zahlreich im südlichen Theile des Ussuri-Gebietes; in Wladiwostok allein betrug ihre Zahl 3456 Seelen.

— Der Botaniker Smirnow ist nach einer interessanten Reise in Darwaz, einer Gegend, die bis dahin noch kein Europäer besucht hatte, welche aber gleich nach ihm Dr. Albert Regel betreten hat, im Herbst 1881 wohlbehalten nach Margelan zurückgekehrt. Die erste schriftliche Nachricht gab derselbe am 21. Oktober (2. November) aus dem Kischlak Tawil-dara (40 Werst nordöstlich von Baldshuan) im Chanat Buchara. Dr. Regel, welcher den vergangenen Winter in Russisch-Turkestan zugebracht hat, wird 1882 wiederum Darwaz besuchen, und zwar in Gesellschaft des Topographen Skassi, welcher auch Säwertzow nach Pamir begleitete.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

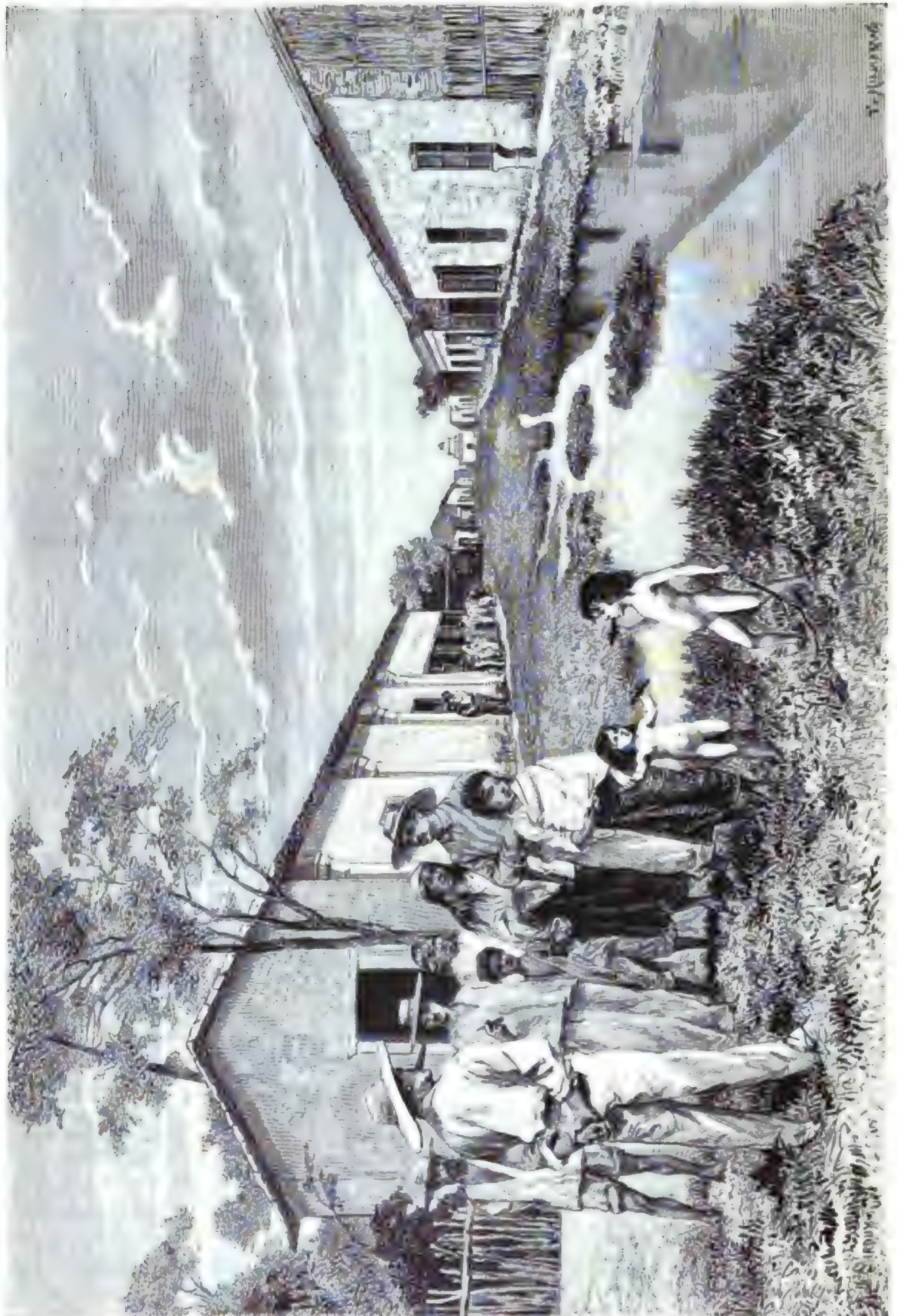
Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

V.

Es war ein von dem trockenen mexicanischen Hochlande sehr verschiedenes Terrain, auf dem Charnay während der nun folgenden Wochen seine Ausgrabungen vornahm. Den Schluß der archäologischen Kampagne dieses Jahres sollte ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Palenque im Staate Chiapas bilden, dem schon 1787 entdeckten, vielberühmten und vielfach besuchten, doch aber noch nie hinreichend genau erforschten „Pompeji der Neuen Welt". Die Zeit, die ihm bis dahin noch blieb, beschloß Charnay zu einer Reise nach den bislang wenig bekannten Ruinenstätten von Comalcalco im westlichen Theile des Staates Tabasco zu verwenden.

Nach kurzer Ueberfahrt von Veracruz bis zur Tabasco-Mündung begaben sich der Reisende und seine Begleiter hier an Bord eines kleinen, den Fluß hinauffahrenden Dampfers, der mit einer Ladung Petroleum nach San Juan Bautista bestimmt war. Die Fahrt zwischen den flachen sumpfigen Ufern, die sich meist nur zwei bis drei Fuß über dem Wasserspiegel erheben, war im höchsten Maße einförmig und langweilig. Nachdem man die elende kleine Sumpfstadt Frontera, in der sich das Zollamt des Staates befindet, passirt hatte, folgten nur noch in meilenweiten Abständen vereinzelte Ranchos; dazwischen bildeten die hin und wieder am Ufer sich sonnenden Krokodile, sowie die zahllosen verschiedenartigen Reiher und Eisvögel, die über dem Flusse dahinstrichen, die einzige Abwechslung. Stunden brennender Sonnengluth, die von häufigen Regengüssen unterbrochen wurden, dazu der fortwährende dichte Funkenregen aus dem Schlot des mit Holz geheizten Dampfers machten den Aufenthalt auf dem Verdecke unmöglich; in der engen Kajüte herrschte beklemmende Stickluft, die durch den Geruch des Petroleums nicht eben verbessert wurde. Auch die sehnlich herbeigewünschte Ankunft in San Juan Bautista war nicht dazu angethan, die unerfreulichen Eindrücke der Fahrt sogleich vergessen zu machen.

Das nüchterne Bild einer einzigen Reihe niedriger Häuser und zwei kleiner Kirchen auf kahlem, sumpfigem Ufer wollte zu der Vorstellung nicht passen, die man sich von der Hauptstadt eines reichen Landes, von einem nicht unwichtigen Handelscentrum gemacht hatte. Trotz dieses überraschend ärmlichen Aussehens und trotz des Mangels einer nur einigermaßen genügenden Ausladestelle ist San Juan Bautista doch in der That eine wohlhabende Stadt, deren Bedeutung für den Verkehr, namentlich für den großartigen Handel mit den kostbaren Fournierhölzern von Chiapas und Guatemala, von Jahr zu Jahr zunimmt. Charnay's Hoffnung, die Reise nach dem Lagunendorfe Comalcalco von hier aus zu Lande und zwar in wenigen Tagen zurücklegen zu können, wurde in des Wortes eigentlichem Sinne zu Wasser. Befand man sich auch noch im Beginne der Regenzeit, so hatten die wenigen Wochen doch schon genügt, die Mehrzahl der Wege und sogenannten Straßen, wie alljährlich, grundlos und unpassirbar zu machen: es blieb nichts übrig, als sich zu einem weiten Umwege zu entschließen und den Rio Gonzales bis zu seiner Mündung in die große Lagune von Mecoacan hinabzufahren. Die ersten Tagereisen auf den schmalen, aus ausgehöhlten Mahagonistämmen bestehenden Canoes waren nur eine Fortsetzung der unangenehmen Dampferfahrt. An den Ufern wechselte niedriges, verkrüppeltes Gehölz mit weithin überschwemmten Savannenstrecken ab: eine Aussicht, der sich die Reisenden



Jugendliche Raucher im Dorfe Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

ohne großes Bedauern entzogen, um, in unbequemster Stellung unter dem niedrigen toldo oder Mattendache des Canoes zusammengekauert, Schutz gegen Sonnenbrand, Regengüsse und Mosquitos und zugleich Trost in den vortrefflichen Cigarren von Tabasco zu suchen. Je näher man der Mündung des Flusses kam, desto mehr veränderte sich der Charakter der Landschaft: kleine bewaldete Inseln im Flusse, schöner Baumwuchs, zahlreiche Niederlassungen, große Kaffee- und Kakaoplantagen an den Ufern, alles machte den Eindruck, als befände man sich hier auf einem selten reich begünstigten Stück Erde. Ganz unvergleichlich großartig aber wurde die Schönheit des Waldes in dem eigentlichen Lagunengebiete. Die schmalen Kanäle, welche die Lagunen mit einander verbinden, sind von mächtigen Wurzelbäumen eingefaßt, deren Zweige oben sich laubenförmig zusammenwölben; das bis tief auf das dunkle Wasser hinabhängende Laubwerk ist von unzähligen großen, blauen Schmetterlingen belebt; an den Wurzeln der Bäume hängen in dichten Massen die rothen, behaarten Krebse, die von den Bewohnern dieser Gegend, deren Haupt- und Lieblingsspeise sie bilden, als ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels gepriesen werden. Die kleine Stadt Paraïso, in der eine zweitägige Rast gemacht wurde, entsprach den Erwartungen, die ihr klangvoller Name und die Schilderungen der indianischen Bootsleute erregt hatten, keineswegs. Vor etwa sieben Jahren in einem Bürgerkriege hart mitgenommen, besteht sie noch heute zur Hälfte aus Trümmern, und wenn auch ihre waldige Umgebung von wahrhaft paradiesischer Schönheit ist, so müssen doch selbst die von den Vorzügen ihrer Stadt begeisterten Einwohner zugeben, daß ein fast unablässiger Regen zu diesen Vorzügen gehört. Nicht sehr viel besser schien auch Comalcalco in dieser letztern Beziehung daran zu sein, ein ansehnlicher, gut gebauter Ort, in dem Charnay die freundlichste Aufnahme und auf die Empfehlungsbriefe des Gouverneurs der Hauptstadt hin auch bereitwillige Unterstützung seiner Arbeiten fand. An

Mauerreste des Palastes von Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

die halbaquatische Existenz des nassen Lagunendorfes, dessen Honoratioren selbst sämmtlich barfuß gehen, gewöhnten sich die Reisenden ebenso bald, wie an den zuerst überraschenden Anblick des allgemeinen Tabakrauchens. Freilich ist ja Tabasco das Land des Tabaks par excellence, und die Cigarre gehört hier mehr noch als im übrigen Mexico zu den ersten Lebensbedürfnissen der Einwohner; daß aber in Comalcalco die kleinen, kaum fest auf den Füßen stehenden Mädchen von drei und vier Jahren selten anders als mit der großen brennenden Cigarre im Munde zu sehen sind, ist eben eine Eigenthümlichkeit des Ortes.

In Begleitung des Arztes von Comalcalco sowie des Eigenthümers des betreffenden Terrains begab sich Charnay gleich am Tage seiner Ankunft nach der Ruinenstätte. Was er hier vorfand, übertraf seine kühnsten Erwartungen! Etwa 3 km östlich von Comalcalco, am rechten Ufer des Rio Seco beginnend, zieht sich eine vielleicht 20 km lange Reihe von Pyramidenhügeln, von dem Volke der Umgegend la Cordillera genannt, in nordöstlicher Richtung durch die Lagune bis nahe zur Meeresküste hin. Ob die Zahl dieser durchweg aus gebrannten Ziegeln und Kalkmörtel erbauten, verschieden hohen Pyramiden wirklich, wie die Einwohner von Comalcalco angaben, über tausend beträgt, konnte Charnay nicht konstatiren. Bei der beschränkten Zeit, die ihm nur noch zu Gebote stand, mußte er sich vorläufig mit der Untersuchung des nächstgelegenen Ruinenhügels begnügen. Der längliche, heute mit dichtester Vegetation bedeckte Hügel hat eine Höhe von 30 bis 35 m; die längste Ausdehnung seiner Basis beträgt 285 m. Auf der obern Fläche befinden sich zwischen und unter dem alles überwuchernden mächtigen Baumwuchse unförmige Trümmerhaufen, daneben aber auch noch einige wohlerhaltene Ueberreste alter Gebäude, die eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Bauten von Palenque aufweisen, jedoch zum Theil in bedeutend größerm Maßstabe gehalten sind. Da ist zunächst ein gewaltiger viereckiger Thurm, wie der von Palenque durch die Wurzeln der auf ihm emporgeschossenen Bäume zusammengehalten. Am südlichen Ende der Esplanade aber zeigen sich guterhaltene Mauerreste, die in Verbindung mit den vom Schutte freigelegten Grundmauern der Ostfaçade einen vollständigen Begriff von den Verhältnissen und der Anordnung des Palastes geben, der einst hier gestanden hat. Demnach betrug

die Länge des Gebäudes, das eine doppelte Flucht gleichmäßiger Zimmer enthielt, 71,50 m, die Breite dagegen nur 8,50 m. Die Mauern, von denen die südliche ja vollständig erhalten ist, hatten eine Höhe von 3,50 m; das Dach war, wie bei den meisten Häusern von Palenque, schräg. Sehr kleine gebrannte Ziegel von rother Farbe und ein fester, aus den zerstampften Schalen der Lagunenmuscheln hergestellter Kalkmörtel bildeten das Material. Die an ihrem untern Theile mit polirtem Stuck bekleideten Mauern scheinen oben schmucklos und nur mit einer gelblich-rothen Farbe bemalt gewesen zu sein, von der sich an der Südwand noch deutliche Spuren zeigen. Nach den vielfach zerstreuten Trümmern zu urtheilen, scheint ein reich ornamentirter Fries rings um das Dach gegangen zu sein. Aehnliche aber bei weitem großartigere, in Cement modellirte Ornamente haben auch die beiden großen Thürme an der Nord- und der Westseite des Gebäudes geschmückt. Besonders an dem letztern fand Charnay unter einer Menge von kleinen Skulpturentrümmern auch verschiedene große Stücke, nach denen man sich wohl einen Begriff von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit dieser Zierrathen machen kann. Leider fanden sich von einer breiten, sauber ausgeführten Borte,

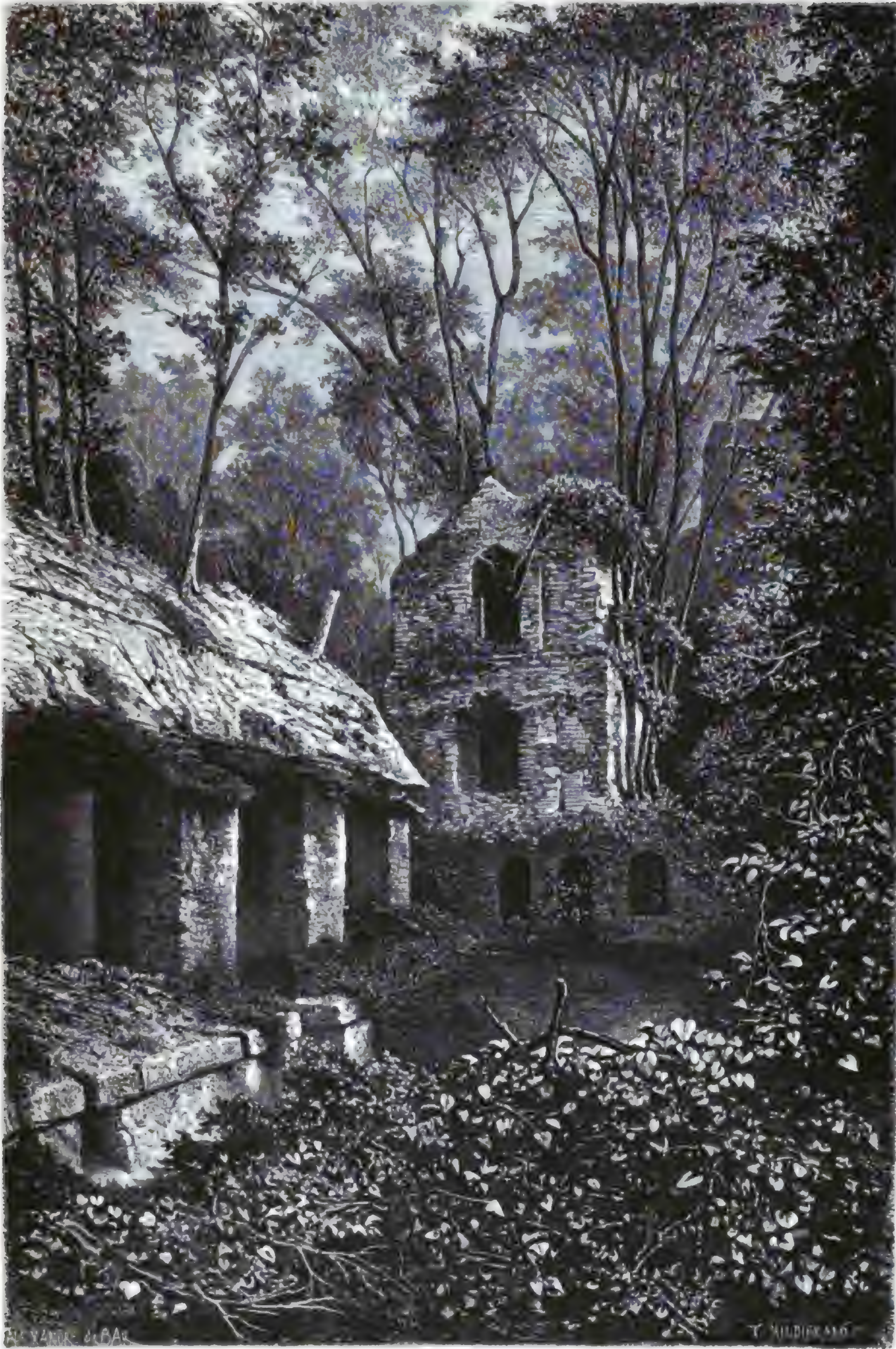
Ornament von dem westlichen Thurme von Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

Basrelief von dem westlichen Thurme von Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

die wie eine kolossale Vergrößerung der seltsamen Hieroglyphen von Palenque erscheint, nur noch ganz vereinzelte, zusammenhanglose Stücke vor. Merkwürdig und durch die Schönheit der Modellirung auffallend ist auch der Ueberrest eines großen Basreliefs vom westlichen Thurme, die lebensgroße Gestalt eines Mannes darstellend.

Eine oberflächliche Kenntnißnahme der benachbarten Pyramidenhügel, ihrer Ruinen und Trümmerhaufen überzeugte Charnay, daß dieselben ohne Frage ihre Entstehung der nämlichen Zeit verdankten, wie jener erste, bestärkte ihn zugleich aber auch in seiner Ansicht, daß diese sämmtlichen Bauten bei weitem nicht so alt sein könnten, wie gemeinhin angenommen wird. Eine spätere eingehende Untersuchung dieses unglaublich reichen Feldes, eine Untersuchung, die wohl Jahre in Anspruch nehmen kann, wird es darthun, ob die Stadt wirklich, wie Charnay vermuthet, die alte indianische Hauptstadt Ceutla gewesen ist, deren glänzende Paläste die der Küste nahenden spanischen Eroberer schon von ihren Schiffen aus erblickten. Der bis auf den heutigen Tag giltigen Tradition zufolge soll Ceutla freilich dicht bei dem heutigen Frontera am Tabasco gelegen haben.

Mit schwerem Herzen, weil mit dem Bewußtsein, die



Thurm des Palastes von Palenque. (Nach einer Photographie.)

große Arbeit kaum begonnen, so viele Fragen angeregt und doch keine beantwortet zu haben, brach Charnay nach vierzehntägigem Verweilen von Comalcalco auf, um sich nach der Hauptstadt und von dort direkt weiter nach Palenque zu begeben. In gerader Linie beträgt die Entfernung zwischen beiden Orten nur 110 km; dennoch nahm die Reise, die in weitem Bogen auf dem Usumacinta, dem Rio Cico und über die Lagune von Catasaja gemacht wurde, 22 Tage in Anspruch. Einestheils war es auch hier wieder der schlechte Zustand der Wege, anderntheils aber die ungeheure Menge von Gepäck, dessen Charnay für seine Arbeiten in Palenque bedurfte, was die Reise zu Lande verbot. Sollten doch Abgüsse und Abklatsche von den großen Reliefs und Inschriftentafeln der Tempel von Palenque genommen werden; und mußte man sich doch neben allem Material zu dieser mühevollen und zeitraubenden Arbeit auch mit den Provisionen für die ganze Zeit des Aufenthaltes im Walde versehen!

Die Ruinen der großen alten Tempelstadt befinden sich etwa 10 km südwestlich von dem heutigen, fast ausschließlich von Indianern bewohnten Dorfe. Ein schmaler Fußpfad, der in Folge des üppigen Pflanzenwuchses des feuchtwarmen Klimas immer bald wieder verschwindet, jetzt aber durch die Fürsorge des Distriktsgouverneurs freigelegt worden war, führt allmälig ansteigend durch dichten Wald zu der auf den äußersten Vorbergen der Cordillere belegenen Ruinenstätte. Nach einem beschwerlichen ersten Rekognoscirungsgange, einem mühsamen Emporklimmen zu den von wucherndem Baum- und Strauchwerk versteckten Tempel- und Palastruinen auf den Pyramidenhügeln, begann Charnay seine Arbeiten in derselben Weise, wie er sie hier auch vor 22 Jahren, wie sie seitdem jeder andere Besucher dieser Stätte begonnen hatte: er eröffnete einen unbarmherzigen Vernichtungskrieg gegen die unermüdlich um die Trümmer emporwuchernde Pflanzenwelt. Mit vereinten Kräften mußten seine sämmtlichen Arbeiter zunächst an die Freilegung des großen Palasthügels gehen, der ebenso wie die Mehrzahl der großen Tempelpyramiden dieser Stätte eine natürliche Bodenerhebung ist, der man durch künstliche Auf- und Uebermauerungen die Form einer drei- oder vierstufigen Terrassenpyramide gegeben hat. An der Nordseite des Hügels, die mit gewaltigen Steinplatten bekleidet und mit weit vorspringenden Pfeilern geschmückt ist, sieht man noch die Ueberreste einer breiten Treppe, die zu der obern Fläche und ihrem seltsamen, ein ungeheueres Rechteck bildenden Gebäudekomplex emporgeführt hat. Der große viereckige Thurm an der östlichen Seite dieses Rechteckes hatte, seitdem Charnay ihn vor 22 Jahren gesehen, sein drittes Stockwerk eingebüßt. In seiner Anlage mit den beiden Thürmen von Comalcalco übereinstimmend, scheint er nichts von dem reichen Schmucke derselben besessen zu haben, sondern, wie aus einigen Spuren an den Wänden zu erkennen ist, nur mit einer glatten Stuckschicht bekleidet gewesen zu sein. Desto reicher aber sind allem Anscheine nach die anderen Theile des seltsamen sogenannten Palastbaues verziert gewesen. Die große gedeckte Gallerie, die den innern Bau auf drei Seiten umzieht, jedoch in keinerlei Zusammenhang mit demselben steht, weist an ihrer Rückwand Ueberreste von kunstvollen, in Cement modellirten Ornamenten auf, die in vielen Details an unsern Rococostyl erinnern: große Medaillons mit reichgegliederter Einrahmung, in deren Mitte sich kolossale Profilköpfe befanden. Auch die Pfeiler dieser Gallerie, sowie das leicht geneigte Dach, über dem heute die Waldbäume aus einer starken Humusschicht emporwachsen, waren, wie deutlich zu erkennen ist, mit reichen Bildwerken geschmückt.

Aeußere Gallerie des Palastes von Palenque.
(Nach einer Photographie.)

In Anbetracht des unablässigen Regenwetters, das den Aufenthalt unter Zelten unmöglich machte, schlug Charnay das Quartier der Expedition für die zwei Monate ihres Verweilens in Palenque in den Räumen des alten Palastes selbst auf. Die östliche Seite der äußern Gallerie wurde als Küche und Speisezimmer benutzt, die Gallerie des innern Palastgebäudes dagegen zum allgemeinen Schlafraume bestimmt. Dieser tägliche Aufenthalt in dem merkwürdigen, weitläufigen Bau ließ den Reisenden auch täglich neue und überraschende Details in demselben entdecken und manche falsche Annahme früherer Besucher berichtigen. Der sogenannte innere Palast, d. h. die Gebäudemasse in dem weiten, durch die äußere Gallerie umzogenen Hofe, ist, wie Charnay vermuthet, das Produkt verschiedener Zeiten und Bedürfnisse. Nur so läßt sich die unharmonische, unregelmäßige und vollkommen willkürliche Zusammenhäufung der verschiedenartigsten Gebäude erklären. Hallenartige Häuser mit Bogeneingängen und reichster Ornamentirung, kleine, stallartige Hütten mit schiefen Mauern; schräge und flache Dächer, erhöhte Bauwerke, zu denen Treppen mit Hieroglypheninschriften hinaufführen; Souterrainbauten, die bis tief in das Innere der Pyramide hineingehen und durch lange Korridore an der Südseite derselben münden: das alles ist regel-

los und ohne jede Rücksicht auf Symmetrie in dem Hofraume durcheinandergebaut. Das wahrscheinlich ursprüngliche und einzige Hauptgebäude jedoch ist durch seine Uebereinstimmung mit der äußern Gallerie zu erkennen. Es liegt beinahe in der Mitte des Hofes, ist von rechteckiger Form und besteht ebenfalls aus zwei parallellaufenden, durch eine Zwischenwand getrennten Gallerien. Sechs Pfeiler tragen auf jeder Seite das leicht geneigte Dach; in der Mitte weiter auseinanderstehend, bilden sie einen breiten Eingang, zu dem mehrere breite Stufen hinaufführen. Das ganze Gebäude ist mit reichen Bildwerken geschmückt, die denen der äußern Gallerie ähnlich sind, dieselben jedoch an Großartigkeit bei weitem übertreffen. So liegt der Gedanke wohl nahe, daß jene äußere Gallerie ursprünglich eine Art von Vorhof zu diesem innern Bau gewesen ist, und daß man es hier nicht mit einem Palast, sondern mit einem altindianischen Heiligthume zu thun hat.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

Eine Fahrt durch das Palouse-Land.

Das Palouseland (Palouse Country), welches seinen Namen nach dem es durchströmenden Palouse-Flusse erhalten hat, ist der nördlich vom Snake gelegene fruchtbare Agrikulturdistrikt, welcher Gebietstheile des nordöstlichen Washington und des nordwestlichen Idaho umfaßt und im Nordosten von den Blauen Gebirgen begrenzt wird. Der Hauptort ist Colfax, welches 45 Miles in nordwestlicher Richtung von Lewiston liegt. Der südlichere Theil dieses Gebietes besteht aus einem sehr baumarmen endlosen Gewirr schwellender Hügel; im Nordosten findet man ausgedehnte Waldungen, die mit Prärien abwechseln. Seit einigen Jahren bildet das Palouseland das Hauptziel der nach dem Nordwesten strömenden Einwanderung; jeder zweite Auswanderer, den man auf den Eisenbahnen und Dampfern im Columbiathale trifft und nach dem Ziel seiner Reise befragt, wird als solches das Palouseland bezeichnen.

Am Morgen des 20. August war ich gerüstet, meine Weiterreise durch das Palouseland, und zwar zunächst nach Colfax, anzutreten. Ich erschrak, anstatt einer eleganten Concord-Stagekutsche, welche, wie man mir gesagt hatte, den Passagierverkehr zwischen Lewiston und Colfax vermittele, ein sogenanntes Buck Board vor der Thür meines Hotels halten zu sehen, das niederträchtigste Fuhrwerk in Amerika, dessen Erfinder eigentlich zeitlebens hätte ins Zuchthaus gesperrt werden sollen, zur Strafe für all das Elend, das er mit seinem Wagen an Reisenden verbrochen hat. Ein solches Buck Board ist ein ungewöhnlich niedriges, primitiv gebautes Gefährt, ohne Federn und mit zwei Holzsitzen versehen. Der Kutscher sitzt mit seinem Nebenmann dicht über den Hufen der Pferde, welche diesen bevorzugten Insassen des Wagens den Staub während der Reise fortwährend ins Gesicht schleudern. Die Räder eines Buck Board sind unverhältnißmäßig groß, wodurch das Fahren auf rauhen Gebirgswegen sehr erleichtert wird. Auch ist es fast unmöglich, ein solches Gefährt umzuwerfen, was wohl der Hauptgrund sein mag, weshalb dasselbe in den meistens in unwegsamen Gebirgsgegenden liegenden Minenlagern in „alter Zeit" so vielfach Eingang gefunden hat.

Jemand, der mit dem Reisen in diesen Ländern vertraut ist, wird im Sommer und auf staubigen Landstraßen nicht verfehlen, sich bei einer Tour per Buck Board mit einer Brille von gefärbten Gläsern und wenn möglich noch mit einem grünen oder blauen Schleier zu versehen. Indem man während der Reise die Füße unter dem Sitz auf die Zehen stellt, kann man das Mark und Bein erschütternde Stoßen des Wagens etwas vermindern, obgleich es nicht zu leugnen ist, daß eine solche Position der Füße auf die Dauer höchst ermüdend wirkt. Da ich bereits einmal in meinem wanderreichen Leben eine 80 Miles lange Fahrt per Buck Board durch die Salbeiwüste von Eureka nach Austin in Nevada mitgemacht hatte und also mit den Eigenthümlichkeiten dieses originellen Fuhrwerks wohl bekannt war, so that ich nichts schleuniger, als mir eine große blaue Brille und einen zwei Fuß langen grünen Schleier zu kaufen, ehe ich mich an Bord begab und mich, so verschönert, neben dem Kutscher auf dem Ehrensitze hinter den Pferdehufen niederließ. Der grüne Schleier und die blaue Brille hatten auch noch den Vorzug, mich die grau in grau von der Natur ausgestattete Landschaft in hübschem Farbenspiel bewundern zu lassen.

Meine Mitreisenden waren zwei in Nationaltracht gekleidete Chinesen, welche auf dem Sitz hinter mir Platz nahmen. Der eine von ihnen begab sich in das Palouseland, um die verwahrloste Wäsche der Junggesellen in Colfax in seine Obhut zu nehmen, der andere, ein fahrender Minnesänger, hielt eine mit drei Saiten bezogene chinesische Mandoline, mit einem geschlossenen runden Holzkasten als Resonanzboden daran, ein sehr primitiv aussehendes Instrument, liebevoll im Arme. Im Nacken, unter seinen Hemdkragen gesteckt, trug er einen bunten Papierfächer und gab sich das Ansehen eines großen Künstlers, der von seinem Nachbar, dem Hemdenbügler, mit vorzüglicher Hochachtung behandelt wurde. Der Kutscher, ein alter grauhaariger Rosselenker, Uncle George genannt, war während der ganzen Reise nicht dazu zu bewegen, sich mit mir in ein Gespräch einzulassen. Alle meine Fragen über Sehenswürdigkeiten in der Gegend beantwortete er mit den stereotypen Redensarten „I reckon so" — „I suppose" oder „I don't know". Wenn er nicht schlief und den klugen Thieren das Kutschiren des Buck Board allein überließ, unterhielt er sich auf eine höchst originelle Weise mit den Pferden. Uncle George's stehende Redensart, womit er jene während der Reise zum mindesten 500 Mal anredete, war: „Pick it up!" — „Pick it up, Charley!" — „Pick it up, Gold Dust!" (die Taufnamen der Gäule waren Charley und Gold Dust), und ich hörte sie so oft, daß mir diese Worte heute noch im Kopf brummen.

Als wir Lewiston verließen, setzten wir aufs Neue auf der mir bereits bekannten fliegenden Fähre über den Clearwater und fuhren alsdann den am jenseitigen Ufer an 2000 Fuß aufsteigenden Höhenzug vier Miles weit auf gewundenem Wege langsam hinan. Der Rückblick auf Le-

wiston, die Thäler des Snake und Clearwater und eine überaus wilde Gebirgslandschaft war im höchsten Grade fesselnd. Außer dem, von hier aus gesehen, verschwindend kleinen Häuserkomplex von Lewiston und einer oberhalb der Stadt am Clearwater liegenden Sägemühle war in der sich wie eine Landkarte uns zu Füßen ausbreitenden weiten Gegend kein Zeichen der Kultur bemerkbar. Vom fernen Süden kam der Snake in gerader Linie zwischen öden Felsufern hergeströmt, und von Osten schlängelte sich der Clearwater durch die Gebirgslandschaft, bis sich die beiden Flüsse bei Lewiston vereinigten und, westwärts fließend, hinter steilen Felshöhen dem Blicke entschwanden. Ein Gewimmel von nackten grauen Bergen und Hügeln erstreckte sich ringsum, im Osten, zwanzig Miles entfernt, durch einen langen, gerade abgeschnittenen Gebirgszug begrenzt, die Bitter-Root-Berge.

Uncle George, der während der letzten Meile ein Schläfchen gehalten hatte, während Charley und Gold Dust das Buck Board den steilen Fahrweg langsam und vorsichtig hinaufzogen, erwachte auf der Höhe, rief zwei Mal, noch halb im Traume, zu den Gäulen: „Pick it up!“ — „Pick it up!“ — und lustig kutschirten wir nun auf glatter Landstraße weiter. Das Panorama der hinter uns liegenden wilden Gebirgsgegend war plötzlich verschwunden, als hätte der Boden es verschlungen. So weit das Auge reichte, breitete sich eine Landschaft von „rolling hills“ aus, Farmhäuser tauchten auf, hübsche Heimstätten, Herden von Pferden und Rindern, Weizenfelder, wo das Getreide theils noch in Aehren stand, theils gerade geerntet ward: es war dies das fruchtbare Palouseland, in welches wir einfuhren. Von spontanem Baumwuchs zeigte sich nirgends eine Spur, und nur selten standen einige angepflanzte Bäume in der Nähe der Wohnungen. Die gelben Weizenfelder lagen hier und da zerstreut zwischen den Hügeln, oder zogen sich in größerer Ausdehnung über die Gipfel derselben hin. Die Farmer im Palouse-Distrikt ziehen es nämlich vor, das Getreide auf den Hügeln anstatt in den Thalsenkungen anzubauen, weil es hier eher durch den Frost leidet, als auf den Höhen. Das Terrain war außerordentlich hügelig, wie ich in einem Agrikulturgebiete noch nie etwas Aehnliches gesehen habe, eine endlose Reihenfolge von schwellenden und durch einander gewürfelten 100 bis 200 Fuß aufsteigenden Kuppen.

Die Ernte geschah durchweg mit Maschinen, wie dies überall an der pacifischen Küste der Fall ist. Wohin ich sah, zeigte sich ein interessantes Leben auf den Aeckern. Hier bewegten sich die von Pferdegespannen gezogenen Mähemaschinen neuester Konstruktion an der Seite eines erst theilweise abgemäheten Getreidefeldes entlang; und während die soeben abgeschnittenen Weizenhalme in den an der Maschine angebrachten Behälter fielen, wurden sie dort sofort von derselben Maschine zusammengerafft, sauber gebunden und in Garben regelmäßig auf das Stoppelfeld gelegt. Dort klapperte eine mit Dampf getriebene Dreschmaschine auf dem abgeernteten Felde, Staub und Spreu flogen empor, und daneben thürmten sich die weißen vollen Weizensäcke bereits zu stattlicher Höhe auf. Diese bleiben ruhig auf dem Felde liegen, bis die Farmer nach der Ernte Zeit gewinnen, sie nach den Lagerhäusern am Snake oder nach der Nordpacificbahn zu bringen. Sind die Säcke inzwischen auch dem Regen ausgesetzt, so schadet dies doch dem Getreide nicht, denn der im östlichen Oregon und Washington gezogene Weizen ist zu hart, um die Feuchtigkeit leicht aufzunehmen. Oft regnet es tagelang auf die so exponirten Weizensäcke, welche in wenigen sonnigen Stunden wieder ganz austrocknen. Der Weizen dieses Landes ist vollkörnig und von besonderer Weiße. In England pflegt man die geringeren dunkleren Sorten anderer Länder mit diesem sogenannten Walla-Walla-Weizen zu vermischen und dann zu mahlen, wodurch ein vorzügliches Mehl erzielt wird.

Wir passirten die kleine Ortschaft Uniontown, welche inmitten eines reichen Agrikulturdistriktes liegt. Der Boden producirt hier bei oberflächlicher Bearbeitung, die eigentlich in nichts Weiterm besteht, als daß er, ehe man das Getreide säet, ein Bischen aufgelockert wird, 30 bis 35 Bushel Weizen auf den Acker; bei besserer Bearbeitung des Bodens pflegt man in einem guten Erntejahre leicht einen Ertrag von 40 bis 45 Bushel per Acker zu erzielen.

Wie bedeutend die Ertragsfähigkeit des Bodens im östlichen Washington ist, geht aus der folgenden statistischen Tabelle hervor, welche von dem landwirthschaftlichen Bureau in Walla Walla veröffentlicht wurde. Dasselbe giebt den diesjährigen (1881) Durchschnittsertrag für den Distrikt Walla Walla auf 33 Bushel Weizen per Acker an; für Dayton auf 27; für Waitsbury auf 30; für Pomeroy auf 38; für Moscow auf 25 und für das übrige Palouseland auf 30 Bushel: ein im Vergleich mit dem Produkte anderer Weizenländer ganz enormes Verhältniß, was es auch erklärlich macht, weshalb der Anbau von Weizen im östlichen Washington dem dortigen Farmer, trotz der enormen Transportkosten bis auf den Markt, immer noch einen Nutzen abzuwerfen vermag.

Die Einwohnerschaft von Colfax fand ich in einer trübseligen Stimmung. Der halbe Ort war vor etwa einem Monat durch ein verheerendes Feuer eingeäschert worden, und die ständigen 600 Bewohner dieser Hauptstadt des Palouselandes nebst den durchreisenden Fremden mußten sich betreffs der Wohnungen und des Lebensunterhaltes behelfen, so gut es eben anging. Die Hitze war in diesem von hohen Bergen dicht eingeschlossenen Städtchen fast noch unerträglicher, als in Lewiston, wurde aber gegen Abend durch ein Gewitter etwas gemäßigt. Da das einzige respektable Hotel in Colfax bei dem Brande mit eingeäschert worden war, so mußte ich mich mit einem Stübchen von acht bis zehn Fuß Quadratraum in einem Gasthause niedrigster Klasse begnügen, welches so unter aller Würde war, daß ich mich sogar nach Waitsbury zurücksehnte. Wenn ich einem Todfeinde etwas recht Schlechtes bescheeren wollte, so würde ich ihn nach diesem Hotel in Colfax dirigiren; und wenn er noch nie an Unverdaulichkeit gelitten hätte, so könnte ihm bei dem dortigen Menu gewiß bald dieses amerikanische Nationalleiden in optima forma beschieden werden. Von den gepanzerten Insekten in meinem Schlafzimmerchen will ich hier gar nicht reden. An dergleichen kleine Rencontres gewöhnt sich jeder Reisende im Palouselande. Aber mich wandelt noch jetzt ein gelinder Schrecken an, wenn ich an die dort servirten Mahlzeiten zurückdenke und an den unausgesetzten Kampf mit den Schwärmen von zudringlichen Fliegen, der es Einem fast unmöglich machte, einen Bissen in den Mund zu schieben, ohne jene geflügelten Feinde zuvor mit der Serviette in die Flucht geschlagen zu haben.

Colfax liegt am South Palouse, einem kleinen zur Zeit meines Besuches fast ausgetrockneten Flusse, der dicht oberhalb und unterhalb der Stadt einige Erweiterungen von stehenden Wasserpfützen zeigte, welche hier den Namen Seen führen. Der South Palouse fällt eine viertel englische Meile unterhalb Colfax in den größern North Palouse, der sich in den Snake ergießt und etwa 20 Miles oberhalb in den Blauen Bergen in einer dichten Waldregion entspringt. Beide Flüsse, welche im Sommer so unbedeutend erscheinen, werden im Winter zu reißenden Strömen. Der North Palouse überschwemmt alsdann die Niederungen

mehrere hundert Yards weit und richtet durch Eisgang oft große Verheerungen an.

Die Witterung ist in Colfax und dem Palouselande im Winter außerordentlich unangenehm und veränderlich. Während drei Monaten ist das ganze Land mit Schnee, Eis und Glatteis bedeckt. Die häufig eintretenden warmen Chinook-Winde, so benannt nach dem am untern Columbia ansässigen Stamme der Chinook-Indianer, weil sie aus jener Richtung herwehen, machen die Wege beim Thauwetter fast grundlos; die kleinen Flußläufe sind alsdann hoch angeschwollen, und fast aller Verkehr ist unterbrochen. Zeitweilig wehen bitterkalte Winde, die das Blut fast erstarren machen: genug, es herrscht hier zu jener Jahreszeit das denkbar widerwärtigste Wetter. Die „ältesten Einwohner“, welche in jedem andern Lande als treffliche Wetterpropheten gelten, sind mit ihren Prophezeiungen über die Witterung im Palouselande geradeso unzuverlässig, als die Neuankömmlinge. Frost, Regen, Sturm und Thauwetter folgen auf einander ohne alle Regel. Im Sommer dagegen ist das Klima im Palouselande recht angenehm, und die Farmer vergessen beim reichen Ernteertrag bald wieder die im Winter ausgestandenen Mühsale.

Colfax, welches bis jetzt die Landesprodukte des Palouse-Distrikts nach Almota, einem 12 Miles von dort am Schlangenflusse liegenden Hafenplatze, verschifft hat, wird binnen Kurzem mit dem Bahnsystem der „Oregon Railway and Navigation Company“ bei Texas Ferry am untern Snake in Verbindung treten. Die Eisenbahn, welche von Walla Walla nach Grange, einer Texas Ferry am linken Ufer des Snake gegenüber liegenden neuen Ortschaft, im Bau begriffen ist, soll eine Länge von 45 Miles erhalten, und die Entfernung von Texas Ferry nach Colfax ist ungefähr dieselbe. Durch eine Schienenverbindung zwischen Colfax und dem untern Columbia wird man die ungewisse Schifffahrt auf dem Snake künftig ganz vermeiden und die Landesprodukte schneller auf den Markt bringen können. In diesem Herbste z. B. befanden sich in den Depots bei Texas Ferry nicht weniger als 1500 Tonnen Weizen, zu deren Fortschaffung die Transportmittel fehlten, und in allen Lagerhäusern an den Hauptpunkten des Territoriums waren Massen von Weizensäcken aufgespeichert, die auf Beförderung warteten: ein Zustand der Dinge, der bei einer Eisenbahnverbindung mit Portland und dem Puget Sund nicht wieder vorkommen kann. Die Eisenbahn wird sich von Colfax nach den Hauptortschaften im Palouselande, über Farmington bis nach Moscow in Idaho, verzweigen.

Die unter der Leitung des deutsch-amerikanischen Eisenbahnkönigs Villard stehende „Oregon Improvement Company“, welche die Entwickelung des Nordwestens auf ihr Programm gesetzt hat, befördert diese neuen Eisenbahnunternehmungen nach besten Kräften. Im Palouse-Distrikte besitzt jene Gesellschaft 150 000 Acker werthvoller Ländereien, welche von ihr nur an Ansiedler — nicht an Spekulanten — verkauft werden, allerdings zu höherm Preise, als den guten Palousern genehm ist. Doch es wäre Thorheit, anzunehmen, daß eine derartige Gesellschaft von Kapitalisten das von ihr erworbene Land aus purer Menschenliebe zu niedrigerem Preise, als sie es thun kann, wieder veräußern wird. Ich will noch erwähnen, daß der Anbau von Flachs im Palouselande mit jedem Jahre größere Dimensionen annimmt und eines der Hauptprodukte dieses Distriktes zu werden verspricht. Im Paradise-Thale bei Moscow wurden z. B. in diesem Jahre bereits 150 000 Bushel Flachssamen gewonnen.

Wanderungen zwischen Teimâ, Hâil, Khaibar und Bereida.

Von **Charles M. Doughty.**

II.

In Khaibar hielt mich der schurkische Lieutenant der irregulären Soldaten von Medina lange als angeblichen Spion der Muskows (es war das während des letzten türkisch-russischen Krieges), und weil ich als Ungläubiger das Land des Propheten betreten hatte, gefangen, und erst nach $2^1/_2$ Monaten befreite mich ein Befehl des Paschas von Medina aus der Haft, in welcher ich kaum einen Tag meines Lebens sicher gewesen war. Mit einem Empfehlungsbriefe desselben Paschas an Ibn Raschid versehen, brach ich von Neuem nach Hâil auf; dorthin hatte ich selbst gebeten zurückzukehren, da mir keine anderen Wege offen standen, ohne Medina passiren zu müssen. Mich begleiteten auf meine Kosten zwei Bisschr-Beduinen, die aber zu den 'Ageil-Reitern oder dem Dromedar-Corps der Regierung von Medina gehörten. Die Abreise geschah am 22. des Monats Seffer, nach meiner Rechnung etwa am 17. März 1878. Da wir nur ein räudiges 'Ageil-Dromedar besaßen, so mußte unsere Reise langsam von Statten gehen, um so mehr, da wir überall nach Beduinen suchten, um das Thier durch die frisch aufsprießenden Kräuter und uns durch Milch zu erquicken, sintemal in diesem Jahre in Khaibar eine Hungersnoth geherrscht hatte. Es war verabredet worden, daß wir über el-Hajât und Mustidschidda reisen sollten; meine Gefährten jedoch, die weder Städter noch richtige Beduinen, sondern in der Stadt verdorbene Beduinen waren, wählten sich, sobald wir Khaibar aus den Augen verloren hatten, den übrigen Weg nach ihrem eigenen Kopfe aus. Am Nachmittage kamen wir zu einigen vereinzelten Heteim-Zelten und blieben daselbst zur Nacht. Von dort zeigte sich eine Bergspitze el-Baitha, welche den Angaben der Leute zufolge etwas vor (nördlich) el-Medina liegt. Am zweiten Tage zogen wir in nordwestlicher Richtung über die Harra, schauten aber vergebens nach einem andern Nomadenlager aus. Zuweilen sahen wir einen großen weißlich gesprenkelten eßbaren Vogel (habâra) vor uns auffliegen. Den ganzen Tag über blies ein heftiger Märzwind. Bei Sonnenuntergang fanden wir einen geschützten Platz und trockenes Akazienholz, machten ein großes Feuer an und blieben dort. Auch am dritten Tage zogen wir, nach Nomaden ausschauend, über die Harra hin und suchten, als die Märznacht anbrach, Schutz unter einigen Büschen. Mit der Morgensonne aufbrechend kreuzten wir in nordwestlicher Richtung den Rand der Harra. Der Lava-Abhang über der granitischen Ebene

hat dort eine Höhe von 20 Fuß und darüber, hebt und senkt sich aber bis 30 bis 60 Fuß. Wir hatten jetzt Spuren von Arabern gefunden, die vor uns her zogen und folgten ihnen bis Mittag, wo wir sie an ihrem Halteplatze im Bezirke Jeteròha, nahe am Rande des Dschebel Hudschar, erreichten. Von dort zogen wir nach Nordosten über den Wasserplatz el-Jemmen der Auadschi-Bisschr-Beduinen auf die Harrat Ethnan zu. Dieser nicht unbeträchtliche Vulkankegel, den die Araber wegen seiner scharfen Laven nie erstiegen zu haben behaupten, ist der hervorragendste unter den hilliân, welche ich in der Harrat Khaibar gesehen habe. Bei Regenwetter glauben die Araber aus seinem Gipfel einen hellen Dampf aufsteigen zu sehen, haben aber keine Ahnung, daß die hilliân „Feuerberge" seien, und keine Ueberlieferung, daß irgend ein hilli der Harras jemals gebrannt habe. In dieser (hier granitischen) Ebene, welche wir in der Richtung auf die Harra durchzogen, fanden sich frische Spuren und zerbrochene Eier des Straußes.

Meine Gefährten schwebten in beständiger Furcht vor feindlichen Streifpartien, die uns Angesichts unserer schwachen Anzahl überfallen könnten, und sie baten mich immer wieder und wieder, in meinen Büchern nachzusehen, aus welchen ich, nach ihrer Ansicht, unser gutes oder böses Geschick herauszulesen im Stande wäre. Inzwischen steigerte sich der Märzwind zu einem Orkane, und da wir uns in offener Wüste befanden, so suchten wir nach Sonnenuntergang für die Nacht nach Art der Nomaden Schutz hinter einem großen Busche. Am folgenden Tage erreichten wir die Harrat Ethnan wieder und schliefen die Nacht am Fuße derselben Hilliân, welche ich zuerst bei meiner Reise über die Harra südwärts nach Khaibar passirt hatte. Am nächsten Nachmittage trafen wir auf der Harra jenen Ajjada ibn Abschuein mit seinen Kameelen, von dessen Zelte aus ich meine Reise angetreten hatte. „Und wie ging es Dir in Khaibar?" fragte er. „Wahrlich nicht sehr gut!" — „Habe ich Dir das nicht im Voraus gesagt — und doch wolltest Du hingehen!" Dann molk der Heteimi seine Kameele für uns und wir blieben diese Nacht einige (engl.) Meilen weiter hin in Zelten von Heteim-Nomaden. Am nächsten Morgen kamen wir nach einer Stunde Reitens zu dem Zelte jenes Mannes, der mein „rafik" von Hâil aus gewesen war und mich ungefähr in dieser Gegend im Stiche gelassen hatte; da ich jedoch zwar spät, aber doch gesund zurückgekommen war, so machte ich ihm jetzt keine Vorwürfe, und wir rasteten diesen Tag bei ihm. Am nächsten Morgen erreichten wir, stets nordwärts reitend, den Wasserplatz Baidi, zwei alte Brunnen in der Harra-Lava, welche den Bisschr gehören. Die Harra ist von hier an in großen Wellen aufgeworfen, welche oft tiefe kreisrunde Gruben einschließen. Dann ließen wir das kleine vereinzelte Dorf Thúrghrud eine halbe Tagereise zur Rechten liegen und stiegen bald darauf vom Nordrande der Harra hinab in eine mit Granitgeröll bedeckte Landschaft, welche, da dort seit dem letzten Herbste kein Regen gefallen war, nun máhal, d. h. völlig kahl und ohne einen einzigen grünen Halm war. Dann passirten wir den Berg Thulla'an Búthra[1]), unweit dessen Fuße bei meiner Hinreise Ajjada's Zelt gestanden hatte, und schliefen diese Nacht, da wir keine Araber und auch kein Wasser gefunden hatten, in einer vertieften Stelle unter dem Berge el-Ethmâd. Am folgenden Morgen zogen wir weiter, ohne Wasser und immer noch durch dieselbe todte Gegend, deshalb auch ohne Hoffnung, Araber zu treffen. Gegen Mittag aber fanden wir auf einem Berge ein kleines Loch voll Regenwasser, welches wahrscheinlich von einigen einzelnen Solubbi-Jägern gegen die glühende Sonne mit einer Steinplatte zugedeckt worden war. Dort stillten wir unsern Durst und zogen dann weiter bis zum Abend, wo wir eine bessere Gegend erreichten und bei Sonnenuntergang zuerst wieder eine von der Weide zurückkehrende und Nomaden gehörige Schafherde erblickten; wir folgten derselben und kamen zu einigen Zelten von Harb-Beduinen, welche uns aufnahmen, ein Schaf schlachteten und uns mit großer Gastfreundschaft erquickten. Da meine fremdartige Aussprache ihren Ohren sonderbar klang, hielten sie mich für einen Meschhedi, d. h. für einen Kaufmann aus Meschhed Ali, jener theilweise von Persern bewohnten Stadt südlich von Baghdad, wie deren mehrere auf dem Sûk (Bazar) in Hâil zu finden sind, welche zuweilen in die umliegenden Wüsten reisen, um den Nomaden Kleider zu verkaufen. Ein solcher Meschhedi, sagten sie, mir ähnlich, wie ein Bruder dem andern, sei wenige Tage zuvor hier durchgekommen.

Am nächsten Tage um Mittag kamen wir zu Schammar-Zelten, wo meine Gefährten Bekannte antrafen und wir die Nacht über blieben. Den folgenden Tag kamen wir vor Mittag zu dem einzelnen Weiler el-Gussa und bei Anbruch der Nacht nach dem Weiler el-Agella, brachen dann mit Sonnenaufgang auf und erblickten noch vor Mittag das schon oben erwähnte Dorf el-Kasr (Kasr el-Aschruât), wo wir zur Nacht blieben, passirten dann Göfar und trafen in der Mitte des Nachmittags in Hâil ein.

Ich fand den Emir nach Norden gezogen. Die Fürsten von Dschebel Schammar, welche viel Vieh besitzen und sich erholen wollen, folgen dem Gebrauche der Nomaden, indem sie im Frühjahre, wenn das neue Kraut aufsprießt, in Begleitung ihrer radschagîl oder Soldaten, Dromedar-Reiter und Kameelherden in die Wüste ziehen, und zwar dorthin, wo das meiste Kraut gewachsen ist, und dort sechs Wochen lang ihr Lager aufschlagen. Ihre derartigen Ferien enden gewöhnlich mit einem allgemeinen Angriffe und plötzlichen räuberischen Ueberfalle irgend welcher feindlichen Stämme. Der Emir befand sich in der nördlichen Wüste, an einigen Brunnen unweit östlich des Bezirkes von Dschauf, und hatte in Hâil als Statthalter einen eingeborenen Galla-Sklaven aus seines Vaters Hause, Anébir mit Namen, hinterlassen. Hâil aber erschien jetzt, da der Emir abwesend war und so viele mit ihm, als todte Stadt; im Sûk war fast kein Mensch zu sehen, und da die Läden geschlossen waren, zeigten sich auch keine Beduinen mehr auf dem öffentlichen Platze. Anébir, welcher früher freundlich gegen mich gewesen war, zeigte jetzt, da er das Schwert des Emir trug, dem Fremdlinge ein hochmüthiges Gesicht. Der Brief des Paschas von Medina wurde mir, da Anébir anscheinend nicht lesen gelernt hatte, durch seinen Sekretär abgenommen und stolz wieder zugestellt — aber uneröffnet. Ich bat einige Tage in Hâil verweilen und mich nach so vielen Anstrengungen etwas ausruhen zu dürfen; doch dies wurde mir abgeschlagen, ebenso wie meine Bitte, mich zum Emir oder mit dessen sicherem Geleite nach el-Kasim begeben zu können. Von wo ich gekommen, dorthin sollte ich wieder zurückgehen, sagte der Sklave in Amt und Würden, und die mich begleitenden Beduinen, deren Stamm dem Ibn Raschid unterthan war, sollten bei Todesstrafe mich nach Khaibar zurückbringen! Obwohl unser krankes Dromedar kaum mehr laufen konnte, so trieben sie doch zur Abreise, als am nächsten Morgen einige der niederträchtigen und fanatischen

[1]) Búthra bei den Heteim, Bothra bei den Annési genannt.

Leute, durch meine Zurückweisung ermuthigt, sich bereit zeigten, mich anzugreifen. Wir gingen wiederum nach Gôfar, blieben dort zur Nacht und zogen am folgenden Tage langsam südwärts, indem wir das Kameel in der Wüste weiden ließen. Bei Anbruch der Nacht sahen wir ein Wachtfeuer vor uns und fanden, als wir es erreichten, Kameelhirten, welche ihre Thiere für uns melkten; dort legten wir uns nieder und schliefen. Am folgenden Morgen passirten wir wiederum el-Agella und trafen vor Anbruch der Nacht andere Kameelherden der Schammar, von denen wir Milch erhielten; die Nacht, welche wir dort zubrachten, war regnig.

Meine Gefährten, welche mir jetzt fortwährend drohten, mich zu verlassen, da ihr Dromedar mich nicht mehr tragen konnte, und sie mit dem Nasarâni nicht nach Khaibar zurückzukehren wagten, obwohl sie in Hâil von mir die doppelte Bezahlung für die Rückreise erhalten hatten, ließ ich schwören, mich nicht in der offenen Wüste, wo ich keinen Weg kannte, zu verlassen, sondern nur bei Nomadenzelten. Denn sonst hätte ich sie, eher als daß ich durch ihre Verrätherei gestorben wäre, gezwungen oder ihnen das Dromedar mit Waffengewalt abgenommen; denn ich trug unter meinem Gewande ein Pistol, freilich eine große Last für mich, bei der herrschenden Hitze und meinen Anstrengungen, was aber den Arabern, die mich für waffenlos hielten, nie bekannt geworden war. Ich war jedoch stets diesen äußersten Maßregeln durchaus abgeneigt, weil sie sich wahrhaftig für einen Christen nicht ziemen und weil sie ähnliche Reisen für spätere Erforscher nur noch gefährlicher machen würden. Während meine fußkranken Gefährten ritten, ließen sie mich laufen, obwohl ich sehr schwach und barfuß war; doch ertrug ich alles mit Geduld, hatte aber in Folge der Anstrengung des Marschirens und der Hitze starkes Nasenbluten. So gelangten wir Nachmittags zu Zelten von Schammar-Beduinen, denselben, welche uns bei unserer Hinreise zuletzt aufgenommen hatten, nur daß sie seitdem ihre Stelle verändert hatten. Ich erzählte den Leuten von der Absicht meiner Begleiter; und die Beduinen tadelten sie darum, so daß sie mich hier nicht verlassen konnten. Auf dem nächsten Tagemarsche jedoch, da ich zu Fuß ging und die Männer auf dem Dromedare vor mir ritten, schien es, als wären sie im Begriffe, ihr Vorhaben auszuführen. Um nun einen Weg zu Arabern zurückzufinden, zog ich mit meinem Stocke hinter mir beständig eine Linie in den harten Kies, was meine Anstrengung nur noch vermehrte. So kamen wir in eine Gegend, wo viel Kraut gewachsen war, und erblickten Nachmittags vor uns nahe dem Berge Sfae schwarze Nomadenzelte, welche meine Begleiter, da sie niedrig und nahe neben einander aufgeschlagen waren, für solche der Heteim erklärten, und so verhielt es sich auch. „Hier — sagten sie — wollen wir Dich lassen und wir wollen Dich diesen Arabern empfehlen, daß sie Dich weiter senden, wohin Du gehen willst, nach el-Kasim."

Wo immer ich jetzt zu Arabern kam, kannten sie mich; einige hatten mich in Hâil gesehen, die übrigen hatten von dem Nasarâni, der im Araberlande herumwanderte, gehört und kannten mich der Beschreibung nach. Und dies, während es doch wegen ihres bittern Fanatismus leicht hätte anders sein können, that mir gewöhnlich gute Dienste, weil sie Gutes von mir gehört hatten, daß ich weder einem Menschen noch auch dem Lande irgendwie Böses zugefügt hätte, weder durch meine Spionirerei noch durch unsere boshaften Zauberkünste, sondern daß vielen Leuten durch meine Medizinen geholfen worden, und daß die Prinzen in Hâil selbst mich mit Achtung behandelt hätten.

In der Nacht machte ich hier meine Wirthe mit der Absicht der beiden Beduinen bekannt, und als letztere am folgenden Morgen mir zuriefen und mit meinem Gepäcke fortritten, weigerte ich mich ihnen zu folgen. Die Heteim sagten zwar zuerst, sie wollten mich nicht wieder aufnehmen, aber mein Wirth ließ sich erweichen; ich ging mit ihm hinaus und wir zwangen meine Leute zurückzukehren, zuerst das Gepäck niederzulegen und dann mir einen Theil des Geldes zurückzuerstatten, welches sie fälschlich für die Rückreise nach Khaibar erhalten hatten. Dann ritten sie davon und ich blieb in den Zelten der Heteim zurück.

Diese Nomaden scheuten sich mich weiter zu senden; aus Furcht, der Emir würde es von ihnen fordern, sagte mein Wirth, wenn ich dies Jahr bei ihm bleiben wollte, würde er mir seine Kameele zu weiden geben, und ich sollte nicht Hunger leiden und könnte mit dem nächsten Hadsch (Baghdader Pilgerkarawane) nach el-Irak hinaufziehen. Als ich später in ihn drang, mich nach el-Kasim zu schicken, willigte er ein, mich für mein Geld zu einem Scheich der Harb, Ibn Nâhal, zu bringen, der in einer Entfernung von zwei Tagereisen oder weniger gegen Osten lagere, und ich würde finden, daß diese Harb im Stande wären, mich nach meinem Ziele zu geleiten.

Unser Weg führte über die hier aus plutonischem Gesteine bestehende Wüste nach Osten; am zweiten Tage fanden wir das Harb-Lager bei der kleinen Palmenoase Soleima (S'leimi), welche von wenigen Schammarfamilien bewohnt wird. Von hier erblickten wir im Süden nach el-Medina hin in weiter Entfernung den Rand eines mächtigen Gebirges, el-'Alem. Bei Ibn Nâhal angekommen, wurden wir zu Abend bewirthet; aber da er vor Ibn Raschid Furcht hatte, machte er viele Ausflüchte und gebot uns weiter zu reiten. Dieser Mann, aus armer Familie stammend, hatte sich zu dem Reichthume der größten Scheichs emporgeschwungen, denn er besaß jetzt 300 und einige Kameele und einen nicht geringen Schatz an Silber, im Gesammtwerthe von vielleicht 1500 Pf. St. Als Beduine geboren, war er durch natürlichen Verstand ein gewitzter und glücklicher Kaufmann; er kaufte im ganzen Bezirke sammen (geklärte Butter von Ziegen- und Schafmilch) auf und schaffte sie nahezu 500 engl. Meilen weit nach Dschidda hinab, wo er seine Waare mit großem Nutzen wieder verkaufte. Auch hatte er mit Kameelherden nach Aegypten Handel getrieben. Es ist keineswegs so sonderbar, bei diesen Beduinen einen so bürgerlichen Geist zu finden, denn sie sind Beduinen von Medina und in ihren Sitten mit städtischem Leben vertraut, wie denn auch ihre Sprache nach der Stadt und dem Hidschâz klingt.

Nach Sonnenuntergang setzten wir uns wieder auf die Thiere und gelangten, in der ersten Stunde der Nacht durch ein Wachtfeuer geleitet, zu anderen Harb-Zelten; der Hausvater empfing mich in edler Weise, versprach mir, Mittel zu finden mich nach el-Kasim zu senden, und zeigte mir auch am Morgen kein böseres Gesicht, nachdem er erfahren hatte, daß ich ein Nasarâni sei.

Am vierten Tage darauf fand ich einen bei den Schammar lebenden 'Annôse-Beduinen, welcher einwilligte mich für einen guten Preis nach Bereida (Boreida) zu führen. Unser Weg ging nun zuerst nach Nordosten; denn es waren gefährliche Zeiten, und es wurde berichtet, daß Ibn Sa'ud, der Wahabi, mit den 'Ateiba auf einem großen Kriegszuge begriffen, die südliche Gegend besetzt und bis an die Mauern von 'Aneize gekommen sei; es würde böse für uns sein, dieselben zu treffen, da sie meinen Begleitern feindlich waren, und außerdem hätten sich die Nomaden aus allen angrenzen-

den Gebieten zurückgezogen und die Wüsten verlassen, welche auf unserm Wege menschenleer sein würden. Nach einer Tagereise erfuhren wir, daß das Gerücht, wie es in Arabien, einem stets von Alarm erfüllten Lande, gewöhnlich der Fall ist, nur zum Theil wahr sei. Von nahe er-Rauḍa, wo wir in der Wüste geschlafen und im N.-W. das Ende des östlich von Hâil liegenden Dschebel Selmâ gesehen hatten, gingen wir deshalb wieder nach S.-O. und kamen am zweiten Abende zu Beduinenzelten vor Semira. Dies ist ein sehr altes Dorf in der Wüste, von einer hohen Mauer umgeben und bewohnt von einigen 30 Familien der Beni Temmîm, die erst die Besitzer und dann theilweise Nomaden in einem so großen Theile von Nedschd waren. Was aber sonderbar ist, ist, daß man in Semira keine Palmen sieht, welche dort nicht gedeihen wollen; die Leute bauen dafür Getreide. Das Grundwasser ist sehr nahe unter der Erdoberfläche, und Semira war ohne Zweifel zu allen Zeiten ein Hauptwasserplatz. In dieser Gegend war der alte Weidebezirk der Ruualla; hier versammeln sich jetzt die Harb-Stammesgenossen unter Ibn-Raschid einmal im Jahre, um eingeschätzt zu werden, und hier ist eine Wasserstation der Baghdader Pilgerkarawane, welche über Land unter Ibn-Raschid's Führung nach Mekka zieht. Wir sprachen in Semira vor, um zu frühstücken. Ich bemerkte, daß mein Wirth mich kannte; er war unlängst in Hâil gewesen, fragte, wohin wir jetzt reisten, und lächelte freundlich, denn er war zu edelmüthig, mehr zu sagen. Bei den besseren Leuten gilt es nicht als Verbrechen Christ zu sein, wohl aber bei den weniger zahlreichen gefährlichen Fanatikern.

Wir setzten unsere Reise fort am Fuße des großen schwarzen Basaltberges Habbeschi, über welchem die Sonne aufging, als wir Semira betraten. In der Wildniß trafen wir auf einen einzelnen Reisenden, einen in Medina ansässigen Beduinen, welcher Kleinvieh an die Schlächter verkaufte und auf seinem Dromedar über Land geritten war, um seine jährlichen Einkäufe zu machen. Da er dieselbe Richtung verfolgte, ritten wir in Gesellschaft. Auch dieser Mann kannte mich, denn er war auch bei jenen Harb unweit Soleima vorbeigekommen, und zwar nach unserer Abreise, hatte dann aber einen nähern Weg eingeschlagen. Soleima, rechnet man, liegt vier starke Dromedar-Tagereisen von Medina, was circa 200 engl. Meilen entsprechen mag.

Dies ist die nördliche Harb-Wüste, welche ich, wie oben die Gebiete der Schammar, voll von Nomaden fand, welche je nach Familienverwandtschaft in wenigen Zelten zusammen lagerten (ferridsch, plur. ferdschân); überall und namentlich hier unweit des Wadi er-Rummah findet sich Grundwasser in geringer Tiefe und es giebt sehr viele kleine Quellen. Jenes Wadi zog sich, wie meine Gefährten erzählten, stets in einer Entfernung von etwa einer halben Tagereise längs unseres Weges hin. Alle paar Stunden fanden wir auf unserer Reise Beduinenzelte, deren Lage wir von den Harb in Erfahrung gebracht hatten. Diese Nacht blieben wir bei anderen Harb-Nomaden.

Am nächsten Tage kamen wir aus dem Berglande hinaus auf die große Ebene Ghraimâr, wo wir bei einer Quelle eine Abtheilung wandernder Harb trafen. Das ganze ebene Gebiet von hier bis el-Ḳaṣîm heißt Fuëilik. Die Weiler 'Autheim und Malh'aul am Fuße eines Berges zur Linken lassend, reisten wir den ganzen Tag. Gegen Abend brach ein wüthender Sturm mit Blitz und Regen über uns los, und wir legten uns zur Nacht in der überschwemmten Wüste hinter unseren Dromedaren als Deckung nieder. Im Morgenlichte entdeckten wir unweit vor uns Beduinenzelte, wo wir den Tag über verweilten. Am folgenden Tage setzten wir unsere Wanderung durch die Wüste nach el-Kasim fort und kamen aus der plutonischen Gegend in ein Sandsteingebiet am Fuße eines langen, niedrigen Gebirgsrückens Sâra; aus Furcht vor Ueberfällen durch die 'Ateiba wollten wir denselben zwar zur Nachtzeit passiren, aber da meine von Schlaf und Müdigkeit übermannten Gefährten obendrein in der Dunkelheit sich verirrten, so machten wir um Mitternacht Halt, legten uns nieder und schliefen. Am nächsten Morgen hatten wir nur noch eine Stunde hinabzusteigen, dann befanden wir uns vor dem ersten Palmendorfe von el-Kasim im Beginn des Nefûd, er-Rauḍ. $1^1/_2$ Stunden weiter erreichten wir die Oase el-'Ajûn, ein blühendes Handelsdorf gleichfalls am Rande des Nefûd, an den Handelsstraßen zwischen Norden und Süden. Zwei Stunden weiterhin lag el-Garra, eine kleine Palmenoase in dem Nefûd von Ḳṣim; dann noch $1^1/_2$ Stunden bis zu dem kleinen offenen Dorfe el-Schuḳ-ḳûḳ und kaum 5 engl. Meilen weiter war Bereide (im Lande selbst wird der Name Boreida ausgesprochen) erreicht.

* * *

Auf der mit Nro. 14 ausgegebenen Karte sind einige der im Text erwähnten Brunnen nicht verzeichnet, welche ungefähr folgende Lage haben: Hŷza 27° 54' nördl. Br., 37° 9' östl. L. Paris; Koatscheba 27° 46' nördl. Br., 38° 41' östl. L. und Baitha Nethil 27° 14' nördl. Br., 39° 35' östl. L. Der Nefûd nordwestlich von 'Aneize heißt Nefûd el-Kasim; el-Abanat südwestlich von 'Aneize ist keine Ortschaft, sondern der Name der zwei Berge, zwischen welchen das Wadi er-Rummah hindurchzieht.

Die Bewohner von Lagos.

Ursprung; Sitten und Gebräuche; Sprache.

II.

Vorläufig geht diese Bodenkultur allerdings, wie in den meisten frisch erschlossenen Landstrichen, über ein rohes Ausnutzen der Naturkraft nicht hinaus. Zwischen die gefällten Riesenstämme wird nach Wegräumung des Unterholzes die erste Aussaat an Mais, Kassava, Yams, süßen Kartoffeln oder Hirse gemacht. Im nächsten Jahre wird das Holz verbrannt und nun ohne Düngung und ohne irgend eine geordnete Schlagwirthschaft jahraus jahrein gepflanzt und gesäet, bis der ausgesogene Boden brach liegen bleibt und andere Strecken in Angriff genommen werden.

Auf die Lebensweise der Eingeborenen ist dieser Fort-

schritt indeß von großem bessernden Einfluß gewesen. Neben dem reichlichen Ertrage der Lagunenfischerei ist der Verbrauch an animalischer Nahrung, die jetzt leichter und billiger zu beschaffen ist, in stetem Wachsen begriffen. Das Fleisch sämmtlicher Hausthiere und mancherlei Geflügel bildet einen bedeutenden Konsumartikel auch unter den Schwarzen, deren vegetabilische Zukost in Mais, Yams und Kassava besteht. Reis wird vorläufig noch in geringem Umfange gebaut; dieser aber dem eingeführten vorgezogen und demgemäß auch höher bezahlt. Merkwürdiger Weise trinken die Schwarzen, welche zu der Mahlzeit nur Wasser nehmen, in den seltensten Fällen Milch, verstehen aber in großen Mengen den berauschenden Palmwein zu vertilgen, während Branntwein nur gelegentlich genossen wird. Tabackkauen und Schnupfen ist eine unter den Männern jeden Lebensalters weit verbreitete Gewohnheit. Zur Bereitung von Schnupftabak wird der im Handel übliche Rollentabak mit der Hand zwischen zwei Steinen gerieben und ihm dabei zur Erhöhung des prickelnden Reizes in der Nase ein Zusatz von Natron oder einer aus dem Innern eingeführten Art Soda, Kanun genannt, gegeben.

Die gewöhnlichen Wohnungen bestanden vor der britischen Annexion aus einfachen, elenden Erdhütten von 3 bis 8 Fuß Höhe. Bessere Häuser, meistens im Viereck erbaut, waren gebildet aus zwei in der Entfernung von 6 bis 8 Fuß aufgeführten Parallelwänden von 60 bis 80 Fuß Länge. Diese Umfassungsmauern wurden entweder aus dem Lagunenschlamm aufgeführt, oder bestanden aus zwei Bretterwänden, deren Zwischenraum mit Schlamm ausgefüllt wurde, oder endlich in einfachster Weise aus einer Reihe zusammengebundener Bambusstäbe. Dünnes Lattenwerk mit übergelegten Palmblättern bildete das leichte Dach. Querwände theilten in Abständen von 7 bis 8 Fuß den zwischen den Umfassungsmauern liegenden Raum in kleine quadratische Gemächer, die ohne Fenster nur durch eine Thür mit der hinter dem Hause durch das weit überstehende Dach gebildeten Veranda in Verbindung standen. Diese Räumlichkeiten waren mit Holz oder Bambuslagen eingedeckt, denen eine dicke Lage Schlamm oder Lehm eine Art von Feuerfestigkeit verleihen sollte. Der Hausherr war Inhaber der größten und schönsten dieser Räume. Jeder Frau mit ihren Kindern war eins angewiesen und andere für Gäste, Verwandte, Sklaven oder zur Unterbringung von Vorräthen und Werthsachen bestimmt. In der guten Jahreszeit lebte und schlief die gesammte Familie indeß auf der Veranda und zog sich nur vor der Kälte oder in Krankheitsfällen in die Zimmer zurück. Dort angezündete Feuer mochten manchen Erstickungstod herbeiführen, der dann Hexen und Zauberern zur Last gelegt wurde. Außer einigen Körben und Matten und vielleicht einem rohen Stuhle gab es keinen Hausrath.

Häuser und Hütten pflegten in regellosem Durcheinander möglichst dicht zusammengebaut zu werden, so daß die engen und winkligen Gassen meistens nur Rinnsale für das abfließende Regenwasser bildeten. Die von Gerüchen aller Art geschwängerte Luft solcher Ortschaften erzeugte häufige Epidemien, und bei der leichten Bauart legte eine ausbrechende Feuersbrunst oft ganze Städte in Asche. Das eifersüchtige und barbarische Regiment eingeborener Könige ließ Neuerungen und Verbesserungen in dieser Hinsicht lange Zeit nicht aufkommen. Wurde doch ein Mann, welcher gewagt hatte, seine Zimmer mit weißer Farbe zu tünchen, unter der Anklage, sein Haus dem des Fürsten ähnlich machen zu wollen, grausam hingerichtet und sein Hab und Gut eingezogen. Seit das Gebiet indeß als Kolonie unter englischer Verwaltung steht, hat sich das Aussehen der Stadt Lagos gewaltig verändert. Gesunde und reinliche Häuser sind entstanden und finden auch bei den Eingeborenen immer mehr Anklang, denen sich mit der Verbesserung aller Lebensgewohnheiten auch erweiterte Lebensanschauungen erschließen werden. In dieser Beziehung hatte die starke Einwanderung aus Westindien und Brasilien günstig eingewirkt, welche neben weißen Männern auch ein zahlreiches Element früherer Sklaven des Yorubestammes mit ihren Kindern nach Lagos zurückgeführt hat. Diese Schwarzen haben nun, ohne ihre Stammeseigenschaften zu verleugnen, entwickelte Geistesgaben, erweiterten Gesichtskreis und manche Erfahrungen als Vorbild für die heimischen Brüder importirt. Sie sind nebenbei die Einzigen von allen Einwanderern, die in Lagos ohne vorherigen leichtern oder schwerern Akklimatisationsproceß zu leben vermögen.

Die folgenden Ziffern, dem Ergebnisse des letzten Census vom Jahre 1872 entnommen, können demgemäß keinen Anspruch auf Genauigkeit mehr erheben, gewähren aber einen interessanten Einblick in die Bevölkerungsstatistik der Kolonie Lagos.

Distrikt	Einwohnerzahl						Total	Berufsstatistik		
	Weiße		Afrikaner		Total			Ackerbauer	Handwerker	Handeltreibende
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen				
Stadt Lagos und nächste Umgebung	77	5	16 893	19 030	16 970	19 035	36 005	2 165	63	2 875
Nördlicher Distrikt	—	—	5 313	7 088	5 313	7 088	12 401	3 149	17	10
Oestlicher „	10	—	1 842	2 162	1 852	2 162	4 014	773	—	1 588
Westlicher „	2	—	3 726	4 073	3 728	4 073	7 501	1 698	—	52
Total	89	5	27 774	32 353	27 863	32 358	60 221	7 785	80	4 525

Von dieser Eiwohnerzahl waren:

Eingeborene Lagosianer 34 576
Angehörige benachbarter Stämme . . 21 311
Fantis 354

Einwanderer:

von Sierra Leona 1 533
aus Brasilien und Cuba . . 1 237
aus dem britischen Westindien 68 = 2 838
Europäer 94

NB. Die Summe stimmt mit der Einwohnerzahl nicht genau überein.

Nach den Religionsbekenntnissen vertheilten sich die Bewohner auf:

Christen:		
der englischen Kirche angehörig	3 145	
Wesleyaner	1 048	
Baptisten	71	
Presbyterianer	2	
Katholiken	572 =	4 838
Mohammedaner		10 595
Heiden		44 788
Total		60 221.

Die sämmtlichen Negerstämme, welche in einer Gesammtzahl von etwa 2 bis $2\frac{1}{2}$ Millionen den Landstrich bewohnen, welcher sich an der Küste von Porto Novo bis Benin und im Innern von Dahome bis an den Niger ausdehnt, besitzen den gemeinschaftlichen Sprachstamm der Jorubesprache, deren Bezeichnung dem Namen des zahlreichsten Volkes entnommen ist. Diese Grundsprache wird nun allerdings an verschiedenen Orten in mancherlei Dialekten und Eigenthümlichkeiten geredet, deren Grundformen in der Art der Bildung von Substantiven durch Vorsilben, in häufiger Elision der Vokale, in der Unbeugsamkeit des Verbums und in dem bedeutenden Einflusse, welchen Aussprache und Ton auf den Sinn des Wortes ausüben, indeß überall dieselben sind. Diese letztere Eigenthümlichkeit begründet die Entwickelungsfähigkeit der Sprache, zugleich liegt in ihr aber auch die Schwierigkeit des Erlernens für den Europäer.

Obgleich durch das Zusammenleben mit Mohammedanern, welche stets den Koran oder Theile desselben mit sich führen, die Eingeborenen schon längst Kenntniß von einer Schriftsprache gehabt haben müssen, so ist doch der Versuch, auch die Jorubesprache durch Schriftzeichen zu fixiren, erst in neuerer Zeit von amerikanischen Missionären unternommen. Jetzt versteht ein großer Theil der Eingeborenen in ihrer Sprache zu lesen und zu schreiben, und es giebt sogar neben anderen Werken ein vom Bischof Crowther verfaßtes Wörterbuch: Englisch-Joruba und umgekehrt.

Neben dieser Sprache ist ein im Patois der Sierra-Leone-Küste mit gewissen Anklängen an erstere gesprochenes Englisch vorherrschend, und die zugezogenen Brasilianer haben ein korrumpirtes Portugiesisch eingebürgert.

Herrmann Vogt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Etwas spät, aber doch noch so zeitig, daß sie vor Beginn des Hallischen Geographentages Verbreitung finden konnten, sind die „Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages zu Berlin am 7. und 8. Juni 1881" erschienen (Berlin, D. Reimer 1881). Sie enthalten 1) Vorträge und 2) Verhandlungen über schulgeographische Fragen. Unter ersteren ragt an Umfang und Bedeutung Meitzen's von uns bereits gewürdigte Arbeit über das deutsche Haus und seine volksthümlichen Formen (s. oben S. 183) hervor; ferner der Vortrag von Zöppritz, über die Mittel und Wege zu besserer Kenntniß vom innern Zustand der Erde zu gelangen, und von J. J. Rein über die Bermudasinseln und ihre Korallenriffe. Letzterer begründet im Gegensatze zu der Darwin'schen Senkungstheorie seine schon früher ausgesprochene Ansicht, daß Korallenriffe sich überall da bilden können, wo die Grundbedingungen für die Ansiedelung der sie erzeugenden Polypen in Bezug auf Temperatur, Klarheit des Wassers und Nahrungszufuhr durch Wellenschlag sowie eine feste Unterlage gegeben sind, mag nun diese Unterlage eine untergetauchte Küste oder eine submarine Bodenerhebung, mag letztere vulkanischen, organischen oder anderen Kräften zuzuschreiben sein.

— Die Agitation unter den Juden Rumäniens behufs Auswanderung nach Palästina hat so bedeutende Verhältnisse angenommen, daß man nach der „A. Z." (27. März 1882) die Zahl der zur Auswanderung entschlossenen wohl etwas übertrieben auf 50000 schätzt, etwa den fünften Theil aller nach Rumänien zuständigen Juden überhaupt. Zum größten Theil sind das, von Schankwirthen abgesehen, in großer Armuth lebende Handwerker, wie Maurer, Klempner, Glaser, Schneider und Lohnkutscher, welche auch hinsichtlich der Bildung weit hinter den ärmsten ihrer Glaubensgenossen in Oesterreich, Deutschland und Frankreich zurückstehen. Nur ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil der rumänischen Juden lebt unter Verhältnissen, welche ihnen die Konkurrenz mit den den rumänischen Geldmarkt und Getreidehandel beherrschenden Spekulanten griechischer Abkunft ermöglichen.

— Die russische Regierung hat unlängst eine Statistik über Ein- und Auswanderung veröffentlicht, welche abgesehen von den ohne gesetzliche Erlaubniß Ausgewanderten, welche zumeist den gebildeten und wohlhabenden, selbst reichen Kreisen angehören, folgende Zahlen ergab:

Jahr:	Es verließen Rußland:	Es kamen zurück:
1871	141 000	118 000
1872	199 000	188 000
1873	236 000	204 000
1874	286 000	252 000
1875	329 000	297 000
1876	317 000	303 000
1877	331 000	284 000
1878	342 000	305 000
1879	298 000	245 000
1880	295 000	259 000
1871 bis 1880	2 807 000	2 455 000

mithin mehr ausgewandert, als zurückgekehrt 852 000 Personen. Dafür wandern beständig Ausländer in großer Anzahl, namentlich Deutsche, ein, welche angeblich in Rußland bald reich werden, da sie nicht nur von ihren Gesandtschaften und Konsulaten, sondern auch von ihren Landsleuten im russischen Staatsdienste beschützt werden, und als Ausländer die schweren Steuern der Russen nicht zu entrichten haben. Ihre Bewegung über die Grenze drückt sich in folgenden Zahlen aus:

Jahr:	Einwanderer:	Auswanderer:
1871	229 000	223 000
1872	313 000	291 000
1879	391 000	374 000
1880	406 000	388 000

was im Durchschnitt eine jährliche Zuwanderung von 16 000 Personen ausmacht. Da die einwandernden Deutschen meist

kleine Kaufleute, Händler, niedere Eisenbahnbeamte &c. sind, so wird es mit ihrem „Reichwerden“ wohl nicht ganz so schlimm stehen, als die Russen glauben resp. zu glauben vorgeben.

Asien.

— Ein Artikel des „Nowoje Wremja“ vom 18. Februar (2. März) d. J. bezeichnet nach Aufhebung der Statthalterschaft im Kaukasus als wichtigste Aufgaben der neuen Verwaltung zur Hebung des ganzen Gebietes die Herstellung guter zu jeder Jahreszeit brauchbarer Wege nach allen Punkten an der Küste des Schwarzen Meeres, Anlage eines guten Hafens zu Anapa, Tuapse, Gelendshik oder Noworossiisk, Anschluß desselben an die Eisenbahn und möglichste Ausdehnung des Eisenbahnnetzes.

— Wie die „Mosk. Wjedom.“ mittheilen, war am 18. (30.) Juli 1881 Herr N. Konschin aus Moskau mit einer von ihm ausgerüsteten Karawane zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen nach der Achal-Teke-Oase und Merw abgegangen. Nach einigem Schwanken und verschiedenen Berathungen haben die dortigen Einwohner gern die Gelegenheit benutzt, europäische Waaren namentlich gegen Teppiche einzutauschen. Am 14. März d. J. ist die Karawane, nachdem sie ihren ganzen Vorrath abgesetzt hatte, wieder in Aschkabad eingetroffen.

— Die Russ. Geogr. Gesellschaft beabsichtigt im nächsten Jahre eine Expedition nach Inner-Asien zu senden, welche besonders den Vulkanismus im Tiön-schan studiren soll. Vielleicht wird Oberst Prschewalski die Führung derselben übernehmen.

— Ueber den Landhandel Ostindiens hat Mr. O'Conor soeben einen interessanten Bericht veröffentlicht. Da die Gebiete, nach welchen derselbe geht, insgesammt uncivilisirt sind, so hat er noch keine große Ausdehnung gewonnen und wird sie auch in vielen Jahren noch nicht gewinnen; doch ist eine stetige, wenn auch langsame Vermehrung, wenigstens was Kabul, Kaschmir und Nepal anlangt, zu bemerken. Der Handel mit Kandahar ist in Folge des letztjährigen Einfalles von Ajub Chan, derjenige mit Birma in Folge der dortigen Monopole zurückgegangen. Der Export indischen Thees nimmt zu, ist aber dem durch Indien gehenden Export chinesischen Thees noch nicht annähernd gleich. Nach O'Conor's Ansicht bieten Afghanistan, Persien, Turkestan und Jarkand einen guten Markt dar, und würden jährlich wenigstens 5 Millionen Pfund indischen Thees verbrauchen, wenn die indischen Pflanzer sich nur die Mühe geben wollten, den Thee nach dem Geschmacke jener Völker zuzubereiten.

— Fortgesetzt sind französische Reisende mit der Erforschung Hinterindiens beschäftigt. Auf S. 111 des vorigen Bandes besprachen wir sieben solche Unternehmungen; einige weitere wurden in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 17. Februar d. J. erwähnt. Hauptmann Aymonier begiebt sich im Auftrage des Unterrichtsministers nach Indochina; ihn begleitet der Lieutenant der Marine-Infanterie Sorin, welcher bereits an der Expedition Borgnis-Desbordes nach dem Senegal sich betheiligte. Ferner haben zu Ende des vorigen Jahres Lieutenant Septans, welcher schon früher den Dr. Neïs zu den Quellen des Donaï begleitete („Globus“ XL, S. 111), und Dr. Mondon Saigon verlassen, um das Land der Moïs, die Gegend zwischen dem obern Mekong und dem chinesischen Meere in 12° bis 14° nördl. Br. zu erforschen. Schließlich schreibt der Gouverneur von Französisch-Cochinchina am 3. Februar 1882, daß Lieutenant Gauthier ins Innere abgereist ist; derselbe will von Bienhoa nördlich bis zur Breite von Hué, der Hauptstadt Annams, hinaufgehen und über das chinesische Meer zurückkehren.

— Schiffslieutenant Louis Delaporte ist von seiner archäologischen Reise in Kambodja (s. „Globus“ XL, S. 335) bereits wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Er verließ Marseille am 3. October v. J. und fand in Saïgon vielfache Unterstützung: der Gouverneur Le Myre de Vilers stellte ihm ein Dampfboot zur Verfügung und ließ ihm durch den Colonialrath 8000 Francs bewilligen und die große Schifffahrtsgesellschaft Roque bot ihm ihre Dampfschaluppen zur unentgeltlichen Beförderung seines Personals und Gepäcks an. Von Phnom Penh, der Hauptstadt von Kambodja, begab sich Delaporte sofort nach den Ruinen von Angkor, wo er die unerwartete Entdeckung machte, daß die dortigen Tempel dem Brahmanenthume angehört haben: in den höher gelegenen Theilen von Angkor-Vat grub er Meisterstücke der kambodjischen Bildhauerkunst aus, Basreliefs, die einst vergoldet waren, Giebel und Einrahmungen, welche sich insgesammt, bis auf die Stücke, welche das innerste Heiligthum schmückten, auf Rama und Wischnu beziehen. Dasselbe war der Fall bei den meisten der in Angkor Tom neu gefundenen Bildwerke, in denen auch Siva's Emblem, der Phallus, vorkommt; dort wurde der Palast der Chmer-Könige aufgegraben, dessen über einander liegende Terrassen mit prächtigen Basreliefs geschmückt sind. Delaporte hatte schon 300 Photographien und 40 Abklatsche genommen und einige werthvolle Originalstücke gesammelt, als er zu Neujahr 1882 erkrankte und über Saigon heimzukehren gezwungen war. Dasselbe Schicksal traf den Ingenieur Faraut und den Zeichner Tille. Doch nahmen die Arbeiten unter Leitung des Marinearztes Dr. Ernault ihren Fortgang und sollten bis Mitte März, wo die Hitze für Europäer schon zu groß wird, fortgesetzt werden. Man gedachte Mitte Januar nach Batta-Long zu fahren und dann die Ruinen am Ufer des Mekong zu besuchen.

— In Frankreich beschäftigt man sich seit Kurzem mehrfach mit dem Plane einer Durchstechung der schmalsten Stelle der hinterindischen Halbinsel, des Isthmus von Krau unter $10\frac{1}{2}$ Grad n. Br. Unter Anderen hat Deloncle, ein Beamter des Auswärtigen Ministeriums, diese Frage studirt und ist unlängst von Lyon nach der Halbinsel von Malakka abgereist, um sie an Ort und Stelle weiter zu verfolgen. Es handelt sich darum, den Fluß Paktscham, welcher die britische Kolonie Tenasserim von den siamesischen Besitzungen trennt, durch einen angeblich in sandigem Boden leicht herzustellenden Kanal mit dem dem Meerbusen von Siam zufließenden Htaung oder Htaung-Phai zu verbinden und letzteren zu vertiefen, um so eine Wasserstraße zu gewinnen, welche die Fahrt von Westen her nach Cochinchina, China und Japan um etwa vier Tage verkürzt. Deloncle meint, daß der Kanal nur ca. 100 Millionen Francs kosten könnte, daß aber mehr als die Hälfte aller jetzt mit dem Umwege über Singapur verschifften Transitwaaren (2500000 Tonnen jährlich) den Kanal vorziehen würde. Eine Abgabe von 5 Francs per Tonne verzinste also das aufgewendete Kapital vollständig. Dem wird aber von anderer Seite entgegengehalten, daß für die aus dem Rothen Meere kommenden französischen Schiffe, welche ihren Kurs doch südlich von Ceylon nehmen, der Umweg über Singapur kein so großer sei, daß aber fast der ganze Vortheil des Kanals den Engländern für ihren Verkehr von Bengalen und Britisch-Birma nach dem Osten zu Gute kommen müsse, wie denn auch die Engländer schon seit dem Jahre 1843 dieser Landenge ihre Aufmerksamkeit zugewendet, mehrere Expeditionen dorthin gesendet und die Anlage einer Eisenbahn daselbst geplant haben, welche freilich nicht zu Stande gekommen ist. Außer M. Deloncle betreibt in Frankreich auch der Ingenieur Léon Dru den Plan der Durchstechung der Halbinsel Malakka; derselbe hat neben dem Isthmus von Krau zwei bedeutend südlicher gelegene Landengen, diejenige von Schaija (zwischen 8° 20′ und 9° 20′ n. Br.) und die von Talung (etwa unter $7\frac{1}{2}$° n. Br.) behufs näherer Untersuchung in

Vorschlag gebracht und eine „Société de recherches“ gegründet, welche die Sache in die Hand nehmen will.

Afrika.

— In Algerien ist ein Gesetz veröffentlicht worden, nach welchem die Mohammedaner Zunamen annehmen müssen. Der Vater, Oheim oder ältere Bruder hat das Recht, einen für die Söhne, Neffen oder jüngern Bruder bindenden Namen zu wählen, für Familien ohne männliche Mitglieder hat es die Mutter, Tante oder ältere Schwester. Personen ohne Familien können ihre Namen wählen, oder es wird die Regierungskommission denselben einen solchen geben. Jede Person erhält eine Identitätskarte, und es wird von nun an ein Register der Geburten, Todesfälle, Heirathen und Ehescheidungen geführt werden.

— In jüngster Zeit haben sich zwei wissenschaftliche Gesellschaften gebildet, deren Thätigkeit sich auf Aegypten richten wird, in Paris die Société des Etudes du Nil und in London eine Gesellschaft zur Aufgrabung der Ruinenhügel des Deltas. Erstere, eine Schöpfung des Herrn de la Motte, beabsichtigt zunächst ein genaues Studium der hydrographischen Verhältnisse des Nils und des bestehenden Systems der Wasserverwerthung mit dem Zwecke, letztere sowie die Schifffahrt auf dem Strome zu verbessern und zu heben und die Schätze des Landes besser auszubeuten. Die englische Gesellschaft gedenkt zunächst in der Landschaft Goschen nachzugraben, weil sie dort Aufklärung über den Aufenthalt der Juden in Aegypten zu finden hofft, in zweiter Linie in Naukratis, der altgriechischen Kolonie im westlichen Delta. Ferner sind ins Auge gefaßt die Schatzstädte Pithom und Rameses, die Hyksos-Stadt Avaris, welche für die phönikische Alterthumskunde Ausbeute verspricht, das hochberühmte Saïs und Choïs, die Hauptstadt der 14. Dynastie, von welcher man bis jetzt noch keine schriftlich überlieferte Geschichte aufgefunden hat.

— Durch Decret vom 30. November 1881 hat der Chedive den Osten des ägyptischen Sudan, welcher die Mudirieh Taka (Kassala), die Gouvernements Suakin, Massauah, Senhit und Galabat nebst dem Gebiete der Dabaïna-Beduinen (westlich vom Atbara) umfaßt, zu einem besonderen Gouvernement erhoben, das von dem General-Gouvernement des Sudan unabhängig ist.

— Das „Athenaeum“ (Nro. 2839) schreibt: Der katholischen Mission scheint es nicht geglückt zu sein, sich am Hofe des Zulu-Fürsten Umzila an der Ostküste Südafrikas niederzulassen. Dem Tode Pater Law's (s. oben S. 173) ist der Tod des Paters Wehl in Sofala gefolgt; darauf kehrten die Laien-Mitglieder nach dem Matabele-Lande zu Lo Bengula zurück, wo sie eine andere Station besitzen. — Die „Allgem. Missionszeitschrift“ (Februar 1882) bringt ferner die vollständigen Details über die Art und Weise, wie die katholischen Missionare am 12. September 1881 von dem Häuptlinge des Herero-Landes aus Omaruru vertrieben wurden. „Sie haben sich das selbst zugezogen dadurch, daß sie in das so lange Zeit von der deutschen rheinischen Mission besetzte Gebiet eingedrungen sind, und diese hatte durch viele Jahre selbstloser Hingebung an das Volk das Vertrauen des Herero-Fürsten sich erworben.“ — Gleichzeitig kommt aus Boston die Nachricht, daß der amerikanische Board of Missions die ersten Schritte gethan hat, bei Umzila eine protestantische Mission zu errichten, und daß ihr Agent eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat. „Es muß eine sonderbare Empfindung für die südafrikanischen Häuptlinge sein — meint das „Athenaeum“ —, sich in solcher Weise von französischen, deutschen, englischen und amerikanischen Missionen umlagert zu sehen, die alle mit einander hadern.“

Südamerika.

— Ein eigenthümlicher Streit herrscht gegenwärtig zwischen Panama und Jamaica, der Streit um die Frage, welcher von beiden Plätzen der ungesundere sei. Den wundesten Punkt des Kanalunternehmens wird immerhin die Beschaffung der nöthigen Arbeitskräfte bilden, sowie die unter diesem, man möchte beinahe sagen, Gesindel aufrecht zu erhaltende Disciplin. Die Kanaldirektion hat nun begonnen durch ihre Agenten in den Antillen Arbeiter anwerben zu lassen, was in Jamaica, wo sich allein auf dem Steamer „Nile“ 380 Personen nach Colon einschifften, sehr übel vermerkt wurde. Hieran wird in Kingston (Jamaica) die Bemerkung geknüpft: „Nach welchem Eldorado emigriren diese armen Leute! Sie bekommen 10 Cents pro Stunde, müssen zehn Stunden pro Tag arbeiten, verdienen daher täglich einen Dollar (möglicherweise in columbianischem Papiergeld), womit sie sich in einem Lande erhalten müssen, in welchem für die geringsten Lebensbedürfnisse ein übertrieben hoher Preis gefordert wird. Besser wäre es, sie entschlössen sich bei uns Hand an die Arbeit zu legen, wo sie leicht 3 Schilling pro Tag verdienen und nicht riskiren einem pestilentialischen und tödtlichen Klima zu unterliegen.“ Die Antwort ließ von Panama aus nicht auf sich warten, und bestand einfach in der Publikation der Statistik über Todesfälle und Geburten in Kingston im December 1881, wie folgt: 79 Geburten, 44 männlich, 35 weiblich; 47 davon waren illegitim.

Todesfälle zählt man 77, 36 davon Männer, 41 Weiber. Als Todesursachen werden aufgeführt: Fieber 5, Diphteritis 1, Dysenterie 3, Diarrhoe 1, Rheumatismus 1, Hirnentzündung 8, Schwindsucht 9, Herzleiden 4, Brustentzündung 1, Luftröhrenentzündung 1, Nierenleiden 1, Magen- und Leberleiden 2, Kinderkrankheiten 14, gewaltsamer Tod 1, andere Ursachen 25.

Der Vergleich mit dem korrespondirenden Monate des vorhergehenden Jahres ergiebt nachstehendes Resultat:

Todesfälle pro 1000 Seelen im December	1880	= 35,9
„ „ „ „ „ „	1881	= 25,3
Geburten „ „ „ „ „	1880	= 30,3
„ „ „ „ „ „	1881	= 25,9.

Die kurze Bemerkung, daß ein Land, in welchem die Todesfälle die Geburten übersteigen, nicht nöthig hat, mit seinen sanitätischen Verhältnissen zu prahlen, begleitete diese Aufstellung.

Kaum begonnen, hatten, was den Unternehmern in der Zukunft noch schwere Stunden bereiten dürfte, die Kanalbauten mit einem Strike zu kämpfen, der denn auch richtig den Taglohn auf $1\frac{1}{2}$ Dollar hinaufschraubte; nicht allein für die am Kanal, sondern auch für die an der Eisenbahn und in den Docks angestellten Arbeiter. Selbst unter den an das Klima gewöhnten westindischen Arbeitern werden große Lücken gerissen werden, wenn einmal die eigentlichen Ausgrabungen im Gange sind. Es wird mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden sein, dieselben jeweilen wieder zu ergänzen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

VI.

Je mehr Charnay sich mit den Details der Ruinen von Palenque bekannt machte, desto mehr sah er sich in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß die alte Stadt nicht, wie bisher angenommen, die Haupt- und Königsstadt eines mächtigen Reiches, wohl aber ein wichtiges Centrum des indianischen Kultus gewesen sein müsse, eine Pilgerstadt mit Tempeln und Gebetsstätten, ein Wallfahrts- und heiliger Begräbnißort. Nur so läßt sich das lange Verborgenbleiben des Ortes erklären, das nicht möglich gewesen wäre, wenn derselbe eine seinen großartigen Dimensionen entsprechende, zahlreiche seßhafte Einwohnerschaft gehabt hätte. Das plötzliche spurlose Verschwinden der gewaltigen, nach Charnay's Ansicht keineswegs sehr alten Stadt deutet eben auf eine wechselnde, ab- und zuströmende Bevölkerung hin, die bei den ersten Schrecken der Eroberung auseinanderstob und später ihre Heiligthümer geflissentlich geheim hielt. Für diese Annahme spricht auch die geringe Zahl der bis jetzt aufgefundenen Wohnhäuser (oder dessen, was man für solche ansehen kann), die zu der Menge der großartigen Tempel in keinem Verhältniß steht. Vornehmlich aber ist es der eigenartige Charakter der in Palenque so überaus reichlich vorhandenen Bildwerke, der unseren Vorstellungen von der Hauptstadt eines altindianischen Reiches nicht entspricht. Unter den Tausenden von kunstvoll modellirten oder skulptirten Reliefbildern hat sich bis heute kein einziges vorgefunden, das, wie etwa die Skulpturen des Steins von Tizoc, oder wie die von Chichen-Itza und anderer Städte Yukatans, auf die Geschichte und die Kämpfe des Volkes hinwiese. Von Kampfsceneen, Kriegerbildern, Darstellungen von Triumphzügen und dergleichen ist hier nichts vorhanden, keine der dargestellten Figuren trägt eine Waffe, keine ist in lebhafter Bewegung aufgefaßt. Dafür sehen wir neben zahlreichen, zum Theil kolossalen Reliefköpfen immer wiederkehrende Scenen der Anbetung und Darbringung von Opfern. Und das ist nicht nur in den eigentlichen Tempeln der Fall: auch die wenigen, mit Bildwerken geschmückten kleineren Häuser, ja selbst der sogenannte Königspalast, sie haben alle nichts anderes aufzuweisen, als meist lebensgroße, stehende Figuren mit friedlichem, feierlichem Gesichtsausdruck, oft mit einem Scepter in der Hand, oft auch mit einer aus dem Munde hervorbringenden Flamme dargestellt, und von knienden oder andächtig zu ihnen aufblickenden Gestalten umgeben. Haltung und Gesichtsausdruck dieser letzteren schließen von vornherein die Annahme aus, als sollten sie Sklaven oder Kriegsgefangene vorstellen. Besonders reich an deutlich erkennbaren Ueberresten derartiger Gruppen ist das innere Galleriegebäude des sogenannten Palastes, und zwar vornehmlich die östliche Façade desselben. Die in Cement modellirten Reliefs waren zwischen den kolossalen Köpfen angebracht, die sich über den Pfeilern und dem mittlern Eingange befinden; auch die Pfeiler selber waren ringsherum mit ihnen geschmückt, während zwei große, skulptirte Steinplatten zu beiden Seiten der Treppe die nämlichen Darstellungen zeigen. An vielen Stellen sind die Cementreliefs ganz oder theilweise von dem Mauerwerk abgefallen, und die Gruppen sind nur in ihren Umrissen noch auf demselben zu erkennen; an geschützten Stellen jedoch, wie z. B. an der nach innen gerichteten Seite der Pfeiler, finden sie sich vielfach noch vollständig erhalten vor, wenn auch gewöhn-

lich mit einem dicken, darauf abgesetzten Kalküberzug bedeckt, den zu entfernen nicht geringe Mühe kostet. Bei dem Reinigen einer solchen Reliefsigur, deren reicher Schmuck und Art der Bekleidung mit denen der aztekischen Priesterbilder vollkommen übereinstimmte, entdeckte Charnay zufällig, in welch' origineller Weise die indianischen Künstler gearbeitet haben. Jede einzelne Perle der Halsketten, jeder Armring, jeder Theil des aus Binden und Federn bestehenden Kopfschmuckes, das kurze, kragenartige Gewand und die zierlich ausgeführte Fußbekleidung: alles war erst nachträglich der fertig modellirten und in allen Details liebevoll ausgeführten Gestalt angesetzt worden, und ließ sich nun durch leichte Bearbeitung mit dem Hammer stückweise von derselben ablösen.

Nach einer gründlichen Untersuchung der Palastruinen widmete Charnay seine Aufmerksamkeit zunächst den großen Tempeln, die sich heute leider auch in einem Zustande bedeutend größern Verfalles befinden, als er sie vor 23 Jahren gesehen hatte, eines Verfalles, an dem die unvernünftigen Nachgrabungen und Plünderungen gewisser praktischer Forscher nach Alterthümern nicht unschuldig waren. Verhältnißmäßig am besten erhalten waren noch die beiden sogenannten Tempel des Kreuzes sowie der der Sonne. Der letztere, dessen pfeilergetragene Façade eine Länge von 12 m besitzt, während seine Tiefe etwa 8 m beträgt, liegt ungefähr 150 m südöstlich vom Palaste, auf einer in vier Terrassen errichteten Pyramide. Die reichen Ornamente und Reliefbilder, welche die Pfeiler, das Dach und die hoch-

Oestliche Façade des innern Flügels des Palastes von Palenque. (Nach einer Photographie.)

aufgesetzte First schmückten, sind zum größten Theile noch vorhanden. Auffallend muß für jeden, der mit den japanischen Tempelbauten einigermaßen Bescheid weiß, die unverkennbare Uebereinstimmung der Tempel von Palenque, und zwar des Sonnentempels ganz besonders, mit den alten buddhistischen Heiligthümern Japans sein. Diese Uebereinstimmung ist in der That so vollständig, daß von einer bloßen Zufälligkeit nicht wohl die Rede sein kann. Die Annahme von dem asiatischen (?) Ursprunge der toltekischen Stämme gewinnt dadurch festern Boden; auf jeden Fall aber dürfen wir sie als ein neues, sicheres Zeichen des japanischen Einflusses auf die amerikanische Civilisation betrachten: möge dieser Einfluß nun durch einen regelmäßigen Handelsverkehr (?), den Japan mit dem nordwestlichen Amerika unterhielt, oder lediglich durch die unfreiwillige Niederlassung verschlagener japanischer Schiffer vermittelt worden sein. Noch heute zählt man auf je zehn Jahre eine Durchschnittszahl von zwanzig an die kalifornische Küste verschlagenen und hier scheiternden japanischen Barken.

Das Innere des Tempels bestand aus einem großen Raume, der sein Licht durch die Oeffnungen der Pfeilerfaçade erhält, aus einem in seiner Mitte befindlichen kleinen Heiligthume und zwei dunklen Seitenkammern. Das Heiligthum ist eine nach vorn offene Hütte, deren flaches Dach an den beiden vorderen Ecken von zwei mit steinernen Reliefbildern geschmückten Pfeilern getragen wird; ein reichverzierter Fries läuft unter dem Dache entlang. Die Hinterwand des kleinen, kastenartigen Baues ist mit drei

Steinplatten bekleidet, deren Skulpturen eine religiöse Ceremonie darstellen. Es gelang Charnay, von einer Anzahl dieser Steinplatten vortreffliche Abklatsche zu nehmen, so namentlich von denen aus dem sogenannten Tempel der Inschriften und den beiden Tempeln des Kreuzes. Die mittleren Platten in den beiden letzteren zeigen inmitten verschiedenartiger Ornamente die Gestalt eines auf breitem Postament stehenden verzierten Kreuzes, auf dessen Spitze der symbolische Vogel mit den Adlerklauen und dem langen Schweife dargestellt ist. Zwei reichgeschmückte lebensgroße Figuren, eine männliche und eine weibliche, stehen zu den Seiten des Kreuzes, Opfergaben in den emporgehobenen Armen tragend; hinter jeder von ihnen befindet sich eine lange, aus mehr denn sechzig Zeichen zusammengesetzte Hieroglypheninschrift, die zum größten Theil aus seltsam verschnörkelten und umrahmten Profilköpfen besteht. Das Vorkommen der lateinischen Kreuzform in diesen altindianischen Tempeln hat zu den wunderlichsten Theorien Veranlassung gegeben; allen Ernstes hat man die indianische Religion auf das Christenthum zurückgeführt und dem Apostel Thomas, der ja schon für den Verkündiger des Evangeliums in Indien und Parthien gilt, auch nach Amerika kommen lassen.

Während Charnay fast die ganzen Wochen seines Aufenthaltes in Palenque hindurch mit einem kleinen Theil seiner Leute angestrengt an der Herstellung von Inschrifts- und Skulpturenabklatschen arbeitete, beschäftigte er sein übriges zahlreiches Personal mit neuen Nachforschungen an den bewaldeten Abhängen der Cordillere. Dabei zeigte es sich denn, daß die bisher bekannte ausgedehnte Ruinenstätte von

Reliefbilder aus dem innern Palaste von Palenque. (Nach einer Photographie.)

Palenque nur ein kleiner Theil der alten Stadt gewesen sein kann, die sich allem Anscheine nach vom Ufer des Rio Michol bis nahe zum Gipfel des Cerro Alto hinaufgezogen hat. Amphitheatralisch über einander liegend fand man hier zahllose Ruinen von Terrassenpyramiden mit Tempeln und hallenartigen Gebäuden, Gruppen niedriger Häuser und seltsame, aus einem labyrinthischen Gewirr kleiner Kammern bestehender Bauwerke, die Charnay für Todtenhäuser erklärt. Von den breiten, festen Cementstraßen, die zwischen diesen Bauten entlangliefen, sind noch großartige Ueberreste erhalten, ebenso auch zahlreiche Trümmer der steinernen Brücken, welche über die zum Rio Michol hinabfließenden Bäche führten.

Was nun das muthmaßliche Alter aller dieser imposanten Ruinen anbetrifft, so kann Charnay, wie oben erwähnt, sich der Meinung seiner Vorgänger nicht anschließen, welche die Entstehung von Palenque in den Beginn der christlichen Aera, oder auch wohl in eine noch frühere Zeit verlegen. Er giebt zu, daß der erste Eindruck, den die von dichtem Walde umgebenen, kolossalen überwachsenen Trümmerhaufen, die theils verschütteten, theils mit Kalksinter und grünen Flechten dick bedeckten Bauwerke und Skulpturen auf den unbefangenen Beschauer machen, der des höchsten Alterthumes sein muß. Zieht man aber die verheerenden Einwirkungen des feuchten Klimas in Betracht, verfolgt man die raschen Zerstörungen, die wenige Jahrzehnte hier hervorbringen, so muß der Anblick der vielen, trotzdem noch aufrecht stehenden Gebäude, die Unversehrtheit der zahlreichen Cement-Basreliefs und zierlichen Ornamente jenen ersten Eindruck bald verwischen und uns geneigt machen, den Ursprung der Stadt in einer

viel neuern Zeit zu suchen. Als ein unwiderleglicher Beweis für das Alter der Ruinen wird von Larainzar, Waldeck und Anderen stets der ungeheure Umfang der Bäume angeführt, die aus den Ruinen selber emporgewachsen sind und demnach ohne Frage bedeutend jünger sein müssen, als diese. Larainzar erzählt von einem dieser Bäume, einem starken Mahagonistamme, auf dessen Durchschnittsfläche er nicht weniger als 1700 Jahresringe gezählt habe; Waldeck spricht sogar von 2000. Dem setzt Charnay nun eine Bemerkung entgegen, die er an der nämlichen Stelle gemacht hat, und die freilich wohl dazu angethan sein dürfte, jenen Beweis zu entkräften. Nachdem er durch Zufall auf der Durchschnittsfläche eines jungen, höchstens zwei Jahre alten Bäumchens in dem Walde von Palenque achtzehn concentrische Linien gefunden und eine Anomalie darin vermuthet hatte, betrachtete er die Durchschnitte der verschiedenen ge-

Sonnentempel.

fällten Bäume näher und kam bald zu der Ueberzeugung, daß jene scheinbare Anomalie hier Regel sein müsse, und daß das üppige Wachsthum des feuchten tropischen Waldes, in dem die Natur niemals ausruht, für die großen Pflanzen monatliche, anstatt jährlicher Vegetationsperioden entstehen läßt. Den endgültigen Beweis hierfür liefert das folgende von ihm mitgetheilte Faktum: Bei seinem ersten Aufenthalte in Palenque hatte er zur Ermöglichung photographischer Aufnahmen der östlichen Palastfaçade sämmtliche davorstehenden Bäume abhauen lassen; demnach konnten die jetzt wieder an dieser Stelle stehenden nicht älter sein, als 22 Jahre. Charnay ließ einige von ihnen umhauen; sie zeigten alle eine bedeutend größere Zahl von Ringen, als 22. Auf dem Querdurchschnitt des stärksten von ihnen, der einen Durchmesser von 61 cm hatte, zählte Charnay 250 concentrische Ringe. Hiernach würden die

1700 „Jahresringe", von denen Larainzar berichtet, ein Alter von 150 bis 200 Jahren anzeigen.

Am Schlusse seiner Erörterungen über diesen streitigen Punkt, der ohne die Entzifferung der indianischen Hieroglyphenschrift wahrscheinlich ein ungelöstes Problem bleiben wird, sagt Charnay Folgendes: „Das Verdienst des Volkes, welches die Baudenkmäler des alten Amerika errichtet hat, bleibt das nämliche: gleichviel, ob es dieselben erst vor einigen Jahrhunderten aufgeführt hat, oder ob sie aus dem Anfange unserer christlichen Zeitrechnung stammen. In dem letztern Falle würden wir uns nur der ungemein seltenen Erscheinung einer ohne äußere gewaltsame Veranlassung verkümmerten und gescheiterten Civilisation gegenüber befinden, die über die damals schon erreichte Entwickelungsstufe später nicht mehr hinausgekommen wäre. Im erstern Falle dagegen würden wir das Aufblühen einer im Vergleich mit der europäischen freilich späten, für Amerika aber jungen Civilisation erblicken: einer Civilisation, deren Ursprung wir im Norden finden, deren allmäliges Vorschreiten nach Süden wir genau verfolgen können; die naturgemäß nur gleichartige, weil aus der gleichen, noch nahen Quelle stammende Denkmäler hinterlassen konnte, als sie, durch eine Folge von Bürgerkriegen in Yucatan, durch die spanische Eroberung in den anderen Provinzen, plötzlich in ihrer Entwickelung gehemmt wurde und zusammenbrach."

Heiligthum mit skulptirten Steinplatten aus einem Tempel von Palenque. (Nach einer Photographie.)

Abdruck einer Steinplatte aus dem Tempel des Kreuzes. (Nach einer Photographie.)

Nach Verlauf von zwei Monaten waren Charnay's Arbeiten in Palenque glücklich so weit gediehen, daß sie für dieses Jahr beschlossen werden konnten. Es war die höchste Zeit; die Fiebererkrankungen unter seinen Leuten nahmen in Folge des anhaltenden Regenwetters von Tag zu Tag zu, seine eigenen Kräfte waren vollständig erschöpft. Die Schwierigkeiten, mit denen die Herstellung der Papierabklatsche hier verknüpft war, hätten eine weniger zähe Energie als die Charnay's längst davon abstehen lassen. Die größte Mühe machte das Trocknen der kostbaren Papierbogen in dem nassen Walde; ungeheuere Feuer mußten dazu angezündet, die zu trocknenden Bogen sorg-

fältig beschirmt werden. Für den Reisenden selber und seine Leute war während der letzten vier Wochen trockene Kleidung ein unbekannter Luxus; bei den Arbeiten im Walde täglich bis auf die Haut durchnäßt, fanden sie in den Räumen des alten Palastes, in denen sie ihr Quartier aufgeschlagen hatten, auch nirgends einen trockenen Platz. Unaufhörlich tropfte hier das Wasser von den feuchten, bemoosten Wänden und Wölbungen herab. Gewöhnlich half die Freude an den glücklichen Resultaten seiner Arbeiten Charnay über diese täglich neuen Beschwerden fort, und sein frischer Muth wirkte immer wieder belebend auf seine Leute. Als ein auf unerklärte Weise ausgekommenes Feuer ihm aber eines Abends seine sämmtlichen, schon für den Transport verpackten Papierabdrücke (im Ganzen 100 qm) zerstörte, und er so in wenigen Augenblicken die Früchte der angestrengtesten Bemühungen eines ganzen Monats verschwinden sah, da überkam auch ihn eine Art von Verzweiflung. Nur für kurze Zeit freilich; am nächsten Morgen begann er sein Werk von Neuem, in rastloser Thätigkeit wurde gearbeitet, und nach kaum drei Wochen war der Schaden wieder ersetzt. Der Wunsch, die kostbaren Abdrücke der Möglichkeit einer nochmaligen Gefahr zu entziehen, die gesteigerte Ungeduld seiner Kranken und das Gefühl der eigenen vollkommenen Kraftlosigkeit ließ Charnay nach der glücklichen Verpackung der letzten mühsam getrockneten Bogen keinen Augenblick mehr verweilen. Ungesäumt wurde der Rückweg nach der Hauptstadt angetreten, von San Juan Bautista ging es dann per Dampfer nach Veracruz, von hier aber nach kurzem Aufenthalte zurück nach Europa.

Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

I.

Von Požega führt eine gute, seit 1759 bestehende Poststraße an dem links am Fuße der Požeganer Gebirgskette liegenden Dorfe Kutkovac, dessen rothe Ziegeldächer freundlich herüberschauen, vorbei nach dem eine Stunde von der Metropole entfernten Brestovac. Die Berge reihen sich in steil aufsteigenden, bewaldeten Kegeln an einander, deren einer die Reste der einst starken, nun gänzlich verfallenen Burg Vrhovci trägt [1]). Mitten im Orte theilt sich die Straße in zwei Arme. Der eine führt westwärts durch die Thalmulde nach Neugradiska und von da weiter über Okučani und Novska nach Sissek; der zweite zieht sich zuerst bis zur Schlucht von Kamenska nord-, dann westwärts nach Pakrac. Er läuft am Fuße der Ostabhänge des hohen Sujnik-Gebirges dahin. Einzelne Ortschaften nur trifft man bis Kamenska; Bilič-selo, Pavlovci und Orljavac. Andere sind theils rechts auf den nach der Hauptmasse des Papuk-Stockes sich erstreckenden Hügeln, theils linker Hand, wie Paskovci und Dezevci nur wenig sichtbar. Letzteres liegt auf dem Hügelrücken unter Obstbäumen. Sein Name stammt von dem Adelsgeschlechte der Dessewffy, das dort ein nun ganz zerstörtes Schloß besaß. Die großen Parkanlagen und Fischteiche in der Ebene sind nunmehr in fruchtbares Ackerland und Wiesen verwandelt. Der Boden ist sehr stark; kaum einige Tage nach der Ernte schießen üppige Kletten, Himmelbrand und Attich hoch empor. Rebenpflanzungen schmücken die Lehnen, hin und wieder werden die Kreuze von Friedhöfen sichtbar und darüber hinaus ragen die mit Hochwald bestandenen Kuppen des Sujnik in bläulichem Dunst. Bei den ersten Häusern in Orljavac durchfährt man die klar fließende Orljavica, die seicht über das Gerölle rieselt. Sie kommt aus den nahe liegenden Bergen und dient den Frauen zum Ausspülen der Wäsche. Das Dorf ist nicht groß, die Häuser meist wohl gebaut, auf Steinfundamenten ruhend. Auch hier findet man Malereien an den Wänden in recht harmonischen Farben. Ein kleiner Schaden am Wagen nöthigte mich bei der Schmiede anzuhalten. Die Arbeit ging in Abwesenheit des Meisters etwas langsamer vor sich und ich sah daher den Bauern zu, die ihre Kartoffelfechsung in großen Ranzen von schwarzem Bockfelle mühevoll heimtrugen. Heitern Antlitzes und freundlich grüßend schleppten sie die schweren Lasten immer wiederkehrend in die Häuser. Eben trieb ich den mit dem Anziehen der Radschiene beschäftigten Lehrjungen zur Eile an, als die Schmiedin, eine artige Bäuerin, erschien und mich höflich einlud, doch in die Stube zu kommen. Es würde sie sehr kränken, wenn ich schiede, ohne ein Glas Wein getrunken zu haben. Ich betrat der gutgemeinten Einladung folgend den Hof; Schafhürden, Schweine- und Rinderställe säumten ihn ein. Die Küche und die zwei Zimmer des Wohnhauses waren sehr rein; ebenso der lange Gang, in den man über drei Steinstufen gelangte. Die Bretter zwischen den einzelnen Säulen, die ihn bildeten, waren mit Blumentöpfen geziert und darüber wölbten sich Bogen wie die eines Portikus. Die Einrichtung im Zimmer ließ nicht übel. Eine Kommode, Betten mit bunten, bauschigen Polstern, ein Tisch mit weißer, buntgestickter Decke behangen, Stühle auf hohen Füßen mit herzförmig ausgeschnittener Lehne, eine große, bemalte Truhe mutheten mich freundlich an; auch eine Schwarzwälderuhr und Vorhänge an den Fenstern fehlten nicht. Die Frau brachte ein Waschbecken nebst Handtuch mit rothen Wollstickereien und lud mich ein, mir, wenn ich wünschte, die Hände zu waschen. Während dem hatte sie auch schon eine Flasche Rothwein, Trinkgläser und eine Schüssel mit eingemachtem Huhn gebracht. Trotz allem Sträuben mußte ich, obgleich gar nicht hungrig, von ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen und auch auf ihr Wohl anstoßen und trinken. So gastfreundlich wie diese Bäuerin sind die meisten wohlhabenderen hier herum. Reinlichkeit im Anzuge und im ganzen Hauswesen zeichnet sie aus; Sonntags kleiden sie sich sehr zierlich. Bei der Abfahrt warf ich einen Blick auf die Landschaft, die sich gegen Brestovac und Požega hin reizend aufrollt; selten wird man irgendwo eine schönere finden. Schade, daß die Bevölkerung gering ist. Von Orljavac senkt sich die Straße etwas und betritt im Winkel, wo die Sujnik- und Papuk-Kette ganz nahe an einander rücken, die Schlucht von Kamenska. Eine gute Brücke führt über die Orljava. Hier

[1]) S. „Globus“ Band XL, S. 25.

weht, selbst mitten im Hochsommer, beinahe zu allen Tageszeiten ein eisiger Luftstrom; ich mußte, obgleich der Tag recht warm war, meinen Winterrock anziehen. Links und rechts in der Schlucht sind die mit Gestrüpp bewachsenen Berge von Rinnsalen in geraden Linien durchfurcht; Steingerölle und Holztrümmer, wie sie die herabstürzenden Regenmassen mit in die Tiefe führen, lagern hoch aufgethürmt an den Mündungen dieser Abzugskanäle. Die Orljava bahnt sich stellenweise schäumend und tosend durch zerstreute Blöcke ihren Weg; oft ergießt sie sich wild daherschießend über die Ufer, ein wahres Sinnbild der unbändigen Naturkraft. Einige Acker- und Kleefelder ziehen sich rechter Hand bis an die kleine Steinbrücke, die knapp vor Kamenska über die aus dem Bučijak-Thale kommende Brzaja führt. Diese treibt die Räder der von Baron Trenk im Jahre 1726 gebauten Mühle. Außerdem begrüßt den Reisenden in dieser

Bäuerin in Orljavac.

wilden Schlucht, wie ein lieber Hoffnungsstrahl, ein Posthaus, eine große Einkehrschenke und eine Gensdarmeriewohnung; das ist Kamenska. Zwei alte, riesige Weißpappeln bieten den haltenden Wagen willkommenen Schatten. Nach ihnen wurde der Ort ursprünglich „Topola" benannt. Täglich verkehrt hier eine Anzahl der verschiedensten Fuhrwerke. Häufig halten auch Kroaten aus der Gegend von Warasdin und Kopreinitz mit ihren großen, überdeckten Lastwagen. Sie pflegen stets auf einem der Stangenpferde zu reiten und von diesem aus das Viergespann zu lenken. Als ich ankam, war gerade eine Schar Kaufleute und Handwerker anwesend, die nach Pakrac zu Markte fuhren. Lange Zeltstangen ragten unter den Kisten weit hinaus; jeder Wagen glich einer Arche Noä im Kleinen.

Das hier beginnende Bučijak-Thal bietet einen sehr romantischen Anblick. Inmitten desselben steht auf niedrigem Erdhügel ein kleines Kirchlein nebst daran stoßendem Pfarrhause. Hier machte man, als die Straße angelegt und am

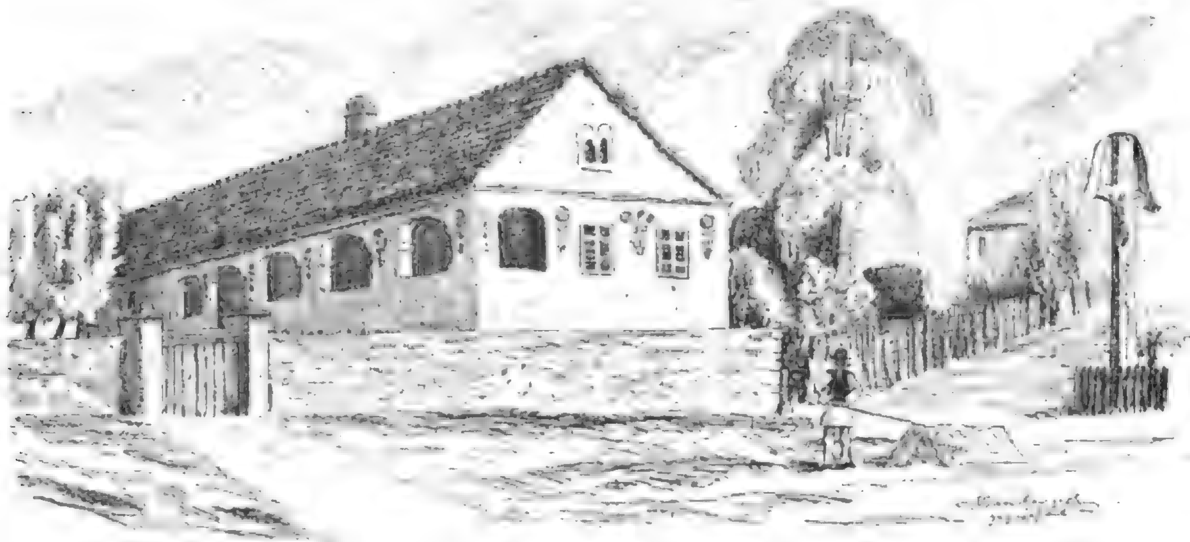
Hügel gegraben wurde, recht merkwürdige Funde. Eine Hängelampe von Kupfer in Vogelgestalt, eine von Thon mit dem Namen des Erzeugers Fronto; eine kupferne Sichel, eine sichelähnliche Waffe von Eisen; große Hohlziegel; zerschlagene Gefäße von rothem Thon mit schönen Figuren, Amor- und Kriegergestalten; Thränenfläschchen, Ringe und Aehnliches. Einer der Ringe erinnert durch seine Form an mongolische Arbeit. Möglich, daß sich die Horden dieser Krieger, als sie von der Save über Sopje und Bučin herüber drangen, länger in diesem Thale aufhielten. Der griechisch-orientalische Pfarrer, ein betagter Greis, legte eine ganze Sammlung dieser Alterthümer an. Es scheint nach den sichtbaren Fundamenten zu schließen an dem Orte eine ganze römische Kolonie bestanden zu haben. Die Muth-

Bauer in Orljavac.

maßung gewinnt an Sicherheit durch die Reste der Burg **Kamengrad**, die dem Papuk gegenüber auf einem hohen Berge liegt und in der Anlage ganz die Form eines römischen Castrum zeigt. Erst das Mittelalter baute ein Thor mit Fallgitter hinzu, und der Bau mag wohl auch der Schlupfwinkel eines Raubritters gewesen sein, deren es in Slavonien bis ans Ende des 16. Jahrhunderts gab. Jetzt ist sie größtentheils mit dichtem Gestrüpp und hohen Bäumen bewachsen. Das Herumklettern zwischen den Trümmern und Dornen wurde mir und dem alten Pfarrer, der mich zu Roß dahin begleitet hatte, recht sauer.

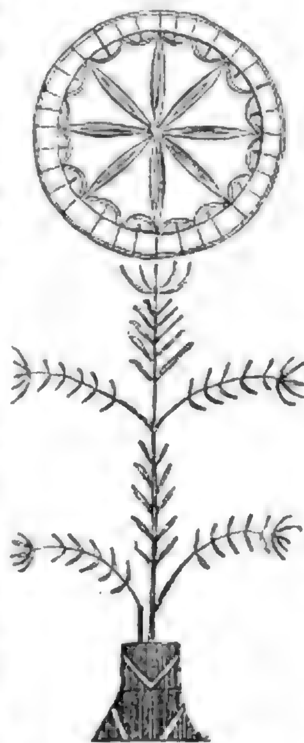
Der **Papuk** sieht von seiner westlichen Seite, die vor uns lag, imposant aus; als mächtiger, röthlicher Berg steigt er empor; der Baumwuchs ist von dieser Seite sehr spärlich. Eine geringe Anzahl Eichen wurzelt da und fristet ihr kümmerliches Dasein auf dem zerbröckelten Gestein.

Die Spitze krönt eine Holzpyramide, das Orientirungszeichen von den Mappirungsoffizieren hingesetzt. Auf der Ost- und Nordseite bedeckt ihn schöner Buchenwald. Prachtvoll breitet sich das ganze Bučijak-Thal und die Sujnik-Kette



Bauernhaus in Orljavac.

mit der hohen Javorovica vor den Augen des Beschauers aus. Mehrere alte Kohlenmeiler um uns und Rehspuren im Koth an der kleinen Quelle waren die einzigen Zeichen, daß lebende Wesen auch hier gewesen. Auf dem Rückwege, der uns östlich hinab an den Fuß des Papuk führte, hatte ich wieder Gelegenheit die Vegetation im Walde zu bewundern. Eschen und Buchen von großer Höhe, dazwischen Ahorne, wilde Birn- und Apfelbäume und kerngesunde Eichen bilden einen äußerst dichten Waldbestand. Namentlich zeichnet sich die Buche durch den geraden, ästefreien Stamm aus, der erst in beträchtlicher Höhe seine schöne Krone entfaltet. Im Thale, wo die Feuchtigkeit durch das von allen Seiten in Fadendünne dem Bache zufließende Gewässer beständig erhalten wird, gedeihen mehrere Pappelarten, Weiden, Birken und Erlen. Als wir in eine engpaßartige Schlucht hinabstiegen, trafen wir einige Männer, die um ein Feuer herumsaßen. Sie erzeugten oben im Walde Pottasche, hatten ihre mit dem Erzeugniß schwergefüllten Tragebutten abgelegt und waren eben daran einem armen, recht feisten Dachs das Fell über die Ohren zu ziehen. Er war von ihnen auf einem seiner Streifzüge ertappt und mit einem Axthiebe erlegt worden. Sie luden uns ein auf die Mahlzeit zu warten, die mit Hinblick auf die Feistigkeit Meister Grimmbarts lecker zu werden versprach. Der slavonische Bauer schätzt den Dachsbraten mit wenigen Ausnahmen hoch und läßt sich



Malerei an einem slavonischen Bauernhause (in natura roth und blau ausgeführt).

durch den eben nicht angenehmen Geruch des Fleisches in seinem Genusse durchaus nicht stören. Außer der Pottasche erzeugen die Leute hier auch Kalk in ziemlich beträchtlichen Quanten. Da wir nach dem Braten, der soeben an den Spieß gesteckt wurde, keine Sehnsucht bezeugten, so setzten wir zeitweise über Felsblöcke kletternd unsern Weg fort. An einer sonnigen Stelle glühten zu meiner Ueberraschung die herrlichsten Erdbeeren; sie hätten eine gute Schüssel voll gegeben. Der Pfarrer erzählte mir, daß dies im September keine Seltenheit sei; er habe oft schon um die Mitte des Monats, wenn sonst der Herbst warm gewesen, von den Hirtenknaben deren zugetragen bekommen. Nach einstündigem Marsche befanden wir uns bei den zerstreuten Häusern am Ufer der Vrzaja. Die Bevölkerung dieser Gegend gehört der griechisch-orientalischen Kirche an. Ein breiter Lederriemen an der Torba unterscheidet die Männer von jenen des katholischen Glaubens; die Frauentracht gleicht jener um Požega ganz. Obschon die Leute nicht so freundlich aussehen, wie die weiterhin im offenern Thale wohnenden, so sind sie dennoch keine Wilden, wie sie in alten Büchern geschildert werden. Von Räubereien z. B. ist seit denen des Maxim Bojanić [1]), also im Zeitraume von etwa 30 Jahren, kaum ein Fall vorgekommen. Raubanfälle wurden in den letzten Jahren nur von bosnischen Flüchtlingen oder von Strolchen,

[1]) S. „Globus" XL, S. 14.

die aus Ungarn entwichen und sich in diesen Gebirgen verbargen, hier und da verübt, aber auch gleich bestraft. Die weiter gegen Osten wohnenden Insassen der Ortschaften Smoljanovci, Mrtovlasi, Klisa, Rječić und Oljasi heißen sonderbarer Weise Trorozi. Der Name stammt vom Singular Trorog, d. i. Dreihorn, Dreispitz, da sie zur Zeit Trenk's höchst wahrscheinlich dreikantige Hüte trugen. Ein zweites Prädikat derselben lautet Kita, ein Wort von gleicher Bedeutung mit dem griechischen φάλλος. Es pflegen nämlich die zärtlichen Mütter selbst ihre schon erwachsenen Söhne mit dem Vokativ Kito zu benennen. Dieser Umstand, obschon auf den ersten Blick lächerlich, wäre auf ganz natürliche Weise dadurch zu erklären, daß so einfache Leute damit den Mann zum Unterschiede von den weiblichen Sprossen bezeichnen. Außerdem führen die Mütter weit schönere und poetischere Namen im Munde, um ihre Lieblinge zu rufen. Oft legen sie ihnen die Epitheta zenica = Pupille, zlatna jabuka = Goldapfel, duša = Seele, zlato mojo = mein Gold, milo jagujo = liebes Lämmchen, golub = Taube, sladko lane = süßes Rehkälbchen, liepi cviet = schöne Blume und andere bei. Häufig nennt die Mutter ihren Sohn auch sokol = Falke. Im Allgemeinen ist der Bauer hier lässiger als in den eben durchreisten Gegenden; denn nicht nur sind seine Bedürfnisse geringer als die der übrigen Landeskinder, sondern die Gegend selbst bedingt eine geringere Sorgfalt in der Agrikultur. Der vielen Berge wegen giebt es keine zusammenhängenden, größeren Komplexe bestellbaren Feldes, weshalb die Ausfuhr ganz stockt, keine Handelsleute in das Bučijak Thal kommen und der Bauer nur hier und da zu Markte nach Požega oder Pakrac fährt. Von Obst wird zumeist die Zwetsche kultivirt; edleres sieht man in dem abgeschiedenen Thale seltener. Eine Zeit hindurch wurden in den umliegenden Wäldern Dauben erzeugt; der Transport aber des gewonnenen Materials mittels Saumthieren stellte sich viel zu kostspielig heraus, weil man viel Thiere brauchte und wenig verladen konnte; man gab also den Versuch wieder auf. Bedeutend ist der Unterschied in der Bauart der Wohnhäuser. Auf dem steinernen Unterbau erhebt sich der obere Theil mit seinen vom Rauch geschwärzten Holzwänden. Man kann nicht sagen, daß es ihnen an Geräumigkeit gebricht, allein ihr Aussehen ist weniger einladend. Der Kunstsinn zeigt sich übrigens in Zackenausschnitten an den Giebelseiten und den mit ähnlichen Verzierungen ausgestatteten Rauchfängen. Die Einwohner halten einige Ziegen, Schweine in größerer Menge und schöne, großhörnige Rinder, die auf den fetten, kühlen und wasserreichen Gründen und Wiesen am Papuk und der Korlati prachtvoll gedeihen. Eigenthümlich ist die Art der Verwendung der Zugochsen. Man sieht sechs bis acht Stück der schönsten und stärksten Thiere vor einem beinahe leeren oder doch nur wenig belasteten Wagen einen steilen Berg herunter traben, indeß sie vorn ein Mann mit langer Peitsche und seitwärts ein zweiter mit endlosem Zurufen und Schreien zu langsamerem Schritte anzuhalten sucht.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

V.

Von Colfax nach Spokane Falls.

Am 22. August verließ ich Colfax und zwar diesmal in einer Privatfuhre, da mir durch meine letzte Buck Board Fahrt die fernere Benutzung eines solchen Fuhrwerks vollständig verleidet worden war. Das nächste Ziel meiner Reise war die an der Northern Pacific Eisenbahn liegende Station Sprague, 45 Miles in nordwestlicher Richtung von Colfax entfernt. Dort hoffte ich Anschluß an einen nordwärts fahrenden Eisenbahnzug zu finden: denn Sicheres konnte ich darüber von Niemandem in Colfax erfahren. Mein Rosselenker bedauerte gleichfalls mir darüber keine Auskunft geben zu können. Die Colfaxer, meinte er, wüßten gerade so viel Bescheid von der Fahrtabelle der Northern Pacific wie die Leute in Boston und New York: ein leidiger Trost für einen Reisenden, der sich, wie ich, darnach sehnte, so schnell als möglich aus dem Palouselande herauszukommen.

Nachdem wir die ersten zehn Miles durch eine unfruchtbare, nur hier und da spärlichen Baumwuchs zeigende Thalmulde zurückgelegt hatten, gelangten wir in das 11 Miles lange Pleasant Valley, wo Wiesen und Weizenfelder das Auge erfreuten. In diesem Thale wird viel Viehzucht getrieben. Die wohlgenährten Rinder thaten sich gütlich an den saftigen Gräsern, verschmähten aber auch das Getreide nicht, dessen sie sich auf originelle Weise zu bemächtigen verstanden. Ich sah zu verschiedenen Malen eine Kuh vor einer Fenz auf den Vorderknien liegen und ihren Kopf unter den Fenzriegeln dicht am Boden ins nahe Weizenfeld strecken, um dort eine Razzia auf das Getreide zu machen, welches ihr ganz vorzüglich zu schmecken schien. Die „Oregon Improvement Company“ hat die reichen Hilfsquellen dieser Gegend gut zu würdigen verstanden und von der Northern-Pacific Eisenbahngesellschaft auf der Linie zwischen Colfax und Sprague acht Townships (1 Township = 36 engl. Quadratmeilen) angekauft. Diesen Landbesitz bietet sie jetzt zu dem Preise von 3 bis 8 und von 5 bis 10 Dollars per Acker zu Verkauf an: was mehr als alles Andere die Vorzüglichkeit jener Ländereien kennzeichnet. Die Viehzüchter, mit denen ich gelegentlich an den Ranches ein Gespräch anknüpfte, waren des Lobes voll über ihre Besitzthümer. Jene Ranchers führen hier ein so sorgenloses Leben, wie es nur Jemandem in Amerika beschieden sein kann; und es leidet keinen Zweifel, daß der sich rasch steigernde Werth ihres Grundbesitzes und ihrer Herden sie bald Alle wohlhabend oder gar reich machen muß.

Als wir bei einem einfachen am Wege liegenden Häuschen auf kurze Zeit verweilten, trat eine junge Amerikanerin an den Wagen und hielt mir einen Vogelkäfig, mit einem goldgelben Kanarienvogel darin, entgegen, den sie mich bat nach Sprague gefälligst mitzunehmen. Ein Kanarienvogelbauer so ungefähr zehn Stunden lang im Wagen auf dem Schooß halten und dabei Sorge tragen zu müssen, daß der

kleine gefiederte Sänger darin keinen Schaden leidet, schien mir allerdings eine starke Zumuthung zu sein. Aber ich konnte als Adoptivsohn des gegen das schwächere Geschlecht bekanntlich sehr galanten Amerika der hübschen Fremden diese naive Bitte doch nicht abschlagen und begnügte mich mit ihrem dankbaren Lächeln als Lohn für meine Mühe.

Auf der Weiterreise bildete der Stepton Butte, ein hoher sich kuppelförmig erhebender Berg, der in nördlicher Richtung lag, für das Auge einen angenehmen Ruhepunkt in der sonst ziemlich einförmigen Gegend. 50 Miles in der Runde ist jener Berg von allen Punkten im Palouse-lande deutlich sichtbar. Auf seinem Gipfel fand eine blutige Schlacht zwischen den Truppen der Vereinigten Staaten unter der Führung des Generals Stepton (nach dem der Berg seinen Namen erhalten hat) und den Coeur-de-Laine-Indianern statt, welche dort in einem wüthenden Kampfe aufs Haupt geschlagen wurden.

Jenseits des $2^1/_2$ Miles langen Cottonwood-Thales gelangten wir in die Lavafelder (lava beds), eine von vulkanischem Gestein starrende trostlos öde Gegend. Auf dem Rücken eines gewaltigen uralten Lavastromes, dessen Richtung von Norden nach Süden läuft, führte die Landstraße hin, ein entsetzlich steiniger Weg. An einer Stelle fuhren wir durch einen kleinen Krater, mit zerborstenen schwarz verbrannten Felswänden. Ein Coyote hatte auf einem hohen Basaltblock nahe am Wege Posto gefaßt und betrachtete uns mit frechem Blick, als wir, keine fünfzig Schritt von ihm entfernt, langsam durch den alten Krater fuhren. Präriehühner, Dachse (badgers) und Coyotes sind die einzigen Bewohner dieser Felswüste. Zwischen dem ersten und einem zweiten alten Lavafelde lag eine ganz unbesiedelte öde Hügelgegend. Eine nochmalige markerschütternde Fahrt von zehn Miles auf dem eisenharten Gestein des zweiten Lavastromes brachte uns endlich in einen Nadelwald, und froh begrüßte ich bald darauf die Gebäude der Station Sprague, wo ich zu meiner Freude erfuhr, daß der nächste nach Norden fahrende Eisenbahnzug dort schon in einer Stunde eintreffen würde. Schleunigst lieferte ich den Kanarienvogel an seine Adresse ab und wartete dann auf das Erscheinen des eisernen Rappen, der mich nach Spokane Falls bringen sollte.

Die Fahrt auf der Eisenbahn von Sprague nordwärts führte fast ununterbrochen durch herrlichen Nadelwald. Für die Konstruktion der Eisenbahn sind diese Waldungen von großem Nutzen gewesen, da sie das vortrefflichste Material für Schwellen und Brücken in unmittelbarer Nähe lieferten, wogegen beim Bau von den Dalles des Columbia bis nach Sprague alles nöthige Holzwerk mehrere hundert Miles weit aus dem westlichen Oregon herbeigeschafft werden mußte.

Das nächste Städtchen von Bedeutung, welches wir an der Bahnlinie passirten, war Cheney, 25 Miles nördlich von Sprague gelegen. Obgleich jener Ort erst ein Jahr alt ist, zählt derselbe bereits an 400 Einwohner und ist in raschem Aufschwung begriffen. Der Platz ist das natürliche Centrum einer fruchtbaren Agrikulturgegend, die in seiner Nähe, jenseits einer ihn umschließenden, gegen Westen nur zwei englische Meilen breiten, Waldregion beginnt. Acht Miles von Cheney liegt in nordwestlicher Richtung der in Oregon und Washington berühmt gewordene Medical Lake, dessen Wasser den Ruf einer wunderbaren Heilkraft genießt. Das schwefelhaltige Wasser des Sees, welches einen ähnlichen Geschmack wie das Ragoczi-Wasser bei Halle an der Saale hat, soll alle möglichen menschlichen Leiden, namentlich den Rheumatismus, kuriren. Ehedem pflegten die Indianer sich und ihre Kleider gern darin zu waschen, um das Ungeziefer los zu werden, und die Schafzüchter trieben früher ihre Schafe in den See, um diese von der Krätze zu befreien. Seit der Medical Lake aber den civilisirten Weißen sein Wasser zur Heilung ihrer Gebrechen spendet, wurden Schafzüchter und Indianer kategorisch von dort vertrieben. Neuerdings sind am Ufer des Sees „Evaporators“ erbaut worden, worin man das Wasser verdunsten läßt und ein Pulver gewinnt, welches, in Regenwasser aufgelöst, alle medizinischen Eigenschaften des Seewassers enthält. Ein fünftel Procent betragen die in dem Wasser des Medical Lake in Auflösung enthaltenen erdigen und mineralischen Substanzen.

Auf der Weiterreise von Cheney nach dem 16 Miles von dort entfernten Städtchen Spokane Falls nahmen die gewaltigen Eisenbahnbauten meine Aufmerksamkeit nicht minder in Anspruch, wie die romantische Umgebung in der Nähe der Bahnlinie. Nachdem wir hart am Ufer eines zwei Miles langen Landsees (Snark Lake), der linker Hand nahe an der Bahn lag, hingefahren waren, gelangten wir an die mit Fichten gekrönten imposanten Basalt Bluffs. Die „Pallisaden“ am Hangman Creek stiegen 75 Fuß senkrecht empor und bildeten eine stolze Staffage zu den oft thurmhohen Brücken, über welche wir hinfuhren. Die größte dieser Trestlebrücken, ein Meisterwerk der Brückenbaukunst, hatte eine Höhe von 68 Fuß über einer Thalmulde und eine Spannung von 180 Fuß.

Das Städtchen Spokane Falls, 1907 Fuß über dem Meere gelegen, hat seinen Namen nach den in seiner unmittelbaren Nähe liegenden Fällen des Spokane erhalten, durch welchen die Gewässer des Sees Coeur d'Alene in den Clarkes Fork abfließen. Spokane (auch Spokan geschrieben und „Spo-kähn“ ausgesprochen) ist ein indianisches Wort und bedeutet „die Sonne“. Ein zur Zeit der alten Astoria-Pelz-Compagnie bekannt gewordener Häuptling der Spokane-Indianer nannte sich Il-lam Spo-kan-i, d. h. Sohn der Sonne. Die Schlußsilbe der indianischen Aussprache ging im englischen Idiom bald verloren.

Die Lage des Städtchens auf einer Kiesebene, eine englische Meile lang und anderthalb Miles breit, am Ufer des brausenden, in zahlreiche Arme getheilten Spokane und umgeben von prächtig bewaldeten Bergen, ist hochromantisch. Auf der andern Seite des Flusses dehnt sich die Kiesebene vier Miles weiter aus, ein Bauplatz für eine Stadtanlage, wie er gar nicht besser gedacht werden kann. Gegenwärtig dient jene Kiesebene als Viehweide, wird aber im Laufe der Zeit nach der Ansicht der Spokaner von stolzen Boulevards durchschnitten werden. Die Ufer des Flusses bestehen aus Basalt und können nie weggewaschen werden. Der Spokane-Fluß bildet hier vier Arme und acht Inseln, zwischen denen die Stromschnellen mit einem Gesammtgefälle von 156 Fuß hinbrausen. Der unterste und bedeutendste dieser Fälle hat einen Sturz von 62 Fuß und giebt, eingeschlossen von schroffen Basaltmauern, ein imposantes Bild der wild entfesselten Fluthen.

Die Wasserkraft des Spokane, auf welche sich ohne Zweifel eine glänzende Zukunft für das an seinen Fällen erbaute gleichnamige Städtchen basirt, ist mindestens drei Mal so groß als die der St. Anthonyfälle bei Minneapolis in Minnesota am obern Mississippi, wo sich bekanntlich die größte Mahlmühle in der Welt befindet. Für Spokane hat die Natur das wünschenswerth Beste geleistet, um hier ein zweites Minneapolis entstehen zu lassen. Durch den Ort zieht sich eine Schlucht, welche oberhalb der Stromschnellen dicht am Fluß beginnt und unterhalb der Fälle in denselben mündet. Mit der größten Leichtigkeit könnte diese Schlucht in einen gewaltigen Kanal mit mächtigem Gefäll verwandelt werden, an dem hundert Fabriken Platz fänden. Kein Platz in den Vereinigten Staaten hat eine Wasserkraft

aufzuweisen, die so günstig wie diese verwerthet werden könnte. Der fruchtbare Palouse-Distrikt ist im Stande einen unerschöpflichen Weizenvorrath zu liefern, um die größten Mahlmühlen mit dem nothwendigen Rohprodukte zu versehen; die nahen Wälder bieten Holz in Fülle für die verschiedenartigsten Bau- und Kunstprodukte. Bis jetzt ist aber in Spokane, mit Ausnahme einer unbedeutenden Mahl- und einer kleinen Sägemühle, noch gar nichts geschehen, um die riesige Wasserkraft zu verwerthen. Ein wohlhabender Deutscher, der sich während meines Besuchs in Spokane dort aufhielt, um eine Fabrik für Fensterläden, Thüren rc. zu errichten, war durch die übertriebenen Forderungen der Grundbesitzer an den Fällen so entmuthigt, daß er beschloß, seine Fabrik außerhalb der Stadt anzulegen und mit Dampfkraft zu versehen. Kleinliche Eifersucht der Bodeneigenthümer verhindert das Oeffnen eines Kanals durch die Schlucht, und die Bewohner besitzen weder Kenntniß noch Unternehmungsgeist, um die Reichthümer, welche ihnen hier sozusagen vor den Füßen liegen, aufzuheben. Es leidet jedoch keinen Zweifel, daß Kapitalisten aus dem Osten diese ungeheure Wasserkraft verwerthen werden, sobald die Northern-Pacific-Eisenbahn eine direkte Verbindung mit dort hergestellt hat. Bis dahin wird der wilde Spokane seine Fluthen wohl ungebändigt vergeuden.

Spokane Falls hat übrigens den leidigen Trost zu verzeichnen, daß es, was das Nichtachten der ihm von der Natur gütig geschenkten Wasserkraft anbetrifft, auf gleicher Stufe mit anderen ähnlich bevorzugten Lokalitäten in Oregon und Washington steht. Die Wasserkraft der Dallesfälle und der Cascades am Columbia ist z. B. bis auf den heutigen Tag noch gar nicht für Fabrikanlagen benutzt worden, und an den Fällen des Willamette bei Oregon City liegt nur eine einzige Wollenwaarenfabrik, obgleich dort genügende Wasserkraft für ein Dutzend und mehr ähnlicher Anlagen existirt. Mangel an Unternehmungsgeist hat leider bis jetzt die Bevölkerung aller dieser von der Natur so freundlich bedachten Gegenden ausgezeichnet. Der historisch gewordene „Webfoot" hat seinen, vielleicht durch den ewigen Oregon-„Mist" (Sprühregen) etwas bewölkten Geist immer noch nicht genügend geklärt, um ihn auf die civilisatorische Stufe seiner aufgeweckten südlichen Nachbarn im sonnigen Goldlande zu stellen. Es muß, wie gesagt, erst ein energischeres Volkselement vom Osten oder von Californien her den neuen Nordwesten besiedeln, ehe die Hilfsquellen dieser Länder eine ihrer Bedeutung entsprechende Verwendung finden, wie dies in anderen Gebietstheilen der Union längst als selbstverständlich stattfindet.

Das Städtchen Spokane Falls, mit einer gegenwärtigen Einwohnerzahl von 500 bis 600 Seelen, hat als Station der Northern-Pacific-Eisenbahn für die umliegenden Agrikulturdistrikte einen nicht unerheblichen Handel und eine äußerst gesunde Lage. Die Hitze wird hier, selbst bei 90° Fahrenheit inmitten des Sommers, nie drückend. Jemand, der dem Leben in den Centren der neuern Civilisation entsagen kann und für die Schönheiten einer wilden Natur ein offenes Auge hat, wird hier sicherlich seine Tage in Zufriedenheit verbringen können. Die Bewohner des Städtchens bilden, wenn sie sich auch nicht durch Unternehmungsgeist auszeichnen, doch ein gastfreies, anspruchsloses Völkchen, in dessen Mitte sich recht angenehm leben läßt, und die Natur hat in der Nähe des Ortes eine solche Fülle von Schönheiten ausgebreitet, daß Jeder, der gegen ihre Gaben nicht vollständig abgestumpft ist, nicht müde werden wird, ihre mannigfaltigen Reize zu genießen.

Ein Spaziergang über die Brücken, welche von einer Insel zur andern führen, wo die brausenden Stromschnellen in wilder Flucht unter Einem hinstürzen, die Höhen der Hangman-Pallisaden in der Nähe malerisch emporsteigen und eine prächtig bewaldete Gebirgsreihe den ganzen Horizont umschließt, gewährt eine Reihefolge von überaus pittoresken Naturbildern. Wer sich nicht scheut, durch die oben erwähnte Schlucht auf steinigem Pfade die glatten Basaltplatten unterhalb des letzten Katarakts zu erreichen, wird dort durch das stolze Bild der herabdonnernden Wassermassen für seine Mühe hundertfach belohnt werden. Bei Sonnenuntergang zeigt der untere Fall, von dort aus betrachtet, das Bild eines gewaltigen Schneeberges, der von den ihn schroff überragenden Basaltfelsen mit schwarzem Rahmen eingefaßt ist. Das Wasser des Spokane ist dabei so klar, daß man den Grund in einer Tiefe von zwölf Fuß deutlich sehen kann. Im Frühling sind die Berge mit einem bunten Blumenteppich bedeckt, der an mannigfaltig farbiger Pracht in der Welt seines Gleichen sucht. Als eine recht unangenehme Nachbarschaft bei einem Spaziergange über die Basaltplatten müssen jedoch die dort zahlreich hausenden Klapperschlangen bezeichnet werden, so daß dem Touristen ein Paar feste Lederstiefel bei einer solchen Exkursion dringend zu empfehlen sind. Mir ist mein zweitägiger Aufenthalt in Spokane Falls eine liebe Erinnerung geblieben und bildete die angenehmste Zeit auf dieser meiner letzten Reise im neuen Nordwesten.

Die Fälle des Spokane bildeten ehedem einen Lieblingsaufenthalt der Spokane-Indianer, welche sich dort im Frühjahr in einer Zahl von 300 zu versammeln pflegten, um der Jagd und dem Fischfang obzuliegen. Seit das eiserne Roß in diese Gebiete gedrungen ist, sind die meisten Rothhäute von hier verschwunden, und man sieht jetzt nur selten kleinere Banden von ihnen an den Fällen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat in Spokane Falls eine Station des „Signal Service" eingerichtet, welche drei Mal täglich den Stand der Witterung per Telegraph nach Washington berichten muß. Eine Wettersignal-Anstalt und ein Indianerlager an demselben Orte — es ist dies ein so heterogenes Bild, wie es wohl nur in Amerika vorkommen kann.

Die Coeur-d'Alene-Indianer sind die civilisirtesten Rothhäute in dieser Gegend. In der in der Nähe des gleichnamigen Sees liegenden „Mission" befinden sich gegenwärtig 450 Indianer, die in zehn Bretterwohnungen, hundert Blockhäusern und vier Lodges residiren. Im Jahre 1880 hatten sie 3400 Acker Land unter Kultur und besaßen 2409 Pferde, 150 Kühe, 90 Zugstiere, 1337 Stück Rindvieh und 1800 Schweine. Es giebt mehrere Schulen und Kirchen auf der Mission, zu deren Aufrechthaltung jene Indianer jährlich 2000 Dollars verausgaben. Mein Gewährsmann nannte jene Rothhäute ein glückliches und zufriedenes Völkchen, welches just so viel Vergnügen aus ihrem irdischen Dasein erziele, wie eine gleich große Anzahl von Weißen irgendwo in Amerika. Beim Vorschreiten der Civilisation wird die gute Zeit, welcher sich diese Indianer heute noch erfreuen, aber wohl ihr Ende erreichen, denn es scheint ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, daß weiße Pioniere und Indianer friedlich neben einander wohnen können. Aus irgend einem Grunde wird man einen Streit mit den Rothhäuten vom Zaun brechen, und das Resultat wird hier, wie allenthalben im Westen Nordamerikas, die Vernichtung der Indianer sein.

Die Northern-Pacific-Eisenbahn, welche in Spokane Falls eins ihrer Hauptdepôts im Westen angelegt hat, ist der Hauptfaktor zu der gegenwärtigen Entwickelung dieses von der Natur so bevorzugten Platzes. Die Linie dieser großen, über immense Hilfsquellen gebietenden transkontinentalen Bahn, welche unter der energischen Leitung unseres

Landsmanns Villard endlich aus dem alten Schlendrian in das Stadium eines schnellen Ausbaues gelangt ist, war im Herbst 1881 von Westen her bis an den See Pend d'Oreille (200 Miles nordöstlich von Ainsworth, an der Mündung des Snake in den Columbia) vollendet worden, wo der Pack River, von Britisch Columbia kommend, sich in südlicher Richtung in diesen See ergießt. Vom See Pend d'Oreille (seinen französischen Namen hat dieser See von seiner einem Ohrgehänge ähnlichen Form), der eine Länge von 25 Miles von Nord nach Süd und 6 bis 8 Miles von Westen nach Osten hat und den die Eisenbahn an seiner schmalsten nur ungefähr eine Meile breiten Stelle überschreitet, bildet die nivellirte Bahnlinie ungefähr einen rechten Winkel und läuft in südöstlicher Richtung am Clarkes Fork, meistens an seinem rechten Ufer, entlang. Jener nördliche Hauptzweig des Columbia, der vom Missoula und Flat Heat River gebildet wird, fließt durch den See Pend d'Oreille und führt von dort bis nach dem Columbia den Namen Pend d'Oreille River. Auf beiden Seiten hat er ein halbes Dutzend bedeutender Nebenflüsse. Der Bau der Eisenbahn am Ufer des Clarkes Fork hat große technische Schwierigkeiten zu überwinden. Auf vier Brücken tritt die Bahn bald auf dieses, bald auf jenes Ufer hinüber. Unter den zahlreichen Tunnels hat der bedeutendste eine Länge von 2875 Fuß. Die Division Pend d'Oreille der Nordpacificbahn reicht von Wallula Junction bis nach dem Thompson River, einem rechten Nebenflusse des Clarkes Fork, und hat eine Ausdehnung von 327 engl. Meilen. Die Northern-Pacific-Eisenbahn macht vom See Pend d'Oreille eine östliche Schwenkung und umgeht den Gebirgszug der Bitter-Root-Berge, um durch Idaho nach dem Territorium Montana zu gelangen. Obgleich die auf dieser Linie zu überwindenden Terrainschwierigkeiten dem Bau der Eisenbahn bedeutende Hindernisse entgegenstellen, ist jene doch einer mehr direkten östlichen Route über die alte sogenannte Mullens Road vorzuziehen, wo nicht weniger als 29 große und 77 kleinere Brücken nöthig gewesen wären und der niedrigste Gebirgspaß eine Meereshöhe von 4545 Fuß hat. Die Arbeiten an der Northern Pacific werden unter der Oberleitung Villard's gegenwärtig mit einer Energie betrieben, die selbst im amerikanischen Eisenbahnbau selten erreicht worden ist. Sieben Ingenieurkorps befinden sich dort im Felde, und eine ganze Armee von weißen und chinesischen Arbeitern führen den schwierigen Bau, so schnell als Geld und Muskelkraft es vermögen, durch die pfadlosen Wildnisse. 100 000 bis 118 000 Dollars Arbeitslöhne werden jeden Monat von jener Gesellschaft ausbezahlt. Die noch herzustellende Strecke der Northern Pacific zwischen dem See Pend d'Oreille und Glendive am Yellowstone beträgt 816 englische Meilen und wird ohne Frage vor Ende des Jahres 1883 fertig gebaut sein.

Am 25. August verließ ich Spokane Falls und trat meine Rückreise auf der Northern-Pacific-Eisenbahn zunächst bis nach Ainsworth an, durch eine aller Romantik bare öde Gegend. Die Bequemlichkeiten auf dieser Fahrt waren von der primitivsten Art, wie es sich allerdings auf einer noch außerhalb der großen Verkehrslinien liegenden und eben erst eröffneten Eisenbahn nicht anders erwarten ließ. Ainsworth ist ein trauriger Platz, der als temporärer Endpunkt der Northern Pacific ein kurzes und klägliches Dasein fristet. Einige Yakima-Indianer, die in salopper Toilette auf den Thürschwellen der Kneipen lagen und in ihren roth bemalten Gesichtern eine widerliche Frechheit zur Schau trugen, bildeten die Staffage dieses gottverlassenen Ortes. Den bei Ainsworth $^1/_2$ engl. Meile breiten Snake überschritten wir auf einer großen Dampffähre, welche die Passagiere und Waarengüter nach dem anderthalb Miles oberhalb am linken Ufer liegenden Depôt der Dalles-Eisenbahn brachte. Bei Wallula Junction fand ich Platz in einem prachtvollen Pullman-Schlafwaggon, und als ich am nächsten Morgen erwachte, befand ich mich bereits wieder in The Dalles, von wo ich ohne Aufenthalt nach Portland weiter reiste.

Die arabische Bevölkerung in Niederländisch-Indien.

Von **E. Metzger.**

Am 11. März brachte die Kölnische Zeitung eine Korrespondenz aus Konstantinopel, in welcher mitgetheilt wurde, daß die türkische Regierung im Interesse ihrer in den holländisch-ostindischen Kolonien lebenden arabischen Unterthanen Schritte bei der niederländischen Regierung gethan hat. Außerdem aber soll sie alle Araber von Hadramaut zu türkischen Unterthanen erklärt haben. Es dürfte nicht uninteressant sein hier anzudeuten, welche Veränderung hierdurch in die Lage der betheiligten Personen gebracht wird, und zum bessern Verständniß einige Notizen, welche über die in den niederländischen Kolonien lebenden Araber mehr im Allgemeinen handeln, vorauszuschicken.

Die Araber haben sich schon sehr lange im malaischen Archipel festgesetzt; schon im dreizehnten Jahrhundert [1]) finden wir sie auf Sumatra und von dort verbreiteten sie sich weiter über die Sunda-Inseln, theils im Interesse ihres Handels, theils als Prediger der Lehre des Propheten. Ihr Gottesdienst war bis zum fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert im größten Theile des Archipels der herrschende geworden und damit war auch zugleich ihr Einfluß auf die Eingeborenen begründet. Dieser Einfluß, dem religiösen Gefühl der Bewohner entsprungen, wurde erhalten und verstärkt durch die höheren, intellektuellen Fähigkeiten der Araber. „Sie haben eine Charakterstärke," schreibt Crawfurd [1]), „welche sie weit über die einfachen Eingeborenen stellt, denen sie in Bezug auf die Religion Gesetze diktiren mit einer Anmaßung, wie sie der geringste der Landsleute des Propheten zu zeigen sich berechtigt fühlt." So wurde es ihnen im Laufe der Zeit möglich, sich in die Regierungsangelegenheiten der eingeborenen Fürsten einzudrängen, sich ihr Vertrauen und damit großen Einfluß und Macht zu gewinnen, Familienbande mit ihnen zu knüpfen und endlich selbst den Weg zum Throne zu finden oder selbständige Reiche zu stiften.

Der niederländische, überwältigende Einfluß hat ihre Macht im größten Theile der ostindischen Besitzungen sehr eingeschränkt; gleichwohl macht sich dieselbe noch fühlbar,

---

[1]) Marsden, Marco Polo.

[1]) History of the Indian Archipelago.

selbst da, wo wie auf Java die europäische Herrschaft vollkommen entwickelt ist und die Araber in Folge dessen ganz auf das Niveau gewöhnlicher Privatpersonen zurückgeführt sind.

Gleichwohl haben nicht nur die gewöhnlichen Eingeborenen, sondern auch die meisten Häuptlinge eine große Ehrfurcht vor ihnen. Sie werden wie die Europäer mit Herr (tuan) angeredet, und ihre Titel: „Said“, „Schech“ und „Hadschi“, die häufig genug usurpirt sein mögen, erhalten einen Abstand zwischen ihnen und den Eingeborenen, der auch äußerlich durch ihre eigenthümliche Kleidung angedeutet wird. Nach der dem letzten Kolonialbericht beigegebenen Liste betrug ihre Anzahl im ganzen Archipel am 31. December 1879: 15012 Seelen (wovon 8003 männlichen Geschlechtes). Von dieser Zahl kommen 10027 (5495 Männer) auf Java. Ueber die verschiedenen Provinzen sind sie sehr ungleichmäßig vertheilt; der größte Theil lebt in den großen Städten an der Küste; im Innern ist ihre Zahl meist nur gering. In den Besitzungen außerhalb Javas findet man die meisten in Palembang (1965, wovon 800 Männer) und auf der Westküste von Borneo (1634, wovon 886 Männer). Uebrigens muß bemerkt werden, daß für „Atjeh“ keine Zahlen angegeben sind.

In einer andern Liste, welche die verschiedenen Berufsarten angiebt, kommen die selbständigen Araber für Java mit der Zahl 2713, für die Besitzungen außerhalb Java mit der Zahl 1322 vor. Davon waren auf Java 85, in den anderen Besitzungen 100 Großhändler und 2243 resp. 660 Kleinhändler, während die Zahl derer, welche sich dem Landbau widmen, nur klein ist. Im Regierungsdienst befinden sich 25 resp. 15, Gemeindevorsteher waren 15 und 8, Hadschis, d. h. von Mekka zurückgekehrte Pilger, 34 resp. 65. Letztere Zahl bezieht sich wohl nur auf die Zahl der von der Regierung anerkannten Hadschis; die Zahl derer, welche sich diesen Titel anmaßten, ist wahrscheinlich viel größer gewesen.

Der Araber ist Europäern gegenüber im Allgemeinen durchaus nicht liebenswürdig; er zeigt seinen Haß gegen die Kafirs ziemlich offen, wenigstens macht er ihm häufig durch ein gewisses moquantes Benehmen Luft; sein religiöser Fanatismus fällt um so mehr auf, als die Eingeborenen des größten Theils der niederländisch-indischen Besitzungen im Allgemeinen äußerlich gegen Andersgläubige ziemlich tolerant sind.

Wenn zufällig einer meiner Leser in einer Zeit, als die Küstenschiffsfahrt noch großentheils in den Händen der arabischen Seefahrer war, mit einem derselben eine Reise gemacht hat, wird er sich gewiß seiner Erlebnisse auf derselben mit Empfindungen erinnern, die denen ähnlich sind, welche hier zum Ausdruck kommen.

Auch im Ganzen, als Stamm betrachtet, machen sie mehr von sich sprechen, als im allgemeinen Interesse wünschenswerth wäre. Trotz ihrer geringen Anzahl verursachen sie der Regierung sehr viel Mühe und sind, wie es scheint, im vergangenen Jahr in mehr als einer Beziehung wieder recht unbequem geworden.

Während scheinbar die tiefste Ruhe herrschte, wurde in Palembang, glücklicherweise noch zeitig genug, eine ernstliche Verschwörung entdeckt; arabische Händler sollen die Anstifter und die Zwischenträger hierbei gewesen sein; aus den Preanger Regentschaften auf Java wurden die Araber plötzlich ausgewiesen, man gönnte ihnen nur acht Tage um ihre Angelegenheiten zu ordnen; was eigentlich zu dieser Maßregel Veranlassung gegeben hat, ist mir nicht bekannt. Auch in Bantam, der Provinz, welche seit längerer Zeit der unruhigste Theil von Java ist, und wo Fieber, Hungersnoth und Viehseuche wohl einige Unzufriedenheit erregt hatten, sollen sie dazu beigetragen haben, dieselbe zu erhöhen, obwohl auch ein europäischer Renegat damit in Verbindung gebracht wird. Die im Anfang des Märzmonats angekommene „Mail“ bringt die Nachricht, daß man einige achtzig Privatbriefe, die von arabischen Händlern von außerhalb der niederländischen Kolonien in dieselben mitgebracht worden waren, mit Beschlag belegt hat, und daß dieselben der Regierung eingeschickt worden sind, um zu entscheiden, was mit denselben geschehen solle.

Eigentlich handelt es sich um eine einfache Postdefraudation; zur Entschuldigung führen die Araber, welche postpflichtige Briefe unter der Hand besorgt hatten, an, daß Korrespondenzen mit arabischer Adresse häufig auf der Post verloren gingen. Dies ist nicht unmöglich; die Beamten der Post sind wohl nur in seltenen Fällen mit arabischen Schriftzügen vertraut, und daher in dieser Beziehung auf die eingeborenen Unterbeamten angewiesen, die aber gewöhnlich auch nur eine der einheimischen Sprachen lesen können, wenn sie in ihren eigenthümlichen Schriftzügen geschrieben ist, und darum wohl nur in einzelnen Fällen im Stande sind, die arabischen Schriftzüge zu entziffern.

Da die niederländische Verwaltung im Allgemeinen sehr human ist, darf man unter diesen Umständen wohl annehmen, daß sie nicht einer einfachen Postdefraudation wegen eine große Anzahl Privatbriefe hat mit Beschlag belegen lassen, sondern daß man in den Briefen eine besondere Entdeckung zu machen erwartet hat.

Mit einem Wort, es scheinen da verschiedene Sachen bei der arabischen Bevölkerung vorgekommen zu sein, welche die indische Regierung zu Repressivmaßregeln veranlaßt haben. Daß nun unter solchen Umständen der Beistand der hohen Pforte durch ihre arabischen Unterthanen und Nicht-Unterthanen, welche in Holländisch-Indien wohnen, nachgesucht worden ist, kann nicht befremden; der Name des Beherrschers aller Gläubigen ist auch bis nach Indien gedrungen und dort noch mit einem Nimbus umgeben, von dem die, welche das türkische Reich mehr aus der Nähe sehen, nicht viel mehr bemerken können.

Daß der Sultan von Atjeh sich, nachdem die erste Expedition der Niederländer im Jahre 1873 gegen ihn mißglückt war, nach Konstantinopel um Hülfe gewendet, und daß die hohe Pforte eine auf diese Angelegenheit bezügliche Note nach dem Haag hat abgehen lassen, darf als bekannt vorausgesetzt werden; weniger bekannt dürfte es sein, daß Mittheilungen über diese Unterhandlungen sehr weit unter den Eingeborenen der niederländisch-indischen Besitzungen verbreitet worden waren. Zur Aufreizung derselben hatte sich ein förmliches Komité gebildet, der Hauptsitz der Wühlereien war in Pinang; von dort aus wurde die Nachricht verbreitet, daß der Sultan der Türkei den Atjinesen Hülfe schicken würde; ja es hieß (und wurde nicht nur durch Eingeborene geglaubt), daß die türkischen Panzerschiffe den Bosporus verlassen und Kurs nach Indien gesetzt hätten.

Es waren Araber, welche solche Nachrichten am eifrigsten kolportirten, durch ihre Vermittelung hatten Abbildungen bis ins Herz von Java den Weg gefunden — es waren grobe, kolorirte Holzschnitte —, welche die türkische Armee vorstellen sollten, wie sie gegen die Truppen der „Kompanie“ — wie die indische Regierung auch jetzt noch häufig im Munde des Volkes heißt — in den Kampf zog.

Daß man unter solchen Umständen den Arabern immer scharf auf die Finger sieht und diese Kontrole ihrer Proselytenmacherei und der Hetzereien in Glaubenssachen wegen noch verschärft, kann mit Rücksicht auf die durch die Regierung befolgten Grundsätze kein Befremden erregen. Die-

selbe faßt im Allgemeinen ihre Aufgabe nur von der politischen Seite auf, sie ist allen Religionen gegenüber vollkommen tolerant — hat sie doch z. B. noch in diesem Jahre die große Moschee in Atjeh, die sie an Stelle der im Kriege zerstörten mit einem Kostenaufwand von mehr als dreimalhunderttausend Gulden wieder aufbauen ließ, vollendet und der mohammedanischen Geistlichkeit übergeben —, aber Uebergriffe duldet sie ebensowenig von den christlichen Missionären, wie von den Sendboten des Islam.

Daß nun der Sultan von dem Rechte, welches er seit 1857 besitzt, Gebrauch machen und einen Konsul zu Batavia ernennen will [1]), wird wenig Veränderung in den gegenwärtigen Zustand bringen. Ebenso wie der Herrscher eines jeden andern Staates, mit dem ähnliche Verträge abgeschlossen sind, kann er nach der im genannten Jahre abgeschlossenen Uebereinkunft Konsuln und Vicekonsuln ernennen und darf dieselben aus eigenen, niederländischen und fremden Unterthanen wählen; dieselben müssen jedoch durch den General-Gouverneur zugelassen werden, der diese Zulassung verweigern und unter Umständen wieder zurücknehmen kann. Die Konsulatspersonen aller Staaten haben jedoch durchaus keinen diplomatischen Charakter, sie sind bloße Handelsagenten. Sie haben mit Bezug auf die Rechtspflege durchaus keine Gewalt und ihre Wohnungen besitzen kein Asylrecht. Nur sie selbst genießen unter Umständen gewisse persönliche Exemtionen und ihre Archive dürfen keiner Untersuchung unterworfen werden. Für die Behandlung aller politischen Angelegenheiten sollen sie sich mit Ausnahme außergewöhnlicher Verhältnisse immer der Vermittelung der diplomatischen Agenten ihrer Nation im Haag bedienen.

Der Rechtszustand derjenigen Araber, welche türkische Unterthanen sind, unterscheidet sich allerdings sehr von demjenigen derer, welche nicht Unterthanen einer der Mächte sind, mit denen Verträge bestehen.

Eine ausführliche eingehende Auseinandersetzung der Rechte und Pflichten der verschiedenen Nationalitäten auf Grund der in Niederländisch-Indien bestehenden Gesetze wird man hier nicht erwarten; es würde wohl auch sehr schwer sein eine solche zu geben, da Rechtsgelehrte vielfach behauptet haben, daß die betreffenden Stellen im Reglement für die Regierung von Niederländisch-Indien an Klarheit und Deutlichkeit sehr viel zu wünschen übrig lassen. Ich begnüge mich daher hier die Sache so vorzustellen, wie sie sich in der Praxis ausgebildet hat.

Das Gesetz macht im Allgemeinen einen Unterschied zwischen: 1. Europäern und denen, welche ihnen assimilirt sind; 2. Inländern, d. h. Eingeborene, den einheimischen Racen angehörige Bewohner der niederländischen Besitzungen, welche, gleichgültig auf welcher Insel sie geboren sind, im ganzen niederländisch-indischen Territorium dieselben Rechte genießen. Außer diesen beiden Hauptklassen sind noch viele andere Nationen vertreten, deren Angehörige, wenn sie Christen sind, den Europäern, wenn sie Mohammedaner oder Heiden sind, den Inländern assimilirt werden. Um ein mögliches Mißverständniß zu vermeiden, will ich ausdrücklich bemerken, daß Inländer, welche Christen sind oder werden, durch die Religionsveränderung allein keine Gleichstellung mit Europäern erwerben. Dagegen sind alle Personen, gleichgültig welcher Nation und welchem Glauben sie angehören, den Europäern assimilirt, wenn sie Unterthanen einer der Mächte sind, die nach den bestehenden Verträgen mit den am meisten begünstigten Nationen auf gleichem Fuße behandelt werden müssen. Zu diesen Mächten gehört die Türkei, und es ist also die Stellung derjenigen Araber, welche zu türkischen Unterthanen erklärt worden sind, bedeutend verbessert. Ihre Stellung gegenüber der richterlichen und administrativen Gewalt, ihre Steuerpflicht und ihre gesellschaftliche Stellung erleidet dadurch eine bedeutende Veränderung; namentlich aber macht sich dieser Unterschied fühlbar in Bezug auf die Zulassung und den Aufenthalt in Niederländisch-Indien. Wenn nämlich die Zulassung verweigert oder einer Person, die einmal zugelassen ist, der fernere Aufenthalt in der Kolonie untersagt wird, ist das Verfahren Europäern und den ihnen assimilirten Personen gegenüber mehr formell und es muß von einer solchen Maßregel im Instanzenwege dem Minister der kolonialen Angelegenheiten Mittheilung gemacht werden, was bei Inländern und den Personen, welche denselben assimilirt sind, nicht beobachtet zu werden braucht. Außerdem aber dürfen speciell die zuletzt genannten Personen (Chinesen, Araber u. s. w.) sich im Allgemeinen nur an den Orten niederlassen, wo besondere Viertel für ihre Nationen angewiesen sind, jedoch kann die örtliche Behörde Ausnahmen hiervon zulassen. Doch besitzt gegenüber allen Einwohnern, welche nicht in der Kolonie geboren sind, die koloniale Regierung das Recht, sie durch administrative Maßregel aus den niederländisch-indischen Besitzungen entfernen zu lassen. Diejenigen, welche in der Kolonie geboren sind, können in gleicher Weise in einem bestimmten, durch die Regierung anzuweisenden Theil des Landes internirt werden. Trifft eine solche Maßregel einen Niederländer, so muß den Generalstaaten davon Mittheilung gemacht werden.

Von dieser Gewalt wird nur in seltenen, dringenden Fällen Gebrauch gemacht; wenn es aber nöthig scheint, geschieht es ohne Rücksicht auf die Person. So ließ, allerdings schon vor langer Zeit (1848), der General-Gouverneur J. J. Rochussen den katholischen Bischof an Bord eines segelfertig auf der Rhede liegenden Schiffes bringen und nach Europa transportiren.

Es dürfte daher, wenn auch die Stellung der zu türkischen Unterthanen erklärten Araber durch die Erlangung der türkischen Nationalität in mancher Beziehung eine mehr gesicherte geworden ist und vielleicht auch in einzelnen Fällen eine etwas förmlichere Behandlung ihrer Angelegenheiten zur Folge haben wird, doch in der Praxis keine ernstliche Unbequemlichkeit für die niederländisch-indische Regierung daraus entstehen.

[1]) Im Regierungs-Almanach für Niederländisch-Indien, Jahrgang 1882, ist kein türkischer Konsul oder Vicekonsul aufgeführt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine ansprechende Gabe ist die dritte illustrirte Auflage von Josef Haltrich's Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, welche eben bei C. Gräser in Wien erschienen ist. Die Sammlung derselben begann systematisch etwa im Jahre 1850 und die erste 1856 erschienene Auflage trug dem Autor den wärmsten Dank der Gebrüder Grimm, W. Wachsmuth's und K. Simrock's ein. Ueber die Thiermärchen, welche in der 3. Auflage

sämmtlich Aufnahme gefunden haben, urtheilt Wilhelm Grimm, daß sie von den nach Siebenbürgen vor etwa 700 Jahren ausgewanderten Niedersachsen in ihrer Abgeschlossenheit reiner und volksthümlicher bewahrt worden sind, als von uns. Beim Lesen des Buches muß Jeden auch heute noch die tröstliche Zuversicht überkommen, welche der Verfasser schon vor länger als einem Vierteljahrhundert ausgesprochen hat: „Ein Volk, das seine Sprache und sein gesammtes geistige Erbe der Vorzeit unter mancherlei heftigen Stürmen so lange treu erhalten, in dem noch gegenwärtig so viele frische Brunnen alteigenthümlichen Lebens sprudeln und quellen, kann nicht so schnell untergehen und das wird wohl, wenn es nur den Muth hat, sich aufzuraffen, noch im Stande sein, gegen die zersetzende Strömung von außen neue Schutzdämme zu bauen."

— In der Sitzung des finnischen Landtages vom 16. (28.) Februar 1882 wurde beschlossen, die Polarforschung zu unterstützen durch Anlage von Stationen für meteorologische, magnetische u. s. w. Beobachtungen in Finnland, welche ihre Arbeiten ganz nach dem für die internationalen Polarstationen entworfenen Programm einrichten sollen.

— Die Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe im Gouvernement Nowgorod, die schon seit einigen Jahren erfolgreich betrieben werden, haben der „Mosk. Ztg." zufolge im Jahre 1880 eine Fortsetzung erfahren durch Neuanlage von 102 Ableitungsgräben in einer Länge von 173 Werst 57,5 Saschen aus 21 Sümpfen, sowie durch Verbesserung und Vertiefung von 66 älteren Gräben mit 135 Werst 406 Saschen Länge. Instrumental bestimmt und nivellirt wurden die Umgrenzungen von 44 Sümpfen in einer Gesammtlänge von rund 2500 Werst. Im Sommer 1882 sollen die Arbeiten zur Trockenlegung fast aller großen Sümpfe des Gouvernements ausgeführt werden, namentlich derjenigen von Medwjäd, Solowjew, Anisimow, Nilowetz, Pustyny, Kalenetz, Dementjew, Palitzyn und Osipow.

Asien.

— Mrs. Scott-Stevenson (Our Ride through Asia Minor p. 112) übernachtete im Frühling 1880 in Missis (in Kilikien) im Konak, dem Amtshause des dortigen Kaimakam. Bei Tagesanbruch wurde sie durch das Zirpen der aus- und einfliegenden Schwalben geweckt und zählte nun 32 Nester, welche an die hölzernen Dachsparren angeklebt waren; unter jedem hatten die Türken ein viereckiges Stück Baumwollenzeug aufgehängt, um den Boden darunter rein zu halten: ein Beispiel von ihrer Liebe zu Thieren. Sie hatten sich lieber so viel Mühe gegeben, als daß sie die Nester zerstört hätten.

— Um Jerusalem hatte sich im vergangenen Winter die Regenperiode rechtzeitig eingestellt, aber die Cisternen nicht gefüllt. Mitte Februar jedoch begann anhaltendes Regenwetter, mit Schneegestöber abwechselnd, welches nicht nur die Cisternen anfüllte, sondern auch die winterlichen Quellen zum Fließen brachte, darunter namentlich die Hiobsquelle (Bir-Ijob; nicht mit dem nahen stets wasserhaltigen Hiobsbrunnen zu verwechseln), ein nicht gerade häufiges Ereigniß, welches nach dem Glauben der Eingeborenen ein fruchtbares Jahr bedeutet. Dadurch freudig erregt, machte sich die Bevölkerung Jerusalems und der Umgegend auf, um den Wunderort zu besuchen. Dieser mehrere Tage dauernde massenhafte Besuch der Hiobsquelle gestaltete sich, wie gewöhnlich, zu einer Art von Volksfest. An den Ufern des kleinen Baches, welcher in dem tief eingeschnittenen Kidronthal in Folge dieses Quellenergusses in einer Breite von circa 5 Fuß dahinfloß, sammelte sich eine nach Hunderten zu zählende Menschenmasse aller Nationalitäten und Konfessionen, Christen, Juden und Mohammedaner. Es wurden Wirthschaften improvisirt, und Wein, Bier, Thee, Kaffee und Eßwaaren feilgeboten und von gruppenweise auf der Erde und arabischen Stühlen gelagerten Gesellschaften verzehrt; Arme und Reiche, Hohe und Geringe erfreuten sich alle an dem seltenen Schauspiel eines fließenden, Segen verheißenden Wassers. Denn in der Umgegend von Jerusalem fließt sonst kein Bach, und schon eine bescheidene Quelle kommt nur da und dort in einer Thalrinne zum Vorschein. (Warte des Tempels.)

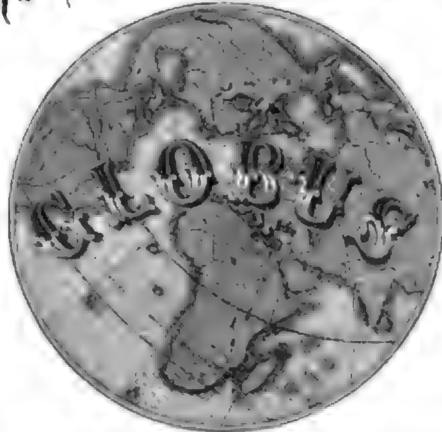
— Mr. Charles Huber, ein geborener Straßburger und durch Option Franzose, von dessen im Auftrage der französischen Regierung unternommenen Reise in Arabien (s. „Globus" XXXVIII, S. 318) bisher nur ganz vereinzelte Nachrichten bekannt geworden sind, befindet sich jetzt in seiner Heimathsstadt, um dort seine gesammelten Materialien zu verarbeiten. Er ging, so viel wir wissen, über Dschôf nach Dschebel Schammar, wo er mit Ibn Raschid auf sehr gutem Fuße lebte, und weiter nach Chaibar, wo er dicht bei der Stadt von Beduinen überfallen wurde, aber den einen tödtete und einen zweiten verwundete. Er hat namentlich auch astronomische und Höhenbestimmungen gemacht und viele Inschriften gesammelt; der arabischen Sprache war er völlig mächtig.

— Ueber den sibirischen „Tschernozom" (schwarze Erde) machte Herr Dokutschajew in einer Versammlung der russischen ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg am 15. (27.) März dieses Jahres folgende Mittheilung: Der Tschernozom-Streifen beginnt in Sibirien am östlichen Abhange des Ural zwischen 54° und 57° nördl. Br. und erstreckt sich bis ins Gouvernement Jeniseisk, wo man die schwarze Erde noch in den Kreisen Krasnojarsk, Kansk und Minusinsk trifft. Die nördliche Grenze dieser Zone bildet eine ganz gerade Linie ohne jede Ausbiegung nach Norden oder Süden; die Südgrenze dagegen ist gewunden. Im Gouvernement Tomsk geht sie sehr beträchtlich und zwar bis zum 50° nördl. Br. nach Süden hinab und im Gouvernement Jeniseisk nochmals bis 53°. Der Charakter des sibirischen Tschernozom ist sandig (Kreis Tjumen) und thonig (im östlichen Theile des Kreises Kurtschinsk, auch in den Kreisen Ischimsk und Omsk). Die Dicke der Erdschicht beträgt $\frac{1}{2}$ Arschin (à 0,71 m) an der Grenze des Kreises Ischimsk und steigt bis 2 Fuß bei Semipalatinsk; je näher dem Gebirge, um so dicker ist die Schicht. Ihre absolute Höhenlage aber ist sehr verschieden, 326 Fuß über dem Meere bei Tomsk und 2842 Fuß in der Menzurischen Steppe. Die chemische Zusammensetzung des sibirischen Tschernozom ist der des europäischen gleich, doch ist ihre Nährkraft geringer.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XII. [1])

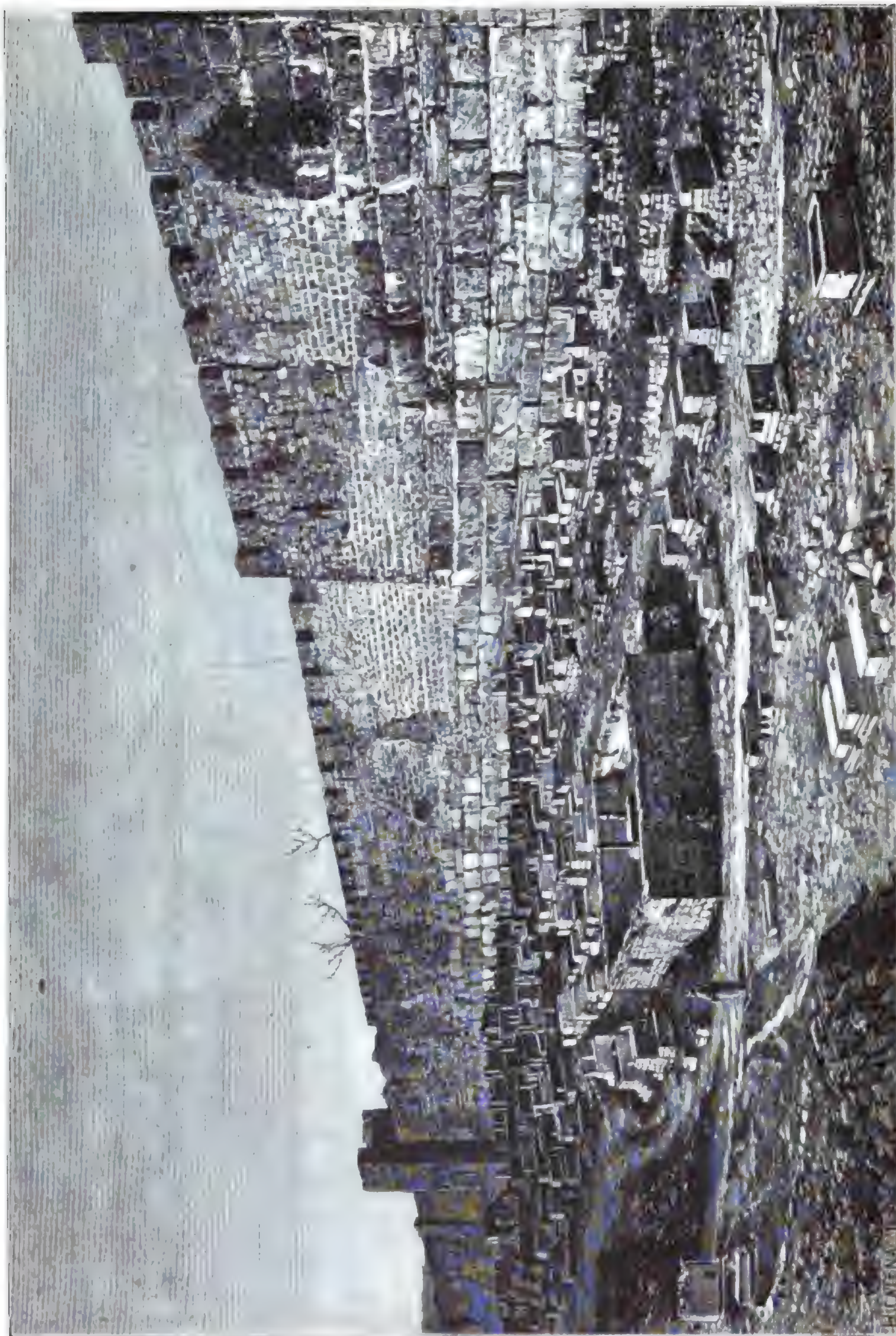
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Anblick Jerusalems von der Höhe des Scopus aus, wie er sich Lortet in der klaren Beleuchtung jenes sonnigen Morgens darbot, ist ungemein großartig. Ein wahres Meer zahlloser kleiner Kuppeldächer (das echte Jerusalemer Wohnhaus hat ja über jedem seiner Zimmer eine eigene Kuppel), zwischen denen eine Menge von schlanken Minarets, stattlichen Moscheen und Thürmen emporragt, breitet sich hinter der mächtigen, 12 Meter hohen und mit 34 starken Thürmen versehenen Zinnenmauer aus. An mehreren Stellen auf dem Felsen ruhend, dessen Senkungen und Vorsprüngen sie namentlich auf der Nordseite in einer seltsamen Wellenlinie folgt, bildet diese an die stärksten mittelalterlichen Festungsbauten erinnernde Ringmauer ein verschobenes Viereck von etwa vier Kilometer Umfang. Von dem Erkennen vieler Einzelheiten innerhalb der Stadt kann bei der immerhin beträchtlichen Entfernung des Scopus nicht die Rede sein, doch ist wohl kaum ein anderer Punkt der Umgegend so vortrefflich geeignet, die natürliche Lage Jerusalems auf dem von Norden nach Süden ziehenden Felsrücken, sowie die merkwürdig verschiedenen Terrainverhältnisse der einzelnen Stadttheile deutlich wahrnehmen zu lassen.

Ganz durch die Betrachtung des interessanten Bildes in Anspruch genommen, hatte Lortet zuerst der Gruppe von sieben oder acht Beduinen keine Aufmerksamkeit geschenkt, die er auf der Höhe des Scopus lagernd vorgefunden, und die jetzt, auf dem Boden kauernd, ihn und seine Begleiter mit unverwandten Blicken anstarrten.

Ihre langen, am obern Ende mit großen Büscheln von Straußenfedern verzierten Lanzen hatten sie neben sich in den Boden gesteckt und die Pferde daran befestigt. Erst als Lortet nach dem kurzen Halt auf der Höhe sich zum Weiterritt nach der Stadt anschickte, zeigte es sich, daß das Zusammentreffen kein zufälliges gewesen war, und daß die Leute, Aduân-Beduinen von den Ufern des Todten Meeres, schon seit mehreren Tagen hier auf den Reisenden gewartet hatten, um ihm ihre Dienste als Eskorte nach dem Haurân und Moab anzubieten. Das Gerücht von Lortet's beabsichtigter Tour durch die Umgebungen des Todten Meeres war, wie sie sagten, vor Wochen schon zu ihnen gedrungen: wieder ein Beweis von der staunenswerthen Schnelligkeit, mit der sich trotz des Mangels an Kommunikationswegen und geregelten Verbindungen in diesen Ländern alle Nachrichten zu verbreiten pflegen. Ungeachtet der banditenhaften Physiognomie des Schêchs der Bande, eines hagern, einäugigen Gesellen, den die Binde über dem fehlenden Auge und die schwarze Verschleierung des Mundes und Kinnes noch widerwärtiger erscheinen ließen, ging Lortet, nach glücklich erfolgter Vereinbarung über den von ihm zu zahlenden Preis, auf ihr Anerbieten ein. Das Engagement dieser Begleiter zwang den Reisenden, die

[1]) S. Globus XXXVIII, S. 97, 113, 129, 145, 161; XL, S. 113, 129, 145, 161, 177 und 193.



Die alte Mauer von Jerusalem (Ostseite).

ohnehin schon knapp bemessene Zeit für den Aufenthalt in Jerusalem noch mehr zu beschränken.

Es war nicht das erste Mal, daß er hierher kam; schon von früheren Aufenthalten her war ihm die „heilige Stadt" wohl bekannt, und da der Schwerpunkt der Interessen, welche er bei seiner jetzigen syrischen Reise verfolgte, auf einem ganz andern Gebiete lag, als auf dem der historischen Palästinaforschung, so beschloß er, jetzt von allen eingehenderen Jerusalemstudien abzusehen und sich mit einem Wiederbesuche der hervorragendsten Stätten zu begnügen. Demzufolge machen denn auch die interessanten Schilderungen der Stadt, die sein uns vorliegender Reisebericht enthält, keinerlei Ansprüche darauf, ein vollständiges Bild Jerusalems zu geben. Es sind eben nur einzelne Skizzen, die Lortet zur Erinnerung an gewisse, ihm besonders wichtig und bedeutsam erscheinende Punkte, sowie zur Erläuterung der seinem Werke beigefügten Abbildungen niederschrieb. Angesichts der überreich vorhandenen Palästinaliteratur, die ja begreiflicherweise stets in den Schilderungen des großen „Centrums der drei Weltregionen" gipfeln muß, ist eine solche Beschränkung kaum zu beklagen. Was von den immer noch nicht aussterbenden, ausführlichen Touristenschilderungen des heutigen Rom gesagt wird, daß nur eine durchaus subjective Auffassung, oder eine gründliche Vertiefung in die praktische Alterthumsforschung dem oft behandelten Gegenstande noch neue Seiten abzugewinnen vermag, das gilt mit noch größerm Rechte von den Beschreibungen Jerusalems.

Das Goldene Thor von Außen.

In einem außerhalb der Stadt, in der Nähe des nordöstlichen Thores belegenen Olivengarten schlug Lortet sein Lager auf; von hier aus trat er am nächsten Morgen schon den üblichen Rundgang um die Stadt an. Die heutige Ringmauer Jerusalems, in Bezug auf deren stellenweise Uebereinstimmung mit den gewaltigen Maueranlagen der jüdischen und römischen Zeit die Ansichten der Gelehrten weit aus einander gehen, befindet sich in einem Zustande argen Verfalls, sie würde an keiner Stelle auch nur dem kleinsten Geschütze noch trotzen können. Verhältniß-

mäßig am besten erhalten ist die Nordseite, in deren Mitte ungefähr das schönste von den sieben Thoren der Stadt, das Damascus-Thor, sich befindet. Es besteht aus zwei mächtigen, zinnengekrönten Thürmen, zwischen denen die

Das Coenaculum, das angebliche Grab David's.

Davidsthurm der Citadelle von Jerusalem.

von zierlichen Säulen flankirten, großen eisenbeschlagenen Thorflügel angebracht sind. Nach einer in dem darüberliegenden Spitzbogenfelde befindlichen Inschrift hätte Soliman es im Jahre 944 der Hedschra erbauen oder wenig-

stens renoviren lassen. Leider verschwindet das schöne Bauwerk zum großen Theil hinter den Schutt- und Schmutzhügeln, die sich rings um die ganze Stadtmauer anhäufen. Das zweite Thor der Nordmauer, das heutige Bab-ez-Zahiri oder Blumenthor, früher Herodes-Thor, das vorzugsweise für die Pilger nach Betzeta bestimmt war, wurde vor etwa 30 Jahren von Ibrahim Pascha vermauert; eine kleine damals ausgesparte Pforte wird auch jetzt nur während der Zeit der jährlichen Rekrutenaushebungen und -Uebungen geöffnet. Von dem Thurme des Herodes-Thores, dessen obere Platform einen schönen Umblick gewährt, führt eine Thür auf die Stadtmauer hinaus. Der schmale Pfad, der auf der Höhe der Mauer zwischen den hohen Zinnen und einem nach der Stadtseite hin aufgesetzten Geländer entlang führt, gewährt hier einen Einblick in den nördlichen Theil des muslimischen Quartiers, in dem sich von den modernen Bauten oder dem rührigen Leben moderner Industrie, wie sie in manchem andern Theile der Stadt sich schon bemerkbar machen, noch nichts vorfindet. Die Straßen drinnen sind fast ebenso still und öde, wie die Landschaft draußen mit dem sonnigen, weißen Felspfad, der sich zwischen dem breiten, theilweise verschütteten Wallgraben und den großen, graugrünen Olivengärten hinzieht. Eine üppige, bunte Frühlingsflora, die hier oben aus allen Fugen des zerfallenden Mauerwerks hervorsproßte, gab jetzt dem Bilde noch einen ganz besondern Reiz.

Bei einer plötzlichen Senkung des Terrains wendet die Stadtmauer in scharfem Winkel nach Süden um; sie folgt dem Laufe des tiefeinschneidenden Kidronthales, des alten Thales Josaphat, das die natürliche Ostgrenze der Stadt bildet. Am äußern Fuße der Mauer, deren unterer aus ungeheuern Hausteinen errichteter Theil von hohem Alter zeugt, breiten sich zunächst große muslimische Begräbnißplätze aus. Zwischen ihren rechteckigen, gemauerten Gräbern, die meist aufgestuft und von zwei kleinen Säulen oder Pfeilern gekrönt sind, wuchert die stereotype Flora der syrischen Kirchhöfe: Scilla maritima, und mehrere, in großen Büscheln aufschießende Schwertlilien-Arten. Von den beiden Thoren der Ostmauer ist nur das nördlichere, das Stephans- oder Marienthor, geöffnet. Es führt in das muslimische Quartier, und zwar in eine die Stadt von Osten nach Westen durchschneidende Hauptstraße. Das südlichere, das berühmte Goldene Thor, das seinerzeit den Eingang zu der großen Tempelarea des Berges Zion-Moria, der muthmaßlichen Stätte des Salomonischen Tempels, bildete, ist heute, wie zu Zeiten der Araber, vermauert. An dieses östliche, „schöne“ Thor des Tempels, das schon im Ezechiel (44, 1, 2) erwähnt wird, wurde früh schon die Stelle verlegt, wo die Heilung des Lahmen (Apostelgesch. 3, 2) stattgefunden haben sollte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der großartige Bau um dieses Andenkens willen mit besonderer Pracht aufgeführt wurde. Der im reichsten byzantinischen Styl gehaltene architektonische Schmuck der Außenseite sowie der großen gewölbten Säulenhallen der Innenräume läßt als Entstehungszeit des heutigen Gebäudes das fünfte oder sechste Jahrhundert annehmen. Die alte arabische Sage, daß dereinst an einem Freitage ein christlicher Eroberer durch dieses Thor einziehen und den Muslimen Jerusalem wegnehmen werde, veranlaßte die Araber zur Schließung des herrlichen Thores. Zu den Zeiten der Kreuzfahrer wurde es am Palmsonntage und am Feste der Kreuzeserhöhung für einige Stunden geöffnet, um später von den Türken wieder fest vermauert zu werden. Die Ausgrabungen, welche Warren neuerdings zu beiden Seiten des Goldenen Thores sowie längs der Südmauer vorgenommen hat, haben zu der Entdeckung geführt, daß das ganze Terrain der mächtigen Tempelarea sowie das des Thales Josaphat durch künstliche Aufschüttungen verändert worden ist. Zu welcher Zeit diese kolossalen Arbeiten ausgeführt worden sind, aus welcher Zeit die ungeheuern Mauerreste stammen, die man auch noch außerhalb der heutigen Umfassung im Boden gefunden hat, dafür fehlen einstweilen noch alle Anhaltspunkte.

Der Thurm Hippicus.

Unweit des Zionsthores, im Südwesten der Stadt, liegt inmitten eines großen Komplexes von Gebäuden eine von den Christen und Muslimen gleich hoch verehrte Stätte, das Coenaculum oder die Abendmahlsstätte Christi und das angebliche Grab David's. Die Streitigkeiten und Intriguen, die seit dem vierten Jahrhundert schon sich wegen des Besitzes dieser Stelle zwischen Muslimen und Christen abgespielt haben, sind geradezu zahllos. Ihre Geschichte läßt deutlich erkennen, wie sich das „Zerrbild von Religion“, das uns heute allenthalben in Jerusalem entgegentritt, allmälig ausgebildet hat. Die christliche Sage, welche aus der früh schon an dieser Stelle erbauten Zionskirche auch die Stätte der Abendmahlseinsetzung machte, wurde im siebenten Jahrhundert erfunden, wahrscheinlich um die nahegelegenen großen Heiligthümer der Muslimen, die vermeintlichen Gräber David's und Salomo's, zu verdunkeln. Dadurch entstanden die unaufhörlichen Streitigkeiten um den

Besitz dieses ganzen Terrains. Lange Zeit in den Händen der Christen, gehört dasselbe nun schon seit dem 16. Jahrhundert den Muslimen an. Der Besuch des Coenaculums, den sie den christlichen Pilgern zuerst verwehrten, ist heute wieder gestattet. Neben der großen Moschee des Davidsgrabes mit ihrer stattlichen Kuppel steht der Ueberrest der alten Zionskirche, in deren oberm Geschoß das Abendmahlszimmer gezeigt wird: ein durch zwei in der Mitte befindliche Säulen getheilter Raum mit Pilastern an den Wänden und einer gewölbten Spitzbogendecke. Eine kleine Treppe führt aus der Ecke dieses Gemachs in einen etwas tiefer gelegenen Raum, wo der Abendmahlstisch (sufra) gestanden haben soll. Ein zweites durch ein Gitter von dem Hauptraume getrenntes Seitengemach enthält den 4 bis 5 m langen hölzernen Kasten, der, mit einem unsaubern grünen Baumwollentuche bedeckt, eine Nachbildung des angeblich in den unterirdischen Gewölben aufbewahrten Sarges des David vorstellt.

Die Westseite der Stadt hat als hervorragendstes Bauwerk die Citadelle oder die sogenannte Davidsburg aufzuweisen, eine Anzahl unregelmäßig nebeneinander gebauter starker Thürme, die ursprünglich von einem heute theilweise verschütteten Graben umzogen waren. Die Unterbauten dieser gewaltigen, zum Theil massiven Steinkolosse bestehen aus einer dicken Mauer, die in einem Winkel von etwa 45° aus dem Grunde des Festungsgrabens aufsteigt, und über deren hohes Alter man kaum im Zweifel sein kann. Des Josephus eingehende Schilderung der starken herodianischen Thürme Hippicus, Phasaël und Mariamne stimmt in Bezug

Das Jaffa-Thor.

auf Lage, verschiedene Maße und sonstige Einzelheiten mit mehreren Thürmen der heutigen Citadelle ziemlich genau überein. In dem größten von ihnen namentlich, dem Nordwestthurme, dem die „Franken“ erst den Namen Davidsthurm gegeben haben sollen, glaubt man heute mit aller Bestimmtheit den alten Phasaël erkennen zu dürfen. Es ist bekannt, daß Titus bei der Zerstörung der Stadt die Thürme, die ihm so hartnäckig Widerstand geleistet hatten, verschonen ließ. Auch bei der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer spielte die Davidsburg eine hervorragende Rolle; in ihrer heutigen Gestalt existirt sie seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts, doch ist sie im 16. vollständig restaurirt worden: freilich ohne den Glanz und die Pracht, ohne die Verwendung des vielen Marmors, die Josephus von den alten Thürmen des Herodes rühmt.

Dicht bei der Citadelle befindet sich das einzige Thor der Westmauer, das Jaffa- oder Hebronthor, so genannt nach den beiden großen Landstraßen, die zu ihm führen. An diesem Thore, das zugleich den Eingang in das Christenquartier bildet, herrscht stets ein reger Verkehr. Die Jaffastraße, die beste Straße in der Umgebung von Jerusalem, ist durch Züge ankommender und abziehender Pilger sowie durch Spaziergänger aus der Stadt immer belebt; Maulthiertreiber und Pferdevermiether halten sich deshalb auch mit Vorliebe in der Nähe des Thores auf, wo es eine Menge von arabischen Kaffeehäusern giebt. Ein großer, zum Theil mit Schmutz- und Schutthaufen bedeckter Platz dicht neben dem Thore dient als Ausspannungsort für die elenden Wagen, die den Verkehr zwischen Jaffa und Jerusalem vermitteln, zugleich als Lagerplatz für die zur Stadt kommenden Beduinen und die Schaaren der im Orient so

zahlreichen Vertreter der ambulanten kleinen Gewerbe, für Kesselflicker, Scheerenschleifer u. s. w. Es ist ein charakteristisches Bild orientalischen Lebens und Treibens, das sich zu allen Tageszeiten auf diesem unsaubern Platze darstellt, und seltsam genug nimmt es sich auch auf dem Hintergrunde der zahlreichen europäischen Neubauten aus, die während der letzten Jahre in der Jaffavorstadt entstanden sind.

Ueber die Bevölkerungsziffer des heutigen Jerusalem sind verschiedene Angaben vorhanden. Socin nimmt als wahrscheinlich eine Einwohnerzahl von 24 000 Seelen an, von denen 13 000 etwa Muslimen, 7000 Christen und 4000 Juden sein würden. Nach Liévin freilich besteht die Bevölkerung der Stadt nur aus 20 938 Seelen, und ein von der Regierung im Jahre 1871 ausgegebener statistischer Bericht, der die Zahl der Häuser angiebt, läßt eine noch geringere Bevölkerungssumme annehmen. Nach den verschiedenen Bekenntnissen streng gesondert leben diese heterogenen Elemente in den vier durch die natürlichen Terrainverhältnisse getrennten Quartieren der Stadt.

Das große **muslimische Quartier**, im nordöstlichen und mittlern Theile, beherbergt neben seiner eingeborenen syrischen Bevölkerung, die sich vorzugsweise aus Ackerbauern und kleinen Gewerbetreibenden zusammensetzt, auch viele moghrebinische Muslimen, d. h. Einwanderer aus dem nordwestlichen Afrika, namentlich aus Marokko, die durch dunklern Teint und durch ihre Tracht, den hier ungebräuchlichen großen weißen Kapuzenmantel, leicht zu erkennen sind. Die fortdauernde Einführung afrikanischer Sklaven und Sklavinnen giebt sich in der Menge von Negern und Mestizen kund, die einen nicht unbeträchtlichen Theil des muslimischen Volkes bilden.

Das **Christenquartier** im Nordwesten der Stadt, zugleich der bevorzugte Niederlassungsort der Europäer, zeigt uns die Wohnungen der aus 1500 Seelen bestehenden Gemeinde der römischen Christen dicht um das große Franziskanerkloster geschaart. Dank dem rastlosen Bemühen der römischen Kirche hat es die aus der Zeit der Kreuzzüge stammende kleine Lateinergemeinde in neuerer Zeit zu einer gewissen Bedeutung gebracht. Freilich gehören ihre Mitglieder fast alle der niedrigsten Volksklasse an. Eine unverhältnißmäßig große Zahl von ihnen lebt ausschließlich von der Mildthätigkeit der geistlichen Anstalten, während die Uebrigen sich mit dem Handel und der Anfertigung von Reliquien, Rosenkränzen aus Olivenkernen, kleinen Kruzifixen und ähnlichen „Erinnerungen an die heiligen Stätten“ beschäftigt.

Die griechischen Christen der Stadt, weitaus der reichste und mächtigste Theil der Bevölkerung, haben eine Menge von großartigen Klöstern und Stiftungen. Mit Ausnahme der Klosterinsassen, die sich zum großen Theil von den griechischen Inseln rekrutiren, gehören sie alle dem eingeborenen syrischen Volke an. Sie haben Geistliche aus ihrer Mitte und das Privilegium, den Gottesdienst in arabischer Sprache abhalten zu dürfen.

Das **armenische Quartier** liegt im südwestlichen Theile der Stadt: die flachen Lehmdächer, welche dieses Quartier sonst schon äußerlich kennzeichneten, machen seit einer Reihe von Jahren schon den landesüblichen, praktischeren Kuppeldächern immer mehr und mehr Platz. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann die Einwanderung altarmenischer Christen aus den Kaukasusländern in Jerusalem; heute bilden sie eine stattliche Gemeinde. Der Mehrzahl nach rührige Kaufleute und fast alle verhältnißmäßig wohlhabend, wenden sie zum Besten ihrer Schulen und Kirchen unermüdlich große Summen auf. Vor den griechischen und lateinischen Christen Jerusalems zeichnen sie sich durch Mäßigung und Toleranz aus. In vollkommener Eintracht leben sie namentlich mit den koptischen und abessinischen Christen, die auf ihren großen Pilgerfahrten oft jahrelang zum Zwecke strenger Religionsübungen in Jerusalem verweilen müssen. Diese aus Oberägypten, Nubien und Abessinien kommenden Pilger sind gewöhnlich allein auf die Almosen ihrer Glaubensgenossen angewiesen und führen deshalb in dem großen koptischen Kloster Der-es-Sultân, wo sie Aufnahme finden, ein elendes, aus Hunger und Entbehrungen zusammengesetztes Leben.

Was die Bewohner des **Judenquartiers** von Jerusalem anbetrifft, auf die wir weiter unten noch zurückkommen, so bilden dieselben an der Stätte ihrer einstigen Herrschaft einen unbedeutenden, unwichtigen Theil der Bevölkerung. Die ansehnlichen Synagogen, die sie ihren reichen Glaubensgenossen im Auslande verdanken, vermögen das elende Aussehen ihrer schmutzigen Straße nicht zu heben. Sehr zahlreich sind gerade unter der jüdischen Bevölkerung Jerusalems die Aschkenazim (Einwanderer aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen, Mähren und Deutschland), sowie die Sephardim, spanisch-portugiesische Juden, vertreten. Durch ihre Sprache von einander unterschieden, besitzt jede dieser Klassen ihre eigene Synagoge.

Die Tscherkessen in der asiatischen Türkei.

Mrs. **Scott-Stevenson** unternahm im Frühjahre 1880 mit ihrem Gemahle, dem Hauptmann Andrew Scott-Stevenson, Civil-Commissar von Kyrenia in Cypern, eine Reise durch das nördliche Syrien und südöstliche Kleinasien (Kilikien, Kappadokien und Lykaonien) und hat dieselbe in dem 1881 in London bei Chapman und Hall erschienenen Buche „Our Ride through Asia Minor“ beschrieben. Es ist ein Buch, wie so viele in der reichhaltigen englischen Reiseliteratur, angenehm zu lesen, mancherlei Neues und Interessantes enthaltend, aber ohne jegliche wissenschaftliche Prätentionen und mit einer sehr elenden Karte ausgestattet; bei allem Dank für das Gebotene bedauert man, daß die Aufwendung von so viel Zeit, Mühe und Geld nicht auch der Wissenschaft mehr Nutzen hat bringen können. Freilich erklärt sich die Verfasserin auch vollständig befriedigt, wenn sie durch ihren Bericht „die Aufmerksamkeit auf ein fast unbekanntes Land lenkt, wo der Kranke Gesundheit, der Jäger herrlichen Sport, und der Reisende, der Botaniker, der Geologe und der Archäologe unerforschte Schätze finden kann“. So sind es denn hauptsächlich die Zustände des durchreisten Landstriches, über welche der Leser Neues erfährt; wir theilen im Folgenden mit, was sie hier und da in ihrem Buche über die Geißel von Türkisch-Asien, über die Tscherkessen, berichtet, deren Einwanderung vielleicht als das größte Unglück, welches Kleinasien in den letzten Jahrzehnten betroffen hat, bezeichnet werden muß. Nichts Besseres könnte seinen Bewohnern widerfahren, als wenn unter den 400 000 oder 450 000 eingewanderten Kaukasiern die Sterblichkeit so andauerte, wie sie bisher gewüthet hat.

Obwohl nun schon mehr als anderthalb Jahrzehnte verflossen sind, daß sie ihre Heimath verließen, so halten sie sich doch als Volk streng gesondert und unterscheiden sich durchweg von den Türken, von denen sie gehaßt und verachtet werden. Ihre eigenthümliche, wohlbekannte Tracht haben sie beibehalten, und nie zeigen sie sich anders, als schwer bewaffnet, gewöhnlich mit einem Henry-Martini-Gewehre, zwei Pistolen und mehreren Dolchen. Bis auf den letzten Mann sind sie Räuber und Viehdiebe und werden in friedlicheren Distrikten sehr gefürchtet, da sie bei Widerstand ohne Zaudern morden. Die Männer sind dünn und hoch gewachsen und haben einen entschieden grausamen Zug im Gesicht. Nur wenige haben Kinn- oder Schnurrbart, so daß sie jugendlicher erscheinen, als es in der That der Fall ist. In ihren Gewohnheiten gelten sie für schmutzig und erfüllen in dieser Hinsicht keineswegs die Pflichten eines guten Mohammedaners. Das Beste, was die Engländerin von ihnen sagen kann, ist, daß sie gut reiten und für ihre Pferde besorgt sind. Ein tscherkessischer Sattler, mit welchem Mrs. Scott-Stevenson in Kilikien sprach, beklagte sich bitter über die Tyrannei der Russen, welche sie zur Auswanderung getrieben, aber ebenso bitter über die Türken, welche sie jetzt zwängen, in solch' pestilentialischem Klima zu leben, welches ihre Zahl tagtäglich verringerte und alle ihre Weiber und Kinder getödtet hätte. (1860 z. B. landeten 20000 Tscherkessen in Mersina, von denen jetzt nur noch 5000 am Leben sind. S. 115.)

Es mag daran etwas Wahres sein; jedenfalls aber haben sie den Türken mit so schwarzem Undanke gelohnt, daß sie jetzt Jedermanns Hand gegen sich haben. Dabei sind sie Feiglinge und greifen nur in der Ueberzahl oder von einem Hinterhalte aus an. Wären sie zu irgend etwas nutze gewesen, die Russen hätten sie auch nicht ohne Weiteres ziehen lassen (S. 114). Sie weigern sich zu arbeiten, und obgleich ihnen die Regierung täglich 2 Piaster verabreichen läßt, so rauben sie, wo sie können. Wo die Türken etwas energischer sind, wie in Ismil östlich von Koniah (S. 304), haben sie die Justiz selbst in die Hand genommen und die tscherkessischen Viehdiebe so geprügelt, daß dieselben den Distrikt verlassen haben. Man hat anderwärts, z. B. in Koniah (S. 319), versucht, sie als Soldaten und Zaptiehs (Gensdarmen) zu verwenden; aber sie lernen nicht zu gehorchen; eine bis zwei Wochen lang kommen sie ihren Pflichten wohl nach, dann aber werden sie faul und thun nichts. Werden sie eingesperrt oder bestraft, so benutzen sie die erste Gelegenheit zum Desertiren. Gegen ihre Offiziere sind sie impertinent und zänkisch gegen ihre Kameraden. Im Kampfe würden sie zunächst wohl ihren Mann stehen; hätten sie aber einen Feind getödtet, so wäre ihr Nächstes, den Todten zu plündern und mit seinem Pferde fortzureiten, um es zu verkaufen; erst wenn das so gewonnene Geld verbraucht wäre, nähme der Betreffende wieder am Kampfe Theil.

In Nigdeh (südlich von Kaisarieh und östlich von Koniah) fand Mrs. Scott-Stevenson (S. 263) die prächtige Medresseh (Schule) mit ihrem Kreuzgange tscherkessischen Auswanderern eingeräumt so lange, bis sie Unterkunft und Beschäftigung finden würden. Ihre Zeit benutzen sie zum Rauchen und Schlafen, und wenn sie wach waren, zerhackten sie die wunderbar schönen Arabesken und Inschriften des Bauwerkes.

Wie schwach die türkische Regierung sich diesen Strauchdieben gegenüber zeigt, beweist folgender Vorfall (S. 286). Die Stadt Eregli (etwa 34° östl. L. G. und $37\frac{1}{2}$° n. Br.) fand das englische Ehepaar in völligem Belagerungszustande. Etwa 14 Tage vorher war eine Bande Tscherkessen unter einem entschlossenen Anführer angekommen, plünderte Nachts in den Straßen und erbrach in den Bazars die Läden. Die Engländer sahen einen Zaptieh (Gensdarm), welchen einer der Räuber zwei Nächte zuvor durch die Hand geschossen hatte, als derselbe versuchte, ihn an der Ausraubung eines Ladens zu hindern: unbekümmert ging er in der Stadt umher, welche durch ihn und seine Genossen vollständig in Schach gehalten wurde. Die meisten Einwohner hatten ihre Waaren verstecken müssen und die Bäcker backten nur noch bei Nacht und verkauften das Brod heimlich. Zuletzt hatten die Tscherkessen angefangen, die Fruchtbäume umzuhauen und als Brennholz zu verbrauchen. Ein arabischer Kaufmann zeigte dem Scott-Stevenson'schen Ehepaare auf seinem Grundstücke an 20 Bäume, welche dem Vandalismus der Kaukasier zum Opfer gefallen waren. Dieselben hatten sie aber, weil zu schwer, liegen gelassen, worauf sie der Araber in seinen Hof geschafft hatte; kaum vernahmen das die Räuber, so brachen sie in sein Haus ein, zerschlugen das Geräth, mißhandelten seine Frau und schleppten alles Tragbare fort. Andere Einwohner wagten nicht, ihre vor der Stadt gelegenen Weinberge und Gärten zu besuchen, aus Furcht, unterwegs ausgeplündert zu werden. Der türkische Kaimakam war so entsetzt, daß er nichts thun konnte. Ein Tscherkesse, den man vor ihn brachte, spuckte ihm ruhig ins Gesicht und verließ den Konak, ohne daß Jemand ihn festzuhalten wagte. Und solche Leute werden von der türkischen Regierung auf Kosten ihrer geduldigen Unterthanen gefüttert, gekleidet und beherbergt!

Wenige Tage zuvor hatten die Reisenden ein anderes Beispiel von der Furcht türkischer Beamten vor den Tscherkessen erlebt. In Newschehr (S. 246) hatten sie den Chan um 9 Uhr Abends verschlossen gefunden; aber ihr tscherkessischer Zaptieh erzwang den Einlaß, prügelte sich eine Weile mit einem Haufen Armenier herum, suchte und fand den armenischen Wirth und sperrte ihn nun in ein dunkles Loch. Alsbald änderte sich die Scene: die Engländer wurden aufs Höflichste bedient. Inzwischen hatten die Freunde des Wirths den Kaimakam des Orts aus dem Bette geholt, welcher nun erschien und dem Zaptieh befahl, seinen Gefangenen loszugeben. Der aber schlug das rundweg ab und erklärte, er werde die Thür nicht eher öffnen, als bis er seinen Gefangenen vor den Kadi schleppen und angemessen bestrafen lassen könnte. In seiner Noth wandte sich der Kaimakam zuletzt an Mr. Scott-Stevenson, und diesem gelang es schließlich, den Gensdarmen zum Nachgeben zu bewegen. „Es war sonderbar zu sehen, wie dieser eine Mann der ganzen Stadt trotzte und die Regierung in Schach hielt. Der arme Kaimakam war fast verdreht geworden, als die Armenier einerseits die Freilassung ihres Freundes forderten, und der Zaptieh andererseits den ersten, der an ihn rührte, niederzuschießen drohte, und schließlich mußte ein Engländer dazu kommen und den Streit schlichten. Die ganze Scene machte einen tiefen Eindruck auf uns, da sie so recht die Schwäche der türkischen Regierung in Anatolien darlegte."

Kürzlich hat sich auch Prof. Eduard Sachau, welcher 1879 und 1880 das nördliche Syrien und Mesopotamien bereiste, über die Tscherkessen ausgesprochen (Verhandlungen der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, Nro. 3, S. 125 ff.). Die Tscherkessen, sagt er, sind ein Unglück für die Türkei. Sie mußten untergebracht werden, was bedeutende Kosten verursachte und endlose Konflikte zur Folge hatte. Hätte man sie in ihr heimisches Element, in das Gebirge, versetzt, sie hätten wahrscheinlich sofort der türkischen Regierung Trotz geboten; man siedelte sie deshalb, um sie besser überwachen zu können, in den Ebenen an,

aber auch dort stiften sie durch ihre Unbotmäßigkeit und ihre räuberischen Neigungen so viel Unheil, daß überall im türkischen Reiche in der Nähe einer Tscherkessen-Kolonie, und sei es in nächster Nähe des Bosporus, die öffentliche Sicherheit nur sehr prekär ist.

In Membidj nordöstlich von Aleppo fand Prof. Sachau eine solche Kolonie unter dem Häuptling Rizâ Beg. Dieser, aus einer alten Fürstenfamilie des Kaukasus stammend, war mit großem Anhange vor den Russen fliehend in die Türkei eingewandert, hatte sich in Widdin an der untern Donau niedergelassen, Aecker gekauft, einen Mühlenbetrieb gegründet und sich dabei wohl befunden, mußte aber zu Anfang des russisch-türkischen Krieges Widdin unter Einbuße des größten Theils seiner Habe verlassen; er und die Seinigen betheiligten sich als Baschibozuks an dem Kriege, nach dessen Beendigung sie nach Syrien geschickt und in der Wüste von Membidj angesiedelt wurden. Die Regierung ließ ihnen aus den Ruinen im Innern des Stadtgebietes Häuser bauen, soll ihnen auch Geld, Vieh und Geräthe gegeben haben. Nun war aber Membidj bereits in festen Händen, im Besitz der Beduinen vom Stamme der Benî Saîd, welche zu dem großen, weit verbreiteten und viel gespaltenen Stamme der Shewâjâ gehören; sie treiben Ackerbau und Schafzucht, haben seit Jahrhunderten ihr Centrum in Membidj und ihre Weidegründe vom Sâdjûr bis nach Meskene am Euphrat. Der Scheich der Benî Saîd, deren Zahl auf 2000 bis 3000 Zelte geschätzt wird, heißt Abdallâh, gewöhnlich Abed genannt. Mit bekannter Brutalität setzte die türkische Regierung die Tscherkessen nach Membidj, ohne vorher ein Abkommen mit den Benî Saîd zu treffen. Ihnen wurde einfach Membidj abgenommen, ferner die Hälfte des Ackerlandes und des Wassers und, wie man Sachau in Aleppo erzählte, auch das Vieh, das die Regierung den Tscherkessen geschenkt hatte. Es war ein Akt roher, gewaltsamer Beraubung! Scheich Abed eilte nach Aleppo, suchte mit landesüblichen Mitteln sein gutes Recht geltend zu machen, aber umsonst. Seitdem besteht nun offener Krieg zwischen beiden Parteien, dem die türkische Regierung, speciell der Gouverneur von Aleppo, ruhig zusieht. Die Benî Saîd fangen einzelne Tscherkessen ab und schlachten sie dann wie Hammel, und die Tscherkessen ihrerseits machen es ebenso; zur Zeit, als Prof. Sachau in Membidj war, wagten sie kaum die Stadt zu verlassen und auf ihre Aecker zu gehen. Das Ende dieses entsetzlichen Treibens wird sein, daß die Beduinen die Tscherkessen bis auf den letzten Mann ausrotten, wenn sie auch selbst vielleicht durch den Kampf bedeutend geschwächt werden. Aber Rizâ Beg, der sich über diese Dinge vollkommen klar war, und die Seinigen sind gerichtet, so gut wie die Tscherkessen von Ras-el-ain in Mesopotamien, von denen nur noch ein kleiner Rest übrig ist.

Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

II.

Am folgenden Tage, es war in der ersten Septemberhälfte, setzte ich meinen Weg von Kamenska aus fort. Die Schlucht, durch die man kommt, wird immer enger; Fels und Wald tritt ganz nahe heran; das Geröll von den anstoßenden Bergen schiebt sich stellenweise bis an den Rand der Straße. Eine gute Stunde Weges steigt sie allgemach immer am linken Orljava-Ufer zwischen den Abstürzen des Sujnik- und Papuk-Gebirges hin. Von einem Dorfe ist nichts zu sehen. Um so mehr überrascht den Reisenden das Dasein eines solchen, das sich ihm hoch oben linker Hand durch Hundegebell und Hahnenruf ankündigt. Dort steckt auf einem kleinen Plateau Tisavac; erst am Ende der Schlucht, wo sich die Straße jäher erhebt, werden einige Dächer desselben und die steil aufwärts führenden Windungen der Zufahrt sichtbar. Darüber ragt der Gipfel der Javorovica mit 915 m Höhe in die Wolken. An trüben Tagen oder nach einem leichten Regen hüllen sich alle diese Berge in dicke Nebelmassen, die sie tagelang dem Auge entziehen und der Bevölkerung als zuverlässiger Barometer dienen. Das Sujnik-Gebirge erstreckt sich von den Quellen der Orljava bis in das Save-Thal. Der höchste Berg in demselben ist Brezovo-polje (984 m). Granit und Glimmer findet sich, umgeben von Leitha-Kalk, Congerien- und Ceritien-Schichten, auf den Rücken. Buchen und bei Tisavac Lärchen herrschen vor. In Buč erklimmt man den Sattel, der von Süd nach Nord laufend das Sujnik- mit dem hier beginnenden, in westlicher Richtung hinziehenden Pakracer-Gebirge verbindet. Die Bestandtheile des letztern sind tertiäre Congerien-Schichten; die höchsten Spitzen Buc 496 m, Kik 717 m und Ciganovo brdo 446 m. In Buč liegt auf der Sattelhöhe eine griechisch-orientalische Kirche mit barockem Thurm und ein kleines Pfarrhaus, das Dorf selbst unten auf der Westseite. Von den übrigen ringsum im Gebirge steckenden Orten sieht man nur einzelne Dächer und Häuser; die Gegend sieht demnach ziemlich wild aus. Aus dem Walde, am Südabhange des Pakracer Höhenzuges, ragen die Giebel des Dorfes Popovac, der Geburtsstätte des Räubers Maxim Bojanić, hervor. Der Bauer Rusmir, ein hübscher, starker Mann mit einem Gesichte, das als vorzüglicher Typus des Südslaven gelten kann, erzählte mir, als ich mit ihm von der Kirche zu Fuß den Hügel hinab ins Dorf Buč hinabschritt, die sagenhaft klingende Entstehungsgeschichte des erwähnten Popovac und des gegenüber im Sujnik liegenden Dorfes Rogulje. Vor vielen Jahren floh eine Bosnierin, Rusmira, die Mutter mehrerer Söhne, mit ihren Kindern aus Bosnien nach Slavonien und ließ sich im Sujnik nieder. Als die Söhne Jünglinge geworden waren, hörte sie eines Tages das Krähen von Hähnen am jenseitigen Pakracer Abhange. Erschreckt, da sie von einer Niederlassung weit und breit keine Kunde hatte, befahl sie ihren Söhnen, die Waffen zu ergreifen und den gehörten Lauten nachzugehen. Falls sie, wie die Mutter fürchtete, Türken träfen, sollten sie ihr allsogleich Nachricht bringen. Die Jünglinge schlichen sich nach dem Befehle Rusmiras ins jenseitige Gebirge, fanden jedoch zu ihrer freudigen Ueberraschung in einem einzelnen Hause ihre Ujna (Mutterschwester) Bajana, die mit ihren Spröß-

lingen später aus Bosnien geflüchtet war und sich im heutigen Popovac niedergelassen hatte. Von ihr stammt die Familie der Bojanić, deren Abkömmling jener oft erwähnte Maksim ist. Es habe damals, sagte mir Rusmir, Popovac „Bojan“ und Rogulje „Rusmir“ geheißen. Um dem Bauer in Bezug auf die historische Glaubenswürdigkeit seiner Erzählung auf den Zahn zu fühlen, fragte ich ihn, ob er denn etwa wisse, woher die Einwohner des Dorfes Šumetljica, tief drinnen im Sujnik, stammen. Ohne Zögern bezeichnete er sie als im vorigen Jahrhundert eingewanderte Likaner. Spätere Nachfragen bestätigten diese seine Aussage als vollkommen richtig, ein Beweis, daß in manchen Gegenden die Tradition historische Thatsachen getreu aufbewahrt, und so auch die Erzählung des Mannes nur durch die Länge der Zeit ein sagenhaftes Gewand bekommen habe.

Von Buč bis Pakrac läuft die Straße ziemlich eben in einem hübschen, schmalen Thale dahin. Schöner Wald krönt die Höhen der beiden Gebirgsketten; Ackerfelder reichen vom Waldessaum über die sanften Absenkungen herab bis an den Fahrweg. Mit ihnen wechseln Wiesen, deren frisches Grün, von einem kleinen Bache getränkt, selbst im Hochsommer das Auge erquickt; winzige Löffelmühlen machen sich in der Tiefe rechts bemerklich. Die Jahrestemperatur ist hier viel niedriger als im Thalkessel von Požega, weshalb die Feldfrüchte später reifen als dort, während letzterer in dieser Hinsicht wieder gegen die Podravina zurücksteht. Auf halbem Wege von Buč bis Pakrac gelangt man nach Španovica. Der Ort ist von eingewanderten Küstenbewohnern vor einigen Jahren angelegt worden, also noch in der Entwickelung begriffen. Graf Janković überließ den Ansiedlern einen großen Fleck Waldes zur Rodung. Sie machten den Boden urbar und gewannen ihn für die Kultur. Die Baulichkeiten des langen Dorfes zu beiden Seiten der Straße sehen buntscheckig genug aus. Einige sind durchaus von Stein mit hohen Kellereingängen. Ihre Bauart erinnert an die Häuser auf den Anhöhen oberhalb Fiume und Buccari, bei Lič und Plase. Andere bestehen aus Holzgeflecht ohne Anwurf, mit Strohdach; zwischen ihnen sieht man wieder weißgetünchte mit großen Fenstern, woran Vorhänge aus bunten Stoffen.

Ein hölzerner Glockenstuhl inmitten der Ansiedelung trägt ein Glöcklein, das die Stunden des Gebetes verkündet oder einem geschiedenen Erdenwaller das letzte Lebewohl nachwimmert. Die Gemeinde ist katholisch, muß sich demnach den Geistlichen zu kirchlichen Funktionen aus Pakrac herüber holen. Als ich durch das Dorf fuhr, war es gerade Sonntag; die Leute saßen geputzt vor den Hausthüren. Ich wähnte mich plötzlich unter Krainern oder Istriern, solch ein buntes Gemisch ist die Tracht. Der Kolonie ist übrigens noch immer der Stempel der Armuth aufgedrückt. Die Ansiedler, ohne Geld und Gut eingezogen, müssen sich erst langsam das Nöthigste erwerben. Von Obstbäumen sah ich noch wenig, meist junge Zwetschen; in den kleineren Gärten die gewöhnlichsten Gemüsearten; auch der Viehstand ist noch ziemlich gering.

An Španovica stößt Dragović. Von weitem schon fiel die ausnehmend hohe „Mašala“ in die Augen. So nennt man die Alarmstangen, deren weithin sichtbare Spitzen mit einem Strohbündel versehen sind. Sie dienen bei Unglücksfällen und dergleichen zu Nothsignalen, indem die in Brand gesteckten Bündel die Nacht durchleuchten. Vordem hatte jedes Dorf solche Mašalas; jetzt kommt der Gebrauch langsam ab. Der erste Eindruck, den man beim Eintritt in Dragović empfängt, ist ein merkwürdiger; so ganz verschieden ist der Anblick von allem bis jetzt Gesehenen. Die Häuser, alle der Reihe nach auf einer ganz niedrigen Lehne rechter Hand gelegen, entziehen sich dem Anblick beinahe vollständig, da sie hinter hohen, von dichtem Haselruthengeflecht hergestellten Zäunen stecken. Diese sind von unten aus mit schief in die Höhe gehenden Pflöcken wie mit Strebepfeilern unterstützt, von oben her mit Stroh eingedeckt, aus dem lange, scharfzugespitzte Hölzer wie Spieße in die Höhe ragen. Jedes Haus mit seinem Garten und den Nebengebäuden liegt wie eine Festung da; es ist nur durch ein Thor zugänglich, das übrigens Tags über immer halb geöffnet, dem neugierigen Blick einzelne Theile des Gehöftes preis giebt. Zuerst fällt uns der ungeheure Backofen auf, der uns in der Nähe des Gartens mit breiter Mündung entgegen gähnt. Daneben macht sich ein ausgehöhlter, etwa 1 m hoher, in die Erde eingesetzter Baumstrunk von tüchtigem Kaliber bemerklich. Er dient statt des Laugfasses (Parjenica) zum Auslaugen der unreinen Wäsche. Kaum einige Schritte davon steht die große Hanfbreche, Stupa, ein ganz vorzügliches Instrument. Es besteht aus einem in den Erdboden eingerammten, beiläufig zwei Fuß langen, $^1/_2$ Fuß breiten Stück Holz. Dieses dient, der Länge nach mit Furchen und Kerben gezahnt, einem zweiten ebensolchen zur Unterlage. Das obere Stück endet in ein Trittholz und ist mittelst einer Angel auf dem untern befestigt und beweglich. Die Buckeln und Furchen beider Theile greifen in einander. Darüber liegt in Körperhöhe quer hinüber eine runde, auf zwei senkrechten Pfählen ruhende Stange, die Handstütze. Diese wird von der Bäuerin, welche die Stupa tritt, mit beiden Händen angefaßt; der linke und abwechselnd (um Ermüdungen auszugleichen) der rechte Fuß drückt das Trittholz nieder und hebt den obern Theil vom untern. Sobald der Druck des Fußes aufhört, was durch Heben desselben erzielt wird, fällt der schwere Obertheil mit voller Wucht in seine Lage zurück. Der Block zerbricht dadurch die Hanfstengel, welche eine zweite, am Boden sitzende Bäuerin unterlegt und so lange wendet und dreht, bis sich die Faden ganz lösen.

Zur Zeit des Hanfbrechelns hört man die Stupa allenthalben bis in die Morgenstunden hinein ununterbrochen taktmäßig pochen, begleitet von den lauten Stimmen der erzählenden Frauen oder dem Gesange der Mädchen. Die kleinere Breche (Trlica) gleicht den in anderen Ländern gebräuchlichen. Ob zwar sich in manchen Gegenden allgemach der eiserne Pflug einbürgert, ist hier noch immer der mit hölzernem Wurfbrette versehene im Gebrauche. Nach verrichteter Arbeit ruht er seitwärts gelegt auf zwei Holzböcken, die schlittenartig hinter den Rädern einherschleifen und zugleich dem heimkehrenden Ackersmann als Sitz dienen, von wo aus er seine sechs bis acht meist kleinen und stämmigen Ochsen mit lautem „ši ho“ lenkt. Ich sah übrigens in einer Gegend unterhalb Essegg auch schon zwölf Stück vor dem Pflug, die Lenker mit ungeheuren Peitschen bewaffnet.

Die Einrichtung des Hauses ist sehr einfach. Eine gemeinsame, große Stube, in der ein Bett, ein mit Teppich bedeckter Tisch, einige Bänke an den Wänden, mehrere Stühle mit herzförmig ausgeschnittenen Lehnen und ein großer Ofen, ist beinahe alles, was man da sieht. Durch die ganze Stube zieht sich oft eine von der Decke an hölzernen Haken herabhängende oder durch Holzringe gesteckte Stange hin, die zum Aufhängen von Kleidern und Wäsche dient. Die Thüren haben hölzerne Riegel und Klinken; die zwei Fenster auf der Giebelseite sind klein und dicht neben einander. Im Hofe liegen die Schlafkammern

(Kiljeri) der einzelnen Ehepaare; doch ist deren Anzahl, wegen der geringern Menge der Familienmitglieder, nicht so groß als in den Ortschaften um Požega. Der Bauer betreibt auch hier Schweinezucht. Jedes Haus hält zu seinem Rudel einen eigenen Hirten; oft sind die Kinder des Hauses mit diesem Dienste betraut. Wilde Birnen und Aepfel, die sie ihren Thieren in den Wäldern oder auf den Stoppelfeldern, wo man solche Bäume oft in riesiger Größe antrifft, mehrmals im Tage vorschütteln; Schwämme oder zerstreutes Getreide aus dem über und über aufgewühlten Boden zu Tage gefördert, sowie Grasweide beschäftigen die gefräßigen Rüsselthiere vollauf. Beim Niedergange der Sonne aber eilen sie, wie die Trümmer eines auf wilder Flucht begriffenen Heeres, in allen Tonhöhen quitschend und grunzend, im Carriere nach Hause und den Kürbissen oder sonstiger Nahrung zu, wobei eines das andere zu überholen sucht, um die fettesten Bissen für sich in Beschlag zu nehmen. Einzelne Hirten jedoch bringen es in der Kunst der Dressur und Disciplin so weit, daß sie an der Spitze des Heeres rasch einherschreitend und mittels langer Peitschen aus Hanf die Luft mit donnerbüchsen-ähnlichem Geknalle erschütternd, das Rudel in Zucht und Ordnung bis in die Nähe des Hauses zu bringen wissen, wo es sich plötzlich löst und in größter Hast dem offenen Thore zustürzt.

Im Herbste, zur Zeit der Zwetschenreife, ist der Bauer auch in dieser Gegend mit Branntweinbrennen viel beschäftigt. Die Nachbarn besuchen sich gegenseitig, kauern sich in hockender Stellung um den aufgestellten Kessel, rauchen, plaudern und kosten das warm hervortröpfelnde Naß. Der Branntwein übrigens, den sie zum täglichen Gebrauch erzeugen, Klipara genannt, hält nur einige Grade. Er ist bei der Arbeit auf dem Felde von trefflichem Nutzen, da er stärkt, keinen Schweiß erzeugt und nicht berauscht; erst große Quantitäten können betäuben. Im Ganzen ist der hiesige Bauer bequem; der Grund mag wohl in der großen Abgeschlossenheit von den an Verkehr reicheren Städten liegen. Uebrigens ist er gutmüthig, wenn man mit ihm umzugehen versteht. Merkwürdige Gebräuche erhielten sich im Volke.

Bei Kindstaufen z. B. pflegt eine vermummte ältere Frau, häufig auch die Nedusa [1]), mit einem Kochlöffel unter die Gäste zu treten und denselben das Kücheninstrument vorzuhalten; ein Wink, dem jeder von ihnen mit wenigstens einem Kreuzer als Geschenk für die Kochkünstlerin nachkommt. Selbstverständlich jedoch fällt die Gabe nicht selten reichlicher aus. Kommt etwa ein neuer Gast hinzu, so versteckt man ihm den Hut, bis er ihn mit einem Geldgeschenke auslauft; der Betrag gehört dann dem Täufling. Jedermann, der ins Haus tritt, ist willkommen und wird nach besten Kräften mit Speisen und Wein bewirthet. Bei solchen Gelegenheiten müssen meist Schafe und Schweine ihr Leben lassen und kommen, am Spieße gebraten, mit diesem auf den Tisch; das Zertheilen besorgt der Hauswirth, der jedem nach Wunsch vorlegt. Der Braten, auch von den größten Schweinen, ist immer wohlschmeckend, da die Leute das Ausbraten vorzüglich verstehen. Um die heranwachsenden Kinder machen sich die alten Weiber, bewandert in der Kunst des Zauberns, daher Vračaro, Zauberinnen, genannt, mit Zauberkünsten viel zu schaffen. Verliert z. B. ein Kind den Zahn, so wird er in eine alte Weide eingebohrt, die Bohröffnung aber verstopft, damit der junge Weltbürger keine Zahnschmerzen mehr bekommt. Oder man schickt den Sprößling mit dem ausgefallenen Zahn auf den Hausboden, wo er dreimal ausspucken und den Zahn über die Achsel hinter sich werfen muß. Dazu spricht er die Zauberformel „Miš, miš, evo tebi zub kosteni a ti meni daj gvozdeni" (Maus, Maus, ich geb' dir ein' beinern' Zahn, mach mir einen eisernen an). Das Mittel soll gegen das Ausfallen der Zähne helfen. Fieber sah ich auf eigenthümliche Art kuriren. Der Patient mußte eine mit Zwirn umwundene Nuß nach rückwärts schreitend bis an das Ufer eines naheliegenden Baches tragen und dort über die Schulter, ohne sich umzusehen, ins Wasser werfen. Die Baka (Alte) that sehr geheim mit ihrem Mittel. Ich ließ mir also, Fieberanfälle vorschützend, auch einmal eine solche Nuß geben, warf aber, da die Heilkünstlerin zusah, eine andere ins Wasser und steckte die Zaubernuß ein. Als ich sie später, die vielen Zwirnsfaden, mit denen sie umwickelt war, lösend, öffnete, saß — eine arme Spinne darin! Der Zufall fügte es, daß ich in Dragović einer Gratulation beiwohnte. Die orientalischen Griechen feiern statt ihres Namens- oder Geburtstages den ihres Hauspatrons. Als solcher gilt zumeist der heilige Nikolaus. Der den festlichen Tag begehende selbst heißt Svečar. Vermöglichere Svečari laden nebst anderen Gästen auch den Geistlichen ein, damit er das Mahl vor Beginn desselben segne. Während des Festessens wird eine Wachskerze angezündet, Weihrauch und Wein gebracht; alle erheben sich um zu beten, dann erst kommt der Braten auf den Tisch. Katholiken feiern ihren Namenstag. Schon am Vorabend stellen sich die Gratulanten ein. Der Godovnjak (Feiernde) bewirthet seine Gäste mit Honigschnaps, Früchten und Fleischspeisen und läßt schließlich die Einladung für den nächsten Tag folgen. Oft ersinnt der Volkswitz auch scherzhafte Gratulationen. Als Beispiel gelte diese: „Živ i zdrav bio, nuz rudu vozio, u luli sjedio, kroz kamiš noge pružio." Deutsch lautet dieser wohlgemeinte Wunsch: Sei frisch und wohl auf, ziehe an die Wagendeichsel gespannt, und in der Pfeife sitzend, stecke die Füße durch das Rohr.

[1]) S. „Globus" XL, S. 23.

Ethnologisches aus der Oase der Achal-Teke.

Von Staatsrath **Dr. O. Heyfelder.**

Zur Charakteristik der Tekes aus der Achalteke-Oase kann noch Folgendes dienen [1]). Tekma-Syrdar sagte mir, es würden bei ihnen Kontrakte, Käufe und gerichtliche Entscheidungen nur durch das Wort abgemacht, und dieses sei bei ihnen heilig. Daher auch er, wie alle Deputationen, die sich im russischen Lager nach und nach einfanden, versicherten, sie würden jetzt, wo sie einmal ihre Unterwerfung angekündigt, so gute und treue Unterthanen sein, als sie vorher erbitterte Feinde gewesen. Etwas von dieser Treue dem gegebenen Worte gegenüber bewiesen sie uns bei dem kurzen Waffenstillstande, welcher einige Tage vor dem Sturm auf die Hauptfestung am 7. Januar Nachmittags zwischen

[1]) Vgl. „Globus" XLI, S. 58.

3 bis 4 Uhr statthatte. General Skobolew bot ihnen noch einmal an, sich zu ergeben, worauf sie prahlerisch und ablehnend antworteten. Man legte ihnen nahe, Frauen und Kinder aus Dengli-Tepe zu entfernen, was sie ebenfalls in ruhmredigen Worten abschlugen. Auch die von unseren Soldaten bis unter die Mauern getragenen Todten holten sie nicht ab. Wir standen auf unbeschütztem Terrain nahe an der Festung und sie waren zahlreich auf den Wällen erschienen. Man unterschied einen Mullah und Tekma-Syrdar neben einander zuvorderst auf der Mauer, beide in lange Talare gekleidet. Wir hörten ihre Stimme, sie die Zurufe der Unserigen. Als die Zeit des Waffenstillstandes zu Ende ging, riefen sie uns zu: „Versteckt Euch jetzt, wir werden gleich wieder zu schießen anfangen!" Wir tauchten wieder in den Trancheen unter und das Scheibenschießen nach uns von Dengli-Tepe aus, die Minirungsarbeiten und die Belagerung von unserer Seite gingen wieder ihren Gang wie vorher, bis am 12. (24.) Januar der Sturm gelang.

Auch ihre Kriegführung war charakteristisch und eines wilden, tapfern und ehrenwerthen Volkes würdig. Zwar boten sie uns nie und nirgends eine Feldschlacht an. Aber dazu waren ihre undisciplinirten Reitertrupps auch nicht angelegt. Doch appellirten sie nur an ihre Tapferkeit, ihren Muth und an ihren Hort, die Hauptfestung Dengli-Tepe, welche sammt den befestigten Gärten von Angi-Kala und den in weiterm Umkreis gelegenen Forts die Oase zwischen dem Kopet-Dagh und der Wüste geradezu absperrte. Allerdings beunruhigten sie unsere kleinen befestigten Lager, unsere Karawanen und unsere Abtheilungen, besonders wenn letztere schwach an Zahl waren. Mit großer Frechheit umschwärmten sie namentlich die Nachhut und wehe dem, dessen Pferd zurückblieb. Es wurde augenblicklich umzingelt und gefangen, was zum Glück selten genug vorkam. Denn sie tödteten die Gefangenen unter grausamen Martern. Das Bewußtsein unübertrefflich gut beritten zu sein, gab ihnen der Reiterei gegenüber einen gewissen Uebermuth; dagegen fürchteten sie die Infanterie. In den vor dem letzten Vormarsch verlesenen Instruktionen war daher ausdrücklich gemahnt, den Einzelkampf mit ihnen zu vermeiden und sich möglichst in geschlossenen Massen dem tapfern, unternehmenden Feind gegenüber zu verhalten. Ihre nächtlichen Ueberfälle gegen unser Lager und die Trancheen am 28. und am 30. December 1880 sowie am 4. Januar 1881 wurden mit Todesverachtung und wilder Bravour ausgeführt. Gewöhnlich hörte ihr Schießen mit dem Tageslicht auf. Dann wurde es ruhig im Lager, ein gewisses Behagen kehrte bei uns ein und nach einiger Zeit überließ man sich der Nachtruhe. Da stürzten dann unter wildem Allahgeschrei, als sei die Hölle losgelassen, einige Tausend Tekes über die erste Linie der Trancheen oder über einen Theil des Lagers her, dasselbe oft von mehreren Seiten zugleich angreifend. Verwundeten sie viele der Unserigen, so fielen dafür eine Menge der Ihren. Tekma-Syrdar's junger Sohn kam bei einem dieser Ueberfälle ums Leben. Dabei waren sie mit guten und schlechten Klingen, mit modernen und ganz altväterischen Gewehren bewaffnet. Ihre Piken waren zum Theil nur an eine Stange gebundene Messer. Eine einzige alte englische Kanone, die sie seinerzeit den Persern abgenommen, antwortete von der Festung aus auf unser überlegenes Artilleriefeuer. Aber während des mehrere Monate dauernden Feldzuges kam kein Verräther und kein Ueberläufer von ihnen zu uns, auch kein falscher Ueberläufer, der uns täuschende, unwahre Nachrichten gebracht hätte. Keinerlei Kriegslist wird in Scene gesetzt, keine Falle uns gelegt. Sie erkannten, daß der immer weiter vorschreitende Telegraph für unsere Truppen von Bedeutung war. Sie beobachteten, daß unsere Karawanen und marschirenden Abtheilungen nicht selten an den Telegraphenstangen hielten und die darauf gebrannten Zahlen ablasen, wodurch wir die Zahl der zurückgelegten Werste berechneten. So kratzten sie denn einmal auf der ganzen Strecke diese Zahlen in einer Nacht von den Telegraphenstangen und hofften, wir fänden ohne diese Zahlen den Weg nicht mehr nach Haus. Hätten sie gewußt, daß das Zerstören der Leitungsdrähte uns Schaden brächte, sie hätten uns tagtäglich in große Verlegenheit setzen können. Diese unschuldige Kriegslist war die einzige, deren ich mich erinnere. Auch hätten sie durch Ableiten des zugeführten Wassers oder durch Ueberschwemmen des uns umgebenden Lehmbodens uns wirksam schädigen können, doch geschah nichts dergleichen, obgleich sie die Kunst der Bewässerung, des Ab- und Zuleitens der Flüsse meisterhaft verstehen. Den Ausschlag bei dem Sturm gab die Dynamitmine. Denn das systematische Heranrücken der Trancheen verspotteten sie, den durch die Artillerie hier und da gemachten Schaden an den Mauern besserten sie konsequent durch erdegefüllte Säcke, durch neue Wälle und Erdaufschüttungen aus. Da aber am 12. (24.) Januar Morgens etwa um 9 Uhr ein Theil ihres unüberwindlich geglaubten Festungswalles mit Getöse in die Luft flog und unter sich Roß und Reiter begrub, da glaubten sie, Allah selbst habe sich gegen sie gewandt, und es begann die Flucht auf schnellen Pferden zu dem nördlichen Thor hinaus, indeß allerdings Scharen von Männern und sogar Weibern auf den Wällen die anstürmenden Bataillone mit Schüssen und geschleuderten Steinen, Erdschollen und Geräthen empfingen. Nachdem die Festung schon genommen war und ich innerhalb derselben verband, schossen noch verwundete Tekes aus den Erdwohnungen heraus. Sie ergeben sich nie, wir hatten keine Gefangene gemacht. Die verwundeten Frauen setzten anfangs unseren Versuchen, sie zu verbinden, leidenschaftliche Gegenwehr entgegen.

Als nach einiger Zeit einzelne Trupps der gegen Merw Entflohenen zurückkehrten und ihre Frauen und Kinder abholten, so sonderten sie sich sogleich nach Dorfschaften (Auls) oder Stämmen von einander, die gesonderte Lager aufschlugen und nichts mit einander gemein haben wollten. Ein krankes altes Weib wollte das nächste Dorf uns nicht abnehmen, weil sie nicht ihres Stammes sei, und als wir sie ihnen doch hintragen ließen, brachten sie dieselbe Nachts heimlich zurück. Wir boten Alles auf, um für die verwundeten Frauen einige Tekeweiber zur Pflege zu bekommen, wir boten Geld, gaben gute Worte, drohten mit Zwangsmaßregeln — umsonst. Eine Frau, die ihre schußverletzten Verwandten besuchte und pflegte, wollten wir bereden, auch Anderen Pflege angedeihen zu lassen. Aber sie sagte, „Jene sind nicht von meinem Aul" und that es nicht.

Diese Abwesenheit einer Organisation in staatlicher, militärischer oder socialer Beziehung beobachtete ja auch O'Donnovan bei den Merw-Tekes.

Als wir später mit ihnen auf gutem Fuß standen, hatte man nicht selten sich ihrer Zudringlichkeit und Habsucht zu erwehren. Sie besuchten uns, mehr als uns angenehm war, in unseren Zelten, faßten Alles an und suchten, namentlich Mädchen und Frauen, halb durch Bitten, halb durch Nehmen sich europäischer Gegenstände zu bemächtigen. Kamen wir durch einen Aul geritten, so brachten kleine Jungen den Pferden ein Paar Hände voll Heu und verlangten dafür Bezahlung. Sehr gern wandten sie sich an die Aerzte um Rath oder Arzneien.

Ueber unsere Wohnungen, Geräthe, Kleidung in Verwunderung zu gerathen, verbot wenigstens den Männern ihre asiatische Würde. Nur als sie auf der Eisenbahn fuhren und im Waggon bewirthet wurden, sprachen sie sich aus, es sei wunderbar zu sitzen und Thee zu trinken und gleichzeitig vorwärts zu kommen. Doch endigte das anfängliche Behagen mit vollständiger Seekrankheit.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von der bereits früher (s. Globus XL, S. 174) erwähnten, nützlichen und handlichen „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen", welche der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein herausgiebt, ist die vierte Abtheilung erschienen, enthaltend eine „Anleitung zur Beobachtung der alpinen Thierwelt. Von Prof. Dr. K. W. von Dalla Torre in Innsbruck".

— Die auf S. 95 dieses Bandes erwähnte sogenannte vulkanische Eruption in der Bucht von Missolonghi ist in Wahrheit eine massenhafte Exhalation von Schwefelwasserstoff gewesen, wie wir einer Mittheilung G. vom Rath's in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1882, X) entnehmen. Von der sehr seichten Bucht von Missolonghi zweigt sich gegen Norden das 9 km lange, schmale seeähnliche Becken von Aitolikon ab, welches namentlich in seiner Mitte tiefes Wasser besitzt. Im mittlern Theile desselben soll jene Gasexhalation stattgefunden haben, und zwar in der Nacht vom 15. zum 16. December. Heftige Nordoststürme waren vorangegangen, und in derselben Nacht wurden in Aitolikon Erderschütterungen bemerkt. Außerdem aber wurden die meist schlafenden Bewohner geweckt und in Schrecken gesetzt durch einen plötzlich auftretenden, starken Schwefelwasserstoffgehalt der Atmosphäre, welcher die Menschen mit Erstickung bedrohte. Der heftige Wind reinigte jedoch in kurzer Zeit die Luft. Die Natur des Gases erkannte man später auch aus seiner Einwirkung auf den Mennig-Anstrich zweier Zimmer, der sich in Aschgrau und Schwarz verwandelte, auf Bleipflaster in der Apotheke, auf silberne und Christofle-Geräthe und auf Pflanzen. Am folgenden Morgen aber sah man, wie zahllose Fische, wie vor einem Feinde fliehend, gegen die schmale südliche Mündung der Bucht von Aitolikon und das flache Gestade drängten, wo sie zu vielen Tausenden mit den Händen gefangen oder erschlagen wurden. Und dieser reiche Fang dauerte mehrere Tage lang fort. Ein großer Theil der Thiere, namentlich der auf das flache Ufer drängenden Scharen, wurde in offenbar krankhaftem, selbst sterbendem Zustande gefangen, wie auch das Meer mit todten Fischen übersäet war. Eine milchige Trübung des Wassers wurde ausgeschiedenem Schwefel zugeschrieben. Eine ähnliche Gaseruption, begleitet von einer Erderschütterung und einem schwachen, unterirdischen Dröhnen, wiederholte sich am 13. Januar. Das Ereigniß scheint Herrn vom Rath von nicht geringem geologischen Interesse zu sein. „Es zeigt uns fern von vulkanischen Phänomenen eine plötzliche Gefährdung und Vernichtung großer Mengen von Fischen. Aehnliche Vorgänge müssen in früheren Epochen vielfach stattgefunden haben, wie wir aus dem massenhaften Vorkommen von Fischabdrücken in den verschiedenen Formationen schließen dürfen."

— In der Sitzung der Gesellschaft für finnische Literatur zu Helsingfors am 4. (16.) März dieses Jahres wurde der Jahresbericht erstattet und zugleich ein Bericht über den im vorigen Jahre zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Gesellschaft abgehaltenen Gelehrtentag. Von dem Jahrbuch derselben, „Suomi" sind 1881 zwei Lieferungen erschienen, deren eine nur den historischen Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft von 1831 bis 1881 enthält, die andere aber zwei wichtige philologische Untersuchungen „über die Sprache der russischen Karelen" und „über den Dialekt von Torneo". Der Bericht über den Gelehrtentag bringt eine Reihe interessanter Referate über die älteste Geschichte der finnischen Stämme, über finnische Philologie, Mythologie und Ethnographie nebst den Debatten darüber, alles in finnischer Sprache. — Auf Veranlassung der Gesellschaft sind folgende Arbeiten theils schon gedruckt, theils in Herstellung begriffen: ein großes finnisch-lateinisches, ferner ein finnisch-englisches und ein finnisch-deutsches Wörterbuch, eine Sammlung finnischer juristischer Kunstausdrücke, eine neue Ausgabe der finnischen Volksmärchen und Mythen, neue Varianten zur „Kalewala" u. a. m. Zu wissenschaftlichen Exkursionen hat die Gesellschaft, wie in früheren Jahren, Subsidien gewährt und ebenso Prämien für die Uebersetzung klassischer Werke der fremden Literaturen in die finnische Sprache, so z. B. 1000 Mark für die Uebersetzung von Gogol's „Todte Seelen".

Asien.

— Der Beduinenstamm der Hanâdi im nördlichen Syrien betreibt Viehzucht und Ackerbau und hat seine sehr fruchtbaren Felder östlich von Aleppo zwischen Abû Ghalghal und dem Euphrat liegen. Sie stehen in Shirke (Compagnie) mit zwei reichen Mohammedanern von Aleppo, denen sie alljährlich den größten Theil ihrer Feldfrüchte abliefern, wogegen sie von ihnen Geld, Waaren und Geräthe bekommen; auch betrachten sie sich, wenn sie nach Aleppo gehen, als die Gäste ihrer Compagnons. Diese letzteren sind die Söhne eines frühern Mufti von Aleppo, der, wie jeder Mufti einer großen Stadt, ein reicher Mann geworden war; zwar wurde er schließlich wegen zu großer Habgier abgesetzt, aber das Geld blieb in der Familie, und seine Söhne [1]) zählen jetzt zu den ersten Großgrundbesitzern Syriens. Das Verhältniß der Shirke ist für die wissenschaftlichen Verhältnisse des Landes von der größten Bedeutung. Man kann sagen, daß der größte Theil der fruchtbarsten Ländereien Syriens bereits in den Händen einiger reichen Familien der großen Städte ist. Die Weiterentwickelung dieser Verhältnisse wird einen allmächtigen Großgrundbesitzerstand und einen verarmten, gänzlich abhängigen Bauernstand ergeben.

[1]) Der eine der beiden wurde während der zweiten Hälfte des letzten türkisch-russischen Krieges als Vertreter Aleppos in das Parlament nach Stambul geschickt; da er aber dort von den Mißständen in Syrien zu reden begann, schickte der damalige Großvezier, Achmed Vefik, ihm durch die Polizei von Stambul die Botschaft, er habe sich für den nächsten Tag Nachmittags 3 Uhr reisefertig zu halten. Zur bestimmten Stunde erschienen Polizisten in seiner Wohnung, die ihn und sein Gepäck auf das nach Syrien abgehende Dampfschiff brachten. Und er fuhr zurück nach Aleppo. Dies als Beitrag zur Geschichte des Parlamentarismus im Orient.

Unter diesen Sheriks sind Mohammedaner wie Christen; die besten Ländereien am untersten Orontes-Lauf gehören einem Armenier in Antaki, diejenigen am obern Sâdjûr und Kerzin Armeniern in Aintâb; den beiden Compagnons der Hanâdi gehören außerdem große Theile des 'Amk, des schwersten Bodens von ganz Syrien in der Marsch am See von Antiochien. Die Großgrundbesitzer haben den Getreidehandel ausschließlich in ihrer Hand und spielten in dieser Beziehung im Frühjahr 1880 zur Zeit der Hungersnoth eine hervorragende, wenn auch wenig rühmenswerthe Rolle.

(Prof. Sachau in den Verh. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, Heft 3.)

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Ges. zu Petersburg am 3. (15.) März sprach Herr Jelisājew über seine 1881 unternommene anthropologische Forschungsreise nach Arabia Peträa und Palästina, die ein werthvolles wissenschaftliches Material geliefert hat. Ein ausführlicher Bericht ist bereits im Druck und wird binnen Kurzem erscheinen.

— Dem „Kawkaz“ zufolge läßt die Gesellschaft für Pflege der grusinischen Sprache in Tiflis, nachdem Professor Okromtschedlow 6000 Rubel zur Herausgabe von Werken der alt-grusischen Literatur gespendet hat, jetzt mit Zustimmung des Spenders einen grusischen Originalroman aus dem 12. Jahrhundert, betitelt „Wis-Ramiani“, drucken.

— Ueber den Jahrmarkt am See Taïntschi-kul, 110 Werst südöstlich von der Stadt Petropawlowsk, theilen die „Akmolinsk. Oblast. Wjedom.“ Folgendes mit: Der Markt, in einer ebenen Steppengegend gelegen, nimmt einen Flächenraum von 225 Quadratwerst ein. Diese ungeheure Ausdehnung ist nöthig, weil den hauptsächlichsten Gegenstand des dortigen Handels das Vieh bildet (Schafe, Rindvieh und Pferde), welches während der ganzen Dauer des Marktes dort Weide finden muß. Als größter dortiger Markt steht derjenige von Taïntschi-kul in Verbindung mit anderen, die früher abgehalten werden und auf denen der Verkauf in großen Massen stattfindet. Solche Märkte werden abgehalten bei Kujandinsk im Kreise Karkaralinsk, in der Stadt Akmolinsk und in der Stadt Atbazar. Der Zusammenhang des Marktes von Taïntschi-kul mit den letztgenannten spricht sich darin aus, daß auf jenen das Vieh aus den drei benachbarten Kreisen Karkaralinsk, Akmolinsk und Atbazar zusammengetrieben, und von dort nach dem Taïntschi-kul geführt wird. Der Hauptmarkt dauert vom 1. bis 20. Juli. In der ersten Hälfte dieser Zeit geht der Handel lebhafter, weil das Vieh in großen Partien zum Transport nach dem europäischen Rußland gehandelt wird; die übrige Zeit dient zur Befriedigung der lokalen und sibirischen Bedürfnisse. Auf dem Markte werden Waaren von drei verschiedenen Arten gehandelt, 1. asiatische, verschiedene orientalische Gewebe, Sattelzeug, Fußbekleidung und getrocknete Früchte; 2. russische, Lebensmittel, Eisen- und Lederwaaren, baumwollene und wollene Stoffe und andere Manufakturerzeugnisse, wie sie der Hausstand der Kirghizen bedarf, und 3. Vieh, welches etwa 90 Procent der gesammten Zufuhr ausmacht. Der Umsatz darin belief sich im Jahre 1881 auf 13 956 Stück Rindvieh, 147 670 Schafe und 1645 Pferde. Dem Durchschnittspreise nach betrug der Werth des Viehes, welches auf dem Markte umgesetzt wurde, 1 176 648 Rubel.

— In der Sitzung der Sektion für Ethnographie der Russ. Geogr. Ges. vom 13. (25.) Januar 1882 hielt Jadrintzew einen interessanten Vortrag über die augenblickliche Lage der Eingeborenen in Westsibirien. Jadrintzew hat alles ihm über diese Stämme zu Gebote stehende, vielfach officielle Material sorgfältig gesichtet und daraus einige Tabellen zusammengestellt, welche für jeden Bezirk das procentuale Verhältniß der Eingeborenen zu der russischen Bevölkerung darstellen. Die Eingeborenen sind dabei nach der Religion und nach ihrer Lebensweise als seßhafte und nomadisirende unterschieden. Die ersten Stämme, auf die man jenseits des Uralflusses trifft, sind Tataren und Bucharen, deren es in Westsibirien über 43 000 giebt. Weiter nach Norden sitzt der Stamm der Wogulen. Ihre Hauptnahrungszweige sind Jagd und Fischfang; sie leben deshalb meist als Nomaden, aber auch die seßhaften beschäftigen sich vorzugsweise mit Jagd. Neben den Wogulen auf der andern Seite des Ob wohnen die Ostjaken und weiterhin die über den ganzen Norden Sibiriens verbreiteten Samojeden. In den Kreisen Kurjatzk und Biisk sind Eingeborene mit Russen und russificirten Tataren (nur $^1/_8$ Proc. des seßhaften Theiles derselben sind noch Schamanisten) gemischt. Die wirthschaftliche Lage aller Eingeborenen ist traurig, so weit sie mit Russen in Berührung kommen, weil diese die Ureinwohner rücksichtslos ausbeuten. Der Redner sprach warm für humaneres Verhalten gegen die Eingeborenen und befürwortete die Pflege ihrer Bildung und ihrer selbständigen bürgerlichen Existenz, die viele aus Noth schon aufgegeben haben, da alle diese Stämme sonst unfehlbar dem Untergange entgegengehen.

— Der Getreidehandel Ostindiens, welcher früher fast ganz von Calcutta ausging, wendet sich jetzt in Folge der verbesserten Bahnverbindungen reißend schnell dem Hafen von Bombay zu, was unter den Kaufleuten von Calcutta zuerst begreifliche Bestürzung erregt hat. Indessen beginnt man allgemein einzusehen, daß Calcuttas wahre Politik nicht darin bestehen darf, vergebliche Anstrengungen zu machen, um den Handel von Central-Indien und Pendschab festzuhalten — denn dieser muß mehr und mehr den für ihn passendsten Hafen aufsuchen —, sondern vielmehr darin, das weite Gebiet von Unter-Bengalen, Behar und Assam zu entwickeln, dessen Produkte stets über Calcutta gehen müssen, und die bei gänzlicher Erschließung jener Länder auch vollauf ausreichen, um die Stadt in ihrer Stellung als einer der größten Häfen der Welt zu erhalten. (Times.)

Afrika.

— Dem „Egyptian Statistical Tableau for 1881“ entnehmen die „Times“ folgende Angaben. In den letzten drei Jahren hielt sich der Export Aegyptens stets zwischen 13 und 14 Millionen Pfund Sterl., während der Import stetig gewachsen ist (1879: 5 130 000 Pfund; 1880: 6 717 000 Pfund; 1881: 7 115 000 Pfund). Die Ausfuhr von Baumwolle hat sich von 363 000 Ballen im Jahre 1880 auf 436 000 in 1881 gehoben; aber Großbritannien ist nicht mehr der einzige Abnehmer dafür: es erhielt 257 000 Ballen, das übrige Europa 179 000 Ballen. Auch besorgen nicht mehr ausschließlich britische Schiffe diesen Verkehr; früher pflegte die Baumwolle über England den Kontinent zu erreichen; jetzt bedient sich letzterer selbst und Odessa, Triest, Genua und Dünkirchen konkurriren mit den englischen Häfen. Britische Dampfer von zusammen 305 000 Tonnen gingen nach England, von zusammen 308 000 Tonnen nach dem Kontinent, während die Tonnenzahl anderer Dampfer, die zwischen Aegypten und dem Kontinent verkehrten, sich auf 521 000 belief. Von Baumwollsamen, welcher erst seit Kurzem ausgeführt wird, gingen 200 000 Tonnen nach England, nur 20 000 nach dem Kontinente; an Weizen erhält England viermal, an Bohnen doppelt so viel, als letzterer. Bemerkenswerth ist, daß im Jahre 1881, von einfachen Küstenfahrzeugen abgesehen, nur zwei Segelschiffe nach Alexandrien kamen; so sehr hat der Suezkanal die Segelschiffsahrt fast unmöglich gemacht. Durch ihn ist auch Port Said der größte Kohlenhafen des Mittelmeeres geworden, der 1881 mehr als eine halbe Million Tonnen eingeführt hat.

— Für den Bau einer 220 engl. Meilen langen Straße zwischen den Seen Njassa und Tanganjika hat Mr. James Stevenson die runde Summe von 3600 Pf. St.

gegeben. Auf derselben soll ein zerlegbarer Dampfer nach dem Tanganjika geschafft werden, um den Zwecken der London Missionary Society zu dienen. Leider brachen bei den Vorbereitungen zum Bau, welchen der Ingenieur James Stewart, leitet, Mißhelligkeiten mit den Einwohnern des Dorfes Niemberas aus, welche zu Ende vorigen Jahres 19 Leute Stewarts erschlugen. Zur Strafe dafür brannten die Europäer die 300 bis 400 Hütten des schuldigen Dorfes nieder.

— Die Nachricht, daß der König von Aschanti 200 Mädchen habe schlachten lassen („Globus“ XL, S. 384) hat sich bisher nicht bestätigt; vielmehr hat der englische Gouverneur der Goldküste alsbald ihre Glaubwürdigkeit bestritten und stützt sich dabei auf das Zeugniß eines Mr. Edward Bannerman, dessen Mutter eine Prinzessin von Aschanti und Schwester des Prinzen Ansah ist. Diesem zufolge ist es Thatsache, daß der König von Aschanti nicht mehr Macht zu einer solchen Schlächterei besitzt, als irgend ein englischer Gouverneur, und daß, wenn er etwas derartiges unternommen hätte, was auch keiner seiner mächtigsten Vorfahren gewagt hat, ganz Kumassi gegen ihn aufgestanden wäre. Mr. Bannerman glaubt, daß die ganze Geschichte in Cape Coast Castle fabricirt worden ist.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie in den australischen Kolonien, so wurde auch auf den Fidschi-Inseln am 3. April 1881 ein Census gehalten. Nach demselben würde sich die weiße Bevölkerung jetzt auf 2293 belaufen und hätte sich in den letzten vier Jahren um ungefähr 600 vermehrt. Die Eingeborenen zählten 115 635 (61 836 männlich und 53 799 weiblich) gegen 120 659 im Jahre 1879. Seit ihrer Berührung mit den Weißen haben sie sich beträchtlich vermindert. Außerdem kommen 753 Mischlinge, 8634 polynesische Plantagenarbeiter, 156 andere Polynesier und 528 Kulis in Betracht. Zählen wir dazu noch die 2500 Bewohner der im vorigen Jahre der Fidschi-Kolonie einverleibten Insel Rotumah, so haben wir als Gesammtsumme eine Bevölkerung von 127 499.

Die Kolonie macht Fortschritte. Der Export, zu welchem an erster Stelle Copra, Zucker, Baumwolle und Mais gehören, bewerthete im Jahre 1880 220 528 Pf. St., gegen einen Import von 185 741. Die Revenue, welche in den ersten Jahren mit bedeutenden Unterbilanzen schloß, hat sich beträchtlich gehoben, und die früheren Deficite sind ziemlich ausgeglichen. Das Jahr 1880 schloß mit einer Einnahme von 80 678 gegen Ausgaben in der Höhe von 91 102, aber das Jahr 1881 dürfte schon mit einem Ueberschuß enden, wenigstens ergeben die ersten elf Monate eine Revenue von 72 486 Pf. St. gegen Ausgaben von 72 073 Pf. St.

— Die letzten Nachrichten von Dr. Otto Finsch, der im Auftrage der Humboldt-Stiftung im Stillen Oceane reist, sind folgende. Vom 31. September 1880 bis zum 29. März 1881 hielt er sich auf der kleinen Koralleninsel Matupi bei Neu-Britannien auf und begab sich dann, da sein Plan, Neu-Irland zu erforschen, sich nicht ausführen ließ, nach Sydney. Von dort machte er einen sechswöchentlichen Ausflug nach Neu-Seeland, wo er vorzügliche ethnographische Gegenstände und Petrefakten, aber auch einige werthvolle zoologische Gegenstände erhielt. Am 12. Oktober 1881 landete er auf der Thursday-Insel in der Torresstraße, welche an sich wenig bietet; aber für die Zoogeographie ist die Gegend von größter Wichtigkeit, da dort australische und papuanische Fauna sich begegnen. Von dort datiren seine letzten Briefe vom 2., 5. und 8. Januar 1882. Nachdem er Nord-Australien und verschiedene Inseln der Torresstraße, namentlich Morilug (Prince of Wales Island) und Mabiak (Jervis Island), besucht hatte, gedachte er in einigen Tagen nach der Küste von Neu-Guinea abzugehen, um dort einige Monate sich aufzuhalten. Was seine Resultate anlangt, so hatte seine Reise damals 2 Jahre 8 Monate und 10 Tage gedauert, von denen ihm bei einer Seereise von 25 000 Seemeilen nur 1 Jahr 8 Monate Landaufenthalt geblieben waren. Während dieser Zeit hat er in 136 Kisten nicht weniger als 274 Menschenschädel, 154 Gypsmasken, 3500 ethnographische und an 40 000 zoologische Gegenstände (einschließlich 1000 Pflanzen und 310 Mineralien) nach Berlin eingesandt und reiche Notizen über Anthropologie und Zoologie gemacht. Als Hauptergebniß seiner ethnologischen Beobachtungen bezeichnet Dr. Finsch die Erfahrung, daß alle noch so verschieden erscheinenden Stämme sich auf zwei Hauptracen zurückführen lassen, nämlich auf eine schlichthaarige (Polynesier und Mikronesier) und eine kraushaarige (Melanesier, Papuas), von denen es ihm übrigens zweifelhaft ist, ob nicht auch zwischen ihnen Uebergänge bestehen.

Südamerika.

— F. Sch. Die Zeitungen von Venezuela, besonders die in Ciudad Bolivar erscheinenden, der Hauptstadt des südlich vom Orinoco bis zur brasilianischen Grenze sich erstreckenden Staates Guayana, sind voll von der glücklichen Zukunft, welcher dieser Staat und mit ihm die ganze Republik entgegensieht seit der Gründung einer großen Aktiengesellschaft, welche den Zweck hat das zum Theil noch ganz unbekannte große Land durch Anlage von Eisenbahnen und Landstraßen zu eröffnen, der Einwanderung arbeitsamer Leute in das Land Vorschub zu leisten und vor Allem den außerordentlichen Reichthum an Gold in größerm Maßstabe auszubeuten, als es bisher wegen Mangels an Straßen und Verkehrsmitteln und wegen der Unsicherheit in dem volksarmen, in ewigen Bürgerkrieg verwickelten Lande möglich war. Es ist der General Venancio Pulgar, ein Anhänger des energischen Guzman Blanco, der, nachdem er im Sommer vorigen Jahres von der Regierung und dem Kongreß die Koncession dazu erhalten hatte, nach Europa ging, um besonders mit englischen Kapitalisten eine Aktiengesellschaft zu gründen. Dies gelang ihm in London. Die Nachricht hiervon wurde im ganzen Lande mit Jubel aufgenommen. Die Gesellschaft nennt sich The Guayana Company limited und basirt auf einem Grundkapital von 1 Mill. Pf. St., das auf 50 000 Aktien zu je 20 Pf. St. vertheilt ist; auch in Paris vermittelte er die Gründung zweier Gesellschaften zum selben Zweck unter dem Namen Nueva Panama und Nueva California [1]. Die älteren Gesellschaften bleiben bestehen. Etwa seit 1860 haben diese namentlich im Gebiet des Yuruari, eines Nebenflusses des dem Essequibo zuströmenden Cuyuni (Cuyuvini), eine Anzahl von Goldwäschereien und Bergwerken (in denen sich in 26 bis 160 cm dicken Adern das Gold durch breite Quarzschichten hindurchzieht) angelegt und theilweise einen Ertrag von mehr als 300 000 Doll. jährlich erzielt; ich nenne nur el Callao, Caratal, Nueva Providencia, Pastora, Cicapra, Panama, Chile, Potosi, Peru, la Corina, el Tigre. Einige von ihnen werden sich vielleicht mit der neuen Gesellschaft vereinigen, doch hat keine in dem etwa 20 000 Quadratmeilen umfassenden reichen Lande eine Konkurrenz zu fürchten. Als Pulgar am 11. December 1881 mit mehreren englischen Ingenieuren gegen Abend zu Schiff in Ciudad Bolivar ankam, wurde er von seinen Freunden und einer zahllosen harrenden Volksmenge enthusiastisch begrüßt und unter Fackelschein und Raketengeprassel zu seiner Wohnung geleitet. Bald begann die Arbeit, zunächst wurde an dem rechten Ufer des Orinoco unterhalb Ciudad Bolivar ein passender Ort als Ausgangs-

[1] An denselben sich zu betheiligen dürfte indessen schon wegen der fortwährenden inneren Unruhen kaum rathsam sein. Red.

punkt für die zu erbauende Eisenbahn aufgesucht und dazu Saravia bestimmt, dem nun eine glänzende Zukunft prophezeiet wird. Die Absteckung der Bahn wurde zu gleicher Zeit von hier und von Guacipati am Yuriari aus in Angriff genommen. Am 12. Januar d. J. war diese Arbeit schon so weit vorgeschritten, daß man in wenigen Tagen von beiden Seiten Upata zu erreichen hoffte. Als Anhang zu ihren Statuten hat die Gesellschaft eine Reihe von Auszügen aus Reisebeschreibungen und Berichten von Mineninspektoren und anderen sachkundigen Männern in englischer Sprache veröffentlicht, durch welche man vom Lande, auch von seiner geologischen Beschaffenheit, von seinem Reichthum an Produkten aller Art, und auch von seinen klimatischen Verhältnissen eine ziemlich genaue Kenntniß erlangt.

— Der Direktor des Nationalmuseums zu Rio de Janeiro, Ladislau Netto, begiebt sich nach Pará, um die Insel Marajo an der Mündung des Amazonenstromes und die Ufer des Sees (Insel?) Maracas zu durchsuchen, wo sich Ueberreste von großem archäologischen Werthe befinden sollen.

Polargebiet.

— Am 8. November vorigen Jahres hat die italienische (sogenannte) antarktische Expedition unter Lieutenant Bove Buenos Ayres verlassen. Die argentinische Regierung hat derselben eine Kommission beigegeben, welche die Küstenaufnahme von Feuerland sorgfältig revidiren soll, so daß die Flotille nun aus vier Schiffen besteht, der „Santa Cruz", welche speciell für die Küstenaufnahmen bestimmt ist, der „Uruguay", welcher am Kap Hoorn zurückbleibt, der „Cabo de Hornos", dem größten Schiffe, das in die antarktischen Gewässer vordringen soll, und einer Dampfbarke. Lieut. Bove gedachte Ende des Jahres 1881 Kap Hoorn zu verlassen, um nach Süd-Shetland und Grahamsland zu segeln, Ende März dieses Jahres wieder in Feuerland einzutreffen und dort bis Mai sich aufzuhalten. (Nature.)

— Wer ausführlichere Mittheilungen über den Zweck und die Thätigkeit der demnächst ins Leben tretenden circumpolaren Beobachtungsstationen, speciell der österreichischen auf Jan Mayen (s. oben S. 223), sucht, findet dieselben in einer eben bei Gerold u. Co. in Wien erschienenen Broschüre: Die österreichische arktische Beobachtungsstation auf Jan Mayen 1882 bis 1883 (Preis 1 M.). Die Einleitung und die Anlage I enthalten Allgemeineres, letztere die Verhandlungen und Ergebnisse der dritten internationalen Polarkonferenz von St Petersburg (1. bis 6. August 1881), der Rest des Heftchens Specielleres über Jan Mayen und die österreichische, vom Grafen Hans Wilczek ausgerüstete Expedition, ihre Ausrüstung, Instruktionen, Aufgaben u. s. w. Von Interesse ist auch Anlage II: „Ein Tagebuch geführt von sieben Seeleuten, welche auf der Insel St. Maurice (Jan Mayen) bei Grönland in den Jahren 1633 bis 1634 überwinterten und sämmtlich auf dieser Insel starben."

— In der Woche nach Ostern hat die deutsche Polar-Kommission beschlossen, Cumberland Sound an der Davis-Straße und Südgeorgien im südlichen Atlantischen Ocean zu besetzen. Die Leiter der Expeditionen sind Dr. Wilhelm Giese aus Kolberg und Professor Dr. Schrader aus Braunschweig, welche Anfangs Juni Deutschland verlassen werden. Für die Expedition nach dem Norden wurde die „Germania" angekauft, welche 1869 bis 1870 die zweite deutsche Polarfahrt nach Ostgrönland ausführte; dieselbe soll dort überwintern, um die Beobachtungen zu vermehren und auszudehnen. Außerdem hat die Kommission beschlossen, an der Küste von Labrador meteorologische Stationen zu errichten.

Oceane.

— Die italienische Regierung hat in Berücksichtigung eines vom dritten internationalen Geographenkongresse zu Venedig abgegebenen Votums beschlossen, im kommenden Sommer die Tiefsee-Untersuchungen im Mittelländischen Meere fortzusetzen. Gegen Ende Juli oder Anfang August soll zu diesem Zwecke der Dampfer „Washington" unter Kapitän Magnaghi auf etwa einen Monat dem Professor Giglioli zur Verfügung gestellt werden.

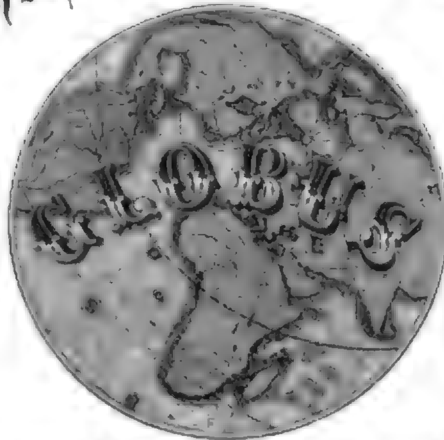
Vermischtes.

— Von Hölzel's Geographischen Charakterbildern (s. Globus XXXIX, S. 224, und XL, S. 336) ist die dritte Lieferung erschienen, welche drei weitere prächtige Landschaften, eine aus der Südsee und zwei amerikanische, alle drei gemalt von E. Hasch, dem werthvollen für den Anschauungsunterricht und den Schmuck der Studirstube bestimmten Cyklus hinzufügt. Blatt 7 bringt den berühmten Otukapuarangi-Sprudel am Rotomahana oder Warmen See auf Neu-Seeland mit seinen mächtigen Kieselsinter-Terrassen, nach einer Photographie von D. L. Mundy in London und Angaben von Hochstetter's, der auch den erläuternden Text dazu schrieb; Blatt 8 den Hintergrund des Yosemite-Thales aus der Sierra Nevada in Californien (nach einer Photographie von Housworth; Text von Dr. K. Zehden) und Blatt 9 den Ostrand des Plateaus von Anahuac mit der Barranca Sta. Maria und dem Pic von Orizaba (nach Photographien und einem Stahlstiche nach einem Bilde von Rugendas; Text von Dr. Chavanne), letzteres wohl das landschaftlich schönste unter den dreien. Mit welcher Energie das großartige Unternehmen von dem Verleger betrieben wird, geht daraus hervor, daß die folgenden drei Lieferungen bereits im Mai, August und December dieses Jahres erscheinen sollen. In Vorbereitung befinden sich folgende Bilder: Der Nilkatarakt von Assuan; Neapel mit dem Vesuv; Brasilianischer Urwald; Donau bei Wien; Mangroveküste in Venezuela; Hafen von Nangasaki; Schneekoppe im Riesengebirge; Thalsporne im Ober-Innthal; der Pasterzen-Gletscher; Düne von Helgoland sammt Insel; Polar-Bild, Säulenkap auf Franz-Josefs-Land; Llanos; Weckelsdorfer Felsenpartien.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

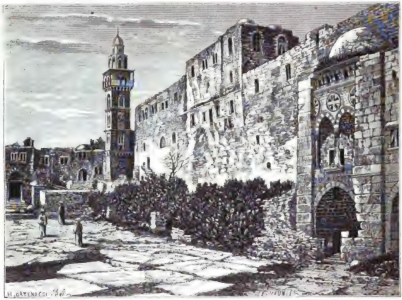
XIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Von dem Stephansthore an der Ostseite der Stadt führt eine ziemlich breite, etwa 500 Meter lange Gasse, Tarik Sitti Maryam (Marienstraße) genannt, in westlicher Richtung durch das muslimische Quartier. Infolge einer jener irrigen, durch die Tradition geheiligten Annahmen, welche ohne Rücksicht auf Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit die Schauplätze der heiligen Geschichte nach Belieben verlegt haben, gilt die untere, westliche Hälfte dieser Gasse nun schon seit dem 16. Jahrhundert als das erste Ende der sogenannten Via dolorosa, des Schmerzensweges, auf welchem Jesus das Kreuz vom Praetorium nach Golgatha getragen haben soll. Im 4., im 6. Jahrhundert, ja noch im Anfange des lateinischen Königreiches suchte man das alte Praetorium, das Haus des Pilatus, mit Recht auf dem Westhügel (der Oberstadt) von Jerusalem; erst gegen das Ende der Kreuzfahrerzeit wurde durch die willkürliche Identificirung des Praetoriums mit der herodianischen Festung Antonia jene heilige Stätte in die östliche Stadt und an ihre heutige Stelle verlegt, und somit auch die Richtung für die erst später „festgestellte" Via dolorosa gegeben. So wird denn auch noch heute die türkische Kaserne, die an dem Platze der Festung Antonia steht, für die Stätte des Praetoriums und der Wohnung des Pilatus angesehen, und eine kleine Kapelle im Innern der Kaserne als erste der vierzehn Stationen des Schmerzensweges verehrt. Die zweite Station, die Stelle, wo Jesus mit dem Kreuze beladen wurde, liegt am Fuße der Treppe, die zur Kaserne hinaufführt. Immer in westlicher Richtung der Straße folgend, an deren rechter Seite sich hier ein stattliches Gebäude, das berühmte Erziehungsinstitut der katholischen Zionsschwestern, erhebt, gelangt man bald an den sogenannten Pilatus- oder Ecce-Homo-Bogen, der die Straße überspannt. Hier soll Pilatus, auf Jesum deutend, die Worte: „Sehet, welch' ein Mensch!" gesprochen haben. (Joh. 19, 5.) Der Bogen, wahrscheinlich ein Triumphbogen aus der römischen Zeit, ist vor Kurzem restaurirt worden; seit dem 15. Jahrhundert wird er als Ecce-Homo-Bogen gezeigt, doch hat er seitdem seine Form schon vielfach verändert. Die zum großen Theil in den Felsen gebaute Kirche der Zionsschwestern mit einer schönen Krypta, sowie das Kloster dieser Schwesterschaft, unter dem man ausgedehnte, in den Felsen gegrabene Gewölbe und Gänge aufgefunden hat, die nach der Tempelarena zu führen scheinen, bilden hier die rechte Seite der Straße; auf der linken, der Kirche gerade gegenüber, liegt eine kleine Moschee und ein Kloster hindostanischer Derwische. Von hier aus senkt sich der Weg bedeutend bis zu dem Punkte hinab, wo die von Norden, vom Damaskusthore kommende Straße einmündet. Hier liegt rechts das große österreichische Hospital, links ein stattlicher, leider vermauerter Arkadenbau, das sogenannte Sultansbad, heute im Besitze der katholischen Kopten. Neben diesem Gebäude

zeigt eine zerbrochene Säule die dritte Station an, die Stelle, wo Jesus unter dem Kreuze zusammengesunken sein soll. Vor noch nicht gar langer Zeit wurde diese Station an einer anderen Stelle des Weges gezeigt. Vom Sultansbade aus führt die Via dolorosa eine Strecke weit in südlicher Richtung; zur Rechten befindet sich hier zunächst das traditionelle Haus des armen Mannes aus dem Evangelium, dann, der Einmündung einer Gasse gegenüber, die vierte Station, wo die Begegnung Jesu mit seiner Mutter stattgefunden haben soll. Wieder nach Westen umbiegend, um nun in den eigentlichen Schmerzensweg, Tarik el-Alâm, einzumünden, weist die Straße an der Ecke ein aus verschiedenfarbigen Steinen erbautes Haus auf, das durch einen zierlichen Erker und ein hübsches Stalaktitenthor sich auszeichnet. Vor diesem, das seit dem 15. Jahrhundert für das „Haus des reichen Mannes" gilt und heute als türkisches Militärspital benutzt wird, befindet sich die fünfte Station, wo Simon von Kyrene Jesu das Kreuz abnahm. Etwa 110 Schritt weiter hin wird neben einem großen gemauerten Bogen die sechste Station gezeigt, die Stelle, wo die heilige Veronika Jesu den Schweiß vom Antlitz gewischt haben soll. Eine kleine schmale Pforte führt hier in ein unterirdisches Gemach, in dem sich das Grabmal der Heiligen mit ihrem in Stein gemeißelten Brustbilde befindet. Die siebente Station, die man nach einer abermaligen Biegung der Straße erreicht, liegt bei der sogenannten Gerichtspforte; die achte, die das Ende der Via dolorosa bildet, an dem griechischen Kloster St. Caralombos. Ein Loch in der Außenmauer dieses Klosters bezeichnet hier die Stelle, wo Jesus angehalten und zu den ihm nach-

Sogenannte Via dolorosa.



Sogenanntes Haus des Pilatus.

folgenden Frauen gesprochen haben soll. Früher wurde der Schmerzensweg noch weiter nach Süden hin verfolgt: heute zeigt man die neunte Station, die Stelle, wo Jesus zum dritten Male niedersank, vor dem Koptenkloster an der östlichen Seite der Grabeskirche, die fünf letzten Stationen aber in dieser Kirche selber. Da ist zunächst die zehnte in der Golgathakapelle der Lateiner, wo ein in den Boden eingemauerter Steinkranz die Stätte bezeichnet, wo Jesus entkleidet, vor dem Altar derselben Kapelle aber die elfte Station, wo er an das Kreuz genagelt worden sein soll; die zwölfte befindet sich in der daran stoßenden griechischen Kapelle der Kreuzeserhöhung; die dreizehnte, die Stelle der Kreuzabnahme, liegt neben einem Altar zwischen den Stationen 11 und 12; die vierzehnte endlich mitten unter der Kuppel der Kirche, neben dem heiligen Grabe.

Der erste Gang durch die Via dolorosa, für die gläubigen Jerusalempilger eine Sache von höchster Bedeutung, muß naturgemäß einen gewissermaßen peinlichen Eindruck auf alle diejenigen Besucher machen, die in der Bezeichnung dieses Weges als der wahren Kreuzesstraße, sowie in der Feststellung der einzelnen zu verehrenden Stationen nichts anderes sehen können, als ebensoviele priesterliche Fiktionen. Wie so oft in Jerusalem hat man auch hier wieder die Empfindung, als befände man sich einem großen Anachronismus gegenüber, als sei das allenthalben sichtbare Bestreben, der Stadt ihre einseitige Bedeutung, ihren Charakter der ausschließlich „heiligen Weltstadt“ zu wahren, ein unübersteigliches Hinderniß für jede gesunde Entwickelung ihres Volkes und doch vielleicht ein unvermeidliches Uebel.

Sogenannte Gerichtspforte, die Siebente Station der Via dolorosa.

In den dichtbevölkerten Straßen der Unterstadt (dem alten, die Stadt in beinahe nordsüdlicher Richtung durchschneidenden Tyropoeonthale, das schon in den ältesten Zeiten das industrielle Quartier der jüdischen Hauptstadt war) tritt uns die Herabgekommenheit und der Verfall des eigentlichen Jerusalemer Volkes am anschaulichsten entgegen. Man kann durch einen längern Aufenthalt im Orient schon an gar Vieles in dieser Beziehung gewöhnt sein, und doch durch den hochangehäuften Schmutz und die entsetzlichen Gerüche in den engen, von einer unsaubern Bevölkerung wimmelnden Gassen der Unterstadt immer wieder auf das Unangenehmste überrascht werden. Die zahlreichen überwölbten Gäßchen und Durchgänge leisten dieser allgemeinen Unreinlichkeit noch Vorschub; große Haufen der heterogensten Dinge in allen Stadien der Fäulniß und des Verderbens finden sich in ihren dunklen Winkeln und Ecken zusammen. Der Bazar von Jerusalem kann mit den Bazaren von Kairo oder Damaskus keinen Vergleich aushalten. Mit Ausnahme vielleicht der Erzeugnisse einiger Sattler- und Schuhmacherwerkstätten ist in den düsteren überwölbten Hallen nichts zu sehen, was auf Originalität oder gute Arbeit Anspruch machen könnte; man sieht es dem elenden Inhalt der Buden an, daß er ausschließlich für den niedern, ärmern Theil des Volkes, sowie für die Beduinen bestimmt ist. Am interessantesten erscheint noch der Getreide- und Fruchtmarkt mit den hochaufgeschütteten Haufen Getreides und den verschiedenartigen Sämereien. Hier trifft man als Verkäufer viele Beduinen aus dem Haurân und dem Thale von Jericho an, und das endlose Bieten und Feilschen, die lebhaften Gestikulationen und langen, heftigen Reden, die, von dem Abschluß eines Handels im Orient immer untrennbar, von den Beduinen mit ganz besonderm Nachdruck betrieben werden, ziehen einheimische und fremde müßige Zuschauer vorzugsweise hierher. Verkäuferinnen von Milch, Käse, leben (saurer Milch) und von Früchten aller Art, Orangen, Citronen, Gurken, Oliven u. s. w., kauern unweit von jenen auf dem Boden, ihre Waare in großen, ciselirten Metallschalen oder auf flachen, aus Palmblättern geflochtenen Körben vor sich. Die auffallendsten und das Auge am meisten erfreuenden Erscheinungen in dem ganzen bunten Gewühl sind aber die Fellahfrauen, die allmorgendlich aus den umliegenden Ortschaften, vorzugsweise aus Bethlehem, nach der Stadt kommen, um die Produkte ihrer kleinen Gärten und Hühnerhöfe zu verwerthen. Es sind ohne Ausnahme große, stattliche Gestalten von ebenmäßigem Bau und stolzer Haltung. Ihre eigenartige Tracht, ein dunkelblaues, lang schleppendes Leinengewand, das, von einem breiten Gürtel gehalten, die schönen Formen des Körpers zur vollen Geltung kommen läßt, die Zierrathen aus bunten Seidenfäden, Silbermünzen und Perlen, die sie auf der Brust tragen, der reiche Schmuck an Ohrringen, Halsketten und Armspangen, die schleierartige Kopfbedeckung über einer kleinen, mit Silbermünzen verzierten Mütze: das Alles trägt dazu bei, sie wie Fürstinnen unter der hauptstädtischen Bevölkerung erscheinen zu lassen. Einen andern, von dem Bazarleben der Unterstadt unzertrennlichen Typus bilden die Verkäuferinnen von Olivenöl, meist Christinnen, die in kleinen Buden ihre Waare feilhalten. Gewöhnlich haben sie ihren Vorrath der kostbaren Flüssigkeit in einem großen Kruge vor sich, der bis zum Halse in den Boden eingelassen und mit einem Stein- oder Thonstöpsel fest verschlossen ist.

Von großen Chanen oder Karawanserais, die mit ihrem bewegten Treiben für die orientalischen Bazars so charakteristisch sind, hat Jerusalem nur wenige aufzuweisen, was bei dem vollständigen Fehlen alles Großhandels sowie einer irgendwie nennenswerthen Industrie leicht erklärlich ist.

Die östliche Bazargasse, die sich nach Süden hin in das eigentliche Judenquartier hinzieht, zeigt in dieser Verlängerung womöglich noch mehr Anhäufungen von Schmutz und Abfallstoffen als vorher. Trödelbuden, wenig verlockende Weinschenken und kleine Werkstätten, deren Inhaber sich

Fellachin aus der Umgebung Jerusalems.

Digitized by Google

mit der Anfertigung von Zimmergeräthen beschäftigen, sind hier vorwiegend vertreten. Im höchsten Maße widerwärtig und ekelerregend erscheinen dem Fremden die großen Fleischverkäufe, die an unappetitlichem Aussehen und pestilentialischem Gestank die des muslimischen Bazars noch übertreffen. Der ganze Boden neben ihnen ist von dem Blut der geschlachteten Thiere aufgeweicht, in großen Haufen liegen die blutigen Köpfe der Ziegen und Lämmer vor den Buden aufgehäuft; die Häute aber werden, kaum abgezogen, mit großen Holzpflöcken auf dem Boden der Straße ausgespannt, um durch die Füße der unablässig hier entlang strömenden Menge auf die einfachste Weise gegerbt zu werden. Die sehr dichte Bevölkerung des Judenquartiers, das sich zwischen dem westlichen Stadthügel, dem fälschlich sogenannten Berge Zion, und dem Tempelhügel ausbreitet, macht den traurigsten Eindruck eines physisch herabgekommenen Geschlechtes. Ein bleiches, kränkliches Aussehen charakterisirt sie alle. Die Frauen sind klein und dürftig gebaut, meist mit blondem oder röthlichem Haar und grauen oder hellblauen Augen. Der an europäische Tracht erinnernde Schnitt ihrer Kleider, das große weiße Linnentuch, das sie um den Kopf schlingen, nimmt ihrer Erscheinung gewöhnlich den letzten Rest von Anmuth. Unter den Männern, die in Kaftanen von hellgrüner, lichtblauer oder grauer Farbe einhergehen, findet man bisweilen noch auffallend große, freilich auch ebenso hagere Figuren. Ein unverhältnißmäßig großer Theil der Jerusalemer Juden lebt bekanntlich von der Mildthätigkeit ihrer reichen europäischen Glaubensgenossen, ohne weitere Beschäftigung als die religiöser Studien und frommer Uebungen. Die letzteren, die namentlich im Abhalten regelmäßiger Gebete bestehen, werden gewöhnlich im Auftrage jener europäischen Wohlthäter ausgeführt; denn es ist ja eine noch heute gültige Annahme des streng jüdischen Glaubens, daß die Welt unfehlbar wieder in den Zustand des ursprünglichen Chaos zurückfallen muß, sobald nicht mehr wenigstens zwei Mal wöchentlich in den vier heiligen Städten Palästinas, Jerusalem, Hebron, Safed und Tiberias, die vorgeschriebenen Gebete abgehalten werden. Jüdische Handwerker, meist Steinschneider und Verfertiger kleiner Metallarbeiten, giebt es auch hier nur wenige; der unermüdliche Handelsgeist des Volkes aber wird in ganz Syrien durch die Furcht vor der Regierung gehemmt, deren drückendem Aussaugesystem heute noch wie vor Jahrhunderten der reiche Jude als willkommene Beute dienen soll. Trotzdem leben natürlich doch eine Menge kleiner jüdischer Kaufleute und Wechsler in der Stadt, und zwar stehen diese in Bezug auf Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit in demselben guten Rufe, wie die muslimischen Araber: ein Ruf, dessen sich die christlichen Kaufleute Syriens meist nicht erfreuen können. Unter den Aschkenazim soll es heute neben vieler Armuth auch eine Anzahl sehr reicher eingewanderter Familien geben, die jedoch außer der ersten Vorsicht, sich unter den Schutz ihres Konsuls zu stellen, auch noch die andere gebrauchen, in möglichst einfacher Weise und ohne jeden Prunk, der die Augen der türkischen Regierung auf sie ziehen könnte, zu leben. Durch verschiedene Spaltungen innerhalb der drei obenerwähnten Klassen der jüdischen Bevölkerung hat sich allmälig ein

Christliche Oelverkäuferinnen in Jerusalem.

Digitized by Google

Jerusalem von Süden, dem angeblichen Zionshügel, aus.

Jüdische Familie in Jerusalem.

Digitized by Google

ausgedehntes und über ganz Syrien verbreitetes Sektenwesen entwickelt. Jede der fünf neben einander bestehenden Sekten, die an Fanatismus den griechischen und römischen Christen der Stadt nichts nachgeben, besitzt heute eine oder mehrere Synagogen. Diese sowie die zahlreichen großartigen Gebäude der Wohlthätigkeitsanstalten, welche die Familien Rothschild und Montefiore und die Associationen von großen jüdischen Firmen Englands, Frankreichs und Deutschlands hier errichtet, haben im Lauf der letzten Jahre das Judenquartier von Jerusalem immer weiter ausgedehnt. Daß eine wirkliche Abhilfe des in den politischen Verhältnissen begründeten Nothstandes der Jerusalemer Juden durch diese reichen Beisteuern der Glaubensgenossen doch nicht zu erreichen sein würde, darüber war und ist man sich auch heute noch in den betreffenden Kreisen vollkommen klar. Auf die Erkenntniß dieser Thatsache gründete sich denn auch seinerzeit Beaconsfield's heute fast vergessenes Projekt der Gründung einer großen syrisch-jüdischen Kolonie im alten Gilead und Moab. Ein Areal von 600 000 Hektaren, jetzt nur von nomadisirenden Beduinen bewohnt, sollte das Gebiet dieses neujüdischen, unter die Oberhoheit der türkischen Regierung zu stellenden Reiches sein, an dessen Spitze ein Fürst aus jüdischem Geschlechte stehen würde. Wie Lortet mit Bestimmtheit wissen will, wäre es übrigens damals nicht nur bei dem Projekte dieser Gründung geblieben. Der englische Gesandte in Konstantinopel hätte dem Sultan den Plan zu dem ganzen Unternehmen zu unterbreiten gehabt und sei dabei auf keinerlei Widerspruch gestoßen. Zur Erledigung der finanziellen Seite der Frage, d. h. zur Zusammenbringung der an die Pforte zu zahlenden Millionen, seien durch Sammlungen in der hohen Finanzwelt die ersten Schritte glücklich gethan. Sobald die definitive Einwilligung der Pforte gegeben sein werde, solle mit dem Bau von zwei Eisenbahnen, der einen von Jaffa nach Jerusalem, der andern von Haïfa bis jenseit des Jordan, sowie mit der Anlage eines Kanals vorgegangen werden, der das Mittelmeer mit dem Golf von Akabah verbinden würde. Der Bevollmächtigte der, wie es scheint, mehr finanzielle als religiöse Zwecke verfolgenden Gesellschaft soll ein bekannter englischer Diplomat sein. Wenn es sich bei dieser ganzen Angelegenheit, auf die Lortet, als auf eine mögliche Schädigung französischer Interessen, die Aufmerksamkeit der französischen Diplomatie zu lenken wünscht, nicht schließlich doch vielleicht um eine große Mystifikation handelt: der Glaube an die Ausführbarkeit dieses Projektes würde an und für sich schon bezeichnend sein für Beaconsfield's phantastische Richtung einerseits, andererseits aber für die Zähigkeit und das nicht zu unterdrückende großartige Selbstvertrauen des „Volkes Gottes“.

Die Makua in Ostafrika.

Auf S. 159 dieses Bandes finden unsere Leser eine vorläufige Notiz über die Reise, welche der englische Konsul in Mozambique, Mr. H. E. O'Neill, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres von jener Stadt aus nach Westen in der Richtung auf das südliche Ende des Njassa-Sees unternommen hat. Sein ausführlicher Bericht, von zwei Karten begleitet, liegt jetzt in den „Proceedings of the Royal Geographical Society“ (April 1882) vor; zum ersten Male eigentlich erfahren wir durch denselben etwas über das weite Gebiet, welches im Norden von dem Rovuma-Flusse, im Süden vom Zambesi, im Westen vom Schirwa-See und im Osten von dem Kanale von Mozambique begrenzt wird. Vor ihm hat nur der Portugiese Silva Porto angeblich dasselbe durchzogen; von dem aber, was nach seinen Angaben auf die Karte gesetzt worden ist (z. B. Petermann's Mitth. 1867, Taf. 10 a), konnte O'Neill nichts verificiren. Auch hörte er nirgends davon, daß jemals ein weißer Mann das Makua-Land durchzogen hätte, trotzdem daß er nahezu dessen Westgrenze erreicht hat.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, wie in der auf die Verlesung jenes Berichtes folgenden Diskussion der Geologe und Afrikareisende Joseph Thomson hervorhob, daß gleichzeitig mit O'Neill, aber unabhängig von ihm und ohne von einander zu wissen, noch zwei andere Engländer im Makua-Lande gereist sind, nämlich Thomson selber an seiner Nordgrenze am Rovuma (s. oben S. 127) und der Reverend Chauncy Maples im Centrum desselben (s. „Globus“ XL, S. 351). Aus den Berichten derselben sowie aus denen des Bischof Steere und des Barons von der Decken ergiebt sich nach Thomson, daß der ganze Strich Landes vom Rufidschi bis zum Zambesi denselben Charakter trägt: es ist ein leicht gewelltes, unregelmäßiges Gebiet, das sich bald zu einer großen Ebene ausdehnt, bald ein enges Thal aufweist, unterbrochen von kleinen Gebirgszügen und isolirten malerischen Berggipfeln. In geologischer Hinsicht besteht das Land aus metamorphischen Schiefern, Gneiß und Granit. Die Schiefer sind verschwunden und weggespült worden und bilden jetzt die Ebenen in den Thälern, während die Buckel harten, kompakten Gesteins als Bergzüge und einzelne Piks stehen geblieben sind. Das Interessanteste aus O'Neill's Bericht ist die Entdeckung der Inagu-Kette und des merkwürdigen Schneeberges Namuli (s. oben S. 159), welcher über derselben emporsteigt. Die Kette bezeichnet offenbar den Anfang des innern Hochlandes; und was den Namuli anlangt (dessen Gipfel O'Neill bekanntlich nicht zu Gesicht bekam, von dessen Schneebedeckung er vielmehr nur hörte), so erkundete Mr. Maples genau dasselbe aus ganz anderen Quellen, so daß an dem Schnee auf seiner Spitze nicht zu zweifeln ist. Dann aber muß er in Anbetracht seiner Lage über 16 000 Fuß hoch sein. Thomson glaubt, daß er vulkanischer Natur und ein Glied in jener Kette ist, welche vom Rothen Meere bis zum Kap reicht, und welcher die vulkanischen Ergüsse in Abessinien, am Kilimandscharo und die riesigen Tuff- und Lavamassen, die Thomson selbst am Nordende des Njassa-Sees entdeckt hat, ihren Ursprung verdanken. Diese Vulkanreihe fiele mit der Dislokationslinie, längs deren die Ostseite des afrikanischen Kontinentes gehoben wurde, zusammen, und auch die Depressionsgebiete des Njassa- und Tanganjika-Sees wären derselben annähernd parallel.

Die Bewohner des oben umschriebenen Gebietes sind die Makua, mit denen O'Neill nicht nur während seiner dreimonatlichen Reise im Jahre 1881 in Berührung kam, sondern über welche er schon bei fünf früheren Reisen längs der Küste und während eines fast dreijährigen Aufenthaltes in Mozambique mancherlei Erkundigungen eingezogen hat.

Die Makua, welche ein Gebiet größer als England bewohnen, zerfallen nach ihm in vier große Abtheilungen, die Unteren Makua, die Lomwe oder Oberen Makua, die Maua und die Medo. Von den beiden letzteren ist bis jetzt nichts Genaueres bekannt; doch glaubt O'Neill, daß sie sich in keinem wesentlichen Punkte von den ersten beiden unterscheiden werden, vielleicht nur durch einige dialektische Abweichungen und durch andere Stammesmarken und Charakteristiken. Das Folgende indessen bezieht sich nur auf die Unteren Makua und die Lomwe. Die unterscheidenden Stammeszeichen oder Tatuirungen sind unter den verschiedenen Unterabtheilungen des Volkes sehr verschieden. Am tiefsten und ausgeprägtesten finden sie sich bei den Unteren Makua: auf der Stirn tragen dieselben groß und breit einen Halbmond, dessen beide Spitzen bis zu den Schläfen reichen, und an beiden Mundwinkeln tiefe nach oben gerichtete, etwa zollange Narben[1]). Gruppen von Flecken und kurze dicke Linien auf Armen, Bauch und Rücken vollenden den sonderbaren Schmuck. Den Halbmond tragen aber nur die Männer; die Abzeichen der Weiber sind leichter gehalten und weniger zahlreich. Je weiter man nach Westen kommt, desto spärlicher und leichter werden auch bei beiden Geschlechtern die Tatuirungen, und unter den Lomwe sieht man manche Gesichter, welche davon fast frei sind.

Der junge Makua-Stutzer sammelt und bindet sein Haar mit feinen, aus der Wurzel des Mlamba-Baumes gefertigten Bändern sauber in Strähnen von 1/4 Zoll Durchmesser, welche steif wie kurze Ruthen vom Kopfe abstehen und nur an der Basis beweglich sind. Auf die Enden derselben werden dann Bündel großer rother Perlen gesteckt. Andere rasiren sich breite Furchen auf dem Kopfe, die sich rechtwinklig schneiden, und lassen das Haar in länglichen Vierecken stehen. Die Vorderzähne werden gewöhnlich spitz gefeilt; die Weiber tragen in der Oberlippe eine aus einer großen Meermuschel gefertigte Scheibe oder einen Cylinder (nach Thomson „pelele“ genannt), der mitunter bis an die Nase reicht.

Hinsichtlich der Kleidung läßt sich nicht viel sagen, weil so wenig getragen wird, und die Tracht überall die gleiche, einfache ist. Wo Zeug zu kaufen ist, tragen die Männer einen bandartigen Streifen um die Hüften, an welchem hinten und vorn Lappen von 10 bis 12 Zoll Länge hängen, und die am vollständigsten bekleideten Weiber winden sich unterhalb der Taille ein Stück um den Leib, das bis zu den Knien hinabreicht. Weiter im Westen treten Thierfelle an die Stelle des Zeuges; dieselben werden von beiden Geschlechtern in der eben beschriebenen Form von Lappen getragen, die zuweilen sonderbar zugeschnitten sind: für das Hintertheil besonders beliebt ist der Arm eines Malteserkreuzes, mit den Spitzen nach unten.

Messingringe um Arme und Beine sind der unterscheidende Schmuck eines Makua-Häuptlings und seiner Frauen und werden von keinem andern getragen. Unter dem gemeinen Volke aber sieht man oft Weiber mit einem Perlenkranze um die Stirn und jüngere mit einem schweren Wulste derselben, meist roth und schwarz, um den Hals. Einen Punkt hat die Lomwe-Dame mit ihrer civilisirten Schwester gemein: beide ziehen die Sitten und Erzeugnisse fremder Länder den eigenen vor, und wenn z. B. ein Makua-Fräulein zwischen einem Gazellenfelle und einem Bündel Perlen zu wählen hat, wird sie stets ersteres verwerfen und einfach und allein mit letzteren geschmückt herumstolziren.

Um seinen Häuptling oder sonst eine Respektsperson zu begrüßen biegt sich der Makua nach vorn, streckt beide Arme in ihrer ganzen Länge in einem spitzen Winkel zum Körper aus und schlägt zwei-, dreimal oder öfter, je nach dem Grade der Ehrerbietung, die er beweisen will, mit den Händen zusammen. Im Dorfe des Njiga unweit der Küste beobachtete O'Neill das merkwürdige Schauspiel der Morgenbegrüßung eines Makua-Häuptlings durch seine Weiber. Mehr als 30 derselben lagen vor der Verandah, in welcher ihr Gebieter saß, auf den Knien und klatschten mit aufrechtem Oberkörper langsam und leise mit den Händen, wobei eine den Takt angab. Das dauerte verschiedene Minuten, und während dessen mußte der Reisende außerhalb der Umzäunung warten und wurde erst eingeladen näher zu treten, als die Weiber sich erhoben und weggegeben hatten. Obwohl ihre Stellung etwas sklavisch aussah, zeigten ihre Gesichter keineswegs Furcht; jedenfalls war die Begrüßung respektvoll, in solcher Umgebung selbst natürlich und nicht unmusikalisch.

Der Makua-Häuptling lebt allein unter seinen Weibern; der Umfriedigung, welche seine und ihre Hütten umschließt, wagen nur wenige Privilegirte sich zu nahen. Seine „Baraza“ für officielle Audienzen liegt stets außerhalb derselben. Die Weiber kochen sein Essen, brauen aus Mais den „Pombe“, welchen er aus einer von einer seiner Lieblingsfrauen gehaltenen Kalabasse trinkt, und warten ihm beständig auf, seines Winkes und seiner Launen gewärtig. Besucht er einen Fremden, so begleiten ihn oft einige seiner Frauen, und selbst als Schwertträger sah O'Neill eine derselben fungiren. Viele halten eine große Anzahl Weiber; Njiga und Bwebwe haben etwa je 100, Gavala und Namurola über 200, und die Umzäunungen, welche die Hütten derselben einschließen, sind in der That groß genug, um solche Zahlen glaublich erscheinen zu lassen. Wenn einer von O'Neill's Führern ihm einen großen Begriff von der Wichtigkeit eines Häuptlings beibringen wollte, so sagte er gewöhnlich: „Er weiß nicht, in welcher Hütte er schläft.“ Vielleicht um einen Anhalt in Betreff seines Aufenthaltes zu haben, sind die Weiberhütten in Vierecke (Blocks) getheilt, in deren jedem an 30 bis 40 Frauen wohnen, 4 bis 5 in jeder Hütte. In periodischen Zwischenräumen begiebt sich der Gebieter von einer zu der andern, ein Ereigniß, welches von den Insassinnen der beglückten Abtheilung durch ein großes ngoma (Schlagen der Trommeln) gefeiert wird. Die Scheidung zwischen diesen Abtheilungen liegt für das Auge eines Fremden nicht klar zu Tage; allein überall wurde dem Reisenden ihr Vorhandensein versichert. Auch bedeutet ein solches Wandern des Häuptlings keine Verlegung seiner Residenz — denn seine eigene Hütte ist stets von denen seiner Weiber getrennt —, sondern nur eine Aenderung in den Zielen seiner ehelichen Besuche.

Der Makua ist ein leidenschaftlicher Freund vom öffentlichen Sprechen; am Lagerfeuer, wo ein Küstenbewohner singt und tanzt, erhebt er sich und hält seinen Gefährten eine Rede. Das Sonderbarste dabei aber ist, daß ihn stets ein Zweiter, eine Art von Assistent, begleitet, welcher zu gleicher Zeit sich erhebt, zuvörderst in hohem Falsett mit Hei-ho-ah-he um Aufmerksamkeit bittet und bei jeder Pause, welche der Sprecher macht, unter Variationen damit fortfährt. Der Zweck davon scheint zu sein ungeschickte Pausen zu vermeiden; theilweise scheint ein musikalischer Instinkt dazu anzutreiben. Wenn der Redner in seiner Erregung die Stimme ungebührlich erhebt, so modulirt sein Assistent sofort seine Begleitung, wie um die Rauhheit von dessen Stimme zu entschuldigen oder vielleicht um durch den Gegensatz die Kraft seiner Worte zu erhöhen. Wenn der erste,

---

[1]) Diejenigen Makua, mit welchen Thomson in Berührung kam, trugen eine hufeisenförmige Marke in „Relief“ über dem Nasenrücken; die Narben am Munde hat er nirgends bemerkt.

wie es unter europäischen Rednern ja nicht selten vorkommt, den Schluß seiner Rede herausdonnert, so verlängert der zweite sein schließendes Accompagnement und läßt es leiser und leiser werden, bis es in den möglich sanftesten Tönen erstirbt. Der Redner und sein Assistent wechseln in rascher Folge mit einander ab, und die Sätze sind stets kurz. Die wechselnden und eigenthümlichen Töne dieser Begleitung machen, wenn sie durch die Stille der Nacht im Walde wiederhallen und zuweilen mehr der Stimme eines sonderbaren unbekannten Vogels, als der eines menschlichen Wesens gleichen, einen tiefen, zauberhaften Eindruck.

Die beim Volke gewöhnlichen Tänze sind weder graziös noch in ihrem Charakter zart; man kann nicht umhin zu bemerken, daß manche Bewegungen absichtlich verführerisch sind. In Nabitera erhielt O'Neill einmal eine Serenade von einigen Frauen des Häuptlings, welche letzterer speciell damit beauftragt hatte, um ihm eine Ehre zu erweisen. Die Tänzerinnen trugen an Armen und Beinen Messingringe, um den Leib den gewöhnlichen bis zu den Knien reichenden Streifen Kaliko und in einer Hand einen Zebraschwanz. Sie bogen den Körper leicht nach vorn und schwenkten den Schwanz langsam von der einen Seite zur andern. In dieser Stellung hielten sie die Muskeln des Oberkörpers möglichst schlaff, offenbar um die rasche seitliche Bewegung der Hüften und des Gesäßes mit größerm Effekte bewerkstelligen zu können, wobei sie die Beine etwas breit stellten und abwechselnd vorwärts und rückwärts einige Schritte watschelten. Die älteste Hexe der Gesellschaft schlug dazu eine tieftönende Trommel und trieb mit schriller Stimme und schnellerm Takte die Tänzerinnen zum Aeußersten an, bis sie erklärten vor Erschöpfung umsinken zu müssen. Zwei kleinere, mit Stöcken geschlagene Trommeln und ein schriller, mißtönender Chorus, an welchem sich sämmtliche Weiber betheiligten, erhöhte die allgemeine Aufregung und den Lärm. Dieser Tanz ist aber nicht den Makua eigenthümlich; O'Neill selbst beobachtete einen ganz ähnlichen bei einer Hochzeit im Wazaramu-Lande gegenüber von Zanzibar.

Schwer ist es, mit einiger Genauigkeit den Gedanken eines primitiven Volkes über solche Dinge, wie die Existenz eines höchsten Wesens, Leben, Tod und Jenseits, auf die Spur zu kommen; denn dieselben sind natürlicher Weise höchst dunkel und unbestimmt. Der Makua scheint einen schattenhaften Glauben an eine allmächtige Gottheit, Mlugu genannt, zu besitzen, bringt dieselbe jedoch sonderbarer Weise mit den Unglücksfällen und den Segnungen dieses Lebens nicht in irgend welche Verbindung und erweist weder ihr noch ihrem Abbilde irgend welche Anbetung oder Verehrung. Dagegen glaubt er fest an das Vorhandensein böser Geister, die unter den Lebenden herumstreichen, und schreibt ihnen alles Böse, Krankheit, Trockenheit und selbst den Tod zu. Sein Helfer in der Noth ist der Medizinmann oder Zauberdoktor, seine Mittel Präparate aus Wurzeln und Rinden, auch Speisen und Zeug, welches an Baumästen aufgehängt wird, um den erzürnten Geist zu besänftigen. Aber diese Geister sind seinem Glauben nach nur böse und unnatürliche; von der Existenz einer unsterblichen Seele im menschlichen Körper weiß er nichts. Wie die französischen Republikaner zu Robespierre's Zeit halten sie den Tod für einen ewigen Schlaf. Ihre Todten mit Ausnahme der Häuptlinge werden in liegender Stellung begraben. Diese werden sitzend bestattet, was mit jenem Glauben in Widerspruch zu stehen scheint, ebenso wie die Thatsache, daß manchmal mit einem mächtigen Häuptling auch lebende Menschen begraben werden, wie um ihm im Jenseits als Gefährten zu dienen. So wurden mit dem Vorgänger des oben genannten Gavala fünf bis sechs seiner Lieblingsfrauen beerdigt; der Häuptling wurde in der gewöhnlichen sitzenden Haltung in die Gruft gelegt, die mit ihren besten Gewändern angethanen und schwer mit Arm- und Beinringen behängten Weiber neben ihn gestellt und dann das Ganze mit Erde zugeschüttet.

Das Land wird von einer Anzahl kleiner Despoten regiert, deren Wort in ihrem Machtbereiche als Gesetz gilt. Den mächtigeren stehen einige Unterhäuptlinge zur Seite, welche geringere Zwistigkeiten schlichten; doch können die Parteien stets an den Oberhäuptling appelliren. Das Amt mancher dieser Häuptlinge ist keine Sinecure: O'Neill fand die mächtigsten derselben stets damit beschäftigt, Klagen anzuhören und Verbrechen zu bestrafen. Diese primitiven Gerichtshöfe sind alle von derselben Bauart. Derjenige in Shalawe, wo der Reisende längere Zeit verweilte, war ein großes regenschirmartiges Bauwerk aus Bambu, mit Gras gedeckt und im Innern mit Leopardenfellen geschmückt, welche vom Dache herabhingen. An einer Seite befand sich ein Baldachin mit einem niedrigen Sitze für den Häuptling und außen ein gabelförmiger, im Boden befestigter Pfahl, an welchen die Delinquenten angebunden wurden. Bei der Mehrzahl der Makua- und Lomwe-Häuptlinge bemerkte O'Neill keine Spur von Wildheit oder absichtlicher Grausamkeit, wie sie sonst unter afrikanischen Herrschern nicht ungewöhnlich ist. Ihre große Anzahl und Unabhängigkeit von einander bildet ein heilsames Gegengewicht gegen Willkür und Ungerechtigkeit; denn wenn sich einer durch solche Gelüste bei seinem Volke verhaßt macht, so hat dieses ein einfaches Gegenmittel: es verläßt ihn und sucht sich einen mildern und gerechtern Herrn.

Trotz dieser Zertheilung in kleine Gebiete und Unabhängigkeit derselben besteht doch längs der Handelsrouten eine Gemeinsamkeit der Interessen, welche dem Reisenden das Eindringen in das Innere sehr erleichterte. Da es verhältnißmäßig nur wenige Küstenhändler in Makuani giebt, so ziehen beständig Trupps aus dem Innern mit Kautschuk, Elfenbein, Reis und zuweilen auch Sklaven nach der Küste und zurück, und damit dieselben sicheres Geleit und gute Behandlung erfahren, müssen natürlich zwischen allen Häuptlingen längs der Handelsstraße gute Beziehungen bestehen. So brach O'Neill von der Küste mit Führern auf, welche er von zwei dortigen Häuptlingen erhalten hatte, und welche instruirt waren, den Reisenden für „mgeni zas", d. h. „ihren Fremden", zu erklären, und fand diese Begleitung wirksamer als hundert Snidergewehre; dieselbe wurde in Shalawe noch durch den Sohn Gavala's verstärkt. Wo legitimer Handel noch keinen Eingang gefunden hat, wie z. B. bei den Lomwe westlich des Malema-Flusses und bei solchen Gebirgsstämmen, wie den Mbadua (nordöstlich von Shalawe), fehlt dieser friedliche kommercielle Einfluß und es existirt Feindschaft zwischen den benachbarten Häuptlingen.

Um Schuld oder Unschuld eines Angeklagten oder überhaupt irgend einen zweifelhaften Punkt festzustellen, wird wie bei den Anwohnern des Njassa-Sees und des Zambesi-Thales Muavi, der giftige Absud einer Baumrinde, zu trinken gegeben, und zwar, wenn es sich um keine Person handelt, einem Hunde. In Shalawe mußte O'Neill die Entscheidung der Frage, ob er eine gewisse Straße gehen sollte oder nicht, diesem „Gottesurtheile" anheim stellen. Der Hund wurde über Nacht in dem Hause eines Doktors eingesperrt, und des letztern Pflicht war es, das Gift zu mischen und dafür zu sorgen, daß es am nächsten Morgen mit nüchternem Magen genommen wurde. Ehe die Dosis hergerichtet wurde, fand in Gegenwart des Reisenden und unter Vorsitz des Häuptlings eine feierliche Berathung statt, an welcher zwei Muavi-Bereiter und zwei von O'Neill's

Führern theilnahmen. Der Häuptling nannte die gewünschte Route und forderte den Oberdoktor auf, mit Hilfe seiner Zauberkraft ausfindig zu machen, ob dieselbe rein und passirbar sei. Da O'Neill dabei interessirt war, durfte er bei dem Verfahren nicht zugegen sein; seine Führer jedoch konnten ihm darüber berichten. Wird das Gift ausgebrochen, so ist die Straße frei, beziehungsweise die angeklagte Person unschuldig; stirbt der Hund oder die Person, so ist die Straße versperrt oder der Angeklagte schuldig. Diesmal starb der Hund, weshalb in der beabsichtigten Wegerichtung eine kleine Aenderung vorgenommen werden mußte. Ehe der „Doktor", ein fetter blühend aussehender Mann, seine Operation vornahm, verfehlte er nicht, seine Hand hinzuhalten und die Bezahlung in Gestalt von $1^1/_2$ Yard Kaliko in Empfang zu nehmen, „für den Ankauf des Hundes," wie er sich zart ausdrückte.

Die Beschneidung wird bei den Makua oft, aber nicht regelmäßig ausgeführt und scheint im Belieben des Einzelnen zu liegen.

Pakrac und Lipik im Westen des Pozeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

III.

Die Hochzeiten sind eben so geräuschvoll wie in der Podravina und erfordern eben so viel Umständlichkeiten und Vorbereitungen wie dort. Hat der Djerz (Jüngling) im Dorfe der Reihe nach alle Spinnabende, die das Frauenvolk an Winterabenden in den Häusern abwechselnd zu versammeln pflegen, besucht und hier oder in einem benachbarten Orte ein Mädchen, das ihm gefällt, erspäht, es durch geschenkte Kunstblumen, Lebzelten, Tücher und dergleichen von seiner warmen Liebe überzeugt, auch schon etwa Gegengeschenke erhalten, so sendet er meist einen Stellvertreter in Gesellschaft zweier Anverwandten ins Haus der Auserkorenen zur Werbung. Manchmal geschieht es wohl, daß ein Mädchen mehrere Werber abgewiesen hat und deshalb schließlich sitzen bleibt. Solche Spröden verspottet der Volkswitz mit einem Hohnliede; ebenso die Burschen, welche niemals warben:

„Koji neće da se ženi,
Onaj gladuj, onaj veni,
Zašto neće da se ženi.
I djevojka, koja neda,
Momku ruku da se uda,
Neka bude uviek luda."

Hier die Uebersetzung:

„Hunger leiden und verdorren
Soll, der Keine sich erkoren
Und das Freien abgeschworen;
Und das Mädchen, das die Hände
Keinem reicht, daß sie sich bände,
Bleibe thöricht bis ans Ende."

Der Brautwerber bringt ein Geldgeschenk für das Mädchen mit, welches dasselbe erst nach längerm Sträuben annimmt, womit sie aber auch ihre Einwilligung öffentlich zu erkennen giebt. Am zweiten Abend begiebt sich der Heirathskandidat persönlich zu seiner Zukünftigen und bestimmt mit den Eltern derselben den Tag, an dem die „Mala rieč" (kleines Wort, d. h. die Vorbesprechung) stattfinden soll. Zu dieser erscheinen dann die Eltern des jungen Mannes nebst zweien Nachbarn, indem sie zugleich Braten, Käse und Kuchen mitbringen. Der Gazda (Hausherr) giebt dem Mädchen etwas Geld von der Summe, die in jedem Hause von Alters her zur Vertheilung an die gekommenen Freunde und Verwandten des Djerz festgestellt ist. Auf die Mala rieč folgt die Velika rieč oder Rukovna. Dabei geht es hoch her. Ein gebratenes Schwein, Kuchen, Käse und Wein kommen zum Abendessen auf den Tisch. Während des Essens ergreift der Vater des Djerz ein Glas, trinkt etwas auf das Wohl seiner Schwiegertochter, läßt eine Silbermünze ins Glas gleiten, worauf er es ihr überreicht, damit sie auf den Toast danke; Glas und Münze behält sie. Nach dem Abendessen vertheilt die Braut wieder Geldgeschenke, während ihr Vater die ganze vom Hause zur Vertheilung bestimmte Summe auf einen Teller legt. Reichere Häuser glänzen gern in dieser Hinsicht, um von sich reden zu machen. Beim Abschiede küßt das Mädchen alle der Reihe nach, bindet die Jagluke, kleine bunte, selbstgewebte Tücher, an die Scheuleder der Pferde, und händigt schließlich der Schwiegermutter [1]) ein Tüchelchen als Geschenk für den Bräutigam ein.

Bei allen diesen Feierlichkeiten erfüllt Gesang die Wohnräume. Solcher Förmlichkeiten giebt es übrigens vor der Hochzeit noch mehrere, deren Aufzählung und Beschreibung uns zu weit führen würde. Wenn die Brautleute zum dritten Male von der Kanzel verkündet sind, kommen die Gäste abermals im Hause der Braut zur sogenannten Oručica oder dem Zapoj zusammen. Der Bräutigam wählt sich die zwei Beistände, den Debeli kum und Stari svat, selbst; diese wieder den Hochzeitsführer Vojvoda, Ćat oder Mustulukdžija. Letzteres ist ein türkisches Wort.

Die übrigen Hochzeitsgäste heißen Pisari oder Pustosvati. Spaßmacher (Čauš) kann werden, wer Lust dazu hat. Zum Brautführer wird gewöhnlich der Djever, des Bräutigams Bruder, genommen; eine Schwester der Braut giebt die Djeveruša, die Kranzjungfer, ab. Die Sitte ist so allgemein, daß selbst Freunde, wenn sie diese Rollen übernehmen, Djever und Jenga oder Djeveruša heißen. Bis zum Hochzeitstage folgen wieder Gastereien unter verschiedenen Förmlichkeiten im Hause der Brautleute. Endlich ist der ersehnte Tag da, die Gäste sind versammelt. Vor dem Aufbruche zur Kirche schlürfen Braut und Bräutigam einige Löffel Suppe und die Braut tanzt im Kreise ihrer Gespielinnen zum letzten Male das Kolo als Mädchen. Unter den Klängen des Dudelsackes, mit fliegenden Fahnen und Tüchern begiebt sich der Zug zu Wagen in die Kirche. Im letzten

---

[1]) Der Südslave hat zur Bezeichnung der Eltern und Anverwandten des Brautpaares, sowie zur genauen Bezeichnung und Unterscheidung sonstiger Verwandtschaftsgrade bestimmte Worte, die den Begriff ohne Umschreibung oder Zusammensetzung feststellen. So nennt z. B. die Frau ihren Schwiegervater Svekar, die Schwiegermutter Svekrva; der Vater der Frau aber ist ihres Mannes Tast, ihre Mutter seine Punica. Des Mannes Bruder ist der Djever der jungen Frau, dessen Schwester ihre Zaova. Der Vatersbruder heißt Stric, die Vaterschwester Strina, hingegen der Bruder der Mutter Ujak, deren Schwester Ujna u. s. f.

sitzt der Dudelsackbläser (Gajdaš). Die Leute sind alle schön geschmückt; die Hüte der Männer mit Blumenbüschen, die Häupter der Mädchen mit Kränzen. Oft hat der Bräutigam ein rothweißes Tuch ausgebreitet auf den Rücken gebunden. Der Čauš ermangelt nicht unterwegs seine Späße zu machen. Häufig erscheint er beritten, wozu er sich gern den elendesten Gaul, der zu finden, aussucht. An den Hut steckt er einen Gansflügel, kleidet sich auch hier und da oben als Mann, unten als Weib. Er hat das Recht Jedermann Derbheiten zu sagen und ist in Bezug auf seine Späße nicht wählerisch. Es ermahnt ihn z. B. Jemand mit Hinblick auf den dürren Klepper, den er reitet: Du, Čauš, vergiß nicht Dein Roß zu füttern, damit es nicht umfällt. „Nein! lieber Herr oder Freund," ruft der schlagfertige Spaßvogel vom Pferde springend, „ich werde mir Ihren Namen in mein Protokoll einschreiben, damit ich bei Ihnen Futter kaufen kann." Dazu hebt er den Schwanz des geduldigen Thieres hoch und macht an einer gewissen Stelle die Pantomime des Schreibens. In einigen Gegenden fährt er zu Wagen einher [1]). Der Akt der Trauung währt bei den orientalischen Griechen sehr lange. Die Brautleute werden zum Schlusse mit Kronen gekrönt und drei Mal um den Altartisch geführt, wobei drei Mal zuerst der Geistliche, dann der Bräutigam und zuletzt die Braut aus einem Glase etwas Wein nippen.

Statt der Krone pflegt man den Neuvermählten auch Kränze als Symbol der unverwelkten Jugend und Keuschheit aufs Haupt zu setzen. Der Debeli kum und Stari svat stehen indeß mit brennenden Lichtern da. Nach der Krönung wenden sich die jungen Eheleute zu ihnen, um ihnen die Hände, die Beistände aber, um die Heiligenbilder auf den Kronen zu küssen. Nach der Trauung begiebt sich der Zug in derselben Ordnung wieder ins Haus der jungen Frau, die jetzt zur Seite ihres Mannes sitzt. Das Mittagsmahl wurde unterdessen gerüstet, man setzt sich zu Tische. In einigen Ortschaften essen die Mlada (junge Frau), der Djever und die Jenga (Djeveruša) in einem abgesonderten Zimmer. Uebrigens genießt die Mlada auch jetzt nur Suppe. Abends brechen alle auf, um die Mlada, nachdem sie den Segen der Eltern erfleht, zum Hause des jungen Eheherrn zu begleiten, wo sie eine seiner Schwestern empfängt; der Weg wird unter Gesang der jungen Begleiterinnen zurückgelegt. Beim Eintritte in das neue Heim beginnt schon das Kolo, getanzt von den Mädchen, welche die Ankömmlinge erwarteten; ihnen schließen sich die aus den Wagen gestiegenen Gäste nebst dem jungen Paare an. Frische Lieder ertönen in der Runde, Witze erheitern die Tänzer, bis das junge Paar aus dem Kolo scheidet. Ueber reingewaschene, untergebreitete Leinwandstreifen schreitet es bis zum Küchenherde, zum Zeichen, daß Reinlichkeit in ihrem Hause walten werde. Indeß beginnt ein wichtiges Amt des Debeli kum. Durch seinen Austritt das Kolo ganz auflösend, wirft er mit vollen Händen Silber- und Kupfermünzen unter das von allen Seiten herbeigeströmte halberwachsene Volk. Eine anhaltende Balgerei beginnt. Je reichlicher der Münzenregen ist, desto höher sein Ansehen und lebhafter die zahlreichen „Živio", die ihm zu Theil werden, indem sie zu neuen Spenden aus der Torba, worein er greift, auffordern.

Wenn die Jungvermählte die Küche betritt, reicht man ihr nach alter Sitte ein männliches Kind; sie küßt dasselbe und, ihm ein Tüchelchen um den Hals legend, blickt sie in den Rauchfang, damit ihre Kinder schwarzäugig werden. Darauf ergreift sie einen Rocken, spinnt einige Augenblicke und schlägt schließlich mit demselben auf alle vier Wände. Auch pflegt man ihr hier und da Honig und Zucker in den Mund zu legen, damit ihr immer nur süße und gütige Worte entströmen. Zum Schlusse reutert sie etwas Frucht durch eine Reuter, den Rest wirft sie dem Geflügel vor; ein Symbol, daß sie des Federviehes gut pflegen werde. Der Kuß, den sie dann den meisten Anwesenden giebt, bedeutet Friedlichkeit. Vor dem Nachtessen schürt sie das Feuer, genießt in einem abgesonderten Zimmer mit ihrem Manne, dem Brautführer und der Kranzjungfer wieder Suppe, verabschiedet sich von allen und begiebt sich dann in den Kiljer, der dem Paare von nun an zur Wohnung angewiesen ist. Einige aus der Gästeschar, darunter der Debeli kum, leuchten den Mladenci heim und begleiten sie mit brennenden Buchenspänen zum Kiljer. Die junge Frau hat dem Eheherrn die Stiefel auszuziehen. Sie thut es zwar, trachtet aber mit der Fußbekleidung dem Manne einen Schlag zu versetzen, der ihn erinnern soll, daß er sich den Dienst selbst erweisen muß. Dem Schlage sucht er geschickt auszuweichen und zugleich die Schulter des Weibes leicht zu berühren, um sie an Gehorsam und Fügsamkeit zu ermahnen.

Früh Morgens hat sie allen Gästen das Waschwasser zu bringen, schenkt auch dem Debeli kum, Stari svat und Vojvoda ein neues Hemde, ihrer Hände Arbeit. Dafür bekommt sie Geldgeschenke und geht von nun an nie mehr, wie die Mädchen, bloßen Hauptes, sondern bedeckt es mit der Poculica. Die nun folgenden Förmlichkeiten mögen, da sie von minderer Bedeutung sind und uns zu weit führen, übergangen werden.

In Dragović steht inmitten des Dorfes ein runder, niedriger Thurm von weißem Stein. Er scheint, da er an der Straße liegt, den Türken oder dem Baron Trenk als Zoll- oder Mauthposten gedient zu haben. Unfern davon ragt aus einem Hausgarten die Ruine einer Kirche hervor. Ueber der zerfallenen Eingangsthür ist eine Rosette in Bretzelform von nachgedunkeltem Stein zu sehen, die an Gothik erinnert. Die Kirche war, wie alte Leute erzählen, dem heil. Stephan geweiht; schade, daß die in der Figur eingegrabene Jahreszahl nicht mehr zu lesen ist; es fehlt die zweite Ziffer zur Hälfte und kann nicht errathen werden. Wirft man von der Schenke am Ende des Ortes einen Blick auf die Gebirge, so bemerkt man auf einem bewaldeten Kegel eine Ruine. Wie ein riesiger Finger ragt sie in die Luft. Ich beschloß in Begleitung zweier Herren dahin zu gehen. Beide waren so freundlich mir ihre Begleitung anzutragen. Mir war dieser Umstand sehr lieb, da einer von ihnen Förster und der Thurm in seinem Revier gelegen ist. Wir schritten durch das von einem Bache durchrieselte Thal bis zum Dorfe Čallovac am Fuße des Gebirges. Es zählt nur wenige Häuser, die auf einen kleinen Fleck zusammengedrängt liegen. Die Leute jagten, als sie uns ankommen sahen, ihre wilden Hunde mit Steinwürfen in die Höfe und gingen uns mit abgezogenen Hüten entgegen. Der eine unter ihnen, in grauem Rock mit grünem Kragen (Lugar oder Forsthüter), schloß sich uns an. Hinter diesen Häusern steigt man auf steilem und steinigem Wege etwa eine Stunde immer durch Wald aufwärts. Oben angelangt betritt man Felder, die ein kleines, etwas geneigtes Plateau bedecken. Sie gehören zu den zwei oder drei Häusern daselbst. Fünfzig Schritte um eine Böschung herum erblickt man über den Feldern den merkwürdigen Thurm. Der Graben um ihn herum ist durch die Länge der Zeit verschüttet. Der Bau, jetzt noch sehr hoch, mußte einst viel höher gewesen

[1]) Siehe „Globus" XXXIX, S. 297.

sein; wie es scheint, war er sechskantig. Die Mauern bestehen aus ziemlich gleichmäßig gelegtem, grauem Gestein, die Kanten aus weißen Quadern. Von dem Kastell, zu dem er gehörte, blieb nur ein kleines Stück Mauer, alles andere ist ein Schutthaufen, überwuchert von Busch und Dorn. Hoch oben an einer der inneren Ecken hangen die Reste eines gothisch zugespitzten Kamins; daneben sieht man eine Thüröffnung aus behauenem Stein und zwei aus gleichem Material hergestellte Nischen, wie sie die Alten zur Aufbewahrung der Götterbilder benutzten. Eigenthümlich ist, daß der Thurm auf der Innenseite nur zwei Ecken aufweist. Wir bedauerten den Mangel an Zeit, sonst hätten wir eine hohe Leiter aus dem Dorfe holen lassen und würden die zwei Zimmer besichtigt haben, die in der dicken Wand stecken, wie uns Hirten erzählten. Einer davon hatte die Thür unter großen Beschwerden einmal erklettert und war zwar in den Zimmern gewesen, konnte uns aber nichts Näheres mehr erzählen. Von außen ist nirgends eine Fensteröffnung zu sehen; es muß also mit den Zimmern eine eigene Bewandtniß gehabt haben. Ueber das Alter des Gemäuers ist schwer etwas zu sagen; jedenfalls ist es alt, seine Lage eine günstige und schöne. Gegen Norden reicht der Blick bis zum Petrov vrh in der Daruvarer Gebirgskette, die einst ebenfalls von einer Burg gekrönt war. Unterhalb des Berges, auf dem wir standen, zieht sich eine Schlucht südlich ins Gebirge. Ich vermuthe, daß die Ruine Čaklovac, einst ein festes Kastell, jedenfalls der historischen Familie der Dragfy gehört habe, und schließe dies aus dem Namen des Dorfes Dragović. Das magyarische „fy“ und das kroatische „ić“ bezeichnen beide „Sohn“. Dragov ist ein Possessivadjektiv, entstanden durch die an den Adjektivstamm „Drag“ gehängte Endung „ov“. Im Namen „Dragić“ ferner ist das ić an den reinen Adjektivstamm mit Ausstoßung des ov getreten. Somit ist Dragović und Dragić gleichlautend mit dem magyarisirten Dragfy. Von der Geschichte der Burg sei nur Einiges erwähnt. Im Jahre 1595 fand unweit davon im Engpasse eine Schlacht zwischen 20 000 Türken unter Pardi Pascha und Smail Pascha von Kostajnica und einer um die Hälfte schwächern Schar Kroaten unter Herberstein und Lenković statt, die mit der Niederlage der Moslims endete. Am 2. Mai 1596 kam Franz Ilinić mit aufständischen Slavoniern vor Čaklovac, um von dem Renegaten Rustan Aga Sladović, dem Befehlshaber des Schlosses, dessen Rohheit und Willkür alle Grenzen überstieg, sein ihm entführtes Weib zurückzufordern. Rustan zog den Säbel, wurde aber von Ilinić überwältigt, gebunden, und als die Türken vor den Seinen wichen, an einem starken Seile mit Hilfe der Knechte zum Fenster hinausgelassen und an das Fensterkreuz gehängt. Später zogen die Türken wieder in Čaklovac ein, worauf es im Jahre 1599 Peter Bakač einnahm und plünderte. Trotz so vieler Wechselfälle bekamen es die Türken doch abermals in ihre Gewalt, bis sie 1762 daraus vertrieben wurden. Seit jener Zeit liegt das Schloß in Trümmern. Die Gegend war damals viel besser bevölkert, als jetzt, allein nach jenen schrecklichen Verwüstungen konnte sich das bedauernswerthe Volk nicht erholen.

Nach Besichtigung der Burg begab ich mich nach Dragović hinab und bald saß ich im Wagen, der mich in einer halben Stunde nach Kusonje brachte. Der Ort steckt, ähnlich wie Dragović, hinter Zäunen. Wohlthätig ist das schöne Grün der Wiesen zu beiden Seiten der Straße, die von hier an ausgezeichnet zu nennen ist. Nach einigen Windungen führt sie einen ganz niedrigen Hügel hinan, von dem aus das Auge gegen Südwest einen schönen Gebirgskessel sowie in viertelstündiger Entfernung die Kirchthürme und einen Theil des Marktfleckens Pakrac erblickt. Eine Reihe hübscher, reiner Häuser, die freundlich anmuthen, gereicht dem Flecken zur Zierde. Ueber eine feste Steinbrücke, die sich in weitem Bogen über die Pakra spannt, gelangt man in das am rechten Ufer des Flüßchens liegende große Gasthaus, wo man gute und billige Unterkunft findet. Als ich Morgens das Fenster öffnete, strich die frische Gebirgsluft belebend herein, die Berge lagen in leichtem durchsichtigen Nebel und fesselten durch ihre angenehmen Formen meinen Blick. Zu meinen Füßen floß die Pakra. Sie entspringt in der Nähe des Papuk bei Zvečevo, wälzt ihre Wellen über Biela und Sirač daher und weiterhin in südwestlicher Richtung der Ilova zu. Im Bette liegen unter Kies und grobkörnigem Sand mächtige Steinplatten und Blöcke, vom Hochwasser mit tobender Gewalt aus dem Gebirge herbeigekollert. Wie die anderen Bäche dieser Bergzüge richtet auch die Pakra zeitweilig große Verheerungen an.

Reisen in Kleinasien im Sommer 1882.

Betrachtet man irgend eine neue Karte von Kleinasien, deren es freilich nur solche in einem sehr kleinen Maßstabe giebt, so wird die Fülle von Ortsnamen, von Flüssen und Wegen, sowie die detaillirte Bergzeichnung wohl die meisten zu dem Glauben verführen, daß dieses vor den Thoren Europas liegende Land zu den besterforschten und genauest bekannten auf Erden gehört. Und doch stehen wir, von den Hauptorten und Hauptrouten abgesehen, erst im Anfange unserer Erkenntniß, und noch auf lange Zeit hinaus wird die mächtige Halbinsel naturwissenschaftlichen, archäologischen, ethnologischen und anderen Reisenden des Stoffes in Hülle und Fülle bieten. Ungeahnte Schätze mögen noch in den zahlreichen Ruinenhaufen verborgen schlummern und einer vielleicht nahen Auferstehung harren; das Studium der Bewohner, kaum erst in Angriff genommen, wird noch manches ungeahnte Licht nicht nur auf frühere Zeiten, sondern in Verbindung mit der geschichtlichen Ueberlieferung auf die Grundzüge der Ethnologie selbst werfen, und wer mag sich rühmen, schon jetzt genaue Kenntniß von den Naturschätzen des Landes zu haben? Vor uns liegt eine gewaltige Manuskriptkarte von Kleinasien im Maßstabe von 1 : 400 000, auf welcher Professor Heinrich Kiepert alles bisher veröffentlichte und eine Menge noch nicht veröffentlichten kartographischen Materials zusammengetragen hat, so ziemlich die Summe dessen, was man von der Geographie des Landes augenblicklich weiß und wissen kann. Aber wenn auch stellenweise ein dichteres Routennetz einzelne Landschaften überspannt, so bezeichnen doch leider allzu zahlreiche und oft gewaltig große weiße Flecken die weite Ausdehnung unbekannten Gebietes. Nach den bedeutenden Leistungen der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts geschah lange Zeit nur wenig für die Erforschung

der Halbinsel, die erst im siebenten Jahrzehnte desselben wieder mehr aufgenommen wurde. Das achte jedoch scheint alle vorhergehenden übertreffen zu wollen: im laufenden Jahre haben nicht weniger als drei deutsche und eine österreichische Expedition Kleinasien zu ihrem Ziele erwählt. Ueber dieselben geben die folgenden Zeilen einige kurze Andeutungen.

Der baierische Ingenieur Sester war sieben Jahre lang als solcher im Wilajet Diarbekir angestellt und entdeckte bei seinen amtlichen Reisen unsern des mittlern Euphrat, westlich von Diarbekir und nordwestlich von Gerger, ein altassyrisches Monument auf einem Berge, welcher ihm als Nimrud Dagh bezeichnet wurde. Es ist derselbe, welchen vor 44 Jahren der damalige Major von Moltke, der jetzige Generalfeldmarschall, von fern gesehen hat, und der nach seinen Angaben unter dem sonderbaren Namen „Dibolsun (d. i. „unten soll es sein") Kaleh" auf die Kiepert'sche Sechs-Blatt-Karte von Kleinasien (Berlin 1844) eingetragen wurde. Dort oben soll sich ein gewaltiger Tumulus aus Quadern von mehr als 100 Fuß Höhe erheben, an dessen Fuße granitene Löwen ruhen, während zwölf an 50 Fuß hohe, inwendig hohle Granitkolosse herumstehen. Auch Keilinschriften sollen sich finden. Kaum war die Nachricht von diesem, sollte er sich bestätigen, höchst merkwürdigen Funde von Alexandrien, wo sich Sester aufhielt, nach Berlin gelangt, als dort mit großer Schnelligkeit die nöthigen Mittel zur weitern Aufhellung der Sache bereit gestellt wurden. Das gute Glück wollte es, daß sich in Alexandrien gerade ein Stipendiat der archäologischen Centralkommission, Herr Dr. Puchstein, befand, welcher dort die Berührungspunkte zwischen klassischer und ägyptischer Kunst studirte. Er und Herr Sester begaben sich alsbald per Dampfschiff nach Alexandrette, wo noch ein Photograph zu ihnen stieß, stiegen über das Gebirge Amanus, wahrscheinlich auf demselben Wege, auf welchem einst Darius mit seinen Persern dem südwärts eilenden Alexander in den Rücken zu fallen suchte, und trafen am 21. April in Aintab ein. Auch ihre Hin- und Rückreise wird, abgesehen von den topographischen Aufnahmen, vielleicht nicht ohne Nutzen für die Wissenschaft sein. Unweit östlich des Amanus liegt ein Dorf Sachtzu-Gözü, wo unlängst das Ehepaar Scott-Stevenson (s. oben S. 279) vier assyrische Reliefs aufgefunden hat; dieselben waren nach Angabe der Bewohner aus einer nahen Ruinenstätte herbeigeholt worden, welche noch mehr dergleichen enthalten sollte. Dieses sowohl gilt es näher zu untersuchen, als auch den noch nicht eröffneten Trümmerhügel Duluk bei Aintab, das alte Doliche, welches im Mittelalter als syrischer Bischofssitz genannt wird, und noch zu Saladin's Zeiten ein berühmtes Schloß war, sowie vielleicht das noch nicht wieder aufgefundene antike Germanicia, welches von den Kirchenschriftstellern als Geburtsort des Ketzers Nestorius oft erwähnt wird, und das zwischen Aintab und Samsat zu suchen ist.

Zweitens ist Mitte April von Wien eine wissenschaftliche Expedition nach Lykien abgegangen, an deren Spitze der Archäologe Professor Bendorf steht (vergl. über seine vorjährige Reise „Globus" XL, S. 191). Die Mittel zu dieser Unternehmung gewährt eine Gesellschaft von Kunstfreunden und Mäcenen, welche sich archäologische Forschungen in Kleinasien zum Ziele setzt und die zu findenden Kunstwerke den Wiener Sammlungen einzuverleiben gedenkt. Außer dem Leiter und seinen vorjährigen Reisegefährten, dem Architekten Georg Niemann und dem Dr. med. von Luschan, nehmen auch jüngere Kunstgelehrte (Prof. Dr. Petersen, Dr. Robert Schneider, Dr. Locroy, Dr. Studnicka) und der Geologe Dr. Emil Tietze an der neuen Expedition Theil, deren nächstes Ziel die Monumente von Gjöl-Baghtsche und Jau, des antiken Kyaneai, im südlichen Lykien bilden, welche der verstorbene Posener Professor Schönborn schon im Jahre 1841 besuchte. Aus seinem leider nie veröffentlichten Reisewerke, das er im Manuskripte benutzen konnte, hat Carl Ritter (Erdkunde von Asien Bd. IX, Theil II, S. 1136 ff.) eine eingehende Beschreibung dieser Antiquitäten abgedruckt, auf welche wir hier verweisen. In Gjöl-Baghtsche ist es vor allem der 25 bis 30 Schritt lange und breite, einen jetzt verschwundenen Sarkophag umgebende viereckige Peribolos mit seinen Reliefs, welcher die Aufmerksamkeit der österreichischen Forscher auf sich zieht: „In Verlegenheit — sagt Schönborn — sei er, was er über die Reliefs selbst sagen soll. Ich würde es vermögen, wenn ich mich hätte entschließen können, Notizen zu machen, statt mich an der Schönheit derselben und an dem Gegenstande, den sie bieten, zu erfreuen und sie zu bewundern. War es doch der trojanische Krieg, den ich vor mir hatte, Homer's Schöpfung in bildlicher antiker Darstellung, und ich gestehe, daß ich mich daran nicht satt sehen konnte. Wer hätte auch lange zweifeln können, was ihm vor Augen stehe? Das Relief in der Ecke der Westseite zeigt den Achilles sitzend bei dem hochgeschnäbelten Schiffe, voll Erbitterung den Kopf mit der Hand unterstützend. Es folgt der Herold, der die Versammlung beruft, und die Krieger kommen, Schlachtscenen reihen sich an, auf die Stadt selbst wirft sich der Kampf, an dem Thore wird gestritten, die Schar der Greise sitzt über dem Thore und so zieht sich Bild an Bild hin, ein reiches Leben mit griechischer Sicherheit in den Gruppen, in den Bewegungen, in den Proportionen der einzelnen Gestalten entworfen" (a. a. O. S. 1138). „Ich trage kein Bedenken," sagt Schönborn, „es auszusprechen, daß diese Reliefs in gehöriger Höhe aufgestellt jedem Museum zu einer wahren Zierde gereichen würden, wie reich es auch sonst ausgestattet sein mag"; und er gesteht, daß das Ganze einen so erhebenden Eindruck macht, wie er ihn auf seiner ganzen Reise nicht wieder gehabt hat. Möge es Wien, der an Antiken verhältnißmäßig armen Stadt, bald vergönnt sein, jenen Reliefs in seinen Mauern eine ebenso würdige Stätte zu bereiten, wie sie den Pergamenischen Funden in Berlin in Aussicht steht! Auch diese Bendorf'sche Expedition wird sich geographische und geologische Aufnahmen angelegen sein lassen.

Im Sommer dieses Jahres wird sodann Carl Humann, der glückliche Finder von Pergamon, von Brussa aus nach Angora reisen, um, wenn möglich, einen vollständigen Abklatsch des Monumentum Ancyranum zu erlangen, jener von Kaiser Augustus selbst verfaßten Uebersicht seiner Thaten, welche uns in ihrer Gesammtheit noch nicht bekannt ist. Die überaus lange Inschrift ist zum Theil durch türkische Häuser verdeckt, welche an die antike Tempelmauer angebaut sind; diese gilt es anzukaufen und fortzureißen. Ein zweites Exemplar derselben Inschrift befindet sich in Uluburlu, dem alten Apollonia bei Apamea im südlichen Phrygien, welches Humann vielleicht von Angora aus direkt, vielleicht aber auch erst auf einer zweiten Reise besuchen wird. Dabei wird er im Einverständniß mit Prof. H. Kiepert möglichst unbetretene Wege zu gehen und namentlich den untern Lauf des Pursak, des großen westlichen Zuflusses des Sakaria, zu erforschen suchen. Vor ihm ist diese Route nur zweimal, so viel wir wissen, eingeschlagen worden, das erste Mal im Jahre 1555 von der Gesandtschaft unter Busbek, welche Kaiser Ferdinand I.

an Sultan Soliman schickte, und von welcher ein gewisser Dernschwamm uns eine handschriftliche Darstellung hinterlassen hat (Manuskripte in Wolfenbüttel und Prag), das andere Mal in den siebenziger Jahren von Pressel's Eisenbahn-Ingenieuren, deren Aufnahme aber sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Endlich hat der auf kleinasiatischem Boden wohl bewanderte Archäologe Prof. Gustav Hirschfeldt in Königsberg von der Berliner Akademie Mittel bewilligt erhalten, um im kommenden Sommer die bisher am wenigsten bereisten Landschaften der Halbinsel, das östliche Bithynien, Paphlagonien und Pontus, also den Norden, zu erforschen. Er will Ismid zu seinem Ausgangspunkte machen. Da er im Routenaufnehmen kein Neuling ist, sich auch auf Breitenbestimmungen versteht und Landessprache und Sitte kennt, so darf man von ihm gute Resultate erwarten.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueberall im türkischen Reiche — berichtet Prof. Sachau (Verh. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, S. 146) — existirt eine große Antipathie, an vielen Stellen sogar offene Feindschaft zwischen den Civil- und Militärbehörden, welche in ihren Folgen höchst verderblich ist. Die Ursache davon ist Neid. Die Offiziere, besonders die höheren, bekommen im Allgemeinen ihren Gehalt mit einer gewissen Regelmäßigkeit, während die Civilbeamten nur selten besoldet werden; außerdem sind die ersteren durchgehends bedeutend besser besoldet, als die letzteren. Andererseits sind die Civilbeamten dadurch im Vortheil, daß sie beständig Gelegenheit haben, durch Bakschisch oder ähnliche Mittel sich schadlos zu halten, ja sogar Reichthümer zu sammeln, während den Offizieren kein Bakschisch blüht, ausgenommen bei einer einzigen Gelegenheit, der Konskription, welche sie allerdings gründlich exploitiren. Alles daher, was das Militär auf Veranlassung der Civilbehörde thun muß, wird widerwillig und schlecht gethan, und umgekehrt: alles, was die Behörden für das Militär zu thun verpflichtet sind, muß ihnen durch die Offiziere geradezu abgezwungen werden.

— Der armenischen Zeitung „Ardzagank" zufolge haben eine Anzahl Armenier aus Tiflis die Ausrüstung einer wissenschaftlichen Expedition in Angriff genommen, welche das Karabag (Kreise Schuscha und Zangezur mit dem Daralagez — die früheren armenischen Provinzen Artzach und Sjunik) in geographischer, ethnographischer, historischer und archäologischer Beziehung studiren soll. Der gelehrte Mönch Alischan aus Venedig soll aufgefordert werden, an die Spitze dieser nur aus Fachmännern und einem Photographen bestehenden Expedition zu treten.

— Kürzlich erschien in russischer Sprache „Skizze der nordwestlichen Mongolei". Ergebnisse der in den Jahren 1876 und 1877 im Auftrage der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft unternommenen Reise von G. N. Potanin (2 Theile, St. Petersburg 1881). Der um die geographische Wissenschaft hochverdiente Reisende sagt über die Mongolen: „Der mongolische Stamm bietet auf einem Raume, der 16 Meridiangrade und 45 Breitengrade überspannt, also von Nord nach Süd 1700 Werst und von Ost nach West über 4700 Werst lang ist, eine einheitliche Bevölkerung. Wenn diese Thatsache der Einheit von Sprache, Kultur und Religion in dem gleichmäßigen Charakter des Landes ihre Erklärung findet, so ist sie darum nicht weniger bemerkenswerth; ebenso der zweite Umstand, der sofort beim Betreten des Landes in die Augen springt, der Kulturgrad des Volkes; er zwingt zu dem Anerkenntniß, daß das mongolische Volk nicht unfruchtbar bis jetzt gelebt, sondern auch in einem so wüsten und armen Lande wie die Mongolei sich die Bedingungen eines friedlichen Kulturlebens geschaffen hat." Der erste Theil des Buches giebt das Tagebuch der bekannten Reisen 1) vom Zaisanposten bis Kobdo (zweite Hälfte 1876), 2) von Kobdo nach Chami, 3) von Chami nach Uljasutai, 4) von Uljasutai nach dem Kosogol, 5) vom Kosogol nach Ulangom und 6) von Ulangom über Kobdo nach Koschagatsch (alle im Jahre 1877). Beigegeben sind die Messungen von Wagner (Astronomie) und Scharnhorst (barometrische Höhen), die Marschroutenaufnahmen von Rafailow, nebst topographischen Bemerkungen von Matusowski, ein Verzeichniß der gesammelten Vögel von Berozowski, ein Index zur „Karte der nordwestlichen Mongolei" in 1:2100000 von Rafailow und ein Verzeichniß der im Text vorkommenden geographischen Namen. Der zweite Theil enthält das ethnographische Material, begleitet von 26 Blatt Zeichnungen. Dieser Theil giebt: I. Beschreibung der Volksstämme und Geschlechter, welche die nordwestliche Mongolei bewohnen — türkischer Stamm (Kirghizen, Urjanchai, Sarten in Chami und Kotonen am westlichen Ufer des Kirgiznor) und mongolischer Stamm (östliche Mongolen, Chaichen und westliche Mongolen, Dürbüten, Baiten, Uranga und Torgouten). II. Denkmäler aus dem Alterthum. III. Bemerkungen über die Religion (Buddhismus und Schamanenthum); äußere Lebensformen (Kleidung, Jurten und Hausgeräth, Nahrung); Familien- und öffentliches Leben (Hochzeitsgebräuche, Eide, Spiele). IV. Namen der Gliedmaßen, der Himmelserscheinungen, der Thiere und Pflanzen und Sagen über dieselben. V. Märchen und Legenden, kurz eine reiche Fülle über Land, Volk, geschichtliche Denkmäler und mündliche Ueberlieferungen.

Afrika.

— Die Mianischen Akkas. Im Jahre 1874 kamen „aus dem Nachlasse" des bekannten afrikanischen Reisenden Miani zwei Akkaknaben nach Italien, welche damals viel Aufsehen erregten und wiederholt beschrieben und gemessen wurden. Natürlich, waren sie doch die ersten lebenden Exemplare dieser kurz zuvor von G. Schweinfurth entdeckten Negerpygmäen aus dem Lande der Monbuttu. Sie wurden in Verona bei der Familie Miniscalchi untergebracht und dort erzogen. Seitdem sind sieben Jahre vergangen und aus den beiden Knaben sind Jünglinge geworden, über welche jetzt Professor E. Giglioli im italienischen Archiv für Anthropologie einen neuen Bericht veröffentlicht, der ihre Entwickelung schildert.

Der ältere, Thibaut genannte, hat bereits am Kinn und auf der Oberlippe ein leichtes Bärtchen und mißt jetzt 1 m 42 cm. Der jüngere, Chair Allah, scheint etwas rascher zu wachsen und ist schon 1 m 41 cm hoch. Thibaut ist jetzt etwa 20 bis 21 Jahre, Chair Allah etwa 15 Jahre alt. Ihre Hautfarbe ist gegen früher etwas lichter, mehr gelber und weniger kupfrig geworden; der anfangs konstatirte Prognathismus ist sich gleich geblieben. Die Haare stehen noch in Büscheln. Die Langköpfigkeit hat sich noch vermehrt und die Nase erscheint wegen ihrer stark abgesetzten Flügel geradezu dreilappig. Der Charakter der Burschen ist ein gutartiger; sie sind leichtlebig, essen gern gut und lieben lebhafte Farben.

Ihre heimathliche Sprache haben Thibaut und Chair-

Allah gänzlich vergessen, ebenso das wenige arabische, was sie erlernt hatten. Dagegen reden sie fließend italienisch und sprechen selbst schwierige Wörter rein aus. Sie haben die Volksschule durchgemacht und sich keineswegs dort inferior gezeigt, können schreiben und rechnen. Thibaut zeigte gleich vom Anfang an Liebhaberei für Musik, konnte sofort italienische Arien nachsingen und mit einem Finger Melodien auf dem Piano klimpern; jetzt ist er ein gefühlvoller Klavierspieler. Getauft sind beide, doch zweifelt ihr Lehrer, Abbate Beltrame, an der Aufrichtigkeit ihres Christenthums.

Auch in Triest lebt ein Akkamädchen, welches durch Gessi dorthin kam, Saïda heißt und 15 bis 16 Jahre alt ist. Sie mißt 1 m 34 cm und zeigt die charakteristischen Eigenthümlichkeiten ihres Stammes, namentlich die dreilappige Nase. Sie ist ihrer Herrin sehr ergeben, aufgeweckt und intelligent, hat aber keine Erziehung genossen.

— Zu Ende des Jahres 1875 wurde bei dem Kap Maclear am südlichen Njassa-See von den schottischen Verehrern Dr. Livingstone's die Station Livingstonia gegründet und blieb sechs Jahre hindurch Hauptquartier, von wo aus Rev. James Stewart, Mr. James Stewart und Rev. Laws ihre Reisen an der West- und Nordküste des Sees unternahmen. Schon lange aber suchte man nach einem gesundern und passendern Platze und hatte ihn in Misangi Point auf der Westküste (circa 11° 56' s. Br.) gefunden, wo eine Nebenstation Bandawe errichtet wurde. Dorthin ist im Oktober 1881 das Hauptquartier verlegt worden; das alte Livingstonia wird als Außenposten jedoch noch beibehalten und wahrscheinlich von Eingeborenen verwaltet werden.

— Als im vorigen Jahre Pater Augouard den Stanley Pool erreichte, um dort eine Missionsstation zu gründen, erschien Sergeant Malamine, welchen Savorgnan de Brazza dort zum Schutze der französischen Flagge zurückgelassen hatte und überreichte ihm eine Abschrift eines — Annexionsvertrages, den Brazza mit den einheimischen Häuptlingen abgeschlossen hatte. Derselbe, bis dahin als ein Geheimniß behandelt, übereignet Frankreich das Gebiet zwischen den Flüssen Jué und Impila. Verträgt sich das mit den Absichten und Zielen der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft?

Australien.

— Die Telegraphenlinien in den australischen Kolonien hatten am Schlusse des Jahres 1880 eine Gesammtlänge von 27 883 englischen oder 6047 deutschen Meilen. Sie vertheilten sich auf Neu-Süd-Wales mit 7955, auf Queensland mit 5768, auf Süd-Australien mit 4751, auf Neu-Seeland mit 3758, auf Victoria mit 3215, auf West-Australien mit 1555 und auf Tasmanien mit 878. Es wurden im Jahre 1880 insgesammt 5 049 251 Depeschen befördert, und davon entfielen auf die drei Kolonien Neu-Süd-Wales, Neu-Seeland und Victoria 3 785 161. Vermittels der in Port Darwin, an der Nordküste von Australien und in 12° 27' 45" südl. Breite und 130° 50' 45" östl. L. Gr., von Banjoewangie (Java) her einlaufenden beiden Kabel, welche den telegraphischen Verkehr Australiens mit den übrigen Kontinenten vermitteln, wurden 14 842 Kabeldepeschen in Empfang genommen und 12 767 abgesandt und dafür 181 481 Pf. St. vereinnahmt. Eine Kabeldepesche von Australien nach Europa kostet für jedes Wort des Inhalts 10 Pf. 8 Sch.; nur Depeschen für die Presse und die Kolonialregierungen werden mit resp. 6 Sch. 5 P. und 7 Sch. 10 P. pro Wort berechnet.

— Die Regierung von West-Australien steht mit einem Konsortium von Geldmännern in Unterhandlung, welches sich bereit erklärt hat, die von Fremantle über Perth laufende und bis zu dem Orte Beverly (32° 5' südl. Br., 117° östl. L. Gr.) in Bau begriffene Ostbahn von da in südlicher Richtung bis zu dem kleinen Städtchen Albany am King George Sound, ungefähr 160 Miles, zu bauen. Die Bahn soll die schmale Spurweite von 3 Fuß 6 Zoll haben und bis zum 31. December 1885 in Betrieb gestellt werden. Das Konsortium verlangt als Entschädigung für die auf 1 250 000 Pf. St. veranschlagten Baukosten ein Areal von zehn Millionen Acres Kronland (15 625 englische oder 735 deutsch-geogr. Quadratm.). Davon soll die Hälfte zu Seiten des Bahnkörpers, ein Viertel östlich nach der Grenze von Süd-Australien zu und in der Nähe von Port Eucla, und ein Viertel westlich nach der Meeresküste zu zwischen Geographe Bay und Albany liegen. Die Gesellschaft will für den Bau 2000 europäische Arbeiter einführen und diese theils durch Baarzahlung, theils durch Ueberweisung von Land entschädigen.

— Es wird uns aus Adelaide berichtet: Die größte Hitze, welche seit Gründung der Kolonie Süd-Australien im Jahre 1836 hier in der Sonne registrirt ward, fällt auf den 18. Januar 1882 und betrug 180° F. oder 66° R., während das Thermometer im Schatten 112° F. oder 35½° R. anzeigte. Wie das gewöhnlich bei solcher Hitze der Fall ist, brachen an mehreren Orten große Feuersbrünste aus, welche immense Verwüstungen im Busch anrichteten. So wurde auf einem 12 Miles langen und 4 Miles breiten Areale Alles, was darauf stand, zerstört. Die außerordentliche Dürre und der Wassermangel werden unter den Viehherden wieder kolossalen Schaden verursachen.

Nordamerika.

— Ueber das Wachsthum amerikanischer Städte schreibt das „Wochenblatt der New-Yorker Zeitung" (15. Februar 1882):

Im Jahre 1880 hatten die Vereinigten Staaten 10 Städte mit einer Bevölkerung von mehr als 200 000 Einwohnern, und 20 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, 35 mit mehr als 50 000 und 100 mit mehr als 20 000 Einwohnern.

Kein anderes Land der Welt hat ein solches Wachsthum seiner Städte aufzuweisen, was sich höchst natürlich durch die gewaltige Zunahme der Bevölkerung überhaupt erklärt, welche durch eine riesige Einwanderung sich zu einem Procentsatz vermehrt, wie das in den alten Staaten Europas ganz unmöglich ist. Denn diese geben fast nur Auswanderer, besonders an die Vereinigten Staaten, ab, während sie nur sehr wenig Einwanderer erhalten.

Das Wachsthum unserer Städte hat nur ausnahmsweise Aehnliches in Europa aufzuweisen. Die beiden Hauptstädte London und Berlin als Mittelpunkte großer Reiche nahmen in ihrer Bevölkerung ebenfalls auf eine bedeutende Weise zu. Besonders auffallend ist die Zunahme von Berlin, dessen Einwohner seit 50 Jahren fast um das Dreifache zunahmen; ihre Zahl wuchs von 400 000 auf fast 1 200 000.

London hat jetzt über 4 Millionen Einwohner, etwa so viel wie ganz Pennsylvanien, oder wie ⁴⁄₅ der Bewohner des ganzen Königreichs Bayern. Eine solche Riesenstadt bildet eigentlich eine ganze Anzahl unter einer Gesammtverwaltung stehender Einzelstädte. New York ist auf dem besten Wege ebenfalls ein solcher Stadtkomplex zu werden; nur daß es den Vorzug hat, alle die Einzelstädte, die mit ihm eine große Stadtanlage am Hudson und an der Bay bilden, wie Hoboken, Jersey City, Brooklyn &c., per Dampfschiff unter einander in schnellsten Verkehr bringen zu können.

In Europa weisen außer jenen beiden genannten Hauptstädten hauptsächlich die großen und kleinen Fabrikstädte in England und auch in Deutschland eine große Einwohnerzunahme auf. Das ist z. B. der Fall mit Liverpool, Manchester &c. in England und mit Orten wie Essen, Elberfeld &c. in Deutschland.

Unter den Städten, welche über 200 000 Einwohner zählen, wuchs die Bevölkerung New Yorks von 942 292 Köpfen im Jahre 1870 auf 1 206 299 im Jahre 1880 an; diejenige Philadelphias von 674 022 auf 847 170; die Brooklyns von 396 090 auf 569 663; die Chicagos von 298 177 auf 503 185; die Bostons von 250 526 auf 362 839; die von St. Louis von 310 864 auf 350 518; die Baltimores von 267 354 auf

332 313; die Cincinnatis von 216 329 auf 255 139; die San Franciscos von 149 473 auf 233 959; die von New Orleans von 191 418 auf 216 090.

Die folgende Tabelle führt die männliche und weibliche, die fremdgeborene und eingeborene Bevölkerung und die Zahl der Farbigen in den genannten Städten an:

Städte	Männlich	Weiblich	Eingeboren	Fremdgeboren	Farbig
New York . . .	590 514	615 785	727 629	478 679	19 663
Philadelphia . .	405 975	441 195	642 835	204 335	31 699
Brooklyn. . . .	72 248	294 415	388 969	177 694	8 095
Chicago	256 905	246 280	298 326	204 859	6 480
Boston	172 268	190 571	248 043	14 795	5 873
St. Louis . . .	179 520	170 998	245 505	105 013	22 256
Baltimore . . .	157 393	174 920	276 177	56 136	53 716
Cincinnati . . .	125 492	129 647	183 480	71 686	8 179
San Francisco	132 608	101 351	129 715	104 244	1 628
New Orleans .	100 892	115 198	174 933	41 157	57 617
Cleveland . . .	80 174	79 972	100 737	39 409	2 038
Pittsburg . . .	78 471	77 918	111 784	44 605	4 077
Buffalo	76 901	78 330	103 866	51 289	857
Washington . .	68 310	78 983	133 051	14 242	48 377
Newark.	66 077	70 034	96 178	40 330	3 311
Louisville . . .	58 982	64 770	70 602	23 156	20 905
Jersey City . .	59 919	60 803	81 464	30 258	1 340
Detroit.	56 763	59 577	70 695	45 645	2 821
Milwaukee . . .	57 475	58 112	69 514	46 073	304
Providence. . .	49 787	55 070	76 872	28 075	3 582
Indianapolis .	36 863	38 193	62 446	12 610	6 504
Kansas City. .	31 969	23 786	46 484	9 301	8 143
Toledo	25 084	25 153	35 788	14 349	928
Minneapolis . .	25 291	21 596	31 874	15 013	392
St. Paul . . .	22 361	19 112	26 398	15 075	468
Denver.	21 539	14 090	26 924	8 705	1 046
Omaha.	17 104	13 414	20 558	9 930	789
Peoria	14 567	14 692	22 134	7 125	82
Quincy	13 289	13 979	20 706	6 562	2 508
Des Moines . .	11 531	10 877	18 200	4 203	612
Davenport . . .	10 604	11 227	14 936	6 895	231
Dubuque . . .	10 855	11 399	16 107	6 147	145
Salt Lake . . .	9 953	11 815	13 095	7 673	85
Springfield, Ill.	9 805	9 938	15 459	4 284	1 328

In allen Städten des Ostens und Südens und in Cincinnati, Indianapolis, Milwaukee, Detroit, Peoria, Davenport, Dubuque, Salt Lake, Quincy und Springfield von den Städten des Westens überwiegt die weibliche Bevölkerung die männliche. In Chicago, St. Louis, Kansas City, Minneapolis, St. Paul, Denver, Omaha und Des Moines ist das Verhältniß umgekehrt. In New York giebt es 25 271 Frauen mehr als Männer, in Philadelphia 35 220, in Brooklyn 22 167, in Boston 18 302, in Baltimore 17 522, in Washington 10 673, in New Orleans 17 306, in Louisville 5794. In Chicago überragt die männliche Bevölkerung die weibliche um 10 705 Köpfe, in St. Louis um 8522, in Kansas City um 8213, in Denver um 7440, in St. Paul um 3249, in Omaha um 3690.

In die Bevölkerung New Yorks sind 731 Chinesen, 16 Japaner und 46 Indianer einbegriffen; in diejenige Philadelphias 78 Chinesen, 1 Japaner und 30 Indianer; in diejenige Brooklyns 121 Chinesen und 20 Indianer; in diejenige Chicagos 171 Chinesen, 2 Japaner und 37 Indianer; in diejenige Bostons 118 Chinesen, 3 Japaner und 19 Indianer; in diejenige von St. Louis 56 Chinesen und 15 Indianer; in diejenige San Franciscos 21 745 Chinesen, 45 Japaner und 45 Indianer; in diejenige Denvers 238 Chinesen und 1 Indianer; in diejenige Oaklands, Cal., 1947 Chinesen, 8 Japaner und 7 Indianer; in diejenige Sacramentos 1981 Chinesen und 4 Indianer.

Die Gesammtbevölkerung der Städte mit mehr als 20 000 Einwohnern zählt 8 010 614 Köpfe oder nahezu 16 Procent der Einwohnerschaft des ganzen Landes.

— Während der fünfziger Jahre etwa bereiste der im Sommer 1880 verstorbene Heidelberger Professor der Chemie, Dr. Louis Posselt, das nördliche Mexiko sowie verschiedene Grubenreviere der Vereinigten Staaten; andauernde Krankheit verhinderte ihn aber später, seine Beobachtungen wissenschaftlich zu verarbeiten. Sein Schwager Felix Maurer hat jetzt aus seinen an die Familie gerichteten Briefen das allgemein Interessante unter dem Titel „Louis Posselt's Kreuz- und Querzüge durch Mexiko und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" (Heidelberg, C. Winter, 1882) herausgegeben, zunächst nur um den Verwandten, Freunden und Bekannten des Todten ein Andenken an denselben zu bieten. Das Büchlein erfüllt aber auch den andern Zweck, „allen, welche an schlichter, gemüthlicher Reiseliteratur Gefallen finden, eine belehrend-unterhaltende Lektüre an die Hand zu geben," in ganz vortrefflicher Weise. Wir selbst haben die 250 Seiten mit großem Vergnügen gelesen, gerade weil das Persönliche sehr in den Vordergrund tritt. Daß sich die Verhältnisse im nordwestlichen Mexiko seitdem (bestimmte Zeitangaben fehlen; nur auf S. 34 heißt es, daß Posselt in dem Jahre nach Ausbruch des California-Fiebers, d. h. also etwa 1849 oder 1850, nach Galveston kam) so sehr geändert haben sollten, wie der Herausgeber in der Vorrede anzunehmen scheint, glauben wir kaum, so daß auch für die Schilderung des Zuständlichen diese Blätter ihren Werth haben mögen. Von historischem Interesse dagegen ist die Beschreibung des damaligen New Orleans und auch der Dampferfahrt auf dem Mississippi und Ohio.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XIV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Sehr mit Unrecht wird heute noch oft der schlechte Gesundheitszustand, der während der Sommermonate in Jerusalem zu herrschen pflegt, einem besonders ungesunden Klima der Stadt zugeschrieben. In Wahrheit liegt der

Betender Mohammedaner.

Grund für das regelmäßige heftige Auftreten von Fiebern, Dysenterien u. s. w. in dem verhängnißvollen Mangel an gutem Trinkwasser, in den Miasmen der Schuttablagerungen und unsauberen Gossen, in der engen, luftlosen Bau-

Die Kubbet-es-Sachra (sog. Omar-Moschee).

Digitized by Google

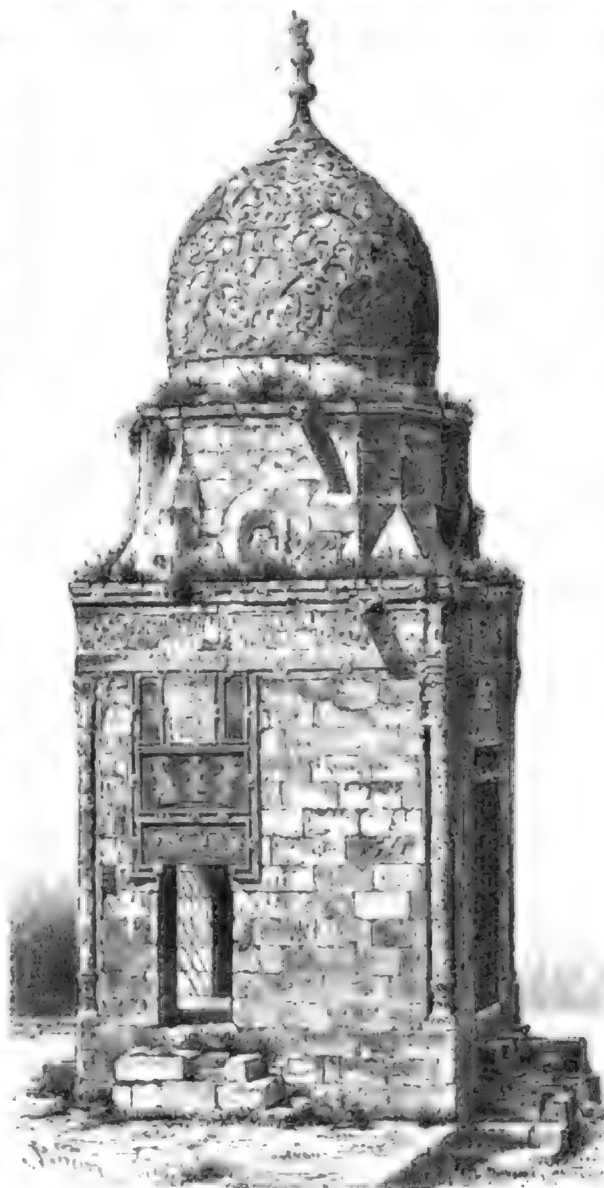
art und der Uebervölkerung der alten Quartiere. An eine wirkliche Abhilfe dieser schreienden Mißstände ist bei den eigenthümlichen Grundbesitzverhältnissen, die in der „heiligen Stadt“ obwalten, kaum zu denken. Nur eine verschwindend kleine Anzahl von Grundstücken innerhalb der Stadt befindet sich im Privatbesitz, und dies zwar meist in der für die Armuth des syrischen Volkes charakteristischen, landesüblichen Art des gemeinsamen Eigenthums; der geringe Ertrag eines kleinen elenden Hauses in einer schmutzigen Gasse vertheilt sich oft unter zehn oder zwölf Besitzer. Der weitaus größte Theil der Häuser sowie des ganzen Grund und Bodens der Stadt und ihrer nähern Umgebung gehört zu dem sogenannten Wakuf, dem Eigenthum der Todten Hand, hier speciell der muslimischen kirchlichen Anstalten. Die Einkünfte, welche die Moscheen, Koranschulen und andere fromme Stiftungen von Jerusalem aus diesem Besitze ziehen, müssen sehr beträchtlich sein — begreiflicherweise kommt der eigentlichen Stadt nichts davon zugute; sie bildet heute, wie ja so lange schon, in ihrem Schmutze und zunehmenden Verfall eine seltsame Folie für die Pracht der großen Heiligthümer des Islâm.

Seitdem nach dem Krimkriege das wichtigste dieser Heiligthümer, der große Tempelbezirk des Harâm-esch-Scherif, das südöstliche Viertel der heutigen Stadt, dem Besuche der „Ungläubigen“ geöffnet worden ist, hat Jerusalem eine neue Bedeutung, ein erhöhtes Interesse für uns gewonnen. Man mag über den wahrscheinlichen Lauf der alten Mauern von Jerusalem denken, wie man wolle, die Stätte der ursprünglichen Stadt Davids, das Zion im engern Sinne, auf den östlichen oder den westlichen Hügel verlegen, an die Authenticität der „heiligen Stätten“ der Christen glauben oder nicht: darüber, daß wir in dem östlichen Hügel den Berg Morija des alten Testamentes, den Platz des Salomonischen Tempels zu sehen haben, kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Seit uralter Zeit bis auf den heutigen Tag hat dieser Hügel eine wichtige Rolle als Kultusstätte gespielt. Auf dem Gipfel des Morija fand Abrahams Opferung des Isaak statt (I Mos. 22, 1); hier errichtete David den Altar (II Sam. 24, 28 und I Chron. 22, 1), hier baute Salomo seinen Tempel, das Nationalheiligthum des jüdischen Volkes. Durch großartige Unterbauten und Aufschüttungen wurde die unregelmäßige Gestalt des Hügels schon damals zu einer ebenen Plateform umgeschaffen, auf der der Tempel mit seinen Säulenvorhöfen sich erhob. Ein großer Theil der aus gewaltigen Quadern bestehenden Substruktionen an der östlichen, westlichen und südlichen Seite des heutigen Harâm-esch-Scherif stammen von jenen ersten Salomonischen Bauten. Bei dem Wiederaufbau des Tempels nach der babylonischen Gefangenschaft ist das Terrain wahrscheinlich unverändert geblieben; die Makkabäer sollen den heiligen Bezirk nach Norden hin erweitert haben, erst bei dem dritten Tempelbau aber, dem im Jahre 20 v. Chr. Geb. begonnenen großartigen Werke des Herodes, hat die Tempelarea durch neue gewaltige Unterbauten an der Südseite ihre heutige Gestalt, die eines unregelmäßigen Rechteckes, erhalten. Eine Schilderung des wunderbaren Prachtbaues, an dem zu Christi Zeiten noch gearbeitet wurde und der nie ganz vollendet worden ist, haben wir durch Josephus erhalten. Rings um den großen Tempelbezirk lief schon damals die mächtige Umfassungsmauer, innerhalb derselben eine Doppelreihe monolithischer Säulen; von der nördlichen Pforte des Tempels führten zwei Säulengänge nach der Burg Baris-Antonia, welche die Nordseite des heiligen Bezirks bildete. Die Hauptfaçade des Tempels war nach Morgen gerichtet. Nach der Einäscherung des Heiligthums durch die Soldaten des Titus lag die Stätte etwa 50 Jahre lang wüst und verödet, bis Hadrian auf dem alten Platze einen großen Jupitertempel errichten ließ, in dem er neben einer Bildsäule des Gottes auch sein eigenes Reiterstandbild aufstellte. Der älteste uns überkommene Pilgerbericht, der des Pilgers von Bordeaux aus dem Jahre 330, erwähnt noch dieses Tempels mit der Reiterstatue des Kaisers. Wie lange er gestanden haben mag, welche anderen Gebäude auf ihn gefolgt sein mögen, darüber sind die verschiedensten Hypothesen aufgestellt worden. Der prachtvolle Oktogonbau der Moschee es-Sachrâ, der heute hier steht, den die Franken des Mittelalters für den alten Salomonischen Tempel ansahen, und nach dem sich der Orden der Tempelritter benannte, stammt aus arabischer Zeit, und zwar aus dem Ende des 7. Jahrhunderts. Angesichts der eifersüchtigen Spaltungen, die unter den Bekennern der neuen mohammedanischen Lehre schon früh ausbrachen, mochte das Vorhandensein eines zweiten großen Heiligthums des Islâm, das nöthigenfalls mit der Kaaba von Mekka konkurriren konnte, der Politik der weltklugen ommajjadischen Chalifen wohl wünschenswerth erscheinen. Daß ihre Wahl für den Ort dieses Heiligthums auf die Stätte des alten Salomonischen Tempels fiel, ist leicht erklärlich: schon Mohammed hatte denselben als geweihte Stelle verehrt und sogar, ehe er mit den Juden vollständig gebrochen hatte, seinen Anhängern befohlen, sich beim Gebete nach der heiligen Stadt Davids zu richten. Die 17. Sure des Koran, die von des Propheten wunderbarer nächtlicher Entrückung von Mekka nach der entferntesten Moschee (Mesdschid-el-Aksa)

Betender Mohammedaner.

Digitized by Google

erzählt, deren Umgebung er gesegnet habe, war stets auf den Tempel von Jerusalem bezogen worden. An dieser gesegneten Stätte, über dem heiligen Felsen errichtete nun der Chalif Abd-el-Melik den Felsendom Kubbet-es-Sachrâ, heute noch nächst der mekkanischen Kaaba das höchste Heiligthum des Islâm. Den Traditionen getreu, die sich an diese Stätte der herrlichsten Bauten knüpften, wurde auch dieser neue Tempel in großartigster Weise angelegt, und jede spätere Restauration vermehrte noch seine ursprüngliche Pracht. Eine drei Meter hohe, fast quadratische Plateform von etwa 170 m Länge und Breite wurde unter theilweiser Benutzung des Felsbodens aufgeführt und mit großen Steinplatten belegt; in ihrer Mitte erhebt sich der achteckige, polychrome Tempelbau mit seiner mächtigen Kuppel. Von drei Seiten führen Treppen zu der Plateform empor, die oben in Arkaden endigen: vielleicht eine Reminiscenz an den Säulenvorhof des alten Tempels. Von der Plateform, die schon, wie das Innere des Heiligthums, nur mit unbeschuhten Füßen betreten werden darf, genießt man einen schönen Umblick über das ganze Harâm und die Menge der großen und kleinen Heiligthümer, die im Laufe der Zeit in dem geweihten Bezirk entstanden sind. Zwischen stattlichen Bäumen, der Mehrzahl nach Cypressen, zeigen sich auf allen Seiten kleine Kuppelbauten und schlanke Minarets, Heiligengräber, Gebetsnischen und kleine Säulenhallen über die Fläche zerstreut. An ihrer Südseite erhebt sich der massige Bau der alten Moschee El-Aksa, die, ursprünglich eine christliche Basilika und von Justinian zu Ehren der heiligen Jungfrau erbaut, sowohl in ihrer Form als auch in ihrer Bestimmung die größten Metamorphosen durchgemacht hat. Von Omar dem muslimischen Kultus geweiht und für jene entfernteste Moschee (Mesdschid-el-Aksa) ausgegeben, die der Prophet auf seiner wunderbaren nächtlichen Reise besucht hatte, wurde sie von den Templern unter dem Namen des Palatium domini als Wohngebäude benutzt. In den großartigen Hallen der Unterbauten dieser Seite des Harâm, die bei dem muslimischen Volke für ein Werk der Salomo unterthänigen Dämonen gelten, befanden sich die Pferdeställe des Ritterordens.



Das Brunnengebäude Sebil Kaït Bei.

In den Frühlingsmonaten von Mitte März bis Mai, der für die syrische Landschaft günstigsten Zeit, zeigt sich auch das Harâm von seiner besten Seite. Der braunrothe Boden bedeckt sich dann mit grünem Rasen und einem bunten Flor von Anemonen, Tulpen, Schwertlilien und verschiedenfarbigen Disteln; und während der heilige Bezirk trotz der Menge seiner phantastischen Bauten an einem heißen, dunstigen Sommertage nur gar zu leicht den Eindruck einer ebenso trostlosen, todten Oede macht, wie wenn er unter der schnell vergehenden Schneedecke eines gelegentlich eintretenden scharfen Wintertages begraben liegt, so hat er im Frühling ein fröhliches Leben aufzuweisen. Scharen von Vögeln nisten dann in den Bäumen und dem alten Mauerwerke. Allenthalben hört man das Girren der Turteltauben (Turtur senegalensis) und den Gesang der blauen Amsel (Petrocincla cyanea); große Schwärme der verschiedenen hier vorkommenden Raben (Corvus corax, C. umbrinus, C. agricola und C. monedula) finden sich zu allen Tageszeiten hier ein und erfüllen die Luft über dem heiligen Platze mit ihrem lauten Geschrei. Die klare Beleuchtung und die auffallend durchsichtige Luft des Jerusalemer Frühlingstages sind überdies für die weitere Umschau von der Tempelplateform ebenso wünschenswerth, wie für die Besichtigung des Inneren der Moschee, durch deren aus bunter Glasmosaik zusammengesetzte Fenster nur spärliches Licht einfällt.

Lortet hatte für seinen diesmaligen Besuch des Harâm einen Tag gewählt, an dem sich zu diesen günstigen Umständen noch ein anderer, nicht minder günstiger gesellte. Zwei Tage zuvor hatte das große Fest des Nebi-Musa, die Wallfahrt nach dem zwischen Jerusalem und dem Todten Meere belegenen „Grabe des Moses“, stattgefunden und eine unzählige Menge von Pilgern in der Stadt zusammengeführt. Die hohe Bedeutung des heiligen Tempelbezirkes für den gesammten muslimischen Kultus konnte kaum klarer vor Augen geführt werden, als durch die Scharen andächtiger Gläubigen, die ihn heute belebten. Im Schatten der Bäume auf dem Rasen, sowie auf dem von der Sonne erhitzten nackten Felsboden waren die

Gebetmatten ausgebreitet, auf denen die begeisterten Beter in augenscheinlich weltvergessener Inbrunst, knieend und mit der Stirn wieder und wieder den Boden berührend, ihre Koransuren recitirten. Der unüberwindliche Widerwille, den der fanatische Muslim gegen die Anwesenheit eines Ungläubigen in seinen Heiligthümern empfindet, gab sich unter den versammelten Gläubigen, von denen viele auswärtige Pilger seit mehreren Tagen schon im Harâm kampirten, durch drohende Blicke und gelegentliche Zusammenrottungen zu erkennen; ohne Lortet's militärische Eskorte wäre es unzweifelhaft zu thätlichen Angriffen gekommen, namentlich, als er sich anschickte, die Kubbet-es-Sachrâ zu betreten.

Dieses heute noch, wie schon von den Franken des Mittelalters, oft irrthümlich als Omar-Moschee bezeichnete Heiligthum (die eigentliche Omar-Moschee ist ein kleiner kahler Anbau der El-Aksa) ist auf seinen acht Seiten, von dem mit Marmorplatten bekleideten Sockel aufwärts, mit bunten Fayenceplatten bedeckt, die in Blau, Weiß und Grün nach persischer Art gefertigt sind. Koransprüche ziehen sich in verschlungenen Schriftzügen wie ein Fries über den Fenstern entlang. Die vier mit Thüren versehenen Seiten des achteckigen Unterbaues sind nach den vier Haupthimmelsgegenden gerichtet. Der große Innenraum ist durch zwei konzentrische Säulen- und Pfeilerreihen in drei Theile getheilt; in der mittelsten Rotunde ragt der heilige Felsen, el-Sachrâ, aus dem Mosaik des Fußbodens empor. Unzählig sind die Sagen über die Bedeutung dieses Stückes

Kanzel des Kadi Borhân-ed-Din.

Felsboden, welche die lebhafte Phantasie der Araber erfunden hat. Der heilige Felsen schwebt einmal ohne Stützen über dem Abgrunde, stammt ein anderesmal wieder aus dem Paradiese und ruht auf einer Palme, die von einem Bache des Paradieses bewässert wird, und unter der sich Asia, die Gemahlin Pharao's, und Maria, die Mutter Jesu, befinden; auch als Pforte der Hölle figurirt er. Auf jeden Fall aber wird am jüngsten Tage die Kaaba von Mekka zur Sachrâ kommen und Gottes Richterthron auf dem heiligen Felsen aufgepflanzt werden. Mohammed's Ausspruch, daß ein Gebet bei diesem Felsen mehr werth sei als tausend Gebete anderswo, zieht alljährlich unzählige Gläubige aus den fernsten Ländern des Islâm hierher. Ein bunt-seidener Baldachin und eine Menge von Lampen hängen von der Kuppel herab über den von doppeltem Gitter umgebenen Felsen. An geringeren Gegenständen der Verehrung enthält die Moschee noch eine Fußspur des Propheten, die während der christlichen Periode des Tempels unter dem lateinischen Königreiche als Fußspur Jesu verehrt wurde; Barthaare Mohammed's, die Fahnen des Propheten und Omar's, sowie einen heiligen Schild. Der Fußboden des Gebäudes besteht aus kostbarem Marmormosaik, die Wände des achteckigen äußern Schiffes, sowie die der Trommel, auf welcher die große, von außen mit Bleiplatten belegte Kuppel ruht, weisen ebenfalls das herrlichste, buntfarbige Mosaik auf. Phantastische Linien, Blumenguirlanden, Blumenvasen, aus denen auf Goldgrund Trauben und Aehren hervorquellen, sind in kunstvoller Art aus kleinen gefärbten Glasstückchen zusammengesetzt. Bronzenes Blätterwerk und breite blaue Streifen,

auf denen Koransprüche in goldenen Lettern stehen, ziehen sich als Fries um den obern Rand des äußern Raumes und der Trommel. Die innere Seite der hölzernen Kuppel ist mit schindelartigen Holzstücken benagelt und reich mit vergoldeter und gemalter Stukkatur geschmückt. Die Grundfarbe ist auch hier blau. Die herrlichen Fenster des Oktogons sowie der Trommel stammen aus dem 16. Jahrhundert, wo der Tempel durch Soliman restaurirt wurde; die kleinen, einfarbigen Glasstückchen, aus denen sie zusammengesetzt sind, sind in Gips, nicht, wie bei uns, in Blei gefaßt und durch kleine eiserne Klammern verbunden.

Ist so der herrliche Bau wohl danach angethan, auf Gläubige wie auf Ungläubige durch seine harmonische Pracht einen tiefen Eindruck zu machen, so finden sich auch in seiner nächsten Umgebung, auf der Plateforme selber und dicht an diese grenzend, eine Anzahl kleinerer Gebäude, die unsere Bewunderung erregen. Da ist der sogenannte Kettendom, ein zierlicher, säulengetragener Kuppelbau an der Ostseite. Westlich von der Moschee und etwas von der Terrasse abgerückt, erhebt sich der sogenannte Sebil Kaït Bei, ein schönes, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts datirendes Brunnengebäude, das sich vornehmlich durch den reichen Arabeskenschmuck seiner steinernen Kuppel auszeichnet. Ein wahres Prachtstück des zierlichsten arabischen Geschmackes zeigt sich uns aber in der am südlichen Portikus der Sachrâ-Terrasse befindlichen Kanzel des Kadi Borhân-ed-Dîn, in der während des Fastenmonats Ramâdan jeden Freitag gepredigt wird. Das Kanzelhäuschen, das von zierlichen Hufeisenbogen getragen wird, besteht aus acht schlanken, oben durch kleeblattförmige Bogen verbundenen Säulen; die Kuppel erhebt sich über einem breit vortretenden achteckigen Rande.

Lortet's Ausflüge nach den wichtigsten Punkten der nähern Umgegend von Jerusalem führten ihn zuerst nach dem Oelberge, der, durch das Kidronthal von der Stadt getrennt, dieselbe von Osten her beherrscht. Von dem östlichen, dem Stephans-Thore, ausgehend führt der Weg über die sogenannte „obere Brücke“, die, nur aus einem Bogen bestehend, etwa fünf Meter über dem Thalbett liegt und in ihrer jetzigen Gestalt aus neuerer Zeit stammt. Unweit dieser Brücke liegt ein wichtiges Heiligthum, das von den muslimischen

Grabeskapelle der heiligen Jungfrau.

Gläubigen lange Zeit hindurch fast ebenso hoch gehalten worden ist, wie heute noch von den Christen: die Grabeskapelle der Heiligen Jungfrau. Schon seit dem 5. Jahrhundert hat sich über dem hier vermutheten Grabe der Maria eine Kirche erhoben, die, mehrmals zerstört, immer wieder aufgebaut wurde. Die Kreuzfahrer fanden nur Ruinen von ihr vor, und Melisendis, die Tochter Balduins II. und Gemahlin des vierten Königs von Jerusalem, ließ etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Kirche in ihrer noch heute erhaltenen, seltsamen Gestalt aufführen. Das eigentliche Gebäude befindet sich vollständig unter dem Boden; was über denselben hinausragt, ist nur eine Vorhalle. Die Hauptfaçade liegt nach Süden zu; von der kleinen eisernen Thür in dem vermauerten schönen Spitzbogenportal führt eine breite Marmortreppe in eine Tiefe von 10,8 m. Rings um den großen, durch viele Lampen erhellten Raum liegen eine Anzahl von Kapellen, zum Theil in den Felsen gehauen, der auch am Boden vielfach zu Tage tritt. Die Gräber der Eltern der Heiligen Jungfrau sowie das Grab Joseph's befinden sich der Sage nach in diesen Seitenräumen. Das eigentliche Grab Mariä, das ursprünglich auch ein Felsengrab gewesen sein soll, wird heute in einer kleinen, im Ostflügel des unterirdischen Raumes errichteten viereckigen Kapelle gezeigt; der sogenannte „Sarg der Jungfrau“ ist ein hoher, steinerner Sarkophag. Mehrere Altäre, die den verschiedenen christlichen Konfessionen angehören, sowie eine Gebetsnische der Muslimen, die aus der Zeit stammt, wo auch sie Theil an dem Heiligthume hatten, bezeugen die hohe Verehrung für dasselbe. Heute hat sich der Aberglaube in hervorragender Weise dieser heiligen Stätte bemächtigt; das Wasser einer Cisterne im westlichen Flügel gilt für besonders heilkräftig und wunderthätig und ist deshalb eine gesuchte Waare. Lortet, der an einem Wallfahrtstage hierher kam, sah mit Erstaunen das tolle Gedränge einer Menschenmasse, die sich um die Cisterne in dem kleinen Raume stieß und schob. Ein Mönch war unablässig beschäftigt, den kleinen Eimer zu füllen, und ihn den Andrängenden zum Trunke darzubieten oder ihre mitgebrachten Krüge und Kannen daraus zu füllen. Aus dem obern Vorhofe der Kirche führt ein kleiner Gang in eine große zum Theil natürliche, zum

Digitized by Google

Theil durch gemauerte Pfeiler getragene Höhle, die sogenannte Höhle der Todesangst Jesu, das „antrum agoniae“. Auch hier stehen wieder drei, verschiedenen christlichen Konfessionen angehörige Altäre und einige große, aus breiten Steinen errichtete Bänke, die auf gottesdienstliche Handlungen schließen lassen. Ein großes Loch in der Decke der Höhle spricht für die Annahme, daß dieser „hochheilige“ Raum ehemals eine Cisterne oder eine Oelpresse gewesen ist.

Wenige Schritte von der Grabeskapelle entfernt liegt jenseit des zum Oelberge hinaufführenden Weges der Gethsemanegarten, ein von einer Mauer eingefaßter, etwa 70 Schritt langer und breiter Baumgarten, in dem sieben alte Oelbäume, die vor Alter geborsten und mit Steinen umdämmt sind, als aus Jesu Zeit stammend gezeigt werden. Da, wie man bestimmt weiß, Titus und Hadrian ihrerzeit sämmtliche Bäume um Jerusalem umgehauen, und die Kreuzfahrer nachmals in der ganzen Umgegend kein Holz gefunden haben, da andere Nachrichten aus dem 16. Jahrhundert von sehr alten Bäumen sprechen, die hier stehen sollen, so zerfällt jene Annahme in Nichts — und wir können es hier höchstens mit weitläufigen Nachkommen der Oelbäume, unter denen Jesus wandelte, zu thun haben. Das von den zahlreich angepflanzten jüngeren Bäumen des Gartens gewonnene Oel wird zu hohem Preise verkauft; die Kerne der Oliven liefern besonders gesuchte Rosenkränze.

Der Verlauf der „Jeannette“-Expedition.

Der „New York Herald“ vom 6. April d. J. veröffentlicht einen Bericht von Georg W. Melville, dem Oberingenieur der „Jeannette“, welcher die erste zusammenhängende Schilderung der verunglückten Expedition dieses Polarschiffes enthält.

Die „Jeannette“ verließ San Francisco am 8. Juli 1879. An Bord befanden sich 5 Offiziere, ein Eislootse, der Korrespondent des „Herald“, ein Naturforscher, und 26 Mann Besatzung, zusammen 34 Seelen, unter dem Befehl des Kapitän De Long. Der Zweck der Expedition war, auf dem Wege durch die Bering-Straße den Nordpol zu erreichen; das Schiff war auf die vollständigste Weise auf drei Jahre ausgerüstet. Am 2. August erreichte die „Jeannette“ die Insel Unalaschka (Aleuten), nahm weitere Vorräthe, Kohlen und Pelze an Bord, und fuhr am 6. nach der Handelsstation St. Michael am Norton Sund (Alaska) weiter, wo sie am 12. eintraf. Von hier fuhr das Schiff nach der St. Lorenz-Bai (Ost-Sibirien) hinüber und erreichte daselbst am 25. August den Lütke-Hafen. Nachdem hier die letzten Vorräthe und Kohlen eingenommen, fuhr die „Jeannette“ am 27. weiter, passirte die Bering-Straße und traf am 31. in der Koliutschin-Bai (Nordost-Sibirien) ein. Hier erhielt De Long bestimmte Nachrichten, daß die „Vega“, mit der Nordenskjöld'schen Expedition, nach der zu forschen er Instruktionen hatte, sich in Sicherheit befinde, und setzte nun seine Fahrt direkt nach Norden fort.

Am 3. September 1879 traf das Schiff auf das erste Eis. Bis zu diesem Tage reichten bekanntlich die letzten Nachrichten von der „Jeannette“, die daselbst von mehreren Walfischfängern, nordwärts steuernd, gesichtet wurde. Nach jenem Datum blieb die Expedition über zwei Jahre lang gänzlich verschollen.

Am 4. September kam die Herald-Insel in Sicht. Bis zum 6. arbeitete das Schiff sich langsam durch die Eisfelder weiter, als es an diesem Tage gänzlich eingeschlossen wurde. Am 13. wurde ein Versuch gemacht, auf der nahen Herald-Insel zu landen; aber derselbe mißlang, und die ausgesandte Abtheilung mußte am folgenden Tage zum Schiffe zurückkehren, ohne das Ziel erreicht zu haben. Die „Jeannette“ fuhr fort, mit dem Eise nach Nordwesten zu treiben, und am 21. Oktober wurde Wrangell-Land in südlicher Richtung gesichtet. Bis zum 25. November blieb das Schiff in dem fest gepackten Eise besetzt, als es nach mehreren Tagen schweren Eisdruckes plötzlich in offenes Wasser gedrängt wurde und nun steuerlos (?) mit der starken Strömung nach Nordwesten trieb. Aber schon am Abend des nächsten Tages legte sich die „Jeannette“ an ein großes Eisfeld, wo sie wieder gänzlich einfror. In dieser Lage blieb das Fahrzeug bis zum Tage seines Unterganges.

Am 19. Januar 1880 fand man, daß das Schiff schwer beschädigt sei und durch mehrere Lecks Wasser aufnahm; schon während mehrerer Tage vorher hatte der Eisdruck und der Lärm der berstenden Eisfelder die Besatzung in großer Unruhe erhalten. Mit den Dampf- und Handpumpen gelang es nach unausgesetzter Tag- und Nachtarbeit alles Wasser im Schiffsraum zu entfernen. Auch wurden alle Vorbereitungen getroffen, um, falls nöthig, das Schiff zu verlassen und über das Eis nach Wrangell-Land zurück zu gehen. Die „Jeannette“ trieb nach Nordwesten weiter, und bis zum 18. Mai war es nothwendig, das eindringende Wasser durch Dampfkraft auszupumpen. An diesem Tage wurde der wasserdichte Verschlag vollendet, welcher das Leck im Vordertheile des Schiffes isoliren sollte; die Zwischenräume desselben wurden mit Talg, Mehl, Asche und Werg ausgefüllt. Von jetzt an genügten die Hand- und Windmühlpumpen, um das Wasser zu entfernen, doch mußten sie Tag und Nacht, und zwar bis zum Tage des Unterganges, in Bewegung gehalten werden.

Ein ganzes Jahr lang trieb die „Jeannette“ ohne den geringsten Zwischenfall nach Nordwesten weiter. Während der ersten fünf Monate betrug die zurückgelegte Entfernung nur 40 engl. Meilen, da die Eisfelder eine kreisförmige Bewegung hatten. Während der letzten sechs Monate war die Drift dagegen sehr schnell. Der Gesundheitszustand der Mannschaft war während der ganzen Zeit sehr gut; kein Fall von Skorbut kam vor. Destillirtes Wasser wurde benutzt, und zweimal in der Woche gab es Bären- oder Seehundfleisch; Rum wurde nicht verabreicht. Alles ging so oft als möglich auf die Jagd, obgleich Wild selten war. Im Ganzen wurden gegen 30 Bären, 250 Seehunde und 6 Walrosse erlegt; weder Fische noch Walfische wurden gesehen. Während der größten Zeit blieb das Schiff unter starkem Eisdrucke scharf auf die Seite gelegt, so daß die unaufhörliche Besorgniß um seine Sicherheit einen niederdrückenden Einfluß auf den Gemüthszustand der Besatzung ausübte. Trotzdem wurden täglich alle möglichen wissenschaftlichen Beobachtungen angestellt. Die Lothungen blieben ziemlich gleichmäßig; in der Nähe des Wrangell-Landes, welches oft in einer Entfernung von gegen 75 Meilen sichtbar war, betrug die Meerestiefe nur 18 Faden (à circa 6 Fuß).

Die größte Tiefe betrug 80 Faden, die durchschnittliche 35; der Meeresboden bestand aus blauer Erde, und Garnelen und viele Algenarten wurden mit dem Schleppnetz erbeutet. Die Wassertemperatur betrug an der Oberfläche gegen 6° R. unter dem Nullpunkt. Die größte beobachtete Kälte betrug 58° F. unter Null (— 11½° R. ?), die größte Wärme + 6° R. Während des ersten Winters war die Durchschnittstemperatur 33° F. unter Null (— ⁴⁄₉° R. ?), während des zweiten 39° (— 3½° R. ?); dagegen die Sommertemperatur durchschnittlich + 4° R. Der stärkste Sturmwind hatte eine Geschwindigkeit von 50 Meilen pr. Stunde, doch waren derartige selten. Barometrische und thermometrische Schwankungen waren nicht bedeutend, und die Störungen der Magnetnadel stimmten mit den Nordlichtern überein. Die Zunahme der Eisdicke betrug während eines Winters 8 Fuß, und das schwerste beobachtete Eis hatte 23 Fuß Stärke. Die Sammlung von Photographien und gegen 2000 Nordlichtbeobachtungen gingen mit dem Schiffe verloren, aber die Aufzeichnungen des Naturforschers wurden gerettet.

Am 17. Mai 1881 wurde Land gesichtet, das erste seit dem Verschwinden von Wrangell-Land. Es war ein kleines Felseneiland, welches von seinen Entdeckern „Jeannette-Insel“ getauft wurde. Seine Lage ist unter 76° 47′ nördl. Br. und 158° 56′ östl. L. v. Gr., und es wurde kein Versuch gemacht, auf demselben zu landen.

Das Schiff trieb schnell nach N.-W. weiter, und am 24. Mai kam eine zweite Insel in Sicht. Um diese Zeit befand sich die „Jeannette“ in großer Gefahr, da das Eisfeld sich in schneller Bewegung befand und das Packeis rings um das Schiff in chaotischen Massen und Formen aufgethürmt war. Am 1. Juni befand sich die Insel nur noch in kurzer Entfernung, und diesmal wurde eine Landung unternommen. Eine Abtheilung von fünf Mann unter Melville's Kommando verließ das Schiff; sie führten einen von 15 Hunden gezogenen Schlitten, auf dem ein Boot lag, sowie Waffen, Munition, ein Zelt und Vorräthe auf sieben Tage mit sich. Nach mühsamem Marsche über das Packeis gelang es am Abend des 3. Juni die Insel zu erreichen. Die amerikanische Flagge wurde aufgezogen, und im Namen der Vereinigten Staaten Besitz von diesem Eiland ergriffen, welches „Henrietta-Insel“ benannt wurde. Dieselbe ist ziemlich ausgedehnt, hoch, gebirgig und anscheinend vulkanischen Ursprungs und unter einer ewigen Eis- und Schneekuppel vergletschert. Ihre Lage ist unter 77 Gr. 8 Min. nörd. Br. und 157 Gr. 43 Min. östl. L. Thiere wurden keine bemerkt. Am 6. Juni kehrte die Abtheilung zu dem Schiffe zurück.

Schiff und Eis trieben nach W. und N.-W. weiter. Allmälig begannen die Eisfelder rings umher nach allen Richtungen sich zu spalten. In der Nacht des 10. Juni fanden mehrere heftige Stöße statt, durch welche die „Jeannette“ mehrere Zoll in ihrem Bette emporgehoben wurde. Es vermehrten sich die Anzeichen eines baldigen Aufbrechens des Eisfeldes, welches bisher das Schiff geschützt hatte, und um 10 Minuten vor Mitternacht am 11. Juni öffnete sich plötzlich das Eis dicht neben dem Schiffe, so daß dasselbe wieder völlig frei wurde und zum ersten Male seit vielen Monaten auf geradem Kiele schwamm. Das Eis blieb in Bewegung, aber ohne dem Schiffe einen ernstlichen Schaden zu verursachen.

Da kam der Morgen des 12. Juni, des Todestages der „Jeannette“. Das Packeis begann sich um das Schiff herum zu stauen, so daß dieses unter dem ungeheuern Drucke sich nach Steuerbord (der rechten Seite) überlegte und die Fugen des Verdecks sich öffneten. Diese Pressungen wiederholten sich während des ganzen Tages von Zeit zu Zeit, bis zum Abend, als es klar wurde, daß die „Jeannette“ nicht viel länger zusammenhalten würde. Kapitän De Long ließ nun alle Vorbereitungen zum Verlassen des Schiffes treffen; die Boote wurden auf das Eis herabgelassen, und Vorräthe, Lebensmittel, Waffen, Zelte, Alkohol, Schlitten und jede nöthige Ausrüstung auf dem Eisfelde in Sicherheit gebracht. Bis 6 Uhr Abends hatte sich das Schiff fast ganz mit Wasser gefüllt; es lag im Winkel von 22 Grad auf der Seite und wurde nur durch die gegenüberliegenden Ränder des Eisfeldes am Sinken gehindert. Am Morgen des 13. Juni, gegen 4 Uhr, öffnete sich das Eis, und die „Jeannette“ ging, mit vom Maste wehender Flagge, unter. De Long blieb mit seinen Leuten sechs Tage lang auf diesem Eisfelde, um die Art und Weise des Rückzuges nach Süden zu organisiren. Die genaue Position des Schiffsunterganges wurde mit 77° 15′ nördl. Br. und 155° östl. L. festgestellt. Am 18. wurde der Marsch südwärts angetreten, indem die mit Vorräthen gefüllten Boote und Schlitten über das Eis gezogen wurden. Am 24. gelang es eine astronomische Beobachtung zu machen, wobei sich herausstellte, daß die Schiffbrüchigen sich unter 77° 42′ nördl. Br. befanden, und somit nach sechstägigem Marsche um 27 Meilen weiter nach Nordwesten getrieben waren! Mit verdoppelten Anstrengungen wurde jetzt der Marsch nach Südwesten fortgesetzt, um das Ziel, die Neusibirischen Inseln, zu erreichen. Der Schnee auf dem Packeise war knietief, und da die Mannschaft nicht zahlreich genug war, um die Boote und Schlitten mit der vollen Last mitzuziehen, mußte sie nicht weniger als dreizehn Mal denselben Weg zurücklegen, davon sieben Mal mit Bepackung.

Am 29. Juli wurde wieder eine neue Insel erreicht, welche nach Aufziehen der Flagge und Besitzergreifung Bennett-Insel getauft wurde. Die Position derselben ist unter 76° 38′ nördl. Br. und 150° 30′ östl. L. Sie scheint demnach, wie auch die beiden früher entdeckten, ein nach Nordost vorgeschobener Vorposten der Neusibirischen Inseln zu sein. Die Bennett-Insel ist von bedeutendem Umfang, mit steilen Felsenküsten, an welchen eine starke Fluththätigkeit beobachtet wurde. De Long mit seinen Leuten passirten das östliche Ende der Insel; sie sahen viele Vögel, aber keine Seehunde und Walrosse. Am Strande fanden sie Treibholz, Kohlen (?) und alte Hörner (von Renthieren?); die Südspitze erhielt den Namen Kap Emma.

Am 6. August wurde der Rückzug fortgesetzt. Es zeigte sich jetzt hin und wieder offenes Wasser, so daß die Boote benutzt werden konnten; dazwischen mußten wieder mühsam die Schlitten gezogen werden. Endlich kam die Nordküste der Thaddäus-Insel (Fadjejewskoi), der mittlern der Neusibirischen Gruppe, in Sicht, aber in Folge der enormen Eishindernisse gingen zehn Tage verloren. Erst am 31. August konnten die Schiffbrüchigen auf der Südseite dieser Insel landen. Sodann wandten sie sich nach Westen, um das Südende der Kessel-Insel (Koteljnoi) zu erreichen. Von hier ging es am 6. September weiter, und am nächsten Tage wurde in Sicht der kleinen Stolbowoi-Insel auf dem Eise gelagert. Am 10. landeten sie auf dem Semenow-Eiland, welches nur noch 90 Meilen nordöstlich von dem nördlichsten Punkte des Lena-Deltas liegt.

Zur Zurücklegung dieser Strecke über ein gänzlich eisfreies Meer vertheilte De Long seine Leute auf die drei Boote: er selbst übernahm den ersten Kutter, begleitet von Dr. Ambler, dem Korrespondenten Collins und 11 Mann; der erste Lieutenant Chipp erhielt den Befehl über den zweiten Kutter, mit dem Eislootsen Dunbar und 6 Mann, und der zweite Lieutenant Dannenhauer, mit Oberingenieur Melville,

dem Naturforscher Newcomb und 8 Mann übernahmen das Walfischboot.

Am 12. September traten die drei Boote die Fahrt nach Südwesten an; gegen Mittag hatten sie das Ufereis passirt, und während des Nachmittags kamen sie mit günstigem Winde rasch vorwärts. Während der Nacht erhob sich aber ein wüthender Nordoststurm, welcher die Boote auseinandertrieb. Der zweite Kutter unter Melville's Kommando (da Lieutenant Dannenhauer an Eisblindheit litt) erreichte am Morgen des 14. die Untiefen bei Barkin im östlichen Theile des Lena-Deltas; am 16. fuhr er in den Mündungsarm ein und lagerte mit seinen Leuten in einer verlassenen Hütte. Die meisten derselben waren krank und litten an erfrorenen Gliedmaßen; ein Matrose hatte den Verstand verloren. Einige Tage später trafen sie mit Eingeborenen zusammen, welche ihnen Hilfe leisteten.

Das Weitere ist bereits aus den telegraphischen Berichten bekannt. Melville's Abtheilung zog langsam die Lena hinauf, unter den größten Schwierigkeiten und Entbehrungen; erst am 2. November traf Melville, welcher vorausgeeilt war, in Bulun, einer Ansiedelung gegen 150 Meilen von der Mündung, ein. Hier fand er zwei Matrosen von De Long's Abtheilung in gänzlich erschöpftem Zustande. Sie berichteten Folgendes: Nachdem der erste Kutter mit seinen 14 Insassen den Sturm in der Nacht des 12. September überstanden, gelang es, am Morgen des 16. den westlichen (Tumanskischen) Mündungsarm der Lena zu erreichen. Nach zweitägigen, in Folge der Untiefen vergeblichen Versuchen, das Ufer zu erreichen, verließen De Long und seine Leute das Boot und wateten mit ihren Waffen und den nothwendigsten Vorräthen ans Land. Dann zogen sie durch das Delta nach Süden, der Matrose Erikson mußte seiner erfrorenen Füße wegen auf einem improvisirten Schlitten gezogen werden; am 7. Oktober starb er und wurde in dem Fluß bestattet. Am 9. waren sämmtliche Vorräthe aufgezehrt, worauf De Long sich entschloß, seine beiden kräftigsten Leute (Nindermann aus Rügen und Noros) nach Hilfe vorauszuschicken. Unter den schrecklichsten Anstrengungen erreichten sie die Ansiedelung Bulkur, von wo einige Eingeborene sie auf Renthierschlitten nach Bulun brachten, wo sie am 27. Oktober eintrafen. Als sie De Long's Abtheilung verließen, befand sich diese auf dem nördlichen Ufer eines großen Westarmes der Lena.

Melville rüstete sogleich eine Hilfsexpedition aus und ging mit mehreren Eingeborenen und Hundeschlitten mit Vorräthen wieder nach Norden die Lena hinab. Er fand zahlreiche Spuren der De Long'schen Abtheilung, ihre Lagerplätze, auch Schriftstücke, aber nur solche, welche vor dem 9. Oktober datirt waren. Nachdem er bis zu der Stelle im westlichen Delta vorgedrungen, wo De Long gelandet und seine entbehrlichen Ausrüstungsgegenstände in einem Steinhaufen niedergelegt hatte, mußte Melville umkehren. Seine Vorräthe waren erschöpft, schreckliche Schneestürme verhinderten weitere Nachforschungen, und die Eingeborenen weigerten sich, ihn weiter zu begleiten; am 27. November kehrte er in gänzlich erschöpftem Zustand nach Bulun zurück. Im December traf er mit Dannenhauer und den 11 Geretteten in Irkutsk ein.

Es steht wohl jetzt außer Zweifel, daß De Long mit seinen 11 Begleitern im Oktober 1881 der Hungersnoth und den Schrecknissen eines nordsibirischen Winters erlegen ist [1]). Somit sind von der ganzen Expedition nur obige 13 Mann gerettet worden, denn daß der zweite Kutter mit Lieutenant Chipp und 7 Mann in dem Sturme am 12. September untergegangen, darf leider nicht bezweifelt werden. Mit Ausnahme der Franklin'schen Expedition hat nie eine so wohlausgerüstete Polarexpedition wie diejenige der „Jeannette" auf so traurige Weise geendet.

Unterdessen ist nichts versäumt worden, um über das Schicksal der Verschollenen Sicherheit zu erlangen. Die russische Regierung hat alle Eingeborenen der untern Lena instruiren lassen, Nachforschungen anzustellen. Während Dannenhauer mit 9 Mann nach Europa zurückkehrt, blieb Melville mit den zwei kräftigsten in Jakutsk, um mehrere Expeditionen zu organisiren und sobald die Jahreszeit es gestattet, das ganze Terrain absuchen zu lassen. Im letzten Februar ist Herr Jacson, ein Specialabgesandter des „New York Herald", in Irkutsk eingetroffen und wird sogleich Melville folgen. Ferner hat auch die amerikanische Regierung sogleich nach Eintreffen der ersten Nachrichten zwei Marineoffiziere nach Sibirien abgesandt, welche sich jetzt bereits an Ort und Stelle befinden; dieselben werden, sobald der Fluß schiffbar ist, mit einem gemietheten Flußdampfer die Lena hinabfahren, um das Delta und die benachbarten Küsten des Eismeeres zu untersuchen. Auch die russische Expedition unter Lieutenant Jürgens zur Gründung der Polarstation an der Lenamündung ist angewiesen worden, den Amerikanern beizustehen. Leider ist aber wohl keine Hoffnung vorhanden, daß diese anerkennenswerthen Anstrengungen ein anderes Resultat haben werden, als die Auffindung der Leichen der Verschollenen.

Francis Birgham.

[1]) Eine Depesche aus Washington vom 6. Mai hat diese Annahme bestätigt; sie lautet: „Eine Depesche des Ingenieurs Melville von der „Jeannette" an den Sekretär der Marine, datirt aus dem Delta des Lenaflusses vom 24. März, meldet, daß er den Lieutenant de Long und seine Gefährten todt aufgefunden habe. Melville setzt seine Nachforschungen nach dem Lieutenant Chipp, dem Kommandanten der zweiten Schaluppe, fort."

Pakrac und Lipik im Westen des Pozeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

IV.

Ich machte einen Gang durch den Marktflecken. Die Einwohner, etwa 1700, darunter $^2/_3$ Katholiken und $^1/_3$ griechisch-orientalische Christen nebst wenigen Juden, betreiben meistentheils verschiedene Handwerke; die Zahl der Kaufläden ist der Größe des Ortes angemessen. Dazu beschäftigen sich die Bürger mit Ackerbau und Rebenkultur. Vor Jahren hatte der herrschaftliche, 30 Joch haltende Zwetschkengarten 14 000 in Quincunx-Form gesetzte Bäume, deren Zahl jetzt gelichtet ist. Es hat übrigens die Oekonomie ihre Uebelstände, die meist durch den Mangel an Arbeitern hervorgerufen werden. Der slavonische Bauer geht nicht gern und dann nur um hohen Lohn in Arbeit. So kommt es, daß sich einige Herrschaften in den nördlicher gelegenen Gegenden durch die zahlreichen Likaner helfen, die als Taglöhner, Waldroder u. s. w. ihr Fortkommen hier suchen. In Pakrac ist der Sitz des Bezirksgerichtes, eines Steueramtes,

der Vicegespanschaft und seit 1721 die Residenz der griechisch-orientalischen Bischöfe, welche vordem in Požega wohnten. Das Residenzgebäude weist zwar keine besonderen Schönheiten auf, ist jedoch sehr geräumig. Gegenüber liegt die griechisch-orientalische Kirche, deren Glocken in Folge der häufigen Kirchenfeierlichkeiten oftmals selbst in später Nacht oder in den allerfrühesten Morgenstunden den an solche Töne zu außergewöhnlicher Zeit nicht gewöhnten Reisenden aus der Ruhe scheuchen. Der Grieche ist, mit Ausnahme einiger weniger Ortschaften, bigott und ein fleißiger Kirchengänger; die Feiertage sind zahlreich und namentlich in der Residenz des Bischofs kirchliche Funktionen häufiger als anderswo. Schön im Innern der Kirche sind die von ziemlich fertiger Hand gemalten Bilder der Ikonostasis. Unweit von der katholischen Pfarrkirche steht ein ehemaliges großes Paulinerkloster, jetzt als Fruchtmagazin verwendet. Von sonstigen Gebäuden ist die neue, sehr hübsch, sogar elegant gebaute Normalschule, das Spital, einst Trenk's Schloß, sowie die wohlgebauten Häuser am Platze zu erwähnen. An die Residenz stoßend erheben sich die runden Thürme und massiven Mauern der alten Burg, deren westlicher Theil an die Pakra grenzt. Vor einigen Jahren wurde ein Theil davon niedergerissen, da er einzustürzen drohte. Im Burghofe steht die Wohnung des Proto, Erzpriesters. Die Steintreppen und Kammern in einem der Thürme sind gut erhalten, doch die Kreuzbogen der gothischen Kapelle durch den Einsturz der Decke vernichtet. Das Gebäude hat noch immer große Dimensionen und war mit einem tiefen, jetzt ausgefüllten Graben und einer Ringmauer umgeben, wovon ein Theil mit den Schießscharten und dem mit modernem Gitter verschlossenen Eingangsthor noch erhalten ist. Der älteste Eigenthümer des Schlosses war höchst wahrscheinlich der Bruder des kroatischen Banus Marko Talovac, der Prior von Vran, Ivan Talovac, der 1448 in der hier stattgefundenen Schlacht fiel. Auf ihn folgte die Familie Pekri. Einer von ihnen schloß sich an Kaiser Ferdinand an, weshalb die Gegenpartei mit einer Schar Frankopans zu dessen Züchtigung in Pakrac einbrach. Um 1537 kam es in den Besitz des Grafen Nikolaus Zrinjski, hernach in türkische Gewalt und wurde der Schauplatz manchen blutigen Straußes, den die Brüder Mato und Marko Lapsanović und deren slavonische Anhänger mit den Bekennern des Korans ausfochten. Als diese abzogen, wurde Baron Ims, und 1729 Trenk, der es von jenem kaufte, Eigenthümer. Die Bauern hatten sich mit bewaffneter Hand gegen Ims erhoben und ihm, obgleich General Graf Locatelli den Aufstand niederwarf, die Lust an dem Besitzthum verleidet. Nach Trenk's Ableben ging es auf einen gewissen Ugrin, aber schon 1760 an die Adelsfamilie der Janković über, worauf es um 1867 Graf Janković an die griechisch-orientalische Kirchengemeinde verkaufte. Schöne Wälder krönen die Gebirge rings herum; die Weingärten sind gut gepflegt, die Weine gut, und ziemlich lebhaft ist der Handel mit Hornvieh, zu dessen Einkauf Händler aus weiter Ferne, namentlich aus Oedenburg, zu Markte kommen.

Der Sonntag bringt die Bevölkerung des Umkreises theils zum Kirchenbesuche, theils zum Verkaufe ihrer Produkte oder Einkauf des Nöthigen herein, denn Kaufläden finden sich in den von aller Welt abgeschlossenen Dörfern in den seltensten Fällen. Der Menschenschlag ist ein kräftiger, doch nicht so hübsch, wie jener um Požega, auch die Tracht nicht so kleidsam. Im Benehmen fand ich sie nicht so offen und freundlich, wie in der Nähe von Požega oder in der Podravina. Der Hauptgrund mag wohl in der geringen Zahl der Schulen sein, da die kleinen und zerstreuten Orte des Gebirges keine Lehrer halten können. Die Frauen der griechisch-orientalischen Christen tragen ein weißes, gesticktes Tuch, das vom Haupte lang hinabreicht. An die Wangen legt sich beiderseits von den Schläfen ausgehend ein glattgestrichenes, festangedrücktes, glänzendes Haarbüschel. Ueber der Schläfe guckt ein hinter die Ohren gestecktes Bouquet gelber Strohblumen hervor. Auch hier gehen die Mädchen, wie überall, unbedeckten Hauptes. Zur Kirche pflegen sie sich einen selbstgefertigten, bunten Teppich, die Žarenica, mitzubringen, um darauf zu knien, oder vor Beginn der Messe darauf auf dem Rasen zu sitzen. Die Männer fetten sich das Haupthaar sehr stark ein, worauf sie den häufig grauen Filzhut drücken. Ich fand die Kaufläden voll und blieb schließlich bei der Bude eines Hutmachers stehen. Mit großem Geschrei wurde da gehandelt, Betheuerungen wurden gewechselt; namentlich die Frauen, die da für ihre männlichen Hausinsassen daheim Einkäufe besorgten, verlegten sich auf laute Schwüre. Die eingehandelten Hüte übereinander gesteckt und aufgesetzt schritten sie mit einem Bündel Unschlittkerzen in der Hand stolz davon. Hier und da stieß ich auf Gruppen, die im Schatten einer Wand gemüthlich die Mittagsstunde verschliefen. Mit Vergnügen sah ich sonst den slavonischen Bauern zu, wenn sie, von der Feldarbeit ausruhend, im Kreise um ein ausgebreitetes, weißes Tuch am Erdboden herumsaßen und von den zum Frühstück ausgelegten Speisen zulangten. Die Auswahl ist keine geringe. Da finden sich einmal gesäuerte, oder im Sommer auch ungesäuerte Gurken, die geschält und tüchtig gesalzen ohne weitere Zubereitung dem Munde zugeführt werden. Dazu kommt Speck, Zwiebel und Paprika; oder zur Zwiebel hartgesottene Eier und Käse. Delikat ist der Schafkäse, der in kleine Laibchen geformt und unter dem Dachfirst in käfigähnlichem Weidengeflecht getrocknet dem feinsten Gaumen wohlbehagt. Alter Käse wird steinhart, kann aber, auf Gluth gelegt, wieder weich und genießbar werden. Häufig kommt die Papula zum Frühstück. Es sind dies ganz weich gekochte, zerdrückte und in einen Laib gepreßte Bohnen. Geselchtes Rind- und Schweinefleisch vermehrt den Speisezettel. Zu Hause pflegt das Frühstück warm genossen zu werden. Auch hier giebt es Abwechslung: Maismehl, oder sehr fein gestoßene Kürbiskörner in Milch gekocht; Eier in Rahm gerührt und langsam gebraten, die sogenannte Cicvara. Das Brot bäckt man aus Korn- und Gerstenmehl.

Von Pakrac begab ich mich nach Lipik. In den Sommermonaten verkehrt mehrmals des Tags ein Omnibus zwischen den beiden Orten. Ich benutzte also diesen und befand mich in einem halben Stündchen am Ziel. Die Straße ist sehr belebt, die Gegend recht anmuthig. Das Thal erweitert sich zu einer kleinen Ebene, in deren Mitte der Badeort liegt.

Rings in halbstündiger Entfernung wird die Fläche von Bergen umschlossen und nur der Westen, dem die Pakra ihre Wellen zusendet, bleibt frei. Die Jodquelle war bereits den Römern unter dem Namen „Aquae Balissae" bekannt. Später gehörte sie mit dem Orte zur Herrschaft Biela stiena und war Eigenthum der ungarischen Könige. So lange die Türken Herren waren im Lande, brachten sie zwar keine Verbesserungen am Bade an, ließen jedoch als Freunde von Bädern die Quelle unbeschädigt. Als sie abzogen, kam Lipik in den Besitz der Kammer, welche sie unter Maria Theresia an die Janković abtrat. Zuletzt brachte sie Knoll käuflich an sich. Dieser machte sich um die Anstalt sehr verdient. Bis zum Jahre 1869 nämlich quoll das jodhaltige Wasser auf einem Flächenraume von 100 Quadratklafter an vier verschiedenen Plätzen hervor, besaß demnach verschiedene Temperaturen, sammelte

sich langsam, und floß auch zum Oeftern spärlich. Der Eigenthümer ließ deshalb in Jahresfrist einen 123° 4′ 9″ tiefen artesischen Brunnen anlegen, worauf jene vier Quellen versiegten, die neue aber allein in 24 Stunden 30 000 Eimer Jodwasser giebt mit einer Temperatur von 49,3 bis 51,2° R. Die Zusammensetzung (Jod, Brom, Natron und Kali) macht sie zur einzigen der Art in Europa. Seitdem Knoll ein geschmackvolles, ziemlich geräumiges Kur- und Wohnhaus bauen ließ, mehrt sich die Zahl der Gäste jährlich, so daß jetzt schon viele im Dorfe keine Unterkunft mehr finden und gezwungen sind in Pakrac zu wohnen. Obgleich bis jetzt etwas über 1000 Gäste im Jahre zum Kurgebrauche kommen, dürfte sich die Zahl derselben binnen wenigen Jahren bedeutend steigern. Es wundert mich, daß noch kein Unternehmer auf den Gedanken gerieth, einen regelmäßigen Stellwagenverkehr zwischen Lipik und Altgradiška an der Save einer- und Varcs-Veröce andererseits einzuführen, um so mehr, da auch das Bad Daruwar auf letzterer Strecke liegt.

In Lipik ist die Bevölkerung gemischt; nebst Landeskindern wohnen hier Böhmen und einige Ungarn. Je weiter man von da nach Westen vordringt, desto mehr ändert sich der Charakter der Landschaft; das Terrain verflacht sich, wird etwas wellenförmig, die Gebirge treten südlich und nördlich zurück und gehen im Süden in die Saveebene über. Auffallend ist die Tracht der Frauen schon in den folgenden und weiter gegen Kutina gelegenen Orten. Eine weiße, geschlungene Poculica sitzt weit rückwärts auf dem in einen dicken Knoten geflochtenen Haar des Hinterhauptes, der Scheitel bleibt bloß. Statt des Hemdes schmiegt sich ein kurzes, weißes Korsettchen bis zum halben Rücken um den Leib und läßt diesen bis zum Gürtel unbedeckt. Vorn geht es vom Halse abwärts in herzförmigem Ausschnitte auseinander; die Brust bleibt halbentblößt, neugierigen Blicken ausgesetzt, die jüngere Personen, besonders um Kutina herum, auf sich ziehen, wo die Frauen wieder hübsch, viele sogar sehr anmuthig sind. In den meisten Fällen jedoch, an Sonntagen regelmäßig, werfen sie außer dem Hause ein buntes Tuch über die Schultern, Brust und Rücken. Die Skute, auf ähnliche Weise in Falten gelegt, wie wir dies bei den Velikanerinnen kennen lernten, bedecken Schlingereien und Stickereien; ebenso die Aermel bis an die Achseln.

Von Lipik fuhr ich dann südlich ein Stück ins Psunj-Gebirge hinein über Čaglić nach Biela stiena. Hat man die Pakra unterhalb Lipik überschritten, so windet sich die gutangelegte Straße die Anhöhen hinauf. Sie führt nach Okučani im Gradiškaner Bezirk, wo sie in die große, von Sisek über Moslavina, Novška und Gradiška nach Brod und Esseg laufende einmündet; ein Zweig reicht bis Altgradiška an der Save. Eine Reihe Weingärten krönt die eben erklommene Bergkante. In einem derselben flatterten als Vogelscheuchen eine Unzahl weißer Papierstreifen an langen Fäden wie die Wimpel eines Seeschiffes; ich hielt sie anfänglich für Fähnlein, von einer lustigen Gesellschaft ausgesteckt. Reizend ist von hier der Anblick des fernab liegenden Pakrac mit seinen blinkenden Thürmen und Dächern; in saftigem Grün liegt Lipik vor dem Auge, im fernen West erhebt sich die Kette des Moslaviner Gebirges in Kroatien; im Osten aber reihen sich in nächster Nähe die waldigen, finsteren Gipfel des Psunj aneinander. Er ist die Fortsetzung des hohen Sujnik und reicht wie dieser ins Savethal hinein. Im Walde herrscht die Buche vor, jedoch finden sich auch Eschen und Ahorne in großer Menge. Bald senkt sich die Straße in ein kleines Kesselthal, wo sich das hübsche, reinliche, gutgebaute Dorf Čaglić mit zwei Kirchen zu beiden Seiten des Weges hinzieht, der erste Ort, der zum Bezirke Gradiška gehört. Weiter nach Süden steigt die Straße immer höher und wilder werden die umgebenden Berge. Desto angenehmer überraschte mich nach einer langen Stunde vollständiger Einsamkeit der unerwartete Anblick eines Dorfes mitten in einer schönen Gebirgslandschaft; Biela stiena lag vor mir. Vor dem Dorfe steigt linker Hand, also östlich, aus grünem Thale ein runder Kegel empor. Von der Sohle bis zur Mitte reichten Maisfelder, darüber eine Grasfläche, hier und da etwas Gebüsch, auf der Spitze einige weiß schimmernde Mäuerlein. Im Hintergrunde Kalkwände, Schluchten und Abstürze, über die hinaus sich die tiefblauen Gebirgsmassen des Psunj häuften, gegen Osten hin immer dunkeler werdend und im Gewölke verschwimmend die zur Save hinreichenden, in röthlichem Lichte leuchtenden Züge. Ueber ein sanft abfallendes Brachfeld stieg ich ins Thal hinab und betrat den Hügel. Nachdem ich ihn langsam erklommen, warf ich einen Blick in das nach Süden sich erstreckende Thal. Man muß bekennen, unsere Vorfahren verstanden es, die zur Anlage von Burgen und Klöstern günstigsten Punkte zu finden. Auch hier stand einst ein berühmtes Schloß und Kloster, nach dem noch heute zu Tage das benachbarte Dorf benannt wird.

Die Ruine ist hohen Alters, nach gefundenen römischen Inschriften und Münzen zu schließen, vielleicht schon aus der Kaiserzeit herrührend. Jedenfalls wird ein Verkehrsweg von der Save über dieses Joch nach Aquae Balissae und weiter in die „Aurea vallis" (Požega) geführt haben. Ein gefundenes Schwert mit dem Wahlspruch Pro Deo et patria, 1444, giebt Zeugenschaft für das Alter der Mauern. So viel geschichtlich erwiesen, stand hier zuerst eine den Templern gehörige Abtei nebst dem Schlosse Abbatia Beatae Mariae Virginis de Bela Stiena, die 1311 nach Aufhebung des Ordens in königlichen Besitz überging. Von nun an wechselten die Herren desselben häufig und an das „Castrum Feyerkew" [1]) schloß sich allmälig die Stadt oder wenigstens ein größerer Flecken „oppidum similiter Feyerkew" an. König Sigismund verschenkte es 1435 an den serbischen Despoten Georg Branković; dessen Enkel, Zmaj despot Vuk, besaß es um 1478. Damals gehörten über 60 Dörfer und andere Flecken dazu. Es ging, um kurz zu sein, von Vuk auf seine Wittwe Barbara und endlich von der Familie der Branković auf die der Berislavić, dann auf Banfy, König Ludwig und Peter Keglević, eine Reihe von berühmten Namen, über. Dem Keglević entrissen es 1543 die Türken und verblieben darin, bis sie 1685 vom Banus Erdödy daraus vertrieben wurden. Die aufständischen Slavonier machten den Türken viel zu schaffen; viel Blut wurde auch in Biela stiena vergossen, bis mit dem Abzuge der Asiaten die Mauern verödet und Ruine blieben. Bei Anlage der neuen Straße brach man sie ab und man würde selbst die letzte Spur derselben vertilgt haben, wenn sie nicht den stärksten Brechwerkzeugen Widerstand geleistet hätten und wenn schließlich nicht ein Mann durch einen fallenden Stein wäre erschlagen worden; dessen Tod that dem Vandalismus Einhalt. Die betreffende Militärbehörde hätte damals jedenfalls das alte Bauwerk schonen und dessen Vernichtung verhindern sollen. Beim Abtragen der Mauern fand man einen Schädel, von einer festsitzenden, starken und langen Nadel durchbohrt; einen stummen Zeugen jener grausamen Zeit. Der Volksmund knüpft an eine der Herrinnen, die eine Zeit lang das Schloß besaßen, eine hübsche Sage. Es wohnte, so erfuhr ich von

[1]) Die veraltete magyarische Schreibweise des Namens Fehérkö, des kroatischen Biela stiena; zu Deutsch etwa Weißenstein oder Weißenfels.

dem Bauer, den ich oben bei den Mauern sitzend fand, einmal in der Burg eine sehr schöne, majestätische Frau, doch so üppigen Busens, daß sie wie ein Wunder einherging. Das freiwallende Haar reichte ihr bis an die Fersen. Täglich schritt sie vom Schlosse zu Thal, in die unten liegende Kirche, um ihre Andacht zu verrichten. So oft sie erschien, brachten Kinder Blumen und Blüthen und bestreuten damit den Pfad, welchen ihr Fuß betrat. Möglich, daß die Sage das Andenken der gütigen Barbara, der Tochter Frankopans und Wittwe des Branković, so zart feiert. Die Mauertrümmer und Steinhaufen von Kirche und anderen Gebäuden liegen jetzt noch im Thale zerstreut herum.

Die Ueberziehung der Kriegstrommel bei den Takârir.

Von **Karl Berghoff** in Faschoda am Weißen Nil.

Während einer mehrmonatlichen Reise in den östlichen Provinzen des ägyptischen Sudân lernte ich in der Landschaft Qallabat den zu Anfang dieses Jahrhunderts aus Mittelafrika eingewanderten Negerstamm der Takârir kennen, die trotz ihres regen Verkehrs mit den benachbarten eingeborenen Völkerschaften noch zum größten Theil die Sitten und Gebräuche ihrer westlichen Heimat beibehalten haben.

Der jetzige Großschech der Takârir, Saleh Bey Edriß mit dem Beinamen Schanka, ist als einer der einflußreichsten, mächtigsten und wohlhabendsten Häuptlinge des Ostsudan bekannt. Die ägyptische Regierung hat ihm in Anbetracht seiner guten Dienste und loyalen Gesinnung außer dem Titel „Bey“ den Osmanicorden und den Grad eines Obersten (Miralai) verliehen. Schech Saleh ist eine hohe breitschulterige Gestalt im besten Mannesalter, ein Bild afrikanischer Majestät und kann sich in Betreff aufgeklärter Geistesbildung sowie Sicherheit und Feinheit im Auftreten und Umgang mit vielen Höflingen Europas messen. Eine 600 Mann starke, mit Musketen bewaffnete Leibgarde dient ihm zur Bewachung der Grenzen seines Gebiets nach Abessinien zu, zur Zollerhebung und zur Aufrechterhaltung der Ordnung; außer ihnen vermag er im Kriegsfalle noch 5000 Musketen- und Lanzenträger ins Feld zu stellen. Er spielt eine Hauptrolle bei der im Nachstehenden geschilderten, alljährlich wiederkehrenden seltsamen Ceremonie, der Neuüberziehung der Kriegstrommel, die meines Wissens noch nirgends erwähnt und für Freunde der Völkerkunde gewiß von Interesse ist.

Jedes Jahr am siebenten des Monats Regeb versammeln sich die Muschaich (Plural von Schech) der Takârir und begeben sich, begleitet von einer großen Volksmenge, zum Viehstand des Großschechs Saleh Bey Edriß, wo, abgesondert von den übrigen Rindern, eine blaugraue, trächtige Kuh angebunden ist. Die Muschaich ergreifen das Thier und tragen es, ohne einen Strick zu benutzen und ohne daß es die Erde berührt, lebend zum Großschech, der sie vor seinem Hause in demüthiger Stellung, in ärmliche Gewänder gehüllt, erwartet. Derselbe schlachtet die Kuh eigenhändig, während zwei rechts und links von ihm stehende Anführer der Lanzenträger ihre Prunkwaffen ganz in das rothe frisch quellende Blut tauchen. Hierauf enthäuten die Muschaich das Thier, bereiten an Ort und Stelle die Haut desselben zu und spannen sie über die Kriegstrommel (Noqara). Mit der größten Aufmerksamkeit wird beim Ausnehmen der Eingeweide der Foetus behandelt. Ist derselbe weiblich und von gleicher Farbe wie das Mutterthier, so herrscht großer Jubel und Freude unter dem versammelten Volke, denn dies bedeutet Glück und Segen für die Zukunft ihres Landes. Dann wird über einem gewaltigen Feuer die Kuh unzertheilt gebraten; die Muschaich setzen sich im Kreis nieder, in der Mitte der Großschech Saleh, und verzehren das Thier gänzlich bis auf die Knochen [1]). Einen davon, eine Rippe, hebt man auf und macht mittels eines Messers einen Einschnitt in dieselbe, so daß ein leichter Schlag genügt, sie in zwei Hälften zu theilen. Nun sind die Ceremonien für den ersten Tag der Feier beendet und die Versammlung geht auseinander, während die Rippe, die Kriegstrommel und zwei in das Blut der getödteten Kuh getauchte Lanzen von gewissen mit diesem Ehrenamt betrauten Sklaven in einer eigens dafür errichteten und geschmückten Hütte bewacht werden.

Am folgenden Tage sitzt der Großschech in der Thüröffnung seines Toquls, völlig in weißen Baumwollstoff gehüllt, so daß nur sein Gesicht zu sehen ist. Seine Lenden sind mit einem Schwerte umgürtet und seine um ihn her stehenden Getreuen gut bewaffnet. Jetzt nahen sich alle Großen seines Landes in feierlichem Gänsemarsch, voran ein halbnackter Mann, der mit einem Stabe den zu schreitenden Weg in vielen Schlangenwindungen im Sande vorzeichnet. Ein Zweiter, der ihm folgt, wetzt ein Schwert; ein Dritter trägt den Schlüssel des Krieges u. s. w. So folgen alle Würdenträger, jeder einen Gegenstand in der Hand tragend, der eine symbolische Bedeutung hat. Dann kommt ein Weib, das die Aufsicht über die Noqara führt; diesem folgt auf dem Fuße ein Mann, der in kläglichen Tönen Hundegeheul ausstößt. Der nun folgende Lobredner des Großschechs ruft letzterm folgende mutheinflößende Worte zu, z. B.: „Heute mußt Du stark sein wie der Löwe des Gebirgs; Du mußt des Nackens Festigkeit zeigen wie der Büffel des Waldes; stehe fest gleich dem steilen Fels; heute mußt Du Dich als Gebieter zeigen,“ und ähnliche bilderreiche Redensarten mehr. Schauerlich gellt seine Stimme. Dazwischen hört man nichts als das imitirte Hundegeheul und das Wetzen des Schwertes, während die zusammengeströmte Volksmenge tiefste Stille beobachtet. Kein Laut kommt über die Lippen der sonst so geschwätzigen Schwarzen, mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen sie den Verlauf der Ceremonien.

Hat der Zug auf diese Weise den Toqul des Großschechs einmal umkreist, so erhebt sich Saleh und schließt sich als der Letzte in der Reihe an. Vor ihm her wird der Koran (Mushafesch scherif) getragen. Ist dies geschehen, dann zieht man feierlich durch die Stadt vor das Thor auf einen weiten Platz, wo die ganze Bevölkerung, Tausende dicht gedrängt, einen großen Kreis bildet. In der

[1]) Die Muschaich mußten in früheren Zeiten bei dieser Gelegenheit auch die schmutzigen, halbrohen Eingeweide mitessen, und demjenigen, der sich davor ekelte, schlug man den Kopf ab, da man ihn für einen von Gott bezeichneten Verräther hielt. Erst der jetzige Großschech schaffte diesen schauerlichen Gebrauch ab.

Mitte desselben setzt sich der Großschech auf einen ausgebreiteten Teppich. Seine Diener und Anhänger stellen sich dicht hinter ihm auf, während rechts und links von ihm, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, fünfhundert Mann seiner Leibwache stehen. Zwei Sklaven bringen die in bunte Kaschmirtücher eingeschlagene, am Tage vorher neuüberzogene Kriegstrommel, setzen sie vor ihm hin und enthüllen sie. Dann bringt ihm ein dritter in einem weißen Tuche die oben erwähnte Rippe.

Jetzt naht der feierlichste Moment der ganzen Ceremonie, alle Augen sind auf den Großschech gerichtet. Dieser wiegt den Knochen mehrmals hin und her und schlägt dann damit kräftig auf den Trommelrand. Fällt nun die abbrechende Hälfte der Rippe auf die Trommel oder in seinen Schoß, so bedeutet dies für das folgende Jahr Glück im Krieg oder Segen im Frieden und die Menge bricht dann in lauten Jubel aus. Fällt sie dagegen nach vorn über den Trommelrand, so bedeutet es schweres Unglück, und jeder, der sich in diesem Augenblick dem Schech nähert und ihm den Kopf abschlägt, hat das Recht, sich an seine Stelle zu setzen. Darum zieht auch der Schech in demselben Augenblick, wo er den Knochen zerschlägt und fahren läßt, sein Schwert, während seine Soldaten und Anhänger ihre Waffen erheben und sich sein Chalifa (Majordomus) zum Schutz neben ihn stellt. Dies geschieht jedoch nur zum Schein, denn Saleh Bey Edriß weiß es selbstverständlich so einzurichten, daß das Knochenstück stets auf die günstige Seite fällt.

Die Muschaich treten jetzt heran, begrüßen und beglückwünschen ihn als den Ersten im Reich und sprechen die Hoffnung aus, daß unter seiner Herrschaft das Jahr ein gesegnetes sei, das Brot billig und Ueberfluß herrschen werde. Dann heben sie ihn unter dem Freudengeschrei der Menge auf ein neues Angareb (Bettstelle), worauf ein kostbarer Teppich ausgebreitet ist. (In einer Versammlung auf dem Angareb sitzen, bezeichnet im Sudân den Herrscher; das Angareb vertritt hier den Thronsessel.) Saleh Bey Edriß dankt ihnen mit freundlichen Worten, erinnert sie an ihre Pflichten und ermahnt sie, in mohammedanischer Brüderlichkeit Frieden unter einander zu halten, stets die Nähe des gemeinsamen Feindes (Abessiniens) zu bedenken, nie die Waffen abzulegen und die Zügel des stets gesattelten Streitrosses im Schlafe unter dem Kopf zu haben. Aehnlich ermahnt er das versammelte Volk, die Steuern pünktlich zu entrichten, zu säen, die Aecker zu bestellen u. s. w.

Die Zeit bis zum Abend füllt man mit Reiterspielen und Scheingefechten aus, bis Saleh Bey Edriß sein mit Gold, Silber, Seide und einer Anzahl von Amuletten verziertes Streitroß besteigt; sein Waffenträger trägt ihm Schild und Lanze nach. Diesem folgen seine festlich geschmückten Sklavinnen, die Muschaich, Soldaten und Diener. Unter Flötengetön und dem Gesang der Sklavinnen geht der Zug nun im Triumph nach der Stadt zurück, wo das Fest mit einem gewaltigen Schmause beschlossen wird. Alles schwelgt im Ueberfluß von Fleisch, Durrahbier und Honigwein und drei Tage lang findet man keinen nüchternen Takruri.

Die Nomaden im Ferghana-Gebiete.

Im Oblast Ferghana, dem bestangebauten Theile des russischen Turkestan, giebt es neben der überwiegend seßhaften Bevölkerung noch 13 Wolosts (Amtsbezirke) nomadisirender Kirghizen. Die dort einheimischen Nomaden haben aber mit denen im Syr-Darja-Oblast und in Semirjetschensk nicht viel mehr als den Namen gemein, wie eine Vereisung ihrer Auls im Winter zeigt. In Wirklichkeit ist ihr Zustand der des Ueberganges vom nomadisirenden zum seßhaften Leben oder, richtiger gesagt, vom bloßen Hirtenleben zum Landbau. Am Ende des Winters treiben sie ihr Vieh freilich hinauf in die Berge zu ihren Sommerlagern, aber dort beschäftigen sie sich vorwiegend mit Ackerbau, und dies ist in allen Wolosts der Kirghizen so übereinstimmend der Fall, daß bei der neuen landwirthschaftlichen Organisation des Gebietes die Nomaden mit Ausnahme von drei Wolosts mit in Gemeindeverbände gezogen und zur Grundsteuer veranlagt worden sind. Inmitten der Kirghizen, namentlich in den Gebirgs-Wolosts des frühern Kreises Isfara, giebt es aber einige Auls mit zusammen etwa 300 Kibitken, in denen wegen vollkommener Armuth der Bewohner weder Ackerbau noch Viehzucht getrieben wird, sondern deren Specialität das Kohlenbrennen ist. Diese Beschäftigung läßt den Leuten nur einen ganz geringen Verdienst und das jetzt ergangene Verbot der Waldverwüstung wird ihnen auch diese Erwerbsquelle noch schmälern. Einer angestellten Berechnung nach beziffert sich der Jahresertrag der Arbeit eines Kohlenbrenners nicht höher, als daß etwa 8 Kopeken auf den Tag entfallen. Diese armen Leute besitzen nicht einmal armselige Jurten, sondern wohnen in Erdhütten und Höhlen. Da sie selbst kein Vieh haben, um ihre Kohle zum Verkauf auf die Märkte zu bringen, so besorgen das diejenigen Kirghizen, die im Besitz von Lastthieren sind, und nehmen natürlich den Hauptverdienst von dem Erlöse auf den Märkten vorweg. In gleich übeler Lage sind übrigens in einigen anderen Wolosts der Kirghizen die Merdekeren, die wandernde und vom Tagelohn lebende Klasse der Bevölkerung.

Selbstverständlich sind diese beiden Gruppen von der den Kibitken auferlegten Grundsteuer befreit geblieben. In den beiden Kreisen des Ferghana-Gebietes, in denen mit Ende 1881 die neue landschaftliche Organisation nebst der Katasteraufnahme und Grundsteuerveranlagung zum Abschluß gekommen ist, befinden sich im Kreise Kokand neben 125 Gemeindeverbänden der seßhaften Bevölkerung mit 546 verschiedenen Ansiedelungen (Wohnplätzen) und 38 492 ländlichen Grundbesitzern [1]) 7 Auls nomadisirender Kirghizen mit 1600 Kibitken, eingetheilt in 2 Wolosts, den von Naigut-kiptschak mit 5 Auls und 1059 Kibitken und den von Ljadjak mit 2 Auls und 541 Kibitken; im Kreise Margelan aber neben 120 Gemeindeverbänden mit 350 Wohnplätzen und 40 224 ländlichen Grundbesitzern der seßhaften Bevölkerung der halbnomadische Wolost von Naiman, in dem neben drei oben schon mitgezählten seßhaften Gemeinden 8 Auls mit 985 Kibitken vorhanden sind, und der ganznomadische Wolost Ja-ukesek-Bostan mit 7 Auls und 1753 Kibitken, zusammen also im Kreise Margelan 15 Aul-Gemeinschaften mit 2738 Kibitken.

[1]) Die städtischen Territorien von Kokand und Margelan sind hierin nicht mit einbegriffen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Durch die am 22. April in Emden vollzogene Eröffnung des 891 Seemeilen langen **Kabels** von Emden nach der Insel Valentia an der irischen Westküste hat Deutschland eine **direkte telegraphische Verbindung** mit den **Vereinigten Staaten** erlangt, wodurch die Gebühren für Depeschen nach dort eine bedeutende Ermäßigung erfahren haben. Die in sieben Tagen vollzogene Legung des Kabels wird als eine der gelungensten Operationen auf dem Gebiete der submarinen Telegraphie bezeichnet. In Belgien und den Niederlanden empfindet man die so hergestellte Unabhängigkeit Deutschlands von den zwischenliegenden internationalen Telegraphenlinien bereits als eine Schädigung (!) des eigenen Handels und Verkehrs, und meint (in Belgien besonders) nun gleichfalls eines eigenen Kabels zu bedürfen.

— Unter dem Titel „**Petroleum in der Mark Brandenburg**“ (Berlin, Klönne u. Müller) hat Dr. R. **Pallmann** einige Vorträge herausgegeben, welche er in der Fortbildungsschule des Aeltesten-Kollegiums der Berliner Kaufmannschaft gehalten hat. Er bespricht darin die Versorgung Deutschlands mit Petroleum vom nationalökonomischen Standpunkte aus, dann die absoluten Depressionen der Erde [an eine Hebung von Audschila und des Tanganjika-Sees (S. 15) ist indessen nicht zu denken]; die geologische Depression der norddeutschen Ebene (nach von Dücker), die neueren vulkanischen Erscheinungen in derselben (worunter wohl manches begriffen wird, was nicht dahin gehört) und die Petroleumspuren in der Mark Brandenburg. Es soll uns freuen, wenn seine Anregungen zu Nachforschungen und diese zu Resultaten führen; ein Urtheil aber vermögen wir nach den geringen nachgewiesenen Spuren nicht abzugeben.

— Nach einer von Alfred Bonnard der statistischen Gesellschaft in Paris vorgelegten Untersuchung giebt es jetzt in Frankreich rund $19^1/_2$ Millionen Ackerbauer; $9^1/_2$ Millionen arbeiten in Fabriken und Werkstätten; $4^1/_2$ Millionen leben von Handel, Verkehr, Bankwesen u. s. w.; $1^1/_4$ Millionen beschäftigen sich mit Wissenschaften, Publicistik, Kunst und Kunstgewerbe und rund 2400000 Personen sind Rentiers und Pensionirte. Diese Zahlen beruhen augenscheinlich, wie die „A. Z.“ schreibt, nur auf oberflächlichen Schätzungen, geben aber doch einen ungefähren Begriff von der Vertheilung der Franzosen nach Berufsarten.

— Prof. **Bezzenberger** aus Königsberg, Pastor **Bielenstein**, bekannt durch seine lettischen Sprachforschungen, Maler **Döring** aus Mitau und Prof. L. **Stieda** aus Dorpat beabsichtigen, im kommenden Juni und Juli eine Reise nach dem sogenannten **Polnischen Livland**, welches jetzt einen Theil des Gouvernements Witebsk bildet, zu machen, um die Sprache der dortigen Letten, ihre Anthropologie, Sitten, Gebräuche &c. zu studiren und nach Alterthümern zu suchen. Polnisch-Livland, einst zum Ordensstaat gehörend, kam unter polnische Herrschaft, während der Rest des Ordensstaates schwedisch wurde; es wird von Letten bewohnt, welche sich in Folge der andauernden polnischen Regierung anders entwickelt haben, als ihre Brüder in Livland. Der dortige, ursprünglich deutsche Adel ist polonisirt worden.

— Die Gesellschaft für Geschichte, Archäologie und Ethnographie zu **Kazan** veranstaltet in den Räumen der dortigen Universität eine **archäologisch-ethnographische Ausstellung**, deren Ertrag zur Ausführung weiterer Forschungsexpeditionen im Interesse dieser Wissenschaften verwendet werden soll. (Nach dem Russ. Reg.-Anz.)

— Die Stadt **Odessa** zählte Ende 1881 den dortigen Zeitungen zufolge an **Unterrichtsanstalten**: eine Universität, drei Gymnasien, zwei Progymnasien, zwei Realschulen, eine Handelsschule, je eine vierklassige städtische und Waisenschule und 26 Volksschulen. An weiblichen Bildungsanstalten kommt dazu: ein adliges Fräuleininstitut, das weibliche Marien-Gymnasium, die städtische Mädchenschule und das weibliche Progymnasium. Private Mädchenschulen im Range der Gymnasien giebt es fünf, im Range der Progymnasien vier. Schulen zum Anschauungsunterricht für Kinder beiderlei Geschlechts zwei, Privatschulen vierten Grades (Elementarschulen) 13; außerdem ungefähr 50 Schulen für Juden und andere Bekenntnisse. Ungerechnet die Schulen der Juden und diejenigen, wo nicht in russischer Sprache gelehrt wird, betrug die Zahl der Schüler 7752 männlichen und 5623 weiblichen Geschlechts, zusammen also 13375 bei einer Bevölkerung von 208000 Seelen ohne das Militär. Hinsichtlich der **Volksbildung** nimmt Odessa unter den Städten Rußlands (Petersburg nicht mit gerechnet) die zweite Stelle ein; es besitzt dort höhere Schulbildung auf 200 Menschen je einer, mittlere von 76 je einer, und lesen und schreiben (gramotny) kann je einer von $3^1/_{10}$ Köpfen der Bevölkerung.

— Wie das „Nowoje Wremja“ unterm 13. (25.) Januar mittheilt, zählte die **kopfsteuerpflichtige Landbevölkerung Rußlands**: an Kronsbauern 9990818 Seelen, an früheren Gutsbauern 10356860 Seelen, Apanagebauern &c. 1196253 Seelen, Bauern der Ostsee-Gouvernements, deren Stellung eine besondere ist, 516222 Seelen, jüdische Grundbesitzer 32407 Seelen, frühere Kolonisten 148811 Seelen, zwangsweise Verschickte 41288 und Ausländer verschiedener Art, die in den Gouvernements seßhaft sind, 33531 Seelen. Dazu treten **Stadtbürger** 2628216 Seelen, Bewohner des **Kuban**- und **Terek**-Gebietes 29147 Seelen, Bürger und Bauern des Oblast **Semirjetschensk** 2861 Seelen, zusammen 25006150 Kopfsteuerpflichtige.

Asien.

— In der Sitzung der archäologischen Gesellschaft zu Petersburg am 6. (18.) März d. J. hielt der Baron Günzburg, der dem Kongresse in Tiflis als Delegirter der Gesellschaft beigewohnt hatte, einen Vortrag über die reichen **archäologischen Schätze in den Thälern des Rion** und des **Alazan**, an deren Zerstörung Natur und Menschen gemeinsam arbeiten, und für deren Erhaltung trotz ihres großen Werthes bis jetzt nichts geschieht. „Nebel und Feuchtigkeit zerstören Malerei, Fresken und Inschriften und die Menschen reißen die alten grusinischen Bauwerke ein oder gestalten sie nach heutigem Geschmacke um.“ Als besonders beachtenswerth durch ihre Großartigkeit bezeichnete der Redner die Denkmäler, welche der Ueberlieferung nach auf die grusinische Zarin Tamara zurückgeführt werden, wie im Rion-Thale der Durchgang und die Reste der Stadt, die auf ihren Befehl in den Felsen ausgehauen wurde, und die „Brücke der Zarin Tamara“ über den Alazan. Im Thale des Alazan ist auch ein Palast in persischem Geschmack erhalten, der mehr und mehr der Zerstörung anheimfällt.

— Aus dem Jahresbericht der Unterrichtsverwaltung im **Kaukasus** für 1880 theilt der „Kawkaz“ unter anderm Folgendes mit: Die Zahl der **Schulanstalten** betrug 1122, um 47 oder 4,2 Proc. mehr als 1879; wenn man aber die jüdischen Synagogen und mohammedanischen Moscheen-Schulen mitrechnet, so steigt die Zahl auf 2936 oder um 175 weniger als im Jahre 1879. Von jenen 1122 sind: 4 Gymnasien, 6 Progymnasien, 5 weibliche Progymnasien, 1 Lehrerinstitut, 2 Lehrerseminare, 30 mittlere Lehranstalten, die übrigen theils städtische und Kreisschulen, theils Privatschulen

oder Anstalten der einzelnen christlichen Bekenntnisse. Die 1122 Schulen zählten 66 106 Schüler, 52 706 männlich, 13 400 weiblich. Mit den Anstalten der jüdischen und mohammedanischen Geistlichkeit aber stieg die Schülerzahl auf 88 198 und zwar 73 291 männliche, 14 907 weibliche. Daneben wurden noch 47 Fachschulen der anderen Verwaltungen von 7729 Zöglingen besucht. Der **Nationalität** nach waren von den Schülern der 2936 eigentlichen Schulen: 36,5 Proc. Russen, 10,8 Proc. Grusinier, 19,3 Proc. Armenier, 17,3 Proc. Tataren, 9,9 Proc. Bergstämme, 2,1 Proc. Juden und 4,1 Proc. Europäer.

— Dem „Diario de Manila" zufolge hat sich der Ethnologe Dr. **Schadenberg** von Breslau einige Zeit am Fuße des Vulkans Apo auf **Mindanao** (Philippinen) aufgehalten, um die Ethnographie der Atas, Bagobos, Manobos, Mandayas, Tagacaolos, Vilanes, Samales, Sanguilis, Moros(?) und Guiangas zu studiren. (Alle diese malaiischen Stämme, mit Ausnahme der Atas, Samales und Moros, verzeichnet die eben in Petermann's Ergänzungsheft Nro. 67 erschienene ethnographische Karte der Philippinen von F. Blumentritt in der Nachbarschaft des Apo-Vulkanes.) Da dieselben in Sprache, religiösen Gebräuchen, Tracht und Sitten wesentliche Verschiedenheiten aufweisen sollen, so hat Dr. Schadenberg, bekannt durch seine Abhandlung über die Negritos der Philippinen in der „Zeitschrift für Ethnologie", sich ein reiches Arbeitsfeld gewählt. (Nature.)

Afrika.

— Der italienische Reisende Kapitän **Casati** (s. „Globus" XXXVIII, S. 225), von welchem mehrere Monate lang keine Nachrichten eingegangen waren, befand sich zu Ende vorigen Jahres südlich von Munsa's früherer Residenz im Monbuttu-Lande, wo Miani begraben liegt, und wo er mit Dr. Junker zusammenzutreffen hoffte. Casati reist mit einem Araber und vier Akkas und ist entschlossen, den Uëlle bis zu seiner Mündung (in den Congo oder den Tsade-See) zu verfolgen.

— Das „Athenäum" vom 22. April meldet, daß **Burton** und **Cameron** von ihrer Reise an der **Goldküste** bereits in nächster Zeit zurückerwartet werden. Weit in das Innere sind sie nicht vorgedrungen, erklären aber, daß man es dort mit einem zweiten Californien, wie demjenigen vom Jahre 1850, zu thun habe. Falsch sei es, wie geschehen, schon jetzt kostspielige Maschinen dort zu verwenden; der hydraulische Proceß, das Goldwaschen, sei einstweilen das einzig geeignete Verfahren (vergl. „Globus" XL, S. 381).

Nordamerika.

— Die Bremer Geographische Gesellschaft erhielt **Berichte** von ihren Reisenden, den Herren DDr. **Krause** aus **Alaska**, die bis zum 17. Februar d. J. reichen. Die Herren hatten von ihrer Winterstation im Missionshause bei Chilkat in Begleitung des Missionärs und zweier Indianer eine Wanderung zu den Chilkatindianern unternommen, deren Häuptling Tschartritsch sie sehr freundlich empfing und in seinem Hause gastlich aufnahm. Sie verweilten hier, in einem von Weißen bisher noch wenig betretenen Gebiete, eine Woche und hatten reichlich Gelegenheit, Sitten und Leben dieses kräftigen, sehr abgehärteten, von der Kultur bisher wenig berührten und daher seine ursprünglichen Gebräuche im Wesentlichen noch bewahrenden Indianerstammes zu studiren. Jagd und Fischfang bilden die Hauptbeschäftigung der Männer. Zur Familie des Häuptlings gehörten zwei Sklaven, die durch Krieg oder Kauf von anderen Indianerstämmen erworben worden waren. Die Bekleidung besteht hauptsächlich aus wollenen Decken von verschiedener Farbe. Tschartritsch und seine Leute rüsteten zu einem längern Handelszug in das Land der Konanaindianer. Die Reisenden wohnten den Feierlichkeiten zur Einführung eines neuen Schamanen vom Rabenstamme bei. Eigenthümlich ist die von den Chilkatindianern gepflegte Kunstindustrie der Anfertigung aus Holz oder Bergschafhörnern geschnitzter und bemalter Hausgeräthe. Die Sitte der Blutrache besteht bei diesem Indianerstamme noch. Der Chilkatfluß war reich an einer Art Hakenlachsen, die nicht einmal sonderlich geschätzt wurden, und an Forellen, die man in Eislöchern mit Speeren tödtete. Nahe der Missionsstation wohnten die Reisenden einer Todtenfeier der Chilkatindianer bei; die Leiche wurde verbrannt. Die Witterung war im December und Anfang Januar milde, später, bis Mitte Februar betrug sie durchschnittlich — 15° C. Anfang Februar traten starke andauernde Schneefälle ein. Diese Berichte wurden von einem Indianer mit Canoe nach Harrisburg befördert, welche Stadt im Winter einmal monatlich von einem nach Portland, (Oregon) zurückkehrenden Dampfer besucht wird.

— Die einzige Merkwürdigkeit eines gewissen Rancho unweit Quatorze im mexikanischen Staate San Luis — schreibt L. **Posselt** in seinen „Kreuz- und Querzüge durch Mexiko" (Heidelberg 1882) — besteht darin, daß er nur während der Regenzeit Wasser hat in einer Pfütze, aus welcher Menschen und Vieh ihre Bedürfnisse befriedigen; in der trockenen Jahreszeit muß der Wasserbedarf eine Stunde weit beigeschleppt werden. Einen Brunnen zu graben, daran denkt hier zu Lande Niemand. Die Leute sind zu faul. — Aber die Kinder zu erziehen, bemüht sich doch manchmal auch eine mexikanische Mutter, wie ich heute mich überzeugen konnte. Unsere Wirthin, eine freundliche und hübsche Rancherita (Bauersfrau), hatte nämlich gar viel damit zu thun, ihrem kleinen Mädchen das **Erdeessen** zu untersagen! Diese Gewohnheit, welche man gewöhnlich nur einigen wilden Völkerstämmen Süd-Amerikas zuschreibt, ist auch hier zu Lande keineswegs eine seltene Erscheinung: nicht allein Kinder, sondern selbst Erwachsene, namentlich Frauen, haben diese absonderliche Liebhaberei. In Guadalajara, San Luis, Puebla und anderen Orten werden auf dem Markte eine Art Pastillen verkauft, die aus leicht gebrannter weißer thoniger Erde bestehen; wer sie überhaupt genießt, rühmt sie als köstlichen Leckerbissen.

— Auf der Reise durch die Sierra Madre in Mexiko von Monterey nach San Luis Potosi, und zwar zwischen San Miguel und Galeana, traf L. **Posselt** (s. dessen Kreuz- und Querzüge durch Mexiko. Heidelberg 1882, S. 179) auf eine merkwürdige und großartige **natürliche Brücke**, wie sie wohl kaum anderwärts zum zweiten Male vorkommt. Von San Miguel aus geht es stark bergan, und bald erheben sich zu beiden Seiten des Weges steile Bergwände, die an einer Stelle durch einen etliche hundert Fuß hohen querüber liegenden Kamm aus zersetztem Porphyr mit einander verbunden sind, so daß die Bergschlucht durch ihn hier vollständig abgeschlossen erscheint. Unter dem Kamm hat sich nun das Bergwasser einen engen Durchschlupf erhalten, der Pfad für Menschen und Thiere aber führt über ihn hinweg; er mißt in der Breite nicht mehr als 60 Fuß und fällt auf beiden Seiten mauerartig senkrecht in die Tiefe ab.

Südamerika.

— Eine Gesellschaft hat sich gebildet, um **Caracas**, die Hauptstadt von Venezuela, mit ihrem Hafen La Guayra durch eine Bahn zu verbinden. Caracas ist der Mittelpunkt einer Anzahl fruchtbarer Thäler mit einer Bevölkerung von angeblich 400 000 (?) Einwohnern; La Guayra andererseits liefert 40 Procent aller Einnahmen des Landes und wird monatlich von 18 regelmäßigen Dampfern, welche zu fünf verschiedenen Linien gehören, angelaufen. Wie die „Opinion de Guayana" vom 25. Februar berichtet, wurde am 2. Februar bereits der glücklich vollendete Bau des großen Viaduktes von Pariata auf jener Strecke gefeiert. Derselbe, 135 m lang, 8 m hoch, ist eines der wichtigsten Werke der Bahn; man begreift, daß der Jubel in Venezuela kein geringer war und es dabei an Lobeserhebungen für den allmächtigen Präsidenten Guzman Blanco nicht fehlte. Am 12. Februar fand ferner die feierliche Eröffnung des **Telegra-**

phen statt, welcher die beiden Republiken Venezuela und Columbia mit einander verbindet.

— Einen Begriff von dem Goldreichthum der Minen in Yurnari (Venezuela) giebt folgende Notiz der Zeitung „Opinion de Guayana“. Am 26. Februar 1882 kam Gold in Barren aus jenem Minendistrikt in Ciudad Bolivar an und zwar von der Gesellschaft El Callao 11 184$^{81}/_{1000}$ Unzen, Potosi 1384, Chile 618, Eureka 52 Unzen. Dieselbe Zeitung vom 4. März enthält eine Tabelle, welche die allmälige, jährliche Steigerung des Ertrages der Gesellschaft El Callao seit 1871 angiebt. Im Jahre 1875, wo zuerst Dividenden vertheilt wurden, ergaben 11 859 Tonnen Quarz 31 278,83 Unzen Gold im Werthe von 3 048 640 Bolivares, was eine Dividende von 644 000 Bolivares abwarf. 1881 aber wurden 24 978 Tonnen Quarz gewonnen, welche 72 254,62 Unzen Goldes im Werthe von 6 970 219,48 Bolivares ergaben und eine Dividende von 1 603 200 Bolivares abwarfen.

— Durch Dekret vom 11. December vorigen Jahres hat eine New-Yorker Telegraphen-Gesellschaft die Erlaubniß erhalten, Brasilien mit den Vereinigten Staaten durch ein Kabel in Verbindung zu setzen. Zum Landungsplatz in Brasilien ist Fortaleza oder Ceará an der Nordküste bestimmt, wodurch jede Konkurrenz mit dem privilegirten Küstenkabel der Western and Brazilian Telegraph Company vermieden wird.

— Um den Anbau und die Ausfuhr von Zucker zu befördern, hat die brasilianische Regierung eben für sechs neu zu errichtende Zuckerfaktoreien sechsprocentige Zinsen für ein Anlagekapital von 3 300 000 Milreis (à 2,29 Mark) garantirt. Zwei von diesen Faktoreien sollen in Campos in der Provinz Rio de Janeiro, eine in Macejaria in der Provinz Ceará und drei in der Provinz Sergipe errichtet werden.

Polargebiet.

— Noch ist das Schicksal der ganzen Bemannung der „Jeannette“ nicht festgestellt, und schon ist aus Jakutsk vom 18. April d. J. die Nachricht vom Untergange des Polarschiffes „Rodgers“ eingetroffen, welche der „New York Herald“ vom 19. April veröffentlicht. Ueber die Abfahrt und Ausrüstung dieses zur Aufsuchung der „Jeannette“ ausgesandten Schiffes berichtete der „Globus“ auf S. 108 des vorigen Bandes, über seine Erforschung des Wrangel-Landes auf S. 55 ff. des laufenden. Am 15. Oktober 1881 war der „Rodgers“ in der St.-Lorenz-Bai (südöstlich vom Ost-Kap auf der Tschuktschen-Halbinsel) eingetroffen und hatte dort Winterquartier bezogen. Mr. Jackson, welcher mit speciellen Vollmachten zur Aufsuchung der Jeannette-Männer ausgesendet worden war (vgl. oben S. 313), erfuhr nun auf seiner Reise nach Norden am 6. April am Aldan, einem rechten Nebenflusse der Lena, die traurige Nachricht und meldete darüber folgendes nach Jakutsk: „Ich habe eben einen Kurier mit Depeschen von W. H. Gilder, dem Herald-Korrespondenten vom „Rodgers“, getroffen, welchen der Kurier von Kolymsk an der Kolyma bis Werchojansk, 400 engl. Meilen nördlich von Jakutsk, begleitet hatte. Gilder hat eine Reise von 2000 Meilen unter den Tschuktschen zurückgelegt. Er wurde mit der Meldung abgeschickt, daß der „Rodgers“ verbrannt und gesunken ist; daß Lieutenant Berry mit den Officieren und der Bemannung, 36 an der Zahl, sich in Tiapka unweit des Kaps Serdze-Kamen befinden, und daß denselben so bald als möglich ein Schiff zu Hülfe geschickt werden sollte.“

Vermischtes.

— Eine der ältesten und verdientesten Londoner Gesellschaften ist die „Society of Dilettanti“, welche fast anderthalb Jahrhunderte existirt und für die archäologische Erforschung des westlichen Kleinasien viel gethan hat. Unlängst erschien der vierte Band ihrer „Antiquities of Jonia“, deren erster schon 1769 ans Licht trat; derselbe behandelt in Beiträgen verschiedener Autoren die vom Architekten Pullan untersuchten Tempel des Apollon Smintheus in der Troas, der Athene Polias in Priene und des Dionysos in Teos. Bei Besprechung dieses Buches erzählen die „Times“ folgende ergötzliche Schnurre, welche Geographen in gerechte Verwunderung zu setzen vermag. Ursprünglich war es nämlich vorgeschrieben, daß ein in die Gesellschaft aufzunehmender Kandidat von dem vorschlagenden Mitgliede in Italien getroffen worden sein mußte. Nun wurde einst ein Kandidat auf Grund dessen erwählt, daß er in Avignon gesehen worden war, das zu damaliger Zeit in allen seinen Verbindungen in der That mehr italienisch als französisch war. Als man den Irrthum bemerkte, wurde, um die Giltigkeit der Wahl aufrecht zu erhalten, ein specieller Beschluß gefaßt, „daß nach der Ansicht dieser Gesellschaft Avignon in Italien liege“. Dann aber faßte man ins Auge, daß man damit vielleicht einen gefährlichen Präcedenzfall geschaffen habe, und faßte eine zweite Resolution, „daß nach der Ansicht dieser Gesellschaft Avignon die einzige Stadt in Frankreich ist, welche in Italien liegt“.

— Dr. F. Embacher, welcher 1880 das Tabellenwerk „Die wichtigeren Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts“ (Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn) herausgab, hat im weitern Verfolge seiner Arbeiten über Entdeckungsgeschichte jetzt ein „Lexikon der Reisen und Entdeckungen“ (Leipzig, Bibliogr. Institut 1882) veröffentlicht, eine alphabetische Sammlung von kurzen Biographien der Forschungsreisenden, und eine Uebersicht der Forschungsreisen, welche sich zu rascher Orientirung empfiehlt. Wir sagen das, trotzdem wir so manche Auslassung bemerken, so manche Charakteristik eines Mannes für unzutreffend, manchen Namen für überflüssig halten. So fehlen von Erforschern der europäischen Türkei Ami Boué, Kanitz, Sir Henry Holland, Toula, Bisquenel; von Arabienreisenden vermissen wir Sadlier, Guarmani, Blunt, Doughty, Arconati-Visconti, aus Afrika P. Ascherson, Cohen, Lane, Marche, Rabbi Mardochée, Parisot, Playfair, Tissot, Steere, aus Russisch-Asien u. a. Maydell und von Neumann, Bolschew, Dilke, Gluchowski, Kostenko, Lopatin, Paderin, Pewtsow, Sosnowski, Théel, Wiggins, Herbert Wood, aus dem übrigen Asien Valentin Baker und Gill, Godwin Austen, Bogle, Curzon, Schönborn, Fritsche, Mac Gregor, Napier, St. John, aus Nordamerika Major Anderson, Clarence King, Pinart, Selfridge, aus Südamerika Moreno, Host, Lista, Vidal Gormaz, Maw Codazzi, Berg, Bollaert. Diese Namen sind rein aufs Gerathewohl herausgegriffen und ließen sich leicht auch durch solche von Reisenden des Alterthums und des Mittelalters vermehren; wir führen sie nur an, weil wir die Verbesserung und Weiterentwickelung des Buches für sehr nützlich erachten. Gestrichen kann manches, zugesetzt muß vieles werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Gipfel des Oelberges, der sich in seiner höchsten Kuppe noch 60 m über der obern Terrasse des Tempelhügels erhebt, gilt schon seit dem Beginne des 4. Jahrhunderts für die Stätte der Himmelfahrt Christi. Infolge dieser Annahme, die freilich dem Berichte des Evangelisten durchaus widerspricht (nach Luc. 24, 50 fand Christi Himmelfahrt bei Bethanien statt), entstanden schon früh großartige kirchliche Bauten auf der Höhe des Berges. Wir wissen, daß Konstantin hier eine Basilika ohne Dach errichtete, in der die Fußspuren Jesu gezeigt und verehrt wurden; daß sich im 6. Jahrhundert mehrere große Klöster rings um die heilige Stätte erhoben, und daß im 7. Jahrhundert Bischof Modestus eine umfangreiche runde Kirche auf dem Oelberge erbauen ließ. An der Stelle dieser letztern, die im 11. Jahrhundert zerstört wurde, führten die Kreuzfahrer dann einen kleinen Säulenthurm inmitten eines marmorgepflasterten Hofes auf, und noch nicht hundert Jahre später sehen wir dieses bescheidene Bauwerk schon wieder durch eine große Kirche ersetzt, in deren Mitte eine geräumige Vertiefung die Stelle der Himmelfahrt bezeichnete. Eine kleine Kapelle, die daneben errichtet war, blieb, als die Kirche selber im 16. Jahrhundert vollständig zerstört wurde, erhalten, und wurde im Jahre 1617 von den Muslimen nach dem Muster des frühern Baues erneuert. Nach demselben alten Grundrisse ist auch die heutige „Auffahrtskapelle“ in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts aufgeführt worden, ein kleiner, achteckiger Kuppelbau, von einem Hofe umgeben. Die Kuppel wölbt sich über der angeblichen Himmelfahrtsstelle, wo in einem länglichen Marmorviereck der Abdruck des rechten Fußes Jesu gezeigt wird. Heute im Besitze der Muslimen und von ihnen ebenfalls als heilig verehrt, wird die Kapelle zwei- oder dreimal im Jahre den Griechen und Lateinern zur Abhaltung ihres Gottesdienstes geöffnet. Neben dem Eingangsportal des Hofes erhebt sich ein schlankes Minaret; es gehört zu dem Derwischkloster, das hier an der Stelle einer ehemaligen großen Augustinerabtei steht. Unbeschreiblich schön und großartig ist die weite Rundsicht, die man von der Höhe des Minarets genießt; ganz besonders interessant aber nach Westen und nach Osten hin. Auf der erstern Seite zeigt sich uns das Bild der ausgedehnten Stadt mit den herrlichen Moscheen des Tempelhügels im Vordergrunde; nach Osten hin sehen wir das Thal des Jordan und das blaue, schimmernde Wasser des Todten Meeres vor den in violetten Duft gehüllten Höhenzügen am Horizonte. 1200 Meter tiefer als der Gipfel des Oelberges liegt das Becken des Todten Meeres; aber die kahlen, trockenen Hügelterrassen, die sich zwischen beiden hinziehen, fallen so allmälig ab, daß man den Höhenunterschied nach dem Augenscheine nie für so bedeutend halten würde. Man unterschätzt ihn ebenso, wie die Entfernung, die kaum ein bis zwei Meilen zu betragen scheint und die

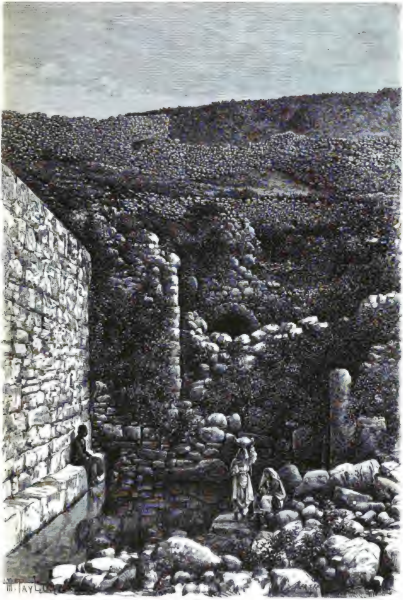
doch nur in siebenstündigem Ritt zurückgelegt werden kann.

Nach allen Seiten hin führen Wege vom Oelberge zum Thale hinab, und ein jeder von ihnen führt auch an einem oder mehreren Punkten vorbei, die durch irgend eine fromme Tradition geheiligt sind. Da ist die Stelle, wo Jesus den Jüngern das Vaterunser gelehrt, da die andere, wo er über Jerusalem geweint hat, da wieder der Ort, wo die Jünger das apostolische Glaubensbekenntniß verfaßt haben u. s. w. Ganz besonders reichliche Veranlassung zu frommen Sagen geben aber die zahlreichen alten Felsengräber, die sich an den Abhängen des Berges vorfinden. Tief unten am westlichen Abhange sind die „Gräber Absalon's, Josaphat's und des Jakob“, sowie die sogenannte Pyramide des Zacharias: großartige, in den Felsen gehauene Grabmäler. Unweit des Weges, der in südlicher Richtung nach dem Dorfe Siloa führt, liegt eine andere, von den Juden ebenfalls hochverehrte Gräberstätte, das sogenannte kleine Labyrinth oder die Prophetengräber, eine umfangreiche unterirdische Anlage, die aus einer großen Rotunde, verschiedenen Kammern und mehreren sich kreuzenden Gängen von 12 bis 18 Meter Länge besteht und etwa zwei Dutzend sogenannter Schiebgräber enthält. Die ziemlich rohe Ausführung des Ganzen läßt auf ein hohes Alter schließen. Das Dorf Siloa selber, das am Abhange der südöstlichsten Kuppe des Oelberges wie ein Schwalbennest an die Felswand angeklebt liegt, war zum großen Theil vor Zeiten auch eine Nekropole der Juden. Eine Menge von Felsengrotten, deren ursprüngliche Bestimmung als Grabkammern an den in der Rückwand befindlichen Lampennischen zu erkennen ist, liegen in und vor dem Dorfe und werden heute theils als Wohnungen, theils als Viehställe benutzt. Jahrhunderte lang, ehe das arabische Dorf hier entstand, wurden sie von christlichen Einsiedlern bewohnt. Das Dorf, das im Ganzen etwa 80 Häuser zählt, und von einer von Norden nach Süden laufenden Gasse durchschnitten wird, ist aus einiger Entfernung nur schwer von dem Felsen, auf dem es steht, zu unterscheiden, da die

Das Dorf Siloa (Silwân).

Farbe der Häuser mit der des gelblichgrauen Kalksteinbodens vollkommen übereinstimmt. An seinem Eingange befindet sich, heute als muslimisches Heiligthum verehrt und von einer hohen Mauer umschlossen, in der Felswand eine große monolithische Pyramide, die de Saulcy für eine ägyptische Kapelle erklärt, welche Salomo für eine seiner vielen Frauen, eine Pharaonentochter, errichtet hätte. Die Aehnlichkeit, die diese Pyramide mit dem sogenannten Zachariasgrabe aufweist, die zwei Kammern, die sie im Innern enthält, lassen aber vielmehr auf ein Grabmal schließen. — Die Einwohner von Siloa, sämmtlich Muslimen, stehen in dem Rufe, besonders räuberisch zu sein. Die meisten von ihnen betreiben Ackerbau und Viehzucht; viele ernähren sich auch durch den Verkauf des Wassers aus den nahegelegenen Quellen, das sie in großen Schläuchen auf Eseln nach Jerusalem bringen.

Die drei unweit des heutigen Siloa belegenen Quellen, die freilich ihren alten Wasserreichthum und damit ihre alte Bedeutung lange eingebüßt haben, sind die Marienquelle, die Siloaquelle und der Hiobsbrunnen. Die erstere, eine intermittirende Quelle, deren Wasser in der Regenzeit drei- bis fünfmal, im Sommer zwei-, im Herbst aber nur ein einziges mal am Tage strömt, läuft unter der westlichen Wand des Josaphatthales im Innern des Felsens entlang. Unter einem in den Felsen gehauenen Gewölbe steigt man dreißig Stufen bis zum Wasser hinab, das sich in einem 3 bis 4 Meter langen und $1\frac{1}{2}$ Meter breiten Becken sammelt. Ein Abfluß aus demselben führt durch einen roh ausgehauenen Verbindungsgang von 533 Meter Länge zu der tiefergelegenen Siloaquelle. Bei seiner mühevollen, weil an vielen Stellen nur im Kriechen auf allen Vieren auszuführenden Rekognoscirung dieses Ganges entdeckte Warren ungefähr in der Mitte über demselben einen nach oben in den Felsen sich öffnenden Schacht; derselbe führte in einen weiten saalartigen Raum, in dem eine Menge alter Töpfe, Scherben und Glaslampen erkennen ließen, daß er zur Zeit der römischen Belagerung wohl flüchtenden Juden als Versteck gedient hatte. Die Siloaquelle, die früher zwei Teiche füllte, speist heute nur noch den einen derselben, den sogenannten Oberteich, der durch die an ihn sich knüpfende Erzählung von der Heilung des Blinden (Joh. 9, 7) für heilig galt. So



Die Siloa-Quelle ('Ain Silwan).

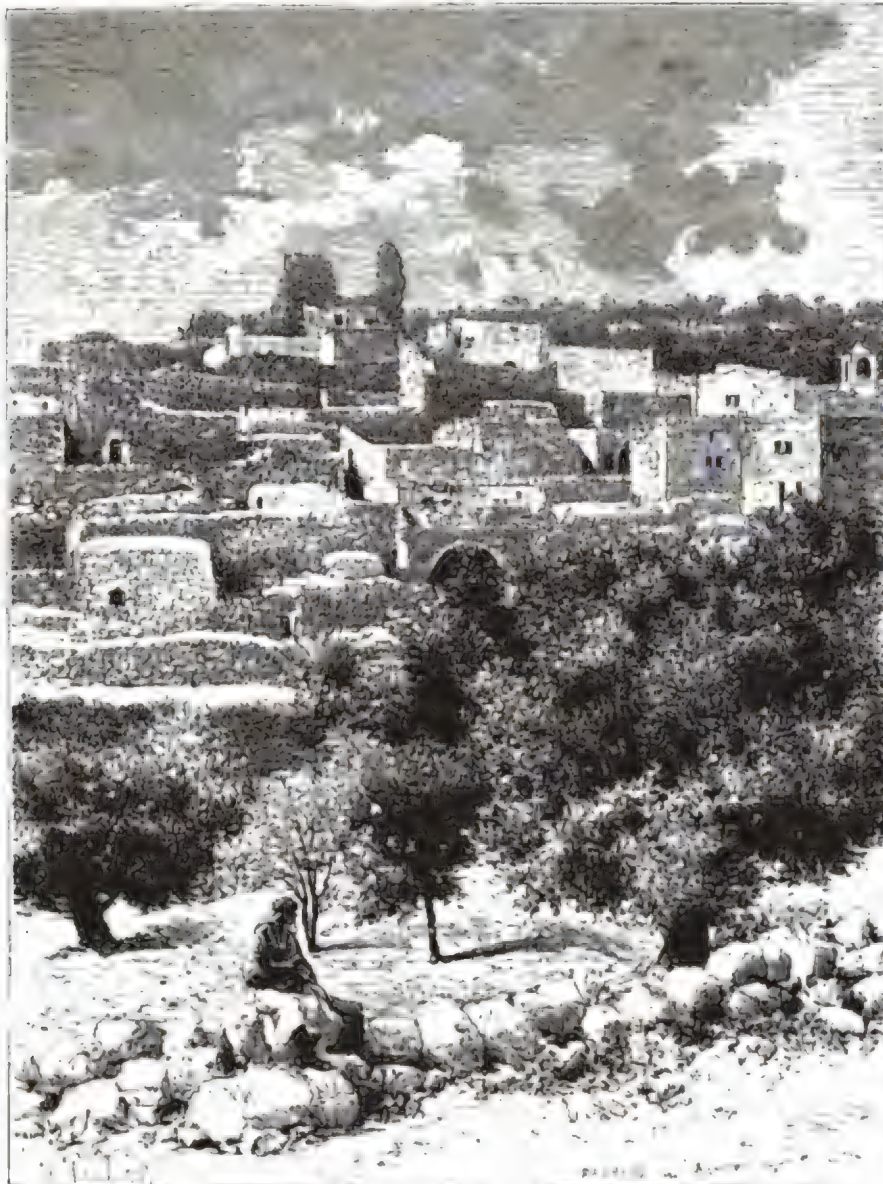
Digitized by Google

wurde auch schon im 6. Jahrhundert eine Basilika mit Badeeinrichtung über der vermeintlichen Heilquelle erbaut, im 12. Jahrhundert ein wohl zur Aufnahme von Kranken bestimmtes klosterähnliches Gebäude. Mehrere starke Pfeiler und Säulen, die sich an der einen Seite des etwa 16 Meter langen und 5 bis 6 Meter breiten Beckens heute noch erheben, sowie ein Säulenstumpf, der aus der Mitte desselben über das Wasser hervorragt, dürfen als Ueberreste jener Bauten gelten. Das Wasser der Quelle fließt durch einen Abzugskanal in der südöstlichen Ecke des Teiches aus und verliert sich in den im Thale belegenen Gärten; es ist von wenig angenehmem, nicht immer gleichem Geschmack, bald mehr, bald minder salzig, und wird überdies durch die stets am Teiche anzutreffenden Wäscherinnen und Gerber oft stark verunreinigt. Einige hundert Schritt weiter nach Süden, an der Stelle, wo das von Westen kommende Hinnomthal in das Thal des Kidron einmündet, befindet sich der dritte, der sogenannte **Hiobsbrunnen**, der, noch heute verhältnißmäßig wasserreich, höchst selten nur gänzlich versiegt. Das wegen seines Wohlgeschmackes berühmte Wasser füllt oft den fast 40 Fuß tiefen, gemauerten Brunnen bis zum Rande und strömt dann als Bach das Kidronthal hinab. Die großen steinernen Tröge zum Tränken des Viehs, die sich neben ihm befinden, stammen augenscheinlich aus sehr alter Zeit. Eine heute ganz verfallene Moschee, die sich an der einen Seite erhebt, deutet auf die jeder annähernden Wahrscheinlichkeit entbehrende muslimische Tradition, die diesen Brunnen mit der Geschichte Hiob's in Verbindung gebracht und dadurch als heilig gestempelt hat. An dieselbe Tradition erinnert auch das unweit desselben belegene elende Gebäude, das vor wenigen Jahren von der türkischen Regierung als Hospital für Aussätzige erbaut worden ist: ein langes, einstöckiges Haus mit zahlreichen Thüren in der Front, die in eben so viele getrennte Kammern von 7 Meter Länge und 4 Meter Breite führen. Jeder dieser kleinen Räume, der mehreren Aussätzigen, oft einer ganzen Familie dieser Unglücklichen, zum Aufenthalte dient, hat in der Rückwand ein kleines Fenster. Zwei große, in der rohesten Weise aus Lehm und zerhacktem Stroh gemauerte Kasten in der Mitte des Gemachs enthalten die Vorräthe an Nahrungsmitteln und Kleidung für die Bewohner, einige zerlumpte Decken und Matten in der einen Ecke bilden die ganze sonstige Einrichtung des unsaubern Raumes. Anstatt des Herdes dienen drei am Boden liegende Steine, ein Schornstein existirt nicht: der Rauch muß, so gut es eben geht, durch Thür und Fenster seinen Ausweg finden, und vielleicht ist diese primitive Einrichtung, die die Lehmwände der kleinen Kammern schon längst geschwärzt hat, bei der aller Beschreibung spottenden Unreinlichkeit noch als wohlthätiges Desinfektionsmittel von Werth. Von ärztlicher Behandlung der Unglücklichen, von irgend welchen Versuchen, die in den vorgeschrittenen Stadien des Leidens entsetzlichen Qualen zu lindern, ist nicht die Rede. Es ist eben nur eine abgesonderte Unterkunft für die Kranken geschaffen worden, in der sie sich bei Sonnenuntergang einzufinden haben, wenn ihr Tagewerk des Bettelns an den Stadtthoren und den Eingängen der Moscheen und Chans gethan ist. Und trotz dieser eben nur unter türkischem Regiment möglichen, entsetzlichen Zustände ziehen die Kranken den Aufenthalt in dem türkischen Aussätzigenhause immer noch der Aufnahme in der dem gleichen Zwecke dienenden, wohlthätigen Anstalt der deutschen protestantischen Gemeinde von Jerusalem vor. In dieser, die unweit des Jaffathores inmitten schattiger Bäume und Gärten gelegen ist, sind die Kranken in großen, gutventilirten Sälen untergebracht. Geeignete Kost, aufmerksame Pflege und medicinische Bäder und Waschungen tragen wohl manches zur Linderung der Leiden bei — von irgend einem Erfolge der immer wieder unternommenen Heilungsversuche ist indessen nicht die Rede, und so koncentrirt sich einstweilen das Streben der Aerzte noch hauptsächlich darauf, die Krankheit immer mehr aussterben zu lassen. Die demgemäß vollständige Absonderung der Geschlechter und die Internirung der Kranken in dem Bezirke der Anstalt lassen das türkische Aussätzigenhaus mit seiner ungebundenen Freiheit begreiflicherweise immer vorziehen. Die Bewohner desselben wählen sich einen Scheich aus ihrer Mitte, der die Ordnung in dieser Kolonie des höchsten menschlichen Elends aufrecht zu erhalten hat. Jerusalem, Ramle und Nabulus sind die drei einzigen Städte in Syrien, in denen sich heute noch Aussätzige aufhalten dürfen; der erstere Ort beherbergte zur Zeit von Lortet's Anwesenheit daselbst etwa 100, Ramle 40 und Nabulus 50 solcher Unglücklichen, unter denen sich, wie dem Reisenden von glaubhaften Gewährsmännern mitgetheilt wurde, kein einziger jüdischer Einwohner des Landes befand. Dieser Umstand ist indessen wohl weniger einer Raceneigenthümlichkeit zuzuschreiben (galt doch im Alterthume das jüdische Volk nur zu oft für eine „Herde

Scheich der Aussätzigen.

von Aussätzigen"), als vielmehr der Thatsache, daß die entsetzliche Krankheit fast ausschließlich unter der ackerbauenden Bevölkerung ihre Opfer sucht und gesucht hat, zu der die syrischen Juden heute nur in verschwindend kleinem Theile noch gehören.

Etwas über eine Viertelmeile von dem Dorfe Siloa entfernt liegt in östlicher Richtung das alte Bethanien, das heutige El'Azarije, so genannt nach einer arabischen Korruption des Namens Lazarus oder Lazarium, dessen L fälschlich als Artikel angesehen wurde. Bethanien, „Haus der Armen", hieß man den Ort vielleicht wegen seiner Lage am Anfange der zum Todten Meere sich hinziehenden trockenen Wüste, vielleicht auch, weil er der Zufluchtsort der Aussätzigen war, der „Armen", wie sie noch heute vom Volke

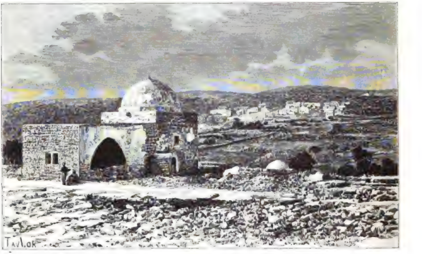


Bethanien (El'Azarije).

genannt werden. Ueber die Identität des heutigen El'Azarije mit dem neutestamentlichen Bethanien kann kaum ein Zweifel herrschen; seine Lage und die Entfernung von der Stadt (nach Joh. 11, 18 beträgt sie 15 Stadien) stimmen mit der des Wohnortes des Lazarus vollkommen überein. In den ersten Zeiten der christlichen Kirche hatte denn auch der Ort eine hohe Bedeutung; große Klöster und Tempel erhoben sich an den geheiligten Stätten. Noch im 12. Jahrhundert errichtete Melisendis, die Gattin des vierten Königs von Jerusalem, ein großes, befestigtes Frauenkloster über dem „Grabe des Lazarus". Mächtige Ueberreste eines alten festen Thurmes, die sich noch heute inmitten des aus einigen 40 Häusern bestehenden Dorfes erheben und das „Schloß des Lazarus" genannt werden, stammen jedoch nicht, wie oft angenommen wird, von jener Klosterveste; sie gehören, wie aus ihren großen, geränderten Quadern hervorgeht, einer viel frühern Zeit an. Neben dem zum Theil gemauerten, zum Theil in den Felsen gehauenen, dürftigen Grabe des Lazarus, das übrigens keine Aehnlichkeit mit einem alten jüdischen Grabe hat, erhebt sich heute eine Mo-

schee; denn Lazarus gilt seit lange schon auch bei den Muslimen für einen Heiligen. Nicht weit davon wird das Haus der Maria und Martha gezeigt. Die Einwohner des zwischen zahlreichen Feigen-, Oel-, Mandel- und Johannisbrodbäumen anmuthig gelegenen Dorfes sind heute ausschließlich muslimische Araber, unter denen Lortet mehrere Individuen von auffallender Schönheit bemerkte.

Am Morgen des 12. Juni unternahm Lortet einen weitern Ausflug nach dem in gerader Richtung etwa 30 km von Jerusalem entfernten Hebron. Zum westlichen, dem Jaffathore, hinausreitend, verfolgte man zunächst die in südöstlicher Richtung führende Straße nach Bethlehem, die zuerst auf beiden Seiten von niedrigen Kornfeldern eingefaßt ist, bald aber auf die Hochebene hinaufsteigt, an deren Ende das große griechische Kloster Mar Eljâs steht, von herrlichen, alten Oelbäumen umgeben. Etwas unterhalb des Klosters, da, wo sich der Weg nach Hebron von der Bethlehemstraße abzweigt, liegt ein von den Christen, Muslimen und Juden gleich hoch verehrtes Heiligthum, das sogenannte Grab der Rahel, der Gattin Jakob's. Es ist in seiner heutigen Gestalt ein Weli oder muslimisches Heiligengrab, wie es deren in fast jedem Dorfe eines oder mehrere giebt; auch der im Innern befindliche Sarkophag ist nicht bemerkenswerth; er besteht aus einfach geweißtem Mauerwerk. Nach 1 Mose 35, 19 starb Rahel in der That ganz in der Nähe von Bethlehem, und so mag dieser Platz, der schon während der ganzen christlichen Zeit als ihr Grab gegolten hat, vielleicht wirklich der richtige sein. Von einer angeblich als Erinnerung an die zwölf Stämme aus zwölf ungeheuren Steinen hier errichtet gewesenen Pyramide ist heute kein Ueberrest mehr vorhanden. Das jetzige Gebäude, dessen Mauern über und über mit Pilgernamen bedeckt sind — denn das Grab Rahel's ist namentlich für die Juden ein vielbesuchter Wallfahrtsort —, soll aus dem 15. Jahr-



Rahel's Grab.

hundert stammen und seitdem einigemal umgebaut und verändert worden sein.

Ueber trockenes, steiniges Terrain, auf dem außer verkümmertem Strauchwerk nichts von Vegetation zu sehen ist, führt die Hebronstraße zunächst zu den Burak, den sogenannten Salomonischen Teichen, den drei ungeheuren gemauerten Reservoirs des alten Aquädukts, der Jerusalem mit Wasser versorgte. Ueber die Zeit der Erbauung dieser berühmten Stufenteiche ist viel und bis jetzt ohne Erfolg gestritten worden; indessen darf es als ausgemacht gelten, daß die großartige Anlage ihren Namen mit Unrecht trägt und einer viel spätern als der Salomonischen Zeit angehört. Der fast fünfstündige Weg von hier nach Hebron zeigte Lortet die judäische Landschaft in ihrer ganzen Einförmigkeit. Zu beiden Seiten der Straße, die, ein Ueberrest aus der Römerzeit, hier mit großen allmälig ganz glatt geschliffenen Steinplatten gepflastert ist, ziehen sich die trockenen, unbebauten röthlichen Hügel hin. Vereinzelt zeigen sich hin und wieder auf ihnen kleine Gehölze verkrüppelter Eichen mit stachlichtem Grün (Quercus Palaestina). In den Schluchten und Thälern nur sieht man von Zeit zu Zeit kleine Kornfelder, Oliven- und Feigenbäume. Nachdem eine Schar russischer Pilger den Weg nach Bethlehem eingeschlagen hatte, war auf der Hebronstraße, so weit das Auge reichte, kein Mensch zu sehen; nur in der Ferne auf den Hügeln, und gegen den blendenden Horizont scharf abgezeichnet, erblickte man einige arabische Hirten mit ihren Kameelen oder Ziegen. In der heißen, unbewegten Luft hörte man nichts als das fortwährende laute Summen der großen Mistkäfer (Scarabaeus sacer), die in großen Schwärmen über dem auf der Straße verstreuten Pferde- und Kameelmist sich niederließen, das gelegentliche Geschrei einiger weißköpfiger Steinschmätzer (Saxicola leucomela), die um die felsigen Hügel flogen, und den unermüdlichen Gesang der treuesten Begleiterin

des syrischen Reisenden, der Haubenlerche. In den ödesten, trockensten Gegenden des Landes trifft man diesen zierlichen Vogel an. Da derselbe bekanntlich nicht weit fliegt, würde es oft vollkommen unerklärlich sein, wo er zum Wasser gelangt, wenn man nicht annehmen wollte, daß er sich mit dem hier so reichlich fallenden Thau begnügt.

Je mehr man sich Hebron nähert, desto mehr verändert sich die Landschaft; immer häufiger zeigen sich bewaldete Hügel, manche mit deutlich erkennbaren Eingängen zu Felsengräbern. Auf dem Gipfel des einen derselben erheben sich große Ruinen starken Mauerwerkes, die man für die Trümmer des alten Beth-Zur (Josua 15, 58) ansieht. Auch auf den umgebenden Hügeln zeigen sich ähnliche, kleinere Mauerreste; doch sind sie in einem dichten Gehölz von Terebinthen, Zwergeichen und Karuben fast versteckt, in dem unzählige große Eidechsen und schöne schwarze Nattern (Coluber atrovirens) sich aufhalten.

Gegen Abend, noch vor Sonnenuntergang, erreichte man Hebron, das, eine Ausnahme unter den palästinensischen Städten, nicht auf einem Hügelrücken, sondern in der Verengung eines Thalgrundes liegt. Zahlreiche Quellen machen die Umgebung der alten Stadt reich an Gärten, in denen Mandeln, Pistazien, Granaten und Aprikosen in Fülle gedeihen; die Weinberge von Hebron sind noch heute ebenso berühmt wie vor Alters. Der Ursprung der Stadt wird mit Recht in eine sehr entlegene Zeit zurückverlegt. Wir begegnen ihrem Namen wieder und immer wieder in den Büchern Mose. Bei Hebron lag der Hain Mamre Abraham's, hier

Die große Moschee (Harâm) in Hebron.

auch die Doppelhöhle Machpela, die er zum Begräbnißplatze von Ephron, dem Hethiter, kaufte. Auch in den Berichten der Bücher Josua und Samuelis spielt die Stadt eine wichtige Rolle; und diese Bedeutung blieb ihr bis weit in die muslimische Zeit hinein, theils als wichtige Handelsstadt, theils als religiöses Heiligthum; denn Abraham, der „Freund Gottes“, ist ein großer Prophet des Islâm. So ist denn auch fast die ganze rührige Bevölkerung der heutigen Stadt, 8000 bis 10 000 Seelen, muslimisch, und nur eine Anzahl von etwa 500 jüdischen Einwohnern vorhanden. Die ersteren übertreffen an Fanatismus noch die Mehrzahl ihrer anderen syrischen Glaubensgenossen; der Aufenthalt in Hebron war vor noch nicht gar langer Zeit eine gefährliche Sache für die Reisenden; und wenn dieses sich auch jetzt geändert hat, so bleibt doch der interessanteste Theil der ganzen Stadt, das große Harâm, nach wie vor allen Ungläubigen verschlossen. Dasselbe umschließt nach alter Tradition die Höhle Machpela und die Gräber der Patriarchen. Die Umfassungsmauer des ausgedehnten Heiligthumes ist aus ungeheuer großen Quadern erbaut und erinnert an die Harâmmauer von Jerusalem; mächtige Wandpfeiler stützen sie von außen. Ueber dieser augenscheinlich sehr alten 15 bis 18 Fuß hohen Umfassung haben die Muslimen noch eine moderne Zinnenmauer errichtet. An den beiden nördlichen Ecken führen zwei Treppen in den innern Hofraum, den kein Fremder betreten darf. Von der Höhe über dem Harâm sieht man aber, daß in der Mitte dieses Raumes ein großes Gebäude sich erhebt: augenscheinlich eine alte Basilika, die in eine Moschee umgewandelt worden ist. Nur dreimal innerhalb der letzten Jahrzehnte hat ein besonderer

Digitized by Google

Ferman des Sultans Andersgläubigen die Pforten der Moschee geöffnet: 1862 dem Prinzen von Wales, 1866 dem Marquis von Bute und 1869 dem Kronprinzen von Preußen. Nach den Berichten ihrer Begleiter, die freilich auch nur den flüchtigsten Blick in das Heiligthum werfen durften, soll, außer den über dem Boden befindlichen Kenotaphen, auch noch eine Felsenkrypta vorhanden sein, in der sie Marmorsärge zu sehen glaubten.

Rings um den großen Bau liegen eine Menge kleinerer Gebäude, die von Derwischen, Heiligen und Wächtern des Heiligthums bewohnt sind. Sechs Dörfer der Saron- und Philisterebene müssen für den Unterhalt dieser Leute sorgen.

Bei den Turkmenen Karamaniens.

Auf der kleinasiatischen Hochebene nördlich des Bulgar-Dagh, welcher die kilikische Küstenebene vom Plateau Kappadokiens scheidet, übernachtete Mrs. Scott-Stevenson, aus deren Reisewerke wir schon Einiges über das Treiben der Tscherkessen in Kleinasien mitgetheilt haben (s. oben S. 279) in einem Lager von Turkmenen (Our Ride through Asia Minor p. 275 seq.). Dasselbe lag zwischen Kiz (oder Kilisse) Hissar, dem antiken Tyana, und der Stadt Eregli. Sie beschreibt ihren dortigen Aufenthalt wie folgt.

Etwa 30 Zelte lagen zerstreut umher, jedes mit einer kleinen Schilfhecke, um bei Nacht die Herden aufzunehmen. Andere noch kleinere Umfriedigungen umschlossen das Geräth für den täglichen Gebrauch. Die Zelte oder Hütten — es ist schwer zu entscheiden, wie man sie eigentlich nennen soll — waren von Filz und zeigten die bienenkorbähnliche Form, durch welche sich die Turkmenen von den Jürüken unterscheiden. Diese hier gehörten offenbar einem reichen Stamme und waren auffallend gut hergestellt. An der einen Seite war der Filz aufgeschlagen, um die Luft einzulassen, und das hölzerne Gitterwerk des Innern war deutlich zu sehen. Die Bedeckung wurde durch starke Bänder aus Ziegenhaar, welche verschiedenfarbig gestreift waren, festgehalten. In jeder Hütte sah man wollene Matratzen, baumwollene Decken und Killim-Teppiche nett zusammengefaltet und in Haufen aufgeschichtet liegen, bereit bei Nacht auf die Erde gelegt zu werden. Der Filz heißt Kedschi, wird von den Leuten selbst zu einer gewissen Jahreszeit angefertigt und entspricht seinem Zwecke vortrefflich; weder Wind noch Sonne dringt durch und im Winter hält er warm, im Sommer kühl. Mrs. Scott-Stevenson und ihr Mann hielten vor dem ansehnlichsten Zelte an, fanden aber nur die Weiber daheim; dieselben empfingen sie nicht so gastfreundlich, als sie erwartet hatten, wurden aber später, als die Männer zurückkehrten, auch höflicher. Die Reisenden schirrten sofort ihre Pferde und luden ihren Wagen ab und sandten einen Jungen nach Wasser aus. Er brachte welches, das völlig brackisch schmeckte. Jene Ebene ist wegen ihrer Milchprodukte berühmt und hat doch durchweg schlechtes Wasser, ein Umstand, welcher der Engländerin auffiel: sie hatte stets geglaubt, daß reines Wasser ein Haupterforderniß zur Betreibung der Milchwirthschaft sei, während sich hier die Turkmenen eine Gegend ausgesucht hatten, wo das Wasser spärlich, schlecht und wenigstens eine halbe englische Meile entfernt war.

Die Turkmenenweiber sind eine schöne, kräftige Race, mit starken Knochen und großen Gliedern, sehr fleißig und reinlich, aber ganz uncivilisirt. Auf die Engländerin blickten sie mit äußerster Verachtung herab und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, als ihr Mann und der Dolmetscher desselben sie eifrig bedienten, anstatt umgekehrt. Letzterm sagten sie, sie hätten nie zuvor ein „so nutzloses Ding“ gesehen, und fragten ihn, wozu sie denn gut wäre. Mrs. Scott-Stevenson glaubte denn auch, daß es ihr schlecht gegangen wäre, wenn sie mit diesen Damen allein gelassen worden wäre.

Außer dem Hauptzelte war noch ein schwarzes Beduinenzelt vorhanden, welches für zufällig vorüberkommende Fremde bestimmt war, und von welchem die beiden Zaptiehs der Engländer sofort Besitz ergriffen.

Als die Sonne sich zum Untergange neigte, begann sich die Scene zu ändern. Ringsum am ganzen Horizonte tauchten plötzlich große Herden auf, welche beim Näherkommen streng von einander gesondert blieben. Der sie begleitende Mann oder Knabe erlaubte niemals einem Schafe, sich zu verlaufen. Zuerst kamen die Lämmer, Herde auf Herde, kleine schwarzweiße Dinger, und warteten in kurzer Entfernung vom Lager. Als alle Thiere auch von den entfernten Weiden zur Stelle waren, wurde auf ein bestimmtes Zeichen eine Abtheilung von Schafen und auf der entgegengesetzten Seite eine solche von Lämmern losgelassen, und jedes Lamm sprang sofort zu seiner Mutter, welche es seit dem Morgen nicht gesehen hatte. Rührend war die Freude beider beim Wiedersehen. Die Lämmer suchten sofort nach Nahrung und saugten nach Herzenslust, wobei ihre kleinen Schwänzchen in der komischesten Weise hin und her wackelten. Blökend liefen die mutterlosen Thiere umher und erhielten auf ihrer Suche so manchen Stoß oder Fußtritt; eine der Frauen mußte einige Mutterschafe festhalten, während die Jungen saugten. Die Wölfe hatten offenbar viele von den Eltern getödtet, und die Nährerinnen waren durchaus nicht geneigt, sich der kleinen Waisen anzunehmen. Sobald jedes genug hatte, wurden sie wieder getrennt und in verschiedene Gehege gesperrt, um erst wieder am nächsten Morgen vor dem Austriebe auf wenige Minuten zusammengelassen zu werden. Selbst neugeborene Lämmer werden ebenso behandelt und dürfen nicht bei ihren Müttern bleiben, weil die Turkmenen glauben, daß sie auf solche Weise mehr Milch von den Schafen erhalten. Dasselbe Verfahren wurde bei jeder Herde wiederholt, wobei ein Irrthum in der Vermischung zweier Herden nicht vorzukommen schien.

Es war das, wie Mrs. Scott-Stevenson sagt, eine der hübschesten Scenen, die sie je gesehen; die wilde Umgebung trug nur dazu bei, die Eigenthümlichkeit und Poesie derselben zu erhöhen. Die weite einsame Ebene, die Zelte und Herden, die Leute in ihrer saubern Kleidung, ihr wildes Schreien und ihre fremde Sprache, und die große untergehende Sonne, welche ihr goldenes Licht über das ganze Bild ausgoß, das alles versetzte sie wie in ein Traumland. Die Turkmenen selbst sahen dabei weder etwas Schönes noch Poetisches; ihre einzige Sorge ging dahin, daß jedes Lamm genug bekam und nicht mehr.

Unter den Herden befanden sich einige Teftek oder Angoraziegen, die an Gestalt und Haar mehr Schafen als Zie-

gen gleichen. Ihr Haar oder Wolle ist leicht und von schöner Textur; ehe die Weiber die Thiere einsperrten, gingen sie rund um die Herde herum und sammelten sorgfältig alle an den Seiten derselben hängenden losen Flocken, da das Produkt sehr kostbar ist und von den Kaufleuten von Koniah theuer bezahlt wird.

Wölfe fügen den Herden großen Schaden zu, da sie oft in Rudeln von 20 bis 50 Stück einbrechen und in einer Nacht viele Schafe tödten oder verstümmeln. Zwar besitzen diese Turkmenen große und starke Hunde, aber auch diese fallen den Raubthieren zur Beute, wenn sie der Hunger drängt.

Das Zelt des Häuptlings Hadschi Iusef unterschied sich in nichts von den anderen; sein Eigenthümer besaß aber mehr Schafe und Teftek. Wenn die heiße Jahreszeit kommt, ziehen sie nach Norden an den Hassan-Dagh. Das Lager war wunderbar rein und kein Unrath beleidigte das Auge; der Schafmist wird täglich bei Seite geschafft und die Stellen schnell gefegt. Die Leute sagten, sie müßten reinlich sein; denn ihre Existenz hänge von der Qualität ihres Kaimak (Sahne), Butter, Milch und Käse ab, und deren Bereitung erfordere die strengste Reinlichkeit. Im Winter beschäftigen sie sich mit dem Weben von Killim-Teppichen.

Bei einbrechender Dämmerung brachte man den Engländern das Abendessen, nämlich eine Metallschüssel voll Milchsuppe, in welcher eine Art Gras, die an vielen Stellen der Ebene wild wächst, gekocht war, was gar nicht schlecht schmeckte; dazu frischen Käse, Sahne und Butter, Milch nach Belieben und zum Schlusse vorzüglichen Jörüken-Kaffee, d. h. extra starken, in dessen Bereitung die Jörüken besonderes Geschick entwickeln. Nur der beste und tapferste Mann wird der Ehre theilhaftig die Bohnen zu rösten und zu stampfen, und es gilt fast als Sünde, wenn ein Weib dabei Hand anlegen wollte. Bei jener Gelegenheit wurde ein Freund aus einem Nachbarzelte herbeigeholt; zunächst wusch er sich Gesicht und Hände, während die anderen rings herum saßen und ihm zuschauten. Als der Mond aufging, trennte sich die Gesellschaft; die Männer wuschen sich sorgfältig Füße, Hände und Gesicht, breiteten ihre kleinen Teppiche auf die Erde und sprachen, das Gesicht nach Mekka gekehrt, ihr Abendgebet. Dann zog sich auch das englische Ehepaar in seinen Wagen zurück und suchte unter dem Sternenhimmel die Ruhe, welche nur hin und wieder durch das Gebrüll einer Kuh oder das Blöken eines Schafes unterbrochen wurde.

Ehe sie am nächsten Morgen das Lager verließen, brachte man ihnen noch einen kranken Säugling und einen blinden Mann zum Kuriren. Gewöhnlich aber ist dieses Volk durchaus gesund und hat natürlich keine Aerzte, wohl aber einige simple Heilmittel, denen sie unbedingt vertrauen. In besonders schlimmen Fällen schlachten sie ein Schaf oder, wenn nöthig, eine Kuh und legen die kranke Person in den warmen Kadaver, bis sie ihre Lebenskraft wiedergewonnen zu haben scheint. Fleisch essen sie nur, wenn der Wolf ein Schaf so arg zugerichtet hat, daß es getödtet werden muß; sonst genießen sie nur Milchspeisen und Brot. Gemüse und Früchte sind bei ihnen unbekannte Dinge und ihr einziger Luxus ist der Kaffee.

Zum Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala.

Von **Karl Lamp.**

Zwischen Mexico und Guatemala droht wegen streitiger Grenzmarken ein Krieg auszubrechen. Diese Frage schwebt zwischen den beiden Ländern schon seit ihrer Befreiung von der spanischen Herrschaft. So lange letztere dauerte, war Chiapas mit Soconusco, dem Küstenstreifen am Stillen Oceane, eine Provinz der zur Generalkapitanie Guatemala gehörigen gleichnamigen Intendanz. Nach der Vertreibung der Spanier, als Iturbide zum Kaiser in Mexico proklamirt ward, schloß sich diesem die mittelamerikanische Generalkapitanie an, trennte sich aber wieder von ihm bald nach Iturbide's Sturz. Bei dieser Gelegenheit blieb Chiapas, das, durch die eingesenkte Landenge von Tehuantepec von den mexicanischen Hochebenen getrennt, geographisch sicherlich zu Guatemala zu rechnen ist, so zu sagen bei Mexico hängen. Ob dies Verhältniß jemals von Guatemala als zu Recht bestehend ausdrücklich anerkannt worden ist, weiß ich nicht, möchte es aber kaum annehmen. Jedenfalls ist die Zugehörigkeit einiger Gebiete immer zweifelhaft gewesen. So wird noch auf einer Karte vom Jahre 1844 Chiapas als zu Guatemala gehörig angegeben. Auf anderen neueren mexicanischen Karten wird die Grenze weiter nach Nordosten zu um den Mittellauf des Usumasinta als „nicht festgesetzt“ bezeichnet. Indeß ist diese Gegend, die nur von indios bárbaros, Lacandonen genannt, bewohnt wird, welche den Spaniern und dem Katholicismus sich fern gehalten haben, bis jetzt für keins der beiden Länder von Bedeutung und es wäre ihretwegen schwerlich ein ernster Streit entstanden. Dazu geben schon eher Anlaß die Verhältnisse im Gebiet des Sees von Peten, das, von Guatemala, von dem es politisch unbestritten ein Theil ist, durch einsame Bergwaldungen getrennt, geographisch zu Yucatan gehört und fast nur mit den Hafenplätzen um die Mündung des Usumasinta Verkehr unterhält; die Schroffheit, mit der nach der Behauptung mexicanischer Zeitungen, die ich zu Gesicht bekommen habe, den Mexicanern gegenüber, die sich dieses Verkehrs wegen in Peten aufhalten, die guatemaltekische Regierung ihre Oberhoheit betont, soll der mexicanischen Anlaß zu Klagen gegeben haben. Auch diese Angelegenheit jedoch ist von geringer Bedeutung im Vergleich zu den Interessen, die auf dem Gebirge, das mit dem Ufer des Stillen Meeres parallel läuft, auf dem Spiele stehen. Hier stoßen beide Länder mit verhältnißmäßig gut bevölkerten Distrikten an einander und Soconusco, der Abfall jenes Gebirges zur Südsee, ist, wie man allgemein hört, und wie ich noch besonders von Arrieros aus Oaxaca, die von dort Kakao geholt hatten, mir habe sagen lassen, ein sehr fruchtbares Land. Ob die Nachricht der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, daß Guatemala den größern Theil von Chiapas mit ganz Soconusco in Anspruch nehme, begründet ist, wird sich bald zeigen; möglich wäre es, daß es in Erinnerung an die oben erwähnte einstige Zugehörigkeit jener Länder diesen Anspruch im Verlaufe eines immer heftiger werdenden Streites um ein ursprünglich kleineres Gebiet wieder hervorgeholt hat. Als ich vor einigen Jahren in Mexico mich befand, war die Sache noch nicht soweit gediehen; es war, freilich schon seit Jahren, von einer Kom-

mission die Rede, welche die Grenzen endgiltig festsetzen sollte, die aber, so viel ich weiß, niemals zusammengetreten ist. Guatemala war es damals vornehmlich um einen Theil von Soconusco zu thun, den die Indier seiner im Oberlande, der tierra fria, um S. Marcos liegenden Dörfer, zeitweilig vom Gebirge heruntersteigend — wie es die Indier an vielen Stellen des spanischen Amerika thun, um die fruchtbare tierra caliente, deren Klima sie fürchten und die sie daher nicht gern stetig bewohnen, doch auch nicht ganz ungenutzt zu lassen —, für ihre Maisaussaaten gebrauchten und den die Regierung von Guatemala, nach Gebühr für ihre Leute eintretend, ihnen nicht wieder entrissen sehen wollte. Unter gewöhnlichen Umständen wäre diese Sache in Mexico wahrscheinlich unbeachtet geblieben; denn, wie mir einmal ein mexicanischer Politiker sagte, Chiapas, das der Centralregierung nichts einbringt und bei der weiten Entfernung fast schon aus ihrem Bereiche liegt, ist ein von ihr fast vergessener Winkel. Zudem ist die Gegend, die damals in Frage stand, noch dünner als das übrige Soconusco bevölkert. Dies hatte ich unter anderen Gelegenheit, aus einer kleinen Schrift des mexicanischen Finanzministers Don Matias Romero zu entnehmen, in der er vom Kaffee sprach und insbesondere den Anbau desselben in Soconusco anrieth, wo das Land fruchtbar und bei der geringen Zahl seiner Bewohner fast für nichts zu haben sei, wohin man freilich eben des letztgenannten Umstandes halber sich Arbeiter aus Mexico mitzubringen gut thue. Wie ich auf Befragen erfuhr, hatte Romero selbst dort eine sehr große Kaffee-Hacienda eingerichtet, die aber, wie ich hörte, später gleich anderen von den Eingeborenen der oberländischen guatemaltekischen Dörfer, die sich in ihren Rechten beeinträchtigt gesehen haben werden, zerstört worden ist. Der Umstand, daß Romero mit dieser Sache zu thun hatte, ist jedenfalls ein Grund, warum sich die mexicanische Regierung ihrer mehr annimmt, als sie sonst thun würde. Es wäre also im letzten Grunde ein Streit um Landbesitz zwischen dem städtischen spanischen Kapital und den eingeborenen von Alters her angesessenen indischen Bauern, ein Streit, auf dessen häufiges Vorkommen in jenen Ländern und auf dessen Bedeutung ich schon öfter im „Globus“ aufmerksam gemacht habe und der in diesem Falle in seinem Verlaufe zu einem Kriege zwischen Mexico und Guatemala führen könnte. Wer in diesem Kriege siegen würde, ist nicht ohne Weiteres ausgemacht. Mexico hat freilich sechsmal so viel Einwohner als Guatemala. Wie soll es aber alle seine Machtmittel an dieses heranbringen? Es würde nur einen Theil derselben zur Verwendung bringen können und den Krieg bei dem geringen Interesse an dessen Gegenstand wahrscheinlich nur lau führen. Guatemala dagegen würde seine Kraft, die in der Hand eines, wie es heißt, thatkräftigen Präsidenten gesammelt liegt, voll einsetzen.

Nachrichten aus der westarabischen Landschaft Asir.

Einem längern Schreiben des Kaufmanns Herrn Ludwig Stroß (s. „Globus“ XL, S. 119 und 135), datirt Hodeida 14. April 1882, worin er uns verschiedene, an anderer Stelle zu veröffentlichende geographische Nachrichten über die zwischen Hedschaz und Jemen gelegene westarabische Landschaft Asir mittheilt, entnehmen wir das Folgende.

Als die Türken in den Jahren 1870 und 1871 unter Achmed Muchtar und Redif Pascha gegen Asir vordrangen, gelang ihnen die Eroberung der Tehama, des Tieflandes, ziemlich leicht. Der Fürst von Asir, Mohamed ibn-Aïd, wohnte in Zigga (Sega, Sekka bei Carl Ritter), von wo er beim Herannahen der Türken nach Reda [1]) floh, um sich dort mit seinen Anhängern zu vertheidigen. Die Türken konnten Reda lange Zeit nicht nehmen, bis sie durch Verrath des Scheichs von Sabbia auf Seitenwegen den das Wadi vertheidigenden Asir in den Rücken geführt wurden. Heldenmüthig kämpften dieselben noch drei Tage lang; endlich ergaben sie sich unter der Bedingung, daß ihnen kein Leid geschehen sollte. Durch Unvorsichtigkeit der Türken jedoch flog ein Pulverwagen in die Luft und tödtete ihnen den Bimbaschi (Major) Abbas Bey sowie sechszehn Offiziere. Die Türken beschuldigten die Asir, das Unglück herbeigeführt zu haben, und Muchtar Pascha ließ darauf hin den Fürsten Mohamed ibn-Aïd, dessen Bruder Saad und 33 andere Scheichs in einen trockenen Brunnen werfen und von oben herab todtschießen. Andere Brüder des Mohamed ibn-Aïd sowie mehrere bedeutende Scheichs — ihre Namen sind Nasr ben-Aïd, Saïd ben-Aïd, Ali ben-Laheg und dessen Vater, Faiz ben-Gorm und Ibn-Auad — wurden später in Mahrat gefangen genommen und nach Konstantinopel gesandt, wo man sie gleichfalls aus dem Wege räumte. Nur die beiden Scheichs Abderrahman ben-Nasr und die Brüder Ali und Saad ben-Mohamed Aïd entflohen, und letztere empörten sich im vergangenen Winter gegen die Türken, so daß während des letzten halben Jahres an ein Reisen in Asir nicht zu denken war. Gegenwärtig (Mitte April 1882) scheinen die Türken wieder einmal Herren des Landes zu sein.

Hauptort von Asir und Sitz des Defterdars, des obersten Finanzbeamten der Provinz, ist jetzt Abha, 67 Stunden Weges (die Kameelstunde zu 3 engl. Miles) von Kunfuda landeinwärts und an der Ostgrenze des eigentlichen Asir gelegen und 4000 Einwohner zählend. Früher war es das um 19 Wegstunden der Küste näher gelegene Muhail, das indessen den Türken zu heiß war. Der türkische Einfluß in Asir reicht jetzt gegen Süden ungefähr bis Belad Gahtan, 26 Stunden über Abha hinaus; der dortige Scheich Salem Abudi erhält 10 Procent der Abgaben, welche er an die Türken abführt.

Die Hauptausfuhrartikel von Asir sind Ziegen- und Schaffelle, Butter (semn), zwei Qualitäten Gummi (Schergi und Fahmi), Ochsenhäute in geringer Menge und Strohgeflechte. Importirt werden Reis, Petroleum, Manchesterwaaren und in geringen Quanten Zucker und indischer Kaffee.

Die Moralität der Bergbewohner von Asir steht auf einer sehr niedrigen Stufe. In Abha wird man keinen noch so armseligen Araber finden, der gewillt wäre, für gutes Entgelt einen Packen oder eine Kiste irgendwohin zu tragen, dagegen ist jeder für $^1/_4$ Megidi (im Werthe von

[1]) Reda oder Ghadda, aus den Kriegen der Aegypter in den 20er und 30er Jahren dieses Jahrhunderts als starke Festung bekannt, liegt südlich von Menadhir, einer der größten Ortschaften Asirs, und etwas südlich von 18° nördl. Br.

etwa 1 Franc) mit Vergnügen bereit, den Kuppler zu spielen. In den Bergen geht die Gefälligkeit sogar so weit, daß, wenn ein Reisender bei einer Hütte vorbeikommt, der Besitzer ihn einladet, einzutreten, ihm hierauf die Hütte und — seine Frau überläßt und vor der Thür Kaffee kocht; mit 1 Piaster Bachschisch — für den Kaffee — ist er dann überglücklich zu machen. Diese Leichtigkeit der Sitten im Gebirge ist einem alten Gebrauche zuzuschreiben[1]). In Abha und den anderen Plätzen, wo sich Türken aufhalten, hat die Sache — und bekommt ihn jährlich mehr — den Anschein einer tiefgehenden Korruption und Prostitution.

[1]) Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist der Islam in der reformatorischen Gestalt des Wahabismus in Asir eingedrungen, und es haben sich dort Gebräuche erhalten, welche ganz dem Geiste arabischer Moslimen widersprechen. Jene oben erwähnte Gastsitte brachte schon Burckhardt von dem Stamme der Merekede auf der Grenze von Hedschaz und Jemen in Erfahrung; die Männer überließen dort ihrem Gaste für die Nacht ihre eigenen Frauen (doch nie Jungfrauen). „Hatte der Gast sich bei der Hausfrau beliebt zu machen gewußt, so wurde er am folgenden Morgen für seine weitere Wanderschaft reichlich versehen, im Gegentheil schnitt man einen Zipfel seines Mantels als Zeichen der Verachtung ab, und er wurde von Weibern und Kindern mit Schimpf davongejagt. Den Wahabis machte es große Noth, diese Sitte bei ihnen abzustellen, und als zwei Jahre hintereinander Dürre und Mißwachs eintraten, sah man dies als Strafe des abgeschafften und doch so viele Jahrhunderte zuvor gebräuchlichen Gastrechts an.“ (Karl Ritter's Erdkunde von Asien, VIII. Band, Abth. 1, S. 212.)

Ossetische Märchen und Sagen[1]).

1. Der arme und der reiche Mann.

Es lebte einmal ein armer Mann. Da sagte der reiche Mann zum armen: „Morgen gehe ich zur Jagd, komm mit, du armer Schlucker, ich führe Dich auch auf die Jagd.“ „Wie soll ich mit Dir gehen?“ antwortete der Arme „da ich doch nichts zu essen habe.“ „Sage Deiner Frau,“ sprach der Reiche, „daß sie irgend wo etwas sich erbitte; irgend jemand im Aul (Dorf) wird ihr eine Schale Mehl geben, nun daraus mag sie Dir etwas zum Essen bereiten.“ Der Arme ging zu seiner Frau und sagte: „Der Reiche ladet mich ein mit ihm auf die Jagd zu gehen, aber was soll ich mitnehmen? Gelt, ich habe nichts Eßbares zu Hause?“ Die Frau ging, schaffte sich irgend wo Mehl und bereitete daraus etwas zum Essen.

Am andern Tage machten sich der arme und der reiche Mann auf den Weg. Sie begannen zu jagen; sie jagten den ganzen Tag, aber sie fingen nichts. Als es Abend geworden war, machten sie sich ein Feuer an und setzten sich daneben. So saßen sie lange; endlich sprach der Arme: „Sollte es nicht Zeit sein, etwas zu Nacht zu essen?“ — „Freilich ist es Zeit,“ antwortete der Reiche. Die Wegekost des Armen wurde hervorgeholt, beide aßen davon, dann legten sie sich zum Schlaf nieder. Am andern Tage jagten sie wieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend und fingen wiederum nichts; zur Nacht kamen sie an den frühern Platz. Lange saßen sie da; endlich als es Zeit zum Essen war, sagte der Arme: „Du, laß uns essen!“ — „Was sollen wir denn essen? Hast Du vielleicht noch etwas Eßbares bei Dir?“ war die Antwort des Reichen. Dann nahm der Reiche von seinem eigenen Vorrath und aß, aber dem Armen gab er nichts. Der Arme schaute lange Zeit darauf hin, endlich sagte er: „Gieb auch mir zu essen.“ „Ueberlaß mir ein Auge, ich werde es Dir ausstechen, dann gebe ich Dir zu essen,“ entgegnete der Reiche. Es war nichts zu machen, der Arme bot sein Auge dar, der Reiche stach es ihm aus. Dann gab der Reiche dem Armen ein Stückchen Kuchen und jagte ihn fort.

Einäugig geht der Arme weiter; als er aus dem Walde ins Freie gelangt, sieht er in der Ferne ein Licht und marschirt darauf zu. Als er näher zum Licht kommt, so sieht er vor sich ein Haus. Er schaut durch die offene Thür in das Innere — Niemand ist da; er tritt ein und verbirgt sich darin. Bald darauf kommen der Bär, der Wolf und Fuchs herausspaziert und treten auch in das Haus. Da spricht der Bär: „Wir sitzen hier beisammen, wir schlafen beisammen, warum essen wir nicht beisammen? Warum essen wir nicht zusammen von unseren Speisevorräthen? Jeder, der etwas hat, mag es hergeben!“ „Seht, was ich habe,“ sagte der Fuchs, indem er ein Stück goldgewirkten Zeuges hervorholte, „dies schließt alle meine Schätze in sich; von diesem Stücke lebe ich; dieses Stück schafft mir zu essen und zu trinken: ich nehme das Stück Zeug, schüttele es zwei Mal — und siehe da, allerlei Getränk und allerlei Speise, wie sie Gott geschaffen, kommen hervor.“ — „Das ist freilich ein sehr kostbares Ding,“ sagte der Bär, „aber ich besitze eine mit Geld angefüllte Grube: seht, das habe ich!“ Und er führte sie hinaus und zeigte ihnen die mit Geld gefüllte Grube. Der Wolf aber zeigte ihnen einen Baum und sagte: „Seht, wenn ich bei meinen Raubzügen gelegentlich verwundet werde, so komme ich zu diesem Baume, reibe an demselben meinen Körper und alles wird wieder heil, als ob nichts gewesen wäre.“

Nachdem alle drei auf diese Weise sich von ihren Reichthümern Mittheilung gemacht hatten, sprach der Bär zum Wolf und Fuchs: „Wenn nun aber schließlich unsere Vorräthe zu Ende gehen, so wird es schlimm werden; darum laßt uns arbeiten. Wohin wenden wir uns?“ — „Ich gehe den Hühnern nach,“ entgegnete der Fuchs. „Ich begebe mich zu den Hirten und hole mir ein Schaf,“ sprach der Wolf. „Und ich will Hafer fressen,“ sprach der Bär.

So redeten sie mit einander zur Nachtzeit über ihre Tagesarbeit. Morgens in aller Frühe machten sie sich fort ein jeder an seine Arbeit — wie er gewollt hatte. Der Arme saß noch in seinem Versteck: als aber die drei fort waren, da kam er heraus, nahm alles, was jene zurückgelassen hatten, das Stück Zeug und das Geld aus der Grube und steckte es in seinen Sack. Dann ging er zu dem Baume, welchen der Wolf gezeigt hatte, und rieb daran das Auge, welches der Reiche ihm ausgestochen hatte: und siehe da, das Auge saß wieder gesund an seinem Platze wie früher. Dann wanderte der Arme weiter und kam zu den Hirten. Und die Hirten fragten ihn: „Wo warst Du? Was trägst Du auf Deinem Rücken?“ Er antwortete: „Der Reiche hatte mich mit auf die Jagd genommen und trage ich etwas nach Hause.“

[1]) Vgl. Globus XL, S. 71 und 86.

Darauf kommt der Wolf zu den Hirten und ruft: „Werft mir meinen Tribut zu!" Die Hirten rufen: „So komm doch näher." Der Wolf kriecht immer näher heran; die Hirten sagen: „Er läßt uns keine Ruhe," jagen nach ihm, schießen auf ihn und — was geschieht? Wir wünschen, daß das Gleiche mit Deinem Feinde geschehe! Das Gehirn fällt ihm aus dem Kopf. Da lief der Arme schnell hinzu, hob das Hirn auf, sagte, das sei eine ausgezeichnete Arznei, und schob es in seinen Sack. Der Wolf aber lief eilig zu seinem Baum und rieb sich daran, aber es half nichts; da ging er nach Hause, legte sich nieder und fing an zu kränkeln: der Arme eilte auch fort und kam in den Aul eines Fürsten.

Der Fürst aber war schwer krank; von allen Seiten waren seine Freunde und Bekannten zu ihm gekommen. Der Arme fragte: „Was giebt es hier?" Sie antworteten: „Unser Fürst ist schwer krank!" „Nun, wenn Ihr so gütig sein wollt, zeigt mir doch den Kranken!" „Ach, wozu willst Du ihn sehen?" „O, ich wünschte ihn wohl zu sehen!" Das vernahm der Fürst und ließ den Armen hereinführen. Der Arme trat in das Gemach des Fürsten, setzte sich auf einen Sessel und sagte: „Möge die Kraft eines Gesunden in Dir sein!" [1]), so wie man zu einem Kranken sagen muß. Dann fragte der Arme, wie er sich in Betreff der Arzneimittel befinde. „Ach," antwortete der Kranke, „wenn ich nur jemand hätte, der mir Arznei verordnete, ich gäbe ihm alles, was er von mir sich erbitten würde." Da fordert der Arme, daß man ihm Milch herbei schaffte. Und sie brachten Milch. Und der Arme nahm das Gehirn des Wolfes und kochte dasselbe in der Milch. Dann verlangte er eine Schale, goß etwas von der Arznei hinein und reichte es dem Fürsten, damit er es austrinke. Der Fürst leerte die Schale und wurde gesund — wie ein Hirsch [2]) — er war geheilt. Dann schickte der Fürst seine Diener aus; „gehet," sagte er, „und treibt meine Herde herbei!" Und sie trieben die Herde herbei. Der Fürst ging hinaus, fing das beste Roß und zäumte es auf wie es sich gehört. Als das Pferd nun gezäumt war, nahm er einen Säbel, einen Dolch, eine Pistole und eine Flinte, alles vom Besten. Nachdem sich nun der Arme auf das Pferd gesetzt hatte, schenkte der Fürst ihm noch eine Schafherde nebst einem Hirten. Der Arme ritt fort, daß die Funken stoben.

Der Reiche erkannte den Armen, ging ihm entgegen und sprach zu ihm: „Wo hast Du das alles erbeutet? Sage es mir, oder ich nehme Dir die Hälfte fort, wir hatten doch gemeinsame Sache gemacht." „Komm her, ich werde Dir ein Auge ausstechen — dann will ich Dir auch gestehen, wo ich alles erbeutet habe," sprach der Arme. Der Reiche nun — es war nichts zu machen — ging darauf ein: der Arme stach ihm ein Auge aus mit dem Dolch, dem Geschenk des Fürsten. Dann aber erzählte der Arme: „In der Nacht, als ich Dich verließ, ging ich einem Lichtschein nach und kam zu einem Hügel, in welchem der Wolf, der Bär und der Fuchs wohnen: von ihnen habe ich alles das erbeutet." Nun eilte der Reiche auch in das Haus des Bären, des Wolfes und des Fuchses, trat ein und versteckte sich. Von den Thieren war Niemand zu Hause. Alle waren bei ihrer Arbeit. Am Abend kehrten alle heim; der Wolf zuerst, er war nicht recht gesund. Nachdem sie eine Zeitlang bei einander gesessen hatten, fragte der Bär: „Nun, was hat denn ein jeder geschafft?" „Ich kam zu den Hirten," sagte der Wolf, „aber man gab mir keinen Tribut; wohl aber brachte man mir eine Wunde bei; da ging ich zu meinem Baume und rieb und rieb daran, aber es half nicht — da bin ich nun krank." — „Ich bin um alle Hühnerställe herumgegangen, habe aber nichts erbeutet und bin mit leeren Händen heimgekehrt," sagte der Fuchs. „Ich ging aus, um Hafer zu fressen, aber weil derselbe noch grün ist, so bin ich ebenfalls leer heimgekehrt," sagte der Bär. So saßen sie eine Weile und als die Essenszeit kam, da sprach der Bär zum Fuchs: „Fuchs, bringe uns doch irgend etwas!" Der Fuchs zündete ein Licht an und suchte; sein Zeug ist fort. „Was sollen wir denn essen, wenn mein Zeug nicht da ist!" Da erhob sich der Bär und sagte: „Du willst uns etwas necken! Ich hole mir wenigstens einen Rubel aus meiner Grube." Aber die Grube war ganz leer. Beide hielten Rath und der Bär meinte, das hat Niemand als der Wolf bei Seite gebracht. „Ich bin krank," sprach der Wolf, „ich habe nichts gesehen." Der Bär aber sagte: „Das bist du gewesen, es kann Niemand anders sein; du stellst dich nur krank! aber uns wirst Du nicht betrügen!" Und der Bär und der Fuchs fielen über den Wolf her und verzehrten ihn.

Nachdem sie den Wolf aufgefressen hatten, entdeckte der Fuchs den Reichen und rief: „Sieh, hier ist ein Mensch! das ist der Dieb! warum haben wir unsern Kameraden aufgefressen?" Der Bär zog den Menschen aus seinem Versteck und zerriß ihn. Der wollte sich verantworten, daß nicht er der Dieb sei, aber was sollte der Bär ihn noch anhören! Der Bär und der Fuchs verspeisten ohne Weiteres den reichen Mann. Dem Armen aber hatte Gott das Leben geschenkt; er weilt noch heute unter den Lebenden.

2. Das Stierschulterblatt [1]).

Ein Stier stand auf dem Garamon-Feld und fraß das Gras am Ufer des Terek [2]). Siehe, da ließ sich ein Habicht aus der Luft herab, schlug seine Klauen in das Fleisch des Stieres und trug ihn davon. Dann setzte er sich auf einen Baum, unter welchem ein Hirt mit der Herde vor den Sonnenstrahlen Schutz gesucht hatte, und begann den Stier zu verspeisen. Das eine Schulterblatt des Stieres fiel vom Baume herab und gerieth dem Hirten ins Auge. Am Abend kommt der Hirt nach Hause und spricht zur Mutter: „Mir ist etwas ins Auge gerathen, Mütterchen, sieh' einmal nach!" Die Mutter ging hin, holte ein Schaufel herbei, reinigte damit das Auge und warf das Schulterblatt heraus. Später bildete sich auf diesem Schulterblatt eine grüne Wiese und darnach entstand ein ganzer Aul darauf. Da kam ein Fuchs herbei, faßte das Schulterblatt, warf es auf die eine und die andere Seite und beunruhigte dadurch den Aul. Die Bewohner des Aules verwunderten sich und sagten: „Was soll dieser Ueberfall?" Und in einer Nacht verfolgten sie den Fuchs und tödteten ihn. Von der einen Seite konnten sie dem Fuchs das Fell abziehen, aber sie konnten ihn nicht auf die andere Seite umwenden, so daß sie dort das Fell nicht nehmen konnten. Am frühen Morgen kam des Wegs daher eine junge Neuvermählte, stieß mit dem Fuß an den daliegenden todten Fuchs und wendete ihn dabei um. Sie faßte den Fuchs beim Schwanz, riß das Fell ab und rief: „Das giebt einen

[1]) Ossetischer Gruß „Agassad-da-ua", womit man einen Kranken anredet.

[2]) Ossetische Redensart. Wenn einer den andern fragt, wie es gehe, so lautet die Antwort sadshi-chusan, wie ein Hirsch, d. h. ich bin gesund und rüstig wie ein Hirsch.

[1]) Dies Märchen ist eine Zusammenstellung außerordentlicher und unglaublicher Dinge, wodurch die Zuhörer zum Lachen gereizt werden sollen.

[2]) Die Entfernung zwischen dem Feld und dem Ufer beträgt etwa 70 Werst (Kilometer).

Besatz zur Mütze meiner Buben!" Uebrigens — das Fell reichte nicht einmal hin um die halbe Mütze zu bedecken!

3. Wie Urysmag seine Schwester heirathete[1].

Urysmag war ein weitberühmter herrlicher Mann mit schneeweißem Bart; es gab unter allen von Gott geschaffenen Menschen nicht mehr einen solchen. Es galt für einen großen Frevel, davon zu reden, daß man einen Mann finden könne, welcher berühmter sei als Urysmag. Seine leibliche Schwester Sátana war gleichfalls eine berühmte und herrliche Jungfrau.

Einst sprach Sátana zu Urysmag: „Unter allen Nartenjungfrauen findest Du kein Weib, welches Deiner würdig ist. Du kennst mich, wie ich bin. So nimm mich zum Weibe; ich sage es Dir, laß mich nicht fort!" „Mag Gott Dir das verzeihen! So etwas ist noch nicht unter den Narten dagewesen! Das ist ein schimpfliches Ding! Ich darf mich dann nicht sehen lassen im Kreise der Narten; spotten wird man über mich!" „Was sie auch thun mögen, was sie auch reden mögen, Du mußt mich unbedingt zum Weibe nehmen! Gegen den Spott werde ich ein Mittel finden. Befiehl den großen grauen Esel Boraty vorzuführen, laß ihn aufzäumen mit silbernem Zaum und satteln mit silbernem Sattel! Setze Dich dann verkehrt auf den Esel, nimm den Schweif in die Hand und reite drei Tage nach einander je einmal auf der großen Straße der Narten, dort wo sie ihre Versammlung („Nichas") halten. Am ersten Tage werden die Narten vor Lachen sterben wollen, sie werden Dich für halbverrückt erklären; am zweiten Tage werden nur diejenigen Narten lachen, welche Dich am ersten Tage nicht sahen, und am dritten Tage wird keiner mehr nach Dir schauen! So verhält es sich mit jener Angelegenheit!"

Urysmag befahl sofort den großen grauen Esel Boraty vorzuführen, sattelte ihn mit seinem silbernen Sattel und setzte sich verkehrt darauf. Sobald er sich unter den Narten zeigte, sprangen sie auf, sahen ihn an und nannten ihn unter Lachen einen Halbverrückten. Als er am zweiten Tage auf der großen Straße sich sehen ließ, da blickten nur diejenigen Narten nach ihm, welche ihn am ersten Tage nicht gesehen hatten.

„Nun, was thaten und sagten denn die Narten?" fragte Sátana am Abend des andern Tages. „Am ersten Tage stürzten alle Narten, jung und alt, auf die Straße, durch welche ich ritt, lachten und spotteten und nannten mich halbverrückt; am zweiten Tage schauten nur die mich an, welche mich am ersten Tage nicht gesehen hatten." „Nun, so reite morgen noch einmal auf dem Esel — Du wirst sehen, daß niemand nach Dir sich umsehen wird."

Am dritten Tage ritt Urysmag noch ein Mal durch die Straße, aber niemand blickte auf ihn. Als Urysmag somit erkannt hatte, daß Sátana richtig geurtheilt, so nahm er sie zum Weibe.

Und von der Zeit ab lebten die beiden herrlichen Geschöpfe glücklich bei einander.

4. Wie Urysmag von einem Riesen gefangen wurde[2].

Einst kehrte Urysmag heim von seiner Wanderschaft: die Narten saßen im Unterhaltungsgemach, wie es schien, in kleinmüthiger Stimmung; sie begrüßten ihn kaum als er ihnen „Guten Tag" sagte. „Was ist denn mit den Narten geschehen," fragte Urysmag die Sátana, „daß sie so kleinmüthig sind." — „Sie hören ihre Magen knurren," antwortete Sátana. „O, Ihr jungen Narten, Ihr seid so niedergedrückt, daß man glauben muß, jeder hätte eben das, was ihm das Liebste auf der Welt war, begraben!" rief Urysmag der Nartenjugend zu, als er in das Gemach trat. „Auf, wer ein Mann ist, zu Roß! laßt uns zusehen, ob wir nicht etwas erbeuten!" Und die auserlesensten Narten ritten mit Urysmag fort und ritten lange, sehr lange. Endlich waren sie so sehr angegriffen von der Müdigkeit und dem Hungern, daß sie anhalten und etwas die Beine ausstrecken wollten. Da bemerkte Urysmag plötzlich am Fuße eines Berges einen Hirten von riesenhaftem Wuchs mit einer Schafherde. „Nun, Kinder, wer sprengt dahin und holt uns zum Abendessen einen Schafbock aus jener Herde?" fragte Urysmag seine Leute. Aber niemand meldete sich. „Es scheint, daß Euer Aeltester selbst sich auf den Weg machen muß," sprach Urysmag, und flog gleich einem Pfeil zum Hirten. Sobald er herangekommen war, sprang er wie ein Jüngling vom Pferde und fing den besten Schafbock, welcher die Größe eines gehörigen Stiers hatte. Aber er konnte den Schafbock nicht halten: der Bock zog ihn nach sich und so gerieth Urysmag in die Hände des einäugigen Riesen. „O Bodsol[1]), du meine Sonne! Ich danke dir, daß du mir etwas verschafft hast, womit ich heute Abend mindestens die Lippen und die Finger benetzen kann," so redete freudig der Riese zu seinem Schafbock und warf den Urysmag in seine Hirtentasche. „Was bist Du so unruhig dadrinnen? Wenn ich Dich etwas drücke, so zerbreche ich Dir alle Rippen im Leibe! Verhalte Dich still," so drohte der Riese dem Urysmag, welcher sich in der Tasche hin- und herbewegte, indem er sich an die Speisevorräthe des Riesen machte. Unterdeß ging die Sonne unter; der einäugige Riese trieb seine Herde nach Hause — in eine Höhle, vor deren Eingang er einen kolossalen Felsblock wälzte; der Felsblock verschloß den Eingang so sicher, daß auch nicht ein einziger Lichtstrahl in die Höhle fallen konnte. „Geh' und bringe mir den Bratspieß, mein Söhnchen, ich will mir den leckern Bissen zubereiten, den heute mir der Bock Bodsol heimgebracht hat," sprach der Riese zu seinem Sohne. Der brachte geschwind den eisernen Bratspieß herbei. Der Riese nahm den Bratspieß, schob den Urysmag auf denselben und setzte ihn ans Feuer; selbst aber müde und hungrig legte er sich an den Herd schlafen, bis das Essen fertig würde. Der Bratspieß hatte aber den Urysmag nicht durchbohrt, sondern war zwischen dem Körper und dem Gewande hindurchgegangen; sobald der Riese sich nun niedergelegt hatte und zu schnarchen anfing, sprang Urysmag vom Bratspieß, machte den Bratspieß am Feuer glühendroth und stieß ihn dem Riesen in das Auge. Der Riese brüllte laut, raste, aber erblindet mußte er sich beruhigen und drohte nun, daß er trotz seiner Blindheit an den Kleinen, der ihn überlistet, kommen würde. Urysmag erschlug auch den Sohn des Riesen. Der Riese aber aus Aerger und Bosheit biß sich selbst in die Finger, alles war vergeblich, natürlich: er, der Blinde, konnte sich nicht rächen. Am Morgen fingen die Schafe an zu blöken — der Tag war angebrochen und es war Zeit sie auf die Weide zu lassen. „Nun kommt das Unheil an Dich! Du entgehst mir nicht!" so drohte der Riese, wälzte den Felsblock vom Eingang der Höhle, setzte sich darauf und ließ jedes Schaf einzeln vorbeipassiren. Nun war in der Herde des Riesen ein

[1]) Nach dem Russischen. Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker. Bd. V, S. 1 bis 71.

[2]) Nach dem Russischen. Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker. Bd. VII, S. 9 bis 11. Diese Sage ist als Variante der Begegnung des Odysseus mit Polyphem von Interesse.

[1]) Der Name des Widders.

großer weißer Widder mit langen Hörnern, das war der Lieblingswidder des Riesen. Urysmag tödtete in der Eile diesen Widder, zog ihm das Fell mit den Hörnern ab, hüllte sich selbst in das Fell und kroch auf allen Vieren als erster aus der Höhle. „Du bist Gurtschi[1]), gehe, mein kluges Thier, geh' und hüte die Herde bis zum Abend und treibe sie dann nach Hause; ach, ich bin schon blind, allein den, der mich überlistet, will ich bestrafen!“ Der Riese streichelte das Fell des Widders und ließ ihn vorbei. So entkam Urysmag und er wartete nun bis die ganze Herde herausgekommen war. Als das geschehen war, schrie er: „Und ich bin doch hier, Du blinder Esel!“ Der Riese aber starb vor Aerger.

Urysmag trieb die große Herde zu den Narten; er fand sie kaum lebend. Und nun fing er an, einige Widder zu schlachten und die Narten zu bewirthen. „Nun, Ihr Narten, seid Ihr zufrieden?“ fragte Urysmag. „Zufrieden sind wir und satt,“ sagten die Narten. Was von der Herde noch übrig blieb, das trieben sie mit sich nach Hause. Hier vertheilten sie die Herde gleichmäßig unter allen Narten. „Nicht so, nicht so, Ihr Männer,“ sagte ein Narte, „dem Urysmag gebührt noch der Antheil des Aeltesten, wenn der Weißbärtige (Urysmag) uns nicht geführt hätte, so wären wir alle Hungers gestorben — alles hat uns nur Urysmag verschafft!“ Niemand hatte etwas einzuwenden: jeder einzelne gab einen bestimmten Theil seiner Beute an Urysmag und dieser erhielt somit den Antheil eines Aeltesten. Die Narten aber begannen fröhlicher dreinzuschauen, als bisher.

5. Chatag-Barag[2]).

Die schöne Jungfrau Balsu wollte keinen andern heirathen als den Helden Chatag-Barag. Wie viele waren schon bei ihr erschienen, um sie zu freien! Sie hatte allen abgesagt und deshalb hatten alle sie verlassen. Es war aber da einer Wittwe einziger Sohn, wahrlich ein wackerer Jüngling, der war in heißer Liebe entbrannt zu der Jungfrau Balsu, welche wie gewöhnlich im siebenten Stockwerk eines kupfernen Thurmes saß. Der Jüngling fertigte sich eine Geige an, auf welcher er zur Verwunderung aller solche Weisen spielte, wie sie nie ein Sterblicher gehört hatte; er ging hin, setzte sich unter das Fenster der Balsu und spielte die herrlichsten Melodien. Die schöne Jungfrau hörte mit Wohlgefallen seine Weisen; sie verließ ihre Arbeit, schaute aus dem Fenster und hörte lange, lange zu; dann überschüttete sie den Jüngling mit Scheltworten: „Ach, Du Hundesohn, sitzest und spielst unter meinen Fenstern! Du wirst so lange hier spielen, bis ich Dich verkaufen lasse für verschiedene seidene Stoffe zu Unterkleidern und Hemden, sobald Chatag-Barag gekommen ist.“

Der Jüngling schlug die Geige an den kupfernen Thurm, so daß dieser erzitterte. Die Geige zersprang in Stücke. Am andern Tage machte er eine andere Geige, aber eine bessere, und spielte schönere Melodien unter den Fenstern der Balsu. Und abermals verließ Balsu ihre Arbeit und hörte den ganzen Tag ihm zu; am Abend, als es dunkeler wurde, überschüttet sie ihn mit Scheltworten: „Warte nur, Warte nur, Du wirst nicht lange unter meinen Fenstern spielen! Sobald Chatag-Barag heimkehrt, so wird es Dir schlecht gehen!“ Und wieder schlug der Jüngling aus allen Kräften mit der Geige an den Thurm, so daß dieser erbebte; dann stieß er einen Stock tief in die Erde und rief: „Du glaubst, daß es keinen Mann gebe außer Chatag-Barag?“ Und am dritten Tage, nachdem er eine neue Geige sich angefertigt hatte, spielte er wieder nie gehörte Weisen unter den Fenstern der Balsu. Sie hörte das Spiel, aber Abends schalt sie wieder: „Warte nur bis Chatag-Barag kommt; dann verkaufe ich Dich für Kleiderstoffe.“ — „Nun, mag es keinen andern Mann geben, als ihn!“ antwortete der beleidigte Jüngling. Unterdeß erschien Barag in der Ferne: die ganze Welt glänzt und strahlt in seinem Abglanz. „Siehst Du, jetzt wirst Du's haben: er ist zurückgekehrt!“ drohte Balsu. „Der Zorn Deines Chatag-Barag ist mir sehr gleichgültig; ich fürchte ihn nicht im Geringsten; ich müßte nicht der Sohn meines Vaters sein, wenn ich ihn nicht fürchtig mache,“ war die kühne Antwort des Jünglings. Drei Tage nach der Ankunft rief Chatag-Barag, von der Balsu dazu aufgestachelt, dem Jüngling zu: „Komm heraus aus Deinem Haus, Du Ferkel! wo steckst Du?“ — „Ich bin kein Ferkel, aber ich schwöre es beim Namen meines Vaters, ich komme heraus zu Dir!“ antwortete der Jüngling, sattelte sein Roß und bewaffnete sich. „Bist Du verschwunden, daß Du nicht zum Vorschein kommst?“ schrie der wüthende Chatag-Barag. „Was, giebst Du mir nicht einmal Zeit, mich zu waffnen!“ antwortete der Jüngling; dann aber ritt er völlig gerüstet heraus. Beide begaben sich hinaus aufs Feld und begannen zu kämpfen. Obgleich Chatag-Barag sich gerühmt hatte, er wolle das Ferkel forttragen und verkaufen, so behielt dennoch der Jüngling durchweg die Oberhand. Sie ritten deshalb hinaus ans Meer und begannen auf dem Meere zu kämpfen. Aber das Meer trug den Chatag-Barag fast fort, so daß dieser dem Jüngling zurief: „Rette mich! ich sinke unter!“ „Ha, ha, ha, Du rufst jetzt und bittest um Hülfe mich, den Du doch verkaufen wolltest!“ höhnte der Jüngling, stürzte sich ins Meer und holte den Chatag-Barag am Kragen zugleich mit dem Pferde heraus. „Nun denn, wenn Du nicht mit mir kämpfen kannst, so kämpfe nicht!“ sagte der Jüngling. „Balsu gehört nicht mehr Dir, sondern mir,“ fuhr er fort, zog das Schwert und hieb dem Chatag-Barag das Haupt ab. Dann steckte er das Haupt auf eine Stange und ritt heim zur Balsu. „Balsu,“ schrie er, „willst Du den Kopf essen?“ und warf ihr den Kopf ins Fenster. „Er soll sehr schmackhaft sein!“ Balsu weinte und schluchzte, aber es war nichts zu machen: einmal mußte sie doch aufhören. Sie bat selbst den Jüngling, er möge sie zu sich nehmen. Stolz wies der Jüngling sie anfangs ab; nachdem er sie aber gehörig gequält hatte, nahm er sie zum Weibe. Chr. H.

[1]) Der Name des Widders.

[2]) Nach dem Russischen. Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker. Bd. VII, S. 20.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die größten Städte Deutschlands nach dem definitiven Zählungsresultate vom 1. December 1880 sind:

1.	Berlin	1 122 385	Einwohner
2.	Hamburg	290 055	„
3.	Breslau	272 390	„
4.	München	229 343	„
5.	Dresden	220 216	„
6.	Leipzig	148 760	„
7.	Köln	144 751	„
8.	Königsberg in Preußen	140 896	„
9.	Frankfurt am Main	136 819	„
10.	Hannover	122 860	„
11.	Stuttgart	117 021	„
12.	Bremen	112 158	„
13.	Danzig	108 549	„
14.	Straßburg i. E.	104 501	„
15.	Nürnberg	99 889	„
16.	Magdeburg	97 529	„
17.	Barmen	95 861	„
18.	Düsseldorf	95 459	„
19.	Chemnitz	94 887	„
20.	Elberfeld	93 503	„
21.	Stettin	91 745	„
22.	Altona	90 749	„
23.	Aachen	85 432	„

Zwischen 80 000 und 70 000 Einwohner haben Braunschweig, Krefeld und Halle a. S.; zwischen 70 000 und 60 000 Dortmund, Posen, Mühlhausen i. E., Augsburg und Mainz; zwischen 60 000 und 50 000 Kassel, Essen, Mannheim, Erfurt, Metz, Lübeck, Würzburg, Görlitz und Wiesbaden.

— Auf Grundlage eines reichen, größtentheils durch Bohrungen gewonnenen Materials berechnet **Jentzsch** in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. zu Königsberg in Preußen (1880, S. 154 ff.) das **Alter** des 1561 qkm großen **Weichseldeltas** auf 4900 Jahre.

Asien.

— Der Pariser Geographischen Gesellschaft lag unlängst **eine Karte der drei südchinesischen Provinzen** Jün-nan, Kwang-si und Kwei-tschou vor, das Resultat ausgedehnter 1600 Kilometer umfassender Reisen des französischen Missionärs **Creuse**, welcher seitdem gelegentlich einer neuen Expedition dort überfallen und ermordet worden ist. Gegenüber der Darstellung der alten Jesuiten, welche in jenen Gegenden offenbar nicht mit der nöthigen Ruhe und Bequemlichkeit haben arbeiten können, soll diese neue im „Bulletin" zu veröffentlichende Karte einen großen Fortschritt darstellen.

— Wie **Dr. Landau** an Dr. Jagor, d. d. Manila 12. März 1882, schreibt (s. Verhandl. der Ges. f. Erdk. 1882, S. 190), stand er damals im Begriff, in Begleitung des deutschen Sammlers Au eine Reise nach dem **nördlichen Luzon** zu unternehmen, um dort an der Westküste die Igorroten und Tinguianes zu besuchen und kennen zu lernen. Der Jesuitenpater Fama rieth ihm, den nördlich vom Caravallo gelegenen Lupaz zu besuchen; beide Gebirge erklärte er für selbständige Erdbebencentren. Er glaubt, daß sich infolge der beständigen vertikalen Erdbeben im Gebiete des Dupai binnen Kurzem ein thätiger Vulkan dort öffnen wird. Die erste Reise des Dr. Landau ging nach der Provinz Laguna und dem Vulkane Taal. Dort fand Au unterhalb des berühmten Wasserfalles von Botocan sehr interessante Höhlen mit Wasser von verschiedenen Temperaturen; über die dortigen Inkrustationen von Stämmen, Blättern ꝛc. veröffentlichte er einige Notizen. Auch der Natoños mit seiner Tierra blanca, Lupang puti genannt, einem unvollständig zersetzten Feldspathe oder Pfeifenthon, wurde genauer untersucht, ebenso ein großer Theil des Kraterinnern des Taal. — Da Ende Mai auch Dr. **Hans Meyer** auf den Philippinen eintreffen will, um den Igorroten einen längern Besuch abzustatten, und die Herren **Koch** und Dr. **Schadenberg** (s. oben S. 319) augenblicklich Mindanao bereisen, so haben wir alsdann vier deutsche Reisende in dem Archipel in Thätigkeit.

Afrika.

— Am 16. April hat Kapitän **Cecchi** der Italienischen Geographischen Gesellschaft Bericht über seine Reisen in **Schoa** und **Kaffa** erstattet, wo er bis in die Landschaft Kullo unter $6\frac{1}{2}^{\circ}$ nördl. Br. vorgedrungen ist. Sein Forschungsgebiet fällt theilweise mit demjenigen d'Abbadie's zusammen, dessen Arbeiten in Enarea und Kaffa in ihrer, vor längerer Zeit angefochtenen Zuverlässigkeit jetzt übrigens bestätigt werden. Oestlich davon erreichte Cecchi's verstorbener Gefährte Chiarini, als einheimischer Priester verkleidet, den Fluß Maira unter 7° 40' nördl. Br., $39\frac{1}{3}^{\circ}$ östl. L. Gr., also auf bisher durchaus unbekanntem Gebiete. Cecchi hat 20 Punkte astronomisch bestimmt; seiner Karte darf man mit Interesse entgegen sehen.

— Aus **Axim (Goldküste)**, 4. März, schreibt Herr P. Dahse an den Vorstand der Bremer Geograph. Gesellsch.: „Kapitän R. F. **Burton** und Commander L. **Cameron** habe ich bei meiner Ankunft hierselbst, wie ich gewünscht, noch angetroffen. Dieselben haben ihre beabsichtigte größere Reise ins Innere für dieses Mal aufgegeben (s. oben S. 319), da sie, wie ich erwartete, hier in der Küstengegend Arbeit von größtem Interesse in Hülle und Fülle vorfanden. Nach Beendigung ihrer Untersuchung der Küstengegend zwischen Attuambu (Apollonia) im Westen und Cape Three Points im Osten sind sie am 24. Februar von hier aufgebrochen, um die Formationen auf beiden Ufern des Ankobrahflusses zu untersuchen und sodann unsere Minen in Wassaw zu besuchen. Darauf werden sie wohl für dieses Mal nach England zurückkehren, um über die Resultate ihrer Reise zu berichten und sich für die beabsichtigte größere Reise vorzubereiten. Am 28. Februar ist der Eisenbahnvermesser (siehe oben S. 128) mit seinem europäischen Stab und Kroenegern in Dircove gelandet, um die vorläufige Vermessung der projektirten Eisenbahn von der Küste nach Wassaw in Angriff zu nehmen. Herr Mac Luman, der jetzige Betriebsdirektor der Effuenta Gold Mines Cie., ist vorgestern hier mit der ersten Goldsendung von Effuenta angekommen und es wird also die erste Goldrimesse von Effuenta mit dem heute von hier abgehenden Dampfer nach England gehen. Vom nächsten Monat an wird die Effuenta Company regelmäßig zweimal monatlich Goldrimessen machen. Die ersten gestampften 100 Tonnen Erz haben das sehr günstige Resultat von durchschnittlich 93 Mark (deutsches Geld) Werth an Gold pro Tonne Erz ergeben; ein Resultat, womit man sehr zufrieden sein kann. Ich habe meine Vorbereitungen hier beendigt und werde übermorgen von hier nach Apollonia aufbrechen, um den nordöstlichen Theil dieses Distrikts genau

zu untersuchen. In den letzten Monaten sind ganz bedeutende Strecken Minenländereien aufgekauft und jetzt sind bereits mehr wie 60 Konzessionen in Cap Coast registrirt. Es wäre sehr zu wünschen, daß das englische Gouvernement endlich Gesetze, die Minenländereien betreffend, erließe und ich hoffe, daß Kapitän Burton's Vorschläge und Vorstellungen bei der Colonial Office in London von Erfolg sein werden."

Australien.

— Die ersten Eisenbahnen, welche in den australischen Kolonien in Betrieb kamen, waren die 0,54 deutsche Meilen lange Bahn von Melbourne nach dem Hafen Sandridge am 14. September 1854; die drei Meilen lange Bahn von Sydney nach Parramatta am 25. September 1855 und die 1,62 Meilen lange Bahn von der City of Adelaide nach Port Adelaide am 21. April 1856. Am Schlusse des Jahres 1881 hatten die australischen Kolonien insgesammt schon Eisenbahnen in der Länge von 1170 deutschen Meilen in Betrieb. Davon entfielen 279 auf Neu-Seeland, 268½ auf Victoria, 214½ auf Neu-Süd-Wales, 182 auf Süd-Australien, 168 auf Queensland, 37½ auf Tasmanien und 22 auf West-Australien. Außerordentlich rasche Fortschritte hat das Eisenbahnwesen in Australien in den letzten Jahren gemacht, und es sind zur Zeit so viele Bahnstrecken in Bau autorisirt und projektirt, daß die jetzige Meilenzahl sich bald wird verdoppelt haben.

— Die Goldfelder der Kolonie Victoria lieferten im Jahre 1881 einen kleinen Mehrertrag gegen die letzten vier Jahre. Der Gewinn stellte sich auf 883 625 Unzen Gold, gegen 812 092 und 718 203 in den beiden Vorjahren. Die in den Goldminen arbeitenden Leute zählten 38 385 gegen 38 568 im Jahre 1880, so daß auf den Mann durchschnittlich ein Gewinn von 92 Pf. St. 1½ Sch. entfiel. Das meiste Gold wurde aus Quarzriffen gewonnen, während das einst so reiche Alluvium, in welchem Goldklumpen im Gewichte von 2280, 1621, 1121, 1105 u. s. w. Unzen gefunden wurden, so ziemlich erschöpft ist. Aus diesem Grunde empfehlen sich die Diggings des heutigen Tages auch nicht mehr für den armen Mann. Die eigentlichen Goldfelder der Kolonie Victoria datiren aus dem Jahre 1851, wenngleich schon früher hier und dort Spuren von Gold waren entdeckt worden. Sie lieferten von September 1851 bis Ende 1881 einen Ertrag von 50 383 628 Unzen. Berechnen wir die Unze Gold mit 4 Pf. St., so ergiebt sich ein Werth von 201 534 512 Pf. St. oder 4030,7 Millionen Mark. Den höchsten Gewinn lieferte das Jahr 1853 mit 3 150 021, den niedrigsten das Jahr 1879 mit 718 203 Unzen.

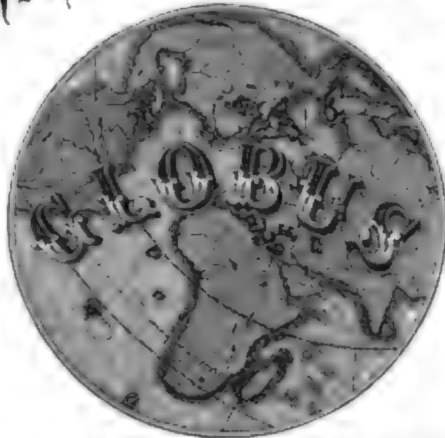
— Tasmanien als selbständige Kolonie datirt vom 3. December 1825 und umfaßt ein Areal von 1233 deutsch-geogr. Quadratmeilen. Nach dem Census vom 7. Februar 1870 belief sich die Bevölkerung auf 99 328, nach dem vom 3. April 1881 aber auf 115 705 oder 85,7 pro Quadratmeile. Die Beschaffenheit des Bodens — uneben, felsig und vielfach unzugänglich — wird schwerlich eine viel stärkere Bevölkerung zulassen, denn der bei Weitem größere Theil der Insel ist selbst für Weidezwecke nicht mehr geeignet. Jahrelang hatte die Kolonie mit finanziellen Schwierigkeiten — steten Unterbilanzen — zu kämpfen. Der öffentliche Kredit schien erschöpft, und auch die Steuerkraft wollte nicht mehr hergeben. Nachdem das Parlament Vorlagen auf höhere Besteuerung wiederholt abgelehnt hatte, mußte es, um die Selbständigkeit des Landes zu retten, doch endlich im Jahre 1879 ins Unvermeidliche willigen. So ward es möglich, im Jahre 1880 eine Revenue von 439 780 Pf. St., gegen 375 367 Pf. St. im Vorjahre, zu erzielen und dadurch nicht nur die Finanzen ins Gleichgewicht zu bringen, sondern, nach Deckung der Jahresausgaben, selbst noch einen Ueberschuß von 16 035 Pf. St. zu behalten. Aber die Tasmanier erklären, „sie seien ruinirt, und der letzte Name der Insel werde „Sleepy Hollow" sein". Die öffentliche Schuld am Schlusse des Jahres 1880 belief sich auf 1 913 700 Pf. St. oder 16 Pf. St. 16 Sch. pro Kopf der Bevölkerung, deren jährliche Verzinsung 91 838 Pf. St. erforderte. Aus dieser Anleihe waren 1 305 429 Pf. St. auf unrentable Eisenbahnen verausgabt worden. Unter Kultur befanden sich 373 299 Acres oder 14 093 Hektar. An Getreide wurde meistens Weizen (750 040 Bushels) und Hafer angebaut, und außerdem viel Gemüse und Südfrüchte für den Melbourner Markt gewonnen. Der Import im Jahre 1880 bewerthete 1 369 223 Pf. St. oder 11 Pf. St. 16 Sch. 8 P., und der Export 1 511 931 Pf. St. oder 13 Pf. St. 3 Sch. 4 P. pro Kopf. Es liefen 1309 Schiffe mit einem Tonnengehalte von 413 303 ein und aus. Schon im Jahre 1876 hatten die Eisenbahnen der Kolonie eine Länge von 172⅓ englischen Meilen und dabei ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Auf der Mersey and Doleraine Bahn konnten wegen fehlender Geldmittel die letzten 12 Miles nicht ausgebaut werden. Die Eisenbahnen decken nicht einmal die Kosten des Betriebes, weshalb dieser einmal auf kurze Zeit eingestellt wurde, geschweige denn die Zinsen des vorerwähnten hohen Anlagekapitals. Die Telegraphenlinien maßen 878, die Drähte 1096 Miles. Der Viehstapel der Kolonie stellte sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 25 267 Pferde, 127 187 Rinder, 1 783 611 Schafe und 48 029 Schweine.

Vermischtes.

— Obschon „Das Leben David Livingstone's. Von William Garden Blaikie. Deutsch von Otto Denk" (2 Bde., Gütersloh, 1881. C. Bertelsmann, Preis 7,20 M.), speciell für Erd- und Völkerkunde nichts Neues bringt, so darf es doch Allen empfohlen werden, welche an dem innern Leben und der Entwickelung eines großen Mannes vom rein menschlichen Standpunkte aus ein Interesse nehmen. Den Menschen Livingstone lernt man in diesen, hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen verfaßten Bänden besser kennen, als den Reisenden, als welchen er sich in seinen eigenen Büchern ja selbst vorgeführt hat. Für die Geschichte der Geographie hat aber auch das Blaikie'sche Werk seinen hohen Werth: unvergleichlich ist die Ausdauer, der Fleiß, der Enthusiasmus, mit welchem sich der arme Weber zum Missionär, zum Arzte, zum wissenschaftlichen Beobachter ausbildete und seine weiten grundlegenden Reisen ausführte. Wenn man auch eine Zeit lang seine Leistungen zu unterschätzen geneigt war, so kommen sie gerade jetzt, wie es scheint, wieder zur verdienten Geltung gegenüber den Resultaten seiner Nachfolger.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XVI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Nordwestlich von Hebron, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, erhebt sich als ein weithin sichtbarer Punkt der Landschaft die berühmte Eiche von Mamre, der Baum, unter dem der Tradition nach die Zelte Abrahams gestanden haben. Es ist ein herrliches Exemplar von Quercus Palaestina (Q. ilex pseudococcifera), dem ballût der Araber, und doppelt merkwürdig in diesem durch die unsinnigste Mißwirthschaft vieler Jahrhunderte des eigentlichen Baumwuchses fast ganz beraubten Lande. Der Stamm, dessen Umfang am Fuße 10 Meter beträgt, theilte sich in einer Höhe von 6 Meter über dem Boden ursprünglich in vier mächtige Aeste, von denen heute noch drei vorhanden sind; der von der breiten Krone überschattete Raum hat einen Umkreis von 95 Schritt. Daß der gewaltige Baum in der That ein sehr hohes Alter hat, unterliegt keinem Zweifel, natürlich aber gehört die Tradition, die ihn aus der Zeit des alten jüdischen Patriarchen stammen läßt, in das weite Reich der palästinensischen Fabel. Mit der Verehrung der Patriarchengräber von Hebron wird jedenfalls die Verehrung des Haines Mamre oder seiner Ueberreste schon von frühester Zeit an Hand in Hand gegangen sein, und dies um so mehr, als eine abergläubische Schonung und Heilighaltung einzelner, besonders großer Bäume sowohl unter den heidnischen als auch unter den jüdischen Bewohnern des alten Kanaan heimisch war. Aus der christlichen Zeit wissen wir, daß Konstantin um das Jahr 325 eine große Basilika an der Stelle bauen ließ, welche von der jüdischen Ueberlieferung als Stätte des Haines Mamre bezeichnet wurde. Spätere Pilgerberichte schildern den heiligen Baum von Hebron als unansehnlich, von etwa doppelter Mannshöhe, und durch die Axthiebe der reliquiensammelnden frommen Wallfahrer gänzlich verstümmelt; eine große Mauer, in der sich viele von Mönchen bewohnte Zellen befanden, umgab ihn. Geht aus diesen Schilderungen deutlich hervor, daß die damalige „Eiche Abrahams" eine andere war, als die heutige, so erkennen wir diese letztere doch in den Beschreibungen Maundeville's und Belon's aus dem 14. resp. 16. Jahrhundert wieder; ihre Angaben über die Lage sowie die Gestalt des damals verehrten heiligen Baumes lassen keinen Zweifel über die Identität desselben mit dem heutigen aufkommen. Seitdem vor einigen Jahren hier ein zur Aufnahme russischer Pilger bestimmtes Hospiz gebaut worden ist, hat man die Abrahamseiche in die von einer Mauer umgebenen Gartenanlagen dieser Anstalt hineingezogen. Von einer nahen Quelle reichlich bewässert, läßt der Baum unter dem Schatten seiner breiten Krone einen natürlichen Teppich des feinsten weichen Grases gedeihen, das seinerseits auf dem Boden des heutigen Syrien eine fast ebenso seltene Erscheinung ist, wie die Rieseneiche selber.

Von Hebron aus unternahm Lortet eine zweitägige Tour nach den berühmten Brunnen von Beerseba, die nach den Angaben der Bibel die südöstliche Grenze des alten Palästina bezeichnet haben müssen. Der Weg, der

Die Abrahamseiche von Mamre.

Digitized by Google

in südlicher Richtung von Hebron abführt, geht einige Stunden weit noch zwischen Weinbergen, Oliven-, Obstgärten und gutbestellten Feldern entlang bis zu dem großen Dorfe Dhoherije, in dessen Nähe sich Trümmer alter Befestigungswerke zeigen. Dicht hinter diesem Dorfe, ohne jeden Uebergang, fängt aber die traurigste Wüste an. Ueberall liegen hier mehr oder minder zerbröckelnde Blöcke gelblichgrauen Kreidekalks auf dem Boden zerstreut; dazwischen wächst verkümmertes Eichengebüsch und hin und wieder ein Arbutusstrauch (Arbutus unedo). An einigen römischen Ruinen vorüber, welche das alte Beth-Zachara und somit die Stelle bezeichnen, wo Antiochus Eupator den Judas Makkabäus besiegte (1 Makk. 6, 32 ff.) zieht sich der Weg allmälig höher an den Abhängen des Gebirges hinauf, um endlich, in geringer Entfernung östlich von der Gipfellinie bleibend, mit dieser parallel nach S. S. O. zu gehen. Der hier mehrfach von tiefen Klüften und Thälern durchschnittene Kamm bildet die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Mittelländischen und dem des Todten Meeres. Allmälig hören auch die Dörfer auf, die sich bisher noch vereinzelt gezeigt haben; wellenförmige Sandebenen, weite Kiesflächen und mit Steinen übersäeter Felsboden wechseln mit einander ab und ziehen sich in unabsehbarer Folge durch die große Wüste Tih nach Süden hin bis zum Sinai. Auch hier repräsentirt die munter zwitschernde Haubenlerche wieder das einzige Leben in der Landschaft. Nur während einer kurzen Zeit des Jahres, in den Frühjahrsmonaten, verliert diese Bergwüste den Charakter der traurigen und zugleich großartigen Einöde. Der Boden bedeckt sich dann mit stachlichtem Ginstergesträuch und Astragalusgestrüpp, sowie mit den Hauptvertretern der syrischen Frühlingsflora, verschiedenen Irisarten und Anemonen, und die Ta'âmire-Beduinen, deren niedrige, schwarz und weiß gestreifte Zelte man jetzt von der Höhe aus in den Thalsenkungen nach dem Todten Meere hin liegen sieht, bringen ihre zahlreichen Ziegen-, Schaf- und Kameelherden auf diese spärlichen Weiden. Tag und Nacht hallt dann die Gegend von dem Geblök der Herden und dem dumpfen Gebell der großen, schwarzen, zu jeder Zeltniederlassung der Ta'âmire gehörigen Wächterhunde wieder, um nach wenigen Wochen schon sich wieder in die alte todte Einöde zu verwandeln.

Die beiden Brunnen von Beerseba liegen in geringer Entfernung von einander; sie sind kreisrund und innen mit einem starken, augenscheinlich sehr alten Mauerwerke ausgefüttert. Der größere hat einen Durchmesser von $12^1/_2$ Fuß und bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 44 Fuß, unter demselben scheint er noch etwa 16 Fuß in den Felsen gegraben zu sein; der zweite, der ungefähr 300 Schritt westlich von dem erstern liegt, hat nur 5 Fuß Durchmesser und 42 Fuß Tiefe, enthält aber ein ebenso klares, kaltes und wohlschmeckendes Wasser wie jener. Die großen Steine, die den obern Rand der Brunnen bilden, sind von tiefen Rinnen durchfurcht, welche die auf- und abgehenden Stricke der Schöpfgefäße allmälig eingeschnitten haben. Rund herum liegen in einem großen Kreise eine Anzahl roher Steintröge, in welche die Hirten und Kameeltreiber das Wasser für ihre Thiere gießen.

Mündung eines der Brunnen von Beerseba.

Auf einem etwas nördlich von den Brunnen gelegenen Hügel zeigen große unförmige Ruinen, sowie zahlreich im Boden vorhandene Thonscherben die Stätte des alten, von Eusebius und Hieronymus erwähnten Dorfes Beerseba an. Hier ist also der Ort, an den die alttestamentarische Erzählung so oft die Lagerplätze der Patriarchen verlegt; von hier läßt sie Abraham mit Isaak nach dem Berge Morija, von hier Jakob nach Haran gehen; hier soll Samuel seinen Sohn den Richtern überantwortet und hier Elias auf seiner Flucht im Schatten der Wachholderbüsche gerastet haben. Auf einer kleinen Anhöhe dicht bei den Brunnen schlug Lortet sein Lager für die Nacht auf; der Abend war herrlich, die Luft von einer Trockenheit und Durchsichtigkeit ohne Gleichen. Bei Sonnenuntergang färbten sich die umgebenden Hügel mit dem schönsten Dunkelroth und Violett; strahlenlos, wie eine große glühende Scheibe, versank die Sonne unter dem Horizont. Eine Zeitlang herrschte noch reges Leben um die Brunnen; Hirten, die ihre Herden in der Umgegend geweidet hatten, brachten sie hierher zur Tränke; bald kreischten die Stricke, an denen sie das Wasser in ledernen Eimern aus dem Brunnen heraufziehen, auf den Steinrändern, die Thiere scharten sich geräuschvoll um die Tröge, und es gehörte eben nicht viel Phantasie dazu, um sich einige tausend Jahre zurück- und in die Zeit zu versetzen, da die „Kinder Gottes“ hier in derselben Weise Herden tränkten. Mit dem Einbruch der Dunkelheit trat allmälig die Stille der Wüste wieder ein; die Kameele kehrten zu ihren Weideplätzen zurück, die Ziegen zerstreuten sich zwischen den Hügeln, und als Lortet, noch lange vor seinem Zelte stehend, sich an der Pracht des reich gestirnten Himmels und an der Kühlung erfreute, die ein vom Sinai her wehender frischer Wind brachte, hörte er um sich nichts mehr als das leise Pfeifen der hier massenhaft vorhandenen Springmäuse und aus der Ferne den gelegentlichen Schrei eines Schakals.

In der Frühe des folgenden Morgens trat er den Rückweg nach Hebron an, von wo er nach kurzer Rast nach Bethlehem weiter ging. Bis zu dem Dorfe Bêt Zakâria (etwa eine Stunde Weges vor den Salomonischen Teichen), der Straße nach Jerusalem folgend, verließ er dieselbe hier, um sich auf einem selten betretenen, beschwerlichen Gebirgspfade zunächst nach Osten, nach dem Wâdi Chareitûn, zu begeben. Eine mehrstündige mühevolle Bergwanderung brachte ihn an den obern Theil des Thales, das, ein Seitenthal des Wâdi Artâs, hier eine wilde schmale Schlucht von etwa 150 m Tiefe ist, in der eine Menge ungeheurer Felsblöcke auf- und übereinandergeschichtet liegen. Das Dorf Chareitûn, unweit des alten Thekoa, führt, ebenso wie das Thal, seinen Namen von dem heiligen Chariton, der im Anfange des fünften Jahrhunderts zum Danke für seine Errettung aus Räubershand eine sogenannte Laura oder Mönchskolonie bei Thekoa gestiftet, sich selber aber als Einsiedler in die

große Höhle des Thales zurückgezogen haben soll. Diese Höhle, die von der Tradition mit der Höhle Adullam identificirt wird, in welche David sich vor den Nachstellungen Sauls flüchtete (1 Sam. 22, 1; 2 Sam. 23, 13, 14), ist eine labyrinthartige Naturhöhle, deren Durchwanderung ohne einen des Ortes genau kundigen Führer durchaus nicht gefahrlos ist. Sie besteht aus zahlreichen langen Gängen und Kammern, die oft in mehreren Stockwerken über einander laufen; und aus drei großen, in verschiedener Höhe liegenden Räumen, in welche mehrere der sich kreuzenden Gänge einmünden. In den hinteren Gängen befinden sich einige künstliche Nischen in der Felswand; Scherben von Aschenkrügen, Stücke von Sarkophagen u. s. w. lassen erkennen, daß hier die Höhle einst als Bestattungsort gedient hat. Noch im spätern Mittelalter soll sie häufig von Einsiedlern bewohnt worden sein; nach den massenhaft angehäuften Thierknochen zu urtheilen, die sich in ihr vorfinden, scheint sie heute aber den Raubthieren dieser wilden Gebirgsgegend als Schlupfort zu dienen. Neben Hyänen, Füchsen und Schakals kommt hier der sogenannte ägyptische Wolf (Canis lupaster) besonders häufig vor, der, bedeutend kleiner als der europäische, eine spitze Schnauze, feinere Glieder und ein hell goldgelb gefärbtes Fell hat. Größeren Thieren nicht gefährlich, wird er doch von den syrischen Hirten wegen seiner gelegentlichen nächtlichen Angriffe auf die Lämmer und jungen Ziegen sehr gefürchtet; zumeist freilich nährt er sich wie der Schakal von todten Thieren, die er stückweise in seine Felsschlupfwinkel schleppt.

Die Temperatur im Innern der Adullamhöhle ist ungemein hoch, das Vorwärtsdringen in den oft nur 2 bis 3

Der Frankenberg (Dschebel Fureidis).

Fuß hohen Gängen sehr beschwerlich, namentlich da der Boden mit einer starken Schicht einer schwärzlichrothen, staubartigen Erde bedeckt ist, in die man bei jedem Schritte tief einsinkt. In den vorderen Räumen, wo unzählige Fledermäuse herumschwirren und von den Decken und Wölbungen herabhängen, besteht der Boden aus fußdicken Schichten ihrer Exkremente.

Unweit der Einmündung des Thales von Chareitûn in das Wâdi Artâs erhebt sich über dem Nordrande des letztern der Frankenberg, von den Arabern Djebel Ferdis oder Fureidis (Paradiesberg) genannt, ein merkwürdiger, auf allen Seiten gleichmäßig ansteigender und oben abgeplatteter Bergkegel von 120 m Höhe. Die seltsame, augenscheinlich zum großen Theil künstlich hergestellte Regelmäßigkeit seiner Gestalt, die Ruinen an seinem Fuße sowie die anderen auf seiner obern, in der Mitte kraterähnlich eingesenkten Plateforme haben zu den verschiedensten Hypothesen Veranlassung gegeben; heute glaubt man jedoch mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß man hier die Ueberreste der von Herodes dem Großen gegründeten Stadt Herodia und der Burg Herodium vor sich habe. Die Beschreibung, die Josephus von diesen beiden mächtigen Schöpfungen des Herodes giebt, stimmt bis auf wenige Einzelheiten mit den heute noch vorhandenen Anlagen des Djebel Fureidis überein. Von der Marmortreppe, die zu der Akropolis hinaufgeführt haben soll, ist freilich nichts mehr vorhanden, dafür aber Ueberreste der alten „mit großem Aufwande errichteten Wasserleitung, die das Wasser aus weiter Ferne“ hergebracht hat; unter anderen erblickt man bei den Ruinen am Fuße des Berges ein, heute trockenes, etwa 60 m im Quadrat messendes Wasserreservoir, in dessen Mitte sich ein inselartiger viereckiger Aufbau befindet. Dieser letztere, in dem man vielfach ein Lusthäuschen gesehen hat, wäre nach einer Hypothese de Saulcy's vielmehr als ein Ueberrest von dem Grabmale des Herodes zu betrachten [1]). Die Ruinen, die auf

[1]) Baurath Schick, welcher in Bd. 3 der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins Grundriß und Profil des Franken-

der etwa 300 m im Umfange haltenden Plateforme noch vorhanden sind, bestehen ausschließlich aus Theilen der alten thurmbesetzten Umfassungsmauer; eine gewölbte Kammer mit schönem Mosaikboden ist von dem einen dieser Thürme übrig geblieben. Die Quadern, aus denen das Ganze gebaut war, sind sehr groß, vollkommen regelmäßig und schön behauen. Der Name Frankenberg, den die Europäer dem Berge beigelegt haben, schreibt sich von einer im 15. Jahrhundert entstandenen, irrigen Tradition her, derzufolge die Franken zur Zeit der Kreuzzüge sich hier lange gegen die belagernden Muslimen gehalten hätten. Die Aussicht von der Höhe des Berges ist unvergleichlich schön und abwechselungsreich; besonders weit reicht der Blick nach der Seite des Todten Meeres, dessen blaues Wasser zwischen den schroff zerklüfteten, felsigen Hügeln der öden Landschaft im Osten hindurch schimmert; nach Norden blickt man über Bethlehem und Mâr Eliâs hinweg bis zu den in blauen Duft gehüllten Hügeln von Jerusalem, über welche, deutlich erkennbar, der Oelberg hinausragt. Die Aussicht nach Süden und Westen ist beschränkter, darum aber nicht minder großartig; die wilde Gebirgslandschaft, in die man blickt, ist mit ihren tiefen Schluchten und schroffen Wänden ebenso malerisch wie imposant.

Das, Dank den Abflüssen der Salomonischen Teiche, zum Theil gut angebaute Wâdi Artâs hinaufgehend, erreichte Lortet bald die Straße, die von den Teichen nach Bethlehem führt. Sie läuft dicht neben dem Kanal entlang, der

Bethlehem.

die Stadt mit Wasser versorgt und dessen Wohlthaten sich schon in den kleinen, terrassenartig angelegten Oliven- und Obstgärten erkennen lassen, zwischen denen man zu dem hochgelegenen Städtchen emporsteigt. Der Name Bethlehem (Brotort) läßt, wie der gleichbedeutende biblische Beiname der Stadt, „Ephrata“, deutlich erkennen, daß die Umgegend der Stadt Davids sich stets durch Fruchtbarkeit und guten Anbau ausgezeichnet hat. Auch heute macht der kleine Ort, der gerade infolge des Nimbus, mit dem ihn die Verehrung der Christen umgeben, mannichfache Zerstörungen durch die Muslimen zu erdulden gehabt hat, den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. Begreiflicherweise aber tritt die religiöse Bedeutung, das „weltgeschichtliche Interesse“ des blühenden Städtchens sehr sichtlich in den Vordergrund. Die große Marienkirche über der traditionellen Geburtsstätte Jesu, ein Werk Konstantin's des Großen, und die drei an dieselbe sich schließenden Klöster der Lateiner, Griechen und Armenier überragen die ganze Stadt. An theils zu ihnen gehörigen, theils unabhängigen frommen Schulen und Anstalten ist kein Mangel — unter den 5000 Einwohnern Bethlehems befinden sich heute nur noch etwa 300 Muslimen und vielleicht 50 Protestanten; alle übrigen gehören den verschiedenen Bekenntnissen der katholischen Kirche an. Bezeichnend für das zwischen denselben obwaltende Verhältniß ist die seit dem Weihnachtsfeste von 1873 nothwendig gewordene Aufstellung türkischer Wachtposten in der Marienkirche. Die italienischen Franziskaner und die Mönche des griechischen Klosters lieferten sich damals bei Gelegenheit der großen

berges und der Herodianischen Anlagen giebt, hält (a. a. O. S. 98) vielmehr das Gemäuer auf dem Gipfel für Reste des Mausoleums.

Prozession eine förmliche Schlacht, in der es mehrere Todte und zahlreiche Verwundete gab. Um ähnlichen, bei den unaufhörlichen Reibereien leicht möglichen Kampfspielen der frommen Brüderschaften vorzubeugen, stehen heute nicht nur in der obern Kirche, sondern auch neben der eigentlichen Geburtskapelle in der großen Krypta türkische Schildwachen mit scharf geladenem Gewehr. Was das Gebäude der Kirche, eine fünfschiffige Basilika, selber anbetrifft, so hat sich dasselbe allen Zerstörungen der Stadt zum Trotze wahrscheinlich in seiner ursprünglichen Gestalt bis auf den heutigen

Das Innere der Marien- oder Geburtskirche in Bethlehem.

Tag erhalten, und darf somit als eine Probe ältesten christlichen Kirchenbaues angesehen werden. Die zu verschiedenen Zeiten vorgenommenen Ausbesserungen und Verschönerungen haben an der aus dem Jahre 330 stammenden Konstantinischen Anlage des Baues augenscheinlich nichts geändert. Es ist hier nicht der Ort, auf eine genauere Beschreibung des oft genug geschilderten Gebäudes einzugehen, das gerade durch die großartige Einfachheit seiner Anlage mehr imponirt, als durch das im Lauf der Zeiten allmälig hinzugefügte Beiwerk an verschiedenartigem Schmuck. Heute im gemeinschaftlichen Besitz der Griechen, Lateiner und Armenier, ist die Kirche im Jahre 1842 leider durch eine hohe, von den Griechen aufgeführte Mauer, welche das Querschiff und die Apsis abgrenzt und verdeckt, gründlich entstellt worden.

Eine Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

I.

Bis in die allerneueste Zeit herein bildete die Basis der Volkszählung der Philippinen nicht etwa die Kopfzahl der Bevölkerung, sondern der „Tributo", d. h. die Kopfsteuer. Der „Tributo" wurde bereits 1571 vom Eroberer des Archipels, Don Miguel Lopez de Legazpi, eingeführt und zwar in der Weise, daß je ein Ehepaar einen vollen, eine einzelne ledige Person den halben Tribut zu entrichten hatte. Wenn auch die Höhe dieser Steuer im Laufe der Jahre und Jahrhunderte sich erheblich geändert hat und immer mehr und mehr gestiegen ist, so ist doch der Einhebungs- und Zählungsmodus derselbe geblieben und 2000 „Tributos" entsprechen demnach z. B. durchaus nicht derselben Zahl steuerzahlender Individuen, sondern der doppelten, also in diesem Falle der Zahl von 4000 Steuerträgern. Daß wir uns aus der Ziffersumme der Tribute kein klares Bild der Seelenanzahl der Inselgruppe vorstellen können, liegt offen zu Tage, abgesehen davon, daß von den nicht unterworfenen Stämmen gar keine Angaben mitgetheilt werden konnten. Da eben nur die erwachsenen arbeitsfähigen Individuen diese Abgabe zu leisten hatten, während, wie dies auch jetzt noch der Fall ist, die Kinder, Greise, Krüppel und Bresthaften von der Zahlung des Tributes befreit waren, so läßt sich nur schwer die Kopfzahl bestimmen, die auf einen Tribut zu rechnen wäre. Denn in manchen Provinzen ist die Zahl der Kinder eine sehr große, doch erreichen nur sehr wenige das Pubertätsalter; hier würden also auf einen Tribut mehr Seelen zu rechnen sein, als in einzelnen Gegenden Nordluzons, wo die Weiber in Folge der gebückten Haltung bei der Pflege der Tabakskulturen zu Fehl- und Todtgeburten neigen. Aber selbst abgesehen hiervon ist die Seelenzahl auf Grundlage der Tributeinheiten schwer auch nur annähernd richtig zu berechnen, indem nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Kasten von der Zahlung der Kopfsteuer befreit sind. So zahlen weder die Weißen noch deren Mischlinge (mestizos españoles) den Tribut, bei den Chinesen und Malaien (Indios) sowie den Mischlingen der beiden letztgenannten Stämme (den mestizos de sangley) sind die Mitglieder der Gemeindevertretung (gobernadorcillos, tenientes, cabezas de barangay etc.) nicht nur für ihre eigene Person, sondern auch für ihr Eheweib und ihren erstgeborenen Sohn von jeder Zahlung des Tributes für die Amtsdauer dispensirt. Außerdem genießen dieselbe Begünstigung „für ewige Zeiten" die Nachkommen der von den Spaniern depossedirten Fürsten sowie die Descendenten von Eingeborenen, welche sich hervorragende Verdienste in den Kämpfen der Spanier gegen innere wie äußere Feinde erworben hatten. Ja selbst ganze Ortschaften erhielten das Privileg von jeder Steuerzahlung enthoben zu sein, wie dies für die Stadt Cebú zu bemerken ist. Trotz des verschiedenen Zifferwerthes, den ein Tribut also je nach der Provinz, in der er erhoben worden ist, repräsentirte, hat man dennoch summarisch für den gesammten Archipel eine bestimmte Zahl genommen, welche der Anzahl der Seelen entsprechen sollte, welche auf einen Volltribut entfallen. Gewöhnlich nahm man 4 bis 5 Seelen auf den Tribut der Malaien und Mestizos de Sangley an. Bei den Chinesen wäre diese Zahl zu hoch gegriffen, denn sie brachten früher keine Weiber mit und die mit Eingeborenen erzeugten Sprößlinge gehörten bereits der Kaste der Mestizos de Sangley an, welche einen niedrigeren Tribut als die Chinesen entrichten. Man zählte deshalb auf den Chinesentribut anfangs nur zwei Individuen, später bei der Einführung der Personallicenz ließ sich die Kopfzahl dieser Mongolen genauer ermitteln. Officielle Zählungen der vom Tribut befreiten Kasten wurden gar nicht veranstaltet; man ließ deshalb in die Bevölkerungslisten nur die Malaien und chinesischen Mestizen, seltener die Chinesen aufnehmen, die Weißen, die spanischen Mestizen und Japanen ließ man entweder ganz weg (was zumeist der Fall war) oder schätzte deren Zahl ganz willkürlich ab und addirte dieselbe zu der Summe der Malaien, chinesischen Mestizen und Chinos.

Aber nicht einmal für die Richtigkeit der Tributziffer gab es bis in die Mitte unseres Jahrhunderts eine Garantie! Es muß nämlich beachtet werden, daß seit dem Abschlusse des Westphälischen Friedens die Geschichte der Philippinen die Geschichte eines Verfalles und einer Korruption ist, die ohne Gleichen in der Weltgeschichte dasteht. Der Archipel wurde als Deportationskolonie nicht nur des Mutterlandes, sondern auch amerikanischer Kolonien angesehen, die Beamten, die Soldaten der Philippinen rekrutirten sich mit wenigen Ausnahmen aus dem Abschaume der spanischen Nation. Eine natürliche Folge dieses Umstandes war eine grenzenlose Korruption, welche sowohl die Funktionäre der Civil- wie Militärgewalten wie eine unabwendbare und unheilbare, epidemische Krankheit ergriff; man lese nur die von heiligem Zorne entflammten diesbezüglichen Notizen eines Sinibaldo Mas, eines Herzogs von Almodovar nach oder blicke zwischen die Zeilen, welche die alles vertuschenden Fray Gaspar de San Agustin, Fray Juan de la Concepcion und P. Murillo-Velarde uns hinterlassen haben! An der Spitze der Provinzen standen als Gouverneure Alcaldes Mayores, welche ihre Stellung in der schamlosesten Weise zu eigener Bereicherung ausbeuteten, indem sie in ihren Provinzen das Handelsmonopol ausübten und Wucher trieben. Ist es doch mehr als einmal vorgekommen, daß spanische Beamte und Offiziere selbst Pulver und Munition an die die Küsten verheerenden Piraten von Sulu und Mindanao verkauften, oder daß die gegen letztere abgeschickten Geschwader von ihren Befehlshabern dazu verwendet wurden, von letzteren zusammengekaufte Waaren, mitunter zwangsweise, an die Küstenbewohner abzusetzen. Bei solchen Verhältnissen liegt es nicht so fern zu vermuthen, daß die Provinz-Gouverneure die Zahl der Tribute ihres Verwaltungsbezirkes der Centralbehörde als viel geringer angegeben haben, als es wirklich der Fall war; das Plus der Differenz kam der Tasche der Alcaldes Mayores zu Gute.

Dann muß noch etwas in Erwägung gezogen werden: die, wie wir gesehen haben, ganz ungenauen Censuslisten der älteren Zeit bis auf die September-Revolution herauf geben uns immer nur die Zahl der spanischen Unterthanen an,

nicht aber jene der nicht unterworfenen Eingeborenen, und doch gehörte bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Oberfläche des Archipels den Spaniern! Freilich ist es nothwendig zu bemerken, daß, von Mindanao und Sulu abgesehen, die nicht unterworfenen Gebietstheile wilde Berglandschaften und Walddickichte umschlossen, welche naturgemäß eine nur dünne Bevölkerung aufweisen können, zumal der Malaie seinen Wohnsitz mit Vorliebe nur am Meeresgestade und an Flußufern aufschlägt, und jene nicht unterworfenen Stämme das Institut der Kopfjägerei pflegten, also eine Sitte, die der Vermehrung jener Horden unmöglich Vorschub leisten konnte.

Heute haben sich die Verhältnisse auf den Philippinen vollständig geändert, die Korruption ist verschwunden, der Beamtenkörper und das Offizierkorps genießen mit Recht den Ruf der Unbestechlichkeit, wenn man auch bei den einzelnen Individuen derselben jenes, ich möchte sagen aktive Pflichtgefühl nicht antrifft, wie wir es bei deutschen Offizieren und Beamten zu finden gewohnt sind. Die Zählungen werden auch jetzt nicht mehr zu rein fiskalischen Zwecken angestellt; sie stehen heute im Dienste der Wissenschaft. Nicht mehr die Zahl der Tribute allein, auch die Zahl der Bewohner, ihre Alters-, Standes- und sonstigen Verhältnisse werden erhoben und die Regierung giebt sich alle erdenkliche Mühe ein vollständig genaues Zählungsresultat zu erlangen. Und dennoch, wenn wir uns die Frage stellen, sollen wir den mitgetheilten Bevölkerungsangaben der officiellen Censuslisten ein solches Vertrauen wie den europäischen entgegenbringen, so müssen wir mit einem entschiedenen Nein! antworten. Warum dies? Die Ursache der Unzuverlässigkeit der philippinischen Censuslisten liegt in den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes und seiner Bewohner. Obwohl es keine größere Ortschaft (Pueblo) giebt, die nicht wenigstens eine Schule aufzuweisen hätte, so ist doch die Zahl derjenigen, welche sie besucht haben, eine nur geringe, besonders im Süden des Archipels. Nach der Absicht der Regierung sollen die Kinder in der Schule die spanische Sprache erlernen, aber bisher waren nur in den der Hauptstadt naheliegenden Provinzen Schullehrer aufzutreiben gewesen, die nothdürftig die Lengua castellana stammelten[1]). Obwohl mit jedem Jahre die Verbreitung der spanischen Sprache wächst, so giebt es doch noch ganze Provinzen, in denen bei der Volkszählung des Jahres 1870 kein einziges die Schule besuchende Kind das Spanische sprechen konnte; es waren dies die Provinzen: Isabela de Basilan, Bohol, Burias, Romblon und Samar. Nun sind die Beamten der Regierung durchwegs Spanier, welche direkt vom Mutterlande nach der Kolonie oft nach russischer Weise „auf dem Verwaltungswege“ gesendet werden; sie sind der Sprache der Eingeborenen, mit denen sie zu amtiren haben, gar nicht mächtig und haben auch weder Zeit noch Lust dazu selbe sich zueigen zu machen. Ich habe gesagt: keine Zeit, denn der spanische Beamte wird nur auf eine festgesetzte Frist (gewöhnlich drei Jahre) in sein Amt (in der Kolonie) eingesetzt, dann wieder in das Mutterland zurückberufen oder in eine andere Provinz, in welcher ein ganz anderes Idiom herrscht, versetzt, so daß er, nachdem er sich kaum ein wenig mit den Verhältnissen seiner neuen „Heimath“ vertraut gemacht hat, wieder den Reisestab zur Hand nehmen muß. Und wie

[1]) Eine Besserung ist in diesem Punkte zu bemerken, insbesondere seit der Gründung von Musterhauptschulen und Lehrer- beziehungsweise Lehrerinnen-Seminaren. Früher machte der Klerus der Regierung stillschweigend in dieser Hinsicht Opposition, damit die nur des Spanischen mächtigen Beamten der Vermittelung der Geistlichkeit nicht entrathen könnten. In neuerer Zeit hat sich auch dies geändert.

viele Beamte überhaupt bleiben in ihrer Station bis zum Ablaufe ihrer Funktionsperiode? Die einen werden in der ungesunden Küstenstadt krank und müssen mit Urlaub nach Europa zurückkehren, um in dem bessern Klima des Mutterlandes[1]) die Gesundheit wiederzugewinnen, oder es trifft sie das Spanien eigenthümliche Loos der „Cesantía“: sie werden „cesantes“, d. h. plötzlich ohne jede Motivirung des Dienstes enthoben und in Disponibilität gesetzt, um ihre bisher innegehabte Stelle an einen beförderungsbedürftigen Protégé des Ministeriums oder eines hervorragenden Cortes-Mitgliedes zu verlieren. Das Damoklesschwert der Cesantía[2]) oder der Versetzung nach Cuba oder Puertorico schwebt ohne Unterlaß über dem Haupte jedes Beamten, das Anlangen jeder neuen Post kann ihm das Abberufungs- oder Enthebungsdekret bringen; kein Wunder, daß der spanische Beamte sich nicht erst die Mühe nimmt, die Sprache seiner Klienten zu erlernen. Wozu auch? Morgen trägt ihn der Dampfer oder die Brigg nach den Marianen oder nach Fernando Pó. Ueberdies hat er ja in seiner Kanzlei eine Menge von Schreibern, welche als Mestizen und Indier (sc. Malaien) ihm im mündlichen Verkehre mit den Eingeborenen als Dolmetscher dienen. Diese Schreiber sind die eigentlichen Exekutivorgane der Behörden, von ihnen hängt der Kanzleichef auf Gnade und Ungnade ab; was sie ihm sagen, muß er für bare Münze nehmen, und doch wimmeln die Berichte spanischer, nicht etwa ausländischer, Autoren von Anklagen gegen diese Klasse der Eingeborenen. Man beschuldigt sie allgemein der vollständigen Unzuverlässigkeit, Faulheit und Verlogenheit, wenn nicht oft ärgerer Dinge. Mögen auch diese Angaben etwas übertrieben sein, so sind doch Fälle bekannt, wo die farbigen Schreiber ihre spanischen Vorgesetzten auf das Abscheulichste hintergingen und ihnen das Schwarze weiß und das Weiße schwarz vorgestellt hatten. Ja es darf nicht unerwähnt bleiben, daß noch bis zum Jahre 1870 manche Provinzen thatsächlich ohne Chef blieben, wie z. B. die Provinz der Batanes-Inseln. Die aus Spanien hingeschickten Gouverneure erfuhren bei ihrer Landung in Manila, daß die Bewohner der Batanes so gut wie Wilde wären, daß der Gouverneur daselbst das einsamste Leben führen müßte, abgeschnitten und isolirt von der civilisirten Welt. Kein Wunder, daß sie unter allen erdenklichen Vorwänden ihre Abreise aus Manila so lange hinausschoben, bis sie auf einen andern Posten versetzt wurden oder sie das Schicksal der Cesantía erreichte. Das soll sich mehr als einmal ereignet haben[3]).

Man wird mir vielleicht entgegnen: Die Gemeinden (Pueblos) haben doch eine Municipalvertretung, deren Chef — der „Gobernadorcillo“ — mit den Oberbehörden nur Spanisch verkehren darf. Nun ja, das ist wohl wahr; aber sehen wir uns einmal die Sache genauer an. Wie es mit der Kenntniß des Spanischen auf den Philippinen aussieht, habe ich bereits oben erwähnt, ich will darauf nun ausführlicher eingehen.

[1]) Die Spanier haben noch immer nicht das Beispiel der Engländer nachgeahmt, Sanatorien für ihre von den Tropenfiebern heimgesuchten Beamten, Offiziere und Soldaten in den kühlen Berglandschaften der Cordilleren Nordluzons zu errichten. Die Provinzen Benguet, Lepanto und Bontoc würden sich zu diesem Behufe recht gut eignen.

[2]) Es soll vorgekommen sein, daß ein vom Mutterlande in Manila angelangter Beamter bereits das Dekret erhielt, welches ihn von jener Stelle enthob, die er noch gar nicht angetreten hatte. Selbst als Anekdote hingestellt ist dies für die spanischen Zustände charakteristisch.

[3]) Man vergl. zu dem oben erwähnten das treffliche, nur leider durch zahlreiche Druckfehler entstellte Werk: Apuntes interesantes sobre las islas Filipinas, Madrid 1870.

Im Jahre 1870 konnten von

Bewohnern	der Provinz bez. Districts			
266 333	Manila	Spanisch	sprechen:	40 323 [1]
501	Corregidor	„	„	382 [2]
214 507	Bulacán	„	„	2 183 [3]
91 029	Nueva Ecija, Principe	„	„	862 [4]
32 209	Nueva Vizcaya	„	„	377 [5]
36 219	Isabela und Saltan	„	„	328 [6]
71 657	Cagayán	„	„	1 034 [7]
150 947	Ilócos Norte	„	„	338 [8]
179 305	Ilócos Sur	„	„	1 330 [9]
103 630	Union, Benguet	„	„	1 081 [10]
35 090	Abra	„	„	94 [11]
10 134	Bontoc	„	„	16 [12]
30 473	Lepanto und Tiagan	„	„	904 [13]
249 507	Pangasinán	„	„	1 584 [14]
79 568	Zambales	„	„	728 [15]
36 086	Bataán	„	„	314 [16]
203 127	Pampanga	„	„	2 242 [17]
116 276	Cavite	„	„	14 145 [18]
241 782	Batangas	„	„	1 222 [19]
40 038	Morong	„	„	288 [20]
115 988	Laguna, Infanta	„	„	1 048 [21]
95 218	Tayabas	„	„	675 [22]
22 615	Camarines Norte	„	„	347 [23]
128 860	Camarines Sur	„	„	2 111 [24]
220 328	Albay	„	„	1 090 [25]
93 010	Antique	„	„	583 [26]
8 326	Batanes	„	„	114 [27]
606	Balábac	„	„	? [28]
153 734	Bohol	„	„	111 [29]
791	Burias	„	„	?
135 771	Capiz	„	„	711 [30]
14 135	Calamianen	„	„	136 [31]
394 215	Cebú	„	„	23 120 [32]
156 850	Leyte	„	„	647 [33]
55 063	Mindoro	„	„	288 [34]
13 194	Masbate	„	„	264 [35]
187 130	Negros	„	„	1 551 [36]
161 679	Sámar	„	„	460 [37]
11 124	Romblon	„	„	158 [38]
348 371	Ilo-ilo	„	„	2 340 [39]
11 597	Zamboanga	„	„	7 403 [40]
78 101	Misamis	„	„	902 [41]
29 902	Surigao	„	„	400 [42]
21 076 [43]	Bislig	„	„	?
1 398	Davao	„	„	130 [44]
2 339 [45]	Cottabató	„	„	?
411	Isabela de Basilan	„	„	103 [46].

[1] Darunter 1930 Spanier und 5860 Creolen. [2] Dar. 1 Sp. und 1 Cr. [3] Dar. 52 Sp. und 90 Cr. [4] Dar. 60 Sp. und 138 Cr. [5] Dar. 13 Sp. und 1 Cr. [6] Dar. 20 Sp. und 67 Cr. [7] Dar. 38 Sp. und 70 Cr. [8] Dar. 23 Sp. und 7 Cr. [9] Dar. 60 Sp. und 334 Cr. [10] Dar. 15 Sp. und 51 Cr. [11] Dar. 9 Sp. und 10 Cr. [12] Dar. 4 Sp. [13] Dar. 21 Sp. und 7 Cr. [14] Dar. 68 Sp. und 104 Cr. [15] Dar. 30 Sp. und 146 Cr. [16] Dar. 12 Sp. und 76 Cr. [17] Dar. 93 Sp. und 212 Cr. [18] Dar. 1401 Sp. und 633 Cr. [19] Dar. 46 Sp. und 155 Cr. [20] Dar. 20 Sp. und 40 Cr. [21] Dar. 32 Sp. und 187 Cr. [22] Dar. 31 Sp. und 51 Cr. [23] Dar. 11 Sp. und 66 Cr. [24] Dar. 66 Sp. und 43 Cr. [25] Dar. 42 Sp. und 64 Cr. [26] Dar. 15 Sp. und 50 Cr. [27] Dar. 6 Sp. (Dominikanermönche). [28] Auf der Insel lebten 1876: 27 Sp. und 8 Creolen, alle Offiziere, Soldaten und Beamte. [29] Dar. 14 Sp. und 92 Cr. [30] Dar. 20 Sp. und 38 Cr. [31] Dar. 4 Sp. [32] Diese Zahl scheint mir eine Null zu viel zu haben. Es gab 76 Sp. und 148 Cr. [33] Dar. 48 Sp. und 203 Cr. [34] Dar. 16 Sp. und 3 Cr. [35] Dar. 10 Sp. und 17 Cr. [36] Dar. 65 Sp. und 294 Cr. [37] Dar. 41. Sp. und 60 Cr. [38] Dar. 12 Sp. und 7 Cr. [39] Dar. 114 Sp. und 151 Cr. [40] Dar. 32 Sp. und 18 Cr. [41] Dar. 30 Sp. und 140 Cr. [42] Dar. 20 Sp. ? Cr. [43] Dar. 8 Sp. [44] Dar. 26 Sp. [45] Dar. 50 Sp. [46] Dar. 3 Sp.

Die Spanisch-Sprechenden sind zunächst die Spanier und Creolen und dann deren Mischlinge, die mestizos españoles. Die neuen Censuslisten machen keinen Unterschied zwischen diesen spanischen Mestizen und den mestizos de sangley, d. h. den Mischlingen von Chinesen und Malaien. Es läßt sich daher die Zahl derselben nicht annähernd genau angeben, man muß aber für jede Provinz mindestens ebenso viel spanische Mestizen annehmen als Creolen vorhanden sind, denn die vom Mutterlande kommenden Offiziere und Beamten sind meist ledigen Standes und knüpfen für die kurze Zeit ihres Verweilens im Archipel meist nur illegitime Verbindungen mit Malaiinnen und Mestizinnen an. Dem großen statistischen Werke des Don Rafael Diaz Arenas entnehme ich, daß z. B. im Jahre 1850 in der Provinz Bataán 129, in Cagayán 150, in Bulacán 691, in Nueva Ecija (incl. Principe) 129, in Ilócos Norte 12, Ilócos Sur 471, in Abra 47, in Pangasinán 229, in Camarines Sur 206, in Albay 579, in Cápiz 216, in Mindoro 70, in Misamis 104 spanische Mestizen lebten. Denken wir uns die Zahl der Mestizen dem seither verstrichenen Vierteljahrhundert entsprechend vergrößert, so bleibt, wenn wir von den Provinzen Manila, Cavite und Zamboanga absehen, ein im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung verschwindend kleiner Bruchtheil von Eingeborenen übrig, die Spanisch — und was für ein Spanisch! — sprechen. Dies sind nun einzelne vorzugsweise mit Europäern in Geschäftsverbindungen stehende Chinesen und chinesische Mestizen, ferner von Malaien Weltpriester, ausgediente Soldaten, verbummelte Studenten der Universität von Manila, die Diener und Konkubinen der Weißen. Diese der spanischen Sprache mächtigen Elemente der eingeborenen Bevölkerung sind nicht gleichmäßig über das ganze Land verstreut, sondern in den Provinzialhauptstädten und den Hafenplätzen koncentrirt. So kommt es, daß es viele Dörfer giebt, in denen außer dem Pfarrer kein Mensch Spanisch zu lesen und zu schreiben versteht. Die Gobernadorcillos solcher Orte sehen sich genöthigt (und haben auch von der Regierung die Autorisation hierzu) einen Sekretär, den sogenannten Directorcillo, aufzunehmen, der der eigentliche Leiter der Bürgermeister- oder Dorfschulzengeschäfte ist. Der Directorcillo ist immer ein Farbiger, in den meisten Fällen ein verbummelter Rechtshörer („abogadillo") oder Universitäts-Student („filósofo"). Der des Spanischen unkundige Gobernadorcillo ist dann ebenso von seinem Sekretär auf Gnade und Ungnade abhängig, wie der spanische der Landessprache nicht mächtige Beamte von seinen farbigen Schreibern. Man denke sich die unsagbare Indolenz, den absoluten Mangel an Pflichtgefühl, den Hang zur Lüge der Eingeborenen, die Unkenntniß der spanischen Beamten, die sie von ihrem Verwaltungskreise besitzen müssen, da sie weder die Landessprache kennen noch bei der Ausdehnung der Provinzen, dem Mangel an Straßen und Brücken während ihrer kurzen Amtsdauer in der Lage sind, sich überall vom Stande der Dinge persönlich zu überzeugen — und man wird mir zugeben müssen, daß eine Volkszählung nicht vertrauenerweckend sein kann, bei deren Ausführung zunächst die Gobernadorcillos und Cabezas de Barangay (Orts-Viertel-Vorsteher) berufen werden, also Leute, die in manchen Provinzen außer dem christlichen Namen nichts aufzuweisen haben, was auf einen höhern Bildungsgrad, als wie ihn die Dayaks von Borneo besitzen, hinweisen könnte. Bei solchen Elementen kann der beste Wille der Regierung (und der sei hier bereitwillig anerkannt) nicht viel anrichten.

Daruvar in Slavonien und seine Umgebung.

Von Prof. E. Kramberger.

I.

Am frühen Morgen eines Septembertages machte ich mich auf den Weg nach Daruvar. Kaum einige hundert Schritte von Pakrac zieht sich die Straße auf einen Berg auf weiter Strecke hinan. Die Anhöhe heißt, wie jene im Nordosten des Požeganer Thales, Krndija. Die slavischen Namen wiederholen sich, wie schon früher einmal bemerkt, in den fernsten Gegenden. So kommen häufig dieselben Orts-, Burg-, Berg-, Wald- und Flußnamen in Bosnien, der Hercegovina, in Kroatien, Slavonien und Serbien vor. Ja dieselben Namen von Gewässern, Quellen, Waldhainen finden sich in der Slovakei, wie in den südslavischen Ländern. Dies kommt daher, weil sie alle treffend gewählt sind und die Eigenschaft oder ein Kennzeichen eines Dinges genau bezeichnen. Man findet, um ein Beispiel anzuführen, den Fluß-, Bach- und auch Ortsnamen Bistra und Bistrica in allen slavischen Ländern, denn beides bezeichnet ein helles, klares Wasser. Auf der Höhe angelangt, geht es eine hübsche Strecke durch Buchenwald hin. Lachen und Singen weiblicher Stimmen brachen sich, aus dem Dickicht dringend, in vielfachem Echo an den Stämmen. Endlich erblickte ich eine Schar Frauen und Mädchen Schwämme suchend über eine bedeutende Fläche hin zerstreut. In den slavonischen Wäldern schießen, wenn die Jahreszeit günstig, außer dem Herrenpilze andere genießbare Pilze in großen Mengen hervor, welche gesammelt, gereinigt, zerschnitten, an der Sonne getrocknet und für den Winter aufbewahrt werden. Ich sah sie schon auf Handwagen massenhaft heimführen. Es gedeiht da die Speise-, Spitz- und gelbe Keulenmorchel, der Ziegenbart, der Pfifferling, der Reizger, Hirschling, der Kaiserling; auf grasigen Hügeln auch der Flockenstäubling; an einigen Orten auch die Speisetrüffel. Ueppig wächst hier an den Waldrändern die Brombeere, deren Früchte ausnehmend groß werden. Sie bedeckt oftmals ganze Flächen. Auch den Wachholderstrauch trifft man allenthalben; daher das häufige Vorkommen der Wachholderdrossel (Bravenjak) in schneereichen Wintern. Dem Vogel wird seines würzigen Fleisches wegen auch von Bauern, die ihn zu Markte tragen, auf alle mögliche Weise nachgestellt. Die wilde Rebe rankt sich zu enormen Höhen empor; ihr Stamm dient zu langen Brunnenstangen, zu Ringen an den Wagen oder an Hausthoren; die Trauben an denselben weisen manchmal der edlen an Größe gleichkommende Beeren auf, nach dem ersten Reif eine willkommene Leckerei für die wild herumkletternden Knaben.

Als ich den Wald verließ, bot sich mir eine anmuthige Landschaft dar. Wo das Auge hinblickt, sieht es Berge mit großem Holzreichthum. Jedoch wird die Ausfuhr des Nutzholzes an vielen Orten recht schwer. Man versuchte zwar auch hier Saumthiere anzuwenden, allein die Kosten wurden zu hoch und der Versuch wieder aufgegeben. Nach einer Stunde etwa hinter dem Walde erreicht man das kleine Dorf Badljevina, welches in einem fruchtbaren Thale liegt und schon zur Herrschaft Daruvar gehört. Ich war eine Weile zu Fuß gegangen und kam nun auf eine Wiese, wo man Heu machte. Ich näherte mich einer Gruppe, um ein Gespräch anzuknüpfen. Es fiel mir auf, daß bei einigen der Frauen lange Heuhalme aus dem Busen herausragten. Auf meine diesbezüglichen Fragen antworteten sie mit Kichern und den wenigen ausweichenden Worten: „Mi znamo“ (Wir wissen es). Ich holte also seitab einen ältern Mann darüber aus. Er sagte, eine alte Sitte erheische es, daß sich jede von den beim Mähen anwesenden verheiratheten Frauen sieben Halme von dem zuerst unter der Sense gefallenen Grase nehme und im Busen heimtrage, um sie aufzubewahren; das erleichtere die Geburt. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Zahl 7 in den Liedern und alten Gebräuchen der Südslaven überhaupt eine bedeutende Rolle spielt, jedenfalls eine Erbschaft aus uralten Zeiten, wie auch das Aufbewahren der sieben Heuhalme eher ein heidnischer Gebrauch denn Aberglaube sein wird. Ich schritt bis zu den auf einem niedrigen Hügel stehenden Oekonomiegebäuden der Meierei. Die Wohnung des Beamten bedeckten blaue Blüthen einer Kletterpflanze bis zum Gipfel. Als sich eine Meute großer, weißer Schäferhunde mit wüthendem Bellen auf mich losstürzte, zog ich es vor den Wagen zu besteigen, als mich in einen Kampf mit den gefährlichen Thieren einzulassen, die uns noch lange bellend und kläffend verfolgten. Wenn man solchen Thieren zufällig draußen auf den Weiden begegnet, hat man einen schweren Strauß mit ihnen zu bestehen; gut, wenn der Hirte nahe ist. Ihre mit Stachelketten besetzten Hälse machen sie zu den stärksten und unüberwindlichen Feinden der Wölfe, deren es hier herum genug giebt zum größten Schaden des reichen Wildstandes.

Von Badljevina geht es fortwährend Berg an und ab bis Doljani. Hier senkt sich der Weg allmälig bis zum letzten Hügel, auf dem man gern weilt, um einen Augenblick die ganz eigenthümliche Landschaft recht zu betrachten. Links erhebt sich unter der langen nach Nord laufenden, mit Häusern besetzten Hügelkante ein mäßiger Hügel mit Maisfeldern und niedrigem Gebüsch mitten in einer ausgedehnten Wiese, die Stätte, wo einst die große Benediktiner-Abtei St. Helena de Podborje stand, gestiftet im Jahre 1270 unter Stephan V. [1]). Münzen und anderweitige Alterthümer, hier gefunden, zeugen vom hohen Alter des Platzes. Vor dem Beschauer dehnt sich eine kurze Pappelallee bis in die Hauptstraße des Marktfleckens, der aus dem Thale wieder bis auf die hohen Hügelrücken im Hintergrunde weit hinaufreicht und nur eine oder zwei kurze Gassen als Seitenarme nach Westen entsendet. Weingärten und Winzerhäuser, Wald und Berg reihen sich im Osten aneinander; darüber hinaus ragt der Kegel des Petrov vrh in die Lüfte. Er ist das Barometer dieser Gegend, sein mit Nebelmassen verhüllter First der zuverlässigste Regendeuter. Ueber eine kleine Steinbrücke betritt man Daruvar. Der hohe Schlot einer Dampfbrettersäge fällt uns auf. Noch vor einem Jahre hörte man da das Kreischen der Kreissägen Tag und Nacht. Ungeheure Massen Holzes, riesige Eichenstämme lagen da zu Hunderten in dem geräumigen Hofe; Wagen fuhren ab und zu; Fuhrleute mit dampfenden Rossen, Taglöhner schrien beim Abladen der schweren Stämme

[1]) Feßler II. S. 881 a.

durcheinander. Jetzt ruht ein düsteres Schweigen über dem Gebäude, der Hof ist leer, die Fenster- und Thüröffnungen ohne Flügel. Die Waldungen hinter Oberdaruvar sind, so weit sie zugänglich, abgeholzt, die Arbeit eingestellt. Im Orte reihen sich hübsche Häuser aneinander, unter anderen ein neuer, eleganter Gasthof. Erwähnenswerth sind außerdem das alte Hotel am Badepark, das Herrschaftsschloß mit seinem Parke, die katholische Kirche in italienischem Stile, ferner das Bad mit dem daranstoßenden Park. Dieses war schon den Römern unter dem Namen Jasi bekannt. Im Schloßparke liegt ein römischer Steinsarg, in dem ein silberner Gürtel gefunden wurde; daran gelehnt Steinplatten mit heidnischen Figuren und ein Stein oben beim Schlosse mit den Worten DIVO COMMODO RES PVBLICA IASORV(M) (Corp. Inscr. Lat. III, Nro. 4000). Dies sowie die nun leider ganz zerfallenen, mit Mosaik ausgelegten Grabstätten, oberhalb des sogenannten römischen Brunnens, woselbst zu Ende des vorigen oder im Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Krone, goldene Armbänder, eine goldene Halskette mit Edelsteinen und eine Todtenlampe gefunden wurden, und endlich ein Steinwappen mit den eingemeißelten Worten: Hic jacet egregius Ladislaus filius Hermanni de Gereben anno D. 1489 zeugen sowohl für die Zeit der Römer, als auch dafür, daß daselbst im Mittelalter angesehene Personen gewohnt haben mochten; wenigstens ist die Familie der Gereben eine mächtige im Lande gewesen. Die Fundamente der Antoniquelle sind ebenfalls römisch. In der Umgebung finden sich allenthalben Mauertrümmer und Ruinenreste, als Beleg für die Kultur und starke Bevölkerung jener fernen Zeit. Daruvar zählt etwa 1100 Einwohner, meist Handwerker und Kaufleute, nur in Oberdaruvar wohnen auch Bauern. Es gehörte bis vor zwei Jahren dem Grafen Janković, jetzt aber der Familie Tüköry. Der Ort ist Sitz eines Bezirksgerichtes. Den Sommer über strömt ein erklecklicher Zufluß von Fremden hierher, um zu baden. Aus fünf Quellen mit einer Temperatur von 40 bis 47° C. werden die Bäder gespeist. Das Wasser wird, theilweise abgekühlt, in die, namentlich im Johannis-Bade, sehr geräumigen Bassins geleitet und fließt von da dem Bache Toplica zu. Das an und für sich indifferente Wasser wirkt durch die gleichmäßige Wärme sehr heilsam; ebenso die Schlammbäder. In Daruvar herrscht den ganzen Sommer über ein reger Verkehr. Am Platze vor dem Bade steht täglich eine ziemliche Anzahl von Wagen; Kroaten, Deutsche, Slavonier, Böhmen und Magyaren thun sich da um, denn wie im Orte selbst, ist auch die Bevölkerung des Umkreises gemischt. Man kann den Slavonier jedoch von den Abkömmlingen anderer Nationen immer durch den grauen, oben breitern und mit großen hinaufgestülpten Krämpen versehenen Hut, wie auch durch die weiße Kabanica unterscheiden. Dieses Kleidungsstück zieren an den Halsschließen aufgenähte, rothe Tuchrosetten. Die Aermel sind kurz, an den Enden rund geschlossen und dienen oft, wie die Torba, zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und Rauchrequisiten. Selbst die breiten Krämpen des Hutes übrigens müssen manchmal die Funktion eines Behälters übernehmen. Männer und Frauen haben stämmige Formen. Letztere benutzen den Busen als Speicher. Die Geldbörse und zur Zeit der Obstreife Aepfel, Birnen und Zwetschken bauschen nebst Kuchen das Hemd bis zum Gürtel auf und verunstalten die Formen. Die weibliche Kleidung kommt derjenigen um Pakrac ziemlich gleich. Der Sonntag versammelt das Volk zur Kirche und hernach im Badeparke, wo die lauten Klänge einer gut geschulten einheimischen Zigeunermusik erschallen. Hinter dem Gasthause giebt es in einer großen Wagenscheune immer fremde Landleute, sehr oft sogar aus den Gegenden Ungarns über der Drave, die da zum Kurgebrauche einige Tage verweilen. Ganz arme baden in dem Kanale, der das Wasser aus den Bädern sammelt und dem Bache zuführt, ihre kranken Hände oder Füße; Vollbäder nehmen sie um wenige Kreuzer in dem für Bauern bestimmten gemeinsamen Bassin. Originell sind die Ansichten, welche manche über die Kur hegen. Ich traf einen Bauern, der, in seinen Pelz gehüllt, in der glühenden Mittagssonne lag. Auf mein Befragen, ob ihm denn kalt sei, antwortete er: Nein! aber ich kurire mich vom Fieber. Im Laufe des mit ihm weiter geführten Gespräches stellte sich heraus, er sei aus der Drave-Gegend, habe einen Herrn gebracht, da ihn jedoch das Fieber peinige, so benutze er die günstige Gelegenheit zu dessen Vertreibung durch Warmbäder. Der Mann hatte, wie ich erfuhr, den ganzen Vormittag im heißen Wasser gesessen, bis ihm übel geworden war und er glaubte am Schlagfluß zu sterben. Da erst eilte er aus dem Bade, aß und trank Wein, hüllte sich in seinen Pelz und lag nun in der Sonne, um zu dunsten und dann später, laut seiner Auseinandersetzung, abermals einige Stunden im Bade zu sitzen. Er hatte nicht mehr als zwei Tage Zeit und wollte sie gehörig verwenden. Solche wunderbare Ansichten über Schnellbaden, d. h. 14 Kurtage in 2 bis 3 Tagen abzuthun, hegen noch viele andere aus dem Bauernvolke. Eine üble Gewohnheit ist ferner der zu große Obstgenuß, der oftmals Ruhr zur Folge hat. Freilich ist auch der ganze Landesstrich so reich an allen möglichen Obstgattungen, daß die Ueberfülle der Natur selbst verleitet. Besonders leicht erzeugt die weiße Pflaume und eine Birnensorte die schwere Krankheit. Im Uebrigen scheint diese gewisse Bedingungen zu erfordern; denn obwohl man geneigt ist die perniziösen Fälle auch großer Hitze zuzuschreiben, so hat es schon sehr heiße August- und September-Monate gegeben, ohne daß ein solcher Krankheitsfall bekannt wurde. Besonders üppig gedeiht die erwähnte Zwetschke (Bielica) im Gebiete des Dorfes Sirač und in diesem selbst. Ich staunte, als ich dahin kam, über die große Menge von Bäumen und die Fülle der Früchte, welche an Zweigen und Aesten große Verheerungen angerichtet hatten. Im Walde, durch den ich kam, hat die Axt tüchtig aufgeräumt; die Stämme sind nach Daruvar zur Säge gewandert und die zahlreichen Arbeiter, die in früheren Zeiten ein reges Streben und Weben in das Dorf brachten, darunter auch Franzosen, zerstoben nach allen Seiten. Von letzteren rührt auch die Kapelle her, ebenso die bei trockenem Wetter ganz gute Fahrstraße bis Doljani, die Sirač mit diesem verbindet. Die Kapelle in Sirač ist ein Holzbau, dem man die Eile des Entstehens ansieht. Es blieb mir Zeit genug übrig, die wenigen Reste der einst mächtigen Abtei St. Mariä auf dem steilen Berge inmitten des Dorfes am Ufer der Pakra zu betrachten. Sie war schon im Jahre 1376 verfallen, wurde aber in eben dem Jahre mittels einer Besteuerung der Unterthanen wieder hergestellt, wofür die gezwungenen Zahler einen Ablaß von 1 Jahr und 40 Tagen bekamen [1]). Es ist davon wenig mehr zu sehen; einige Mauern und eine eiserne, von Dornen überwucherte Thür. Ich betrat eins der Häuser, die am Fuße des Burghügels liegen. Ein Bauer hatte da vollauf mit dem Entkörnen seiner Fruchtfechsung zu thun. Er war so spät dazu gekommen, weil sich die Leute bei derlei Arbeiten wechselseitig unterstützen und dann der Reihe nach abdreschen. Dazu dient ein kreisrunder, glattgestampfter Platz; mitten darin steckt ein Pfahl. An diesen bindet der Bauer seine Rosse, leiht sich auch noch andere von den Nachbaren dazu und treibt nun die Thiere,

[1]) Die Bulle bei Koller, Hist. Episcop. Q. Eccles.

häufig von Freunden oder seinen Söhnen unterstützt, im Trab um den Pflock; ein sowohl für ihn als auch für die Vierfüßler schwieriges Geschäft, das seine Kehle austrocknet. In Ermangelung von Pferden werden Ochsen zum Treten verwendet; ein Maulkorb aus wilden Reben hindert die Wiederkäuer am Naschen und die drohenden Schwingungen der Peitsche sollen ihren trägen Schritt beschleunigen. Natürlich bleibt bei dieser unvollkommenen Art des Drusches viel Korn im Stroh zurück. Das Reinigen von Spreu und Staub betreibt der Landmann zwar mit Windreutern, doch pflegen ärmere, wenn sie keine solche zu leihen bekommen, das Geschäft bei günstigem Winde durch Werfen mit Schaufeln abzuthun. Geht kein Wind, so läßt man die Körner mittels einer durch die Giebelluke gesteckten Rinne auf eine unten ausgebreitete Leinwanddecke fallen, wodurch die leichtere Spreu theilweise ausgeschieden wird. Die Unvollkommenheit des Erfolges bedingt die oftmalige Wiederholung der Procedur. Nachträgliches Waschen und Trocknen hilft nach. Manche Bauern haben auch einen seitab vom Dorfe gelegenen Meierhof (Salaš oder Stan), wo sie ihr Getreide aufspeichern, auch etwa ihre Schweine züchten und Ackergeräthe halten. In Gegenden, wo der Bauer wegen der Menge seiner Fechsung nicht nach Wunsch mit dem Dreschen fertig werden kann, erscheinen zeitweise Ungarn aus der Drave-Gegend mit Wagen und Pferden, um gegen einen gewissen Antheil von sogenannter Halbfrucht, d. i. Korn und Weizen zu zwei Theilen gemischt, den Arbeitsbedürftigen auszuhelfen.

Ich wanderte nun am Ufer der Pakra, die sich zwischen den hohen Bergen durchwindet, hin und nach dem ziemlich entfernt gegen Nordost liegenden Biela. Selten sah ich solch eine Menge Bachstelzen, wie auf diesem Gange. Sie glichen einer auf der Wanderung nach dem Süden begriffenen Zugvogelschar. Die Ufer waren davon dicht besetzt. Nach etwa zwei Stunden erklomm ich einen Berg und erblickte von da aus den nahen Rücken des Crnivrh, der in südlicher Richtung von der Ilova-Quelle bis zu jener der Biela (so heißt die Pakra in ihrem obersten Laufe) und der Orljava-Quelle reicht. Der gleichnamige Kegel ragt, 865 m hoch, aus der Gesammtmasse bedeutend heraus. Er und die Bujanova kosa, 830 m, sind die höchsten Punkte; ihre Zusammensetzung gleicht den übrigen Gebirgen: am Rücken Urformation, Granit, umschlossen von Tertiärformationen, Werfener Schiefern und Hallstädterschichten, außerdem tertiärem Leithakalk und Ceritienschichten. Imposant entfalten sich die schönen Linien; schade daß die Landschaft so wenig bevölkert ist. Ich umging den Hügel, der die Ruine des Klosters und der Kirche St. Stephan von Jerusalem, einst Sitz des Johanniterordens, trägt, und stieg langsam an einem Bache aufwärts dem nahen Dorfe Biela zu.

Ethnographisches aus der Oase der Achal-Teke.

Von Staatsrath Dr. O. Heyfelder.

Besuch einer persischen Gesandtschaft im russischen Lager von Gök-Tepe.

Während des Feldzuges gegen die Tekes hatten einige Orientalen das Hauptquartier begleitet: Prinz Ramschander, ein Indier und, wie er selbst sagte, ein Anverwandter von Nena-Sahib, ferner ein persischer Oberst, Militärbevollmächtigter des Schahs von Persien, ein Chan aus Chiwa, welchen eine Anzahl Stammesgenossen und Verwandte begleiteten. Nachdem nun die Hauptfestung der Tekes gefallen und dieser kriegerische Stamm sich unterworfen hatte, wurde bei dem kommandirenden General angefragt, ob er den persischen Gerneralgouverneur der Grenzprovinz als Abgesandten des Schahs empfangen würde. General Skobolew erkannte diesen ersten sichtbaren politischen Erfolg des Sieges in seiner Tragweite [1]) an, gab eine bejahende Antwort und begab sich, sobald er hörte, daß die Gesandtschaft unterwegs sei, nach Aschabad. Aber der Chan Schudshau-ud-Daule, ein Onkel des regierenden Schah, Großwürdenträger, Diplomat und vor allem ein Orientale, war auch nicht von gestern. Als er durch seine Kundschafter hörte, der kommandirende General sei nicht in Gök-Tepe anwesend, so verzögerte auch er sein Kommen und blieb 2 oder 3 Tagereisen von uns im Gebirge stehen. Allein in jenen Februartagen war es auf dem Kobet-Dagh kalt und die verweichlichten Herren aus Iran mit ihren ebenfalls nicht abgehärteten Kameelen und Maulthieren konnten im Gebirge nicht lange der Etiquette zu Liebe frieren. Sie stiegen also herab. Unser ganzes Lager war in Aufregung. Skobolew hatte scheidend befohlen, den Chan mit allen seinem Rang gebührenden Ehren zu empfangen. Eine Ehrenwache war vor seinem Filzzelt aufgestellt und die Musik des Stawropolskischen Regimentes war bereit ihn mit den uns während der Belagerung zum Ueberdruß vorgespielten Stücken zu begrüßen. Eine Gruppe Filzzelte außerhalb unseres Lagers nicht weit von einem Bache war für die Perser vorbereitet, die Kibitken im Innern mit schönen Teppichen (Beute aus Gök-Tepe) ausgestattet, ein italienischer Restaurateur war gemiethet, um für Speise und Trank zu sorgen. Es muß nämlich hier eingeschaltet werden, daß sich alsbald ein regelmäßiges, gut aufgestelltes Lager bei Gök-Tepe gebildet hatte. In zwei bis drei Zeltreihen hausten Armenier und Perser, einige wenige Griechen, Russen und dieser Italiener; sie verkauften Speisen und Getränke, frisches und getrocknetes Obst aus Persien, frisch gebackenes Brot, Matzen, Mehlspeisen und Konserven und kauften unseren Soldaten ihre Beutestücke für billiges Geld ab. Dank diesen unternehmenden, unerschrockenen Kaufleuten konnten wir Lichter, Thee, Kaffee, Tabak, Marseiller und Petersburger Konserven, Käse, Schinken, Geräthe und Getränke aller Art, sogar Krimmwein, Xeres, Portwein, französische Weine und Champagner kaufen; aber zu welchen Preisen! Ein Pfund Stearinlichter 2 Rubel 50 Kopeken, eine Flasche Krimmwein im Werthe von $1/2$ Rubel zu 4 bis 5 Rubel, eine Flasche

[1]) Die Tekes hatten nach dem Mißerfolg der Expedition von 1879 alle diejenigen empfindlich gestraft, welche dem Feinde Vorschub geleistet hatten. Die Turkmenen an der Seeküste, die Kara-Kalinzen und die Perser. So fanden wir diesmal keine Zufuhr, keine Verkäufer, keine Dolmetscher und Unterhändler; kein Obst noch Gemüse durfte aus dem nahen Persien nach Tschikischlar gebracht werden, der Bedarf an Kameelen wurde aus Chiwa und Turkestan beschafft. Erst mit dem Erfolg der Waffen kamen Karawanen aus Persien.

Champagner 10 Rubel und mehr. Man kann sich also vorstellen, was die Bewirthung unserer persischen Gäste kostete.

Die Nachrichten über Schudschau-ud-Dauló und sein Gefolge waren anfangs etwas unbestimmt, wurden nun aber von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde bestimmter. Ein bedeutendes Gefolge sollte ihn begleiten, darunter sein Oheim und mehrere seiner Söhne. Als am 19. Februar (3. März) sein Zug von den Bergen herabsteigend in Sicht kam, bemerkten wir, daß es eine Reiterschar von mehr als 200 Mann sei, denen sich noch eine Karawane von Lastthieren anschloß. Oberst Arzischewsky, der Kommandant des Lagers und Befehlshaber eines Kosakenregiments, ritt dem Chan mit ein oder zwei Sotnien seiner prächtigen Kosaken entgegen. Obgleich die Begegnung eine Stunde vor dem Lager geschah, konnten wir bei der trockenen, reinen Luft alle Vorgänge deutlich sehen. Nachdem die Führer, einzeln vorreitend, einander begrüßt hatten, vereinigten sich die beiden Eskorten, die Lastthiere in langer Linie defilirten vorbei und zogen gegen das Lager weiter. Die Kosaken aber entwickelten an Ort und Stelle eine Dschigitowka, d. h. sie zeigten einzeln oder in Trupps ihre Reiterkünste vor dem Chan. Dann nahmen der Chan und Oberst Arzischewsky die Tête, ihnen schlossen sich die persischen Reiter und die Kosaken an und nun nahete der Zug dem Lager. Unterdeß waren die lasttragenden Kameele, wunderschöne Maulthiere, Neger, ledige, verhüllte Rosse, das Jagdgefolge mit Jagdfalken auf der Hand, Köche, Musikanten und Diener, Zelte und Geräthe langsam an uns vorbei ins persische Lager gerückt. Im Nu hatten sie Besitz ergriffen, Feuer angemacht, die Thiere abgeladen und gekoppelt und die Vorräthe geordnet. Dabei sahen wir, daß sie Korn, Mehl, Heu und andere Vorräthe für Mensch und Thier mit sich führten. Sogleich legten sie vier Aborte an, welche je von einem kleinen, schilderhausartigen Zelt bedeckt wurden. Dann wurde ein großes Doppelzelt von viereckiger Gestalt, das Sommerzelt des Chans, aufgeschlagen. Wir Europäer hätten unsere Erfindungskraft nicht anzustrengen gebraucht, um ein zweckmäßiges Krankenzelt zu konstruiren, wenn uns vor 10 bis 15 Jahren, zur Zeit des Zelt- und Barackenfiebers, dieses persische Zelt bekannt geworden wäre. Es ist leicht, luftig, schattig, hat innere Abtheilungen, einen Korridor zwischen den Zeltwänden ringsherum und außerdem noch ein besonderes Dach (ohne Seitenwände) über dem Ganzen zum Schutze gegen die Sonne. Da die Nächte kalt waren, so bewohnte der Chan dasselbe nicht, sondern zog unsere ihm zurecht gestellte Kibitke vor, die an beiden Seiten zwei kleinere Filzzelte hatte, so daß auf diese Weise eine Reihe von Gemächern hergestellt war; aber er zeigte uns mit Stolz sein zierliches luftiges Zeltschlößchen. Als er Abends ankam, ließ er sich von zwei Herren seines Gefolges von dem schönen schlanken Araber herabheben, den er mit aristokratischer Nonchalance ritt. Auch während wir ihm vermittels eines Dolmetschers vorgestellt wurden, stützte er sich rechts und links auf zwei jüngere Würdenträger. Es scheint, daß es ein Zeichen seiner Vornehmheit ist, daß er stets solcher lebenden Stützen bedarf. Denn seine Jahre, 54 an der Zahl, und seine natürliche Beweglichkeit erfordern es nicht. Er hat den charakteristischen länglichen Perserkopf, kluge Augen, deren Größe das ältliche ovale Gesicht fast ganz absorbiren; die Gestalt ist mittelgroß, das Skelet zierlich, Hände und Füße sind auffallend klein. Letztere steckten gewöhnlich in schneeweißen englischen Baumwollstrümpfen und schwarzen Schuhen. So saß er auch zu Pferde. Nur zur Gala trug er hohe weiche Stiefel von schwarzem Saffian. Sein Anzug bestand aus einem Unterkleid von eisengrauer Seide (Kanaus oder persische Seide), das in der Mitte durch einen Ledergürtel zusammengehalten war; darüber ein zwischen Dolman und Paletot in der Mitte stehender pelzverbrämter Umhang. War es kühl oder rüstete er sich zu officiellem Besuch, so wurde ihm von seinen Kämmerern noch ein dunkelbrauner, ebenfalls mit Pelz eingefaßter Tuchpaletot umgehängt. Als er sich mit uns photographiren ließ, zu Skobolew zum Diner ritt und bei ähnlichen Gelegenheiten trug er einen mit Diamanten und Rubinen besetzten Gürtel und eben solchen Kinschal oder hängenden Dolch. Auf dem Kopf saß die persische Lammfellmütze mit einer Diamantenagraffe. Man konnte sich schwer vorstellen, daß er ein Militär und Heerführer gewesen; der Ausdruck des Gesichtes, die Haltung, der Gang auf den kleinen Füßen und besonders die Bewegungen der schmalen, wohlgepflegten Hände gemahnten eher an eine vornehme, alte Dame oder an einen hohen Geistlichen. Nachdem er sein Zelt betreten, zog er sich in eines der Nebengemächer zurück, wohin er nur die Höchsten im Rang zu folgen bat. Dort ward Thee gereicht. Als es zu dunkeln begann, führten wir unsere Gäste ins Freie, wo bei den Klängen der Musik ein primitives Feuerwerk abgebrannt wurde. Ob es ihnen gefiel, ob sie Besseres kannten, wie ich vermuthe, ließen sie nicht errathen. Sie betrachteten mit höflicher Aufmerksamkeit, was wir ihnen boten, ohne Erstaunen und Lob, ohne Kritik und Tadel auszusprechen oder nur anzudeuten.

Am andern Morgen machte der Chan seine Aufwartung bei den fünf obersten Chargen. Sein Auftritt auf einem weißen Araber mit herrlichem bis zur Erde reichendem Schweif, das silbergeschmückte Sattelzeug, das große Gefolge, alles gut beritten, machten einen fremdartigen und nicht unbedeutenden Eindruck. Da er mir gesagt hatte, wann er kommen würde, so hatte ich meinen Aul, wie wir scherzweise meine Zeltgruppe nannten, einigermaßen in Stand gesetzt. Ich selbst bewohnte zwar nur eine sehr kleine Julameika, meine Kanzlei aber nahm eine große, bei den Tekes erbeutete Kibitke ein, daneben war die Detachementsapotheke in eben einer solchen. Je hinter diesen drei ersten Filzhütten waren ebenso viele Behausungen für unsere Leute, das ganze durch Schilfmatten statt Mauern oder Zaun umschlossen, mit einem System von Gräben zum Abfluß des Regenwassers umgeben. In dem so gewonnenen Hofe standen die Pferde angekoppelt, lebten unsere Hunde und Hühner. Also mein Aul wurde gekehrt und aufgeräumt, die Leute zwischen Kanzlei und Wohnzelt aufgestellt, Teppiche vor der geöffneten Thür ausgebreitet, mein Sekretär und mein Gehülfe bei der Assanisation eingeladen. Als der Chan dem übrigen Gefolge voran zehn Schritt vor dem Zelte heranritt und von seinem Stallmeister herabgehoben wurde, ging ich ihm bis ans Pferd, d. h. bis an die Grenze der Teppiche, entgegen und geleitete ihn zu mir, wo das Feldbett durch eine rothe Reisedecke und gestickte Kissen in ein Kanapee verwandelt war. Auf meinem kleinen elenden Arbeitstisch standen die ersten Frühlingsblumen, die ich bei Alt-Gök-Tepe gepflückt. Vor wenigen Tagen war mein Weihnachtskistchen aus Petersburg angekommen, die Geschenke hingen an den Stäben der Filzhütte. Gerade diese gefielen den Orientalen sehr, namentlich ein transparenter, rother Stern vom Christbaum. Die üblichen blumenreichen Anreden wurden gehalten und stark gewürzte Komplimente getauscht. Nachdem Schudschau-ud-Dauló mit Gefolge abgeritten, kam sein Stallmeister, Chan Ramasan, mit einem Dolmetscher wieder zurück, mir im Namen seines Herrn ein schönes, persisches Pferd anzubieten, das in voller persischer Rüstung vor dem Zelteingang hielt. Als ich zögerte, wurde mir gesagt, die anderen vier Herren hätten auch angenommen, so daß es be-

leidigen würde, wenn ich es abschlüge. So nahm ich denn an. Die beiden Herren ritten ab; nach einiger Zeit erschien ein Bereiter auf dem beinahe nackten Pferde und überbrachte es nun definitiv. Diesem konnte man ein Trinkgeld dafür geben.

Zu Tisch waren die Perser unsere Gäste, aber das Diner wurde beim Chan eingenommen, er präsidirte und lud dazu ein. Von uns waren die besagten Fünf stets befohlen, außerdem täglich zwei bis drei andere Offiziere. Von den Seinen war nur sein Onkel ständiger Gast, zuweilen der älteste Sohn, nie der jüngere, die anderen Hofchargen abwechselnd, als der Gelehrte, der Richter, der General ꝛc. Der Stallmeister, Prinz Ramasan, hielt sich hinter dem Sitz des Chans zur Dienstleistung, ebenso nahmen die beiden zukommandirten jungen Ordonnanzoffiziere nicht an der Tafel Platz. Die Etiquette wurde außerordentlich streng beobachtet, was uns verwilderten Söhnen der Steppe einigermaßen frappant war. Man saß nach dem Rang, doch immer abwechselnd ein Perser und einer von uns. Es wurde von beiden Seiten tüchtig gegessen und nicht schlecht getrunken. Wenn einer von den Persern in Folge des Vortrinkens oder Durcheinandertrinkens den Wein spürte, so erhob er sich, bat um Entschuldigung und verließ unter einem Vorwande die Tafel. Als sie nach orientalischer Sitte ihre Sättigung und ihr Behagen durch lautes Aufstoßen kund gaben, sagte der Chan, das sei gegen die europäische Sitte, sie möchten sich mäßigen. Zwei Tage mußten wir ein Gastmahl zu Mittag, eins zu Abend durchmachen, wobei eben nur ethnographisch interessant war, wie diese stillen würdigen Orientalen in aller Ruhe eine Fülle von Speise und Trank in sich aufnahmen. Den zweiten Tag beim Souper war der Chan Wirth, wir die Gäste. Wir saßen wie gewöhnlich auf Taburets; aber das Service war anders. An der Thür erschien der persische Koch, einen Spieß mit fünf bis sechs Fasanen in der Hand haltend, doch betrat er das Zelt nicht. Ihm nahm ein Thürsteher den Spieß ab und überreichte ihn dem Ramasan-Chan, der hielt ihn dem Chan hin, worauf dieser mit eigenen Händen die Fasanen vom Spieß nahm, sie geschickt halbirte und uns auf die Teller legte. Dazu ward ein stärkerer und ein schwächerer weißer Perserwein in bunten Glasflaschen aufgestellt, der an guten Apfelwein erinnerte. Es folgte dann der im ganzen Orient landläufige Pilaw mit den dem Perser besonders theuren Rosinen, nach welchen sein Spottname bei Russen und Orientalen Kischmisch ist. Dann wurde Schaschlik von Hammelfleisch mit Citronen servirt. Die Fasanen waren trocken und stark gepfeffert, der Schaschlik dagegen fettreich und wohlschmeckend. Hier und da berührte der Chan seinen vollgefüllten Teller nicht, sondern reichte ihn rückwärts dem Stallmeister, der, obgleich Prinz, ihn dankend annahm und auf einer Bank im Hintergrunde leerte. Von diesem Vorgang nahm ich Anlaß, unsere Ordonnanzoffiziere, die, der Etiquette gemäß, ebenfalls im Zelt anwesend sein mußten, einen vollgefüllten Champagnerkelch mit gravitätischer Miene wie etwas Selbstverständliches rückwärts zu reichen. Ich muß denselben nachrühmen, daß sie auf dies neuerfundene Ceremoniel mit Sachverständniß eingingen. Zum Dessert hatten wir Früchte, frische sowohl als eingemachte, und Kaffee; dann brachte Ramasan-Chan dem Chef den Tschibuk, den ein Diener knield durch Rauchen in Brand gesetzt hatte. Ich kann nicht sagen, daß mir das Tschibukrauchen angenehm gewesen. Die Konversation war beschwerlich, weil sie durch Dolmetscher geführt werden mußte; nur einer der Unseren, Oberst Haidarof, selbst Mohammedaner, konnte direkt mit den Persern sprechen. Der Chan erklärte, am dritten Tage abreisen zu müssen. So sandte man einen Expressen an General Skobolew, worauf sich dieser zu Pferde setzte und in einer Tour von Aschabad nach Gök-Tepe kam. Er veranstaltete am andern Tage zu Ehren des Chan ein Manöver, den Sturm der Festung. Ich habe nie einem solchen Manöver beigewohnt, welches mir einen größern Eindruck gemacht hätte, als dieses. Im kleinern Maßstab und daher im übersichtlichen Bilde sahen wir an Ort und Stelle den denkwürdigen Sturm vom 12. Januar. Um die Aehnlichkeit voll zu machen, hielten zuschauende Perser und Tekes zu Pferd und zu Fuß auf den Wällen der Festung. Gegen Abend war Diner bei General Skobolew, wozu außerhalb des Zeltes die russische, innerhalb desselben die persische Musik spielte. Wohl erinnerte mich manches an die Mélodies persannes von St. Saëns, wohl gefielen uns die mit Perlmutter eingelegten dickbäuchigen größeren und kleineren Guitarren, das Tamburin, die Becken ganz gut, aber der in Molltönen recitativartig sich bewegende Gesang ist für uns doch zu eintönig, die Töne sind zu wild, uns erfreuen zu können, doppelt so, weil wir den oft poetischen oder witzigen Text nicht verstanden. Während mehrerer Stunden eine solche schnurrende, trommelnde und schreiende Bande dicht hinter seinem Stuhle am Boden kauern zu haben, war für unser Einen zu viel des Guten. Als die persischen Gäste die Festung besuchten, wo ich mit Assanisation und Leichenverbrennung beschäftigt war, hielten sie sich von fern schon die Nasen mit den Taschentüchern zu. Als sie aber das Hospital besahen, waren sie des Staunens voll. Die Ordnung und Reinlichkeit, die Installation und Pflege waren ihnen neu und interessant. Daß barmherzige Schwestern da walteten, frei und unverhüllt unter all den Männern einhergingen und auch ihnen bei der Vorstellung die Hand reichten, war für sie noch nicht dagewesen. Trotz aller Dressur und Feinheit konnten sich einzelne eines ironischen Lächelns, andere anzüglicher Blicke, die meisten des Ausdruckes des Erstaunens nicht ganz enthalten. Als ich den Chan nicht zu den Typhösen führte, obgleich auch ein persischer Prinz, russischer Dragoneroffizier, unter denselben sich befand, berichtete Schudschan-ud-Daulé, daß er die Gegend kenne und daß in Gök-Tepe alle Jahre eine typhusähnliche Krankheit geherrscht habe; daß außerdem die Tekes oft an der Schwindsucht zu Grunde gehen. Er war vor Jahren, als er bei seinem regierenden Neffen in Ungnade fiel, zu den Tekes geflohen, hatte bei ihnen gewohnt und geheirathet. Daher ist auch sein ältester 22-jähriger Sohn, das Kind dieser Tekefrau, nicht der Erbe, sondern der zweite Sohn, ein dumm aussehender Junge von 16 Jahren, weil dessen Mutter von prinzlichem Geblüt ist. Besser und geschickter als seine beiden Söhne sah sein Neffe aus. Vor einigen Jahren war der Chan wieder in der Nähe von Gök-Tepe gewesen, diesmal an der Spitze von Truppen und als Feind. Er züchtigte die Tekes für einen Raubzug auf persisches Gebiet, indem er seinerseits einen Raubzug auf ihr Territorium machte. Daß diese etwas verweichlichten Träger einer uralten Civilisation nicht gegen die schneidigen Wilden, die Tekes, aufkamen, belehrte uns der Augenschein. Der alte Chan war so gebildet, daß mit ihm ein Gespräch über die Literatur und die alte Geschichte seines Landes möglich war. Aber unsere Dolmetscher waren leider nicht entwickelt genug, um eine solche Unterhaltung genügend übersetzen zu können. Nachdem der Chan den schönen Schimmel, welchen er selbst geritten, an Skobolew geschenkt und auch sonst wie ein Souverän Ringe und Uhren vertheilt hatte, fragte er mich, ob er den Kranken und Verwundeten Geld zum Andenken senden dürfe. Ich dankte für seine Güte, sagte ihm aber, daß die russischen Soldaten, wenn im Hospital, Alles bekämen, was ihnen nöthig wäre,

sogar noch etwas mehr, und daß ich nicht gestatten könnte, daß sie von einem Gaste und Fremden Geld annähmen. Ohne die Miene zu verziehen und ohne den Versuch einer weitern Ueberredung stand er von seinem Verlangen ab. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß diese Perser, namentlich ud-Dauló selbst, wenn sie auch in einigen Punkten nicht unseren europäischen Begriffen von guter Sitte entsprechen (wie das Aufstoßen, das Essen mit den Fingern, Zerreißen des Geflügels und Vorlegen mit den Händen rc.), was Rücksicht gegen Andere, Respekt vor dem Alter, Selbstbeherrschung, Takt, kurz was wahrhaft menschenwürdige Bildung betrifft, sehr hoch stehen und manchen Europäern als Muster dienen könnten. Wie der dolichocephale Schädel und die regelmäßigen Gesichtszüge diese Iraner als von altem arischen Stamm bezeichnen, so zeugt ihre menschlich harmonische Bildung von dem Alter der Kultur, deren Träger sie sind. Es ist eben ein Unterschied, ob die Eltern schon 1000 oder 100 oder nur Zehner von Jahren gebildete Menschen waren. (Uns erscheint die persische Bildung doch mehr als äußerlicher Lack, unter welchem sich oft recht wüste Barbarei verbirgt. Red.) Daß sie intelligent sind, haben wir vielfach erproben können, und daß ihnen Witz nicht mangelt, war trotz der ungenügenden Konversationsmittel oft zu bemerken. Der älteste Sohn des Chan improvisirte eine Zeichensprache, in der er mir ganz amüsant erzählte und die er selbst die Sprache des Stummen nannte.

Ihr Besuch in unserm Lager wirkte als wohlthätige Abwechselung in der Monotonie der Steppe und unseres Lebens, welchem nach dem 12. und 18. Januar, d. h. dem Sturme von Gök-Tepe und der Besetzung von Aschabad, Aufregung und Abwechselung fehlte. Den Tekes dagegen war dieser Besuch ihrer Erbfeinde und die dem Chan erwiesenen Ehren ein Dorn im Auge.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Der Holländer Juan Maria Schuver (s. oben S. 127) schrieb am 5. Januar an Dr. E. Behm in Gotha (Petermann's Mitth. 1882, S. 191):

„Es freut mich, Sie heute zu benachrichtigen, daß ich im December die unabhängigen Berta-Stämme westlich von Fadasi explorirte, d. h. Banghe und Kizir besuchte, sowie andere Thäler, die zum Becken des Weißen Nil gehören. Ich löste dabei völlig das Räthsel von dem Entspringen des Jabus und Sobat aus einem und demselben See, eine Sage, die von den Arabern geglaubt und verbreitet wird. Wie es zwei Tumat giebt, so giebt es nämlich auch zwei Jabus, ja es scheint, daß die Bezeichnung Jabus oder sprachlich damit verwandte Ausdrücke (Abai, Hawasch, Jub) von einem Urvolk auf alle immerfließenden Gewässer dieses Theiles von Afrika angewendet wurden. Nachdem ich früher die Quellen des Tumat und des östlichen Jabus fixirt hatte, gelang es mir jetzt, auch die Quellen des Yal, des nördlichsten Zuflusses zum Weißen Nil, zu fixiren. Die Berta nennen aber den Yal, soweit er durch ihr Gebiet geht, ebenso Yabus wie das östliche stets fließende Wasser. Yal heißt der Fluß im Burun-Lande, und die Aman-Neger, bei denen er entspringt, nennen ihn Balafat. Ich verfolgte seinen Lauf weit genug, um sicher zu sein, daß es der Yal ist. Ich könnte viel Interessantes mittheilen, habe aber nach meiner Rückkehr wieder das Fieber bekommen und bin dadurch am Schreiben behindert. Bald hoffe ich Ihnen Karten und Aufzeichnungen zu schicken." Im Anschlusse hieran sei bemerkt, daß es keineswegs Schuver's Absicht war, quer durch ganz Afrika von Aegypten bis zum Kaplande zu reisen, wie dies mehrfach angegeben wurde; vielmehr gedenkt er im Juni 1882 Afrika zu verlassen und über Massana nach Bagdad zu gehen.

— Zu Anfang Mai sind in London gute von Weihnachten datirende Nachrichten aus Rubaga, König Mtesa's Residenz am Victoria Njanza, eingetroffen. Das Sinken der ägyptischen Macht im Norden hat die ängstlichen Gemüther der centralafrikanischen Machthaber wesentlich beruhigt. Demnächst werden sich übrigens ansehnliche Verstärkungen zu den beiden in Uganda befindlichen Missionären begeben, und es sollen außer den bereits vorhandenen noch mehrere Zwischenstationen zwischen dort und Zanzibar besetzt werden.

— Der „Natal Mercury" meldet den Tod des Mr. G. W. Stow, der sich durch seine geologischen Aufnahmen von Griqualand West und Natal bekannt gemacht hat. Auch war er Jahre lang mit einem Werke über die Buschmänner und einem andern über die Einwanderung der Neger in den Süden Afrikas beschäftigt.

Australien.

— Die Kolonie West-Australien mit ihren 47 030 deutsch-geographischen Quadratmeilen ist dem Umfange nach die größte und auch nächst Neu-Süd-Wales und Tasmanien die älteste unter den australischen Kolonien, denn sie datirt als „the Swan River Settlement" vom 1. Juni 1829. Dennoch ist sie bis auf den heutigen Tag weit hinter den Fortschritten ihrer Schwesterkolonien zurückgeblieben, da die ungünstigen Bodenverhältnisse die Kultur und die Benutzung zu Viehweiden nur in sehr beschränkter Weise zulassen. Die Bevölkerung belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 erst auf 31 000, gegen 24 785 nach der Zählung vom 31. März 1870, und das männliche Geschlecht verhielt sich zum weiblichen wie 4 zu 3. An Land befanden sich nur 63 903 Acres (ein Acre = 40,46 Ar) unter Kultur, und davon standen 27 687 unter Weizen mit einem durchschnittlichen Ertrage von 15 Bushels (zu 60 Pfund) vom Acre. Schafzucht herrscht vor und wird, nachdem Alexander Forrest auf seiner Forschungsreise im Jahre 1879 nördlich von Esperance Bay schöne wasserreiche Grasgegenden von beträchtlicher Ausdehnung entdeckt hat, bald in noch größerm Umfange betrieben werden. Der Viehstapel der Kolonie zählte am 3. April dieses Jahres 34 568 Pferde, 63 719 Rinder, 1 231 717 Schafe und 24 232 Schweine. Die Jahresrevenue belief sich auf 180 050 Pf. St. oder 5 Pf. St. 16 Sch. 2 P. pro Kopf und die Ausgaben auf 204 338 Pf. St. oder 6 Pf. St. 11 Sch. 8 P. pro Kopf. Die Kolonie war mit einer Staatsschuld von 361 000 Pf. St. belastet. Der Import hatte einen Werth von 353 669 Pf. St., der Export den von 499 183 oder resp. 11 Pf. St. 8 Sch. 2 P. und 16 Pf.

St. 2 Sch. pro Kopf. Einen wichtigen Exportartikel bildeten vorzügliche Holzarten, namentlich Jarraah und Sandel. Die Perlfischerei an der Küste lieferte einen Exportwerth von ungefähr 85 000 Pf. St. Die Schiffe (Ein- und Auslauf) zählten 333 mit einem Tonnengehalte von 250 429. An Eisenbahnen sind 72 Miles in Betrieb und 20 in Bau begriffen. Es wird projektirt, die von Fremantle am Swan-Flusse über Perth und Guilford nach York, in 31° 50' südl. Breite und 116° 49' östl. L. Gr., laufende Ostbahn in südlicher Richtung bis Albany am King George Sound, ungefähr 200 Miles, fortzusetzen. Da aber die Kolonie die großen Geldmittel dazu nicht aufbringen kann, so will die Regierung, unter Zustimmung des Parlaments, diese Bahn durch englische Kapitalisten bauen lassen und dieselben durch Ueberweisung beträchtlicher Ländereien zu Seiten der Bahnstrecke entschädigen. Da die englische Regierung dies Projekt gutgeheißen hat, so sind die Verhandlungen jetzt eingeleitet. Die Telegraphenlinien hatten zu Ende des Jahres 1880 eine Länge von 1568 Miles. Die Verbindung mit Südaustralien und dadurch wieder mit den sämmtlichen australischen Kolonien vermittelt der 750½ Miles lange Telegraph, welcher von Albany an der Meeresküste entlang nach Port Eucla an der Großen Australischen Bucht läuft und sich hier an den südaustralischen Telegraphen anschließt.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber die Bevölkerung des Nordwestens von Neu-Irland, welche Korvettenkapitän Kuhn mit dem deutschen Aviso „Habicht" im Juli 1881 besuchte, berichtet derselbe (Annalen der Hydrographie 1882, Heft 4, S. 231): Die Eingeborenen sind vollkommen uncivilisirt und leben unter wenig einflußreichen Häuptlingen in zahlreichen Stämmen, welche sich unaufhörlich befehden, hauptsächlich um Kriegsgefangene zu machen, die sie dann verzehren. Sie sind sämmtlich Anthropophagen und kennen in Befriedigung dieser Neigung nicht die geringste Scheu, wie sie auch nicht unterlassen, die ihnen befreundeten weißen Händler zu solchen Mahlzeiten jedesmal einzuladen. Ihre Stammesgenossen jedoch verzehren sie nicht, sondern begraben sie über ihren Hütten oder verbrennen die Leichen. Der äußern Erscheinung nach unterscheiden sie sich nur sehr wenig von den Eingeborenen von Neu-Britannien und führen dieselben Waffen, wie diese, Wurfspeere, Keulen und Schwerter aus Holz. Den Gebrauch des Bogens scheinen sie, wie jene, nicht zu kennen. Auffallend ist bei ihnen eine keineswegs geringe Fertigkeit in der Holzschnitzerei; vor allen Dingen findet man hübsch verzierte Keulen und Kanoeverzierungen.

Südamerika.

— M. Alphonse Pinart schreibt aus Cañazas (Departement Veragua, Staat Panama) vom 26. März d. J., daß er sich bei den Indianern der Sierra Central des Isthmus, den Guaymis, aufhalte, welche in vollkommen wildem Zustande leben und nur mit einigen Amerikanern, welche an der Nordküste Tauschhandel treiben, Verkehr unterhalten. Pinart hat bei ihnen einige interessante Daten und verschiedene Vokabulare gesammelt, auch viele Felsritzungen angetroffen. Er gedenkt bald die mit dem vagen Namen Talamanca bezeichnete Gegend im Osten von Costarica zu besuchen, wo viele fast noch unbekannte Stämme hausen.

— Ende Februar sind die Herren Vargas und Fraga von ihrer Durchforschung des chilenischen Antheils des Feuerlandes nach Chile zurückgekehrt. Sie berichten von weiten Wäldern alter Bäume, Prärien, grasreichen Wiesen, hohen Berggipfeln, tiefen Schluchten und besonders von häufigen Goldvorkommnissen.

— Lieutenant Bove's „antarktische" Expedition ist am 4. Februar erst in Punta Arenas eingetroffen (siehe oben S. 288).

Polargebiete.

— Auf die Nachricht von dem Untergange des „Rodgers" (s. oben S. 320) hat das Marine-Departement der Vereinigten Staaten beschlossen, den bei Mare Island in Californien befindlichen Bundesdampfer „Iroquois" sofort der Mannschaft des verbrannten Schiffes zu Hilfe zu schicken. Das Schiff war gerade in seetüchtigen Zustand versetzt worden und war für das pacifische Geschwader bestimmt gewesen. Inzwischen brachten die „Times" folgendes Telegramm aus St. Petersburg vom 5. Mai: „Der amerikanische Geschäftsträger hier hat eben eine mit „Captain Berry" unterzeichnete Depesche aus Kolymsk in Ost-Sibirien erhalten, welche meldet, daß 30 von den 37 Mann auf dem verbrannten „Rodgers" zu Grunde gegangen sind. Diese Nachricht wurde vor zwei (?) Tagen von Werchojansk östlich der Lena durch W. H. Gilder, den Korrespondenten des New York Herald, abgeschickt."

— Am 9. Mai hat der „Willem Barents" seine fünfte Fahrt in das Arktische Meer (Nordpolexpedition kann man diese kurzen Ausflüge kaum nennen) angetreten.

— Wie verlautet, wird der bekannte Nordpolfahrer Sir Allen Young das Schiff befehligen, welches dem wahrscheinlich bei Franz-Josef-Land verweilenden Mr. Leigh Smith Hülfe bringen soll (s. oben S. 80 und 176). Es ist zu diesem Zwecke ein Dampfer gemiethet worden und wird derselbe jetzt zu seiner Eisfahrt verstärkt.

Vermischtes.

— Im Herbste 1879 erst wurde die 4. Auflage von Prof. H. Wagner's Neubearbeitung von H. Guthe's Lehrbuch der Geographie abgeschlossen und bereits liegt der 1. Band der 5. Auflage (Hannover, Hahn'sche Buchhandlung, 5 Mark) vor, ein Beweis, welcher Beliebtheit sich dasselbe erfreut. Der „Globus", welcher von der Fluth neu erscheinender geographischer Lehrmittel absichtlich nur selten Notiz nimmt, ist nicht die Stelle zu einer eingehenden Besprechung des Wagner'schen Werkes; aber hervorheben wollen wir doch den Fleiß, mit welchem der Bearbeiter die Resultate neuer Forschungen und Studien, der Reisenden wie der Geographen und Kartographen, nachzutragen bemüht ist. Zur Einführung in die Geographie ist das Guthe-Wagner'sche Buch zu empfehlen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 22. — 2. Prospect von Dietrich Reimer (Reimer und Hoefer) in Berlin.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

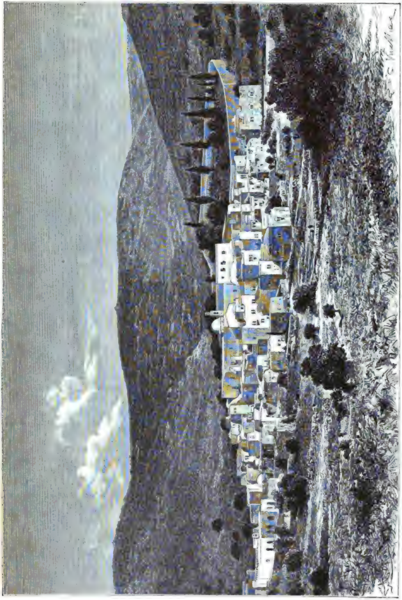
XVII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die übrigen Kirchen sowie die großartigen Klöster Bethlehems bieten dem Fremden, der nicht gerade als frommer Pilger hierher kommt, wenig Bemerkenswerthes. Von anderen alten Bauten, von archäologisch wichtigen Denkmälern ist in der oft zerstörten und wiederaufgebauten Stadt nichts vorhanden — und doch schildert Lortet seine Wanderungen durch die Straßen des kleinen Ortes als ebenso interessant wie erfreulich. Zahlreiche neue Häuser, die sich in ununterbrochener Folge an mehreren Stellen bis weit über die theilweise noch erhaltenen Ueberreste der alten Umwallungen hinausziehen, lassen den Aufschwung erkennen, den Bethlehem seit einigen Jahren genommen hat. Ein gewisser Anstrich von Wohlhabenheit, von gedeihlicher Entwickelung, die doch von der Bedeutung der Stadt als Wallfahrtsort unabhängig zu sein scheint, liegt über dem Ganzen. Massiv gebaut, mit hohen Bogenfenstern und einem Balkon im obern Stockwerk, zeigen die meisten Häuser sowohl im Aeußern als auch in der innern Einrichtung eine Reinlichkeit, Ordnung und Zweckmäßigkeit, von denen sich der Europäer auf das Angenehmste berührt fühlt. Die Einwohner, die fast durchweg den Eindruck eines kräftigen gesunden Menschenschlages machen, haben sich in unzähligen Kämpfen mit ihren unruhigen Nachbarn, den Bewohnern von Hebron und anderen Orten der Umgegend, sowie in fortwährenden Reibereien mit plündernden Beduinenstämmen den Ruhm eines streitbaren Sinnes und großer Unerschrockenheit erworben; an blutigen Streitigkeiten innerhalb der Stadt selber, zwischen den Bewohnern des christlichen und des muslimischen Quartiers, hat es daneben ebensowenig gefehlt, wie an häufigen Aufständen gegen die Verwaltung des Landes. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, während der ägyptischen Okkupation Syriens, machte Bethlehem durch seine energische Auflehnung gegen die neuen Steuern der Verwaltung so viel zu schaffen, daß Ibrahim Pascha, um ein Exempel zu statuiren, das ganze muslimische Quartier der Stadt zerstören, zahlreiche Hinrichtungen vornehmen und einen großen Theil der muslimischen Einwohner aus der Stadt verweisen ließ. Die Mehrzahl derselben siedelte schon damals nach Hebron über, und ihrem Beispiel folgten allmälig immer mehr und mehr Familien, so daß heute unter der auf 5000 Seelen gestiegenen Bevölkerung Bethlehems (dies die Angabe Socin's; Lortet schätzt die Einwohnerzahl des Städtchens auf mindestens 6000 bis 7000) nur noch 300 Muslimen sich befinden; Juden sind nur wenige, und diese meist auch nur zu vorübergehendem Aufenthalte in Bethlehem vorhanden. — Den Hauptnahrungszweig des Ortes bilden heute noch, wie vor Alters, Viehzucht und Ackerbau; seine Gartenkultur wetteifert mit der von Hebron, und hier wie dort legt man sich seit einigen Jahren mit gutem Erfolge auf die Weinbereitung nach europäischer Weise. Bis dahin wurden hier, wie ja fast überall in

Frauen aus Bethlehem.

Digitized by Google



'Ain-Karim.

Digitized by Google

Syrien, beinahe die ganzen Ernten der Weinberge getrocknet, um entweder als Rosinen in den Handel gebracht oder für den inländischen Verbrauch zur Herstellung von Syrup und Branntwein verwendet zu werden. Von der verhängnißvollen Leidenschaft für diesen Branntwein, sowie für alle Arten von Spirituosen, einer Leidenschaft, die unter der muslimischen Bevölkerung Syriens in erschreckendem Maße um sich greifen soll, sind nach Lortet auch die syrischen Christen durchaus nicht frei. Namentlich in Bethlehem soll dieses Uebel innerhalb der letzten Jahre tiefe Wurzel gefaßt haben, und vielleicht um so tiefere, als es auch hier, an dem „heiligsten Orte der Christenheit“, nicht an die Oeffentlichkeit tritt. Wie der Muslim fröhnt der Bethlehemit dieser Leidenschaft nur im Innern des eigenen Hauses; wie Lortet versichert, aber in einem solchen Maße, daß ein körperliches und geistiges Sinken der Race in nicht gar ferner Zeit als unvermeidliche Folge hervortreten wird. Er bedauert dies um so mehr, als gerade die Einwohner Bethlehems sich bis jetzt durch ihren „kräftigen, vornehmen Typus, ihre hohe Intelligenz und Bildungsfähigkeit, sowie durch Fleiß und Sparsamkeit“ vortheilhaft vor dem übrigen Volke Palästinas ausgezeichnet haben.

Als hervorragendster Industriezweig der Stadt muß die Verfertigung von Andachtsgegenständen aller Art genannt werden, die schon seit mehreren Jahrhunderten hier betrieben wird und heute über 500 Arbeiter beschäftigt.

Ramle.

Wahre Kunstwerke an Kruzifixen in Perlmutter- und Holzschnitzerei, sowie in eingelegter Arbeit gehen aus diesen Werkstätten hervor; ein vielbegehrter Artikel derselben Art sind auch große Perlmuttermuscheln mit eingeschnittenen Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Rosenkränze aus Oliven- und Dumpalmenkernen (welche letzteren für diesen Gebrauch in großer Masse aus Nubien eingeführt werden), zierlichere aus kunstvoll gearbeiteten Perlmutter-, Elfenbein- und Holzperlen werden hier im Großen angefertigt und versandt, wie die aus großen Hornkugeln bestehenden Rosenkränze der Muslimen und die für die koptischen und abessynischen Christen bestimmten Kruzifixe aus Rhinocerosshaut. — Was sich sonst in Bethlehem an Industrie vorfindet, hat fast nur lokale Bedeutung; von den kunstvollen Geweben, Kleider- und Divanstoffen, die hier angefertigt werden, kommt nichts auf den ausländischen Markt, und doch würden namentlich die letzteren durch ihre glückliche Farbenzusammenstellung in Europa viele Liebhaber finden. Berühmt sind in ganz Syrien die kunstvollen Stickereien der Frauen von Bethlehem, die diese fast ausschließlich für den eigenen Gebrauch anfertigen. Der Brustlatz ihres dunkelblauen weiten Gewandes muß ebenso mit reicher Stickerei verziert sein, wie der dichte weiße Schleier, der von der eigenthümlichen Kopfbedeckung herabfällt. Diese besteht in einer kleinen aus blauem und rothem Tuche zusammengesetzten Mütze, die je nach dem Vermögen der Eigenthümerin mehr oder minder reich mit silbernen Münzen benäht ist; nicht selten erhält sie dadurch ein Gewicht von mehreren Kilogramm. Lange Ohrgehänge, an denen zahlreiche silberne Ketten und Kettchen und eigenartige Ornamente von dreieckiger Form befestigt sind, sowie eine große Kinnkette vervollständigen den Kopf-

Digitized by Google

putz, der die stattlichen, schönen Gestalten der bethlehemitischen Frauen und Mädchen oft trefflich kleidet. Starke silberne Armspangen und breite Fingerringe, die meist das untere Glied des Daumens bedecken, gehören zum unerläßlichen Festschmuck selbst der ärmsten Weiber und werden von ihnen um so lieber zur Schau getragen, als sie sich nach altem strengen Brauche in ihren eigentlichen Festkleidern nie außerhalb des eigenen Hauses zeigen dürfen. —

Bei seiner Rückkehr von Bethlehem nach Jerusalem folgte Lortet nicht der großen Pilgerstraße, sondern machte einen weiten Umweg nach Westen über Bêt Dschâla hinaus, um das Dorf 'Ain Kârim, das berühmte Sankt Johannes in der Wüste, und sein großes Kloster zu besuchen. Das ansehnliche, von 500 Muslimen und etwa 100 lateinischen Christen bewohnte Dorf liegt inmitten einer schönen, fruchtbaren Gegend am Abhange eines Hügels. Oliven und Weinpflanzungen, von der Quelle 'Ain Kârim, der Marienquelle der Franken, bewässert, ziehen sich am Hügel hinab und füllen das weite Thal el-Afûd zu seinen Füßen aus. An diesem von der Natur in der That begünstigten Ort, der heute ein beliebter Sommeraufenthalt der in Jerusalem ansässigen Europäer ist, suchte man schon zur Zeit der Kreuzzüge den Geburtsort Johannes des Täufers. Was den Anlaß zu dieser Sage gegeben hat, ist nicht ersichtlich; denn die Tradition und die Erzählung des Evangelisten weist auf eine ganz andere Stelle hin, etwa auf das heutige Yûta in der Nähe von Hebron. Trotzdem wird die Verehrung dieser Stätte besonders von den Lateinern höchlichst kultivirt, und ist 'Ain Kârim ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Eine kleine Kapelle, die man im Jahre 1860 aus alten hier vorgefundenen Ruinen von Gewölben und Mauern hergestellt hat, soll die Stätte bezeichnen, an der die Wohnung oder das Sommerhaus des Zacharias, des Vaters Johannes des Täufers, gestanden, und demzufolge auch der Besuch der Maria bei Elisabeth stattgefunden hat. An der östlichen Seite des Dorfes erhebt sich als ein gewaltiger, festungsähnlicher Bau das große Johanneskloster, das von spanischen Franziskanern bewohnt wird; ein großer Garten mit schönen alten Cypressen gehört zu ihm. Die Kirche Sankt Johannes in der Wüste, welche die Veranlassung zu der heutigen Klosterniederlassung gegeben hat, ist von den Kreuzfahrern hier errichtet worden. Es ist ein großer dreischiffiger Kuppelbau, in dessen ausgedehnter Krypta die Geburtskapelle Johannes des Täufers, eine natürliche Felsengrotte, verehrt wird. Jahrhunderte hindurch hatte das halbverfallene Gebäude den Arabern von 'Ain Kârim schon als Viehstall gedient, als Ludwig's XIV. Gesandter bei der Pforte, der Marquis von Noailles, auf den Einfall kam, das alte Werk der Kreuzfahrer für den christlichen Kultus zu reklamiren. Das glücklich zurückerlangte Heiligthum wurde den Franziskanern übergeben und war lange Zeit ein ziemlich unbequemer Besitz für den Orden. Die Wiederherstellung der Kirche stieß auf immer neue Schwierigkeiten, deren hauptsächlichste die Abneigung und feindliche Gesinnung der Bewohner des Dorfes sowie der ganzen Umgegend war. Die Unerschrockenheit und namentlich die zähe Geduld der Mönche führte sie doch endlich zum Ziel. Die Kirche wurde nicht nur vollständig erneuert, sondern auch auf drei Seiten von den starken Gebäuden des heutigen Klosters umzogen, in denen die anfangs in dem muslimischen Dorfe nur eben geduldete kleine Niederlassung der Mönche bald festen Fuß faßte. Die Kirche von 'Ain Kârim, die wegen ihrer schönen alten Mosaiken ebenso berühmt ist, wie wegen ihres angeblichen Murillo (Johannes in der Wüste), gehört heute zu den prächtigsten christlichen Tempeln Syriens. Unter dem Schutze der Franziskaner haben sich vor längerer Zeit schon auch die Zionsschwestern in 'Ain Kârim niedergelassen und eine große mit einem Waisenhause verbundene Schule gegründet.

Thurm von Ramle.

Bedeutend älter als die Johanneskirche ist das zwischen 'Ain Kârim und Jerusalem belegene Kloster des heiligen Kreuzes, Dêr el-Musallabe, das den orthodoxen Griechen gehört und heute ein großes Priesterseminar derselben beherbergt. Der gewaltige, von fensterlosen Mauern umzogene Bau mit seinen großen unregelmäßigen Höfen und der alten dreischiffigen Klosterkirche stammt augenscheinlich

aus byzantinischer Zeit. Der Tradition nach soll es, wie ja fast alle christlichen Bauwerke Palästinas, von der heiligen Helena errichtet sein, und zwar über der Stelle, wo der zum Kreuze Christi verwendete Baum gestanden hätte. Ein mit Marmor eingefaßtes Loch im Fußboden der Kirche bezeichnet den Standort des Baumes auf das Allergenaueste. In jedem Falle hat das Kreuzkloster eine lange und wechselvolle Geschichte hinter sich, und gehört in seinen ältesten Theilen schon der vorislämischen Zeit an. Unzählig oft ist es von den Arabern theilweise zerstört und geplündert worden; das zeigt heute noch der Zustand und das verschiedene Alter seiner einzelnen Theile; so mögen auch die Erzählungen von den oft wiederholten Ermordungen der Klosterinsassen zum großen Theil auf Wahrheit beruhen. Zur Erinnerung an die unerschrockene Ausdauer der frommen Brüder wird noch heute in der Kreuzkirche ein ungeheurer „Blutfleck“ an der Stelle gezeigt, wo einmal sämmtliche Mönche, der Prior an der Spitze, nach tapferer Vertheidigung ihres Heiligthums von den Arabern niedergemetzelt worden wären. Auch das Kreuzkloster besitzt schöne große Gartenanlagen; seine Hauptanziehung bildet aber heute seine ungemein reiche Bibliothek, die „fast die gesammte Palästinalitteratur“ und eine Anzahl sehr werthvoller Handschriften umfassen soll.

Ein Ausflug nach Jâfa, den Lortet in den nächsten Tagen unternahm, führte ihn durch die Gegend, in welcher die Mehrzahl der Palästinareisenden ihre ersten Eindrücke vom heiligen Lande empfängt. Das Projekt einer Eisenbahnverbindung zwischen Jerusalem und der wichtigen Hafenstadt, von dem schon öfters und zuletzt vor etwa zehn Jahren viel die Rede war, ist trotz der schon gemachten Vorarbeiten und Vermessungen scheinbar ganz eingeschlafen; man hat sich dabei begnügt, die verkehrshinderlichen, nicht unerhörten, sondern eben nur türkischen Zustände der alten Straße etwas zu verbessern, und die Beförderung der Reisenden und Waarentransporte nach wie vor allen möglichen Zufällen und Verzögerungen ausgesetzt zu lassen. Vom Jâfathore Jerusalems ausgehend, führt die Straße zunächst lange Zeit zwischen verschiedenen großen, zur Stadt gehörigen Niederlassungen hindurch, unter denen die große russische und die neue jüdisch-deutsche Kolonie die bedeutendsten sind. Dann folgt eine Strecke trostloser unbewohnter Oede, dürre Hügel und trockene kleine Thäler dazwischen, elendes, verkrüppeltes Eichengebüsch — das Dorf Kulôniye, wahrscheinlich das neutestamentliche Emmaus, bildet die erste reizende Oase; die zweite das auf der Höhe gelegene Kariet el-'Enab, d. i. Traubenstadt, mit seiner reichen Umgebung von Obstgärten. Im Munde des Volkes führt der hübsche Ort heute nur noch den Namen Abu Gösch, nach dem Anführer einer gefürchteten Räuberfamilie, der bis vor etwa 50 Jahren hier mit seinen sechs Brüdern und ihren 85 Kindern als Schrecken der Umgegend und der Pilger gehaust hat. Erst unter der ägyptischen Herrschaft wurde dem Unwesen, das viele Jahrzehnte bestanden hatte, ein Ende gemacht; doch gilt die Gegend heute noch für so unheimlich, daß die Maulthiertreiber nie einzeln, sondern immer nur zu mehreren an den „Schlössern“ von Abu Gösch vorbeiziehen. Bald hinter diesem Dorfe passirt die Straße die große Schlucht des Wâdi 'Ali, deren Wände jetzt von üppig wucherndem Teucrium rosmarinifolium in voller Blüthe bedeckt waren. Bei dem Dorfe Latrun, etwa auf der Hälfte des Weges, nimmt die Landschaft einen andern Charakter an; man nähert sich der Ebene und sieht deshalb auf beiden Seiten der Straße weite Felder sich ausdehnen. Getreidefelder, auf denen die Ernte jetzt im vollen Gange war, wechseln mit großen Rüben- und Gurkenfeldern ab. Während des heißen Sommers bilden hier, wie fast überall in Syrien, rohe Gurken das Hauptnahrungs- und Erfrischungsmittel des Volkes, und zwar wird vorzugsweise eine dunkelgrüne, schlangenförmige Art von etwa einem Zoll Durchmesser und 12 bis 15 Zoll Länge angebaut. Immer und immer wieder wurden während der Fahrt dieses heißen Tages dem Reisenden diese bescheidenen Früchte als beste Erquickung angeboten, und überall am Wege sah er die Feldarbeiter nicht nur, sondern auch die kleinen nackt am Boden spielenden oder von den Fellahweibern rittlings auf der Schulter getragenen Kinder sich mit ersichtlichem Wohlbehagen daran erlaben.

Ramle, das Lortet gegen Abend erreichte, kündigt sich schon von weitem durch seine grüne Umgebung an, in der zwischen Oelbäumen, Sykomoren und Karuben auch einzelne Palmen emporragen; sämmtliche Felder in der Umgegend der Stadt sind mit hohen Kaktushecken eingefaßt, in denen sich zahlreiche Nester wilder Tauben befinden. Die kleine Stadt, von deren 3000 Einwohnern etwa ein Drittel griechische Christen sind, ist heute nur als Durchgangsort für den Handelsverkehr zwischen Jâfa und Jerusalem von einiger Bedeutung. Im 8. Jahrhundert von den Arabern gegründet, soll sie lange Zeit hindurch blühend und groß gewesen sein und Jerusalem weit übertroffen haben. Die Kreuzfahrer stifteten an dem damals noch wichtigen Orte ein Bisthum. So ist denn auch die heutige Hauptmoschee, zu der Fremde nur schwer Zutritt erlangen, eine alte christliche Kirche aus jener Zeit; ihr viereckiger, in ein Minaret verwandelter Glockenthurm bildet jetzt das einzige hervorragende Gebäude innerhalb der unregelmäßig gebauten, weil häufig durch Krieg und Feuersbrünste beschädigten Stadt. Denn der berühmte Thurm von Ramle, der „Thurm“ par excellence, liegt außerhalb der Stadt, an ihrer südwestlichen Seite. Zwischen hohen Kaktushecken, dann über einen alten Friedhof gehend, erreicht man das seltsame Bauwerk, das der Ueberrest einer großen, von dem Erbauer der Stadt hier errichteten Moschee ist und auch heute im Munde des Volkes noch den Namen Dschâmi el-abiad, d. i. die weiße Moschee, führt. Die Umfassungsmauern des alten Hauptgebäudes, das etwa 600 Schritt im Geviert maß, sind noch deutlich erkennbar. Sehr merkwürdig sind die weiten unterirdischen Grüfte, die sich unter dem Thurme und seiner ganzen Umgebung befinden; die muslimische Tradition macht aus diesen Grüften die Grabkammern von 40 Gefährten des Propheten; die christliche läßt 40 Märtyrer in ihnen begraben sein. Eine arabische Inschrift an seiner Außenseite nennt als Jahr der Erbauung des heute stehenden Thurmes, der als ein Minaret der alten Moschee nachträglich zugefügt wurde, das Jahr 1318 unserer Zeitrechnung, bezeichnet auch den Erbauer auf das Genaueste; trotzdem halten viele das hübsche Bauwerk mit seiner Spitzbogenthür, den zierlichen Fenstern und den schlanken Strebepfeilern an den vier Ecken für ein Werk der Kreuzfahrer. Dem sei, wie ihm wolle — auf jeden Fall ist die Aussicht, die man von der Spitze des Thurmes genießt, eine ganz unvergleichlich schöne, und am schönsten bei Abendbeleuchtung. Die fruchtbare, gartenartige Umgebung von Ramle, das ansehnliche Städtchen selber mit seinen vielen kleinen Kuppeldächern, nach Westen hin, jenseits der reichangebauten Ebene, der glänzende Streifen des Mittelmeeres; nach Osten das Gebirge. Eine Menge von großen Dörfern im weitern Umkreise der Stadt lassen den Reichthum der Küstenebene, der Ebene Saron der Alten, deutlich erkennen. Freilich besteht ihr Boden größtentheils aus Sand — heißt doch auch Ramle die „Sandstadt“ —, doch ist er ungemein wasserreich, und die hier allgemein in Gebrauch stehenden Schöpfräder vertheilen diesen Reichthum in der ersprießlichsten Weise

Im Lande der Mitternachtssonne.

Auf S. 350 des vorigen Bandes kündigten wir das Erscheinen einer deutschen Uebersetzung von Paul Du Chaillu's, des bekannten Afrikareisenden und Gorillajägers, Buch „The Land of the Midnight Sun“ an und theilten die günstige Kritik desselben durch das „Athenäum“ mit. Von dieser Uebersetzung, welche unter dem Titel „Im Lande der Mitternachtssonne“ in 24 Lieferungen bei F. Hirt u. Sohn in Leipzig erscheint, liegt uns bereits die gute Hälfte vor; sie setzt uns in den Stand, das allerseits geäußerte gute Urtheil auch zu dem unserigen zu machen. Es ist kein streng wissenschaftliches Buch, welches der Autor geliefert hat, und die über die Geologie des Landes, die Antiquitäten und dergleichen in die Reiseerzählung eingeflochtenen Kapitel sollen nur orientiren; um so gründlicher aber und anziehender sind seine Schilderungen von Land und Leuten, welche er während seines langen Aufenthaltes in den Jahren 1871 bis 1878 genau kennen zu lernen die beste Gelegenheit hatte, welche wohl je einem Ausländer zu Theil wurde. Vom Throne bis herab zur elendesten Hütte kam er mit allen Ständen und Schichten der Bevölkerung in nahe Berührung und führt sie uns in lebendiger Darstellung vor (eines der reizendsten Kapitel ist z. B. das 28.: „Eine Alma

Lappländerlager im Winter.

mater des Nordens“, die Schilderung des schwedischen Studentenlebens). Der reiche Bilderschmuck des anziehenden Buches ist von besonderm Werthe, da die Originale der 48 sehr gut ausgeführten Tonbilder und 200 Holzschnitte meist eigens für diesen Zweck hergestellte Photographien sind; so verdankt der Verfasser mehrere derselben dem bekannten Professor J. A. Friis.

Im Folgenden theilen wir unter Beigabe einiger vorzüglichen, uns von der Verlagshandlung gütigst überlassenen Illustrationen einiges über einen Besuch mit, welchen Du Chaillu zur Winterszeit den Lappen in der Nähe von Muoniovaara abstattete. Der Ort liegt unter 68° nördl. Br. auf dem rechten schwedischen Ufer des die Grenze gegen Rußland bildenden Flusses Muonio. Unweit des Dorfes traf der Reisende mitten im Walde auf ein etwa 12 Fuß im Durchmesser haltendes Zelt, und gleich darauf schlugen wenigstens 6 bis 7 Hunde zugleich an, den Bewohnern seine Annäherung verkündend. Die hier wohnten, waren reiche Lappen; nannte doch das Haupt der Familie, ein untersetzter, starker, blauäugiger Mann mittlern Alters nicht weniger als tausend Renthiere sein eigen. Rings um das Zelt standen Pulkas und Kerres (zwei Arten bootartiger Renthierschlitten) bunt durcheinander; zahlreiche Schneeschuhe lagen auf dem Boden oder lehnten an den Bäumen, an deren Zweigen neben dem Zaumzeug auch alle nur möglichen Fleischvorräthe aufgehängt waren; denn das eigens zu diesem Zwecke zwischen den Bäumen etwa 6 Fuß über dem Boden errichtete Gestell schien zu ihrer Unterbringung nicht auszureichen. Gefroren oder geräuchert lagen die Stücke hier auf und neben einander gestapelt; an Zungen und Blasen voll gefrorenem Blute mit Renthierfüßen darin war kein Mangel, während eine andere Anzahl von Blasen sowie Eimer und Kannen gefrorene Milch enthielten; denn viele Renthiere können bis zu Weihnachten gemolken werden.

Seitwärts waren, um ihr Zusammenschrumpfen zu verhindern, die Häute kürzlich geschlachteter Renthiere auf Rahmen ausgespannt, und überall lagen Sättel, leere Eimer, Kessel, eiserne Töpfe, hölzerne Schüsseln und selbst Gewandstücke zerstreut umher.

In dem Zelte traf Du Chaillu die ganze Familie versammelt und verwundert fragte er sich im Stillen, wie wohl so viele in dem engen Raume für die Nacht ein Unterkommen finden sollten. Einzelne der Gesellschaft hatten blaue Augen, gleich dem Familienvater; allen gemeinsam aber war — eine Folge des fast unausgesetzten Verweilens im Freien — die kräftig rothe Gesichtsfarbe, wie man solche bei den Seeleuten anzutreffen pflegt, während dagegen die durch die Kleidungsstücke geschützten Körpertheile eine wirklich blendende Weiße zeigten. Dem Fremden wurde sofort der Ehrenplatz an der linken Seite des Zeltes eingeräumt, indem eine der Frauen sorgfältig prächtige weiche Bärenfelle über junge Birkenzweige breitete, und dann reichte man ihm, dem Gebote lappischer Höflichkeit entsprechend, vor allen Dingen eine Prise Schnupftabak. Im Mittelpunkte des Zeltes brannte ein helles Feuer, dessen Rauch durch die gerade darüber befindliche Oeffnung Abzug fand, und in zwei mächtigen Kesseln brodelte über demselben das zum Abendmahle bestimmte Fleisch. In einer hölzernen Schüssel wurde angerichtet, und der Vater theilte, der allgemein üblichen Sitte entsprechend, jedem eine Portion zu, bedachte dabei jedoch den Gast mit den fetten Stücken, welche als die besten gelten. Während des Essens, wobei die Finger statt Gabeln dienten, wurden ihm unzählige Fragen vorgelegt, und als nach Beendigung desselben Männer und Frauen sich dem Genusse ihrer Pfeifen hingaben, mußte Du Chaillu gar ein vollständiges Religionsbekenntniß ablegen. Unter frommen Gesängen machten sie endlich ihre Nachttoilette, d. h. sie zogen über ihre Kleider ein langes Gewand aus Renthierfellen, eigentlich eine Art Sack, welcher besser als jede andere Umhüllung Schutz gegen die Kälte gewährt.

Wintertracht der Lappen.

Trefflich dem Klima angepaßt und dabei überaus bequem ist die Kleidung der Lappen; die Erfahrung hat sie gelehrt, wie wichtig es ist, alles zu vermeiden, was den Blutumlauf hemmen und damit die animalische Wärme des Körpers beeinträchtigen könne, und so ist die aus Renthierfellen gefertigte, bis an die Knie herabreichende Winterkapta vollkommen lose, hat auch nur einen Schlitz zum Hindurchstecken des Kopfes aufzuweisen und schließt dabei so dicht um den Hals, daß weder Schnee noch kalte Luft einzudringen vermögen. Die Aermel sind gleichfalls weit und am untern Rand, wo die Haare von dem Pelz entfernt sind, mit einem Tuchstreifen besetzt. Unter der Kapta tragen sie gewöhnlich ein oder zwei dicke wollene Untergewänder und über diesen häufig noch eine Weste aus sehr weichem Renthierleder; bei sehr kaltem Wetter aber außerdem noch eine zweite Kapta unter der obern und zwar mit den Haaren nach innen gekehrt. Die Beinkleider werden aus dem Fell vom Beine des Renthieres gefertigt, welches als das wärmste Stück gilt, und über dicht anliegenden, wollenen Unterbeinkleidern um die Hüften mit einer Schnur befestigt, wenn kurz, auch oberhalb des Knies gebunden. Am untern Ende ist das Fell gleichfalls enthaart und das Leder so geschmeidig gemacht, daß die Beinkleider sich bequem in die Schuhe stecken lassen. Diese selbst sind das Wärmste und Zweckmäßigste, was man in dieser Art überhaupt haben kann; sie sind so weit, daß der mit doppelten Strümpfen bekleidete Fuß noch obendrein tüchtig in Gras eingehüllt werden kann, während ein langer Lederriemen, vielfach um den Knöchel geschlungen, nicht nur die Befestigung der Fußbekleidung vermittelt, sondern auch das Eindringen von Schnee und Kälte aufs Wirksamste verhindert. Du Chaillu gebrauchte während seiner Winterreise die Vorsicht, sich stets von einem der Eingeborenen die Schuhe mit Gras ausfüllen und auch anziehen zu lassen, und so hatte er nicht ein einziges Mal an kalten Füßen zu leiden. Gegen Nässe jedoch leisten diese Schuhe keinen Widerstand, und so treten im Frühling, sobald der Schnee zu schmelzen anfängt, sowohl bei den Lappen wie bei den Finnländern Schuhe aus enthaarten Häuten an ihre Stelle.

Die Kopfbedeckung der Lappen zeigt, je nach den einzelnen Bezirken, verschiedene Form; bei den in Muoniovaara gebräuchlichen ist der obere mit Eiderdaunen gefüllte Theil viereckig, dabei entweder roth oder blau von Farbe, indeß der breite Rand, welchen man beliebig über die Ohren ziehen oder emporkrempeln kann, aus Otternpelz verfertigt ist. Bei sehr windigem Wetter wird außerdem die Mütze noch durch eine das Gesicht vollständig verhüllende Pelzmaske vervollständigt. Auch die Fausthandschuhe aus Pelzwerk, welche man über dicken, wollenen Handschuhen trägt, sind überaus warm und dabei so lang, daß sie über den untern Rand der Kaptaärmel reichen und somit die Hände wie das Hand-

gelenk aufs Beste gegen die Kälte schützen. Nur in seltenen Fällen legen die Lappen während der Winterszeit ihre Kleider ab, gewöhnlich wechseln sie dieselben nur mit dem Eintritt der wärmern oder der kältern Jahreszeit, und auch wenn sie zur Kirche gehen, beschränken sie sich meist darauf, die Festtagskleider über die alten anzuziehen. Daß die Pelzgewänder unter solchen Umständen von Ungeziefer wimmeln, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung; aber nur wenn die Plagegeister in ganz unerträglicher Weise überhand nehmen, fühlt man sich veranlaßt, Maßregeln zu ihrer Vertilgung zu ergreifen, indem man bei einer Kälte von 28° bis 30° die gesammte Garderobe im Freien aufhängt, auf welche Weise alles lästige Gethier sicherm Verderben geweiht wird. Im Sommer läßt sich dies so überaus wirksame Mittel natürlich nicht in Anwendung bringen; dafür werden dann die wollenen Unterkleider, welche die reinlicheren unter den Lappländern tragen, etwas häufiger gewaschen. Vom Baden kann natürlich im Winter nicht die Rede sein, aber auch im Sommer finden es die Lappen nicht allzuoft nöthig ihren Körper einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Arjeplong-Lappe, 25 Jahre alt.

Jockmock-Lappe, 24 Jahre alt.

In ganz Schwedisch und Norwegisch-Lappland finden sich zahlreiche Gotteshäuser zerstreut, zu welchen die Lappen Sonntags auf Schneeschuhen und in Schlitten von nah und fern herbeiströmen; denn wenn auch die Entfernungen oftmals so groß sind, daß sie schon Tags zuvor aufbrechen müssen, so unterziehen sich die frommen Seelen doch lieber willig allen Beschwerden, als daß sie auf die Theilnahme am Gottesdienste verzichteten. Bei den Kirchen, von welchen Vittangi, Jukkasjärvi und Karesuando die nördlichst gelegenen sind, befindet sich stets ein Dorf, in dessen Schule die Lappenkinder in die Geheimnisse des Abc eingeweiht werden und auf dessen Friedhof die rastlos mit ihren Renthierherden umherwandernden endlich zur letzten Ruhe gebettet werden.

Ihre Kranken lassen die Lappen meistentheils bei den Bauern zurück, welche sich ihrer aufs Freundlichste annehmen. In den verschiedenen Dörfern trifft man auch stets mehrere kleine Häuschen, in welchen die Lappen, sie gleichfalls der Obhut ihrer bäuerlichen Freunde überlassend, diejenigen Dinge aufbewahren, deren sie auf ihren Wanderungen nicht bedürfen.

Als sich Du Chaillu in Karesuando (circa 70 km nordwestlich von dem oben erwähnten Muoniovaara) aufhielt, befand sich dort gerade eine ziemliche Anzahl junger Mädchen und Knaben, welche ihre Vorbereitung zu der an Ostern stattfindenden Konfirmation durchmachten; auch die Zahl der dort die Schule besuchenden Kinder war sehr groß. In dem unweit der Kirche liegenden Gehöfte, in welchem eine Stube als Schulraum diente, fand Du Chaillu nicht weniger als 70 Knaben und Mädchen auf der Erde sitzen, während der Schullehrer seinen Platz an einem in der Mitte stehenden kleinen Tische hatte. Eins nach dem andern wurden die Kinder aufgerufen; durch zahlreiche Fragen suchte sich der Lehrer über den Umfang ihrer Religionskenntnisse zu vergewissern, und aufmerksam lauschten die Männer und Frauen, welche sich gleichfalls in großer Anzahl in der Schulstube eingefunden hatten; und wenn auch die Kinder infolge der Anwesenheit so vieler Personen einigermaßen befangen zu

sein schienen, so fielen die Antworten doch im Ganzen befriedigend aus.

Ostern ist übrigens derjenige Tag, an welchem die Lappen unter keinen Umständen den Genuß des Abendmahls versäumen; denn kurze Zeit darauf treten sie ihre Wanderungen nach den unwirthlichen Bergregionen auf der Grenze zwischen Schweden und Norwegen an (der westlich von Karesuando gelegene Landstrich umfaßt die größte Anzahl von Lappen, etwa 1100, welche nicht weniger als 80 000 Renthiere besitzen) und während der nun folgenden Sommermonate sind sie häufig zu weit von allen menschlichen Wohnstätten entfernt, um ihren kirchlichen Pflichten mit irgend welcher Regelmäßigkeit Genüge leisten zu können. Je seltener indeß diese religiösen Zusammenkünfte stattfinden, um so begieriger benutzt man dieselben auch zur Ordnung weltlicher Angelegenheiten, und so sind sie besonders dem Zustandekommen von Verlobungen sehr günstig.

Unter den jungen Mädchen, welche Du Chaillu während seiner zahlreichen Reisen in Lappland gesehen, durften sich viele eines frischen ansprechenden Aeußern rühmen; häufig aber sehen sie auch, ungeachtet ihrer guten Gesundheit, älter aus, als sie wirklich sind. Mädchen von 14 und 15 Jahren konnte man recht wohl für 18- oder 20jährig halten, und läßt sich diese so frühzeitige Entwickelung wohl auf Rechnung ihres arbeitsvollen, unstäten Wanderlebens, sowie des fast ununterbrochenen Aufenthaltes in der freien Luft setzen. Mit zunehmenden Jahren werden sie sehr häßlich, und die alten Weiber mit ihren losen über die Schultern herabhängenden, ungekämmten Haaren und den ungewaschenen Gesichtern gehören unbedingt zu den abstoßendsten Exemplaren des menschlichen Geschlechtes. In dem Aussehen von Knaben und Mädchen ist nur ein geringer Unterschied, und oftmals vermochte Du Chaillu, wenn er bloß das Gesicht sah, nicht zu unterscheiden, ob er ein Mädchen oder einen Knaben vor sich habe. Allen Lappen gemeinsam ist die gedrungene, breite Gesichtsform; die Backenknochen sind vorstehend, das Kinn ist kurz und die zwischen den Augen meistentheils sehr flache Nase spitz und aufgestülpt, wie die Abbildung erkennen läßt. Die Augen der wenigsten sind wirklich blau; auch dunkele sind selten; meist sind sie von hellgrüner oder grauer Farbe. Die Lippen sind meistentheils sehr dünn und die Haut erscheint, unter dem Einflusse der rauhen Luft, stark geröthet, ist aber an den durch die Kleidung geschützten Theilen sehr weiß und die Haarfarbe weist alle Schattirungen auf vom hellsten Blond bis zum tiefen Schwarz. Indeß kommt ein dunkeles Rothbraun weitaus am häufigsten vor. Was die Größe anlangt, so beziehen sich nachstehende Zahlen (in engl. Fuß) auf die unter den Karesuando-Lappen angestellten Messungen.

Ausgewachsene Mädchen	Ausgewachsene Burschen
5 Fuß ½ Zoll	5 Fuß 0 Zoll
4 „ 11 „	5 „ 3 „
4 „ 11¼ „	4 „ 10 „
4 „ 8¼ „	5 „ 1½ „
4 „ 11 „	5 „ 1 „
4 „ 6 „	5 „ 4 „
4 „ 8¼ „	4 „ 7 „
4 „ 9¼ „	5 „ 4½ „
4 „ 7 „	5 „ 1 „
4 „ 5¾ „	5 „ 3 „
4 „ 8¼ „	5 „ 0 „
4 „ 10 „	5 „ ½ „
4 „ 5¼ „	4 „ 10½ „
4 „ 7¾ „	4 „ 10¼ „

Eine Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

II.

Wie unzuverlässig die von der Bevölkerung der Philippinischen Inseln vorliegenden statistischen Daten sind, kann man am besten ersehen, wenn man die Bevölkerungsangaben der staatlichen Volkszählung mit jener des Klerus vergleicht

1876 zählten nämlich nach der Zählung

Provinzen	des Staates	der Kirche
Manila	266 333	245 304
Corregidor	501	501
Bulacán	214 507	237 330
Nueva Ecija, Principe	91 029	95 683
Nueva Vizcaya	32 209	35 077
Isabela, Saltan	36 219	32 034
Cagayán	71 657	71 759
Ilocos Norte	150 947	148 560
Ilócos Sur	179 305	187 970
Union und Benguet	103 630	90 718
Abra	35 000	25 285
Bontoc	10 134	10 134
Lepanto	30 473	30 473
Pangasinán	249 507	288 188
Zambales	79 568	81 169
Bataán	36 089	46 604
Pampanga, Tarlac	203 137	210 265
Cavite	116 276	121 972
Batangas	241 782	312 860
Morong	40 038	47 018
Laguna	108 492	135 033
Infanta	7 496	8 178
Tayabas	95 218	92 681
Camarines Norte	22 615	27 680
Camarines Sur	128 860	141 720
Albay	220 328	233 832
Antique	93 010	105 030
Batanes	8 326	8 008
Balábac	606	441
Bohol	153 734	228 213
Burias	791	1 296
Capiz	135 771	219 420
Calamianes	14 135	16 434
Cebú	394 215	394 215

Provinzen	des Staates	der Kirche
Leyte	156 850	209 597
Mindoro	55 063	55 063
Masbate und Ticao	13 194	14 397
Negros	187 130	182 681
Romblon	11 124	24 421
Samar	161 679	168 783
Ilo-ilo	348 371	442 832
Zamboanga	11 597	12 199
Misamis	78 104	85 819
Surigao	29 902	48 712
Cottabató	2 339	1 694
Davao	1 398	1 172
Bislig	21 076	21 076
Basilan	411	487

Wo die beiden Zählungen in ihren Ziffern genau mit einander übereinstimmen, trägt durchaus nicht die Sorgfalt der Censusvornehmer Schuld, sondern diese Uebereinstimmung ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß Kirche oder Staat in einzelnen Provinzen eben die Zählung nur einseitig vornahmen und dann einfach das von der andern „Gewalt" publicirte Resultat herübergenommen und in ihre Censuslisten eingestellt haben. Ich will dies einzeln nachweisen: In Cagayán scheint offenbar die Kirche den Staatscensus acceptirt zu haben, denn in dieser Provinz war bis zum Jahre 1881 der Tabakszwangsbau eingeführt, die Kontrolle des Staates über die Eingeborenen eine ungemein strenge, die Behörden waren über alle Vorgänge in den Pueblos auf das Genaueste unterrichtet. Wenn irgend in einer Provinz ein genaues Zählungsresultat — aber wohlgemerkt nur der seßhaften in den Pueblos wohnenden Bevölkerung — zu erwarten war, so mußte es hier sein, da die Regierung hier über eine Menge von Aufsichtsorganen verfügte. In Bontoc hat auch die Kirche einfach den Staatscensus acceptirt, denn die Bevölkerung besteht, die Soldaten und Offiziere ausgenommen, nur aus Heiden, die wenigen Priester (1881: 2) konnten unmöglich bei den ihnen feindlich gesinnten Eingeborenen so genaue Daten sammeln wie die mit der Verwaltung des Comandancia bekannten Offiziere; dasselbe gilt für die analogen Verhältnisse Lepantos. Bei Cebú kann ich mir die Uebereinstimmung nicht so leicht erklären, es muß hier jedenfalls der Census-Vorgang der einen oder andern Behörde total verunglückt sein und daher die weltliche Behörde die Zählung der geistlichen oder vice versa entlehnt haben, oder es haben, was sehr unwahrscheinlich ist und nur denkbar wäre bei serviler Gesinnung des Gouverneurs [1]), die mit der Zählung beauftragten kirchlichen wie staatlichen Organe einander gegenseitig in die Hände gearbeitet. Bei der geringen Ausdehnung der Comandancia Corregidor erklärt sich die Uebereinstimmung des weltlichen und kirchlichen Census von selbst.

Schwieriger als diese Uebereinstimmungen lassen sich die oft erheblichen Differenzen beider Zählungen erklären. Die großen Minus-Unterschiede bei Union, Benguet und Abra lassen sich leicht daher leiten, daß die unter militärischem Kommando stehenden heidnischen Igorroten von der Geistlichkeit nicht in Berücksichtigung gezogen worden sind, wie dies auch bei Cottabató bezüglich der mohammedanischen Bevölkerung der Fall ist. Ein so erheblicher Unterschied aber, wie er sich bei der Insel Bohol offenbart, wo der kirchliche Census um $^1/_3$ mehr Seelen angiebt als der staatliche, läßt sich nur durch die Ungenauigkeit und Leichtfertigkeit erklären, mit welcher die mit der Zählung beauftragten kirchlichen wie staatlichen Organe vorgegangen sind. Dies Beispiel allein reicht hin unser Vertrauen zu den Zählungsresultaten vollständig zu erschüttern. Daß der kirchliche Census ein erhebliches Plus gegenüber dem staatlichen aufweist und noch immer (im Allgemeinen) aufweisen wird, kann den mit den philippinischen Verhältnissen Vertrauten nicht Wunder nehmen. Die Geistlichkeit unterhält nämlich meist, nicht immer, Verbindungen mit Remontados, d. h. mit jenen Eingeborenen, welche um Strafen oder der Steuerlast zu entgehen sich in die Bergwälder geflüchtet haben. Die Zahl dieser Flüchtlinge bleibt den Regierungsbehörden meist unbekannt, während der Pfarrer selbe gut kennt. Doch muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ein zahlreiches Kontingent zu den Remontados auch die Apostaten liefern, deren Zahl natürlich auch dem Pfarrer unbekannt ist. Manche von diesen apostasirten Remontados erkennen unter vortheilhaften Bedingungen die Oberherrschaft Spaniens wieder an, weigern sich aber Pfarrer und Missionäre aufzunehmen; die Zahl dieser „Remontados reducidos" ist also wieder nur der weltlichen Behörde bekannt. In einigen Provinzen (und dies gilt besonders von den Bisayern, Misamis, Surigao und Bislig) unterhalten die Missionäre und Pfarrer rege Verbindungen mit Tribus von Eingeborenen, welche bisher nur nominell der spanischen Krone unterworfen waren. Besonders in den drei zuletzt genannten Provinzen verdient der kirchliche Census die größere Glaubwürdigkeit. Wo aber die Provinzen in erheblicher Zahl Bekenner des Islam unter ihren Bewohnern aufzuzählen haben, da pflegt gewöhnlich die Kirche diese gar nicht in ihren Census aufzunehmen. Bemerkt muß weiter werden, daß es nicht gleichgiltig sein kann, ob der Pfarrer ein Spanier oder ein Mestize oder gar ein Indier (Malaie) ist. Die weißen Pfarrer (Ordensmönche) sind viel gewissenhafter in allen ihren Amtsobliegenheiten, als die farbigen (Weltgeistliche), deren Nachlässigkeit allgemein gerügt wird. Der Census eines Pueblos, dem ein farbiger Pfarrer vorsteht, wird unbedingt wenig Vertrauen einflößen können. Es soll oft vorgekommen sein, daß ein Pfarrer einfach die Summe als Bevölkerung seines Pfarrsprengels angab, welche sich aus dem Plus ergab, das nach Subtraktion der nach dem Pfarrausweise Verstorbenen von den in den Taufmatrikeln Eingetragenen (ohne Rücksicht darauf, ob letztere nicht auch später ausgewandert seien) übrig blieb; dann addirte der gute Pfarrer noch die Personen dazu, welche in dem betreffenden Orte wohnten, aber nicht dort geboren waren, folglich nicht daselbst in den Taufmatrikeln eingetragen sein konnten. Wo aber weiße Pfarrer vorhanden sind (insbesondere Augustiner, Dominikaner, Jesuiten und Franziskaner), dort ist jedenfalls dem kirchlichen Census mehr Vertrauen zu schenken als dem staatlichen, denn der unwissendste spanische Mönch ist doch vertrauenswürdiger und fähiger die Zählung vorzunehmen als der farbige Gobernadorcillo, dessen Race der Begriff „Pflichtgefühl" vollständig fremd ist.

Man darf nicht vergessen, daß die Macht der Geistlichen auf den Philippinen eine so große ist, daß die Regierung gegen den Willen derselben keine Maßregel durchzuführen im Stande wäre. Der Padre genießt mehr Autorität, mehr Vertrauen als der Beamte der Regierung. Bei der genauen Kenntniß aller Familienverhältnisse in seinem Pfarrsprengel kann auch der Mönch (in den schon christianisirten Provinzen) viel eher in der Lage sein, die Zahl der Bewohner des Pueblos richtig anzugeben, als der Gobernadorcillo, zumal auch der Indier vor der kirchlichen Zählung keine Angst empfindet, während er von dem staatlichen Census eine Erhöhung der Steuern und des Rekrutenkontingents befürchtet. Es ist deshalb auch anzunehmen, daß bei der staatlichen

[1]) Die meisten spanischen Beamten stehen mit der Geistlichkeit auf keinem guten Fuße, die obersten Spitzen in Manila ausgenommen.

Zählung viel mehr verheimlicht wird, als bei der kirchlichen. Auch muß ich noch auf die Thatsache aufmerksam machen, daß in den dicht bevölkerten Pueblos trotz Gendarmerie und Passanten zahlreiche Individuen vorhanden sind, die, mit falschen Dokumenten versehen, bleibend sich niederlassen, im alten Pueblo aber, dem sie entwichen sind, nur als zeitweilig abwesend mitgezählt werden, so daß sie doppelt gezählt erscheinen. Manche Leute werden von ihren Freunden den sie ausforschenden Amtsorganen verheimlicht, was freilich seltener vorkommt. Man sagt auch, daß viele Chinesen, ohne eine Licenz zur Niederlassung erhalten zu haben [1]), im Lande wohnen und Dank dem ausgeprägten Gemeinschaftlichkeitsgefühl ihrer Landsleute unentdeckt bleiben, also nicht mitgezählt werden, zumal dort, wo sie, in größerer Anzahl zusammenwohnend, eine besondere politische Korporation (gremio) bilden, die ihre Funktionäre aus eigener Mitte wählt. Früher, als die Bestechlichkeit der spanischen Beamten sprichwörtlich geworden war, kamen solche Fälle häufig vor; jetzt aber können solche Umgehungen der amtlichen Vorschriften nur durch List und Kniffe sich ereignen, weshalb die Zahl der in dieser Weise ins Land geschmuggelten, officiell nicht bekannten und gezählten Zopfträger nur eine sehr geringe sein kann.

Gesetzt aber, es wären die Censusziffern (nehmen wir an, es seien dies die staatlichen) vollkommen zulässig, so geben uns dieselben eben nur die Ziffernsumme der spanischen Unterthanen an. Nun aber ist noch ein nicht unbedeutender Theil des Archipels unabhängig geblieben; von Mindoro besitzen die Spanier nur den schmalen Küstensaum, was auch zum größern Theile bei Mindanao der Fall, der spanische Besitz auf Palawan ist auch gering und auf allen Inseln leben im Binnenlande unabhängige Stämme, deren Kopfzahl absolut nicht angegeben werden kann. Wohl figuriren in den spanischen Censuslisten „Indios no sometidos“, das sind aber Individuen von Stämmen, welche bereits mit den Spaniern auf freundlichem Fuße stehen, die bereits die Kontrolle der in den Grenzdistrikten kommandirenden Militärgouverneure dulden müssen; die völlig unabhängigen können gar nicht mit einer fixen Kopfzahl in die Censuslisten aufgenommen werden, weil eben nicht einmal die Zahl ihrer Rancherias (Dörfer) bekannt ist. Die Zahl der Remontados ist natürlich ebensowenig bekannt, denn man muß bedenken, daß die Remontados Familie gründen und demgemäß sich auch vermehren, so daß, wenn sich auch die Zahl der remontirenden Individuen konstatiren ließe, es doch nur annähernd möglich ist, über ihre Gesammtzahlen sich zu orientiren, da weder über die Geburten noch über die Sterbefälle eine Zahl bekannt wird.

Da die spanische Herrschaft sich mit jedem Tage weiter ausdehnt, auch das „Remontarse“ im Abnehmen begriffen ist, so wäre der Schluß ein irriger, wenn man aus dem jedesmaligen Plus einer neuen Zählung nur von natürlichem Zuwachs durch Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle reden wollte (die schwache Einwanderung von Weißen fällt nicht in Betracht, und bei der chinesischen hebt sich die Einwanderung mit der Rückwanderung mit einem kleinen Plus zu Gunsten der erstern).

Vor etwas möchte ich noch diejenigen warnen, welche mit den philippinischen Verhältnissen nicht vollkommen vertraut sind: es ist dies der Bevölkerungscensus eines Pueblos, denn nur wenigen deutschen Lesern dürfte die Bedeutung dieses Wortes (was die Philippinen anbelangt) bekannt sein. Pueblo bedeutet nämlich nicht ein „Dorf“ oder eine „Stadt“, sondern eine politische Gemeinde [1]), welche mehrere Ortschaften umfaßt, von denen diejenige, in welcher der Gemeinde-Vorsteher (Gobernadorcillo) residirt und das Rathhaus (Casa Tribunal) sich befindet, Pueblo im engern Sinne genannt wird, während die anderen zum Gemeindeverbande gehörigen Orte, je nach ihrer Größe oder je nachdem, ob in demselben sich eine Pfarre befindet oder nicht, Barrios, Anejos oder Visitas genannt werden. In den officiellen Censuslisten werden die Bevölkerungsdaten des Gesammt-Pueblos gegeben, es sind dies aber, wie wir sehen, keine Ortsbewohnerangaben: mancher Pueblo hat ein Territorium, das größer ist als das Fürstenthum Lippe-Detmold, besonders an der pacifischen Küste Nordluzons und im äußersten Süden des Archipels. Mancher Pueblo trägt seinen Namen nicht einmal nach dem reichbevölkertesten Orte seiner Jurisdiktion; besonders an der Ostküste Mindanaos ist dies der Fall, wo in jüngster Zeit die Residenz der Gobernadorcillos in die unbedeutenden Dörfer der Neubekehrten verlegt wurde, um letztere besser überwachen zu können. Der Pueblo führt dann den Namen dieses Dorfes, während der Name des alten reichbevölkerten Ortes aus den Censuslisten mit einemmale verschwindet. Selbst wenn man sich vorhält, daß „Pueblo“ eigentlich in diesem Lande nur „Gau“ bezeichnet, so wäre es ganz fehlerhaft zu schließen, daß, wenn ein „Pueblo“ im Jahre 1850 9000 Bewohner, 1876 aber nur 5000 zählte, die Bevölkerung des Vorortes, nach welchem der politische Pueblo benannt ist, sich verringert hätte. Die Sache verhält sich nämlich so: steigert sich die Bevölkerung eines Pueblos, d. h. also eines Gaues, so, daß die Verwaltung desselben durch einen Gobernadorcillo erschwert wird, so scheidet man eine Anzahl von Visitas und Barrios aus dem bisherigen Gemeindeverbande und bildet aus ihnen einen neuen Pueblo, d. h. Gau, der den Namen seines neuen Vorortes erhält. Auf diese Weise geschah es, daß der Pueblo Taal in der Provinz Batangas im Jahre 1848 über 40000 Seelen, im Jahre 1870 aber nur 21966 besaß, Balanga (Provinz Bataán) am 20. December 1850 8532, im Jahre 1870 nur 6354 Bewohner aufweisen konnte. Mitunter geschieht es, obwohl in neuerer Zeit dies nicht mehr vorzukommen pflegt oder doch nur seltener, daß zwei Pueblos in einen verschmolzen werden, wie dies besonders in der Comandancia Bislig und dem Distrikte Surigao vormals öfters sich zugetragen hat. Man sieht, der Statistiker hat auf den Philippinen viel Studien zu machen, bevor er sich an die Verarbeitung des vorliegenden Ziffernmateriales heranwagen darf. Es sei noch nebenbei bemerkt, daß die Studien des Statistikers nicht durch die Vorlegungen des Vorortes und der damit verbundenen Namensänderung [2]) allein beträchtlich erschwert werden, auch der Umstand macht viel Kopfschmerzen, daß auf den Philippinen ganze reichbevölkerte Ortschaften auf den Wink der Behörde plötzlich meilenweit

[1]) Die Taxe für diese Licenz ist eine sehr hohe.

[1]) Nur jene Gemeinden, welche eine farbige Municipalvertretung besitzen (die erdrückende Majorität), heißen so, jene (fünf bis sechs im Ganzen), welche einen aus Weißen bestehenden Stadtrath besitzen, wie z. B. Manila, heißen: ciudades oder villas.

[2]) Auch auf den größeren Karten sind gewöhnlich nur die Vororte (Pueblos im engern Sinne des Wortes) eingetragen, so daß man oft bei einer solchen Veränderung des Gobernadorcillo-Sitzes gar nicht weiß, wo der neue Pueblo-Vorort zu finden ist; dasselbe gilt von den Pueblo-Zertheilungen, noch mehr aber von der Hispanisirung der Pueblo-Namen. Manche Orte haben schon in den Tagen der Konquista oder sonst vor grauen Zeiten einen spanischen Namen erhalten, der aber durch den einheimischen bald wieder verdrängt wurde; plötzlich bringt ihn ein überpatriotischer Beamte wieder in die officielle Nomenklatur; auf der Karte sucht man aber das Zaragoza oder sonst was vergebens.

von ihrem ursprünglichen Platze wegverlegt werden. Dies gilt natürlich nicht von den reichen Provinzen Luzons, wo die zahlreichen Steinbauten und der schon in festen Händen befindliche Grundbesitz eine derartige Wanderung eines ganzen Städtchens nicht gestatten würden, wohl aber von jenen Theilen des Archipels, wo, besonders im Süden, die Hütten der Eingeborenen nur aus Rohr und Nipablättern verfertigt, bei ihrem leichten Materiale in zwei bis drei Tagen hergestellt werden können und Möbel als Luxus gelten. Die Gründe einer solchen Ortsverlegung beruhen theils auf der Ungesundheit des Platzes, theils in schwer abwendbaren Angriffen von Wilden und Piraten. Solche Ortsveränderungen und Verlegungen kommen verhältnißmäßig nicht selten vor und sind, wie ich oben erwähnt, ohne Schwierigkeiten durchzuführen, denn auch Ackerboden liegt herrenlos in weiten Strecken des Landes brach. So kommt es, daß man einen Ort auf der Karte als an der Mündung eines Flusses gelegen verzeichnet findet, welcher in Wahrheit schon seit Jahren drei Meilen oberhalb der alten Stelle im Flußthale liegt.

Ich will noch hier am Schlusse dieses Aufsatzes einige Aussprüche des Herrn Vicente Barrantes anführen, die um so mehr ins Gewicht fallen, als Barrantes Regierungssekretär der Philippinen, das heißt der nächsthöchste Civilbeamte nach dem Gouverneur, war: „Es wird Befremden erregen, wenn ich erwähne, daß nicht einmal die Zahl der Pueblos in einer Provinz mit Sicherheit angegeben werden kann; man wird es begreiflich finden, wenn auch der eifrigste und gewissenhafteste Provinzgouverneur bei der eigenthümlichen Gemeindeorganisation und dem Mangel an geeigneten Subalternbeamten und Magistratspersonen nicht im Stande ist, diese schwierige Arbeit zu bewältigen. Es giebt Barrios von großer Bedeutung in fast allen Gemeinden, welche sowohl einer kirchlichen wie weltlichen (Lokal-) Regierung entbehren, es giebt aber auch solche, welche sie wohl in weltlicher Beziehung besitzen, in kirchlicher aber der nächsten Pfarrei (die oft in der Jurisdiktion eines ganz andern Pueblos liegt) zugewiesen sind, weil der Mönchsorden (in dessen Sprengel das betreffende Barrio fällt) nicht genug Priester besitzt oder weil anderweitige Verhältnisse es nicht gestatten [1]). Was will man denn mehr, wenn dann der Provinzgouverneur, der die Zahl der Pueblos (seiner Provinz) angeben soll, die Barrios oder Visitas einfach dem nächsten Pfarrdorfe zuschlägt oder umgekehrt? Die Bevölkerungsdaten, welche die Gobernadorcillos einsenden, sind ganz unbrauchbar und ein wahrer Gallimathias, außer wenn der Pfarrer sie redigirt hat . . . Daher kommt es, daß ein Provinzgouverneur oft im Laufe eines und desselben Jahres Censusdaten über seine Provinz einsendet, die um Tausende von Seelen in der Angabe variiren, wenn er es nicht vorzieht, einfach die Ziffern des letzten Census Strich für Strich zu kopiren, was vielleicht auch schon der Gobernadorcillo (für seinen Pueblo) gethan hat; beides kommt häufig vor. Dann erwäge man noch, daß die Zusammenstellung der in die Provinzhauptstadt eingesendeten Einzeldaten in den Händen von malaiischen Schreibern, den einzigen Subalternbeamten des Provinzchefs, liegt und daß diese vom Rechnen, selbst dem Addiren, Subtrahiren, den Proportionen ꝛc. so viel verstehen, als ich von der Astronomie.“ Barrantes illustrirt das durch einige drastische Daten: die Provinz Cavite hatte (in einem und demselben Jahre) nach dem officiellen Nomenklator 115 301, nach der Angabe des Provinzchefs 65 225, nach des Barrantes Untersuchung 109 501 Bewohner, in derselben Reihenfolge hatte Ilócos Norte 109 250, bez. 163 758, bez. 105 251 Seelen. Nach dem Census von 1861 hatte die Provinz Manila 230 443, nach dem Nomenklator 323 683 Bewohner. „Eine ähnliche Konfusion herrscht bei den Angaben über die Zahl der Pueblos. Als die neuen Schulen errichtet werden sollten, wurden für die Provinz Cottabató sieben Pueblos angegeben, indem man als solche einfach die Standquartiere der Truppendetachements annahm, während thatsächlich (1869) nur ein Pueblo, nämlich Pollok, existirt. Für Leyte gab man 40 statt 28, für Mindoro 17 statt 10, für Surigao 30 statt 12 Pueblos bei derselben Gelegenheit an.“

[1]) Manche Barrios haben einen Gobernadorcillo-Stellvertreter zum Ortsvorsteher, der dann den Titel „Teniente de barrio“ führt.

Daruvar in Slavonien und seine Umgebung.

Von Professor **E. Kramberger.**

II.

Hochgeschürzte Frauen standen, Wolle waschend und neugierige Blicke auf mich werfend, im Wasser. Als ich einige Fragen an sie richtete, antworteten sie offen und munter, doch so laut, daß bald eine ganze Menge Männer und Kinder herbeigezogen wurden. Nachdem sie mich freundlich begrüßt, boten sie mir ihre Dienste an und führten mich, als ich den Wunsch äußerte ihre Häuser zu besuchen, bereitwillig im Dorfe umher. Dasselbe ist nicht groß, unregelmäßig gebaut, über eine kleine Anhöhe hin zerstreut und die Gebäude theilweise auf Steinfundamenten; Obstbäume, Schafe, Ziegen, Borsten- und Hornvieh bilden seinen Reichthum. Hervorragend ist die Schafzucht, die des Käses und der Wolle wegen betrieben wird. Auch hier sah ich in einigen Familien Schätze selbstgefertigter Wäsche, Teppiche und Stickereien. Fein und durchsichtig wie Schleier ist eine mit Baumwollstreifen durchzogene Gattung Leinwand, Čenar. Handtücher, Kopftücher, Aermel und Ränder der Slute besticken die Frauen mit gefärbter Baumwolle und Gold; alles wird wie in Velika selbst erzeugt. Die einfachen Werkzeuge dazu sind nebst dem Webestuhle der Rocken und die Spindel, denn das Spinnrad findet keine Verwendung; auch die Stickwolle färben die Weiber selbst. Am Bache liegen einige Walk- und Löffelmühlen, deren lustiges Stampfen und Klappern sowie das Geklingel der zahlreichen Schafherden, die auf den Abhängen ringsum weideten, nach dem langen Schweigen der durchwanderten Landschaft angenehm berührte. Guten Eindruck macht auf jeden Fremden gewiß das höfliche Benehmen der Leute unter einander. Von weitem schon rufen sie sich das „Pomoz Bog!“ (Gott helfe!) zu, worauf als Dank „Bog pomogo!“ (Gott hat geholfen!) erfolgt. Unterdessen brach die Nacht herein. Ich ging daher auf die Einladung eines vermög-

lichern Gazda (Hausherrn) bei ihm zu übernachten, gern ein. Wir setzten uns auf die Bank vor dem Hause und ließen alle Herden an uns vorbeiziehen. Allgemach wurde es lebhafter, das Dorf verwandelte sich in einen rührigen Ameisenhaufen. Mädchen und Frauen eilten mit „Dobar večer!“ (Guten Abend!), Krüge oder Holzkübel auf dem Haupte, heimwärts. Feuer leuchteten in den Häusern, Gruppen bildeten sich vor den Thüren, Kinder lachten und jagten sich herum; bald mischte sich heller Gesang in das Zirpen der vielen Grillen in und außer dem Hause. Nur die zahlreich herum hüpfenden Kröten verleideten mir den idyllischen Genuß. Nach dem Abendmahle, das in saurer Suppe, gebratenem Huhn, Kajgani (Eierspeise), vorzüglichem Käse und gutem Weine bestand, hörte ich auf einem Schemel sitzend in der Nähe des Herdes den Erzählungen eines ältern Mannes aus dem Hause zu. Seine Zuhörer, unter denen einige Nachbaren, waren voll Aufmerksamkeit. Ich fragte den Alten über verschiedene Gebräuche aus, die wie hier so auch an anderen Orten Slavoniens an gewissen Tagen herrschen. Am Georgstage z. B. suchen die älteren Frauen mit einem Besen zuerst die Kuh des Nachbars und dann die eigene am Euter zu berühren, damit die Milch von jener auf diese übergehe. An diesem Tage werden die Rinder zum ersten Mal auf die Weide getrieben, vorher aber mit Weihwasser besprengt, um sie vor dem Biß des Wolfes zu feien. Viele baden auch an dem Tage zum ersten Male; denn früher es zu thun, ist, heißt es, nicht erlaubt, da der Teufel am Grunde des Wassers wartet und den Unglücklichen, der das Wagniß vor dem festgesetzten Termin unternimmt, an den Beinen hinunterzieht. Eine der Erzählungen war eine Variante jenes südslavischen Märchens vom Heil. Georg und den Wölfen, welches F. Hubad in Bd. 38 dieser Zeitschrift S. 348 Sp. 2 mitgetheilt hat. Eine andere Erzählung, die ich hörte, erinnert uns an die Ovids vom Lykaon. Das Volk sagt, daß sich böse Leute, wenn sie es wagen am Gjurgjev dann jagen zu gehen, in einen heulenden Wolf verwandeln. Uebrigens wird der Tag überall mit Spiel, Tanz und Gesang gefeiert. Eine andere Sitte, die auch in Deutschland zu finden ist, herrscht am Johannistage. Am Vorabend werden riesige Feuer angezündet, mit zusammengeschlepptem Stroh, Heu, Reisig und Holzklötzen genährt; rings umher sammelt sich die Jugend singend und schäkernd, ältere Leute als Zuseher. Man nennt die Feuer „Kresnica“. Wenn die Flamme etwas niedriger zu flackern beginnt, springen die tollen Bursche mit allerlei Kapriolen, Witzen und Gesängen der Reihe nach darüber hinweg, wobei sich mancher die Sohlen seiner Opanken tüchtig versengt. Oft bekränzen die Mädchen sich und die Bursche mit Kränzen der Adlerfarrn, worauf ein Umzug mit angezündeten Spänen von Buchenholz und unter harmonischem Gesang beginnt. Die umliegenden Berge, wenn solche vorhanden sind, werden bestiegen; wie Irrwische wandeln die einzelnen Flämmchen Berg auf und ab bis tief in die Mitternacht hinein; das Rufen und Singen nimmt kein Ende.

Essigkrug (Turšija).

Es war spät geworden und ich bezog ein gutes Lager in der großen Stube. In den Stunden, die ich im Hause und im Dorfe zubrachte, sah ich, wie bescheiden die Jugend älteren Personen begegnet. Tags darauf, es war ein Feiertag, begab ich mich vor die kleine Kirche, welcher der Iguman des Klosters Pakra als Pfarrer vorsteht. Draußen hatten sich Frauen auf ausgebreiteten Teppichen gelagert oder plauderten in Gruppen stehend. Jüngere traten vor die Schwiegermütter, die Base oder selbst fremde ältere Frauen hin, um ihnen die Hand zu küssen, worauf sie umarmt und auf Stirn und Wangen geküßt wurden; auch folgte eine Gabe von Kuchen, Birnen, Aepfeln, frischen Nüssen u. dergl. nach. Freunde schütteln sich die Hand, nehmen auch nicht selten den Hut vor einander ab. „Jesi li živ?“ (Lebst Du?) heißt es da. „Živ, hvala Bogu, i zdrav“ (Bin am Leben, Gott sei Dank, und gesund) lautet die Antwort. Gegen Höherstehende sind die Leute besonders aufmerksam. Nie setzt sich der Bauer in deren Gegenwart ohne Geheiß nieder, erhebt sich, wenn er gesessen hat, und wartet stehend, bis jene vorüber gegangen sind. Eine der Kirchgängerinnen hatte einen Spinnrocken (preslica), das eben erhaltene Geschenk eines Anverwandten, mit. Ich bewunderte die schöne Schnitzerei daran. Solche und ähnliche Produkte können als Beleg des hohen Kunstsinnes der Südslaven angesehen werden. Man findet manchmal Trinkbecher aus Holz, Stöcke und dergleichen mit prachtvollen Mustern geschnitzt. Das Volk verlor sich theilweise in die Kirche, ich stieg den Berg zur Ruine hinan. Sogleich erboten sich mehrere Männer als Führer, obgleich der Weg nicht zu verfehlen war; in einer Viertelstunde stand ich oben. Das Gebäude scheint, nach den Resten zu schließen, sehr schön gewesen zu sein: eine Kirche mit Doppelthüren aus weißem behauenen Stein, mit Malereien al fresco, von denen noch deutliche Spuren erhalten sind. Sie stellen wahrscheinlich den heil. Stephan, den Ungarnkönig, vor. Eine Ringmauer aus schönem, glänzend weißem und ebenmäßig behauenem Stein schloß einst den gothischen Bau und das nun ganz zerstörte Kloster ein. Die Lage ist sehr

günstig, die Aussicht angenehm. Unten im Thale liegt die Ruine einer zweiten, großen Kirche.

Der Name Biela wird wohl von Béla IV. abzuleiten sein. Bekannt ist mir nur, daß 1491 der Konvent der Kreuzritter von St. Stephan zu Biela den Nikolaus Hedervar als Eigenthümer von Požega in sein Besitzthum einführte, und daß 1500 Franz Hedervar im Kloster zu Biela seinem Schwager Stephan Rozgony und dessen Gemahlin Katharina das Schloß Požega mit den dazu gehörigen Grundstücken verpfändete. Meiner Meinung nach muß diese Gegend einst sehr bevölkert gewesen sein, denn nicht weit von hier, am gegenüber liegenden Petrov-vrh, stand ebenfalls eine Burg. Das Volk erzählt davon eine Geschichte, die lebhaft an die Erzählung Ovids vom Icarus erinnert. Es lebte, heißt es, in Petrov-grad (dies der Name der Burg) ein böser Gebieter, der sowohl seine Unterthanen als auch Reisende plünderte, ergriff, zu Sklaven machte und sie zwang, an der Ausbesserung seiner Burg zu arbeiten. Unter anderen hielt er schon 20 Jahre einen Mann gefangen, den er seiner Familie entrissen, und ihn nie mehr eines seiner Kinder, geschweige seine Frau sehen ließ. Kummer und Elend zehrten ihn zum Gerippe herab. Da erschien plötzlich eines Tages ein junger Mann in der Burg und gab sich dem Alten heimlich als dessen Sohn zu erkennen. Die maßlose Freude des Vaters verdarb der auftauchende Gedanke, sein geliebter Sohn werde in dem Raubneste, wie er, als Sklave zum elendesten Dasein gezwungen werden. Er ergriff verzweifelt ein Messer, das er dem Sohne in die Brust stieß. Sterbend bekannte der Ermordete dem weinenden Vater, daß er zu seiner Rettung gekommen sei. Seit langer Zeit in der gegenüber liegenden Burg Biela eingekerkert, habe ihn die Noth zum Erfinder gemacht. Auf Flügeln von Schindeln sei er herübergeflogen, um mit seiner Erfindung auch den Vater zu retten. Kaum entschlüpfte das letzte Wort seinem Munde, so verschied er. Die hölzernen Flügel zu lenken verstand sonst Niemand, und mit ihm starb die Kunst des Fluges, bis sie ein gewisser Degen wieder erfand. Die Erzählung klingt um so eigenthümlicher, wenn man sie aus dem Munde eines einfachen Bauern hört.

Noch war ich mit dem Zeichnen der Ruine beschäftigt, als mich mein Begleiter fragte, ob ich denn nicht ins Kloster Pakra gehen wollte, um es zu besichtigen. Die Herren Kalugjeri würden sich sehr freuen, einen Fremden zu bewirthen; es sei übrigens schon ein Mann dahin gelaufen, meine Ankunft zu melden. Da der Weg nur etwa eine Stunde betrug und nicht gegen mein Programm verstieß, so entschloß ich mich kurz und ging, von meinen vorigen Begleitern umgeben, in östlicher Richtung weiter. Die erste halbe Stunde des gemach aufwärts steigenden Weges bot nicht viel: kurzes Gestrüpp auf allen Seiten; Haselstauden, Brombeeren, Hagebutten, Wachholder im bunten Durcheinander. Verkümmerte Buchenbüsche in zahlreicher Menge strecken ihre Zweige über den schmalen Fahrweg und lange, überhangende Eichenäste bringen Hut und Haupt des unvorsichtigen Reiters oder Fahrenden mehr als einmal in Gefahr. Oben auf der Kuppe ragt ein riesiges Kreuz einsam in die Höhe. In langen Linien dehnten sich verschieden gefärbte Wolkenbänke weithin über die im Norden und Westen gehäuften Berge. Im Osten that sich eine tiefe, finstere Schlucht auf, gebildet von den Gipfeln, die sich gegen Zvečevo und den Papuk aneinander reihen. Der Schrei des Hehers und das Girren der Ringeltaube vermischte sich mit den harmonischen Tönen ferner Kirchenglocken in der Tiefe, dem sich das Rauschen eines Baches wie dumpfer Orgelton beigesellte. Weit unten sah ich über die Bäume das golden glänzende Kreuz des Klosterthurmes herausragen. Meine Schritte beeilend betrat ich den jäh abwärts führenden Weg, der sich am rechten Pakra-Ufer hinabwindet. Wild freilich sieht es hier zwar aus, doch geben die dunkeln Schatten des Waldes, die sonnigen Stellen und die darüber hinfliegenden Wolken ein reizendes Bild. Der Weg, obwohl an Felswänden hinführend und steinig, ist sogar ziemlich gut befahrbar. Als ich an dem hohlen Stamm einer Eiche vorbeikam, summte ein Schwarm wilder Bienen im Kampfe mit einer Hornis in gefährlicher Nähe eine Strecke hinter uns drein; der Dampf der Pfeifen und meiner Cigarre verscheuchte sie endlich. Hohle Buchen, besonders aber Eichen sind in Slavonien etwas Alltägliches. Das müßige Hirtenvolk zündet zum Zeitvertreibe die schönsten Stämme an, die dann ihre vom Rauch geschwärzten, feuerzerfressenen Höhlungen gähnend öffnen. Viele Bäume scheinen nur mehr auf der Rinde die Last der Aeste zu tragen. Obzwar dem übermüthigen Hirtenvolke die Forsthüter fleißig auf die Finger sehen, so richten sie dennoch Schaden genug an. Nachdem wir eine Menge geputzten Volkes eingeholt, bogen wir am Grunde der Schlucht um die Ecke; das Kloster mit seiner Kirche lag im üppigsten Grün vor mir, rings um die Berge in Wolkenhöhe. Das Gebäude ist stockhoch, gut gebaut und geräumig. Eine kleine Holzbrücke über der schäumenden Pakra führt zur Walk- und Mahlmühle, welche Eigenthum des Klosters ist. Im Bette des Baches liegen Steinblöcke, hoch mit den verschiedenartigsten Pflanzen bewachsen; die Gräser am Ufer sind, da nie ein Sonnenstrahl dahin dringt, immer feucht. Die romantischste Einsiedelei, die man sich denken kann. Sie stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1697, als sich mit Bewilligung des Bischofs geflüchtete serbische und bosnische Mönche neben dem damals hölzernen, ganz baufälligen Kirchlein niederließen, einige Zellen erbauten und unter der Leitung des Metropoliten Gregor lebten, der sich nach seiner Flucht aus Morava seiner Würde begeben hatte. Später übersiedelten alle nach St. Anna und erst 1738 kamen andere Mönche aus Gomionica in Bosnien, die das verlassene Kloster bezogen. An Stelle der alten Kirche trat im Jahre 1761 eine neue, weil jene durch einen Mord entweiht worden war. Man hatte nämlich einen Irrsinnigen aus Poljana, den man vom Teufel besessen glaubte, hineingesperrt, jedenfalls in der Meinung, daß Satan, durch die Bilder der Heiligen auf der Ikonostasis und die Weihe des Ortes erschreckt, aus dem Besessenen heraus und stracks zur Hölle fahren werde. Da jedoch Meister Urian, wahrscheinlich blind und geruchlos, das Weihwasser nicht roch, auch die Ikonostasis nicht bemerkte und hartnäckig blieb, so warf der arme Kranke, von ihm inspirirt, Bücher, Geräthe und Bilder hinaus und zerschlug und zerbrach, was ihm in die Hände fiel. Da entschloß sich der Djakon Timotija Komnenić, den Excessen des groben Dämons ein Ende zu machen. Er trat mit allen Formeln der Beschwörung in die Kirche, ergriff den Besessenen beim Kragen und suchte ihn mit Gewalt hinauszudrängen. Allein dieser verstand keinen Spaß und spaltete dem Djakon mit einer Axt mitten im Kirchlein den Kopf. Man wollte dort keine Messe mehr lesen und so entstand das jetzige Gotteshaus. Dieses wird sehr rein gehalten, hat auch einige kostbare Alterthümer, die mir Djakon Longin nebst den umfangreichen Räumen des Klosters bereitwillig zeigte. Der Speisesaal ist mit Oelgemälden der Bischöfe und dem des Grafen Janković von Daruvar geschmückt.

Ich war sehr zuvorkommend empfangen und gleich zum Mittagsmahle eingeladen worden; in heiterer Gesellschaft setzte ich mich an die wohlbesetzte Tafel. Die griechisch-orientalischen Mönche thun sich, wenn es anders ihre Ver-

hältnisse zulassen, an Festtagen gern gütlich, um sich entweder für überstandene oder kommende Fasten schadlos zu halten, und die sind bei ihnen streng und werden gewissenhaft eingehalten. Außer den regelmäßigen am Mittwoch und Freitag kommen sechswöchentliche Fasten vor Weihnachten, sieben Wochen vor Ostern und je nachdem drei oder fünf Wochen vor Peter und Paul, endlich vom 1. bis 15. August vor Mariä Himmelfahrt dazu. Die erste Woche heißt Biela oder Sirna nedjelja (die weiße oder Käsewoche), in der nur Fische, Eier, Milch und Käse genossen werden. Die übrigen Tage gehören den strengen oder großen Fasten (Veliki poss), so genannt, weil nur im Wasser gekochte Bohnen, Erbsen und Linsen zulässig sind, oder Kraut und Bohnen mit Oel. Der Bauer genießt im Veliki poss gedörrten Fisch, Zwiebeln und Knoblauch nebst Bohnen und verrichtet die schwersten Arbeiten dabei. Ich kam zwischen zwei Mönche zu sitzen; einer begrüßte alle Anwesenden im Namen des auswärts weilenden Iguman und ernannte den Tischherrn. So ist es in Slavonien und Kroatien Sitte, daß einer der Gäste als Tischherr (Ravnatelj stola) fungirt. Er spricht im Namen des Hausherrn (Domaćin) und in Privathäusern auch der Hausfrau (Domaćica) die Toaste, bringt jedem aus der Gesellschaft ein „Živio“, indem er ihm eine von den anwesenden Frauen oder in Ermangelung einer solchen eine andere als Drugarica (Gefährtin) zutheilt, wofür sich der also Begrüßte in zierlicher Rede bedankt und auf das Wohl seiner Dame trinkt. In Privatzirkeln unter Bekannten werden solche Toaste häufig „po veliöki“, d. h. so abgethan, daß die Dame von dem Herrn, der auf ihr Wohl getrunken, geküßt wird. Mancher trägt wohl zu seinem Verdrusse einen Korb davon, wenn sich die Dame ziert, oder wenn ihr der Herr mißfällt, und oft erschallt heiteres Gelächter ob ergötzlicher Scenen, um so mehr, da der Stola ravnatelj seinen ganzen Witz aufbietet und Gegenfüßler zusammenbringt, um Heiterkeit hervorzurufen. Dem Gast, der das Haus zum ersten Male betritt, kredenzt er ein volles, gewöhnlich kunstvoll geschliffenes und mit einem Denkspruch geziertes Glas auf einem Teller, legt die Schlüssel des Hauses, des Kellers und Bodens bei und heißt ihn im Namen des Hausherrn willkommen, mit der Einladung, dessen Haus als das seine zu betrachten und über Küche, Keller und Boden nach Belieben zu schalten. Auch ich leerte mein Glas und empfahl mich der Freundschaft des Hauses. Jeden einzelnen Toast begleitet das Zusammenklingen aller Gläser, denn, sagt man in Slavonien, nicht nur Auge und Gaumen, auch das Ohr müsse seinen Genuß haben. Fröhlicher Gesang ertönt dazu, der immer durch das Harmonische und Melodiöse, das den slavonischen Liedern eigen ist, doppelt fesselt und noch reizender wird, weil die Frauen immer mitsingen. Im Kloster freilich erklangen nur sonore Männerstimmen. Unser Stola ravnatelj verstand es durch seine witzigen Anreden das Gelächter zu einem unauslöschlichen zu machen; es herrschte die größte Gemüthlichkeit, wie dies durchaus in allen Gesellschaften hier zu Lande der Fall. Nie trinken auch nur zwei Personen ein Glas Wein mitsammen ohne vorerst, wenigstens im Požeganer Comitate, mit den Gläsern angestoßen zu haben. „Pijo kao paloc“ (Er trinkt wie ein Schweinehändler) heißt es, wenn jemand diese Sitte nicht beachtet. In den meisten Fällen pflegt zum Schlusse der Tafel ein ganzes, am Spieße gebratenes Lamm, das wohlschmeckende Lieblingsgericht, das selbst in angeseheneren Häusern selten fehlt, entweder unzerlegt oder schon in Stücke geschnitten zu erscheinen. Man kann sich keinen Markttag, kein Kirchweihfest denken ohne Lammbraten, der am Spieße steckend ausgestellt und zum Verzehren bereit ist. Das Fleisch ist aber auch, noch warm genossen, zart und saftig; nur ausgekühlt wird es zäh. Je nach der Jahreszeit werden auch verschiedene Näschereien zum Nachtisch aufgetragen, so zur Zeit der Maisreife, so lange die Frucht noch milchig ist, geröstete oder noch lieber gekochte Maiskolben. Sie schmecken, etwas mit Salz bestreut, sehr angenehm. Die Deutschen, die sich in Slavonien einbürgerten, finden eben so Wohlgefallen daran wie die Einheimischen. Ein beliebtes Naschwerk bildet die Mostwurst (Sudžuk). Es sind dies mittels Zwirnfaden aneinander gereihete Nußkerne, die oftmals in dickgekochten recht süßen Most getaucht, die Form einer Wurst bekommen. Der Faden wird, wenn die mit etwas Mehl gemischte Hülle erstarrt, herausgezogen. Nach längerm Stehen überzieht sie sich wie eine gedörrte Pflaume mit weißer Zuckerkruste. In Bauernhäusern bekam ich häufig Kokice. Die Bäuerin röstet auf einem Drahtsieb über dem Feuer Maiskörner; die Hitze bringt sie zum Aufplatzen und bildet aus ihnen weiße Blümchen würzigen Geruches und Geschmackes. Gern braten die Bauern auch Kürbisse von der türkischen Gattung, Turkinje und Misirke in heißer Asche, nachdem sie dieselben in zwei Theile gespalten und entkörnt; sie lassen sich wie Groyer-Käse schneiden. Manche sind sehr süß, ein Leckerbissen der Kinder. Pikant ferner sind Nüsse mit Rettig, wovon im Bauerhause Alt und Jung gern genießt. An gedörrtem Obst hat zur Winterszeit jedes Haus genügenden Vorrath; dazu die Bauern eingelegte Birnen von einer gewissen Art, die in großen Krügen mit schmalen Hälsen und Schnäbeln (Taršija) im Wasser säuerlich werden und einen schneidigen, doch angenehmen Geschmack bekommen.

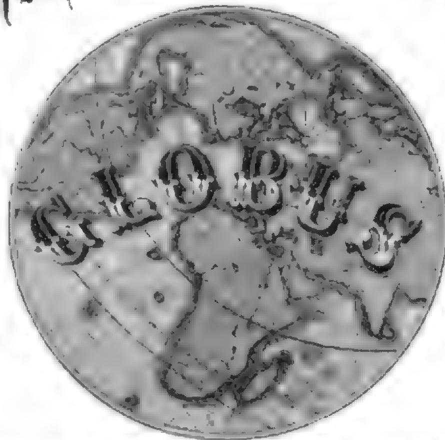
Der Tag in Pakra beschloß mit dem Läuten aller Glocken. Ich verabschiedete mich von den freundlichen Mönchen und schlug den Rückweg ein. In Biela nahm ich einen Wagen, der mich spät in der Nacht nach Daruvar brachte. Obzwar sonst die rauschenden Töne der Zigeunermusik und die hämmernden klavierähnlichen Klänge der Zimbel lange nach Mitternacht zu hören sind und die Tanzlustigen im Kreise dahinfliegen, war es diesmal ganz still und nur die schrillen Pfeifen der Nachtwächter zu hören.

Polargebiete. Der französische Korrespondent des „New York Herald“ veröffentlicht nach der „A. Z.“ die nachstehende Depesche über Lieutenant Delong's verunglückte Abtheilung, welche über Irkutsk nach Paris gekommen ist: „Yvaiask. Ost-Sibirien, 2. April. (Von Irkutsk abgegangen am 20. Mai.) Bei den Leichen Delong's und seiner Unglücksgefährten hat Melville des Ersteren Journal gefunden, welches die ergreifendsten Details über die letzten Momente der Ueberlebenden von der „Jeannette“ enthält. Ericksen erlag zuerst der Kälte und der Erschöpfung am 6. Oktober. Am 17. starb Alexi, ein Grönländer, welcher der Jäger und Proviantmeister der kleinen braven Truppe war. Er hatte das letzte Beutestück am 9. geschossen. Um Mitternacht, wenige Minuten vor seinem Tode, taufte ihn sein Gefährte Dr. Ambler. Am 20. starb Koch, welcher zwischen Delong und Ambler seine Schlafstelle hatte. Am 21. um Mittag folgte ihnen Lee. Da sie zu schwach waren, den Körper ihres Kameraden aufzuheben, so verhüllten ihn Delong, Ambler und Collins. Am 28. Morgens hauchte Merson seine Seele aus und an demselben Abend Dreßler. An dem folgenden Sonntage (30.) bricht das Journal plötzlich ab. An diesem Abende starben Boyd und Gartz; in der Nacht folgte ihnen Collins“.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Den etwa 18 Kilometer langen Weg von Ramle nach Jâfa legte Lortet in den ersten Frühstunden des folgenden Tages zurück. Baumgärten, Felder und reiches Weideland wechseln hier zu beiden Seiten der Straße mit einander ab. Dazwischen zeigen sich in bald größerer, bald geringerer Entfernung, zum Theil von Kaktushecken umschlossen, mehrere große Dörfer, neben deren Lehmhäusern jetzt überall die niedrigen, laubenartigen Schilfhütten aufgeschlagen waren, in denen das Landvolk dieser Gegend während der heißen Jahreszeit zu nächtigen pflegt. Ungefähr dreiviertel Stunden Weges vor Jâfa liegt das berühmte Weli Imâm Ali, ein schönes vielkuppiges Gebäude mit einem guten Brunnen; daneben auf einer kleinen Bodenerhebung das arabische Dorf Jâzûr. Die Aussicht, die man von hier aus auf Jâfa genießt, ist ungemein anmuthig. Das leuchtend blaue Meer hinter sich, vor sich die berühmten Orangengärten, die in ihrer Ueppigkeit den abendländischen Pilgern und Kreuzfahrern nach den Beschwerden der Seereise stets den Eindruck eines paradiesischen Landes machten, erscheint die auf felsigem Uferhügel terrassenförmig ansteigende Stadt großartiger und schöner zugleich, als sie es in Wirklichkeit ist. Bald hinter Jâzûr passirt man die inmitten trefflich bestellter Felder belegene Farm und Ackerbauschule der Alliance israélite, eine auf Anregung von Sir Moses Montefiore ins Leben gerufene Anstalt, in der junge syrische Juden zu Landwirthen ausgebildet werden sollen. Dann führt die von Hecken eingefaßte Straße beinahe eine halbe Stunde lang durch den Orangenhain, an verschiedenen, meist im Besitze von Europäern befindlichen Landhäusern vorüber, deren wohlgepflegte Gärten die ganze Pracht einer fast tropischen Vegetation aufweisen, zu dem östlichen Thore der Stadt. Der große ungepflasterte Marktplatz vor diesem Thore erinnert mit seinem geräuschvollen Leben und Treiben an den Platz vor dem Jâfathore von Jerusalem, den andern Endpunkt der großen alten Pilger- und Karawanenstraße Palästinas. Hier wie dort stehen ringsum die niedrigen Ställe der Thiervermiether, vor denen fast den ganzen Tag über Pferde probirt und herumgeführt werden; ankommende und abgehende Karawanen, sowie allerhand meist sehr primitive Fuhrwerke erfüllen den Platz; eine bunte, lebhafte, unsaubere Menge drängt sich dazwischen und in den zahlreichen arabischen Kaffeehäusern, die der beständige Verkehr hierher gezogen hat.

Wenn gerade Jâfa stets zu den interessantesten Städten des Mittelmeeres gezählt wird, so verdankt es diesen Ruf lediglich dem historischen Interesse, welches sich an die seit uralter Zeit als Hafen benutzte Küstenstelle knüpft, keineswegs aber dem Vorhandensein oder der Auffindung irgend welcher Zeugen vergangener Größe. Das alte Japho, das, eine phönikische Kolonie im Lande der Philister, bei dem Salomonischen Tempelbau erwähnt wird (II Chron. 2, 16), das wir zweihundert Jahre später mit unverkennbarer Angabe seiner Lage unter dem Namen Ja-ap-pu in der Inschrift vom Siegeszuge des Sanherib ge-

nannt sehen, das, von den Makkabäern erobert und dem jüdischen Reiche hinzugefügt, in der spätern wechselvollen Geschichte derselben stets eine wichtige Rolle gespielt hat, mag sehr früh schon seine Zeit des Glanzes und hoher Blüthe gehabt haben — mannigfache Verwüstungen haben aber alle Spuren derselben vertilgt. Noch vor dem jüdischen Kriege wurde die damals schon Joppe genannte Stadt zweimal von den Römern zerstört und nur nothdürftig wieder aufgebaut. Die Kreuzfahrer fanden einen nicht unbedeutenden Hafenort vor und gründeten als Erinnerung an die wichtige Stellung, welche die Gemeinde und die Bischöfe von Joppe in der ersten christlichen Kirche eingenommen hatten, ein neues Bisthum Joppe. Auch eine Grafschaft Joppe wurde unter dem lateinischen Königreiche gestiftet und den Johannitern übergeben. Alle diese Auszeichnungen konnten es jedoch nicht verhindern, daß die, mehr als jede andere, ausgesetzte Stadt in den unruhigen Zeiten der Kreuzzüge fast zu Grunde ging. Immer wieder wurde sie erobert und zurückerobert, zerstört und wieder aufgebaut. Im 15. Jahrhundert standen eine Zeitlang nur wenige ärmliche Häuser an der alten Hafenstelle, und erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gelangte der Ort wieder zu einiger Blüthe. Damals führte der zunehmende Handelsverkehr zu der Anlage des Quais; bald darnach wurden auch die starken Ringmauern der Stadt gebaut, die bei der Belagerung Jâfas durch die französische Armee im Jahre 1799 wohl einige Tage gute Dienste leisteten, die schließliche Erstürmung und theilweise Zerstörung der Stadt aber natürlich nicht aufhalten konnten. Die heute vorhandenen, allerdings stark im Verfall befindlichen Befestigungen wurden kurze Zeit darauf von den Engländern aufgeführt und, nachdem sie im Jahre 1832 bei der Beschießung durch Mehemed Ali stark gelitten hatten, von den Türken nothdürftig ausgebessert.

Jâfa.

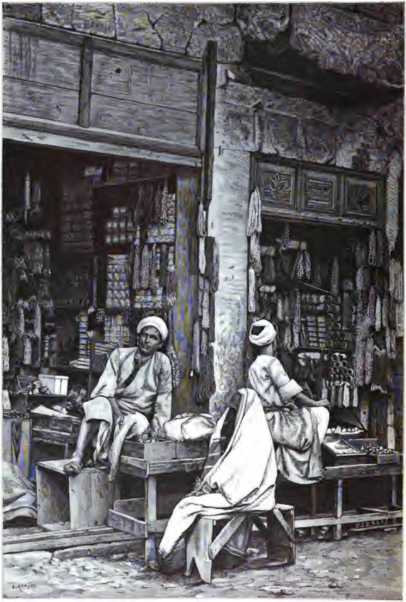
In den letzten drei Jahrzehnten hat Jâfa, dessen Einwohnerzahl sich nach der nur annähernden Angabe des türkischen Census auf etwas über 8000 Seelen beziffert, einen sichtlichen Aufschwung genommen; indessen ist die Erklärung hierfür vielleicht mehr in dem starken Pilgerdurchzug zu suchen, als in einer beträchtlichen Zunahme des Handelsverkehrs. Die Hafenverhältnisse Jâfas sind für die heutige Schifffahrt von eigenthümlich ungünstiger Art. Der kleine Hafen hat nur eine Tiefe von acht bis zehn Fuß und ist überdies von einem Kranze von Riffen und Klippen umgeben, in dem sich nur eine äußerst schmale, selbst für Schiffe von geringem Tonnengehalt schwer passirbare Durchfahrt befindet. Alle größeren Schiffe, sämmtliche Dampfer, müssen auf der dem West- und dem vorzugsweise herrschenden Nordwinde ausgesetzten Rhede eine Viertelstunde vom Lande entfernt vor Anker gehen, und die Landung der Passagiere und das Löschen der Ladung läßt sich oft genug nur unter den größten Schwierigkeiten bewerkstelligen. Daneben gehört es auch nicht zu den Seltenheiten, daß Wind und Meer einen Aufenthalt auf der Rhede gar nicht gestatten, und daß die Passagiere, die vom Bord des Dampfers aus schon sehnsüchtige Blicke nach dem Ziele der Reise, dem gleich einer starken Festung am steilen Uferrande emporsteigenden Jâfa, gesandt haben, sich zu unfrei-

willigem Verweilen und Abwarten günstigerer Umstände nach Beirût oder Port Said entführen lassen müssen. Trotzdem ist der Schiffsverkehr ein verhältnißmäßig bedeutender und der Handel auch immerhin großartig genug, um jedes, wenn auch kostspielige Unternehmen einer gründlichen Hafenverbesserung nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar geboten erscheinen zu lassen. Aber freilich, der chronische Mangel in den türkischen Finanzen, infolge dessen die seit zehn Jahren schon abgesteckte Eisenbahn zwischen Jâfa und Jerusalem heute noch nicht bis zu dem ersten Spatenstich gelangt ist, läßt Lortet's sehr ernstgemeinte und ohne Zweifel ausführbare Vorschläge in Betreff des Hafens von Jâfa wie ebenso viele Utopien erscheinen. Der Export der Stadt, dessen durchschnittlicher Werth im Jahre sich auf 20 Millionen Francs belaufen soll, besteht vornehmlich in Seife, Getreide und Oelfrüchten; daneben kommen noch Baumwolle, Wolle, Häute, Orangen und getrocknete Früchte und, seitdem man vor einigen Jahren in der Ebene von

Aegyptische Tänzerin auf dem Bazar von Jâfa.

Saron einen glücklichen Anfang mit der Seidenkultur gemacht hat, auch Seide und Seidenraupeneier in Betracht. Der Import, der einen jährlichen Durchschnittswerth von 10 Millionen Francs repräsentirt, besteht in englischen und amerikanischen Baumwollstoffen, in Lyoner Seidenwaaren, Pariser Parfümerien und Luxusartikeln, in Reis aus Unterägypten und vor allem andern in amerikanischem Petroleum, das hier nicht in Fässern, sondern in kleinen, etwa 50 Kubikcentimeter haltenden Blechkisten eingeführt wird. Auch in Syrien hat das Petroleum die Kerzen und das Brennöl gänzlich vom Markte verdrängt; in den elendesten Fellahhütten begegnet man heute der stereotypen Petroleumlampe; die leeren kubischen Blechkisten aber, die im Großen zu ungeheuer geringem Preise verkauft werden, haben ihren Weg nicht nur in die Dörfer, sondern selbst bis in die Zelte der Beduinen gefunden, wo sie, ein Schrecken für alle Freunde der Keramik, nur zu oft schon die alten, schöngeformten Krüge und Wasserbehälter ersetzen. —

Die Stadt Jâfa bietet an und für sich nur wenig Sehenswürdigkeiten dar. Die Straßen sind eng, zum großen Theil ungepflastert und unsauber; die aus Tuffstein erbauten Häuser der Mehrzahl nach niedrig und unansehnlich.



Glasperlenhändler auf dem Bazar von Jâfa.

Digitized by Google

Nur im obern Theil der Stadt sind in den letzten Jahren einige neue Straßen mit anspruchsvolleren Gebäuden entstanden, doch scheint einstweilen noch jeder Fremde einen wiederholten Besuch dieses Stadttheils, von dem aus man an einigen Stellen eine herrliche Aussicht genießt, wegen des tiefen Sandes, den man gerade hier durchwaten muß. Wirklich interessant ist nur der im nördlichen Theile der Stadt befindliche Bazar, zu dem eine verhältnißmäßig breite, von Speichern und Magazinen eingefaßte Straße vom Hafen aus führt. Freilich hält er hinsichtlich seiner räumlichen Ausdehnung sowie der Reichhaltigkeit und des Werthes seiner Waaren keinen Vergleich aus mit den Bazaren von Damaskus oder auch nur von Beirût; doch bietet er im Kleinen ein nicht minder buntes und lebhaftes Bild orientalischen Lebens dar, als jene. Alle Typen des syrischen Volkes sind hier vertreten, daneben zahlreiche Aegypter und Sudânneger; an fremdem Schiffsvolk aus aller Herren Ländern, an frommen abendländischen Pilgern fehlt es nie in dieser bunten, geräuschvollen Menge, durch die sich hier die ambulanten Verkäufer von allerhand volksthümlichen Delikatessen und Erfrischungen, gerösteten Hammelköpfen, Mandelkuchen, Gurken und Eislimonade, dort die vielvertretenen ägyptischen Tänzerinnen und Musikanten ihren Weg bahnen. Zum Schutze gegen die Sonne sind die schmalsten Bazargassen durch übergespannte Matten und große Leinentücher bedacht, und die grellen Streiflichter, die dazwischen hindurchfallen, geben dem vielfarbigen, belebten Bilde noch einen besondern, malerischen Reiz. Unter den mannigfaltigen Verkaufshallen ziehen namentlich die Buden der Glaswaarenhändler eine unermüdliche Schar von Bewunderern und zahlreiche Käuferinnen an. Und von der reichen Verschiedenartigkeit der hier aufgehäuften Waaren macht man sich auch nur schwer einen Begriff; da sind Glasperlen aller Farben und Größen, Halsketten und Ohrgehänge, seltsam gewundene Armspangen und Ringe; reiche Behänge für das Zaumzeug der Kameele und Pferde, Riechfläschchen, Nargiles und endlich die unvermeidliche Petroleumlampe! Die Mehrzahl der Waaren, und darunter vornehmlich der bunte, von den Fellahweibern über alles geliebte Glasschmuck, sind noch Produkte der großen Glashütten von Hebron, die schon im frühen Mittelalter einen guten Ruf im Orient hatten; leider findet sich neben diesen durch Farbenschmelz und eigenartig schöne Zeichnung hervorragenden Gegenständen von Jahr zu Jahr mehr böhmisches Fabrikat ein, das durch seinen billigen Preis die syrische Glasindustrie, wenn auch nicht ersticken, so doch zu derselben nüchternen Mache herabdrücken wird, die von der Fabrikarbeit untrennbar ist. Kenner der Branche bemerken schon jetzt an den Glaswaaren von Hebron einen beträchtlichen Niedergang des Geschmackes und der Ausführung und schreiben denselben wohl nicht mit Unrecht dem Einfluß einiger böhmischer Arbeiter zu, die vor einer Reihe von Jahren dorthin berufen wurden, um verschiedene Vereinfachungen des seit Jahrhunderten gleich gebliebenen alten Betriebes vorzunehmen. Es ist eben dies dieselbe Erscheinung, die uns bei fast jeder Konkurrenz der orientalischen mit der abendländischen Industrie entgegentritt, und ein Gang über den Bazar von Jâfa führt sie uns auch noch an verschiedenen anderen Beispielen vor Augen. Die bunten Baumwollenstoffe Englands und Amerikas, die, weil „für den Orient bestimmt“, in den schreiendsten Farben und unglaublich geschmackloser Zeichnung hergestellt werden, stechen gegen die schönen Gewebe von Bethlehem, Hebron und anderen syrischen Städten auf das Unglücklichste ab; geradezu widerwärtig nehmen sich aber neben den weichen, farbigen und durchaus zweckentsprechenden Fabrikaten der einheimischen Schuhmacher die Erzeugnisse der Wiener, französischen und belgischen Schuhwaarenfabriken aus, die mit ihrem steifen lackirten Leder, ihrem Gummi, ihren unsinnigen und unschönen Formen schon vielfach ihren Weg in die orientalischen Bazars finden. Und leider sind der gute Geschmack und das richtige Verständniß, die der Orientale so oft in seiner Industrie bekundet, nicht stark und nicht bewußt genug, um nicht schließlich doch auch durch die Sucht nach Neuem und Fremdländischem besiegt zu werden — namentlich wenn dieses Neue noch den Vorzug der Billigkeit hat.

Brunnen Abu Nebût.

Daß es in dem Lande der vielen Traditionen auch für Jâfa nicht an allerhand künstlich aufgesuchten Beziehungen zur Sage und Geschichte der Vorzeit fehlt, ist begreiflich.

Die Stadt ist sogar besonders bevorzugt; denn nicht nur soll Petrus hier gesicht haben, nicht nur soll das große lateinische Hospiz auf dem Platze der Wohnung Simons des Gerbers (Apostelgesch. 9, 43), und die Peterskirche an der Stelle stehen, wo einst das Haus der Tabea gestanden hat, auch der Prophet Jonas soll ja bei Joppe sein Abenteuer mit dem Walfisch erlebt haben. Und noch ein anderer, uralter Fischmythus knüpft sich an diese Stelle der Küste: schon die alten Schriftsteller lassen Andromeda, die von Perseus befreite Tochter des Kepheus und der Kassiopea, an den Uferfelsen von Joppe geschmiedet sein, um von dem Meerungeheuer verzehrt zu werden. Bis in das 16. Jahrhundert hinein wurden an einem der Hafenfelsen die Kette und der eiserne Ring gezeigt, an denen sie befestigt gewesen sein sollte; große Knochenreste eines ungeheuern Fisches, die in der Stadt bewahrt wurden, mußten bald von dem Fische des Jonas, bald von dem Ungethüm der heidnischen Sage herstammen.

Eine Tradition aus neuerer Zeit, um derentwillen das armenische Kloster von Jâfa eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt hat, beruht ebensowenig auf Wahrheit wie jene älteren Jâfasagen. Im obern Stocke des Klosters wird der große gewölbte Saal, „in dem Bonaparte vor seinem Rückzuge nach Aegypten seine pestkranken Soldaten vergiften ließ,“ noch heute jedem Fremden gezeigt, obgleich die vollständige Grundlosigkeit der lange Zeit geglaubten und vielfach tendenziös verarbeiteten Fabel längst erwiesen ist.

Die nähere Umgegend von Jâfa entschädigt einigermaßen für den Mangel an hervorragenden Merkwürdigkeiten in der Stadt. Die Orangengärten im Osten, die Weinberge, die sich nach Süden hin daran schließen; zwei große und schön gelegene Hospitäler für die Armen der Stadt, beide von Privatleuten, einem reichen Russen und einem Lyoner Kaufmann, errichtet und vortrefflich ausgestattet; endlich der an der Straße nach Ramle, etwa 10 Minuten vor der Stadt belegene Brunnen Abu Nebût, den die Einwohner von Jâfa als ein Wunder der Baukunst zu betrachten pflegen, ein hübsches Gebäude aus weißem Marmor, neben dem

Lydda.

sich das von Sykomoren beschattete Grab seines Stifters, eines ehemaligen Paschas, befindet: alles dieses wurde von Lortet gründlich in Augenschein genommen. Was ihn aber mehr noch interessirte, das waren seine Spaziergänge nach den beiden nördlich von der Stadt belegenen Kolonien; der ägyptischen, die schon seit undenklichen Zeiten hier existirt, und der seit den Jahren 1866 und 1868 gegründeten deutsch-amerikanischen Kolonie. Im Jahre 1866 ließen sich 40 amerikanische Familien, die „ein heiliges Leben im heiligen Lande“ führen wollten, hier nieder. Sie kauften einen nicht unbedeutenden Komplex von Ackergrundstücken im Norden der Stadt zusammen, bauten Häuser und würden ohne Zweifel prosperirt haben, wenn sie den Einflüssen des ungesunden Klimas der Küstenebene hätten widerstehen können. Das war jedoch nicht der Fall — intermittirende Fieber, Typhus und Ruhr räumten schon im ersten Jahre furchtbar unter den Ansiedlern auf, und als im Jahre 1868 eine Abtheilung der Würtemberger „Freien Religionsgesellschaft des Neuen Tempels“ nach Jâfa kam, um sich als „Vorläufer der endlichen Vereinigung aller Christen im heiligen Lande“ hier niederzulassen, waren von den eingewanderten Amerikanern nur noch wenige vorhanden. Die deutschen Ansiedler übernahmen einen Theil jenes Grundbesitzes, akklimatisirten sich in kurzer Zeit und erreichten durch Fleiß und rationelle Bewirthschaftung des trefflichen Bodens der Saronebene bald die günstigsten Resultate. Außer der Niederlassung dicht bei der Stadt haben sie jetzt schon etwa eine halbe Stunde weiter nach N.-W. ein kleines Dorf, die sogenannte Tempelkolonie Sarona, gegründet. Ihre Aecker allein haben eine Ausdehnung von über 400 Quadrat-Acres; daneben besitzen sie noch große Weinberge und Gärten. Die zierlichen, meist im Schweizerstyl gebauten und grün umrankten Häuser der deutschen Kolonisten machen den erfreulichsten Eindruck. Heute besteht die Kolonie aus etwa 300 Seelen; zwei Aerzte und vielleicht 20 Handwerker befinden sich unter ihnen, die übrigen Männer beschäftigen sich alle mit Garten- und Feldbau. Sie haben ihre eigene Schule, in der die Kinder im Arabischen, Deutschen, Griechischen und Lateinischen unterrichtet werden. Der türkischen Regierung steuerpflichtig, betrachten sie sich auch vollkommen als

Landesangehörige. Mehrere Männer unter ihnen sind schon Ehen mit arabischen Weibern eingegangen, was für die Widerstandsfähigkeit der Race ohne Zweifel von großem Nutzen sein wird. Die Lehre dieser Sekte, die sich auf verschiedene, etwas gewaltsam ausgelegte biblische Weissagungen stützt, gipfelt in dem festen Glauben an eine schließliche gottselige Sammlung der ganzen Christenheit auf dem heiligen Boden Palästinas.

Ein größerer Gegensatz, als der, welcher zwischen dieser deutschen und der etwas weiter nach der Küste hin belegenen ägyptischen Kolonie der Saronebene besteht, ist kaum denkbar. Die elenden Lehmhütten des ägyptischen Dorfes mit ihrem unglaublichen Schmutz, das jeder höhern Kultur bare Leben der braunen Kolonisten und diese selber scheinen einer um viele Jahrhunderte früheren Zeit anzugehören, als die behaglichen Wohnungen und das mit allen Annehmlichkeiten der Civilisation ausgestattete Leben der Deutschen. Am auffallendsten tritt uns dieser Abstand in der verschiedenen Art ihrer Arbeit und der Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienen, entgegen. Das Ackergeräth der deutschen Kolonisten ist das in ihrer Heimath heutzutage allgemein gebräuchliche; der Pflug der Aegypter ist von der primitivsten Konstruktion: er zieht flache Rinnen, ohne die Erde umzuwenden; zum Schneiden des Getreides bedienen sie sich eines geraden, nur an der Spitze leicht gekrümmten Messers; das Korn wird entweder durch die Füße von im Kreise gehenden

St. Georgskirche von Lydda.

Ochsen, oder vermittels des mit Steinen besetzten uralten Dreschschlittens ausgedroschen; gemahlen wird es heute wie vor alters auf der aus zwei kreisrunden Steinen bestehenden Handmühle. Zur Bereitung der Butter dient ein lederner Schlauch, der, mit Milch gefüllt, an die Decke der Hütte gehängt und hin- und hergeschaukelt wird.

Als Lortet nach mehrtägigem Verweilen in Jâfa nach Jerusalem zurückkehrte, machte er einen kleinen Umweg über das nördlich von Ramle gelegene Lydda oder Ludd, das alttestamentarische Lôd. Heute ein ärmliches Dorf, das, trotzdem der Karawanenverkehr zwischen Aegypten und Syrien es als einen seiner Hauptstationspunkte benutzt, doch zu keinem Aufschwunge kommen kann, hat Lydda eine große Vergangenheit. Unter den Römern wurde es Diospolis genannt und war es lange Zeit Hauptstadt eines Bezirks von Judäa und zugleich Sitz einer hochberühmten rabbinischen Gelehrtenschule. Die christliche Kirche verlegte früh schon das Grab des heiligen Georg nach Lydda; eine große Kirche wurde über demselben errichtet, die, mehrmals zerstört, immer wieder aufgebaut wurde. Auch die Bischöfe von Lydda wußten sich stets eine gewisse Bedeutung zu verschaffen, namentlich, seitdem hier im Jahre 415 ein höchst wichtiges Koncil stattgefunden hatte. Die Gründung des benachbarten Ramle, das den Hauptpilgerverkehr von Lydda abzog, gab der alten Stadt den ersten Stoß. Von einer Zerstörung durch Saladin und einer spätern Verwüstung durch die Mongolen hat sie sich nie wieder erholt. Zwar ist die alte Georgskirche, die, wie das daneben stehende Minaret bezeugt, längere Zeit als Moschee benutzt worden ist, heute dem griechisch-orthodoxen Kultus wiedergegeben — doch

Digitized by Google

hat sie nichts mehr von jener hohen Bedeutung, die früher an das Grabmal des streitbaren Heiligen und Drachentödters geknüpft wurde. Die ältesten Theile des heutigen Gebäudes stammen aus dem 12. Jahrhundert und scheinen einer großen dreischiffigen und mit drei Apsiden versehenen Kirche angehört zu haben. Spätere Ausbesserungen und Anbauten (als Wiedererbauer der Georgskirche von Lydda wird unter anderen auch ein König von England genannt) haben ein ziemlich stylloses Flickwerk daraus gemacht; gründlich verdorben wurde es aber erst vor einigen Jahren, als die Griechen bei ihrer Besitzergreifung des verödeten Baues ihn nach ihrer barbarischen Weise restauriren ließen. Unter dem Altar befindet sich noch heute die große Krypta, in der die Kreuzfahrer ihrerzeit das „prachtvolle Grabmal" des Heiligen vorfanden.

Die Gegend um Lydda und längs der nach Ramle führenden Straße ist vortrefflich angebaut; Oel- und Feigenbäume, sowie vereinzelte Dattelpalmen zeigen sich allenthalben zwischen den Feldern. Der herrlichste Mondschein lag über der Landschaft, als Lortet seinen Weg über Ramle nach Latrûn fortsetzte, wo er die Nacht verweilte, um die kühlen Frühstunden des nächsten Tages zur Weiterreise nach Jerusalem zu benutzen.

Daruvar in Slavonien und seine Umgebung.

Von Prof. E. **Kramberger.**

III.

Nach einem flüchtigen Besuche in der etwa eine Meile westlicher gelegenen und gut beleumundeten großen Glashütte nahm ich Abschied von Daruvar, um die Umgebung weiter hin nach Norden zu durchstreifen. Langsam geht es Berg an durch das lange Ober-Daruvar, dann auf und ab bis Batinjani. Noch ein Blick auf die hier wirklich herrliche Gebirgsformation im Osten, auf die blauen Spitzen, Kegel und Rücken, auf die dunklen Schluchten und das reizende Thal gegen Dobra luća mit den vielen Mühlen; noch ein Blick in die weiten Fernen nach West und auf die unsicher im Gewölke verschwimmenden Linien der Gebirge Kroatiens; ein Blick auf die ununterbrochenen, hügeligen Wäldermassen im Norden, dann noch ein letzter auf das tief im Thale nach Süden gelegene Daruvar mit der runden Kuppel der katholischen und dem rothen Dache der orientalischen Kirche, worüber die Gipfel des Psunj und noch weiter hin die Berge Bosniens sich erheben — und dann ging es sausend weiter bis zur Dampfsäge oberhalb Batinjani. Sie war noch im Betriebe; Berge von Sägespänen lagen da aufgehäuft. Die kleine Arbeiterkolonie hat sich hier ganz häuslich niedergethan, allein die ziemlich abgeholzten Gipfel zeigen, daß es auch hier mit der Arbeit bald zu Ende sein werde. Die Käufer der Wälder, Franzosen, die sie vom Grafen Janković erstanden, legten überall Holzbahnen an und wurden in kaum vier Jahren mit den großen Wäldern bei Dobra luća und Batinjani bis auf einen kleinen Rest fertig. Knaben spielten auf offener Straße ein Spiel, das mich entfernt an die Discusscheibe erinnerte. Die Spieler stellen sich mit Stöcken bewaffnet in gewissen Entfernungen der Reihe nach auf. Jeder Stock ist am untern Ende breit, in einen Winkel von etwa 150° auslaufend und bedeutend stärker als oben. Haben sich alle Theilnehmer aufgestellt — die Zahl ist nicht bestimmt —, so ergreift der erste eine hölzerne, kreisrunde, starke Scheibe von geringem Durchmesser, die er mit starkem Schwunge gegen den zweiten hinrollen läßt. Dieser sucht sie mit dem Stocke (Pala) zu treffen und in noch schnellere Bewegung bringend dem dritten zuzuschleudern. Es ist nun die Aufgabe der Spieler, den Kotur (Scheibe) in ununterbrochener Bewegung hin und zurück zu erhalten. Das Mißlingen, was häufig vorkommt, verursacht Gelächter, Aerger, Vorwürfe, die den Ungeschickten treffen und schließlich zur Erneuerung des Spieles führen.

Die zwei Dörfer, die man da berührt, wenn man gegen Bastaje abwärts fährt, weisen Holzbauten und übertünchte Lehmwände auf und machen einen ärmlichen Eindruck. Endlich senkt sich eine halbe Stunde vor Bastaje die Straße jählings in ein Thal. Rechts erheben sich die hohen Gebirgsrücken, links die Hügel, welche als Vorkette jener zu betrachten sind. Auf den Höhen grünt üppiger Wald, im Thale wechseln fruchtbares Ackerland und Wiesen. Von den mit Buschwerk bewachsenen Abhängen ertönt in eigenartiger Weise das Ziegenhorn. Gern hörte ich den Lauten zu, da sie der schweigenden Landschaft einen charakteristischen Reiz verliehen. In Bastaje, einem Dorfe inmitten des Thales, machte ich Halt. Es liegt schon auf der Nordseite des hohen Gebirges, ist im Ganzen ziemlich gut gebaut und wenigstens nicht unfreundlich, obzwar es sonst keine besondere Industrie und auch keine Eigenthümlichkeiten hat, etwa seine hübsche Lage ausgenommen. Nachdem ich beim Bürgermeister zu meiner Stärkung Wein und zur Begleitung einen Gemeindepolizisten (Četnik) bekommen, trat ich meinen Weg zur Ruine Stupčanica, der mein Besuch galt, an. Oben im Gebirge in der Entfernung einer Stunde gelegen, ist sie weithin sichtbar. Zuerst ging es durch Maisfelder abwärts, dann über einen Bach, den das Volk einfach Rieka (Fluß) nennt; durch zahlreiche Schaf- und Schweineherden, endlich durch Gestrüpp bis auf eine Kuppe aufwärts. Schon seit einigen Minuten bemerkte ich über den Bergen in der Richtung gegen Daruvar und den Petrov vrh hinüber dunkle Wolkensäume und hörte grollenden, doch schwachen Donner. Da näherte sich plötzlich ein Gewitter und bald begann eine rapid daher fliegende Wolke ihren Inhalt über uns auszugießen. Wir flüchteten also in den vor uns liegenden Friedhof, um unter der von Flechtwerk hergestellten Hütte, über der ein durchlöchertes mangelhaftes Dach hing und die der Četnik eine Kapelle nannte, ungenügenden Schutz zu suchen. Die griechisch-orientalischen Gottesäcker in den Dörfern haben alle dasselbe Gepräge: hohe mit Schindeln überdachte Kreuze, mit langen Holzzapfen verziert; geflochtene oder aus schief gelegten Pfählen gebildete Zäune und kleine Hütten, die wohl dem Geistlichen im Unwetter Schutz bieten sollen. An einigen Orten sah ich auf jedem Kreuze ein mit Bindfaden befestigtes Fläschchen oder Töpfchen han-

gen, in dem zeitweise Weihwasser aufbewahrt wird. Ganz merkwürdige Dinge bietet die alte Literatur in Bezug auf die Begräbnisse in Slavonien. So z. B. schreibt Čaplovics, daß viele Bauern ihre Todten in einem hohlen im Walde gefundenen Baumstamm zu Grabe tragen. Der Bauer jedoch verehrt seine Verstorbenen zu sehr, als daß er nicht für ein anständiges und menschenwürdiges Begräbniß sorgen sollte. Durch solche extravagante Erzählungen wird also das Publikum nur irregeleitet und die Bevölkerung in die Zahl der Wilden eingereiht, ein Verfahren, das mit nichts gerechtfertigt werden kann.

Um nicht unverrichteter Sache abzuziehen, stieg ich unter hallenden Donnerschlägen weiter hinauf in einen Weingarten, wo ich die deutlich sichtbare Ruine zeichnete. Schon waren einige Männer, denen mein Gebahren auffallend schien, nahe gekommen. Ihre an mich gerichteten wiederholten Fragen drehten sich um den einen Punkt, ob ich denn etwa die Weingärten vermessen wollte und eine Steuererhöhung bevorstände. Der Bauer bringt auch die ganz indifferente Beschäftigung eines Zeichners in Verbindung mit den Funktionen eines Steuerbeamten oder Ingenieurs, da er erstern beinahe nie, die letzteren aber öfter sieht und ihr Erscheinen mit einer neuen Auflage kombinirt, obwohl er immer nur die Eintreibung alter Rückstände, die er aus seinem Gedächtniß gestrichen, für neue Lasten ausgiebt. Obgleich mein aufgeweckter Četnik den Zuhörern Zweck und Art meiner Arbeit, so gut er konnte, zu erklären suchte, begannen sie doch in ihrem Unglauben über die Mißernte, den nur scheinbaren Reichthum an Obst und Wein, der in Wirklichkeit aber nur Mangel sei, im Chore zu klagen, indem sie hofften, mich, den verkappten Einnehmer, zu rühren und zu bewegen, daß ich die vollhangenden Bäume für leer ansehe. Fragen in Bezug auf die Preise der Früchte im Scherz an sie gestellt, beantworteten sie mit umschreibenden Ausdrücken oder mit negativen Versicherungen. Der Regen hatte unterdessen nachgelassen und ich stieg auf schlüpfrigem Wege vollends bis zur Ruine empor. Selten mag wohl jemand auf ein solches Bauwerk stoßen, wie es dieser Thurm ist. Im Viereck aus röthlichem, behauenem Stein und hier und da eingesprengten Ziegeln, an den Ecken aus weißen Quadern

Friedhof in der Gegend von Bastaje.

erbaut, zeigt er nirgends eine Spur von einer Thür. Eine solche ist nur in der nun größtentheils eingestürzten Ringmauer auf der nordwestlichen Seite angebracht gewesen, von wo eine Steintreppe von einem Fenster des Thurmes zum zweiten, höherstehenden führte; sie ist also auf der Außenseite des Thurmes aufgeführt. Man findet hier sehr große Ziegeln von zwei Spann Länge und $1^1/_2$ Breite mit dem Zeichen ſſ // // //. Ein Hirt fand ein Stück dunkeler, glattpolirter Masse mit sehr feinen eingeprägten Buchstaben regelmäßiger Form, zerschlug jedoch die ziemlich große Platte; ich bekam nur ein ganz kleines Stückchen, auf dem ich leider nur einige Buchstaben ohne Zusammenhang fand, aus denen nichts zu schließen war.

Mehrere Hundert feister Wildtauben umflatterten, als wir ankamen, den Thurm, flogen bei unserm Anblick in den Wald, kamen wieder und verschwanden abermals. Ich sah ihrer niemals so viele beisammen. Die Fernsicht, so viel ich an dem getrübten Horizont erkennen konnte, reicht bis Grubišno polje in Kroatien und etwas weiter — also einige Meilen weit. Die Bauern erzählten mir, es habe am Fuße des Berges eine Stadt gestanden und es seien viele Ziegel und Mauerreste im Ackerboden zerstreut. Von Münzen konnte ich nichts bekommen.

Zwei Wege führen von Bastaje in die Podravina; der eine auf der Poststraße über Kliša und Pivnica bis Terezovac (Suhopolje) [1]); der zweite, ein Vizinalweg, nicht weit von Bastaje links hinein und nordwärts in eine abgeschiedene, wenig bekannte Gegend. Ich wählte den letztern, nicht nur weil er der kürzere bis Veröce ist, sondern auch, um einen mir ganz unbekannten, von aller Welt vergessenen Theil des Landes kennen zu lernen. Er bietet im Gegensatze zu den schönen Gebirgslandschaften des Požeganer Comitates wenig Anziehendes. Hier und da giebt es recht steile Anhöhen, mit Schrollen und Steinen übersäet. Hat man eine derselben erklommen, so schweift das Auge über ein Waldmeer. Ein leichter Windstoß verursacht, wenn er sich nähert, noch in weiter Ferne unheimliches Rauschen. Der erste Ort, den man erreicht, Brdjani, liegt ganz still und scheinbar menschenleer da, doch ist er im Vergleiche zum folgenden, Removac, noch viel einladender, da dieser aus unfreundlichen, mit Lehm beworfenen Hütten besteht. Kaum hin

[1]) „Globus" XXXIX, S. 296.

und wieder zeigt sich ein guckendes Gesicht hinter winzigem Fenster. Jesenaš, das nun folgt, sieht man wohl eine ganze Stunde lang, bevor man hinkommt, auf einem steilen Hügel mit hochragendem Glockenthurm vor sich liegen und der schöne Traum, es in einer Viertelstunde zu erreichen, zerfließt bei der langen Fahrt Thal ab und Berg aufwärts, rechts und links, zum größten Aerger des immer ungeduldiger werdenden Reisenden. Endlich keuchen die Rosse auch diese Höhe hinan, und da ist man in einem Dorfe mit urgriechischem (?) Typus. Die Häuser stammen zumeist aus dem vorigen Jahrhundert. Sie sind umfangreich, mit mehreren Nebengebäuden, weisen Schnitzereien an den Giebelseiten sowie an den umgebenden Zäunen und Thoren auf; ein Gang von Holzsäulen schmückt die im Hofe liegende Längsseite. Der First des Schindeldaches ist gezahnt; am hohen hölzernen Rauchfange machen sich verschiedene Vogelgestalten von Holz, an den Dachrändern Zacken und Zapfen bemerkbar. Man sieht dem allem den alten Geschmack deutlich an; auch sind die Bauten durch die vielen Jahre geschwärzt. Die Kirche, von fern so groß anzusehen, wird in der Nähe zu einem ganz alten, hölzernen Gotteshause mit überhangendem, gezahntem Dache und schmalem, einst rothangestrichenem Thurm, an dem die Deckschindeln der Wände schon Lücken aufweisen. Ich hielt vor dem Wirthshause; die Wirthin, eine Jüdin, brachte auf mein Geheiß eine Flasche Wein. Ich erwartete Essig und bekam zu meiner Verwunderung sehr guten Wein. Auf meine Fragen, wie weit es noch nach Veröce, wie weit von Baštaje bis hierher sei, antwortete sie, daß sie nie da und dort gewesen; auch die Frage, ob sie denn in Jesenaš geboren sei, verneinte sie. Schön kann die Vegetation in der Tiefe der Thäler vor den Dörfern genannt werden. Während der größten Dürre, wenn Monate lang kein Tropfen Regen fällt, grünt hier, erfrischt durch den reichen Thau und die aus den Wäldern aufsteigenden, feuchten Dünste, der dichte Graswuchs auf den Wiesenflächen; steigt der Mais mit zahlreichen großen Kolben hoch empor; erreicht der Hanf und Flachs außergewöhnliche Stärke; die dunkelbelaubten Bäume brechen unter der Fülle des Obstes. Die Zwetschkenbäume namentlich waren arg mitgenommen. Bald hatte ich mit dem Dorfschulzen (Knez) Bekanntschaft gemacht. Die Bevölkerung ist griechisch-orientalisch; manches Alte, das vergangenen Zeiten angehört, klebt ihr an, begünstigt nicht nur durch die große Zähigkeit, mit der die Griechen am Altherkömmlichen hangen, sondern auch durch die Abgeschiedenheit vom Verkehr. Ganz natürlich, daß in solchen Waldregionen der Glaube an Geister und Kobolde potenzirt erscheint. Sind ja doch auch die Mythen, die Erzählungen von Faunen und Nymphen ꝛc. der alten Griechen in den einsamen Thälern und waldigen Schluchten der Gebirge und nicht in den Städten entstanden. So auch hier. Der Aberglaube greift in Unglücksfällen zu allen möglichen Präservativmitteln. Stirbt z. B. jemand im Hause, so werden, um einen zweiten Sterbefall zu verhüten, alle Sessel und Bänke mit den Füßen aufwärts gestürzt; auch wird dadurch dem Verschiedenen die Wiederkehr als Geist unmöglich gemacht. Eine Eifersüchtige sucht in den Besitz eines Hasenherzens zu kommen. Dieses, oder in dessen Ermangelung das eines Truthahns, mit Nadeln besteckt und nächtlicher Weile an einem abgelegenen Ort vergraben, verhindert nicht nur die Untreue des Geliebten, sondern verursacht auch der Nebenbuhlerin die größten Qualen. Der Glaube an Zauberkünste ist nicht selten; ebenso, daß es Leute gebe, die mit der Vila (Fee) im Verkehr ständen. Bei dieser Gelegenheit erinnerte ich mich eines alten griechischen Geistlichen, eines Dichterlings, der mich auf einem meiner Streifzüge begleitete. Er pflegte sich „Pobratim vile“ („Genosse der Fee“; er meinte die Muse der Dichtkunst) zu nennen. Es fragte ihn einmal in meiner Gegenwart ein Bauer, ob es denn wahr sei, daß er mit der Fee verkehre. „Natürlich,“ versicherte er, ich weiß nicht, ob im Scherze oder ganz ernst gemeint, „alle Leute wissen es ja schon, und Du solltest es nicht glauben?“ Nachträglich behauptete der alte Herr, daß er dem Manne selbst durch Leugnen den Glauben nicht genommen hätte, was ich aber stark bezweifelte. Der slavonische Bauer ließe sich in einem solchen Falle durch seinen Seelsorger schon belehren, wenn die Sache, wie sich's gehört, angepackt würde. Mein Knez, den ich weiter ausfragte, brachte, als ich daran zweifelte, daß ein Mensch je die Vila gesehen, als Beweis vor, er kenne einen jungen Mann, der sie gesehen habe. Sie sei jedesmal in den Abendstunden vor dem Jüngling erschienen, sei weiß gekleidet, wunderschön, doch sehr bleich und traurig gewesen und nicht gegangen, sondern wie auf Wolken dahin geschwebt. Der Jüngling sei jedesmal vor Schreck am Fieber erkrankt. Ich bin nach allem dem, was ich mir mehrmals erzählen ließ, geneigt zu glauben, daß die Erzählungen von den Feen im Volke gar oft durch krankhafte Hallucinationen entstanden sind. Auch erzeugt die Abgeschiedenheit mancher Orte, die Wirkung des Zwielichts, die in den Schluchten oft merkwürdigen Töne der Luftströmungen, die aus den Tiefen der Kessel steigenden Dünste optische und akustische Täuschungen und Fantasiegebilde zur Zeit der Abenddämmerung, so daß sich das einfache Volk unerklärliche Erscheinungen gern auf wunderbare Art zu enträthseln sucht.

Von Jesenaš gegen Veröce hinüber dehnt sich ein ununterbrochener Wald aus. Blutroth schien die im Sinken begriffene Sonne einmal rechter Hand durch die Stämme, dann erschien sie links, manchmal im Rücken, je nachdem die Richtung des Weges wechselte. Der Staub lag schuhtief da; vom Luftzuge einige Mal wie ein Nebel in die Höhe gewirbelt, hinderte er das Sehen und Athmen. Der erste starke Regenguß mußte ihn in grundlosen Koth verwandeln, denn jetzt schon sanken die Räder so tief ein, daß die Pferde nicht traben konnten. Wenn einmal die Axt hier aufgeräumt haben, und mit dem Walde das Hinderniß gefallen sein wird, das dem Verkehr entgegen tritt, wird mit der Anlage von mehr Aeckern und Fluren und mit neuen Ansiedelungen auch in diese Dörfer die neuere Zeit eindringen, die sich dort noch weniger geltend gemacht hat als anderwärts. Sonderbarer Weise ist dieser Theil des Landes, obgleich nur durch den Wald von der Podravina getrennt, an Schulen sehr arm, und die Strecke von Baštaje bis zu den Weingärten Veröce's stellt sich wie ein Stück fremder Welt dar.

Ueber die Herkunft der kurländischen Letten[1].

Chr. H. Das jetzige russische Gouvernement Kurland wird mit Ausnahme des nördlichen Küstenstrichs, den die Liven inne haben, von Letten bewohnt. Sind diese Letten die Urbewohner des Landes? Die Frage ist nicht immer in gleicher Weise beantwortet worden. Herr Julius Döring, Konservator des Museums der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau, hat auf Grundlage der ihm zugänglichen Quellen den ethnographischen Zustand Kurlands im 13. Jahrhundert zu bestimmen versucht, und auf diese Weise eine Antwort auf die oben gestellte Frage gegeben.

Der Verfasser weist nach, daß die lettische Sprache erst ganz allmälig im Laufe der Jahrhunderte ihre gegenwärtige Verbreitung erlangt hat, und daß im 13. Jahrhundert die Grenzen des lettischen Sprachgebietes ganz andere gewesen sind als heute. Die lettische Sprache hat im Laufe der Zeit ganz allmälige aber sichere Fortschritte gemacht; sie hat sich weit ausgebreitet — eine eigenthümliche Erscheinung insofern, als es sich dabei nicht um die Sprache eines hochentwickelten Kulturvolkes, sondern im Vergleich zum Deutschen oder Russischen entschieden nur um die Sprache eines weniger entwickelten Volksstammes handelt. Es dürfte deshalb nicht ohne Interesse sein, den Erörterungen und Erwägungen des Verfassers zu folgen.

Die jetzigen drei russischen Gouvernements Estland, Livland und Kurland werden, abgesehen von den eingewanderten und immerfort noch einwandernden Russen und Deutschen von zwei verschiedenen Nationalitäten bewohnt, den Esten und den Letten. Die Esten, ein finnischer Volksstamm, bewohnen Estland und den nördlichen Theil von Livland; die Letten den südlichen Theil Livlands und fast ganz Kurland, bis auf ein kleines nördliches Gebiet, welches, wie erwähnt, die Liven, gleichfalls ein den Finnen verwandtes Völkchen, inne haben.

Was die Zahlenverhältnisse betrifft, so lassen sich augenblicklich keine absolut genauen Angaben machen. Gegenwärtig wird in den Ostseeprovinzen eine allgemeine Volkszählung vorgenommen, das Resultat ist aber noch nicht bekannt. Man wird sich aber von der Thatsächlichkeit nicht weit entfernen, wenn man für jede der beiden Nationalitäten ungefähr eine Million rechnet; die Zahl der Liven in Kurland beträgt etwa 2000, während es in Livland keinen Liven mehr giebt.

Dabei ist jedoch wohl zu berücksichtigen, daß die Letten nicht ausschließlich in Kurland und Livland, sondern auch in den angrenzenden Gouvernements wohnen. Die von den Letten gebrauchte Sprache ist nun aber keineswegs überall dieselbe, sondern sie zeigt je nach den verschiedenen Gegenden sehr auffallende und interessante Unterschiede. Der Verfasser der oben genannten Abhandlung giebt auf Grundlage einer ihm zu Gebote gestellten Skizze Bielenstein's, des ausgezeichneten Forschers und Kenners der lettischen Sprache, eine vortreffliche in Farben ausgeführte Karte des lettischen Sprachgebietes mit Berücksichtigung der verschiedenen Dialekte. Es ist das die erste derartige Karte und es wäre wohl wünschenswerth, daß dieselbe allgemein bekannt würde. Darnach wird das Gebiet der lettischen Sprache folgendermaßen fixirt: Lettisch wird gesprochen im heutigen Gouvernement Kurland (mit Ausnahme des nördlichen Küstenstrichs, wo die Liven wohnen); im südlichen Theil des heutigen Livland, sowie in dem östlich daran grenzenden Theil des heutigen Gouvernements Witebsk. Nach Bielenstein zerfällt die lettische Sprache in drei Hauptdialekte:

1. den oberländischen (Hochlettisch),
2. den tamischen oder nordwestkurischen und
3. den mittlern (Schriftlettisch).

1. Der oberländische Dialekt, das Hochlettisch, wird gesprochen in dem an Witebsk grenzenden östlichen Theil Livlands, in dem anstoßenden Gebiet von Witebsk und südlich von der Düna in der Hauptmannschaft Illuxt in Kurland; das Hochlettische oder Oberländische ist stark gemischt mit slavischen Elementen.

2. Der nordwestkurische oder tamische Dialekt wird im nördlichen und westlichen Kurland zu beiden Seiten der Windau gesprochen; er enthält viel livische Bestandtheile und weicht am meisten vom reinen Schriftlettisch ab. Ihm entspricht wegen der livischen Beimischungen ein unreiner lettischer Dialekt im westlichen Livland, welcher den Küstenstrich von Dünamünde bis nach Haynasch nördlich von der Salis inne hat.

3. Der mittlere Dialekt, das Schriftlettisch, ist im übrigen bisher nicht erwähnten Theil des lettischen Sprachgebietes im Gebrauche: im östlichen Theil von Kurland, im mittlern Abschnitt des südlichen Theils von Livland, bis hinauf an die estnische Sprachgrenze. Das reinste Lettisch wird im Norden dieser Bezirke um Wolmar und Wenden gesprochen.

Hat der gegenwärtige Befund im lettischen Sprachgebiet von jeher so bestanden; auch schon zur Zeit der Eroberung der baltischen Länder durch die Deutschen im 13. Jahrhundert?

Mit Benutzung der zugänglichen historischen Quellen versucht Döring sich ein Bild von der Ethnographie Kurlands im Speciellen (sowie des südlichen Livlands) zu verschaffen.

Für die Kenntniß der Urzeit der baltischen Länder sind entschieden die archäologischen Forschungen von hervorragender Bedeutung. Aus den Forschungen skandinavischer Gelehrter, Worsaae, Montelius, Ingvald Undset, Aspelin und Anderer, zieht der Verfasser den Schluß, daß noch in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt der größte Theil des jetzt lettischen Gebietes sowie Lithauen eine germanische (gothische?) Bevölkerung gehabt habe. Wie lange diese germanische Bevölkerung in den baltischen Ländern gesessen haben mag, ist nicht zu ermitteln.

Dem Referenten scheint dieser Schluß etwas zu verfrüht; von der Anwesenheit eines germanischen Volksstammes in den heutigen russischen Ostseeprovinzen hat sich keine sichere Kunde erhalten. Freilich reden oft die stummen Gräber eine beredte Sprache, aber aus den Grabfunden der baltischen Länder ist bis jetzt kein sicherer Schluß auf die Nationalität des zugehörigen Volksstammes möglich gewesen — alles ist in Dunkel gehüllt. Man hat ferner in anderer Weise zu demselben Resultat — einer

[1]) Nach Julius Döring in den Sitzungsberichten der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst aus dem Jahre 1880. Mitau 1881. Anhang S. 47 bis 118 mit zwei Karten.

germanischen Urbevölkerung — kommen wollen und Thomsen (in Kopenhagen) hat die unleugbare Thatsache nachgewiesen, daß in der finnischen Sprache und auch im Estnischen viel germanische (gothische oder nordische) Lehnwörter enthalten seien. Daraus hat man mit Sicherheit geschlossen, daß dereinst schon Finnen und Germanen in naher Berührung gewesen sind. Gegen diesen Schluß ist kaum etwas einzuwenden. Aber darf man nun weiter schließen, daß diese Berührung, das Aneinanderwohnen gerade im Balticum stattgefunden hat? Nach der Ansicht des Referenten nicht. — Das Entlehnen der jetzt im Finnischen (und Estnischen) steckenden altnordischen Wörter hat offenbar in viel früherer Zeit, vielleicht in der Urheimath der Finnen am Ural stattgefunden. Nach den Mittheilungen Mainow's finden sich ähnliche Lehnworte auch bei anderen finnischen Stämmen in Rußland, z. B. bei den Wessen und Woten. Heute von einer germanischen Urbevölkerung zu reden, scheint dem Referenten eine durch nichts gestützte Hypothese.

Seien wir offen, wir wissen eben gar nichts Sicheres über die Urbevölkerung der baltischen Provinzen.

Im 9. Jahrhundert erst wird ein bestimmtes Volk, die „Chori“, in der Lebensbeschreibung des heiligen Ansgarius († 865) im Balticum namhaft gemacht und noch später bei Adam von Bremen († 1078) erscheint zum ersten Male der Name „Churland“. Welcher Nationalität die Chori angehören, darüber ist nichts überliefert.

Etwas mehr erfahren wir erst aus den historischen Quellen nach Okkupirung des Balticums durch die Deutschen im 13. Jahrhundert. Als Hauptquellen gelten hier: die Chronik Heinrich des Letten, die livländische Reimchronik und die im Bunge'schen Urkundenbuch gesammelten Urkunden. Mit Berücksichtigung der genannten Quellen werden als Bewohner der baltischen Länder im 13. Jahrhundert folgende Völker genannt: 1. Liven, 2. Wenden, 3. Letten, 4. Esten, 5. Kuren, 6. Semgallen, 7. Littauer.

Den äußerst fleißig zusammengetragenen Notizen des Verfassers über die genannten Volksstämme entnimmt Referent in möglichster Kürze das Hauptsächlichste:

1. Die Liven. Daß die Liven zur finnischen Volksgruppe gehören, ist bekannt. Nach der Chronik Heinrich des Letten wohnten die Liven in Livland an der Ostsee von der Mündung der Düna bis an den Fluß Salis; vom Meere landeinwärts gen Osten reichte das livische Gebiet an der Salis höchstens sechs geographische Meilen; an der Düna aufwärts aber weiter etwa 13 bis 14 geogr. Meilen bis in die Gegenden des heutigen Kokenhusen. Wohl bemerkt, entspricht das livische Gebiet speciell in seinem nördlichen Theil dem jetzt lettischen Gebiet, in welchem ein unreines mit livischen Elementen stark durchsetztes Lettisch heute geredet wird.

Von Liven in Kurland spricht Heinrich der Lette gar nicht.

2. Die Wenden. Heinrich der Lette erzählt, daß die Wenden, aus Kurland vertrieben, in die Gegend von Riga gekommen seien, von hier wieder verjagt, zu den Letten nach Livland geflohen seien, woselbst die Stadt Wenden nach ihnen den Namen erhalten habe. Das kleine Völkchen ist bald unter den Letten verschwunden; schon die Reimchronik thut ihrer keine Erwähnung. Ueber die Nationalität der Wenden ist nichts Entscheidendes zu ermitteln. Sjögren und Wiedemann sind nicht abgeneigt sie für Finnen zu halten.

3. Die Letten. Ueber ihre Nationalität ist kein Zweifel. Nach Heinrich des Letten Chronik war das damalige lettische Gebiet klein; es nahm etwa nur den vierten Theil des heutigen Livland ein, und dürfte etwa dem Gebiet des mittlern Dialekt des Lettischen in Livland entsprochen haben. Es gab nur Letten nördlich von der Düna in Livland, von Letten in Kurland ist nichts bekannt; bei Heinrich findet sich keine darauf bezügliche Stelle. Was in der livländischen Reimchronik vorkommt, sowie in einzelnen Urkunden bestätigt die Angaben Heinrich's.

4. Die Esten. Ihre Hingehörigkeit zur finnischen Völkergruppe ist bekannt; ihre Wohnsitze waren im 13. Jahrhundert ziemlich dieselben, wie noch heute: das heutige Estland und der nördliche Theil des heutigen Livlands.

5. Die Kuren. Aus Heinrich's Chronik geht hervor, daß ein Volk „Kuren“ (Chori, Curones) in Kurland an der Windau gesessen und sich wahrscheinlich bis in die Gegend und Nähe Rigas erstreckt habe. Es werden keinerlei Namen, weder von Ortschaften noch von Personen, genannt. In der livländischen Reimchronik werden die Kuren gelegentlich angeführt, auch einige Ortsnamen kommen vor. Sehr häufig aber ist in den (von Bunge gesammelten) Urkunden vom Kurenland die Rede und eine große Anzahl von Ortsnamen sind daselbst zu finden. Wegen der nicht zu verkennenden großen Wichtigkeit geographischer Namen, sowie Ortsnamen überhaupt, führt Döring ein langes Verzeichniß aller in den Urkunden und sonst vorkommenden alten Namen nebst den jetzigen landläufigen Benennungen in Kurland an. Das Verzeichniß [1]) umfaßt viele hundert Namen; es ist äußerst wichtig. Es ist allgemein anerkannt, daß aus den Lokalnamen einer Gegend ein gewisser Schluß auf die Nationalität des Volks, welches die Namen schuf, gemacht werden darf. Von der Sprache der alten Kuren ist nicht das Geringste erhalten; die ältesten Quellen geben keinerlei Auskunft über die Stammeszugehörigkeit der alten Kuren; daher ist das Verzeichniß der Lokalnamen von der allergrößten Bedeutung. Von den aufgeführten Namen fallen 213 noch in das Gebiet des heutigen Kurlands und 180 sind noch heute im Gebrauch. Nach dem Ausspruch von Kennern der lettischen Sprache ist nun der überwiegend größte Theil jener Namen gar nicht aus dem Lettischen zu erklären; ein anderer Theil nur gezwungen. Hingegen spricht Vieles für einen finnischen Ursprung jener Namen. Der berühmte Sprachforscher Sjögren, welcher 1846 Livland und Kurland bereiste, hat auf Grund jener finnischen Lokalnamen behauptet, daß das ganze Land von der Düna bis zur Memel vormals von Finnen resp. von einem finnischen Volksstamm bewohnt worden sei. Auch Bielenstein, der bekannte Erforscher der lettischen Sprache, ist der Ansicht, daß die livischen Ortsnamen in der Gegend zwischen Riga, Libau und Domesnees auf eine in älterer Zeit viel weitere Verbreitung livischer (finnischer) Stämme deuten, als heute. Und Wiedemann spricht es direkt aus, daß die heutigen kurischen Liven die direkten Nachkommen der alten (finnischen) Kuren sind.

Demnach kann heute an der livischen resp. finnischen Nationalität der alten Kuren wohl kaum gezweifelt werden. Was für Umstände es veranlaßt haben, daß der noch heute existirende Rest der Kuren mit dem Namen „Liven“ belegt worden ist und wann das geschehen, darüber giebt Döring keine Auskunft.

6. Die Semgallen waren die Nachbaren der an der Düna wohnenden Liven; sie saßen an den Ufern des Flusses Mussa, d. h. am obern Theil der kurländischen Aa. Heinrich der Lette meldet von ihren Kämpfen mit den Liven, aber nichts von ihrer Nationalität und Sprache.

---

[1]) Wir müssen es uns versagen, dasselbe hier abzudrucken.

Auch die Reimchronik berichtet von den Kämpfen mit den Semgallen, schließlich von der Verwüstung ihres Landes und ihrer Vertreibung. An Personennamen der Semgallen werden genannt: Vesters, Nameise und Schabe. In den Urkunden des 13. Jahrhunderts ist von den Grenzen der Diöcese Semgallen die Rede: sie reichte vom jetzigen Doblen an Mitau vorbei bis zur Düna nach Kokenhusen; wie weit nach Süden, ist nicht zu ermitteln, wahrscheinlich über die jetzige kurländisch-littauische Grenze hinaus. Innerhalb dieses Terrains wohnten nach Heinrich auf dem linken Dünaufer im heutigen Oberland die Selen (Selones); ihre Burg Selonium ist das heutige Selburg an der Düna. Ueber die Nationalität der Semgallen und über ihre Sprache ist nichts Sicheres bekannt. Von den überlieferten Personennamen sowie einigen (44) Ortsnamen der Urkunden können nur wenige, etwa der sechste Theil, aus dem Lettischen erklärt werden. Die lettisch-littauische Nationalität der alten Semgallen ist keineswegs fest begründet; es sei daran erinnert, daß man Semgallen mit dem finnischen Same oder Suomi zusammengestellt hat.

7. Die Littauer werden sowohl bei Heinrich als in der Reimchronik genannt; über ihre Wohnsitze, deren nördliche Grenze der heutigen Südgrenze Kurlands gleichkommt, und ihre Hingehörigkeit zur letto-slavischen Völkerfamilie besteht kein Zweifel.

Was ergiebt sich aus dem bisher Mitgetheilten? Aus den einheimischen Quellen bis zum 13. Jahrhundert geht hervor, daß die das Ostbalticum bewohnenden Völker im 13. Jahrhundert nicht germanischen Stammes waren, vielmehr wohnten im heutigen Estland nur Esten; im heutigen Livland Esten, Liven, Wenden und Letten; im heutigen Kurland aber Kuren, Liven, Semgallen und Selen; in den Gouv. Kowno und Wilna Littauer. Das von Letten bewohnte Gebiet war äußerst klein; es umfaßte nur einen kleinen Theil des heutigen Livlands. In Kurland gab es keine Letten; von einer einheimischen lettischen Urbevölkerung Kurlands kann gar keine Rede sein.

Wie sind die Letten nach Kurland gekommen? Warum spricht die heutige Landbevölkerung Kurlands Lettisch und nicht Kurisch oder Semgallisch?

Man hat eine Zeitlang diese Fragen für ganz überflüssig gehalten; man hat in der Anwesenheit der lettischen Sprache in Kurland nichts Auffallendes gefunden, weil man mit Watson einfach die Kuren, die Semgallen und die Selen zum lettischen Stamme rechnete. Dann wäre freilich die Existenz des Lettischen in Kurland nicht zu verwundern. Aber Watson hat sich geirrt; die Kuren gehörten entschieden der finnischen Völkerfamilie an; die Hingehörigkeit der alten Semgallen ist zweifelhaft. Gesetzt nun, die alten Semgallen gehörten dem lettisch-littauischen Stamme an, sie seien nicht aus ihrem Gebiet gedrängt und vertilgt worden, sondern sie seien geblieben — wie kommt es, daß heute gerade in ihrem ehemaligen Gebiet reines Schriftlettisch gesprochen wird und nicht etwa Semgallisch?

Zur Erklärung dieser Thatsachen benutzt Döring die Annahme einer Colonisation des verödeten Semgallen durch Letten aus dem ursprünglich lettischen Gebiet Tolowa. Die historischen Urkunden melden von einer Verödung Semgallens und einer Vertreibung resp. Vertilgung der Einwohner. Von einer Einwanderung der Letten in Masse wird nirgends berichtet, es bleibt nur die Annahme einer Kolonisation im Lande der Semgallen und einer langsam, aber sicher vorrückenden Lettisirung der kurischen (livisch-finnischen) Ureinwohner Kurlands übrig.

Eine von lettischen Kolonisten in Semgallen ausgehende Lettisirung der Kuren ist die Ursache der Thatsache, daß die jetzige kurische Landbevölkerung lettisch redet. Der tamische Dialekt in Westkurland, welcher sich durch reichliche Beimischung livischer Eigenthümlichkeiten auszeichnet, ist heute der sichere Beweis dafür, das die tamisch Redenden keine reine Letten, sondern lettisirte Kuren, d. h. Finnen sind. Der Proceß der Lettisirung schreitet auch heute noch vor; die Zahl der im Norden Kurlands sitzenden Liven nimmt allmälig ab — durch die Lettisirung der Liven.

Mit Recht weist der Verfasser auf die analoge Lettisirung der Liven im südlichen und westlichen Livland. Als Beweis der Lettisirung der Liven dient der heute noch existirende letto-livische Dialekt an der Westküste Livlands von Riga bis zur Salis-Mündung.

Döring drückt die Gesammtresultate seiner Erörterung etwa folgendermaßen aus: Nur der kleinste Theil, etwa ein Sechstel, aller heute lettisch redenden Bewohner Kurlands, nämlich die Oberländer, können als direkte Nachkommen von Ureinwohnern gelten, welche den Letten stammverwandt waren, insofern die oberländischen Letten von den alten Selen herstammen. Beinahe die Hälfte aller lettisch redenden Bewohner Kurlands besteht aus lettischen Kuren, die zum Theil mit echten Letten gemischt sind. Der übrige Theil, also etwa ein Drittel, ist die Nachkommenschaft von echten Letten, welche seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts aus Livland nach Kurland übergesiedelt sind — als Kolonisten.

Das Hauptresultat der Untersuchungen Döring's ist demnach die Behauptung, daß der größte Theil der heutigen Letten in Kurland keine reinen Letten, sondern lettisirte Finnen (Kuren) sind. Es findet dies sein Analogon darin, daß ein großer Theil der Letten Livlands in gleicher Weise keine reinen Letten, sondern gleichfalls lettisirte Finnen (oder Liven) sind. Im Gegensatz zu der estnischen Bevölkerung in Estland und in Nord-Livland, welche, so weit jetzt bekannt ist, als rein estnisch gelten muß, muß man von der lettischen Bevölkerung des Balticum sagen, daß sie entschieden gemischt und zwar stark gemischt mit finnischen Elementen ist. Die Lettisirung der Liven in Livland und der Kuren in Kurland ist in historischer Zeit vor sich gegangen und ist eine höchst interessante ethnographische Thatsache. Unter deutscher, polnischer, schwedischer und russischer Oberhoheit, wobei alle Regierungen mehr oder weniger bestrebt gewesen sind, ihrer eigenen, d. h. der Reichssprache, Eingang und Verbreitung zu schaffen, wird ganz allmälig eine Sprache, die livisch-kurische, von einer andern, der lettischen, verdrängt, welche doch keineswegs darauf Anspruch machen kann, eine Kultursprache zu sein.

Die Thatsache, daß die Letten gemischt sind, sowohl in Kurland wie in Livland, steht heute fest; das muß deshalb zur Vorsicht auffordern bei kraniologischen und anthropologischen Studien und all zu schnelle Verallgemeinerungen, welche auf Einzelfälle sich gründen, verdächtig machen. Die jetzigen sprachlichen Forschungen, die Existenz des livisch-lettischen Dialekts in West-Livland und des tamischen Dialekts in West-Kurland bestätigen die Behauptung, daß die Letten gemischt sind, daß aber ein Theil derselben lettisirte Finnen sind. Anthropologische resp. kraniologische Untersuchungen sind mit Rücksicht auf diese Behauptung noch nicht angestellt.

Es ist aber noch ein anderer Umstand, auf den hier aufmerksam gemacht werden soll.

Was für eine Urbevölkerung hatte das Balticum? Döring neigt zur Ansicht, welche vielfach im baltischen Lande verbreitet ist, daß eine germanische Urbevölkerung vorhanden war. Die Gründe, womit diese Hypothese gestützt wird, sind keineswegs stichhaltig. Man sollte diese Hypothese ohne Weiteres fallen lassen, sie wird sich nicht beweisen und bestätigen lassen. Wir betreten den Boden der Thatsachen mit den Befunden, welche uns das 12. und 13. Jahrhundert giebt und sehen zu dieser Zeit zwei nicht verwandte Volksstämme auf baltischem Boden: Vertreter der finnischen und der letto-slavischen Völkerfamilie. Wir sehen im Norden in Estland und in Nord-Livland die Esten, in West-Livland die Liven, in Kurland die Kuren und hinter ihnen landeinwärts Letten und Littauer. Für Estland und Nord-Livland mögen ohne Widerrede die Esten als Urbewohner gelten, aber wie steht es in Süd-Livland und Kurland? Sind die Liven resp. Kuren oder die Letten die Ureinwohner? Döring berührt diese Frage gar nicht; es scheint ihm entschieden zu sein, daß die Kuren resp. die Liven die Ureinwohner der Gebiete sind, auf welchen ihre Nachkommen noch heute sitzen. Es möge aber daran erinnert werden, daß diese Frage keineswegs endgültig entschieden ist. Nach der Auffassung einiger Forscher ist die Urbevölkerung des Balticum eine finnische: im Norden Esten, in Livland Liven, in Kurland Kuren. Wann diese finnischen Stämme in das Balticum von Osten her einwanderten, bleibt unbestimmbar, ob sie bereits Jemand vorfanden, bleibt zweifelhaft. Hinter ihnen her kamen Vertreter der letto-slavischen Völkerfamilie, und drängten in Süd-Livland und Kurland die Finnen bis auf die Küsten, um sie schließlich gänzlich zu absorbiren und sie im Lettenthum verschwinden zu lassen. Wo sich die Liven und Kuren am längsten erhielten an den Küsten, da sind die Spuren noch heute am deutlichsten. Nach Auffassung anderer Forscher, z. B. Koskinnen (Helsingfors), war die Urbevölkerung des Balticum, speciell in Süd-Livland und Kurland, eine lettische; von Norden und Westen her über das Meer drangen dann die Liven und Kuren — nachdem der Strom der finnischen Völkerschaften über Estland hinaus nach Oesel gezogen — in Livland und Kurland ein; an den Küsten setzten sie sich fest, längs den Flüssen, der Düna, der Salis, schoben sie sich wie ein Keil in das lettische Gebiet hinein. Schließlich wurden sie doch vom Lettischen absorbirt. Eine Abwägung der die eine und andere Auffassung stützenden Behauptungen dürfte hier zu weit führen. Für das Thatsächliche des jetzigen ethnographischen Zustandes von Süd-Livland und Kurland haben beide Auffassungen die gleiche Bedeutung, sie weisen darauf hin, daß die lettisch redende Bevölkerung Livlands und Kurlands nur zum Theil aus Letten, zum andern Theil aus lettisirten Finnen besteht.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter den großen Städten des Deutschen Reichs weist (nach der Registrande des großen Generalstabes Bd. XII) in dem Zeitraum von 1867 bis 1880 keineswegs die Residenzstadt Berlin, sondern Hannover die stärkste Steigerung der Bevölkerung auf, nämlich von 73 979 Einwohnern auf 137 576, also um 44 Proc.; dann kommen Stuttgart (117 021 Einwohner) mit 41,5 Proc., Leipzig (148 760 Einwohner) mit 40 Proc., endlich Berlin (1 122 385 Einwohner) mit 38 Proc. Auch in verschiedenen Mittelstädten Deutschlands war die Bevölkerungszunahme stärker als in Berlin.

— Von A. Hartleben's Illustrirten Führern gingen uns zwei neue handliche Bände zu, auf welche wir bei beginnender Reisezeit aufmerksam machen wollen: Josef Rabl's Führer durch das Pusterthal und die Dolomiten (mit 50 Bildern und 1 Karte; Preis 5,40 Mark), welcher einen der besuchtesten und schönsten Theile der österreichischen Alpen und anhangsweise das Eisackthal, Bozen und Meran behandelt, und A. Hekſch's Führer durch Budapest und Umgebungen (mit 41 Bildern und 7 Karten und Plänen). Im selben Verlage erschien von J. Meurer, dem Präsidenten des Alpenclub Oesterreich, ein „Handbuch des alpinen Sport", welches praktische und theoretische Anleitungen für das Reisen in den Alpenländern, für den Aufenthalt im Gebirge, für Bergtouren und ganz speciell Rathschläge für Hoch- und Gletschertouren enthält. Das Buch behandelt in seinem 1. Abschnitte die theoretische Seite des alpinen Sport; im 2. die Art und Weise, wie die verschiedenen Gattungen Reisender ihren Gebirgsaufenthalt am geeignetsten einrichten; im 3. die entsprechende Bekleidung und Ausrüstung für Gebirgsreisen; im 4. Abschnitte werden die Alpenländer einer Untersuchung in Bezug auf die specielle Eignung der hervorragenden Orte und Gegenden für die verschiedenen Kategorien Alpenreisender unterzogen; der 5. Abschnitt endlich beschäftigt sich mit den alpinen Korporationen.

— In dem halben Jahrhundert von 1830 bis 1880 haben sich die Juden in Cisleithanien von 355 695 auf 1 005 563 vermehrt, also nahezu auf das Dreifache, die Anhänger anderer Bekenntnisse dagegen von 15 232 447 nur auf 21 125 142, d. h. noch nicht um die Hälfte. In ganz Oesterreich-Ungarn machen sie 3,8 Procent der gesammten Bevölkerung aus, sind im Heere aber nur etwa zur Hälfte, mit 2 Procent, vertreten, suchen also dem Militärdienst theils auszuweichen, theils sind sie zu demselben untauglich. Nach dem Glaubensbekenntnisse gab es 1876 im österreichischen Heere 567 743 römische, 92 865 griechische Katholiken, 70 070 Orthodoxe, 78 528 Evangelische, 16 880 Juden, 1534 Unitarier, 107 Armenier, 186 andere Christen und 52 Muhamedaner. (Nach der Registrande Bd. XII.)

— Die Zahl des Klerus in Italien ist noch immer sehr groß. Nach der Zählung von 1871 hatte der Weltklerus 96 288 Priester, 4297 niedere Kleriker und 483 Eremiten aufzuweisen. An Ordensgeistlichen wurden 38 388 gezählt, wie Curcio meint, weit unter der wirklichen Anzahl, da sehr viele säkularisirte Klostergeistliche, welche in ihren Familien leben, sich bei der Zählung nicht als geistliche Personen eintragen ließen, aber doch ihre gesetzliche Pension beziehen. Die Oberleitung dieses Heeres steht den 31 Erzbischöfen und 244 Bischöfen zu, die oberste dem Papste mit seinem Kardinalskollegium und den 72 ihm unmittelbar unterstehenden Erzbischöfen und Bischöfen. Höchst beträchtlich ist die Zahl der im Auslande wirkenden italienischen Geistlichkeit, in den Missionen, als Bedienstete der Santa Infanzia, in speciellen unmittelbar vom obersten Kirchenhaupte übertragenen Aufgaben, und namentlich in Geschäften der

Custodia di Terra Santa. Eine vom Ministerium des Aeußern veranlaßte Erhebung, welche keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, fand unter 477 000 im Auslande lebenden Italienern 1361 Priester und Mönche; im Jahre 1876 kamen unter den 89 015 Auswanderern Italiens 160 Geistliche vor, darunter 74 als eigentliche Auswanderer, welche ihre Staatsbürgerschaft aufgaben. (Regi-straude Bd. XII.)

Asien.

— Der „Kawkas" berichtete im Februar 1882 über das allmälige Verschwinden der Insel Aschur-ada im Meerbusen von Astrabad (Kaspisches Meer), wo sich eine russische Marinestation befindet. Die Wellen haben schon über die Hälfte des Platzes weggespült, auf welchem die hölzerne Kirche der Station, sowie einige Häuser stehen, und dieselben sind in Gefahr, ebenfalls in die Fluthen zu versinken.

— Von dem gesammten auswärtigen Handel Britisch-Indiens entfielen 1881 56 Procent auf Großbritannien, 14 Procent auf China.

— Die gesammte Theeernte Ostindiens wird für das laufende Jahr auf 51 619 000 Pfund geschätzt, wovon 2 Millionen voraussichtlich nach Australien und Amerika gehen und $1\frac{1}{2}$ Millionen im Lande selbst verbraucht werden. Den ganzen Rest von 48 Millionen Pfund erhält Großbritannien.

— Einige Hindu-Wittwen haben an die Königin von England ein Memorandum gerichtet, worin sie um Abhilfe gegen die Ausstoßung aus der Kaste, welche auf Wiederverheirathung steht, bitten. (Times.)

— Nach dem Verwaltungsberichte über die indischen Nordwest-Provinzen und Oude für 1880 hatte letzteres eine Bevölkerung von 11 407 625, die Nordwest-Provinzen von 32 694 493 Personen. Davon fielen in dem einen Jahre 4723 Menschen Giftschlangen, deren Tödtung aus religiösen Gründen unterbleibt, zum Opfer. Während desselben Jahres wurden 78 Tiger, 326 Leoparden, 372 Bären, 1667 Wölfe und 462 Hyänen erlegt. In den Nordwest-Provinzen erschienen 38 einheimische Zeitungen, in Oude deren 21.

— Wie die „A. Z." (Donnerstag 25. Mai) berichtet, hat sich am Hofe des wahnwitzigen Königs Thibau von Birma eine einflußreiche Partei gebildet, an deren Spitze die wenigen Beamten, welche das Ausland kennen gelernt haben, stehen. Dieselbe strebte danach, mit Britisch-Indien wieder freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und setzte es auch mit Hilfe der englisch-indischen Regierung durch, daß eine Gesandtschaft von sechs hohen Würdenträgern an den Vicekönig von Indien geschickt wurde, welche am 15. April d. J. in dessen Sommerresidenz Simla eintraf. Sie brachte das wichtige Zugeständniß mit, daß der König von Birma die bisherigen Handelsmonopole abschaffen und den Irawadi wirklich zum freien Flusse machen wolle, jedoch zur Durchführung der vielerlei inneren Reformen sich englischen Rath und die Wiederentsendung eines englischen diplomatischen Residenten an seinen Hof erbitte. Diese Wünsche wird England bereitwilligst erfüllen; denn es erreicht damit, was vor zwei Jahren einen Krieg nöthig zu machen schien, und es wird allmälig dazu gelangen, über einen jederzeit offenen Ueberlandweg nach China zu verfügen. Von Interesse ist, daß nach den Angaben der Mission das Land ihres Gebieters, des „Herrn zu Land und zu Wasser, des Meisters über den König der Elephanten, des Inhabers des Symbols der Weltherrschaft," an Größe der englischen Provinz Bengalen gleichkommt, jedoch von nur $3\frac{1}{2}$ Millionen Menschen bewohnt wird, während das gleich fruchtbare Bengalen deren 69 Millionen zählt. An Abgaben bringt ganz Birma nur 160 Millionen Mark auf, während die angrenzende indische Provinz Birma von ungleich kleinerm Areal, jedoch von derselben Bevölkerungsziffer ohne Ueberbürdung das Doppelte leistet.

Afrika.

— Die „Daily News" melden, daß der Afrikareisende Bianchi in Gesellschaft des Herrn Licata, Sekretärs des afrikanischen Clubs in Neapel, von der Bai von Biafra aus in das Innere vordringen will. Zunächst hat er das Gebiet ins Auge gefaßt, welches die Wasserscheide zwischen Benue, Schari, Congo und Nil enthält.

Nordamerika.

— In Victoria auf Vancouver's Insel langen jetzt fortgesetzt Schiffe voll Chinesen an, welche alsbald nach dem Festlande von Britisch-Columbia hinübergeschafft werden, um dort an den Eisenbahnen zu arbeiten. Im August werden ihrer 24 000 erwartet; alsdann wird ihre Anzahl in der Provinz 32 000 betragen, d. h. mehr als Weiße vorhanden sind. Schon fürchtet man, daß die Provinz „mongolisirt" werden wird.

Südamerika.

— Kein Unternehmen der Jetztzeit lenkt in so hohem Grade die Aufmerksamkeit aller Kreise auf sich, wie der Kanal von Panama. Mag das Problem einstweilen vielleicht von seinen Urhebern nicht gelöst werden, und es erst glücklicheren Nachfolgern vorbehalten sein, den Triumph über Schwierigkeiten zu feiern, welche im ersten Enthusiasmus möglicherweise etwas gar zu gering tarirt worden sind, so wird die in Angriff genommene Arbeit doch eine Fülle des Interessanten zu Tage fördern, und sich nach gar verschiedenen Richtungen hin dem menschlichen Wissen nützlich erweisen.

Nicht umsonst ist in einigen deutschen Zeitungen vor der Anwerbung von Arbeitern für den Panama-Kanal gewarnt worden. Das Klima, etwas weniger ungesund auf der Pacific-Seite, wird mit Recht auf der vom Atlantischen Ocean bespülten Küste als eines der allerschlechtesten angesehen, die es giebt. Die sehr leicht einen tödtlichen Ausgang nehmenden Sumpffieber von Aspinwall (Colon) sind von allen Reisenden und Schiffsmannschaften wie die Pest gefürchtet. Die Compagnie generale transatlantique (und wohl auch die anderen Linien) hat daher Vorkehrungen getroffen, daß ihre Dampfer nur eine genau vorgeschriebene Zeit in den Docks von Aspinwall verweilen dürfen, im Einklang mit den reglementären Ankunfts- und Abfahrtszeiten. Es ist leicht zu errathen, welchem Loos europäische Naturen entgegengehen würden, die auf frisch umgewühltem Erdreich oder bei stagnirenden Wassern in einem tropischen Welttheil zu arbeiten hätten. Doch scheint es, daß vorderhand noch genügend Kräfte aus den Antillen und den nördlichen Küstenprovinzen von Columbien und Venezuela zu beschaffen sind, eine Razzia deutscher Arbeiter demgemäß auf unbestimmte Zeiten verschoben werden kann.

Wie sich von selbst versteht, sind der Kanalkompagnie Erörterungen über sanitätische Punkte nichts weniger als willkommen, haben aber deswegen doch zu einer Polemik zwischen dem Präsidenten der Sanitätskommission, einigen Aerzten und dem Direktorium der Kanalkompagnie Anlaß gegeben, die schließlich zu einer leidlichen Verständigung führte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Die Sanitätskommission der Municipalität von Panama hatte publicirt, daß vom 1. März 1881 bis 28. Februar 1882 die Sterblichkeit der Kanal-Angestellten (in Panama allein) circa hundert Fälle betragen habe; davon seien 78 auf das Fremdenspital entfallen und habe die Kompagnie die betreffenden Beerdigungskosten bezahlt. Auch die anderen, gleicherweise „klassifizirten" Angestellten seien ebenfalls in jenem Spital gestorben. Von den citirten 78 Patienten habe das Panama-Fieber 56, den Rest aber gelbes oder sonstiges Fieber dahingerafft. Die Kompagnie habe außerdem eine bedeutende Zahl Angestellter sowohl in Colon als an anderen Punkten der Kanal-Linie durch den Tod verloren.

Darauf hin natürlich große Entrüstung und ein Regen von Rektifikationen, wovon diejenige des Leiters der Kanalarbeiten, des Mr. A. Reclus, hervorgehoben zu werden verdient. „Die Compagnie hat vom 28. Januar 1881 bis 1. Februar 1882 fünfzehn „klassifizirte“ Angestellte und vier belgische Arbeiter „der gleichen Kategorie“ verloren. Von diesen starben 10 in Panama, 7 in Colon und 2 in Gatun und Emperador.“

Eine anscheinend unparteiische Aufklärung giebt zu verstehen, daß zweifelsohne nicht ganz unabsichtlich von beiden Parteien gesündigt worden ist. Sie lautet: „Die wirkliche Zahl der im Fremdenspital in Panama gestorbenen Kanal-Angestellten, klassifizirt oder nicht (mit anderen Worten höhere Angestellte oder Taglöhner), belief sich vom 1. März 1881 bis 28. Februar 1882 auf siebenunddreißig. In dieser Zahl sind diejenigen nicht inbegriffen, welche in ihrer Privatwohnung oder an anderen Punkten des Isthmus starben. Im Ganzen mögen auf der Kanal-Linie, unter Einschluß der in Panama Gestorbenen, in der gedachten Periode etwa hundert Todesfälle vorgekommen sein.“ Die Kompagnie erbaut in der Nähe von Panama ein prächtiges Spital und sucht, wie es ja auch ihre Pflicht ist, die für die Gesundheit ihrer Angestellten ungünstigen klimatischen Einflüsse nach Kräften zu bekämpfen. „Aber,“ schließt der Bericht mit der sehr vernünftigen Reflexion, „wenn man von Anfang an einen richtigen ärztlichen Felddienst eingerichtet und die Aerzte der Kompagnie den Stationsabtheilungen zugesellt hätte, statt sie ihre Zeit in Panama verbringen zu lassen, so wären wohl manche noch gerettet worden, deren Tod man heute zu beklagen hat. Ohne Zweifel sind großartige Spitäler eine schöne Sache, in der Zwischenzeit aber müssen Aerzte und Medikamente den Kranken zur Seite stehen, statt stunden- und tageweit davon entfernt zu sein. Es wäre nützlicher, ärztlichen Beistand nach den in Angriff genommenen Plätzen zu senden, als Spitäler zu bauen, die Hunderttausende kosten und deren Nothwendigkeit sicherlich nicht durch die Veröffentlichung einer lächerlich kleinen Mortalitätsstatistik bewiesen wird.“ Der letztere Paragraph wendet sich begreiflicherweise gegen die von A. Reclus angeführten Zahlen.

Im März brach in Panama eine Blatternepidemie aus, von welcher 25 Personen ergriffen wurden, auch auf der Station Emperador waren die Gesundheitszustände nichts weniger als befriedigend, was größtentheils dem abscheulichen Wasser des Rio Obispo zugeschrieben wird, auf das die Arbeiter angewiesen sind. Das Flüßchen bildet zeitweise nur eine Reihe stinkender Pfützen.

Nicht ohne Interesse ist das Urtheil, welches Kapitän Eads, der Proponent der Schiffseisenbahn, über das Unternehmen des Herrn von Lesseps abgab: „Der Kanal wird nicht weniger als 400 Millionen Thaler kosten und 25 Jahre zu seiner Vollendung brauchen. Meine Eisenbahn wird den Vereinigten Staaten 1200 Meilen näher als der Kanal und zugleich dem tödtlichen Klima entrückt sein, das auf dem eigentlichen Isthmus herrscht, wo es im Jahre sechs Monate lang regnet. Herr von Lesseps würde sein Renommée Lügen strafen, wenn er nicht das Mögliche und Unmögliche thäte, um seinen Kanal zu poussiren. Gleichzeitig denke ich aber, daß er nie zu Stande kommen wird.“ Dieser Ausspruch ist cum grano salis aufzufassen, da er derjenige eines Konkurrenten ist.

— Am 30. September 1873 hatte die Provinz Rio de Janeiro laut Statistik 332 592 Sklaven; davon gingen ab durch Tod 46 374, durch Emancipation 11 023, zusammen 57 397. Es bleibt also ein Bestand von 276 195 am 30. Juni 1881, dem Datum der letzten Zählung. Von diesen 276 195 Köpfen waren 117 251 10 bis 20 Jahre alt, 149 099 21 bis 60 Jahre, 9 845 über 60 Jahre. Davon sind 203 037 beim Landbau beschäftigt. Die Abnahme betrug in $7\frac{3}{4}$ Jahren 17 Procent.

Polargebiet.

— Von W. H. Gilder, welcher, um der Bemannung des „Rodgers“ Hilfe zuzuführen, die kühne Reise vom Ostkap quer durch Nordsibirien im Winter unternahm (s. oben S. 320), ist weiter folgende Depesche eingetroffen:

„Sredne Kolymsk, Sibirien, den 6. März, über Irkutsk den 4. Mai 1882. Der „Rodgers“ brannte am 30. November 1881 in der St. Lawrence Bay ab. Alle Bemühungen, das Schiff zu retten, erwiesen sich fruchtlos. Die Besatzung landete unverletzt, jedoch nur mit wenig Kleidung und einmonatlichen Provisionen. Das Feuer wurde entdeckt, als es schon zu spät war, das Schiff zu retten. Es war dies um neun Uhr Vormittags. Das Zurücklegen des Weges nach dem Strande war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da die Leute weder auf dem dünnen Eise gehen, noch dasselbe mit den Booten durchbrechen konnten. Das letzte Boot verließ das Schiff um 11 Uhr Abends und landete um 2 Uhr Morgens. Das Schiff auf den Strand zu bringen, war unmöglich. Dasselbe trieb mit losem Eis in tiefes Wasser und sank. Die Offiziere und Mannschaften leben jetzt in Tschuktschen-Hütten in der Nähe der St. Lawrence Bay. Einheimische Nahrungsmittel sind in Fülle vorhanden, bestehen aber vorzüglich in verfaultem Walroßfleisch und Kräutern. Eine Gefahr, daß die Leute Hungers sterben, liegt nicht vor. Sie hatten an der Küste zwei Nächte hindurch kein anderes Obdach, als ihre Bootsegel, bis dann die Eingeborenen kamen und sie in ihre Hütten nahmen. Die Eingeborenen verhalten sich sehr gastfreundlich.

Ich traf letzte Nacht allein auf der hiesigen Station ein und finde die russischen Beamten, die Herren Warowa und Kotschiarefski — dieselben, welche die Nachforschungen nach den Ueberlebenden der „Jeannette“ leiteten —, überaus bereit, alles in ihren Kräften Stehende für das Wohlergehen der Leute zu thun. Sie schicken morgen an Lieutenant Berry Schlitten mit Tabak und Handelsartikeln. Ich breche mit Herrn Warowa in ein bis zwei Tagen nach Jakutsk auf. Putnam nahm (schickte? s. oben S. 58) vier Schlitten mit Provisionen von der Küstenstation unweit Serdze Kamen, als er von dem Unfall hörte. Alle sind gesund und guten Muths.“

Schon hieraus ergiebt sich, daß es falsch ist, daß von den 37 Mann Besatzung des verbrannten „Rodgers“ 30 ihr Leben verloren haben (s. oben S. 352). Die Depesche, welche dieses meldete, lautet nämlich: „Rodgers burned November 30, no lives lost“ (Rodgers verbrannte am 30. November; kein Menschenleben verloren). Durch ein Versehen wurde das Wort no ausgelassen, so daß das Telegramm nun lautete: „Rodgers burned November 30 lives lost“ (Rodgers verbrannte im November; 30 Leben verloren). Diese vom amerikanischen Geschäftsträger Hoffman in St. Petersburg gemeldete Berichtigung ist in den Vereinigten Staaten selbstverständlich mit großer Freude begrüßt worden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Globus.

XLII. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Zweiundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1882.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Illustrationen.

Berichtigung.

Seite 30, Spalte 1, Zeile 12 v. u. lies „Larissa“ statt „Laurion und“.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Meteora.

(Nach dem Französischen des M. de Drée.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Weit weniger bekannt als die griechischen Klöster des Berges Athos ist eine Reihe anderer, die gleichfalls auf Bergeshöhen liegen, arm und fast verlassen, aber ebenso interessant, wenigstens hinsichtlich ihres Ursprungs und ihrer Geschichte, deren hauptsächlichste den Namen „Meteora" führen. Solche finden sich am obern Salamvrias (Peneios) nordwestlich von der kleinen thessalischen Stadt Trikkala, welcher M. de Drée in den sechsziger Jahren — genau giebt er die Zeit nicht an — einen Besuch abstattete. Die schon bei Homer erwähnte Stadt Trikka, deren Namen erst bei Anna Komnena im 12. Jahrhundert zu Trikkala erweitert erscheint, soll im vorigen Jahrhundert noch etwa 25 000 Einwohner gezählt haben, wurde aber 1770 zur Strafe dafür, daß sie mit den Russen im Einverständniß gestanden, von den Türken verwüstet und hat ihre frühere Bedeutung nicht wieder erlangen können. Ihre Häuser bedecken den südöstlichen Abhang eines Hügels, der ein auf altgriechischen Fundamenten erbautes Kastell trägt, und dehnen sich, von grünenden Gärten durchsetzt, nach Südosten bis auf das rechte, südliche Ufer des Flusses Trikkalino, des antiken Lethaios, aus. Prächtig ist die Aussicht, welche man von der Höhe der Burg über das breite, fruchtbare Thal des Salamvrias und seiner Zuflüsse bis hinüber zu den Abhängen und Gipfeln der Pindoskette genießt. In archäologischer Hinsicht bietet die Stadt nur spärliche, unbedeutende Trümmer, und ihre griechischen Kirchen sind ebenso uninteressant wie ihre Moscheen; nur in dem Hause des Bischofs haben sich einige Reste byzantinischer Kunst, darunter eine bemerkenswerthe Gallerie, erhalten. Drée bekam dieselben zu sehen, als er dem Bischofe einen Besuch abstattete, um von ihm ein Empfehlungsschreiben an den Igumen der Felsenklöster zu erhalten; denn diejenigen, welche er bereits von dem Bischofe von Larissa besaß, waren ihm als nicht genügend bezeichnet worden.

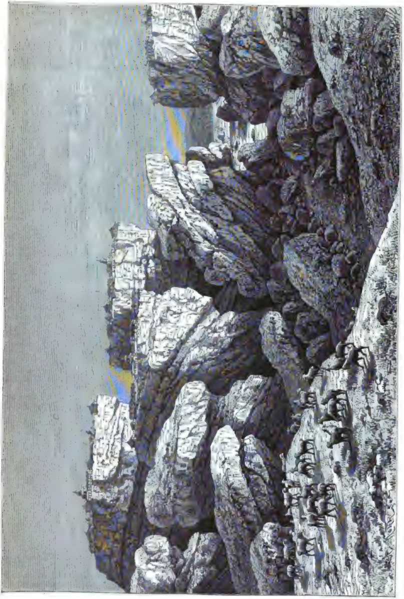
Von einem Dolmetscher, seinem griechischen Diener und zwei Führern, die man ihm als Schutz gegen Räuber aufgenöthigt hatte, begleitet, brach der Reisende nach der kleinen Stadt Kalabaka, dem Aiginion des Alterthums, auf. Anfangs führt der Weg gemächlich im Thale des Peneios aufwärts und wird erst schwieriger, wo die Berge der Landschaft Chassia von Norden und das Kotsiaka-Gebirge von Süden an den Fluß herantreten. Zum Ersatz dafür ist die Landschaft um so schöner. Nach drei Stunden war Kalabaka am untern Ende der nach der Stadt benannten Peneios-Schlucht erreicht. Vor allem zieht den Blick ein wahrer Wald von Felsen bis zu 300 m Höhe auf sich, welche auf die unregelmäßigste Weise durch einander geworfen sind und die verschiedensten Formen aufweisen: manche ragen als riesige Säulen senkrecht in die Luft auf, andere sind gewaltige oben überhangende Felsblöcke, die jeden Augenblick umzufallen drohen, wieder andere haben die Gestalt einer Pyramide oder eines kolossalen Menhir, und alle werden durch sonderbare Schluchten und Spalten von einander getrennt. Auf den Gipfeln derselben aber haben griechische

Mönche ihre Klöster erbaut, die heute zum größten Theil schon vollständig in Ruinen liegen; es waren Zufluchtsstätten für solche, die der Welt überdrüssig waren und ein gottbeschauliches Leben führen wollten, wenn auch bei vielen ihrer Insassen das weltlichere Motiv entscheidend gewesen sein mag, daß sie dort oben vor Feinden und Räubern Schutz fanden, welche jene Gegend stets unsicher gemacht haben und die Mönche bis auf den heutigen Tag zu allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln veranlassen.

Der Name Meteora kommt vom griechischen Eigenschaftswort μετέωρος, welches „hoch, erhaben“ bedeutet; die einen beziehen das einfach auf die natürliche Lage der Klöster, die anderen auf den erhabenen, der Welt abgewandten Sinn ihrer Insassen. Ueber ihren Ursprung berichtet ein Dokument, welches Léon Heuzey, der um die Geschichte Makedoniens und Thessaliens so verdiente französische Forscher, in einem der Meteoren aufgefunden und 1864 in der Revue archéologique bekannt gemacht hat. Dasselbe datirt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und sucht den Nachweis zu führen, daß die „Thebais“ (die Meteoren-Klöster) ursprünglich dem Bischofe von Stagi — dies war der byzantinische Name von Kalabaka, der in der Form Stagus bei den Griechen noch heute gebräuchlich ist — untergeben gewesen ist. Ihm zufolge bestanden die Bewohner der Felsen von Kalabaka anfangs aus Einsiedlern, welche gruppenweise sich Vorsteher setzten, die nur den Titel „Vater“ führten.

Trikkala.

Nilos war es, welcher im Jahre 1367 die ersten vier Kapellen erbaute und zuerst Igumen des damaligen Hauptklosters Dupiani genannt wird. Allmälig wuchsen dann die Einsiedeleien zu großen Klöstern heran, und der Vorsteher eines jeden derselben strebte nach dem Titel Igumen, wodurch lebhafte Streitigkeiten mit den Bischöfen in Stagi unten entstanden. Das Entstehungsjahr des speciell so genannten Klosters Meteoron — man muß stets zwischen diesem und der Gesammtheit der Klöster, zwischen dem Meteoron und den Meteoren, unterscheiden — ist uns ziemlich genau bekannt. Um 1356 flüchteten zwei Mönche, deren Kloster auf dem Athos durch Seeräuber zerstört worden war, nach Stagi und wohnten zuerst auf dem Dupiani benachbarten Felsen, welcher den Namen Stylos (die Säule) führt. Aber der eine von ihnen, Kyr Gregorios, fand die Aussicht zwar sehr schön, aber das Klima zu rauh und zog sich deshalb nach Konstantinopel zurück, während der unerschrockene Kyr Athanasios vom Bischofe von Stagi die Erlaubniß erbat, den sogenannten „großen Felsen“ ersteigen zu dürfen. Er fand oben eine Ebene, die viel größer war als diejenige der anderen Felsen, und errichtete eine kleine Kirche, aus welcher allmälig das Kloster Meteoron entstanden ist. Zu den Schülern dieses Athanasios, dessen Bildniß auf einem Wandgemälde von 1484 erhalten ist, gehört auch ein König, Joasaph mit Namen, ein Neffe des Stephan Duschan und Sohn des Symeon Uresi, welcher sich mit einem serbischen Heere in der Burg von Trikkala festgesetzt und Thessalien zu seinem Reiche gemacht hatte. Später wurde er der Herrschaft überdrüssig und zog sich in das Kloster Meteoron zurück, wo er schon früher eine Kapelle,



Die Meteora in Thessalien.

Digitized by Google

die noch heute der großen Kirche dort als Apsis dient, hatte erbauen lassen.

Es kamen dann böse Zeiten für die Klöster, deren Insassen unter einander haderten und selbst zu den Waffen griffen. Im Kloster Hypapanti setzte sich ein gewisser Michael Muchturus, Vater zweier Kinder, fest und lebte dort wie in einer Burg an vierzig Jahre; das Kloster Pantokrator hatte lange Zeit als Bewohner nur den Thodoris den Narren, der die Weinberge des verlassenen Heiligthumes für sich ausbeutete und sogar eine Frau bei sich hatte, während doch jener Athanasios in seinem Testamente verordnet hatte, daß kein Weib die bestimmte Grenze überschreiten und daß man keiner, und wenn sie Hungers sterben sollte, von der Nahrung der Mönche geben dürfe. Ja, im Kloster Kallistratos hausten eine Zeit lang Zigeuner. Ein neuer Aufschwung trat unter der Regierung Soliman's des Prächtigen ein, als der H. Bessarion den Metropolitansitz zu Larissa inne hatte; aber auf die Dauer konnte alles Eifern der Vorgesetzten nichts ausrichten gegen die Hauptursache des Verfalles, gegen das Sinken des Glaubens.

Von den 24 oder 25 einstigen Klöstern sind heute nur noch sieben vorhanden, worunter nur drei einen Besuch lohnen, nämlich Meteoron, H. Barlaam und H. Stephanos. Sie beherbergen auch noch die meisten Mönche, deren Gesammtzahl in allen sieben sich damals (bei Drée's Anwesenheit) auf etwa hundert belief. Der Felsen, auf welchem Meteoron liegt, steigt senkrecht zu einer bedeutenden Höhe an (die Ebene südlich von Kalabaka liegt 410 m hoch, die östlichen Klöster 700 m, die westlichen 770 m, die nördlichen 754 m). Gewöhnlich meldet man seine Ankunft durch Rufen, Schreien oder Blasen, worauf an einem Seile ein Mönch herabgelassen wird, um das Empfehlungsschreiben des Ankömmlings zu holen und es seinem Vorgesetzten zu überbringen. Erst wenn dasselbe in Ordnung befunden worden ist, wird dem Fremden gestattet, die Fahrt im Korbe durch die Luft anzutreten. Als de Drée am Fuße des Felsens anlangte, fand er dort einen Mönch und zwei Männer beschäftigt, Lebensmittel in den Aufziehkorb zu packen; sein im Kloster bekannter Dolmetscher konnte deshalb sofort mit hinauffahren. Trotzdem verstrich nahezu eine halbe Stunde, ehe die Erlaubniß zum Besuche anlangte und der Reisende die keineswegs angenehme Luftfahrt, welche etwa 4 bis 5 Minuten dauerte, antreten konnte. Mit einem großen Haken wurde oben der Korb an eine Plateforme herangezogen, und einer Ohnmacht nahe betrat Drée wieder festen Boden und konnte sich durch ein Gläschen Kali stärken, ehe er zum Igumen, einem liebenswürdigen und unterrichteten Manne von etwa 65 Jahren, geführt wurde. Cigarretten und Kaffee wurden gereicht und dann die Empfehlungsbriefe gelesen, von denen derjenige des Konstantinopeler Patriarchen besondern Eindruck machte; auf das Bereitwilligste ertheilte der Abt die Erlaubniß, das Kloster in allen Einzelheiten zu besichtigen. Bemerkenswerth ist eigentlich nur das Refektorium, ein gewaltiger Saal aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, dessen Wölbung auf mächtigen Pfeilern ruht. Die Bibliothek soll noch immer sehr reich an Büchern und Manuskripten, darunter die Werke der Heiligen Basilios und Chrysostomos, sein; aber schwerlich hat sie für die Insassen des Klosters große Anziehungskraft. Studien und Wissenschaft sind für dieselben unbekannte Dinge. In der großen Kirche sind gut erhaltene Wandmalereien und die schon erwähnte 1388 erbaute Kapelle des Königs Joasaph von Interesse.

Auffahrt im Korbe.

Nach dreistündigem Aufenthalte im Kloster nahm Drée freundlichen Abschied vom Igumen, trat die verhaßte Rückfahrt nach unten an und suchte sich in Kalabaka ein Nachtlager, welches überaus dürftig ausfiel. Auf den Besuch von H. Barlaam und H. Stephanos verzichtete er, da er genug über dieselben in Erfahrung gebracht hatte, um einzusehen, daß sie an Interesse hinter Meteoron zurückstehen. Um ersteres zu erreichen, müssen sich Fremde gleichfalls den Aufzug an einem Seile gefallen lassen, während sich die Mönche selbst, und ausschließlich nur diese, eines zwischen den Felsen versteckten Pfades bedienen; stellenweise müssen sie aber zu Leitern ihre Zuflucht nehmen, welche sie kluger Weise hinter sich in die Höhe ziehen. Die Aussicht von oben soll sehr schön sein, ist aber genau dieselbe, wie von Meteoron aus,

von wo Drée nach Westen hin das prachtvolle Panorama der Pindoskette, nach Osten zu das reiche Thal des Salamvrias hatte bewundern können. Refektorium, Bibliothek und die zahlreichen Zellen beweisen, daß H. Varlaam einst viele Bewohner barg; damals zählte es deren kaum noch ein Dutzend.

Um das einst berühmte H. Stephanos zu erreichen, muß man ebenfalls zu Seil und Korb seine Zuflucht nehmen, und nur die Mönche haben es sich auch hier bequemer zu machen gewußt. Denn statt auf Felsenpfaden und Leitern den eigenen ersteigen sie auf bequemerm Wege den ihm benachbarten Berg, dessen eines Plateau so dicht neben dem das Kloster tragenden Gipfel liegt, daß sie von dort aus auf einer kleinen rasch aufzuziehenden Brücke leicht ihr Ziel erreichen. Das von 12 bis 15 Mönchen bewohnte Kloster besitzt als einzige Sehenswürdigkeit eine sehr große Kirche; ausnahmsweise

Aufstieg mittels Leitern zum Kloster H. Varlaam.

untersteht es weder dem Patriarchen noch irgend einem Bischofe, und die Regel ist dort viel weniger streng als anderswo. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, weshalb es sich einer größern Zahl von Insassen erfreut. de Drée benutzte den folgenden Tag dazu, eines der vier kleineren Klöster zu besichtigen. Der Weg führte zwischen den Felsen durch schauerliche Schluchten hin, in denen der Schatten oft so dunkel war wie die Nacht, während an einzelnen Stellen grell und blendend das volle Tageslicht bis in die Tiefe herabreichte. Zuletzt langte man vor einem höchst malerischen Felsen an, welcher ein Kloster des H. Nikolas Kophinas trägt. Der Aufstieg zu demselben ist verhältnißmäßig leicht, wenn auch immer noch uneben genug; denn oft unterbrechen den Pfad rohe Stufen, theils von der Natur gebildet, theils von Menschenhand etwas zurecht gemacht. In einer gewissen Höhe ließ man dem Reisenden eine 5 bis 6 m lange Leiter herab, mittels deren er ein Plateau erklomm. Dann passirte er nach einander einen kurzen

Tunnel, einen Ziegenweg, noch eine Leiter und zuletzt einige Stufen zurück und befand sich vor dem Kloster. Durch eine lange hölzerne Gallerie, welche noch einige Reste von Malereien aufzuweisen hatte, gelangte Drée zu dem Igumen, welcher von vier Mönchen, seinen gesammten Untergebenen, umringt war. Sie saßen im Schatten eines Felsblockes auf Matten, tranken Kaffee, rauchten, kurz hielten Kef, was wohl stets ihre Hauptbeschäftigung ist. Der Abt ließ dem Gaste Kaffee und Tschibuk reichen und dann die Reste seines Klosters zeigen, wobei er wegen der Armuth und des Verfalles desselben um Entschuldigung bat. Und das Elend war in der That dort groß. Von der Kirche war nur noch eine leidlich im Stande gehaltene Kapelle übrig. Von tiefem Mitleide ergriffen, legte Drée eine Spende an der Thür derselben nieder und entfernte sich. Heutigen Tages ist von dem Kloster vielleicht nur noch ein Haufen Ruinen übrig. Auf dem Rückweg passirte man diejenigen eines gänzlich verlassenen Klosters, versuchte aber vergeblich, zu denselben emporzuklettern: überall vereitelten senkrechte Felsenwände das Unternehmen.

Nach Trikkala zurückgekehrt, setzte Drée seine Reise fort, deren nächstes Ziel die beiden schönen Thäler des Aspropotamo und Arta waren.

Mecheln.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

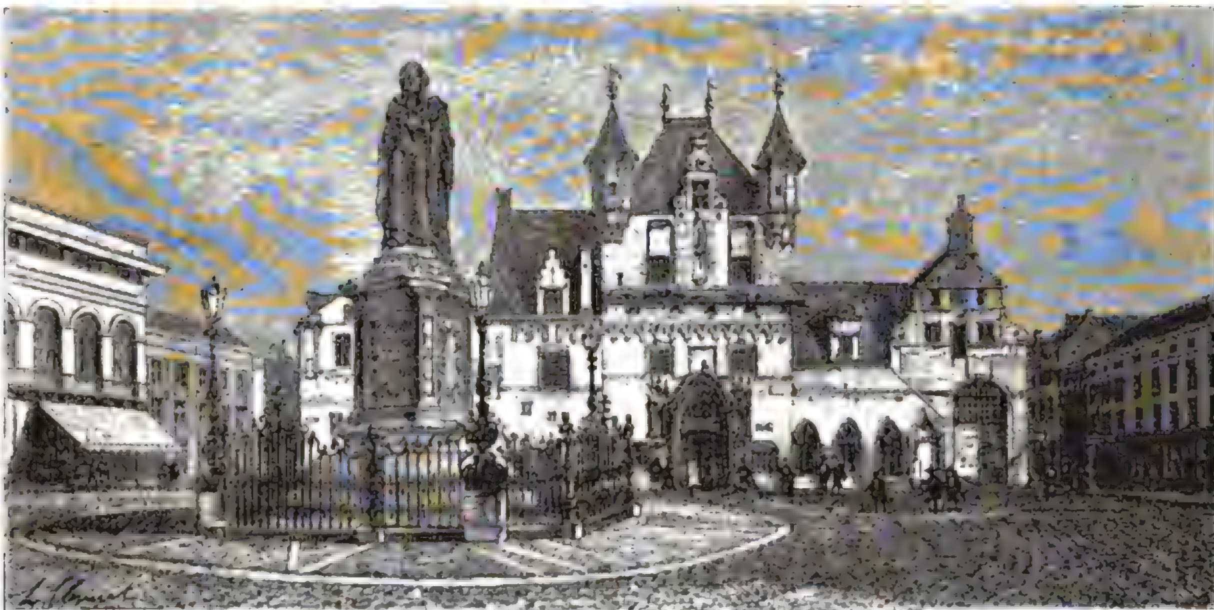
I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Wenn man auf der Linie Brüssel-Antwerpen die kleine alte Stadt Vilvorde passirt hat, führt die Bahn noch mehrere Meilen weit durch eine lachende, anmuthige Landschaft, die mit ihren großen, von langen Baumreihen durchschnittenen Wiesenflächen, mit ihren zahlreichen Dörfern, mit dem eigenartig feuchten Schmelz ihres Grüns wie eine Fortsetzung des Gartens von Brabant erscheint. Das eigentliche Antwerpener Land und seine wechselnde Folge von ausgedehnten öden Sandstrecken und gut kultivirten fruchtbaren Aeckern beginnt erst jenseits Mecheln sich zu zeigen, der an der Dyle belegenen „geistlichen Hauptstadt Belgiens". Schon lange bevor man, den Löwener Kanal überschreitend, diese Stadt erreicht, sieht man ihr gewaltiges Wahrzeichen, den Thurm von St. Romuald, sich gegen den Himmel abzeichnen, von einer Menge anderer Thürme und hoch emporragender spitzer Dächer umgeben, die neben seiner massiven, eckigen Gestalt zierlich und unbedeutend erscheinen. Auf dem Bahnhof von Mecheln, wo die Linien Ostende-Lüttich, Brüssel-Antwerpen und Mecheln-St. Nicolas sich kreuzen, wo großartige Eisenbahnwerkstätten sich befinden, herrscht ein lebhafter, unaufhörlicher Verkehr, ein reges Treiben; aber nur wenige Schritte in die Stadt hinein genügen, um uns wie in eine andere Welt zu versetzen. Trotz ihrer 40 500 Einwohner, trotz der, wenn auch nicht großartigen, so doch immerhin blühenden und mannigfachen Industrie der Stadt liegt die Mehrzahl ihrer Straßen und Plätze wie ausgestorben, wie in einer andauernden Sonntagsruhe da. Das laute Zufallen einer Hausthür erweckt in gar vielen dieser schläfrig stillen, von keinem Wagenverkehr belebten Häuserreihen ein lang anhaltendes

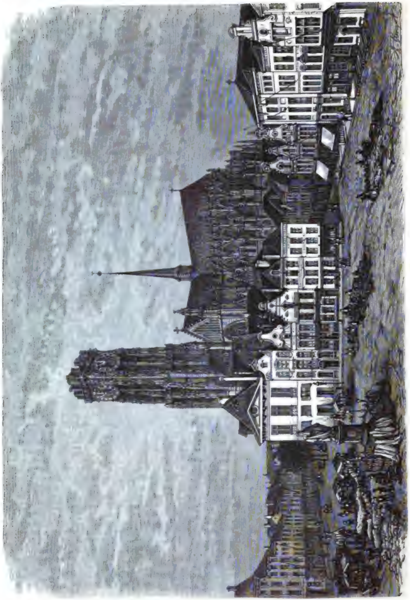
Die Dyle in Mecheln.

Echo. Die Dyle, die in zahlreichen, von nicht weniger als 35 Brücken überspannten Armen die Stadt durchfließt, trägt freilich fortwährend eine große Anzahl von Fahrzeugen aller Art; allein auch diese vermögen das Bild der allgemeinen Ruhe und Verschlafenheit kaum zu beleben. Die Deutlichkeit, mit der man die taktmäßigen Ruderschläge der Bootsführer und das kreischende Geräusch der an die Quaimauern gestemmten Uferstangen der größeren Kähne vernimmt, ist an und für sich schon charakteristisch. Ebbe und Flut machen sich in dem kleinen Flusse ungemein bemerkbar; bald sind die unzähligen schmalen und breiten Wasseradern, welche die Stadt durchziehen, bis zum Rande gefüllt, und in ihrer träge dahinfließenden Flut erkennt man unschwer das trübe, schlammige Scheldewasser; bald wieder sind die Pfeiler und das Mauer- oder Holzwerk fast bis zum Grunde sichtbar, und die breiten, flachen Wellen des niedrigen Wassers schlagen mit dumpfklatschendem Tone langsam an die mit gelblichem Schlamme bedeckten Ufer. Nicht mit Unrecht hat man den Hauptgrund für die auf jeden Fremden fast bedrückend wirkende Stille der Stadt in dem Vorwiegen des geistlichen Elementes gesucht. Seitdem Papst Paul IV. im Jahre 1559 die Romualdskirche von Mecheln zur erzbischöflichen Metropolitankirche erhob, trat die Bedeutung des ehemals mächtigen bürgerlichen Elementes mehr und mehr in den Schatten. Mecheln theilte darin das Geschick Löwens; mit noch mancher andern Stadt Belgiens aber theilt es heute das unvermeidlich traurige Aussehen der „Stadt, die einst bessere Tage gesehen hat“. Die Tage des höchsten Glanzes lagen für Mecheln aber in der Zeit, wo Margarethe von Oesterreich, die Tochter Maximilians I. und der Maria von Burgund, die nachmalige Erzieherin Karls V., hier als Statthalterin Hof hielt und die Stadt zu einem Mittelpunkt der schönen Künste und Wissenschaften machte. Selber gern als Dichterin und Philosophin sich hervorthuend, versammelte sie hier eine Schar von berühmten Männern um sich, unter



Das Standbild Margarethens von Oesterreich und die Tuchhallen in Mecheln.

denen wir Namen wie Erasmus, Cornelius Agrippa, Jean Lemaire und Jean Second, Mabuse, van Oeley u. v. a. finden. Wahre Wunderdinge von Turnieren, Tanz- und Schäferspielen, von „allerhand zierlich anmuthigem Zeitvertreibe des Geistes und Körpers“ werden aus dem Leben des damaligen Hofhaltes von Mecheln berichtet. Der erste Erzbischof der Stadt war der berüchtigte Kardinal Granvella, der nachmalige Minister Magarethens von Parma. Der für ihn erbaute erzbischöfliche Palast liegt, von großen Gärten umgeben, unweit der beiden Hauptkirchen, der Romualds- und der St. Johanniskirche. Den Mittelpunkt der Stadt bildet der malerische Große Platz, der, auf drei Seiten von Gebäuden umgeben, auf der vierten sich an den Platz der Romualdskathedrale anschließt. Ein im Jahre 1849 errichtetes Standbild der Margaretha von Oesterreich ziert heute den Großen Platz, auf dem sich mit den hier abgehaltenen Märkten auch der Hauptverkehr der Stadt konzentrirt. Die in weißem Marmor ausgeführte kolossale Figur der Statthalterin hebt sich ungemein wirkungsvoll von dem Hintergrunde der alten Tuchhallen ab, einem stattlichen Gebäude mit zierlichen Erkerthürmchen und schönen Giebeln, mit reichem Portal und tiefen Bogenfenstern, das nur leider seine Unvollendung ebensowenig verbergen kann, wie die in dem zusammengewürfelten Styl zu Tage tretende allmälige Entstehung seiner einzelnen Theile. Im Jahre 1340 begonnen, blieb es lange Zeit unvollendet liegen, wurde dann als Fragment nothdürftig zum Gebrauche hergerichtet, und erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Oberbau versehen; heute dient es als Hauptwache der Stadt. Unter den Häusern, welche den Markt umgeben, verschwinden leider die schönen, alten Giebelbauten immer mehr und mehr, um nüchtern-modernen Gebäuden Platz zu machen; doch sind immerhin noch genug davon vorhanden, um uns nach ihnen eine Vorstellung von dem schönen Bilde machen zu können, das die Kathedrale mit ihrer Umgebung im Mittelalter dargeboten haben muß. Da ist vor allen anderen das sogenannte Schepenhuis, das Schöffenhaus, zu nennen, in welchem im Jahre 1473 der Große Rath tagte, und das heute die Kunst- und historischen Sammlungen der Stadt beherbergt. Zwischen dem Großen Platz und der Kathedrale erhebt sich das Stadthaus, das, seinerzeit als Prachtbau berühmt, durch eine gründliche Restauration im vorigen Jahrhundert leider viel von seiner Eigenthümlichkeit eingebüßt hat. Was die Romualdskirche selber anbetrifft,



Die Romualdskirche und der Große Platz in Mecheln.

Digitized by Google

so wird sie mit Recht zu den schönsten gothischen Basiliken gezählt, die wir überhaupt besitzen. In Kreuzform angelegt, wirkt sie durch ihre großartigen Verhältnisse kaum minder, als durch die unbeschreiblich feine Gliederung ihres äußern architektonischen Schmuckes. Es gehört ein förmliches Studium dazu, um sich in dem Gewirr der Erker, Säulen und Säulchen, der Baldachine, Spitzen und Nischen zurechtzufinden, welche die hohen Spitzbogenfenster überragen und den Thurm umgeben. Dieser letztere, der ursprünglich für eine Höhe von 140 m bestimmt war, ist unvollendet und nur 90 m hoch; die Größe seiner vergoldeten Zifferblätter, die einen Durchmesser von über 13 m haben, gehört ebenso zu den Berühmtheiten Mechelns, wie das in der That herrliche Glockenspiel. Im 12. Jahrhundert begonnen, wurde der Bau der gewaltigen Kirche um die Mitte des 14. beendet; ein großer Brand, der sie bald nach ihrer Vollendung in Asche legte, machte einen theilweisen Neubau nöthig. Die Kosten zu demselben wurden aus den Gaben der Pilger bestritten, die besonders reichlich einflossen, als Papst Nikolaus V., dem die Förderung des Baues besonders am Herzen lag, für die Wallfahrer zu den Reliquien des heiligen Romuald einen großen Ablaß ausschrieb. Das Innere der Kathedrale birgt eine Menge herrlicher Kunstschätze, darunter ein berühmtes Altarblatt von van Dyck, Christus am Kreuz; sowie 25 der flandrischen Schule des 14. Jahrhunderts entstammende Bilder aus dem Leben des heiligen Romualdus. Auch die anderen Kirchen der Stadt sind in dieser Beziehung reich bedacht, so namentlich die Liebfrauen- und die Johanneskirche; doch wird, und auch mit Recht, das Interesse der meisten Reisenden mehr durch die alten Häuser von Mecheln in Anspruch genommen werden, als gerade durch diese Kunstschätze. Neben zahlreichen Straßen, deren ausschließlich moderne Gebäude mit den französischen Inschriften und Namen über ihren Läden ihre Entstehung unter dem neuen Regime nicht verleugnen können, neben gar vielen anderen, deren kahle nur hin und wieder von kleinen vorhanglosen Fenstern durchbrochene Mauern sie als Hintergebäude der zahlreichen Klöster und geistlichen Schulen Mechelns erkennen lassen, besitzt die Stadt auch eine Menge alter Gassen, deren herrliche Giebelbauten zu dem Sehenswerthesten auf diesem Gebiete der Architektur gehören.

Die Capverdischen Inseln.

Von Prof. **Richard Greeff.**

I.

Nach einem fast zweimonatlichen, naturwissenschaftlichen Untersuchungen gewidmeten, Aufenthalte an der portugiesischen Küste schiffte ich mich zur Fortsetzung meiner Studien am 5. November 1879 im Hafen von Lissabon auf dem der „Empreza lusitana“ gehörigen Postdampfer „China“ zur Reise nach der Guinea-Insel São Thomé ein. Gegen drei Uhr Nachmittags lichtete das große Schiff die Anker und dampfte langsam zum Hafen und zum Tejo hinaus. Noch einmal entfaltete sich vor meinen Blicken die stolze glänzende Hügelstadt mit den unvergleichlich schönen Ufern ihres Stromes. Bald lag Belem mit seiner herrlichen Klosterkirche und der auf der Höhe thronenden Ajuda hinter uns, bewundernd ruht das Auge noch auf der kühn in den Strom vorspringenden alten prächtigen Malteserburg, dem Torre da Belem, und schweift dann hinauf an dem wellenförmig sich erhebenden Ufer bis zu dem blauen, zackigen Gebirgskamm, von dessen Höhe die Pena de Cintra mit ihren Thürmen und Zinnen strahlend ins Land schaut. Unwillkürlich wendet sich bei dem schönen Schauspiel der Blick zurück in jene Zeit, als von den Ufern dieses stolzen Stromes die halbe Welt beherrscht wurde, als unter hochherzigen Fürsten von hier die kühnen Seefahrer auszogen und ganz Westafrika entdeckten und in Besitz nahmen, als Bartolomeus Dias das Kap der guten Hoffnung umschiffte, Vasco da Gama den Seeweg nach Ostindien und Cabral Brasilien auffand, als Camões, die Thaten seines Volkes verherrlichend, seine unsterblichen Lusiaden sang und das ganze geistige und materielle Leben Portugals zur höchsten Blüthe sich entfaltete.

Doch bald liegen auch diese glänzenden Bilder mit ihren schönen Erinnerungen hinter uns, immer mehr treten die schimmernden Paläste, Kirchen und Häusermassen der Tejo-Ufer zurück und mit rascheren Schlägen eilt das Schiff, nachdem es aus den Fesseln des beengenden Stromes befreit ist, der Mündung und dem Meere zu. Links erscheint schon auf einem sandigen Vorsprung der Küste der schlanke Leuchtthurm Torre do Bugio und zur Rechten das den Eingang zum Tejo und zum Hafen von Lissabon bewachende Fort Julião; endlich lösen sich die letzten Verbindungen mit dem Lande, die Zollbeamten und der Lootse verlassen das Schiff und jenseits Cascaes, nachdem die den Tejo gegen das offene Meer absperrende Barre durchschnitten ist, taucht die „China“ tief in die majestätisch anrollenden breiten Wogen des Oceans ein, nun nach Süden sich wendend und ihrem ersten Ziele, der Insel Madeira, zusteuernd.

Am frühen Morgen des 8. November fuhren wir in die Madeira-Gruppe ein, zuerst an dem öden Felseneilande Porto santo entlang und dann in die vielgepriesene Bucht von Funchal. Ein kurzer Besuch in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung gab mir Gelegenheit meine Erinnerungen an die liebliche Insel von einem früheren, auf einer Reise nach den Canarischen Inseln mir hier gewährten Aufenthalte zu erneuern. Ueberraschend war mir auch jetzt der große Unterschied des Klimas und der Vegetation selbst gegen die nahe und soeben verlassene portugiesische Küste. Während dort in der letzten Zeit der Herbst mit heftigen Regen und stürmischen Winden Einzug gehalten hatte, empfing mich hier wiederum feuchtwarme Frühlingsluft und Sonnenschein mit frischem Grün und neuen Blumen.

Auch ein für die Besucher des schönen Eilandes sehr erfreulicher Fortschritt machte sich mir bei der Ab- und Anfahrt bemerklich, nämlich die Herstellung eines besonderen Landungsplatzes. In früherer Zeit mußte die Landung auf dem mit Basaltgeröll bedeckten sehr abschüssigen Strande vor Funchal bewerkstelligt werden. Ein paar Ochsen wurden vor das Boot gespannt und dieses unter Hülfe einer bis an die Brust im Wasser watenden Schar halbnackter

Fischer mit Geschrei ans Land gezogen. Das Getöse erreichte seinen Höhepunkt in dem Augenblicke, wenn eine breite, das Boot hebende und treibende Welle ans Land rollte, die bei starkem Seegange dann freilich nicht immer nur gegen, sondern zuweilen auch spritzend über das Boot und seine Insassen schlug. Jetzt hat man gegen die Pontinha, einen aus der Bucht aufragenden und mit einem kleinen Fort gekrönten Felsen, einen Molo und Landungsquai gebaut, an den die Boote bei bewegter See mit mäßiger Bequemlichkeit anfahren können.

Bald nach Mittag an demselben Tage dampfte die „China" wieder zur Rhede von Funchal hinaus, ihrer zweiten Station, den Inseln des grünen Vorgebirges, uns zuführend. Bei der Ausfahrt von Madeira ward uns die seltene Gunst des Himmels zu Theil, die herrliche Insel, deren hoher Gebirgsrücken meist in Wolken gehüllt ist, von der weißschimmernden und in dem weiten grünen Abhang aufstrahlenden Stadt bis in die höchsten Gipfel hinauf unverschleiert und in schönster Beleuchtung vor uns ausgebreitet zu sehen, ein Anblick, dessen Zauber, so oft er sich dem Auge bieten mag, stets empfunden und unvergeßlich sein wird.

Die Meerfahrt von Madeira nach den Capverden ist vielleicht eine der schönsten der Erde, besonders wenn man jenseits der Canaren in den frischen, köstlichen Passat einfährt und mit ihm nach Südwesten geht. Spielend rauschen die mit dem Himmel im herrlichsten Blau wetteifernden Wellen an den Planken des Schiffes vorüber, und wenn man nicht, über die weite Wasserfläche hinblickend, durch die tief wallenden Athemzüge des Oceans an den Gewaltigen erinnert würde, könnte man glauben auf einem großen blauen Binnensee zu fahren. Auch an mancherlei interessanten und unterhaltenden Erscheinungen fehlt es dem aufmerksamen Auge nicht. Bald tauchen Delphine aus den Fluthen und treiben ihr seltsames Spiel an der Oberfläche, oft den Schiffen so nahe, daß man sie harpuniren könnte, bald springt ein Schwarm fliegender Fische auf und streicht mit den ausgespreizten Brustflossen und schillernd im Sonnenglanze eine Strecke über die Wellen und, merkwürdigerweise, fast immer gegen den Wind. Hier und dort fliegen Seevögel in sicherm, langsamem Fluge über die Fläche hin, tauchen plötzlich ein um Beute zu erhaschen oder wiegen sich eine Zeit lang schwimmend über die auf- und niedergehenden Wogen hin. Auch Landvögel, auf der Wanderung begriffen, vielleicht vom Wege abgelenkt und verschlagen, kommen aufs Schiff, um eine Weile Gastrecht zu genießen. Lange beobachtete ich an einem Tage einen solchen einsamen Luftsegler, eine kleine Mauerschwalbe, die mehrere Stunden unserm Schiffe folgte und sich zeitweise auf demselben niederließ, um auszuruhen. Später war sie wieder verschwunden.

Dem aufmerksamen Beobachter und Kenner entgehen auch die kleineren an der Oberfläche schwimmenden Meerthiere nicht, jene zarten pelagischen Gebilde, die unter dem Namen der Siphonophoren oder Schwimmpolypen bekannt sind. Namentlich sah ich einigemale große Seeblasen (Physalien), die gerade in diesem Theile des Atlantischen Oceans besonders häufig vorzukommen scheinen, mit dem nach oben gerichteten alizarinblauen Kamm ganz nahe am Schiffe vorbeischwimmen.

Am 13. November waren wir, als ich früh Morgens an Deck des Schiffes kam, bereits im Archipel der Capverden und liefen an der Süd-Ostseite der am meisten nach Nordwesten gelegenen Insel Santo Antão (S. Antonio) entlang. Vor mir lag ein hoher zackiger Gebirgsrücken, in seiner äußern Form eine auffallende Aehnlichkeit mit Madeira zur Schau tragend, an dessen steilen felsigen Abstürzen ins Meer die Brandung weiß aufschäumte und der bis in die höchsten Gipfel hinauf fast überall mit einem niedrigen Grün bekleidet war. Baumwuchs war wenig zu erblicken, bloß an einigen Thaleinschnitten schien die Vegetation reicher zu sein. An einem dieser nach dem Meere zu sich öffnenden und hier in eine kleine lichte Strandfläche ausgehenden Thäler lagen einige weiße Häuser. Von diesem Orte, dem Porto dos Carvoeiros, erhebt sich ein schmaler Pfad, der — ein merkwürdiger Anblick — über den ganzen Gebirgsrücken an den steilen oft senkrechten Felswänden entlang sich fortwindet und auf dem graugrünen Grunde weithin verfolgt werden kann. Er stellt den einzigen Verbindungsweg von dieser Seite der Insel zu den anderen dar.

Die Insel S. Antão besteht in der That fast nur aus dem vor uns aus dem Meere auftauchenden, mächtigen vulkanischen, aus Basalt und basaltischer Lava gebildeten, Gebirgsrücken, dessen gipfelreicher bis über 2000 m aufsteigender Kamm von Westen nach Osten gerichtet ist. Nach Süden, wie wir nun bei der Weiterfahrt sehen, senkt sich derselbe allmälig zu einem wellenförmigen kahlen Vorlande, aus dem einige niedrige graubraune Kegel aufragen.

S. Antão ist nach S. Thiago (S. Jago) die größte Insel des Archipels und trotz der schroffen und anscheinend steilen Südostküste eine der fruchtbarsten. Doch liegen die mit Kulturen und zum Theil mit reicher Tropenvegetation erfüllten Thäler hauptsächlich auf der Ost-, Nord- und Westseite, vornehmlich bei Ribeira grande, der Hauptstadt der Insel, und Ribeira do Paúl an der Ostseite, sowie Ribeira da Garça, da Altomira und da Cruz an der Nordseite, dem Thale von Tarrafal an der Südwest- und Ribeira das Patas an der Südseite.

Die Haupterzeugnisse in diesen von Gebirgsbächen durchströmten und zum Theil auch mit künstlichen Bewässerungsanlagen versehenen Distrikten sind Kaffee, Zucker, Mais, Tabak, Gemüse, Bananen, Apfelsinen u. s. w. Doch hat der Kaffee, der sich durch eine vorzügliche Qualität, namentlich ein sehr feines Aroma auszeichnet, fast allein für den Export eine größere und jährlich wachsende Bedeutung. Im Jahre 1879/80 betrug nach dem amtlichen Berichte des Gouverneurs der Capverden an die portugiesische Regierung der Kaffeeexport der Insel S. Antão 177 251 kg, einen Gesammtwerth von ungefähr 45 000 Milreis (1 Milr. = ca. 4 M. 50 Pf.) darstellend, gegen 128 624 kg im Jahre 1872. Andererseits scheint die Zuckerrohrkultur abgenommen zu haben, so daß im Jahre 1879/80 der Zuckerexport sich auf nur 15 371 kg belief, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die Produktion und Ausfuhr von Branntewein, der aus dem Zuckerrohr dort gewonnen wird, beträchtlich zugenommen hat und im Jahre 1879/80: 89 936 Liter in einem Gesammtwerthe von 6253 Milr. betrug.

In früherer Zeit brachte der Insel und manchen anderen des capverdischen Archipels sowie ferner auch den Canaren ꝛc. ein eigenthümliches Produkt reichen Ertrag, das nun aber durch die fortschreitende europäische Industrie längst überflügelt und fast werthlos geworden ist, nämlich die „Urzella", Orseille (Rocella tinctoria), eine an Felsen, vornehmlich an den Strandfelsen, wachsende Farbflechte, die zur Darstellung eines schönen blauen und röthlich-blauen Farbstoffes diente und von den Eingeborenen in ausgedehntem Maße, oft unter Mühen und Gefahren, an den steilen Felswänden eingesammelt wurde. Im Jahre 1841 repräsentirte die „Urzella", die damals Monopol der portugiesischen Regierung war und in jenem Jahre den Höhepunkt

ihrer kommerziellen Bedeutung erlangte, jährlich für den Archipel einen Gesammtwerth von 90 000 Milreis, während derselbe heute auf circa 2500 Milr. gesunken ist, und im Besondern für S. Antão auf circa 127 Milr. Auch die Indigo-Kultur wurde eine Zeit lang, von Engländern eingeführt, auf S. Antão und einigen anderen Inseln versucht, aber, zum Theil wohl wegen der Lässigkeit, mit der dieser neue Kulturzweig betrieben wurde, ohne erheblichen Erfolg und ist nun völlig aufgegeben. Einen nicht unwichtigen Zweig für den Wohlstand der Insel bildet noch die in den wasserreichen Distrikten von Ribeira grande und do Paúl mit Sorgfalt betriebene Viehzucht. Im Jahre 1880 betrug der Gesammt-Marktwerth des Bestandes an Rindern, Pferden, Eseln und Mauleseln in den genannten Distrikten 46 000 Milr.

Von Interesse mag noch sein zu erwähnen, daß der Gesammtwerth der im Jahre 1879/80 aus S. Antão ausgeführten Produkte bei einem Flächeninhalte der Insel von circa 600 qkm und circa 18 000 Einwohnern sich auf 52 840 Milreis belief, wovon, wie oben erwähnt, allein 45 000 Milr. auf den Kaffee-Export kommen. Ein besonderer Vortheil in Rücksicht auf die Verwerthung ihrer Produkte erwächst der Insel S. Antão noch aus der unmittelbaren Nachbarschaft der sterilen, aber stark konsumirenden Insel S. Vincente, mit der ein lebhafter Verkehr unterhalten wird.

Inzwischen ist bei der Weiterfahrt eine neue, von S. Antão nach Südosten gelegene, hohe Felseninsel, die schon früher in Sicht gekommen war, in ihrer vollen Ausdehnung hervorgetreten, die Insel S. Vincente, auf deren Hafen, den Porto grande, wir nun, von S. Antão uns abwendend, zusteuern. Gerade vor seinem Eingang taucht ein hoher, spitzer Felskegel, der Ilheo dos Passaros (Vogelinsel), von Seevögeln umschwärmt und an seinem Fuße mit dichter Algenvegetation bedeckt, einsam aus den Fluthen. Nachdem dieser umschifft ist, empfängt uns eine schöne blaue Meeresbucht, belebt von großen und kleinen Schiffen. Im Grunde derselben liegt dicht zusammengedrängt ein Städtchen mit frischweißen Häusern und einigen größeren Gebäuden, die Cidade do Mindello, und links von dieser auf einem ins Meer vorspringenden Hügel ein Stadt und Hafen beherrschendes kleines Fort, von dessen Zinnen auf hoher Stange die portugiesische Flagge weht. Der kleine linke Flügel der Bucht zeigt ein zerklüftetes felsiges Ufer, während der weite rechte Bogen von einem breiten, blinkenden Sandstrande umfaßt ist.

Hinter der Stadt dehnt sich eine weite sandig-steinige Thalmulde aus. Dann aber steigt plötzlich rundum ein hohes und malerisch schönes Felsengebirge gen Himmel, dessen kühne, phantastische Formen, scharfe Graten und Spitzen das staunende Auge gefangen halten. Wohin man sich suchend wendet an diesem merkwürdigen Gestade, in den tiefen Spalten und Schluchten und an den Höhen scheint Alles kahler, öder Fels und Steingeröll zu sein, von dem nur hier und dort graugrüne Flecken hervorschimmern.

Gegen 9 Uhr Morgens ertönt der bei der Anfahrt unseres Dampfers übliche Kanonenschuß und hallt rollend an den zerklüfteten Felswänden des Eilandes wieder, der Anker fällt rasselnd in den Grund und wir sind im Porto grande de São Vincente, dem berühmten Hafen der Capverdischen Inseln, dem besten des Archipels und einem der besten an der ganzen Westküste Afrikas, der in den letzten Decennien als atlantische Kohlen- und nun auch Telegraphenstation eine große und stets wachsende Bedeutung erlangt hat.

Wie uns eine Umschau alsbald erkennen läßt, verdankt der Hafen von S. Vincente, dieses Kleinod der Capverden, seine geschützte Lage hauptsächlich jenem hohen Felsenmantel, der ihn nach innen von Nord über Ost und Süd nach West umschließt und somit auch dem Nordostpassat entgegensteht, und andererseits der Insel S. Antão, gegen die er sich nach Nord-Nordwesten öffnet und die sich wie eine Riesenmauer vor ihn und ganz Vincente hinzieht. Während an der dem Passat ausgesetzten Nordnordost- und Ostseite der Insel die Brandung haushoch gegen die Felsen anstürmt, liegt das Wasser in der blauen Bucht des Porto grande ruhig oder ist nur von leichten, kräuselnden Wellen bewegt.

Mit großem Interesse benutzte ich den mir gebotenen kurzen Aufenthalt zu einem Besuche des in mancher Beziehung merkwürdigen Eilandes, mußte aber bei der Anfahrt ans Land die Erfahrung machen, daß, so sicher der Hafen für größere Schiffe ist, er doch nicht dieselbe Rücksicht kleineren Booten gewährt. Durch die tiefen Spalten und über die niedrigeren Felskämme des wildzerrissenen Felsenmantels blies nämlich der Passat, Strand, Stadt und inneren Theil des Hafens überbrückend, so heftig in die Bucht und über ihre Fläche nach außen hin, daß ich, vorn im Boote sitzend, von den scharf aufgeworfenen kurzen Wellen mehrmals überspritzt und völlig durchnäßt wurde.

Bei der Landung tritt uns alsbald als eine der auffallendsten Erscheinungen, die vorwiegend schwarze Bevölkerung, entgegen, die uns zu gleicher Zeit daran erinnert, daß wir uns auf einem dem großen dunkeln Erdtheil benachbarten und von ihm beherrschten Gebiete befinden. Die Neger von S. Vincente stellen im Allgemeinen einen kräftigen, hochgewachsenen und muskulösen Menschenschlag dar, selten, wie auch auf den übrigen Inseln, ganz schwarz, meist von hellbrauner oder kaffeebrauner Hautfarbe in verschiedenen Nüancen, offenbar das Resultat langjähriger Vermischungen mit Europäern. Auch die Frauen, die ich sah, waren meistens groß und schlank und doch von kräftigen Formen.

Auf dem Strande fortschreitend kommen wir zuerst an mächtige Kohlenmagazine, die mit allen modernen Apparaten zum Transport, zur Hebung, Ein- und Ausladung u. s. w. versehen sind und von denen aus ein ununterbrochener lebhafter Verkehr, durch große und kleine Boote, selbst Dampfbarkassen mit den draußen im Hafen liegenden Schiffen behufs Verladungen von Kohlen und Waaren unterhalten wird. Ganz in der Nähe dieser Magazine zur Linken liegt die große Alfandega (Zollhaus) und einige der Konsulatsgebäude und hinter ihnen und nach rechts die kleine Stadt, die zum allergrößten Theil aus ganz neuen, frischweißen und einstöckigen Häusern besteht. Aber auch größere Gebäude finden sich unter ihnen und meistens an hervorragenden Plätzen, wie der „Palast“ des Gouverneurs, das ansehnliche Municipal-Gebäude, die Kaserne, die kleine Kirche und andere. Selbst ein kleiner öffentlicher Markt ist vorhanden mit gedeckten Hallen zum Verkauf von Fleisch, Fisch und Gemüsen und mit einer hübschen Wassercisterne in der Mitte. Alles macht den Eindruck einer neuen und im frischen Fortschritt begriffenen Kolonie. Hinter dem Städtchen, dessen Außenseiten von der in ärmlichen Hütten wohnenden Neger- und Arbeiterbevölkerung eingenommen wird, dehnt sich eine breite sandig-steinige Mulde aus, die landeinwärts zu dem weiten Kranz des wilden Felsengebirges aufsteigt, der die Insel durchzieht und dem Hafen, wie wir oben sahen, Schutz gegen Nord und Ost verleiht. Ich war überrascht auf meinen Wanderungen hier doch weit mehr Pflanzenwuchs, namentlich frischen niedrigen Krautwuchses zu finden, als ich bei dem ersten Anblick der Insel von außen erwartet hatte. Freilich war gerade jetzt die Regenzeit, die in die Monate August, September und Oktober, hauptsächlich

in die beiden letzteren fällt, eben beendet. An einigen Stellen erheben sich in dieser Thalebene auch einige höhere Pflanzengruppen von graugrüner Farbe, die auf den kahlen Flächen scharf hervortreten, vornehmlich Tamarindengebüsche (Tamarix gallica), hohe, den Capverden eigenthümliche Lavendeln (Lavandula rotundifolia) mit violetten Blüthen und andere. Bald nach Eintritt der Regenzeit soll hier und in den Bergen, insbesondere an dem den meisten Pflanzenwuchs producirenden, circa 800 m hohen Monte verde, dem höchsten Berge der Insel, reichliches frisches Gras und Kraut hervorsprießen, das dann hier weidenden Ziegen genügende Nahrung bietet, das aber später unter der sengenden Sonne und den stetigen austrocknenden Passatwinden bald wieder verdorrt, zumal der Regen im Allgemeinen sehr spärlich fällt und zuweilen fast ganz ausbleibt. Im Innern der Insel befinden sich auch in besonders günstigen Lagen, Oasen gleich, einige kleine Pflanzungen, auf denen, mühsam und unsicher, Mais, türkische Bohnen, einige Kürbis- und Kohlarten, Bataten, Mandioca, sogar Feigen, Bananen und Apfelsinen in geringen Quantitäten gezogen werden. Alles das ändert indessen nichts an dem allgemeinen Vegetationscharakter der Insel S. Vincente, der vollkommen der einer Wüste ist.

Daß unter diesen Umständen auch die Thierwelt auf dieser Insel nur eine äußerst arme sein kann, ist wohl selbstverständlich. Außer den hier, wie auf fast allen Inseln und überseeischen Plätzen der Erde, die mit Schiffen im Verkehr sind, eingeschleppten Ratten und Mäusen, findet sich kein einziges wildlebendes Säugethier auf S. Vincente. Doch ist der Bestand an nutzbaren Haussäugethieren im Verhältniß zu dem sterilen Boden ein auffallend großer, insbesondere an Ziegen, die in halbverwilderten Herden in den Bergen weidend umherziehen, während der Regenzeit reichliche Nahrung finden, aber in der langen trockenen und heißen Zeit, die oft bis in die erstere hinein, diese verkürzend, anhält, darbend von dem verdorrten Grase leben und zuweilen, trotz der in dieser Richtung erworbenen unglaublichen Zähigkeit verhungern und verdursten müssen. Bei der Dürftigkeit der Vegetation und dem Mangel an Wasser sind natürlich, mit Ausnahme der am Strande und hier von den Erzeugnissen des Meeres lebenden Seevögel, nur sehr wenige wildlebende Landvögel auf der Insel heimisch, die bloß zeitweilig auf ihren Wanderungen als Gäste sich hier niederlassen und dann auch wohl, wie die Wachteln, Gegenstand der Jagd bilden. Günstigere Existenzbedingungen finden im Allgemeinen die Reptilien auf dem trockenen Boden, von denen einige Eidechsenarten hier vorkommen, während Schlangen völlig fehlen, selbstverständlich ebenfalls Amphibien. Auch die Gliederfüßler, insbesondere die Insekten, sind verhältnißmäßig spärlich vertreten, und von Landgehäuseschnecken sind bisher zehn verschiedene Arten gefunden worden, von denen eine kleine sehr zierliche, frischweiße Form (Pupa acarus) überaus häufig dort vorzukommen scheint, da sie, zu großen Schnüren perlartig aufgereiht, als Schmuckgegenstand vielfach von den Negern zum Verkauf angeboten wird. Möglich freilich, daß dieselben auch von anderen Inseln nach S. Vincente, als der den meisten Fremdenverkehr bietenden Insel, gebracht werden.

In hohem Grade befriedigt von meinen kleinen Streiftouren und reich beladen mit den am Wege gesammelten Objekten kehrte ich in die Stadt zurück und fand nun noch Gelegenheit zu einer genauern Umschau in der Stadt und dem Hafen, die mir noch manche interessante Beobachtungen boten und die auf Schritt und Tritt beredtes Zeugniß ablegen von der eigenthümlichen und raschen Entwickelung und der nunmehrigen Bedeutung der kleinen atlantischen Kolonie. Und wie eigenthümlich die Entwickelung dieser Kolonie gewesen ist, die früher die geringste aller war und deren Bewohner, oft unter unsäglichen Leiden, ein kümmerliches Dasein fristeten, und wie groß nun plötzlich ihre Bedeutung für den ganzen capverdischen Archipel geworden ist, möge uns ein kurzer Rückblick auf die Geschichte des merkwürdigen kleinen Eilandes zeigen.

Von der Nordküste Australiens.

Von H. Greffrath.

Wir entnehmen aus dem Reiseberichte eines Engländers, welcher im März dieses Jahres den Osten der Nordküste von Australien besuchte, folgende Mittheilungen über die wichtigeren unter den dortigen Inseln.

Der Mittelpunkt und Hauptort der in der Torresstraße betriebenen Perlmuschel- und Trepangfischerei ist das an der äußersten Nordküste der Kolonie Queensland in 10° 33′ südl. Br. und 142° 10′ östl. L. Gr. gelegene Thursday Island. Es wird in der Entfernung von ein bis zwei englischen Meilen von den kleinen Inseln Prince of Wales, Horn, Hamond, Friday, Wednesday und Goode im Kreise umschlossen. Das dortige Klima ist gesund, die Temperatur steigt selten über 25° R. Vor wenigen Jahren wurde die auf der Insel Somerset (30 Miles südöstlich davon gelegen) befindliche Regierungsansiedelung, wie es heißt, nach Thursday Island verlegt, weil diese Insel für Schiffe, welche den innern Kanal des Barrier Reef der Torresstraße passiren wollen, bequemer liegt und weil sie einen guten, gegen Sturmesgefahr sichern Hafen bietet. Die öffentlichen Gebäude, sämmtlich an der östlichen Küste, bestehen aus einem Gerichtshofe, einem Gefängniß, einem Magazin, aus Polizeibaracken und einer Wohnung des Polizeimeisters Mr. Chester. Auch an zwei sogenannten Hôtels fehlt es nicht, welche mit den Fischern, die sich in der Regenzeit immer gern auf und bei der Insel aufhalten, glänzende Geschäfte in Spirituosen machen. Es kommt vor, daß in einem Tage 200 Pf. St. darin umgesetzt werden; die wilde Wirthschaft läßt sich denken! Die englische Regierung beabsichtigt, auf Thursday Island eine Kohlenstation anzulegen und auf dem Big Hill daselbst eine Batterie, welche im Stande ist, in Zeiten der Kriegsgefahr den Eingang der innern Passage des Barrier Reef zu beherrschen. Der vorgenannte Mr. Chester, bemerkt unser Gewährsmann, ist der König der Torresstraße; Todesstrafe ausgenommen, herrscht er absolut. Er ist dabei eine „walking encyclopaedia“ über alle sein Territorium angehende Angelegenheiten, und wenn man bei ihm anfragt, stellt er stets den ganzen Schatz seines Wissens bereitwilligst zur Verfügung. Gegen Ende vorigen Jahres besuchte der deutsche Natur-

forscher Dr. Otto Finsch Thursday Island. Er sammelte Schädel der Eingeborenen und legte ein Herbarium aus der dortigen Pflanzenwelt an, und setzte dann seine Reise nach Neu-Guinea fort (vgl. Globus Bd. 41, S. 287).

Im März dieses Jahres waren in der Torresstraße 102 Fahrzeuge mit der Perlmuschelfischerei und 31 mit dem Fange des Trepang (bêche de mer, sea slug, sea cucumber) beschäftigt, und das dazu verwandte Personal bestand aus 50 Weißen und 800 Farbigen. Für den erforderlichen Gewerbeschein (licence) wurden jährlich ungefähr 400 Pf. St. vereinnahmt. Der Export des Jahres 1881 ergab 392 Tonnen Muscheln und 90 Tonnen Trepang, im durchschnittlichen Werthe von resp. 130 und 90 Pf. St. per Tonne.

Die Trepangfischerei findet meistens im Osten der Torresstraße statt. Sie wirft geringern Gewinn ab, weil die Mühe dabei größer ist, und weil, wenn die Zubereitung nicht sehr vorsichtig geleitet wird, das Ganze leicht unbrauchbar wird. Die schwarze, wie eine Gurke geformte Holothurie hängt an den Riffen, und an diese fahren die Fischer zur Zeit der halben Ebbe ihre Boote, welche dann bei voller Ebbe fast auf dem Grunde zu liegen kommen. Das Einsammeln geht nun rasch vor sich und ist mit eintretender Fluth zu Ende. Der Fang wird darauf an die betreffende Station, wie sie jede der Fischereigesellschaften auf einer der vielen kleinen Inseln besitzt, abgeliefert, hier gereinigt, halb abgekocht und in einer Art Räucherkammern getrocknet. Gerade das Trocknen verlangt große Vorsicht. Es kommen dabei drei verschiedene Temperaturgrade in Anwendung, und die geringste Abweichung davon verdirbt Alles. Wenn der Trepang als Handelsartikel fertig ist, sieht er aus wie Sohlleder oder dicke Baumrinde und geht meistens nach China, wo man daraus eine dort sehr geschätzte Suppe bereitet, welche selbst von Fremden nicht verachtet wird.

Eine sehr traurige Erscheinung, bemerkt unser Reisender, ist die durch die Fischer unter den schwarzen Frauen an der Küste des Kontinents und auf den Inseln veranlaßte Prostitution. Es entstehen dadurch nur zur häufig Konflikte, wobei dann die Eingeborenen, welche nur ihr gutes Recht vertheidigen, wie die Hunde niedergeschossen werden. „Christian Governments and Christian men take little account of the shooting of the natives" (für christliche Regierungen und christliche Männer ist das Niederschießen der Eingeborenen von wenig Belang), heißt es in dem Reiseberichte. Man nennt es „black crow shooting" (Rabenschießen), und spricht ganz vergnügt davon, wie der Jäger von seinem Jagdvergnügen. Man sucht ein Lager der Eingeborenen auf und da wird dann darauf losgeknallt, und die, welche so hingemordet werden, sind an dem vermeintlichen Unrechte, welches irgend wo irgend ein Schwarzer, indem er seine Frau gegen Prostitution vertheidigte, begangen haben soll, meist eben so unschuldig wie Queen Victoria. So unser Gewährsmann, der ein Engländer ist.

Das ebenfalls noch zu Queensland gehörige Booby Island, ehemals unter dem Namen „the Torres Strait Post office" bekannt, ist jetzt unbewohnt. Es befand sich dort früher ein Briefkasten, und vorbeifahrende Schiffe pflegten Briefe hineinzustecken und solche, welche etwa für die von ihnen zu berührenden Häfen bestimmt waren, zur Beförderung herauszunehmen. Auch war es Gebrauch, daß Schiffe dort Vorräthe für verunglückte, dorthin verschlagene Seeleute lagerten. Als es sich aber dann herausstellte, daß diese Vorräthe von den Eingeborenen anderer Inseln und selbst von gewissenlosen Europäern geraubt wurden, ging die ganze Einrichtung wieder ein.

Port Essington wird durch eine tiefe, am Eingange 7 Miles breite Bucht im Norden der Coburg Peninsula gebildet, zu deren Seiten sich niedriges und flaches Land ausbreitet. Die Einfahrt in den Hafen ist wegen des davor liegenden Orentes-Riffes, sogenannt nach einem Schiffe, welches dort scheiterte, schwierig und gefahrvoll. Im Jahre 1831 ließ die englische Regierung durch Sir Gordon Bremer in Port Essington eine militärische Station anlegen und den Hafen als Zufluchtsort für Schiffe erklären. Aber schon nach 19 Jahren ging die Station wieder ein, und es erinnern jetzt nur noch Ruinen, sowie ein mächtiger Tamarindenbaum, der als Wunder der Insel gilt, an jene Zeit. Auch trifft man noch zahlreiche Buffalos, welche von jener militärischen Ansiedelung herstammen und verwildert sind. Ein Spekulant versuchte vor etlichen Jahren dieselben zusammen zu treiben und zu zähmen, und das Fleisch dann nach Port Darwin zu verkaufen, hatte aber damit wenig Erfolg. Eine Anzahl von Kapitalisten will jetzt einen neuen Versuch dieser Art machen. Eine vor nicht langer Zeit auf Coburg Peninsula unternommene Rindviehzucht hat bisher ebenfalls nur geringe Erfolge erzielt.

Melville Island, 75 Miles lang und 38 Miles breit, ist durch die 14 Miles weite Clarencestraße vom australischen Kontinent getrennt. Die Insel ist sehr fruchtbar und besitzt mehrere gute Häfen. Die zahlreichen Eingeborenen sind wild und blutdürstig wie die Milliarden der dortigen Moskitos. Aus diesem Grunde haben seit dem Jahre 1840, wo die in Fort Dundas am King Cove unter militärischer Aufsicht gegründete Ansiedelung von Sträflingen nach sechszehnjährigem Bestehen und vielen Kämpfen mit den Eingeborenen wieder einging, nur wenig Weiße gewagt, die Insel zu betreten. Das Land ist meistens niedrig und bis an die Küste hin dicht bewaldet. Hier und dort stößt man auf mächtige Felsen, die höchste Erhebung beträgt 320 Fuß. Die Insel besitzt zwei oder drei Flüsse, von denen der eine auf einer kurzen Strecke schiffbar ist.

Bathurst Island, durch die eine englische Meile breite Apsleystraße von Melville Island getrennt, hat einen Umfang von ungefähr 30 Miles und besitzt einen großen Hafen, in welchem eine ganze Flotte Schutz finden kann. An den mehr offenen Stellen der Insel wachsen die Sagopalme, Fächerpalme, Pandanus, Eukalypten u. s. w., wie überhaupt die Insel große Fruchtbarkeit anzeigt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Auswanderung aus Frankreich ist an sich wenig erheblich und geht in neuerer Zeit immer rascher zurück; denn es verließen die Heimath 1872: 9214 Personen, 1873: 7141, 1874: 6755, 1875: 4464, 1876: 2867, 1877: 3666, und auch diese Auswanderung wird zum größten Theil nur durch die unwirthliche Natur weniger Departements hervorgerufen,

wo Mangel an Erwerb die Bewohner zur Auswanderung zwingt.

— Als Resultat der am 31. December 1881 vorgenommenen Volkszählung in Rom sammt Vorstädten und dem sogenannten Agro Romano ergab sich eine Gesammtbevölkerung von 304 402 Seelen, wovon 170 110 dem männlichen und 134 292 dem weiblichen Geschlechte angehören. Seit 1871 ist das eine Bevölkerungszunahme von 55 808 Seelen. Auffällig ist das große Ueberwiegen der männlichen Bevölkerung und die geringe Differenz, welche seit 1871 stattgefunden hat. Damals bestand das Verhältniß von 118 männlichen zu 100 weiblichen Individuen, und das hat sich nun zu dem Verhältnisse von 115 zu 100 gebessert. (Registrande Bd. XII.)

— Im Jahre 1881 wurden nördlich, westlich und südlich der Stadt Abo in Finland 1567 Quadratwerst aufgenommen. Ein Vergleich der neuen Aufnahme mit älteren Karten zeigt, daß die Inseln der Gegend um Abo an der stetigen Hebung theilnehmen, welche an der Festlandsküste von Finland schon lange beobachtet ist; denn Inseln, die vor 30 Jahren noch durch Meeresarme von der Küste getrennt waren, gehören jetzt ganz zum festen Lande.

— In der Sitzung der Sektion für Statistik der Russischen Geographischen Gesellschaft vom 16. (28.) April d. J. gab Herr Erschow eine kurze Uebersicht über die Vertheilung des Grundbesitzes im Gouvernement Ufa, das bekanntlich wegen Verschleuderung dortiger Domänen in letzter Zeit vielfach genannt wurde. An anbaufähigem Lande sind nach officiellen Angaben im Gouvernement vorhanden 10 316 341 Desjatinen (à 1,09 Hektar), an nicht anbaufähigem 478 578 Desjatinen. Von der ganzen anbaufähigen Fläche sind Staatseigenthum noch 372 876 Desjatinen, es gehören Landgemeinden 6 706 088 Desjatinen, Großgrundbesitzern 2 678 211 Desjatinen, Bergwerken 459 155 Desjatinen, dem Domänendepartement 83 764 Desjatinen, Städten 13 125 Desjatinen und Kirchen und Klöstern 8121 Desjatinen. Mit Wald bedeckt sind 5 337 309 Desjatinen Landes. Der Viehstand des Gouvernements beträgt: 571 565 Pferde, 358 707 Stück Rindvieh, 851 657 Schafe, 204 970 Ziegen, 222 Kameele und 111 785 Schweine. Am reichsten an Pferden und Rindvieh ist der Kreis Birsk, an Schafen der Kreis Menzelinsk.

Asien.

— Der russische Regierungsanzeiger vom 2. Juni publicirt einen kaiserlichen Ukas, durch welchen das westsibirische Generalgouvernement aufgehoben und die Bildung eines Steppengouvernements, welches die Gebiete von Akmolinsk, Semipalatinsk und Semiretschensk umfaßt, angeordnet wird.

— Die Société Académique Indo-Chinoise hat kürzlich zwei ihrer Mitglieder, die Ingenieure Henri de Bösine Larue und Maurice Geny, beauftragt, die im Jahre 1879 den Herren Wallon, Guillaume und Courret übertragene Aufgabe zu lösen, deren Ausführung durch die am 30. März 1880 auf Sumatra erfolgte Ermordung der beiden ersteren so unglücklich unterbrochen wurde. Die Reisenden sollen von der Westküste Sumatras aus den See Putschut-Laut erreichen, denselben und seine Anwohner erforschen, dann nach der Ostküste gehen und weiter die siamesischen Provinzen der Halbinsel Malakka besuchen. — Eine andere Mission soll M. Georges Garanger, der bereits von Marseille abgereist ist, in Ober-Birma erfüllen. Neben wissenschaftlichen Zwecken wird er Daten über Ackerbau, Handel und Gewerbe in Birma, Naturprodukte und Manufakturen sammeln, durch welche die französischen Exporteure lernen sollen, sich dem Geschmacke und den Wünschen der Eingeborenen anzupassen und sich dort einen Markt zu erwerben. (Wird England, das die Mündungen des Irawadi in seiner Gewalt hat, und dem dieser Strom selbst eben von Birma zu freier Befahrung eröffnet worden ist, sich dort französische Mitbewerber gefallen lassen?)

— Manufaktur, Verkauf und inländischer Konsum des Tabaks auf den Philippinen sind vom 1. Januar 1882, Anbau und Kultur desselben vom 1. Juli 1882 ab völlig frei gegeben. Damit werden die Bewohner, welche sich mit dem Tabaksbau beschäftigen, aus einer Art Hörigkeit befreit, die ihnen von der Regie durch die Bestimmungen über Tabaksanbau und -Handel auferlegt war.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft vom 13. (25.) April hielt der Ingenieur von Schulz, Mitglied der Orenburger Sektion der Gesellschaft, einen Vortrag über die im Jahre 1880 vom General Struve veranstaltete Expedition zur Aufsuchung der vortheilhaftesten Trace für die in Aussicht genommene Eisenbahn von Orenburg bis zum Aralsee. Der Vortragende, welcher an der Spitze dieser Expedition gestanden hatte, fand, daß der ganze Weg von Orenburg bis Karatugai am Syr darja in der als vortheilhafteste gewählten Richtung einer Strecke von 720 Werst, durch ebene Steppengegend führt, die nur auf der kurzen Strecke durch die Muhodshar-Berge ihren Charakter etwas ändert. Diese Berge aus krystallinischem Gestein bestehend, sind reich an Süßwasserquellen, aus denen zahlreiche Flüsse ihren Ursprung nehmen, die aber bei der Armuth des Landes an atmosphärischen Niederschlägen nicht besonders wasserreich sind. Nur die südlichste Strecke des Weges durch die Sandwüste Kara-kum trägt einen eigenartigen Charakter.

Von Orenburg ging die Expedition zum Flusse Ilek und dann im Thale desselben zum Fort Aktjube, wo die bis 40° R. gesteigerte Hitze zu längerm Verweilen nöthigte. Das Fort liegt unweit des Zusammenflusses des Teresbutak, der Jakscha und des Dshamankargal. Diese drei Flüßchen schlängeln sich durch felsige Erhebungen, welche ersichtlich der permischen oder Tertiärformation angehören. Die dort sich findenden Kalksteine, Gyps, rother Sandstein und Konglomerat sind zu Bauten sowie namentlich das letztere zur Anschüttung des Bahndammes gut geeignet. Jenseit Aktjube erhebt sich mit doppeltem Kamme der Berg Airjuk und südlich der Dshalfitau und Dshamantau. In diesem Gebirgskamme wird Eisenerz und Magneteisen angetroffen. In der Nomadensteppe hinter den Muhodshar Bergen findet sich eine ganze Reihe ausgetrockneter Seen und Wasserleitungsgräben.

Die Untersuchung am Nordufer des Aralsee zeigte, daß die Anlage eines Hafens am zweckmäßigsten in der Schigebas-Bai erfolgt; der Perowski-Busen hat nur ganz seichtes Wasser und ist mit Schlamm gefüllt, im Tschernyschow-Busen aber wäre eine Hafenanlage nur mittels Dammbauten möglich. Am 22. August a. St. kehrte die Expedition vom Aralsee zurück, dessen Spiegel, dem gleichzeitig mit den anderen Untersuchungen ausgeführten Nivellement zufolge, 175 engl. Fuß tiefer liegt als der Nivellementspunkt am Eisenbahnstationsgebäude zu Orenburg. Vom See ab steigt das Gelände stetig an und bildet nun eine Sandsteppe, die durch eine scharf ausgeprägte Linie von dem bisherigen Lehmboden abgegrenzt ist. Der größte Theil der Sandwellen ist mit Pflanzen bedeckt, deren Wurzeln sich zu einem förmlichen Netze verzweigen. Der Sand selbst ist der gewöhnliche quarzhaltige Flugsand, der hier und da auch kalkhaltige Stücke von mehr oder weniger cylindrischer Form enthält. Die Expedition kehrte anfangs Oktober nach Orenburg, das sie im Mai verlassen hatte, zurück.

Afrika.

— Von Susa in Tunesien haben die Franzosen eine kleine Kolonne nach el-Dschem, dem antiken Thysdrus, abgesendet (dessen mächtiges römisches Amphitheater auf S. 99 des 29. Bandes des „Globus“ abgebildet ist) und lassen dort regelrechte Ausgrabungen veranstalten. Es wurden schon sehr schöne Ruinen, Statuen und Münzen gefunden.

— Von Dr. Junker veröffentlichte die St. Petersburger Zeitung vom 10. (22.) April zwei Briefe vom November und December 1881, aus denen sich ergiebt, daß frühere

Schreiben Europa nicht erreicht haben; denn er setzt den Verlauf seiner Reisen als bekannt voraus und spielt auf dieselben nur an. Zu Beginn des Jahres 1881 schickte er seinen Begleiter Bohndorf nach Nordwesten zum Fürsten Sassa, verabschiedete sich von seinem Gastfreunde, dem Njamnjam-Häuptlinge Ndoruma (5° nördl. Br., 27½° östl. L. Gr.), und zog südwärts durch das Land der Amadi, welche am Nordufer des durch Schweinfurth bekannt gewordenen Uëlle sitzen. Er überschritt diesen Fluß, um den Fürsten Bakangai zu erreichen, wurde aber von den Abarambo ausgeplündert und mehrere Monate lang festgehalten, bis es ihm mit Hilfe von Sassa's Leuten gelang, wieder auf das nördliche Ufer des Uëlle zu gelangen. Dort wartete er bei den Amadi bis zum August vergeblich auf eine Gelegenheit, wieder nach Süden vorzudringen, und begab sich dann nach der ägyptischen festen Station, welche zwei Tagereisen östlich von den Amadi, im östlichen Gebiete der Abarambo und auf dem südlichen Ufer des Uëlle, errichtet worden ist. Der zweite Brief vom 26. December meldet, daß die Abarambo für ihren Ueberfall gezüchtigt wurden, und daß der Reisende im Begriffe stand, zu Bakangai zu reisen. „Ein Diener, den ich zu Bakangai geschickt hatte, kam gestern mit guten Nachrichten zurück und brachte mir als Geschenk des Fürsten einen Schimpanse und drei Elephantenzähne. Bakangai schickt außerdem Leute, die mich in sein Land führen sollen.“ Junker hoffte Ende Februar 1882 von dort wieder im Monbuttu-Lande einzutreffen; indessen schrieb Emin-Bey (Dr. Schnitzler), welcher Junker's Briefe übermittelte, daß er selbst bei Bakangai mit jenem zusammentreffen, und in seiner Gesellschaft weiter nach Südwesten vordringen wollte, so daß vielleicht die Reise eine weit größere Ausdehnung erlangen und zu wichtigen Resultaten führen wird.

— Ein vielversprechender Reisender, ein gewandter Beobachter der Natur und ein offener ehrlicher Charakter ging der Afrikaforschung verloren, als am 5. Februar 1875, noch nicht 35 Jahre alt, Frank Oates nördlich von der armseligen Niederlassung Tati im Lande der Makalaka dem Fieber erlag. Der „Globus“ zeigte damals nur kurz seinen Tod an (Bd. 28, S. 14 und Bd. 29, S. 49); erst jetzt aber ist es möglich den Werth des Mannes zu ermessen, nachdem seine hinterlassenen Tagebücher, geographischen Aufnahmen und Sammlungen in England bearbeitet und herausgegeben worden sind. Ein Bruder des Verstorbenen, Mr. C. G. Oates, hat sich in dem Buche „Matabele Lands and the Victoria Falls“ (London 1881) dieser nicht sehr dankbaren Mühe unterzogen — es ist immer ein mißliches Ding, Tagebücher eines andern zu verarbeiten und eine Reise zu beschreiben, welche man nicht selber gemacht hat. Die Pietät der Familie gegen den Verstorbenen zeigt sich darin in dem besten Lichte: die Sammlungen wurden hervorragenden Fachmännern übergeben, und was sich darunter Neues fand, wurde von diesen in den wissenschaftlichen Anhängen beschrieben, zum Theil unter Beigabe vorzüglicher farbiger Abbildungen, so die Buschmann-Skelete von G. Rolleston, die Vögel von R. Bowdler Sharpe, die Schlangen von A. Günther, die Insekten von J. O. Westwood, die Pflanzen von D. Oliver. Ein neuer Vogel, eine Schlange, zwei Pflanzen tragen von nun an den Namen Oates'. Auch sonst ist das Buch reichlich mit Farbendrucktafeln und schönen Holzschnitten ausgestattet, welche die zum Theil wenig anziehenden Landschaften des durchzogenen Gebietes, Thiere, ethnographische Gegenstände ꝛc. meist nach Zeichnungen von W. E. Oates, der seinen Bruder anfangs begleitete, darstellen. Unter denselben verdient die farbige Abbildung des westlichen Endes der Victoriafälle Hervorhebung; Franz Oates ist der einzige, welcher dieselben zur Zeit des Hochwassers besuchte, weshalb es doppelt zu bedauern ist, daß sein Tagebuch darüber nur die wenigen Worte vom Neujahrstage 1875 enthält: „Nach dem Frühstücke besuchte ich die Fälle — ein unvergeßlicher Tag.“ Wenige Wochen darauf mußte er sein Wagniß, das Naturwunder gerade zu dieser Jahreszeit zu schauen, mit dem Leben bezahlen, und damit wurden auch seine größeren Pläne, welche auf die Länder im Norden des Zambesi und den Bangweolo-See gerichtet waren, zu Grabe getragen. Seine naturhistorischen Sammlungen und seine Kartenskizzen (es sind außer einer Uebersichtskarte deren drei dem Buche beigegeben) legen Zeugniß dafür ab, daß er auch größeren Aufgaben gewachsen wäre. Wir werden in den nächsten Nummern einige kurze Auszüge aus dem Buche mittheilen.

— Am 2. Juni ist Savorgnan de Brazza nach Paris zurückgekehrt, nachdem er 2½ Jahr im äquatorialen Afrika verweilt, dort drei französische Stationen, darunter die am weitesten landeinwärts gelegene von allen bisher existirenden, errichtet, zweimal das Gebiet zwischen dem oberen Ogowe und dem mittleren Congo gekreuzt und dort sogar einen Weg hergestellt hat. Zuletzt hat er das noch unbekannte Gebiet zwischen dem Ogowe und Landana (an der Loangoküste) durchzogen.

— Der Rührigkeit Stanley's ist es gelungen, die Verbindung von Isangila und Manjanga am Congo ganz zu Wasser zu vermitteln. Den Dienst zwischen beiden Punkten besorgt der Stromdampfer „Royal“, welcher nur 1 m Tiefgang hat. Bei tiefem Wasserstande ist indeß die Schifffahrt unmöglich; auch muß für gewöhnlich schon der Dampfer bei den Stromschnellen mittels eines Taues weitergezogen werden. Auf der ganzen Route ist der Fluß mit Felsen durchsetzt, wodurch die Fahrt sehr gefährlich wird. Oberhalb Manjanga verhindern die Katarakte von Ntombo Makata auf eine Strecke von 11 km die Schifffahrt vollständig; doch kann darüber hinaus auf einer Länge von 20 km ein Dampfer wieder in Thätigkeit treten. — Die Stationen der „Association internationale“ am Congo sind bis jetzt Vivi, Isangila und Manjanga. Eine neue Niederlassung wird in Boma errichtet werden; außerdem hat Stanley noch eine Station zwischen Manjanga und Stanley-Pool in Aussicht genommen.

— Ende Mai stattete Kapitän R. F. Burton vor der Londoner Society of Arts Bericht über seine Reise nach der Goldküste ab. Als er am 25. Januar d. J. in Axim landete, hatte er den von vielen getheilten Zweifel, ob die Minen und Diggings auch rentiren würden — vollständig beruhigt ist er zurückgekehrt. Von den vier Hindernissen, welche als die schlimmsten galten — Einspruch Seitens der Aschanti, die Kosten für den Transport von Maschinen und für geschickte Arbeit in einem wilden Lande, Mangel an Arbeitern und das Klima — sind nach seiner Ueberzeugung zwei nur Trugbilder und die anderen beiden lassen sich leicht überwinden. Jenes Land ist in der That von erstaunlichem Goldreichthume, dem nichts in Californien oder Brasilien gleichkommt. Die eingeborenen Weiber haben aus dem Sande der Meeresküste Gold ausgewaschen; nach Regengüssen sieht man in den Straßen Axims Goldflitter glitzern und Gold ist enthalten in dem gelben Thon, mit welchem die Flechtwände der Hütten und Häuser beklebt sind. Durch Waschen wurden ½ bis 4 Unzen per Tonne erzielt. Während des letzten Jahrhunderts hat dieser Theil der Westküste Afrikas jährlich für 3 bis 3½ Millionen Pf. St. Gold in Gestalt von Staub, Körnern und Barren ausgeführt; in Folge der Abschaffung der Sklaverei und der Freilassung der Leibeigenen ist dieser Ertrag im letzten Jahrzehnte auf 126 000 Pf. St. gesunken. Durch Maschinen läßt sich aber dieser Ausfall mehr als ersetzen, und England braucht nur zuzugreifen, um seine in letzter Zeit von 25 Mill. Pf. St. auf 18 Mill. Pf. St. gesunkene jährliche Goldzufuhr wieder voll zu erhalten. (Auch Professor Gümbel in München, welchem Proben des goldführenden Gesteins vorgelegen haben, spricht sich dahin aus, daß es kaum ein Land geben dürfte, „welches eine so nachhaltige Gewinnung in Aussicht stellt, wie diese Binnenländer der Goldküste“.)

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 7. Mai sprach in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Korvettenkapitän Hoffmann über „Wahrnehmungen an einigen Korallenriffen in der Südsee" und kam dabei zu folgendem Schlusse. „Ich glaube — sagte er —, daß wir noch weit entfernt sind, diese wunderbaren Bauten vollständig zu erklären. Man wird es aufgeben müssen aus einheitlichem Gesichtspunkte so außerordentlich mannigfaltige Erscheinungen zu deuten. Man wird, wie auf allen anderen Forschungsgebieten, sich zu systematischen Beobachtungen wenden müssen. Dazu ist bis jetzt kaum ein Anfang gemacht. Kaum irgendwo ist es möglich, mit Sicherheit Veränderungen nachzuweisen, die sich im Laufe der Jahre ergeben haben, da nirgends die Grundlagen für solche Beobachtungen geschaffen sind. Die Tiefen außerhalb und innerhalb der Lagunen sind nur ganz oberflächlich an wenigen Stellen untersucht. Der geologischen und chemischen Untersuchung ist hier noch ein offenes Feld gelassen. Mit dem Fortschreiten der geographischen Kenntniß der Südsee, mit der Erforschung der Tiefenverhältnisse und der Grundbeschaffenheit der Oceane wird sich erst eine hinlängliche Grundlage schaffen lassen für eine genügende Erklärung der Entstehung und Fortbildung der Korallenriffe. Zusammen mit vielen anderen Problemen der Physik der Erde weist auch das vorliegende darauf hin, daß früher oder später als dringliche Aufgabe der Geographie die systematische Meeresforschung speciell der Südsee auf die Tagesordnung treten muß."

— Im Vereine für Erdkunde zu Halle sprach am 10. Mai d. J. Dr. von den Steinen über die Samoa-Inseln und namentlich über deren Bevölkerung, wie er dieselbe bei mehrmonatlichem Aufenthalt auch auf der seltener besuchten, am weitesten gen Ost gelegenen Untergruppe der Manua-Eilande kennen gelernt hat. Für größere Plantagenanlagen sind die letzteren zu klein, Savaii und Tutuila zu sehr gebirgig, nur Upolu dafür gut geeignet wegen seines breitern ebenen Küstensaumes. Das Volk ist polynesisch streng in drei Stände geschieden: zwischen dem gemeinen Stande und der Häuptlingsaristokratie steht noch eine Art Gelehrtenkaste, deren Mitglieder die nationalen Traditionen zu bewahren haben und in den Volksversammlungen die Sprecher stellen, während dabei die Häuptlinge schweigen. Das geschlechtliche Leben vor der Verheirathung ist ungebunden, strengerer Sitte unterstellt das eheliche, die Scheidung jedoch leicht. Die unverheiratheten Burschen jeder Ansiedelung erwählen sich einen Führer, „Manaïa", d. h. der Schöne, genannt, ebenso die Mädchen eine Führerin, die „Taupo", die bei Tanz und Spiel an ihrer Spitze steht, gleich dem „Manaïa" sogar eine Art von ständiger Gefolgschaft um sich schart und allein im Stamme verpflichtet ist, während ihrer Führerschaft eine Jungfrau zu bleiben. Auf Manua hat noch bis 1876 die Würde des priesterlichen Königthums, des „Tui Manua", bestanden; merkwürdige Schöpfungssagen und historisirende Legenden, welche Dr. von den Steinen auf Manua sammelte, deuten darauf, daß von diesen östlichsten Samoa-Inseln erst die Besiedelung Savaiis, dann Upolus und Tutuilas erfolgt ist.

Südamerika.

— Berichtigung. Wir müssen leider einige Irrthümer in der Bezeichnung von Illustrationen des 40. Bandes des „Globus" berichtigen, welche indessen nicht durch unsere Schuld entstanden sind. Uns machte darauf Herr Albert Frisch in Berlin, früher in Rio de Janeiro, aufmerksam, welcher seinerzeit 14 Monate lang am obern Amazonenstrome gereist ist und damals die photographischen Originale der in Rede stehenden Bilder angefertigt hat. Wie Herr Crevaux dazu kam, dieselben mit falschen Bezeichnungen zu veröffentlichen, ist uns nicht klar; korrekt kann man solches Verfahren schwerlich nennen. So stellt das Bild auf S. 290 nicht den Amazonenstrom bei Tabatinga und die Abfahrt von Kautschuksammlern dar, sondern den Rio Negro bei Manaos und bolivianische Indianer, wie solche in ganzen Trupps alljährlich in den Monaten Januar bis Mai in Manaos und weiter stromab, namentlich in Serpa, der Mündung des Madeira gegenüber, anzutreffen sind. Dieselben kommen als Ruderer auf den großen Handelsbooten den Rio Madeira herunter und gehen gewöhnlich mit demselben Herrn, der sie in Bolivia gemiethet hat, wieder dorthin zurück. Kautschuksammler wird man wohl nie in solcher großen Anzahl zusammentreffen, weil deren stets wenige genügen, um selbst ein großes mit Kautschukbäumen bestandenes Areal auszubeuten. Die auf S. 293 abgebildete Hütte gehört nicht den Orejones-Indianern am Iça, sondern Tecunas, welche etwa 10 spanische Leguas unterhalb Tabatinga die Ufer eines Sees bewohnen. Die beiden an Baumstämmen hängenden Schädel im Vordergrunde des Bildes sind in der Originalphotographie harmlose Körbe. Möglich ist es ja immerhin, daß auch die Orejones solche Hütten bauen, zumal Crevaux wiederholt darauf hinweist, daß jene Gebiete vom Iça bis nach Guayana von körperlich und sprachlich unter einander nahe verwandten Stämmen bewohnt werden.

Der „Mestize Fortunato in Yura-Yaco mit seiner Familie" (a. a. O. S. 309) ist in Wahrheit ein Caixana-Indianer vom Rio Tonantins. Die Flecken sind nicht eine Folge des caraté oder Schwindflechten, sondern mit urucu-Farbe aufgemalt; daß dies der Fall war, war um so leichter zu erkennen, als die Caixana außerordentlich hellfarbig, aber nichtsdestoweniger reiner Race sind. Zur Zeit von Herrn Frisch's Reise waren sie sehr wenig zahlreich, und da damals unter ihnen, wie am ganzen Amazonenstrome, die Pocken wütheten, so wird sicherlich von ihnen nur noch ein kleiner Rest am Leben sein.

Die Carijonas- und Coreguajes-Indianer in Nr. 21 desselben Bandes lernte Herr Frisch unter dem Namen Amaùas und Miranhas kennen und fertigte die Photographien von ihnen an, welche bei der Ausführung der Bilder zur Vorlage gedient haben. Doch hält er es für möglich, daß die Amaùas auch Carijonas genannt werden; gewiß ist, daß sie Anthropophagen sind und die Quellgegend eines der Zuflüsse des Yapura bewohnen.

Jedenfalls ergiebt sich aus dem oben Gesagten die betrübende Thatsache, daß M. Jules Crevaux bei der Veröffentlichung anthropologischer Typen nicht mit derjenigen Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe zu Werke geht, welche man von ihm als einem Manne der Wissenschaft, einem Arzte und Beauftragten der französischen Regierung zu erwarten berechtigt ist. Wie weit soll man nun seinen sonstigen Mittheilungen und seinen Kartenaufnahmen trauen?

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Meteora.

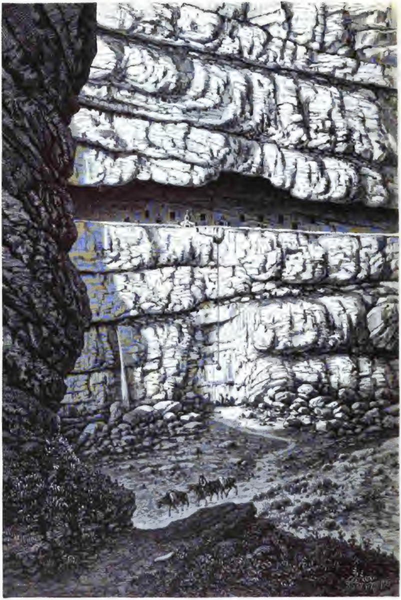
(Nach dem Französischen des M. de Drée.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Im nächsten Jahre bereiste de Drée die asiatische Türkei und fand auch dort eine Anzahl griechischer Klöster, welche man wegen ihrer Lage wohl gleichfalls als Meteoren bezeichnen kann; allein die Wichtigkeit und das Interesse, welches sie haben, reicht noch nicht einmal an das der Klöster vom Athos und bei Trikkala heran. Drée glaubt, daß sie niemals viel Ruf gehabt haben, und daß sie vielleicht selbst der geistlichen Autorität des Konstantinopeler Patriarchats nicht bekannt sind. Im Ganzen sieht man in diesen kleinen asiatischen Klöstern keine Spur vergangenen Glanzes; ihre Mönche leben nur von Almosen, die sie von weither zusammenbetteln, und ertragen, ärmlich gekleidet, schlecht genährt, mit orientalischer Gelassenheit ihr Elend. Weder die Ueberlieferung noch Reisende berichten von ihnen. Ihr Aeußeres, wenn überhaupt ein solches vorhanden ist, ist mehr als bescheiden, und man kann in den Gebirgen Kappadokiens, Lykaoniens, Phrygiens u. s. w. dicht bei ihnen vorbeireiten, ohne ihr Vorhandensein auch nur zu ahnen; de Drée hat sie meistens ganz zufällig aufgefunden.

Er hatte beschlossen, Kleinasien von Brussa bis zum Golfe von Alexandrette zu durchreisen und dann die Landschaft Kozan (nördlich von Sis in Kilikien) zu besuchen, deren Beys sich gegen die Pforte aufgelehnt und faktische Unabhängigkeit erlangt hatten. Begleitet war er von einem Konstantinopeler Diener, Jussef mit Namen, der nicht besser war als alle seines Gleichen, aber wegen seiner Sprachkenntnisse — er beherrschte das Griechische, Türkische, Arabische, Armenische, Kurdische und Persische — sich als höchst nützlich erwies. Die Reise ging von Brussa zunächst nach Kjutahia, wo Drée von seinen griechischen Wirthen in Erfahrung brachte, daß an dem Wege nach Afiun Karahissar, am Abhange des Murad-Dagh (den, nebenbei gesagt, noch kein wissenschaftlicher Reisender besucht oder wenigstens beschrieben hat) unweit Altyntasch ein sehr malerisch gelegenes Kloster sich befinde. Das Gebirge selbst soll sehr schön und anziehend sein, aber dermaßen voll Räuber und Landstreicher stecken, daß Drée auf eingehendere Erforschung verzichtete. Bei Altyntasch verließ er die große Straße und bog rechts ab auf einen Seitenweg, der so schmal und schwierig war, daß oft nicht zwei Pferde neben einander zu gehen vermochten. Nach 4 bis 5 Kilometer beständigen Ansteigens erreichte man eine beiderseits von hohen Felswänden eingeschlossene malerische Schlucht, welche sich ab und zu erweiterte und an solchen Stellen eine reiche, von Quellen genährte Vegetation aufwies. Zuletzt mündete ein Seitenweg ein, und dort befand sich auch das gesuchte Kloster. Ein gewaltiger Felsen aus geschichtetem Gestein, den man von Weitem für ein kyklopisches Gemäuer hätte halten können, erhob sich dort. In einer Höhe von 20 bis 30 Meter über seinem Fuße waren mehrere Schichten in einer Länge von nahe an 100 Meter wahrscheinlich durch die langsame Wirkung des Wassers herausgelöst



Kloster bei Altyntasch im Murad-Dagh (Kleinasien).

Digitized by Google

Kloſter bei Akſchehr in Sultan-Dagh (Kleinaſien).

Digitized by Google

worden und herabgestürzt. Diese Kluft hatten sich arme Mönche zum Schlupfwinkel erkoren, den man nur mittels des herkömmlichen Seiles und Korbes erreichen konnte. Bei Drée's Ankunft plauderte am Fuße des Felsens ein Mönch mit einem Bauer. Nur mit Mühe ließ sich ersterer überreden, die Empfehlungsbriefe oben abzugeben, und überbrachte dann auch nach einer halben Stunde die gewünschte Erlaubniß zu einem Besuche des Klosters. Da der Korb nur für einen Menschen Raum bot, ließ der Reisende zuerst seinen Diener Jussef hinaufziehen, vertraute seine Pferde dem Bauern an und fuhr dann selbst in die Höhe. Nachdem er auf einer kleinen Höhlung unterhalb der Kluft gelandet, stieg er zu letzterer auf etwa zwanzig Stufen hinauf und erreichte einen kleinen hölzernen Portikus, den ein Glockenthurm von höchstens 2 Meter Höhe überragte. Ein dicker Mönch mit lustigem Gesichte stellte sich als Superior vor, nahm Empfehlungsschreiben und Firman in Empfang, verneigte sich lächelnd und übernahm die Führung durch sein kleines Reich. Das Ganze ist nicht ohne Originalität. Die Felskluft ist etwa 80 Meter lang und nur 12 bis 15 Meter breit, in der Mitte ihrer Erstreckung 8 bis 10 Meter hoch und nimmt nach beiden Seiten hin ab. Es befinden sich da einige leichte Holzbauten, und außerdem hat man die natürlichen Höhlungen und Vertiefungen der Felswand benutzt, um einige größere Räume herzustellen. In der Mitte führt ein hölzernes Portal, auf welchem ein Kreuz thront, in eine Kapelle, welche aus dem Felsen ausgehöhlt ist und wie die anderen Gemächer ihr Licht durch fensterartige Oeffnungen in der Felswand empfängt. Das Leben der vier oder fünf Insassen, welche sich hierher zurückgezogen hatten, um fern von der Welt ihr Dasein in Frieden hinzubringen, war ebenso dürftig, wie das ihrer Brüder in den thessalischen Meteoren. Einige religiöse Bücher waren zwar vorhanden, sonst aber nichts, was die geringste Neigung der Bewohner zu Studien verrathen hätte. Dafür trieben sie Gärtnerei; einige Stellen waren mit mühsam herbeigeschleppter Erde bedeckt worden, und dort zogen sie Gemüse und selbst einige Blumen, was ihrer Felshöhe immerhin einen heitern Anstrich verlieh. War der Superior schon über den unerwarteten Besuch, den ersten seit langer Zeit, erstaunt und erfreut gewesen, so wuchs seine Dankbarkeit noch, als ihm Drée eine Gabe hinterließ, wenn sie auch bescheiden war.

Ueber die große Stadt Afiun Karahissar, welche den ersten Bestandtheil ihres Namens dem dort gebauten Opium (Afiun), den zweiten einem hohen schwarzen Felsen mit der Ruine einer byzantinischen Burg verdankt, setzte er seine Reise ostwärts durch ein breites sumpfiges Thal nach dem See Akschehr und der gleichnamigen Stadt fort, vor deren Mauern im Jahre 1403 der Sultan Bajazet, Tamerlan's Gefangener, am Schlagflusse starb. Auch in der Nähe dieser Stadt befindet sich ein griechisches Kloster, wie Jussef durch vieles Umherfragen in Erfahrung brachte.

Dasselbe liegt auf einem 60 Meter hohen, fast senkrecht abfallenden Felsen, an dessen Fuße ein Fluß entlang strömt. Damals als Drée hinkam, war Niedrigwasser, so daß man ohne tiefer als bis zu den Knien einzutauchen, watend oder von Felsblock zu Felsblock springend an den Felsen gelangen konnte. Während des Hochwassers aber muß das Kloster von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten sein. Das Plateau oben auf dem Felsen ist mit Erde bedeckt und scheint einen ziemlich reichen Pflanzenwuchs zu tragen, so daß der Aufenthalt dort weniger traurig erscheint, als sonst in den Meteoren. Von oben steigt man zuerst auf einer freiliegenden Treppe längs der Felswand hinab, bis zu einer natürlichen Terrasse, und betritt dort einen steilen unterirdischen Gang, welcher auf eine zweite, ziemlich große Terrasse mündet, welche noch etwa 15 Meter hoch über dem Wasserspiegel liegt. Diese letzten 15 Meter müssen mit Hilfe des Seiles und Korbes zurückgelegt werden.

Verfallenes Kloster im Gebirge Dipoïras am See Beischehr (Karamanien).

Einige Zeit darauf lernte Drée die Ruinen eines andern Klosters kennen und zeichnete sie ab, welche auf dem Gipfel eines hohen Felsens an den Abhängen des Dipoïras-Gebirges liegen; die Wasser des großen Sees Beischehr (westlich von Konia) bespülen seinen Fuß. Seinen Resten nach zu schließen, muß dieses Kloster einst eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Wahrscheinlich ist der Einsturz des Felsens in Folge der Wirkung des Wassers der Hauptgrund gewesen, daß es von seinen Bewohnern verlassen wurde.

Drée's weitere Reise durch Kleinasien, deren Hauptstationen Konia, Karaman und Adana waren, übergehen wir; er wurde durch Umstände gezwungen, von letzterer Stadt aus nach Konstantinopel zurückzukehren. Bald brach er von dort wieder auf, fuhr mit dem Dampfschiffe nach Sinope, lebte dort einige Tage auf dem Landsitze eines ihm bekannten armenischen Kaufmannes Hassun und trat dann mit demselben eine Reise über Amasia nach Angora an. Beide waren gut auf Pferden des Armeniers beritten und

mit allem versehen, um den Ritt so angenehm wie möglich zu machen. Der Weg führte anfangs an der Küste des Schwarzen Meeres entlang und wandte sich dann landeinwärts in die Berge. Am Kyzyl-Irmak (Halys) angelangt, fanden sie denselben zwar von großer Breite, aber so wenig tief, daß sie ihn durchfuhrten konnten. Ueber Wezirköprü und Mersiwan erreichte man in einigen Tagen Amasia, wo man bei einem Freunde Hassun's einkehrte. Nachdem dieser seine Geschäfte abgewickelt, schlug man den Weg nach Angora ein, d. h. statt der bisherigen südöstlichen verfolgte man nun eine beinahe westliche Richtung. Viel Mühe kostete es, den beträchtlich angeschwollenen Delidsche-Irmak zu durchfuhrten; mitten im Flusse verloren ihre Pferde den Boden unter den Füßen und wurden durch die reißende Strömung ein gutes Stück mit hinabgeführt, ehe sie wieder Grund gewannen. Völlig durchnäßt erreichten sie

Ein durch Erdbeben zerstörtes Kloster bei Angora.

das jenseitige Ufer; aber die heiße Sonne trocknete sie bald. Am nächsten Tage erreichte man den Kyzyl-Irmak, der ruhig und in nicht allzu großer Breite dahinfloß, und noch am selben Nachmittage Angora, wo Drée erfuhr, daß sich unweit des letzten von ihnen passirten Flusses Ruinen eines Klosters befänden, und zwar auf einem gewaltigen, über das Thal überhängenden Felsen. Genauere Nachrichten über dieses „Meteoron“ selbst oder über seine Geschichte waren in Angora nicht zu erlangen; nur erzählte man, daß der größte Theil der Baulichkeiten durch einen Felssturz vernichtet worden sei. Drée ließ sogleich die Pferde satteln und fand auch an der bezeichneten Stelle den Felsberg auf. Derselbe bildet das eine Ende einer kleinen Hügelkette. Deutlich ließen sich noch die Wirkungen des Felssturzes erkennen, welcher das Kloster zerstört und vielleicht die Mönche unter seinen Trümmern begraben hatte. Senkrecht fällt der noch stehende Theil des Felsens ab, so daß die Reste der Gebäude, welche ihn krönten, in der Luft zu schweben scheinen.

Nachdem Drée die interessante Oertlichkeit abgezeichnet

hatte, kehrte er auf demselben Wege nach Angora zurück. Allmälig aber wurde ihm dort die Zeit lang, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, sich einer Karawane aus Siwas anzuschließen, welche nach Südwesten zog, und so die großen Steppen im Innern Kleinasiens zu durchkreuzen. Zunächst ging ihr Marsch in gerader Richtung nach Siwrihissar; von dort wollte er wiederum nach Afiun Karahissar gehen, von wo ihm sein gutes Glück weiterhelfen sollte. Die Karawane bestand außer ihm und seinem Jussef aus sieben Berittenen, etwa vierzig mit allerhand Kaufmannsgütern beladenen Kameelen und fünfzehn ledigen Pferden aus Persien und Kurdistan, welche ihr Eigenthümer, ein armenischer Roßtäuscher, über Smyrna nach Konstantinopel zu schaffen und dort mit großem Nutzen zu verkaufen gedachte.

Hinter Angora führt der Weg zwischen Hügeln hin durch ein fruchtbares Land mit anmuthigen Thälern, welche namentlich in der Nähe der Stadt gut angebaut sind. Je weiter man kommt, desto niedriger werden die Hügel, und etwa halbwegs nach Siwrihissar befindet man sich auf einer fast vollständigen Ebene, welche dem fleißigen Anbauer reichlich lohnen würde, aber nur sehr wenig Bewohner hat. Ehe man Siwrihissar erreicht, ist der Sakaria, der alte Sangarius, der sich nach einem Laufe von 500 km unweit des Bosporus in das Schwarze Meer ergießt, zu überschreiten; an jener Stelle ist sein Bett sehr breit und die Fuhrt leicht passirbar, auch wenn der Fluß mehr Wasser mit sich führt, als zu jener Zeit. Es ist das eine große Annehmlichkeit, wenn man mit Kameelen reist, da diese nicht gern in tieferes Wasser gehen. Siwrihissar hat etwa 2000 Häuser, deren Bewohner nur vom Ertrage ihrer Felder leben, welchen sie aber auch gänzlich verbrauchen. Denn an Ausfuhr ist bei den schlechten Verbindungswegen nicht zu denken; diese sind eines der hauptsächlichsten Hindernisse für die Entwickelung des Landes. Der Ort ist zumeist aus den Ruinen der nahen altphrygischen Tempelstadt Pessinus, wo die Göttermutter verehrt wurde, erbaut. Texier fand 1813 dieselben im Südosten der jetzigen Stadt auf. Meist am Sakaria entlang, der im Emir Dagh entspringt, zogen sie von Siwrihissar aufwärts und stiegen dann hinüber in das sumpfige Thal von Karahissar, wo Drée bei einem Griechen abstieg, von welchem er mehr zu erfahren hoffte, als von einem der trägen Anhänger des Islam.

Mecheln.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Unter den zahlreichen Ueberresten der alterthümlichen Privatarchitektur Mechelns, denen wir in den engen gewundenen Gassen und an den Quais der innern Stadt begegnen, befinden sich freilich gar viele Häuser, an denen

Alte Häuser von Mecheln. (In der Mitte der „Duyvelsgevel".)

wir beim ersten Anblicke weniger die Kunst früherer Jahrhunderte bewundern, als das naiv-pietätvolle Bestreben der Neuzeit, die alten, dem Untergange sichtlich verfallenen Gebäude künstlich für den Gebrauch zu erhalten. Die Art, in welcher namentlich die in weiten Spalten auseinanderklaffenden, wurmzerfressenen und stellenweise grünbemoosten Holzfaçaden durch beliebig übergenagelte Bretter und Balken geflickt und zusammengehalten sind, findet an städtischen Wohnhäusern Nordeuropas wohl so leicht nicht ihresgleichen. Und doch ermangeln auch diese ohne jede Rücksicht auf ihre architektonischen Formen konservirten und restaurirten Ruinen mit den weit vorspringenden Stockwerken und den zackigen Giebeln nicht eines gewissen malerischen Reizes, vornehmlich im Frühjahr, wenn die morschen Dächer sich durch das aus allen Fugen lustig emporwuchernde Gras und Unkraut in kleine hängende Gärten verwandeln, deren

Inneres der Liebfrauenkirche von Mecheln.

frisches Grün einen wirkungsvollen Kontrast zu dem Verfall des Ganzen bildet.

Ueberall, wo eine derartige Nachhilfe noch nicht nöthig gewesen ist, überraschen uns die alten Privathäuser der Stadt durch ihre mannigfaltigen Formen und ihre reichen, zum großen Theil barocken Verzierungen. Eine Gruppe von drei Häusern am Quai aux avoines ist vor allen anderen bemerkenswerth. Die Mitte nimmt der sogenannte Duyvelsgevel ein, dessen in Holz und Stein ausgeführte Façade drei Reihen hoher, aus kleinen, quadratischen bleigefaßten Scheiben bestehender Fenster zeigt. Weit vorspringende Querbalken trennen die einzelnen Stockwerke des schöngegliederten Baues von einander; sie ruhen zum Theil auf kleinen Säulen, zum Theil auch auf karyatidenartigen Figuren, unter denen namentlich drei über der Thür befindliche groteske Satyrgestalten durch lebendige Bewegung und treffliche Ausführung hervorragen. Rechts von dem Duyvelsgevel erhebt sich ein hübscher Arkadenbau,

der aber leider durch einen in seiner Schmucklosigkeit nüchternen spitzen Giebel verunziert wird. Fein ausgeführte Blumenguirlanden und Arabesken krönen die pfeilergetragenen Bogen des zierlichen Gebäudes. Die grellbemalten Reliefgruppen über den hohen Fenstern, Darstellungen des Sündenfalls und der Vertreibung aus dem Paradiese, wurden lange Zeit zu den hervorragendsten Merkwürdigkeiten Mechelns gerechnet; und in der That verdienten sie durch die Kühnheit ihrer Zeichnung diesen Ruf auch mehr, als das spätere Wunder der Stadt, der berühmte steinerne Oelberg. Zum Glück ist dieses letztere Produkt eines dunklen Künstlers, das seinerzeit zum Ziele so mancher Wallfahrt gemacht worden ist, heute so gut wie vergessen, und die lebensgroßen, buntbemalten Steinfiguren Christi und der zwölf Jünger, die, steif und unförmig, theils stehend, theils auf einem künstlichen Felsen ruhend, einen umgitterten Raum in der Ecke einer dunklen, feuchten Gasse einnehmen, haben ihre Rolle in dem religiösen Leben des belgischen Volkes ausgespielt. — Das Haus zur linken Seite des Duyvelsgevels, das der Volksmund nach dem Gegenstande seines Skulpturenschmuckes als Haus des verlorenen Sohnes bezeichnet, gilt wegen seines seltsam geformten und reich verzierten Giebels für eine Perle mittelalterlicher Baukunst. Ungleich großartiger aber und prächtiger noch ist das im westlichen Theile der Stadt am Quai au Sel belegene alte Haus der ehemals mächtigen Fischergilde von Mecheln, das den reichsten italienischen Renaissancestyl aufweist. Nach dem über der Eingangspforte angebrachten Wahrzeichen, einem kolossalen vergoldeten Lachs, führt das Haus noch heute den Namen des „grooten Zalm“. Von der frühern Bedeutung des Fischereibetriebes in Mecheln giebt übrigens nicht nur dieses stattliche Gildehaus Zeugniß: der berühmteste Kunstschatz der Liebfrauenkirche, Rubens' wunderbarer Fischzug, wurde im Jahre 1618 von dem Künstler im Auftrage der Fischergilde für den Preis von 1000 Gulden gemalt und dadurch dem schönen im 16. Jahrhundert aufgeführten spätgothischen Bau der Hauptschmuck gegeben. In der nämlichen Kirche befinden sich auch die von der Schiffergilde der Stadt etwa um dieselbe Zeit gestifteten Kirchen- und Beichtstühle, Meisterwerke der Holzschnitzerei, die an Reichthum der Komposition und an Feinheit der Ausführung kaum von den drei berühmtesten Kanzeln Mechelns, der der großen Kathedrale, der Liebfrauen- und der Johanneskirche, übertroffen werden. Nach heutigen Begriffen erscheint die Wahl der Motive in jenem Werke freilich etwas seltsam für Ort und Zweck seiner Bestimmung: zwischen modernen und antiken Attributen der Schifffahrt finden wir ganze Scharen von Tritonen und Sirenen, von dem den Dreizack schwingenden Neptun angeführt. Es entstand damals ein förmlicher Wettstreit unter den Bürgern und Zünften von Mecheln in dem Bestreben, die Kirchen der Stadt auszuschmücken; ein Wettstreit, der namentlich im folgenden Jahrhundert darauf ausging, die Pracht der Antwerpener Kirchen zu übertreffen. Daß auch die Einwohner des heutigen Mecheln es an kirchlichem Sinne nicht fehlen lassen, das zeigt der ungemein rege Kirchenbesuch, der Sonntags nicht nur die ungeheuren Räume der großen Kathedrale, sondern auch die zahlreichen anderen Gotteshäuser bis an die äußeren Pforten füllt, und nach jeder Messe die sonst so todten Straßen und Plätze für eine kurze Zeit belebt. Ein Blick auf diese Menge genügt aber, um uns erkennen zu lassen, daß die geistige und körperliche Regsamkeit, welche jene alten Bürger Mechelns groß gemacht und ihnen die Mittel zu so reichen Stiftungen gewährt hat, dem heutigen Geschlechte gänzlich verloren gegangen ist. Unverhältnißmäßig groß ist die Anzahl von Individuen beiderlei Geschlechts, deren schlaffes, bleiches Aussehen von verkümmerter, bedrückter Existenz, von trauriger, schlechtbezahlter Einzelarbeit und absterbender, weil unzeitgemäßer Kleinindustrie erzählt. So ist die Spitzenfabrikation der Stadt, welche eine Zeitlang einen Weltruf hatte, seit vielen Jahren schon durch die Konkurrenz anderer belgischer Städte weit überholt worden, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, durch großartigen Betrieb dagegen anzukämpfen. Dieser Industriezweig wurde einfach als zu wenig lohnend aufgegeben, und nur noch ganz vereinzelt soll er heute von alten Frauen der ärmsten Volksklasse und von einigen Bewohnerinnen des Beginenhofes betrieben werden.

Das Brüsseler Thor oder die Overste Poort von Mecheln.

Von den alten, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Befestigungen Mechelns ist außer den zu Promenaden umgeschaffenen Wällen nur noch ein einziges Thor an der Westseite der Stadt erhalten. Es ist die sogenannte Overste Poort oder das Brüsseler Thor, ein starker von zwei ungeheuren runden Thürmen flankirter Bau, schwer und unschön in seinen massigen Formen, aber eine ungemein interessante Probe des mittelalterlichen Festungsbaues und ein Stolz der heutigen frommen und friedfertigen Stadt.

Digitized by Google

Dajakische Sitten und religiöse Gebräuche.

Aus Briefen von **F. Grabowski**.

I.

Bandjermassing, 31. Januar 1881.

Endlich habe ich meinen vorläufigen Bestimmungsort erreicht. Am 24. Januar sandte ich den letzten Brief von Soerabaja und am 26. dampfte ich zwischen der Insel Madoera und dem Festland von Java hindurch in die Sunda-See hinein. Sie schüttelte unsern kleinen „Minister Fransen v. d. Putte" so, daß ihm die Rippen oft knarrten, und er nicht ohne Mühe am 27. Mittags das Inselchen Baweau anlaufen konnte, um von hoher Rhede aus 200 Mekkagänger ans Land zu setzen. Hier sind unter den vielen Arabern und Malaien der Assistent-Resident und seine zwei Schreiber die einzigen ansässigen Europäer. Das Inselchen ist sehr gebirgig. Am 29. legten wir uns zum Abwarten der Fluth vor die Sandbank, welche die Einfahrt in die 2300 Fuß breite Mündung des Barito-Stromes während der Ebbe hindert, und mit dem Anbruch des Tages begrüßte ich in deutlicher Sehweite das ersehnte Land, die Küste von Borneo; im Osten erheben sich die Berge von Tanah Laut, während das übrige Gestade weit hinein niedrig und mit dichtem bis in die See reichendem Walde bedeckt war. Mittags passirten wir die Barre und gelangten an schön und undurchdringlich bestandenen Ufern und einigen einsamen auf Pfählen stehenden Dajakenhütten vorüber nach zwei Biegungen erst in westlicher, dann östlicher Richtung in ein Becken, das den Charakter eines großen Landsees zur Schau trägt und an der Insel Kagit vorbei bis zur Schans van Tuyl, einer frühern holländischen Befestigung, bei der wir in den Fluß von Martapoera oder Bandjermassing — von den Eingeborenen Kajoe Tangi genannt — nach N.-O. einfuhren, um am Nachmittage hier anzukommen, wo schon auf dem Flusse durch die kleinen Tembangans und größeren Prauen und Segelschiffe ein lebendiges Leben herrscht und ein reger Fruchthandel zumeist von banjaresischen Frauen, kenntlich an ihren 4 Fuß im Durchmesser großen Hüten aus Nipa-Blättern, betrieben wird. Im chinesischen Viertel war noch außerdem große Lebendigkeit, da gerade Sylvester — ko-niën — gefeiert wurde, worauf das vierzehntägige Neujahrsfest — niën ts'ch njiët — folgt, und habe ich natürlich die Gelegenheit wahrgenommen, um mich nach glücklich erledigter Installation bei einigen vornehmen Chinesen über diese feuerwerkreichen, licht-, lärm- und tafellustigen Vergnügungen durch eigene Theilnahme zu unterrichten.

Bandjermassing schätzt man — aber vielleicht etwas zu hoch — auf 33 000 Einwohner, von denen 500 und zwar inclusive der 350 Mann starken Besatzung Europäer, circa 3000 Chinesen, wenige Araber und der Rest Inländer sind. Demgemäß ist auch der Anblick der Straßen bunt genug. Da sieht man neben den genannten Nationalitäten Banjaresen, Javanen mit ihren farbenreichen, zuweilen mit Goldfäden gestickten Gewändern, Buginesen, deren Frauen an einem rechts bis zur Hüfte offenen Sarong kenntlich sind, und hiesige Dajaken in einer Tracht, welche der javanischen oder malaiischen ähnlich ist. Die Dajaken aus dem Innern, welche nur selten und dann auch nur von benachbarten Stämmen hier zu erblicken sind, tragen den tjawat oder eva um die Hüfte und eine offene Jacke, welche die Tatuirung sehen läßt. Ich selbst habe mich der Situation anbequemt und mich mit einer weiten und sehr bunten Hose (tjelana), welche oben nur durch ein Band festgehalten und auch in der Nacht nicht abgelegt wird, einer weißen chinesischen Jacke (kabaija) und geflochtenen Pantoffeln (tjenolas) an den bloßen Füßen bekleidet.

Eigenthümlich ist die Art der Namengebung bei den Inländern; heißt z. B. der Mann Djalan, seine Frau Budha und ihr ältestes Kind Linda, so lassen sie von der Geburt desselben an ihre bisherigen Namen fallen und nennen sich Bapalinda oder Palinda und Indoelinda, d. h. Vater und Mutter der Linda. Jedes Kind hält es für sündhaft, den Namen seines Vaters auszusprechen, und bleibt, nach demselben gefragt, entweder stumm, oder ersucht einen andern Anwesenden, darüber Auskunft zu geben. Baden, Rauchen und vor allem Spielen sind die Hauptleidenschaften der hiesigen Eingeborenen, letzteres in dem Grade, daß mancher Dajake zu diesem Zwecke seine Frau an einen Chinesen, meistens auf drei Monate, verkauft, wofür er gewöhnlich 50 Gulden erhält, und kann sie, die im Eheverhältniß seine vollständige Sklavin ist, erst nach dieser Frist eine Scheidung herbeiführen. Ein harmloseres Spiel ist „Dako", zu welchem ein großer Klotz mit achtzehn kleinen und zwei großen Löchern und 162 Muscheln oder Steinchen gehören. Es ist ganz anziehend und muß mit einiger Aufmerksamkeit gespielt werden. Wer nicht raucht, kaut desto eifriger Sirih, bestehend aus einem kugligen Konglomerat von Kalk, Sirihblättern und den Früchten der Pinang-Palme, welche Ingredienzien oft in geschmackvollen Döschen von Silber oder anderm Metall mitgeführt werden. Dieser Genuß, welcher verhängnißvoll für die Zähne ist, färbt diese sowie die Lippen, Gaumen und den Speichel blutroth. Die Leidenschaften nehmen bei diesen Menschen, häufig durch Eifersucht angestachelt, eine gefährliche Höhe an, welche nicht selten mit Mord in den Straßen der Stadt endet. Der betreffende erregte Eingeborene stürmt dann wie wahnsinnig mit gezückter Klinge durch die Menge und sticht nach dem ersten begegnenden Menschen. Natürlich wird er dadurch selber zu einem Objekt der Verfolgung und ist dem sofortigen straflosen Niederstoßen durch jeden ausgesetzt, und während die Wehrlosen in die Häuser eilen, alarmiren die Gardoes in ihren Wachthäusern durch zwei kurze Schläge auf das Tongtong, ein an einem Strick hängendes, ausgehöhltes Stück Baumstamm, ihre Mannschaften und suchen des Verbrechers habhaft zu werden. Ein solcher Vorgang heißt amok und ist leider gar nicht selten. Wird der Verfolgte lebend gefangen, so ist er bis zu seinem Tode ein ranteian, oder orang peranté, d. h. Kettengänger, und arbeitet mit einem zur Vereinigung vieler Gleichartiger durch ein Seil dienenden, um den Hals geschmiedeten Ring an den öffentlichen Straßenbauten unter der Peitsche des mandoer, welcher freilich selbst nur ein ranteian ist, der wegen guter Führung diesen Posten erhalten hat. Fragt man einen dieser Kettengänger nach seinem Vergehen, so erhält man gewöhnlich zur Antwort: Momboenok sa-orang sadja — ich habe nur einen Menschen getödtet.

Die Sprache der hiesigen Dajaken, das Poeloepetakische,

ist melodisch. Weiter ins Land werden die Dialekte sehr zahlreich und es scheinen dort ganz neue Idiome aufzutreten, so daß sich Dajaken aus verschiedenen Distrikten oft nicht verständigen können. Auch ist das geistige Leben der Dajaken, welche von hier bis ungefähr an die Kulturgrenze unter dem Einfluß der holländischen Forts leben, nicht gering. Hier einige Proben. Zunächst ein „dindang".

Padi muda djangan dilurut,
Djaka dilurut rusak batangnja,
Hati muda djangan diturut,
Djaka diturut rusak badanja.

Nicht über die junge Saat gestreift,
Wenn drübergestreift, verdirbt ihr Stengel.
Dem jungen Herzen, nicht ihm gefolgt,
Wenn ihm gefolgt, verdirbt der Leib.

Ferner einige leläi: Handuä basila sindä bulat, en koam? — Zweimal gespalten, einmal rund, was dein Sagen? — (der Mond). Papan pandak pangumang lewu, en koam? — Kurze Planke, stets durchgehend das Dorf, was dein Sagen? (Fußsohlen). Kakidjak anake, lalantong indoe — Stets springend ihr Kind, still liegend seine Mutter — (Reisstampfblock und Stampfstock). Inedjep balit — Mit dem Schwert gehauen heil (Wasser). Tanding sind Gleichnisse oder Sprichwörter, z. B. Kindjap pilus babuntat mariam. Oft eine Nadel hat zum Schwanz eine Kanone (kleine Ursachen, große Wirkungen). Nachstehend auch eine Fabel:

Eine blinde Ziege und ein lahmer Blandak, Zwerghirsch (dieser spielt in ihren Erzählungen die Rolle des Fuchses), waren übereingekommen, mit einander auf die Weide zu gehen, was sie in der Weise ausführten, daß der lahme Blandak sich auf den Rücken der blinden Ziege setzte und dieser nun sagte, ob sie rechts oder links gehen und wo sie still stehen solle, um einen guten Weideplatz zu genießen. Der Bär und der Tiger (?), die auch in Freundschaft mit einander lebten, beschlossen der Ziege und dem Hirsch aufzulauern. Kurze Zeit darauf traf denn auch der Bär zuerst auf die beiden und wollte sie fressen. Aber der schlaue Hirsch sprach: Friß uns nicht; wir suchen dich, weil wir deine Freunde sind, um dir etwas Wichtiges zu erzählen: der Tiger späht nach dir, um dich zu zerreißen. Der Bär glaubte ihm und beschloß ob dieses Freundschaftbruches dem Tiger aufzulauern. Mit diesem machte es der Hirsch gerade so und als nun die beiden verfeindeten Thiere sich anschickten mit einander zu kämpfen, ersahen sie aus ihren gegenseitigen Vorwürfen, daß sie betrogen waren und schworen dem Blandak gemeinschaftliche Rache. Der Hirsch war gerade mit der Ziege in der Nähe, hörte den Beschluß und trieb seine Gefährtin zur eiligsten Flucht vor der Gefahr an. Indem sie diesem Rathe Folge gab, lief sie so heftig gegen einen Baum, daß sie durch diese Erschütterung ihre Sehkraft und der abgeworfene Hirsch durch den Sturz die Gelenkigkeit seiner Beine wieder erhielt, wodurch es beiden ermöglicht wurde, dem Verderben zu entrinnen. Die bedenkliche Moral dieser Fabel über den Nutzen der Lüge und Gewaltthätigkeit kehrt in den meisten dajakischen Erzählungen dieser Art wieder.

Kwala Kapoeas.

Die Gebräuche, Sagen, religiösen Vorstellungen und das Ritual der Dajaken ist zum Theil sinnreich und durchaus nicht so einfach, daß man ihre Kulturstufe als eine der niedrigsten bezeichnen könnte. Auch ihre Geschicklichkeit und Erfindungsgabe bei der Einrichtung ihrer Lebensbedingungen ist nicht gering und ihre körperliche Gewandtheit sehr groß. Hier einige Proben ihrer Sitten und Ueberzeugungen. Will der Dajake sich ein Reisfeld anlegen, so sucht er zunächst nach einem geeigneten Boden, wobei er acht giebt, ob die Bäume desselben hartes oder weiches Holz haben, schlägt dasselbe im günstigen Falle um und pflanzt zwischen den Baumstümpfen seinen Reis. Nach drei oder vier Jahren wird das Feld verlassen und ein anderes gesucht, um erst nach 15 oder 20 Jahren wieder als ertragsfähig zu gelten. Dann ist das Holz groß und das Land von Neuem fruchtbar geworden. Ist ein seinen natürlichen Eigenschaften nach vortheilhaft scheinendes Terrain gefunden, so werden 10 bis 15 Quadratfuß Wald gelichtet; ein Zeichen für jeden andern, daß dieses Land einen Eigenthümer hat, der sich beeilt, die Gottheiten Djata, Dewa oder Sangiang nach ihrem Willen hinsichtlich seines Vorhabens zu befragen. Er schneidet von einem jungen Stamme ein Stück, welches der Länge seines Körpers, seines Armes und dreier Fingerbreiten entspricht, theilt dieses möglichst gleich und giebt einer der gewonnenen Hälften durch Schnitzen ein Gesicht, welches unter gewissen Anrufungen auf die Erde gelegt wird. Scheint nun bei dem Nachmessen dieser Hälfte an den vorhergenannten Maßen seines Körpers der Stab kürzer geworden zu sein, so ist das erste Zeichen für die Gunst der Gottheit seinem Vorhaben gewonnen. Die weitere Entscheidung bringt ein Traum, um den der Dajake in diesem Falle vor dem Einschlafen bittet. Auch hier sind natürlich die Zeichen wiederum zahlreich. Das Bild eines reichen Fischfanges ist günstig, bringt aber der Traum Krebse oder saure Früchte, so wird von dem Terrain Abstand genommen. Ja dieses geschieht in Folge unheimlicher Warnungen sogar mit bereits bebauten Feldern. Das Auftauchen eines Krokodiles bei dem Besuch des Herrn, ja das Auffinden eines todten Krebses wird hier unter Umständen als entscheidend betrachtet.

Bevor der Reis gepflanzt wird, sucht der Dajake durch Opfer von Hühnern den Sangiang zu bewegen, ihm von Radja Tontang matanandan, der im Fluß Njara Mangkai njako hinter der Stadt des Hatalla (identisch mit „Gott") wohnt, die gana (Seele) für den Reis zu holen. Ist die Seele angekommen, so wird der mit einem Ei gemengte Saatreis und zwar nur an einem Montag ausgesäet. Ist der Reis 8 bis 10 Zoll lang, so wird er ausgezogen und mittels eines Töndong, eines Stabes aus Tabalien-(Eisen-)Holz verpflanzt. Nach einem Monat wird er dann zum letzten Mal gezogen und definitiv verpflanzt, doch so, daß die ganze Bestellung an einem Montag endet. Am folgenden Tage wird dem Bruder des Sangiang, dem Rangai, ein Opfer an Eßwaaren gebracht, welches in einem Körbchen an einem in die Mitte des Reisfeldes gesteckten Stabe aufgehängt wird. Desgleichen findet Djata ein ähnliches Opfer an einem überhängenden Zweige des Flußufers. Finden sich nun nach ein oder zwei Monaten verdorbene Halme oder unfruchtbare Aehren, so werden sie ausgezogen und an dem Stock im Felde sowie am Flußufer befestigt, damit sich Djata durch persönlichen Augenschein von der Schlechtigkeit des Reisertrages überzeugt und dadurch bewogen fühlt, wenigstens einen reichen Fischfang zu geben.

Den ersten Reis, den der Dajake erntet, wagt er zunächst nicht für sich zu verwenden. Er gehört dem Beil (bliong) und dem Messer (pisau), die den Wald gefällt, dem Schleifstein und allen Werkzeugen, welche beim Pflanzen gebraucht wurden. Dieselben werden in eine Reihe gelegt und zum Essen genöthigt. Man streut den zuerst reif gewordenen Reis auf die Geräthschaften, läßt ihn eine halbe Stunde lang darauf liegen, damit sie gemächlich essen können, holt ihn dann aber wieder fort, um ihn schließlich doch zur eigenen Speise zu verwenden. Diesen und ähnlichen zum Theil sehr umständlichen Riten liegt die Ueberzeugung

des Dajaken zu Grunde, daß auch fast jedes leblose Ding eine Seele, „gana“, hat. Jede gana hat aber wiederum einen König, der immer ein „Dämon“ ist, und da auf diese Weise nach dajakischen Begriffen die ganze Welt unter der Macht von Dämonen steht, so ist das Bemühen, dieselben in Gunst zu erhalten, erklärlich.

Die Ernte dauert zwei Monate, weil stets nur die reifen Aehren geschnitten werden. Dieselben werden auf besonderen Gestellen getrocknet, mit den Füßen gestampft, und dann die Körner von allen Beimengungen durch den Wind befreit, indem man sie von einer hohen Bühne herabschüttet. Die letzten geernteten Aehren werden zu einem Bündel vereinigt in einer Ecke des Hauses aufbewahrt. Sie dienen der gana des neu zu pflanzenden Reises als tahasong (Athem).

Die Reiskultur der Dajaken befindet sich mithin noch in den ursprünglichsten Formen und wenn, wie in den letzten vier Jahren, die Ernte völlig mißräth, d. h. durch Ratten und Insekten vertilgt wird, so herrscht große Noth. Bei der Zähigkeit des dajakischen Charakters ist keine Aussicht, daß die intelligentere Art der Javanen, den Reis zu bauen, in naher Zeit Eingang findet, zumal das holländische Gouvernement sich dahin zielender Einwirkungen enthält. Während des Reisbaues wohnen die Dajaken in kleinen Häuschen (passah). Außerdem stehen in gewissen Entfernungen am Felde Hütten (podok oder auch goeboeg), von denen aus zur Verscheuchung der Reisvögel (booroeng pipit) mit Hülfe einer Leine (rottan) Wedel von Nipa oder Kokos und Grasbüschel, die sich in aufrechter oder umgekehrter Stellung an langen Stangen befinden, in Bewegung gesetzt werden.

Beabsichtigt der Dajake ein Haus zu bauen, so geschieht das nie auf einer Stelle, an der nachweislich bereits ein anderes gestanden hat; ein solcher Ort ist pali (unrein). Auf dem Platz, welcher den Wünschen des Erbauers entsprechend erscheint, wird ein Loch von circa 1 Fuß Tiefe mit den Worten gegraben: „O Djata, o Sangiang, wir wollen hier ein Haus bauen, gieb uns ein Zeichen, ob wir damit Glück haben und nicht krank werden. Ist der Boden fett und wohlriechend, so soll uns das ein Zeichen zum Bauen sein; stinkt er aber, dann bauen wir nicht.“ Danach wird die Erde berochen. Doch es wäre wunderbar, wenn dem Dajaken dieses eine Zeichen genügte. Zunächst muß er wieder träumen. Kommt in seinem Traum Regen oder Wind vor, so wäre Krankheit oder Streit in dem neuen Hause zu erwarten. Glaubt er aber im Schlaf einen Berg oder einen hohen ästelosen Baum zu besteigen, so ist der Erbauer überzeugt, reich und glücklich zu werden. Ist das Haus fertig, so wagt der Dajake nicht, es sofort zu bewohnen; es muß erst durch Blut gereinigt werden. Es findet eine Besprengung des Gebäudes mit Opferblut statt, doch giebt keiner über die Bedeutung der Ceremonie gefragt eine andere Antwort als „tawa“, d. i. ich weiß es nicht. Die Dajaken haben auch eine Art Taufe, wenn ich es so nennen darf. Das Neugeborene darf nicht früher das Haus verlassen, bevor in einem Garantong (kupfernes Musikinstrument) Wasser mit Blut eines jungen Hühnchens gemischt und das Kind damit besprengt ist. Nachdem darauf durch Laub eine Verbindung vom Hause bis zum Fluß hergestellt und der Anlegeplatz bekränzt ist, wird das Kind dorthin getragen, ins Wasser getaucht und dem Wassergott Djata zur besondern Gunst empfohlen.

Schon in der frühesten Jugend wird die Verlobung der Kinder von den Eltern geschlossen; ja es ist vorgekommen, daß noch ungeborene Kinder bereits verlobt wurden. Die Eltern im Verbande mit sämmtlichen Blutsverwandten bringen die Sache in Ordnung und dann sind die Kinder gebunden. Oft sehen sich die Verlobten nicht vor der Hochzeit. Es ist dann unter anderm auch vorgekommen, daß der Bräutigam, als er am zweiten Hochzeitstage seine Braut anschauen durfte, sich in Folge des angenehmen Eindruckes schleunigst aus dem Staube machte. Doch wird ihm das Aussehen der Braut, vielleicht aber mitunter unzuverlässig, vorher beschrieben. Der erste Schritt zur Verlobung geht von der Mutter des jungen Mannes aus. Von mehreren Frauen begleitet begiebt sie sich in das Haus ihrer zukünftigen Schwiegertochter, wo sie mit der Mutter derselben und den Tanten spricht. Findet sie geneigtes Gehör, so wird nach einigen Tagen die Frage durch drei oder vier Männer wiederholt. Dann beginnen die Unterhandlungen über die Geschenke, welche der Bräutigam geben muß und bei deren Festsetzung alle Blutsverwandten, welche nach dajakischem hadat (Gesetz) ein Recht auf solche Berücksichtigung geltend machen können, d. h. außer den Eltern alle Onkel, Tanten, Schwestern, Brüder u. s. f., zu bedenken sind. Oft scheitert eine geplante Verbindung an der Unzufriedenheit eines entfernten Verwandten mit dem ihm angebotenen Antheil. Ist alles in Ordnung, so wird als Hochzeitsmonat immer der September oder Oktober, jedenfalls aber ein Zeitpunkt nach der Ernte festgesetzt. Die Hochzeit findet im Hause der Braut statt, da nach dajakischer Sitte der Mann seiner Frau folgt und in dem Anwesen derselben zu wohnen hat. Der Bräutigam wird an dem Tage, an welchem er das elterliche Haus verläßt, „manjaki“ (mit Blut gereinigt), und ein Fest zu seinen Ehren gegeben. Die Mutter verwendet das Blut einer Henne oder eines jungen Ferkels, um ihm Füße, Knie, Brust, Hände, Ellenbogen und Stirn zu bestreichen. Darauf wird gegessen und getrunken und schließlich begiebt sich der Bräutigam, von vielen Freunden begleitet, nach dem Hause der Braut. Hier empfängt man die Gäste ziemlich kühl, nöthigt sie zum Sitzen und fragt endlich, warum sie eigentlich gekommen wären. Der vorher bestimmte Wortführer setzt nun in größtmöglicher Breite den Grund auseinander, worauf der Wortführer der andern Partei, als ob nicht schon alles abgemacht wäre, antwortet, davon könne nur die Rede sein, wenn der Frager genug mitgebracht hätte. Darauf geht es an ein beiderseitiges Feilschen, bis man sich bei den ursprünglichen Festsetzungen einigt. Der Bräutigam spricht dabei kein Wort und die Braut ist ganz unsichtbar. Die beiden Wortführer, wozu immer Leute gewählt werden, die besonders bilderreich sprechen können, machen die Sache allein ab. Sodann wird eine Akte gemacht, in der die vom Bräutigam zu zahlende Summe (100 bis 400 Gulden) genannt ist. Später werden 500 Duite oder 4 Gulden 16 Kreuzer unter die Gäste vertheilt. Dieses Geld wird târâs kasaksi, „Pfahl des Zeugnisses“, genannt und verpflichtet die Empfangenden, zu jeder Zeit Zeuge des geschlossenen Kontraktes sein und insbesondere bei Ehescheidungen dafür einstehen zu wollen, daß der schuldige Theil die gelobte Summe bezahlt. Darauf wird bis spät in die Nacht hinein gegessen und getrunken. Bevor man auseinander geht, wird der Vater des Bräutigams und alle, die mit ihm gekommen waren, mit Oel gesalbt. Sobald sie das Haus verlassen haben, brechen sie die Treppe hinter sich ab. Der Bräutigam wird nun bewacht, doch kann er sich in einem Winkel zur Ruhe legen. Der nächste Tag bringt die eigentliche Hochzeit. Schon früh werden Schweine und Hühner oder bei einem großen derartigen Fest ein handangan (Büffel) geschlachtet. Die blian (Priesterinnen des schlechtesten Wandels), sieben an der Zahl, erscheinen, von allen Seiten kom-

men geladene und ungeladene Gäste, es wird geschossen und überhaupt soviel Lärm als möglich gemacht. Ist das Festessen fertig, so werden Braut und Bräutigam auf Garantongs (kupferne Trommeln) neben einander gesetzt und können nun, wenn sie den Muth dazu haben, sich in die Augen schauen. Die Blians bringen Opferblut und bespengen beide damit, werfen ihnen Reis auf die Köpfe, wobei sie Segenswünsche doch ohne jede Andacht aussprechen. Dann folgt wiederum großer Schmaus, worauf der Bräutigam die Hunde füttern muß. Die Gäste bleiben die ganze Nacht zusammen. Das junge Ehepaar zieht sich zurück und kommt in den nächsten sieben Tagen, die pali sind, nicht zum Vorschein. Dann wird den Eltern des Mannes ein Besuch gemacht, wo beide sofort mit Opferblut gereinigt werden und die junge Frau neue Kleider von der Schwiegermutter erhält. Damit endigt das Hochzeitsfest und die Frau hat dann — zu gehorchen.

Eine unerlaubte Heirath wird tulah, d. h. Blutschande, genannt und findet statt: Wenn Jemand seine Enkelin oder Urenkelin heirathet; 2. wenn eine Frau den Bruder ihres Vaters oder ein Mann die Schwester seines Vaters oder seiner Mutter heirathet; 3. wenn ein Mädchen mit ihrem Stiefvater in Verkehr tritt; 4. wenn ein Mann seine Nichte oder deren Tochter oder eine Frau ihren Neffen oder dessen Sohn heirathet; 5. wenn Jemand die Schwester von der Frau seines Oheims heirathet; 6. wenn ein Wittwer die Schwester seines Schwiegervaters heirathet.

Hat eine solche Heirath stattgefunden, so tritt die ganze lowu (Dorf) als Ankläger auf, weil dadurch die gesammte Gegend verunreinigt ist. Früher wurden solche Personen meist getödtet, indem sie an einen mit Steinen gefüllten Korb gebunden und ertränkt wurden. Da dieses Verfahren unter holländischem Gouvernement nicht mehr ausführbar ist, ohne Strafen nach sich zu ziehen, so begnügt man sich damit, das Land durch das Blut eines Schweines oder Büffels zu reinigen. Die Häuptlinge begeben sich zu dem Paar; dort werden die Opferthiere geschlachtet und mit dem Blute die Reisfelder und das Dorf besprengt. Etwas wird auch in der Richtung der Sonne geschleudert, damit sie ihren Zorn fahren lasse. Das Fleisch wird dann durch die Verheiratheten des Ortes gegessen, doch ist sein Genuß den Unverheiratheten streng untersagt, damit sie später nicht auch tulah werden. Für die beiden Schuldigen wird alsdann ein besonderes Essen bereitet, das beste, was man haben kann; aber es wird in einem schon gebrauchten Schweinetrog hingesetzt. Wenn die Schuldigen an den Trog gekommen sind, setzen sie ihre Wanderung, der Mann aufwärts, die Frau abwärts, in entgegengesetzter Richtung fort. Sind beide ungefähr hundert Schritte vom Trog entfernt, so ruft Jemand rirririh, rirririh! die hier gebräuchliche Lockung für die Schweine, und klopft auf den Trog, worauf sie zurückkommen und aus dem Trog essen müssen. Was sie damit eingestehen, ist klar; aber von nun an darf es Niemand mehr wagen, sie der Blutschande zu beschuldigen, das Land ist gereinigt, und beide können als rechtmäßige Eheleute mit einander leben. Auf diese Ceremonie folgt eine zweite, die aber nur die Familie betrifft und auch im Hause vorgenommen wird, nämlich das tambalik djela (das Umdrehen der Zunge), d. h. die Zunge z. B. des Schwiegervaters muß umgedreht werden. Denn während er früher Neffe, Nichte oder Enkel sagte, hat er jetzt die Bezeichnung Schwiegersohn und Schwiegertochter zu gebrauchen. Dies Umdrehen geschieht dadurch, daß der Mann jedem Familienglied drei Gulden giebt. Das hilft; das dreht die Zunge auch hier sehr schnell. Merkwürdig ist es, daß die Dajaken versichern, unter dem Hause, in welchem ein Paar tulah wohnen, entstehe eine tambon tulah, d. h. die Erde hebt sich in Form von zwei dicken langen Schlangen auf, die den Mann und die Frau vorstellen. Dieses tambon tulah verschwindet aber, wenn die beschriebene Reinigung vollzogen ist.

Zur Charakteristik der gesitteten amerikanischen Ureingeborenen.

Von **Karl Lamp**.

Wäre es möglich, das Wesen einer Race mit einem Worte zu bezeichnen und würde die Aufgabe gestellt, dem der Ureingeborenen Amerikas in dieser Weise einen Namen zu geben, so müßte man es „Starrheit“ nennen. Jahrhunderte lang haben die Eingeborenen Yucatans und der Hochebene von Mexico, Peru, Bolivia unter der Herrschaft der Spanier gestanden. Die Spanier sind während dieser Zeit dorthin in so großer Zahl ausgewandert, daß sie ihre heimathliche Halbinsel, wie bekannt, mehr als zur Hälfte entvölkerten, und wenn die Auswanderer sich auch auf einen sehr großen Raum vertheilten, so muß doch auf jedes der genannten Länder ein ansehnlicher Bruchtheil gekommen sein. Und was noch mehr als die Zahl ins Gewicht fällt: die Spanier haben, gleich den Portugiesen, ein besonderes Geschick, auf die Menschen der Tropen einzuwirken. Dafür erfüllen sie zunächst schon die unumgängliche Vorbedingung, daß sie das Klima verhältnißmäßig sehr gut ertragen; der Sonnenbrand, der gebirgige Boden, die trockene Luft ihrer fast afrikanisch gearteten Heimath, sodann die Blutmischung, die sie mit Afrikanern während der mohammedanischen Herrschaft eingegangen sind, mögen dazu mitwirken, daß ihnen dies so leicht wird. Ferner halten die Spanier den Dunkelfarbigen gegenüber sich nicht so vornehm zurück, wie es die Engländer und Niederländer in Indien thun. Vielmehr wollen sie ihr natürliches Uebergewicht über sie als ein höchst persönliches genießen; schon ihre lebhafte Sinnlichkeit treibt sie dazu, sich, so zu sagen, gemein zu machen. Dies sind sie übrigens auch im guten Sinne: so gut wie ein Altspanier weiß nicht leicht ein anderer Fremder, nicht einmal ein Kreole, mit dem Indier umzugehen, und besser als mancher spanische Geistliche wird Niemand sie behandeln.

Trotz der starken Befähigung der Spanier zur Einwirkung auf die Indier haben diese sich nur wenig seit der Zeit vor der Eroberung geändert. Ihr sprödes Wesen ist entweder bis zur Vernichtung gebrochen worden oder hat sich in seiner alten Form so ziemlich erhalten; ein Anschmiegen kennt es nicht. Es wäre freilich Uebertreibung, wollte man sagen, daß gar keine Aenderung stattgefunden hat, daß, wenn die obere Schicht der Herrschenden durch einen Ausbruch der unten liegenden Masse auf die Seite geschoben würde, die Dinge genau auf denselben Standpunkt zurückkehren

würden, auf dem sie vor der Eroberung waren. Das möchte für das englische und niederländische Indien gelten; im spanischen Amerika könnte davon nicht die Rede sein. Unleugbar haben die Indier manches von den Spaniern angenommen, darunter einiges, wofür sie diesen Dank schulden. Vor Allem gehören sie, Dank den Spaniern, wenigstens der Form nach, was das Ausschlaggebende ist, der christlichen Welt an. Aber wie alles andere, was ihnen von den Spaniern gekommen ist, haben sie auch den katholischen Kultus sich zu eigen gemacht und halten ihn jetzt als ein Eigenes — so haben sich die Rollen vertauscht — zähe gegen die Nachkommen der Spanier fest, die zum Theil seitdem von Europa her ein anderes Dogma, das des Rationalismus und der französischen Revolution, in sich aufgenommen haben. Sie sprechen noch ihre alten, freilich mit vielen spanischen Wörtern gemischten Sprachen, die sogar der Fremde an vielen Stellen, wie in Yucatan und in der Sierra von Peru, zu lernen sich entschließen muß. Sie bauen ihre Wohnungen, wie es nicht anders sein kann, mit den Materialien, die der Boden hergiebt, und auf dieselbe Art, wie ihre Altvorderen. Das Mobiliar ihrer Wohnungen, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, hat sich nur etwa um ein Heiligenbild vermehrt; dem Indier und selbst dem Mestizen, auch wenn er gut gestellt ist, dünkt es viel bequemer, auf dem Boden zu hocken, wenn er sich gehen lassen kann, als auf einem Stuhl zu sitzen; die thönernen Geräthschaften sind von althergebrachter Form und Verzierung. Ebensowenig hat sich die Nahrung der Indier geändert; sie machen sehr selten Gebrauch von dem Fleisch des Schlachtviehes, das die Spanier eingeführt haben, essen vielmehr nach wie vor ihren Mais, den sie auf dieselbe Weise wie ihre Vorfahren bestellen und zubereiten, eine Weise, die neben vielem anderen, was den Ackerbau angeht, die Spanier von ihnen angenommen haben. In ihrer ganzen Kleidung findet sich in der Regel kein Stück, das nicht sie selbst oder Stammesverwandte anderer Gegenden angefertigt haben. Sieht man sie mit ihren Hühnern, Eiern, Holzkohlen, thönernen und hölzernen Geräthschaften auf dem Rücken im Gänsemarsch zum Markte traben, dann kommt Einem unwillkürlich der Eindruck, daß ihre Vorfahren vor 400 Jahren schwerlich viel anders ausgesehen haben. Es giebt indische Familien, die ganz nach ihrer Weise leben, selbst in der Stadt Mexico, und die in der Nähe derselben auf der das Thal umschließenden Höhe wohnenden bieten keinen andern Anblick; sie sind in keiner Weise durch die spanische städtische Civilisation beleckt. Haben sie in der Stadt ihre Waaren verkauft, dann lagern sie sich auf den öffentlichen Plätzen, in den Portalen, ihre Maistortillas und Bohnen zu verzehren. Neben ihnen, fast über sie hinweg, schreiten hochelegante Damen, stutzerhafte Herren; alle Pracht einer unter den Tropen gelegenen und daher doppelt üppigen Großstadt entfaltet sich vor ihnen. Es läßt sie ganz und gar gleichgiltig, sie haben dafür gar kein Auge, schlagen es nicht einmal auf; in ihren Gesichtern zeigt sich nicht Neid noch Neugier, sondern der gewöhnliche Ausdruck der Starrheit. Sie kehren in ihre Dörfer ebenso zurück, wie sie gegangen sind. Für den Spott, den sie häufig genug zu erdulden haben, zeigen sie, wenn er nicht allzuarg wird, nur geringe Empfindung; dafür sind sie viel zu fest befangen in dem Vorstellungskreise ihrer heimathlichen Scholle. Und man schelte sie nicht Barbaren, weil sie so harte Köpfe haben. Sie sind ehrlich, zuverlässig, gebunden durch die Sitte, das einzige Material, auf das sich fest bauen ließe. Und werden sie durch irgend ein Verhängniß losgerissen von ihrer Sippschaft, von ihrer Scholle, dann verlieren sie allen Halt und verfallen gleich den Mischlingen der Stadt — die des platten Landes nähern sich in ihrer Art den Indiern — einer vollständigen Verlumpung, aus der es eine Erhebung nicht mehr giebt, während sie auch der Civilisation damit nur insoweit einen Dienst erweisen, als sie Abnehmer ihrer Kattune werden.

Eine Regierung, die etwas Dauerndes zu schaffen vorhätte, müßte hierauf vor Allem Rücksicht nehmen. Sie brauchte für das geordnete Zusammenleben der Menschen nicht neue Formen einzuführen; sie würde vielmehr nur dann ihre Aufgabe erfüllen können, wenn sie die alten kräftigte und zur Grundlage des Ganzen machte. Sie müßte, so weit es mit dem Interesse der Gesammtheit verträglich ist, die Indier in ihren Dorfgemeinden nach ihrer Weise leben lassen; eines Gesetzes, wie das war, wodurch der russische Zar Boris Godunow jedem seiner Unterthanen eine feste Heimath anwies, die er nur mit einem Paß verlassen konnte, bedürfte es bei diesen wenig wanderlustigen Menschen nicht. Wohl aber wären sie kräftig zu schützen nach oben und außen gegen ein Kapital und eine Intelligenz, die fessellos nur auf Ausbeutung der Unentwickelten gerichtet sind. Dazu bedürfte es einer gewissen Abschließung und, um diese aufrecht, sowie jene Elemente niederzuhalten, eines Heeres, das Einem Willen gehorchte.

Nach ähnlichen Grundsätzen regierten die Jesuiten in Paraguay und dadurch ist das Volksthum dieses kleinen Landes das geordnetste, in sich einigste, eigenartigste und, so schwach es an sich ursprünglich war, widerstandsfähigste in ganz Südamerika geworden. Daß es in letzter Zeit einen großen Rückschlag erlitten hat, führt ein Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", der kürzlich dort als Wegweiser des Handels, so zu sagen, reiste und als solcher gewiß keine Sympathie für Abschließung an sich hat, eben darauf zurück, daß es diese zu früh aufgegeben habe. In der That kann ein unentwickeltes Volksthum nur auf diese Weise sich der Civilisation, die schon so viele geknickte Volksexistenzen auf dem Gewissen hat, erwehren und zugleich, indem es durch den Schutz stärker wird, das von ihr, was ihm zusagt, allmälig in sich aufnehmen.

Aehnlich war das System der peruanischen Incas. Ein Ausland gab es für sie eigentlich überhaupt nicht; denn rings um das befriedete Gebiet wohnten Wilde. Innerhalb desselben aber war alles aufs Beste geregelt. Alle hatten ihren Platz, den sie ein- für allemal beibehalten mußten, der ihnen aber auch gesichert und, weil sie beides wußten und zugleich geduldig von Natur waren, lieb war. Dies wollte, wie Pedro Cieza de Leon in seiner Crónica del Perú bemerkt, schon die Natur des Landes, welche die Menschen zwingt, in den Thälern sich zusammenzudrängen, die sie rings von dem rauhen wüsten Hochgebirge umgeben sehen, in dem sie umzukommen fürchten müssen. Das Charakteristische der Regierungsweise der Incas ist nun eben dies, daß sie allen Verkehr zwischen den isolirten Gemeinden in ihrer Hand vereinigten, ihn verstaatlichten. Es war ein ausgebildeter Staatssocialismus, wenn nicht für alle, so jedenfalls für unentwickelte Völker der gedeihlichste und natürlichste Zustand. Ganz aus der Natur hervorgegangen war er übrigens in Peru keineswegs, wie denn die Dinge sich überhaupt nicht von selbst, ohne Anstoß, entwickeln. Dazu war das Staatsgebäude viel zu symmetrisch und die bewußte Vorsorge der Incas hatte einen wesentlichen Antheil an seiner Aufführung, wenn sie auch die Grundlagen vorfanden. Eine solche Vorsorge ist übrigens, scheint mir, nur unter den amerikanischen Eingeborenen, nicht unter einer andern wenig entwickelten Race, z. B. nicht unter den Negern, denkbar.

Es ist, denke ich, im Allgemeinen gefährlich, die verschiedenen Racen gleichsam als Einzelwesen zu betrachten und

sie demgemäß zu vergleichen. Die Summe dessen, was sie alle mit einander gemein haben, ist viel größer, als die Differenz. In jeder finden sich die verschiedenen Temperamente, mag auch in der einen das eine mehr hervortreten als bei der andern, mag auch im Ganzen das Blut der einen schneller fließen als das der andern. Eine Vergleichung sollte sich mehr an die festen Formen des Zusammenlebens halten, wie sie bei den verschiedenen Völkern sich einerseits durch die Natur des Landes, andererseits durch die Geschichte, in der einer der wichtigsten Faktoren der Grad und die Art der Einwirkung von außen ist, verschieden gestaltet haben. Doch wird diese Regel nicht schlechthin gelten und, wenn man eine Ausnahme zugeben will, so mag am ersten die Verschiedenartigkeit der Neger und der amerikanischen Eingeborenen eine sein, die wohl größer ist, als eine solche zwischen anderen Racen.

Eine Dynastie, die an staatsbildender Kraft den Incas gewachsen wäre, wird es nicht unter den Negern geben. Von Staatsbildung kann bei ihnen überhaupt kaum die Rede sein. Es herrscht in den Negerreichen die Willkür, die Laune des Herrn; er erhebt aus dem Staub zu den höchsten Würden, wen er will, an einem Tage, um ihn am nächsten wieder hinunterzustoßen. Daher ein ewiger Wechsel und doch so wenig Entwickelung aus eigener Kraft. An Auffassungsgabe fehlt es ja den Negern durchaus nicht, und andererseits sind die Indier keine besonders begabte Race. Aber sie haben alles, was ihnen eigen ist, aus sich selbst. Die Neger dagegen, die in manchem, z. B. in der Bearbeitung der Metalle, weiter vorgeschritten waren, als die Indier, haben das Meiste von Fremden überkommen. Die frühere Abgeschlossenheit der Indier, die stets geübte Berührung der Neger mit höher stehenden Racen, wie Arabern und Europäern, ist hierfür ein naheliegender Grund; ein tieferer ist die im Charakter begründete sich selbst genügende, gleichsam vornehme Starrheit der Indier, die überaus große Empfänglichkeit der Neger. Wie sehr haschen diese nach dem Neuen, wie leicht wechseln ihre Stimmungen! Sie sind fast wie die Affen in ihrer Nachahmungssucht und gleichen den Kindern z. B. darin, daß sie, wie es scheint, nur für die greifbare Gegenwart Sinn haben. Dagegen erzwingt sich das gesetzte gleichmäßige Wesen der Indier eine gewisse Achtung und die festen, gleichmäßig höflichen Formen in ihrem Verkehr müssen uns als Zeichen einer uralten Gesittung erscheinen, ja muthen uns mitunter fast als etwas Greisenhaftes an.

Mit der Zeit werden jedenfalls die europäischen Nationen ein völliges Uebergewicht über die Neger gewinnen. Es wird alsdann eine große Masse tropischer Nahrungs- und Genußmittel für den europäischen Markt in Afrika erzeugt werden. Dagegen werden die Neger leidlich gute Abnehmer der Erzeugnisse der Industrieländer sein. Der civilisirten Welt müssen sie also brauchbar erscheinen. Aber sie werden schwerlich je in ihr einen vollbürtigen Platz einnehmen, sondern wahrscheinlich immer nur ihre Zerrbilder sein, wie es sich in Haiti zeigt. Das zutreffende Bild eines Negers der Zukunft ist ungefähr, scheint mir, das eines Menschen, der die abgelegten Kleider der Europäer trägt. Würde hingegen den Indiern eine Regierung nach ihrem Sinne zu Theil, so könnten sie dazu gelangen, eine eigenartige, wenn auch bescheidene Rolle unter den Völkern der Erde zu spielen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In **Frankreich** war die **Weinernte** des Jahres 1875 mit 78 Millionen Hektoliter die reichste im Laufe dieses Jahrhunderts, sank dann im folgenden Jahre auf 44 Millionen und ging 1879 und 1880 bis zum Ertrage der schlechtesten Ernten zurück (resp. 25 und 29 Millionen). 1881 fiel sie besser aus, als man anfänglich vermuthete und ergab 34 Millionen Hektoliter. Zum Vergleiche diene, daß nach den von Giovani Boschiero 1873 angestellten Untersuchungen die Weinkrescenz in Italien auf circa 33, in Spanien auf 30, Oesterreich-Ungarn auf 18, Rußland auf 16 und Portugal auf 3 Millionen Hektoliter geschätzt wird.

— Am 6. Juni fand in der **griechischen** Kammer die dritte Lesung des Gesetzes statt, durch welches die Verträge über den Bau von **Eisenbahnen** zwischen Athen und Patras mit Abzweigung nach Nauplia, zwischen Athen und Laurion und in Thessalien ratificirt werden.

— Die **Steinkohlen-Industrie** entwickelt sich im Königreiche **Polen** von Tag zu Tag. Im Jahre 1880 wurden $77\frac{1}{2}$ Millionen Pud (à $\frac{1}{3}$ Centner) Kohlen gefördert, d. h. um fast 12 Millionen Pud mehr als im Vorjahre. Im Ganzen giebt es in Polen 30 Kohlenwerke, die 4857 Arbeiter beschäftigen; die Zahl der thätigen Maschinen beträgt 60.

— An **Salz** und **Fischen** wurden im Jahre 1880 im Gouvernement **Astrachan** nach Mittheilung des statistischen Comitée dieses Gouvernements gewonnen: a) an **Salz** von den Salzseen, welche eine Fläche von 900 Quadratwerst bedecken, und aus dem Steinsalzlager auf dem tschaptschatschinskischen Höhenzuge zusammen 14 486 424 Pud; aus dem Vorjahre war ein Bestand verblieben von 11 042 269 Pud. Von diesen insgesammt 25 528 693 Pud wurden aus dem Gouvernement ausgeführt 11 627 286 Pud, kostenfrei an Kazaken des Terek- und Kuban-Oblast abgegeben 560 043 Pud, auf den heimischen Verbrauch kamen 2 835 878 Pud, der Verlust beim Eintrocknen betrug 25 404 Pud, zusammen wurden verbraucht 15 048 611 Pud und in das Jahr 1881 übernommen 10 480 082 Pud Salz. Die Gesammteinnahme des Jahres betrug 4 278 998 Rubel 74 Kopeken. b) an **Fischen** wurden 1880 aus Astrachan und den nahe dabei liegenden Häfen ausgeführt 14 008 352 Pud im Werthe von 24 937 162 Rubel. Einschließlich des im Winter in gefrorenem Zustande zu Lande Verfrachteten erreicht der Werth der Fischereiprodukte 30 Mill. Rubel. Berechtigungsscheine zu Fischerei und Seehundsfang waren ausgegeben 7945, wofür die Staatseinnahme 217 850 Rubel 40 Kopeken betrug.

Asien.

— Außer der bereits S. 14 mitgetheilten Aufhebung des Generalgouvernements Westsibirien und Errichtung des Steppengeneralgouvernements, die unterm 18. (30.) Mai d. J. officiell angeordnet sind, ist betreffs der militärischen Landeseintheilung durch kaiserl. Prikaz vom 25. Mai (6. Juni) 1882 befohlen worden, daß an **Stelle des jetzigen westsibirischen Militärbezirks** aus den drei Oblasts (Akmolinsk, Semipalatinsk und Semirjetschensk) des Steppengeneralgouvernements und den beiden Gouvernements Tobolsk und Tomsk ein neuer **Militärbezirk Omsk** ge-

bildet wird. Der Name Westsibirien verschwindet damit ganz aus der Reihe der officiellen Benennungen russischer Gebietstheile.

— Im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ist am 22. März d. J. Herr Stejneger aus Christiania nach Kamtschatka abgegangen, um dort eine meteorologische Station erster Klasse und auf der Beringinsel und in Petropawlowsk solche zweiter oder dritter Klasse einzurichten, über die dortigen Fischereien zu berichten und naturwissenschaftliche Sammlungen, namentlich von der ausgestorbenen Rhytina, von Phoca leonina, Otaria ursina u. s. w., zu machen.

— Der Telegraphenbau macht in China Fortschritte. Erst wenige Monate ist die Linie Schanghai-Tientsin im Betrieb, und jetzt soll Kanton durch eine Landleitung mit Hongkong verbunden werden. Die Unternehmer sind ausschließlich chinesische Kaufleute in Kanton. Merkwürdig ist, daß die Linie vorläufig in Kaulun an der Grenze des britischen Territoriums endigen soll, weil die britischen Behörden nur einer britischen Gesellschaft die Legung eines Kabels durch den Hafen von Hongkong (zur Verbindung dieser Stadt mit Kaulun auf dem zu China gehörigen Festlande) gestatten wollen.

— Der Gouverneur von Französisch-Cochinchina meldet am 17. April, daß Lieutenant Septans (s. „Globus“ XLI, S. 225) und sein Gefährte Gauroy ihre Reise im Innern von Hinterindien nicht haben zu Ende führen können. 120 km von Quinhon entfernt wurden sie von den Laos festgehalten und mußten, nachdem sie ihr ganzes Gepäck verbrannt, in Eilmärschen nach Kambodja zurückkehren. Es scheinen auch hier in Asien, wie in Afrika, die Sklavenhändler zu sein, welche sich dem Eindringen von Europäern widersetzen. Frankreich hofft jedoch, von seiner Kolonie aus diesem schändlichen Treiben wenigstens Abbruch zu thun, wenn nicht es ganz zu unterdrücken.

— Einer Mittheilung des „Golos“ aus Singapur zufolge befand sich Miklucho-Maclay am 10. April daselbst auf seiner Heimreise. Seine Sammlungen bleiben jedoch in Australien, wohin er bald wieder zurückkehren will. Sein Gesundheitszustand ist in Folge von Fieber und Neuralgie schlecht, und obwohl er erst 37 Jahre alt ist, sieht er wie ein alter Mann aus. Seine zwölfjährigen Reisen und die damit verknüpften Entbehrungen haben seine Kraft gebrochen, und es steht zu fürchten, daß die Verarbeitung seiner Resultate dadurch sehr verzögert werden wird.

Australien.

— Die Kolonie Süd-Australien (vergl. „Globus“ XXXII, S. 104 und 207) ist mit ihren 42 501 deutschen Quadratmeilen 6,73 Mal so groß wie das jetzige Preußen. Der südliche Theil mit 17 875 Quadratmeilen — davon waren am 30. Juni 1881 reichlich ³/₅, meist werthloses Wüstenland, unbesessen und unbesetzt — heißt Süd-Australien im engern Sinne und bildet die eigentliche Kolonie. Die gesammte Bevölkerung zählte nach dem revidirten Census vom 3. April 1881 erst 286 211 oder 6,73 auf der Quadratmeile, und am 1. Juli 1881, nach amtlicher Berechnung 288 537. Die freie Einwanderung aus Europa auf Kosten des Staates ist zwar gegen früher bedeutend beschränkt worden, aber das Parlament hatte für das Finanzjahr 1880/81 immer doch noch 15 000 Pf. St. dazu bewilligt. Hauptsächlich war es dabei auf Dienstmädchen abgesehen, an welchen es, ungeachtet des hohen Lohnes von 10 bis 12 Sch. pro Woche[1]) bei völlig freier Station, in allen australischen Kolonien sehr mangelt. Im Uebrigen ist der Arbeitermarkt in allen Branchen überreichlich besetzt.

Die Revenue des Jahres 1880/81, von Juli zu Juli gerechnet, schloß mit einer Einnahme von 2 010 681 Pf. St., gegen 1 831 164 Pf. St. im Vorjahre oder mit 7 Pf. St. pro Kopf. Die Ausgaben dagegen stellten sich auf 1 979 425 Pf. St., gegen 1 853 112 Pf. St., oder auf 6 Pf. St. 17 Sch. pro Kopf. Die öffentliche Schuld war am 30. Juni 1881 auf 11 196 400 Pf. St. oder 38 Pf. St. 16 Sch. pro Kopf gestiegen, zu deren jährlicher Verzinsung 452 000 Pf. St. erforderlich waren. Davon war der größere Theil auf den Bau von Eisenbahnen verwendet worden. Eine weitere Anleihe stand bevor. Unter Kultur befanden sich 2 574 489 Acres (ein Acre = 40,46 Ar.). Süd-Australien ist eine vorzugsweise ackerbautreibende Kolonie und behauptet in dieser Beziehung den ersten Rang unter allen australischen Kolonien. An Getreide wird hauptsächlich Weizen gebaut, und waren damit im letzten Jahre 1 733 542 Acres bestanden. Der durchschnittliche Ertrag von nur 4,96 Bushels vom Acre bezahlt aber die Farmer keineswegs. Es war ein großer Fehler der Regierung, daß jene Gegenden, welche sich jenseit der Höhe des Spencer Golf ausbreiten, gewöhnlich „the Far North“ genannt, wo die jährliche Regenmenge höchstens acht bis zehn Zoll beträgt und Wassermangel allgemein ist, als Agrikulturdistrikt erklärt wurden. Es kommt bei der häufigen Dürre vor, daß die eingestreute Saat nicht einmal zum Keimen gelangt. Man hätte die Squatter mit ihren Viehherden ruhig dort belassen sollen.

Der Export des Jahres 1880 bewerthete 5 574 505 Pf. St., gegen 4 762 727 Pf. St. im Vorjahre oder 19 Pf. St. 9½ Sch. pro Kopf der Bevölkerung. Man darf aber dabei nicht außer Acht lassen, daß in diesem Ansatze auch der Reexport von importirten Waaren (im Jahre 1880 744 928 Pf. St.) eingeschlossen ist. Der Import dagegen hatte einen Werth von 5 581 497 Pf. St., gegen 5 014 150 Pf. St. im Vorjahre oder 19,105 pro Kopf. Es liefen im Jahre 1880 insgesammt 1045 Schiffe mit 580 085 Tonnen ein und 1111 Schiffe mit 610 819 Tonnen aus.

Der Bau von Eisenbahnen schreitet rasch vorwärts. Am 1. Juli 1881 waren 765¾ Miles (166 deutsche Meilen) in Betrieb und 221 in Bau begriffen. In dem Finanzjahre 1881/82 sollen 764 000 Pf. St. auf Eisenbahnen verwendet werden. Dem jetzt tagenden Parlamente sind wieder Vorlagen über eine Reihe neu zu bauender Bahnen unterbreitet worden. Namentlich soll auch die Nordbahn, welche jetzt 200 Miles über die Spitze von Spencer Golf hinaus bis zu den sogenannten „Government Gums“ fertig ist, weiter ins Innere des Kontinents fortgesetzt werden. Die Telegraphenlänge belief sich auf 4754, die der Drähte auf 6904 Miles.

Der Viehbestand der Kolonie stellte sich nach der Zählung vom 3. April 1881 auf 157 915 Pferde, 307 177 Rinder, 6 463 897 Schafe und 131 011 Schweine.

Südamerika.

— Durch Dekret vom 16. März 1882 verbietet der „Ilustre Americano“ Guzman Blanco, Präsident von Venezuela, als Hochverrath (!) die Einführung und den Verkauf eines kleinen bei Hachette in Paris erschienenen Atlas von E. Cortambert, weil — in demselben Britisch-Guayana bis an den Orinoko reicht, also angeblich venezolanisches Gebiet umschließt. Als ob überhaupt die Grenzen der sogenannten Republik Venezuela irgendwo, von der Meeresküste abgesehen, feststånden! Und als ob England seine Ansprüche auf die Strecke bis zur Orinoko-Mündung, speciell bis zum Rio Amacura, dem armseligen Venezuela gegenüber nicht durchsetzen könnte, wenn es wollte!

— Das Beste und Ausführlichste, was jetzt über die südbrasilianischen Provinzen Sao Pedro do Rio Grande do Sul und Santa Catharina existirt, ist das eben erschienene

[1]) Die Angelegenheit kam auch im September 1881 im Parlamente wieder zur Sprache. Es wurde einstimmig votirt, daß der Generalagent der Kolonie in London so viel Mädchen wie möglich frei nach Süd-Australien befördern lassen solle. Die Lage der Hausfrauen in der Kolonie wurde bei dem großen Mangel an Dienstmädchen als eine verzweifelte geschildert. Die Ungleichheit der Geschlechter in Australien — das weibliche ist in beträchtlicher Minorität — trägt wohl die Hauptschuld daran.

Buch von Dr. Henry Lange: „Südbrasilien" (Berlin 1882, VII und 166 S., 3 Karten und 11 Abbildungen in Holzschnitt und Lichtdruck). Es ist eine systematische Beschreibung der beiden Provinzen, deren Hauptwerth in zahlreichen, anderswo nicht zu erlangenden Daten der topographischen Abschnitte liegt, welche dem Verfasser in Folge seiner langjährigen Verbindung mit jenen Hauptsitzen der Deutschen in Südamerika zu Gebote standen. Für den Auswanderer wird sich das Buch von besonderm Nutzen erweisen; freilich mag ein solcher zuerst beherzigen, was ein so gründlicher Kenner Südamerikas, wie Dr. W. Reiß, jüngst (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, S. 268) über die deutschen Kolonien im südlichen Brasilien geschrieben hat. Es sind „wesentlich die schlimmen Elemente, welche das Leben in der Kolonie loben, während arbeitsame Familien, welche es zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht haben, bittere Klagen über die allmälig über sie hereinbrechende Verwilderung führen. Die tief liegende, durch nichts auszugleichende Ursache dieser wohl zu beherzigenden Thatsache . . . liegt in der Verschiedenartigkeit der Charaktere und des Kulturzustandes der hier zusammentreffenden Nationalitäten. Der Deutsche wird in Brasilien stets ein Fremder bleiben, mit Mißtrauen, vielleicht gar mit Haß und Verachtung betrachtet werden, und die ihm angeborenen Anschauungen des 19. Jahrhunderts werden in stetem Widerspruch stehen mit den Bestrebungen der dem Gedankenkreise der Conquistadoren noch nicht ganz entwachsenen Bevölkerung, welche das Land und somit auch die neuen Kolonien beherrscht".

— Die Oesterreichische Brig „Bice" hat kürzlich den Hafen von Buenos Ayres mit 3000, für London bestimmter Ballen getrockneter Alfalfa (Luzerne) verlassen. Wegen des großen Raumes, welchen dieses Viehfutter einnimmt, war bisher dessen Export unmöglich; seitdem aber der Schotte Francis Jonager dasselbe mittels Pressen derart komprimirt, daß ein Kubikfuß davon 35 bis 45 Pfund wiegt, sind die Exportbedingungen viel günstiger. Glückt der Versuch, so gewinnt Argentinien damit ein neues Ausfuhrprodukt, von welchem es fast unbeschränkte Mengen zu liefern im Stande ist.

— Professor Arthur Seelstrang von der Universität Cordoba hat von dem Geographischen Institute in Buenos Ayres den Auftrag erhalten, eine Gesammtkarte der Argentinischen Republik zu bearbeiten. Bereits haben sich mehrere Provinzgouverneure bereit erklärt, Material und Informationen dazu zu liefern.

— Dr. Crevaux ist nach einem Telegramm aus Rio de Janeiro mit seinen 4 europäischen und 14 südamerikanischen Begleitern am Rio Pilcomayo von den Tobas-Indianern erschlagen worden.

Polargebiete.

— Ein Theil der russischen Nowaja-Zemlia-Expedition und zwar der Arzt Dr. Griniwetzki und Herr Nik. Kriwoschei von der Universität Petersburg als Naturkundiger nebst drei Matrosen der fünften Flotten-Equipage sind am 22. Mai (3. Juni) zu Schiff, auf dem Dampfer Tschischow von Petersburg nach Archangelsk abgereist. Der Führer der Expedition, Lieutenant Andrejew, mit seinem Gehülfen ist auf dem Landwege ebendahin abgegangen. Von Archangelsk aus gedenkt die Expedition Mitte Juni a. St. auf Nowaja Zemlia einzutreffen und im December 1883 nach Petersburg zurückzukehren.

— Die Stockholmer Geologische Gesellschaft wird im kommenden Sommer einen Theil der Insel Spitzbergen durch ihre beiden Mitglieder Dr. Nathorst und Baron de Geer geologisch aufnehmen lassen. Dieselben traten am 1. Juni von Drontheim aus ihre Reise auf dem Walfänger „Bjona" an.

— Am 23. Juni hat die „Hope" unter Befehl von Sir Allen Young und mit einer Besatzung von 4 Officieren und 32 Mann die Themse verlassen, um nach dem Polarfahrer Leigh Smith und seinem wahrscheinlich bei Franz-Josef-Land befindlichen Schiffe „Eira" Nachforschungen anzustellen. Einer der Officiere und 8 von der Mannschaft haben bereits Bekanntschaft mit der Eisschifffahrt gemacht, letztere unter Young's Befehlen; 8 andere haben schon auf derselben „Hope" sich am Walfischfange betheiligt. Die „Hope" faßt 450 Registertonnen, ist durchweg gegen das Eis verstärkt worden und führt Proviant für 40 Mann auf 2 Jahre und für die 25 Mann der „Eira" Proviant auf 1 Jahr. Für den Fall, daß sie im Eise sitzen bleibt und verlassen werden muß, ist sie mit 6 Eisbooten, Zelten, Schlitten, Kochapparaten und kondensirten Lebensmitteln versehen. Doch hat Sir Allen Young die Instruktion, möglichst das Eindringen in das Eis zu vermeiden, da die Strömungen bei Franz-Josef-Land nach Nordwesten gehen und in Folge dessen bei etwaigem Einfrieren auch das Leben der Hope-Bemannung gefährdet würde. Auch Sir Henry Gore Booth in seiner Yacht „Kara" betheiligt sich an der Aufsuchung von Leigh Smith; am 20. Juni war derselbe schon in Tromsö angekommen.

Oceane.

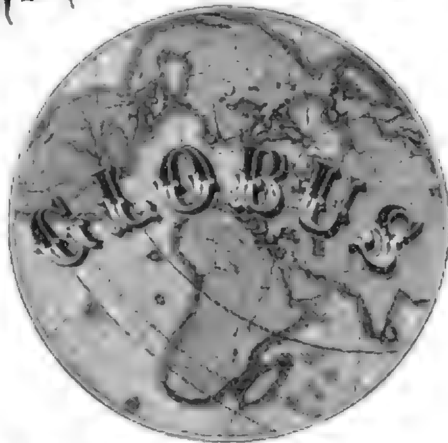
— Der französische Unterrichtsminister hat wiederum eine Kommission ernannt, welche die Tiefsee-Untersuchungen im Atlantischen Oceane durch den „Travailleur" im Juli und August d. J. leiten soll. In Aussicht genommen sind die Meerestheile längs der Küsten von Spanien, Portugal und Marokko. Die Mitglieder des Ausschusses sind Milne-Edwards, L. Vaillant, E. Perrier, Marion, Folin und P. Fischer.

Vermischtes.

— Von Ferdinand Hirt's Geographischen Bildertafeln (s. „Globus" XL, S. 48) ist eben der zweite Theil (Preis 4,40 M.) erschienen, welcher auf 28 Tafeln 172 typische Landschaften aus sämmtlichen fünf Erdtheilen enthält. Dieselben sind für die außereuropäischen Gebiete nach drei Hauptgruppen gegliedert, welche resp. Küstenbildungen, Relieflandschaften und Vegetationsbilder umfassen. Die Auswahl der Landschaften ist wohl durchdacht; man wird wohl manches vermissen, sich dabei aber immer daran erinnern müssen, daß rein äußere Gründe ein Zuviel verbieten. Die technische Ausführung der Holzschnitte ist meist vorzüglich; Bedenken über die Zuverlässigkeit der Originale werden kaum hier und da sich regen. Ein kurzer Begleittext zu den Tafeln ist in Vorbereitung. Dieselben werden hoffentlich nach Kräften dazu beitragen, den geographischen Unterricht anschaulicher und lebendiger zu gestalten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Die Meteora.

(Nach dem Französischen des M. de Drée.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Der Grieche, dessen Gastfreundschaft Drée in Karahissar genoß, theilte ihm bald mit, daß keine Aussicht vorhanden sei, daß bald eine Karawane nach Osten aufbrechen würde; auch sei die Stadt kein gewöhnlicher Durchgangspunkt für solche. Das Beste wäre, wenn er nicht lange Zeit warten wolle, nach Isparta (genau südlich von Karahissar) zu gehen; dort wohne einer seiner Freunde, der oft Reisen mache, und dem er sich anschließen könnte. Drée beschloß diesem Rathe zu folgen und wurde darin nur noch mehr bestärkt, als er eines Abends seinem Wirthe von seinen Reisen erzählte, ihm seine Skizzen, darunter diejenigen von den Meteoren, zeigte und dabei die Mittheilung erhielt, daß sich in der Nähe von Isparta etwas Aehnliches finde. Am folgenden Tage verließ er Karahissar, mit einem Briefe seines Wirthes an dessen Freund in Isparta versehen.

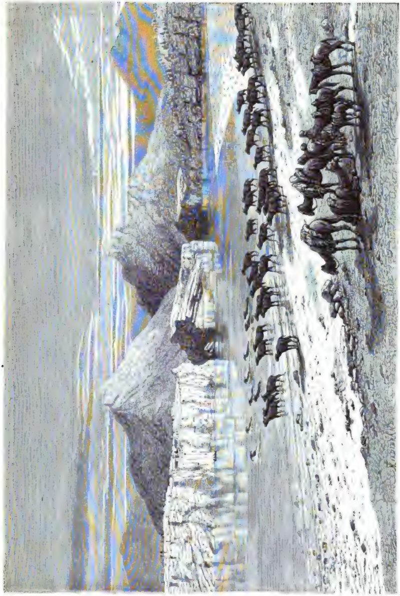
Der Weg dorthin bietet wenig Malerisches; er führt durch Berge, wo es schwer hält, eine erträgliche Unterkunft zu finden. Einmal mußte sich der Reisende mit dem Schuppen begnügen, in welchem die Pferde untergebracht waren, und sich fast unter die Füße des seinigen legen. Aber schließlich erreichte er doch heil und gesund sein Ziel, Isparta am Oberlaufe des pamphylischen Ak-su (Kestros), und wurde von dem Manne, an den er gewiesen worden, gut empfangen.

Isparta liegt auf dem direkten Wege für den, welcher zu Lande von Smyrna nach Cypern reist, sei es, daß er in Adalia oder erst in Mersin in Kilikien die unumgängliche Seefahrt antreten will. Aber nach Osten hin hat es noch weniger Verkehr, als selbst Karahissar; den Gedanken, sich einer Gesellschaft anzuschließen, mußte Drée völlig aufgeben. Sein Wirth hatte indessen vor, bald in Geschäften nach Kaisarieh zu reisen, und nun handelte es sich für ihn nur darum, seine Zeit in Isparta möglichst gut auszufüllen. Das Kloster, von welchem er in Karahissar gehört hatte, sollte in einer Entfernung von 7 bis 8 Kilometer am Abhange des Dauras-Dagh (südlich der Stadt) und unweit des kleinen Flusses Alesoa liegen. In Gesellschaft eines jungen Griechen machte sich Drée zu Fuße auf den Weg. Der Fluß macht nämlich unterhalb (südlich) von Isparta einen Bogen, so daß es viel näher war, die für Pferde unpassirbaren Bergpfade einzuschlagen, als die gewöhnliche Straße. Der Weg wurde bald sehr schwierig und führte durch höchst malerische Schluchten; beiderseits stiegen die Berge meist in Gestalt steil abfallender Felsen zu großer Höhe auf, mitunter aber waren sie auch mit einer dichten und üppigen Vegetation bedeckt. An Quellen und Bächen klaren Wassers war kein Mangel. Nachdem sie dem Pfade, der bald über nacktes Geröll, bald über Gras und Moos dahinführte, eine Weile gefolgt, standen sie plötzlich nach einer scharfen Biegung vor einer riesigen Felswand von sonderbarem Aussehen. Dieselbe bestand aus sehr regelmäßigen Schichten, welche in Zwischenräumen von 8 bis 10 Meter breite Gesimse bildeten, welche sich fast in der ganzen Länge der Wand hinzogen. Auffallend war der

reiche Pflanzenwuchs, welcher den ganzen Felsen bedeckte; aus jeder Spalte wuchs eine Pflanze, ein Strauch oder ein Baum heraus, und auf allen Absätzen fast bis zum Gipfel des Felsens hinauf gediehen lustig wahre Dickichte. Sonst aber war auf eine geringe Entfernung nichts Außergewöhnliches wahrzunehmen. Um so mehr war der Reisende erstaunt, als bei seiner Annäherung zwei Mönche aus einer großen Höhlung hervortraten, welche sich am Fuße des Felsens befand und durch die üppige Vegetation vollständig verdeckt wurde. Es war das der Eingang zu einem unterirdischen Wege, welcher unter Benutzung der zahlreichen Spalten und Höhlungen im Gestein durch Menschenhand leichthin und ohne große Kosten hergestellt worden war; derselbe führte zum ersten Felsabsatze hinauf und mündete dort in einer großen Oeffnung. Von einem der Mönche dazu eingeladen, stieg Trée mit seinem Diener hinauf. Die Stufen sind sehr ungleich und zum Theil sehr hoch, so daß das Hinaufklettern ziemlich unbequem ist. Licht empfängt die Passage zur Genüge durch natürliche Spalten, welche sich ab und zu finden; aber dennoch ist man froh, wenn man wieder ins Freie tritt. Dort muß man sich etwa 10 Meter hoch am Seile hinaufziehen lassen, und dann folgt ein steiler Fußpfad, schwierig und für nicht schwindelfreie Personen selbst gefährlich zu begehen, welcher zu dem auf dem Gipfel befindlichen Kloster führt. Dort wurde Trée durch den einzigen, noch oben befindlichen Mönch, zugleich den Vorsteher, empfangen; aber das Elend und der Verfall war so groß, daß er kaum das Wort zu ergreifen wagte. Das ganze Kloster bestand aus zwei kleinen Gebäuden, deren eines vollständig in Trümmern lag; das andere war eine kleine Kapelle, so einfach, wie sie vielleicht die ersten Christen zur Zeit ihrer Verfolgung errichteten. Die armen Leute hatten ihr Möglichstes gethan, das Heiligthum zu schmücken; es waren einige rohe Bilder und eine bescheidene Täfelung vorhanden, welche letztere vielleicht ein im Tischlern etwas bewanderter Mönch hergestellt hatte. Und zwischen diese Armuth hatte sich ein wirkliches Gemälde, ein Triptychon von anscheinend sehr hohem Alter, verirrt. Ueber seine Entstehung oder Herkunft aber war nicht das Geringste zu erfahren; so groß war die Unwissenheit und Unbekümmertheit der Leute, daß sie sich nie um seinen Ursprung oder Werth gekümmert hatten. Auch war es schon zu sehr durch die Zeit geschwärzt und hing zu hoch, als daß Trée seine Güte hätte beurtheilen können.

Aeußere Treppe an einem Felsen bei Uluburlu.

So arm aber das Klösterchen war, so wurde der Fremde doch nicht entlassen, ehe er nicht Kaffee getrunken und einige Cigaretten geraucht hatte, wofür er seinen Dank in Gestalt einiger Silbermünzen abstattete. Da der Tag noch nicht weit vorgerückt war, kehrte er auf einem andern Wege nach Isparta zurück, und zwar längs des Flusses Alesoa, was ohne große Anstrengungen möglich war und ihm den Genuß einer ganzen Reihenfolge schöner Landschaften gewährte. Bald ist der Fluß zwischen hohen Felsen von den mannichfaltigsten Formen eingeschlossen, bald strömt sein klares Wasser ruhig zwischen flacheren Ufern dahin, die mit üppiger Vegetation bedeckt sind. Die nächsten Tage verwandte er zu einem Besuche des großen Sees Ejerdir (nordöstlich von Isparta), dessen Schönheiten ihm sein Wirth in Karahissar gerühmt hatte und der in der That solches Lob verdient: an seinen Ufern könnte man sich in die Schweiz versetzt glauben. Mit Papier, Bleistift und kluger Weise auch mit einer Flinte versehen durchstreifte Trée die herrliche Gegend. Entzückend ist namentlich die Lage der Stadt Ejerdir am Südende des Sees, deren Häuserzahl nicht über 600 beträgt. Eines Tages folgte Trée dem östlichen Ufer bis zu dem großen Flecken Koïran; den Rückweg nach Ejerdir machte er auf dem noch malerischern westlichen, in dessen Mitte nördlich von dem Orte Barla ein Ausläufer des Dauras-Dagh als Vorgebirge scharf in die Gewässer vorspringt. Sein Gipfel gewährt eine herrliche Ausschau: zur Rechten überblickt man die ganze südliche Hälfte des Sees und dahinter die Hochgipfel des Dauras-Dagh, an dessen Fuße Isparta liegt, zur Linken die Nordhälfte, welche grüne Hügel von großer Lieblichkeit einfassen. Ein anderer Ausflug hatte Uluburlu, nördlich von Isparta in schöner Umgebung gelegen, zum Ziele; auch dort fand sich eines der armseligen Klöster, deren Besuch trotz aller ihrer Einförmigkeit für den Reisen-



Kloster auf einer Insel in einem See bei Arkut-Chan.

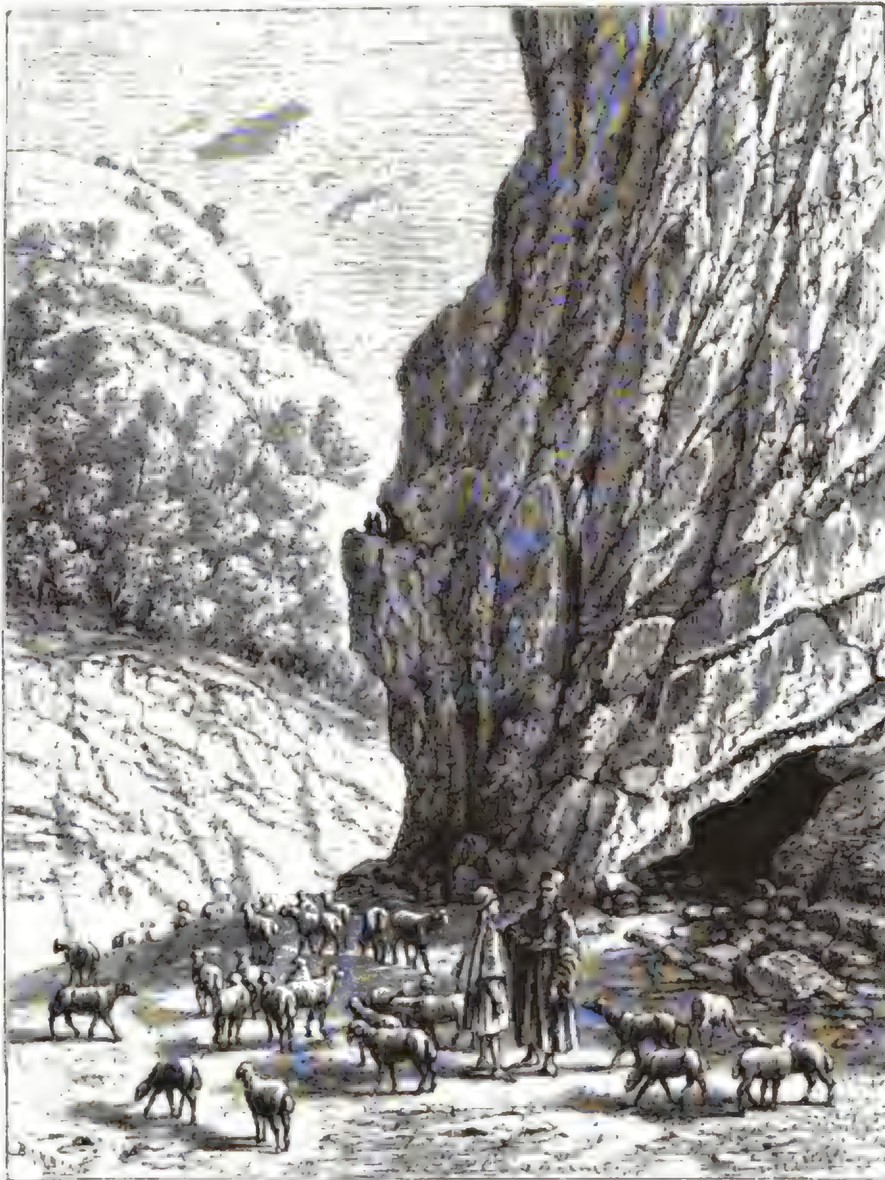
Digitized by Google

Verlassenes Kloster im Salzsee.

Digitized by Google

den so große Anziehungskraft besaß. Der Zugang zu demselben ist leicht: kein Seil, kein Korb, nur eine Treppe, deren roh in den Fels gehauene Stufen unter Benutzung aller Höhlungen und Spalten im Zickzack nach oben führt, bald unter freiem Himmel, bald unter einem Felsblock dahin. Das ärmliche Kloster, wenn es diesen Namen überhaupt verdient, gleicht demjenigen im Tauras-Dagh, nur daß es kein Triptychon besitzt.

Bei seiner Rückkehr nach Isparta empfing ihn sein Wirth mit der angenehmen Nachricht, daß er zwei Tage später nach Kaisarieh reisen werde. Rasch schlossen sich andere Einwohner der Stadt an, so daß die Karawane zuletzt aus zehn Reitern, ebensovielen Lastpferden und etwa 20 mit Waaren beladenen Kameelen bestand. Der Weg ging über Egerdir, dann am östlichen Ufer des Sees bis zum Nordende des Dipoïras-Gebirges und nun nach Nord-



Eingang des unterirdischen Weges zu einem Kloster in Kodscha-Dagh (unweit des Salzsees).

osten über den Sultan-Dagh nach Arkut-Chan (östlich des oben erwähnten Akschehr). In der Nähe dieser ganz kleinen Stadt befindet sich ein See, dessen Namen Drée nicht in Erfahrung bringen konnte, und an demselben ein gleichfalls nicht bedeutendes Meteoron. Dasselbe liegt an seinem einen Ende auf einem etwa 25 m hohen, rings von Wasser umgebenen Felsen, so daß seine Insassen nur mittels Booten mit dem festen Lande verkehren können. Zu jener Jahreszeit waren mindestens 200 m Wasser zwischen dem Ufer und dem Fuße des Felsens; eine Herde Büffel wurde gerade von ihren Hirten in den See getrieben, um zu saufen und zu baden. Die Lage des Klosters ist keine rauhe, unfreundliche; zahlreiche Bäume umgeben seine Gebäude und die Mönche konnten gewiß durch Gartenbau einen Theil ihres Unterhaltes erwerben.

Unter den verschiedenen Straßen, welche von Arkut-Chan nach Kaisarieh führen und sämmtlich die große Steppe des innern Kleinasiens kreuzen, schlug die Karawane natürlich die nächste über Akseraj und Newschehr ein, welche im Süden der sumpfigen Ufer des großen Salzsees,

des Tuz Tschöllü (d. i. Salzwüste), wie ihn die Türken nennen, hinführt. Letztern und namentlich sein Ostufer beim Kodscha-Gebirge zu besuchen war Drée's Wunsch und sein Gastfreund widersprach dem nicht, daß er sich in Ak-

Kloster bei Kermes.

Mohammedanischer Einsiedler in Mesopotamien.

seraj auf einige Tage von der Karawane trennte; nur wollte er ihn nicht allein gehen lassen und gab ihm einen seiner Diener mit. In Kaisarieh wollten sie wieder zusammentreffen. So ritt er denn ein Stück des Weges,

den er gekommen war, wieder zurück, passirte ein sumpfiges Gebiet und erreichte nach zwei anstrengenden Tagemärschen ein Dorf an dem kleinen See Murad-su, welcher nur noch wenige Kilometer von dem Großen Salzsee entfernt ist. Nach einer elend verbrachten Nacht ritt er am nächsten Morgen trotz den Anzeichen eines nahenden Ungewitters zu demselben hinüber; kaum hatte er aber das Ufer erreicht, so brach auch der Sturm los. Der Himmel verfinsterte sich, mächtige schwarze Wolken jagte der Sturm vor sich her und Blitz folgte auf Blitz, während das vom Winde aufgewühlte Wasser des Sees, schwarz wie der Himmel, mit Getöse gegen die Felsen anschlug. Gegenüber der Stelle, wo sich Drée befand, erhob sich ein gewaltiger Felsen von mehreren hundert Meter Höhe aus dem See, und auf seiner Oberfläche zeigten sich Ruinen, die einem längst verlassenen Kloster angehören. Ringsum ist der Felsen schon angefressen und zersetzt, und Wind und Wasser werden ihn eines Tages zum Einsturz bringen.

Eine Art Wasserhose durchnäßte den Reisenden zuletzt bis auf die Haut, bezeichnete aber auch das Ende des Unwetters, und die wieder hervortretende Sonne wurde von den fröstelnden Menschen und Pferden mit Freude begrüßt.

Eine Reise rings um den ganzen See mußte sich Drée leider versagen; er kehrte nach Alseraj zurück und schlug von dort den direkten Weg zwischen dem Ostufer des Salzsees und dem Kodscha-Dagh ein, der ihn nach einem starken Tagemarsche zu einem noch bewohnten Kloster in dem Gebirge brachte. Dort fand er am Fuße einer hohen, fast senkrechten Felswand einen Mönch im Gespräche mit einem Schäfer. Dicht dabei befand sich eine tiefe Höhle im Gestein, der Anfang eines unterirdischen Ganges, welcher an der entgegengesetzten Seite des Felsens münden und dort unter freiem Himmel weiter aufwärts führen soll. Die Einwohner des Klosters belaufen sich nur auf drei Mönche, die eine jämmerliche Existenz führen; so theilte ihm der eine, welchen er angetroffen, mit. Das Kloster selbst hat der Reisende offenbar nicht besucht.

Ueber Alseraj erreichte er Kaisarieh, wo er sich einer andern, nach Südosten ziehenden Karawane bis nach Hadschin (im Gebiete der unabhängigen Afscharen am Binbogha-Dagh) anschloß. Von dort besuchte er ein Kloster bei Kermes, einem großen Flecken etwa 15 km von Hadschin entfernt. Dasselbe ist wie gewöhnlich auf einem großen klippenartigen Felsen in einer sehr bergigen Gegend erbaut und anscheinend nur mittels des Seiles zugänglich. Vielleicht giebt es auch noch andere Wege zu demselben, welche die vier oder fünf armen Mönche an Fremde zu verrathen sich scheuen, obwohl nicht recht abzusehen ist, was selbst Räuber bei ihnen holen können.

Das war das letzte Meteoron, welches Drée auf seiner Reise traf; etwas Aehnliches jedoch bekam er noch weiter im Osten zu Gesicht, und zwar auf dem Wege nach Mosul südlich von Diarbekir. Es war ein mohammedanischer Einsiedler, ein Hadschi von großer Heiligkeit und bedeutendem Rufe, der wie ein Säulenheiliger auf einem unzugänglichen Felsblocke hauste. Derselbe ist oben breiter als unten an seinem Fuße; nahe dem Gipfel sitzt in einer Höhlung, die ihm als Wohnung dient, der gottesfürchtige Mann. Vorüberziehende Muslim sollen niemals versäumen, dort Halt zu machen, dem Hadschi ihre Verehrung zu bezeugen und Gaben am Fuße des Felsens niederzulegen. Ohne Zweifel steigt der Heilige zur Nachtzeit herab um sie zu holen, und zwar vielleicht durch irgend einen unterirdischen Gang.

Die Capverdischen Inseln.

Von Prof. **Richard Greeff.**

II.

S. Vincente ward wahrscheinlich schon vor 1465 gleichzeitig mit der benachbarten Insel S. Nicolau von den Portugiesen entdeckt und in Besitz genommen; denn in dem genannten Jahre wurden, alten Urkunden zufolge, beide Inseln dem Herzoge von Vizeu durch König Affonso V. als Schenkung verliehen. Beide waren bei ihrer Entdeckung unbewohnt; aber während S. Nicolau alsbald kolonisirt ward und sich im 16. Jahrhundert bereits einer ansehnlichen, hauptsächlich Viehzucht treibenden Bevölkerung erfreute, blieb S. Vincente als ein wüstes, völlig unbenutzbares Gebiet mehr als drei Jahrhunderte hindurch unbeachtet. Im Jahre 1781 erließ die portugiesische Regierung den ersten Befehl zur Kolonisation von S. Vincente, der aber erst 1795 dadurch zur Ausführung gebracht werden konnte, daß die Insel als Schenkung einem reichen Eigenthümer der capverdischen Insel Fogo, João Carlos da Fonseca, unter dem Titel eines Oberkommandanten verliehen wurde. Durch die Regierung ausgerüstet mit allen Bedürfnissen zur Kolonisation, mit Lebensmitteln für zwei Jahre versehen und befreit von allen Abgaben siedelte Fonseca mit seinen Sklaven, nebst zwanzig auf anderen Inseln aufgehobenen Negerpaaren, nach S. Vincente über, aber mit traurigem Erfolg. Nach ununterbochenen Kämpfen mit Hunger und Noth aller Art auf dem harten sterilen Boden starb er in Dürftigkeit und hatte 1819 eine in elenden Hütten lebende, arme Hirtenbevölkerung von 120 Seelen hinterlassen. Im Jahre 1832 war die Zahl der Bewohner durch fortgesetzte Unterstützungen Seitens der Regierung auf 300 angewachsen, die indessen zum größten Theil einer den ganzen Archipel von 1831 bis 1833 heimsuchenden schrecklichen Dürre und Hungersnoth zum Opfer fielen. Unter diesen Umständen wurde S. Vincente als selbständige Kolonie wieder aufgehoben und der Nachbarinsel Antão untergeordnet, durch deren Verwaltung und Unterstützung die Zahl der Bewohner im Jahre 1844 wiederum auf 400, meistens freilich in großer Dürftigkeit lebende Ziegenhirten und Fischer, gestiegen war.

Bereits im Jahre 1838 war von der „Englisch-westindischen Gesellschaft", in Erkenntniß des vorzüglichen Hafens und der Lage S. Vincentes mitten auf dem Seewege zwischen Europa und Südamerika ein Kohlenlager, aber vorübergehend, errichtet worden. Im Jahre 1850 folgte die „Royal Mail" mit einem zweiten und ständigen Kohlenlager für ihre brasilischen Postdampfer. Und so groß war die Wirkung der auf einmal hierdurch erschlossenen Bedeutung von S. Vincente in Lissabon, daß

die kleine, bisher gering geachtete Felseninsel nun durch königliches Dekret vom 3. September 1850 zur Hauptinsel des Archipels mit dem Sitz der Provinzialregierung erhoben werden sollte, ein Befehl freilich, der, wahrscheinlich an dem Widerstande der übrigen Inseln, insbesondere von S. Thiago, scheiternd, nicht zur Ausführung kam, und vorläufig nur zur alsbaldigen Erbauung einer größern Alfandega und im Jahre 1852 zur Lösung der bisher bestandenen Abhängigkeit von S. Antão und zur Einsetzung eines besondern Verwaltungsrathes auf S. Vincente führte.

Nachdem im Jahre 1851 ein drittes, freilich später wieder aufgehobenes Kohlenlager der englischen Gesellschaft „Patent Fuel“ auf der Insel entstanden war, etablirte 1853 ein englisches Haus, Wisger und Miller (später Miller und Nephew), hier große Kohlenmagazine, mit welchen 1860 auch dasjenige der „Patent Fuel“ verschmolzen wurde. Im Jahre 1875 folgte endlich noch ein anderes englisches Haus mit der Etablirung von Kohlenlagern, das durch nunmehrige wohlthätige Konkurrenz niedrige Kohlenpreise schuf und hierdurch den Dampfschiffverkehr im Hafen außerordentlich steigerte.

Noch einmal traf in dieser Zeit des Aufschwunges die Insel eine schwere Heimsuchung durch eine im Jahre 1856 durch Schiffe eingeschleppte Cholera-Epidemie, die, von einer abermaligen Hungersnoth begleitet, einen großen Theil der Bevölkerung hinwegraffte, unter den Ueberlebenden Furcht und Schrecken säete und zur Flucht antrieb. Von Neuem schien die Insel in eine Wüste verwandelt. Doch schon nach zwei Jahren hatte sie sich durch die Macht des in dem einzigen Hafen einmal entwickelten Schiffs- und Handelsverkehrs auch von diesem Schlage wieder erholt und hat von dieser Zeit ab stetig an Ansehen und kommerzieller Bedeutung zugenommen. Im Jahre 1857 wurde auf S. Vincente vor allen anderen afrikanischen Kolonien Portugals durch königliches Dekret zuerst die Sklaverei aufgehoben und 1873, ebenfalls durch besonderes Dekret, diese Insel von dem traurigen Attribut einer Verbrecherkolonie befreit, einer Bürde, die für alle anderen afrikanischen Kolonien noch bestehen blieb und leider noch auf ihnen lastet. Ein neuer Vortheil ward endlich im Jahre 1874 der Insel dadurch zu Theil, daß die „Brasilian Submarine Telegraph Company“ hier eine atlantische Telegraphenstation für die Europa mit Brasilien über Lissabon, Madeira, S. Vincente und Pernambuco verbindende Linie errichtete. Nach allem diesem kann es nicht überraschen, daß im Hafen von S. Vincente im Jahre 1879 nicht weniger als 1205 Schiffe der verschiedensten Art und Flagge einliefen, unter diesen fast alle die großen zwischen Europa und Südamerika, West- und Südafrika, Australien u. s. w. verkehrenden Postdampfer, und daß im Jahre 1879/80 123 021 Tonnen Kohlen in einem Gesammtwerthe von 436 839 Milreis nach S. Vincente importirt wurden, während der Gesammtimport aller Handelsartikel in diesem Jahre sich auf 575 807 Milreis belief. Und wie verhältnißmäßig bedeutend die durch diese Zahlen sich darstellende Handelsbewegung für S. Vincente und für die ganze Provinz der Capverdischen Inseln ist, erhellt daraus, daß in demselben Jahre der Werth des Gesammt-Importes nach allen übrigen Inseln des Archipels 296 085 Milreis betrug, eine Summe, die mit dem Exportwerthe eigener Produkte (mit Einschluß von S. Vincente) ungefähr gleichen Schritt hält. Auf S. Vincente fällt hiervon nur für ca. 4000 Milreis, wovon indessen ein vielleicht nicht unbeträchtlicher Theil auf Rechnung des Rückexportes von S. Antão und anderen Inseln entstammenden Produkten zu setzen ist, da die zum Export kommenden eigenen Produkte der Insel minimal sind und sich in Wahrheit vielleicht nur auf eine Quantität von Ziegenfellen beschränken.

In gleichem Maße mit diesem neuen Aufschwung hat auch die Bevölkerung der Insel und ihr Wohlstand zugenommen. Die Hafenstadt Mindello, die im Jahre 1838 unter diesem Namen als ein kleines Strandörtchen gegründet worden war, konnte nun erst zur wirklichen „Cidade“ ausgebaut werden, mit ihr neue öffentliche Gebäude, eine Kirche, Schule, in welcher im Jahre 1879/80 219 Kinder unterrichtet wurden, ferner neue Hafenanlagen, unter welchen sich die weit in die Bucht vorgebaute Landungsbrücke besonders bemerklich macht und denen vielleicht bald ein Leuchtthurm auf dem Ilheo dos Passaros folgen wird. Fast alle bedeutenderen Seehandel treibenden Staaten von Europa, Nord- und Südamerika haben nun eine Konsularvertretung auf S. Vincente, und während die Bevölkerung der Insel im Jahre 1870 1915 Seelen betrug, war sie 1879 auf 3717 angewachsen, bestehend aus 3497 eingeborenen Negern und Mulatten von S. Vincente, den übrigen Inseln und der benachbarten Küste, 106 Portugiesen der Capverden und Portugals und 114 Fremden, unter welchen letzteren allein 86 Engländer, die natürlich die Hauptbandelsbewegung in Händen halten.

Möge die kleine Felseninsel, die nach mancherlei Prüfungen und Kämpfen mit Noth und Elend in vergangener Zeit nun einer bessern und, wie es scheint, gesicherten Zukunft entgegengeht und der außer ihrer kommerziellen Bedeutung vielleicht auch noch ein Antheil an dem civilisatorischen Werke Westafrikas verliehen ist, auf der bisherigen Bahn fortschreiten! Ob es auch gelingen wird, dem starren Boden und dem heißen trockenen Klima dauernde Kulturerfolge abzuringen, muß die Zukunft lehren. Große Hoffnungen setzt man neuerdings auf die Einführung der „Purgueira“, einer Kulturpflanze (Jatropha Curcas), deren Samen behufs Oelgewinnung in den Handel kommt, und die auf einigen anderen Inseln des Archipels, insbesondere auf S. Thago, Fogo, Brava, reichen, auf S. Thago sogar von allen Kulturen den reichsten Gewinn bringt. Immerhin bleibt, wie mir scheint, vorläufig eine für die fortschreitende Entwickelung ohne Zweifel segensreiche Anlage noch in hohem Grade wünschenswerth, deren Ausführung auch schon von der Regierung ins Auge gefaßt ist, nämlich die Herstellung einer den Bedürfnissen entsprechenden Wasserleitung aus dem Gebirge, da die in der Stadt mehrfach vorhandenen Brunnen und Cisternen hierzu nicht ausreichen, und zum Theil auch schlechtes, als Trinkwasser ungeeignetes Wasser führen. Unter den wenigen Quellen, die die Insel besitzt, scheinen diejenigen in den ca. 12 km von der Stadt entfernten Distrikten von Madeiral und Madeiralzinho die reichsten, das ganze Jahr hindurch am meisten ausdauernden und diejenigen zu sein, die das beste Wasser führen. Die Anlage einer Wasserleitung von dort nach der Stadt Mindello würde wohl ohne Zweifel nur mit bedeutenden Kosten auszuführen sein, aber sie würde ein Unterpfand bieten für das fernere Gedeihen der jungen Kolonie und einen sichern Schutz gegen nochmalige Wiederkehr der schrecklichen Dürre mit ihrem Wasser- und Nahrungsmangel, die früher mehrmals die Insel verheerend heimsuchten.

Am Nachmittage dampften wir wieder aus der schönen Bucht des Porto grande hinaus und konnten nun noch, an der Westseite der Insel entlang fahrend und dann um die Südwestspitze herum nach Süden der Insel S. Thiago zusteuernd, einige Stunden die prächtigen und kühnen Gebirgsformen von S. Vincente, die sich während der Fahrt immer reicher entfalteten, bewundern. Aus einem der dem

Meere zugewandten Felsenkämme tritt, ähnlich wie z. B. an dem Lurleifelsen am Rhein und an anderen Orten, das nach oben gerichtete riesige Profil eines menschlichen Gesichtes in ernstem, geisterhaftem Ausdrucke hervor. Die Schiffer nennen es das „Nelson-Gesicht“, die Portugiesen auch kurz „Cara“ (Gesicht).

Ohne Zweifel bietet die Insel, insbesondere von dieser West- und Südwestseite aus betrachtet, ein hohes, landschaftliches Interesse und erinnert zuweilen an viel gepriesene Gebirgszüge Europas, wie die Dolomiten Südtyrols. Auch diese sind zunächst nur durch ihre in abenteuerlichen Zacken und Zinnen hochaufragenden Felsgebirge Gegenstand der Bewunderung, während die ihren Fuß bekleidende, oft dürftige Vegetation landschaftlich weniger Bedeutung hat und hier gewiß durch das die Insel umgürtende herrliche blaue Meer und einen fast stets heitern Himmel ersetzt wird. Freilich fehlt hier der den röthlichen Kalkfelsen Tyrols eigene Zauber der Beleuchtung. Ernst, kalt und scharf treten die Spitzen und Grate der wildzerrissenen Basaltfelsen S. Vincentes in die klare Luft, wenn nicht zeitweise die tropische Sonne, wie nun gegen Abend, ihnen Glanz verleiht. Immerhin erscheint es als ein einseitiger Standpunkt, die originelle und in mancher Beziehung interessante und von der See aus landschaftlich großartige Felseninsel bloß nach ihrer Vegetationsarmuth zu beurtheilen und, wie das gewöhnlich geschieht, als öde und langweilig darzustellen.

Südöstlich von der Insel S. Vincente und an diese noch näher als S. Antão liegt Santa Luzia, eine kleine, zur Linken nun vor uns auftauchende, völlig kahle Felseninsel, deren Kultivirung man einigemale, aber ohne dauernden Erfolg, versucht hat. Im Anfange dieses Jahrhunderts hatte sich hier ein Grundbesitzer der benachbarten Insel S. Nicolau, Julio José Dias, mit seiner Familie niedergelassen und durch Maulthierzucht einigen Wohlstand erlangt. Durch die schreckliche Hungersnoth von 1831 auf 1833 aber ward fast die ganze Kolonie wieder vernichtet. In späterer Zeit scheinen die Erben der Familie Dias, von der Regierung hierzu gedrängt, die Versuche der Kultivirung erneuert zu haben, aber ebenfalls vergeblich, und nun ist das Eiland wegen Wassermangels ganz verlassen.

Nach Santa Luzia erscheinen in derselben Richtung nach Südosten noch zwei kleine unbewohnte Felseneilande, Branco und Razo, Heimstätten zahlreicher Seevögel, früher auch behufs Einsammlung der „Urzella“ von S. Nicolau aus besucht, und dann erblicken wir und wiederum in südöstlicher Richtung S. Nicolau selbst, während zu gleicher Zeit vor uns in weiter Ferne wie ein Nebelstreifen die hohe Insel Fogo bei sinkender Nacht noch in Sicht kommt.

Am folgenden Tage bei Morgengrauen hatten wir bereits die Insel S. Thiago (S. Jago) erreicht und fuhren ganz nahe an deren Südwestseite entlang, zur Rechten die Insel Fogo mit ihrem mächtigen Pic, dem höchsten Berge der Capverdischen Inseln. Fast gleichmäßig und isolirt, als ob die ganze Insel nur aus ihm bestehe, steigt dieser Kegel, dem der Vulkan gewissermaßen an der Stirn geschrieben steht, bis über 2000 m Höhe auf und ist an der Spitze plötzlich abgeschnitten und hier tief eingesunken, so daß man unwillkürlich die Vorstellung eines dort oben sich befindlichen großen Kraters erlangt. Fogo ist mit S. Thiago und S. Antão eine der produktivsten Inseln des Archipels, auf welcher Kaffee, Mais, Früchte und Gemüse, vor Allem aber auch „Purgueira“ kultivirt und mit besonderm Erfolge Rinderzucht betrieben wird. Der Export dieser Insel belief sich in den letzten Jahren auf 15 000 bis 16 000 Milreis und in gleicher Höhe steht ungefähr der Werth des Importes.

Die Insel S. Thiago, an deren Küste wir nun bis zu ihrer Hauptstadt Praia entlang laufen, zeigt landschaftlich einen ähnlichen Charakter wie S. Antão und die übrigen Inseln, hochgebirgig mit breiten und wellenförmigen Terrassen, die vom Strande sich erhebend tiefe Mulden und Thäler zwischen sich fassen und oben in hohe zackige Graten und Gipfel übergehen. Der auffallendste und höchste dieser Gipfel, an dem der Blick immer wieder haftet und der auf allen Seiten sichtbar wird, ist das kühn geschwungene an 1400 m hohe Horn des Pico da Antonia, das aus einem das Centrum der Insel einnehmenden gewaltigen und vielfach zerklüfteten Gebirgsstock aufragt.

Bei der Wendung des Schiffes von der Südwest- zur Südseite öffnet sich nach dem Meere zu ein liebliches Thal, erfüllt mit reicher Vegetation. Wir fahren der Küste so nahe, daß man die Kokospalmen über den Strand sich neigen sieht. Von den grünen Wänden des Thales schimmern einige weiße Häuser hervor und rechts auf einer Anhöhe am Meere steht träumerisch eine große, halbverfallene, doppelthürmige Kirche und daneben hohe Mauern und palastartige Ruinen. Das ist die frühere Hauptstadt der Insel und des ganzen Archipels, die Cidade da Ribeira grande mit der im 17. Jahrhundert erbauten großen Kathedrale, dem bischöflichen Palast, Konvent u. s. w. Alles das ist nun, nachdem, den Bedürfnissen einer neuen Zeit entsprechend, die Hauptstadt nach der hafenbesitzenden Praia verlegt worden ist, verfallen. Die einst stolze Cidade ist zu einem Negerdorf herabgesunken, das freilich an malerischem Reiz noch einen hohen Rang behauptet.

An dieser Süd- und Südwestküste wird seit einigen Jahren durch eine italienische und französische Gesellschaft mit Erfolg Korallenfischerei betrieben. Der Insel ist dadurch eine neue Erwerbsquelle erschlossen und andererseits hat die Kenntniß des Verbreitungsbezirkes der rothen Koralle, die früher allein im Mittelmeere und zwar hauptsächlich an der tunesischen, algerischen und sicilianischen Küste gefischt wurde, eine höchst interessante Erweiterung erfahren, so daß zu hoffen steht, daß dieses werthvolle Meeresprodukt sich auch noch an anderen Theilen des Atlantischen Oceans finden werde. Im Jahre 1879/80 wurden an der Küste von S. Thiago nach dem amtlichen Berichte 2914 kg Korallen im Gesammtwerthe von 17 000 Milreis gefischt und exportirt. Wenn man erwägt, daß die algerische und tunesische Küste, woselbst die Korallenfischerei seit Jahrhunderten einen wichtigen Industrie- und Handelszweig bildet und mit bedeutendem Aufwand von Mitteln und Kräften betrieben wird, jährlich ungefähr 30 000 kg Korallen liefert, so ist das oben erwähnte in den letzten Jahren an der Küste von S. Thiago erlangte Resultat gewiß ein beachtenswerthes. Ich zweifle auch nicht, daß bei einer größern methodischen Ausbeutung noch mehr wird erreicht werden können. Sicher stellt auch die Capverdische Koralle dieselbe Art dar, wie die des Mittelmeeres und wird sich auch wohl, namentlich bei weiterer Erfahrung und größerm Betriebe, als dieser in der Qualität nicht nachstehend erweisen. In Praia erhielt ich eine Anzahl der dort gefischten Korallenzweige und konnte mehrere prüfen. Die meisten derselben waren mehr oder minder dunkelroth, wie das auch bei denen des Mittelmeeres der Fall ist, andere indessen zeigten ein helleres, zartes Roth, das an das Rosaroth der besonders geschätzten Korallen des Mittelmeeres erinnerte. Fast alle Zweige waren ziemlich kräftig mit einer im Allgemeinen schönen, gleichmäßigen Ausbreitung.

Hinter Ribeira grande flacht sich die Südküste allmä-

lig ab und geht gegen die ins Meer vorspringende felsige Ponta da Temerosa, die Südostspitze, die von dieser Seite den Hafen von Praia umfaßt, in ein wellenförmiges Uferland über. Nachdem diese Spitze umschifft ist, fahren wir in den schönen Hafen von S. Thiago, den Porto da Cidade da Praia, ein. Derselbe liegt im Grunde einer nach Süden weit offenen Bucht, die von zwei Vorgebirgen, einem westlichen mit der Ponta da Temerosa, die wir eben umfahren haben, und der östlichen mit der Ponta das Bicudas gebildet wird. Links taucht aus dem Hafen ein Klippeneiland mit Leuchtthurm und Kohlenmagazinen auf, ähnlich dem Felskegel im Hafen von S. Vincente und auch wie dieser die Vogelinsel (Ilheo dos Passaros) genannt. Rechts erhebt sich auf dem hier breiten und inselartig hervortretenden Strande ein prächtiger Wald von Kokospalmen und hoch oben auf einer gleich hinter dem Strande steil aufsteigenden Felswand, die dann in ein kahles Plateau übergeht, liegt die freundliche Hauptstadt von S. Thiago, die Cidade da Praia, hart bis an den mit Festungsmauern, Thürmen und einigen Geschützen umgebenen Rand des Plateaus gerückt und schon von fern mit ihren weiß, gelb und roth getünchten Häusern hervorglänzend.

Auch weiter nach rechts gegen den Ausgang der Bucht und über die Ponta das Bicudas hinaus fällt das Ufer von ansehnlicher Höhe steil ins Meer ab und bietet hier einen eigenthümlichen Anblick, der das Auge des in den Hafen Aus- und Einfahrenden auf sich zieht und fesselt. Die fast senkrechte Felswand, die eine Höhe von 15 bis 20 m hat, zeigt nämlich oben eine Schicht schwarzen Gesteins, dann folgt nach unten eine hellgelbe und auf diese wiederum eine, in die zerklüfteten Strandklippen und das Meer eintretende, dunkele Schicht. Die helle Mittelschicht zieht sich wie ein langes weißes Band mitten zwischen den beiden schwarzen Schichten hin und ist nur zuweilen dadurch unterbrochen, daß die schwarzen Schichten, sie durchdringend, sich vereinigen. Dieses auffallende, in geologischer Hinsicht höchst interessante Gesteinsprofil, auf das schon frühere Naturforscher, namentlich Darwin auf seiner Reise um die Erde, ihr Augenmerk richteten, legt ein beredtes Zeugniß ab für die dereinstige, vielleicht nicht allzuweit zurückliegende vulkanische Thätigkeit der Insel, sowie ferner für ihre allmälige Erhebung aus dem Meere. Die beiden schwarzen Schichten der Felswand bestehen nämlich, wie eine genaue Prüfung erkennen läßt, aus basaltischer Lava, offenbar Lavaströmen entstammend, die dereinst aus den Vulkanen der Insel hervorbrachen und ins Meer sich ergossen. Der helle, von ihnen eingefaßte Mittelstreifen aber ist nicht vulkanisch, sondern eine Kalkschicht, die eine große Anzahl organischer Ueberreste von Mollusken-, Seeigelformen 2c. enthält, die zum Theil noch heute Bewohner des Capverdischen Meeres sind. Man kann nun aus diesem merkwürdigen Profile mit einiger Sicherheit schließen, daß die untere schwarze Schicht einem ältern Lavastrom ihren Ursprung verdankt, der auf den Grund des Meeres abgeflossen war, daß dann auf diesem sich im Laufe der Zeit die zweite, die Kalkschicht, aus dem Meere abgelagert habe, dann aber dieselbe wiederum von einem zweiten ins Meer sich ergießenden Lavastrom — der jetzigen obern Basaltschicht — bedeckt worden sei und nun durch eine Erhebung des ganzen Bodens alle drei allmälig aus dem Meere aufgetaucht und bis zu ihrer jetzigen Höhe von ca. 15 m über dem Niveau des Wassers gestiegen seien. An der Bai von Tarrafal im Norden der Insel soll sich ein ganz ähnliches Gesteinsprofil an den Strandfelsen finden und ohne Zweifel würde sich, abgesehen von dem geologischen Interesse, das diese Formationen bieten, durch eine genaue vergleichende Untersuchung der in jenen Kalkschichten enthaltenen organischen Thierreste mit den jetzt an den Küsten der Capverdischen Inseln noch lebenden Arten auch in anderen Richtungen ein reiches Feld interessanter Studien eröffnen[1]).

Der bis zum folgenden Tage dauernde Aufenthalt unserer „China" im Hafen von Praia gab mir willkommene Gelegenheit zu einem Besuche der Insel, den ich auf meiner Rückreise durch ein mir hier gewährtes noch längeres Verweilen vervollständigen konnte.

Der Hafen von Praia liegt bei weitem nicht so geschützt als der von S. Vincente, die Bucht ist meistens mehr oder minder bewegt, so daß zuweilen bei starkem Seegang die Schiffe ohne Gefahr nicht einlaufen können und auch die Landung dann mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Namentlich soll dieses in der Regenzeit, während der Monate August, September, Oktober, in welchen bei Voll- und Neumond bisweilen starke Springfluthen eintreten, häufiger vorkommen. Durch die Anlage eines vor dem Andrang der Wellen geschützten Landungsquais im Grunde des Hafens hat man neuerdings diesem Uebelstande in etwas abzuhelfen gesucht.

Von dem Hafen leitet ein schöner, mit Mauerbrüstung versehener Weg an der steilen Felswand zur Stadt empor, die beim Eintritt mit ihren breiten, geraden und gut gepflasterten Straßen, den schmucken, meistens freilich niedrigen und einstöckigen Häusern und dem großen, mit Bäumen bepflanzten Platz in der Mitte einen sehr freundlichen und für den Wohlstand der Bewohner günstigen Eindruck macht, wie man ihn bei südeuropäischen Städten von diesem Umfang sehr selten erhält.

Als Hauptstadt und Sitz des „Governo geral da Provincia de Cabo verde" besitzt Praia auch mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude, den Palast des General-Gouverneurs, die Municipalgebäude[2]), das große Hospital, die Militärkaserne, die neue, schöne Alfondega unten am Strande u. a. Eine der bemerkenswerthesten öffentlichen Anlagen ist aber jedenfalls die neue Wasserleitung vor der Stadt, mit Recht der Stolz Praias. Wenn man einer der von dem großen Hauptplatze der Stadt ausgehenden und landeinwärts führenden Straßen folgt, werden die anfangs hübschen und reinlichen Häuser immer unansehnlicher und gehen schließlich in niedrige Hütten über, die die Flanken und die nächste Umgebung des Städtchens einnehmen und der ärmeren Neger- und Mulattenbevölkerung zur Wohnung dienen. Außerhalb der Stadt steht man vor dem eine Strecke landeinwärts sich ausdehnenden tafelförmigen Plateau, dessen äußere Ränder, wie wir sahen, nach dem Meere in hohen Felswänden abfallen, und auf dem Praia selbst liegt. Aus der Mitte dieser kahlen Fläche ragt, wie eine Oase in der Wüste, von kleinen Gärten mit prächtigem tropischen Strauchwerk und Blumen umgeben, ein stattliches, thurmartiges Gebäude hervor: „O deposito de Agoa de Montagarro", die vorzüglich konstruirte, große Wassercisterne, welcher von der einige Stunden entfernten und mit Praia in fast gleicher Höhe gelegenen Quelle von Montagarro reichliches und, wie ich mich selbst überzeugte, vortreffliches

[1]) Auch auf den Canarischen Inseln, auf Madeira, insbesondere an den Strandfelsen von Porto santo, sowie auf den Azoren sind ähnliche Formationen wie auf S. Thiago konstatirt, so daß man hiernach für diese sämmtlichen atlantischen Inselgruppen eine in jüngeren Erdepochen erfolgte, vielleicht noch andauernde allmälige, sekulare Erhebung aus dem Meere annehmen darf.

[2]) Dieselben wurden im Jahre 1880 durch eine Feuersbrunst zum großen Theil zerstört.

Trinkwasser zugeführt wird. Diese für das Eiland großartige und kostspielige, aber wahrhaft segensreiche Anlage bietet auch den wirksamsten Schutz gegen die in früherer Zeit durch schlechtes Trinkwasser häufig erzeugten Krankheiten und gegen die schrecklichen Folgen anhaltender Dürre, die auch Praia, wie S. Vincente und die übrigen Inseln des Archipels, einigemale heimsuchte, und der bei gleichzeitiger Hungersnoth dann, wie z. B. in den für die Geschichte S. Thiagos traurigen Jahren von 1770 bis 1773 und 1831 bis 1833, mehr als die Hälfte der Bewohner unter unsäglichen Leiden zum Opfer fiel.

An dieser Cisterne, aus welcher von einem hier wohnenden Aufseher das Trinkwasser gegen eine geringe Abgabe verabreicht wird, herrscht namentlich Morgens und Abends buntes Leben und ist reiche Gelegenheit geboten zu interessanten Beobachtungen über die Bevölkerung. Die schwarze Race ist natürlich auch in S. Thiago der Zahl nach die bei weitem überwiegende, aber nicht die schwarze Farbe. Man sieht auch hier wie in S. Vincente alle möglichen Nüancen der Hautfarbe von dem Mulatten- bis zum reinen Negerschwarz, das letztere indessen, wie mir namentlich auf den kleinen Märkten der Stadt, den vorzüglichen Sammelplätzen der Landbevölkerung, entgegentrat, viel häufiger als in S. Vincente. Doch scheint, insbesondere in Praia selbst, die leichtbraune oder etwas dunklere, sogenannte kaffeebraune, Farbe unter der Negerbevölkerung die vorherrschende zu sein.

Von jenem Plateau, auf welchem die Cisterne liegt, hat man eine prächtige Aussicht auf die Insel. Man blickt über ein anfangs weites, wellenförmiges und dann zu hohen Gipfeln aufsteigendes Gebirgsland, aus welchem im Centrum der Insel das kühne Horn des Pico da Antonia hervorragt. Aber auch hier wie in S. Vincente sieht man wieder auf kahle, graubraune Stein- und Sandflächen von offenbar wüstenähnlichem Charakter, fast an jene Insel erinnernd und wiederum wenig zu den Vorstellungen stimmend, die man sich im Allgemeinen daheim von den Inseln des grünen Vorgebirges zu machen pflegt. Und doch ist S. Thiago neben S. Antão und Fogo eine der fruchtbarsten und ertragfähigsten von den Inseln des Archipels, aber fast jede reichere und frische Vegetation ist auf die durch Wasser belebten Thaleinsenkungen des Gebirges, insbesondere auf die nach dem Meere auslaufenden Flußthäler beschränkt, die sich dem Auge des über das kahle, wüste Land Hinblickenden entziehen. Ein solches mit schönen Gärten und einem herrlichen Kokospalmenhain erfülltes Thal, das ich bald nach meiner Ankunft durchwanderte, liegt in der unmittelbaren Nähe der Stadt in der nördlichen Abdachung des Plateaus.

Zwischen den beiden von dem oben erwähnten großen Platze landeinwärts führenden und parallel neben einander laufenden Hauptstraßen liegen auch die hübschen kleinen Marktplätze von Praia, zu denen meine Schritte sich alsbald und immer wieder hinlenkten, denn gerade die Märkte geben immer ein getreues Bild von Land und Leuten, insbesondere von der Ertragsfähigkeit und der Kultur des Bodens. Aber auch zu mannigfachen interessanten Beobachtungen über die Bevölkerung, über ihren Typus, Charakter, Sitten, Kleidung &c. bieten sie fast immer reiche Gelegenheit. Das Haupterzeugniß der Insel S. Thiago ist, wie uns schon eine Umschau auf dem Markte erkennen läßt, die „Purgueira“, die schon früher erwähnte zu den Euphorbiaceen und speciell zu den Crotoneen gehörige baumähnliche, 2 bis 3 m Höhe erreichende Staude der **Jatropha curcas**, aus deren Samen ein ausgezeichnetes Brennöl gewonnen wird und das auch als ein in seiner Wirkung dem Ricinusöl verwandtes Abführmittel dient. Außerdem liefert die Pflanze auch den hauptsächlichen Bedarf an Brennholz. Ueber die hohe Bedeutung der „Purgueira“ für S. Thiago, die wie keine zweite Pflanze sich für Boden und Klima zu eignen scheint und gegenwärtig fast den Wohlstand der Insel bedingt, giebt uns wohl die beste Vorstellung ein Blick in den amtlichen Bericht über ihre wirthschaftlichen Leistungen. Der Gesammtwerth der aus S. Thiago ausgeführten eigenen Produkte belief sich im Jahre 1879/80 auf 185612 Milreis[1]), von welchen allein auf den Export des Purgueira-Samens 128041 Milreis in einer Quantität von 4789920 kg fallen, wobei der Werth des für die Insel sehr schätzbaren Brennholzes außer Rechnung kommt. Die Purgueira ist außerdem die einzige Pflanze von Bedeutung, deren Kultur in den höheren Regionen der Gebirgsinsel bis zu 800 bis 1000 m Höhe in allen Einsenkungen und Mulden, denen zur Regenzeit noch reichlich Wasser zufließt, mit Erfolg betrieben werden kann. Auch auf einigen anderen Inseln des Archipels, wie Fogo, Brava, Nicolau, ist die Purgueira-Kultur neuerdings eingeführt und man scheint große Hoffnungen auf die weitere Ausbreitung derselben für die Zukunft der ganzen Inselgruppe zu setzen. Abgesehen von S. Thiago beläuft sich der Export des Purgueira-Samens von den übrigen Inseln bis jetzt freilich nur auf 16000 Milreis.

Auf die „Purgueira“-Kultur folgt in Rücksicht auf die Bedeutung für den Export ein Erwerbszweig, dessen Ertrag freilich nur zum geringen Theile den Insulanern zufließt, nämlich die früher schon erwähnte von französischen und italienischen Unternehmern hier betriebene Korallenfischerei mit 17000 Milreis. Hieran schließt sich die Kaffeekultur mit einem jetzigen Export von ungefähr 58000 kg im Werthe von 15000 bis 16000 Milreis. Der Kaffee von S. Thiago gehört neben dem von S. Antão, die allen anderen Inseln in der Produktion desselben voransteht, zu den besten Kaffeesorten Westafrikas und zeichnet sich namentlich durch ein sehr feines Aroma aus, so daß er in dieser Beziehung vielleicht den Kaffee der Insel S. Thomé übertrifft, der ihm aber wiederum an kräftigem Geschmack voransteht. Die Kaffeekultur ist indessen auf S. Thiago, sowie auf den übrigen im Allgemeinen wasserarmen Inseln des Archipels eine unsichere und auf die durch natürliche und künstliche Bewässerung günstig gelegenen Thäler beschränkt.

Von den übrigen Erzeugnissen der Insel, die für den Handel nach außen von geringerer Bedeutung sind, geben ebenfalls die Märkte von Praia ein anschauliches Bild. Hügel von Apfelsinen und Bananen lagen hier aufgethürmt. Die ersteren sollen zu den besten der Erde gehören und lassen in der That an Saftfülle, Süßigkeit und Wohlgeschmack nichts zu wünschen übrig, sogar frisch vom Baume gepflückt in noch grüner Schale. Daneben finden sich auch Kürbis- und Melonen-Arten, Bataten, türkische Erbsen, Bohnen, vor Allem auch Mais, Mandioca, „Mancarra“ (Erdnuß, **Arhachis hypogaea**), Wachs, Kokosnüsse und andere Tropenfrüchte.

Auch die „Urzella“ wird auf S. Thiago noch in ansehnlicher Quantität gesammelt und repräsentirt einen jährlichen Exportwerth von ca. 1600 Milreis. Stets auch trifft man zahlreiches Geflügel auf dem Markte. Selten sah ich größere prächtige Truthühner als hier, deren Zucht auf der Insel mit besonderer Sorgfalt und in ausgedehntem Maße betrieben wird, so daß die Truthühner von

[1]) Die Insel S. Thiago hat einen Flächeninhalt von beinahe 967 □km und ungefähr 32000 Einwohner, unter diesen vielleicht 1000 Weiße. Die Gesammtseelenzahl der Capverdischen Inseln ist ungefähr 80000.

S. Thiago eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Von Interesse war mir auch, Perlhühner hier zu finden, die in den Bergen, ebenso wie auch auf einigen anderen Inseln des Archipels, wie namentlich Maio, ähnlich wie unsere Rebhühner, wild leben und Gegenstand der Jagd bilden. Auch ein paar Affen, von denen eine grünlich-graue, zu den Meerkatzen gehörige, auch in Westafrika verbreitete Art (Cercopithecus sabaeus) auf der Insel vorkommt, waren zum Verkauf ausgestellt, der einzige Affe und (mit Ausnahme von Ratten, Mäusen und Fledermäusen) das einzige wildlebende Säugethier der Capverden, das zudem auf S. Thiago beschränkt ist.

Einen Hauptfaktor für den Wohlstand der Insel S. Thiago bildet ihre Viehzucht, die zu gleicher Zeit ein Zeugniß ablegt von der verhältnißmäßig reichen Vegetation in einigen Distrikten. Im Jahre 1880 stellte der gesammte Viehstand der Insel einen Marktwerth von ca. 279 000 Milreis dar[1]). Den ersten Rang nimmt die Rinderzucht ein, hierauf folgt die der für den Verkehr und Transport auf dem gebirgigen Terrain wichtigen Pferde, Esel und Maulesel und dann die der Schweine, Ziegen und Schafe. Auch für den Handel nach außen hat die Viehzucht von S. Thiago einige Bedeutung, da im Jahre 1879/80 allein an Thierhäuten für mehr als 12 000 Milreis exportirt wurden.

[1]) Nach S. Thiago findet sich die größte und beste Viehzucht auf der nordöstlich gelegenen im Uebrigen wenig producirenden Insel Boa Vista. Der Viehbestand repräsentirt hier einen Werth von 112 000 bis 113 000 Milreis. Dann folgt S. Nicolau und Fogo. Der Marktwerth des gesammten Viehbestandes auf dem Archipel der Capverden betrug im Jahre 1880 nach amtlichen Berichten 711 000 Milreis.

Dajakische Sitten und religiöse Gebräuche.

Aus Briefen von **F. Grabowski.**

II.

Bandjermassing, 31. Januar 1881.

Nach dajakischen Begriffen hält sich die Seele eines Verstorbenen so lange in der Nähe des Hauses auf, in dem er bei Lebzeiten gewohnt hat, bis für ihn das weiter unten beschriebene tiwa (Todtenfest) gefeiert worden ist. Wenn jemand gestorben ist, so wird dieses den Geistern unter dem Himmel durch drei Schüsse, meist aus kleinen Messingkanonen, angezeigt. Der Leichnam wird schön gekleidet, d. h. man zieht ihm alle seine Kleider an, oder deckt ihn damit zu und stellt alle Geräthschaften, die er im Leben gebraucht hat, um ihn her. Dann wird er mit Reis bestreut und auf jedes Auge ein Geldstück gelegt. Freunde und Verwandte heben eine Todtenklage an, wobei die Tugenden des Verstorbenen gerühmt werden und oft auf die Götter energisch gescholten wird. Die Nachbarn fertigen inzwischen den Sarg an, der jetzt nur noch bisweilen aus einem dicken Baumstamm besteht, meistens aber aus Brettern angefertigt wird. In der folgenden Nacht wird auf drei kupfernen Trommeln Trauermusik gemacht, indem in der ganzen Zeit abwechselnd auf jede Trommel je ein Schlag geführt wird. Kurz vor dem Begräbniß wird die Leiche in den Sarg gelegt, wieder drei Schüsse gelöst und nach einem bestimmten Takt auf die Trommeln geschlagen. Ist der Sarg geschlossen, so wird er nach der Familienbegräbnißstelle gebracht, wo er auf ein drei Fuß hohes Holzgestell gesetzt und mit einer Matte von Blättern (kadjang) bedeckt wird. Das Haus wird sofort nach dem Verlassen der Leiche mit Wasser besprengt. An dem Begräbnißplatz bleibt der Sarg stehen, bis das tiwa gefeiert wird, was oft erst nach 25 bis 30 Jahren geschieht, denn, da es mit großen Kosten verknüpft ist, die das Vermögen einer Familie übersteigen, so wartet man, bis so viele Leichen da sind, daß alle Betheiligten zusammen den Aufwand tragen können, und feiert dann das oft 14 Tage lang dauernde Fest mit großen Gelagen, bei denen die Blians, besonders die älteste derselben, Upo genannt, eine Hauptrolle spielen und die Gesänge der Sangiangs unter Trommelbegleitung und Gestikulationen hersagen müssen. Da die Seele nach dajakischen Begriffen vor dieser Feier nicht zur Ruhe kommt, so bittet jeder Sterbende die Angehörigen um Beschleunigung derselben. Eine neue Ehe darf weder von Wittwer noch Wittwe eingegangen werden, bevor nicht der dahingeschiedene Gatte des tiwa theilhaftig geworden ist.

Einige Wochen vor dem Hauptfest wird ein vorbereitendes Fest begangen, das schon einige Tage dauert. Es gilt nämlich, im Hause des Gastgebers die Musikinstrumente aufzuhängen, Gandangs, hohe Trommeln mit einem Ziegenfell oder Schlangenhaut bespannt, und Garantongs von 6 bis 60 Gulden Werth. Dabei wird manches Schwein verzehrt und kräftig Arak getrunken.

Einige alte Männer bringen die Instrumente erst vor die Thür, schwingen sie dreimal stromaufwärts und stromabwärts, indem sie sagen: „Schnell verschwinde die Geschichte des guten Namens des Mannes, der dieses Fest giebt. Ich habe ihr den Weg zur Sonne gewiesen, sie ist verschwunden. Ebenso möge das Unglück untergehen." Dann wird auf den Instrumenten Tag und Nacht gespielt, um die bösen Geister zu vertreiben und der Seele des Verstorbenen mitzutheilen, daß ihm Erlösung nahe ist. Gleichzeitig werden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, eine Festwohnung gebaut, Reis gestampft, Holz gehackt, Flaggenstöcke geholt und aufgestellt und Büffel gekauft. Wenn diese Thiere in die Nähe des betreffenden Hauses kommen, werden sie mit Musik und Tanz empfangen und zu ihrer Ehre ein Fest gefeiert, denn sie werden zum Opfer für die Seelen gebraucht. Früher wurden hier — und noch jetzt geschieht das weiter im Innern — Menschen bei dieser Gelegenheit geopfert, die den Seelen als Sklaven in der Seelenstadt dienen sollten. Jetzt ist man hier mit Figuren aus Holz zufrieden, da das Gouvernement jenes Verfahren nicht zuläßt, und mit dem Tödten der Büffel an einem Pfahl, der in ein Menschenhaupt endigt. Doch werden die Schädel früher geschlachteter Menschen, die sorgfältig in den Familien aufbewahrt werden und für keinen Preis zu haben sind, bei dem Todtenfeste hervorgeholt und dadurch geehrt, daß man um sie her tanzt.

Ist nun alles vorbereitet, so beginnt der erste eigentliche

Festtag damit, daß man die Gebeine der betreffenden Todten ins Haus bringt, wobei kräftig geschossen wird, um die bösen Geister zu vertreiben. Dann werden die Särge verziert mit allem, was im Hause des Gastherrn von Werth ist. Besonders Geld wird angeklebt. Ist in dem Sarge ein Mann, so wird am Kopf- oder Fußende eine von Holz gemachte Schlange („naga“) angemacht, von der man erzählt, daß ihr Original, wenn es sich auf der Oberfläche des Wassers zeige, durch seine Spiegelung einen Regenbogen erzeuge. Bewegt es sich, so bebt die Erde, welche es trägt. Liegt eine Frau im Sarge, so wird ein hölzerner Vogel, „sangkowai“ genannt, festgemacht. Von diesem Augenblick an muß der Wittwer oder die Wittwe Tag und Nacht am Sarge sitzen und weinen. Die Wittwe mit einem weißen Strick, der Wittwer mit einem weißen Tuch um den Kopf. Dies nennt man „sambalajong“. Dabei werden die Trommeln ohne Aufhören geschlagen, um die bösen Geister fern zu halten. Nach drei Tagen werden alle Frauen aus der Umgegend eingeladen, um Reis in Pusokblätter (junge Triebe von Nipa) zu sammeln, was takopat heißt und den Zweck hat, für die Seelen Nahrung zusammen zu bringen. Die Hauptsache ist aber das Essen und Trinken der lebenden Festgenossen. Nach der ersten Mahlzeit stellt eine Frau Speisen für die Seelen hin und sagt: „Ich habe für Euch hier Peteng Pusok (gagawar, d. i. gesammelter Reis). Damit breche ich allen Widerstand, alles, was unrein ist, alle bösen Geister, alle bösen Träume und mache ein Ende allem Weinen.“ Dann werden sieben zusammengerollte Päckchen Reis für die Gestorbenen und sieben für die bösen Geister gegeben (Reis ist ein Zaubermittel, um reich zu werden). Darauf erscheint der Zauberer. Er ruft den Tempan Tilam und seine Sklaven Telo und Hamparang und einen weiblichen Geist, „Baliang Babilem“. Diese Gottheiten der Luft müssen die Seelen durch Feuer nach einem seligen Ort bringen. Gleichzeitig rufen sieben Blians die Sangiang (Götter der Luft) an, um Tempan Tilam bei seiner Arbeit zu unterstützen. Diese Blians und der Zauberer schreien Tag und Nacht, bis sie vollständig heiser sind. Dafür erhalten die sieben Blians 116 Gulden, der Zauberer für jede Seele 2 Gulden nebst einer Matte, einem bliong (Beil), einem pisau (Art Messer), einer Tasse und einem Teller.

Am folgenden Tage werden die Gebeine aus den Särgen herausgenommen und in den sandong durch die Blians hineingelegt (sandong ist ein auf Pfählen ruhendes, mit Puppen verziertes Häuschen, in dem die Knochen definitiv bleiben). Bei dieser Handlung ist Essen, Trinken und Tanzen die Hauptsache. Soviel Gäste als möglich werden eingeladen, wohl 500 bis 700, und jeder ißt und trinkt soviel, als er irgend bekommen kann. Dann folgt ein Ruhetag zum Schlafen bestimmt und schließlich der größte Schmaus, zu welchem 3 bis 6 Büffel und eben so viel Schweine und Hühner geschlachtet werden. Je größer dabei die Anzahl der Gäste ist, desto größer auch die Ehre, die man dem Verstorbenen anthut. An diesem Tage legen Wittwen und Wittwer die Trauerkleider ab und dürfen sich baden. Verzehrt wird an diesem Tage ungemein viel. Können die Gäste trotzdem nicht alles aufessen, so stellt sich der Gastgeber in ihre Mitte und sagt: „Ist es Euch nicht möglich gewesen, meine Büffel, Schweine, Hühner und meinen Reis zu essen, dann habt Ihr verloren und ich bin stark.“ Dabei trinkt er auf seine Gesundheit. Haben dagegen die Gäste alles aufgegessen, dann sagen sie: „Wir haben alles gegessen; wäre mehr dagewesen, so hätten wir das auch noch gegessen. Du bist schwach und wir sind stark; Du hast verloren und wir gewonnen,“ und dann schließen sie mit Jubel über ihre Leistung. Am nächsten Tage wird ein Schwein an den Füßen gebunden und durch die Umstehenden todt getreten. Die Ursache dieses Gebrauches habe ich nicht erfahren können. Dann werden auch die Büffelköpfe gekocht, deren Ohren der Zauberer als Ruder für die Verstorbenen erhält. Zuletzt wird jeder Festtheilnehmer menjaki. Viele stürzen sich bei einem solchen tiwa in Schulden, aus denen sie nicht wieder herauskommen.

Besonders häufig findet bei ihren religiösen Gebräuchen das Saki-Opfer statt. Es liefert das Blut, wenn jemand menjaki, gereinigt, werden soll. Dieses geschieht z. B. bei Kindern durch ihre Eltern um Krankheit und Unheil fern zu halten, bis zum zehnten oder zwölften Jahre. Braut und Bräutigam werden an ihrem Hochzeitstage injaki, d. h. mit Blut bestrichen. Auch streitende Parteien, die zur Versöhnung geneigt sind, sowie Kranke erfahren diese Behandlung, desgleichen Kinder, welche gestraft sind (was sehr selten stattfindet, dann aber in außerordentlich heftigem Grade), damit die Seele derselben nicht durch Betrübniß Schaden leide. Auch auf heilige Gefäße, Häuser, Reisfelder, Staubgold und Zaubermittel, die man in seinem Hause bewahrt, erstreckt sich das menjaki. Benutzt wird das Blut von Schweinen, Büffeln oder Hühnern; sehr arme Leute nehmen Eidotter.

Drei oder vier Personen, von denen gewöhnlich die eine ein Zauberer und eine zweite eine Zauberin ist, sind zum menjaki erforderlich. Das Bestreichen wird mit in das Blut getauchten Geldstücken oder einem Stück Eisen ausgeführt und zwar zunächst auf der linken Fußsohle mit den Worten: „Alle bösen Dinge, Krankheit, Unglück, Armuth, mögen vertrieben sein;“ dann auf der rechten Fußsohle: „auf daß Du fruchtbaren Boden behalten mögest;“ dann auf den Schenkeln: „damit für Euch alle sial (d. i. Krankheitsursachen) und alle peres (Krankheiten) sterben;“ darauf die Knie: „damit Du Blanga und Harimaung (heilige Töpfe im Werthe von 1000 bis 2000 Gulden) bekommen mögest;“ demnächst die linke Hand: „damit alles, was Uebel für Dich ist, verschwinden möge;“ die rechte Hand mit der Ermahnung: „Ziehe zu uns heran Blanga und Harimaung.“ Sodann werden beide Pulse bestrichen mit dem Zusatz: „Stoßt alle Unglücksfälle und Krankheiten von Euch;“ darauf die Magengrube, indem gesagt wird: „Mögest Du viel Reichthum und Glück bekommen;“ die Schultern von vorn: „damit Ihr alle bösen Dinge, die unter dem Himmel sind, vertilgt;“ beide Schultern von hinten: „damit Ihr alle Unglücksursachen, Krankheiten und Hinterhalte vertilgt;“ die Stirn: „damit Du allein berühmt, reich und angesehen sein mögest;“ zuletzt der Kopf: „damit alles, was schlecht ist, an Dir vorübergehe, möge es nun viel oder wenig auf sich haben.“ Nun wird dem Bestrichenen Reis auf den Kopf gestreut mit den Worten: „So zahlreich wie diese Körner mögen Deine Kinder und Reichthümer sein,“ und Wasser mit dem Wunsch aufs Haupt gegossen: „So lange sei Dein Athem, als Du bittest; gleich der Kühle des Wassers sei die Kühle Deines Athems.“ Sodann nimmt jemand Erde und bestreicht damit die Fußsohlen und die Magengrube und spricht: „So groß als die Erde sei Dein Reichthum. Die Erde kann nicht kleiner, noch alt werden; möge Dein Reichthum später auch nie abnehmen.“ Schließlich bindet man dem Bestrichenen eine Perlenschnur um den Puls, durch welche alle ausgesprochenen Wünsche festgebunden werden. Sie bleibt sieben Tage am Gelenk. Fällt sie früher ab, so ist das Opfer kraftlos. Das Fleisch der Opferthiere wird gekocht und mit besonderer Gier gegessen.

Leidet der Dajake an Kopfschmerz mit Brechneigung, so leitet er diese Krankheit von padjin-liau her, d. h. ein Dämon hat ihm geflucht. Dagegen hilft keine Medicin, sondern nur der tukang hantok, der Zauberdoktor. Dieser drückt sein Knie gegen den Rücken des auf der Erde sitzenden Patienten, wickelt eine Strähne vom Haare des Kranken um seine Finger und fragt: „Welcher Todte hat Dir geflucht?“ Nun fängt der Kranke an, unter den kürzlich Verstorbenen zu rathen, und auf jeden Namen antwortet der Zauberer im Sinne des Verstorbenen: „Joh ah a no (einen gewissen nennt er); Du bist so froh gewesen und hast mit Deinen Freunden gescherzt und gelacht. Ich bin todt; lebte ich noch, dann könnte ich auch scherzen. Ich habe Dir geflucht, weil Du nicht auf mich hören wolltest und davon hast Du Schmerz und dreht sich alles vor Deinen Augen.“ Und nach einer Pause: „Hätte ein anderer Todter Dir geflucht, so würdest Du wie ein Krokodil schlagen und Dich winden, wie biegsames Holz.“ Dann läßt er den Haarknoten los. Hört man in dem Moment einen Klang, so hat der Verstorbene gesprochen. Dann bindet der Zauberer die Haare des Kranken zwei- oder dreimal zusammen und löst sie wieder auf, indem er spricht: „Ebenso schnell, wie ich diese Haare binde und löse, weiche die Krankheit von dem Leidenden,“ berührt mit einem Teller dreimal den Kopf des Kranken unter den Worten: „Möge die Krankheit weichen.“ Schließlich nimmt er aus einer Pfanne etwas Reis und macht auf die Brust des Kranken ein Kreuz und auf seinen Rücken ein Dreieck, worauf er sein Honorar erhält. Hört man in obigem Falle keinen Klang, so wird die Procedur bis zum Eintreten desselben bei anderen Namen wiederholt. Der Dajake tödtet gewöhnlich kein Krokodil, weil er dieselben als Sklaven des Djata betrachtet, den er sich selbst in dieser Gestalt denkt, so daß er beim Anblick eines recht großen Exemplares ausruft: tö Djata toto (das ist wahrlich Djata). Hat ein Krokodil aber jemand gebissen oder getödtet, so erlaubt und fordert das Gebot der Rache die Vergeltung. In solchem Falle wird der Panga roran (Krokodilzauberer) gerufen und ersucht, auf ein Krokodil Jagd zu machen. Während dieser Beschäftigung darf er zu niemand kommen, selbst nicht vor die Fenster eines Hauses, nicht kochen noch andere Tagesgebräuche beobachten, weil er unrein ist. Zunächst wird für ihn am Flußufer ein Häuschen gebaut, in welchem er auf drei Stücke Bambu allerlei Figuren und unter diesen auch ein Krokodil zeichnet. Diese Bambustücke werden mit den Kleidern des Getödteten verbrannt. Die Hitze läßt den Bambu zerspringen. Wird dabei von dem Riß eine Pfote des gezeichneten Krokodiles getroffen, so wird die Jagd mühsam werden; wird aber sein Leib zerrissen, so geht alles nach Wunsch. Die Prau (Kahn), welche zum Fang benutzt wird, muß gelb und roth gefärbt sein, und werden in ihrer Mitte Lanzen mit den Spitzen nach oben aufgestellt. Dann wirft der Zauberer das Loos, um zu entscheiden, ob Schweine-, Hunde-, Affen- oder Hirschfleisch als Lockspeise verwendet werden soll. Dieses Fleisch bindet der Zauberer an große Stöcke oder Angeln aus Eisen und ruft: „Ihr Krokodile, die ihr stromaufwärts seid, kommt herunter“ (dabei hebt er die Lockspeise in die Höhe), „und ihr, die ihr stromabwärts seid, kommt herauf; denn ich will euch allen gute Speisen geben, so süß als Zucker und so fett wie Kokosnuß. Ich will euch ein zierliches und schönes Halsband geben. Wenn ihr es bekommen habt, bewahrt es in eurem Halse und Leibe, denn diese Speise ist sehr pahuni“ (d. h. man sündigt, wenn man sie nicht gebraucht). Hat ein Krokodil angebissen, so ruft er: „Wähle dir einen Platz, wo du liegen willst; denn viele Menschen sind gekommen, um dich zu sehen. Sie sind gekommen mit Freuden und Jauchzen und geben dir kilatbaho, tampar dada, galang kana, d. h. Messer, Lanzen und ein Leichenkleid.“ Ist das Krokodil ein weibliches Thier, so nennt er es Poetir, ist es ein männliches Raden, d. i. Prinz und Prinzessin. Der Beschwörer muß so lange thätig sein, bis er ein Krokodil gefangen hat. Dann ist ihm das Gelingen ein Zeichen von Djata, und es muß, um diesen Gott des Wassers nicht zu erzürnen, den Krokodilen eine Katze geopfert werden. Die Köpfe der erlegten Thiere werden auf Gestellen am Flußufer befestigt.

Nachstehend auch einige religiöse Vorstellungen und Sagen der Dajaken. Die Sangiang (Götter der Luft) sind gute, behülfliche Wesen und leben in einem Nebelsee irgendwo im Himmel, im Sangiangland, durch welches 160 Flüsse gehen. Das Leben daselbst stimmt mit dem irdischen überein, nur ist dort alles viel schöner und herrlicher. Dort reifen Früchte, die das Leben verlängern, grüne Bäume, die das Herz rein machen. Die Blätter anderer Pflanzen liefern die schönsten Gewänder. Die Blüthen sind goldene Ringe und die Früchte Achatsteine. Der Saft von diesem Garing-Baum ist herrliches Lebenselixir. Ursprünglich lebten die Sangiang unter den Menschen; doch hatten diese tödtende Waffen, welche jene nicht besaßen. Daher ging Subuaja, der Stammvater der Sangiang, mit den Seinen nach der lewu, Sangiang. Dieser Subuaja hatte einen Sohn und zwei Enkel, Panjarawan Katingan und Pampula hawan. Beide wurden Stammväter von zwei Sangianggeschlechtern. Der erste ist der Stifter eines Reiches im Sangianglande am Fluß Barirai, der Bruder der eines andern am Djalai-Fluß. Jeder von ihnen hatte sieben Söhne und sieben Töchter, woraus noch andere Geschlechter entstanden; doch verehrt der Dajake vornehmlich nur die beiden ersten. Zu ihnen geht seine Bitte um Hilfe, wenn von einer andern Gottheit etwas verlangt wird, um als Vermittler aufzutreten. Hat z. B. der König des Unglücks jemand krank gemacht, so bittet man ihn durch die Sangiang, ihn wieder genesen zu lassen. Will man vom König des Glückes (Radja untang) etwas erbitten, so müssen die Sangiang die Bitte überbringen und den Radja untang herbeirufen. Das Glück kommt nie von den Sangiang selbst, sondern von Radja untang, von Djata, von Pampahilep und anderen. Aber die Sangiang schützen vor Unglück. Geht jemand auf Reisen, so befiehlt er sich dem Sangiang an und gelobt ihm ein Opfer für die glückliche Heimkehr. Unglück bringen die Sangiang nur über den, der ein solches Gelübde nicht erfüllt. Die zwei ältesten und zwei jüngsten Söhne der obengenannten Stammväter sind bei den Dajaken die beliebtesten Sangiang. Sie heißen Radja ngalang, Thupang Kanaräan, Radja dahang und Tempan Tilam. Es steht jedem frei, sich gerade an den zu wenden, welchen er am meisten verehrt. Gewöhnlich bleibt der Dajake bei dem Sangiang, der in seiner Familie seit vielen Jahren angerufen wird, wenn sich derselbe nicht ohnmächtig erweist. Hat aber ein anderer plötzlich den Ruf bekommen, gern und schnell zu helfen, so wendet man sich zu dem neuen. In vielen Fällen richtet sich das Gebet an alle, doch zumeist an Tempan Tilam, der auch die Verstorbenen durchs Feuer leitet. In hohem Ansehen stehen auch die Sangiang: der große Sangomang, Sakenok und Papaloi.

Daneben wirken überall die Dämonen und bösen Geister. So fand ich bei den Dajaken Ba-sipir, einen Stockheiden, auf einer Jagd am Soengei Bariri, einem Nebenfluß des Poeloepetak, über der Thür ein Salantoetoep aus

verschiedenen eigenartig gewachsenen Hölzern bestehend, um den feindlichen Mächten den Weg zu versperren. Und nicht weit von seiner Wohnung hatte er sich ein Pangantoho (Opferhäuschen) errichtet, worin er den bösen Geistern opfert, damit sie ihm feindlich gesinnte Menschen aus dem Wege schaffen möchten. Von den vielen Mythen über die hauptsächlichsten Sangiang erwähne ich die nachfolgenden. Ueber Tempan Tilam. Er ist ein unzeitig Geborener und seine Mutter warf ihn ins Wasser. Er wurde ans Land getrieben am Fuße des Langkongberges, wo sich gerade Pusan baluto, ein weiblicher Sangiang, badete. Sie nahm ihn auf, erweckte ihn zum Leben und nannte ihn Kampang balan panarusan langit, d. h. die goldene Scheide des Schwertes, welches dahintrieb unter dem Himmel. Als der Findling groß geworden war, kam seine Nichte Tempan Tiawan zu ihm, die eben vor einem mächtigen Sangiang, Manjamäi, der sie heirathen wollte, jedoch von ihr verschmäht wurde, flüchtete. Er kam der Verfolgten zu Hilfe und überwand den Gegner. Tempan Tiawan bot sich ihm nun zur Frau an, forderte aber, er solle mit ihr in ihre Heimath zurückkehren. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ihm seine Pflegemutter, wer er wäre. Er ging mit und wurde als der Ueberwinder des Manjamäi mit großer Freude aufgenommen. Der mächtige Tilam unterwirft sich ihm und wird sein Sklave, und deshalb nimmt er den Namen Tempan Tilam an. Er heirathet Tempan Tiawan, und an demselben Tage heirathen seine sechs Brüder ihre sechs Schwestern, und ihre sieben Brüder seine sieben Schwestern. So ist er der angesehenste Sangiang geblieben.

Ueber Sangomang: Das Wesentliche dieser ausführlichen Sage ist folgendes. Der Held ist sehr schläfriger Natur und äußerst arbeitsscheu. Auf seinen Wunsch versucht seine Mutter für ihn 1000 ringgit zu leihen. Sie begiebt sich daher zu Maha Radja, der ihr aber ihre Bitte, nachdem er sie gastfrei aufgenommen hat, ebenso abschlägt, wie alle seine Töchter bis auf die jüngste Prinzessin: diese erweist sich dem Wunsche Sangomangs gefällig, und er gelobt, als er das Geld empfängt, diese Gutthat nicht unvergolten zu lassen. Nachdem er drei Tage und drei Nächte geschlafen hat, entschließt er sich über See zu fahren. Dieses Vorhaben kommt nach sieben Tagen zur Ausführung auf einem Schiff des Sambarati, dessen Verdeck er zu einem siebentägigen Schlafe verwendet. Als er erwacht, ist das Schiff gelandet, und er ersteht am Landungsplatze für seine 1000 ringgit einen Hund, eine Katze und zwei Schlangen, mit denen er sich wiederum an Bord begiebt — um zu schlafen. Nach anfänglich glücklicher Fahrt tritt Windstille ein und Sangomang erwacht bei Nacht, worauf er mit seinen Schlangen zu spielen anfängt. Dazu singt er: „O, wie schön sind meine Schlangen, sie sind schmackhaft zu essen. Ihr Fleisch ist für mich, die Köpfe bekommt der Hund, die Schwänze erhält die Katze.“ Diesen Gesang hört endlich Djata und ihn jammert seiner Kinder. Zunächst schickt er dienende Geister nach oben, um für die Schlangen Geld und Edelsteine zu bieten, da aber Sangomang hierauf nicht eingeht, so steigt er zuletzt selber aus den Fluthen und erwirbt die Schlangen gegen seinen Zauberring. Die erste Wirkung desselben ist, daß Sangomangs mit ihm berührte Zunge jede Speise herbeiwünschen kann, wovon der Besitzer ausgiebig Gebrauch macht. Heimgekehrt erregt er, da er den Besitz des Ringes verschweigt, durch den Einkauf der beiden Thiere die Betrübniß seiner Mutter und den Zorn des Mata Radja, welcher in seinem Grimme die jüngste Tochter, welche Sangomang zu dieser Verschwendung verholfen hatte, verstößt. Sie findet bei Sangomang und seiner Mutter Aufnahme, mit der sie zufrieden ist; doch muß sie ersterm die niedrigsten Dienste thun. Gelegentlich bemerkt sie neben dem schlafenden Gebieter den Ring und bringt ihn, da er auf ihren Finger nicht paßt, zum Goldschmied, welcher seinen wahren Werth erkennend sich fort und in einen von einer Dornenhecke und von Finsterniß umgebenen, nach dajakischen Begriffen glänzenden Hausstand hineinwünscht. Bei Sangomang und den Seinen kehrt großer Kummer ein. Er weissagt ihnen den Hungertod und unterbricht jetzt seine gewohnte Beschäftigung des Schlafens auch mit Weinen. Endlich entschließen sich Hund und Katze ihrem Herrn zu helfen. Sie erkunden zunächst durch das Umsinken eines auf die Spitze gestellten Kürbis die Richtung, in der sie zu suchen haben. Dann begeben sie sich auf die Reise, dringen durch die Dornen, durchschwimmen, die Katze vom Hunde getragen, einen See und gelangen im Dunkel vor dem Hause des Goldschmieds an, in welchem eine glänzende Stelle ihnen den Ort bezeichnet, an dem der Ring liegt. Mit Hilfe des Königs der Ratten gelingt es, denselben zu stehlen. Doch läßt ihn bei der Rückkehr die Katze aus Schreck vor einem großen, nach ihr schnappenden Fisch ins Wasser fallen, wo ihn der Fisch sofort verschlingt. Dieser fällt aber einem Raubvogel, der Raubvogel der Katze und der Ring dem Hunde zur Beute. Nach der Rückkehr der treuen Thiere wünscht und erhält Sangomang durch den Ring für sich, die Prinzessin und seine Mutter Schönheit, sowie Häuser mit goldenen Thüren, gläsernen Mauern und kupfernen Dächern. Diese Wunderstadt umgiebt Musik und erfüllt Jauchzen, so daß Maha Radja am Morgen veranlaßt wird, die Herrlichkeit zu besuchen. Dabei erschrickt er so sehr über alles Wunderbare, daß er erst in einen Teich mit wohlriechendem und dann in einen zweiten mit rothem Oel fällt. Doch Sangomang giebt ihm neue Kleider, heirathet die Tochter des Beschämten, wird König und lebt fortan in großem Glück und Ueberfluß.

Ueber Sakanak. Er ist zunächst ein armer, bei seiner Mutter lebender Fischer, welcher aus Verdruß über den Regen und schlechten Erwerb folgende Worte mit Kohle an die Thür des Königs schreibt: Manok bangka, patak salaka kiaklian, danda wajang sangiang, dahang njako, karis kilas (Huhn, Silber, Seele des Vogels, Nadel, Schwert des Donners, Dolch des Blitzes). Er wird durch eine Probe als der Urheber dieser Schrift ermittelt und von dem erzürnten König gezwungen, die von ihm selbst nicht gekannten Gegenstände aufzusuchen. Auf seiner Irrfahrt tödtet er ein übernatürliches Wesen in Schlangengestalt und tritt, durch einen Dewa (Mitglied einer bestimmten Geistersorte) in Gestalt einer großen Heuschrecke mit Rath und That unterstützt, als Erbe desselben auf, wodurch er die gesuchten Zaubermittel, unter anderen auch ein Gold sprechendes Huhn, einen Dolch, bei dessen Entblößung es blitzt, und ein Schwert, dessen Zücken Donner und die Verjüngung der Anwesenden erzeugt, erwirbt. Da er allein die Kunst versteht, von seinem Besitz Gebrauch zu machen, erwählt der König den Heimgekehrten zum Schwiegersohn, welcher durch seine geheimnißvolle Macht zu großem Ansehen gelangt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie der „Kawkaz" mittheilt, gehen im transkaspischen Gebiete die **Bohrungsarbeiten** zur Versorgung der transkaspischen Eisenbahn mit Naptha nur langsam vorwärts, weil die gewöhnlichen Arbeiter fehlen und die Werkstätten 90 Werst entfernt sind. Es arbeiten dort Soldaten des Eisenbahnbataillons. Das Vorhandensein von Naphta im Bohrloch, welches eine Tiefe von 18 Saschen (à 2,143 m) erreicht hatte, ist festgestellt; in einer kleinen Destilliranstalt ist auch schon Kerozin daraus gewonnen. Die Destilliranstalt hat einen Kessel von 100 Pud Gehalt. Aus je 4 Pud Naphta wird 1 Pud Kerozin gewonnen.

Der Oberkommandirende Fürst Dondukow-Korsakow, der die Arbeiten am 6. Mai n. St. besichtigte, gab seine Zustimmung zur Anlage von noch 2 bis 3 Bohrlöchern, um das ölhaltige Terrain an dem **Naphtaberge** (Neftjanaja gora) genauer kennen zu lernen.

— Auf der Insel **Tscheleken** ist der „Kaspija" zufolge in einer Tiefe von 50 Saschen (106,7 m) eine reiche **Petroleumquelle** angebohrt worden.

— Der „Turkest. Ztg." zufolge ist die Zahl der **Auswanderer aus dem Kuldsha-Gebiete**, welche in den russischen Unterthanenverband übertreten, größer als die im Herbst 1881 angemeldete Zahl von Familien erwarten ließ. Die Zahl der Uebertretenden wird am Tscharyn und an anderen Stellen faktisch festgestellt durch diejenigen Beamten der Verwaltung von Semirjetschensk, die zum Empfange der Einwanderer kommandirt sind. Das Verhör der Kuldsha-Kirghizen beim Uebertritt erfolgt durch chinesische und russische Beamte gemeinschaftlich.

— „**Japans landwirthschaftliche und allgemeinwirthschaftliche Verhältnisse**" von Dr. G. **Liebscher** (Jena, G. Fischer, 1882) ist ein vortreffliches Buch, das mehr bietet, als der Titel besagt, und dem Ethnographen manche sehr interessante Aufschlüsse gewährt, die er anderswo vergeblich sucht. Während eines achtmonatlichen Aufenthaltes in Japan wurde dem Verfasser deutlich, daß sich die japanische Landwirthschaft keineswegs auf so hoher Stufe befinde, als gewöhnlich angenommen wird, vielmehr höchst gedankenlos betrieben wird. Auf eine Schilderung landwirthschaftlicher Details verzichtet er; der Gang seiner Deduktion ist folgender: Kap. 1 und 2 Klima und Bodenbeschaffenheit in ihren Beziehungen zur Bodenproduktion; Kap. 3 behandelt die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse vor 1868 und zeigt, wie die Eigenthümlichkeiten der japanischen Landwirthschaft, soweit sie nicht durch natürliche Verhältnisse sich erklären, als Resultat der wirthschaftlichen Zustände aufzufassen sind. In Kap. 4 wird die Umwälzung seit 1868 behandelt und nachgewiesen, daß das frühere Streben der Landwirthschaft, lediglich den Rohertrag der Felder zu steigern ohne jede Rücksicht auf den Reinertrag, jetzt durch einige der staatlichen Veränderungen unhaltbar geworden ist, daß aber das Bestehen mancher anderer Zustände aus früherer Zeit den Fortschritt der Landwirthschaft noch so gut wie unmöglich macht. Das 5. und letzte Kap. betrachtet den Export und Import Japans und zeigt einerseits die Fortschritte auf, welche die moderne Kultur während der letzten Zeit in Japan gemacht hat, andererseits die Mängel, an welchen die japanische Produktion leidet. Zugleich sollen diese Angaben den deutschen Exporteuren und Producenten ein Mittel zur Beurtheilung der ausländischen Bedürfnisse der Japaner abgeben. Hier wird u. a. bewiesen, wie gewaltig meist der Metallreichthum Japans überschätzt wird (S. 140), wie die fremden Kaufleute und Rathgeber der japanischen Regierung fast ausnahmslos nur auf ihren Vortheil bedacht waren (S. 146), daß sich für Rechnung der Regierung schwerlich eine große Rübenzuckerindustrie wird schaffen lassen (S. 152), daß aber die Hebung der Baumwollenkultur und der Anbau von Oelfrüchten sehr viel verspricht (S. 161), ja eine totale Aenderung der Finanzlage des Staates zum Bessern hervorrufen kann (S. 167). „Zur Evidenz — schließt das beachtenswerthe Buch, das jedem, der sich für Japan interessirt, vielfache Aufklärung und Anregung bietet — geht aus den Zahlen unserer Tabellen (über Export und Import) hervor, wie schnell und bedeutend die Bedürfnisse der Japaner nach den Erzeugnissen europäischer Kultur gewachsen sind, und daß die Versuche, durch eigene Produktion die letzteren selbst zu beschaffen auf manchen Gebieten von bestem Erfolge gekrönt waren. Es zeigte sich aber auch, daß diese Fortschritte nicht auf denjenigen Gebieten zu suchen sind, wo sie von den tonangebenden Kreisen durch Aufwendung ungeheurer Geldsummen bisher angestrebt wurden und wo man sie zur Zeit sowohl in Japan als auch bei uns meistens zu sehen meint, nämlich in der Schaffung einer Großindustrie nach amerikanisch-europäischem Muster. Alle Bestrebungen, moderne Fabriken, Bergwerke und Farmen zu schaffen, haben vielmehr bis jetzt nur Mißerfolge aufzuweisen, da die ganzen Verhältnisse Japans noch nicht die Existenzbedingungen für dieselben enthalten. Die unleugbar vorhandenen wirthschaftlichen Fortschritte treten uns dagegen überall dort entgegen, wo an die Japaner ein Bedürfniß herantrat, welches durch die Arbeit der niederen Volksklassen gedeckt werden mußte. Wir sahen daher z. B. ohne alle fremde oder obrigkeitliche Unterstützung ein so schnelles Emporblühen neuer Handwerke, wie man es kaum für möglich halten sollte. Es berechtigt uns dies zu der Erwartung, daß den gleichen Fortschritt auch die jetzt noch zurückgebliebenen Erwerbszweige, namentlich die Landwirthschaft, zeigen werden, sobald die Regierung die Hindernisse beseitigt, welche der Entwickelung derselben noch im Wege stehen, sobald also namentlich eine bessere Vertheilung der Steuerlast und brauchbare Landstraßen geschaffen sind. Endlich sind wir berechtigt, an die Entwickelung des deutschen Exportverkehres nach Japan die besten Hoffnungen zu knüpfen, denn jeder Fortschritt der modernen Kultur und die naturgemäße Entwickelung seiner Produktivität muß die Kaufkraft des japanischen Volkes, sowie seinen Bedarf an unseren Erzeugnissen und damit unsern Exporthandel vergrößern." Zu bemerken ist noch, daß fünf statistische Karten beigegeben sind, welche die Verbreitungsbezirke einiger Kulturpflanzen und die Ertragsfähigkeit der Reisfelder in den verschiedenen Landestheilen darstellen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Leadville in Colorado.

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Im Jahre 1878 unternahm der Ingenieur Edouard de Laveleye eine Reise nach den Vereinigten Staaten, hauptsächlich um die kürzlich entdeckten Mineralreichthümer und die zu ihrer Ausbeutung in Anwendung gebrachten metallurgischen Processe kennen zu lernen. In New-York rieth man ihm dringend zu einem Besuche der Silberminen von Colorado, und da ihm dies zugleich die Gelegenheit bot, eine jener Ortschaften, welche vielleicht dereinst mit den heutigen Hauptstädten Amerikas wetteifern werden, in ihrer Kindheit kennen zu lernen, so entschloß er sich bei der schon vorgerückten Jahreszeit rasch und fuhr nach Denver, der Hauptstadt des Staates Colorado. Dieselbe, heute einer der blühendsten Orte, wurde 1858 gegründet; ein Jahr später war das schöne Geschlecht erst durch drei Frauen vertreten, und erst im März 1859 wurde dort der erste Mensch geboren. 1878 zählte es 25 000 Einwohner und war der Kreuzungspunkt mehrerer Eisenbahnen. Es besitzt mehr Banken, Schulen und Zeitungen, als manche europäische Residenz; überall trifft man auf Pferdebahnen, und die Luft durchkreuzt nach allen Richtungen ein Netz von Telegraphen- und Telephondrähten. Sicherlich ist der Komfort nur in wenigen unserer großen Städte so vortrefflich organisirt, als in Denver, dieser in einer Wüste verlorenen Stadt, deren Holzhäuser und stellenweise noch ungepflasterten Straßen ihren jungen Ursprung verrathen.

Auf den ersten Blick fühlt man sich in eine neue Welt versetzt: Wäschereien mit chinesischen Aufschriften, Bergwerksarbeiter in Anzügen aus starker brauner Leinewand, zahlreiche berittene Trapper, den Karabiner umgehängt und den Revolver im Gürtel, geben der Stadt ihr ganz besonderes Aussehen, das sich durch die Mischung wilden und civilisirten Lebens charakterisirt. Die Unterhaltung dreht sich nur um Bergwerke und Erze: so viel Unzen Silber, so viel Procent Blei, Zink oder Zinn auf die Tonne. Man wechselt mit dem ersten besten keine zehn Worte, ohne daß es sich um gekaufte oder verkaufte Aktien und Antheilscheine von Bergwerken handelt. Laveleye hätte binnen zwei Tagen an 50 Bergwerken kaufen können, die alle ihm angeblich Millionen gebracht hätten. Ja, ein geschickter Industrieller bot ihm umsonst die Koncession eines Erzlagers, das 60 Proc. Blei und 100 Unzen Silber auf die Tonne erhielt, ein Vermögen für europäische Verhältnisse; freilich stellte er als Bedingung den Bau einer Straße von der Grube zur Eisenbahn. Wie dem aber auch sei, so viel erscheint Laveleye sicher, daß Jedermann, der eine gehörige Dosis guten Willens und Lust besitzt, mehrere Jahre lang angestrengt zu arbeiten, noch heutigen Tags in den Weststaaten rasch sein Glück machen kann. Woher es kommt, daß so wenige Menschen dieses Ziel erreichen? Einfach, weil fast alle den sichern, aber längern Weg verschmähen und den direkten, aber gefährlichen vorziehen. Jeder sagt sich: „Mein Nachbar hat eine „Bonanza“ gefunden und ist in wenigen Tagen reich geworden. Warum soll ich Jahre warten?“ Aber Bonanzas finden sich nicht alle Tage, und diejenigen, welchen sie das Glück zuspielte, verschleuderten sie meistens in der Einbildung, daß der Zufall ihnen

immer neue Schätze in den Schoß werfen würde. Comstock, der Entdecker jener berühmten Ader, die seinen Namen trägt und die schon über eine Milliarde abgeworfen hat, nahm sich im Elend selbst das Leben.

Mit allen nöthigen Auskünften versehen, reiste Laveleye auf der Fairplayroute nach Leadville, anfangs auf der Eisenbahn. Dieselbe folgt zunächst einem Wasserlaufe, der ruhig die leicht gewellte Ebene durchströmt, auf welcher Denver liegt. In der Ferne erheben sich die Zacken der Felsengebirge, alle, selbst die höchsten nicht ausgenommen, ohne Schnee. Die Amerikaner nennen Colorado die „amerikanische Schweiz“ und stellen in ihrem Lokalpatriotismus die Felsengebirge über die Alpen. Aber ersteren fehlt, was die Alpen so unvergleichlich großartig macht, der Schnee und die Gletscher. Nirgends sieht man so strahlende, in makellosem Weiß funkelnde Spitzen, wie die Jungfrau, das Silberhorn oder den Monte Rosa [1].

Rasch erreicht die Bahn das Gebirge und dringt an einem der dort entspringenden Flüsse aufwärts in dessen Inneres ein. Sofort ändert sich auch das Aussehen und der Charakter der Landschaft: in wenigen Minuten wird man aus der gewellten Ebene in eine tiefe enge Felsschlucht versetzt, wo der abenteuernde Geist des Pionniers und die Geschicklichkeit des Ingenieurs alle Kräfte haben daran setzen müssen, um den für die Bahn erforderlichen Platz zu finden. Senkrecht fallen die Felsen in den Fluß ab, dessen scharfe Biegungen und zahlreiche Mäanderwindungen jeden Augenblick neue Bilder darbieten. Mitunter scheinen die Wände beiderseits gleichsam durch einen Schwerthieb von einander getrennt, wie den Rolands zu Ronceval. Der Zug rollt im Grunde des Thales auf einer Bahn dahin, welche zur einen Hälfte dem lebenden Gestein abgewonnen wurde, zur andern auf Gitterpfahlwerk über dem Wasser schwebt. Die dadurch frei gelegten Schichten, metamorphischer Natur, erscheinen wie geglüht; sie zeigen buntscheckige Färbung, perlgrau mit rothen Streifen durchsetzt,

Denver.

oder mit goldgelben Flecken gemustert. Weiterhin steigt ein Berg wie eine riesige mit Fichten bedeckte Pyramide an, prächtig heben sich die dunkeln Nadeln derselben vom blauen Himmel ab. Mitten aus dem Grün ragen Felszinnen auf, mittelalterlichen Burgtrümmern ähnlich, und Spitzen, auf denen bizarr geformte Steinblöcke liegen. Dann wieder fährt man mehrere Kilometer weit bei Abhängen vorbei, wo das Feuer gewüthet hat und nur noch einzelne verkohlte Stämme und Stümpfe traurig zum Himmel emporweisen. Was am Boden liegt, ist schon von Moos und Farrn überwachsen. Ab und zu erweitert sich auch das Thal und bietet Raum für ein kleines Weizen- oder Maisfeld; an solchen Stellen strömt auch der Fluß klar und ruhig zwischen Erlengebüsch hin. Von Zeit zu Zeit hält der Zug an einer Sägemühle, oder einer Hütte von Holzhauern; dort kreuzt er sich mit anderen, welche das geschlagene Holz in die Ebene hinabführen. Charakteristisch ist, daß an allen Haltestellen an

[1] „Von Denver aus gesehen erscheinen die Felsengebirge wie ein mächtiger Wall, dessen Gleichförmigkeit nur wenige vorspringende Gipfel unterbrechen, der schroffe Long's-Peak im Norden und Pike's-Peak mit seiner breiten Kuppe im Süden. Der Grundton des Gebirges ist braun, jener der Steppe im Vordergrunde gelb und das Gesammtbild in Folge dessen von einer Eintönigkeit, welcher nur die gewaltigen Dimensionen einen gewissen Stolz verleihen. Mit einer unserer reich gegliederten und durch farbenreichen Vordergrund gehobenen Alpenansichten kann das Bild sich in keiner Weise messen. Was schöne Natur anbetrifft, bin ich zwar ein Feind aller Vergleiche, allein hier wird der Beschauer förmlich zu Vergleichen gedrängt durch die namenlosen Lobhudeleien, welche der Amerikaner aus Nationaleitelkeit dem vielgerühmten Gebirgsblick von Denver angedeihen läßt. Großartig und schön zugleich zeigen sich die Felsengebirge erst, wenn man ihr Inneres betritt.“ Freiherr Max von Thielmann. Vier Wege durch Amerika S. 78 (vergl. „Globus“ XLI, S. 177).

Schlucht im Felsengebirge.

Digitized by Google

Leute, deren Kleidung deutlich ihren niedern Stand verräth, Zeitungen vertheilt werden; bei jeder Hütte, wo mitten in der Wüste eine Brettschneiderfamilie haust, wirft der Zugführer einem Kinde, welches durch den Pfiff der Lokomotive benachrichtigt wurde, ein Bündel von allerlei Drucksachen zu. Das ist die Folge des allgemein verbreiteten Schulunterrichtes, welcher es dem in der Einöde lebenden Pionnier möglich macht, den Ereignissen seiner Heimath und der ganzen Welt zu folgen.

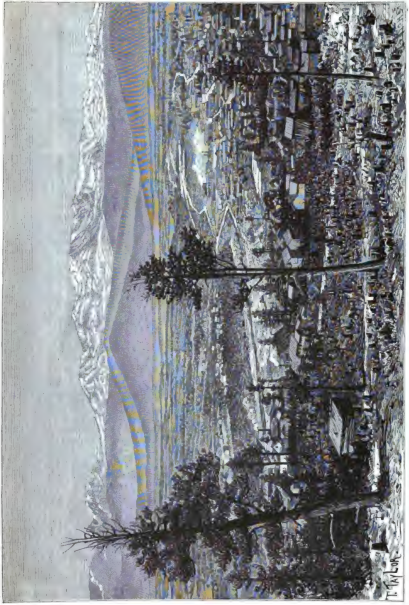
Oft sind die Krümmungen des Flusses so scharf, und die Kurven der Bahn so jäh, daß die Lokomotive langsamer fahren muß, um nicht zu entgleisen. Doch kommt dergleichen oft vor, und niemand erschreckt dabei; alles steigt aus; vor die Räder des entgleisten Wagens wird ein Geräth in Gestalt einer geneigten Ebene gestellt, auf welches derselbe, von der Lokomotive gezogen, hinaufrollt und wieder in die Schienen gelangt.

Die Bahn erreichte damals anderthalb Tage Wagenfahrt vor Leadville ihren „Terminus“, ein kleines provisorisches Dorf, wo zumeist Arbeiter hausten, die an dem Bau einer Seitenlinie beschäftigt waren. An Stelle der Lokomotive trat die „stage coach“, ein alter vorsintfluthlicher Kasten, der hoch in starken Riemen von rohem Leder hing und je nach der Beschaffenheit des Weges von vier bis sechs Pferden gezogen wurde. Der Weg aber war nur ein breiter Pfad im Walde, der alle Hindernisse direkt kreuzte. Bald geht es aufwärts auf scharfe Bergrücken hinauf, bald herab im tollsten Jagen in eine Thalschlucht, deren Gewässer auf einer Brücke aus kaum behauenen Baumstämmen überschritten werden muß. Zuweilen geht es über Stellen dahin, wo die Stümpfe der umgehauenen Bäume noch einen Fuß über dem Erdboden aufragen; dann wieder einen so steilen Abhang hinab, daß der Wagen eine höchst bedenkliche Neigung nach vorn annimmt. Den ersten Pferdewechsel benutzten Laveleye's Reisegenossen, den Whisky der Station zu kosten, bis ein kräftiges „Hallooh, Cap!“ zum Wiedereinsteigen aufforderte. Namentlich in den Weststaaten wird der erste Beste, dessen Namen man nicht kennt, wenn er nicht offenbar ein Hand-

Der South Park.

werker oder ein Geistlicher ist, mit „Cap“ (d. i. Kapitän) angeredet — obwohl kein Volk weniger zum Militarismus neigt, als die Bewohner der Vereinigten Staaten. Als Laveleye in Chicago vergessen hatte, sich im Gasthofe als Ingenieur zu bezeichnen, paradirte er am nächsten Tage als „Oberst“ de Laveleye in der Fremdenliste. In Colorado ist jeder Bergwerksbesitzer General und jeder Werkführer Kapitän. In Denver war Laveleye wohl zehn Generälen vorgestellt worden, von denen gewiß kein einziger jemals, selbst nicht während des Secessionskrieges, dem Heere angehört hatte. Man erzählt sich in dieser Hinsicht folgende Anekdote. Ein Mann plauderte mit dem Besitzer eines Kaffeehauses und wurde von demselben gefragt, welchen Grad er im Heere der Konföderirten eingenommen. „Ich war gemeiner Soldat,“ lautete die Antwort. „Gemeiner Soldat!“ rief der Wirth, „wahrhaftig, Sie sind der erste Gemeine, den ich sehe. Ich muß Ihnen eine gute Flasche poniren wegen der Seltenheit.“ Während der drei Wochen, welche Laveleye in Colorado zubrachte, ist er stets Kapitän oder General gewesen.

Noch vor Anbruch der Nacht sollten die schlimmsten Stellen des Weges überwunden und der Anfang des South Park erreicht sein; als aber die Dämmerung begann, war letzterer noch eine Stunde Weges entfernt. Die „Parks“, deren es drei wichtige in dieser Gegend giebt, der South Park, Middle Park und North Park, sind eine charakteristische Erscheinung in diesem Theile der Rocky Mountains. „Man versteht hierunter in den Felsengebirgen ein von höheren Bergzügen eingeschlossenes Gebiet, welches in sich jedoch keineswegs eben zu sein pflegt, sondern vielmehr in allen Richtungen von niedrigeren Quer- und Nebenketten durchschnitten wird. Die Grenzen dieser Parks nach oben bilden die wasserscheidenden Gebirgszüge, nach unten lassen sie sich nicht genau bestimmen, da die ganze Bezeichnung im Munde der wenigen Ansiedler eine sehr wandelbare ist“ (v. Thielmann, a. a. O. S. 85). Der South Park begreift nicht weniger als 5000 qkm, mißt 100 km in der Länge und 50 in der Breite. Er ist von dichtem Grase bedeckt und arm an Wild, da die Indianer, welche dort den ganzen Sommer zubringen, fast das ganze Thierleben ausgerottet haben. Im Middle Park ist noch mehr vorhanden, namentlich im westlichen Theile desselben, und der



Leadville von Süden gesehen.

Digitized by Google

schwerer zugängliche North Park ist reich an Wapiti und Blacktailhirschen und beherbergt auch Bären, Vielfraß, Puma und Wildschafe.

Hätte die Kutsche während der Dämmerung die letzte Schlucht passirt und den Park erreicht, so wäre man auch in völliger Dunkelheit noch rasch vorwärts gekommen. So aber verließ der Kutscher, welcher der Flasche zu viel zugesprochen hatte, erst nach Sonnenuntergang die letzte Station; bei einem mächtigen Lagerfeuer, um welches ein Trupp Fuhrleute lagerte, scheuten die Pferde, am Wagen zerbrach etwas, mußte nothdürftig geflickt werden und erst gegen 9 Uhr wurde der South Park erreicht, wo die Thiere ruhig dahintraben konnten. Um 2 Uhr Nachts langte man in Fairplay an, einem frühern Lager von Goldgräbern mitten im South Park. Damals war dort eine kleine Stadt entstanden; jetzt lebten da kaum 200 bis 300 Menschen. In goldhaltigen Gebieten findet man überall Ruinen von solchen Städten, welche es nicht über einige Jahre Lebensdauer gebracht haben.

Am nächsten Morgen ging die Fahrt über den 12 500 Fuß hohen Hamilton-Paß hinüber in das Thal des obern Arkansas, an dessen einem Zuflusse Leadville liegt. Obwohl der Paß nicht bedeutend hinter der „Jungfrau" an Höhe zurück bleibt, finden sich doch nahe seiner höchsten Erhebung noch Bäume. Die Schneegrenze liegt hier überall viel höher, als in der Schweiz, wahrscheinlich in Folge der großen Trockenheit der Luft. Die Vegetation steigt bis 11 600 Fuß an; Leadville, 10 230 Fuß hoch, liegt in einem Fichtenwalde und die Parks, wo treffliches Gras wächst, und selbst Getreide gebaut wird, haben eine mittlere Höhe von 9500 Fuß. In der Schweiz dagegen reicht der Schnee bis gegen 7000 Fuß hinab.

Den letzten, sehr rauhen Abstieg legte Laveleye zu Fuß zurück; den Genuß sich die Beine zu vertreten begriffen seine Reisegefährten, meist Bergwerksarbeiter, nicht, und sie fragten ihn, ob er etwa Fußgänger von Profession sei. Unterwegs überholte man eine Schar Ochsen und Maulthiere, welche Lebensmittel und Geräthe nach Leadville schafften. Solche Karawanen brauchen bis dahin nicht weniger als sechs Tage von der nächsten Eisenbahnstation, und mindestens ebenso viel, um mit Erz beladen letztere zu erreichen, zusammen also 13 bis 14 Tage. Wie reich müssen die Minen sein, um solche Kosten zu tragen! Doch sind schon zwei oder drei Bahnen im Bau, die sich anfangs einen heftigen Tarifkrieg machen werden; in zwei bis drei Jahren werden die Aktionäre der neuen Bahnen abwechselnd ruinirt und steinreich werden[1]). Einstweilen aber trifft man noch auf Schritt und Tritt auf Gerippe und Leichen gefallener Lastthiere. Auf der letzten Station stiegen zwei Mädchen in die Postkutsche, ein seltenes Ereigniß in dieser Gegend, wo sich das weibliche zum männlichen Geschlechte wie 1 : 500 verhält. Dann hinab ins Thal des Arkansas und dasselbe drei Stunden lang aufwärts bis Leadville, wo der California Gulch in den Hauptfluß endet.

Wie bei allen Bergwerksorten verkündigt sich die Nähe von Leadville durch die völlige Abwesenheit von Bäumen. Ein ganzer Wald ist verbraucht worden, um die junge Stadt aufzubauen, und so weit das Auge reicht, sieht man Baumstümpfe, welche zwei bis drei Fuß über dem Boden abgehauen worden sind. Nur das niedrige Gebüsch blieb verschont und verbirgt die neuen Häuser dem Auge. Zuerst erblickt man Hütten aus Zweigen und Lehm; dort hausen die zuletzt Angekommenen, die ruinirten Bergwerksarbeiter und sonstigen Unglücklichen. Dann folgen mehrere „corrals", große Vierecke, welche auf zwei Seiten von Pallisaden aus Tannenstämmen, hinten durch Ställe und vorn durch Schuppen für die Menschen umgrenzt sind; drinnen stehen Wagen und irren Zugthiere umher. Das Ganze erinnert an Mexiko und Südamerika.

Endlich ist die Stadt selbst erreicht; in der Hauptsache besteht sie (oder besser bestand sie im Jahre 1878 [1]) nur aus einer breiten, etwa 1000 m langen Straße aus Holzhäusern, meist mit Veranden, welche den Bürgersteig überragen und zu beiden Seiten eine Art gedeckten Ganges bilden, der gegen Regen und Sonne schützt. Von den Balkonen hängen Schilder aller Art in schreienden Farben und mit riesigen Lettern herab und machen sich einander die Aufmerksamkeit des Publikums streitig. Es ist die amerikanische Reklame in ihrer ganzen Gewaltsamkeit, in Verbindung mit jenem sonderbaren gesellschaftlichen Zustande, wo aus der primitiven Barbarei schon Elemente der vorgeschrittensten Civilisation sich hervorheben. In scharfem Galoppe hält der Kutscher seinen Einzug in die Stadt; aber schon im Vorüberfliegen bemerkte Laveleye einen Laden voller nouveautés, eine Zeitungsredaktion, zwei Gasthöfe und eine Anzahl „bars", deren mehrere sich als Konzertkaffeehäuser ankündigten, eine Species, welche sich über die ganze Welt zu verbreiten anfängt. Das Gasthaus, wo der Reisende abstieg, wies eine sonderbare Mischung von gewöhnlichsten Gebrauchsgegenständen und von europäischem Luxus auf. Keine Teppiche, die man sonst in Amerika überall findet; als Waschtisch ein roher Holztisch, Decken von grober Wolle, aber ein prachtvolles Bett aus polirtem Nußbaumholz und ein Kleiderschrank mit Spiegel, der im Astor House in New York hätte paradiren können. Derselbe Zustand unten im Speisesaale, wo nur Bergleute als Gäste zu finden waren und ihre stereotypen Gespräche über Gruben und Erze führten; rohe Holzwände, kein Tischtuch, dreibeinige Sessel, gewöhnliches Geschirr neben geschliffenen Krystallgläsern und höchst eleganten Messern mit Elfenbeingriffen.

[1]) Jetzt ist Leadville mit Denver durch eine den South Park kreuzende schmalspurige Bahn verbunden, s. Sartorius von Waltershausen „Eine junge Stadt in dem Felsengebirge Colorados." Allgemeine Zeitung, 16. April 1882, Beilage.

[1]) Jetzt zählt sie mit den sie umgebenden Ansiedelungen nach Sartorius von Waltershausen a. a. O. etwa 20 000 Einwohner, zwei Haupt- und eine Anzahl Querstraßen, mehrere große Hotels, ein geräumiges Postgebäude, eine City hall u. s. w.

Die Ersteigung des Vulkans Apo auf Mindanao durch Dr. A. Schadenberg und Dr. O. Koch.

[Nach dem „Diario de Manila“ [1]).]

Von Prof. F. **Blumentritt.**

Den ersten Versuch den Vulkan Apo zu ersteigen unternahm der Gouverneur des Distrikts Davao, Don José Oyanguren, im J. 1859. Er rüstete einen förmlichen Heereszug aus, denn ihn begleiteten zwei Offiziere, 20 Soldaten, 30 deportirte Catalanen und 13 Bagobos, es hatten sich ihm auch zwei Private (Spanier?) angeschlossen. Die Expedition brach von Davao auf und stieg das Thal des Rio Tagulaya oder Sibulan bergan. Oyanguren sah sich bald genöthigt von seinem Vorhaben abzustehen und nach Davao zurückzukehren, zwanzig von den Mitgliedern der Expedition erlagen den Mühseligkeiten des Marsches, sie starben wenige Tage nach der Heimkehr.

Nach einem Zeitraume von 11 Jahren erneuerte der Commodore der im Golfe von Davao stationirten Kriegsschiffe, Hr. Real, den Versuch, aber ebenso vergeblich, wie sein Vorgänger. Erst dem französischen Reisenden Dr. Montano und dem Distriktsgouverneur Rajal gelang das Unternehmen. Rajal knüpfte mit den am Fuße des Vulkanes wohnenden Bagobos Unterhandlungen an, um sich ihrer Unterstützung und der Stellung von Führern und Lastträgern zu sichern. Der Bericht über diese Expedition ist bereits von Dr. Montano veröffentlicht worden (Bulletin de la Soc. de Géogr. 1881, Juin, p. 552 seq., vgl. Globus XL, S. 144), es genügt daher zu erwähnen, daß es dem Dr. Montano und dem Herrn Martinez gelang, im Oktober 1880 die nordöstliche Spitze des Berges zu ersteigen, dessen Höhe mit 3130 m angegeben wurde.

Die deutschen Doktoren A. Schadenberg und O. Koch, welche seit Spätherbst 1881 in Davao verweilen, unternahmen am 20. Februar l. J. den zweiten Versuch, den Vulkan zu ersteigen. Sie brachen von dem Dorfe Sibulan auf, welches nordnordöstlich vom Vulkane liegt. Sieben Bagobos begleiteten sie als Lastträger, welche auf dem Marsche sich durch Gesang ermunterten. Man überschritt hierauf den Rio Baracatan auf einer Bambu-Brücke. In dem Dorfe Bitil wurde Halt gemacht, um ein Individuum näher zu untersuchen, welches als Hermaphrodit gilt; es war wie ein Weib gekleidet, seine Stimme war grob, die Bagobos nannten es Capitan (Häuptling). Man wandte sich dann gegen Westen und durchwatete den Rio Balangan, einen Nebenfluß des schon erwähnten Tagulaya oder Sibulan. Von da an begannen dem Weitermarsche sich große Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Zum Glücke war, als man um 2 Uhr an den Tagulaya selbst gelangte, noch die Brücke vorhanden, welche im Jahre 1880 von Rajal über den Fluß geschlagen worden war. Nach kurzer Rast brachen Schadenberg und Koch in westlicher Richtung auf und erstiegen auf diesem Wege einen konisch geformten Berg von 2000 (spanischen?) Fuß Höhe. Beim Herabstiege trafen sie den Rio Balacio; dieser fließt von Süden nach Norden und ergießt sich weiter unten in den Tagulaya. Die im Bette des Balacio liegenden großen Felsblöcke ermöglichten einen leichten Uebergang. Nach Ersteigung einer niedrigen Wasserscheide kamen die Reisenden um $4^1/_2$ Uhr zu einem zweiten Nebenfluß des Tagulaya, dem Rio Verurin, seine Richtung ist von Südost gegen Nordwest. Seine Tiefe ermöglichte den Uebergang nur durch Schwimmen, was trotz der reißenden Strömung glücklich ablief. Man befand sich nunmehr am Fuße des Vulkans, dessen Abhänge zu ersteigen waren. Ein dichter Nebel verschleierte die Landschaft und durchnäßte die Kleider der Bergsteiger. Man marschirte jetzt parallel dem Tagulaya und zwar so, daß der Fluß, der in der Tiefe schnell dahinfloß, zur rechten Hand blieb. Um 5 Uhr 45 Min. war der Tagemarsch zu Ende, man machte im Bagobo-Dorfe Tagodeia Halt. Dieses liegt circa 1000 m hoch, hundert Fuß tiefer fließt der Tagulaya, der hier Sibuan heißt, vorbei. Die Bagobos räumten den Reisenden das geräumigste der zwölf Häuser ein, welche die Niederlassung bilden, und bewirtheten sie mit Álac (Reisbranntwein) und anderen Erfrischungen. Die Bagobos drängten sich um die Weißen, wohnten ihrem frugalen Nachtessen bei und umschwärmten sie mit ihrer gutmüthigen Zudringlichkeit, bis sie von den der Nachtruhe bedürftigen Reisenden freundschaftlich hinausgewiesen wurden. Die Nacht war bitterkalt und windig.

Um 5 Uhr 30 Min. Morgens erhoben sich die deutschen Reisenden und nahmen ein Bad in dem sehr kalten Wasser des Tagulaya, der Himmel war heiter, die Temperatur kühl (13° C. um 6 Uhr Morgens). Um 9 Uhr wurde aufgebrochen und zwar in nordwestlicher Richtung, der Tagulaya floß dreihundert Meter tiefer mit reißender Schnelligkeit. Die durch drei Bagobos von Tagodeia verstärkte Expedition gelangte um 10 Uhr zur letzten Hütte, welche zum Dorfe Tagodeia gehörte. Von hier aus genossen sie eine herrliche Aussicht auf die Ostküste des Busens von Davao und die in demselben liegende Insel Samal und Talicut, sowie auf Davao selbst. Diese Hütte liegt 1150 m über dem Meeresspiegel.

$2^1/_2$ Stunden ging der Weg durch dichten Urwald, in welchem man auf Bäume von 100 Fuß Höhe und auf Farrnkräuter bis zu 30 Fuß Höhe oder Länge stieß. Um 1 Uhr langte die Expedition an den Ufern des Uaig-mainit an, der Name des Flusses, der hier 1320 m hoch liegt, bedeutet in der Bagobo-Sprache „Warmes Wasser“; an der Stelle, wo Schadenberg und Koch sich befanden, war das Wasser nur lauwarm, im Oberlaufe aber sollte nach den Angaben der Bagobos die Wasserwärme eine intensivere sein. Man findet hier eine Varietät des Kampherbaumes, beim weitern Aufstieg begann aber die Vegetation einen andern Charakter anzunehmen: die hohen Bäume fehlten, ebenso begannen die Laurineen, die man noch an den Ufern des Uaig-mainit getroffen hatte, zu verschwinden, dagegen zeigten sich Farrnkräuter in großer Fülle, sowie Exemplare von Abies-Species und einzelne Species von Dracaena.

[1]) Cartas de Davao. El volcan Apo segun los naturalistas alemanes Alex Schadenberg y Otto Koch (im XXXIV. Jahrgang Nr. 88 und 89).

Alles triefte von Nässe und wies an Bäumen und Steinen die Spuren der Regenzeit auf, Stämme und Gestein waren alle mit Moos bedeckt. Man drang dann in einen förmlichen Wald von Farrnkräutern ein. Um 3 Uhr erreichten die Reisenden den Rio Siriban, einen Nebenfluß des Tagulaya. Der Lauf des Flusses ist durch das Terrain so verdeckt, daß man ihn erst auffand, als man in die unmittelbare Nähe desselben kam. Im Bette des Siriban lagen große Stücke Schwefel, Lavablöcke und andere Auswurfsstoffe des Vulkans. Eine Zeitlang marschirte die Expedition im leeren Flußbette, doch bald stieß man auf fließendes Wasser, das aber seines Gehaltes an Schwefelsäure und Schwefelwasserstoff wegen nicht zu trinken war. Die Vegetation an den Ufern des Siriban war gänzlich erstorben, das Moos an den Steinen hatte eine schwefelgelbe Farbe angenommen.

Um 4 Uhr gelangten die Reisenden wieder zu einem schönen Aussichtspunkte; vor ihnen präsentirte sich der Apo mit seinen zahlreichen Solfataren, denen Dampfwolken entstiegen. Auch der gänzlich veränderte Charakter der Vegetation fesselte die Aufmerksamkeit der deutschen Forscher. Die Farrnkräuter waren verschwunden, dagegen zeigten sich Rhododendren, die mitunter 20 Fuß hoch waren, und zahlreiche, verschiedenen Species angehörige Myrtaceen, die eine Höhe bis zu 50 Fuß erreichten. Alles stand in Blüthe. Nicht weit vom rechten Ufer des Siriban in einer Höhe von 2060 m über dem Meeresspiegel wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Die Nacht war so bitterkalt [1]), daß von Schlaf wenig zu reden war. Trotz der nordischen Morgenfrische nahm Herr Schadenberg ein Bad im Siriban. Man nahm dann mit den mitgeschleppten Apparaten den Apo auf. Um 9 Uhr wurde der Weitermarsch angetreten, ein Bagobo blieb aber im Lager zurück, um die durchnäßten Gepäckstücke zu trocknen. In südlicher Richtung marschirte man durch einen Wald von blühenden Rhododendren und Myrtaceen, in dem man viel Honig wilder Bienen antraf, eine willkommene Erquickung. Später wurde der Marsch sehr beschwerlich; man mußte mit dem Bolo (Waldmesser) sich den Weg durch das dichte Gestrüpp bahnen. Die Myrtaceen wurden spärlicher, dagegen Wachholder sehr häufig. Man stieß einigemal auf Höhlen, in denen süßes Wasser vorhanden war. Dann kam aber ein Gewirr von abgestorbenen Farrnkräutern und Rhododendren; über einen Kilometer zog sich der Marsch über dieses Chaos dahin, man mußte förmlich wie ein Seiltänzer auftreten, Dr. Schadenberg that einmal einen Fehltritt und versank bis zu den Schultern in Moder. Endlich änderte man die bisher südliche Marschrichtung und ging gerade aus auf die Bergspitze zu. Bald wies die Vegetation ein ganz europäisches Bild auf, keine Rhododendren waren mehr zu erblicken, dagegen nur Wachholder und Vaccinien, darunter erreichte eine (mit schwarzen Beeren) eine Höhe von 1 Fuß! Moose und Flechten waren häufig. Man befand sich auf 2420 m Seehöhe.

Um 1 Uhr gelangten Schadenberg und Koch zur ersten Solfatare, die in einer Seehöhe von 2700 m [1]) lag und zwar in einer mächtigen Erdspalte. Man sah von hier aus, wie die Berglehne zahlreiche Solfataren aufzuweisen hatte, schweflige Dämpfe wirbelten in die Höhe und der Boden, auf dem die Reisenden standen, fühlte sich warm an. An einigen Stellen sah man Pfützen, in denen klares Wasser brodelte. Auf dieser Höhe stand ein Erinnerungszeichen der Expedition von 1880, ein Stein mit der Inschrift „Apo. Unica expedicion Rajal. 1880." Der Aufstieg ging nun leicht und ohne Mühsal von statten, so daß man um 1 Uhr 45 Min. bereits die 3150 m hohe nordöstlichste Spitze des dreigipfligen Vulkan erreicht hatte. Während Dr. Koch mit photographischen Aufnahmen sich beschäftigte, erstieg Dr. Schadenberg den höchsten (südwestlichen) Gipfel des Apo, dessen Seehöhe er mittels der Barometermessung auf 3300 m bestimmte. Die Aussicht war lohnend: südöstlich von dem Pico, auf welchem Schadenberg stand, lag im großen Krater des Vulkans etwa 400 Fuß tiefer ein See mit ziemlicher Wassermenge, zur Linken des Sees erhob sich eine natürliche Pyramide von durch den Schwefel gebleichten Felsblöcken, rechts stieg die dritte bis jetzt noch unerstiegene Gipfelspitze in die Höhe. Der ehemalige Krater ist im Nordwesten von den drei erwähnten Picos abgeschlossen, gegen Südosten zu aber offen und ohne Wald. Die beschriebene Felspyramide liegt so ziemlich in der Mitte. Schadenberg konnte genau Davao und die im gleichnamigen Golfe gelegenen Inseln Samal und Talicut unterscheiden, ebenso die im Osten des Golfes gelegenen Landmassen. Im Süden sah Schadenberg das Meer und den erloschenen Vulkan Matutum, gegen Westen konnte er sehr deutlich die großen Seen Buloan und Liguasin wahrnehmen. Auf dieser Seite des Apo zeigten zahlreiche aufsteigende Dampfwolken die Existenz von Solfataren an. Der Stand der Sonne hinderte in der Gegend von Cottabató etwas deutlich zu unterscheiden, dagegen erblickte Dr. Schadenberg in nordnordwestlicher Richtung am Abhange des Apo einen zweiten See, der aber kleiner als der Kratersee erschien und auch viel tiefer lag. Der Horizont wurde im Nordwesten und Norden durch den Monte Parac und dichtbewaldete Berge abgeschlossen. Heidelbeerspecies und Wachholder bildeten die Vegetation. Der Himmel war nur schwach bewölkt, eine glückliche Ausnahme von der Regel, denn der Apo ist gewöhnlich in Wolken gehüllt, auch sind Regengüsse häufig. Dr. Schadenberg grub an der höchsten Spitze eine Flasche, welche einen von der Ersteigung berichtenden Zettel enthielt, bis zum Halse in den Erdboden und kehrte dann zu Dr. Koch zurück.

Um 3 Uhr 30 Min. begann der Abstieg und zwar auf einem andern Wege, als man gekommen. Bei einer Solfatare fand Dr. Schadenberg ein circa 10 Pfund schweres Stück Schwefel, aus schönen Krystallen zusammengesetzt. Die Bagobos, welche den Vulkan für den Wohnsitz eines bösen Dämons halten, weigerten sich, das Stück zu tragen, so mußte sich denn Dr. Schadenberg entschließen, sich selbst damit zu schleppen. Der Boden war sehr heiß; stieß man mit dem Messer in die Erde, so fuhren Schwefeldämpfe hervor. Der Weg wurde immer mühseliger; oft glitten die Reisenden aus oder mußten eine Strecke steilen Abhangs herunterkriechen, so daß die Kleider zerfetzt wurden und die Haut Kratzwunden erhielt. Gegen Abend langten sie glücklich in dem Lager an, wo sie den einen Bagobo zurückgelassen hatten. Der Abend war heiter und schön, das Thermometer zeigte um 8 Uhr Abends 10° C. Am andern

[1]) Temperaturmessungen am 21. Februar:

5 Uhr	40	Minuten	Nachmittags .	15,6° C.
7 „	30	„	„ .	9,2° „
8 „	—	„	Abends . .	7,4° „

Temperaturmessungen am 22. Februar.

3 Uhr	—	Minuten	Morgens . .	4,2° C.
5 „	30	„	„ . .	3,7° „
5 „	45	„	„ . .	2,4° „
6 „	—	„	„ . .	3,1° „
7 „	30	„	„ . .	8,7° „
9 „	—	„	„ . .	12,7° „

[1]) Die Expedition von 1880 ermittelte die Seehöhe der ersten Solfatare auf 2400 m.

Morgen, den 23. Februar, um 6 Uhr waren 12,5° C. Wärme und der Himmel ganz klar. Dr. Koch photographirte die Umgegend des Nachtlagers. Mit leeren Mägen brach man auf und langte nach schweren Mühen um 9 Uhr Abends in Sibulan, dem Ausgangspunkte der Expedition, an. Bemerkenswerth ist, daß man am Rio Siriban weite Strecken mit abgestorbener Vegetation fand, in denen sich einzelne Myrtaceen- und Rhododendren-Inseln erhoben.

Der Erfolg dieser Expedition ermuthigte die deutschen Forscher zu einer zweiten Ersteigung. Sie verließen am 16. März Tagobeia um 8 Uhr 45 Min. Morgens und erreichten um 1 Uhr 45 Min. ihr altes Nachtlager am Rio Siriban, die neuerliche Höhenmessung ergab nun 2040 m. Dichter Nebel verschleierte die ganze Landschaft und der Regen floß in Strömen bis 5 Uhr. Das Thermometer zeigte um 6 Uhr Abends 13,8° C. und zwei Stunden später 12,5° C. Die Nacht war heiter. Die Temperatur der Luft wies am 17. um 5 Uhr 45 Min. Morgens 10° C. auf. Die Temperatur des (mitgebrachten?) süßen Wassers betrug um 6 Uhr Morgens 12,5° C. und jene des Flußwassers des Siriban zur selben Zeit 15° C.

Bei bewölktem Himmel brachen Schadenberg und Koch um 8 Uhr Morgens auf und erreichten die erste Solfatare um 10 Uhr 45 Min. Ihre Seehöhe wurde jetzt auf 2680 m bemessen. Sie stiegen zur selben herab um Schwefelproben zu holen und die Quelle des Rio Siriban sich anzusehen. Die Temperatur des Quellwassers betrug 31,2° C.; schweflige Gase stiegen in Blasen empor. Man stieg nun weiter, aber der Regen hatte sich wieder eingestellt und der Nebel war so dicht geworden, daß man kaum auf zehn Schritte weit sehen konnte. Trotzdem gelang es den von Dr. Schadenberg am 22. Februar erstiegenen Pico, dessen Höhe zu 3280 m bestimmt wurde, zu erklimmen. Eine zweite Flasche wurde hier eingegraben; sie enthielt einen Zettel mit den Namen der Bergsteiger und dem Datum der Ersteigung. Das Wetter war abscheulich, Wind und Regen wiesen eine große Heftigkeit auf, die Temperatur war sehr frisch: 5° C. Der Abstieg wurde am westlichen Hange vorgenommen, man stieß hier auf drei Krater, welche früher Seen gebildet haben müssen, fand auch am Grunde derselben etwas Wasser und Schlammboden. Der erste Krater war ringförmig mit einem Durchmesser von 40 m Länge, die beiden anderen besaßen eine oblonge Form, bei beiden letzteren betrug der längere Durchmesser (von Ost gegen West gerichtet) circa 100 m, der kürzere (von Nord gegen Süd gezogene) 20 m. Die beiden oblongen Krater waren nur durch eine wenige Meter hohe Wand von einander getrennt, die Reisenden schätzten die Seehöhe der beiden Kraterbodenflächen auf 3220 m. Schadenberg und Koch wollten dann den See erreichen, den der erstere vom höchsten Pico des Apo aus am 22. Februar erblickt hatte, aber der dichte Nebel sowie der heftige Regen zwangen sie von diesem Vorhaben abzustehen. Aus gleichen Gründen unterblieb die Besteigung des dritten und niedrigsten (westsüdwestlichen) Gipfel des Apo. Koch und Schadenberg sprechen die Ansicht aus, daß man auf den Höhen des Apo an vielen Tagen Eis (am frühen Morgen) antreffen könnte und daß Schneefälle nicht selten eintreten dürften.

Beim Abstiege stießen die deutschen Forscher dicht unter dem höchsten Gipfel auf zwei neue Solfataren und 100 m tiefer sahen sie aus einem Loche geruchlose Wasserdämpfe aufsteigen. Um 6 Uhr langten sie nach beschwerlichem Marsche bei ihrem alten Lagerplatze am Rio Siriban an, wo sie die Nacht zubrachten, doch wurde ihr Schlaf durch das Bellen der verwilderten Hunde gestört, welche an den Abhängen des Apo sehr zahlreich sind und eine solche Verwegenheit aufweisen, daß sie selbst die Bagobos angreifen, wenn diese im Walde nach Honig suchen oder auf dem Jagdpfade streifen. Am 18. März zeigte das Thermometer 13° C. um 6 Uhr Morgens. Der Abstieg erfolgte auf dem alten Wege, um 12 Uhr war die Gesellschaft schon in Tagobeia und um 4 Uhr 30 Min. hatten sie den Ort Sibulan, wo Schadenberg und Koch damals ihren Aufenthalt genommen hatten, erreicht.

Gedebus und Sintren.

Von E. Metzger.

Vor etwa zwanzig Jahren befand ich mich in einer damals noch ziemlich wenig besuchten Gegend der Preanger Regentschaften auf Java, mit den Vorarbeiten für die Anlage einer Eisenbahn beschäftigt (die endlich im März dieses Jahres eröffnet ist). Um ganz in der Nähe meiner Arbeit zu sein, hatte ich mein Lager in einem kleinen Dorfe aufgeschlagen, welches so ziemlich im Mittelpunkt der mir zugewiesenen Strecke gelegen war. Mehr als eine Meile von mir entfernt wohnten zwei Gutsbesitzer, mit denen ich gute Nachbarschaft hielt; gleichwohl sahen wir einander nur gelegentlich, denn über Tag hatte jeder von uns seine eigene Arbeit, die wohl einmal eine zufällige Begegnung herbeiführte, aber doch nur selten Gelegenheit zu längerm Verweilen gab, und Abends waren wir zu müde, um noch aufs Pferd zu steigen, Besuche zu machen und in tiefer Nacht auf ziemlich schwierigen Bergwegen nach Hause zurückzukehren. Unter diesen Umständen war es mir sehr lieb, daß der Häuptling des Distrikts — Wedheno oder Wedana ist sein Titel (was „Stirn“ bedeutet) —, der auch in meiner Nähe wohnte und der sehr viel Vergnügen an meinem Umgang zu finden schien, mich häufig Abends besuchte und manchmal bis spät in die Nacht bei mir verweilte. Ich gebrauchte eben den Ausdruck „Häuptling“. Damit dieses Wort nicht die Erinnerung an irgend welchen Mohikaner oder Irokesen erweckt, will ich, obwohl es dem Gegenstand, mit dem sich diese Zeilen beschäftigen, vollkommen fremd ist, dem weniger mit Java bekannten Leser anzudeuten suchen, in welcher Art er sich einen solchen Häuptling eigentlich vorzustellen hat.

In der Zeit, von der ich spreche, waren die meisten derselben von altem Blute oder behaupteten wenigstens es zu sein. Mit wenigen Ausnahmen führten sie einen Geburtstitel und waren, wenn auch nicht sehr unterrichtete, doch meist sehr scharfsinnige Männer. Wenn man berücksichtigt, daß die eigentlichen Volkssprachen von Java (sundanesisch, javanisch und maduresisch) je drei mehr oder weniger verschiedene Ausdrucksweisen (niedrige, mittlere und hohe Sprache) besitzen, die neben- und durcheinander gebraucht werden je nach der Stellung der Personen, welche mit einander sprechen oder über die gesprochen wird — eine

Schwierigkeit, von welcher sich selbst der keine Vorstellung machen kann, der sich mit dem Gebrauch von tu, voi und loi im Italienischen recht vertraut gemacht hat, da in den Landessprachen Javas für viele Ausdrücke in jeder der drei Klassen besondere Wörter bestehen —, daß außerdem jeder eingeborene Häuptling oder Beamte die malaische Sprache, das Mittel für den gewöhnlichen Verkehr, kennen muß, daß viele derselben Holländisch wenigstens einigermaßen verstehen, so wird man gern zugeben, daß wenn auch in jenen Tagen ihre formelle Bildung, zu deren Erwerbung die Gelegenheit manchmal fehlte, oft viel zu wünschen übrig ließ, doch der Geist schon durch die Erwerbung der nöthigen Sprachkenntnisse — und die Etikette für den Gebrauch der hohen, mittlern und niedern Sprache ist sehr streng — ziemlich viel „Hirngymnastik" geübt hatte, mehr vielleicht, als sehr viele Europäer, welche mit solchen Leuten in Berührung kommen, anzunehmen geneigt sind. Gewöhnlich schickten die eingeborenen Beamten mittlern Ranges, welche eine Ehre darin suchten, ihren Sprößlingen einen einigermaßen europäischen Schliff zu geben, ihre Söhne im Alter von 8 bis 12 Jahren, auch wohl früher und später, in das Haus eines Europäers, am liebsten eines Beamten, mit dem sie auf gutem Fuß standen. Der Junge wuchs da auf einigermaßen gleichem Fuße mit den Kindern des Hauses auf, lernte wohl mit ihnen, besuchte auch manchmal eine Schule; wurde er älter, so verrichtete er allerlei Dienstleistungen; dafür aber sah er, wie es in einem europäischen Haushalt zuging und lernte sich an den Umgang mit Europäern gewöhnen. Später trat er womöglich als Schreiber bei einem Beamten ein, gewann so einen Einblick in die Verwaltung, kam, wenn er sich Freunde erworben hatte, in eine Stellung als Beamter und rückte je nach Umständen weiter vor. Eine solche Erziehung hatte denn auch mein Nachbar genossen und er hatte eine große Vorliebe für alles Europäische und einen ungeheuren Wissensdurst, der manchmal selbst unbequem werden konnte, aus der Zeit seines Aufenthalts in einem europäischen Hause mitgebracht. Nachdem wir erst einmal mit einander etwas vertraut geworden waren, brachte er, wie gesagt, viele Stunden bei mir zu und quälte mich mit allerlei Fragen, wogegen ich ihm dies mit Zinsen heimzahlte und viel von ihm über Land und Leute lernte.

Meine Wohnung war nicht sehr anlockend; ich hatte mir ein gewöhnliches Wohnhaus eines Eingeborenen — es hatte übrigens Holzwände, ein Luxus, den man ziemlich oft in den Preanger Regentschaften findet — etwas ausbessern lassen; farbige Leinwand bildete die Decke, damit mir nicht etwa eines Abends ein Gekko (Platydactylus guttatus), deren eine Anzahl im Dachstuhl hauste, auf den Kopf fiel; ebenso waren die Seitenwände mit ähnlichen Tüchern geschmückt und durch Vorhänge zu beiden Seiten des Eingangs zwei Zimmer hergestellt worden, welchen ich versucht hatte durch wenige, größtentheils aus Bambu verfertigte Möbel ein etwas häusliches Ansehen zu geben. Der Mittelraum war eigentlich ein Durchgang zwischen der Küche und der offenen Veranda; letztere diente — bei gutem Wetter wenigstens — zu jeglicher häuslichen und wissenschaftlichen Beschäftigung. Da wurde gegessen und gezeichnet, studirt und Toilette gemacht, wenn nicht etwa in der Westmousson der Wind den strömenden Regen hinein peitschte. Der Flur, der sich, wie es im westlichen Java allgemein üblich ist, einige Fuß über den Erdboden erhob, bestand aus Bambu; nämlich zunächst aus einigen mit Zwischenräumen liegenden ganzen Bambus, welche die Stelle der Balken vertraten, darüber ein Flechtwerk aus gespaltenem Bambu anstatt der Bretter. Daß es bei einer solchen Zusammensetzung des Gebäudes einiger Uebung bedurfte um Tische und Stühle so aufzustellen, daß sie auf den durchlaufenden Bambus ruhten, ist leicht ersichtlich, und dies war nothwendig, wenn man vermeiden wollte plötzlich ein Stuhlbein durch den geflochtenen Flur hinschießen oder den gedeckten Tisch in stürmisches Schwanken gerathen zu sehen. In diesem Raum nun saßen wir eines Abends; unser einfaches Essen war eben abgelaufen und das Gefolge des Wedana that sich mit meinen Leuten an den Resten des Mahls gütlich; da kam der Tjamat (ein Häuptling, der unter dem Wedana steht), der in meinem Dorfe wohnte, ließ sich vor der Veranda auf einer für diesen Zweck da bereit liegenden Matte nieder, brachte die zusammengelegten Hände zum Gruß an die Stirn und rauchte, in der Erwartung, daß der Wedana, der sich noch mit mir unterhielt, ihn anreden würde, seine Cigarette weiter [1]).

Nachdem ich eine kurze Pause im Gespräch hatte eintreten lassen und der Wedana auf die Gegenwart seines Untergebenen aufmerksam geworden war, entspann sich zwischen beiden eine kurze Unterhaltung, von der ich — ich befand mich erst seit wenigen Monaten in den Sundadistrikten — kein Wort verstand. Dann fragte mich der Wedana: „Wünscht der Herr das Gedebusspiel zu sehen?" Natürlich ging es mir ebenso, wie es wohl dem größten Theil meiner Leser gehen dürfte; ich wußte nicht, was das war. Nach einigen Mißverständnissen wurde mir die Sache deutlich gemacht und will ich die erhaltene Belehrung in den folgenden Worten zusammenfassen: „Die „Gedebus" sind fromme Diener des Propheten, die durch Reinigung, Fasten und Gebet, namentlich aber durch das Gebet eines frommen Mannes gar wunderbare Eigenschaften erlangen. Kein Eisen verwundet sie, kein Feuer brennt sie, kein Strick ist im Stande sie zu binden. Sie zeigen ihre Kunst nur um den Ruhm Allahs und seiner Propheten zu erhöhen und zu diesem Zweck wandern sie umher, um die Herzen der Gläubigen zu stärken und die Ungläubigen zum Glauben zu erwecken, nehmen aber keine Bezahlung an." Die Truppe, welche uns eine Vorstellung geben wollte, lebte ganz in meiner Nähe als eine Art religiöser Gemeinschaft; soweit der Wedana wußte, gab es nur wenige derselben und zwar nur in den Sundalanden; ich selbst habe sie weder vorher noch nachher wieder in gleicher Form angetroffen und auch nur einige wenige Notizen über sie gefunden, die ich weiter unten mittheilen will; zunächst gehe ich zu der Beschreibung des merkwürdigen Schauspiels über, welches mir geboten wurde, nachdem ich die Erlaubniß zur Aufführung desselben gegeben hatte.

Einer nach dem andern traten einige Leute in der gewöhnlichen Tracht der Eingeborenen der Sundaländer ein, einige von ihnen trugen allerlei Geräthschaften in der Hand; ihnen folgte ein älterer Mann, der das Zeichen eines Hadji (Mekkapilgers), ein in der Art der Türken um den Kopf geschlungenes Kopftuch [2]), trug; in der Hand hatte er zwei kupferne Gefäße. Er trat bescheiden auf uns zu, begrüßte uns und erbat die Erlaubniß mit seinen Genossen einige Uebungen in meinem Hause vornehmen zu dürfen. Nachdem dies alles abgemacht war, ersuchte ich ihn mit seinen Gefährten Platz zu nehmen. Er ließ sich an einer Seite der Veranda nieder, auf einer Matte, die ich hatte hinlegen lassen; er erbat sich etwas gekochten Reis

---

[1]) Ich erwähne absichtlich diese den Sundanesen eigenthümliche Gewohnheit in Gegenwart von Höherstehenden und selbst im Gespräch mit ihnen unaufgefordert weiter zu rauchen.

[2]) Alle männlichen Eingeborenen von Java tragen es immer, aber in sehr verschiedener Art, nur Hadjis in der Form eines Turban.

und reines Wasser aus dem Fluß, womit er die mitgebrachten Gefäße füllte; den Reis stellte er etwas links, das Wasser gerade vor sich hin. Rechtwinklig zu ihm, an der andern Wand der Veranda, den Zuschauern gegenüber, saßen drei seiner Begleiter, jeder mit der Kendang (einer Art Trommel) vor sich; ihm gegenüber die drei Personen, welche bestimmt waren ihre Kunst zu zeigen, alle mit gesenktem Kopf ohne sich viel umzusehen. Bei ihrem Eintreten hatten sie uns schweigend gegrüßt. Zwei ihrer einfachen Lampen hatten sie, obwohl der Raum gut erleuchtet war, zu beiden Seiten der Musikanten aufgestellt. Als die Leute Platz genommen hatten, ließ ich ihnen Kaffee und Backwerk anbieten; nur der Hadji nahm dies an, für seine Begleiter aber wies er jede Erfrischung ab. Vor den Künstlern lagen ihre Apparate, ziemlich lange Stilette mit starkem Griff und rundem Stichblatt; ich bat um die Erlaubniß dieselben besehen zu dürfen, die auch bereitwilligst gegeben wurde. Da der Wedana mir mittlerweile erzählt hatte, was sie mit diesen Stiletten ausführen würden, prüfte ich dieselben genau, konnte aber keine verborgene Feder (siehe unten) daran finden, die Klingen waren rund etwa von der Dicke eines Gänsekiels mit sehr langer, scharfer Spitze, also mehr Pfriemen. Nachdem ich Platz genommen, bat der Hadji um die Erlaubniß anfangen zu dürfen, die ich ihm, da ich neugierig geworden war, gern ertheilte.

Die Trommelschläger fingen an ihre Instrumente zu bearbeiten und begleiteten diese weniger schöne als geräuschvolle Musik mit eintönigem wilden Gesang; der Hadji fing an zu beten; ein altes Exemplar des Koran lag aufgeschlagen vor ihm. Dies dauerte einige Minuten; immer schneller flossen die Worte von seinen Lippen, immer schneller bog sich sein Oberkörper vorn über und erhob sich wieder, dann fing er an bei jeder Verbeugung mit trockenen Lippen gegen das Wasser zu spucken [1]). Plötzlich hielt er inne, dann rief er dreimal den Namen Allahs, dann den Namen des Propheten, des Scheik Abdul Kader Djilani, des Scheik Mahomed el Djanad Djeni und einiger anderer (die ich mir natürlich erst später habe nennen lassen). Nun erhoben sich die drei Leute, denen die Hauptrolle zugedacht war, jeder ein Stilett in der Hand. Wieder fingen die Trommeln an zu lärmen, die Trommelschläger erhoben ein wüstes Geschrei, die drei handelnden Personen mischten ihre Stimmen in die der anderen und fingen an im Takt rund zu gehen; der Hadji betete wieder, wieder flossen die Worte schneller und schneller von seinen Lippen, Schweiß perlte auf seiner Stirn, er schien in Todesangst. Auch der Takt der Musik war beschleunigt, endlich rasend wild. Die Schnellheit der Tänzer (so will ich sie der Kürze wegen nennen) hielt damit gleichen Schritt; plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, erhoben sie die Stilette und setzten sie zwischen Schlüsselblatt und Hals und schienen mit aller Gewalt auf dieselben zu drücken, ohne daß sie sich im geringsten verletzt hätten, dann erhoben sie die Waffen aufs Neue und brachten sie mit einer andern Stelle ihres Körpers in Berührung mit demselben Erfolg. — Jetzt wurde das Gebet und die Musik langsamer, die Tänzer nahmen ihre Plätze ein. — Ich muß bekennen, bis dahin hatte mir die Sache nur sehr mäßig imponirt; ich war darauf vorbereitet die Waffen, wenigstens scheinbar, in den Körper eindringen zu sehen und hatte dann, trotzdem ich die Klingen geprüft hatte, noch an einen Betrug gedacht, der aber mit Rücksicht auf die scharfen Spitzen doch wohl auch seine gefährliche Seite gehabt haben würde. So aber hatte ich deutlich gesehen, daß, obwohl die Haut durch die Spitze eingedrückt wurde, die Klinge nicht einzudringen schien, und ich konnte in dem Schauspiel nichts anderes sehen, als eine mit staunenswerther Sicherheit ausgeführte, sehr gefährliche Uebung, bei der sie den Weg des Stoßes genau berechnet hatten, um im entscheidenden Augenblick einzuhalten, worauf auch die scheinbar große Kraft, mit welcher die Stöße geführt wurden, hinzuweisen scheint. Ich erbat mir nun die Erlaubniß die Tänzer genau betrachten und die Stilette nochmals untersuchen zu dürfen. An den Personen, welche die Kunststücke gemacht hatten, war auch nicht die kleinste Wunde zu bemerken, die Spitzen waren ganz scharf und fest; ein Austausch konnte nicht stattgefunden haben, da die Tänzer nur Beinkleider und Kopftuch trugen und die Oberkleider an der Wand aufgehängt hatten. Nun setzte ich mich wieder zum Wedana und bat ihn den Hadji heran zu rufen. Ich sprach ihm meine Bewunderung über die Geschicklichkeit seiner „Söhne“ aus; doch er betrachtete mich mit einem mitleidigen Lächeln und sagte: „O Herr, Du kennst die Kraft des Gebetes noch nicht; wenn Du erlaubst, werde ich Dir andere Proben zeigen.“ Die Erlaubniß wurde gegeben, die eben abgespielte Scene wiederholte sich, nur gingen die Tänzer bei ihrem Umgang beinahe auf derselben Linie, der mittelste schwang sein Stilett hoch über seinem Kopf, die beiden anderen umfaßten seine Hüfte. Das Tempo der Musik war noch rasender als das erste Mal, der alte Hadji weinte beinahe, seine Worte waren durch Schluchzen unterbrochen, plötzlich mit einem Ruck hielten die Tänzer still; die beiden rechts und links warfen sich zur Erde und beteten, der dritte stand einen Augenblick wie erstarrt, dann aber stieß er sich das Stilett beinahe bis zum Heft in die Wange, so daß die Spitze an der andern Seite weit heraus kam. Dann faßten ihn die beiden anderen an den Schultern und führten ihn zu mir, wo er auf die Knie fiel. „Prüfe, Herr!“ sagte der Hadji.

Es war ein schauerlicher Anblick, dieses verzerrte, aufgeregte braune Gesicht mit weit aufgerissenen Augen und weit aufgesperrtem Munde, in dem man die Klinge deutlich zwischen den Zähnen sah, so nahe vor mir; trotzdem wollte ich meinen Augen nicht trauen und fühlte mit beiden Händen den Verlauf der Klinge; dasselbe that der Wedana. Während wir unsere blutigen Finger abwischten, rief der Hadji: „Komm her, mein Sohn.“ Dieser kam, kniete nieder, der heilige Mann murmelte Gebete, dann ergriff er die Waffe und zog sie heraus, benetzte die Stelle von außen und im Innern des Mundes mit seinem geweihten Wasser und schickte ihn zu mir zurück, um sich nochmals untersuchen zu lassen; keine Wunde war mehr zu fühlen, die Feuchtigkeit, die an meinen Fingern blieb, war nicht mehr gefärbt. Wieder fing der Lärm an; der zweite Tänzer wurde wieder in die Mitte genommen; die beiden, welche zur Seite gingen, schwangen jeder ein Stilett in der Hand; nach einigen Umgängen ließen sie den dritten los und hielten die Spitzen der Stilette in die Lampen und murmelten eine Beschwörung. Dieselbe Steigerung wie vorher; der dritte Tänzer warf sich nieder und betete; wie auf ein gegebenes Zeichen stießen sich die beiden anderen die erhitzten Klingen durch beide Wangen, daß es zischte. Wieder näherten sie sich mir um mich die Sache näher untersuchen zu lassen; ich fühlte sehr vorsichtig wegen der Wärme des Eisens, und der blutige Speichel klebte an meinem Finger. Dann folgte wieder Niederknien vor dem

[1]) Ich weiß nicht, wie ich diese bei verschiedenen Beschwörungen und der Heilung von Schlangenbissen vorkommende Handlung anders nennen soll; die Lippen bewegen sich zum Spucken, man hört den Ton, die vorgehaltene Hand aber bleibt trocken, obwohl man, wenn der Hauch behaarte Körpertheile trifft, ein Gefühl von Feuchtigkeit hat.

Hadji und Heilung wie vorher und zum Schluß zweite Untersuchung durch den Wedana und mich; wir konnten keine Blutspur, keine Narbe mehr finden.

Jetzt kam eine neue Aufführung; die Musik schwieg, einer der Musikanten ging einen schweren Feldstein holen; der Hadji und die Tänzer beteten; dann erhoben sich zwei der letzteren. Der eine stellte sich mit vorgebeugtem Oberkörper, die Hände auf die Knie gestützt, auf; der andere erhob den Stein mit Anstrengung, wiegte ihn in den Händen und schleuderte ihn gegen den Rücken seines Genossen. Dieser blieb unbeweglich, ohne zu zucken. Ich veränderte meinen Platz, um den Vorgang genau von der Seite betrachten zu können; keine Bewegung war zu bemerken, der Stein kam im richtigen Bogen und fiel nieder, anscheinend ohne den Geworfenen zu berühren. Ich muß gestehen, daß mich diese Probe der Kunst der „Gedebus“ am meisten überrascht hat, weil es mir ganz unerklärlich ist, wie der Mann unter der Wucht des Steines (ganz abgesehen vom Schmerz) so unbeweglich bleiben konnte, und daß der Anprall kein stärkeres Geräusch verursachte. Ich will mich an keinen Erklärungsversuch wagen; ein Engländer, der lange in Britisch-Indien gelebt hat, und mit dem ich diese und ähnliche Vorgänge besprochen habe, meinte die Erklärung darin finden zu müssen, daß der Hadji alle Zuschauer in hypnotischen Zustand versetzt und sie dann habe sehen lassen, was er wollte. Diese allerdings sehr einfache Erklärung würde zu entsetzlichen Konsequenzen führen.

Es ist dies das einzige Mal, daß ich die „Gedebus“ gesehen habe. In dem Werke Veth's (Java III, 254) sind sie erwähnt und ist dort van Hoevell citirt, der in seinen Reisen über Java von ihnen spricht. Ich habe mir dies Buch nicht verschaffen können und weiß nicht, wie er die Sache auffaßt; Veth schreibt: „ohne, vermuthlich weil die Spitze durch eine unsichtbare Feder nach innen ging, eine Beschädigung davon zu tragen.“ Rigg, den Veth auch citirt, sagt in seinem sundanesisch-englischen Wörterbuche, S. 124 und 125: Gedebus, games in which are exhibited feats of address with various sharp weapons, as stabbing the body with krisses or knives etc. but which are merely clever sleights of hand. The games are mostly practised by men who pretend to be great proficient in the knowledge of the Mahomedan religion and thereby to have attained their skill.

Beide Ansichten scheinen mir zur Erklärung des vorliegenden Falles nicht ausreichend, wenigstens scheint bei dem zweiten und dritten Fall Heilung im ekstatischen Zustand — oder Traumzustand bei den Zuschauern — angenommen werden zu müssen.

Gewiß ist der „Gedebus“ ein Erzeugniß des Islam, obwohl die Lampen und die regelmäßigen, im Takt stattfindenden Umgänge an den Hindudienst erinnern. Dagegen findet sich eine andere auffallende Erscheinung im malaischen Archipel, die man auch auf Java oft genug sehen kann, welche dem Hindudienst verwandt ist; es ist dies der Sintren. Ein kleines Kind, Knabe oder Mädchen, wird, manchmal gebunden, unter einen Korb gesetzt; die Musik spielt, der Chor singt, der Zauberer beschwört die Seele des Kindes den Körper zu verlassen, um Platz zu machen für eine Dewa, welche den Frommen in sichtbarer Gestalt zu erscheinen wünscht. Wenn dann der Korb aufgenommen wird, erscheint das Kind seiner Bande ledig, mit verwildertem Aeußern und ganz verändertem Gesicht. Es tanzt einige Zeit und wenn der Geist den Körper verlassen hat, fällt der „Sintren“ (Berauschte) regungslos zur Erde; nach seinem Erwachen weiß er sich nichts mehr zu erinnern. Ich muß bekennen, daß ich hierbei immer an ein reines Gaukelspiel gedacht habe, obwohl andere Europäer auch hier eine Ekstase annehmen wollen (z. B. van Eck, Ind. Gids 1881, I, S. 184). Ich habe keine Ursache, die Möglichkeit derselben zu bestreiten und will nur meine Gründe für das Ebengesagte kurz anführen: In den Sundadistrikten ist es ein gewöhnliches Sprichwort: Wo der Sintren ist, ist auch Zauberei (Taschenspielerei). Das Losmachen von den Stricken habe ich zu häufig als ganz gewöhnliches Taschenspielerstückchen, das noch viel weiter, selbst bis zur scheinbaren Ermordung des unter dem Korbe versteckten Kindes, getrieben wurde, gesehen, wobei sich ein klägliches, immer schwächer werdendes Geschrei hören ließ, welches die Zuschauer mit Entsetzen erfüllte, bis der Korb aufgenommen wurde und das Kind fessellos dastand. Hierbei dürfte allerdings ein Kris, dessen Klinge beim Stoß zurücksprang, eine Rolle gespielt haben; denn bei diesem Kunststücke habe ich die Waffe wohl hundertmal deutlich in den Korb eindringen sehen. Das Losmachen der Stricke ist ja jetzt seit der Zeit der Brüder Davenport in Deutschland bekannt, und es wird Niemand überraschen, der indische Gaukler gesehen hat.

Uebrigens haben alle eingeborenen Häuptlinge, mit denen ich auf so vertraulichem Fuße stand um solche Sachen offen zu besprechen, mit ziemlicher Zurückhaltung und Scheu über die „Gedebus“ gesprochen, während sie über „Sintren“ die Schultern zuckten und durchblicken ließen, daß letzteres Betrügerei sei; hierbei kann aber sehr wohl der Umstand mitgewirkt haben, daß „Gedebus“, wie schon erwähnt, sein Entstehen dem Islam, „Sintren“ das seinige der vorislamitischen Zeit verdankt, und meine Freunde vielleicht Anstoß genommen haben, über eine Sache, welche mit ihrem Gottesdienst in so enger Beziehung steht, ganz offen zu sprechen und sie dem „Sintren“ gegenüber nicht von solchen Rücksichten geleitet wurden.

Doch, wie gesagt, will ich der Ansicht eines Beobachters, wie Herr van Eck, durchaus nicht entgegentreten, um so mehr, da er das „Sintren“ auf Bali, wo der Hindugottesdienst noch blüht, gesehen hat, während sich meine Erfahrung auf das mittlere und westliche Java beschränkt, wo vielleicht Taschenspieler ein nachgemachtes „Sintren“ vorführten.

Die indischen Aufnahmen im Jahre 1880 bis 1881.

Das Juniheft der Proceedings of the R. Geographical Society bringt eine interessante Zusammenstellung sämmtlicher während des Jahres 1880/81 in Britisch-Indien ausgeführten Aufnahmearbeiten, die das großartige Werk des Indian Survey in erfreulichster Weise gefördert haben. In der That ist durch die in dieser Vermessungskampagne beendete Triangulirung des östlichen Sindh die letzte noch vorhandene Lücke in dem über das ungeheure Gebiet des indischen Reiches gelegten Hauptdreiecksnetze geschlossen worden. Daneben hat man in den Kollektoraten von Bombay, in My-

sore, Centralindien und Radschputana, in Assam und Britisch-Birma die umfassendsten Detailaufnahmen fortgesetzt und somit ein reiches Material gesammelt, das jetzt in den Bureaux von Calcutta, dem Hauptquartier des Indian Survey, zusammengestellt und verarbeitet wird. In diesen Bureaux, in denen, wie bei den Vermessungen selber, viele auf britisch-indischen Hochschulen ausgebildete gelehrte Eingeborene thätig sind, soll, dem Berichte zufolge, augenblicklich mit demselben rastlosen, unermüdlichen Eifer gearbeitet werden, der die Thätigkeit des „Land-and-Marine-Survey-Departements“ ja auch im Großen charakterisirt und die in der That bedeutenden Leistungen dieses Instituts erklärlich macht.

Die Triangulirung von Tenasserim, dem südlichen Theile von Britisch-Birma, die sich an die Vermessung des Gebietes von Bangkok schloß, mußte leider früher als beabsichtigt unterbrochen werden, da ein Anfangs Januar eintretender, dichter atmosphärischer Nebel, der das schmale Küstenland andauernd bis zum Oktober, dem Beginne der kalten Jahreszeit, bedeckt, bald die Beobachtungen unmöglich machte. In dem hügeligen, mit dichtem Walde bestandenen Lande stießen die Arbeiten ohnedies schon auf große Schwierigkeiten; namentlich hielt es schwer, ein zur Messung einer Basis nur einigermaßen geeignetes Terrain ausfindig zu machen. Nach mancherlei vergeblichen Exkursionen durch das waldige Hügelland mußte man sich schließlich für einen schmalen, etwa drei Miles langen Streifen alluvialen Boden im Gebiete der Stadt Mergui entscheiden. Hier maß man, bevor man an die Aufnahme des Mergui-Archipels ging, die Verifikationsbasis für die im Laufe des nächsten Jahres zu beendigende „östliche Grenzreihe“, die zu einem andern Vermessungsgebiete, als dem des eigentlichen Indiens gehört.

Die Arbeiten im Mergui-Archipel, dessen an einigen Stellen dicht zusammengedrängtes Inselgewirr die größte Geduld, Vorsicht und Aufmerksamkeit der Schiffer erfordert, brachten die Mitglieder der hier beschäftigten Survey-Abtheilung in mehrfache Berührung mit den Selungs, den Hauptbewohnern dieser Inselgruppen, einem kleinen Stamme seltsam scheuer, wilder Geschöpfe, die keine festen Wohnungen besitzen. Im Archipel sieht man nicht selten ganze Flotten ihrer Boote, doch ergreifen sie bei dem Anblick von Fremden stets die Flucht. Sie leben fast ausschließlich in ihren Booten, und nur während der Regenzeit machen sie sich am Lande rohe Wohnungen auf Bäumen und Pfählen.

Mit großen durch verschiedene Ursachen hervorgerufenen Schwierigkeiten hatte die in Sylhet (östlich des untern Brahmaputra) arbeitende Abtheilung zu kämpfen; das hier vermessene Land besteht aus Hügeln, Wald und Sumpf, freier Boden oder Lichtung ist nur wenig vorhanden; die Flüsse, Seen und Ströme schwellen während der Regenzeit unverhältnißmäßig stark an. Der Hakaluki Howhar z. B., den man im Winter zu Fuß passiren kann, nimmt während der Regenzeit die Ausdehnung eines 20 Miles langen und 9 Miles breiten Sees an, in dem alljährlich mehrere Menschen umkommen und der von eingeborenen Beamten jener Gegend als „ein wildes, stürmisches Meer“ beschrieben wird. Ein nicht geringes Hinderniß für den ungestörten Fortgang der Vermessungen bestand auch in der Schwierigkeit, sich zunächst Kulis, dann aber auch den nothwendigen Proviant zu beschaffen. Mehr als einmal wußten einige angesehene und einflußreiche Personen die Reishändler in den Bazars dahin zu bringen, daß sie sich hartnäckig weigerten, selbst für den höchsten Preis den Leuten der Expedition etwas von ihrer Waare abzulassen; mehr als einmal gelang es auch, sie zu Unruhen und Gewaltthätigkeiten gegen die Fremden aufzureizen. Zum Glück fand der Hauptanstifter aller dieser Belästigungen, ein großer Grundbesitzer der Gegend, sich gerade um diese Zeit veranlaßt, einem alten Haß gegen einen seiner Nachbarn dadurch Ausdruck zu geben, daß er in das Haus desselben einbrach und ihn und seine Familie fast zu Tode mißhandelte; die Landespolizei nahm ihn in sichern Gewahrsam, und die geodätische Expedition, Major W. F. Badgley und seine Offiziere, wurden etwas weniger belästigt.

Die Aufnahme von Mysore wurde schon im Jahre 1875 begonnen, durch die große Hungersnoth aber für lange Zeit gänzlich unterbrochen. Während des Jahres 1880/81 arbeitete man hier sowohl bei der Triangulation als auch bei der Detailaufnahme ausschließlich unter schwierigen Bedingungen, in theils wilden und schroffen, theils sumpfigen und mit Gestrüpp überwucherten Gegenden. Major Strahan, der Chef dieser Abtheilung, hält die bis jetzt noch gültige Schätzung des Flächeninhalts von Mysore (27 000 □ Miles) für viel zu niedrig gegriffen; er schätzt die wirkliche Größe des Landes auf 30 500 □ Miles, von denen etwa noch 17 800 zu vermessen sind. Der Südrand des früher schon triangulirten Landes wird von den Bababuden-Bergen gebildet, deren Abhänge von einer dichten Masse meist aus Bambu bestehender, undurchdringlicher Dschungels bedeckt ist, in denen wilde Elephanten und Bisons hausen. Auch der größte Theil des jetzt vermessenen Landes bot ähnliche schwer zu besiegende Hindernisse dar. Die Wälder, die sich in einer ununterbrochenen Linie von über 100 Miles Länge längs der Ghats hinziehen, sind fast gänzlich unerforscht. Die Eingeborenen wagen sich nur äußerst ungern hinein, theils aus Aberglauben, theils auch aus Furcht vor Fieber und wilden Thieren. Es hält hier ungemein schwer, sich Nahrungsmittel zu verschaffen; denn die wenigen überhaupt vorhandenen Niederlassungen liegen weit auseinander, und die Kommunikation wird durch wilde und schroffe Berge, die an mehreren Stellen sich zu einer Höhe von mehr denn 6000 Fuß über dem Meere erheben, noch bedeutend erschwert. Die wenigen von Wald oder Gestrüpp freien Stellen, die man hin und wieder antrifft, sind gewöhnlich kleine nasse Felder, tief unten in den Thälern, von wo aus man keinen hervorragenden Punkt für die Vermessung erblicken kann, und wo nichts anderes übrig bleibt, als die langweilige Anwendung der Meßkette. Die Träger der Kette müssen dabei oft genug bis zu den Knien im tiefen Schlamme waten. Es giebt jedoch auch einige vorzügliche Wege durch die Ghats, und so lange man glücklich genug ist, sein Lager immer neben einem derselben aufschlagen zu können, kann man sich nichts Genußreicheres wünschen, als in dieser Gegend zu reisen, wo man auf allen Seiten von einer Landschaft umgeben ist, die an Schönheit vielleicht kaum ihresgleichen in der Welt hat.

Die Triangulirungsarbeiten in Katsch (Cutch) erstreckten sich zuerst über einen Theil des „Großen Runn“ und das weitausgedehnte, unter den Namen „Bani“ bekannte Grasland, sowie auch über die niedrige, schönbewaldete Ebene, die sich im Süden und Südwesten der Stadt Lathpat ausbreitet; danach kam ein dicht bewaldetes, von tiefen Schluchten zerrissenes Hügelland an die Reihe, und endlich das freie, gut angebaute Land an der Meeresküste. Das „Runn“ wird als ein einzig in seiner Art dastehender Landstrich geschildert. Während der trockenen Jahreszeit ist es eine sandige Wüste, ohne eine Spur von Vegetation, nur hier und da von gefährlichen Sümpfen und ausgedehnten Salzstrecken unterbrochen, während des Südwestmonsuns aber ein ungeheures, flaches Binnenmeer. Bei heißem Wetter wehen die Winde wie ein höllischer Gluthauch über das Runn hinweg, und gewaltige Staubwolken machen

jedes Vordringen über das todte Gebiet zu einer Unmöglichkeit; der Weg ist auf seiner ganzen Länge durch die Knochen von Kameelen und Rindern bezeichnet, die hier in Folge von Erschöpfung und Durst oder bei heftigen Gewitterstürmen und Regengüssen umgekommen sind; bei einem derartigen Unwetter, das im April 1881 stattfand, als das letzte Ende eines Cyklon über das Runn hinwegzog, kamen über tausend Stück Rindvieh um. Eine seltsame Erscheinung im Runn ist das Salz, das in einer zwei bis zwölf Zoll starken Schicht den Boden auf einer Strecke von mehreren Miles Ausdehnung bedeckt; es besteht aus sehr harten, schneeweißen Krystallen und ist von scharfem, brennendem Geschmack. Selten schön zeigt sich die Luftspiegelung über dem Runn; sie vergrößert die Gegenstände hier in so erstaunlichem Maße, daß beispielsweise ein Wasserkrug in der Entfernung einer englischen Meile wie ein zehn bis fünfzehn Fuß hoher Baum erscheint, und ein wilder Esel die Größe eines Elephanten annimmt.

Auch jenseit der Sindh-Grenze wurden in Beludschistan, Sewestan und im Marri-Gebiete Aufnahmen gemacht. In den heißen Monaten Juni, Juli und August hält es hier ungemein schwer, genaue Beobachtungen anzustellen und schnell zu arbeiten, da die Luft während des größten Theils der Zeit dick und undurchsichtig ist. Das früher bedeutende Sewestan hat sich durch immer weiteres Vordringen der Marri und der Beludschenstämme allmälig so beträchtlich verkleinert, daß Sibi, die Hauptstadt der alten Provinz, nach der diese letztere ja auch benannt wurde, jetzt ganz isolirt und von den Ueberresten ihres alten Gebietes vollständig getrennt liegt. Das heutige Sewestan kann man geographisch ungefähr als das Gebiet des Nari und seiner Nebenflüsse bezeichnen. Es ist im Wesentlichen ein von wilden, zerklüfteten Gebirgszügen durchsetzter Landstrich. Von sehr verschiedener Höhe, steigen die Berge an mehreren Stellen bis zu 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel an.

In der Nähe der Ebene tritt meist Sandstein zu Tage, weiter hinauf zeigen sich Kalksteinformationen. Die einzelnen Höhenzüge laufen in vorzugsweise ost-westlicher Richtung. Einer der hervorragendsten und merkwürdigsten Punkte des Landes ist der Zarghun, der höchste Berg des südlichen Afghanistan, dessen Gipfel sich 11 730 Fuß (engl.) über dem Meeresspiegel erhebt. Er besteht gänzlich aus einem Konglomerat von fest verkitteten, abgerundeten und vom Wasser abgeschliffenen Geröllen. Der obere Theil des Berges zeigt eine allmälige, sanfte Abdachung, ist aber durch gewaltige Spalten und furchtbare Abgründe zerklüftet und zerrissen. Major Beavan, der hier die Aufnahme leitete, sagt von dem Zarghun und seiner Umgebung, „daß die Schrecken des Ortes jeder Beschreibung spotten, und daß man sich noch am ersten nach Doré's Illustrationen zur Dante'schen „Hölle" eine Vorstellung davon machen könne."

In den Dera-, Ismail-, Khan- und Bannu-Distrikten war eine mauzawar oder Dörferaufnahme-Sektion des Survey-Departements thätig; Katasteraufnahmen fanden in Mirzapur, Dschaunpur, Ghazinpur und Ballia in den Nordwestprovinzen, sowie in den Hanthawaddy-, Bassein- und Tharawaddy-Distrikten von Britisch-Birma statt.

Die dabei beschäftigten eingeborenen Birmanen zeigten sich ebenso brauchbar und tüchtig, wie die hindostanischen Beamten des Survey Office; Major Sandeman, der mit ihnen gearbeitet hat, glaubt, daß gerade die Birmanen vorzügliche Feldmesser abgeben würden. Die Aufnahmen im Tharawaddy-Distrikte gaben Gelegenheit zu interessanten Bemerkungen über die Kareni, die einen kleinen Theil dieses Gebietes bewohnen. Mr. Talbot giebt an, daß ihre Niederlassungen sich meist in der Nähe der Wälder befinden, denen sie ihre Ländereien durch eigene angestrengte Arbeit abgewinnen. In Bezug auf Fleiß, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit sollen sie den Birmanen weit überlegen sein. Die meisten Kareni, mit denen er in Berührung kam, waren Christen, und zwar gehörten sie ausschließlich dem anabaptistischen Bekenntnisse an. Mr. Talbot, der dem Einfluß dieser reinen einfachen Lehre alle die guten Charaktereigenschaften zuschreibt, durch welche die Kareni vor den Birmanen sich auszeichnen, erzählt, daß jedes größere Karenidorf eine eigene Kirche besitzt, die an den Wochentagen als Schullokal benutzt wird. Sämmtliche Mitglieder der Gemeinde, Jung und Alt, versammeln sich Sonntags zu den Gottesdiensten und am Schlusse jedes Tages zu einem gemeinschaftlichen Abendgesange. Der Gottesdienst, der von einem der älteren Gemeindemitglieder geleitet wird, besteht im gemeinsamen Hersagen von Gebeten und Absingen von geistlichen Liedern, die aus dem Englischen in die Karenisprache übersetzt sind. Auch auf die „weltliche", die Schulbildung, wird ein nicht geringer Werth gelegt; kurz, die Kareni stehen nach Talbot's Meinung auf einer viel höhern Stufe als die Mehrzahl ähnlicher Gemeinden im Oberen Indien. Nicht wenig überraschte es ihn anfangs, wenn er Abends durch ein Karenidorf kam, von allen Seiten die Melodien englischer Volkslieder zu vernehmen, die namentlich von den Frauen bei der Arbeit gesungen wurden, und unter denen das alte „Auld Lang Syne" vorzugsweise beliebt schien.

Die Chinesen in Victoria.

Die Einwanderung der Chinesen in die australische Kolonie Victoria begann im Jahre 1853 nach Entdeckung der Goldfelder. Nach dem im nächsten Jahre aufgenommenen Census war ihre Zahl bei einer Gesammtbevölkerung von 336 798 schon auf 2000 gestiegen, und viele Schiffe mit zahlreichen Passagieren wurden noch aus China erwartet. Eine so schnelle Vermehrung fing an zu beunruhigen, und das Parlament votirte eine Chinesenbill, welche am 12. Juni 1855 Gesetzeskraft erhielt. Nach derselben durften die in einen Hafen von Victoria einlaufenden Schiffe auf je zehn Tonnen ihres Gehaltes nur einen Chinesen landen, welcher überdies eine Kopfsteuer von 200 Mark zu erlegen hatte. Aber dies Gesetz wurde dadurch illusorisch, daß die Chinesen in einem Hafen Südaustraliens landeten und dann über Land nach Victoria wanderten. So ward es möglich, daß ihre Zahl trotz der Bill sich nach dem Census vom 29. März 1857 mit 410 766 Seelen auf 25 370 und am Schlusse des Jahres 1859, wo die

gesammte Bevölkerung der Kolonie auf 530 262 gestiegen war, sogar auf 42 000 vermehrt hatte. Damit war der Höhepunkt erreicht.

Im Juni 1860 wurden in der Kolonie Neu-Süd-Wales die sehr reichen, jetzt aber nur noch wenig bearbeiteten Lambing Flat oder Burrangong Alluvialgoldfelder (34° 25' südl. Br. und 148° 18' östl. L. Gr., 394 km südwestlich von Sydney) entdeckt. Auf diese Nachricht hin verließen gegen 11 000 Chinesen die Kolonie Victoria, und als dann am 7. April 1861 eine neue Volkszählung mit dem Resultate von 540 322 Seelen stattfand, war die chinesische Bevölkerung wieder auf 24 732 gesunken.

Man hatte sich mittlerweile überzeugt, daß die obige Bill, so lange sie nicht auch in den angrenzenden Kolonien Geltung hatte, ihren Zweck verfehlen mußte; auch fing man in den Kreisen der Regierung und des Parlaments an zu begreifen, daß dieselbe gegen das internationale Völkerrecht gröblich verstoße und den sich ihrer freien Institutionen rühmenden Kolonien keineswegs zur Ehre gereiche. Kurz, die Bill wurde, nachdem sie in letzter Zeit kaum noch Anwendung gefunden hatte, am 7. Mai 1866 auf Parlamentsbeschluß aufgehoben.

Wie der Census vom 2. April 1871 auswies, hatte die Beseitigung der Bill keine vermehrte Chineseneinwanderung in Victoria zur Folge gehabt. Die Bevölkerung war freilich auf 731 528 gestiegen, die Zahl der Chinesen aber auf 17 935 (davon 17 899 Männer und 36 Weiber) gefallen. Und einen abermaligen beträchtlichen Rückgang ergab die letzte Zählung vom 3. April 1881, nach welcher die Chinesen unter einer Bevölkerung von 862 346 nur noch 12 132 (11 871 Männer und 261 Weiber) stark waren.

Das Betragen der Chinesen wird von allen australischen Behörden als mustergiltig anerkannt. Es sind ruhige, harmlose Menschen, welche sich den Gesetzen und Anordnungen willig fügen. Sie sind fleißig und zuverlässig, und wenn auch dem Opiumrauchen zugethan, so vermeiden sie dagegen den Genuß aller Spirituosen, der Quelle viel größerer Uebel.

Und dennoch haßt man in Australien die Chinesen und behandelt sie grausam. Man ist dort über die Verfolgung der russischen Juden empört und sammelt für sie, übt aber gleichzeitig dieselbe Barbarei gegen die Chinesen aus. Man haßt sie, weil sie auf den Diggings eben so gut Gold finden wie die Europäer; man haßt sie, weil sie bei ihrer mäßigen Lebensweise und ihrem ausdauernden Fleiße billiger arbeiten; man haßt sie, weil sie ihren Verdienst lieber zurücklegen als verprassen. Der australische Pöbel, nach moderner Sprachweise Larrikins genannt, leistet in seiner scheußlichen Behandlung und Verfolgung der Chinesen das denkbar Gemeinste, und wenn auch die besseren Klassen unter den Kolonisten sich zu derartigen Ausbrüchen roher Gewalt nicht hergeben, so hegen sie doch im Allgemeinen einen ähnlichen Haß oder wenigstens eine tiefe Verachtung gegen die Race der Mongolen.

So erklärt es sich, daß jene Chinesenbill vom Jahre 1855 von Neuem und zwar dies Mal in fast allen australischen Kolonien Giltigkeit erlangen konnte. Nachdem Queensland vorangegangen, folgten im vorigen Jahre der Reihe nach Neu-Seeland, Südaustralien, Neu-Süd-Wales und Victoria. Tasmanien schloß sich aus, und in Westaustralien, wo man gern Chinesen hätte, giebt es keine. Die Bill ist aber dahin verschärft, daß auf je hundert Tonnen eines einlaufenden Schiffes nur ein Chinese gelandet werden darf und daß die Kopfsteuer von 200 Mark sich immer erneuert, sobald derselbe Chinese eine andere Kolonie betritt oder nach kurzer Abwesenheit zurückkehrt, und in Fällen der Uebertretung auf 400 Mark steigt. Ein in dem Städtchen Echuca am Murray (Victoria) seit 13 Jahren ansässiger und christlich verheiratheter Chinese kam im Mai dieses Jahres von einer Geschäftsreise nach Südaustralien zurück und hatte bei seiner Heimkehr die Polltaxe von 200 Mark zu zahlen!

Aber noch mancherlei anderen Chikanen sind die Chinesen ausgesetzt. Sie finden bei öffentlichen Arbeiten keine Verwendung; es ist ihnen der Verkauf von Früchten u. s. w. auf den Eisenbahnstationen untersagt; in Queensland — und in Südaustralien verlangt man für das Northern Territory jetzt dasselbe — dürfen sie auf keinem Goldfelde erscheinen, welches von einem Europäer entdeckt wurde, aber nicht umgekehrt, und haben für den Erlaubnißschein (licence) nach Gold zu suchen 3 Pf. St. und für den Betrieb irgend eines andern Gewerbes auf den Diggings 10 Pf. St. per Jahr zu entrichten, während Europäer nur resp. 10 Sch. und 4 Pf. St. zahlen u. s. w.

Und sind denn die Chinesen wirklich so zahlreich in Australien, daß sie durch ihre billigeren Leistungen die Europäer in ihren Existenzmitteln, wie man behaupten will, wesentlich beeinträchtigen? Wir müssen das verneinen. Nach dem Census vom 3. April 1881 belief sich die Bevölkerung der australischen Kolonien auf 2 751 164. Die Chinesen zählten in Victoria 12 132, in Queensland 11 229, in Neu-Süd-Wales 7500, in Neu-Seeland 4941, in Südaustralien und dem dazu gehörigen Northern Territory 2734 und in Tasmanien 844 — mithin insgesammt 39 380 oder 14 auf je Tausend der Bevölkerung. Erwägt man nun noch, daß der größere Theil der Chinesen auf den Diggings (im Jahre 1880 in Victoria 8486) mit Goldsuchen beschäftigt ist, wo sie meistens das von Europäern schon früher bearbeitete und dann verlassene Alluvium von Neuem durchsuchen, so begreift man nicht, woher die gefährliche Konkurrenz kommen soll.

Aehnlich wie unter den Eingeborenen Australiens ist auch unter den dortigen Chinesen Schwindsucht sehr verbreitet. Im Jahre 1880 starben in Victoria 134 Chinesen oder 11,05 vom Tausend, und unter diesen 25 oder 19 Procent in Folge jener Krankheit. Auch Selbstmord kommt unter ihnen häufiger vor als bei anderen Nationen. Im Jahre 1880 verheiratheten sich in Victoria 13 und in den letzten 15 Jahren insgesammt 254, und zwar, sieben Fälle ausgenommen, mit Mädchen anderer Nationen. Es waren unter ihnen 150 geborene Australierinnen, 50 Engländerinnen, 24 Irländerinnen, 15 Schottinnen u. s. w. Auch zwei deutsche Mädchen hatten einen Ehebund mit Chinesen geschlossen. In den meisten Fällen wurden die Ehen von Geistlichen christlicher Konfessionen eingesegnet, und nur ein kleiner Theil blieb bei der Civilehe stehen.

A. Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Mamoli, Delegirter der Mailänder Gesellschaft zur Erforschung Afrikas und Verwalter der Station zu Derna (Kyrnaika), ist während einer Reise auf Befehl des Kaimakams von Derna verhaftet und vom Volke insultirt worden. Die Station scheint darauf geräumt worden zu sein. Ebenso haben die türkischen Behörden vor Kurzem den englischen Ingenieurhauptmann Gill drei Tagereisen von Benghazi anhalten und dorthin zurückbringen lassen. Die Erlaubniß, seine Reise fortzusetzen, ist ihm verweigert worden. Es sind das zwei neue Beweise dafür, wie erregt die Stimmung der Bevölkerung von Türkisch-Afrika gegen die Europäer ist, seitdem die Franzosen Tunis besetzt haben.

— Die Matabele zwischen Zambesi und Limpopo — sagt Frank Oates in seinem Reisewerke, S. 152 (s. oben S. 15) — halten zwei andere Völker, die Makalaka und Maschona, in Knechtschaft, welche weit erfinderischer und in den Künsten erfahrener sind, als ihre Unterdrücker, da sie schon seit Menschenaltern Bergwerke betreiben, Metalle bearbeiten und Stoffe weben. Doch sind sie noch nicht alle unterworfen; sondern Lobengula, der Matabelekönig, sendet beständig Kriegertrupps aus, welche jenen das Vieh wegnehmen, die alten Leute tödten und die Kinder in die Sklaverei schleppen. Letztere wachsen dann in den Familien der Matabele auf, werden bei Erlangung des heirathsfähigen Alters frei und in die Nation aufgenommen, wodurch Lobengula's Volk und Macht beständig zunimmt. Die Sklaven nennen diejenigen unter ihren Besiegern, denen sie zugetheilt worden, „Vater", und müssen für dieselben arbeiten, werden aber mehr wie angenommene Kinder behandelt. Viele von den Unterjochten treten jedoch auch nicht in die Nation der Matabele ein, sondern dürfen unter einem Matabele-Häuptling für sich weiter leben.

Australien.

Mr. J. W. Jones, der Vice-Generalfeldmesser der Kolonie Südaustralien, kehrte Ende April dieses Jahres von einer Reise zurück, welche er im Auftrage seiner Regierung von Hergott Springs, der Endstation der Nordbahn in 30° südl. Br. und 137° 54' östl. L. Gr., in nordöstlicher Richtung bis zur Grenze von Queensland auf Kameelen unternommen hatte. Die Gegend, welche man zunächst passirte, war eine sehr traurige; es fehlten Wasser, Graswuchs und Bäume, von letzteren sah man nur einige schlechte Exemplare der unter dem Namen Boxgum bekannten Eukalyptenart. Erst als man den Cooper erreicht hatte, trat eine Veränderung zum Bessern ein, wenigstens fand man die Richtungen, welche der Lauf des Wassers in den Fluthzeiten nimmt, mit Boxgums besäumt. Der Lake Kilalpaninna am Cooper (28° 30' südl. Br. und 138° 50' östl. L. Gr.) war durch die vorjährigen Fluthen zu einer großen Wassermasse angewachsen, welche aber anfing salzig zu werden. Von Kilalpaninna aus ging die Reise nordwärts über eine sehr traurige, wasserlose Gegend, wo steinichte Ebenen mit rothem Sandstein abwechselten. Jenseit Cowarie und Berlino kam man auf Ebenen, welche den Fluthen ausgesetzt sind, und wo zahlreiche Wasserlöcher existirten, deren Inhalt jedoch salzig war. Reihen von Boxgums zeigten sich, und auch der Graswuchs wurde ein besserer. Damit war man an den unteren Lauf des Diamantina Creek gelangt, häufig unrichtiger Weise Warburton, auch wohl Salt Creek genannt, dessen ganzes Thal ausgezeichnetes Weideland enthält. Man verfolgte dasselbe bis in die nordöstliche Ecke, welche sich von Südaustralien in das Gebiet von Queensland hineinzieht, und fand viele tiefe und sehr tiefe Wasserlöcher von zum Theil beträchtlichem Umfange, in denen sich das Fluthwasser angesammelt und vollständig frisch und genießbar erhalten hatte. Diese ganze Nordostecke von Südaustralien, bemerkt Mr. Jones, hat ziemlich gleiches Niveau mit dem Meeresspiegel und bildet eine große Ebene, welche nach der bisherigen Beobachtung alle vier oder fünf Jahre von den aus Queensland heranströmenden Fluthen überschwemmt wird. Die letzte Fluth fand im März 1881 statt. Das Wasser wird theils in den tiefen Wasserlöchern aufgefangen und festgehalten, theils — und das gilt von dem größern Theile — breitet es sich auf den flachen Bodensenkungen der Ebene aus, stagnirt und verdunstet bald, theils sickert es in Sandboden und wird brack. Bei gewöhnlichen Fluthen bringen die Wasser meist nur gegen 65 km vor, dagegen bei starken, wie die vorjährige war, erreichen sie Lake Eyre im Westen.

Mr. Jones besuchte dann noch die im vorigen Jahre in der nordwestlichen Ecke der Kolonie Queensland entdeckten Mount Browne- oder, wie die Regierung sie benannte, Albert-Goldfelder. Sie liegen im Grey Range in 29° 30' südl. Br. und 141° 30' östl. L. Gr. Es wird dort Gold im Alluvium (bisher im Werthe von 845 000 Mark) und in Quarz gefunden. Die Quarzriffe sollen an Gold sehr reich sein, doch waren die zu deren Bearbeitung nöthigen Dampfmaschinen u. s. w. noch nicht angelangt. Einen sehr großen Uebelstand bildete der Wassermangel. Da die dortige Gegend in weitem Umkreise nicht unter Kultur ist, weil sie nicht kulturfähig ist, so mußten die Lebensmittel und anderen Bedürfnisse aus großer Entfernung — meistens von Wilcannia, einem blühenden Städtchen am Darling-Flusse in 31° 30' südl. Br. und 143° 30' östl. L. Gr., aber auch aus Südaustralien auf Kameelen — durch die Wildniß herbeigeschafft werden. Daß in Folge dessen große Theuerung herrschte, ist selbstverständlich.

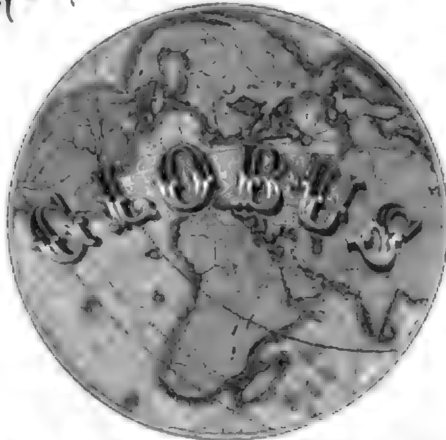
Südamerika.

— Der Senat der vereinigten Staaten von Columbia hat im April einen Gesetzesvorschlag sanktionirt, wonach die Einsammlung von Perlmutter vermittelst Maschinen in der Bai von Panama untersagt wird. Er bezweckt die Perlenfischerei, die von Jahr zu Jahr geringere Ausbeute gab, vor gänzlichem Ruin zu bewahren, da sich die Perlmuschel immer seltener vorfand.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Leadville in Colorado.

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Leadvilles Geschichte beginnt im Jahre 1878. Der Bach, welcher den Ort durchströmt, der California Gulch, enthielt Gold in seinem Alluvium, was nach Californien wandernde Bergleute im Jahre 1860 von Indianern in Erfahrung brachten. Rasch strömten 10 000, 20 000 und noch mehr Leute zusammen und sollen über 15 Millionen (Dollars?) an edlem Metalle gewonnen haben. Dann aber war der Vorrath erschöpft, ebenso rasch, wie sie gekommen, verlief sich die Menge wieder, um anderwärts ihr Glück zu versuchen, und die junge Stadt Oro-City (ihre Stelle ist auf dem Plane S. 66 angegeben) sank wieder in das Nichts. Nur zwei Pionniere, Stevens und Wood, hielten aus und suchten zwei volle Jahre lang im Bachbette nach neuen Lagern; in ihrer Einöde verloren und gezwungen, die nöthigen Lebensmittel mehrere Tagereisen weit herbei zu holen, geriethen sie öfter als einmal in die Gefahr Hungers zu sterben. Beim Bearbeiten des goldhaltigen Sandes aber fanden sie oft Geröllstücke, welche ihnen durch ihre Schwere auffielen. Man hatte dieselben früher als „schwere Porphyre“ bezeichnet, aber als nutzlos fortgeworfen. Stevens und Wood beschlossen endlich, dieselben analysiren zu lassen; es waren allerdings Porphyre, aber schwer mit Metall durchsetzt, ein außergewöhnlich reiches silberhaltiges Bleierz.

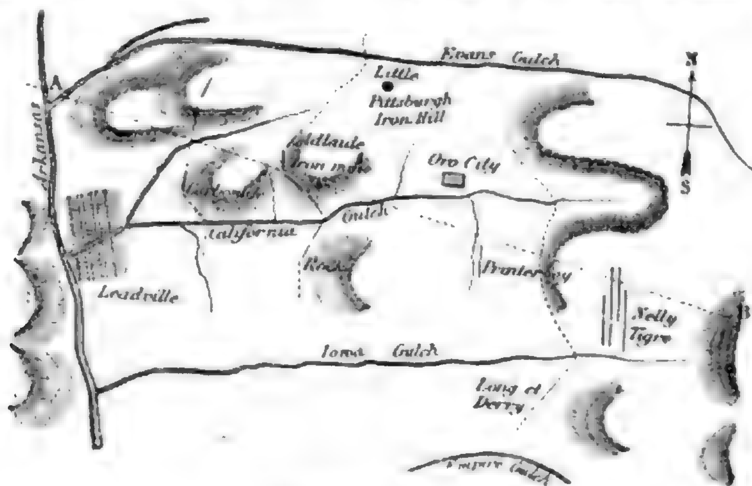
Ohne von ihrer Entdeckung etwas zu verrathen, suchten sie nach dem „Auslaufen“ der Erzader, und als sie dasselbe gefunden hatten, kauften sie eine Koncession und begannen im Frühling 1876 mit deren Ausbeutung. Bald verbreitete sich das Gerücht von ihrem wunderbaren Funde, und von allen Seiten strömten wiederum die Bergleute nach der neuen „Bleistadt“. Im Oktober 1878, 18 Monate nach Vollendung der ersten Behausung, zählte Leadville eine Bevölkerung von mehr als 10 000 Einwohnern, 6 Gasthöfe, 2 Kirchen, 2 Zeitungen, 2 Theater, eines für Lustspiele, das andere für Operetten, und Kaffeehäuser und Trinkstuben ohne Zahl. In der Bleiproduktion trat eine vollständige Revolution ein, deren Folgen überall, wo man dieses Material ausbeutete, sich fühlbar machten.

Leadville verdankt seinen Reichthum der ganz eigenthümlichen geologischen Bildung des Bodens und der merkwürdigen Anordnung der von Stevens und Wood gefundenen silberhaltigen Ader. Dieselbe hatte eine Neigung von etwa 16 Grad. Die neuen Ankömmlinge, welche höher am Bergesabhange hinauf zu arbeiten anfingen, glaubten, sie müßten mindestens 500 Fuß tief graben, um sie zu erreichen; aber aller Erwartung zuwider trafen sie dieselbe schon 10 Meter unter der Erdoberfläche, nachdem sie kaum 100 Dollars Ausgaben gehabt hatten. Durch solchen unverhofften Erfolg ermuthigt, gruben andere noch höher nach, und es wiederholte sich dasselbe Spiel. Endlich arbeiteten wieder andere unterhalb des ersten Zutagetretens der Ader und stießen auch dort gegen alle Regel auf sie. Das ganze Thal schien also aus Erz zu bestehen, welches im Durchschnitte 60 Procent Blei und 50 Unzen Silber auf die Tonne enthielt. Es war eine Quelle des Reichthums gefunden, die Schwindel erregen konnte.

Ein Terraindurchschnitt genügt um die Erklärung dieser Erscheinung zu geben. In einer um circa 16 Grad geneigten Spalte hat ein mit mineralischen Bestandtheilen erfülltes Wasser das Erz abgesetzt; später erfolgte dann eine Hebung, welche das Terrain dislocirte und demselben die Form einer Treppe gab, deren Stufen aus dem in Stücke gebrochenen silberhaltigen Gange bestehen. Die Vertiefungen zwischen den Stufen füllten sich allmälig mit herabgeschwemmtem Grunde und Boden und zuletzt bedeckte die Vegetation das Ganze mit ihrem grünen Mantel. Bis zu Laveleye's Besuch (1878) hatte man die Ader in fünf verschiedenen Niveaus gefunden, und demgemäß gab es fünf Stockwerke von Gruben über einander. Wäre die Ader nicht gebrochen gewesen, so hätten sich in Leadville einige solcher riesigen Vermögen erwerben lassen, wie in der Comstock-Lode; so aber sind in Leadville die Glückslooſe zahlreicher, aber weniger ansehnlich ausgefallen.

So hatte ein einfacher Handwerker das Glück gehabt, die zweite Stufe des Erzganges zu entdecken und hatte seinen Antheil an der Koncession Little Pittsburgh für 250 000 Dollars verkauft. Ein anderer, ein Chemiker zehnten Ranges, ernährte sich damit, die gefundenen Erze oberflächlich zu prüfen. Ein Bergmann, welcher die für die Analyse geforderten zehn Dollars nicht besaß, trat ihm statt derselben ein Viertel seiner Koncession ab, dessen Werth sich schließlich auf 20 000 Dollars herausstellte. Diese brachte der Chemiker in Paris durch und machte sich dann in der Hoffnung auf einen noch günstigern Glückswurf wieder an die Arbeit.

Als oberster Herr herrscht hier die Spekulation. Der Arme kann morgen reich sein, sei es, daß er eine Ader findet, sei es, daß der Werth der Grube, an welcher er einen Antheil gekauft hat, rapide steigt. Denn hier spielt jeder, wenn er auch fleißig arbeitet. Während des ganzen Abends herrscht überall die größte Erregung. An der Bar des Gasthofes ein stetes Gehen und Kommen und draußen auf den bedeckten Bürgersteigen drängt sich die Menge; ein Wagen, von welchem mißtönende Blechmusik ertönt, fährt bei Fackelschein und von einer dichten Menschenmasse gefolgt durch die Straße und macht Reklame für die abendliche Theatervorstellung. Endlich wird es still und Alles schläft, um bei Tagesgrauen seine fieberhafte Thätigkeit wieder aufzunehmen.



Umgebung von Leadville.

Am nächsten Tage begann Laveleye seine Wanderung mit einer Musterung der Straßen, welche sich, wie üblich, in rechten Winkeln schneiden. Noch stoßen die Häuser keineswegs an einander; namentlich an der äußern Peripherie des Ortes zeigen sich noch weite unbebaute Plätze, die mit Felsblöcken, Gestrüpp und umgeschlagenen Baumstämmen bedeckt sind. Aber überall sind bereits die Straßen mit ihren hölzernen Bürgersteigen auf beiden Seiten ausgesteckt: Niemand scheint daran zu zweifeln, daß sie bald voller Häuser stehen werden. Läden und Kaufhallen finden sich vornehmlich in der Hauptstraße, und dort tritt auch die Mischung vorgeschrittener Civilisation und primitiver Wildheit mit allen ihren Gegensätzen am schärfsten hervor. Da sieht man ein Magazin, dessen Schaufenster mit den neuesten, eben aus New York gekommenen Moden gefüllt ist; Halbstiefel mit Hacken à la Louis XV., Pariser Hüte, Nähmaschinen, tausenderlei Phantasieartikel aus Nickel, Silber, Gold und Juchten zu fabelhaften Preisen; aber der glückliche Miner sieht nicht so genau darauf hin. Daneben liegen Bergmannskleider aus grober Leinwand, große Gummischuhe, Aexte und Hacken, Pulver und Kugeln. Weiterhin ein Eßwaarenladen, wo sogenannte feine Weine und Leckereien nicht fehlen; das Schaufenster füllt eine künstlich aufgebaute Mauer von Konservebüchsen, welche in diesen abgelegenen Gegenden eine Hauptrolle spielen; da findet man allerhand Früchte, Reine-Claudes, Kirschen, Ananas, Sardinen, Hummern, Gänseleberpasteten, und an der Thür den noch blutenden Leichnam eines braunen Bären, den zwei Jäger, die Helden des Tages, gestern erlegt und zur Stadt gebracht haben. Die noch ungepflasterten Straßen sind vor den Häusern mit zahlreichen alten Kästen und Schachteln, näher dem Walde noch mit großen Steinen bedeckt. Des Abends werden nur Kerzen gebrannt; denn ein mit Petroleum beladener Wagenzug wird erst erwartet: augenblicklich besitzt Leadville nicht einen Tropfen Oel, und bleiben die Wagen noch zwei Tage aus, so müssen sich seine Einwohner mit Sonnenuntergang zu Bette legen.

Sodann besuchte Laveleye einige Anstalten, wo das Erz verarbeitet wird. Gewöhnlich war sein Empfang ein sehr guter und höflicher, wie z. B. in dem Etablissement La Plata; anderwärts antwortete man ihm aber: „Sie sind Ingenieur, sagen Sie — dann müßten Sie ja die Behandlung des Erzes kennen, und es ist also unnöthig, sie Ihnen zu erklären. Wenn Sie sie aber nicht kennen ist es ebenso unnütz; denn alsdann würden Sie doch nichts von meinen Auseinandersetzungen verstehen.“

Mit Eifer besuchte Laveleye dann die Gruben silberhal-

tigen Bleies, welche ja das Hauptziel seiner Reise waren; doch theilt er über diese technische Seite nur Weniges mit.

Um die Ausbeutungsstellen zu erreichen, muß man den hinter Leadville sich ausdehnenden Tannenwald durchschreiten; ein Pfad windet sich durch denselben hindurch und endet plötzlich auf einer Lichtung. Viele Bäume sind dort nieder-

Durchschnitt durch die Grube Iron Mine.

geschlagen und liegen zumeist noch auf dem Boden umher. Auf dem freien Platze stehen einige hölzerne Häuschen, ein Schuppen zum Aufspeichern des Erzes und eine hölzerne Welle, welche durch ein Maulthier in Bewegung gesetzt

Durchschnitt längs der Linie A B im obenstehenden Plane.

wird und das in der Tiefe gewonnene Gestein zu Tage fördert. Daraus besteht der gesammte Apparat einer Grube, die vielleicht Millionen abwirft. Das größte Interesse gewährt die „Iron Mine“, welche zuerst entdeckt wurde und

Little Pittsburgh.

als Typus hingestellt werden kann. Der Direktor, natürlich ein „General“, empfing den Franzosen mit großer Freundlichkeit und lud ihn ein, bei ihm zu essen und zu wohnen, was jener dankbar annahm. Man schläft hier noch auf harter Unterlage, aber in einer Mahagonibettstelle; man ißt von hölzernen Tellern, aber dafür auch Gänseleberpasteten und eingemachte Ananas. Am Essen nahmen die Steiger und zwei „Captains“ Theil, aus deren Gespräch

Straße in Leadville.

Digitized by Google

sich einige interessante Thatsachen ergaben. Augenblicklich gerade stockte der Betrieb zum Theil wegen „Usurpatoren“; so heißen Bergleute, welche behaupten, daß das in Leadville sich findende Erz in Flötzen und nicht in Adern vorkomme. In letzterm Falle ist jede Koncession auf der Oberfläche auf 100 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite beschränkt, kann aber nach der Tiefe beliebig weit ausgebeutet werden, während in ersterm Falle der Eigenthümer die Grenzen der Koncession an der Oberfläche nicht überschreiten darf. Die Usurpatoren haben sich demgemäß 100 Fuß tief unter der Stelle, wo die Iron Mine zu Tage tritt, festgesetzt, die Ader in dieser Tiefe getroffen und beuten dieselbe aus. Ein Proceß ist zwar in Denver anhängig gemacht; aber mittlerweile können die Besitzer der Iron Mine ihre Schächte weiter treiben, ohne auf die Usurpatoren zu stoßen und mit denselben einen unterirdischen

Ein Bergwerk in Leadville.

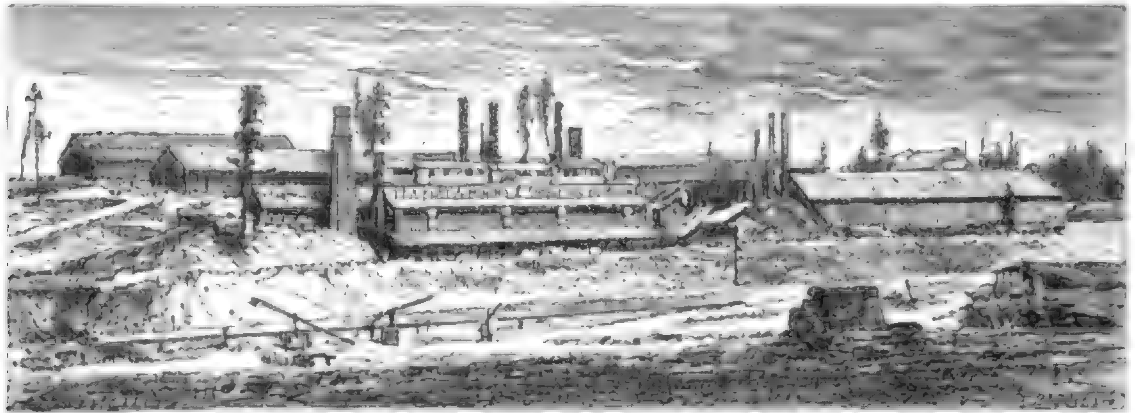
Kampf mittels Flinten und Revolvern zu bestehen. Da sie alle Aussicht haben zu gewinnen, so warten sie lieber ab, müssen aber einstweilen es sich gefallen lassen, daß man ihnen ihr kostbares Erz vor der Nase wegholt. Sie beschäftigten damals 60 Arbeiter, die täglich 12 Mark nach unserm Gelde verdienten. Es ist das der von den Arbeitern selbst festgesetzte Preis, unter welchem niemand seine Arme anbieten darf. Wer es dennoch versuchte, würde gezwungen werden, die Gegend sofort zu verlassen, oder durch eine Kugel an seine Pflichten unsanft erinnert werden. An den Endstationen der in der Richtung auf Leadville führenden Bahnen befinden sich Agenten, welche die den Zügen entsteigenden Arbeiter über die Bedingungen, die sie den Arbeitgebern zu stellen haben, unterrichten.

Das Erz selbst enthält mitunter bis 600 Unzen Silber auf die Tonne und 30 bis 60 Procent Blei. Es ist das allerdings ein ausnahmsweise reicher Gehalt; aber man findet dort schon für gewöhnlich so viel Blei, daß dessen

Preis gegenwärtig außerordentlich niedrig steht. In Leadville kostete zur Zeit von Laveleye's Anwesenheit die Tonne nur 80 Mark, während sie unlängst das Vier- bis Fünffache gegolten hatte. Die Menschen können sich also jetzt einander sehr viel billiger todtschießen.

Von seinem Cicerone begleitet, besuchte Laveleye erst dessen Mine und dann ein paar andere, zu denen ihm jener den Zutritt vermittelte. Die Arbeiten waren damals noch fast durchweg nicht tief in die Erde eingedrungen, und das war auch bei der Iron Mine der Fall. Ein gut ausgezimmerter Gang, worin ein großer Mann bequem sich bewegen kann, führt mit unmerklicher Senkung etwa 100 m in die Erde hinein. Zum Fördern des Erzes werden auf Schienen laufende und von Maulthieren gezogene Wägelchen benutzt. Nach rechts und links zweigen sich Gänge ab, welche das auszubeutende Revier in lange schmale Streifen theilen, welche an zwei oder drei Stellen zugleich in Angriff genommen werden. Die Arbeit ist sehr leicht, da das sehr poröse und zerreibliche Gestein an den reicheren Stellen sich fast in Form von Staub, an den ärmeren in Blöcken von einigen Pfunden Gewicht loslöst. Die einzige Gefahr droht von Einstürzen, gegen welche man sich durch Auszimmern der Gänge schützt. Sehr eigenthümlich ist das Aussehen des Erzes; die reichen Partien bestehen aus einem bläulichen Sande, der den Bergleuten als „blue sands" wohl bekannt ist, einem Gemische von kohlensaurem und chlorhaltigem Blei, welches bis 600 Unzen Silber auf die Tonne enthält. Doch kommt ein solcher Gehalt nur ganz ausnahmsweise vor. Eine Grube ist um so werthvoller, je mehr blue sands sie enthält.

Darunter liegt eine Kruste von Eisenperoxyd, die mit kohlensaurem Blei durchsetzt ist, und noch tiefer Kalk, taubes Gestein, das das Erz umschließt. Ueber der eigentlichen Ader liegt Porphyr, der im Kontakt mit dem Erze in einen festen, undurchlässigen Thon verwandelt ist; derselbe schützt zwar die Gruben gegen das Durchsickern von Wasser, hat aber geringe Konsistenz und neigt zu Einstürzen. Dieser Thon ist durch die Salze der Metalle auf die verschiedenste Weise gefärbt und weist alle Töne von Braun und Gelb, von Terra di Siena bis zum Maisgelb neben und durch einander auf; einzelne Stellen sind durch Kupfer prachtvoll blau gefärbt. Dieser zersetzte Porphyr verkündet die Nähe der abbauwürdigen Ader; mehr als ein von jahrelangen Arbeiten und Entbehrungen gebräunter Bergmann ist vor Freuden hoch aufgesprungen, als er die erste Schaufel voll jener blauen Erde heraushob.



La Plata.

Unter anderen besuchte Laveleye von Leadville aus eine Grube silberhaltigen Bleies, die Moose Mine, eine der größten Merkwürdigkeiten der Gegend und vielleicht das höchstgelegene Bergwerk auf Erden. Sie liegt 13 500 Fuß hoch auf einem Gipfel der Rocky Mountains; in Europa würde der ewige Schnee Arbeiten in solcher Höhe unmöglich machen. Die einzige Gefahr droht dort vom Winde, der mitunter stark genug ist, um die zum Erztransporte verwendeten Esel und Maulthiere in die Schluchten neben dem Wege zu stürzen. Etwa 50 Bergleute leben in jener Einöde auf dem kahlen, sturmgepeitschten Gipfel, in Wohnungen, die zur Hälfte in Felsen ausgehöhlt sind. Höchstens zwei oder drei Mal monatlich steigen sie in die Ebene hinab. Im Winter sind alle Verbindungen oft mehrere Tage lang durch heftige Orkane unterbrochen, welche riesige Felsblöcke von den Abhängen des Berges loslösen und jeden, der ihnen zu trotzen wagte, unfehlbar in ihrem rasenden Wirbel davon führen würden.

Die Grube selbst ist dadurch merkwürdig, daß der in den Schachten wehende kalte Luftstrom jede Feuchtigkeit sofort in Eis verwandelt, und die Wände deshalb mit einer dicken Eisschicht überzogen sind. Eiszapfen finden sich nicht, sondern eine zahllose Menge kleiner Eisblättchen, die sich nach allen Richtungen hin-kreuzen, bald fein und zierlich wie die Flügel eines Schmetterlings, bald die Aederchen des feinsten Blattes nachahmend; ein zauberhafter Anblick! Nimmt man ein solches reizendes Gebilde in die Hand, so schmilzt es sofort und es bleibt nichts als ein Tröpfchen reinen, funkelnden Wassers.

Die Arbeiter erhalten hier oben täglich einen Lohn von $11^{3}/_{4}$ Mark und bezahlen $3^{1}/_{3}$ Mark Pension. Sie luden Laveleye freundlich zu ihrem Mittagsmahle ein, das nichts zu wünschen übrig ließ. Es gab Suppe mit gedämpften Austern, geschmortes Rindfleisch, Hammelbraten, dreierlei Gemüse, als Nachtisch ein vorzügliches Blanc-manger und einen Kabinetspudding, dazu Thee und Kaffee nach Belieben, aber keinen Schnaps. Denn der in Amerika weit verbreitete Kampf gegen den Alkohol wirkt bis in diese Höhe fort.

Leadvilles Zukunft ist noch ungewiß. Niemand vermag zu sagen, ob es dasselbe Schicksal wie seine Vorgängerin Oro-City haben und vom Erdboden wieder verschwinden wird, oder ob die Erzlager so bedeutend sind, daß sich in Folge dessen eine dauernde Stadt dort bilden wird. Wie reich und werthvoll das Lager ist, beweist der Umstand, daß im Jahre 1880 von Leadville außer dem Blei für 60 100 612 Mark Silber ausgeführt wurde, und daß trotzdem zwei Gruben sich erschöpften, eine andere ausbrannte und Arbeitseinstellungen von oft langer Dauer dazwischen

kamen. Fast sicher ist es, daß binnen kurzer Zeit Leadville an die Stelle von Comstock-Lode, dessen Ertrag reißend abnimmt, treten wird. Colorado wird wahrscheinlich Nevada überholen und der erste unter allen metallproducirenden Staaten der Union werden. Die Vollendung der Eisenbahnen wird die Thätigkeit erhöhen, da alle Materialien und Lebensmittel bedeutend im Preise sinken werden; allein je vollkommener die Mittel zum Ausbeuten werden, um so rascher wird auch die Ader erschöpft sein. Die Amerikaner bearbeiten ihre Gruben so energisch, daß sie bald alles, was darinnen steckt, herausgeholt haben. Sollten die Adern nichts mehr hergeben, so verschwände Leadville von der Erde; denn kein Mensch würde noch länger in jenem abgelegenen Winkel der Felsengebirge in mehr als 10 000 Fuß Höhe ausharren. Erst wenn die wachsende Bevölkerung definitiv die Umgegend in Besitz genommen und die „Parks“ besiedelt hätte, würde es wieder Einwohner bekommen. Die Generation, welche die „Königin des Bleies“ hat entstehen sehen, wird vielleicht auch ihren Tod noch erleben.

Die Capverdischen Inseln.

Von Prof. **Richard Greeff.**

III.

Neben den vielen neuen und mir in hohem Grade interessanten Erscheinungen auf S. Thiago nahmen noch meine besondere Aufmerksamkeit das naturhistorische Museum in Praia und vor Allem die seit einiger Zeit hier errichtete meteorologische Station in Anspruch. Das Erstere ist das Unternehmen eines strebsamen und gebildeten Kaufmannes von Praia, der, unterstützt von dem gleichgesinnten Theil seiner Mitbürger, mit großem Eifer und Geschick die naturhistorisch merkwürdigen Gegenstände seiner heimathlichen Inseln gesammelt und in einem besondern Hause aufgestellt hat. Sehr reichhaltig ist namentlich die mineralogische und geologische Sammlung, auch die meisten der der Insel eigenthümlichen Pflanzen sind, zum Theil in Gläsern mit konservirenden Flüssigkeiten, aufgestellt und so vorzüglich in Form und Farbe erhalten, als ob sie lebend seien. Durch die seit einigen Jahren, wie früher bemerkt, an der Küste von S. Thiago betriebene Korallenfischerei ist der Sammlung auch ein ziemlich reiches Material an Seethieren des Meeresgrundes, Korallen, Seeigeln, Seesternen, Mollusken, Würmern ꝛc., zugeflossen; nicht minder vollständig sind die im Meere von S. Thiago vorkommenden Fische und Krebse vertreten, und endlich auch findet sich eine hübsche Sammlung über die an Formen nicht sehr zahlreiche, aber in mancher Beziehung interessante Landfauna der Insel, kurz das kleine Museum von Praia stellt, zumal es auch eine Anzahl von ethnographischen Gegenständen, den Inseln sowie der gegenüberliegenden Küste von Afrika entstammend, enthält, einen wahren Schatz dar, der dem strebsamen Sinn der Bewohner zur Ehre gereicht und ein ausgezeichnetes Material zu genaueren naturwissenschaftlichen Studien über die Insel S. Thiago und die Capverden überhaupt bieten würde.

Nicht geringere Anerkennung und Beachtung verdient die für die Kenntniß des Klimas der Capverdischen Inseln und der tropischen Nordostpassatregion Westafrikas höchst werthvolle meteorologische Station von S. Thiago. Schon seit mehreren Jahren wurden durch den in Praia stationirten Militärarzt I. Klasse, Herrn Jacinto Augusto Medina, den Vorsteher des großen und vortrefflich eingerichteten und geleiteten Hospitales von Praia, meteorologische Beobachtungen angestellt. Die hierfür früher bestimmten Räume in dem Hospitale selbst waren aber nicht ausreichend und wenig günstig gelegen. Seit dem Jahre 1879 hat nun der Gouverneur der Insel die Einrichtung einer offiziellen meteorologischen Station mit einem besondern Observatorium in einem am Eingange zu den Militärkasernen gelegenen Thurme angeordnet und dieselbe wiederum dem Herrn Medina, dem sachkundigen und bewährten bisherigen Leiter derselben, anvertraut. Herr Medina hatte die große Freundlichkeit, mich in dem das Observatorium enthaltenden Thurme, der frei über die übrigen Gebäude hervorragt und von dessen Höhe man eine weite, herrliche Aussicht über Meer, Stadt und Insel genießt, selbst umherzuführen und mir seine Beobachtungen und Instrumente zu erläutern, ja, mir einen genauen Einblick in die von ihm geführten Witterungstabellen zu gestatten. Ich gewann hierdurch die Ueberzeugung, daß die meteorologische Station von Praia nicht bloß in Bezug auf die Lage des Observatoriums, die Einrichtung und das Instrumentarium desselben ꝛc. allen Anforderungen entspricht, sondern daß vor Allem auch die Beobachtungen, in Rücksicht auf die Sorgfalt und Treue, mit der sie ununterbrochen geführt worden sind, die höchste Anerkennung verdienen, und somit eine sichere Basis bieten zur Beurtheilung des sehr merkwürdigen Klimas der Capverdischen Inseln. Es ward damals schon in mir der lebhafte Wunsch rege, diese interessanten Tabellen nach ihrer Veröffentlichung zur weitern Mittheilung benutzen zu können. Jetzt sind die vollständigen Beobachtungsreihen aus den Jahren 1878 und 1879 in dem von dem Gouverneur der Capverdischen Inseln an die portugiesische Regierung erstatteten amtlichen Berichte mit aufgenommen. Durch befreundete Vermittelung ist mir ein Exemplar dieser werthvollen Berichte übersandt worden, aus denen die folgenden Witterungstabellen, die in besonderem Maße geeignet sind, das Klima der Capverden zu illustriren, entnommen sind.

Aus den beiden nachstehenden Tabellen über die Windrichtungen in Praia während der Jahre 1878 und 1879 erkennen wir nach einiger Prüfung alsbald eine sehr merkwürdige und für das Klima der Capverden bedeutsame Thatsache, nämlich die fast souveräne Herrschaft des Nordostpassates auf diesen Inseln, entweder in seiner Hauptrichtung als reiner Nordost oder in seinen Abweichungen bis nach Nord und Ost. Im Jahre 1878 wehte der Wind aus diesen Richtungen, nämlich aus NO, ONO, O und andererseits NNO, N an 271, im Jahre 1879 an 278 Tagen, allein aus NO 1878 an 123, 1879 an 134 Tagen. Hiergegen treten, zumal wenn wir noch die 39 windstillen Tage des Jahres 1878 und 13 von 1879 berücksichtigen, die südlichen und westlichen Winde als fast völlig bedeutungslose

Windrichtung in Cidade da Praia auf der Capverdischen Insel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 nach Beobachtungen von Jacinto Augusto Medina in Praia.

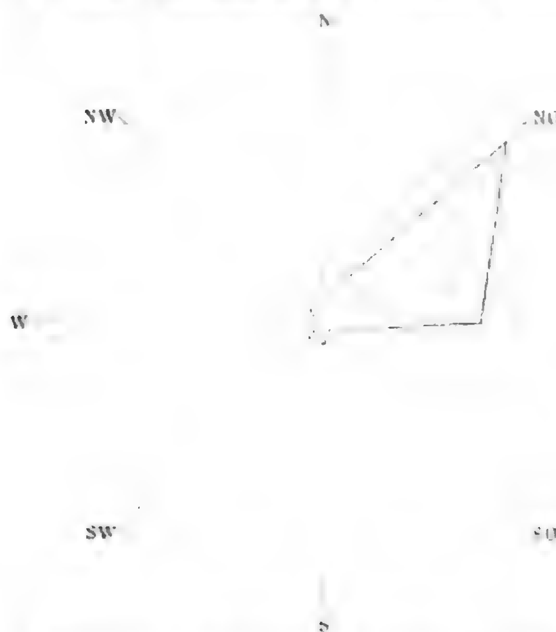
Windrichtung im Jahre 1878.

	N.	N.N.O.	N.O.	O.N.O.	O.	O.S.O.	S.O.	S.	S.W.	W.S.W.	W.	W.N.W.	N.W.	N.N.W.		Windstille
Januar . . .	1	1	11	1	16	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Februar . . .	1	1	—	1	24	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—
März	1	—	16	2	9	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	2
April	2	—	16	2	2	1	—	1	1	—	1	—	1	—	—	3
Mai	2	4	13	6	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	4
Juni	5	1	10	6	3	1	—	—	2	—	—	—	—	—	—	2
Juli	1	—	14	3	—	—	—	1	1	—	—	—	2	—	—	9
August . . .	—	2	10	1	2	1	—	4	2	—	—	—	4	—	—	5
September . .	—	1	8	7	3	1	2	1	2	—	—	—	—	1	—	2
Oktober . . .	—	2	2	13	4	1	1	—	1	—	—	—	2	—	—	5
November . .	—	—	13	6	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
December . .	—	—	10	1	5	1	—	—	1	5	—	—	—	—	—	6
	13	12	123	49	71	6	3	10	10	5	1	—	9	1	—	39

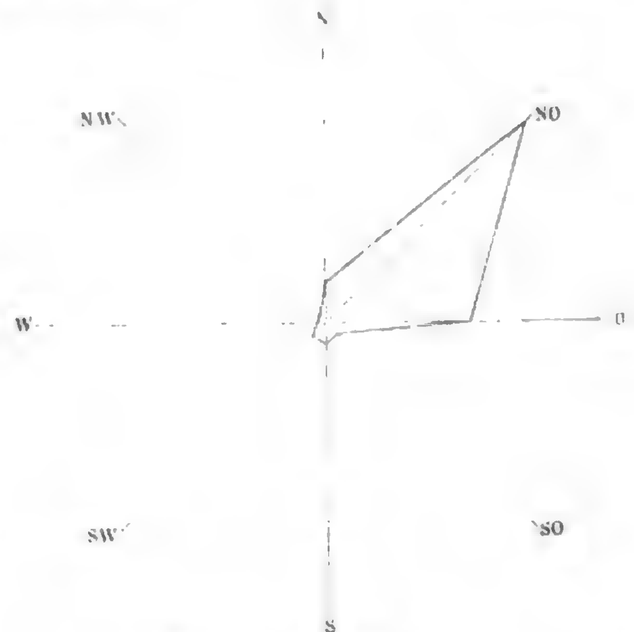
Windrichtung im Jahre 1879.

	N.	N.N.O.	N.O.	O.N.O.	O.	O.S.O.	S.O.	S.	S.W.	S.S.W.	W.S.W.	W.	W.N.W.	N.W.	N.N.W.	Windstille
Januar . . .	2	1	3	3	18	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Februar . . .	—	—	8	4	15	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
März	—	—	24	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
April	1	6	16	2	3	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—
Mai	1	11	12	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Juni	2	—	15	3	2	—	—	1	1	—	—	—	—	1	—	1
Juli	5	2	9	2	1	—	1	2	1	—	—	—	—	—	—	7
August . . .	3	—	10	—	1	2	3	1	1	2	—	1	—	1	—	—
September . .	1	8	10	3	—	—	1	3	2	—	2	2	—	1	—	1
Oktober . . .	4	3	13	5	1	2	1	—	—	—	2	1	—	—	—	—
November . .	—	—	8	2	11	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	3
December . .	—	2	6	2	15	—	1	3	—	—	—	—	—	—	—	1
	19	28	134	28	69	5	8	10	9	2	4	4	—	4	1	13

klimatische Faktoren in den Hintergrund. Die im Folgenden nach diesen Tabellen dargestellten Windrosen werden uns am besten und in der That in überraschender Weise dieses merkwürdige Verhältniß veranschaulichen, das nicht bloß die Hauptwindrichtungen für die Jahre 1878 und 1879 darstellt, sondern als ein mustergiltiges der Capverden angesehen werden kann, denn wie man sich durch Vergleich mit den in früheren Jahren von Herrn Medina in Praia angestellten Beobachtungen überzeugen kann, ist diese Herrschaft der nordöstlichen Winde resp. des Nordostpassates mit sehr geringen Abweichungen, die meistens noch zu Gunsten des letztern eintreten, Jahr für Jahr vorhanden. Da die Capverdischen Inseln aber mitten in der Nordostpassat-Region des Atlantischen Oceans, von den Einflüssen des Festlandes wenig berührt, liegen, so können diese Windkarten gewissermaßen als die typischen dieser Region angesehen werden.



Windrose für die Capverdische Insel S. Thiago im Jahre 1878.



Windrose für das Jahr 1879.

Nicht minder interessant sind die von Herrn Medina gewonnenen anderen meteorologischen Beobachtungsresultate insbesondere über die Temperatur und den Luftdruck.

Die Lufttemperatur der Capverden wird im Wesentlichen bestimmt durch die insulare Lage mitten im Meere und innerhalb der Tropenzone (zwischen 14° 25′ und 17° 13′ nördl. Br.). Der letztern verdanken die Inseln ihre hohe Temperatur und der erstern, wie uns ein Blick auf die beiden vorstehenden Tabellen erkennen läßt, die geradezu staunenswerthe Gleichmäßigkeit derselben. Die mittlere Lufttemperatur von zwei Jahren, nämlich von 1878 und 1879, beträgt 25,03° C., das mittlere Maximum in diesem Zeitraume 27,02° und das Minimum 23,16° und somit die mittlere Differenz nur 3,86°.

Temperatur in Cidade da Praia auf der Capverdischen Insel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 nach Beobachtungen von Jacinto Augusto Medina in Praia.

Temperatur im Jahre 1878.

Zeitraum	Nach Celsius: Mittel: Mittel	Mittleres Maximum	Mittleres Minimum	Mittlere Differenz	Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Aeußerste Differenz	Datum des Maximum Tag	Datum des Minimum Tag
Januar	21,64	23,52	19,79	3,73	26,2	18,9	7,3	22	9
Februar	22,72	25,04	20,33	4,71	28,3	18,1	10,2	24	3
März	24,02	26,60	21,52	5,08	29,5	19,3	10,2	29	23
April	25,76	28,40	23,12	5,28	31,0	21,2	9,8	12	18
Mai	24,96	27,37	22,59	4,78	30,0	21,2	8,8	21	5
Juni	26,14	28,51	23,71	4,80	31,0	22,6	8,4	24	1
Juli	26,36	28,32	24,36	3,96	30,1	22,8	7,3	18	5
August	27,10	29,07	25,14	3,93	31,2	22,8	8,4	20	4
September	27,19	28,85	25,58	3,27	30,3	24,7	5,6	14	29
October	25,72	27,32	24,16	3,16	29,3	22,9	6,4	1	19
November	25,91	27,97	23,90	4,07	29,6	22,0	7,6	14	13
December	25,05	27,03	23,11	3,92	29,0	21,0	8,0	4	4
	25,28	27,35	23,11	4,24	31,2	18,1	13,1	20. Aug.	3. Febr.

Temperatur im Jahre 1879.

Zeitraum	Mittel	Mittleres Maximum	Mittleres Minimum	Mittlere Differenz	Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Aeußerste Differenz	Datum des Maximum Tag	Datum des Minimum Tag
Januar	22,92	24,64	21,21	3,43	26,0	19,8	6,2	1	1
Februar	23,28	25,12	21,50	3,62	27,8	20,0	7,8	12	6
März	22,28	24,09	20,52	3,57	26,0	19,7	6,3	30	7
April	22,89	25,00	20,82	4,18	30,4	19,7	10,7	28	7
Mai	24,84	27,06	22,65	4,41	29,3	21,8	7,5	15	2 u. 19
Juni	25,38	27,74	23,03	4,61	29,3	22,0	7,3	5	12
Juli	25,94	27,63	24,31	3,32	29,0	23,0	6,0	16	9
August	26,20	27,54	24,92	2,62	29,0	24,0	5,0	8	6
September	26,48	27,80	25,22	2,58	29,0	24,1	4,9	22	2
October	26,65	28,26	25,05	3,21	29,3	24,1	5,2	16	15
November	25,96	27,49	24,49	3,00	29,0	22,6	6,4	8	22
December	24,83	26,26	23,45	2,81	28,1	20,5	7,6	10	30
	24,81	26,69	23,21	3,48	30,4	19,7	10,7	28. April	7. März 7. April

Hiermit im Zusammenhang, ja, hierdurch zum Theil bedingt erscheint auch der Luftdruck durch die hohe Temperatur und die dadurch erzeugte beständige Ausdehnung der Luft ein im Allgemeinen niedriger und wiederum von einer überraschenden Gleichmäßigkeit, wie uns aus den beiden Tabellen auf folgender Seite entgegentritt.

Von diesen bemerkenswerthen meteorologischen Erscheinungen werden wir nun aber noch zu der Betrachtung einer anderen Frage von wissenschaftlicher Bedeutung und auch von allgemeinem Interesse geführt, die lange Zeit Naturforscher und Seefahrer beschäftigt hat und noch beschäftigt, nämlich die Frage nach der Herkunft der im Atlantischen Ocean innerhalb des Bereiches des Nordostpassates namentlich an der westafrikanischen Küste auf der Höhe der Capverden und südlich von diesen bis ungefähr 9° nördl. Br. häufig beobachteten sogenannten Staubregen oder Staubfälle, die bekanntlich darin bestehen, daß zu gewissen Zeiten aus der von Staub erfüllten und durch ihn häufig getrübten Atmosphäre ein feiner Staubregen auf Meer und Schiffe sich niedersenkt. Einer unserer verdientesten Naturforscher, dem wir manche epochemachende Förderung unserer Kenntnisse der kleinsten Lebensformen verdanken, Ehrenberg, hatte seit einer langen Reihe von Jahren auch diesem Phänomen, hauptsächlich behufs Erforschung der mit dem „Meteorstaube" fortgeführten Organismen, seine Aufmerksamkeit zugewandt und war durch seine Untersuchungen zu der merkwürdigen Ansicht gelangt, daß das den Staubregen darstellende Material nicht direkt durch den Nordostpassat getragen und über den Atlantischen Ocean weiter geführt werde, also nicht aus dem nordöstlich und östlich gelegenen Afrika, sondern von anderen Theilen der Erde stamme und durch die verschiedenen Passatströme auch dem westafrikanischen Meere zugeweht werde, namentlich aber auch aus der dem Strom des Nordostpassates entgegengesetzten Richtung aus Südwesten und Westen, also aus Amerika durch den Antipassat dorthin komme, zumal er auch in Proben von Staubfällen auf dem Atlantischen Ocean, specifisch südamerikanische Organismen, die wenigstens mit solchen, welche er in Erdproben aus Guiana gefunden hatte, übereinstimmten, aber keine afrikanischen Formen nachweisen konnte. Zur Begründung dieser seiner Ansicht nahm er nun an, daß der Staub von der amerikanischen Küste aus hoch in die Luft geführt werde und in den oberen Luftschichten, in eine feine Staubzone sich ausbreitend, durch den über dem Nordostpassat wehenden Antipassat weiter getragen werde, sich aber zeitweise in schweren Wolken nach

Luftdruck in Cidade da Praia auf der Capverdischen Insel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 nach Beobachtungen von Jacinto Augusto Medina in Praia.

Luftdruck im Jahre 1878.

Zeitraum	In Millimetern								
	Mittel				Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Aeußerste Differenz	Datum des Maximum	Datum des Minimum
	Mittel	Mittleres Maximum	Mittleres Minimum	Mittlere Differenz				Tag	Tag
Januar	760,34	761,16	759,53	1,63	763,65	757,95	5,70	24	21
Februar	763,34	761,00	759,64	1,36	762,90	757,79	5,11	27	24
März	759,19	759,79	758,49	1,30	762,73	756,58	6,15	18	26
April	758,06	758,63	757,51	1,12	760,15	755,95	4,20	18	13
Mai	759,55	759,98	759,18	0,80	761,97	757,28	4,69	29	1
Juni	759,30	759,52	759,08	0,44	761,88	757,07	4,81	18	24
Juli	758,70	759,23	758,27	0,96	762,76	755,76	7,00	23	10
August	758,53	759,08	757,96	1,12	760,86	755,31	5,55	19	21
September	758,03	758,62	757,44	1,18	760,37	756,27	4,10	16	30
Oktober	757,34	757,93	756,73	1,20	759,79	754,09	5,70	15	10
November	758,49	759,17	757,82	1,35	760,08	756,42	3,66	9	4
December	757,86	758,50	757,23	1,27	760,34	754,34	6,00	25	7
	758,81	759,38	758,21	1,14	761,45	756,21	5,22	24. Jan.	15. Okt.

Luftdruck im Jahre 1879.

Zeitraum	Mittel	Mittleres Maximum	Mittleres Minimum	Mittlere Differenz	Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Aeußerste Differenz	Datum des Maximum Tag	Datum des Minimum Tag
Januar	759,19	759,90	758,49	1,41	761,84	756,78	5,06	7	29
Februar	759,05	759,67	758,43	1,24	761,34	756,78	4,56	6	19
März	759,87	760,61	759,06	1,55	762,42	757,04	5,38	20	14
April	758,90	759,45	758,37	1,08	761,04	755,79	5,25	15	29
Mai	758,69	759,28	758,12	1,16	762,12	756,43	5,69	3	4
Juni	759,49	760,11	758,94	1,17	761,52	756,45	5,07	25	13
Juli	757,92	758,37	757,49	0,88	761,42	755,06	6,36	7	16
August	758,12	758,61	757,62	0,99	760,32	755,02	5,30	24	16
September	758,75	759,48	758,01	1,47	760,92	756,57	4,35	26	13
Oktober	758,70	759,43	757,97	1,46	761,03	756,22	4,81	28	10
November	757,71	758,41	757,02	1,39	760,50	754,03	6,47	12	23
December	757,52	758,28	756,76	1,52	761,56	753,48	8,08	31	15
	758,66	759,30	758,02	1,28	761,33	755,80	5,53	20. März	15. Dec.

unten senke und dann in den Nordostpassat gelange, um entweder aus ihm als Staubregen zur Erde zu fallen oder durch ihn wieder nach Westen, also nach seiner Ursprungsstelle, nach Amerika, zurückgeführt zu werden. Ein solches Niedersinken des Staubes aus den oberen Luftschichten finde namentlich an der Westküste von Afrika statt, in demjenigen Theile des Atlantischen Oceans, der seit Langem unter dem Namen des „Dunkelmeers" bekannt sei, weil hier die Fischer früherer Jahrhunderte die Luft zuweilen trübe und undurchsichtig fanden und daran den Glauben knüpften, daß noch weiter nach Süden eine allmälige Verfinsterung von Luft und Meer eintrete, die die Schifffahrt unmöglich mache. Dieses westafrikanische „Dunkelmeer", in welchem in der That am häufigsten die Staubfälle auf dem Atlantischen Ocean beobachtet wurden, entspricht, und das erscheint in hohem Grade bemerkenswerth, ungefähr der Ausdehnung der westafrikanischen Nordostpassat-Region.

Bei der Beurtheilung dieser Hypothese Ehrenberg's von dem Vorhandensein einer feinen, allseitigen und durchsichtigen Staubzone in den oberen Luftregionen und ferner der wiederholten ausdrücklichen Erklärung, daß der aus dieser Staubzone innerhalb des Dunkelmeers herabfallende Staubregen keineswegs aus Afrika und insbesondere nicht aus der Sahara stamme, drängt sich uns zunächst die Frage auf: Wodurch kann die Anwesenheit jener Ehrenberg'schen Staubzone bewiesen werden, und wie lassen sich aus ihr die häufigen Staubfälle in der Nordostpassatregion resp. im Dunkelmeere erklären? In einer sehr gründlichen und klaren Untersuchung dieser Frage hat bereits vor einigen Jahren G. Hellmann nachgewiesen[1], daß die Annahme einer permanenten durchsichtigen Staubzone in den höheren Luftschichten mit den thatsächlichen Erfahrungen nicht in Einklang zu bringen sei, und daß sie namentlich auch in keiner Weise die Häufigkeit der Staubfälle im Dunkelmeer erkläre. Und in der That, warum sollten gerade hier, also in derjenigen Region des Atlantischen Oceans, die nach Ehrenberg von der Heimath des Staubes am entferntesten liegt, die Staubfälle am häufigsten vorkommen können und um so häufiger und mit um so gröberm Materiale niederfallen, je näher der westafrikanischen Küste? Sollte man nicht im Gegentheil anzunehmen berechtigt sein, daß z. B. an der Ostküste von Südamerika, woselbst sich nach Ehrenberg die Staubwolken, die später im Dunkelmeer niederfallen, zum

[1] Ueber die auf dem Atlantischen Ocean in der Höhe der Capverdischen Inseln häufig vorkommenden Staubfälle. Monatsberichte d. Königl. preuß. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1878, S. 364.

großen Theile erheben, oder an anderen Theilen der atlantischen Küsten, ebenfalls häufige, ja noch häufigere Staubfälle vorkommen als an der Westküste Afrikas? Aber gerade das Gegentheil entspricht den thatsächlichen Beobachtungsresultaten. Je weiter nach Westen vom Dunkelmeere, also von der westafrikanischen Küste entfernt, desto seltener werden die Staubfälle, ihr Staub feiner und schließlich hören sie gegen die amerikanische Küste hin ganz auf. Die Gründe, die Ehrenberg anführt für das häufige Sinken des Staubes im Dunkelmeere, nämlich die heiße Atmosphäre in den oberen Luftschichten, scheinen zur Erklärung nicht genügend, zumal diese Gründe wohl dieselbe Gültigkeit auch für andere äquatoriale Regionen des Atlantischen Oceans beanspruchen können, in welchen keine Staubfälle vorkommen. Werfen wir nun aber noch einmal einen Blick auf unsere Tabellen über die Windrichtungen auf den Capverdischen Inseln und die ihnen entsprechenden Windrosen und sehen, mit welcher Stetigkeit und Energie der Nordostpassat mit seinen Abweichungen nach Nord und Ost, also die direkt von dem nahen Afrika kommenden Winde im Dunkelmeere herrschend sind, so drängt sich uns schon von selbst als die einfachste und natürlichste Lösung dieser Frage auf, daß wie dieses Hellmann in bestimmter Weise und in Uebereinstimmung mit anderen namhaften Naturforschern ausgesprochen und nachzuweisen gesucht hat, in Afrika und zwar hauptsächlich auf den Sandflächen der Sahara und in der Küstenregion der fast alleinige Ursprung der Staubregen des Dunkelmeeres zu suchen sei. An der Hand dieser Annahme erklären sich fast alle Erscheinungen des Meteorstaubes im Dunkelmeere leicht und ungezwungen, während dieselben der Ehrenberg'schen Hypothese einer von anderen Theilen der Erde zugeführten feinen Staubzone in den höheren Luftschichten sich gar nicht oder nur widerwillig und mit Hilfe neuer Hypothesen fügen.

Eine Hauptstütze, ja vielleicht die erste Veranlassung zur Aufstellung seiner Hypothese waren für Ehrenberg die Befunde der ihm zugekommenen Proben aus Staubfällen im Dunkelmeere. Sowohl die meistens röthliche Farbe des Staubes als das ihn bildende Material schienen ihm nicht für einen Ursprung desselben aus Afrika resp. aus der Sahara, sondern mit Bestimmtheit aus anderen Theilen der Erde zu sprechen. Was den erstern Punkt, nämlich die Farbe, betrifft, so hat schon G. Hellmann in der erwähnten Abhandlung darauf aufmerksam gemacht, daß Ehrenberg seine Beobachtungen eines Theiles der Libyschen Wüste auf die in mancher Beziehung sehr verschiedene westliche Sahara überträgt, daß in dieser letztern häufig eine röthliche Färbung der Oberfläche konstatirt sei und daß vor Allem der Staub, er möge herkommen, woher er wolle, auf seinen weiten Wegen durch die Atmosphäre verschiedenen, chemisch und mechanisch auf ihn einwirkenden Einflüssen und somit auch mannigfachen Veränderungen seiner Farbe ausgesetzt sein könne. Hierzu tritt noch die Erwägung, daß diejenigen Staubfälle, die in der Nähe der im Dunkelmeere gelegenen Inselgruppen (Capverden, Canaren) oder auf diesen selbst beobachtet wurden, auch terrestrische Bestandtheile der zum Theil mit röthlichem und mannigfach gefärbtem vulkanischen Aschenstaub bedeckten Inseln selbst enthalten konnten, wie dieses wohl nicht unwahrscheinlich ist für die an und auf den Capverden und den Canaren beobachteten Staubfälle und die diesen entstammenden und von Ehrenberg untersuchten Staubproben.

Was den zweiten Einwand Ehrenberg's gegen die Herkunft des „Passatstaubes" aus Afrika betrifft, so gründete sich derselbe auf die mikroskopische Untersuchung der Staubproben, in denen er zwar sehr verschiedene und auf verschiedenen Erdtheilen vorkommende Organismen fand, aber keine eigentlichen afrikanischen „Charakterformen", andererseits aber, wie schon früher erwähnt, solche, die mit Organismen übereinstimmten, die er in Erdproben aus Südamerika, insbesondere aus Guiana, nachgewiesen hatte. Außerdem machte er geltend, daß auf den weiten wasserlosen Sandflächen der Sahara wenig organisches Leben entwickelt sei, während dem Passatstaube des Dunkelmeeres stets zahlreiche und mannigfaltige organische Formen beigemengt seien. Bei aller Anerkennung der Verdienste Ehrenberg's um die Erforschung mikroskopischer Organismen und namentlich seiner hohen Autorität auf dem Gebiete der systematischen Kunde der kleinsten Lebensformen glaube ich doch mit Zuversicht aussprechen zu dürfen, daß es heute noch unmöglich ist, ein sicheres Urtheil über die besondere geographische Verbreitung dieser Formen über unsere Erde zu fällen, und z. B. diese Formen für afrikanische, jene als amerikanische, europäische, asiatische u. s. w. zu erklären. In den großen Arbeiten Ehrenberg's, wie sie sich uns in seiner Mikrogeologie, sowie auch in den für die vorliegenden Fragen über den „Passatstaub" gesammelten Materialien darstellen, sind vielleicht reiche Fundgruben für spätere Forschungen auf dem Gebiete der geographischen Verbreitung mikroskopischer Organismen, insbesondere der Diatomeen und beschalten Rhizopoden, über unsere Erde gegeben, aus ihnen aber jetzt schon bestimmte Schlüsse in dieser Richtung ziehen zu wollen, halte ich für unzulässig, wenn man sich nicht großen Irrthümern aussetzen will. Die Untersuchungen Ehrenberg's betreffen doch immer nur einzelne kleine Erd- oder Staubproben aus verschiedenen Theilen der Erde, aber was bedeuten die Befunde in denselben gegen die unendliche Fülle jener mikroskopischen Organismen, die unsere Erde in allen Höhen und Tiefen, im Trocknen und Feuchten, Warmen und Kalten bevölkern? Diejenigen organischen Formen, die sich heute in einer oder auch in hundert verschiedenen Erdproben aus Afrika finden und die man vielleicht für afrikanische Charakterformen glaubt ansehen zu müssen, können morgen in denselben Formverhältnissen und derselben Häufigkeit in Proben aus Amerika oder Asien u. s. w. und umgekehrt auftreten. In neuerer Zeit ist von einem amerikanischen Naturforscher ein ausgezeichnetes auf gründlicher Detailforschung beruhendes und reich ausgestattetes Werk über die Süßwasser-Rhizopoden Nordamerikas[1]) veröffentlicht worden, in dem wir zu unserer Ueberraschung mit völliger Sicherheit fast alle diejenigen Formen dieser interessanten Organismengruppe, die wir bisher als europäische kennen gelernt hatten, wiederfinden, und ich glaube zuversichtlich, daß bei einer noch eingehendern vergleichenden Untersuchung sich eine nahezu vollkommene Uebereinstimmung der europäischen und nordamerikanischen Arten ergeben würde. In der That leitet uns schon die Betrachtung der nicht zu bezweifelnden Thatsache, daß durch Passatwinde und überhaupt durch starke und konstante Luftströmungen niedere Organismen oder deren Keime von dem Orte ihrer Entstehung weit über Land und Meer fortgeführt und so ausgebreitet werden können, naturgemäß zu der Annahme, daß jene niederen Organismen keine Formenregionen bilden, wie wir sie für höher organisirte Wesen als Faunen- und Vegetationsgebiete mit größerer oder geringerer Schärfe abgrenzen können, daß vielmehr einem großen, vielleicht dem größten Theile derselben eine überaus weite Verbreitung über unsere Erde zukommt, ja daß sehr viele Kosmopoliten sind, die überall da auftreten, wo unter

---

[1]) Joseph Leidy, Freshwater Rhizopods of North America. Washington, 1879.

im Allgemeinen ähnlichen Bedingungen organisches Leben möglich ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch für diese Organismen dereinst große zusammengehörige Formengebiete erkannt werden, deren Grenzen aber wohl sicher nicht durch Länder, Erdtheile und Meere, sondern vielleicht lediglich durch veränderte klimatische Einflüsse beherrscht werden.

Ebenso wenig können wir als Grund gegen die Annahme, daß der Passatstaub des Dunkelmeeres aus der Sahara stamme, den Einwand Ehrenberg's anerkennen, daß die weiten Flächen der wasserlossen Wüste wenig organisches Leben ermöglichen und namentlich nicht die zahlreichen Süßwasserformen erzeugen können, die in dem Passatstaube des Dunkelmeeres enthalten seien. Der im Sommer von der Sahara kommende starke und stetige Landwind, der „Harmattan", weht nicht nur über wasserlose Wüsten, sondern, namentlich gegen die Küste hin, über Gebiete mit reichem Pflanzen- und Thierleben, vornehmlich an dem Theile der Küste des Dunkelmeeres, an welchem bisher die meisten Staubfälle beobachtet worden sind.

Genug, wenn wir auch den bedeutenden, durch eine lange Reihe von Jahren fortgesetzten Forschungen Ehrenberg's über den Passatstaub, namentlich den mit eisernem Fleiße von ihm gesammelten Materialien, die vielleicht kommenden Geschlechtern noch als reiche Quelle weiterer Untersuchung dienen werden, unsere Bewunderung zollen müssen, so können wir doch seiner Ansicht über die Entstehung des „Passatstaubes" nicht zustimmen, vielmehr scheint die natürlichste Erklärung für den Ursprung desselben und der Staubfälle in der Nordostpassatregion des Atlantischen Oceans resp. im sogenannten Dunkelmeere in der Annahme zu liegen, daß dieser Staub und die von ihm getragenen Organismen aus der westlichen Sahara und den Küstengebieten Westafrikas stammen und durch den „Harmattan" dem Nordostpassat zugeführt werden.

Das Brot im Volksglauben.

Von C. Haberland.

I.

Im deutschen Aberglauben erscheint das Brot, die Gabe Gottes schlechthin, als symbolischer Inbegriff der Nahrung überhaupt, und als solcher vereinigt es in sich auch alle Kräfte derselben; die belebende, die Unkraft des Körpers scheuchende, die auch geistig auf den Menschen erhebend einwirkende Natur der Nahrung erscheint gewissermaßen kondensirt, und daher tritt es sowohl als Heilmittel wie auch als Mittel, gewisse böse Einflüsse namentlich zauberischer Natur abzuwenden und andererseits bestimmte wohlthätige Einflüsse auszuüben, im Aberglauben des deutschen wie auch der anderen europäischen Völker vielfach auf.

Die heilige Kraft des Brotes äußert sich nun zunächst darin, daß dieses gleich anderen heiligen Gegenständen der Hexe, bei deren Zusammenkünften es daher auch verpönt ist [1]), oder dem Zauberkundigen die Kraft zum Schaden nimmt und den schon geschehenen Zauber selbst wirkungslos macht. Der Tiroler Senne reicht, wenn ihn jemand um Schmalz bittet, und er die Absicht vermuthet, daß es um ihn in der Schmalzbereitung zu hindern benutzt werden soll, ihm dasselbe auf einem Stück Brot, und jede Macht den Zauber auszuüben ist damit vernichtet [2]). Aus demselben Grunde läßt man in der Gegend von Schwerin, wenn der Hochzeitszug aus der Kirche zurückgekehrt ist, niemanden ins Haus, welcher nicht vorher einen angebotenen Bissen Schwarzbrot und einen Schluck Wasser genossen hat [3]). Hat man Brot im Sack bei sich, dann ist man sicher vor den Tücken der alten Weiber, welche einem begegnen, sogar die Hunde sollen Kinder nicht anbellen, wenn sie Brot mit sich nehmen [4]); auch das wilde Heer vermag demjenigen nicht zu schaden, welcher ein Stück Brot bei sich hat [5]). Brot, Hund und Feuerstahl oder Messer erscheinen mehrfach in dieser Zusammenstellung in den Sagen als böse Geister und Gespenster hindernd, dem Träger ein Leid zuzufügen; schon der bloße Ruf: „Zum Teufel, drei Brote habe ich bei mir!" befreit in einer Aargauer Sage einen Mann von einer ihn zu einem Hexenplatze ziehenden unheimlichen Gewalt [6]). Daher ist es auch erklärlich, wie dies eine andere Aargauer Sage erzählt, daß das erste Verlangen eines von wilden Geistern wahnsinnig gejagten alten Mannes, als er wieder zu den Seinen kommt, Brot zu essen war, um die Teufelswirkung aufzuheben [7]). Durch einfaches Vergraben eines Stückchen Brotes wird sogar eine bei Tegerfelden in der Schweiz liegende, von den Hexen zum Tanzen benutzte Wiese, welche daher kein Gras mehr tragen wollte, von dem dortigen Nachtwächter, welcher sie gepachtet hatte, wieder fruchtbar gemacht [8]).

Trägt man beim Schatzgraben Brot bei sich, dann können die bösen Geister nicht schaden [9]); ferner hilft es in diesem Falle das Verschwinden des Schatzes zu verhindern, wenn man schnell ein Stückchen davon auf denselben wirft [10]). Vielleicht hatte auch das Legen einiger Brotkrumen nebst Dill und Dost auf den Teller, auf welchem das Geld für die Bräute in Lerbach gesammelt wurde [11]), einen verwandten Zweck. — Brosamen auf die Wannen und das Laub des ihre Schätze bei der Ruine Königstein bei Aarau sonnenden Burgjungfräuleins geworfen, läßt diese Wannen und Laub zu Gold für den glücklichen Finder werden [12]). In einer andern Aargauer Sage will ein Knabe dem Hunde, welcher zwei von einer Jungfrau ausgeschüttete Bohnenhaufen bewacht, einen Bissen von seinem Brote zur Beruhigung ins Maul werfen, das Brot trifft aber zufällig den einen Haufen, und die dadurch ihrer Erlösung näher gebrachte Jungfrau schenkt den Eltern die beiden Bohnenhaufen, welche sich in Gold und Silber verwandeln [13]).

Dreht man, wenn eine Hexe in der Stube ist, das Brot im Tischkasten herum, dann kann sie nicht wieder zur Stube hinaus [14]), und jedenfalls hält dieses Hexenschutzes wegen auch der Böhme darauf, daß stets des Nachts ein Brot im Hause ist [15]), wie gleichfalls die deutsche Vorschrift, sogleich beim Tischdecken ein Brot aufzulegen [16]), wohl hierin ihren Grund hat. Der Schweizer legt gern ein Stückchen Brot, Meisterwurz und etwas geweihtes Wachs als Gespensterschutz unter die Thürschwelle [17]); in einer Graubündner Sage erscheint selbst ein Verkleben des Schlüssel-

loches mit weichem Brote, um einer gefangen gehaltenen Hexe die Macht zu nehmen [18]). Dagegen vermag eine Hexe wieder, den Gegenzauber, wodurch sie verbrüht oder anderweit körperlich geschädigt wird, nach böhmischem Glauben zu vernichten, wenn es ihr gelingt, ein Brot von der betreffenden Person zu leihen; gelingt es ihr nicht, muß sie elend zu Grunde gehen [19]).

Spukgestalten, denen natürlich ein gewöhnlicher Schuß nichts anhaben kann, tödtet oder vertreibt wenigstens ein Schuß mit Brotkrumen oder Brot [20]), und ebenso kann man Hexen, welche sich in Thiere verwandelt haben, dadurch zwingen, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, welcher Glaube in Ostfriesland und Graubünden vorkommt [21]). Hat der Masure jemanden im Verdacht ein Werwolf zu sein, so nimmt er heimlich eine Brotkruste in den Mund und umgeht dreimal den betreffenden Menschen, welcher sich alsdann in seiner Wolfsgestalt zeigen muß [22]). In einer schlesischen Sage wird eine Natter durch ein ihr in den Rachen geworfenes Kügelchen, bereitet aus dem Weißen von drei frischgebackenen Broten und mit einer Zauberflüssigkeit bestrichen, zum Bersten gebracht [23]).

Im Waffenzauber spielt gleichfalls das Brot oder das ihm gleichwerthige Getreidekorn seine Rolle. Pulverisirte Weizenkörner wurden im dreißigjährigen Kriege den Zauberkugeln beigemischt, welche stets Blut haben mußten, und jede Festigkeit, welche durch Zauber bewirkt war, öffneten [24]), und ganz ebenso war der mythische Räuberhauptmann Doborz der Karpathen nur durch eine Glaskugel, in welcher sieben Weizenkörner waren, über deren jedes sowie über die Kugel selbst je zwölf Messen gelesen waren, zu tödten [25]). Nothschwerter, denen auch durch Zauber hiebfeste Gegner nicht widerstehen konnten, erhielt man damals durch kreuzweises Bestreichen der Schärfe mit Roggenbrot, welches in der Osternacht gesäuert und gebacken war [26]). Der böhmische Aberglaube macht noch jetzt kugelfest durch Genießen von Brot, welches man in das eigene Blut getaucht hat [27]). Ladet man drei Stückchen Brot mit in das Gewehr, dann kann der Schuß, wie man dies in Schwaben und Oesterreich glaubt, nicht gebannt werden [28]). Auch um sich aus dem Gefängnisse zu erlösen, dient das Brot, und zwar das nüchterne Essen einer mit magischer Formel beschriebenen Brotrinde nach älterer französischer Anschauung [29]).

Um die Leiche eines Ertrunkenen zu finden, wendet man gleichfalls die heilige Kraft des Brotes an. Schreibt man den Namen des Verunglückten auf ein solches, wie es in der Wetterau gebräuchlich ist, oder schneidet man, wie man es in Böhmen und der Bretagne thut, ein Loch in die untere Seite, worin man eine geweihte Wachskerze steckt, und läßt es dann schwimmen, so bleibt es an der Stelle, wo die Leiche liegt, und wohin der Finger Gottes es führt, unbedingt stehen; auch in der Oberpfalz findet sich dieser Glaube, daß ein hineingeworfenes Brot über der Leiche stehen bleibt [30]). In England füllt man zu gleichem Zwecke das Brot mit Quecksilber oder steckt ein brennendes Licht hinein [31]). In Zusammenhang mit diesem Brauche, den Leichnam durch das hineingeworfene Brot zu finden, scheint das Brotopfer zu stehen, welches man zu Himmelfahrt oder Johanni, den beiden Tagen, wo so viele deutsche Flüsse ihr Opfer in Gestalt eines Menschenlebens fordern, an einigen Orten zu bringen pflegt. Der Neckar bei Mittelstadt, ebenso die Enz bei Vaihingen verlangen zu Himmelfahrt als Opfer einen Laib Brot, ein Schaf und einen Menschen; zu Rotenburg bekommt der Neckar am Johannistage nur einen Laib Brot, nimmt aber, wenn das Opfer unterlassen wird, erzürnt einen Menschen [32]). In Warschau vertraut man der Weichsel an diesem Tage eine mit einem Kranz von Rosen und brennenden Lichtern geschmückte Scheibe an, welche ein Brot und die kleine Figur des Heiligen mit seinem Lamme trägt, und nimmt aus der Dauer des Schwimmens derselben den Ausfall der Ernte ab [33]).

Der Schaden, welcher Kindern durch das sogenannte „Beschreien“ zugefügt wird, findet sein bestes Gegenmittel gleichfalls im Brote: neun Stückchen davon mit ebenso viel Kohlen in Wasser gethan, und dieses dem Kinde zu trinken gegeben, wie es böhmischer Brauch, oder drei Stückchen Brot sofort schneiden und dem Kinde Nachts unter den Rücken legen, das Messer aber im Brote stecken lassen, wie es im Lechrain Sitte ist, beugen jedem daraus folgenden Uebel vor; das Messer wird man im letztern Falle am andern Morgen aber ganz mit Rost überzogen finden [34]). In Mittelfranken legt man als Drutenschutz in das Kopfkissen der Kindbetterin ein Gebetbuch, zu Häupten aber einen Laib Brot, in einzelnen Gegenden Englands dem schlafenden Kinde eine Kruste heiligen Brotes unter das Kissen, in Dänemark Salz, Brot, Stahl, Knoblauch in die Wiege des Neugeborenen oder über die Thür des Zimmers, in Norwegen ein Stückchen Flachbrot unter das Wickelband an die Brust, denn das Brot ist „Gotteslohn“ und scheucht die Unterirdischen fort, in Esthland zur Taufe Brot, Geld und Stinkasant oder Knoblauch [35]). Der Masure wickelt mit dem Pathengelde gern auch einige Brotkrumen ein, damit der Täufling dereinst nicht Mangel leide; in Siebenbürgen bekommt hingegen der Pathe ein Säckchen mit Brosamen, um stets an seine Schutzpflicht dem Kinde gegenüber erinnert zu sein [36]).

Auch sonst als Heilmittel namentlich als begleitendes, wie man z. B. sympathetische Formeln bei Fieber gern auf Brot schreibt und sie so genießt [37]), oder als den Krankheitsstoff auf andere Thiere, z. B. auf Hunde, oder auf das Wasser übertragendes (auch bei dem alten englischen Brauche des sogenannten „Sündenessens“ bei der Leichenfeier diente das Brot, welches ein Armer bekam, als Uebertragsmittel der Sünden des Todten auf den Empfänger [38]) erscheint das Brot vielfach in der deutschen Volksmedizin; nach talmudischer Ansicht nimmt ein klein Stückchen Brot und ein Schluck Wein sogar alle die 63 Krankheiten der Galle fort [39]). Schimmliges Brot ist gut gegen Bauchweh und Fieber, solches, welches über Wurzeln getragen, gegen das Zahnweh; gegen dieses hilft auch das Beißen in eine mitgenommene Semmel während des Abendmahles [40]). Beim Entwöhnen stößt man in der Wetterau das Kind so, daß es auf ein Weißbrot fällt, damit es leicht zahnt [41]). Kranke kleine Kinder zieht der Esthe dreimal durch ein in der Mitte ausgeschnittenes Brot, welches danach ein Hund zu fressen erhält; in Masuren ist ein gleiches Durchziehen der Kinder durch einen Roggenfladen gegen die englische Krankheit in Gebrauch [42]).

Sehr erprobt ist auch die Kraft des Brotes in Reinigung des Wassers, wenn dieses verunreinigt oder vergiftet ist, sei es nun durch Hexen oder Natureinflüsse, namentlich durch Sonnenfinsternisse, oder wie in Böhmen dadurch, daß eine Wöchnerin allein um den Brunnen gegangen ist [43]). In diesem letztern Falle wirft man drei Brotrinden hinein, um die Verunreinigung zu verhindern, in Schwaben entgiftet man allgemein das Wasser durch Brot; in der Oberpfalz wirft man gleichfalls Brosamen in ungesundes Wasser, um ihm die böse Kraft zu nehmen [44]). Auch dem böhmischen Glauben, daß wenn eine Schwangere zur Trauung fährt, sie den Pferden ein Stück Brot aus der Schürze zu fressen geben muß, wenn diese überhaupt vom Flecke

kommen sollen[45]), wird die obige Auffassung der Schwangern als einer Unreinen zu Grunde liegen.

Eine große Rolle spielt ferner die wunderwirkende Kraft des Brotes in der Löschung von Schadenfeuern; vergangene Jahrhunderte haben uns vielerlei derartige Fälle überliefert und noch jetzt hängt das Landvolk in vielen Gegenden des Vaterlandes mit zähem Glauben an dieser alten Anschauung. Bei einem Kirchbrande im Jahre 1620 in der Bretagne hatte man bereits alle Hilfsmittel erschöpft, um des Feuers Herr zu werden, als man endlich ein Brot, in dem eine Hostie steckte, nebst mit Weihwasser gemischter Muttermilch hineinwarf; da zeigte sich sofort ein Teufel im Feuer, verschwand und das Feuer erlosch[46]). In Bayern war im vorigen Jahrhunderte ein Jude weit und breit als Feuerlöscher berühmt, und auch seine Kunst bestand im Hineinwerfen von Brot unter Hersagung eines hebräischen Spruches, welcher natürlich sein Geheimniß war[47]). Noch jetzt wendet man in Oberfranken bei Feuersbrünsten einen erstgebackenen (am Neujahrstag gebackenen) Laib an, welcher beim Backen drei Fingereindrücke unter Nennung der drei höchsten Namen erhalten hat; auch die an diesem Tage aus Brotteig oder Weizenmehl für die Kinder gebackenen „Hündlein" und ander Gethier haben die gleiche Kraft[48]). In der Schweiz schützt man das Haus vor Feuersgefahr, indem man in die vier Winkel desselben von dem am Agathentage geweihten Brote, in dessen Weihformel seine feuerschützende Kraft auch besonders hervorgehoben wird, und welches bereits Geiler von Kaisersberg zu diesem Zwecke empfiehlt, ein Stückchen legt[49]); an diesem Tage geweihtes Mehl zum Fenster hinauswerfen, wird in Solothurn auch als ein sicherer Gewitterschutz betrachtet[50]). Der Oberpfälzer Glaube verlangt als Feuerschutz drei Mal geweihtes Brot[51]), der österreichische Schlesier einfach ein Brot, welches bei einem Backen als erstes in den Ofen geschoben ist[52]). Natürlich muß man auch bei einem etwaigen Brande für das im Hause befindliche Brot selbst sorgen; in Böhmen soll man beim Brande zuerst nach seinem Brote fragen, dann entstehe keine Verwirrung während desselben; läßt man aber das Brot auf dem Tische verbrennen, so kann man nach schlesischem Glauben sicher sein, daß es dort bald wieder brennen wird[53]).

Bei Hagel stellt man in Oberfranken ein Brotkörbchen ins Freie, damit er nicht alles verwüste, in Böhmen bei nahendem Gewitter einen Backtrog mit einem Brote, welches man in vier Theile schneidet und darin das Messer stecken läßt; wohin dieses zeigt, dahin zieht sich alsdann das Gewitter[54]). In Tirol legt man, wenn man vermuthet, daß das Ungewitter von einer Hexe herrührt, zwei Brotläden kreuzweise auf den Weg, um es enden zu lassen[55]). In der Oberpfalz schneiden die Juden, denen man dort ebenso wie den Zigeunern derlei geheimes Wissen zuschreibt, einen Laib Brot aus einander, kleben die Stücke wieder zusammen und schieben dann mit geheimen Worten das Brot rücklings in den Ofen, um auf diese Weise das Gewitter zu vertheilen[56]).

Dem Backtrog schreibt man überhaupt eine große Kraft auf den Wind zu[57]). Bei starkem Winde legt man in Böhmen den Backtrog in das Wohnhaus, damit die im Winde daherstürmende Melusina dem Hause nichts schade, nur darf nie Charfreitags Teig darin gemacht sein, da er seine Kraft dadurch verliert; beim Brande eines Nachbarhauses hat man nur nöthig ein Brotfaß oder eine Brotschüssel hinauszusetzen und die Oeffnung vom Brande wegzudrehen, um den Wind vom eigenen Hause abzuwenden, welchem Zwecke eine ebensogestellte Wagendeichsel gleichfalls entspricht; man wirft auch wohl einen Laib Brot in gleicher Absicht ins Feuer, doch muß der Werfende dann schleunig davon laufen[58]). Die Oberlausitz, ebenso die Oberpfalz kennt den gleichen Brauch: man setzt ein Backfaß, wenn Feuersgefahr vom Nachbarhause droht, auf die Windseite des brennenden Hauses, dreht es dreimal herum und wendet so die gefährliche Windrichtung, in der Oberlausitz pflegt man auch noch ein frisches Brot in den Backtrog hineinzuwerfen[59]). Die Masurin gebraucht ein ähnliches Mittel, um drohenden Hagelwolken eine andere Richtung zu geben; sie nimmt den Brotschieber, dreht ihn an der Dachleiter dreimal um und legt ihn neben dieselbe an die Erde[60]). Der siebenbürgische Rumäne wendet das Nachbarfeuer durch kreiselartiges Herumdrehen eines mit einem eisernen Messer durchstochenen Brotlaibes von sich[61]).

Es ist übrigens schwierig zu entscheiden, ob wir es bei der Anwendung des Brotes bei Schadenfeuern mit einer besondern Kraft desselben dem dämonisch gedachten Feuer gegenüber zu thun haben, wofür die Anwendung des Brotes gegen andern Zauber, sowie die hinzukommende katholische Weihe, das Beifügen der Hostie spricht, oder ob das Hineinwerfen des Brotes als eine Art Opfer dem gefräßigen Elemente dargebracht aufzufassen ist, für welche Deutung die Anwendung bei Unwetter und Hagel, das Füttern des Sturmwindes und ähnliche Bräuche eintreten würden; auch bei Sonnenfinsternissen wirft man in der Pfalz Brosamen als Opfer ins Feuer[62]).

Dem Werfen von Brot ins Feuer ähnelt der Brauch, dazu Teller zu benutzen, welchen die gleiche feuerlöschende Kraft in älteren Zeiten, namentlich wenn das Werfen durch Fürsten oder die Obrigkeit geschah, aber gleichfalls auch noch jetzt zugeschrieben wird. Ein merkwürdiges sächsisches Edikt vom Jahre 1742 verordnet, daß in jeder Stadt und jedem Dorfe hölzerne Teller, von denen schon gegessen, mit gewissen Zeichen Freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11 und 12 Uhr Mittags beschrieben und aufbewahrt werden sollten, um bei entstehenden Bränden ins Feuer geworfen zu werden[63]). Der Spruch, welchen ein solcher Teller tragen muß, ist nach den noch jetzt in Bayern vielfach verbreiteten „Geheimnissen des Albertus Magnus":

S a t o r
A r e p o
T e n e t
O p e r a
R o t a s

mit welchem jede Seite beschrieben sein muß, damit das Feuer geduldig erlösche[64]); in der Oberpfalz sind es der mit geweihter Kreide geschriebene Name Jesus oder andere Worte, welche wie häufig im Aberglauben gänzlich des Sinnes ermangeln[65]). Auch bei schweren Geburten soll man einen hölzernen Teller beschreiben, ihn abwaschen und das Wasser dann der Kreisenden zu trinken geben[66]). In mehreren Ortschaften am Donauufer hatte man früher hölzerne Scheiben in den St. Georgskirchen, welche die Kraft besaßen, in die Donau geworfen an den Ort zu schwimmen, wo sich der Leichnam eines Ertrunkenen befand, und dort still zu stehen[67]); die nordamerikanischen Indianer schreiben die gleiche Eigenschaft einem Stück Cedernholz zu[68]). Der Anwendung des Brotes zu gleichem Zwecke gedachten wir schon.

So kräftig nun aber das Brot gegen allerlei Zauber und dergleichen ist, bedarf es dennoch selbst eines Schutzes, um nicht von den Zwergen, welche ihm gern nachstellen, entwendet zu werden. Diesen Schutz verleiht am sichersten

der Kümmel, welcher der gesammten Zwergsippe, namentlich auch den Moosleuten und Holzweibchen, da sie ihm nicht nahen kann, tief verhaßt ist, und welcher daher auch vielfach in Deutschland angewendet wird; selbst zur Auswanderung sind Zwerge durch das Einbacken von Kümmel ins Brot veranlaßt worden, allerdings nicht immer zum Segen des betreffenden Haushaltes[69]). Im Aargau tritt für den Kümmel der Anis ein; das damit bestreute und geweihte Agathenbrot ist kräftig gegen die Zwerge[70]), wobei bemerkt werden mag, daß schon die Römer Anis auf die untere Brotrinde streuten[71]). Auch das Pipen des Brotes, die Bezeichnung desselben durch die Fingerspitze namentlich mit einem Kreuze oder durch den Eindruck des Hausschlüssels, verhindert die Zwerge und Waldleute davon zu nehmen[72]).

Gefundenes Brot soll man nicht essen, weil es vorher behext sein und daher bösen Einfluß auf den Essenden ausüben könnte[73]); nur nach böhmischem und Tiroler Glauben ist es gestattet, gefundenes Brot aufzuheben, denn darüber gerade haben der Teufel und seine Genossen, haben die Hexen keine Macht[74]), welcher Glaube, daß der Teufel überhaupt über Brot keine Gewalt hat, auch im übrigen Deutschland wiederkehrt[75]). Gestohlenes Brot oder Käse zu essen wird mit Schlucken gestraft[76]).

---

[1]) F. J. Vonbun. Beiträge zur deutschen Mythologie; gesammelt in Churrhätien. Chur 1862, S. 93. W. Hertz. Deutsche Sage im Elsaß. Stuttgart 1871, S. 58. [2]) J. W. Wolf und W. Mannhardt. Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen 1853/59, Bd. 1, S. 236. [3]) K. Bartsch. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Wien 1879/80, Bd. 2, S. 65. [4]) Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. München 1860 und folgende, Bd. 2, S. 305. (Oberpfalz.) [5]) E. Meier. Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart 1852, S. 138. Baumgarten. Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimath. Linz 1864, S. 42. [6]) E. L. Rochholz. Schweizersagen aus dem Aargau. Aarau 1856, Bd. 1, S. 385, 146. [7]) Rochholz 1, 373. [8]) Rochholz 2, 169. [9]) J. Grimm. Deutsche Mythologie. Göttingen 1835. Anhang. Aberglaube Nr. 218. [10]) Brüder Grimm. Deutsche Sagen. Berlin 1865, Bd. 1, S. 257. Rochholz 1, 240. [11]) H. Pröhle. Harzbilder. Leipzig 1855, S. 10. [12]) Rochholz 1, 143. [13]) Rochholz 1, 227. [14]) G. Lammert. Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 83. Bavaria 3, 935. D. Jecklin. Volksthümliches aus Graubünden. Zürich 1874, Bd. 2, S. 181 (nach Lütolf). [15]) J. V. Grohmann. Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig 1864, Nr. 736. [16]) Grimm Nr. 16. [17]) Jecklin 2, 173 (nach Lütolf). [18]) Jecklin 2, 144. [19]) Grohmann Nr. 975. [20]) L. Strackerjan. Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. 1, S. 385 (Saterland). Montanus. Die Vorzeit, Sagen und Geschichten der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westfalen. Elberfeld 1870/71, Bd. 1, S. 234. [21]) A. Wuttke. Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860, §. 184. Jecklin 2, 144. [22]) M. Toeppen. Aberglaube aus Masuren. Danzig 1867, S. 32. [23]) A. Peter. Volksthümliches aus Oesterreich-Schlesien. 2. Abtheilung: Sage und Märchen, Brauch und Volksaberglaube. Troppau 1867, S. 4. [24]) G. Freytag. Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. 2 (Leipzig 1859), S. 74. [25]) J. V. Grohmann. Sagen aus Böhmen. Prag 1863, S. 12. [26]) Freytag 2, 73. [27]) Grohmann Nr. 1427. [28]) Meier 250. Baumgarten 18. [29]) F. Liebrecht. Des Gervasius von Tilbury Otia imperialis. Hannover 1856. Anhang: Französischer Aberglaube aus Thiers. Traité des Superstitions Nr. 418. [30]) J. W. Wolf. Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig 1852. Bd. 1: Aberglaube S. 205 und folgende. Nr. 430 und Anmerkung. Grohmann Nr. 319. Bavaria 2, 305. [31]) F. Liebrecht. Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 344/5. [32]) Meier 400/1, 429. [33]) E. Cortet. Essai sur les fêtes religieuses et les traditions populaires qui s'y rattachent. Paris 1867, p. 223. [34]) Grohmann Nr. 1129. K. v. Leoprechting. Aus dem Lechrain. München 1855, S. 18. [35]) Bavaria 3, 935. J Brand. Popular antiquities of Great Brittain. Edited by W. Carew Hazlitt. London 1870, vol. 2, p. 151, 143. Liebrecht 320. J. W. Boecler. Der Esthen abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten. Herausgegeben von F. R. Kreutzwald. St. Petersburg 1854, S. 19. [36]) Toeppen 81. W. Schmidt. Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Romänen Siebenbürgens. Hermannstadt 1866, S. 26. [37]) Wuttke §. 269. Bartsch 2, 397. [38]) Brand 2, 198. [39]) J. Buxtorf. Erneuerte jüdische Synagog oder Jüden-Schul. Frankfurt und Leipzig 1729, S. 264. [40]) Grohmann Nr. 738, 1194. J. A. E. Köhler. Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere Ueberlieferungen im Voigtlande. Leipzig 1867, S. 412. [41]) Wuttke §. 129. [42]) Boecler 59. Toeppen 52. [43]) In Böhmen werden die Flüsse in der Zeit zwischen Laurentius und Georg (oder Johannes dem Täufer) überhaupt für giftig gehalten, weshalb auch das Baden alsdann verboten ist. Grohmann Nr. 324/6. Dieser Glaube und Brauch findet sich in Norwegen für die Zeit der Hundstage wieder. Liebrecht 337. [44]) Grohmann Nr. 857. Lammert 46. Bavaria 2, 305. Dieser Brauch, Wasser vor dem Genusse erst unschädlich zu machen, findet sich auch anderwärts. Die Eskimo lassen, wenn sie zu einer neuen Quelle kommen, zuerst den Angekok davon trinken, um das Wasser von einem schädlichen Geiste zu befreien (E. B. Tylor. Anfänge der Kultur, deutsche Ausgabe, Leipzig 1873, Bd. 2, S. 211); der Bulgare schüttet von jedem Eimer erst etwas fort, um etwa darauf schwimmende Elementargeister zu entfernen. (Ebendaselbst 2, 215.) Das alte Testament bietet uns das Beispiel einer Quellentgiftung durch Salz in der Erzählung von dem Wunder des Elisa, welcher eine Quelle, deren Wasser Abortus der Frauen hervorbrachte, durch Hineinschütten von Salz zu einer gesunden machte (2 Könige 2, 19 ff.); die Quelle in der Nähe von Jericho wird noch gezeigt und soll salzig schmeckendes Wasser haben. (H. E. G. Paulus. Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient. Jena 1792/1801, Bd. 6, S. 287.) [45]) Grohmann Nr. 905. [46]) Wolf-Mannhardt 4, 86. [47]) Wolf-Mannhardt 2, 102. [48]) Bavaria 3, 340. Fr. Panzer. Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55, Bd. 2, S. 303/4. [49]) Rochholz 1, 338. Vonbun 29. Aug. Stoeber. Aus der Emeis von Geiler von Kaisersberg. Basel 1875, S. 60. [50]) Wolf-Mannhardt 4, 179. [51]) Wuttke §. 300. [52]) Peter 259. [53]) Grohmann Nr. 272. Wuttke §. 49. [54]) Panzer 1, 265. Bavaria 3, 340. Grohmann Nr. 234. [55]) Wolf-Mannhardt 2, 421. [56]) Bavaria 2, 241. [57]) Geiler von Kaisersberg (a. a. O. 19) erwähnt der Benutzung des Backtroges auch beim Hexenfahren durch die Luft. [58]) Grohmann Nr. 14, 269, 270, 271, 258. [59]) Wuttke §. 301. K. Haupt. Sagenbuch der Lausitz. Leipzig 1862/3, Bd. 2, S. 46. [60]) Toeppen 43. [61]) Schmidt 16. [62]) Wuttke §. 236. [63]) F. Nork. Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. Stuttgart 1849. [64]) Albertus Magnus egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Reading v. J. Bd. 1, S. 53. [65]) Wuttke §. 300. [66]) Albertus Magnus 2, 44. [67]) Liebrecht 345 (nach der Zimmerischen Chronik). [68]) Ebendaselbst. [69]) Grohmann. Sagen 174. Wolf-Mannhardt 4, 213. (Oberlausitz). Grimm. Mythologie 520 (Voigtland). A. Kuhn. Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. 1, S. 307. A. Kuhn und W. Schwartz. Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 224. Simrock. Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874, S. 439. [70]) Rochholz 1, 338. Wolf-Mannhardt 4, 213. [71]) Plinius. Naturgeschichte 20, 72. [72]) Rochholz 1, 338. [73]) A. Birlinger. Aus Schwaben. Wiesbaden 1874, Bd. 1, S. 410. Wuttke §. 188. [74]) Grohmann Nr. 720. J. N. v. Alpenburg. Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857, S. 264. [75]) Brüder Grimm. Kinder- und Hausmärchen. Göttingen 1856 (dritte Auflage), Bd. 3, S. 187. [76]) Grimm Nr. 188.

Aus allen Erdtheilen.

Südamerika.

— In der Botschaft, welche der Präsident der Republik Venezuela am 6. März d. J. dem Nationalkongreß vorlegte, ist von allgemeinem Interesse, was er über die nach langem Kampfe endlich durchgeführte „Reform der Republik" mittheilt. Darnach sind aus den 20 alten Theilen derselben nun 8 Staaten geworden, nämlich: Guzman Blanco mit der Hauptstadt Carácas, welcher als „Föderaldistrikt" unter einem besondern Gouverneur steht; Carabobo (mit Valencia), Lara, Falcon Zulia (mit Maracaibo), Zamora, los Andes, Bermudez (mit Barcelona) und Bolivar (mit Ciudad Bolivar). Die Legislative ist aus den Deputirten derselben und Senatoren zusammengesetzt „und aus den freiesten (?) Wahlen hervorgegangen, die je ein republikanisches Volk gehabt hat". Der Kongreß hat die Mitglieder des Obersten Gerichtshofes der Föderation und die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten für den concejo federal (Föderalrath) zu ernennen. Der letztere bestimmt dann aus seiner Mitte denjenigen, der die Initiative in der Verwaltung ausübt, d. h. den Präsidenten der Republik.

Neben den wieder in Sektionen eingetheilten Staaten sind außer den schon seit dem Septennium (1873 bis 1880) bestehenden Territorien la Goajira und Colon noch die vier neuen Territorien geschaffen: Orinoco, Amazonas, Yuruari und el Cauca, aus denen sich nach und nach Sektionen oder Staaten entwickeln sollen. Verwaltet werden sie durch unmittelbar von der Centralregierung ernannte Beamte.

Nach derselben Botschaft hat Carácas jetzt telegraphische Verbindung mit dem Centrum und dem Westen der Republik. Der Tarif ist herabgesetzt und der Gebrauch des Telegraphen nun ein so häufiger, daß seine Einkünfte seine Kosten decken werden. Die Verbindung mit dem Telegraphen Neu Columbiens ist eröffnet und Bogotá dadurch auf Minuten nahe gerückt. Die Leitung geht von Carácas aus über Valencia, Nirgua und San Felipe und berührt dann folgende Ortschaften: Barquisimeto, Tocuyo, Trujillo, Quibor, Carache, Valera, Timóhes, Mérida, Cabudare, Tovar, la Grita, San Cristóbal, San Antonio del Táchira, von wo sie auf columbisches Gebiet hinübergeht. — Im Bau begriffen ist die Telegraphenlinie nach Osten von Carácas bis Guiria am Golf von Paria, mit einem Seitenzweig nach Soledad am linken Ufer des Orinoco, Ciudad Bolivar gegenüber, und nach Maturin; später wird dann ein unterseeisches Kabel nach Trinidad hinübergelegt werden und so Venezuela mit der ganzen Welt in telegraphische Verbindung gesetzt werden. Auch nach Süden bis Apure und Varinas hofft man Seitenlinien legen zu können. — Der Präsident fügt hinzu, daß er zu der Sekte derer gehöre, welche der Ansicht seien, daß, da Post und Telegraph dem öffentlichen Dienst gehören, die Unterstützung der allgemeinen Interessen es verlange, „die Correspondenz in jeder beliebigen Form von jeder Kontribution zu befreien" (!) und empfiehlt das Studium dieser Frage den Deputirten.

Die Exekution hat, da die neue Verfassung verlangt, daß die Ueberschüsse der in den föderalen Zollämtern aufgehäuften Einkünfte an die einzelnen Staaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung vertheilt werden, eine neue Zählung im April des Jahres 1881 anstellen lassen, obwohl die verfassungsmäßigen zehn Jahre nach der letzten Zählung von 1873 noch nicht verflossen waren. Sie ergab im Ganzen eine Bevölkerung von 2 075 245 Seelen, worunter 34 916 Ausländer, gegen 1 784 194 Einwohner nach der ersten Zählung vor acht Jahren, also einen Zuwachs von 291 051 Seelen in 2704 Tagen oder 2,18 Proc. im Jahre und im Ganzen in den acht Jahren von 16,31 Proc.; 4548 Einw. mehr, als man 1873 berechnet, da man auf die Einwanderung nicht gerechnet hatte.

Am 13. März ist der bisherige Präsident General Guzman Blanco von dem concejo federal einstimmig wieder gewählt worden. Sogleich erhoben sich, durch Agenten der in Trinidad lebenden Verbannten aufgestachelt, an verschiedenen Orten der Republik Banden von Aufständischen, besonders im Staate Carabobo, zu deren Verfolgung der Präsident Truppen ausgesandt hat; in Barquisimeto ist ein Revolutionskomité entdeckt und das Haupt desselben, Escovar, mit seinen Komplicen verhaftet und den Gerichten überliefert worden. Mit Rücksicht auf die drohende Gefahr sind am 16. April wieder, wie früher, dem Präsidenten vom Congreß außerordentliche Vollmachten „zur Wiederherstellung der Ordnung und Aufrechterhaltung der Ruhe Venezuelas" übertragen worden.

Polargebiet.

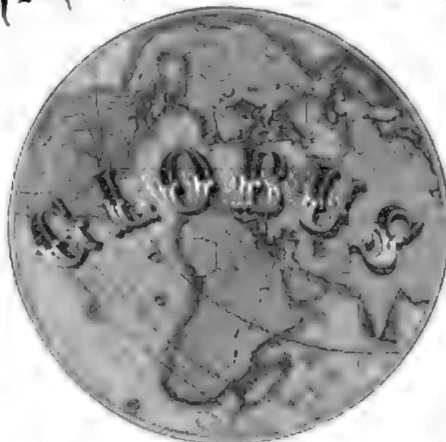
— Das bedeutendste und interessanteste Reisewerk der Neuzeit, „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega" von A. E. Freiherrn von Nordenskiöld (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist mit der soeben erschienenen 22. Lieferung ans Ende des zweiten Bandes und damit zum völligen Abschluß gelangt. Von fast demselben Umfang wie der erste Band, bietet der zweite Band einen noch größern Reichthum an Illustrationen; er enthält das in Stahl gestochene Porträt des Kapitäns der Vega, Louis Palander, 294 Abbildungen in Holzschnitt und 9 Karten, darunter eine im Maßstab von 1:4 000 000 ausgeführte, die Nordküste der alten Welt von Norwegen bis zur Berings-Straße darstellende Karte, welche die Fahrt der Vega mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit verfolgen läßt und ein durch die neuen Aufnahmen vielfach ergänztes und berechtigtes, höchst anschauliches Bild von der geographischen Formation jener nördlichsten Länder und Meere der Erde gewährt. Somit liegt uns der Bericht über Verlauf und Erfolg der epochemachenden Reise in würdigster Fassung und Ausstattung vollständig vor.

Unmittelbar an dasselbe wird sich, laut Anzeige der Verlagshandlung, ein ebenfalls von Nordenskiöld selbst herausgegebenes Werk anschließen, das unter dem Titel: „Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition, von Mitgliedern der Expedition und anderen Forschern bearbeitet", über die heimgebrachten reichen Sammlungen und werthvollen Beobachtungen eingehende Mittheilungen macht. Auch dieses zwei Bände umfassende Werk wird den meisten Lesern des erzählenden Reiseberichts hochwillkommen sein.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd[1].

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

„Für alle Diejenigen," heißt es in der Vorrede des interessanten Buches, das wir nachstehend im Auszuge mittheilen, „für alle Diejenigen, welche den Bericht über unsere vorjährigen Abenteuer im Euphratthale[2]) gelesen haben, bedarf es wohl kaum einer Erklärung, weshalb wir diese neue Reise unternommen, noch auch, weshalb wir sie als eine „Pilgerfahrt" bezeichnet haben. Denn einerseits bildet ja die Reise nach Nedschd nur die natürliche, folgerichtige Ergänzung der Reise durch Mesopotamien und die syrische Wüste, andererseits aber erscheint gerade Nedschd durch das romantische Interesse, das sich an seinen Namen knüpft, einer gewissermaßen frommen Sehnsucht nicht unwerth; einer Sehnsucht, wie sie eben die Pilgerfahrten zu den großen religiösen Heiligthümern veranlaßt. In der Phantasie der nördlichen Beduinenstämme ist Nedschd ein Land der Romantik, die Wiege ihres Volkes, die Heimath aller jener Vorstellungen von höchster Ritterlichkeit, die noch heute ihr Ideal sind. Für die Anazeh und Schammar besonders, die erst vor wenigen Generationen nach dem Norden gekommen sind, ist die Tradition ihrer alten Heimath fast noch eine Erinnerung; aber auch für die Araber der früheren Invasionen, unter ihnen die Bewohner der Städte Bozra, Palmyra (Tadmor) und Deyr, sowie die Tai-Beduinen, die einstigen Beherrscher von Dschebel Schammar, hat Nedschd einen größern Reiz, eine höhere Bedeutung, als sogar Hedschas. Was Palästina für die Juden, was England für seine amerikanischen und australischen Colonisten, das ist Nedschd für alle diese Araber; freilich mit dem Unterschiede, daß sie von dem Lande ihrer treuen Verehrung gründlicher getrennt sind, als jene; denn die weite Wüstenstrecke, welche die Bewohner Nordarabiens und Syriens von Nedschd scheidet, ist bei weitem unwirthlicher, als irgend ein Meer. So findet man denn im Norden auch nur höchst selten einmal einen Araber, der das große Nefûd passirt hätte.

„Auch für uns, die wir wohl unwillkürlich manches von der in der Wüste heimischen Anschauungs- und Denkweise in uns aufgenommen hatten, trug Nedschd schon lange die romantische Färbung eines heiligen Landes; und als es fest stand, daß wir Dschebel Schammar besuchen würden, den Hauptsitz des beduinischen Lebens, da erschien uns unser Unternehmen in der That fast wie ein frommes Werk. Und die Umstände, unter denen wir dasselbe ausführten, waren, trotz einiger kleinen Enttäuschungen, über die wir weiter unten zu berichten haben werden, kaum weniger romantisch, als die ganze Idee der Reise selbst."

Am 13. December 1878 traten Mr. Wilfrid und Lady Anne Blunt von Damaskus aus die ebenso beschwerliche wie gefahrvolle Reise an. Während eines vorhergegangenen mehrwöchentlichen Aufenthaltes in dieser Stadt

[1]) A Pilgrimage to Nejd, the cradle of the Arab Race. 2 vol. London, Murray, 1881.

[2]) The Bedouin tribes of the Euphrates. By Lady Anne Blunt. 2 vol. London, Murray, 1880.

hatten sie die letzten Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen getroffen, die nöthigen Leute engagirt, Pferde und Kameele, Mundvorräthe, zweckentsprechende Kleidung, sowie die landesüblichen Geschenke für die Scheichs der zu passi-

Mezârib.

Ruinen von Bozra.

renden Gegenden gekauft. Die beiden Hauptstützen ihres aus sechs Mann bestehenden Begleitpersonals waren schon alte Bekannte von der Euphratreise her; der eine von ihnen, der christliche Koch Hanna, ein gutmüthiger aber fei-

ger Bursche, hatte sich unaufgefordert jetzt wieder in Damaskus eingestellt und seine Dienste angeboten; der andere, der junge Mohammed Ibn Arûk, der Sohn des Scheichs von Tadmor, war in Folge einer frühern Verabredung und, wenigstens in seinen eigenen Augen, als Hauptperson des ganzen Unternehmens gekommen. Mit diesem ungemein intelligenten jungen Araber, der ihm auf seiner Euphratreise in der That unschätzbare Dienste geleistet, hatte Mr. Blunt bei dem damaligen Aufenthalte in Tadmor nach gut arabischer Sitte Brüderschaft geschlossen und ihm, da dies mit seinen eigenen Plänen in erwünschter Weise übereinstimmte, zugleich seine Begleitung und seinen Schutz für eine Reise nach Nedschd zugesagt, die Mohammed im nächstfolgenden Jahre in wichtigen Familienangelegenheiten unternehmen sollte. Jetzt war nun die Zeit zur Ausführung dieser Reise gekommen, bei der es sich um nichts Geringeres handelte, als um das Aufsuchen der in Nedschd etwa noch vorhandenen Mitglieder der alten Familie der Ibn Arûk und um die Wahl einer Gattin aus diesem edlen Geschlechte; denn verschiedene Mißheirathen seiner in Tadmor ansässigen Vorfahren machten dem ehrgeizigen jungen Scheichsohne die Verbindung mit einer vornehmen Familie seiner jetzigen Heimath unmöglich. Was man an Anhaltspunkten für die Auffindung der „Verwandtschaft“ besaß, war allerdings wenig; der Vorfahr der Ibn Arûks von Tadmor war, einer sichern Tradition zufolge, um die Mitte des 18. Jahrhunderts erst aus Nedschd gekommen, um sich, wie damals viele Scheichs, der neuen Ordnung der Dinge unter der wahhabitischen Herrschaft zu entziehen. Zwei seiner Brüder, mit ihm die letzten der Ibn Arûk, hatten ihn begleitet, sich aber in Folge eines Streites schon in Dschôf von ihm getrennt. Ueber sie und ihre etwaigen Nachkommen hatte man seitdem in Tadmor nie etwas Bestimmtes erfahren; doch erzählte der heutige alte Scheich mit Vorliebe die freilich romantisch klingende, unter den obwaltenden Verhältnissen aber immerhin nicht unmögliche Geschichte, daß im Anfange dieses Jahrhunderts, als es sich darum gehandelt hatte, die Ermordung seines Vaters zu rächen, plötzlich ein Ibn Arûk aus dem Süden in Tadmor erschienen sei, der den Racheakt vollzogen habe, um gleich darauf spurlos, wie er gekommen war, wieder zu verschwinden.

Citadelle von Salchad.

Waren die englischen Reisenden nun auch von der Wahrscheinlichkeit und Wichtigkeit der Auffindung weniger überzeugt, als ihr junger Begleiter, so konnte ihren Absichten doch nichts erwünschter sein, als dieser an die Zeiten Isaaks und Jakobs erinnernde Scheinzweck für ihre Reise. Freilich brachte der Umstand, daß Mohammed sich jetzt weniger als Diener, denn als Bruder und Freund des „Beg“ betrachtete, manches Lästige mit sich; aber alle gelegentlichen Unannehmlichkeiten wurden durch die Vortheile dieser Einrichtung ihrer Reise vollkommen aufgewogen. War es den drei einzigen Europäern, die in neuerer Zeit Dschebel Schammar besucht haben, Wallin, Guarmani und Palgrave, nur als Muslimen verkleidet und unter steter Lebensgefahr möglich gewesen, das Land zu durchreisen, so konnte das Ehepaar Blunt, wenn auch offenbar „ungläubige Franken“, infolge der Blutsverbrüderung mit ihrem arabischen Begleiter doch überall wenigstens auf dieselbe Sicherheit rechnen, wie dieser selber. Sie konnten, was ihren Vorgängern nicht möglich gewesen wäre, unbehindert Barometer und Kompaß benutzen, Landschaftsaufnahmen machen, genaue Erkundigungen über örtliche Verhältnisse einziehen u. s. w. Daß unter diesen günstigeren Umständen die Resultate ihrer Reise, namentlich in Bezug auf geographische Bestimmungen, auch bedeutender sein mußten als die jener früheren, liegt auf der Hand.

Auf der großen Pilgerstraße, die von Damaskus nach Mekka führt, wurden die drei ersten Tagereisen bis zur Stadt Mezârib zurückgelegt. Die Landschaft zu beiden Seiten des Weges bot wenig Bemerkenswerthes dar: kahle, abgeerntete Felder, auf denen jetzt infolge der trostlosen Dürre, von der ganz Syrien während des Herbstes 1878 heimgesucht war, auch keine Spur von Grün sich zeigte. Im Westen erhoben sich am Horizont die syrischen Hügel, im Osten die zerklüfteten Höhen des Haurân, dessen ehemals vulkanische Natur sich in den unzähligen kleineren und größeren glänzendschwarzen Gesteinstückchen erkennen ließ, mit denen die ganze Straße und ein großer Theil des kultivirten Landes wie besäet war. Sämmtliche Dörfer der Gegend sind aus diesem selben Material gebaut und haben deshalb, zumal da sie jeder Umgebung von Bäumen ermangeln, ein düsteres, unfreundliches Aussehen. Für gewöhnlich gilt die ganze weitere Umgegend von Damaskus als besonders reich; in diesem Jahre gesellte sich aber zu der weithin fühlbaren Kalamität des gänzlichen Regenmangels noch die zweite einer großen Viehseuche.

Mezârib, das man am Nachmittag des dritten Tages erreichte, bot einen verhältnißmäßig freundlichen Anblick dar. Es liegt inmitten eines kleinen Sees; ein schmaler Steindamm verbindet es mit dem Lande. Auf dem zum Theil begrasten, mit ungeheuren Blöcken besäeten Ufer erhebt sich die ansehnliche Ruine eines alten Schlosses oder Chans. Mezârib verdankt seine Hauptbedeutung einem großen Markte, der hier zur Zeit der Heimkehr der Mekkapilger alljährlich abgehalten wird. Auch jetzt war die weite Ebene jenseit des Sees, auf der die Reisenden ihr Lager aufschlugen, mit langen Reihen weißer, meist türkischer Zelte bedeckt, zwischen denen sich eine bunte, tobende Menge drängte. Bis spät in die Nacht hinein strömten immer neue Schaaren mit großen Zügen von Pferden, Kameelen und Eseln herbei, und der Lärm wurde bald fast unerträglich, namentlich wenn, was mehrmals geschah, einige glücklich erwischte Diebe durch einen Akt rascher Volksjustiz mit einem unfreiwilligen Bade im See bestraft wurden. Sehr wider ihren Willen mußten die Reisenden mehrere Tage in dieser ebenso unruhigen wie bald unsaubern Umgebung verweilen. Verschiedene Verabredungen wegen eines Beduinengeleites durch

Digitized by Google

das Hauràngebiet zerschlugen sich immer wieder; die ritterlichen Söhne der Wüste zeigten sich in mehreren Fällen höchst unritterlich wortbrüchig und in unverschämtester Weise auf ihren Vortheil bedacht; man war schließlich froh, von dem mächtigen Scheich der Ueled Ali, Mohammed Duchi, einige Empfehlungsbriefe an die Oberhäupter verschiedener Wüstenstämme zu erhalten, mit denen man sich dann zunächst ohne Geleit und ohne besondern Führer auf den Weg machte. Von der Pilgerstraße abbiegend, folgte man einem nach S. S. O. führenden Wege, der, augenblicklich von nach Mezârib ziehenden Leuten belebt, den ganzen Tag über zwischen trefflich bestellten Feldern entlang führte, deren reicher, dunkelrother Boden nur den Regen erwartete. In den zahlreichen Dörfern, die man passirte, lag das gefallene Vieh unverscharrt auf dem Boden; Lady Blunt zählte an einer Stelle allein 70 Stück Kühe und Ochsen; ein großer Verlust, da jedes Stück Rindvieh dort einen durchschnittlichen Werth von etwa 200 M. hat. Mehr noch, als über diese Heimsuchung, bei der sie sich mit dem gewöhnlichen „min Allah“ (von Gott) trösteten, klagten die Dorfbewohner über die Dürre. Die meisten dieser Ortschaften sind mit ihrem Wasserbedarf allein auf den Regen angewiesen, jetzt waren die großen, in den Fels gehöhlten Reservoirs seit lange vollständig trocken, und die Leute mußten das Trinkwasser oft meilenweit aus dem Gebirge holen, bei einer Temperatur, die trotz des December um die Mittagsstunde auf 86° F. stieg. Die Nacht verbrachte man in dem Hauràndorfe Ghizeh, dessen Scheich den Reisenden gastlichste Aufnahme gewährte und ihnen zugleich brauchbarere Fingerzeige für ihre weitere Reise gab, als sie sie bisher erhalten hatten. Infolge derselben ging es am nächsten Tage in südöstlicher Richtung weiter, über Bozra, die letzte Stadt des Hauràn, hinaus in das Gebiet der freien, die türkische Oberherrschaft nicht anerkennenden Beduinen. Die Stadt Bozra selber, deren wohlerhaltene, augenscheinlich der Römerzeit angehörige Ruinen eine gewisse Berühmtheit haben, befindet sich erst seit 15 oder 20 Jahren in den Händen der Türken, die in einem halbverfallenen, alten saracenischen Festungsgebäude eine kleine Garnison halten. Vor der Stadt befinden sich einige ziemlich wasserreiche Quellen, und unweit derselben ein leider verfallenes, großes gemauertes Reservoir, das indessen mit einem geringen Aufwande von Mühe und Kosten wieder nutzbar und für die ganze Gegend zum Segen gemacht werden könnte: eine Möglichkeit, die unter türkischem Regiment freilich nie vorkommen wird.

Sandsturm am Wadi-er-Radschel.

Am folgenden Tage, dem 20. December, folgte man der fast genau nach Osten führenden alten römischen Straße, die man vorher schon mehrmals gekreuzt hatte, und die hier bergauf und bergab über ziemlich hügeliges Terrain ging. Fern am Horizont auf einem Gipfel des Hauràn zeigte sich Salchad, das Ziel, das man zunächst erreichen wollte. Von Räubern, vor denen die Reisenden gewarnt worden waren, zeigte sich nichts; in der That begegnete man während des ganzen Tages keinem lebenden Wesen; zwei Dörfer, die am Wege lagen, waren längst verlassen und eigentlich nur noch Trümmerhaufen. Dafür bot der Weg

an und für sich eine mehr als wünschenswerthe Abwechslung; von dem Pflaster der alten Straße fehlten zahllose Steine, die Mehrzahl der übriggebliebenen hatte ihre Lage verändert; so glich der stundenlange Ritt einem unaufhörlichen Stolpern über grobes Steingeröll; erst als man sich gegen Abend den Bergen näherte, auf denen man jetzt die Citadelle von Salchad deutlich erkannte, wurde es etwas besser. Auch die Landschaft ringsum nahm einen andern Charakter an. Statt der kahlen steinigen Hügel zeigte sich zunächst eine weite Ebene, auf der gewaltige Felsblöcke verstreut und übereinandergehäuft lagen; dazwischen trat der reiche dunkelrothe Boden hervor, der an einigen Stellen kultivirt zu sein schien. Auf den Abhängen der Hauränberge zeigten sich hin und wieder Spuren eines augenscheinlich vor Kurzem erst gefallenen Regens: kleine, frischbegraste Stellen, auf denen jetzt einige Ziegen weideten. Der Weg, auf dem man zu der auf dem Gipfel eines kegelförmigen Hügels belegenen Citadelle hinaufgelangt, spottet jeder Beschreibung; immer wieder glitten die Thiere zwischen dem Steingeröll aus, und immer wieder sah sich Mohammed veranlaßt, seine Verzweiflung darüber durch das Gelübde zu unterbrechen, für ein glückliches Hinaufkommen an demselben Abend noch ein Schaf zu schlachten. Ueber diese heidnisch klingende Anwandlung befragt, erzählte er, daß dies Geloben eines Schafes, wenn man sich in irgend einer Noth befinde, eine „alte Sitte der Beduinen“ sei. Werde man glücklich erlöst, so

Häuser in der Oase Kâf.

schlachte man das Schaf und verzehre es mit seinen Freunden. Von irgend einem religiösen Hintergedanken an die frühere heilige Opferung hat sich augenscheinlich dabei nichts erhalten, die Form allein ist in den Gebrauch übergegangen. Die kleine Festung Salchad hat mit der von Aleppo die größte Aehnlichkeit; der obere Theil des Berges ist künstlich erhöht und gleichmäßig gemacht; ein von hohen, fast vollständig erhaltenen Mauern umzogener Graben umgiebt das Ganze. Am Abhange des Berges unterhalb der Citadelle liegt die kleine malerische Stadt Salchad, ein richtiges Felsennest, dessen aus schwarzem vulkanischen Gestein erbaute Häuser zum Theil ein hohes Alter verrathen. Ein großer, viereckiger Thurm erhebt sich in ihrer Mitte. Jetzt ist der kleine Ort von einer Kolonie von Drusen bewohnt, die nach den Unruhen des Jahres 1860 aus dem Libanon hierher verwiesen worden sind.

Der einflußreiche Drusenscheich Hussein el-Atrasch, den die Reisenden hier anzutreffen gedacht hatten, lebte seit einiger Zeit in der kleinen, etwa drei Stunden entfernten Stadt Melach, und man mußte sich trotz aller Ermüdung entschließen, noch an dem nämlichen Abend den Weg fortzusetzen. Zum Glück ging es jetzt bergab; die Wasserscheide des Dschebel Hauràn war passirt und der schmale gewundene Pfad führte über ein sanft abfallendes Terrain, das meilenweit von niedrigen Mauern durchschnitten und eingetheilt war. Diese kleinen aus roh zusammengesetzten Feldsteinen gebildeten Mauern gaben der Landschaft einen fast europäischen Charakter, um so mehr, als innerhalb derselben sich an vielen Stellen gutbestellte kleine Felder, Weingärten und Feigenbäume zeigten. Bei einbrechender Dunkelheit erreichte man Melach, eine andere mittelalterliche, ehemals feste Stadt, wie Salchad ein Ueberrest aus der vortamerlanischen Zeit,

da das ganze Haurângebiet noch ein reichbevölkertes, blühendes Land war, das sich von der Eroberung durch Omar und den Verwüstungen während der Kreuzzüge immer wieder schnell erholt hatte. Die Aufnahme, welche die Reisenden in Melach fanden, war wohl dazu angethan, die alte oft besungene arabische Gastfreiheit in ihren Augen wieder zu heben. Und der Scheich ließ es nicht bei aufmerksamer Behandlung und reichlichster Bewirthung seiner Gäste allein bewenden: er gab ihnen bei ihrer Weiterreise am nächsten Tage mehrere von seinen Leuten mit, die sie zunächst bis Kâf, eine Oase im Wadi Sirhân, begleiten sollten. Das Wadi Sirhân, das vorher noch von keinem Europäer besucht worden, war in letzter Zeit oft der Schauplatz feindlicher Zusammenstöße zwischen einzelnen Beduinenstämmen gewesen und galt deshalb auch jetzt noch für ziemlich unsicher. So kam es den Reisenden nur erwünscht, als sich ihnen im Momente des Aufbruchs noch zwei Diener für die Wüstenreise anboten; der eine von ihnen, ein des Landes kundiger Mann, ein Eingeborener von Dschebel Schammar, der viele Jahre in Salchad gelebt hatte, jetzt aber in seine Heimath zurückzukehren wünschte. Mit Briefen für den Scheich der Kreyscheh-Beduinen und für das Oberhaupt der Oase Kâf versehen, trat man den Weg nach Süden an. Eine Zeitlang folgten sich noch kleine Dörfer und kultivirtes Land, dann begann eine rauhe, bergige Wildniß, in der sich außer großen Schwärmen von Hühnern kein lebendes Wesen zeigte.

Die Nacht vom 22. zum 23. December verbrachte man in einem alten Krater, wo man trefflichen Schutz gegen den eisigen Wind fand, der die Wanderung des Tages erschwert und die Leute sichtlich herabgestimmt hatte. Je mehr man sich dem Wadi Sirhân näherte, desto größer erschienen die Gefahren, und nur sehr widerwillig folgten sie über die ungeheure, zerklüftete und mit schwarzen vulkanischen Blöcken bedeckte Hochebene der Harra, über die der Wind unbarmherzig dahinfuhr. Am Mittag des 24. kam man unvermuthet an ein ziemlich breites von Norden nach Süden laufendes Thal, das in seiner Tiefe ein deutlich erkennbares, freilich jetzt trockenes Bachbett und längs desselben Tamariskengebüsch und Gras zeigte. Es war das Wadi-er-Radschel, und zur unaussprechlichen Freude der Leute zeigte es sich auch bald, daß einige im Grunde des Thals weidende Schafe zu dem nahen Lager der befreundeten Kreyscheh gehörten. Bei diesen, die nur eine der zahlreichen Unterabtheilungen der weit ausgebreiteten Beni Sokehr sind, erfuhr man über die augenblickliche Bevölkerung des Weges nach Kâf alles, was man wissen wollte. Nach einem längern Aufenthalte, während dessen Lady Blunt in dem Haremszelte des Scheich von den beiden Frauen desselben die gesprächigste Aufnahme fand, trennte man sich von den Kreyscheh, jedoch nicht, ohne von ihnen einen Führer mitzunehmen, der die Stelle der beiden nach Melach zurückkehrenden Drusen vertreten sollte. Die nächsten Tage führten zum größten Theil wieder über rauhes, unwirthliches Hochland; scharfer Wind und Kälte machten die Reise beschwerlich und die Nächte oft schlaflos. Der Muth der Leute, der bedenklich zu sinken begann, wurde zum Glück durch einen unverhofften Zwischenfall wieder etwas gehoben. Man begegnete einem herrenlosen, verirrten Kameel, das nach dem Wüstenrechte dem Finder gehört; wie plötzlich elektrisirt machten sich die bisher verdrossenen mißmuthigen Leute an die Verfolgung des Thieres, das auch seinem Schicksal nicht entging, sogleich geschlachtet und noch an demselben Abend verzehrt wurde. Nach diesem freudigen Erlebniß ertrugen sie das Ungemach des folgenden Tages mit verhältnißmäßiger Geduld. Nachdem in der Nacht ein heftiger Sturm die Zelte mehrmals losgerissen und mit Sand überschüttet hatte, folgte am Tage, als man eine weite, sandige Ebene passirte, ein stundenlang anhaltender, furchtbarer Sandsturm, gegen den ein Vordringen unmöglich war.

Rast am Brunnen.

In der Nacht zum 27. fiel etwas Regen; der Wind ließ nach, und mit frischem Muthe trat man den Weg über eine weite mit grobem, kiesartigem Sande und vereinzelten Sandsteinblöcken bedeckte Ebene an. Hier traf man endlich auch wieder auf einen erkennbaren Pfad, den Weg der zwischen Bozra und Kâf gehenden Salzkarawanen. Um Mittag erreichte man denn auch die kleine Oasenstadt Kâf im Wadi Sirhân. Das Wadi selber war nicht ein langgestrecktes Flußthal, wie es die Reisenden zu finden erwartet hatten, sondern das ungeheure Becken eines ehemaligen

Sees, dessen felsige Ufer an einigen Stellen schroff emporragten. In der Tiefe desselben am Rande eines subka oder kleinen Salzbeckens lag die wegen ihres Salzreichthumes berühmte Oase Kâf: etwa 70 bis 80 Palmenbäume und einige Tamarisken. Dazwischen 16 kleine, quadratische Häuser von einer nur sieben Fuß hohen Zinnenmauer umgeben. Das Ganze auffallend klein und wie für Kinder bestimmt, dabei aber in einem überraschenden Zustande gu-

Schloß Marid.

ter Erhaltung; nirgends fehlte ein Stein am Mauerwerke, nirgends klaffte eine Thür oder ein Fensterladen; in den kleinen Gärten an den Häusern wuchsen Feigenbäume und Weinstöcke. Der Scheich von Kâf gab den Reisenden in seinem Hause ein Nachtquartier, und hier versammelte sich bald die ganze Einwohnerschaft, um die ersten in Kâf anwesenden Franken anzustaunen. Die Männer, obgleich augenscheinlich, Dank ihrem Salzhandel, eine wenig krie-

Oase von Dschôf.

gerische Schar, erschienen sämmtlich mit Schwertern bewaffnet, die sie geschultert trugen oder mit beiden Händen am Griffe gepackt vor sich hinhielten.

Zwei bis drei Stunden östlich von Kâf liegt eine Zwillingsoase, Itheri, auf derselben Höhe über dem Meere wie Kâf. Das Wadi Sirhân ist hier ungefähr 12 Miles breit; die ganze Formation des Bodens und der Ränder macht den Eindruck, als habe man hier das Becken eines

by Google

dem Todten Meere gleich gewesenen Sees vor sich. Zahlreiche Brunnen und kleine Salzmulden finden sich an noch mehreren Stellen der ungeheuren Depression. Während des Aufenthaltes in Itheri brachte ein von dem Scheich von Kâf vorausgesandter Bote die erwünschte Nachricht, daß der Weg nach Dschôf frei sei, und so begab man sich ohne Verzug auf die Reise. Ein Scherari-Beduine erbot sich als Führer; denn da die Leute von Kâf und Itheri nur mit dem Norden im Verkehr stehen, ist von einer Straße oder einem erkennbaren Pfade nach Süden nicht die Rede, und ohne einen mit der Lage der Brunnen vertrauten Führer auch eine Reise in jener Richtung nicht möglich. Es waren schwere Tage, die jetzt folgten. Scharfer Ostwind, und demzufolge Mißstimmung unter den Leuten; der Weg über die zerklüfteten Ränder des Wadi, die sich 2250 Fuß über dem Meere und etwa 300 Fuß über die Thalsohle erheben, war für Menschen und Thiere gleich beschwerlich. Mit Ausnahme einiger Ghadabäume (einer Tamariskenart) in den Felsschluchten war von Vegetation nichts zu sehen; hin und wieder zeigten sich einige Gazellen, auf die stets vergebens Jagd gemacht wurde. Auf einem der Harra-Ebene ähnlichen Plateau, das wie diese auch mit ungeheuren vulkanischen Blöcken besäet war, fand man zum ersten Male Scharen von Heuschrecken, die von den Leuten gesammelt und begierig verzehrt wurden. Zwei Tage lang ging es über diese Ebene, in deren Westen sich eine wildzerklüftete Gebirgskette hinzog, die von den Arabern El Mizmeh genannt wurde. Ein kleiner, mitten in dieser steinigen Wildniß belegener tiefer Brunnen, daneben einige Palmen, das war die einzige Abwechselung und erfreuliche Ueberraschung in diesen Tagen. Endlich, am vierten Januar, verließ man die unwirthliche Gegend des Wadi Sirhân. Runde Sandsteinhügel zeigten sich; allmälig ansteigend erreichte man den höchsten Punkt des Weges, einen kleinen Gipfel von 2660 Fuß Höhe. Unterhalb eines Tell, dessen Formation an einige Theile der Sinaihalbinsel erinnerte, wurde das Lager aufgeschlagen. Am folgenden Tage ging es über zahllose Hügel, aber immer merklich bergab; scheinbar endlos zogen sie sich in chaotischem Gewirr in die Ferne hinein. In ihrer Mitte zeigte sich, wie ein gewaltiger dunkler Fleck auf dem gelben, eintönigen Sandstein, ein altes festes Gebäude, das Schloß Marid, eine düstere, halbverfallene Felsenfestung. Eine breite natürliche Straße führt von hier aus zwischen den Hügeln entlang; sie endet nach mehreren Meilen plötzlich am Rande einer beckenartigen weiten Depression, in der eine große Palmenoase, die Oase von Dschôf, liegt.

Das Brot im Volksglauben.

Von C. Haberland.

II.

Die heilige Kraft des Brotes läßt es erwünscht erscheinen, daß bei Errichtung des neuen Haushaltes, beim Schluß der Ehe, beim Einzug der jungen Frau in ihre neue Heimath das Brot gegenwärtig sei, übele Einflüsse abzuwehren, Glück und Segen für den neuen Lebensabschnitt zu verheißen und zu verbürgen. Allgemein deutsch ist der Glaube, daß die Braut ein Brot, auch wohl noch andere Nahrungsmittel, in die neue Wirthschaft mitbringen oder aber es darin bereits vorfinden muß, damit die Nahrung für die Zukunft nicht fehle. In Böhmen geht man mit Brot und einem heiligen Bilde voraus in die neue Wohnung, damit der Segen Gottes einziehe, und muß bei der Rückkehr von der Trauung das junge Paar sofort ein Stück Brot essen, um künftigem Mangel vorzubeugen[77]; in Syrmien geht die Mutter des Bräutigams der Braut mit einem Laib Brot und einem Teller voll Getreide oder Reis entgegen[78]; in Masuren eilen die Platzmeister dem Brautheimzuge voraus und bringen der Braut aus dem Hause ein in ein Tischtuch gewickeltes Brot als Unterpfand dafür, daß sie in ihrem Leben stets Brot haben wird[79]. Meist geschieht indeß die Anwendung des Brotes beim Einzug ins Haus sowie beim Hochzeitsmahle in Verbindung mit dem Salze, worüber später gehandelt werden soll.

Bei den Hochzeiten der Esthen muß der Bräutigamsknecht von einem ganzen Laibe oben ein ganz kleines Stückchen abschneiden, Butter darauf thun und es der Braut in den Mund stecken, damit dereinst ihre Kinder einen kleinen und zarten Mund bekommen, wie überhaupt die Esthinnen, namentlich die schwangeren, aus diesem Grunde darauf achten, daß das erste Stück der von ihnen angeschnittenen Brote hübsch klein gerathe; in einigen Theilen Esthlands sorgt man gleichzeitig auch für das Nichtausgehen des Branntweines mit, indem man in das besonders gebackene Hochzeitsbrötchen, welches während der Festlichkeit Tag und Nacht auf dem Tische bleibt, eine Oeffnung schneidet und darein von Zeit zu Zeit von diesem edlen Stoffe gießt[80].

Wird in Oberfranken ein neues Haus bezogen, so läßt man vorher einen Laib Brot oder auch wohl ein Buch auf den Tisch legen, um dadurch geschützt zu sein[81]; in Venedig bringt man vorher Brot, Salz, Oel, Holz und etwas Asche hinein[82]. In Norddeutschland wird Brot zuerst deshalb dahin geschafft, daß man auch immer dort sein Brot habe[83], oder auch Brot und Salz[84], in Masuren Brot, Tisch und Geld[85].

Im Trauungsceremoniel selbst erscheint das Brot in der griechischen Kirche: der Bischof zerbricht ein solches, reicht einige Stücke dem Paare und wirft die übrigen unter das Volk; wer eines der Stücke in der gewöhnlich dabei entstehenden Balgerei erlangt, dem bringt es gleichfalls Glück, er verheirathet sich noch im Laufe des Jahres[86]. Dieses Haschen nach den ausgeworfenen Brotstücken erscheint in der Dauphiné und Normandie wieder; hier wirft die junge Frau sofort nach dem Einzuge in das Haus aus einem Korb, welchen ihr die Schwiegermutter überreicht, vom Balkon aus Brotrinden unter die unten stehenden Hochzeitsgäste; das junge Mädchen, welches die erste erhascht, heirathet noch im selben Jahre[87]. Auch in der Bretagne theilt der Priester, nachdem er über ein weißes Brot mit dem Messer das Zeichen des Kreuzes gemacht hat, ein davon abgeschnittenes Stück unter die beiden Gatten[88].

Große Wichtigkeit legt man ferner der Aufbewahrung

des ersten Brotabschnittes beim Hochzeitsmahl seitens des jungen Paares bei. In Böhmen werden die beiden ersten Brotschnitte oder auch nur der der Braut sorgfältig aufgehoben, sie schützen vor Mangel und schimmeln nie, es sei denn, daß der Besitzer stürbe [89]); in der Oberpfalz und Schlesien zeigt das Schimmlichwerden der aufgehobenen Stückchen nur an, daß der betreffende Ehegatte zuerst sterben wird [90]). Auch in Unterfranken ist die Braut ängstlich darauf bedacht, ein Krümchen Brot vom Hochzeitsmahl aufzuheben, damit es nicht im Hause ausgehe [91]). Im Saalfeldschen schützt das aufgehobene Stück Hochzeitsbrot gleichfalls vor Brotmangel und, wie es scheint, auch vor dem Tod der Ehehälften, denn wenn diese lebenssatt geworden, essen sie dies Stückchen in einer Suppe gekocht, um so selbst diesen magischen Schutz aufzuheben [92]). In der Tübinger Gegend und im Schwarzwald reicht man der Braut oder dem Bräutigam, wenn sie zu ihrer Hochzeit einladen, in jedem Hause ein Brot, von dem der Betreffende ein Stückchen abschneidet und mitnimmt, daraus wird dann die erste Morgensuppe für das junge Paar bereitet; in manchen Dörfern geschieht dieses Einsammeln der Brotstücke auch erst nach der Hochzeit [93]). In England bewahrte man früher sorgfältig auch vom Kindbettkuchen (groaning cake) ein Stück [94]), ebenso hebt in Frankreich wohl noch eine oder die andere Mutter ein Stück von dem Dreikönigsabendkuchen als Bürgschaft für das Wohlsein ihres Kindes in ihrem Schranke auf [95]).

Wie bei der Hochzeit spielt das Brot auch schon im vorhergehenden Liebesroman, wenigstens in Bayern, als symbolisches Zeichen seine Rolle; in der Oberpfalz bricht bei der Kirchweih der Bursche seiner Angebeteten Semmeln vor und darf, wenn diese beim Aufstehen die Brocken einsteckt, die nähere Bekanntschaft mit ihr einleiten, und ebenso gilt in Niederbayern das Anbrechen des Brotes und das heimliche Legen der Stücke auf den Schoß der Geliebten als eine deutliche Liebeserklärung [96]).

Bei der Mahlzeit selbst ist die Gegenwart des Brotes stets erwünscht; man soll nach deutscher Vorschrift sogleich beim Decken das Brot auf den Tisch legen, jedenfalls in seiner schützenden Eigenschaft, wofür man indeß mit gleicher Wirkung auch nur den einen Zipfel des Tischtuchs umzuschlagen braucht [97]). Bei der jüdischen Mahlzeit muß stets ein ganzer Laib Brot und Salz auf dem Tische sein; der Hausvater thut beim Beginn derselben einen Schnitt in das Brot, deckt beide Hände darüber, wie man es auslegt in Erinnerung der zehn Gebote, spricht die Danksagung und bricht dann ein Stück ab, welches er ins Salz stößt und sofort ohne dazwischen zu sprechen in den Mund steckt. Nächstdem legt er jedem ein Stück Brot hin, darf es ihm aber nicht in die Hand oder in den Mund geben [98]). Von dem so gesegneten Brote muß stets ein Stück auf dem Tische liegen bleiben, damit etwas darauf sei, worauf der Segen ruhe; doch darf kein ganzer Laib darauf gelassen werden, damit es nicht den Anschein gewinnt, als ob man Abgötterei triebe [99]). Aehnlicher Anschauung huldigen die Bergnestorianer, welche die Brocken des letzten Mahles immer wieder beim folgenden mit hereinbringen, um den Segen zu bewahren, welchen der Priester bei einem frühern Mahle gesprochen hat, dann aber auch in Erinnerung des Wortes, welches Jesus gesprochen: „Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts umkomme“ [100]). Die Maroniten belegen den Rand des ihnen als Tischtuch dienenden Leders ganz mit Brot, wenn auch nur zwei oder drei Personen an der Mahlzeit theilnehmen [101]).

Der böhmische und oberpfälzische Aberglaube verlangt, daß man nie in einem Hause die Nacht ohne Brot bleiben soll, nur darf es nach Oberpfälzer Ansicht nicht auf dem Tisch liegen bleiben, da man dann vor den armen Seelen keine Ruhe hat [102]). Auch vor dem Antlitz Jehovas sollte nach jüdischem Gesetz eine Lage von 12 Broten aus Weizenmehl, getheilt in zwei Schichten von je 6, zugerichtet an jedem Ruhetage beständig sein; die altgewordenen Brote fielen nachher den Priestern zu [103]).

Dem Besuchenden schneidet man in Schwaben fast überall ein Brot und giebt ihm wohl auch noch ein Stück mit auf den Weg [104]), wie ebenso auch der auf Reisen Gehende ein Stück vom Hausbrote mitnimmt und es in der Tasche bei sich trägt, damit es ihn vor Heimweh bewahre und vor bösem Zauber und Anfall der Hunde schütze [105]). Gleichfalls ist es bei den Czechen Sitte, daß Wirth oder Wirthin dem Eintretenden sofort Brot und ein Messer mit den Worten bringen: „Schneidet herum, daß es gerathe!“ [106]); bei den Deutschböhmen schneidet die junge Frau in den ersten acht Tagen ihrer Ehe jedem, welcher zu ihr kommt, selbst ein Stückchen ab und bittet ihn es zu essen, damit Glück in der Ehe herrsche [107]). Neben dem Ausdruck der Gastfreundschaft scheint hiernach das Theilen des Brotes auch noch eine abergläubische Wirkung auf das Glück des wirthlichen Hauses zu haben.

Wie für das Wohl der neuen Wirthschaft sorgt das Brot auch, wenn Nachkommenschaft sich einstellt, für deren Wohl. In Böhmen muß bereits die Braut drei Brotstückchen unter ihr Bett legen, damit ihr späteres Kind gut zahnt; dem Neugeborenen muß ein Stück in den Mund gesteckt werden, damit es nicht genäschig werde und immer zu essen habe; ein Laib muß unter seine Wiege gelegt werden, damit es keine Noth leide [108]). Der Brauch, der Braut Kuchenstücke auf den Leib zu stoßen, welcher sich vereinzelt in Deutschland findet [109]), bezieht sich wohl auf die künftige Fruchtbarkeit im ehelichen Leben. In der Normandie legt die Wöchnerin bei der Aussegnung ein kleines Brot auf den Altar, welches vom Geistlichen mit gesegnet wird; hiervon erhalten Taufzeugen, Verwandte und Freunde jeder ein Stück, eines aber wird für das Kind als seine beste Medicin für spätere Leiden aufbewahrt [110]). Stottert ein Kind oder ist es gar stumm, so kann man es durch das Auseinanderbrechen zweier zusammengebackenen Brote hinter seinem Rücken unter den Worten

Liebes Brot brich,
Liebes Kind sprich!

sicher von seinem Gebrechen heilen [111]).

Ferner ist die Anwendung des Brotes in der Viehzucht und beim Ackerbau mannigfaltig. Es dient zunächst das Vieh, besonders auch den Hund, anzugewöhnen, zu welchem Zwecke man ihm ein Stück zu fressen giebt, nachdem man es einige Zeit in Böhmen unter der Ferse, im übrigen Deutschland unter der Achsel getragen, so daß es vom Schweiße durchdrungen ist, was am schnellsten durch ein rasches Laufen erreicht wird [112]); in der Wetterau fügt man diesem Brotstücke auch wohl noch einige Achselhaare hinzu und benutzt es als Mittel, die Säue gedeihen zu machen [113]). Erhält der Hund das Markzeichen des Brotes, dann können ihm die Diebe das Bellen nicht benehmen [114]). Ueberhaupt giebt man vielfach in Deutschland gekauftem Vieh gern ein Stück Brot, in Mecklenburg sind drei Happen vorgeschrieben, zum Angewöhnen [115]); in der Oberpfalz läßt man sich vom Verkäufer ein Stück Brot mitgeben, welches, wenn es schimmelt, anzeigt, daß man mit dem Vieh kein Glück haben wird und es daher baldmöglichst wieder losschlagen soll [116]).

Hühner gewöhnt man in der Wetterau durch ein aus

Brot und einem Stückchen Spüllumpen verfertigte Pille an[117]); in Schwaben verbeißt man ihnen Brot, wenn sie zum ersten Mal aus dem Stall gelassen werden, überhaupt giebt man auch hier gekauftem Vieh etwas vom Hausherrn gekauftes Brot zu essen, daß es sich angewöhne und kein Heimweh bekomme[118]).

In Schwaben erhält auch die Kuh, deren Kalb man verkauft hat, Brot mit etwas Weihsalz und einem Haar des Kalbes, damit sie dasselbe schnell vergißt[119]); im Salzburgischen liebt man es, dem Vieh zu seinem Wohlbefinden ein Stück Brot zu geben, welches man einem Bettler, der ins Haus kommt, geschenkt, und von demselben um Gottes Willen und gegen eine Vergütung von drei Kreuzern zurückgeschenkt erhalten hat[120]); im Westfälischen läßt man stellenweise die Kühe beim Maitagaustrieb, dem ersten, eine Brotkruste fressen[121]). Das am Hubertustage (3. November) geweihte Brot wird in der Campine (Belgien) nicht nur von allen Familiengliedern gegessen, sondern auch allen Haus- und Hofthieren zu fressen gegeben, um die Hundswuth von Vieh und Menschen fern zu halten[122]).

Wenn die jungen Bienen ausschwärmen wollen, kehrt man in der Rheinpfalz und in Schwaben schnell einen Laib Brot auf die Oberseite und pfeift dazu, wodurch sie zum Bleiben genöthigt werden[123]). Aehnlich legt man in Mecklenburg, wenn ein Huhn oder sonstiges Thier abhanden gekommen ist, ein Brot verkehrt auf den Tisch und stellt einen Besen auf den Kopf, dann muß sich das Thier von selbst wieder einfinden; ist es von Anderen eingeschlossen, so hat es nicht eher wieder Ruhe, als bis es freigelassen ist[124]).

Nun die Anwendung beim Ackerbau! Nach französischem Brauche muß der Bauer vor der Bearbeitung eines Stück Landes dreimal um den Pflug gehen und dabei in der Hand Brot, Hafer und ein Licht halten[125]); nach böhmischem unter den erstausfahrenden Pflug oder auf den Acker ein Stück Brot nebst einem Ei legen, damit die Frucht gut gerathe[126]). In der Oberpfalz stellt man beim ersten Ackern eine Schüssel mit Mehl, Brot und einem Ei zwischen Gespann und Pflug und läßt diesen darüber gehen; bleibt die Schüssel, welche nachher die Armen bekommen, dabei ganz, so darf man auf eine gute Ernte rechnen[127]); im Wittgensteinschen legte die Hausfrau beim ersten Fahren des Pfluges ein Brot auf die Mitte des Pfluges und schnitt dasselbe in zwei gleiche Stücke durch, welche der Ackermann und die Zugthiere zu gleichen Theilen erhielten, und wodurch dem Acker Segen verliehen werden sollte[128]). Die Griechen segnen am Tage Mariä Himmelfahrt ihre Felder, indem sie einen kleinen Ast inmitten derselben pflanzen und daran drei Brote, Harz, Wachs und Erdbeerkraut, welche Dinge vorher vom Priester gesegnet worden, hängen[129]). In Mittelfranken steckt man nach dem Dreschen des Getreides in die erste Garbe ein geweihtes Brot und verbrennt sie dann in dem Ofen, um sich vor dem Bilmesschneider zu schützen[130]). Brot, welches am Antoninstag gesegnet, ist auf das Flachsfeld gelegt nach westfälischem Glauben dem Gedeihen desselben dienlich[131]).

Der großen Wichtigkeit des Brotes entspricht auch die Heilighaltung, welche der Volksglaube für dasselbe verlangt. Er fordert sie ja allerdings für die Speise überhaupt, aber doch lange nicht so streng wie für das Brot als das Hauptnahrungsmittel und den Vertreter der Nahrung überhaupt. Selbst wo die Kartoffel diese Stellung einnimmt und das Brot zurücktritt, wird sie dennoch nirgends so respektvoll wie dieses behandelt, wenn auch wie z. B. im Westrich der Volkssinn sich gern mit ihr beschäftigt und durch schmeichelhafte Vergleiche seine Lieblingsnahrung feiert[132]), und der Oberpfälzer, wenn seine „Herdäpfel" blühen wie die „Nägelistock", in Aussicht auf die gute Ernte in diesen Preis einstimmt[133]), oder im irischen Märchen ein schöner lachend rother Erdapfel geschildert wird, wie er geraucht habe gleich einem Rosse, das in kalter Nacht stark getrabt habe[134]).

Kein Brotkrümchen darf verachtet werden, fällt zufällig ein solches hin, muß man es sorgfältig wieder aufnehmen, sonst muß man es später suchen, daß einem die Augen bluten. So sagt der Volksmund in Niederösterreich, Oesterreichisch-Schlesien, so auch in Böhmen[135]), wo er noch viele andere böse Folgen aufzuzählen weiß. Da sammelt Satan die verachteten Brosamen und wehe, wenn sie am Schluß des Lebens mehr wiegen als der Sünder selbst, seine Seele gehört dann ihm; dieser Glaube findet sich genau ebenso bei den Russen wieder[136]), bei den Tirolern wirft der Teufel den aus solchen Brosamen gebackenen Laib in die Wagschale zu den Sünden[137]); tritt jemand darauf, so wird ihm das linke Ohr taub, auch weinen dann die armen Seelen; fährt ein Fuhrmann darüber, dann schreit das Brot so laut, daß man taub wird; fällt ein Krümchen in das Butterfaß, dann geräth die Butter nicht. Die Brosamen gehören in das Feuer, wodurch auch noch den armen Seelen Kühlung wird, und wohin auch alles irgend ungenießbar gewordene Brot gehört, letzteres wirft man am liebsten in den Backofen. Fällt ein Stück Brot hin, so muß man es, ehe man weiter isset, um Verzeihung bittend küssen[138]); dieses ist auch Tiroler Brauch[139]). Wer Brot auf dem Boden liegen läßt und darauf tritt, der wird, wie man in der Wetterau glaubt, noch Hunger leiden[140]).

In Venedig herrscht der gleiche Brauch wie in Böhmen, man darf gleichfalls unbrauchbar gewordenes Brot nur ins Feuer werfen, wenn man nicht später mit dem Mund suchen will, was man mit der Hand weggeworfen hat[141]); nach mecklenburgischem Glauben steht nach dem Tode der Mund demjenigen auf, welcher auf dem Kirchwege essend Brotkrumen, die nach dem Tode auch wieder aufgesammelt werden müssen, fallen läßt[142]). In der Gegend von Luhe (Oberpfalz) kommen die Brosamen mit den übrigen Speiseresten in den Ofen als ein Opfer für die Waldweiblein, im Unterinnthal für die armen Seelen; im Fichtelgebirge wirft man, wenn der Ofen bläst, Brosamen und Mehl hinein, in Oesterreichisch-Schlesien ein Stück Brot, weil dann darin eine arme Seele leidet[143]). In der Innsbrucker Gegend weist man die Kinder an, die Brosamen für die Armen zu sparen und keinen Muthwillen damit zu treiben, damit es ihnen nicht wie der Frau Hütt ergehe[144]). In der Oberpfalz gestattet man neben dem Werfen der Brosamen in den Ofen, damit die armen Seelen etwas haben, auch ihre Mischung unter das Futter[145]); in Böhmen trägt man am Christabend die Brosamen des Abendmahles im Tischtuch zusammengepreßt in die Scheuer und streut sie aus mit den Worten: „Mäuschen, esset diese Brocken und laßt das Getreide in Ruhe!" [146]).

Dem Tiroler Glauben gemäß wirft der Teufel die liegen gelassenen Brosamen späterhin dem Betreffenden in der Hölle glühend ins Gesicht oder giebt sie ihm als Brotlaib geformt glühend zu essen; er schlägt sie ihm auch wohl in einen Sack aufgesammelt auf dem Todtenbette um die Ohren[147]). Nach dem Talmud ist ein besonderer Engel dazu bestimmt, auf diejenigen zu achten, welche Brot auf die Erde fallen lassen, daß man darauf tritt, damit sie ihrer Strafe nicht entgehen, weshalb es denn auch, um diese Profanation des Brotes zu verhindern, eine ältere Sitte der Juden war, die Brosamen sofort nach Beendigung des Essens zusammenzukehren. Eine jüdische Legende erzählt

zur Illustrirung dieser Vorschrift, wie einst ein Frommer auf grünem Grase ohne Tischtuch gegessen und es ihm daher nachher nicht möglich gewesen wäre, die Brosamen zusammenzusuchen; da habe er denn schnell entschlossen das Gras, um der Sünde zu entgehen, ausgestochen, es ins Wasser geworfen und so die Fische dieses Geschäft besorgen lassen [148]. Der Muselmann sammelt nach dem Mahle gleichfalls alle Brotbrocken, da es eine heilige Gottesgabe ist, und hebt, wenn er ein Stückchen auf dem Boden findet, es sorgsam auf, indem er dabei die es haltende Hand küßt [149]. Auch im alten Mexiko war es strenge Vorschrift, verschüttete Maiskörner sorgfältig aufzunehmen, damit der Mais sich nicht bei der Gottheit über Mißachtung beklagen könnte [150]; die Allgäuer Sage berichtet von der Jungfrau Maria, daß sie dort einst sich dreimal gebückt habe, um eine Bohne, da sie diese Frucht als Nahrungsmittel hochgeschätzt habe, aufzuheben [151].

Jede andere Mißachtung des Brotes ist gleichfalls streng verpönt. Mit dem Brote zu spielen gilt in ganz Deutschland als eine schwere Sünde, namentlich muß man aber vermeiden, in dasselbe zu stechen oder aus Spielerei hineinzuschneiden. Man sticht nach böhmischem Glauben dann nämlich in Jesus oder schneidet Gott die Ferse ab, was nach Oberpfälzer Ansicht auch geschieht, wenn man das Brot zu weit nach hinten abschneidet, oder beunruhigt den eigenen Urgroßvater im Grabe; auch straft wohl Zahnweh den Sünder [152]. Auf Usedom sagt man gleichfalls, daß man den lieben Gott, in Solothurn, daß man Jesus damit ins Herz stäche; der Tiroler und Schwabe glaubt, daß dann Blut aus dem gemißhandelten Laibe rinne [153]. Auch darf man in der Oberpfalz nicht das Messer im Brote stecken lassen, da es den armen Seelen wehthut [154]. Vor dem Stemmen des Ellenbogens auf das Brot warnt bereits Jesus Sirach in seiner Weisheit [155].

Kindlich-sinnig ist die gleichfalls in Böhmen vorkommende Vorschrift, daß man das Brot Nachts einwickeln soll, weil es auch seine Nachtruhe haben will [156] — wenn man verreist, muß im Voigtlande das Brot vom Tische genommen und in den Schrank gelegt werden [157] —, und der Tiroler Glaube, daß die in der Christnacht gesäeten Brosamen gleich einem andern Samen aufgehen [158]. Auf die bloße Erde darf man nie das Brot legen, wenn man nicht befürchten will, wahnsinnig zu werden [159].

Die Ansicht unseres Volkes von der Mißachtung der gottgegebenen Nahrung und der höhnenden Behandlung derselben seitens des Reichthums, welcher sich in seinem Uebermuthe nicht lassen kann, spiegeln uns eine Reihe deutscher Sagen wieder, welche die Strafen des Himmels für diese Vergehen schildern. Sie sind in allen Theilen des Vaterlandes heimisch, vorzüglich aber in den deutschen Alpengegenden, namentlich in Tirol, wo sie vielfach als Ursprungssagen für die öden unfruchtbaren Stellen eintreten. Da waren verschiedene Almen so fruchtbar und brachten ihren Besitzern solche Mengen an Milch, Butter und Käse und dadurch solchen Reichthum, welcher indeß in vielen Sagen auch Folge des Reichthums der Berge an edelem Metalle ist, daß die reichgewordenen Sennen in ihrem Uebermuth und Stolze nicht mehr wußten, wie sie denselben an den Tag legen sollten und dies zuletzt dadurch thaten, daß sie sich höhnisch an der Gottesgabe vergriffen. Sie belegten dann die Wege mit Käse, bauten Stiegen aus Käse und Butter und reinigten sie mit Milch, verkleisterten die Spalten ihrer Alpenhütten mit Butter — in Vineta verstopfte man, ehe die See es verschlang, die Löcher in den Wänden mit Brot —, machten sich Kegel daraus und aus Käse die Kugeln dazu, wozu in anderen Gegenden, z. B. in den rheinischen, auch wohl Weizenbrote benutzt werden, fütterten die Schweine mit Weißbrot und wiesen die Armen ab, reinigten ihre schmutzigen Kinder mit der Krume des Weißbrotes, Tisch und Bänke aber mit Schwarzbrot, nährten das Feuer zur Bereitung der Speisen mit Butter, schlossen aus Hochmuth selbst am Tage Thür und Läden, weil sie Gottes Licht nicht brauchten und ihre Stuben selbst erleuchten könnten — bis endlich das Strafgericht eintritt, das Dorf versinkt, und jetzt nur eine Schneefläche, ein Gletscher, ein Felsenfeld, ein See die Stätte frühern Segens der Natur bezeichnet [160].

Ordentlich erfinderisch in höhnender Mißachtung der Gottesgabe waren auch die übermüthigen, später verschütteten Bergknappen, von denen gleichfalls die Tiroler Sage erzählt, welche am Hute runde Brotschnitte statt der Gemsbärte, Bratwürste statt der Federn und an den Schuhen Fastnachtsküchelchen als Rosetten trugen [161], oder der Ritter vom Kindelesberg und die Bewohner von Almerich bei Müsen, von denen man sich in Westfalen erzählt, daß sie die Räder der Wagen und Pflüge aus Brotteig hätten machen lassen [162]. Ein anderer Ritter, welcher noch als wilder Jäger in Böhmen herumrast, ließ seinen Hunden, damit sie sich nicht die Füße zerstächen, Brotrinden unter dieselben binden [163]. Eine weitere böhmische und lausitzische Sage erzählt von einem gegen Gott erbitterten Ritter, daß er einen Einsiedler gefragt habe, was die größte aller Sünden sei, und als dieser ihm geantwortet, es sei das Legen von Brot in die Schuhe, weil man dann die edelste Gottesgabe mit Füßen träte, dieses auch gethan habe, weshalb er jetzt noch als Banadietrich zur Strafe umjagen muß [164]. Im Lande ob der Enns glaubt man, daß wer neun Tage lang nicht an Gott denkt, nicht betet, nicht mit Weihwasser sich besprengt und sich dann am neunten Tage auf einen Laib Brot setzt, dem Teufel gehöre [165].

Das Reinigen der Kinder mit Weißbrotkrume, weil diese weicher sei als Schwämme, begegnet uns nicht nur in Tiroler Sagen, welche es namentlich auch der bekannten Frau Hütt vorwerfen [166], und in denen ebenfalls das Reinigen von Tisch und Bank mit Schwarzbrot vorkommt [167], sondern auch in anderen Theilen von Deutschland, so z. B. in Danzig, wo man noch einen Stein zeigt, an den sich folgende Begebenheit knüpft. Bei einer Hungersnoth reinigte einst eine Frau ihr geliebtes Kind, welches sich unrein gemacht hatte, in der Eile, da ihr nichts anderes zur Hand war, mit Krume der Semmel, diese aber verwandelt sich unbemerkt in einen Stein und die Frau wischt ihrem armen Kinde damit Haut und Fleisch weg, wodurch dasselbe dann stirbt, die Frau selbst aber wahnsinnig wird [168]. Bei Gifhorn im Hannöverschen deckt der Wesendorfer See ein Schloß, dessen Herrin ihre Kinder den verunreinigten Steiß mit Brot gereinigt hatte, in der Altmark der Gohlitzsee ein Dorf, dessen Bauern sich desselben Unfugs schuldig gemacht haben [169]. Der Volksglaube in der Montagne noire straft noch jetzt das Reinigen von Teller oder Schüssel mit Brotrinde durch Regen am Hochzeitstage [170].

In Böhmen erzählt man von einer Mutter, welcher die Schühlein ihres todten Kindchens nicht gut genug waren, und die ihm daher aus weißestem Mehl gebackene anlegte, und auch von einem Burgfräulein, in Oesterreichisch-Schlesien von einer Müllersfrau, welche ausgehöhlte Semmeln statt der Schuhe benutzte und deren Schloß daher versinkt, ferner noch von einer Mutter, welche ihre Kinder in Raben verwünschte, weil sie das Brot weggegessen, woraus sie ihrer Gebieterin weiche Schuhe hatte bereiten sollen [171]. In Oesterreichisch-Schlesien sind es Fuhrleute, welche das Brot

unwürdig behandeln und es als Unterlagen und Pflaster für die Räder beim Hineingerathen in einen Sumpf oder schlechten Weg oder ausgehöhlt als Hemmschuh anstatt des vergessenen beim Herabfahren von einer Anhöhe benutzen[172]. In der märkischen Sage mußte das Brot einer Edelfrau als Brücke über einen Graben dienen (nach einer andern Version überschreitet eine Bettlerfrau ihn auf einer Schnitte Brot)[173]; auch in holsteinischen Sagen kommt der Mißbrauch des Brotes als einer Brücke vor[174].

Das Bestreuen eines unterirdischen Ganges mit Brotkrumen tritt in der böhmischen, das Streuen der Fußböden mit Weizenmehl in einer Sage von der Wesermündung und in der vom Balksee in Niedersachsen auf[175]; das Hinabrollenlassen von Weizenbroten und Werfen danach unter dem Rufe: „Herrgottchen lauf, sonst kriegt dich der Teufel!" wird in Westfalen von übermüthigen Bergleuten, ein ähnliches Herabrollenlassen von Käse und Brot aber mit umgekehrtem Rufe von einem Kuhknaben in der Nähe von Gramzow erzählt[176]; der Uebermuth der Kaufherrin von Stavoren, welche eine Weizenladung als zu unedele Waare in das Meer werfen ließ, bildet in verschiedenen Versionen das beliebte Thema von Traditionen der deutschen Nordseeküste[177], und so treten ähnliche Erzählungen noch vielfach in allen Gauen Deutschlands auf.

Auch direkte Mißhandlung des Brotes erscheint in verschiedenen Sagen; da sind Pferde- oder Kuhjungen, welche mit ihrem Schwarzbrot nicht zufrieden oder mißmuthig darüber sind, daß sie keine Butter dazu haben, es mit Füßen treten und peitschen, bis das Blut aus ihm herausfließt, und ein Blitz sie in die Tiefe schmettert, eine Verwandlung in Stein oder die Verurtheilung zu einem Herumirren bis zum jüngsten Tage erfolgt[178], oder sieben Brüder, welche Käse und Brot bis aufs Blut peitschen oder beides unanständig benetzen und dafür gleichfalls in Stein verwandelt werden[179].

Alle diese Frevler trifft ein strenges Gericht, nur eine christliche Legende macht eine Ausnahme; sie weiß, daß ein in Ermangelung eines Steines einem Bettler im Aerger an den Kopf geworfenes Brot von Christus als Almosen aufgefaßt und dem Jähzornigen als gutes Werk zugeschrieben worden ist[180].

Andere Sagen wieder erzählen, wie das in schweren Zeiten Nothdürftigen gegenüber verleugnete Brot zu Stein wurde; wie einem Bäcker in Dortmund, welcher sich die Hungersnoth durch Kornaufkauf zu nutze machte, sein ganzes Gebäck sich in Stein verwandelte und einem angeschnittenen Brote Blut entfloß, oder das einem Heiligen geschenkte Brot, von dem man noch ein Stück abbrechen will, in der Hand ein Stein wird, welcher die Merkmale der sündigen Finger als kleine Höhlungen zeigt[181]. Solche und ähnliche Sagensteine bewahren noch verschiedene Kirchen, die Peterskirche in Leiden, die Hauptkirche in Landshut, die Klosterkirche in Oliva bei Danzig, die Ulrichskapelle zu Neckarhausen und andere auf[182]. In einen Stein verwandelte sich auch das Brot, welches der mildherzige Thorwart des geizigen Erzbischofs Gerold von Freisingen den Armen bringen will, als er dasselbe seinem Herrn vorzeigen soll[183]. Eine Edelfrau, welche einer mit Feuersteinen hausirenden Bettlerfrau noch einen solchen spottend anstatt des erbetenen Stücklein Brotes giebt, wird in ein Schwein verwandelt und geht noch jetzt als solches um[184].

---

177) Grohmann Nr. 734, 917. 178) Baron Rajacsich. Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthum Oesterreich lebenden Südslaven. Wien 1878, S. 139. 179) Toeppen 86. 180) Boecler 40, 44, 41. 181) Bavaria 3, 342. 182) J. und O. v. Düringsfeld. Ethnographische Kuriositäten. Leipzig 1879, Bd. 2, S. 117. 183) Kuhn-Schwartz 445. 184) Bartsch 2, 129. 185) Toeppen 91. 186) „Globus" 3, 228. 187) „Ausland" 1853, S. 1146. 188) Th. de la Villemarqué. Volkslieder aus der Bretagne. Uebersetzt von Keller und Seckendorff. Tübingen 1841, S. 255. Anmerkung. 89) Grohmann Nr. 923, 924. 90) Bavaria 2, 284. Peter 227. 91) Bavaria 4a., 252. 92) Grimm Nr. 513. 93) Meier 482, 477. 94) Brand 2, 142. 95) Cortet 147. 96) Bavaria 2, 317. 1, 998. 97) Grimm Nr. 16. 98) Buxtorf 279/80, 283. 99) Buxtorf 296/8. 100) Baseler. Missionsmagazin 1847, Heft 1, S. 153/6. 101) Paulus 2, 216. 102) Grohmann Nr. 736. Bavaria 2, 305. 103) 3 Mos. 24, 9. 1 Sam. 21, 6. 104) Birlinger 2, 379. 105) E. L. Rochholz. Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. 1, S. 308. 106) Grohmann Nr. 1080. 107) Grohmann Nr. 932. 108) Grohmann Nr. 931, 773, 774. 109) Grimm Nr. 426. 110) „Ausland" 1859, S. 1174. 111) Peter 212. 112) Grohmann Nr. 346. Köhler 429. Wolf Nr. 220. Alpenburg 380. J. v. Zingerle. Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Innsbruck 1871, Nr. 793. Ein ebenso präparirtes Stück Semmel Christnacht unter das Kopfkissen gelegt zeigt, wenn Morgens etwas davon abgenagt ist, an, daß man den Geliebten im kommenden Jahre heirathen wird. Praetorius bei Grimm. Sagen 1, 152. 113) Wolf Nr. 227. Aehnlich zwingt auch nach esthnischem Glauben ein Körperhaar in Brot dem gewünschten Geliebten beigebracht diesen zur Gegenliebe. Boecler 27. 114) A. Kuhn. Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843, S. 381. 115) Panzer 1, 257. Bartsch 2, 144. 116) Bavaria 2, 300. 117) Wolf Nr. 230. 118) Meier 514, 498. 119) Birlinger 1, 403. 120) Alpenburg 350. 121) Kuhn. Westfalen 2, 157. 122) Düringsfeld 2, 127. 123) Bavaria 4b., 378. Meier 514. 124) Bartsch 2, 334. 125) Thiers Nr. 97. 126) Grohmann Nr. 1056/7. 127) Bavaria 2, 297. 128) Kuhn. Westfalen 2, 153. 129) Liebrecht 184. 130) Bavaria 3, 937. 131) Kuhn. Westfalen 2, 111. 132) Bavaria 4b. 416. 133) Bavaria 2, 294. 134) Brüder Grimm. Irische Elfenmärchen Leipzig 1826, S. 24. 135) Wolf-Mannhardt 4, 147. Peter 257. Grohmann Nr. 716. 136) Ralston bei Liebrecht 400. 137) Zingerle Nr. 300. 138) Grohmann Nr. 715, 719, 717, 718, 1015, 717, 1392, 727, 714. 139) Zingerle Nr. 289. 140) Wolf Nr. 197. 141) Düringsfeld 2, 118. 142) Bartsch 2, 136. 143) Bavaria 2, 238. Zingerle Nr. 301. Bavaria 3, 340. Peter 259. 144) Grimm. Sagen 1, 277. 145) Bavaria 2, 305. 146) J. V. Grohmann. Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen. Prag 1862, S. 27. 147) Zingerle Nr. 297, 298, 299. 148) Buxtorf 287, 299, 288. 149) C. B. Klunzinger. Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere. Stuttgart 1878, S. 61. 150) Th. Waitz. Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859 ff., Bd. 4, S. 165. 151) Bavaria. Bd. 2, S. 789. 152) Grohmann Nr. 737, 739, 740, 741. Bavaria 2, 305. 153) Ed. Duller. Das deutsche Volk. Leipzig 1847, S. 121. Wolf-Mannhardt 4, 4. 154) Bavaria 2, 305. 155) Kap. 41, V. 23. 156) Grohmann Nr. 735. 157) Köhler 429. 158) Wolf-Mannhardt 2, 422. 159) Zingerle Nr. 303 160) Wolf-Mannhardt 1, 448. 2, 30. 58. 57. 346. 348. 350. 4, 204. Alpenburg 122, 230, 232. Montanus 1, 102. Grimm. Sagen 1, 130. Bavaria 2, 789. H. Herzog. Schweizersagen. Aarau 1871, S. 26/7, 172, 175, 195/6. 161) Alpenburg 191. 162) Montanus 1, 218. Grimm. Sagen 1, 278. Kuhn. Westfalen 1, 168/9. 163) Grohmann. Sagen S. 78. 164) Grohmann. Sagen 76. Wolf-Mannhardt 3, 112. 165) Baumgarten 27. 166) Alpenburg 122, 238, 240. Grimm. Sagen 1, 277. 167) Alpenburg 122. 168) Tettau und Temme. Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Berlin 1837, S. 208/9. 169) Kuhn. Westfalen 1, 287. Kuhn. Mark S. 81. 170) Wolf-Mannhardt 2, 418. 171) Grimm. Sagen 1, 279, 281. Peter 88. Grimm. Märchen 3, 344. 172) Peter 61/2, 87. 173) Kuhn-Schwartz 109. 174) Kuhn-Schwartz 482. Anmerkung. 175) Grohmann. Sagen 90. Strackerjan 1, 40. Kuhn. Westfalen 1, 289. 176) Montanus 1, 162/3. Kuhn. Westfalen 1, 151. Kuhn-Schwartz 54. 177) Grimm. Sagen 1, 283. Kuhn-Schwartz 303. Strackerjan 1, 44. 178) Grimm. Sagen 1, 280. Kuhn. Westfalen 1, 308 (vom Harz). 179) J. D. H. Temme. Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839, S. 100. Kuhn. Mark 248. 180) W. E. Hartpole Lecky. Sittengeschichte Europas. Deutsche Ausgabe. Leipzig u. Heidelberg 1870/1. Bd. 2, S. 172. Anmerkung. 181) Grimm. Sagen 1, 286/8. 182) Grimm. Sagen 1, 286/8. 183) Rochholz. Sagen 2, 282. 184) Rochholz. Sagen 2, 136 (aus Koburg).

Ein Ritt durch Itsch-ili.

I.

Denjenigen, welche die Literatur über Kleinasien kennen, oder das Land selbst bereist haben, ist es keine unbekannte Thatsache, daß es wenige Gebiete im Umkreise des Mittelmeeres giebt, welche sich an landschaftlicher Schönheit und Pracht mit dem Süden jener Halbinsel zu messen vermögen. Aber wie gering ist die Zahl derer, welche von Kleinasien mehr als etwa die Umgegend Smyrnas, die Ruinen von Ephesus und die asiatische Seite des Bosporus gesehen, tiefer in das Innere eingedrungen sind! Jahre und Jahrzehnte vergehen, ehe der Fuß eines Europäers einmal wieder die abgeschiedenen Thäler im Süden Kleinasiens betritt, ehe ein glücklicher Reisender über dieselben berichtet und unsere Kenntniß des herrlichen Landes um ein Geringes fördert. Der „Globus" hat im vorigen Bande (s. S. 279 und 328) bereits Einiges aus dem Buche der Mrs. Scott-Stevenson mitgetheilt; wir schließen heute diese kurzen Auszüge mit der Schilderung des Rittes, welcher sie von dem verhältnißmäßig trostlosen Hochlande durch die „paradiesische" Waldwildniß des südlichen Taurusabfalles an die der Insel Cypern gegenüber gelegene Küste Kleinasiens brachte.

Von der bekannten Stadt Karaman (südöstlich von Koniah) führte ihr Weg ziemlich genau in südlicher Richtung an einem schmalen, aber tiefen, mit Bäumen und Blumen eingefaßten Bache aufwärts über eine Folge flacher Kalk- und Kreideberge, welche nur hier und da einige verkrüppelte Wacholder, Dornbüsche, kleine Fichten und Cypressen trugen. Zwei Stunden Reitens brachten sie nach dem Maidan, einer kleinen länglichen Hochebene, deren fruchtbarer Boden alljährlich reiche Getreideernten liefert. Zwei englische Meilen jenseits derselben biegt der Pfad plötzlich rechts um und führt einen steilen Abhang hinunter in das reizende Thal von Laláh; damit war die Wasserscheide zwischen dem innern trockenen Hochlande und dem wald- und wasserreichen, gebirgigen Küstenlande überschritten. Zahllose kleine Bäche, deren Wasser im Sonnenscheine glitzerte, stürzten in schäumenden Kaskaden von den Höhen herab. Ochsen pflügten den Boden auf, Kühe grasten friedlich umher und des Ziegenhirten Pfeife oder das Blöken seiner Herde weckten die Echos ringsum zu lieblicher Musik, während Vögel, Bienen und Insekten von Blume zu Blume flatterten. Es war ein entzückender Gegensatz zu den grauen Felsen, zwischen welchen die Reisenden kurz vorher auf dem innern Plateau entlang gezogen waren; Kleinasien ist eben ein Land der Gegensätze, zu dessen größten Reizen dieser jähe und stets unerwartete Wechsel der Scenerie gehört. Durch das Thal reitend sahen sie an dem einen Ende desselben eine Schlucht, in welcher das Dorf Laláh hoch oben auf den abschüssigen Hängen der Kalkfelsen lag. Der freie Raum vor den Häusern desselben war so schmal, daß kein Pferd darauf stehen konnte; irgend ein zwingender Grund für die Wahl eines solchen Platzes aber war nicht ersichtlich. Unter dem überhangenden Berggipfel befinden sich zahlreiche Höhlen, welche theils als Wohnungen für Menschen, theils als Ziegenställe dienen. Prächtig hoben sich die hellen, scharlachenen und blauen Gewänder der Frauen, welche zwischen den Viehherden einhergingen, von den tiefrothen und gelben Felsklippen ab.

Bis hierhin hatten die Reisenden $4^1/_2$ Stunden Reitens gebraucht. Da die vor ihnen liegende Gegend fast menschenleer war und darum Gefahr von Räubern zu befürchten war, so holten die ihnen beigegebenen Zaptiehs (Polizeisoldaten) fünf von den Dorfbewohnern herbei, welche den Befehl erhielten, etwa 100 Ellen vor den Reisenden herzugehen und die Felsen und Gebüsche zu durchsuchen. Es mag zwar als Härte erscheinen, die Leute zu solchem Zwecke von ihrer Arbeit wegzureißen, doch muß man bedenken, daß das Räuberunwesen nie aufhören wird, so lange die Bauern sich nicht weigern, den Wegelagerern Unterkunft und Hilfe zu gewähren, und nicht anfangen, die Regierung in ihren Maßregeln zu unterstützen, und daß es darum nur recht und billig ist, wenn sie gezwungen werden, Reisende über Strecken zu eskortiren, welche in Folge ihrer eigenen Nachlässigkeit — wenn nicht durch Schlimmeres — unsicher gemacht werden. Doch fand man nichts, als einen einzigen Schäfer; Bergkette nach Bergkette stieg ringsum auf, aber weder Bewohner noch Häuser zeigten sich. Prächtige Rasenplätze gediehen in den Schluchten, und alle paar hundert Schritte weit sprudelten Quellen aus dem Felsen hervor, viele davon mit Steintrögen für die vorbeiziehenden Pferde und Kameele versehen. Von Blumen waren nur Tulpen zu sehen, diese aber bedeckten stellenweise den Boden in solcher Masse, daß es wie ein Meer rother und gelber Flammen aussah. Um Mittag machten sie an der „Butterquelle" (Jagli-bunar) eine kurze Rast und setzten dann bald ihren Marsch an einem geschwätzigen, über moosbewachsene Steine plätschernden Bache abwärts fort, da die Führer erklärten, sie hätten erst den vierten Theil ihrer beabsichtigten Tagereise hinter sich. Wald und Weide, von Schluchten und Thälern durchsetzt, bedeckte jetzt den Boden; namentlich die Weide ist prachtvoll und Hunderte von schwarzen Jürükenzelten waren zwischen den Felsen aufgeschlagen. Diese Leute ziehen offenbar die Bergabhänge der Ebene vor; ihre Kameele, Pferde, Büffel, Schafe und Ziegen waren alle in vortrefflichem Stande.

Unterhalb der Mühle von Kalaköisi überschritt man den Fluß, erreichte ein größeres Lager, wo man sich an Milch und Buttermilch erfrischte, und brauchte dann nahezu eine volle Stunde, um einen steilen Abhang zu erklimmen; oben angelangt, zitterten die Pferde, obwohl ihre Reiter abgestiegen waren, vor Anstrengung an allen Gliedern.

Allerlei Arten von Schlingpflanzen bedeckten den Boden, Veilchen und reizende Moose füllten die Spalten; ab und zu unterbrachen zauberische Lichtungen das dichte Grün der Eichen und Fichten und wie Mauern und Zinnen ragten die grauen Felsen darüber empor, die höheren unter ihnen von Höhlen durchlöchert. Der Pfad war so rauh, daß die Reisenden trotz ihrer Ermüdung abstiegen und die Pferde durch Oeffnungen in den Felsen, so schmal, daß sie kaum hindurchschreiten konnten, oder über gefallene Baumstämme oder über Abhänge so steil wie Bodentreppen am Zügel führen mußten. Gelegentlich öffneten sich rechts und links Durchblicke auf die welligen Umrisse des eben passirten Gebirges oder der gegenüberliegenden Felsklippen, die so phantastisch gestaltet waren, daß man nur bei scharfem Hin-

schauen gewahr wurde, daß es nicht wirkliche Thürme und Schlösser waren. In den dicht bewaldeten Schluchten zu beiden Seiten verrieth öfters ein Wasserfall von mehr als gewöhnlicher Bedeutung seine Anwesenheit nur durch sein dumpfes Rauschen oder sein Sprühwasser, das über die Gipfel der Bäume aufstieg. Ab und zu sah man auch den aufsteigenden Rauch eines einzelnen Jürükenzeltes oder eine Ziege auf einem Felsen, wie sie sich über den Abgrund reckte, um einen besonders leckern Büschel Gras zu erreichen.

Als der Abend anbrach, befanden sich die Reisenden am Anfange eines dichten Eichenwaldes, der weder Unterholz noch Felsen besaß, nur die knorrigen, flechtenbewachsenen Stämme, deren mächtige Auswüchse von ihrem hohen Alter zeugten. Länger als eine Stunde ritten sie durch des schweigenden dunkeln Urwaldes ungestörte Einsamkeit; daß sie sich menschlichen Behausungen näherten, zeigte indessen die schreckliche Verwüstung, welche, je weiter man kam, um so schlimmer wurde. Tausende der alten prächtigen Stämme waren muthwillig durch Feuer zerstört und hatten im Sturze andere mit sich zu Boden gerissen, Fichten, Tannen, Cypressen und Eichen — das Wachsthum von Jahrhunderten verfaulte auf dem Boden. Um 7 Uhr wurde endlich ein Jürükenlager erreicht, dessen Einwohner versicherten, Ybunti, ihr Ziel, sei nur noch eine Stunde entfernt; so ging es denn mit neuer Hoffnung weiter, trotzdem man seit $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens im Sattel war und während der ganzen Zeit nur dreißig Minuten gerastet hatte. Nach einer halben Stunde befanden sie sich auf dem Gipfel eines Berges und sahen im hellen Mondscheine unter sich das Thal und die silbernen Windungen des Kalykadnus (Gök=su). Das Thal selbst ist etwa funfzehn englische Meilen breit und von so hohen Bergketten umgeben, daß die Berge, welche die in der Mitte liegende Ebene durchziehen, dagegen wie Zwerge erscheinen. Längs ihrer Nordseite fallen mächtige Abhänge von schwindelnder Höhe ab und die mächtigen rothen Kalkfelsen bilden so phantastische Massen, daß die Reisenden sie in der That wiederholt für Burgen ansahen. In der Tiefe aber dehnte sich fünf englische Meilen weit der finstere Wald von Ketrân aus, so dunkel, daß er selbst im hellsten Sonnenlichte wie ein großer Flecken Indigo aussieht. Dahinter aber leuchteten Feuer, und einzelne hellere Flecken konnten vielleicht Dörfer sein, darunter etwa das lang ersehnte Ybunti. So stiegen sie denn muthig hinab in den Wald; aber der Weg war so schlüpferig, daß sie absaßen, den Thieren die Zäume am Halse befestigten und sie sich selbst den Weg suchen ließen. Stellenweise waren die Baumäste etwas lichter, so daß sie den Weg nicht gänzlich verloren; mitunter auch erleuchtete ein prasselndes Feuer den Wald Hunderte von Ellen weit und zwang sie zu weiten Umwegen. Solche Brände waren oft großartig; das Knattern und Prasseln brachte das Blut der Reisenden zum Erstarren und trieb die Pferde zu wilder Flucht. An einzelnen Plätzen mußte das Feuer schon Tage lang gewüthet haben; alles Erreichbare war schon verzehrt und nun erlosch es in sich selbst; an anderen bewies ein einzelner in Flammen stehender Baum, daß der Frevel erst vor Kurzem geschehen war.

In stets wachsender Ermüdung, gedankenlos und ohne ein Wort zu sprechen, wanderten sie weiter und weiter; einer nach dem andern waren ihre Begleiter erschöpft zurückgeblieben und nur noch der Dolmetscher und ein Zaptieh hielten bis zuletzt aus. Um Mitternacht hörte der Wald auf und sie befanden sich zwischen Felsgipfeln von mehreren hundert Fuß Höhe; endlich erblickten sie die Feuer wieder, welche sie von oben gesehen hatten, und eine weitere Stunde brachte sie in deren Nähe. Aufs äußerste ermattet, warf sich die Dame zu Boden, während ihr Gemahl durch Pistolenschüsse die Bewohner des Dorfes herbeirief, das sie erst um 2 Uhr des Nachts betraten. Dort stellte es sich am nächsten Morgen heraus, daß sie sich gar nicht an ihrem Ziel Ybunti, sondern in dem eine Stunde vorher gelegenen Gengelli befanden, und daß die Entfernung, welche sie zurückgelegt hatten, selbst mit guten Pferden in der That nicht unter 18 Stunden zu durchmessen sei. Der Kaimakam von Karaman, welcher ihnen die erforderliche Zeit auf 12 Stunden angegeben hatte, konnte von dem Wege nicht die geringste Kenntniß haben.

Am folgenden Vormittage ritt das Scott=Stevenson'sche Ehepaar in zwei Stunden von Gengelli nach Mût. Dieser Theil des Kalykadnus=Thales ist gut mit Getreide, Mais, Baumwolle, Melonen, Gurken und Kürbissen bebaut. Dazwischen liegen niedrige Hügel von vulkanischer Asche und Tuffsand, die mit jungen Fichten bestanden sind; an den Bachrändern wachsen Christdorn, Judasbaum und andere Dornsträucher, ab und zu auch ein Fliederbusch. Zahllose Obstbäume, Eichen, Buchen u. s. w. zeugten für die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens — eine Folge der Berieselung und zugleich einer fast tropischen Sonnengluth. Etwa halbwegs zwischen beiden Orten führt eine steinerne Brücke über den Fluß, und unmittelbar oberhalb derselben stürzt sich ein reißender Wasserfall in einem Satze über eine Felswand. Im Thale liegen zahlreiche kleine Weiler, die zu dieser Jahreszeit (Mitte Mai) indessen meist menschenleer standen, da ihre Bewohner schon die Jailas oder Sommerlager bezogen hatten. Ein solches verlassenes Dorf bietet einen höchst melancholischen Anblick dar: lose hängen die offenen Thüren in ihren Angeln, aus den Essen steigt kein Rauch empor und weder Hund noch Katze verleiht den Häusern einen Anschein von Wohnlichkeit. Nur einige Fledermäuse, und hier und da eine kleine braune Eule fliegt auf, wenn sich Menschen nähern.

Noch ein kurzer Anstieg, und das Schloß von Mût mit seinem einzelnen Hauptthurme und den bastionirten Mauern lag vor ihnen. Ein Fluß theilt den Ort in zwei Hälften; mit Ausnahme einer geraden Straße, welche einige Läden enthält, ist er sehr zerstreut gebaut. Unterhalb der Burg entspringt im Schatten zweier mächtiger Birnbäume eine herrliche Quelle eiskalten Wassers und ergießt sich in ein circa 3 Fuß tiefes Becken; ringsum ist der Boden gepflastert und scheint seit Alters her der Lieblingsplatz der Bevölkerung in den Abendstunden zu sein. Die Kühle des Wassers muß ihnen in der erschlaffenden Hitze des Sommers eine unaussprechliche Wohlthat sein, wie es auch dem englischen Ehepaare großes Vergnügen gewährte, Gesicht und Hände in dem natürlichen Becken zu waschen. In der Nähe liegen viele alte Säulenstumpfe und behauene Steine umher.

Dicht über der Quelle erhebt sich die Burg, verfallen bis auf die äußeren Ringmauern und polygonalen Thürme. Der alte Hauptthurm ist kreisrund, drei Stockwerke hoch und beherrscht den Eingang zur Stadt von Norden her. Auf der entgegengesetzten Seite stürzt der Felsen steil ab und wird unten vom Flusse bespült. Gegenüber dem Eingange liegt die Moschee des Karaman Oglu, ein kleines Gebäude mit zwei pyramidenförmigen Mausoleen zu beiden Seiten, unter denen die beiden Söhne Karaman's begraben sein sollen. Im Süden und Südwesten der Stadt bezeichnen zahlreiche Trümmer die Lage des antiken Claudiopolis. Mrs. Scott=Stevenson behauptet, nie so viele Säulen auf einem Fleck zusammen gesehen zu haben, wie hier; zahlreiche liegen auf dem Boden, wie sie hingefallen sind, ebenso große Massen behauener Steine und feiner Marmorpfeiler. Eine Säulenreihe führte einst von der Stadt nach der Ne-

kropolis, wo noch ein großer weißer Marmorsarkophag und unweit davon der Deckel dazu sich findet. Der Styl aller dieser Trümmer ist streng dorisch, ohne die geringste Spur von einer Skulptur oder Inschrift.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verlust an Grund und Boden, welchen der polnische Großgrundbesitz in der Provinz Posen im Jahre 1881 erlitten hat, ist größer gewesen, als in irgend einem der früheren Jahre: dem „Kuryer Poznanski" zufolge gingen neun Güter von zusammen 16 438 Morgen aus deutschem Besitze in polnischen über, dagegen aus polnischem in deutschen 29 Güter von zusammen 89 580 Morgen, was für den polnischen Besitz einen Verlust von 73 142 Morgen ergiebt. Dieses Vorrücken des Deutschthums im Osten ist zwar ein langsames, anscheinend aber auch ein sicheres. (Vergl. hierzu „Globus" Bd. XXXVIII, S. 191 und Bd. XLI, S. 95.)

— Ein ähnliches Unternehmen, wie der 1878 erschienene Andree-Peschel'sche Atlas, tritt jetzt in unserm Nachbarreiche ans Licht: es ist ein von Dr. J. Chavanne herausgegebener „Physikalisch-Statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn" (Wien, E. Hölzel), dessen erste Lieferung (Preis 7 Mark) uns vorliegt. Das Format und der Maßstab (1 : 2 500 000) ist größer als bei seinem deutschen Vorgänger (1 : 3 000 000), die technische Ausführung sauber, deutlich und ansprechend. Ausgegeben sind bis jetzt eine Regenkarte von Carl von Sonklar, eine geologische von Franz Toula, Bosnien mit umfassend, und eine über den höhern und niedern Unterricht von Franz von Le Monnier. Jede Karte ist von erklärendem Texte begleitet. Außer den Genannten betheiligen sich noch V. von Haardt und Prof. Dr. Kerner von Marilaun an der dankenswerthen Publikation.

— Aus E. Hölzel's Verlag (Wien 1882) liegt uns eine „Wandkarte der Alpen" in 1 : 600 000 in sechs Blatt mit erläuterndem Texthefte vor, welche unter Leitung von Vincenz von Haardt bearbeitet worden ist. Es ist eine stattliche, saubere Karte von bestechendem Aeußern, prachtvoll lithographirt und schön in vier Farben gedruckt. Das einzige, was an ihr auszusetzen ist, ist der nicht geringe Preis (30 Mark), und der Umstand, daß es dem immerhin mit Fleiß und Liebe behandelten Terrain an dem gehörigen Ausdrucke, wie ihn der Charakter der Wandkarte bedingt, fehlt.

— Rußland und die Juden ist der Titel einer 100 Seiten umfassenden Broschüre des Freiherrn von der Brüggen, welche bei Veit u. Comp. in Leipzig soeben erschienen ist. Da es sich hier um eine brennende Tagesfrage handelt, welche vom ethnographischen wie kulturhistorischen Standpunkte ebensowohl als vom ethischen und socialen beurtheilt sein will, so ist es mit Rücksicht auf die beiden ersten Gesichtspunkte geboten, auch hier Notiz von der Schrift zu nehmen. Freilich ist es schwer in dem vorliegenden Falle ganz objektiv zu bleiben; hören wir in einem großen Theile der europäischen Presse „Humanität" und „Toleranz" betonen, so mag dem gegenüber daran erinnert werden, daß wo Rauch zu sehen, auch Feuer vorhanden sein muß. Dieses Feuer, die Ursache der beklagenswerthen Ausschreitungen gegen die Juden in Rußland, zeigt uns der Verfasser, der irgendwo in Westrußland als Gutsbesitzer wohnt und die Dinge an der Quelle studirt hat. Wir erfahren, daß die Juden in Rußland gesetzlich nur in 15 westlichen Gouvernements wohnen dürfen, daß sie aber sich ungesetzlich längs der Bahnen weiter nach Osten zogen, von wo aus nun im Namen des Gesetzes ihre Rückverweisung nach Westen erfolgt. Der gemeine Russe ist nach von der Brüggen in vielen Stücken dem Juden gegenüber inferior zu nennen und letzterer bringt ihn durch Branntwein und Wucher in seine Hände, das ist notorisch. „Man mag von der Freiheit nun halten, was jedem beliebt; man mag das freie Spiel der Kräfte für sehr schön ausgeben; man mag mit Karl Emil Franzos sagen, jedes Volk habe die Juden, die es verdient und mit ihm sich dabei sehr wenig denken: man wird den Mann doch für wenig gescheit erklären müssen, der nun einmal nichts besitzt als einen Stall voll Truthühner, aber auf die Versicherung eines Nachbars hin, daß dessen Fuchs gezähmt und obdachlos sei, denselben zu seinen Truthühnern sperrt. Wie die Puter dann eines schönen Morgens kalt gemacht waren, da sagt zu ihm der Nachbar: ja, Freund, warum waren die Thiere in Deinem Stalle auch Puter und nicht Füchse wie meiner! Das ist so ungefähr die Logik, welche die schöne Phrase von den verdienten Juden erfunden hat und das ist auch ungefähr das Verhältniß zwischen dem russischen Bauer und dem Juden."

Von der Brüggen kennzeichnet die „deutschen Juden in ihrer Heimath", d. h. er führt uns zu den Talmudjuden in Polen-Litauen, wo sie unverhüllt, unverfälscht auftreten, ausgestattet mit manchen guten Eigenschaften, aber Sklaven des Talmudglaubens und die Decomposition des Landvolks fördernd. Jene Juden charakterisirt unser Verfasser und er scheint uns in dem, was man „Wissenschaft des Judenthums" nennt, wohl bewandert. Diese Wissenschaft steht bekanntlich isolirt da, sie ist so sehr auf sich beschränkt, daß irgend ein Konnex mit der Wissenschaft im Allgemeinen nicht vorhanden ist. Verlautet nach außen für Uneingeweihte etwas über den Talmud, so erhält man ein Zerrbild, wie Professor Rohling in Prag es gab, oder eine geistreiche, einseitige Schönfärberei, wie der verstorbene berühmte Orientalist Deutsch sie in Umlauf setzte. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Unser Autor wünscht, „daß das starre Judenthum dieser östlichen Länder mit Vorsicht, auf dem Wege freisinniger Behandlung gebrochen, daß hier das Nest zerstört würde, darin jener nationale Charakter immer und immer wieder groß gezogen wird, welcher nun einmal den nationalen Sitten und Forderungen der heutigen Kulturvölker widerstreitet. Ich wünsche, daß das auf freisinnigem Wege friedlicher Verschmelzung gelinge." Aber gerade der Verschmelzung haben die Juden zu allen Zeiten und bei allen Völkern, selbst wo sie vollständig gleichgestellt waren und sind, sich am energischsten entgegengestellt und man braucht hier nur auf die Urtheile jüdischer Koryphäen wie Zunz, Jost, Graetz zu verweisen, um zu zeigen, daß obiges eben nur frommer Wunsch des Autors bleiben wird. Der Verfasser hebt mit Recht (S. 78) bei den Juden das Gesetz der Vererbung hervor, dieses aber ist der beste Hort Israels, um das Volk nicht in der Zerstreuung zum Bestandtheil anderer Völker werden zu lassen. „Ein Volk steht auf, das andere verschwindet, aber Israel bleibt ewig" (Midrasch zu Psalm 36).

Wichtig erscheint uns, was von der Brüggen (S. 18, 99) von der Einwanderung der polnischen Juden in Deutschland berichtet. Sie erfolgt eben scharenweise und das Ableugnen sowie die statistischen Kunststücke, mit denen man von deutsch-jüdischer Seite sie ableugnen wollte, werden den Thatsachen gegenüber bankerott. Von der Brüggen ruft in dieser Beziehung der deutschen Regierung ein videant consules! zu.

R. A.

— Am 1. Januar 1880 standen dem Russ. Reg.-Anzeiger zufolge unter der Staatsforstverwaltung 12 362 Domänen mit einer Gesammtfläche von 123 191 288 Desjätinen, ferner in den Kreisen Mezen und Kem des Gouvernements Archangel 26 964 328 Desjätinen Tundren. Von der vorgenannten Gesammtfläche sind 98 642 606¼ Desjätinen oder 80,7 Proc. eigentlicher Waldboden, die übrigen 19,3 Proc. sind theils Ackerland der Forstbeamten u. s. w., theils Unland. Auf jede Quadratwerst des europäischen Rußland (ohne Finland, die Weichsel-Gouvernements und das Land der Kasaken vom Don, von Orenburg und vom Ural) kamen 31,3 Desjätinen des Staatsforststandes und 25 Desjätinen eigentlichen Waldbodens; auf jeden Kopf der Bevölkerung 1,5 Desjätinen, auf den Kopf der männlichen Bevölkerung je 3,1 Desjätinen Waldboden. Das Personal der Forstverwaltung am 1. Januar 1880 betrug nur 1138 Köpfe.

Asien.

— Wie die Zeitung „Sibir" mittheilt, bietet im ganzen Oblast Semirjetschensk der Kreis Issyk-Kul, rings um den gleichnamigen See gelegen, den besten Platz zur Ansiedelung von Einwanderern. Gutes Höhenklima, Reichthum an Gebirgswassern, fruchtbarer Boden, Ueberfluß an Fischen, Wild und Geflügel jeder Art haben auch schon Ansiedler aus Westsibirien wie aus den europäischen Gouvernements Perm, Wjatka, Penza, Kaluga und Astrachan dorthin gezogen, und ist z. B. das Dorf Tjun, welches i. J. 1870 nur 12 Gehöfte zählte, jetzt auf deren 100 angewachsen. Die Ansiedler, die außer Ackerbau und Fischfang auch Bienenzucht treiben, sind auf zehn Jahre von allen Abgaben befreit und bezahlen dem Staate nur das Holz mit 50 Kopeken für das Fällen der Bäume. An Eingeborenen zählt man im Kreise an 15 000 Kibitken, deren jede dem Staate eine Abgabe von 5 Rubel 35 Kopeken zahlt. Außer Tjun sind noch einige russische Dörfer im Entstehen.

— In der Sitzung der kaukas. geogr. Gesellschaft zu Tiflis am 6. (18.) April verlas unter anderm General Stebnitzki einen Bericht „über den Pontischen (Lazistanischen) Gebirgskamm". Pontischer Kamm wird die hohe Gebirgskette genannt, die etwa 400 Werst lang am Südufer des Schwarzen Meeres vom Mündungsgebiet des Jeschil-Irmak, unweit der Städte Samsun und Niksar bis nahe zur Mündung des Tschoroch sich hinzieht. Diese Kette hat nicht nur in klimatischer und geographischer Beziehung eine hohe Bedeutung; sie bietet auch in ethnographischer Beziehung nicht geringes Interesse, da an ihr Vertreter der verschiedensten Völkerschaften sich gruppiren. Der Berichterstatter gab einen kritischen Ueberblick über die bis jetzt in der Literatur vorhandenen Nachrichten über dies Gebirge, welche theilweise einer genauen Prüfung nicht Stand halten, ergänzt durch die Resultate seiner eigenen Wahrnehmungen und Untersuchungen.

In derselben Sitzung hielt Herr T. P. Jozefowitsch einen Vortrag über seine jüngste Reise in das Gebiet, welches sich von Bajazet bis Mosul erstreckt. Dieses Gebiet, welches streng genommen weder in geographischer noch in ethnographischer Beziehung eine Einheit bildet, hat doch den Charakterzug gemeinsam, daß seine Bewohner, in steten Verkehrsbeziehungen unter einander, von der übrigen Welt fast ganz abgesondert sind. Der Referent gab auch ein Verzeichniß der bewohnten Orte des Gebietes mit Angabe des ethnographischen Bestandes der Bevölkerung. Ein dritter Vortrag des Herrn A. W. Komarow über seine Reise nach Swanetien beschäftigte sich wesentlich mit den Sitten und Gebräuchen der in wenig zugänglicher Gegend wohnenden Swanen, widerlegte die Ansicht von dem jüdischen Ursprunge der lachamulischen Gemeinden und gab zum Schluß eine Uebersicht der Wegeverbindungen zwischen Swanetien und den benachbarten Landschaften.

— Eine officielle Kommission, welche Telek-Semawe oder Samoi, den einzigen geschützten Hafen an der Ostküste von Atjeh, untersucht hat, berichtete günstig über denselben: es sollen dort Kohlendepots und eine Ansiedelung gegründet werden, und man erwartet, daß dieser Hafen in Zukunft ein wichtiger kommercieller Mittelpunkt werden wird, besonders für den Pfefferhandel. Im eigentlichen Atjeh wird eifrig an Herstellung von Straßen und anderen Verbesserungen gearbeitet. (Registrande Bd. XII.)

— Die Frohndienste, welche die Eingeborenen Javas ihren Häuptlingen bisher erweisen mußten, sind durch Beschluß der niederländischen Kammern auf Antrag der Regierung abgeschafft worden. (Registrande Bd. XII.)

Afrika.

— Der Matabele-König hat nach Frank Oates (Matabele Lands and the Victoria Falls p. 223, s. o. S. 15) kein Verlangen nach allzu vielen Weißen, die sein Land zu besuchen kommen, doch sieht er einige zu Handelszwecken gern bei sich. Die Boeren, welche nur der Felle wegen Jagd machen und das Fleisch liegen lassen, kann er nicht leiden, während er gegen Oates, der die Jagd vernünftig betrieb und ihn durch Geschenke bei guter Laune erhielt, freundlich war. Gegen Leute, welche des Wildprets halber Jagd machen, hat er nichts einzuwenden; sieht er aber mal Schalen von Straußeneiern auf dem Frühstückstische liegen, so wird er böse und fragt, wie man auf Federn rechnen könne, wenn man die Eier verzehrte. Ebenso haßt er das Erlegen von weiblichen und jungen Elephanten, deren Stoßzähne kaum des Mitnehmens werth sind. Die Boeren aber schießen, wohin sie kommen, Alles, Großes und Kleines, nieder nach dem Grundsatze, daß alles Fisch ist, was in das Netz geht.

— Der Afrikareisende Dr. Max Buchner und der Sekretär der Berliner Afrikanischen Gesellschaft, Dr. Annecke, sind mit der Stettiner Maschinenbauaktiengesellschaft „Vulcan" in Unterhandlung getreten wegen des Baues einer in 150 Theile zu zerlegenden Dampfbarkasse, jeder Theil im Gewichte von 60 bis 75 Pfund (mit Ausnahme des Kessels, welcher von vier Leuten getragen werden soll). Diese Barkasse hat die Bestimmung, den Gelehrten der in Afrika stationirten Sektion der Afrikanischen Gesellschaft zur Erforschung des Congo zu dienen.

Polargebiete.

— Ende Juni ist der Astronom Fuß aus Kronstadt nach Archangelsk abgereist, um zunächst dort einige Beobachtungen anzustellen, dann nach Nowaja Zemlja weiter zu gehen und durch Chronometerbeobachtungen die astronomische Lage des von der Polarexpedition gewählten Stationspunktes im Verhältniß zu Archangelsk genau zu bestimmen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. №7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Das ringsum von hohen Sandsteinbergen umschlossene Becken, in welchem sich die Oase Dschôf befindet, ist keineswegs, wie die Reisenden zuerst vermutheten, eine isolirte Depression in dem großen Plateau El Hamâd, sondern gehört ebenso wie die 20 englische Meilen weiter nach Osten gelegene Oase Meskakeh noch zu der ungeheuren Thalsenke des Wadi Sirhân, die hier in östlicher Richtung ausläuft. Auch dieser von ansehnlichen Höhenzügen durchsetzte Theil des alten Meerbeckens ist von fast ununterbrochenen Felsrändern umgeben; der Eindruck größerer Tiefe, den er macht, beruht lediglich auf einer durch das coupirte Terrain hervorgerufenen Täuschung. Die tiefsten Punkte der Ebene, die sich hier zwischen den Höhenzügen ausbreitet, haben genau dieselbe absolute Höhe (1800 bis 1900 Fuß engl.) wie die tiefsten Stellen in dem von N. W. nach S. O. laufenden Haupttheile des Wadi. Bis auf die Oasen zeigt sich auch hier wie dort vorherrschend der todte weiße Sand und Kiesboden, der nur zuweilen von einer kleinen Stelle härtern, thonigen Grundes unterbrochen wird, auf der das Regenwasser sich sammelt, und wo nach der Verdunstung desselben eine dünne Salzschicht erscheint. Die Stadt Dschôf selber besteht aus etwa 600 Häusern, kleinen würfelförmigen Lehmbauten, die nicht in Straßen geordnet, sondern in regellosen Gruppen, zum Theil von Palmengärten umgeben, durcheinander stehen; gewundene, von niedrigen Lehmmauern eingefaßte Gassen ziehen sich dazwischen hindurch. Einige von den Häusern zeichnen sich durch ein thurmartig aufgesetztes oberes Stockwerk aus, und auch die etwa 10 Fuß hohe Lehmmauer, welche die ganze Stadt umgiebt, ist in gewissen Abständen mit Thürmen versehen. Das hervorragendste Gebäude der Stadt außer dem aus dem Mittelalter stammenden Schlosse Marid, dem einzigen Steinbau, ist das neue „kasr“ dicht vor der Stadt. Die kleine, auf einem Hügel stehende Festung mit ihren starken, 40 Fuß hohen Lehmmauern und den zinnengekrönten gewaltigen Eckthürmen, mit ihren Schießscharten und den beiden alten Zwölfpfündern dient der aus sechs Mann bestehenden Garnison und dem Statthalter des Emirs von Dschebel Schammar zum Aufenthalt. Vor etwa 20 Jahren von dem Vorgänger des heutigen Emirs erobert und ebenso wie Kâf, Itheri und Meskakeh dem Schammarreiche hinzugefügt, hatte Dschôf sich mehrmals gegen die neue Herrschaft empört. Nach der Unterdrückung des letzten dieser Aufstände ließ der Emir das feste Schloß als eine Art Zwingburg errichten und zugleich einen andauernden Belagerungszustand über die Stadt verhängen, der jedoch, durch sechs Mann Besatzung auf eine Einwohnerschaft von 4000 bis 5000 Seelen ausgeübt, begreiflicherweise nicht sehr drückend ist. Weit empfindlicher und von nachhaltigerer Wirkung war die Bestrafung der Stadt durch das Niederschlagen einer großen Menge ihrer Palmen; der Schaden, der dem Wohlstande von Dschôf dadurch zugefügt wurde, soll heute, nach zwölf Jahren, noch nicht wieder verwunden sein. Denn die Dat-

teln von Dschôf bilden nicht nur das Hauptnahrungsmittel der Einwohner: sie sind in ganz Arabien berühmt und ein gesuchter Handelsartikel.

Außer den zahlreichen, in der Stadt befindlichen Brunnen, deren in ein dichtes Netzwerk von Gräben vertheiltes Wasser die inneren Palmengarten tränkt, liegen auch noch zehn bis zwölf Brunnen in der Ebene vor den Mauern. Ein Baumgarten, einige kleine quadratische Getreidefelder und eines oder mehrere Wohnhäuser, das Ganze von einer niedrigen Lehmmauer umzogen: daraus besteht die Umgebung eines jeden dieser flachen, nur wenige Fuß unter die Erde hinabgehenden Wasserlöcher. Von Schöpfrädern ist hier nichts zu sehen; das Wasser wird vermittels einer einfachen Vorrichtung durch Kameele hinaufgezogen, und der an einem Stricke befestigte Eimer schüttet, am Brunnenrande angelangt, seinen Inhalt in einen großen Steintrog, der die Gräben der Felder und Gärten speist.

Von den Anstrengungen der letzten Tage ermüdet, waren die Reisenden nicht wenig erfreut, als sie bei ihrer Ankunft in Dschôf fanden, daß die Versicherungen mehrerer Einwohner von Kâf und Itheri: „es gebe im Dschôfdistrikte noch mehrere Familien aus dem Geschlechte der Ibn Arûk“ auf Wahrheit beruhten. In einer der vor der Stadt belegenen Niederlassungen, bei dem Haupte des in Dschôf selber ansässigen Zweiges der Familie, wurden die Fremden in der gastfreundlichsten Weise aufgenommen. Von Ruhe freilich war unter den Umständen nicht viel die Rede; denn die ersten, ungemein demonstrativen Erkennungs- und Begrüßungsscenen zwischen Mohammed und den glücklich aufgefundenen Verwandten waren kaum beendet, der Bewillkommnungskaffee in der **kawah**, dem Empfangsraum des Hauses, noch nicht eingenommen, als sich auch schon immer mehr und immer entferntere Verwandte einstellten und die Erklärungen, das Umarmen und das Küs-

Festes Schloß von Dschôf.

sen und das Kaffeetrinken immer wieder begannen; für jeden neu hinzukommenden angesehenen Gast muß nämlich von Neuem Kaffee bereitet und von allen Anwesenden getrunken werden. — Am andern Morgen mußten die in dem Palmengarten des Hauses aufgeschlagenen Zelte der Reisenden abgebrochen und auf den Hügel vor der Festung gebracht werden. Der Stellvertreter des Statthalters, welcher letztere augenblicklich in Meskakeh verweilte, wünschte die Fremden in größerer Nähe und als seine Gäste zu haben; und wenn auch zuerst vielleicht ein gewisses Mißtrauen die Veranlassung zu diesem Wunsche gewesen sein mochte, so konnten die Reisenden über die Aufnahme von seiner Seite nicht klagen. Die Mahlzeiten, mit denen er sie in den finsteren, kerkerartigen Räumen des Schlosses bewirthete, stellten zwar harte Anforderungen an europäische Gaumen; denn wenn auch außer der Festspeise eines gekochten Ziegenlammes hier sogar ein in der Asche gebratenes Stück Fleisch von „einer wilden Kuh (wahrscheinlich einer Antilope) aus der Nefûd“ aufgetischt wurde, so waren doch die übrigen Gerichte, ein zäher, geschmackloser Mehlkleister, ein übelriechendes Gemenge von Zwiebelstücken und ranziger Butter und endlich eine große Schüssel mit in Wasser aufgeweichtem Brote, ebenso widerlich wie ungesund. Der gänzliche Mangel aller Vegetation in der Sandebene und auf den Hügeln von Dschôf verbietet den Einwohnern der Stadt das Halten von Hausthieren. Außer den wenigen Kameelen, die man für die Brunnen gebrauchte, und die mit gehacktem Stroh und Dattelnabfällen gefüttert wurden, existirten zur Zeit in der Stadt nur drei halbverhungerte Kühe und ein Pferd, die dem Statthalter und seinen Leuten gehörten, und dann noch einige Ziegen, das Eigenthum besonders wohlhabender Einwohner.

An den beiden letzten Abenden ihres Aufenthaltes in Dschôf veranstaltete der Befehlshaber noch zu Ehren der

Schwertertanz in Dschôf.

Digitized by Google

Reisenden Festlichkeiten in der Kawah des Schlosses, bei denen er selbst mit seinen Leuten eine Art feierlichen Schwertertanzes aufführte. Ein nicht unmelodischer, getragener Gesang der Tanzenden und der Schall einer aus Palmenholz hergestellten und mit Pferdehaut bespannten Trommel begleiteten die Vorstellung, deren feierlicher Ernst nur gelegentlich einmal durch ein plötzliches wildes Schwingen der Schwerter und einen dabei ausgestoßenen lauten Schlachtruf unterbrochen wurde. Nach Beendigung des Schauspiels lagerte sich die ganze Gesellschaft um große am Boden aufgestellte Schalen, die ein Gemisch von Dattelsyrup und dem sauern Safte der sogenannten trengs, einer fast kopfgroßen Citronenart, enthielten. Von diesem allen Anforderungen der Mäßigkeitsvereine entsprechenden Getränke wurden bis tief in die Nacht hinein unglaublich große Quantitäten vertilgt. Was die Reisenden bei diesen Zusammenkünften über die Aussichten für ihre Weiterreise erfuhren, war ungemein günstig. Das strenge Regiment des jetzigen Emirs von Schammar, Mohammed Ibn Raschid, der durch eine Reihe der unerhörtesten Blutthaten zur Herrschaft gelangt war, jetzt aber allgemein beliebt zu sein schien, hatte eine vollkommene Sicherheit innerhalb der weiten Grenzen seines Landes hergestellt. An einer guten Aufnahme am Hofe dieses augenblicklich mächtigsten Herrschers von Arabien war nach den Aussagen der Leute, die sämmtlich selber aus Haïl, der Hauptstadt von Dschebel Schammar, stammten, nicht zu zweifeln. Die einzige Schwierigkeit, um die es sich jetzt noch handelte, bestand darin, die Erlaubniß zur Weiterreise von dem Statthalter des Dschöfdistriktes zu erlangen, der, ursprünglich ein Negersklave, aber als persönlicher Freund des Emir zu diesem hohen Posten befördert, hier die Rolle eines kleinen Despoten zu spielen schien.

In der That erschien denn auch schon am dritten Tage ihres Verweilens in Dschöf ein Bote des Statthalters, der den Reisenden den Befehl brachte, nach Meskakeh zu kommen. Am folgenden Morgen, dem 8. Januar, machte man sich demgemäß auf den Weg. Man verließ die Stadt

Meskakeh.

bei bewölktem, nebligem Wetter, das sich bald in einem heftigen Regenschauer auflöste. In nordöstlicher Richtung vorschreitend, passirte man zunächst das Becken von Dschöf, das in seinem mittlern, tiefsten Theile mehrere große, mit einer Salzkruste bedeckte Bodenstellen aufwies. Am Nordrande angelangt, führte der Weg zunächst einen steilen, etwa 100 Fuß hohen Sandhügel hinauf, dann über einige bedeutend höhere Felsrücken, um gleich darauf wieder in eine Subbcha, ein Salzthal, hinabzusteigen, in dem ein großes jetzt gerade in voller Blüthe stehendes Tamariskengebüsch das Auge erfreute. Auf lange, mit dunklem, grobkörnigem Eisensteinsand bedeckte Strecken folgten wieder andere, wo der rothe Sandstein zu Tage trat und mit dem darauf lagernden Eisenstein in seltsamen, pilzförmigen Blöcken erschien. In den kleinen Wadis zeigten sich als Folge des vor einem Monat hier gefallenen Regens verschiedene, glänzend grüne Zwiebelgewächse mit krokusähnlichen Blüthen, die der traurigen Gegend einen trügerischen Schein von Fruchtbarkeit gaben. Nach Norden hin erblickte man in nebliger Ferne mehrere großartige Gebirgsmassen, unter denen das Taubengebirge, Dschebel Hammamîjeh, das bedeutendste sein soll. Im Nordosten und Osten bildete eine gleichmäßig hohe dunkle Linie den Horizont: es war der Rand des Plateaus El Hamâd.

Meskakeh, obgleich nicht Sitz des Statthalters, ist doch eine bedeutendere Stadt als Dschöf. Es besitzt 700 Häuser und bei weitem ausgedehntere Baumgärten als jenes, und wenn es auch die nämliche unregelmäßige Bauart aufweist, so macht doch die allenthalben herrschende Reinlichkeit und der gute Zustand der Gassenmauern und der Häuser einen unverkennbaren Eindruck von Wohlhabenheit, der in Dschöf fehlt. In Bezug auf ihre natürliche Lage haben die beiden Städte die größte Aehnlichkeit mit einander; denn auch Meskakeh liegt am Grunde eines von Sandsteinhügeln umgebenen Beckens. Freilich sind die Ränder desselben nicht so gleichmäßig fortlaufend wie die von Dschöf, sondern öfter durch tiefe, von Sandhügeln ausgefüllte Einschnitte, sowie durch weit vorspringende Felsentells unterbrochen. Eine alte, aus dem Mittelalter stammende und auf einem ansehnlichen Hügel belegene Citadelle beherrscht auch hier die Stadt und ihre ausgedehnten Gärten und Felder. Auf den letzteren, die anstatt der Lehmmauern mit niedrigen, aus Palmen-

Digitized by Google

zweigen geflochtenen Zäunen umgeben sind, wird vorzugsweise Gerste gebaut, die man als Grünfutter von den Ziegen abweiden läßt. Die Gärten enthalten hier neben den unentbehrlichen Dattelpalmen auch vielfach Feigen- und Aprikosenbäume sowie Weinstöcke, den Stolz der Einwohner. Freilich sollen die Datteln von Meskakeh keinen Vergleich aushalten können mit denen von Dschôf, wo man sich seit lange schon mit der Kultur ganz besonders feiner Arten beschäftigt. Von der großen Menge grundverschiedener Spielarten, in denen die Datteln hier in ihrer Heimath vorkommen, hat man in Europa keinen Begriff. Man unterscheidet nach Aussehen und Geschmack mindestens ebenso viele Varietäten wie bei den in unseren Obstgärten gezogenen Aepfeln. Die berühmten helwet el Dschôf, die in ganz Arabien am meisten geschätzte Sorte, sind von dunkelbrauner Farbe und ziemlich unregelmäßiger, eckiger Form; sie haben in der That ein ungemein feines Aroma, sind aber weich und klebrig und viel zu süß, um anders denn als gelegentliche Delikatesse genossen zu werden. Es giebt noch eine ganze Anzahl solcher weichen, zuckerhaltigen Arten, die, wenn man sie im Zustande vollständiger Reife in eine offene Schüssel legt, sich in kürzester Zeit in einen dickflüssigen Syrup auflösen, in dem der Zucker in großen Klumpen krystallisirt. Die von den Einwohnern von Dschôf am meisten konsumirte Art, die in großen Massen für den Winter getrocknet wird, ist von rundlicher Form, hellbraun und ziemlich mürbe und trocken; Lady Blunt giebt ihr den Vorzug vor allen feineren Sorten.

Drei Tage lang verweilten die Reisenden in Meskakeh und zwar auch hier wiederum als Gäste der Ibn Arûks auf einem dicht vor der Stadt belegenen kleinen Landgute, das mehreren verwandten Familien gemeinsam gehörte. Die Einblicke, die Lady Blunt hier in das häusliche Leben der Araber thun konnte, gaben Gelegenheit zu mancher interessanten Bemerkung über die trotz des Ueberganges in die kleinlichen Verhältnisse des festen Stadtlebens noch bewahrten patriarchalischen Sitten der Beduinen. Das Oberhaupt der Familie, der mit seinen beiden Weibern, seinen Söhnen

Alte Citadelle von Meskakeh.

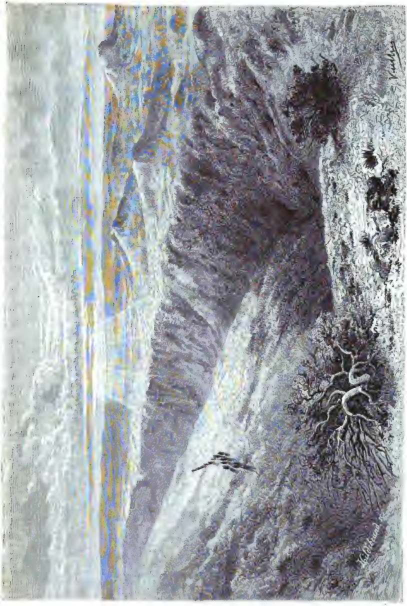
und deren verschiedenen Frauen und Kindern ein kleines Haus bewohnte, war nicht nur anerkannte Obrigkeit für dieses, sondern auch für die angrenzenden Niederlassungen, in denen entferntere Verwandte lebten. Auffallend gut war auch das Verhältniß der Weiber unter einander, das Lady Blunt bei den wichtigen Familienverhandlungen, die gleich am ersten Tage ihren Anfang nahmen, und bei denen sie als Vermittlerin mit den Bewohnerinnen des Harem auftrat, gründlich beobachten konnte. Zu Mohammeds größter Befriedigung fand sich hier in der That ein Ibn Arûk, der im Besitze heirathsfähiger Töchter war. Nach manchem Hin und Her und mehr als einem stürmischen Familienrath, bei dem der Vater des Mädchens unter tausend nichtigen Vorwänden den einmal festgesetzten Betrag des von dem Bewerber zu zahlenden Heirathsgutes immer höher zu treiben versuchte, wurde endlich abgemacht, daß Mohammed nach Jahresfrist die jüngste, jetzt noch nicht fünfzehnjährige Tochter erhalten sollte. Mit aller Feierlichkeit wurde ein Kontrakt darüber aufgesetzt, dessen Unterzeichnung freilich auch nicht ohne eine kleine Episode abging; noch im letzten Augenblicke versuchte der Schwiegervater wie weiland Laban eine der älteren Töchter an Stelle der gewünschten Braut einzuschieben. Ohne Mr. Blunt's energisches Dazwischentreten wäre dies Manöver sicherlich gelungen und Mohammed um den Besitz der jugendlichen Schönen gekommen, von der er bis jetzt nur nach Lady Blunt's Schilderungen wußte, daß sie „die Perle der Sammlung" war. Mit dem Schlachten eines Ziegenlammes und einer bis in die Nacht hinein währenden Schmauserei wurde der endliche Abschluß gefeiert; alle unangenehmen Zwischenfälle waren vergessen und unermüdlich wurden nun in Gesängen und Erzählungen die ritterlichen Tugenden, die Großmuth und der Edelsinn der Beduinen im Allgemeinen, und der alten Ibn Arûk im Besondern verherrlicht.

Neben diesen zeitraubenden und ermüdenden Verhandlungen verabsäumten die Reisenden ihre Bemühungen um die Gunst des Statthalters keineswegs. Das Bild, das sie sich im Voraus von dem schwarzen Machthaber gemacht hatten, entsprach der Wirklichkeit vollkommen. In lächerlichster Weise mit grellbunten seidenen und goldgestickten Dschibbehs, mit einer rothen Kefijeh und einer schwarz und goldenen Abba ausstaffirt, ein Schwert mit goldenem Griffe

in der Hand, so trat er von einem Zuge glänzend gekleideter und bewaffneter Diener begleitet in die Kawah des Schlosses, wo die Fremden schon lange auf sein Erscheinen gewartet hatten. Die hochmüthig nachlässige Art, der spöttische Ton, in dem er zu ihnen sprach, verhieß nicht viel Gutes, überraschte aber die Reisenden ebensowenig, wie das kriechende Wesen der arabischen Begleiter, die, der Mehrzahl nach den vornehmsten Familien von Meskakeh angehörig, die unbegrenzteste Demuth zur Schau trugen. Erstaunlicher war die gründliche Kenntniß der verwickelten beduinischen Verhältnisse, die der Schwarze augenscheinlich besaß. Er wußte genau Bescheid über die geringfügigsten Fehden und Vorkommnisse unter den Beduinenstämmen Syriens und des Euphratlandes, und der trotz aller räumlichen Hindernisse dennoch bestehende und hierdurch bekundete Zusammenhang zwischen den verstreuten Stämmen des kriegerischen Volkes gab den Reisenden manches zu denken und ließ ihnen die beduinische Macht für den Fall eines Orientkrieges als einen

Dschohar, Statthalter des Dschôfdistriktes.

nicht zu unterschätzenden Faktor erscheinen. Ueber die Politik des Sultans und namentlich über den damals eben zum Abschluß gelangten russisch-türkischen Krieg äußerte sich der Statthalter in mitleidig verächtlicher Weise. Gegen die Absichten der Reisenden verhielt er sich zuerst durchaus ablehnend; verschiedene Geschenke stimmten ihn jedoch allmälig günstiger, und als Mohammed bei der letzten Audienz neben mancherlei geschickt angebrachten Schmeicheleien auch etwas von einer Summe Geldes einfließen ließ, die Mr. Blunt gern für die Gestattung der Weiterreise zahlen würde, da verschwanden plötzlich alle Bedenken, und es wurde nicht nur die Erlaubniß ertheilt, sondern den Reisenden auch noch ein Führer zugewiesen, der sie bis nach Haïl bringen sollte. So rüstete man sich denn zum Marsche durch die große Nefûd, die von allen früheren Reisenden als das non plus ultra von Wüstenschrecken geschildert worden war. Von den beiden nach Haïl führenden Wegen wählten die Reisenden den kürzern, aber beschwerlichern,



Ein Fuldsch.

auf dem man in zehn Tagen etwa 200 engl. Meilen zurücklegt und in der ganzen Zeit nur zwei Brunnen passirt. Der letzte Tag des Aufenthaltes in Meskakeh, an dem der Morgen ausnahmsweise nicht neblig gewesen war, brachte einen heftigen langanhaltenden Gewitterregen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Lady Blunt von mehreren Einwohnern — und Mohammed bestätigte die Angabe derselben —, daß die Gefahr des Blitzschlages hier vollkommen unbekannt sei. Keiner wollte von dieser Gefahr auch nur sprechen gehört haben.

Am Morgen des 12. Januar verließ man die Stadt, um in fast genau südlicher Richtung den Weg nach der großen Wüste einzuschlagen. Nachdem man mehrere Meilen über einförmige, todte Sanddünen zurückgelegt hatte, kam man an ein Dorf, das letzte, das man für viele Tage sehen sollte. Es waren etwa 70 bis 80 Häuser, ein felsiger Hügel mit einer Festungsruine auf der einen, ein Hain von Palmen und Ithelbäumen auf der andern Seite, wo sich der Brunnen befand. Von dem Südrande des weiten Beckens von Meskakeh, den man bald darauf erklomm, gelangte man auf eine ausgedehnte Hochebene (2220 Fuß über dem Meere), deren grobkörniger dunkelgefärbter Sand mit kleinen runden Kieseln dicht überstreut war. Nach einigen Stunden des Marsches über dieselbe zeigte sich am südlichen Horizont, und weit nach Osten und Westen herumgehend, ein dunkelrother Streifen: es war die Nefûd. Näher kommend gewahrte man bald, daß der seltsam braunroth gefärbte Sand der großen Fläche in hohen Wellen wie ein vom Sturme wild aufgeregtes Meer dalag. Um mit frischen Kräften die Erforschung des interessanten Gebietes zu beginnen, schlug man das Lager für die Nacht hier am Rande desselben auf. Was man bei der Wanderung des folgenden Tages schon von der Nefûd kennen lernte, war denn in der That auch im höchsten Maße überraschend und allen Berichten früherer Reisenden durchaus widersprechend. Palgrave, der unter denselben immer für den zuverlässigsten gilt und der gerade die Nefûd als eine Art Hölle schildert, hat sie freilich im Sommer durchreist; rechnet man aber auch von seiner Beschreibung alle die großen Veränderungen ab, die hier durch den Wechsel der Jahreszeiten bedingt sind, so erscheint es doch unbegreiflich, wie die in die Augen springenden, unveränderlichen charakteristischen Eigenschaften der großen Wüste seinem Blicke entgehen konnten. Da ist zunächst die merkwürdige Farbe, ein glänzendes Roth, das Morgens, wenn es vom Thau feucht ist, oft richtig purpurroth erscheint. Der Sand ist grobkörnig, doch vollkommen rein von jeder fremden Beimischung; überall sowohl in Bezug auf Farbe als Textur durchaus gleichmäßig. Daß er vollkommen unfruchtbar sein soll, beruht auf einer irrigen Annahme; die Nefûd zeigte sich jetzt als ein so reiches Weideland, wie es die Reisenden auf dem ganzen Wüstenwege von Damaskus bis hierher nicht gesehen hatten. Allenthalben standen dichte Ghadabüsche, sowie ein jetzt blätterloser Strauch, das sogenannte „yerta“, das mit seinen verschlungenen, faserigen Aesten an den Weinstock erinnert und auch, nach einer beduinischen Sage, ein von dem Propheten verwandelter Weinstock sein soll. Unter verschiedenen Weidekräutern für die Kameele fanden die Reisenden hier auch zum ersten Male das sogenannte adr reich vertreten, das unschätzbare Wüstenfutter, das jedes damit ernährte Thier, und die Schafe namentlich, wochenlang ohne Wasser auskommen lassen soll. Leider giebt Lady Blunt auch von diesem „Wunderkraute“ der arabischen Phantasie keinerlei Beschreibung. Der jetzt noch vorhandene reichliche Graswuchs und der Ueberfluß an Brennholz, den die Ghada- und Yertabüsche lieferten, ließen die Angaben des landeskundigen Führers glaublich erscheinen, nach denen das Innere der großen Wüste trotz seines gänzlichen Mangels an Brunnen während der Frühjahrsmonate reich bevölkert ist. Die Beduinen, die dann sämmtlich frischmilchende Kameelstuten haben, können das Wasser entbehren und lassen ihre Herden wochenlang auf den reichen durch den Winterregen hervorgerufenen Grasflächen weiden. Die Ränder der Nefûd sind das ganze Jahr hindurch von einer dichten Nomadenbevölkerung bewohnt, und vielleicht geht Mr. Blunt nicht fehl, wenn er in dem bisher ungeahnten Vorhandensein dieses reichen Weidelandes die Lösung für das Geheimniß der großartigen Pferdezucht in Centralarabien erblickt.

Die seltsamste Erscheinung in der Nefûd sind aber die sogenannten Fuldschs, die eigenthümlichen Sandhügel und Thäler, die den Reisenden zuerst den Eindruck gänzlicher Regellosigkeit und chaotischen Gewirrs machten. Nach einigen Stunden des Marsches jedoch, wo man sich ringsum immer wieder von denselben, wenn auch in verschiedenem Maßstabe auftretenden Formationen umgeben sah, wurde man sich klar darüber, daß man es hier keineswegs mit einer zufälligen, wenn auch bis jetzt unerklärlichen Erscheinung zu thun hatte. Der ganze Boden der Nefûd zeigt nämlich eigenthümliche Vertiefungen, die bald größer, bald kleiner, bald tiefer, bald flacher, aber immer in der nämlichen Form, wie Eindrücke eines kolossalen Pferdehufes, in langen Reihen von Osten nach Westen darüber hingehen. Die tiefste, die Mr. Blunt gemessen hat, zeigte vom obern Rande bis zum Grunde einen Abstand von 70 Metern, doch giebt es auch solche von nur wenigen Fuß Tiefe. Uebereinstimmend ist eben bei ihnen allen nur die Form, die Richtung und der Umstand, daß am westlichen obern Rande einer jeden ein höherer oder niedrigerer Sandhügel sich erhebt, der in seiner endlosen Wiederholung die Nefûd wie ein mit überstürzenden Wellen bedecktes Meer erscheinen läßt. Die Annahme, daß die Fuldschs, wie etwa andere Sanddünen, ihre Entstehung einem vorherrschenden Winde verdanken, wird durch die dichte Vegetation widerlegt, welche die Hügel ebenso wie die Vertiefungen bedeckt, sowie durch die Aussagen der Beduinen, nach denen seit Menschenaltern sich an der Oberfläche der Nefûd nichts geändert hat.

Das Brot im Volksglauben.

Von E. Haberland.

III.

Entsprechend der hohen Bedeutung des Brotes knüpft sich an dasselbe auch manche Vorschrift hinsichtlich seiner Behandlung.

Die erste und zwar durch ganz Deutschland gehende ist die, das Brot nicht mit der Oberrinde auf den Tisch zu legen, sondern so wie es im Ofen gelegen hat, oder, wie es

der Rheinpfälzer ausdrückt, mit der „Madelekruste“ nach unten, der „Bubenkruste“ nach oben. Andernfalls wird man nicht satt (Mecklenburg), ist kein Segen dabei (Böhmen, Tirol), es tritt wohl selbst als Folge ein Unglück ein (Rheingegend), das Unglück tritt ins Haus (Oesterreichisch-Schlesien und Mecklenburg), der Segen geht hinaus (Mecklenburg), oder hat selbst der Teufel, für den auch die bösen Leute eintreten, Gewalt über die Betreffenden (Voigtland, Wetterau); es leiden die armen Seelen (Böhmen), oder derjenige, der es versehen, muß späterhin in der Hölle so lange auf dem Bauche liegen (Rheinpfalz). Noch ein anderer Mecklenburger Grund für die Vorschrift ist der Satz, daß keiner auf dem Rücken liegend sein Brot verdienen könne [185].

Ist das Brot angeschnitten, dann darf es nicht mit der angeschnittenen Seite nach außen liegen oder nach der Thür weisen, denn dann geht das Glück aus dem Hause und die Noth kommt herein [186]. Unangeschnitten soll man es nicht in die Tischlade legen, denn das deutet auf Geiz und nimmt dem Brote den Segen [187], wie auch der geizig wird, welcher den Anschnitt des Brotes allein ißt [188]; nach schwäbischer Ansicht läuft ihm im letztern Falle das Vieh nicht, so daß er es beständig treiben muß [189]. Unangeschnitten Brot soll man in Schwaben überhaupt nicht auf den Tisch legen [190], wobei vielleicht der Schutz, den ihm der Schnitt mit dem Messer verleiht, in Betracht kommt. Auch ist die Gier beim Brotessen verpönt; nimmt man das Vorbrot, ehe es recht gar ist, aus dem Ofen, so blutet es, wie man in Bayern sagt, beim Anschnitt [191]. Nach oberdeutschem Aberglauben ist es verboten, Brot mit einem Messer in die Milch oder Milchsuppe zu schneiden, man muß es einbrocken, wenn man nicht den Kühen die Milchergiebigkeit nehmen will [192].

Verleiht man Brot, so muß man in der Mark wie gleichfalls in Masuren vorher ein Stückchen abschneiden, in Schlesien das Brot selbst einwickeln, damit man den Segen nicht mit fortgiebt [193]. Dieses Fortgeben des Segens geschieht nach Voigtländer und Mecklenburger Glauben auch, wenn man den ersten Abschnitt, den Knust von einem Brote, aus dem Hause giebt [194] (gut ist es hingegen, dem Hunde etwas von der ersten Scheibe zu geben [195]), schneidet man aber ein klein Stückchen kreuzweis aus ihm heraus und hat dieses im Mund, wenn man ihn weggiebt, dann werden dadurch wenigstens in Mecklenburg die bösen Folgen aufgehoben [196]. Frischgebackenes Brot giebt man hier gleichfalls nicht gern aus dem Hause, weil mit ihm der Segen aus diesem fortgeht [197]. In Siebenbürgen darf man den Anschnitt nicht zum Fenster hinauswerfen, weil sonst der Empfänger ein trauriges Ende nehmen würde [198]. Im Gegensatze zu diesem Nichtfortgeben des Anschnittes werfen gerade die Esthen vom angeschnittenen Brote das erste Stückchen gern weg [199], das alte heidnische Mahlzeitsopfer in zäher Erhaltung. Auch das letzte Stück Brot darf im Voigtlande nie aus dem Hause ins Freie getragen werden, sonst wird das Glück mit fortgetragen [200]; das Haus darf eben nie ohne den Schutz des Brotes sein. Vom vorgesetzten Brote soll man als Gast nach bayerischer Vorschrift nichts übrig lassen, da man sonst Zahnweh bekommt [201]; in Erlangen muß man, um dieses zu vermeiden, wenigstens den Rest mitnehmen [202].

Beim Anschneiden selbst macht man mit dem Messer auf der untern oder anderwärts auf der obern Seite des Brotes ein Kreuz, vielfach auch wohl drei solche, damit es nicht behext werde, besser gedeihe, mehr sättige und länger reiche [203]. In Niederösterreich sagt man, daß andernfalls das erste Stück dem Teufel gehöre, in Mecklenburg, daß man alsdann Mitesser, d. h. Diebe, bekommen würde, oder auch, daß die Frau das Regiment im Hause erhielte [204]; nach siebenbürgischem Glauben ist Unfruchtbarkeit die Folge der Verletzung dieser Vorschrift [205]. In einzelnen Gegenden der Oberpfalz legt man auch den Anschnitt quer über den Laib, um so ein Kreuz zu bilden [206]. Zuweit nach hinten darf man den Brotlaib nicht abschneiden, wenn man nicht unserm Herrgott die Fersen abschneiden will [207].

Fährt das Messer beim Schneiden aus dem Brote, dann hat man keinen Hunger [208], schneidet man ein Stück zuviel ab, so hat man einen hungrigen Freund in der Ferne [209], was auch der Fall ist, wenn man einen Teller zuviel aufsetzt [210]. Wem beim Brotschneiden eine Kerbe entsteht, der hat vorher eine Lüge gesagt [211]; zerbricht beim Anschneiden ein Stück, so hat der Empfänger nicht gebetet, wie gleichfalls auch, wenn das Stück schief geräth [212]. Bricht jemand unversehens ein rundes Loch durch ein Flachbrot, dann wird nach norwegischem Glauben bald einer im Hause sterben [213]. Wer das Brot nicht gleich schneidet, wird nie reich werden: „Schneide das Brot gleich, dann wirst Du reich,“ sagt man in Reichenbach mit Bezug hierauf [214]. Hängenbleiben von Brot am Messer sagt eine Theuerung voraus [215]. Brautleute schneiden nicht gern Brot und Butter an, wenn sie beisammen sind, weil sie dann Zank fürchten [216].

Auch Rückschlüsse auf den Charakter giebt in Böhmen das Brot. Wer gern Brot ordnet, auf dessen rechtschaffenen und friedenstiftenden Sinn kann man bauen; wer gern Brotrinde ißt, den wird das Glück nie verlassen. Bei der Hochzeit muß die Braut mit stumpfem Messer ein Stück Brot schneiden und dieses dann hinter sich werfen; geräth das Stück groß, wird sie freigebig werden, wenn aber klein, geizig; ist die braune Rinde an ihm größer, dann ist ihr erstes Kind ein Knabe, wenn aber die weiße, ein Mädchen [217]. Hierzu ist der bereits angeführte Rheinpfälzer Ausdruck „Buben- und Madelekruste“ zu halten.

Auch anderwärts wendet man sich mit Schicksalsfragen an das Brot. In Dänemark geht man beim ersten Neumond des Jahres mit einem Brot, einem Messer und einem Schilling ins Freie und schlägt im Mondlicht ein Psalmenbuch auf, um aus dem Inhalt des aufgeschlagenen Psalms das eigene Schicksal für das begonnene Jahr zu entnehmen [218]. Der Inselesthe schneidet bei Antritt einer Reise ein Brot in der Mitte soweit durch, daß der innere Theil nicht vom Messer berührt wird, und bricht es dann von einander ab, um, wenn sich die Erhöhung auf der obern Seite befindet, auf eine günstige Reise, im andern Falle aber auf Ungunst während derselben zu schließen [219].

In Aegypten legt man in der freudigen Nacht vor dem Dammdurchstich rohen Brotteig auf das Dach und nimmt, wenn derselbe schön aufgeht, daraus eine sichere Vorbedeutung ab für den günstigen Lauf der Ueberschwemmung und das Glück der Familie [220]; auch die Dekretsammlung des Burchard von Worms aus dem elften Jahrhundert hat unter den Bußfragen an die Beichtkinder bereits die, ob dieselben in der Neujahrsnacht Brot hätten backen lassen, um aus dem Aufgehen des Teiges ihr Glück zu erkennen [221].

Wer viel schimmliges Brot ißt, kann nach einem vielfach in Deutschland vorkommenden Glauben auf ein hohes Alter rechnen [222]; im Unterinnthal verspricht man ihm eine schöne Singstimme, in Schwaben schöne weiße Zähne [223]. Im Voigtlande bekommen Kinder davon helle Augen, in Mecklenburg bedeutet Schimmel am Brot überhaupt Segen für das Haus [224]. Die rumänischen Siebenbürgen glauben, daß derjenige, welcher viel verschimmeltes Brot ißt, die Gabe erlangt, vergrabenes Geld brennen zu sehen und es zu finden [225].

Beim Brotbacken ist natürlich auch vielerlei zu beobachten und ängstlich ist man fast überall für die strenge Befolgung der betreffenden Vorschriften besorgt, denn nicht allein durch mangelhaften Ausfall rächen sich Verletzungen derselben, sondern selbst auf das sonstige Gedeihen der Wirthschaft und das Schicksal der Hausgenossen erstrecken sie ihre bösen Folgen.

Der böhmische Brauch fordert, daß man beim Backen von neuem Korne etwas altes Brot ins Feuer werfe, überhaupt aber bei jedem Backen entweder drei Erbsen oder ein Strumpfband, damit das Brot nicht verbrenne und verderbe; natürlich muß der Teig auch noch bekreuzt und Segen auf ihn herab gefleht werden. Von dem Teig darf man nichts über Feld tragen, denn das Brot gedeiht alsdann in demselben Brotfasse nicht mehr, ferner darf man die ungebackenen Brote nicht zählen, weil sonst der Teig schlecht gährt; auch in der Oberpfalz darf man das Brot im Ofen nicht zählen, wenn es gedeihen soll, nach erzgebirgischem Glauben ist das Zählen aber gerade sehr praktisch, denn seitdem dies sich eingeführt hat, können die Holzweiblein kein Brot mehr davon wegnehmen[226]).

Ohne Fürtuch darf in der Oberpfalz die Bäuerin nicht kneten, sonst wird das Brot offen; ferner soll sie sich nicht auf den Backtrog setzen, da das Brot dadurch spindig wird, was auch eintritt, wenn man, während das Brot im Ofen ist, Kuchen anschneidet[227]). Ueber den Einschieber darf nicht getreten werden, weil sonst das Brot nicht aufgeht; hebt man ihn dagegen recht hoch, so geht das Brot tüchtig auf[228]). Schöner glattgemachter Teig verschafft in Mecklenburg dem Mädchen einen schmucken Mann[229]). Beim Backen selbst darf man den Teig nicht loben, weil sonst das Gebäck nicht geräth; auch darf der gekaufte Hefen nicht auf den Tisch gelegt werden, der Teig geht sonst nicht auf[230]). Der Tiroler giebt gern etwas geweihtes Salz zum Teig, damit das Brot besser ergebe[231]). Das Probebrot darf man in Mecklenburg nur so anschneiden, daß das Messer nicht ganz hindurch geht, sondern die Scheibe zuletzt abgebrochen werden kann; wird sie ganz abgeschnitten, dann backt das noch im Ofen befindliche Brot ab. Letzteres geschieht auch, wenn man, während Brot darin liegt, in den Backofen bläst[232]).

In der Rheinpfalz wirft die Hausfrau, unbewußt alten Opferideen huldigend, beim Backen eine Handvoll Mehl oder etwas Teig in den Ofen, damit kein böser Geist ins Haus dringe, drückt beim Einmachen mit der rechten Hand drei Kreuze ein, was auch in Oesterreichisch-Schlesien Sitte ist, und backt stets von dem Teig einen kleinen Laib für Hausarme mit, denn würde sie dieses unterlassen, so schwände aller Segen aus dem Hause[233]). In Schwaben muß stellenweise, so oft gebacken wird, dem ersten Bettler ein ganzer Laib gegeben werden, wenn nicht das übrige Brot verschwinden soll[234]).

Auch nach jüdischem Brauche wirft die Hausfrau beim Backen zum Osterfeste einen Kuchen ins Feuer[235]), ebenso in Böhmen beim Backen von Brot aus neuem Korne ein Stück davon und zwar hier damit im Hause kein Brand entstehe[236]). In der Oberpfalz muß man bei jeder Backschüssel drei Händlein voll Erde auf die Kohlen werfen, damit das Brot im Ofen wächst, auch dem Ofen das Backen selbst anzeigen, indem man dreimal auf den Sauerteig mit der flachen Hand klopft und dabei spricht: „Backofen, richte dich!“ [237]). Vom Opfern eines Kuchens beim Backen an den Hauskobold ist in der Schweizer, eines Brotes an den Puke, den zutragenden Drachen, in der lettischen Sage die Rede[238]). Auf die Opferidee weist auch der Brauch der siebenbürgischen Rumänen hin, frisch gebackenes Brot sorgsam zu bedecken, damit der Dunst für Gott aufgefangen werde[239]).

Die oben erwähnten drei Kreuze oder auch nur eines werden in der Altmark und in Mecklenburg mit der Schüssel oder dem Einschieber von der Magd vor dem Ofen unter folgenden Sprüchen gemacht[240]):

Dat Brot is in'n Åben,
Unser Herrgott is båben,
Wenn't keen Brot will warden,
Lät't luter Stuten warden. (Altmark.)
Dat Brot is in'n Aben,
De leiw Gott is unnen und baben,
All dei dorvon ēten,
Ward de leiw Gott nich vergeten. (Mecklenburg.)

Springt ein Brot im Backofen mitten entzwei, so betrachtet es der Schlesier als eine Todesvorbedeutung — in Norddeutschland findet sich der gleiche Glaube —, der Oberpfälzer aber unterscheidet zwischen den Rissen auf der obern und untern Fläche und deutet nur erstere auf Tod in Familie oder Freundschaft, letztere aber auf eine Hochzeit. Ist aus dem Brote etwas Krauses herausgetrieben, dann entsteht nach märkischer Anschauung Zwiespalt zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau, wenn man nicht schleunig drei Stückchen davon rücklings in den Backofen wirft[241]). Findet sich im Brote ein hohler Raum, so sagt man in der Provinz Sachsen: „da hat der Bäcker seine Frau hindurch gejagt“ [242]), in Tirol: „da ist die Bäckerseele drinnen“ [243]). Kommen beim Herausholen der Glut noch nicht ganz verkohlte Brände mit heraus, so deutet dies in Mecklenburg auf Gäste, welche das Brot mit verzehren helfen werden[244]).

Das sogenannte Strich- oder Löschwasser, mit welchem das Brot vor dem Backen bestrichen wird, benutzt man, da auf dasselbe die Kraft des Brotes übergegangen ist, mehrfach. Im Frankenwalde bestreicht man damit die Warzen, um sie zu vertreiben, zu welchem Zwecke es aber gestohlen sein muß, in Süddeutschland giebt man es dem Vieh zum Trinken oder wäscht es damit, namentlich wenn ein Viehsterben herrscht, damit ihm nichts zustößt[245]); indeß kann man damit auch bösen Zauber üben und das Vieh verdorren und sterben lassen, wenn man es in des Teufels Namen vor die Stallthür gießt[246]). In Masuren bekommen die Schweine das Wasser, womit man beim Backen das Brot geglättet hat, damit sie ebenfalls glatt werden[247]).

Am Gründonnerstag darf in der Mark und in Mecklenburg kein Brot gebacken werden, da es sonst im ganzen Jahr keinen Regen geben würde, die Wolken ziehen dem betreffenden Dorfe vorbei; auch hat man alsdann im Sommer viel mit Schimmel am Brote zu thun. Fastnacht dagegen muß im Mecklenburgischen unbedingt auf dem Herde Kuchen gebacken werden, wenn nicht die Hexen darauf nisten sollen. In Frankreich war es vom Aberglauben untersagt, in der Zeit zwischen den zwei Weihnachten, d. h. bis zur Beschneidung, zu backen, sonst traf Unglück das Haus — nach norddeutschem Glauben wird das Brot dann schimmlig —, ebenso während der Rogationen oder der Segenerflehungen für die Feldfrüchte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, daß einer der Bewohner des Hauses stürbe[248]).

Wird Karfreitag in einem Backtroge Teig angemacht, so verliert der Backtrog die Kraft des Wind- und Feuerwendens, welche ihm der Böhme sonst zuschreibt[249]). Ein Spruch zweier Waldfräulein, welcher in der Oberpfalz ebenso wie in Oberfranken bekannt ist, warnt überhaupt vor dem Brotbacken am Freitag, wenn man Glück haben will[250]); in Schwaben erhält man beim Freitagsbacken stets einen Laib zu wenig[251]). Dagegen backt man in Dorsetshire gerade am Karfreitage, um einen Laib in den Kamin hängen

zu können, wodurch das im Hause während des Jahres gebackene Brot verhindert wird, beim Backen klebrig zu werden; auch gelten in manchen anderen Gegenden Englands noch die Karfreitagsbrote als sicherstes Mittel gegen Diarrhoe, in Flandern drei an diesem Tage gebackene Brote in das Korn gesteckt als ein solches gegen den Wurmfraß [252]). Das in der Osternacht gesäuerte und gebackene Brot galt früher als ein Mittel, dem Schwerte eine Kraft auch gegen hiebfeste Gegner zu verleihen [253]).

Eine große Wichtigkeit legt man in den meisten Gegenden Deutschlands und auch in anderen Ländern dem zum Weihnachtsfeste gebackenen Brote bei. Das am Christabend gebackene Brot ist der höchsten Tugenden voll. Es verdirbt nach französischem Glauben nicht und wenn man es auch zehn Jahre aufbewahren wollte, es ist ein beliebtes Mittel für die Kühe, namentlich zur Abtreibung der Nachgeburt, und bewahrt überhaupt alles Vieh ebenso wie auch den Menschen vor mancherlei Krankheiten. Auch bewahrte man von diesem Brote, „pain de Calendo“ [254]) genannt, ein Stückchen, worauf man drei oder vier Kreuze mit einem Messer gemacht hatte, als Heilmittel gegen verschiedene Leiden auf, während man den Rest am Dreikönigstage in der Familie austheilte. Der Serbe in Syrmien legt ein Viertel des Weihnachtskuchens auf den Sturzbalken des Hauses [255]), und im Banat hebt er auch für die Abwesenden ein Stückchen vom Weihnachtsbrot als ihren Antheil auf, damit sie nicht um dieses heilige Gebäck kommen; ein jeder Anwesende aber nimmt ein Stückchen davon, nachdem es auf einem Teller mit Wein begossen worden, in den Mund, schlürft den Wein ein und legt das Stück Brot selbst wieder auf den Teller, damit es später die Hausthiere, deren Zeichnungen sich auch auf diesen Kuchen befinden, fressen sollen [256]). Der Esthe läßt davon — in einigen Gegenden wird ein besonders Feströtchen Kolli-kak oder Jõulo-kak zu diesem Zwecke gebacken — bis Fastnacht oder bis zum ersten Weideaustrieb stehen und vertheilt es dann an Mensch und Vieh des Haushaltes als Schutz gegen Krankheit und bösen Zauber [257]). Der Deutsche betrachtet stellenweise gleichfalls die an den drei Christabenden abgefallenen Brosamen als heilkräftig, namentlich für diejenigen, denen es „getenscht“ hat [258]). In Siebenbürgen ist es eine rumänische Sitte, daß junge Mädchen in der Sylvesternacht mit einem Bissen vom Weihnachtskuchen im Munde den Mist besteigen und aus dem dort gehörten Hundebellen die Gegend abnehmen, aus welcher der Freier im künftigen Jahr erscheinen wird [259]). Im Württembergischen kann man am Christtage in der Kirche die Hexen erkennen, wenn man durch das Loch eines Löffels sieht, den man ungesehen an den drei Knöpfli-Tagen, den drei Donnerstagen vor Weihnacht, in den Knöpfliteig gesteckt und wieder herausgezogen hat, so daß an ihm Teig von allen drei Tagen hängt [260]).

Im Mecklenburgischen spielt das Neujahrsbrot eine große Rolle in der Viehzucht; von den Teigresten des Neujahrsgebäckes wird ein besonderes Brot — in der Gegend von Ludwigslust drei, ein kleines ovales, ein dreieckiges und ein Nest mit kleinen Kugeln (Eiern) — gebacken und davon sämmtlichem Vieh ein Stückchen gefüttert zu seinem Gedeihen im neuen Jahre; auch steckt man wohl beim Kirchgange an diesem Tage ein Stück Brot zu gleichem Zwecke in die Tasche [261]). Der Masure backt gleichfalls Sylvester kleine Brötchen und giebt sie in der Neujahrsnacht dem Vieh zu seinem Gedeihen zu fressen, oder er backt sogenannte Neujahrspuppen, um sie zu künftigem Gebrauch bei Viehkrankheiten, beim Kalben, Lammen und dergleichen aufzubewahren [262]).

Im Norden backte man in alten Zeiten den Weihnachtskuchen bei Nacht auf freiem Felde [263]), jedenfalls in der Absicht, daß ihn der Thau dieser Nacht treffen sollte. Diesem Thau schreibt auch unser jetziger Volksglaube noch besondere Kraft zu, denn ein Stück Brot, welches man in dieser Nacht auf die Fensterbank legt, so daß es von ihm genäßt wird, schimmelt das ganze Jahr nicht [264]); in Böhmen behauptet man das Nichtschimmeln für die vom Ehepaar von der Hochzeit aufgehobenen ersten Brotschnitte, im Westfälischen für das am Antoniustage (17. Januar) gesegnete Brot, in Venedig für die am heiligen Weihnachtsabend auf dem Tisch übrig gebliebenen Brotstückchen, welche man in eine Schachtel verpackt aufhebt [265]). Gefährlich dagegen ist, wie man im Lechrain glaubt, die Zeit um Johanni, denn da schimmelt

185) Panzer 2, 295. Wolf-Mannhardt 1, 243. 4, 413. Grohmann Nr. 731, 1387. Wuttke §. 206. Bavaria 4 b 414. Wolf Nr. 193, 194. Peter 218. Köhler 425. Bartsch 135. Zingerle Nr. 287, 288. 186) Wuttke §. 206. Bartsch 2, 136. Strackerjan 1, 48. Köhler 425. Mündliche Mittheilung aus Stendal. 187) Rochholz. Glaube. 2, 118. 188) Panzer 1, 267. Bavaria 2, 305. 189) Meier 498. 190) Meier 498. 191) Rochholz. Glaube. 1, 50. 192) Meier 498. „Globus“ 32, 93. 193) Wuttke §. 212. Toeppen 96. 194) Koehler 426. Bartsch 2, 135. 195) Bartsch 2, 135. 196) Bartsch 2, 135. 197) Bartsch 2, 135. 198) Schmidt 19. 199) Böcler 129. 200) Köhler 425. 201) Panzer 1, 258. 202) Tuller 310. 203) Allgemein in Deutschland. 204) Wolf-Mannhardt 4, 148. Barth 135/6. 205) Schmidt 19. 206) Bavaria 2, 305. 207) Bavaria 2, 305. 208) Koehler 395 (Reichenbach). 209) Wolf Nr. 196 (Wetterau). 210) Wuttke §. 48. 211) Koehler 395 (Reichenbach). 212) Panzer 1, 266. Grohmann Nr. 1601. 213) Liebrecht 314. 214) Wolf Nr. 195 (Wetterau). Köhler 434. 215) Panzer 1, 266. 216) Köhler 438 (Zwickau). 217) Grohmann Nr. 728, 732, 923/4. 218) Düringsfeld 1, 105. 219) J. B. Holzmayer. Osiliana. Dorpat 1872, S. 76. 220) Georg Ebers. Durch Gosen zum Sinai. Leipzig 1872, S. 476. 221) J. Fehr. Der Aberglaube und die katholische Kirche des Mittelalters. Stuttgart 1857, S. 121. 222) Bavaria 2, 320. Lammert 97. Grimm Nr. 272. Wolf Nr. 198. Bartsch 2, 136. 223) Zingerle Nr. 296. Meier 508. 224) Koehler 433. Bartsch 135. 225) Schmidt 10. 226) Grohmann Nr. 721, 722, 725, 726, 765. Bavaria 2, 301. Zählt man beim Kochen oder Essen die Kartoffeln, dann schlagen sie nicht an (Lammert 42), zählt man die Dampfnudeln beim Einlegen in die Pfanne, dann werden es lauter Wetzsteine (Birlinger 1, 412). Auch beim Essen soll man nichts zählen, weil alsdann kein Segen Gottes dabei ist (Zingerle 283). 227) Bavaria 2, 301. 228) Bartsch 2, 131. 229) Ebendaselbst. 230) Peter 218. 231) Zingerle Nr. 292. 232) Bartsch 2, 135/6. 233) Bavaria 4 b, 414. Peter 218. 234) Meier 77. 235) Buxtorf 149. 236) Grohmann Nr. 256. 237) Bavaria 2, 301. 238) Herzog 250. Toeppen 15. 239) Schmidt 19. 240) Kuhn. Mark 382. Bartsch 2, 134. 241) Wuttke §. 50. Kuhn-Schwartz 436. Bartsch 2, 124. Bavaria 2, 305. Kuhn. Mark 381. 242) Mündliche Mittheilung. 243) Zingerle Nr. 491. 244) Bartsch 2, 134. 245) Lammert 187. Albertus Magnus 1, 11. 3, 30. 246) Wolf-Mannhardt 3, 320 (17. Jahrhundert). 247) Toeppen 99. 248) Kuhn. Mark 387. Bartsch 2, 256, 255. Thiers Nr. 127, 163. Kuhn-Schwartz 412. 249) Grohmann Nr. 14. 250) Bavaria 2, 238, 3, 30. 251) Meier 391. 252) Brand 1, 87, 88, 85. 253) Freytag 2, 73. 254) Thiers Nr. 106, 153, 160. 255) Rajacsich 127. 256) Rajacsich 121, 119. 257) Holzmeyer 55. Boecler 57. 258) Grimm Nr. 446. 259) Schmidt 1. In Masuren steigt man mit der Mulde, worin der Neujahrsteig geknetet ist, auf dem Kopfe in der Sylvesternacht rückwärts die Dachleiter hinauf und blickt in den Schornstein, um alle diejenigen zu erblicken, welche im nächsten Jahre sterben werden. Toeppen 67. 260) Meier 466. Mone bei Jecklin 2, 180. 261) Bartsch 2, 241. 262) Toeppen 67. 263) Liebrecht. Gervasius 56. 264) Strackerjan 2, 27. Im Prätigäu legt man noch, wohl in Erinnerung alter Opfersitte, Brot für den heiligen Nicolaus vor die Fenster. Vonbun 77. 265) Grohmann Nr. 923/4. Kuhn. Westfalen 2, 111. Düringsfeld 2, 121. Obst, welches man zu den Füßen des Thasischen Herkules niederlegte, sollte sich gleichfalls das ganze Jahr frisch erhalten. Fr. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Leipzig und Darmstadt, 1839 ff., Bd. 2, S. 60. 266) Leoprechting 181. 267) Kuhn-Schwartz 412.

das Brot in Folge des Blühens des Hollers, weshalb man es um diese Zeit in Mehlsäcken aufhängen muß [266]). Auch schimmelt dasselbe nach norddeutschem Glauben, wenn man in den Zwölften Mist austrägt [267]).

Ein Ritt durch Itsch-ili.

II.

Jenseit Mût, wo sie die Gastfreundschaft des Kaimakam genossen hatten, ritten sie anfangs über Sandberge, und zwar meistens einer hinter dem andern, da der Regen den Sand zu beiden Seiten in tiefere Schluchten ausgewaschen hatte. Die Brücke über den Gök-su oder Kalykadnus war vor sieben Jahren fortgerissen und natürlich seitdem nicht erneuert worden; sie mußten also zwei englische Meilen am Strome entlang reiten durch Tamariskengebüsch und Reis- und Maisfelder und bei vielen Jürükenlagern mit großen Herden vorbei, bis sie die Fährstelle erreichten, wo ein großes, flaches, von zwei Männern gerudertes Boot sie übersetzte. Der Strom, an dieser Stelle etwa 250 Ellen breit, schnellströmend und chokolatfarbig (wegen der Schneeschmelze im Gebirge), ähnelt dem Pyramus im östlichen Kilikien sehr. Am südlichen Ufer führte der Weg dann ostwärts durch bewässerte Getreidefelder hin; Oleander säumten, wie überall in der Levante, die Ufer ein, in den Rohrblüthen rauschte der Wind, blaue Häher, smaragdene Bienenfänger und Wiedehopfe wiegten sich in der Luft und Nachtigallen und Drosseln flogen aus jedem Busche auf. Dann wendet sich der Weg nach Süden in die Berge und führt durch einen Wald von Buchen, Platanen, Ulmen, Sykomoren, Eichen und Pappeln mit prächtigem Unterholze blühender Sträuche, und je weiter man kam, um so üppiger und verschiedenartiger wurden letztere. Bis nach Zena folgte man einem Gießbache aufwärts, der einmal auf einer spitzen, einbogigen Brücke überschritten werden mußte; dieselbe war so steil wie eine Mauer und erinnerte in der That an jene Brücke, die, dem Messer eines Bartscheerers gleichend, von allen guten Mohammedanern überschritten werden muß, ehe sie in das Paradies gelangen. Und auch die Umgebung dieser Brücke war ein Paradies; Worte können den Reiz der Landschaft nicht ausdrücken. Von Becken zu Becken, jedes von Moos und Farrnkräutern eingefaßt, stürzte sich der Fluß in einer Reihe von Kaskaden herab; blühende Sträucher wuchsen an seinen Ufern und erfüllten die Luft mit würzigem Dufte. Größere Bäume streckten ihre Aeste darüber aus und verbreiteten tiefen Schatten; Ephen, Clematis, Süßklee und Passionsblume rankten sich an den Stämmen empor und wilder Wein bildete Gehänge von Baum zu Baum. Nirgends kann es eine lieblichere Waldlandschaft geben; kein Maler, kein Dichter kann in seinen Träumen die Einsamkeit entzückender gestalten.

Schon waren sie $6^1/_2$ Stunden von Mût aus unterwegs; der Mond war aufgegangen und ferne Lichter zeigten die Lage des lang gestreckten Dorfes Zena an, wo sie an Hadschi Ibrahim Aga empfohlen waren. Zwei Häuser im Orte gehörten demselben; aber jedesmal, wenn sie nach ihm fragten, wies man sie weiter thalaufwärts. Schließlich erreichten sie ein großes Feuer von Fichtenholz, um welches eine Anzahl Männer saß; durch hohen Wuchs und langen Bart zeichnete sich unter ihnen sofort der Aga aus. Auf einige Kissen gelehnt, rauchte er seine Pfeife. Zu seinem Lagerplatze hatte er ein von Hecken umgebenes Plateau über der Stadt erwählt, das durch Bäche beiderseits von den benachbarten Bergwiesen völlig getrennt war. Der Zaptieh überreichte den Empfehlungsbrief, den einer aus der Gesellschaft laut vorlas; dann erhoben sich alle und begrüßten die Fremden, während einige der jüngeren Leute das Feuer anschürten und brennende Scheiter empor hielten. Die Engländer baten den Aga, sie in sein Haus zu geleiten; er aber zeigte auf seine Kissen, Pfeifen und Kaffeetassen und sagte, das sei sein Haus, welches er alljährlich im Sommer in gleicher Weise beziehe, während nur die Frauen unten im Dorfe blieben. Anfangs wollte es ihnen nicht recht behagen, unter freiem Himmel auf bloßer Erde zu schlafen. Aber die Nachtluft war so mild, der Mond schien so hell und die ganze Lage war so neu und anziehend, daß sie sich bald darein fanden und dem einfachen Abendessen alle Ehre anthaten.

Der Aga hatte zwei Frauen, deren jede ihr Haus für sich und ihre Kinder besaß; die eine wohnte in der untern Hälfte des Dorfes und hatte die Aufsicht über die Hühner und das Großvieh, die andere lebte weiter oben und sorgte für die Schafe und Ziegen. Außerdem hatte er eine Anzahl Schäfer, die mit ihren Familien in patriarchalischer Weise unter seinem Dache wohnten. Im Dorfe befindet sich kein Kaimakam, sondern alle betrachten den Aga als ihr Haupt, und Verbrechen sind unbekannt.

Nach dem Abendessen wurde mehr Holz in das Feuer gelegt, daß dasselbe die fernsten Ecken der natürlichen Einfriedigung erhellte, und dann streckte man sich zum Schlafen aus. Aus allen Büschen tönte das Lied der Nachtigallen; dunkele Wolken zogen abwechselnd mit hellen vorüber, Sternbilder stiegen auf und senkten sich, langsam erhob sich der Mond über den Wipfeln der Tannen, und Veilchen, Jasmin, Oleander, Rosen und Geisblatt erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen, während der rauschende Bach die Reisenden in den Schlaf lullte. Gestärkt und voller Glückseligkeit erwachte Mrs. Scott-Stevenson, als das Morgenroth durch die dunkelen Aeste der Tannen leuchtete. Noch war Niemand munter, als die Schäferhunde. An dem von Vergißmeinnicht eingefaßten Bachufer ging sie hin, bis sie ein tiefes Becken fand, in das ein kleiner Wasserfall sich ergoß. Darüber bildeten Geisblatt und Weinrebe, von Eiche zu Eiche sich schlängelnd, eine Laube, das lauschigste Ankleidezimmer, das sie sich wünschen konnte. Kein Land auf Erden kommt an vollendeter Schönheit diesem Theile des Taurus gleich; nicht mit Worten läßt sich die herrliche Färbung der Landschaft, die umfassende Aussicht, die Großartigkeit des Waldes, der liebliche Gesang der Vögel und vor allem die so belebende, so kräftige, reine und doch so milde Luft beschreiben. Alle Gluth und Farbe des Südens ist hier mit der köstlichen Frische des Nordens vereint. Im Vordergrunde zeigten sich die Waldberge, durch welche sie am vorhergehenden Tage geritten waren, dahinter das Thal des Kalykadnus, dann die phantastischen Hügel und Thäler bei Mût und noch weiter hin die bewaldeten Berge des

nördlichen Taurus, Kamm hinter Kamm aufsteigend und zuletzt im röthlichen Dufte der Ferne verschwindend. Vorn aber lagen im Grunde die Hütten von Zena, so angeordnet wie die Sitzreihen eines altgriechischen Theaters. Kein Wunder, daß der alte Aga solch ein angenehmes, gutes Gesicht hat. Lebt er doch in einem irdischen Paradiese, im schönsten Garten der Natur, fern von den Quälereien und Plagen der Welt; unter seinen Herden führt er ein wahrhaft ideales Dasein, das jedem als Traum oder Dichtung erscheinen muß, der in dem jagenden, drängenden, ewig unzufriedenen Treiben der Großstädte sich aufreibt. Nur mit Widerstreben rissen sich die Engländer los von dem lieblichsten Fleckchen Erde, das sie je betreten.

Der Weg nach der Küste führte zuerst durch Tannen- und Eichenwald; er war schwierig genug und mühselig für die Pferde, aber anmuthig über die Maßen. Ueberall ertönte der Gesang der Turteltaube, der Drossel, der Lerche und Amsel und die Sonne schien so warm und lustig durch das zarte Grün der jungen Tannen. Selbst in diesen wenig betretenen Wäldern waren viele Quellen mit Bogen überbaut und mit hölzernen Trögen versehen, ein Beweis für die sprüchwörtliche Liebe der Türken zu den Thieren, durch welche sie sich so sehr von den Arabern unterscheiden. Man kam bei verschiedenen Zigeunerlagern vorbei, deren jedes eine kleine Ziegenherde besaß. Die dort häufigen verkohlten Stämme scheinen zu beweisen, daß diese unsteten Wanderer zum großen Theil an der Waldverwüstung Schuld haben.

Noch entzückender wurde die Landschaft, als man die Höhen erreichte und durch die Senkungen zwischen den Gipfeln hinritt. Farne wucherten in den Felsspalten, Ephen umspannte die grauen Steinblöcke, Akelei und Geisblatt hingen von den Aesten herab und prächtig hob sich das junge Grün der Eichen von dem dunkelen Nadelholze ab. Der Erdboden glich einem bunten Teppiche, so dicht standen da große, rothe Tulpen, Päonien, Schwertlilien, malvenfarbige Herbstrosen, Jasmin, Rosen und wer weiß, was sonst noch. Sie mochten gar nicht glauben, daß das wilde Blumen seien, wenn sie an die dürftigen kleinen Blüthen der englischen Wälder dachten. Einzelne Theile Schottlands sind lieblich, sehr lieblich, die silberstämmigen Birken und Farnkräuter an den Hochlandseen sind weithin berühmt. Aber dort fehlen die Blumen; man wird des ewigen Heidekrautes, der Glockenblumen und der paar Fingerhüte überdrüssig und sehnt sich nach größerer Mannichfaltigkeit. Das findet sich hier im Taurus, der dieselben grauen Felsen, die Moose, Farne und die prächtigen alten Eichen besitzt, wie das Hochland, obendrein aber als reizendsten Schmuck diese unendliche Blüthenpracht. Unter anderen wuchs auf den Lichtungen in Menge eine Distelart, von den Eingeborenen „Kenger" genannt, deren jede etwa ein Dutzend kleiner Beeren trägt, welche geröstet und gestampft ein erträgliches Surrogat für Kaffee abgeben sollen.

Diese Bergkette fällt plötzlich steil ab zu einer kleinen, baumlosen, kalkigen Ebene mit wenigen Häusern. Als dann die Reisenden den gegenüberliegenden Höhenzug erstiegen hatten, erblickten sie unter sich das Thal von Anaï-Bazar, der Jaila (Sommerdorf) von Bozaghatsch, welches aus dieser Höhe gesehen einem Dickichte von Tannen, Eichen und herrlichen Wallnußbäumen glich. Der aromatische Duft der letzteren war überaus streng, als sie das Dorf selbst erreichten. Jedes Haus hatte seinen eigenen Garten und seine Baumgruppe, und das ganze Dorf war von einem Wallnußhaine umgeben. Alles stand in voller Ueppigkeit, denn Wasser war in Fülle vorhanden. Der dortige Konak (Amtsgebäude) ist ein steinernes Haus mit hölzerner Verandah; in einem Raume darunter befanden sich die Gefangenen. Der Kaimakam hatte die Reisenden schon längst erwartet, da er bereits vor drei Monaten von dem Vali der Provinz auf diesen Besuch telegraphisch vorbereitet worden war; er bewirthete sie, entschuldigte sich aber wegen des Essens, da sie eben erst die Sommerfrische bezogen hätten und der Bazar noch nicht geöffnet sei.

Diesem alljährlichen Umzuge sehen die Leute mit dem größten Entzücken entgegen. Die Weiber fangen schon lange vorher an ihre Kleider zu waschen, die Teppiche zu klopfen, die Kissen von Neuem zu stopfen, das Kochgeschirr zu flicken und das Bettzeug herzurichten; der Aufbruch in die Jaila ist für sie das große Ereigniß des Jahres. Selbst Hunde und Katzen ergreift die allgemeine Aufregung, und die Kinder sind wie im siebenten Himmel. Während die Engländer frühstückten, rief der Muezzin zum Gebete. Da war es denn höchst sonderbar zu sehen, daß sämmtliche Gefangenen freigelassen wurden, um daran theilnehmen zu können. In einem Haufen stürzten sie davon, aber nur zum nächsten Bache, um Hände, Füße und Gesicht zu waschen. Das Gotteshaus war nur ein niedriges verfallenes Gebäude, von einem riesigen Wallnußbaume überschattet; die Ceremonie war sehr einfach, aber auch sehr malerisch und ganz in Uebereinstimmung mit der wilden Umgebung.

Der letzte Theil des Rittes hinab nach Kilindria an der Küste des Mittelmeeres ist höchst anmuthig, fast so wie oberhalb Zena. Man merkt, daß man tiefer und südlicher kommt. Auf den Lichtungen zeigten sich Myrten, auch Deutzien und Cistus; daneben aber stand als unverkennbares Kind des Nordens der Eichenwald. Zahlreich waren die Fährten vom wilden Schweine; oft lag ein abgebrochener Hauer, oder der Stachel eines Stachelschweins, der hier bis 3 Fuß lang wird, am Boden. Letzteres gilt bei den Griechen für einen größern Leckerbissen, als das Wildschwein. Mitten im Walde kam man zuweilen auf Lichtungen, wo Weizen oder Gerste stand, und dort waren auch die Wildschweine am häufigsten; dieselben sind dort so zahlreich, daß sie oft die Hälfte dieser kleinen Ernten verwüsten.

Von den Höhen über Anaï-Bazar hatte man zum ersten Male das Mittelmeer erblickt und am fernen Horizonte eine wellige blaue Linie, die Küste von Cypern. Aber noch war so manche Meile zurückzulegen, ehe der letzte Höhenzug überstiegen war. In diesen Gebirgen täuscht man sich leicht über die Entfernung. Es herrschen runde Kuppen vor und es hat den Anschein, als wäre die eine Kette so hoch wie die andere, so daß, wenn man sich auf der Höhe einer solchen befindet, man ringsum nur eine endlose Waldfläche und hier und da einen bis in den Grund des Thales hinabreichenden Abhang erblickt. Die Enge der Schluchten macht jedoch den Abstieg oft sehr steil und die Reise dadurch länger, als es nach der bloßen Luftlinie erscheint. Die Landschaft war indessen so schön, daß sie unverdrossen weiter ritten und sich von Herzen an den tiefen Thälern mit ihren schäumenden Bächen, den engen Spalten, den grauen und braunen Felsblöcken und den noch stillen Wäldern mit ihren alten Eichen und dem blüthenreichen Unterholze erfreuten. Bozaghatsch, welches sie passirten, ist ein großes, auf einem Kalksteinplateau gelegenes Dorf, aber zu dieser Jahreszeit nur von den ärmsten seiner Insassen bewohnt, denen ein Besuch der Jaila stets nur ein schöner Traum bleibt. Diese armen Leute sammelten sich um die Engländer und fragten, ob in Koniah schon die neue Konskription begonnen hätte und welche Loose gezogen wären; sie hatten ein lebhaftes Interesse daran, denn viele der jungen Männer waren schon ge-

rüstet in die Berge zu fliehen, sobald sie das Loos getroffen hätte.

Zwei Meilen jenseits des Dorfes führt eine gute steinerne Brücke über einen Bach von größeren Dimensionen als gewöhnlich und zu einem so steilen Anstiege, daß die Reisenden zu Fuß gehen mußten. Jürükenlager und nomadische Hirten waren häufig, aber Bauern und Dörfer gab es auf dieser Strecke nicht. Der letzte Abstieg ist sehr lang und vielfach gewunden. Am Rande einer tiefen Schlucht entlang erreichten sie den Anfang einer antiken Wasserleitung, der sie 7 englische Meilen weit folgten, und zuletzt bei tiefer Nacht die kleine Stadt Kilindria, aus deren geschütztem Hafen den ganzen Sommer über kleine Fahrzeuge viel Holz von den nahen Bergen ausführen.

Von dort segelten sie einige Tage später nach Cypern hinüber.

Zauber und Zauberjungen bei den Chinesen.

Von **E. Metzger.**

I.

Man hört, namentlich in Deutschland, den Holländern sehr häufig den Vorwurf machen, daß sie im Verhältniß zu ihren Mitteln sehr wenig Interesse für die Untersuchung ihrer Kolonien gezeigt haben, und das, was geschehen ist, zum großen Theil durch geborene Ausländer gethan wurde. Es ist hier die Stelle nicht, auf diesen Vorwurf näher einzugehen, doch möchte ich mir erlauben auf das aufmerksam zu machen, was Rein darüber sagt (Japan I, 390). Er macht die meiner Ansicht nach sehr richtige Bemerkung, daß jedenfalls es die Holländer sind (resp. die holländische Regierung), welche den in ihren Diensten stehenden Ausländern, die wissenschaftliche Forschungen zu ihrer Lebensaufgabe machten, dazu die Gelegenheit gegeben haben. Rein erwähnt in Bezug auf Japan die Namen: Kaempfer, Thunberg, von Siebold, und wenn die Träger dieser Namen Großes für die Wissenschaft geleistet haben, so muß doch auch hervorgehoben werden, daß die niederländische Regierung sie kräftig dabei unterstützt hat.

Außerdem aber sind holländische Arbeiten, namentlich die, welche in holländischer Sprache veröffentlicht wurden, im Allgemeinen nur wenig außerhalb Holland bekannt, ein Umstand, den man doch gewiß nicht den Niederländern zur Last legen kann. So z. B. ist Alles, was durch holländische Forschungen über Chinesen bekannt geworden ist, beinahe nur in Fachkreisen verbreitet. Gewiß war es ein rein praktisches Interesse, welches die holländische Regierung dazu brachte, junge Leute auf ihre Kosten in China zu Dolmetschern der chinesischen Sprache ausbilden zu lassen; man bedurfte ihrer, um es möglich zu machen, sich mit den zahlreichen Chinesen in den ostindischen Besitzungen zu verständigen, ihre Buchführung und ihre Korrespondenz kennen zu lernen, sich mit ihren Sitten und Gewohnheiten näher bekannt zu machen und demgemäß das Verhalten der indischen Regierung denselben gegenüber in manchen Fällen zu regeln; trotzdem aber haben diese Studien noch ganz andere Früchte getragen, nicht bloß für die Sprachwissenschaft im engern Sinn, sondern besonders für die Ethnographie; und wenn es auch hauptsächlich das Verdienst der einzelnen Forscher ist, die sich selbst ein weiteres Ziel gesetzt haben, so darf man doch nicht vergessen, daß die Regierung es war, welche den ersten Anstoß gegeben hat. Unter diesen Forschern nenne ich zuerst den Leidener Professor G. Schlegel. Die „Uranographie chinoise“ dieses Gelehrten ist, wie eine Kritik es ausdrückt, ein Riesenwerk, die Frucht eines unermüdlichen Fleißes, welcher sich zur Aufgabe gestellt hat, nachzuweisen, daß die chinesische Astronomie die ursprüngliche ist und daß Morgenländer und Abendländer von ihr entlehnt haben; hiermit ist er herrschenden Ansichten entgegengetreten und einer ziemlich ablehnenden Kritik begegnet. J. Bertrand und Dr. Günther, ersterer im „Journal des Savans“ 1875, letzterer in der Vierteljahrsschrift der astronomischen Gesellschaft von 1877, können sich mit den Ausführungen Schlegel's nicht vereinigen, wenn auch namentlich letzterer mit den oben angeführten Worten der fleißigen Arbeit seine Achtung ausdrückt. Auch trotz einer im Jahre 1880 erschienenen Beantwortung dieser Beurtheilungen, die, wie es scheint, besonders in eigentlich sinologischen Kreisen sehr günstig aufgenommen wurde und trotzdem namentlich Alex. Wylie an dem hohen Alter mancher der chinesischen Werke festhält, verwirft auch Professor Cantor in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik“ die Ansicht von einem vieltausendjährigen Bestehen chinesischer Mathematik und Astronomie. Ich übergehe andere Arbeiten Schlegel's, wovon z. B. die Uebersetzung eines Textbuchs der Hui (geheimen Gesellschaften der Chinesen) Aufsehen gemacht hat, um ein anderes Werk zu erwähnen, welches, wiewohl auf anderm Gebiete, ein ähnliches Ziel wie die Uranographie chinoise verfolgt. Es ist dies „Jaarlijksche Feesten en Gebruiken van de Emoy-Chinezen“, verfaßt von J. J. M. de Groot, Dolmetscher für die chinesische Sprache zu Pontianak. Dieses interessante Buch wird durch das „Batav. genootschap van kunsten en wetenschappen“ herausgegeben und seine erste Hälfte erschien im vorigen Jahr. Der Verfasser giebt jedoch keine einfache Beschreibung der „Feste und Gebräuche“, wie der Titel dies erwarten läßt, sondern, indem er die Sitten und Gebräuche anderer Länder fortwährend mit denjenigen der Chinesen vergleicht und den innern Zusammenhang nachzuweisen sucht, hat er eine Arbeit geliefert, die alle Beachtung verdient. Er beschäftigt sich speciell mit den Emoy-Chinesen, weil diese den größten Theil der chinesischen Bevölkerung von Niederländisch Indien geliefert haben. Ich habe diese Einleitung weiter ausgeführt, weil es mir angenehm ist, auf dieses Buch aufmerksam machen zu können, dann aber um den Grund anzugeben, weshalb ich im Folgenden mich ganz an dasselbe anschließen werde.

Zu allen Zeiten und bei allen Nationen hat es Menschen gegeben, welche sich in verschiedener Weise körperlich gemartert haben, sei es zur Buße, sei es um sich ein Verdienst zu erwerben. Bei den Festen des Bachus hielten die Priester Schlangen in den Händen und ließen dieselben ihren glatten Leib um ihren Körper ringeln; in Phrygien, in Assyrien, im alten Griechenland brachten sich die Priester schwere Wunden bei, und auch die Bibel (1. B. Könige

XVIII, V. 28) erwähnt, daß sich die Priester Baals „ritzten mit Messern und Pfriemen nach ihrer Weise, bis daß ihr Blut danach ging“, wie es in der deutschen Uebersetzung heißt. Auch bei den Mexikanern sieht man dieselbe Erscheinung, sie marterten und verstümmelten sich und glaubten um diesen Preis die Gunst der Götter zu erwerben. Nicht weniger hat das Christenthum seine Märtyrer und die Qualen, welche die Geißelbrüder des Mittelalters sich auflegten, hat Fürsten und Priester genöthigt, Maßregeln zu nehmen, um ihre weitere Ausbreitung zu verhüten, und doch nahm noch im Jahre 1574 König Heinrich III. mit seinem ganzen Hofstaat an einem solchen Zuge Theil, wobei das Gefolge in drei verschiedene, nach den Farben unterschiedene Abtheilungen zerfiel, die weißen Geißelbrüder des Königs, die schwarzen der Königin Mutter, die blauen des Kardinals von Armagnac. Wenn auch weniger geräuschvoll, spielt auch wohl jetzt noch die Geißel in dem Kämmerlein manches Büßenden eine Rolle und „sie betäuben ihren Leib und zähmen ihn“ (1. Cor. IX, 27). Als eine freiwillige Buße und wenn es ohne Aufsehen zu erregen in festem Glauben geschieht mag es immerhin seinen Werth haben. Auf den ersten Blick könnte es daher gar nicht auffallen, daß bei den Chinesen etwas Aehnliches besteht, wenn man aber dies Volk und seine religiösen Ansichten etwas näher kennt, so wird man nachdenklich. Im Ganzen ist nämlich ihre Religion sehr materialistisch; sie stellen sich mit den Göttern auf einen guten Fuß, weil sie dieselben nöthig haben, und werden sehr aufgebracht, wenn dieselben ihre Wünsche nicht erfüllen, ja in diesem Falle gehen sie mit ihnen in einer ebenso wenig ehrfurchtsvollen Weise um, wie die ist, in welcher die Neger ihre Fetische behandeln. Der Gedanke, sich selbst zu quälen und zu martern, um die Gunst der Götter zu erwerben, scheint wenig chinesisch zu sein. Doch ehe ich hierauf weiter eingehe, will ich zusammenfassen, was über die „Zauberjungen“ bei de Groot mitgetheilt ist. Es sind dies die, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, Geißelbrüder der Chinesen; dieselben ergänzen sich aus der Klasse der „Barfüßler“, welche, wie es scheint, die Repräsentanten der „göttlichen Soldaten“ sind. Unter dem Volk ist nämlich die Ansicht verbreitet, daß die Götter bei jeder Feier, welche zu ihrer Ehre veranstaltet wird, übernatürliche Helfer abschicken, um ihren Verehrern beizustehen und sie in ihren Anordnungen zu unterstützen. Dieselben heißen koan-tsiong oder Befehlshaber, und haben wieder Legionen von Soldaten, die „himmlischen oder göttlichen Soldaten“, zu ihrer Verfügung, deren sichtbare Repräsentanten die „Barfüßler“ sind, welche also bei passender Gelegenheit durch ihre Gebete und Beschwörungen die Aufmerksamkeit des Gottes erregen und ihn zur Absendung der himmlischen Soldaten bewegen sollen. Sie entstammen größtentheils den unteren Volksklassen und stehen durchaus in keinem besondern Ansehen; aus ihnen gehen, wie erwähnt, die „Zauberjungen“, kurzweg „Jungen“, hervor. Bei einem großen Fest zu Ehren des Gottes Beschirmer des Lebens, welchem de Groot zu Emoy beiwohnte, hatte er Gelegenheit, dieselben zu sehen. Am frühen Morgen war auf dem Vorplatz des Tempels ein Feuer angezündet, während Priester, Zauberjungen und Barfüßler im Tempel bereit standen; die Götzenbilder wurden herumgetragen und das Gefolge stellte sich zu beiden Seiten des Feuers auf; Beschwörungen und Gebete, unterbrochen von dem Klingeln mit Metallringen, wurden plötzlich übertönt vom Schlagen der Trommeln und des Gongs und von den Tönen der Musik, dann trat ein Priester vor, welcher Salz und Reis ins Feuer warf und dasselbe hierdurch reinigte. Der Zweck dieser Reinigung ist, die bösen Geister zu verjagen. Nun stachen die „Zauberjungen“ sich kurze Messer durch die Wangen und den Oberarm; halb nackt und mit aufgelöstem Haar stürzten sie sich in das Feuer und die Anderen folgten. Ich übergehe die interessante Vergleichung mit ähnlichen Vorgängen bei anderen Völkern, als nicht hierhergehörig, um weitere Mittheilungen über die „Zauberjungen“ zu machen. Ebenso wie die Barfüßler kann man sie als Verkörperungen der Himmelssoldaten betrachten; bei dem Zuge glaubt das Volk, daß ihr Körper denselben als Wohnung dient und sie scheinen dies beweisen zu wollen, indem sie sich freiwillig allerlei Martern unterwerfen, welche die Macht des Gottes ihnen zu ertragen Kraft giebt, und sie thun dies, wie es scheint, durchaus nicht um sich der Gottheit gegenüber ein Verdienst zu erwerben, sondern aus reiner Berechnung gegen einen festen Tarif; der Grundgedanke scheint der zu sein: ich vermiethe meinen Körper für eine gewisse Zeit an einen der himmlischen Soldaten, der von ihm Besitz nimmt, der Gott macht mich schmerzlos, da ich aber nachher noch an meinen Wunden leiden muß, werde ich hierfür entschädigt. Es sind dies daher meistentheils Leute, welche aus ihrer Gegenwart bei den Festen einen Beruf machen und sich hierdurch einen ziemlich guten Lohn erwerben; sie erhalten einen halben Dollar, etwa zwei Mark also, für jedes Messer, welches sie sich in den Körper stechen, andere Qualen werden verhältnißmäßig bezahlt; manche Tempel besitzen auch ein festangestelltes Korps von Zauberjungen.

Während der Zug den Vorhof des Tempels verließ und seinen Weg durch die Stadt antrat, brachten sie sich wiederholt Verletzungen mit Messern und Pfriemen bei, andere ließen große Schlangen sich um ihren Hals wickeln, andere schlugen sich mit einem Schwerte oder an einem Strick hängenden hölzernen mit scharfen eisernen Nägeln beschlagenen Kugeln über den Rücken; die Barfüßler, welche ihnen folgen, suchen allerdings mit ihren schwarzen Fahnen diese Schläge aufzufangen, doch treffen ihrer noch genug, um den Rücken der Zauberjungen zu zerfleischen und ihr Blut in Strömen zur Erde fließen zu machen. Welche Bedeutung dies hat, habe ich nicht ersehen können; die Zauberjungen suchen sich diesem Schutz zu entziehen, vielleicht, daß es nur ein Wetteifer der Geschicklichkeit ist. Andere wurden auf Bahren getragen, in denen eiserne Nägel mit nach oben gekehrten Spitzen eingeschlagen waren, andere saßen auf Stühlen, deren Rücken und Sitz aus Messern gebildet war [1]). Wieder andere schnitten sich die Stirn auf, so daß ihr Blut ihnen über das Gesicht lief, oder saßen mit geschwärzten Gesichtern zu Pferde, um die bösartigen Gespenster aus der Nachbarschaft zu vertreiben. Wieder andere hatten sich die Zunge durchstochen, spuckten das Blut auf ein Stück Papier, welches sie einem der Umstehenden reichten, die sich herbeidrängten, um sich eines solchen Amulets zu bemächtigen und es als Schutz gegen böse Geister an die Hausthür zu heften.

Auch im Bilde waren Martern vorgestellt; so trug man einen langen Thronhimmel, der in der Gestalt eines ungeheuren Skorpions aus flachen Stücken Holz verfertigt war; letztere waren durch Scharniere verbunden; auch die Füße

[1]) Ein solcher Stuhl ist im Museum des „Batav. Genootschap van Kunsten en wetenschappen“ zu sehen. Er wurde durch die Polizei in der Abtheilung Montrado (Westküste von Borneo) konfiszirt. Drei Messer oder Schwerter bilden den Rücken, drei den Sitz, drei die Fußbank, eins an jeder Seite die Armlehne und alle wenden ihre Schneide dem Sitzenden zu. Eiserne Ringe sind an beiden Seiten angebracht und dienen um die Tragstöcke durchzustechen. Auch andere Marterwerkzeuge, ein kurzes Schwert, womit die Zauberer sich Wunden beibringen, eine silberne Nadel, die sie sich in Ohren oder Wangen stechen, ein Thonball, der mit Rottan überzogen ist, aus welchem Nagelspitzen hervortreten, sind dort zu sehen.

sowie der Kopf waren angedeutet. Wie zum Hohn der Europäer hatte sich ein Mann so eigenthümlich maskirt, daß er eine Xanthippe vorstellte, welche auf dem Rücken ihres Mannes ritt und ihn von Zeit zu Zeit mit tüchtigen Ohrfeigen bediente; der Oberkörper des Mannes und die Beine der Frau waren so täuschend nachgemacht, daß die Verkleidung nur bei sehr aufmerksamer Betrachtung entdeckt werden konnte; das Ganze sollte eine Persiflage der höhern Stellung sein, deren die Frauen sich bei den Europäern erfreuen.

Im Tempel selbst werden noch zwei weitere Feierlichkeiten, doch beinahe nie beide bei derselben Gelegenheit vorgenommen: die Messerleiter tsio-to-thui und die Messerbrücke kee-to-kio.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die häufige Beobachtung der Luftspiegelung in Süd- und Mittelschweden ist höchst merkwürdig. Eine der schönsten derartigen Erscheinungen zeigte sich im Mai dieses Jahres über dem Orsa-See in Dalekarlien (61° nördl. Br.): es schien als ob eine Anzahl großer und kleiner Dampfer, aus deren Schornsteinen man sehr deutlich den Rauch aufsteigen sehen konnte, auf dem See lag; später wurde daraus ein herrliches Landschaftsbild, in dem die Schiffe in mehr oder weniger bewaldete Inseln übergingen, die sich endlich dann in Nebel verflüchtigten. Das ganze Schauspiel dauerte von 4 bis 7 Uhr Nachmittags.

— Nach einem tabellarischen Nachweise belief sich die Zahl der Mitglieder und Anhänger der Quäkergesellschaft in Großbritannien im Herbste 1881 in runder Summe auf 20 000, während vor 16 Jahren dieselben bloß 17 000 zählten. Seit dieser Zeit hat sich trotz der Verminderung durch Auswanderung ihre Zahl stetig vermehrt, namentlich in den Städten. (Registrande Bd. XII.)

— Die nachstehenden Mittheilungen über den Sardinenfang basiren auf Aeußerungen des Fachblattes „Le Commerce français“, den anerkannten Sardinesberichten (H.) Paris, sowie den jüngsten Mittheilungen der Fabrikanten Philippe und Canaud in Nantes, Pellier Frères, Le Mans und Rödel fils in Bordeaux. Am 15. und 16. Juni war der Fang allerdings ein normal guter, es wurden 1 bis 2 Millionen Fische gefangen, aber nur kleine Fische, 18 bis 22 per ¼ Dose, die nur als ganz untergeordnete Qualität benutzt werden können. Der Fang dieser beiden Tage reichte also hin, um circa 1000 Kisten zu fabriciren. In Frankreich werden aber in Durchschnittsjahren circa 200 000 Kisten fabricirt und zwar haben die meisten Fabrikanten in der Regel am 1. Juli die Hälfte ihres Bedarfs gedeckt. In diesem Jahre aber war am 1. Juli noch nicht der fünfzigste Theil der früheren Jahre fabricirt. Der Fang dauert noch 2, im günstigsten Fall noch 2½ Monat, wenn wir aber auf ein gutes Durchschnittsjahr kommen sollen, so müßten während dieser Zeit täglich 2 bis 3 Millionen Fische von mittlerer Größe 8 bis 10 per ¼ Dose gefangen werden. Die Wahrscheinlichkeit hierfür liegt aber fern, denn der Fang, ausgenommen die erwähnten beiden Tage, ist äußerst gering, manche Tage sogar Null. Bisher zahlte man nur für die besseren Marken hohe Preise, in den letzten Wochen stiegen die Preise aber selbst für die unbekanntesten Export-Marken ganz bedeutend.

— Der Geometer der finnischen Regierung, Herr Rodas, berichtet, daß er am 25. Juni d. J. die Höhe eines Loches sorgfältig gemessen hat, welches authentischen Berichten zufolge am 25. Juni 1755 zwei Zoll über dem Meeresspiegel an der Küste von Oesterbotten gebohrt worden ist. Er constatirte, daß jener Theil der Küste in diesen 127 Jahren um 6 Fuß 4 Zoll, d. h. um mehr als einen halben Zoll jährlich gestiegen ist.

— An das russische Telegraphennetz wurden 1880 angeschlossen 62 Kreisstädte und 12 andere Orte durch 3762 Werst neu gelegter Linien. Am 1. Jan. 1881 besaß

	Linie		Leitung	Stationen
der Staatstelegraph .	81 098	Werst	150 951¾	1157
Eisenbahntelegraphen .	3 352¼	„	42 517	1166
Englisch-indische Linie .	3 407	„	7 290	53
Alands-Kabel	92¾	„	92¾	
Sonstige Privattelegraph.	372¼	„	610	63
Militär-Polizeitelegraph	368¼	„	368¼	109
Zusammen . . .	88 690½	Werst	201 832¾	2838

— Die kürzlich erschienene „Pamjatnaja knischka“ für das Gouvernement Siedlez (Polen) bringt folgende statistische Angaben für das Jahr 1880: Etwa die Hälfte der Bodenfläche des Gouvernements ist Ackerland, und ein Fünftheil ist mit Wald bedeckt. Von den 606 328 Einwohnern waren 145 678 griechisch-katholisch, 362 803 katholisch, 94 567 mosaisch, 7729 lutherisch &c., dem Stande nach zählte man 10 373 Adlige, 784 Geistliche, 12 052 entlassene oder beurlaubte Soldaten, 3106 Ehrenbürger und Kaufleute, 88 357 Kleinbürger, 19 314 Kolonisten, 2487 Fremde &c. An Wohngebäuden gab es in den Städten: 776 steinerne, 3659 hölzerne, in den Dörfern aber 950 steinerne und 60 713 hölzerne.

Asien.

— Ueber den letzten Jahrmarkt von Kurgan theilt die „Sibirische Zeitung“ mit, daß von den im Gesammtwerthe von 969 500 Rubel zugeführten Waaren nur für 397 659 Rubel verkauft worden sind. Die Eigenthümlichkeit des Marktes bestand, der genannten Zeitung zufolge, aber darin, daß die zugeführten Landesprodukte fast ohne Rest verkauft wurden, und daß bei Federn, Daunen, Borsten, Haaren, Flachs und Hanf die Nachfrage sogar das Angebot überwog, während von den zugeführten Manufaktur- und anderen Waaren noch nicht der dritte Theil verkauft wurde.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Am 14. Januar, dem zweiten Tage ihrer Wanderung durch die große rothe Sandwüste, erreichte die Karawane der Reisenden die Brunnen von Schakik, die, vier an der Zahl, in einem langen, tief in die Nefûd einschneidenden Thale belegen sind. Die Sohle dieses Thals war durchaus frei von Sand und zeigte, ebenso wie auch der Grund der tiefsten Fuldschs, den harten, festen Kiesboden der nördlichen Hochebene, der Hamâd: ein neuer Beweis für Blunt's Annahme, daß diese Ebene sich ohne Unterbrechung nach Süden hin unter der Wüste fortsetzt und von der letztern nur „wie von einer ungeheuren Sandwehe überschüttet ist". Die mehrere Miles von einander entfernten Brunnen von Schakik haben alle die gleiche und sehr bedeutende Tiefe von 225 Fuß; sie sind mit großen Hausteinen ausgemauert und augenscheinlich sehr alt. Die Steine der Einfassungen zeigen schon überall tiefe durch die auf- und abgehenden Seile allmälig eingeriebene Rinnen. Auf dem Marsche des ganzen vorhergehenden Tages war man außer einem mit mehreren Kameelen daherziehenden Roalabeduinen keinem menschlichen Wesen begegnet; heute kündigte sich die Nähe der Brunnen durch mehrfache Begegnungen mit Roala, Howeisin und anderen Beduinenhaufen an, von denen einige ihre Lager am Grunde großer Fuldschs aufgeschlagen hatten. Charakteristisch bei derartigen Begegnungen ist die Kampf- resp. Fluchtbereitschaft, in die sich beide Parteien setzen, sobald sie sich von fern erblicken, und in der sie verharren, bis sie beim Näherkommen einander als ungefährlich erkennen. Man ist eben in steter Erwartung eines ghazû (razzia) oder räuberischen Ueberfalles, der nicht nur den Hauptsport, sondern in gar vielen Fällen auch den Hauptnahrungszweig einzelner Beduinenstämme bildet; freilich darf ein solcher Ueberfall nur gegen Mitglieder feindlicher oder augenblicklich befehdeter Stämme ausgeführt werden. Hatten die Reisenden bei jedem Zusammentreffen dieser Art Gelegenheit, die Aufmerksamkeit und den scharfen Blick ihrer arabischen Begleiter zu bewundern, welche die Stammesangehörigkeit der ihnen Begegnenden nach scheinbar geringfügigen Kennzeichen stets mit der größten Sicherheit erkannten und zu bestimmen wußten, so imponirte ihnen mehr noch die Beobachtungsgabe und der scharfe Ortssinn des alten, von Meskakeh mitgenommenen Führers, der zwischen der unübersehbaren Menge und der verwirrenden Gleichmäßigkeit der Fuldschs und Hügel seinen Weg genau erkannte. Was für Zeichen in den zerrissenen Sandmauern es waren, nach denen der Alte sich richtete, war unerfindlich; von einer etwaigen Kursbestimmung nach dem Stande der Sonne war aber bei ihm ebensowenig die Rede, wie bei der Mehrzahl der heutigen Araber. Auf seinem alten, abgemagerten Kameele sitzend, das ebenso wie er selber kaum noch im Stande schien, die Beschwerden der Reise zu überdauern, ritt er vor dem Zuge her, immer eifrig um sich spähend, meist vollkommen schweigsam und nur mit der ausgestreckten Hand die einzuschlagende Richtung anzeigend. Von Zeit zu Zeit wurde er jedoch red-

selig und gab als Erklärung für die hin und wieder am Wege liegenden sonnengebleichten Knochenhaufen Schreckensgeschichten von in der Nefûd Verirrten und Verschmachteten zum Besten. Hier war vor zehn Jahren eine Schar Roala, die ein ghazû gegen die Schammar glücklich ausgeführt, auf dem Rückwege aber die Brunnen nicht wieder erreicht hatte, mit ihren Kameelen und Pferden verschmachtet; dort lagen die Gebeine von vierzig Kameelreitern der Suelmat, die vom Wege abgekommen und elend verdurstet waren; dort wieder die Ueberreste einiger der 500 türkischen Soldaten, die, als letzter Bestand der von Ismaïl Pascha in Haïl zurückgelassenen Garnison, den Entschluß gefaßt hatten, auf ihre eigene Hand nach Damaskus zurückzukehren, und sämmtlich in der Nefûd umgekommen waren u. s. w. Auf die Leute der Reisenden machten diese Erzählungen des alten Radi einen tiefen Eindruck; waren sie bisher zu Verzögerungen und Aufenthalten aller Art nur zu geneigt gewesen, so zeigten sie jetzt alle den größten Eifer, vorwärts zu kommen: reichte doch der von Schakik mitgenommene Wasservorrath nur für fünf, höchstens sechs Tage; der Weg bis zur großen südlichen Oase Dschobba mußte also in dieser Zeit zurückgelegt werden. So ging es denn rüstig weiter in der schon von Schakik aus eingeschlagenen Richtung nach S. S. O.; immer, wie der Führer behauptete, genau dem Laufe der alten „Straße des Abu Seid" folgend, die der Sage nach in grauer Vorzeit mitten durch die Nefûd geführt haben und von einem Scheich der Beni Hellân gebaut worden sein soll. Der Marsch, der meist in großen Zickzacks und Windungen um die Sandhügel herum, oft auch über dieselben hinüber führte, war ungemein ermüdend, da der tiefe Sand unter jedem festern Fußtritte nachgab. Am 15. Januar wurden trotz drückend schwüler Luft bei bewölktem Himmel und trotzdem man vom Mittag an eine Gegend zu passiren hatte, welche durch die Zerrissenheit des Terrains und die bedeutende Ausdehnung der Fuldschs die größten Schwierigkeiten darbot, doch 21 Miles

Die Felsen von Aalem.

zurückgelegt. Das Nachtlager, das man am Grunde einer dieser großen Senkungen aufschlug, lag 560 Fuß über der Höhe der Brunnen von Schakik.

Die Nacht zum 16. brachte einen starken Gewitterregen, der den Sand der Wüste dunkel purpurroth färbte und ihm zugleich eine dem raschen Vorwärtskommen günstige Festigkeit gab. Die spärlichen Beobachtungen über die Thierwelt der Nefûd, die man bisher nur gemacht (man hatte außer den Fußspuren der Kameele in der Nähe der Brunnen und außer zahlreichen Eidechsenrinnen in dem trocknen Sande kein Zeichen von Thierleben gesehen), wurden an diesem Tage durch mannigfache Wahrnehmungen ergänzt. Deutlich erkennbar wie in frisch gefallenem Schnee zeigten sich auf dem regenfeuchten Boden zahllose Spuren der kleinen Wüstenhasen, die ungefähr die Größe unserer wilden Kaninchen haben. Den ganzen Tag über machten Lady Blunt's beide Windhunde Jagd auf die zierlichen Thierchen, jedoch immer ohne Erfolg, da Ghadabäume und Gebüsch denselben stets Schutz und Deckung gewährten. Auch mehrere Arten kleiner Vögel waren vorhanden: Hänflinge, Zaunkönige, Wüstenlerchen, Weißschwänze in ziemlicher Menge; verschiedentlich zeigten sich auch Krähen und einmal ein Paar schöner Wannenweher, die sich offenbar hier ganz „heimisch" zu fühlen schienen. Reptilien kommen allem Anscheine nach massenhaft in der Nefûd vor; die ganze Oberfläche war heute von Eidechsenfährten durchzogen, und an verschiedenen Stellen sah man auch lange gewundene Schlangenbahnen sich durch den Sand ziehen. Die Leute der Reisenden tödteten zwei Exemplare der sogenannten Sulimanschlange, der hier am häufigsten vorkommenden, durchaus ungefährlichen Art: lange, dünne, silberglänzende Thiere mit kleinem Kopfe. Ueber die hier vorkommenden Giftschlangen befragt, erwähnte Radi zwei Arten als im Sommer sehr häufig; seiner genauen Beschreibung nach können dies keine anderen sein, als die Hornotter und die Brillenschlange. — Gazellen scheinen in der Nefûd nicht vorhanden zu sein; von der sogenannten „wilden Kuh" der Araber (wie es sich später zeigte, die weiße Antilope, Oryx Beatrix) fand man an diesem Tage mehrere frische Fährten, die der Spur eines ausgewachsenen Hirsches gleich waren. Die in Nedschd verbreitete Annahme, daß dieses Thier kein Wasser brauche, wurde schein-

bar durch den Umstand bestätigt, daß man es hier in der Mitte der Wüste und von dem Dschebel Adscha, dem nächsten Punkte, wo es zu über dem Boden befindlichen Wasser gelangen konnte, etwa 130 Miles entfernt antraf. Nach

Die Berge von Dschobba.

Straußen, die ja in einigen Theilen der Nefûd häufig sein sollen, hielten die Reisenden vergebens Ausschau. — Von Insekten fand man einige unserer Stubenfliege ähnliche Fliegen, mehrere Libellen und kleine Schmetterlinge.

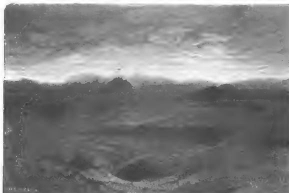
Oase Dschobba.

Um die Mittagszeit langte man am Fuße der beiden Felskegel von Aalem an, die man schon stundenlang vor sich erblickt hatte. Kahl und abrupt wie Felsen aus dem Meere steigen die beiden Gipfel aus dem Sande empor; die Angabe früherer Reisender, daß hier Granit zu Tage trete, bestätigte sich nicht. Die Felsen von Aalem bestehen

aus demselben dunklen, stellenweise schwarz verwitterten Sandstein der Hamâd, der ohne Zweifel das Material zu den ungeheuren Sandanhäufungen der rothen Wüste geliefert hat. Sie sind auch keineswegs kompakte Felsmassen, sondern gleichen eher ungeheuren Steinhaufen. Der größere, der sogenannte „Schreich der Nefûd", erhebt sich ungefähr 300 Fuß, der kleinere nur 100 Fuß über das Niveau der umgebenden Wüste. Auf der Spitze des klei-

Dorf Jgneh am Fuße des Tschebel Schammar.

nern zeigte das Barometer eine absolute Höhe von 3220 Fuß an. An einem augenscheinlich künstlich aufgesetzten Steinhaufen, den Blunt hier oben vorfand, entdeckte er die Ueberreste einer alten Inschrift, deren wenige Lettern mit denen der Inschrift vom Sinaï oder dem Wadi Mokattib übereinstimmten. Eine Umschau von diesem Punkte ließ die reihenförmige Anordnung der Fuldschs deutlich erkennen und zugleich auch, daß dieselben in der nähern Umgebung



Blick auf Tschebel Schammar.

der Felsen (einige Miles weit nach Norden und nach Süden) in größeren Zwischenräumen von einander lagen. Die Felsen von Aalem gelten gemeinhin für den Mittelpunkt der Nefûd, die sich von hier aus etwa 200 Miles weit nach Osten und nach Westen und 70 bis 80 Miles nordwärts und südwärts erstrecken soll.

Der nächste Tag (17. Januar), der mit scharfem Frost begann, wurde im weitern Verlaufe drückend heiß. Der Sand trocknete unter der brennenden Sonne wieder vollständig aus, und die schon ermatteten Kameele kamen nur äußerst langsam vorwärts; um sie zu schonen mußten sämmtliche Leute zu Fuß nebenher gehen. Sehr auffallend und

vollkommen unerklärlich, da sich weder im Niveau noch in den Bestandtheilen des Bodens etwas geändert, war die vollständig veränderte Vegetation, seitdem man Aalem verlassen hatte. Die Ghadabüsche schienen plötzlich vollständig verschwunden zu sein; an ihrer Stelle trat die bisher seltene Yerta jetzt ungemein häufig auf: ein unangenehmer Tausch, da das Holz der letztern bei weitem nicht den Werth der Ghada als Brennholz erreicht. Bei der Verkohlung giebt Ghadaholz ein Produkt, das es an Feinheit mit der besten Zeichenkohle aufnimmt. Viel mehr als zuvor zeigte sich jetzt auch das sogenannte nassi, ein als Kameelfutter gern verwendetes Gras, und das hamar, eine „bläulich-weiße, stachlichte Pflanze“, die von den Pferden gern gefressen wird; das adr, das Lady Blunt hier als einen „Busch (?) mit steifen grünen Blättern und bräunlich gelben Blüthen“ erwähnt, kommt auch noch südlich von Aalem sehr häufig vor.

Schloß des Emirs von Haïl.

Am Nachmittag des 17. erreichte man endlich eine Stelle, von wo aus man die am südlichen Horizont auftauchenden Berge von Dschobba erblicken konnte; das Barometer zeigte hier eine Höhe von 3040 Fuß an. Da man von demselben Punkte nach Norden hin auch noch die Felsen von Aalem wahrnahm, wurde hier ein längerer Aufenthalt zur Orts- und Routenbestimmung gemacht. Die beiden nächsten Tage, in denen das schon einmal erblickte Ziel wieder in unerreichbare Ferne zu entschwinden schien, waren für Menschen und Thiere der Karawane gleich schwer. Der Sand schien immer tiefer zu werden, die Kameele, von denen einige vor übergroßem Durst nicht mehr fressen mochten, konnten kaum sich selber, geschweige denn die Lasten tragen; nur ein ungewöhnlich starkes und großes Thier hielt aus, und ihm wurde allmälig ein Theil der Lasten nach dem andern aufgebürdet. Am 19. Januar legte man nur eine Meile in der Stunde zurück; die Leute, die bis hierher verhältnißmäßig guten Muth gezeigt hatten, wurden ernst und schweig-

sam. Seit einigen Tagen benutzten sie sämmtlich jede Ruhepause zu eifrigem Gebete, weniger wohl um des Ernstes ihrer Lage willen, als um wieder in die Gewohnheit der religiösen Uebungen zu kommen, die sie während der ganzen Reise vernachlässigt hatten, und die sie nun, wie sie meinten, in dem streng wahhabitischen Nedschd, „wo die Gebete Mode seien“, brauchen würden. Das Niveau der Nefûd stieg jetzt ziemlich bedeutend an. Mittags zeigte das Barometer 3300 Fuß über dem Meere. Ein weiter Umblick, den man von hier aus hatte, zeigte in einer endlos bis zum südlichen Horizont noch sich hinziehenden Sandfläche im Vordergrunde eine eigenthümliche Inselgruppe: mehrere phantastisch geformte Felsen, zwischen denen sich eine große vertiefte Fläche wie ein trockener See ausbreitete. Es war Dschobba; die eigentliche Oase mit dem Dorfe noch durch einen der vorliegenden Berge verdeckt. Ein rascher mehrstündiger Ritt über den bald fester werdenden Boden brachte die Reisenden nach dem Dorfe, wo sie für ihre langsam nachfolgenden, ermatteten Begleiter Quartier machten.

Dschobba ist ein durch seine Lage und Umgebung ebenso merkwürdiger wie malerisch schöner Ort. Sein Name Dschobba oder Dschubbah bedeutet „Brunnen“, und in der That liegt es auch in einer tiefen, brunnenartigen Senkung in der Nefûd, die jedoch nichts mit den hufeisenförmigen Vertiefungen, den Fuldschs gemein hat: n i c h t s, als vielleicht die seltsame Unerklärlichkeit ihres Ursprunges und Be-

Wohnung der Reisenden in Haïl.

stehens. Es ist eine große, sandfreie Fläche in dem Wüstenmeere, 400 bis 500 Fuß unter dem durchschnittlichen Niveau desselben, und etwa 3 Miles breit; ein Becken, dem von Dschôf nicht unähnlich, aber anstatt von Sandsteinfelsen von der Nefûd umgeben. Daß es einst ein See gewesen, ist zweifellos; denn die seltsam geformten Felsen, die aus ihm emporragen, zeigen die Spuren des Wassers. Das unerklärliche Wunder besteht aber in der Permanenz der hohen Sandwände, die an einigen Stellen steil zu dem kleinen Thal abfallen, das anscheinend in ewiger Gefahr verschüttet oder allmälig versandet zu werden daliegt. Am Rande des Beckens, dessen Boden eine von weitem täuschende, bläuliche Färbung hat, liegt das aus 80 Häusern bestehende Dorf mit seinen kleinen Palmengärten und einer Gruppe alter knorriger Ithelbäume am Eingange. Die kleinen Häuser, die aus der Nähe gesehen Armuth und Unsauberkeit der Bewohner verrathen, nehmen sich auf dem Hintergrunde der Bäume, von den gewaltigen dunkelrothen Sandsteinfelsen überragt, malerisch genug aus. Die Felsen erheben sich 700 bis 800 Fuß über das Thal, das seinerseits eine Höhe von 2860 Fuß über dem Meere hat. Die Brunnen, die sehr wasserreich sind, haben eine Tiefe von 75 Fuß.

Zwei Tage lang verweilten die Reisenden in dem kleinen Orte, dessen ärmliche und fast ohne jeden Verkehr mit der übrigen Welt lebende Bewohner sie zuerst mit zudringlicher Neugier, dann mit unverhohlenem Widerwillen betrachteten. Die drohenden Bemerkungen über die n a s r e n i (Christen), welche die Europäer hier vernahmen, waren das erste und letzte Beispiel von Intoleranz und religiösem Fanatismus, das ihnen während ihrer ganzen arabischen Reise entgegengetreten ist.

Mit neuen Kräften versehen, wurde am Morgen des

21. die Wanderung wieder angetreten. Die Nefûd mit ihren Fuldschs und Sandhügeln zeigte sich hier unverändert, der stellenweis reiche Graswuchs frisch und grün. Am ersten Tage traf man wieder auf zahlreiche Antilopen- und auch mehrere unverkennbare Wolfsspuren. Von Vögeln wurde ein Bussard und ein grauer Würger gesehen. Als einen Vorboten der Civilisation, der man sich wieder näherte, begrüßte man einen Schäfer, der sich mit seiner aus 40 Schafen bestehenden Herde auf dem Wege nach Haïl befand. Dort sollte, wie er sagte, in den nächsten Tagen der Zug der von Mekka zurückkehrenden persischen Pilger eintreffen; ihnen wollte er seine Thiere verkaufen. Die Schafe von Nedschd haben mehr Aehnlichkeit mit Ziegen, als mit unserm Schaf. Es sind schlanke, hochbeinige Thiere, mit langem, seidenartigem Haar anstatt der Wolle; langen, hängenden Ohren und glattem Gesicht. Körper und Füße sind schwarz; der Kopf weiß, jedoch mit schwarzen Flecken um die Augen und schwarzer Nase.

Am Nachmittag des 22. Januar hatte man von einem hohen Sandhügel aus zuerst einen schönen Blick auf die Kette des Dschebel Schammar, die sich mit seltsam gestalteten, an die Sierra Guadarama erinnernden Gipfeln weithin nach Osten und Westen erstreckte. Am folgenden Tage, Vormittags, erreichte man Igneh, ein kleines, am Fuße der Berge gelegenes Dorf, das außer seinen Palmengärten eine Umgebung von größeren, gut bewässerten und nicht ummauerten Gerstenfeldern aufzuweisen hat, die ihm einen ebenso seltenen wie freundlichen Anstrich von „Ländlichkeit“ geben. Unmittelbar hinter Igneh kommt man auf harten Boden; es ist nicht mehr der Sandstein von Dschôf und Dschobba, sondern fein zerbröckelter Granit, der ihn bedeckt. Allenthalben auf der Ebene zeigen sich einzelne Blöcke rothen Granits, hin und wieder auch Gruppen kleiner rundlicher Felsstücke, zwischen denen Grün emporwuchert. Die Vegetation hat sich vollständig verändert; von den Pflanzen der Nefûd ist hier nichts zu sehen, anstatt ihrer erkannte Lady Blunt verschiedene Sträucher einiger ihr vom Sinaï her bekannter Arten; auch kleine Akazien der von den Pilgern „Feuriger Busch“ genannten Art, sowie auch ein dickblättriges, dicht am Boden sich ausbreitendes Gewächs, das von den Arabern „ghoysch“ genannt und als besonders heilsam für die Augen hoch geschätzt wird. Das Gebirge, das aus dieser schmalen Ebene allmälig ansteigt, ist von einer unglaublichen Schönheit. Im Vordergrunde steigen einzelne Gipfel inselartig empor; schroffe Abhänge und weit vorspringende Tells geben ihnen ein phantastisches Aussehen; weiter hinten zieht sich die blaue Bergkette, die nur selten von einem schluchtartigen Thale unterbrochen zu sein scheint und sich fast ebenso abrupt wie der Sinaï ohne eigentliche Vorberge oder vorgelagertes Hügelland aus der Ebene erhebt. Das Lager der Reisenden befand sich auf dieser Ebene in einer Höhe von 3870 Fuß über dem Meere.

Nachdem man am 23. den Führer nach Haïl vorangesandt und durch ihn die Erlaubniß des Emirs zum Betreten der Stadt erlangt hatte, machte man sich in der Frühe des nächsten Morgens auf den Weg. Die Stadt liegt am östlichen, nicht am südlichen Abhange des Gebirges, wie die Reisenden vermuthet hatten. So führte der Weg nicht hinüber, sondern längs der Berge auf der Ebene hin. Zwei ansehnliche Dörfer, El Akeyt und El Ulta, wurden passirt; endlich, nachdem man einen niedrigen nach Westen ziehenden Hügelrücken überschritten hatte, sah man Haïl vor sich liegen: eine große, durch die vielen zwischen den Häusern liegenden Palmengärten aber wenig imposante Stadt, von einer etwa zwölf Fuß hohen Mauer umgeben. Einen großartigen Eindruck macht nur das gewaltige Schloß, das an der Nordseite der Stadt sich erhebt, ein kolossaler Bau mit starken, 50 bis 60 Fuß hohen Mauern und runden Thürmen. Am Thore der Stadt von einem Beamten des Emirs und einer militärischen Wache empfangen, wurden die Reisenden sogleich nach dem zu ihrer Aufnahme bestimmten Hause geleitet. Den ersten Eindruck, den sie von den Straßen von Haïl empfing, schildert Lady Blunt als den einer „unbehaglichen, gewissermaßen unnatürlichen Sauberkeit und Ordnung“. Es sah aus, als könnte zwischen diesen glänzend weißen Mauern auf dem reingefegten Boden der Straßen nie das rege Leben und Treiben einer großen Stadt sich entfalten oder entfaltet haben.

Das Haus, das zum Empfange der Reisenden hergerichtet war, lag nahe bei dem Schlosse. Es war, wie die Mehrzahl der arabischen Wohnhäuser, ein Doppelhaus, dessen eine aus der Kawah und zwei kleinen Zimmern bestehende Abtheilung für die Männer bestimmt ist, während die andere, die einen kleinen Hof, eine offene Halle und hinter derselben zwei Kammern zu enthalten pflegt, gewöhnlich als Harem benutzt wird. Eine besondere Annehmlichkeit bei diesem Hause war, daß es gegen die Straße durch eine hohe Mauer mit einer verschließbaren Thür geschützt war, sowie, daß auch die inneren Räume sämmtlich mit eigenthümlichen hölzernen Schlössern und ebensolchen Schlüsseln verwahrt werden konnten.

Zauber und Zauberjungen bei den Chinesen.

Von **E. Metzger.**

II.

Die Messerleiter ist manchmal mehr als sechs Meter hoch; sie wird aus zwei senkrechten Bambus gebildet, zwischen denen, nach Art der Sprossen, Messer mit der Schneide nach oben eingesetzt sind. Häufig ist auf jedes Messer ein Amulet von Papier aufgeklebt, welches den Zauberjungen beschützen soll, möglicherweise aber keinen andern Zweck hat, als zu verbergen, daß die Klinge stumpf ist. Die Zauberer, welche die Leiter besteigen sollen, müssen, wie dies bei jedem Fall von einiger Bedeutung nöthig, sich erst durch Gebet und Fasten reinigen, ehe sie zu ihrem Dienste zugelassen werden. Sie sondern sich in einem für diese Vorbereitung bestimmten Häuschen ab und bleiben drei Tage ohne alle Speise und ohne andern Trunk als Wasser oder Thee in demselben. Sie murmeln dort ihre Gebete und Beschwörungen und verlassen ihren Aufenthaltsort erst, wenn der Festtag angebrochen ist. In diesem Zustand müssen sie sich auf die Leiter begeben.

Sie sind von oben bis unten mit Amuleten behangen

und ersteigen die Leiter an einer Seite, um an der andern hinunter zu steigen. Während dies vor sich geht, ertönt die aufregende Musik der Gongs und der Trommeln und die Künstler werfen Zauberpapiere mit geheimnißvollen Schriftzügen und Amulete unter das Volk. Jeder, dem es gelingt, ein solches Zeichen zu erwerben, fühlt sich sehr glücklich, da man glaubt, daß der Besitz eines solchen dieselbe Kraft verleiht, welche dem Zauberer eigen ist und die vom Volk überschätzt wird.

Die Messerbrücke ist eine horizontal liegende Messerleiter, bei der die Klingen so eingesetzt sind, daß die Schärfe nach oben gekehrt ist. Trotzdem die Quälereien, welche die Zauberjungen sich auflegen, wohl geeignet sind, die Aufmerksamkeit zu erregen, schenkt ihnen das Volk im Allgemeinen keine besondere Beachtung; es ist eben nur zu häufig in der Gelegenheit, dies Schauspiel zu sehen, wieder ein Beweis für die praktische Richtung, da man, wie erwähnt, sich Mühe giebt, der Amulete, von denen man sich Vortheil verspricht, mächtig zu werden; den Personen aber, die durch ihre Leiden den Amuleten die wunderthätige Kraft verleihen, schenkt man keine Beachtung, wie denn überhaupt der Chinese im Allgemeinen die äußeren Zeichen seiner Religion mit vollständiger Gleichgültigkeit betrachtet.

Wie schon erwähnt, werden die „Jungen“ für ihre Produktionen bezahlt, trotzdem glaube ich entschieden, daß sie doch sich in einem ekstatischen Zustande befinden, weil sie, welches auch der Grund sein mag, weshalb sie sich zu diesen Aufführungen hergeben, sei es auch nur die reine Sucht nach Gewinn, doch immerhin in der Meinung verkehren, daß wirklich ihr Körper bestimmt ist, den Geistern zur fleischlichen Hülle zu dienen, und in dieser Weise ein Zustand in ihnen erzeugt wird, den die Priester benutzen, um die Masse des Volks glauben zu machen, daß man es wirklich mit übernatürlichen Geschöpfen zu thun hat, welche sich der körperlichen Form bedienen, um dem Zug des Götzen, für Alle sichtbar, folgen zu können. Der Glanz der Procession wird vermehrt, das Interesse des Volks erregt und lebendig erhalten, weil sich jetzt Fleisch gewordene Götter in der Gestalt von Zauberjungen in derselben bewegen, und — hier zeigt sich wieder die praktische Seite der Chinesen — sie geben ja Amulete her und können sich dem gewöhnlichen Menschen auch in anderer Weise nützlich machen. Natürlich wird dann dieses Schneiden und Quälen und alle die Martern, denen die Zauberjungen sich unterwerfen, benutzt, um das Volk glauben zu machen, daß der in den Körper des Zauberers gefahrene Gott demselben nicht nur hilft, daß er keine Schmerzen empfindet, sondern auch alle nachtheiligen Folgen seiner Verwundungen von ihm fern hält, so daß ihre Wunden mit überraschender Schnelligkeit heilen. Zu diesem Zweck bedecken die Zauberer dieselben mit einem Amulet von Papier, auf welchem geheimnißvolle Zeichen geschrieben sind, trinken Wasser und anderes Getränk, in welches sie die Asche von solchen Amuleten gemengt haben, verschmähen jedoch, wie de Groot hinzusetzt, höchst wahrscheinlich die mehr praktischen Salben auch nicht. Es ist meiner Ansicht nach sehr zu bedauern, daß er keine Gelegenheit gehabt zu haben scheint, sich Sicherheit zu verschaffen, ob sie die gewöhnlichen Heilmittel ganz verschmähen.

In Niederländisch-Indien sieht man diese Sachen nur in sehr kleinem Maßstab und selten; wie es scheint, werden die Zauberer an der Ausübung ihrer Kunststücke verhindert, wie man aus der oben erwähnten Konfiskation verschiedener Marterwerkzeuge schließen kann, oder sie betreiben dieselben ganz im Geheimen. Wenn auch, wie ich schon einmal in einem andern in diesem Blatt erschienenen Aufsatz erwähnte [1]), die niederländisch-indische Regierung allen Religionen gegenüber recht tolerant ist, so liebt sie doch keine Erscheinungen, welche sich über das Gewöhnliche erheben und mit dem eigentlichen Gottesdienst nichts zu thun haben; man betrachtet deshalb alle Propheten, Seher, Visionäre, unverwundbare Menschen und Auferstandenen als für die Ruhe der Gemüther sehr gefährliche Menschen; wirklich haben sie auch bei allen Unruhen, sei es, daß dieselben von Eingeborenen oder von Chinesen ausgingen, eine sehr große Rolle gespielt.

Was übrigens gewöhnlich als „Zauber“ von den Chinesen gegen Bezahlung gezeigt wird, beschränkt sich großentheils auf allgemein bekannte Taschenspielerstücke, wobei auch das (wirkliche) Herunterstoßen einer scharfen Waffe mit sehr langer Klinge durch den Mund bis in den Magen (habe ich wohl behaupten hören und der Länge der Waffe nach sollte ich die Behauptung für richtig halten) und das Zermalmen von Glas durch Kauen eine große Rolle spielen. Bei allen diesen Kunststücken wird übrigens wohl weder durch Chinesen noch durch Eingeborene an übernatürlichen Einfluß geglaubt.

Dagegen glaubt das Volk an die Kraft der Zauberer in anderer Beziehung, oder wenigstens an die ihnen innewohnende Kraft der Götter. So kommt es vor, daß man in Krankheiten, in welchen die Patienten von den Aerzten aufgegeben sind, die Hülfe des Gottes anruft. Es kommt dann zunächst darauf an, seine Erlaubniß zu erhalten, sein Bild aus dem Tempel zu dem Kranken zu bringen; unter Gebet und Opfern wartet man auf seine Zustimmung zu dem Zuge. Man wirft Würfel; fallen sie ungünstig, so wird neuer Weihrauch entzündet, werden neue Opfer gebracht und hiermit fortgefahren, bis ein glücklicher Wurf folgt. Sein Bild wird nun ohne besondere Feierlichkeit zu dem Kranken getragen, ein „Zauberjunge“ mit seinem Messer und seinem Schwert folgt, sticht sich das Messer durch die Wangen und zerfleischt sich den Rücken mit seinem Schwerte; in diesem Zustand der Ekstase giebt er allerlei Aufklärung über die Art der Krankheit und die Heilmittel, die dagegen angewandt werden sollen. Manchmal wird auch der Gott selbst gefragt; das Ende einer der Stangen, mittels welcher die Sänfte, in der er sich befindet, getragen wird, wird auf einen Tisch gelegt und nun bringt der Gott, wenn er günstig gestimmt ist, die Sänfte incl. Träger in eine solche Bewegung, daß der Name der Krankheit in geheimnißvollen Zeichen auf dem Tisch aufgezeichnet wird. Natürlich weiß man, wenn man einmal den Namen kennt, auch welche Arzneimittel angewendet werden müssen. Wenn der Götze sich unwillig zeigt, seinen Beistand in dieser Weise zu leihen, so zieht die ganze Gesellschaft wieder ab und der Gott leitet die Schritte der Träger seines Bildes vor irgend ein Haus, wo man Heilmittel findet. Ein solcher Zug geht mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich; ein Verwandter des Kranken mit seinem schönsten Hut auf dem Kopf begleitet denselben unter den Schlägen eines Gongs, ein Junge mit einer schwarzen Fahne neben ihm, auf der Sänfte des Gottes brennen Lichter, an der Lehne seines Stuhls sind fünf Fähnchen von verschiedener Farbe, roth, blau, weiß, schwarz, gelb, angebracht. Wenn der Apotheker die Träger nach ihrem Verlangen fragt, bekommt er keine Antwort — sie wissen es ja selber nicht — und er muß sich an den Gott selbst wenden. Zu diesem Zweck nennt der Verwandte den Namen der Krankheit, der Apotheker stellt nach und nach alle Mittel, die ihm einfallen, auf den Tisch; hat er das richtige

[1]) „Globus“ 17, S. 219.

getroffen, so drückt der Gott den Stuhl ein wenig voraus, wenn das dargebotene Arzneimittel nicht das richtige ist, drängt er die Träger zurück; dies dauert zuweilen ziemlich lange und manchmal nimmt man auch verschiedene Mittel mit. Wird der Kranke besser, so empfängt der Gott eine reichliche Belohnung an Goldpapier, Weihrauch u. s. w.; stirbt er, so macht niemand ihm und den Trägern einen Vorwurf.

Wenn man den Besuch des Gottes in Gestalt seines Bildes vermeiden will, ruft man die Hilfe von zwei Zauberjungen an. Diese martern sich am Krankenbett, um sich in die richtige Stimmung zu bringen, dann fassen beide einen in der Mitte zusammengebogenen Pfirsich- oder Weidenzweig, jeder an einem Ende, und laufen damit durch die Straßen, wie von einer höhern Macht getrieben, hin und her. Endlich kehren sie an das Krankenbett zurück, wo unterdessen ein Tisch, dessen Platte mit feinem Sande oder ähnlichen Stoffen bestreut ist, bereit gestellt wurde. Nun wird das gebogene Ende dem Sande genähert und fängt da an allerlei merkwürdige Zeichen niederzuschreiben, aus denen durch die Eingeweihten der Name der Krankheit und der Medicin entziffert wird. Doch ist es auch genügend, wenn nur an einem Ende des Zweiges sich ein Zauberer befindet, und das andere in profaner Hand ruht.

Uebrigens giebt es auch eine Art von weiblichen Medien, die namentlich durch das schönere Geschlecht in Thätigkeit gesetzt werden, um sich mit verstorbenen Verwandten zu unterhalten. Sobald diese „Puppentante" gerufen wird, um Hilfe zu leisten, wird zunächst den Göttern geopfert, dann überzeugt man sich, ob kein Mann in der Nähe ist, weiter aber müssen alle klassischen Werke, namentlich die „große Lehre des Confucius" (die allem Zauber gefährlich zu sein scheinen), aus dem Zimmer entfernt werden. Die „Puppentante" setzt sich nieder, fällt scheinbar in Krämpfe, während der Schweiß über ihre Stirn strömt, dann wandert die Seele in die Unterwelt. Nach einigen Augenblicken scheint der Körper wieder lebendig zu werden, sie spricht abgebrochen über den Todten, wird auch wohl über ihn befragt, und antwortet, wenn ihr dies möglich ist. Wenn dies nicht der Fall ist oder wenn die Sache lange genug gedauert hat, scheint sie plötzlich zu erwachen, empfängt ihre Bezahlung und giebt an einem andern Ort eine weitere Vorstellung. Dieselbe Scene wird noch auf eine andere Weise aufgeführt, wobei eine Puppe das Medium bildet, doch gehört dies mehr zur schwarzen Magie. Im Allgemeinen jedoch werden alle diese Sachen durch die gebildeten Chinesen mit Verachtung behandelt; die Zauberer werden nicht einmal einer der vier Klassen zugezählt.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Südwärts nach Santa Barbara.

Dem Reisenden, welcher das südliche Californien besuchen will, stehen von San Francisco zwei Routen dorthin offen: die eine mit der Central- und Südpacificbahn durch das San Joaquinthal und die Mohavewüste auf der mittlern Längenachse des Staates direkt nach Los Angeles (482 Miles); die andere, näher an der Küste, mit dem westlichen Zweige der Südpacificbahn durch das Santa-Clara- und das Salinasthal nach Soledad, von dort mit der Stagekutsche nach San Luis Obispo, und weiter über Santa Barbara und San Buena Ventura — entweder in Postkutschen zu Lande, oder in Küstendampfern von Hafen zu Hafen — ebenfalls nach Los Angeles, dem Handelsemporium jenes blühenden Gebiets. Ich lade den Leser ein, mich auf einer Reise auf letzterer bei Weitem interessantern, der sogenannten Küstenroute nach dem Süden des Goldstaats, zu begleiten, welche ich zu wiederholten Malen und zwar zuletzt im Sommer 1881 zurücklegte.

Die Eisenbahnfahrt von San Francisco direkt südwärts nach Soledad (143 Miles) gewährt dem Reisenden ein treffliches Bild von den reichen californischen Ackerbaudistrikten. Bis nach der „Gartenstadt" San José führt die Bahn in einer Länge von 50 Miles durch das schöne Santa-Clara-Thal bei einer Reihe von blühenden Landstädtchen und prächtigen Villen der Millionäre San Franciscos vorbei, durch eine mit parkähnlichem Baumwuchs geschmückte Ebene, die im Westen vom Küstengebirge, im Osten von den südlichen Ausläufern der Mount-Diablo-Range, wo der Mount Hamilton bis 4440 Fuß Höhe aufragt, begrenzt wird [1]). Der rege Eisenbahnverkehr zwischen San Francisco und San José (12 567 Einwohner [2]), welche Plätze durch zwei Schienenwege — je einer an jeder Seite der großen Bai — mit einander verbunden sind, spricht deutlich genug für die hohe Kulturentwickelung dieses Theiles von Californien.

Von San José zweigt sich gen Westen eine 30 Miles lange engspurige Eisenbahn nach Santa Cruz (3898 Einwohner) ab, dem Hauptorte an der Bai von Monterey, welche Stadt mit ihren am weißen Strande ausgebreiteten Badehäusern und dem freundlich ländlichen Aeußern eine Lieblingssommerfrische der San Franciscoer geworden ist. Diese Bahn führt über das romantische Küstengebirge durch eine der schönsten Hochwaldungen Californiens. Die mehrere hundert Fuß aufstrebenden gewaltigen Rothtannen (red woods) erregen dort die Bewunderung jedes Reisenden; der Blick in die waldumschlossenen Thäler, die blumenreiche Vegetation, der bereits südliche Farbenschmelz des Landschaftsbildes, die Aussicht von der Höhe auf das zwischen grünen Hügeln malerisch eingenistete Santa Cruz und den weiten blinkenden Spiegel des Stillen Oceans bilden zusammengenommen eine Reihe von unvergeßlichen Bildern.

Bei einer Fahrt mit der Eisenbahn verliert man aber

[1]) Siehe Globus XXIX, Nr. 9 und 10: „Das Santa-Clara-Thal."

[2]) Alle Bevölkerungsangaben sind dem V.-St.-Census von 1880 entnommen.

leider den Anblick mancher Sehenswürdigkeit, und man gewinnt z. B. bei dem raschen Vorübereilen nur einen unbestimmten Eindruck von der Größe der Rothtannen. Das „Hotel de Redwood" imponirte mir vor sechs Jahren bedeutend. Damals existirte die Eisenbahn noch nicht, und ich sprach bei einer Stagefahrt durchs Gebirge in diesem originellen Gasthause vor. Dasselbe ist in eine gewaltige Rothtanne hineingebaut worden: unten das Schänkzimmer, oben die Schlafkabinen — drei Stockwerke — im Baum!

Der die Bai von Monterey umschließende Landstrich ist eine Zierde von Californien. Obstgärten, reiche Farmen, Weinberge, Villen, Seebäder und Vergnügungsorte reihen sich dort aneinander. Ein hohes Vorgebirge schützt Santa Cruz vor den Nordwinden und giebt diesem Platze eine so angenehme gleichmäßige Temperatur, als befände man sich hundert Meilen weiter südlich. Die prächtigen Thäler des nahen Küstengebirges bieten dem Besucher dieses californischen Nizza eine solche Fülle von schönen Ausflugspunkten, daß ihm die Wahl oft schwer fallen wird, wohin er sich begeben soll. Der Blick vom Strande über die grünen Ufergelände und die 28 Miles breite Bai hinüber nach Monterey, wo eine langgestreckte malerische Bergkette das Panorama im Süden begrenzt, ist herrlich. Der Fremde meint hier ein altes Kulturland, anstatt erst vor einem kurzen Menschenalter besiedeltes Gebiet vor Augen zu haben.

Die Hauptbahn führt von San José südwärts über Gilroy (1621 Einwohner) nach Watsonville (1799 Einwohner), dem Centrum des fruchtbaren Pajaro- (sprich: Pächärö) Thales, von wo sich eine andere engspurige Bahn, am Ufer der Montereybai hinlaufend, nach Santa Cruz abzweigt. Bald darauf treten wir in das Salinasthal ein, welches von der Eisenbahn seiner ganzen Länge nach südwärts bis nach Soledad durchzogen wird. Während im Santa-Clara-Thal die Zucht von halbtropischen Früchten — Mandeln, Feigen 2c. — und der Anbau von feinen Obstarten, die in Masse nach den östlichen Staaten exportirt werden, den Haupterwerbszweig der rührigen Bevölkerung bilden, sind das Pajaro- und das Salinasthal wahre Weizenkammern geworden. Es ist eine Freude, diese unermeßlichen, wohlkultivirten Getreidefelder vor den Augen vorbeifliegen zu sehen, wenn man auf der Eisenbahn jene reichen Thäler durcheilt. Die californischen Landstädte gewähren einen überaus behäbigen Anblick. Schmucke Geschäftshäuser, ansehnliche Hotels, freundliche Privatwohnungen und eine mehr städtisch als ländlich sich ausnehmende Bevölkerung überzeugen den Fremden auf den ersten Blick, daß hier der Wohlstand, der große Träger der Kultur, eine Heimstätte gefunden hat.

In dem kurzen Zeitraume eines Menschenalters hat die Energie der anglo-germanischen Neuankömmlinge die Hilfsquellen dieses Landes rapide entwickelt. Die Ueberbleibsel der mehr als hundert Jahre ihnen vorangegangenen spanisch-mexikanischen Herrschaft nehmen sich heute wie Ruinen aus, die bald ganz vom Erdboden verschwinden müssen. Im Spiel und leichtsinnigen Leben entäußerten sich die früheren Besitzer des Landes unglaublich schnell ihrer irdischen Güter, und jetzt sind sie die verachtete Race geworden. Vom Werthe des Geldes hatten diese „Greasers" und Hidalgos nie eine Ahnung. Stellte sich Ebbe in ihren Taschen ein, so borgten sie von den Amerikanern zu lächerlich hohem Zinsfuß, was sie gerade gebrauchten, verpfändeten und verloren einen Theil ihres Grundbesitzes nach dem andern, und wurden schließlich von ihren Gläubigern aus Haus und Hof gejagt und auf die Straße gesetzt. Jetzt sind sie die Parias der Gesellschaft geworden, und da sie zum Arbeiten zu stolz und zu träge sind, so wird es ihnen unmöglich sich wieder emporzuraffen, und sie verschwinden allmälig von der Weltbühne. Niemand wird dies bedauern. In Amerika gilt das Sprüchwort: „Jeder sorge für sich selber, und der Teufel hole den Letzten!" (Everybody for himself and the Devil catches the hindmost.) Die spanisch-mexikanische Bevölkerung in Californien hat der Teufel bereits beim Kragen gepackt; und schwerlich wird er sie wieder loslassen — zum Segen der Kultur! —

Acht Miles nördlich von Salinas City zweigt sich bei Castroville wieder eine engspurige Bahn ab, die nach Monterey (1400 Einwohner) führt, wo die Millionäre der Central- und Südpacificbahn ein prachtvolles Hotel und eine Seebadeanstalt in großem Stil einrichten ließen, womit den anderen Seebädern an der Montereybai bei Aptos und Santa Cruz in den letzten Jahren eine unliebsame Konkurrenz gemacht wurde. Jene Eisenbahnkönige scheinen entschlossen zu sein, das alte ganz heruntergekommene Monterey — die ehemalige Hauptstadt Californiens, wo am 7. Juli 1846 der Anschluß dieses Gebiets an die Union zuerst proklamirt wurde — zu neuem Glanze emporzubringen. Die Eisenbahnverwaltung läßt täglich Kurierzüge von San Francisco nach Monterey zu halbem Fahrpreis laufen, und es geschieht in Monterey alles Mögliche, um den Reichen der großen Goldstadt den Aufenthalt dort angenehm zu machen. Die Bequemlichkeiten der Seebäder sind vorzüglich. Das Ausbauen einer größern Stadt in der Nähe des alten Monterey scheint aber trotz aller Mühe der Eisenbahnmillionäre noch ziemlich problematisch zu sein. Das prächtige Hotel del Monte in Monterey steht allerdings da und der Strand mit dem weichen weißen Sande und der hereinschwellenden Brandung bietet den denkbar besten Badegrund, — aber die Geschäftsstraßen, Boulevards, Theater und andere Zeichen einer werdenden Großstadt existiren bis jetzt dort nur in der Phantasie.

Der Hauptort im Salinasthale ist Salinas City (118 Miles von San Francisco), ein blühendes Landstädtchen von 1500 Einwohnern. Am dortigen Eisenbahndepot sind riesige Waarenspeicher erbaut worden, in denen der Weizen des Thales lagert, ehe er auf der Eisenbahn nach San Francisco befördert wird. Im Salinasthal sind gegen 130 000 Acker unter Kultur gebracht worden. Die meistens mit Weizen und Gerste bepflanzten Getreidefelder erstrecken sich von Salinas City bis nach Soledad in einer ununterbrochenen Reihenfolge dreißig Meilen weit. Eine fatale Zugabe in den Weizenfeldern ist der dort häufig vorkommende wilde Senf, welcher dieselben im Frühjahr oft arg überwuchert. Die mit hellgelben Blüthen geschmückten mannshohen Büsche sehen allerdings recht hübsch aus; aber dem Farmer sind dieselben ein Dorn im Auge und er bemüht sich, doch stets vergeblich, dieselben auszuroden. In neuerer Zeit hat man den Samen des wilden Senfs zu verwerthen versucht. Er wird von eigens dazu konstruirten Maschinen eingeheimst, in Mühlen zu einem recht guten „Mustard" verarbeitet, und findet als solcher einen profitablen Markt. Das Bestellen und Abernten der Getreidefelder geschieht hier, wie überall in Californien, durch Maschinen der neuesten Konstruktion, welche vom Osten eingeführt werden. Ohne dieselben würde es bei der verhältnißmäßig geringen disponiblen Arbeitskraft in diesem Lande ganz unmöglich sein, die ungeheuren Ernten zu bewältigen. In der Nähe von Salinas City befindet sich die größte „Butterranch" im Staate. Von 1500 Kühen erzielt man dort jährlich etwa 150 000 Pfund Butter. An Stelle des Butterns mit der Hand,

wie es „zu Großmutters Zeit“ üblich war, ist hier das Buttern mit Dampfkraft getreten, und auch die Temperatur in den Milchhäusern wird durch Dampfheizung regulirt.

Von Soledad, dem nur aus wenigen Lagerhäusern und „Stores“ bestehenden südlichen Endpunkt der westlichen Division der Südpacificbahn, setzte ich am Abende des 21. Juni meine Reise nach Süden in der Stagekutsche fort. Mein nächster Bestimmungsort war San Luis Obispo, 110 Miles von Soledad entfernt. Nachdem wir das obere Salinasthal durchkreuzt hatten, gelangten wir zunächst in das Thal des San Antonio. Schafherden weideten hier auf dem mit spärlichem Graswuchs bestandenen Boden und die Gegend wurde immer öder und steriler, je weiter wir kamen.

Während der Nacht drehte sich die nur selten stockende Unterhaltung unter den Mitreisenden meistens um Straßenräuber, welche die Stages auf dieser Route mitunter anhalten, um die mit Geld und Werthsachen gefüllten Expreßkisten in Obhut zu nehmen. Auf den Stagelinien, die von den Minenlagern nach der Eisenbahn führen, sind solche Unterbrechungen des Reiseprogramms nichts Seltenes, da die Wegelagerer dort meistens auf gute Beute rechnen können und in den menschenleeren Wildnissen leicht entkommen. In einem Landstriche wie der, durch welchen wir reisten, wo der Telegraph einen Ueberfall sofort bekannt macht und die Diener des Gesetzes wie Bluthunde an die Fersen der Uebelthäter hetzt, hätte ich an eine solche Gefahr nicht gedacht, die, wie ich jetzt erfuhr, jeden Augenblick an uns herantreten konnte.

Der Kutscher pflegt bei einem Ueberfall auf das erste Kommando eines oder mehrerer ihn mit einer Doppelflinte aufs Korn nehmenden Straßen-„Agenten“ schleunigst anzuhalten, die unter seinem Sitz stehende Expreßkiste herauszulangen und diese auf die Straße zu werfen. Dann wird einer der Räuber ihm ein peremptorisches „go on!“ zurufen, worauf jener mit der Peitsche auf die Gäule einhaut und rasch weiterfährt. Keinem Kutscher wird es einfallen, sein Leben für eine noch so werthvolle Expreßkiste in die Schanze zu schlagen, weshalb die Expreßgesellschaft mitunter wohlbewaffnete Schutzwachen mitschickt, erprobte Männer, welche das ihnen anvertraute Eigenthum muthig vertheidigen. Die Räuber, welche dies wissen, überfallen daher selten solche von Agenten der Gesellschaft beschützte Stages.

Nur ausnahmsweise werden die Reisenden von den Straßenräubern belästigt. Frauen sind vor geborenen amerikanischen Wegelagerern vollständig sicher. Nur die Mexikaner machen hierin eine unrühmliche Ausnahme. Dieselben ziehen die Reisenden beiderlei Geschlechts meistens bis aufs Hemd aus und nehmen ihnen Alles fort. Sogar die Koffer und Mantelsäcke werden von ihnen erbrochen, wogegen ein auf Anstand und Kaste haltender amerikanischer Straßenräuber sich nie an solchem Privateigenthum vergreift. Das Reisen in Arizona und an der mexikanischen Grenze ist deshalb weit gefährlicher, als nördlich von Los Angeles, weil die mexikanischen Wegelagerer nur selten die nördlicher gelegenen Kulturgebiete betreten, wo sie sich nicht heimisch fühlen. Als Regel kann man annehmen, daß der amerikanische Räuber es nur auf die Expreßkisten abgesehen hat, wogegen der Mexikaner so ziemlich Alles nimmt, was er bekommen kann. Sind die Expreßkisten leer, so kommt es allerdings mitunter vor, daß auch ein amerikanischer Räuber die Herren auszusteigen bittet und ihre Uhren und Baarschaften mit Beschlag belegt. Dabei ist es jedoch Usus, jedem Passagier fünf Dollars Kleingeld zurückzuerstatten, damit er sich im nächsten Städtchen Logis und Essen verschaffen und nach Hause telegraphiren kann, daß ihm sofort ein neuer Baarvorrath geschickt werde.

Ein mitfahrender in Rindvieh handelnder jüdischer Kaufmann, der eine ansehnliche Rolle Papiergeld und einen schweren Goldsack bei sich führte, war während unserer Nachtreise ziemlich nervös und namentlich um seinen Goldsack besorgt, den er nirgends im Wagen sicher verbergen konnte. Das Papiergeld vertraute er einer mitreisenden Dame an, welche dasselbe in ihr Mieder steckte, wo es gut aufgehoben war. Kein Straßenräuber hätte es gewagt, diese Dame zu belästigen, indem er sich dadurch der Verachtung aller seiner Genossen Preis gegeben haben würde. Die dichten Gebüsche (Chapparels), welche oft ganz nahe an der Fahrstraße lagen, wurden von uns stets mit Mißtrauen beobachtet, da sie die denkbar trefflichsten Schlupfwinkel für Wegelagerer boten. Es passirte uns übrigens während dieser Nachtfahrt kein nennenswerthes Abenteuer. Der Rindviehhändler athmete aber erst wieder auf, als wir am nächsten Morgen die Ansiedelung San Miguel — 82 Miles von Soledad — erreichten, da die Gefahr eines Ueberfalls hier so ziemlich überstanden war.

In der Nähe von San Miguel passirten wir die Ruinen der gleichnamigen „Mission“. Die an hundert Jahre alten in Schutt sinkenden Adobe-Mauern, die von dem längst eingestürzten Dache zerstreut umher liegenden Ziegel u. s. w. boten ein Bild des Verfalls, wie mir Aehnliches noch nicht in Amerika vor Augen gekommen war. Kein Mensch bekümmerte sich um diese seit fast einem Menschenalter ganz verlassene Ruinenstätte. Man scheint es der Sonne, dem Wind und Wetter überlassen zu haben, die Ueberbleibsel jener von den alten Padres aufgeführten Bauten vom Erdboden verschwinden zu machen; und es hat allerdings den Anschein, daß dieselben in kurzer Zeit keine Spur ihres Daseins, als höchstens einige Schutthaufen, zurücklassen werden.

Die californischen „Missionen“, theils ziemlich gut erhalten, theils in Ruinen sinkend, findet man in der Nähe der meisten bedeutenderen Städte des Staates, von San Francisco bis nach dem äußersten Süden. Die katholischen Padres, welche die ersten civilisirten Niederlassungen von Californien gründeten, verstanden es, die besten Plätze für die Anlage dieser Missionen auszuwählen. Die neuen Ansiedler pflegten sich in der Nähe der Missionen niederzulassen, welche so die ersten Centren der Kultur wurden, wie z. B. die von San Francisco, Monterey, San Luis Obispo, Santa Barbara, San Buena Ventura, Los Angeles und San Diego. Außer diesen liegen eine Menge Missionen, namentlich im südlichen Californien, im Innern des Staates, die jedoch fast sämmtlich nach und nach verlassen wurden und in Verfall gerathen sind. Die von einer Veranda umgebenen Gebäude wurden aus Adobes aufgeführt und mit rothen Dachpfannen gedeckt. Die Kirche erhob sich ein Stockwerk höher als die sich ihr anschließenden einstöckigen Gebäude, und das Ganze wurde von einer mit Ziegeln gekrönten Mauer eingeschlossen; Gartenbau, Weinbau und Viehzucht waren die Lieblingsbeschäftigung der alten Padres, welche sich durch Gastfreundschaft auszeichneten und das Leben von der gemüthlichen Seite zu nehmen verstanden.

Nach einer Fahrt von 6 Miles gelangten wir in einen offenen Eichenwald, und bald darauf erblickten wir die Gebäude der in Californien berühmt gewordenen „Paso Robles-Hot Springs“ vor uns, wo wir unser Frühmahl in dem geräumigen Speisesalon des Gasthauses einnahmen. Die schwefelhaltigen „El Paso de Robles“-(Paß durch den Eichenwald) Heilquellen werden viel von Kranken besucht, namentlich von solchen, die an chronischen rheumati-

schen Beschwerden leiden. Es befinden sich dort die vorzüglichsten natürlichen Schlammbäder in Amerika, mit einem Hitzegrad von 110° F., nebst einer Menge von heißen und kalten Mineralquellen. Für die Bequemlichkeit der Kranken ist, was Baden, Essen und Logis anbetrifft, ganz gut gesorgt. Im Uebrigen ist fast gar nichts zur Verschönerung des Ortes geschehen, und die in der primitiven Eichenlichtung zerstreut umher stehenden Gebäude nehmen sich so prosaisch wie nur denkbar aus. Nichts erheitert hier die Kranken. Es giebt im Paso Robles weder Musik noch Theater, keine hübschen Spaziergänge, keinen Park, keinen Kursaal ꝛc. Trotzdem verdient der Platz seinen Ruf als vorzügliche Heilanstalt in vollem Maße, und es ist die Zahl derjenigen, welche hier Heilung fanden, nachdem sie dieselbe an vielen anderen Gesundbrunnen vergebens gesucht, eine recht erkleckliche zu nennen. Von einem Vergnügungsorte im Sinne deutscher Heilbäder ist hier aber gar nicht die Rede. Das Etablissement sieht fast wie ein Lazareth aus, und der Anblick der vielen auf Krücken herumhinkenden oder müde umherschleichenden Kranken und Rekonvalescenten genügt, um einem Gesunden alle Lebenslust zu verleiden. Ich gab meine Absicht, hier einen Ruhetag zu machen, schleunigst wieder auf, sobald ich dies entdeckte, ließ zum Aerger des Wirthes meinen bereits abgeladenen Koffer sofort wieder auf die Stage setzen und reiste noch am selbigen Tage nach San Luis Obispo weiter.

Die Reise von Paso Robles nach der 30 Miles von dort entfernten bedeutenden Ortschaft San Luis Obispo führte mich zunächst durch das fruchtbare Thal Santa Marguerita, wo wieder einmal hübsche Farmen und Ansiedelungen das Auge erfreuten. Dann überstiegen wir die sich quer vorbauende St.-Lucia-Range, gelangten jenseits dieser Bergkette in das Thal von San Luis Obispo und erreichten bald darauf die ansehnliche Stadt gleichen Namens.

San Luis Obispo (2234 Einwohner) ist in raschem Aufblühen begriffen und scheint die allgemeine Geschäftsstagnation der letzten vier Jahre, welche namentlich das südliche Californien betroffen hat, so ziemlich überwunden zu haben. Es fanden hier gerade große Landverkäufe statt und der Ort war voll von Mexikanern und Mischlingen, deren Hauptbeschäftigung sich in einem Pferderennen konzentrirte. Diese ehemaligen Herren des Landes hatten sich mit dem letzten Flitterstaat, der ihnen übrig geblieben war, ausstaffirt, sprengten auf ihren mit silberbeschlagenen Sätteln und mit Ledertroddeln gedeckten Ponies wie Kunstreiter die Straßen auf und ab, und nahmen sich mit ihren schirmartigen Sombreros, den großen Radsporen, dem halb spanischen Anzuge und dem welterobernden Blick höchst imposant aus. Beim Pferderennen spielten sie selbstverständlich die erste Rolle und ließen es sich nicht nehmen, ihre letzten disponiblen Dollars dort in Wetten anzulegen oder zu vertrinken.

San Luis Obispo ist das natürliche Centrum eines an landwirthschaftlichen Ressourcen reichen Distrikts, dessen Hauptprodukte in Wolle und Weizen bestehen. Der Platz ist die einzige bedeutendere Ortschaft zwischen Salinas City und Santa Barbara auf einer Strecke von 250 engl. Meilen, und bildet ein Gemisch aus den Stilen der alten mexikanischen Städte und neuerer amerikanischer Bauten. Adobe-Wohnungen, eine alte Kathedrale, die Gebäude einer „Mission“ stehen zwischen Häusern neuern Stils. Viele „eingeborene Californier“ (native Californians), d. h. die Nachkommen des alten spanisch-mexikanischen Volkselements, leben in der Nachbarschaft des Ortes, und man kann die Eigenthümlichkeiten dieser Race hier vielleicht besser als irgend sonstwo in Californien studiren.

Durch eine Eisenbahn ist San Luis Obispo mit dem 9 Miles entfernten Port Harford verbunden, wo die Küstendampfer, welche von San Francisco nach San Diego fahren, regelmäßig anlegen. Ich machte einen Ausflug nach jenem Hafenorte und war erstaunt über die kolossale Menge von landwirthschaftlichen Maschinen neuester Konstruktion und die Massen von Kaufmannsgütern aller Art, welche der dort gerade am Quai liegende Dampfer „Orizaba“ auslud. Es war dies der deutlichste Beweis von den großen natürlichen Hilfsquellen jenes Gebietes, da alle diese Maschinen und Waaren doch im Innern des Landes eine profitable Verwendung finden mußten. Der Hafen von Port Harford ist ziemlich offen und gegen Stürme keineswegs so geschützt, wie es wohl wünschenswerth ist. Mehrere im offenen Fahrwasser liegende Klippen nehmen sich höchst gefährlich aus und sind, namentlich bei den hier häufig vorkommenden dichten Nebeln, eine recht unangenehme Zugabe dieses Hafens.

Am Abend des 23. Juni trat ich meine Weiterreise nach Santa Barbara (110 Miles von San Luis Obispo) mit der Stage auf dem Landwege an. Bald lagen die Berge von San Luis Obispo, unter denen die „Zwillingsschwestern“ (twin sisters) mit ihren grünen hochgewölbten Kuppen besonders malerisch ins Auge fielen, hinter uns, und wir gelangten in eine Sandebene, welche wir langsam durchkreuzten. Sieben Miles breit war diese Sandfläche, die sich 14 Miles vom Meere ins Land erstreckt. Hier und da wuchsen einige verkrüppelte Eichen und niedriges Salbeigebüsch, sonst nahm sich diese Sandfläche genau so aus, als ob sich das Meer erst vor Kurzem von hier zurückgezogen hätte. Dichte Nebel wallten von dem nur vier Miles entfernten Oceane herüber, welcher uns mit donnernder Brandung einen Gruß durch die stille Nacht herüberrief.

Jenseits der Sandebene gelangten wir in das fruchtbare Santa-Maria-Thal und passirten das freundliche Städtchen Guadalupe, welches gegen 350 Einwohner zählt. Auch hier bemerkte ich die Ruinen einer alten Mission. 15 Miles von San Luis Obispo erreichten wir das Thal des Arroyo Grande (big Creek), durch welches wir den größten Theil der Nacht hinfuhren.

Froh war ich, als die Sonne emporstieg. Bald saß ich wieder auf meinem Lieblingsplatze auf dem Kutscherbock, wo ich mit Hilfe einer echten Habana und meiner Kognakflasche schnell eine intime Bekanntschaft mit dem Rosselenker anknüpfte, der die Zügel eines muthigen Sechsgespannes ergriff. In einer Stagefahrt hinter sechs weitausgreifenden Trabern — californischen Rossen —, Schöneres giebt es nicht in der Welt! liegt tausendmal mehr Poesie, als in einer Eisenbahnfahrt, und man möchte die kommende Generation bemitleiden, daß ihr eine solche Reiseromantik ein Buch mit sieben verschlossenen Siegeln bleiben muß. Ein californischer Rosselenker beherrscht seine sechs wilden Renner mit einer bewundernswerthen Kunst. Das Gewirr der Zügel hält er so sicher in der Hand, als wäre es eine Spielerei; mit dem rechten Fuß manipulirt er fast fortwährend die Bremse und läßt die Räder bei abschüssigen Stellen gleiten statt hinrollen; um die Bergvorsprünge und an Abhängen wirbelt er den Wagen herum, daß es eine Lust ist, den im Galopp vorspringenden Leitpferden zuzuschauen, die so gut wie ihr Führer zu wissen scheinen, daß das geringste Stocken an solchen Stellen das Gefährt unfehlbar zu Sturz bringen muß; er redet die Pferde zutraulich beim Namen an, und die klugen Thiere verstehen augenscheinlich seine noch so leise gesprochenen Worte.

Und welch eine herrliche Gegend, von welcher die grauen Nebel sich schnell verzogen, breitete sich hier um uns aus! Die mit langem Moos behängten Eichen standen parkäh-

lich malerisch auf den grünen schwellenden Hügeln; Hunderte von Erdeichhörnchen sprangen rechts und links am Wege auf, jagten sich in lustigen Kapriolen oder flüchteten sich in ein sicheres Versteck; Rinder- und Schafherden weideten auf den grünen Plänen und an den Bergabhängen; vor uns thürmten sich die dunkelblauen Küstengebirge empor, die langgestreckte Kette der Santa-Ynez-Range, an deren westlichem Fuße Santa Barbara liegt.

Jetzt kreuzen wir das Bett des niedrigen Santa Ynez, der sich im Winter in einen brausenden Gebirgsstrom verwandelt, und vor uns liegen die waldbedeckten Abhänge des St.-Markus-Berges.

Der Santa Ynez strömt in westlicher Richtung am nördlichen Fuße des gleichnamigen Gebirgszuges hin und ergießt sich einige Meilen südlich von Point Purissima in den Stillen Ocean. An seinem untern Laufe liegt in einem reichen Alluvialthale die Temperenz-Kolonie Lompoc, wo sich ungefähr 1400 Ansiedler niedergelassen haben, die dem Genusse jedweden Getränks, das berauschender als Thee ist, bei ihrer ewigen Seligkeit abschwuren. In dem an 300 Einwohner zählenden Städtchen Lompoc wagte es nur einmal ein Deutscher, einen Trinksalon zu etabliren. Er wurde jedoch prompt verjagt und sein Haus in die Luft gesprengt. Seitdem kann man in Lompoc weder einen Schoppen Bier, noch ein Glas Wein, noch einen sonstigen Magenstärker für Geld oder gute Worte erwerben. Die Kolonie wurde im Jahre 1874 gegründet und das Land in derselben zu hohen Preisen auf dem Auktionswege an Ansiedler verkauft, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Verkauf oder Genuß von Bier, Wein und Schnaps dort auf ewige Zeiten untersagt sei. Daß sich nur wenige Deutsche unter diesen Wassersimpeln niedergelassen haben, wird wohl Niemanden Wunder nehmen!

Auf gewundenem Wege fuhren wir langsam den St.-Markus-Berg hinan, zuerst durch ein langes Cañon, dann durch prächtigen Hochwald. Auf dem Gipfel, 3200 Fuß über dem Meeresspiegel, überraschte mich eines der großartigsten Landschaftsbilder in Californien. Zwischen ungeheuren Felsblöcken hielt unser Gespann eine geraume Weile auf dem Kamm des Gebirges. Unter uns lag das liebliche Thal von Santa Barbara, Wälder und Felder und freundliche Heimstätten in wechselndem Farbenschimmer, gegen Norden die anmuthige Landschaft La Patera, im Süden die fruchtbare Fläche der Carpenteria, und in diesem Rahmen die Stadt, eingenistet zwischen grünen Bäumen: dahinter der Hafen mit einem lang hinausgebauten Quai, das von der Brandung weiß umsäumte Ufer und das unendliche weite blinkende Meer, und 20 Miles vom Lande entfernt die drei langgestreckten Santa-Cruz-Inseln. Zu beiden Seiten von unserm erhabenen Standpunkte dehnte sich das Küstengebirge — der Wall des Oceans! — in mächtiger Größe aus, und über das unermeßliche Land- und Meerbild, mit seinen reichen Farbentönen, wölbte sich ein azurklarer Himmel, von dessen Höhe die goldene Sonne ihre Strahlengluth über das großartige Gemälde herabsandte.

Die Fahrt zu Thal war stellenweise etwas gefährlich. An der Seite eines gewaltigen Abhangs führte die Landstraße über 75 breite Steinstufen herab, welche je anderthalb Zoll tief in den nackten Fels geschlagen worden waren, um den Hufen der Pferde dort einen Halt zu geben. Ehe wir diese unangenehme Stelle passirten, wurden die Räder des Wagens sämmtlich mit starken Ketten festgeschlossen, und dann ging's Schritt vor Schritt, sozusagen sprungweise, in die Tiefe. Der Kutscher erzählte mir bei dieser interessanten Passage, daß hier im vorigen Winter die Leitpferde seines Gespannes 300 Fuß herabgestürzt seien und den Hals gebrochen hätten. Glücklicherweise wären bei dem „Accident" die Stränge gerissen, sonst hätten die Stage und Insassen und er und die anderen vier Gäule ohne Zweifel diesen Saltomortale mitmachen müssen.

Jetzt ging's im lustigen Trab auf gewundenem Wege bergab, und bald war das Thal erreicht. Bei Weinbergen und schmucken Farmen jagten wir vorbei, an idyllischen Wohnungen, die sich mit ihren bunten Blumengärten zwischen mächtigen Trauerweiden versteckten, und hier hielten wir vor der langen Façade des prächtigen Arlington-Hotels, das etwas außerhalb der Stadt liegt, und übergaben uns der Pflege des freundlichen Wirthes, des „Colonel" Hollister, des Besitzers von halb Santa Barbara, der in Californien den Ruf eines vollendeten Gentleman besitzt. 220 Miles waren wir durch Berg und Thal kutschirt, seit wir vor 48 Stunden Soledad verlassen hatten.

Das Tätowiren bei Europäern.

R. A. Heinrich Wuttke hat in seinem Werke „Die Entstehung der Schrift" (Leipzig 1872) auch dem Tätowiren einen großen Abschnitt gewidmet und mit vielem Fleiße dort zusammengetragen, was wir über diese merkwürdige Sitte bei den Naturvölkern wissen; aber seine ganze Darstellung krankt an der vorgefaßten Ansicht, daß im Tätowiren der Ursprung der Schrift zu suchen sei. Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Ursprunge der seltsamen Sitte werden wir am besten belehrt durch eine kleine Abhandlung von W. Krause „Vom Tätowiren" im ersten und einzigen Hefte der Mittheilungen des Göttinger anthropologischen Vereins (1874). Daß aber auch in Europa, zumal in Frankreich, Italien, England, das Tätowiren sehr verbreitet ist, erfahren wir aus einer neuen Schrift des Dr. Lacassagne[1]), aus der wir hier einige interessante Auszüge geben wollen, die allerdings manchen, der die niederen Volksklassen nicht kennt, überraschen dürften.

In den Großstädten und Seehäfen Frankreichs findet man Leute, die Tätowiren als Profession treiben. Ihr gewöhnliches Verfahren besteht darin, daß sie mit Hilfe einer oder mehrerer feiner Nadeln, die an einem Holzgriffe befestigt sind, auf die straffgespannte Haut Bilder durchpausen, die auf Oelpapier entworfen sind. Die Sammlung derselben bieten sie den Liebhabern zur Auswahl an. Doch zeichnen die Geschickten unter ihnen auch nach eigner Erfindung das verlangte Bild mit der Feder auf die Haut. Dann stechen sie die in färbende Flüssigkeit getauchten Nadeln in schiefer Richtung bis zur Tiefe eines halben Millimeters in die Haut ein, indem sie immer den Linien der Zeichnung folgen. Manche machen nur einen einzigen Stich, andere stechen ein zweites Mal, um deutlichere Konturen zu erhalten, immer in schiefer Richtung, aber nur bis zur Tiefe eines Millimeters. Dann wird die Haut gewaschen, ent-

[1]) Les tatouages. Etude anthropologique et médico-légale par le Dr. Lacassagne. Avec planches. Paris, J. B. Baillère et fils, 1881.

weder mit Wasser, oder mit Speichel, oder auch mit Urin, angeblich um der der Operation folgenden Entzündung vorzubeugen.

Im Jahre 1871 scheint in New-York ein Mann gleich fertige Platten besessen zu haben, auf welchen Nadeln so befestigt waren, daß sie ein Bild gaben. Man brauchte diese nur an die zu tätowirende Stelle anzudrücken, und die ganze Operation war in einem Zeitraum von einer Minute gemacht, während sie bei dem gewöhnlichen Verfahren 15 bis 25 Minuten beansprucht.

Die am häufigsten gebrauchten Farben sind Tusche, gestoßene Holzkohle, Zinnober und blaue Tinte, seltener Indigo.

Die dichte Menge der Nadelstiche bewirkt einen entzündlichen Zustand der Haut, begleitet von Jucken und Bildung von Schorf, welcher 5 oder 6 Tage, bis er abfällt, die Zeichnung verdeckt. Dann aber zeigt sie sich in ihrer ganzen Reinheit, und nach Verlauf eines Monats hat sie sich endgültig festgesetzt, so daß sie nie wieder vergeht, wenn sich auch meist im Laufe der Jahre merkliche Veränderungen einstellen. Aber die Sache läuft nicht immer so glatt ab, denn Autoren wie Rayer, Parent-Duchatelet, Casper, Tardieu haben schwere Erkrankungen im Gefolge der Tätowirung verzeichnet und selbst Todesfälle eintreten sehen.

Dr. Berchon kennt 18 Fälle schweren Entzündungsfiebers, 8 Fälle, wo Brand eintrat, 4, wo eine Amputation nöthig wurde, und 4, die den Tod zur Folge hatten. Einmal beobachtete er die Entwickelung einer Adergeschwulst. Hutin, Rollet, Robert ferner führen Beispiele an, daß dem Tätowirten, ohne daß er es ahnte, Syphilis eingeimpft wurde, indem der giftige Speichel des venerischen Tätowirers in die Nadelstiche gebracht und durch die Lymphgefäße unter der Haut aufgesaugt wurde.

Der Laune, sich mehr oder weniger seltsame Sinnbilder oder Sprüche in die Haut graviren zu lassen, folgt begreiflicherweise manchmal der lebhafte Wunsch, sich eines Males zu entledigen, das seinen Träger leicht irgendwie kompromittiren kann. Diesen Wunsch rechtfertigen eine Menge Umstände, die man sich wohl denken kann, und die Mittel ihn zu erfüllen stammen aus den ältesten Zeiten. Schon Aëtius, Paulus Aeginensis und Avicenna erwähnen dieselben.

Alte oder neue Tätowirungen wieder verschwinden zu machen, wendet man folgende Mittel an: die Zeichnung wird mit einer in Salzsäure oder noch besser Salpetersäure getauchten Nadel wieder aufgestochen, oder aber es werden leichte Einschnitte über der Zeichnung in die Haut gemacht und diese mit Salpetersäure bestrichen. Die dadurch entstehenden Narben lassen die frühere Existenz von Tätowirungen nur sehr schwer erkennen. Die Araber greifen im gleichen Falle zu einem Pflaster von ungelöschtem Kalk und schwarzer Seife; diese Mischung hinterläßt eine Narbe wie von einem Zugpflaster.

In einem Falle, welchen Lacassagne erwähnt, hat folgendes Verfahren den besten Erfolg gehabt. Es besteht darin, „die Zeichnung mit Sauerkleesalz, welches in leicht mit Kochsalz versetztem Wasser aufgelöst ist, wiedernachzustechen.“ Die Lösung muß dabei ganz dick sein. Diese Operation macht den betreffenden Theil der Haut leicht anschwellen; es bildet sich Schorf und wenn dieser abfällt, ist die Tätowirung verschwunden (vorausgesetzt, daß die Operation gut ausgeführt wurde) und läßt nur kleine weißliche Narben zurück, welche mit der Zeit ebenfalls vergehen.

Zum Zwecke der Reproduktion der zahlreichen Tätowirungen, welche ihm vor die Augen kamen, hat Lacassagne ein ebenso einfaches wie sinnreiches Verfahren angewendet. Es ist von wirklichem Interesse, dasselbe weiter bekannt zu machen, denn es muß jedenfalls für wissenschaftliche Beobachtungen eine Basis von unanfechtbarer Gleichartigkeit liefern.

Dies Verfahren ist folgendes. „Durchsichtige Leinwand wird auf den betreffenden Körpertheil gelegt; die Zeichnung scheint sehr deutlich durch und man kann mit einem gewöhnlichen Bleistifte leicht ihren Umrissen folgen. So hat man eine mathematisch genaue Wiedergabe des Bildes, welches sichtbar wird, wenn man die Leinwand auf ein Blatt weißen Papieres legt. Man fährt jetzt mit blauer oder rother Tinte über die Linien hin, je nachdem die Tätowirung die eine oder die andere Färbung zeigt. Ist dies geschehen, so wird die Leinwand auf eine Pappe geleimt, deren Größe sich nach der der Tätowirung richtet. Auf die Rückseite der Pappe schreibt man folgende Bemerkungen, durch welche die Beobachtung vollständig wird: 1. Laufende Nummer. 2. Name und Vorname des Tätowirten. 3. Geburtsort. 4. Beschäftigung und Kenntnisse. 5. Datum und Alter der Tätowirungen. 6. Dabei angewendetes Verfahren. 7. Anzahl der Sitzungen. 8. Dauer derselben. 9. Notizen über den Tätowirer. 10. Beschreibungen der Tätowirungen. 11. Ihr Sitz. 12. Ihre Lage. 13. In der Färbung eingetretene Veränderungen. 14. Ob nach der Operation Entzündung eingetreten ist? 15. Wie lange hat die Tätowirung gebraucht, um ganz fest zu werden? 16. Welches ist der gegenwärtige Zustand der Tätowirung? 17. Ist sie verlöscht? 18. Ist sie absichtlich ausgetilgt? 19. Ist sie abgeändert? 20 Sittlichkeit des Tätowirten.“

Sind diese Angaben immer dieselben, so kann man die Beobachtungen unter einander vergleichen und bestimmte Resultate daraus ziehen.

Lacassagne hat die Erfahrung gemacht, daß die direkte Anwendung der Photographie kein befriedigendes Resultat giebt. Die verunglückten Versuche, welche er mit einem geschickten Photographen Lyons in diesem Sinne angestellt hat, haben ihm erlaubt, sich hierüber ein entscheidendes Urtheil zu bilden. Hat man dagegen die Bilder erst auf der Pappe, so liefert die Photographie sehr schöne Resultate.

Was das Wesen der Tätowirungen betrifft, so hat Lacassagne ein Verzeichniß von 1333 derselben angefertigt, die er theils in den Militärzuchthäusern, theils in den afrikanischen Bataillonen gesammelt hat; diese Truppen sind bekanntlich aus Leuten zusammengesetzt, welche wegen Fahnenflucht, Diebstahls oder Unterschlagung verurtheilt sind oder eine unverbesserliche Unbotmäßigkeit gezeigt haben. Unter den 1333 Tätowirungen zählt Lacassagne 91 patriotische und militärische Sinnbilder; 98 beziehen sich auf den Stand des Tätowirten, 111 sind Inschriften aller Art, 149 militärische, 260 sinnbildliche, 280 sind erotisch, 344 frei erfunden oder historischer Art.

Und welche Triebfeder, welche Einflüsse sind es, denen diese Leute nachgeben, wenn sie auf den sonderbaren Einfall kommen, sich die Haut mit großsprecherischen oder abgedroschenen Sprüchen, mit Figuren, bisweilen obscöner Art, bedecken zu lassen, die noch dazu meist jedem Kunstsinne Hohn sprechen? Diese Frage ist nicht ohne Interesse; die Untersuchungen in dieser Richtung lüften den Schleier über der wirklich psychologischen Seite des Gegenstandes. Die von Lacassagne gesammelten Beispiele sind Dank ihrer Genauigkeit und Vielfältigkeit wohl geeignet, die Lösung der Frage ganz besonders zu erleichtern.

In Frankreich und seinen Besitzungen beginnt man schon in der Kindheit, im Alter von 6 und 7 Jahren, sich tätowiren zu lassen; allgemeiner wird diese Verkehrtheit im 16. und 18. Jahre. Darin verräth sich der Einfluß einer Sitte der Werkstätten. Kindisches Wesen im Bunde mit Un-

wissenheit thut viel für die Verbreitung der Unsitte. Von 378 Individuen, welche diese Thorheit begangen hatten, erklärten zwar nur 79, nicht lesen zu können; aber die Bildung der 299 anderen war, wenigstens bei der großen Mehrheit, ganz elementar. Wenn sich ein Zwanzigstel über das niedrigste Niveau erhob, so ist es viel.

Das Soldatenleben scheint nur einen vernünftigen Einfluß in dieser Beziehung zu haben. Nicht ebenso ist es mit dem Seemannsleben und besonders dem Aufenthalt im Gefängnisse. Hier scheint der Müssiggang einen vorwiegenden Einfluß auszuüben. Man läßt sich tätowiren aus Langweile, oder indem man den anderen nachahmt, nur um die Zeit todtzuschlagen; und wenn man einmal damit begonnen hat, so giebt es kein Aufhalten mehr. Daher bietet keine Menschenklasse ein so weites Feld für Beobachtungen dieser Art wie die der Verbrecher.

Es giebt hier Leute (Lacassagne kennt ganz besonders merkwürdige Beispiele), deren Körperoberfläche in eine wahre Bildergalerie verwandelt ist. Die gleiche Neigung theilen die Prostituirten mit den Verbrechern.

Arbeiten von Lombroso thun dar, daß auf die Verbreitung des Tätowirens auch der Aberglaube und daneben die politische Gesinnung nicht ohne Einfluß sind, besonders in Italien. Hier ist die Sitte unter den Namen Marconzito, Segno, Devozione bekannt, und besonders die Bauern, die Hirten und die piemontesischen Soldaten sind ihr ergeben.

Am Heiligthume von Loretto finden sich marcatori, die ein frommes Geschäft aus dem Tätowiren machen und für die Summe von 60 bis 80 Centimes das Bild des heiligen Sakraments, eines Krucifixes, eines Schutzheiligen in die Haut stechen.

Lombroso hat eine Gesammtsumme von 6782 Tätowirten verglichen, von denen 3886 Soldaten und 2896 Verbrecher, Prostituirte oder verurtheilte Soldaten waren. Er hat bei manchen, die stark im Verdacht standen, Mitglieder der Camorra zu sein, Zeichen gefunden, deren Verständniß ihm fehlte und deren Erklärung ihm ohne Ausnahme verweigert wurde.

Alles in allem sind in Italien nächst den militärischen Sinnbildern die religiösen am zahlreichsten.

Im Allgemeinen jedoch hat dies Land nicht das Monopol für den Aberglauben. Nach der Erzählung verschiedener Reisender, wie z. B. Ernst Godart, werden die Pilger, wie sie jedes Jahr nach Jerusalem kommen, mit einer manchmal unverschämten Zudringlichkeit von den frommen Industriellen daselbst genöthigt, sich irgend ein Erinnerungszeichen an ihren Besuch des heiligen Ortes einstechen zu lassen. Und merkwürdigerweise verstehen nur wenige dem Drängen Widerstand zu leisten.

Was den Sitz der Tätowirungen betrifft, so wechselt derselbe je nach der Laune der Liebhaber; jedoch bemerkt Lacassagne, daß er sie nie auf der äußern Fläche des Dickbeins beobachtet hat. Am gewöhnlichsten befinden sie sich auf der innern Seite des Vorderarmes; hier sind die auf die Beschäftigung bezüglichen Sinnbilder im Ueberflusse vorhanden. Die Gegend des Nabels, das Gesäß und das männliche Glied haben das Privilegium für schlüpfrige Gegenstände; die Brust und das Gesicht tragen sentimentale Kundgebungen des Zornes und Hasses, der Liebe oder der Verzagtheit.

Lacassagne erinnert sich an eine beträchtliche Zahl von Beispielen. Wir wollen nur im Vorbeigehen einige davon aufführen. Auf den Armen finden sich Bilder von Werkzeugen, wie sie der Beschäftigung des betreffenden Individuums eigenthümlich sind, ein Kompaß, ein Hammer, ein Ambos; oder auch ein Reiter, ein Infanterist, ferner Anker, gekreuzte Flintenläufe mit der Devise: „Mein Arm gehört meinen Freunden;“ u. s. w. Auf der Brust ist zu sehen ein Wilder mit dem Banner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein Dolch in einer Wunde steckend, geflammte Herzen, der Name der Geliebten; auf dem Bauche Personennamen und bei den Prostituirten, bei europäischen ebenso wie bei arabischen, wenn sie noch jung sind, Männernamen, wenn sie im Alter schon vorgeschrittener sind, Frauennamen; auf dem männlichen Gliede ein Pfeil, ein Frauenkopf und anderes; auf jedem Hinterbacken ein Auge, ein preußischer Soldat und ein Zuave die Bayonette kreuzend und darüber die Inschrift: On n'entre pas.

Einer, der auf der ganzen Oberfläche seines Körpers tätowirt war, trug so eine vollständige Generalsuniform auf dem Leibe. Als Fieschi wegen Fälschung verurtheilt wurde und in Folge dessen seines Ranges als Ritter der Ehrenlegion verlustig ging, ließ er sich einen Orden der Ehrenlegion auf die linke Brust tätowiren.

Die Gedanken, die vermittelst der Tätowirung niedergeschrieben sind und deren Sitz oft genug die Stirn ist, verrathen gewöhnlich eine kindische Eitelkeit oder bestialische Rohheit; da findet man: „Mag kommen, was da will.“ — „Das Zuchthaus wartet mein.“ — „Wehe den Besiegten.“ — „Auf Leben und Tod.“ Andere Gedanken sind in Rebusform eingekleidet; wieder andere sind ein Aufschrei des Hasses, wie „Schmach und Schande über die falschen Freunde.“ — „Tod den französischen Offizieren.“ Noch andere, wie die folgenden, verrathen das Gefühl der gänzlichen Muthlosigkeit und Verzweiflung: „Verlassen und allein, denn meine Freunde sind todt.“ — „Märtyrer der Freiheit.“ — „Die Vergangenheit hat mich betrogen, die Gegenwart macht mich unglücklich, die Zukunft flößt mir Furcht ein.“

Vom Standpunkte der gerichtlichen Medicin aus betrachtet, auf den wir jedoch nicht weiter eingehen wollen, können die Tätowirungen geheime Gedanken und Leidenschaften, überhaupt die herrschende Sinnesrichtung verrathen. Besonders die auf die Beschäftigung sich beziehenden Bilder sind werthvolle Merkmale, wo es sich darum handelt, die Identität der Person festzustellen.

Diejenigen Zeichen, welche die Verbrecher tragen, sind charakteristisch durch ihre Zahl, ihren Sitz, und, wenn man sich so ausdrücken darf, durch die mystische Sprache, welche sie reden, sei sie obscön oder gehässig.

Endlich verdient noch eine Bemerkung von Lombroso, welche Lacassagne bestätigt, wiedergegeben zu werden. Die ganz einzig dastehende Menge von Tätowirungen, wie man sie bei Verbrechern findet, ist ein Zeichen der Abstumpfung der Hautempfindlichkeit, die sie mit den Wilden gemein haben und die sie auf der socialen Stufenleiter dem Naturmenschen nahe bringt.

Das Gebiet der Tätowirungen bei Naturvölkern hat Lacassagne leicht berührt; wir folgen ihm hier nicht weiter, da hier bei Wuttke u. a. Besseres vorliegt. Wir haben uns an den Grundgedanken seines Werkes, der diesem das Siegel einer unleugbaren Originalität aufdrückt, gehalten. In Uebereinstimmung mit Lacassagne stimmen wir mit seiner Schlußfolgerung überein,

> „daß bei der eingeborenen Bevölkerung des Occidents in unserer Zeit die Tätowirung eine nur bei Ungebildeten in Gunst stehende Sitte ist, und daß dieser äußerliche Ausdruck des Denkens ein Zeugniß ist für die Herrschaft der von keinem Gegengewicht niedergehaltenen Naturtriebe eines in seiner Entwickelung nur wenig fortgeschrittenen Charakters.“

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die hydrographische Aufnahme des Onega-Sees schreibt der russ. „Reg.-Anz.": Der Onega-See hat in den letzten Jahren eine mehr und mehr zunehmende industrielle Wichtigkeit bekommen; an seinen Ufern sind viele neue Sägemühlen entstanden, bei Schungi sind Steinkohlen entdeckt worden und die Poststraße von Powjenatz nach dem Weißen Meere wurde ausgebaut. Alles dies trug zur Belebung der Dampfschifffahrt auf dem See bei und erhöhte die Nothwendigkeit einer genauern hydrographischen Untersuchung desselben. Diese begann im Jahre 1874 im südlichen Theile des Sees; 1875 wurden am westlichen Ufer die Bucht von Petrozawodsk, am Ostufer der Zugang zum Flusse Wodla untersucht, dessen Mündung einen guten Hafen bildet; daneben fanden einige astronomische Ortsbestimmungen statt. Die Aufnahmen des Jahres 1876, an beiden Ufern nach Süden zu fortgesetzt und mit einer Reihe von Lothungslinien quer durch den See geführt, brachten die Arbeiten der beiden Vorjahre in Verbindung. Im Jahre 1877 folgte die Untersuchung im nördlichen Theile des Sees im Distrikt von Schungi, wo die Kohlenlager entdeckt waren. Endlich von 1878 bis 1881 wurden die rückständigen Arbeiten am Westufer des Sees und die Vermessung des zwischen den Arbeiten an dem westlichen und östlichen Ufer liegenden Seetheiles ausgeführt, im Jahre 1882 endlich wird der Rest der Nordhälfte des Sees vermessen.

Eine andere für Erleichterung der Schifffahrt im Mariensystem wichtige Arbeit ist die 1881 begonnene Anlage eines Kanals zur Umgehung des Matko-Sees, welcher neun Schleusen und die Zuleitung von Wasser in den letztgenannten See entbehrlich machte. Dieser lebhaft geförderte Bau des 10 Werst langen Kanals wird auf die Beschleunigung der Schiffsbewegung wie auf die Herabminderung der Frachten für die Fahrt auf dem Mariensystem von vortheilhaftestem Einfluß sein.

— Bei Besprechung des Salzreichthums Rußlands erwähnt der russ. „Reg.-Anz.", daß sich in dem Berge Arzagar, Kreis Enotajewsk, Gouv. Astrachan, eine ungewöhnlich starke Schicht Steinsalz befindet, das sich durch fast absolute Reinheit des Chlornatriums auszeichnet, bis jetzt aber noch gar nicht ausgebeutet wird. Nur für lokalen Gebrauch werden dort jährlich an 100 000 Pud Salz gewonnen.

Polargebiete.

— Der Kriegsdampfer „Pola", welcher die österreichische meteorologische Polarexpedition nach Jan Mayen bringen sollte (verg. „Globus" Bd. XLI, S. 213, 288) ist, nach vergeblichem Versuche auf jener Insel zu landen, nach Tromsö zurückgekehrt. In 14 Tagen, wo, wie man hofft, das Eis bessern Zugang gestattet, soll der Versuch wiederholt werden. Graf Wilczek ist selbst an Bord der „Pola", einem Schiff von 90 Pferdekräften und 900 Tonnen. Die Mannschaft besteht aus 16 Offizieren und 70 Mann.

— Am 22. Juni ist Sir Allen Young mit der „Hope" von Gravesend aus in See gegangen, um der vermißten „Eira" Hilfe zu bringen (vergl. „Globus" Bd. XLI, S. 352). Die Mannschaft besteht aus vier Offizieren und 32 Mann, von denen der größte Theil schon in arktischen Gewässern gedient hat. Die „Hope" ist ein Dampfschiff von 450 Tons, sie hat Lebensmittel für 40 Mann auf zwei Jahre und außerdem für die 25 Mann starke Besatzung der „Eira" auf ein Jahr an Bord und ist mit sechs Eisboten, Zelten, Schlitten, Kochapparaten u. s. w. ausgerüstet. In den Instruktionen, welche das Expeditionskomité dem Führer derselben ertheilt hat, wird als wahrscheinlich angenommen, daß die „Eira" Franz-Josef-Land erreicht, aber weiter westwärts an der Küste dieses Landes überwintert habe, doch könne sie auch zum Verbringen des Winters im treibenden Eise genöthigt gewesen sein. Der von der „Hope" einzuschlagende Kurs müsse sich nach dessen in der Barentssee vorzufindenden Eisverhältnissen richten. Für den Fall aber, daß sich die Besatzung der „Eira" auf Nowaja Semlja zurückziehe, sollen in der Karma-kulibai und auf der Admiralitätshalbinsel daselbst Proviantdepots errichtet werden, ebenso Cairns auf dem Trocknen Vorgebirge (Ssukoi Noß) der Admiralitätshalbinsel und weiter nördlich an Punkten, welche heimkehrende Mannschaften wahrscheinlich besuchen würden; in diesen Cairns sind Nachrichten über die angelegten Depots zu hinterlegen. Nachdem dies geschehen, soll die „Hope" am Rande des Eises entlang kreuzen, auch nördlich in der Richtung auf Franz-Josef-Land vorzudringen suchen, falls schiffbares Wasser sich zeigt, dabei aber jedes Risiko, vom Eise besetzt zu werden, sorgfältig vermeiden. Von einem Besuche Spitzbergens wird abgesehen, weil Kapitän Palander, welcher die schwedische meteorologische Station nach der Mosselbai bringt, nach der „Eira" auszugucken versprach. Auch sind die russischen und norwegischen Nordfahrer unterrichtet und ersucht worden, sich möglichst nach der „Eira" oder ihrer Mannschaft umzusehen.

Sir Henry Gore Booth, der am 27. Mai mit Grant in der Jacht „Kara" ausgefahren ist, um gleichfalls Leigh Smith zu suchen, telegraphirte am 20. Juni seine Ankunft in Tromsö. (Petermann's Mittheilungen.)

— Der Walfischfahrer „Eclipse", von Peterhead, Capt. Gray, ist von Nordgrönland in Lerwick, Shetland, mit 208 Walfischen, 500 alten Seehunden, deren Ertrag auf 250 Tonnen Oel geschätzt wird, also der weitaus größten Beute, die seit vielen Jahren in Grönland gemacht worden, angekommen. Capt. Gray berichtet mildes Wetter mit Nordost- und Ostwinden; über 200 Meilen Eis waren in der Nähe von Jan Meyen während der Monate Mai und Juni verschwunden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Gleich bei dem ersten feierlichen Empfange in der Kawah des Schlosses wurde es den Reisenden klar, daß sie sich von den Zuständen im Schammarreiche eine zu geringe Vorstellung gemacht hatten. Wie eine Verkörperung orientalischer Pracht erschien ihnen die glänzende Versammlung in dem großen, säulengetragenen Saale: der Emir mit seinem Vetter und steten Begleiter Hamûd auf einem erhöhten Platze sitzend, das Gefolge im Kreise umher stehend, Alle in den kostbarsten seidenen Gewändern und mit Waffen versehen, deren kunstvoll in Gold und Silber gearbeitete Scheiden und Griffe auf das Reichste mit Edelsteinen verziert waren. Die Ueberreichung der unerläßlichen Geschenke war unter diesen Umständen eine peinliche Aufgabe. Denn die Kleidungsstücke, die man auf dem Bazar von Damaskus ausgesucht und als das non plus ultra von Pracht für den Scheich der Schammar betrachtet hatte, sahen hier ärmlich aus und entsprachen kaum der Kleidung eines seiner Diener; ein großes Teleskop, ein Revolver und eine Winchesterbüchse, die Blunt noch hinzufügte, alles Gegenstände, die das Herz jedes Roala- oder Anezeh-Scheichs entzückt haben würden, machten hier auch kein Glück mehr: sie waren dem Emir nicht nur bekannt, sondern, wie die Reisenden später selbst sahen, schon längst in seinem Besitze vorhanden. Mit echt arabischer Höflichkeit äußerte er trotzdem seine Bewunderung, sah pflichtschuldigst längere Zeit durch das Teleskop nach der gegenüberliegenden Mauer, erwiderte Blunt's Anrede mit den freundlichsten Versicherungen seines Wohlwollens und ging dann sogleich zu dem Thema über, mit dessen ausführlicher Erörterung er sie von nun an täglich stundenlang ermüdete: zu den persönlichen und Stammesverhältnissen sämmtlicher ihnen bekannter Beduinenscheichs im Norden, zu ihren Bündnissen und Fehden u. s. w. Sein lebhaftes Interesse für den Gegenstand, die genaue Kenntniß der inneren Angelegenheiten weit entfernter Stämme ließen unschwer erkennen, daß er bei allen hierauf bezüglichen Fragen von persönlichen Motiven geleitet wurde und sich mit geheimen Absichten einer Machtvergrößerung nach Norden hin trug[1]). Waren die Schärfe und Klarheit des Urtheils und das überlegene politische Verständniß, die sich in seinen Reden offenbarten, einerseits in der That bewundernswerth, so zeigte er andererseits eine so kindische Eitelkeit und lächerliche Eifersucht, die durch die Erwähnung jedes Vorzuges bei einem andern Scheich auf das Empfindlichste beleidigt wurde, daß die Reisenden bald alle ihre Aufmerksamkeit zusammennehmen mußten, um ihn

[1]) Wie richtig diese Voraussetzung der Reisenden war, bewies Mohammed Ibn Raschid im April 1880, wo er mit einer Armee von 5000 Mann durch das Wadi Sirhân, über die Harra bis nach dem Haurân zog, alle Beduinenstämme auf seinem Wege erst besiegte und dann zu Verbündeten machte und erst 20 Meilen vor Damaskus anhielt. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er in dem ja immerhin möglichen Falle eines Zusammensturzes des türkischen Reiches den Versuch machen wird, das ganze Land östlich vom Jordan unter seine Herrschaft zu bringen.

Öffentliche Gerichtssitzung im Hofe des Schlosses von Hail

nicht durch ein unbedachtes Wort der Anerkennung für die Verdienste oder auch nur das Glück eines Andern immer wieder zu reizen. So waren sie herzlich froh, als er die Audienz für beendigt erklärte und sie, nachdem noch eine gemeinsame, aus Datteln, Brot und Butter bestehende Mahlzeit eingenommen war, aufforderte, ihn in den großen Palasthof zu begleiten und dort dem medschlis beizuwohnen, der öffentlichen Gerichtssitzung, die er täglich hier abzuhalten pflegte. Der Anblick, der sich den Reisenden hier darbot, war in der That imposant. Auf dem großen, etwa 100 m langen und halb so breiten Hofraume saßen in doppelter Reihe, ein großes Quadrat bildend, die Leibgarden des Emirs, 800 bis 1000 Mann, die in einer Art Uniform, dunkelbraunen Mänteln und rothen oder blauen Turbanen, dazu großen Schwertern mit silbernem Griffe, äußerst stattlich aussahen. Die hintere Reihe saß auf einer bankartigen Erhöhung, die Vorderen kauerten auf dem Boden. Für den Emir befand sich ein erhöhter Sitz an der Hauptwand, auf dem er mit Hamûd Platz nahm. Mubarek, sein weißer Lieblingssklave und zugleich einer der reichsten und angesehensten Leute von Haïl, stellte sich dicht hinter ihm auf. Sein Amt war es, über die persönliche Sicherheit des nicht ohne Grund stets für sein Leben fürchtenden, mißtrauischen Herrschers zu wachen. Die Gefahr, die Mohammed Ibn Raschid beständig über sich schweben sah und die seinem Wesen das Unruhige, Unberechenbare gab, war übrigens keineswegs „officieller“ Natur; denn er stand beim Volke allgemein im höchsten Ansehen. Es handelte sich einfach um die ja immerhin mögliche Vergeltung der zahlreichen Verwandtenmorde, durch die dieser jetzt „tugendhafteste“ aller muslimischen Herrscher sich zur Regierung verholfen hatte. Der Verlauf der Gerichtssitzung zeichnete sich durch eine für europäische Begriffe beneidenswerthe Schnelligkeit des Verfahrens aus. In Zeit von einer halben Stunde wurden nicht weniger als zehn Angelegenheiten vorgenommen und erledigt. Was an Bittschriften überreicht wurde, das las Hamûd sogleich vor, und meist setzte der Emir ohne weitere Diskussion sein Siegel darunter. Ein Streit zwischen zwei Einwohnern der Stadt gab Veranlassung zu einigen Hin- und Herreden, war aber auch in noch nicht fünf Minuten endgültig entschieden. Am summarischsten wurde mit mehreren Pilgern des am vorhergehenden Tage eingetroffenen persischen Hadsch verfahren, die sich über ungerechte Besteuerung durch die Leute des Emirs beklagten. Sie wurden einfach abgewiesen und dann, ebenso wie die ziemlich zahlreich versammelte Zuschauermenge, unter der sich noch viele der fremden Pilger befanden, durch die Soldaten vom Hofe entfernt.

Die Stadt Haïl, deren Lage Blunt um etwa 60 Miles weiter nach Süden angiebt, als sie auf unseren bisherigen Karten verzeichnet ist, bietet an und für sich wenig Bemerkenswerthes dar: kleine weiße Häuser und große Palmengärten, auf dem Bazar wohl einiges an gutgearbeiteten Waffen, aber nichts, was auf Originalität Anspruch gemacht hätte. Die Reisenden empfanden es daher als keine große Entbehrung, als sie sich nach wenigen Tagen schon durch den freilich zurückgehaltenen, immerhin aber merkbaren Widerwillen der Einwohner genöthigt sahen, ihre Wanderungen durch die Stadt einzustellen. Täglich mehrmals nach dem Palaste beschieden und von zwei Soldaten der Leibwache dorthin geleitet, fanden sie sich durch die Bereitwilligkeit des Emirs, ihnen die „Wunder“ des Kair zu zeigen, fast immer für die Langeweile der unvermeidlichen politischen Gespräche entschädigt. Am zweiten Tage schon erbot er sich, sie in seine bisher noch von keinem Fremden betretenen Gärten zu führen. Durch ein Labyrinth schmaler gewundener Gänge, über verschiedene kleine Höfe gelangte man in den Hauptgarten, einen von hohen Mauern umschlossenen Palmenhain, an dessen Pforte eine Schar von schwarzen und weißen Sklaven den Emir erwarteten. Zahlreiche Gazellen, die hier frei zwischen den Bäumen umherliefen, kamen den Eintretenden entgegen, um sich von ihnen mit Datteln füttern zu lassen. Es waren zwei verschiedene Arten, eine dunkelere und eine hellere (wahrscheinlich die gazelle des bois und die gazelle des plaines, welche die Franzosen in Algier unterscheiden) hier vertreten; beide sollen die Gefangenschaft gut vertragen und sich reichlich vermehren. Eben so zahm wie sie waren auch zwei große Steinböcke, die ihre ungeheuren Köpfe mit sichtlichem Wohlbehagen von dem Emir streicheln ließen. Was das Interesse der Reisenden aber am meisten in Anspruch nahm, das waren drei der sogenannten wilden Kühe (bakar wahhasch) aus der Nefûd, die sie hier zum erstenmal zu Gesicht bekamen. Mit einem Fetthöcker auf den Schultern wie die Zebus, haben diese weißen Antilopen in der That die größte Aehnlichkeit mit dem Rinde. Augenscheinlich sagte ihnen die Gefangenschaft aber durchaus nicht zu. Wenn auch in gutem Futterzustande, waren sie doch alle drei mit Anschwellungen an den Füßen und Knieen behaftet und dabei so wüthend, daß die im Garten arbeitenden Sklaven sich nicht mit Unrecht vor ihren

Zahme Gazellen im Garten des Schlosses von Haïl.

Dscheridspiel vor den Thoren von Hail.

drei Fuß langen, ungemein spitzen Hörnern fürchteten. Durch eine niedrige Thür, die man nur gebückt passiren konnte, gelangte man in den zweiten Garten, in dem die herrlichsten Citronen- (trong), Pomeranzen- und Granatäpfelbäume standen. Von Blumen war auch hier nichts als eine Art Thymian vorhanden. Wieder ging es dann gebückt durch eine kleine Pforte in der dicken Mauer, aber nicht, wie die Reisenden vermutheten, in einen dritten Garten. Zu ihrer größten und freudigsten Ueberraschung fanden sie sich plötzlich, wie Lady Blunt sagt, „an dem Hauptziele ihrer Sehnsucht", sahen sie das „Ideal aller Pferdekenner und Liebhaber des edelsten Sports", die Pferdeställe des Emirs von Haïl vor sich. Die politischen Umwälzungen, die im Laufe der letzten 20 Jahre in Nedschd stattgefunden haben, und bei denen die Macht und Führung aus den Händen der Ibn Saûds von Riad in die Hände der Ibn Raschids von Haïl übergegangen ist, haben diesen letzteren auch das einzige in Arabien wirklich anerkannte Prestige gegeben, das nämlich, Besitzer der meisten und edelsten Pferde zu sein. Mohammed Ibn Raschid ist heute nicht nur der mächtigste Scheich, er ist auch zugleich der reichste unter den Fürsten Arabiens und deshalb naturgemäß Eigenthümer des berühmtesten und großartigsten Gestüts. Alle die Wunder, die Palgrave vor achtzehn Jahren mit vielleicht etwas zu lebhafter Phantasie von dem inzwischen sehr zurückgegangenen Gestüt der Ibn Saûds berichtet hat, waren den Reisenden jetzt über die Pferde des Emir von Haïl mitgetheilt worden. In vier unbedeckten, durch Mauern von einander geschiedenen Hofräumen sahen sie nun den ganzen Reichthum vor sich: etwa 50 Stuten, 8 Hengste und 30 bis 40 Fohlen, die an rings um die Höfe laufenden steinernen Krippen befestigt waren. Es ist hier nicht der Ort, auf Lady Blunt's ausführliche und mit großer Sachkenntniß geschriebene Schilderung näher einzugehen; wer sich für Pferdezucht interessirt, wird in dem betreffenden Kapitel (A pilgrimage to Nedj; ch. XII) vieles Wissenswerthe und manche Berichtigung alter irriger Annahmen finden. Hier genüge es, zu sagen,

Ein Abend bei dem Emir.

daß der erste Eindruck, den die Fremden empfingen, der der größten Enttäuschung war. Keines der Thiere, die sie vor sich sahen, ließ sich in Bezug auf Gestalt oder Eigenschaften mit den herrlichen Pferden vergleichen, die sie im vorhergehenden Jahre bei den Gomussa gesehen hatten. Bei mehreren späteren Besuchen modificirte sich freilich dieses Urtheil bedeutend. Die winterliche Unthätigkeit (während der Sommermonate wird das ganze Gestüt nach der Nefûd gebracht) und der Mangel an sorgfältiger Wartung gab den Pferden ein verwildertes, schlechtes Aussehen. Was dieselben eigentlich waren und sein konnten, das sahen die Reisenden mit Bewunderung an einem der letzten Tage ihres Aufenthaltes in Haïl, wo der Emir sie zu einem Morgenritt nach dem vor der Stadt belegenen Lager der persischen Pilger auffordern ließ. Es war ein glänzendes und unvergeßliches Schauspiel, das sich ihnen hier im Lichte des klarsten Morgens und auf dem Hintergrunde einer eigenartig schönen Landschaft darbot. Der Emir ritt an der Spitze einer imposanten Kavalkade; seine sämmtlichen Begleiter, Verwandte, Freunde, zum Theil auch Sklaven, in reichster Kleidung; alle aber, wie er selber auch, nach beduinischer Sitte barfuß. Die Pferde — alles, was der Marstall an edelsten Thieren besaß —, gut geputzt und schön aufgezäumt, zeigten in der Bewegung ein Feuer und eine Anmuth, die man von den trägen, hoffnungslosen Insassen der Ställe des Schlosses nie erwartet haben würde. Die frische klare Luft der Ebene von Nedschd, die nach Lady Blunt an belebender Wirkung ihres Gleichen nicht hat, regte die Begleiter des Emir zu einer improvisirten Fantasia, dem sogenannten Dscheridspiele, auf dem harten, festen Plane vor dem Pilgerlager an. Unter lautem Jauchzen, lange Palmenstäbe anstatt der Lanzen schwingend und die Pferde zu immer tolleren Sätzen anfeuernd, dann wieder sie plötzlich herumwerfend, schossen die Reiter in wildem Scheingefechte durcheinander. Der Emir, der anfangs, um vor den Reisenden seine Würde zu wahren, neben ihnen gehalten und dem herrlichen Schauspiel zugesehen hatte, konnte endlich nicht mehr widerstehen. Er entriß einem der Sklaven den Dscherid, d. i. den langen Palmenstab, streifte die seidenen Kefijehs zurück, und war nun — barhaupt, mit den langen, im Winde flatternden Beduinenlocken, mit bloßen Armen und Beinen — in einem Augenblicke der

Digitized by Google

Wildeste unter der wilden Schar. Er jauchzte und schrie, verfolgte und ließ sich verfolgen, stürzte sich in den dichtesten Haufen, sprengte in tollem Jubel hin und her, „gerade als ob er noch nie eine Sorge empfunden und noch nie ein Verbrechen begangen hätte“. Daß er in diesem seinem wahren Charakter als echter Beduine und „Sohn der Wüste“ auch die Herzen der ruhigen Stadtaraber für sich zu gewinnen wußte, das sah man an der Zuschauermenge, die sich hier vor den Thoren von Haïl eingefunden hatte und mit allen Zeichen der Begeisterung das Spiel verfolgte. Verstand er es doch auch in anderer Beziehung durch die Entfaltung der populären Tugenden der Gastfreiheit und Freigebigkeit sich weit und breit beliebt zu machen. Der bedeutende Reichthum, über den er verfügte, erlaubte es ihm, jeden Fremden, der nach Haïl kommt, sowie alle Armen der Stadt als seine Gäste zu bewirthen. So wurden außer dem an und für sich ungemein zahlreichen Haushalte des Emirs täglich noch 200 bis 300 Fremde und Arme im Schlosse gespeist; und wenn man kurz vor Sonnenuntergang in den großen Hof kam, fand man hier regelmäßig eine große hungerige Menge versammelt. 40 Schafe oder 7 Kameele wurden täglich im Schlosse geschlachtet. Kein Fremder wurde unbeschenkt entlassen; die Aermeren wurden gänzlich eingekleidet, die Reicheren erhielten ein einzelnes kostbares Kleidungsstück oder ein Kameel. Jeden Abend nach Sonnenuntergang, wenn er in seinem Harem gespeist hatte, empfing der Emir seine eigenen Gäste, angesehene Einwohner der Stadt, etwa anwesende Fremde u. s. w. Mubarek und Hamûd durften

Wilde Palmen im Thale von Agde.

nie fehlen, auch Mr. Blunt und seine Gattin mußten regelmäßig erscheinen. Kaffee, der über dem im Herdloche am Boden brennenden Feuer erst geröstet und dann bereitet wurde, sehr süßer Thee und Datteln bildeten die stehende Bewirthung, die Kämpfe der Roala die stehende Unterhaltung — manchmal freilich hatte auch der Emir seinen Gästen eine oder die andere neu erstandene Kostbarkeit zu zeigen. So lernte Lady Blunt hier am Hofe zu Haïl zuerst ein Spielzeug kennen, von dem sie als von etwas Neuem schon in Europa gehört, das sie aber dort noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Es war das seinerzeit beliebte Telephon einfachster Konstruktion, die beiden mit einer Schnur verbundenen und mit Pergament überspannten Blechcylinder, mit dem hier zwei Sklaven zur Belustigung der Gäste operiren mußten. Daß sie dabei einander mit lauter, weithin hörbarer Stimme ihre Fragen und Antworten zuriefen, schien Allen die Absicht bei dem Experimente zu sein.

Von der streng wahhabitischen Richtung, die in Haïl herrschen sollte, trat am Hofe des Emirs nichts besonders Auffälliges hervor: höchstens, daß man sich des Rauchens als einer Sünde enthielt, und daß die Gebete häufiger und mit größter Pünktlichkeit abgehalten wurden, und dies zwar nicht nur von den Männern, sondern, wie Lady Blunt bei ihren Besuchen im Harem des Oeftern sah, auch von den Frauen. Der Emir, ebenso wie Hamûd, hielt sich an die vom Propheten noch gestattete Vierzahl von Frauen; die beiden Hauptgattinnen genießen das Privilegium, immer in Haïl bleiben zu dürfen, während die beiden anderen den Gatten auf dem alljährlichen Sommerzuge in die Nefûd

und auf kriegerischen Expeditionen begleiten müssen. Was Lady Blunt von dem Haremsleben in Haïl sah, unterschied sich nicht wesentlich von den Zuständen, die sie von ihren Aufenthalten in Syrien her kannte. Ueberraschend war ihr die Pracht, die sie auch hier vorfand, und namentlich die zahlreichen europäischen Fabrikate, die ihren Weg durch die Wüste gefunden hatten: eiserne Bettstellen, große Spiegel in Goldrahmen, Lehnstühle und ähnliche Dinge. Die großen goldenen Nasenringe, die tellerförmigen goldenen Kopfschmucke, die mit Kohle umränderten Augen und die karmingefärbten Lippen der in sackförmigen Gewändern von Goldbrokat steckenden Schönen nahmen sich neben jenem hierher verschneiten nüchternen Hausrath doppelt phantastisch aus. Was die Nasenringe anbetrifft, so werden sie in Nedschd besonders groß getragen, nie unter einem Durchmesser von $1^1/_2$ bis 2 Zoll. Je höher der Rang der Frau, desto größer ist auch der Ring. An einer von dem Kopfschmuck ausgehenden goldenen Kette befestigt, wird der Ring beim Essen aus der Nase gehakt und hängt dann auf die Schulter herab. Aber auch ohne diese Veranlassung bildet das Aus- und Wiedereinhängen des Ringes eine halb unbewußte, fortwährende Lieblingsbeschäftigung der müßigen Hände und einen widerwärtigen Anblick für jeden Fremden; denn das durch den Nasenflügel gehende Loch ist meist äußerst ungeschickt gebohrt, viel zu groß und oft tief eingerissen.

Während der letzten Tage ihres Verweilens in Haïl trat durch die kindische Thorheit ihres Begleiters Mohammed, der sich plötzlich den Leuten des Emirs gegenüber für den Herrn der Expedition und das Ehepaar Blunt für seine Untergebenen ausgab, ein ärgerliches Mißverständniß zwischen die Reisenden und den Herrscher. Die Zeichen der Ungnade, die mit einer geringern Quantität und einer bedeutend herabgegangenen Qualität der vom Schlosse gelieferten Nahrungsmittel begannen, hatten sich schon in drohender Weise gemehrt und mancherlei ernsthafte Befürchtungen in den Reisenden wachgerufen, als es zum Glück noch in der zwölften Stunde durch die Vermittelung Mubareks gelang, den Emir von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen und alles wieder ins Reine zu bringen. In dem Bemühen, den Zwischenfall vergessen zu machen und den Fremden einen Beweis seines wiedergekehrten Vertrauens zu geben, ertheilte Mohammed Ibn Raschid ihnen am nämlichen Tage noch aus freien Stücken die Erlaubniß, die mehrere Meilen von der Stadt mitten im Gebirge belegene Festung Agde zu besuchen. Es war dies eine hohe Vergünstigung; denn bis jetzt hatte noch nie ein Fremder je das Gebiet der Festung betreten dürfen. So mußten denn auch Mr. und Lady Blunt ihr Ehrenwort geben, nie und Niemandem etwas Näheres über die Lage des festen Platzes zu verrathen, der seit undenklichen Zeiten schon im Privatbesitze der Ibn Raschid sein soll und in der aufsteigenden neuern Geschichte des Geschlechtes eine wichtige Rolle gespielt hat. Ueber die Richtung, in welcher Agde von Haïl aus liegt, giebt Lady Blunt demgemäß nichts an, doch schildert sie den Ort als ein durch die günstigste natürliche Lage fast uneinnehmbares Felsennest, das durch ringsum aufgeführte rohe Befestigungswerke noch verstärkt worden ist. Durch ein enges, vielfach gewundenes Thal, dessen Granitwände abrupt aus dem Sande emporsteigen, führt der Weg aus der Ebene hinauf. An einer Stelle der Thalwand zeigt sich hier eine merkwürdige alte Inschrift in arabischen Lettern, die von Mr. Blunt kopirt und späterhin durch Herrn Sabundschi, einen gelehrten Araber, folgendermaßen gedeutet worden ist:

„Dies (ist) die Ruine von Sanherib (s Gebäude).“ Wenn Kopie und Deutung richtig sind, so würden hier zwei Räthsel vorliegen: einmal, weshalb und wann sollte Sanherib einen Wüstenzug nach Nedschd gemacht haben? und zweitens (was noch bedenklicher ist): weshalb sollte die Inschrift in arabischen Lettern, anstatt in Keilschrift verfaßt worden sein?

Hinter der Festung, die am engsten Theile des Thales liegt, erweitert sich dasselbe zu einem großen Halbrund, in das drei kleinere Wadis einmünden. Die herrlichsten Dattelpalmen wachsen hier wild, ohne jede Pflege und ohne andere Bewässerung, als die ihnen „min Allah“, von Gott, kommt, wie die Araber sagen. Die stattlichen Bäume bilden einen schönen Kontrast zu den ringsum aufsteigenden nackten, schroffen Felsen des dunkelrothen Granits. Ein kleines Schammardorf liegt am Grunde des Thalkessels unter den Palmen; die Bewohner nahmen die Reisenden und ihre beiden zu der Leibwache des Emirs gehörenden Begleiter freundlich auf, führten sie durch die Festung, nach den nahen Brunnen und zu den weiter abgelegenen starken Befestigungswerken, welche die Zugänge der kleinen Seitenthäler schützen. Die überreiche Bewirthung von Kaffee und Datteln wurde durch mannigfache Erzählungen über die Geschichte der entscheidenden Kämpfe gewürzt, deren Mittelpunkt Agde gebildet hat. Hier hatte der Vater des heutigen Emir, der kräftige Abdallah Ibn Raschid, die Scharen der Ibn Ali vernichtet und dadurch das Scheichat von Dschebel Schammar für sich und die Seinen gewonnen; hier hatte vor noch nicht zehn Jahren das letzte Gefecht stattgefunden, durch welches die Unabhängigkeit des Schammarreiches von der Oberhoheit der Imâme von Riad, der Ibn Saûds, endgültig bestätigt wurde.

Von diesem Ausfluge zurückgekehrt, begannen die Reisenden sich nunmehr ernstlich mit den Vorbereitungen zu ihrer Weiterreise zu beschäftigen. Die Erfahrungen der letzten Tage hatten ihnen den Aufenthalt in Haïl verleidet und ihnen jedes Gefühl von Sicherheit genommen. Ihre ursprüngliche Absicht, noch nach Riad zu gehen, hatte den Beifall des Emirs nicht gefunden, so konnte nicht mehr die Rede davon sein. Sie mußten sich wohl oder übel dazu entschließen, mit dem Pilgerzuge, der in den nächsten Tagen Haïl verlassen sollte, nach Meschhed Ali zu gehen, wo die von Mekka zurückkehrenden Schiiten die heiligen Gräber Ali's und Hussein's zu besuchen pflegen. Die große Pilgerstraße vom Euphrat nach Mekka war auf dem Theile bis Nedschd noch nie von einem Europäer begangen worden, so konnte man auf diesem Wege manches Neue und manche Berichtigung für die Karten dieses weiten Gebietes finden. Werden auch die persischen Pilger im Allgemeinen von den Arabern, denen sie hohen Tribut und Wegegeld für das Passiren ihres Gebietes und den Schutz auf demselben bezahlen müssen, mit größter Verachtung behandelt, und betrachteten namentlich der Emir und die Einwohner von Haïl die jährlich zweimal eintreffenden Pilgerzüge als Haupteinnahmequelle und rücksichtslos zu plündernde Beute, so wurden in einzelnen Fällen auch Ausnahmen gemacht. Die vornehmste Persönlichkeit unter den jetzt anwesenden Hadschji war Ali Koli Khan, ein jüngerer Sohn des mächtigen Khan der Baktiari, der mit einem glänzenden und überaus zahlreichen Gefolge und mit allem nur denkbaren orientalischen Reisekomfort die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte. Um seines Vaters Willen wurde er von dem Emir mit den größten Ehren aufgenommen, was freilich nicht verhinderte, daß der junge Perser seinerseits in vertraulichen Unterredungen mit Mr. Blunt, der ihn mehrmals in seinem kostbaren Zelte besuchen mußte, seinem Entsetzen über „die Rohheit und den niedern Standpunkt des arabischen Volkes“ Luft machte. Daß er unter diesen

Barbaren in der Person des englischen Reisenden einen ihm einigermaßen würdigen Gefährten fand, erfreute ihn augenscheinlich ungemein, und so wurde nicht nur die gemeinschaftliche Fortsetzung der augenblicklichen Reise verabredet, sondern auch ein späterer Besuch Blunt's bei dem Baktiarikhan, dem Oberhaupte des mächtigsten Stammes im westlichen Persien. Dieser letztern Verabredung kamen die englischen Reisenden in der That noch in demselben Frühjahr nach.

Die heutige Bevölkerung der Insel Meroe.

Von **E. Berghoff**, Inspektor der Unterdrückung des Sklavenhandels in Faschoda am Weißen Nil.

Die heterogenen Mischungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung Südnubiens insofern es sich um die Uferbewohner des obersten Endes vom ungetheilten Nil handelt, haben schon manchen Völkerkundigen zu allerhand gewagten Hypothesen verleitet. Es muß daher als ein Wagniß erscheinen, wenn wir im Nachfolgenden die kurze Charakteristik eines Bruchtheils dieser Bevölkerung, der Bewohner des Landes zwischen Atbara und Nil, zu geben versuchen. Das Lückenhafte der Darstellung mag in dem Bestreben Entschuldigung finden, nur selbst Wahrgenommenes dem Leser zu bieten.

Die Nilufer zwischen Berber und Chartum und noch eine gute Strecke weit oberhalb dieser Stadt haben fast ausschließlich die Ga'aliin inne. Nur in der Gegend von Schendi finden sich Kolonien des stromabwärts auf die letzteren als Uferbewohner folgenden Schaikie. Diese als irreguläre Reiterei schon damals im Dienste der Aegypter stehenden Schaikie von Schendi haben erst nach der Ermordung Ismael Paschas 1822 und der darauf folgenden Vertreibung oder theilweisen Vernichtung der früher hauptsächlich aus Ga'aliin gebildeten Einwohnerschaft jener Stadt und Umgebung den Platz als Entgelt für ihre Soldforderungen angewiesen bekommen.

Die Existenzmittel der Uferbewohner aller dieser Gegenden beschränken sich auf Erzeugnisse des Ackerbaues. Viehzucht wird nur nebensächlich betrieben. Hier, nahe an der Grenze des Verbreitungsbezirkes der tropischen Sommerregen, genügen die letzteren indeß nicht alle Jahre zu ausreichender Durchfeuchtung des Erdreichs und zur Sicherung einer ergiebigen Durraherute. Die Einwohner sind daher vorzüglich auf künstliche Bewässerung ihrer Felder vermittelst der von Ochsen gedrehten Schöpfräder, Saqie, angewiesen. Diese schwerfälligen Maschinen gewahrt man denn auch dicht neben einander in einer nur durch ungünstige Bodenverhältnisse unterbrochenen Kette an beiden Nilufern von Berber bis Chartum.

Man baut in erster Linie Durrah (Sorghum vulgare), dann Mais* [1]), Weizen* und Baumwolle* an, ferner Bohnen einheimischer Art (Dolichos Lubia und Lablab vulgare), Zwiebeln, Weka (Hibiscus esculentus), Molochia (Carchorus olitorius), Rettige*, Knoblauch*, Wassermelonen*, Coriander, kleinen rothen Pfeffer (Capsicum conicum), Bauerntabak u. s. w. Bei Schendi giebt es einige Gärten, in denen außerdem noch Gurken, Melonen, Kürbisse, Tomaten, Bedingan (Solanum melongena) und Citronen zu finden sind.

Pflug und Egge sind unbekannt, man kennt nur zwei Universalackerwerkzeuge, eine schwere unförmige Hacke — Torich —, und ein etwa 35 Centimeter langes, nach innen gebogenes und mit Zähnen gleich einer Säge versehenes Messer — Haschâsche — [1]). Wenn ein Feld bestellt werden soll, so wird mittelst der Hacke der Boden in gewissen Abständen aufgescharrt, d. h. ein 5 bis 8 Centimeter tiefes Loch gegraben, wo hinein man die Samenkörner, 4 bis 5 an der Zahl, legt; mit der Hand oder dem Fuße wird dann die herausgescharrte Erde wieder darüber gedeckt. Nehmen wir nun an, daß diese einfache Operation des Aussäens im Oktober, nach Zurücktreten der Nilgewässer — die aber hier auf dem hochgelegenen Lande nur einen schmalen Streifen bewässern —, vorgenommen wurde, so bestanden die Samenkörner aus der weißen Varietät der Durrah (Kukó), Baumwolle (Kutn), Mais (Escher-rif), welch letztere Frucht, obwohl erst neuerdings eingeführt, ihres schnellen Wachsthums und reichen Ertrags halber sehr geschätzt ist. Diese Aussaat reift alsdann in drei Monaten, also im December. Man schneidet jetzt mit der oben beschriebenen Haschâsche, die außerdem zum Jäten des Unkrautes dient, die körnertragenden Büschel oder Aehren (Qanqar) ab, welche auf einem reinen Platze, völlig getrocknet, von den Kühen ausgetreten werden. Das Getreide wird endlich durch Würfeln in Körben vom Staube und der Spreu gereinigt und bis zum Gebrauche oder Verkaufe in Gruben, die an trockenen hohen vor der Nilfeuchtigkeit geschützten Stellen gegraben und nach ihrer Füllung mit Erde bedeckt werden, aufbewahrt.

Das Feld wird gereinigt, womöglich mit Maróq (alte Schutterde aus Ruinen und dergleichen) gedüngt und wieder weiße Durrah, Gerste, Weizen, Tabak und Lubia gesäet. Nun bedarf es mehr als bei der ersten Aussaat unausgesetzter Bewässerung, Tag und Nacht hört man in dieser Zeit die Saqie kreischen. Ebenso werden jetzt, bei dem niedrigsten Wasserstande des Nils, dessen Schlamm und Sandinseln mit der gelben Varietät der Durrah-Muqqod, Wassermelonen, und Kauûn, eine kleine Kürbißart von geringem Werth, angebaut.

Mitte und Ende März reift diese zweite Ernte; die der Nilinseln etwas später. Dann kommt die heiße Zeit (Sef). Der Fluß beginnt, nachdem er seinen tiefsten Stand erreicht hat, langsam zu steigen. Nur wenige Saqien sind während dieser Zeit in Bewegung, und gepflanzt werden: Zwiebeln, Weka, Coriander, Molochia, Knoblauch ꝛc. Die Büsche des Capsicum conicum haben das ganze Jahr hindurch Blüthen, reife und unreife Früchte, auch die Aussaat der Molochia, Zwiebel und der Weka hat keine bestimmte Zeit.

Mittlerweile haben sich die tropischen Sommerregen, — Charif — (Juni, Juli, August), eingestellt und die ackerbauende Bevölkerung zieht zum größten Theil hinauf in die

[1]) Die mit einem Stern bezeichneten Getreide- und Nutzpflanzen sind erst seit dem Eindringen der Aegypter bekannt, oder werden seit jener Epoche in größerm Maßstabe angebaut.

[1]) In Aegypten „Mingal" genannt.

Ebenen weit vom Fluß, die „ed Dahre", — der Rücken — genannt werden, um dort an günstigen Plätzen rothe und graue Durrah (Fetterita und Fetterita hamreh) anzubauen, welche drei Monate zur Reife braucht.

Die Dattelpalme blüht hier während des Steigens des Nils und reift ihre Früchte im April und Mai. — Doch ist dies in anderen Gegenden verschieden, z. B. sind die Datteln in Chartum erst im Juli und August reif, aber stets früher als dies in Aegypten der Fall ist. Dies ist der ewig gleichbleibende Kreislauf der landwirthschaftlichen Arbeiten Südnubiens, welche völlig den Charakter einer Kleinwirthschaft tragen und eben nur für den Bedarf des Haushaltes genügen. Ausgeführt wird außer „Damûr", einem groben, hier von den Frauen und Mädchen gewebten Baumwollstoffe, nichts was erwähnenswerth wäre. Man bezieht häufig sogar noch Durrah aus der Gegend von Qadarif, Sennar und vom Weißen Flusse. Im Uebrigen bringen die Landwirthe ihren Ueberfluß auf die Märkte des eigenen Landes, wo die nur viehzuchttreibenden Nomaden des Innern Nachfrage nach Durrah, Damûr, Datteln, Zwiebeln und dergleichen halten.

Der südnubische Landmann ist indolenten, fast apathischen Charakters; wären nicht die Steuern, welche ihn zwingen, wenigstens etwas zu arbeiten, um die sonst drohende Gefängnißhaft und Kurbatschschläge abzuwenden, er würde nicht mehr als das Allernunentbehrlichste dem fruchtbaren Boden abgewinnen.

Die Steuern, die in der Provinz Berber auf dem Ackerbauer lasten, sind: Für eine Saqie [1]), ohne Rücksicht auf die Ausdehnung des von ihr bewässerten Landes, jährlich 500 Piaster. Ein Feddan Inselland 75 Piaster. Ein Feddan des zur Charifzeit in der Steppe bebauten Landes 20 Piaster (= 5 Francs).

Mann vom Stamme der Schaikie.

Frau vom Stamme der Ga'aliin.

(Nach Originalphotographien von Berghoff.)

Diese Saqiesteuer ist als ein national-ökonomischer Fehler längst erkannt und die Ablösung derselben auch bereits in Vorschlag gebracht worden, sie steht aber in keinem Verhältniß zu den Steuern Aegyptens, wo der Feddan mittelguten Ueberschwemmungslandes immerhin 100 bis 150 Piaster Abgaben geben muß. Außerdem sind die Bewohner hier noch durch die Militärfreiheit sehr begünstigt.

Einen wirklich traurigen Eindruck macht die Arbeitsscheu der hiesigen Eingeborenen, die man die meiste Zeit in träumerischer Trägheit, in süßem Nichtsthun verschwenden sieht. Es ist dies die Folge eines ebenso traurigen Herkommens — der Sklavenarbeit. Durch die Leichtigkeit sich Sklaven zu verschaffen ist seit Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtausenden das Sklavenhaltungssystem eingewurzelt, wie nirgends anderswo in der islamitischen Welt. Der freigeborene Nubier hält es fast einer Schande gleich, selbst die Hacke zur Arbeit in die Hand zu nehmen, lieber liegt er faul in seiner Hütte oder im Schatten eines Baumes, läßt müssig den als Spielzeug dienenden Rosenkranz durch die Finger gleiten oder murmelt gedankenlose Gebete. Sein Weib als Herrin darf ebenfalls an keinerlei Arbeit denken, zum Spinnen, Weben, Kochen, Wassertragen 2c. hat ja der gütige Gott die Sklavinnen erschaffen.

Müssigkeit hat den Menschenschlag fast entnervt, man sieht nur schmächtige schlanke Gestalten mit kleinen Händen

[1]) Zur Bebauung des Landes, das eine Saqie bewässert (durchschnittlich hier 9 bis 10 Feddan) und zum Betriebe und Instandhaltung derselben gehören durchschnittlich drei Paar Ochsen und fünf Mann, unter denen sicher wenigstens drei Negersklaven sind.

und Füßen, mit Gliedmaßen, die zur schweren Arbeit untauglich sind.

Offenbar sind die Südnubier ursprünglich eine von Viehzucht lebende Nomadenrace, die sich erst nach später erfolgter, größerer Verdichtung der Bevölkerungsmasse nothwendigerweise dem Ackerbau zuwandte. Durch Kriege und Raubzüge mögen sie schon damals im Besitze von Negersklaven gewesen sein, und diese waren möglicherweise ihre ersten Lehrer in der Kunst, die Zeugungskraft der Erde auszunutzen. Erst der spätern nähern Berührung mit den Aegyptern sind gewisse Verbesserungen in ihrer Agrikultur, als z. B. Anwendung der Schöpfräder, Einführung von Weizen und anderen nördlichen Nutzpflanzen &c. zuzuschreiben, die aber bis heutzutage noch nicht viel höher als bis zum Zusammenfluß der beiden Nilarme vorgedrungen sind. Im großen Ganzen aber wird der Boden in Südnubien immer noch in nicht viel rationellerer, übrigens äußerst ähnlicher Weise bestellt wie in den heidnischen Negerländern. Es giebt kein bezeichnenderes Beispiel für den Rückstand des Ackerbaues in diesem fruchtbaren Lande als die Thatsache, daß der Pflug noch ungebräuchlich ist.

Die Städtebewohner sind der Mehrzahl nach Handelsleute, sogenannte Gellâbe oder Taschasche, die mit einem Kapital von oft nicht mehr als 15 bis 25 Thalern unermüdlich auf ihren Eseln den geringen Waarenvorrath von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt schleppen. Man sieht diese eifrigen Schacherer auf allen Straßen von Assuan bis Gallabat, von Kassala bis Darfur; sie führen hauptsächlich englische Baumwollenzeuge, als Madapulan, Shirting, farbigen Zitz, Mousseline, ferner wohlriechende Essenzen und Sandelholz aus Indien, Seife, Gewürze, Schreibpapier u. s. w. Die Gewerbthätigkeit der Städte ist schwach

entwickelt, es giebt Schmiede, Zimmerleute, Gerber und sehr geschickte Lederarbeiter, welche besonders geschmackvoll verzierte Kameel- und Pferdesättel, Reisesäcke, Schwert- und Messerscheiden anzufertigen verstehen.

In den weiten Steppen und Bergthälern fern vom Flusse, die fast überall mit einer Vegetation von immergrünen Akazien und zahlreichen im Winter vertrocknenden Grasarten bedeckt sind, hausen die Nomaden, die sich selbst „Arab“, Plur. „Arban“, nennen. Zahllos ist ihr Reichthum an Ziegen, Schafen und Kameelen, weniger trifft man bei ihnen die Kuh und das Pferd; denn der Araber wohnt weit vom Wasser, um die wenigen Brunnen herum ist die Weide gar bald abgenutzt und nur alle 3 bis 4 Tage kann das Vieh zur Tränke kommen. Leicht bewegliche Mattenzelte sind seine Wohnung, Milch ist der Hauptbestandtheil seiner Nahrung, in süßem und häufiger noch in sauerm Zustande wird sie mit Durrahbrei genossen. Käsebereitung ist unbekannt.

Die Araber stehen direkt unter der patriarchalischen Herrschaft der Ferik-Schechs, Abtheilungs- oder Hordenhäuptlinge, welche wiederum von einem Großhäuptlinge — Schech el Gabile — abhängen, der seinerseits von der Regierung anerkannt und für die Steuermasse seines Stammes verantwortlich ist. Die Steuern der Araber ruhen auf ihren Herden, ein Kameel z. B. zahlt jährlich $2^1/_2$ Piaster, eine Ziege weniger u. s. w. Diese Art von Abgaben, welche die betreffenden Stammeshäuptlinge unter sich abschätzen und auf ihre Stammesmitglieder vertheilen, heißt Girscheh; für etwa während des Charif angelegte Durrahfelder zahlen sie keine Steuer.

Die Handelsbeziehungen, welche die Nomaden mit den Städtern unterhalten, sind der einfachsten Art, sie bringen

Schlachtvieh, Häute, Matten, flüssige Butter, Natron und Salz, das sie durch Auslaugen gewisser Erden gewinnen, zu Markte. Sie verkaufen diese ihre Produkte entweder für blanke Thaler [1]), wenn das Ende des Steuerjahres vor der Thür ist, oder vertauschen sie gegen Damûr, den inländischen groben Baumwollstoff, Durrah, Tabak, Eisenwaaren, als Lanzenspitzen, Messerklingen und Sohlinger Schwerter.

Während des Charif bekommt man keinen Nomaden zu Gesicht, dann halten sie sich in den entlegenen, im Winter wasserlosen Gegenden auf, wo die Feuchtigkeit einen reichen Graswuchs erweckt hat und das Vieh genügend Wasser in den Regenpfützen findet. Zur trockenen Jahreszeit findet man ihre Zelte eine halbe oder gar eine volle Tagereise vom Nil, sie tränken dann ihre Schaf- und Ziegenherden, weil kein grünes frisches Futter mehr existirt, nur jeden zweiten Tag.

Die Stämme, welche die Insel Meroe bewohnen, sind von der Mündung des Atbara an bis zur Breite von Chartum ungefähr die: Elliab, Musalemab, Fatenieh, weiter nach Süden zu in der Nähe von Ben Naqâ die Hassanieh, Butanah, und der zahlreiche und weit nach Osten ausgedehnte Stamm der Schukerieh.

In Betreff der physischen Erscheinung existirt kein bedeutender Unterschied zwischen Ga'aliin, Schaikie und Nomaden. Die Hautfarbe der Südnubier reinen Stammes, soweit man von den am häufigsten vorkommenden mehr oder minder dunkleren Schattirungen, die auf Vermischung mit Negerblut hinweisen, absieht, ist das matte Braun unpolirten Mahagoniholzes. Bemerkbar ist der lichtere Teint des weiblichen Geschlechtes wohlhabender Familien, welche ihre Raceneinheit mehr bewahrt haben. Die Männer sind in der Regel dunkler vom Sonnenbrand und Wind, dem sie mehr ausgesetzt sind. Den reinsten Racentypus repräsentiren die Nomaden, eine mittelgroße, hagere, feingebaute Gestalt, kleine Hände und Füße, zierliche Gelenke; nach unserer Augenschätzung ist die Schädelform vorwiegend dolichocephalisch mit ziemlich entwickeltem Hinterhaupt und kaum bemerkbarer Prognathie. Das Haar ist stark gekräuselt, allzuüppiger Bartwuchs selten und die Leibhaare sind äußerst spärlich. Die Zahnbildung ist die schönste, die sich wünschen läßt.

Durch Heirathen unter einander, Vermischung mit den Dongolanern und mehr noch durch den Jahrhunderte langen Import von Galla- und Negersklavinnen haben die ansässigen Ga'aliin und Schaikie ihre ursprüngliche Raceneinheit sehr eingebüßt; besonders sind es die Städtebewohner, welche am meisten mit Negerblut versetzt sind. Dazu noch die Nachkommen der Tausende und Abertausende von ägyptischen und türkischen Soldaten, welche die Eroberungszüge Mehemed Ali's auf den nubischen Boden warfen. Der Orientale hat eine große Neigung zu einem geordneten Familienleben, Kinderreichthum ist ihm ein Stolz — die mohammedanische Religion erleichtert, wie bekannt, in jeder Hinsicht die Ehe — und endlich hat selbst der gemeine Soldat der ägyptischen Armee das Recht sich zu verehelichen; doch konnte er natürlich nicht Weiber aus Aegypten und der Türkei mit nach dem Sudân bringen und war gezwungen, mit den nubischen und Negermädchen vorlieb zu nehmen.

So findet man in den Städten eine Menge Mischlinge, deren Hautfarbe in mehr oder minder dunkelen Schattirungen spielt und deren Physiognomien und Schädelbildungen eine seltsame Mannigfaltigkeit an den Tag legen. Da sind Kreuzungen zwischen Tscherkessen und Galla, Albanesen und Negern, Aegyptern und Nubiern und anderen, die alle aufs Beste gedeihen und ebenfalls wieder zahlreiche Nachkommenschaft produciren. Am meisten finden sich diese Leute im Dienste der Regierung als irreguläre Soldaten (Basch-Bozuk), als Schreiber und Beamte. Die Mehrzahl der Würdenträger im ägyptischen Sudan sind heutzutage solche Mischlinge oder reine Nubier. Die beiden Stämme der Ga'aliin und Schaikie unterscheiden sich von einander nur durch die drei parallelen Wangenincisionen, welche bei den ersteren senkrecht, bei den letzteren horizontal verlaufen [1]). Sie sprechen beide die arabische Sprache und zwar einen oft sehr verdorbenen Dialekt, der aber dem des Hedschas näher steht als dem Aegyptens. Sie behaupten gemeinschaftlicher Abkunft zu sein und glauben ihre Voreltern seien vor etwa tausend Jahren von Hedschas eingewandert. Trotzdem mit den charakteristischen Zügen der semitischen Race ausgestattete Köpfe unter ihnen gar nicht selten sind, glauben wir doch, daß die Hauptmasse dieser Völker Nachkommen jener Aethiopier sind, von denen uns Herodot und Strabo erzählen.

Eine arabische Einwanderung kann nicht geleugnet werden, doch war sie wohl verhältnißmäßig spärlich und die Mehrzahl der Eingeborenen Südnubiens ist nicht durch das Schwert, sondern durch die Drohungen und das begeisterte Wirken weniger Sendboten zum Islam bekehrt worden.

Wir wissen zwar, daß die Völker dieser Gegenden damals Christen waren, die dogmatischen Spaltungen aber hatten das Christenthum jener Zeit überall geschwächt, so daß der sinnlichen Gemüthern besonders ansprechende Islam auch hier einzig in der Geschichte der Religionen dastehende Erfolge und blitzschnelle Verbreitung finden konnte.

Ich füge hier noch einige authentische Nachrichten über die arabische Einwanderung nach Nubien und dem Sudan bei, die ich einem schriftkundigen Araber, dem in Mekka geborenen und erzogenen Scherif Mohamed el 'Aida, derzeit zu Sennar wohnhaft, verdanke. Die ersten Araber kamen im Jahre 31 der Hedschra von Aegypten, Gesandte des Emir 'Omar ibn el Hattab, 24 Mann stark, um die Völker des Sudans zur Annahme des Islams und zur Unterwerfung aufzufordern. Einige Völker und Stämme nahmen die neue Religion sofort an und unterwarfen sich, andere verweigerten die Unterwerfung [2]). Nach ungefähr 20 Jahren schickte der Emir 'Omar eine zweite Truppe von 72 Mann, Krieger der Stämme: Ançar, Beni Machsum, Beni Chosa und andere, geführt von einem Sohne des Scherif Ghanim eines Nachkommen des Abbas, Onkels des Propheten, nach Nubien. Dieselben unterwarfen sich die Gegend von Dâmer bis Dongola längs des Nils, islamirten die Eingeborenen und machten ihren Anführer zum Melk des Landes. Die Ga'aliin halten sich für die Nachkommen dieser Leute, es giebt unter ihnen einige, die ihren Stammbaum auf Ghanim zurückführen können und die also das Recht haben, sich Scherif zu nennen.

Nachdem sind noch drei Schurafa (Plur. von Scherif) in

[1]) Die Marktpreise von Damer, Schendi rc. sind folgende: 1 Stier oder starke Kuh = 8 bis 12 Thaler Megidi, 1 Lastkameel = 15 bis 25 Megidi, 1 mittelmäßiger Reitesel = 20 bis 25 Thaler, 1 Schlachthammel = 2 bis 3 Megidi, 1 Ardeb ordinäre Durrah = 4 Megidi, 1 Ardeb Weizen = 6 Megidi, Flüssige Butter $4\frac{1}{2}$ Roll = 1 Megidi. Salz, ordinäres, = 6 Kilogramm 1 Megidi. Damurstoff, hinreichend zu einem Gewand, Tob, = 1 bis $1\frac{1}{2}$ Megidi.

[1]) Die drei senkrechten Wangeneinschnitte haben die Ga'aliin mit den Bewohnern der heiligen Stadt Mekka gemein; auf den äthiopischen Denkmälern und Skulpturen sind dieselben nicht zu bemerken, es ist also nicht unwahrscheinlich, daß sie erst mit den Aposteln des Islams aus Arabien gekommen sind.

[2]) Näheres in dem Buche des arabischen Historikers Schech Gelâl es Siuti, 1190 d. Hedschra Husn el-m'hadserh fi achbar maçr el Qâhiroh, p. 68.

den Sudan eingewandert; einer von ihnen setzte sich am Atbara fest, der zweite ging nach Süden in das Land zwischen Dinder und Rahad, Woled Hindi ist sein Name [1]), der dritte zog nach Darfur.

Anno 673 d. Hedschra, zur Zeit des Großscherif Hassan el Bedri, kamen noch 300 Mann von Hedschas nach dem Ostsudan, die den Weg über das Rothe Meer nahmen. Sie waren ebenfalls aus Angehörigen verschiedener Stämme zusammengesetzt und ihr Zweck war die Verbreitung des Islams [2]).

Der zahlreichste Stamm der Sudanaraber, die Schukerieh, behaupten von Schukr, einem der Söhne des Ghanim, abzustammen, dies soll aber nach der Meinung aller stammbaumkundigen Araber sehr zweifelhaft sein.

Wir besitzen die Abschrift des Stammbaumes eines unserer Ga'aliinbekannten, der nach diesem Schriftstücke von einem gewissen Cherqân, genannt Ga'al, abstammt, welcher vor 21 Generationen aus Arabien einwanderte. Recht bezeichnend für den religiösen Charakter der Südnubier ist die Thatsache, daß man in fast jedem größern Dorfe die Kuppel eines Heiligengrabes, aber nirgends eine Moschee, ein Gotteshaus, antrifft. Dem Wundermanne, dem religiösen Gaukler wird nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt, neben dem ein von sich selbst auserwählter Nachfolger (Chalifa) das Werk seines Vorgängers, die Dummheit und den Aberglauben des Volkes auszunutzen und auf seine Unkosten ein faules, thätigkeitsloses Leben zu führen, fortsetzt.

Unzählig sind die Heiligen des Sudans, der höchste Schwur ist bei ihrem Namen. In einer Gefahr oder Nothlage ruft der Nubier nicht die Hilfe Gottes, sondern die des Seidna Hogeli, Sid el Hassan, Schech Kabaschi u. s. f. an. Ein Stück Papier von der Hand eines solchen mit Gottes Gnade begabten Mannes dient als Amulet, in Ledersäckchen eingenäht wird es zum Schutze gegen alle bösen Mächte getragen, oder dient als Heilmittel bei gefährlichen Krankheiten und wird theuer genug bezahlt.

Schamanistischer Aberglaube überwuchert im Allgemeinen die Religion.

Die Sitten und Gebräuche der südnubischen Völker gehören unzweifelhaft zu den merkwürdigsten und seltsamsten. Erwähnen wir zuerst die Excision und Infibulation des weiblichen Geschlechtes, dessen barbarische Einzelheiten zu schildern uns der Anstand verbietet; weiter die absurde Sitte der Extraktion der Eckzähne, die bei den kleinen Kindern hier zuerst erscheinen. Viel ist schon darüber berichtet worden, aber ein nicht minder barbarischer Brauch, den ich noch nirgend geschildert fand, ist der, die jungen Mädchen vor der Verheirathung künstlich zu mästen, welcher bei den ansässigen Ackerbau und Handel treibenden Südnubiern sehr verbreitet ist; denn Fettleibigkeit und Körperfülle gehört hier zu den ersten Schönheitsbedingungen des Weibes. Vierzig Tage vor der Hochzeit wird das Mädchen zu folgendem Regime gezwungen: früh Morgens mit Tagesanbruch salbt man ihr den Körper über und über mit Fett ein, dann muß sie einen Brei aus circa 1 Kilogramm Durrahmehl mit Wasser, ohne Salz und Würze gekocht, zu sich nehmen, sie muß, denn neben ihr steht die hierin unerbittliche Mutter oder sonstige Verwandte, der das Heirathsprojekt am Herzen liegt, mit dem Stocke oder Kurbatsch aus Hippopotamushaut, und wehe ihr, wenn sie die Schüssel nicht auf den Grund leert. Selbst wenn sie die Uebermasse der faden, widrigen Nahrung erbricht, wird sie nicht dispensirt, es wird von Neuem gebracht und muß hinuntergeschluckt werden.

Nachmittags bekommt sie ebenfalls Durrahbrei (Luqma) mit etwas gekochtem Fleisch, dessen Brühe die Sauce bildet. Abends dieselbe Quantität und Qualität Brei wie am Morgen und endlich in der Nacht noch eine große Kürbisschale fetter Ziegenmilch. Dabei unablässige äußerliche Fetteinreibungen. Bei dieser Behandlung gewinnt der Körper des Mädchens fast sichtbar an Rundung und wenn die 40 Tage verflossen sind gleicht er beinahe, um einen sudanesischen Vergleich zu gebrauchen, an Masse dem Nilpferde; doch entzückt das ihren Zukünftigen und erweckt den Neid ihrer magerern Mitschwestern.

Die Fettleibigkeit ist eben Mode und was thut und leidet die Evastochter nicht alles der Mode willen, in Afrika sowohl als in unserm civilisirten Erdtheile? Nur ist der Unterschied, daß die Mode Europas alljährlich gleich dem Vogel Phönix abstirbt, um aus ihrer Asche verjüngt zu erstehen, während sie sich uns hier als eine tausendjährige Ueberlieferung offenbart, als ein feststehendes ehernes Gesetz, das sich stets gleichbleibt und keine Abweichungen und Neuerungen erlaubt. Nach der Vorstellung der Nubier hat schon die Königin von Saba den weisen Salomo durch ihre fettglänzende von wohlriechenden Oelen triefende braune Haut, durch die üppig schwellenden halbentblößten Glieder, die antimongeschwärzten Augenlider und die reizend blaugefärbte Unterlippe berückt; sollte also, denkt die Nubierin, dieses Rüstzeug weiblicher Reize jetzt unwirksam geworden sein?

Man heirathet hier sehr jung, Ehepaare im 15. bis 17. Lebensjahre sind keine Seltenheit; dagegen würde es sehr schwer halten, einen alten Junggesellen oder eine alte Jungfrau unter den Südnubiern zu finden, denn der ehelose Stand ist eine Schande wie in Aegypten. Polygamie, obwohl erlaubt, ist selten.

Obgleich etwas mißtrauisch gegen Fremde, besonders weißer Hautfarbe, sind die Leute doch gastfrei und dienstfertig; in jedem größern Dorfe giebt es eine bestimmte Hütte, „Halwa“ genannt, in welcher der ermüdete Reisende das Recht hat sich ohne Weiteres niederzulassen, und es besteht die Sitte, daß die einzelnen Familien tageweise der Reihe nach die Gäste zu verpflegen haben; gewöhnlich kommt der betreffende Familienvater, dem ein Negermädchen die gewaltige dampfende Holzschüssel nachträgt und nimmt das Mahl gemeinschaftlich mit dem Fremden ein. Tagsüber dient die „Halwa“ als Schulgebäude, in dem irgend ein armer Faqi die männliche Jugend des Dorfes Koränverse herplärren und Buchstaben kritzeln lehrt.

Hat man aber keine Lust sich dieser oft schmutzigen, von den wandernden Händlern und Betteldervischen überfüllten Hütte anzuvertrauen, so sucht man sich das bestaussehende Gehöft aus, ladet seine Thiere dort ab und macht es sich bequem; es wird das die Bewohner zwar überraschen, aber es giebt für sie keine größere Unhöflichkeit als die, einen Gast abzuweisen.

[1]) Die Schurafa von Mekka besitzen Aufzeichnungen über alle arabischen Auswanderungen und besonders über das Verbleiben eines jeden einzelnen Scherif und seiner Nachkommen, die sehr genau sind. Das Dorf Woled el Hindi, zwischen Dinder und Rahad, besuchte ich bei meiner Reise von Qadaref nach Sennar 1881; ich sah dort auch einen der Nachkommen des eingewanderten Scherif.

[2]) Nähern Aufschluß über diese und die vorhergehenden Auswanderungen giebt das Buch „el Sameraqandi“, das zugleich einen Generalstammbaum und wichtige historische Noten enthält. Zu haben in der Druckerei von Bulaq.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Santa Barbara.

Santa Barbara genießt weit über die Grenzen Californiens hinaus den beneidenswerthen Ruf eines von der Natur mit herrlicher Scenerie und einem das ganze Jahr über gleichmäßigen milden Klima gesegneten Platzes. Niemand, der Californien besucht, um die vielseitigen Schönheiten dieses Landes kennen zu lernen, wird verfehlen einen Abstecher nach Santa Barbara zu machen. Wer, entfernt vom aufregenden Leben in einer Großstadt, einige Monate in ländlicher Ruhe zu verbringen wünscht, wo er dennoch die Annehmlichkeiten eines städtischen Verkehrs nicht ganz entbehren muß, wird hier das Ideal einer Sommerfrische finden. Der Ort (3469 Einw.) ist groß genug, um manche Erheiterung zu bieten, ohne welche ein Kulturmensch heutzutage nicht gut zu existiren vermag; der regelmäßige Dampferverkehr mit einer Weltstadt wie San Francisco giebt dem Fremden das angenehme Bewußtsein, daß er hier nicht außerhalb der Sphäre der neuern Civilisation lebt; das Klima läßt absolut nichts zu wünschen übrig, und in dem großstädtisch angelegten Arlington-Hotel findet man den Komfort der besten amerikanischen Gasthäuser. Nur wenige Schritte sind nöthig, um den, der ein offenes Auge für idyllische Naturreize hat, in eine ländliche Umgebung zu bringen, wie sie anmuthiger nicht gedacht werden kann.

Die californische Küste, welche von Norden her eine südöstliche Richtung beibehält, nimmt westlich von Santa Barbara bei Point Concepcion auf einer Strecke von 65 engl. Meilen eine Wendung direkt nach Osten bis nach Point Rincon. Die bis 3500 Fuß aufsteigende Santa-Ynez-Range, welche landeinwärts von der Sierra Madre und dem San-Rafael-Gebirge überragt wird, deckt den schmalen Küstenstrich vor den Nordwinden. 20 bis 30 Miles von der Küste und dieser parallel liegen die Inseln Anacapa, Santa Rosa, Santa Cruz und San Miguel, welche mit Bergen von 2500 Fuß Höhe gekrönt sind (der Devilspeak auf Santa Cruz erreicht eine Höhe von 2700 Fuß über dem Meere), und gewähren dem sogenannten „Santa Barbara Channel“ Schutz vor den Südwestwinden und den Strömungen des Oceans, während das Kap Concepcion eine Barriere gegen die Seenebel bildet, welche sich nur selten südwärts von seiner Felsenmauer bewegen. Wer, vom Norden kommend, zur See an der californischen Küste entlang fährt, wird bis zum Kap Concepcion genug von schwerem Seegang und dichten Nebelbänken zu erzählen wissen; sobald aber das Kap Concepcion im Rücken liegt, ändert sich das Aussehen des Meeres plötzlich, als führe man in einen stillen Landsee hinein: — und an diesem vor Winden und Nebeln, vor Kälte und plötzlichem Witterungswechsel geschützten Küstenstriche liegt Santa Barbara in seiner idyllischen Schönheit.

Im Jahre 1542 (7. bis 10. Oktober) befuhr der portugiesische Seefahrer Juan Rodriguez de Cabrillo in drei Schiffen unter spanischer Flagge als der erste Weiße diese Gewässer. Seine Angabe von dem noch heute vor dieser Küste in dichten Massen schwimmenden Seetang, welcher einen natürlichen Schutz des Hafens von Santa Barbara bildet, einer im Meere aufsprudelnden Oelquelle, die heute noch zu sehen ist, und seine Beschreibung einer von zahlreichen Indianern bewohnten Inselreihe und des von indianischen Dörfern dichtbesetzten Festlandes lassen keinen Zweifel aufkommen, daß jener Seefahrer der Entdecker dieses Hesperidenlandes war.

Daß die prähistorische Indianerbevölkerung dieser Inselgruppe eine sehr dichte gewesen sein muß, beweisen die in neuerer Zeit, namentlich auf Santa Cruz, in übergroßer Menge aufgefundenen indianischen Alterthümer, welche eine der Hauptzierden des Smithsonian Institute in Washington bilden. Neben massenhaft ausgegrabenen Skeleten der Ureinwohner, ihren Geräthschaften, Waffen und Schmucksachen, fand man auf jenen Inseln zahlreiche Glas- und Messingwaaren, welche durch Tauschhandel mit den Spaniern dorthin gekommen sein müssen. Im Jahre 1606 wurden von dem spanischen Kapitän Biscoino eine Anzahl Schweine und Rinder auf Santa Cruz ausgesetzt, welche dort verwilderten und sich im Laufe der Zeit stark vermehrten.

Die indianischen Namen der Hauptinseln waren für San Miguel „Ciquimuymu“ (von Cabrillo „Isla de Posesion“ genannt); für Santa Rosa „Nicalque“ und für Santa Cruz „Limu“. Das größte auf dem Festlande liegende indianische Dorf hieß „Xucu“ und wurde von Cabrillo „Pueblo de Canoas“ (die Stadt der vielen Boote) getauft. Cabrillo starb auf seiner Rückreise, am 3. Januar 1543, in Folge eines Sturzes auf der Insel San Miguel, wo er begraben wurde. Trotz der eifrigsten Nachforschungen ist man leider nicht im Stande gewesen, das Grab dieses berühmten Seefahrers wieder aufzufinden.

Im Jahre 1782 gründeten spanische Priester eine „Mission“ bei Santa Barbara, um die Eingeborenen jener Gegend zum katholischen Glauben zu bekehren; dreißig Jahre später betrug die Zahl der zum Christenthum bekehrten Indianer und der spanisch-mexikanischen Bewohner etwa tausend Köpfe. Das Zuströmen der Amerikaner begann im Jahre 1846, als Fremont am 25. December d. J. mit einem Bataillon von 425 Mann und mehreren Geschützen die damals für unpassirbar gehaltene Santa-Ynez-Range überschritt und Santa Barbara im Namen der Vereinigten Staaten besetzte. Die Indianer sind seitdem fast von dort verschwunden und die „alten Californier“ (die spanisch-mexikanische Race) kämpfen nur noch hoffnungslos um ihre Fortdauer.

Die von der Natur so begünstigte Lage des Küstenstriches von Santa Barbara, welcher sowohl von der Land- als von der Seeseite gegen Stürme und plötzlichen Witterungswechsel geschützt ist, hat jene Gegend seit ihrer Besiedelung durch die Angloamerikaner zu einem bevorzugten Aufenthaltsorte zahlreicher Fremden gemacht, welche hier theils zum Vergnügen wohnen, theils in der balsamischen Luft und in den angenehm warmen Wellen des Oceans Heilung und Stärkung für einen geschwächten Körper suchen. Für

Lungenkranke giebt es nirgends in Amerika ein wohlthätigeres Klima, als das von Santa Barbara.

Die Umgebungen des Ortes sind herrlich. Es ist eine Freude, in einem leichten Gefährt Spazierfahrten zu machen und die reizenden Heimstätten zu betrachten, welche in der Landschaft zwischen dem Meere und dem 8 bis 11 Miles von demselben entfernten Küstengebirge zerstreut liegen. Anpflanzungen von peruanischen Pfefferbäumen, Eukalypten und Maulbeerbäumen gewahrt man häufig, womit die Ansiedler den ursprünglich spärlichen Baumwuchs zu befördern sich bestreben. Fast jeder Bewohner dieses Landstrichs bemüht sich, seinem Heim durch halbtropische Gewächse und Blumenzucht ein heiteres Aeußeres zu geben.

Wohl die schönste dieser Heimstätten ist die des Herrn Hollister bei Glen Anne, welche in einem geschützten Thale am Fuße der Santa-Ynez-Range in nordwestlicher Richtung von Santa Barbara liegt. Die Haine von Orangen-, Citronen-, Limonen-, Oliven- und Mandelbäumen und die Obstgärten voll von Aepfel-, Birn-, Aprikosen-, Kirschen-, Pfirsich- und Pflaumenbäumen, welche auf dem 3600 Acker großen Besitzthum des „Colonel" liegen, sind alle im vortrefflichsten Zustand. Seine Anpflanzung von 25 000 Mandelbäumen auf 250 Acker Land ist die größte ihrer Art in den Vereinigten Staaten. Auf seinen Ländereien stehen 40 000 Fruchtbäume, deren Ertrag oft fast an das Unglaubliche grenzt. Auf einem Acker wurden z. B. im vorigen Jahre 60 000 Citronen eingeheimst. Auch ein Weinberg mit 5000 Rebstöcken befindet sich auf dieser „Ranch", welche man als eine Musterfarm im großen Stil bezeichnen kann. In der Nähe der reizenden Villa liegt auf 13 Ackern des reichsten Bodens ein prächtiger Orangenhain, der von Monterey-Cypressen und hohen Eukalyptusbäumen umgeben ist.

Die Besitzthümer im County Santa Barbara sind meistens alte mexikanische „Grants", die je zwischen einer und elf Leguas (1 Legua = 4438 Acker) variiren. Während der letzten dreißig Jahre sind fast alle diese „Grants" in die Hände der Amerikaner übergegangen, denen dafür Eigenthumsurkunden (patents) von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgestellt wurden. Zu den größten dieser „Grants" gehören z. B. „Los dos Pueblos", 15 500 Acker; „Nuestra Señora del Refugio", 26 529 Acker; „La Espada", 15 000 Acker; „San Julian", 48 000 Acker; „Lompoc", 42 085 Acker; „Santa Rosa", 16 300 Acker; „San Carlos de Jonata", 26 634 Acker; „Los Pinos", (gehört der katholischen Kirche), 35 573 Acker; „Los Alamos", 48 803 Acker; „Todos Santos y San Antonio", 20,772 Acker; „Punta de Laguna", 26 648 Acker; „Sisquoc", 35 485 Acker; „Jesus Maria", 42 184 Acker und „Los Prietos y Najalayegua 48 728 Acker, — welche alle von ihren gegenwärtigen Eigenthümern sozusagen „für ein Butterbrot" erworben wurden. Die mexikanische Regierung verlieh diese „Grants" ursprünglich für kein anderes Aequivalent als das der faktischen Besitznahme. Vor 1846 hatten jene Ländereien in großen Komplexen einen Werth von etwa einem Cent pro Acker, und im Jahre 1864 konnte man noch die besten Ranches für 10 bis 25 Cents pro Acker kaufen.

Diese großen „Grants", wie ähnliche und noch größere über ganz Californien zerstreut liegen, sind ein Fluch für das Land geworden. Anstatt Neuankömmlingen kleinere Strecken zu mäßigen Preisen für Farmen zu verkaufen, halten die Besitzer an ihrem meistens unkultivirten Eigenthum fest, lassen in den Thälern große Bodenkomplexe fast nur durch Maschinenarbeit mit Weizen bestellen und geben dem kleinen Mann keine Gelegenheit, selbständig zu werden. Nur durch gleichmäßige Taxen auf alle Ländereien (das unkultivirte Land wurde von jeher in Californien lächerlich gering besteuert) ist es möglich, jene Großgrundbesitzer zum Verkauf eines Theils ihrer brachliegenden Ländereien zu zwingen, und die Mittel scheint man denn auch endlich in Anwendung bringen zu wollen. Gegenwärtig sind im County Santa Barbara, welches einen Flächenraum von 2 Millionen Acker besitzt, wovon der vierte Theil kulturfähig ist, etwa 50 000 Acker Land bebaut worden: also ungefähr ein Zehntheil des kulturfähigen Bodens. In früheren Jahren war die Schafzucht der Haupterwerbszweig der Ansiedler und man traf Schafherden von 60 000 bis 70 000 Stück an. Während der letzten zehn Jahre ist der Obstbau hier der Hauptindustriezweig geworden. Unter den Produkten des Jahres 1880 figuriren 714 700 Pfund Wolle; 125 000 Pfund Butter; 256 000 Pfund Honig; 214 937 Bushel Gerste; 198 293 Bushel Weizen &c. &c. — Die gegenwärtige Bevölkerung des Countys beträgt etwa 10 000 Seelen.

Die Stadt Santa Barbara besteht im Wesentlichen aus einer ungewöhnlich breiten anderthalb Miles langen schnurgeraden Hauptstraße, die sich vom Strande bis an die erste Hügelreihe landeinwärts erstreckt. Eine Pferdebahn, die bis nach dem Arlington-Hotel führt, erleichtert den Verkehr durch die ganze Länge dieser Straße. Am Hafen ist ein 2000 Fuß langer Holzquai ins Wasser hinaus gebaut worden, an dessen Ende eine Tiefe von 26 Fuß ist, wo die größten Dampfer sicher anlegen können. Die Seebäder sind etwas sehr primitiv eingerichtet. Ein paar Badeschuppen, in denen man Toilette machen kann, und ein langes vom Ufer an Pfählen in die Bai hinausreichendes Seil, woran die Nichtschwimmer einen Halt finden können, ist Alles, was der Badelustige hier zu seinem Komfort finden kann. Der Wärmegrad des Meerwassers beträgt im Winter durchschnittlich 60°, im Sommer 64° Fahrenheit. Das Mixtum Kompositum von modernen Bauten und alten mit Ziegelpfannen gedeckten Adobehäusern fällt in Santa Barbara, wie in jeder südcalifornischen Stadt, dem Fremden sofort ins Auge. Das Leben ist dort für eine amerikanische Stadt außerordentlich still und gemüthlich — ähnlich, wie in einer deutschen Kleinstadt. Man sieht in Santa Barbara mehr Leute, die gar nichts zu thun haben, herumspazieren, als ich an irgend einem andern Platze von derselben Größe in Amerika je wahrgenommen habe.

Für den Fremdenverkehr bietet das vortreffliche Arlington-Hotel den Mittelpunkt. Die Aussicht von der breiten Veranda auf die schöngeformte, lange Linie der nur etwa acht Miles entfernten, an 3500 Fuß steil emporsteigenden Santa-Ynez-Range mit der vorliegenden idyllischen Landschaft ist bezaubernd schön. Wenn die Sonne im Meere versinkt und sich jene Bergreihe in ein violettes Kolorit hüllt, die milde Luft einen umfächelt, der Springbrunnen vor dem Hotel seine perlende Fluth auf- und abströmen läßt und Niemand da ist, der von Geschäften, Minenwerthen, Mordthaten, Gaunereien, Politik und sonstigen Tagesneuigkeiten zu einem redet, so kann man dort eine Stunde auf das Angenehmste verbringen.

Eine der herrlichsten Aussichten in das Thal von Santa Barbara genießt man von der Felsenhöhe der 1450 Fuß über dem Meere liegenden „Hot Springs". Durch eine mit knorrigen Eichen bestandene steil ansteigende wilde Schlucht gelangt man auf die Höhe, wo zwanzig heiße Quellen, die einen Wärmegrad von 60 bis 120 Grad Fahrenheit besitzen, aus dem nackten Gestein emporsprudeln. Für Gäste und Invaliden ist dort eine Badeanstalt

errichtet worden, und sollen die schwefelhaltigen Thermen eine bedeutende Heilkraft besitzen. Ein an der steilen Berglehne entlang führender Pfad bringt den Besucher nach einer Terrasse, wo die grünen Thäler von Santa Barbara, Montecito und Carpinteria wie auf einer Landkarte einem zu Füßen liegen, und das Meer und die bergige Inselreihe das Panorama großartig abschließt. Mir wurde gesagt, daß die Aussicht von jener Felsenterrasse fast identisch mit einer in der Nähe von Honolulu sei.

Ein anderes interessantes Ausflugsobjekt ist ein Spaziergang nach der „Mission“, deren 340 Fuß über dem Meere auf einem Hügel stehenden weißen Mauern eine weithin ins Auge fallende Landmarke bilden. Der ansehnliche Gebäudekomplex mit seinem abgestumpften Doppelthurme wurde im Jahre 1786 unter der Leitung der Benediktinermönche von Indianern erbaut und ist noch in ziemlich gutem Zustande. In der Kirche blicken die alten wohlerhaltenen Heiligen den Besucher heute noch aus ihren Nischen recht vertraulich an. Der Hochaltar, die Bilder der Jungfrau Maria &c. haben ihren Farbenglanz bewahrt, und eine Brigade von wohlgenährten Mönchen mit 60 Schülern bewohnen das alterthümliche Gebäude, leben, ohne arbeiten zu müssen, von den Einkünften der Kirche und beten für das Seelenwohl der Gottlosen in Santa Barbara. Die Fenster sind mit Holzgittern versetzt und haben ein gefängnißartiges Aussehen, große Fliesen bedecken den Estrich, und eine aus riesigen Ziegelsteinen erbaute Wasserleitung giebt Kunde von dem rationellen Unternehmungsgeiste jener alten Mönche. Das Ganze macht den Eindruck, als ob man aus Amerika urplötzlich nach einem erzkatholischen Lande versetzt sei. Was wohl die Erbauer dieses Monuments der „alten Zeit“ für Augen machen würden, säßen sie, wie ich es vor sieben Jahren das erste Mal that, auf einer Bank unter der Veranda dieser Mission und blickten nach Santa Barbara und dem Hafen hinaus, wo damals gerade ein Dampfer einlief? — Es möchte ihnen wohl etwas kraus im Kopfe geworden sein, sähen sie die Veränderung, welche die Angloamerikaner seitdem in diesem Lande zu Wege gebracht haben! —

Weltberühmt ist der Riesenweinstock von Santa Barbara geworden. Bei meinem ersten Besuche in Santa Barbara hatte ich den glücklichen Gedanken, diesen Weinstock, der vier Miles in östlicher Richtung von der Stadt lag, und von dem ich Wunderdinge gehört hatte, auch einmal in Augenschein zu nehmen. Heute wäre dies nicht möglich, da derselbe nicht mehr existirt. Der Riesenweinstock war damals bereits nicht mehr lebensfähig und wurde im nächsten Jahre mit Stumpf und Stiel ausgegraben und nach der Centennial-Ausstellung nach Philadelphia gesandt, um den aus aller Welt dorthin zusammenströmenden Fremden dies californische Wunder ad oculos vorzustellen. Der Riesenweinstock hatte einen mannesdicken Stamm ($6^1/_2$ Fuß im Umfang) und zwanzig große Aeste, die sich, acht Fuß über dem Boden, wie die Krone eines Baumes verzweigten, und bedeckte mit seinem Laubwerk und dem Spalier eine Fläche von 10 000 Quadratfuß. Der größte Ast hatte einen Umfang von 27 Zoll und war so groß wie der berühmte Weinstock im Hamilton Court in England, der für den größten in Europa gilt. Als jener noch in voller Kraft dastand, producirte er bis zu 10 000 Pfund rother Trauben und zehn Faß Wein im Jahr. Sein Alter schätzte man auf 60 Jahre. Sein frühzeitiges Absterben hatte er einem über seinen Wurzeln erbauten und von ihm beschatteten Tanzsaal zu verdanken, der ihm seit einer Reihe von Jahren Luft, Licht und Feuchtigkeit entzog.

Eine antike, sehr korpulente Spanierin, die in einem Holzhäuschen nebenan wohnte, das sich durch Schmutz und ursprüngliche Einfachheit auszeichnete, hatte dazumal mit ihren zwei recht hübschen Töchtern — junge Spanierinnen sind meistens hübsch, was man von den älteren eben nicht behaupten kann — die Aufsicht über den Riesenweinstock und nahm jedem Fremden, der ihn zu sehen wünschte, einen Obolus von 25 Cents für das Aufschließen des Gitterthores an der ihn umschließenden Fenz ab: — ein in diesem freien Lande ganz ungerechtfertigtes Verfahren. Die Mutter dieser Donna, auf deren Eigenthum der Riesenweinstock wuchs, hieß Maria Marcelina Felix de Dominguez. Sie starb im Jahre 1865 im Alter von 107 Jahren. In amerikanischen Balladen wird diese Matrone in glänzenden Versen als diejenige verherrlicht, welche den Riesenweinstock pflanzte. Einen Sprößling des Riesenweinstocks, der wahrscheinlich heute schon der größte in der Welt ist und dem alten in wenigen Jahren an Größe gleichzukommen verspricht, kann man umsonst sehen.

Das Ausgraben des Riesenweinstocks und sein Transport nach Philadelphia wirbelte dazumal, namentlich in Deutschland, viel Staub auf und wurde dort, selbst von angesehenen Blättern, als eine „amerikanische Barbarei“ bezeichnet. Einen fast abgestorbenen Riesenweinstock als Beweis von der Produktionskraft des californischen Bodens nach einer Weltausstellung zu transportiren, ist gewiß ein eigenthümlicher Vandalismus; und was die „Geldgier“ anbetrifft, welche die „Ausländer“ den Santa Barbaraern damals so ingrimmig in die Zähne schleuderten, so will ich zur Ehrenrettung dieser biederen Menschen darauf nur erwidern, daß der bereits genannte Herr Hollister — wie dieser mir selbst mittheilte — 850 Dollars für Transportkosten des Riesenweinstocks nach Philadelphia aus seiner eigenen Tasche bezahlte, und nie einen Cent weder für den Weinstock noch für Ausstellungsgebühren verlangt oder erhalten hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Sitzung der Russ. Gesellschaft für Archäologie vom 6. Juni n. St. verlas unter anderen Herr Iwanowski einen Bericht über die von ihm 1881 geleiteten Ausgrabungen von Grabhügeln im Gebiete der sogenannten Wotskaja pjatina, des Alt-Nowgoroder Landes. Die Ausgrabungen sind jetzt bis zur Westgrenze des Gebietes, dem Flusse Luga, geführt und dabei in zwölf Gruppen bei verschiedenen Dörfern der Kreise Peterhof und Jamburg im Ganzen 517 Grabhügel aufgedeckt worden.

In derselben Sitzung wurden auf Grund einer Broschüre von E. T. Solowjew: „Die kleinen Städte im südöstlichen Theile des Kreises Tetjuschi“ Mittheilungen gemacht über die Orte (gorodischtsche) Tschirki-Bekläjewsk, Deuschewsk und Mordowsko-Karatajewsk, sowie über die Ruinen

und Grabhügel dieses von den Zuflüssen der Wolga und Kama reich bewässerten Gebietes, der alten Landschaft Bulgarien.

Asien.

— Die Quellen der Anninskischen Mineralwasser liegen in den Vorbergen des tatarischen Küstengebirges, 140 Werst von Nikolajewsk am Amur aufwärts. Sie entspringen in einem Kessel, der nach allen Seiten, den Süden ausgenommen, durch steil abfallende Berge gegen Winde geschützt ist. Diese Quellen waren, einer Mittheilung im russischen „Reg.-Anz." zufolge, den eingeborenen Giljaken wohlbekannt unter dem Namen Chablja, sie hielten dieselben aber sorgfältig geheim, weil sie eine abergläubische Verehrung für dieselben hegten. Nachdem Rußland die beiden Ufer des Amur in Besitz genommen, suchten die Ansiedler, die von Chabarowka bis Nikolajewsk am Flusse wohnten, neben ihrer landwirthschaftlichen Beschäftigung, die ihnen keine auskömmliche Existenz bot, noch andern Erwerb in der Umgegend. Sie gingen in die Wildniß auf Goldsuche, andere in die giljakischen Dörfer, um mit Lebensbedürfnissen Handel zu treiben, wie mit Thee, Getreide, Zwieback, Zucker, dann mit Kleidungsstücken, Schuhwerk und anderen Waaren in Zobel-, Fuchs-, Waschbär-, Bärenfellen und dergl. Im Jahre 1863 hörte einer dieser Bauern, Iwanow, zufällig von den heißen Quellen, überzeugte sich von ihrem Vorhandensein, und machte von seiner Entdeckung den Aerzten Mittheilung. Im Mai 1866 wurde mit der Anlage einer Krankenstation begonnen. Die Quellen, die sich namentlich gegen Skorbut und dessen Folgen, ferner gegen chronische Rheumatismen und Bleichsucht wirksam bewiesen haben, sind augenblicklich einem Herrn Bachalowitsch in Pacht gegeben.

Australien.

— Australien ist ein durstiges Land. Der durch die Hitze ausgedörrte Boden sehnt sich nach nasser Erfrischung, und auch der Mensch fühlt dort in stärkerm Maße dasselbe Bedürfniß und übernimmt sich dabei nur zu oft. Trunkenheit ist in den australischen Kolonien außerordentlich verbreitet, aber in keiner Kolonie so sehr wie in Neu-Süd-Wales, wo jährlich durchschnittlich 25 Personen von je Tausend der Bevölkerung an öffentlichen Orten wegen Trunkenheit arretirt werden. In den übrigen Kolonien stellt sich der Satz erheblich niedriger, aber immer noch hoch genug: in Süd-Australien auf 16, in Queensland auf 15,3, in Neu-Seeland auf 15, in Tasmanien auf 13,5 und in Victoria auf 13,1. Die Katholiken lieferten nach Verhältniß ihrer Zahl, wegen der ihnen meist angehörenden Irländer, das größte Kontingent.

— Der wichtige Handelsverkehr zwischen den australischen Kolonien und Großbritannien wird jetzt immer mehr durch Dampfschiffe, unter Benutzung des Suez-Kanals, vermittelt. Dabei hat sich aber das Fehlen einer Kohlenstation auf der langen Meeresstrecke zwischen Aden und King George's Sound, an der Südküste von West-Australien — wenigstens in gerader Linie mit Umgehung des östlich gelegenen Point de Galle, Ceylon — als ein großer Uebelstand erwiesen. Man ist gezwungen, eine Kohlenmenge von ungefähr 2000 Tonnen für diese Strecke mitzunehmen, und damit geht ein beträchtlicher Schiffsraum für Kargo verloren. In Folge dessen hat sich England jetzt den Chagos-Archipel, welcher, auf ungefährem halben Wege zwischen Aden und King George's Sound, in 7° 29' südl. Br. und 72° 25' östl. L. Gr. liegt, angeeignet. Es ist die größere, 21 km lange Insel Diego Gracia in dieser Gruppe, welche dazu bestimmt ist, in Zukunft als Kohlenstation für Dampfer und Kriegsschiffe zu dienen. Der Hafen mit lehmigem und sandigem Grunde ist groß genug, um eine ganze Flotte aufzunehmen, gewährt Sicherheit gegen Stürme und läßt sich in Kriegszeiten gegen feindliche Angriffe leicht vertheidigen. Die Einfahrt in den Hafen ist eine doppelte. Die eine, und zwar nordwestliche, ist 1,6 km breit und 11 bis 22 m tief, die andere, engere läuft zwischen zwei kleineren Inseln hindurch und hat eine Tiefe von $1\frac{1}{2}$ bis $7\frac{1}{2}$ m. Außerhalb des Hafens sinkt das Meer auf 130 bis 360 m.

— Die telegraphische Verbindung zwischen Australien und den übrigen Kontinenten datirt vom 22. Oktober 1872. Anfangs war es ein einziger Kabel, welcher von Port Darwin, an der Nordküste von Australien in 12° 27' 45" südl. Br. und 130° 50' 45" östl. L. Gr., über Banjoewangi, Singapore, Madras, Aden, Alexandrien u. s. w. nach Europa führte. In Folge öfterer Störungen wurde aber dann im Januar 1880 noch ein zweiter Kabel zwischen Port Darwin über Java nach Penang in Betrieb gesetzt. Bei dem sich von Jahr zu Jahr steigernden Handelsverkehr zwischen Australien und namentlich Europa nimmt auch der Kabeldepeschenverkehr einen immer größern Umfang an. Die im Jahre 1881 eingelaufenen Depeschen summirten auf 17 721 gegen 14 812, und die versandten auf 16 621 gegen 12 767 im Jahre 1880. Dieselben vertheilten sich auf die einzelnen Kolonien wie folgt:

Kolonie:	Kabeldepeschen				Total	
	eingelaufen		abgesandt			
	Zahl	Werth	Zahl	Werth	Zahl	Werth
Victoria	6 525	41 010 Pf. St.	5 643	41 201 Pf. St.	12 168	82 211 Pf. St.
Neu-Süd-Wales	4 345	23 693 „	4 822	30 112 „	9 167	53 805 „
Neu-Seeland	2 567	15 122 „	2 555	15 468 „	5 122	30 590 „
Süd-Australien	3 028	17 832 „	2 361	12 484 „	5 569	30 316 „
Queensland	603	3 347 „	863	4 553 „	1 466	7 900 „
Tasmanien	241	863 „	183	855 „	424	1 718 „
West-Australien	232	782 „	194	920 „	426	1 702 „
Total . . .	17 721	102 649 Pf. St.	16 621	105 593 Pf. St.	34 342	208 242 Pf. St.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

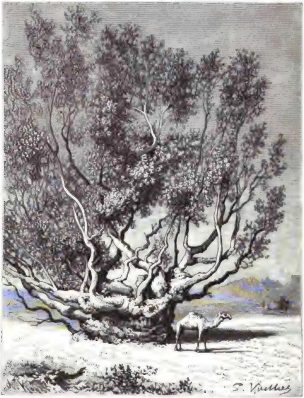
(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

V.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Aus demselben Thore, durch welches die Karawane der Reisenden vor zehn Tagen in die Stadt Haïl eingezogen war, ging es um die Mittagszeit des 1. Februar wieder hinaus; diesmal in östlicher Richtung durch ein etwa drei Miles langes schluchtartiges Thal, das von den Palmengärten der Stadt ganz ausgefüllt war. Der größte Theil des persischen Pilgerzuges hatte Haïl schon am Morgen verlassen, und als die Reisenden jetzt aus dem Palmenthale hinaus auf die Ebene traten und unter einem mächtigen Ithelbaume eine kurze Rast und Umschau hielten, bot sich ihnen der überraschendste Anblick. Inmitten der weiten, am westlichen Horizont von der seltsam geformten Gipfelreihe des Dschebel Adscha begrenzten Ebene zeigte sich eine täuschende Luftspiegelung, eine lange blaue Wasserfläche, durch welche die Kameele des Pilgerzuges in schier endloser Folge hindurch wateten; die Täuschung wurde durch die klaren Spiegelbilder in der scheinbaren Wasserfläche eine durchaus vollkommene; die bunten Farben an der Aufzäumung und den Lasten der Kameele glänzten aus der vermeintlichen Tiefe mit einer Intensivität herauf, wie dies vielleicht eben nur hier, in der unvergleichlich klaren und durchsichtigen Luft der Ebene von Dschebel Schammar möglich war. Nach Lady Blunt können nämlich weder die Hochregionen der Alpen, noch auch die Polargegenden in Bezug auf Klarheit und Reinheit der Luft einen Vergleich aushalten mit der Gegend um Haïl, diesem fast 700 km vom Meere entfernten, 3500 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Centrum der Wüste. Der leuchtende Glanz, der hier über Alles ausgegossen ist, verklärt die an und für sich eintönige Landschaft zu einem Bilde von eigenartiger Schönheit; auch jetzt hoben sich die im Vordergrunde über die Ebene verstreuten Gruppen der alten, knorrigen und zum Theil gekappten Ithelbäume in malerischer Wirkung von dem rothen feinen Granitgeröll des Bodens ab. Die alten Bäume, deren niedrige Stämme meist einen Umfang von 30 bis 40 Fuß haben, stehen fast alle auf kleinen Hügeln; sie zeigen ohne Zweifel die frühere Lage der Stadt Haïl an, die erst in verhältnißmäßig neuer Zeit von dieser Seite der Oase nach ihrem jetzigen Platze verlegt worden sein soll. — Schon lange vor Sonnenuntergang, nach einem Marsche von kaum 10 Miles, schlugen die Pilger, und mit ihnen auch die Karawanen Blunt's, das Nachtlager in einem kleinen Thale auf, in dessen Mitte das berak, die rothgrüne Fahne, die dem Pilgerzuge vorgetragen wird, aufgepflanzt wurde. Man wollte dem in Haïl noch zurückgebliebenen, oder vielmehr von dem Emir wegen einer Geldangelegenheit zurückgehaltenen Theile des Hadsch, bei dem sich auch Ali Koli Chan und seine sämmtlichen Begleiter befanden, Zeit lassen, den Vorangegangenen nachzukommen. Leider aber brachte sowohl der nächste als auch die folgenden Tage anstatt der Erwarteten nur immer neue Verzögerungen. Immer wieder gab der Emir el Hadsch, der den Pilgerzug überwachende und leitende Beamte Mohammed's Ibn Raschid, das Signal zu einem Halt

für alle Kameele und Berittenen, immer wieder veranstaltete er neue Zählungen der bei dem Zuge befindlichen Thiere, um womöglich noch immer neue Abgaben erheben zu können. So wurden vier Tage in fruchtlosem Warten und kürzesten Tagemärschen hingebracht; am Abend des vierten befand man sich kaum 40 Miles von Haïl entfernt. Inzwischen vergrößerte sich der Hadsch durch zahlreiche andere Zuzügler; Beduinen verschiedener Stämme, auch viele Leute aus den Oasenstädten fanden sich ein, die alle die sichere Gelegenheit benutzen wollten, um zum Einkaufe ihrer Vorräthe an Reis und Weizen nach Meschhed Ali oder nach Samawa am Euphrat zu gehen. Im Vergleich mit allen diesen Arabern erschienen die persischen Pilger fast ohne Ausnahme roh und gewissermaßen bäuerisch. Die weiße Hautfarbe, die häufig unter ihnen vertretenen blonden Haare und blauen Augen konnten den plumpen schweren Gesichts-



Ithelbaum in der Ebene von Haïl.

zügen doch nie etwas dem vornehmen Aussehen der Araber Aehnliches geben. Trotz der zahlreichen Waschungen, welche die Pilger zu allen Tageszeiten und bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten vornahmen, sahen sie in ihren dicken schmutzigen Filzröcken immer weit unsauberer aus, als einer der ungewaschenen Araber. Ganz besonders widerwärtig war der „heilige" Gebrauch der Derwische, ihr Trinkwasser immer erst zum Waschen der Füße zu benutzen; von der gemeinsamen Benutzung einer Wasserlache, wie man in diesen Tagen am Grunde einiger Wadis mehrere fand, konnte mit ihnen nicht die Rede sein. Man mußte sich bemühen, ihnen den Rang abzulaufen und die Schläuche zu füllen, ehe die heiligen Männer anlangten.

Es war ein hügeliges, von tiefen Wadis durchschnittenes Terrain, auf dem man in nordöstlicher Richtung langsam vorrückte. Von einem Wege war auch hier nichts vorhanden, doch diente ein am nordöstlichen Horizont emporragender hoher Berg, der Dschebel Dschildiyeh, als Land-

Zug der persischen Pilger.

Digitized by Google

marke. Während der Pilgerzug am 4. Februar einen vollständigen Rasttag hielt, unternahm Blunt einen weiten Rekognoscirungsritt in nördlicher Richtung nach einem ansehnlichen Hügelzuge, der ihm einen für seine Aufnahme des Landes günstigen Ueberblick zu versprechen schien. Weite Sandebenen, die mit niedrigen Reihen gelber Sandsteinhügel abwechselten, nirgends eine Spur von Vegetation oder ein lebendes Wesen: das war die Landschaft, die er durchritt. Von einem Gipfel des Höhenzuges aus sah er die Nefûd, die sich wie ein ungeheures rothes Meer nach Norden hin ausdehnte.

Am Morgen des 5. Februar wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben. Das Lager sollte nach dem 10 Miles entfernten Wadi Hanasser (Thal des kleinen Fingers) verlegt werden. Etwa auf der Hälfte des Weges, der über eine kahle Sandsteinebene führte, kam man an einen hohen, steil aus der Ebene emporragenden Hügel, das Tell es Sayliyeh. Eine an der senkrecht abfallenden Seite desselben befindliche Inschrift und verschiedene rohe Zeichnungen von Kameelen, Straußen und Steinböcken, sowie auch von mit Lanzen bewaffneten Reitern, fesselten hier die Aufmerksamkeit der Reisenden. Die Bilder unterschieden sich nur durch größern Maßstab und etwas sorgfältigere Ausführung von den primitiven Darstellungen, die Lady Blunt schon an den Felsen der Sandsteinregion von Dschôf gefunden und kopirt hatte. Die tief eingegrabenen und sehr gleichmäßigen Schriftzeichen wurden später von dem durch seine Ausgrabungen des alten Babylon bekannten Mr. Rassam für altphönikisch erklärt und auf reisende Kaufleute des alten Handelsvolkes zurückgeführt. Lady Blunt kann sich dieser immerhin nicht unwahrscheinlichen Erklärung nicht anschließen. Inschrift und Bilder am Tell es Sayliyeh sind unverkennbar gleichzeitig und zusammengehörig, und die gewissermaßen konventionelle Darstellung der hier einheimischen Thiere scheint ihr auch auf einheimische Urheber zu deuten. — Nachdem sie eine genaue Kopie des interessanten Fundes genommen hatten, bestiegen die Reisenden das Tell, um hier den langsam nachfolgenden Hadsch abzuwarten, der einer ungeheuren Schlange gleich über die wellige Ebene daher kam und jetzt, dicht am Fuße des Tell vorüberziehend, einen seltsam bunten, fast märchenhaften Anblick gewährte. Ueber eine Stunde dauerte das Vorbeiziehen der mindestens drei Miles langen Procession mit ihren 4000 Kameelen — und doch war dies nur die Hälfte des eigentlichen Hadsch! Den Vortrab bildete ein Haufen Derwische, wildaussehende, schmutzige Gesellen, die im schnellsten Laufschritt, ohne nach rechts oder links zu sehen, voraneilten. Ihnen folgte die Schar der Gläubigen, die aus besonderer Frömmigkeit die ganze Pilgerfahrt zu Fuß machten; meist gut gekleidete Leute, von denen viele während des Gehens in großen Pergamentrollen lasen. Die meisten von ihnen trugen Lederflaschen in den Händen, die das Wasser zu den häufigen, durch ihre Gelübde gebotenen Waschungen enthielten. Von Zeit zu Zeit standen sie still und vollzogen dieselben, durchaus unbekümmert um das zahlreiche Publikum; sehr oft stimmten sie auch gemeinsame Gebete und ohrenzerreißende Gesänge an. Im Gegensatz zu den Derwischen, die, sobald sie nur einige Worte Arabisch verstanden, sich umgänglich zeigten und gern auf Unterhaltungen mit den Reisenden eingingen, trugen diese Frommen par excellence einen fanatischen Haß gegen die Franken zur Schau, der ohne die strenge Ueberwachung durch den Emir el Hadsch leicht unangenehme Dimensionen angenommen haben würde. Von der Erwiderung eines Grußes war bei ihnen nicht die Rede, und fast ergötzlich war der Anblick des panischen Schreckens, der sie alle ergriff, wenn nur einer von Blunt's Hunden in ihre Nähe kam. In wildester Flucht stoben sie dann auseinander, um nicht durch eine zufällige Berührung verunreinigt zu werden. Alle diese und ähnliche Vorurtheile der frommen Schiiten sind den Arabern durchaus unverständlich, und so kam es denn zwischen diesen gläubigsten Pilgern und ihren beduinischen Begleitern am häufigsten zu Reibereien aller Art. — Eine gute Strecke hinter den zu Fuß gehenden Vorläufern des Zuges kommen erst die Reiter; zuerst ein glänzender Trupp von Dienern Ibn Raschid's, alle auf herrlich aufgezäumten Dromedaren edelster Race, sogenannten naamiyeh, deren sanfter, gleichmäßiger Gang einen ungestörten Schlaf im Sattel erlauben soll. Die Gazellenaugen, das seidenglänzende Fell und die anmuthigen Bewegungen der herrlichen Thiere sind nach Lady Blunt von unbeschreiblicher Schönheit. Einer dieser Dromedarreiter trägt das Beral, die glänzendrothe, grünumränderte seidene Fahne Ibn Raschid's: neben ihm ritt gewöhnlich der Emir el Hadsch, ein schwarzer Sklave Ibn Raschid's, auch hoch zu Dromedar, obgleich ein Diener für etwa vorkommende Fälle beständig ein Pferd hinter ihm her führen mußte. Von der Masse der Pilger, die nun folgte, saßen oft zwei auf einem Kameele, oft thronte auch nur einer hoch über den großen Kisten und Packen mit Hausrath und Vorräthen aller Art, die zu beiden Seiten des Thieres hinabhingen. Die Vornehmeren und auch die meisten Frauen reisten in sogenannten mahmals oder großen Körben, die geräumig genug sind, um sich darin ausstrecken zu können, und von denen jedes Kameel zwei tragen kann. Ein Diener führt das Thier, mehrere andere gehen daneben; oft trägt einer von ihnen das Nargileh, aus dem der im Korbe Sitzende durch einen langen Schlauch raucht. Die kostspieligste Beförderungsart sind die tahtawerans, große Sänften, zu deren Transport zwei Thiere nothwendig sind; von diesen mit größtem Luxus, mit seidenen Vorhängen und kostbaren Teppichen ausgestatteten Sänften waren drei oder vier in dem Zuge vorhanden. Auffallend war auch hier wieder die geringe Anzahl von Pferden; es mochten sich im Ganzen etwa sieben oder acht bei dem Hadsch befinden. Sämmtliche Kameele gehörten den begleitenden Arabern, Schammar-, Sheraràt-, Howeysim- und anderen Beduinen. Die Besitzer der Thiere lassen ihr Eigenthum nie aus den Augen; sie gehen zu Fuß hinter den Reitern und Lastthieren einher und befinden sich wegen der „übermäßigen Anstrengungen“, die ihren Kameelen zugemuthet werden, in fortwährendem kleinen Kriege mit den Pilgern. Da aber jeder laute oder in Thätlichkeiten übergehende Ausbruch dieses Krieges von den neben dem Zuge reitenden Soldaten Ibn Raschid's sogleich kräftig unterdrückt zu werden pflegt, begnügen die Araber sich meist damit, ihrem Zorne in lauten Verhöhnungen und derben Späßen Luft zu machen. Und die persischen Kameelreiter geben dazu reichlichen Anlaß. Keiner von ihnen entschließt sich je, anders als rittlings auf dem Kameele zu sitzen; und die unglückliche Figur, die sie dabei bilden, die Ungeschicklichkeit im Regieren des Thieres, die eigenthümliche Fistelstimme und die Ausdrücke, in denen sie ihm zusprechen, und die „kein arabisches Kameel je verstehen kann“, das alles giebt unerschöpflichen Stoff für die Bosheit der Eskorte.

Das Wadi Hanasser, das man gegen Abend erreichte, ist ein weites Thal mit mehreren wasserreichen Brunnen und einem großen Striche guten Weidelandes. Aus dem hohen Kraute des als treffliche Kameelweide besonders geschätzten „rimh“ jagten Blunt's Hunde eine Menge von Hasen auf, und während rings um die Brunnen das Pilgerlager aufgeschlagen wurde, aus dem bald die abendlichen

Die Sebcha von Taybetism.

Gebetrufe der Mueddin erschallten, gingen die Reisenden dem hier seltenen Vergnügen der Jagd nach.

Der ewigen Verzögerungen, die sich noch ins Unbestimmte auszudehnen schienen, gründlich müde, beschloß Blunt am folgenden Tage (6. Februar), sich fürs erste von dem Hadsch zu trennen und seinen eigenen Weg zu gehen. Die Aufregung im Pilgerlager wuchs von Tage zu Tage; die mitgenommenen Vorräthe waren für eine gewisse Dauer der Reise bestimmt, die durch die fortwährenden Aufenthalte weit überschritten wurde; und ein Ort, an dem man neuen Proviant erhalten konnte, war auf dem ganzen Wege nach Meschhed Ali nicht vorhanden. Nun hieß es wieder, daß Mohammed Ibn Raschid in den nächsten Tagen zu einem Ghazû ausziehen und dabei selber die Pilger von Haïl bis zum Lager geleiten würde; bis zu seinem Eintreffen mußte man im Wadi Hanasser bleiben.

In unverändert nordöstlicher Richtung vorwärtsgehend, erreichten Blunt und seine Begleiter am Mittag des 8. das Oasendorf Bekaa oder Taybetism, die seltsamste Unterbrechung der einförmigen, gelben Sandsteinebene; eine tiefe Depression, ein altes Seebecken wie das von Dschobba, nur unendlich viel malerischer und großartiger. Rings um den vollkommen trockenen See, der einen Umfang von 6 bis 7 Miles hat, liegen in kleinen Zwischenräumen die schönsten Palmengruppen und Gärten, die Häuser des Dorfes vereinzelt darunter. Die merkwürdigste Luftspiegelung zeigte das Becken auch hier als tiefblaue Wasserfläche, welche die Bilder der felsigen Ufer, der Bäume und Häuser klar zurückwarf. Die geologische Beschaffenheit des ganzen Distrikts von Taybetism ist höchst eigenthümlich. Mächtige Sandsteinfelsen von phantastischer Form, stellenweise durch die Einwirkung des Wassers zu ungeheuern Pilzen ausgewaschen, erheben sich rings um das Becken, das, nach ihrer Höhe von 40 bis 50 Fuß zu urtheilen, einst eine gewaltige Wassermasse enthalten haben muß. Daneben zeigen sich wieder andere Felsen, an deren merkwürdiger Gestaltung vulkanische Kräfte thätig gewesen zu sein schienen. Große Schichten eines röthlichen Gesteins traten dann wieder zwischen dem

Brunnen der Zobendeh.

gelben Sandstein zu Tage; stellenweise in bandartiger Streifung mit einer glänzend weißen Gesteinsart. Hin und wieder zeigen sich auch kleine mit rothem Nefûdsande bedeckte Flächen, auf denen das grüne „adr“ der Nefûd wächst. Am Grunde des Beckens befanden sich mehrere kleine Vertiefungen mit salzigem Wasser, von Gruppen wilder Palmen und Tamarisken umgeben. Einige am Ufer befindliche Brunnen hatten eine Tiefe von 40 bis 50 Fuß; die Häuser, die Palmengärten und die kleinen, mit Gerste bestellten grünen Ackerstücke in der Nähe der Brunnen: alles machte den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. Ein stattliches Kasr an dem einen Ende des Seebeckens schien augenblicklich vollkommen unbewohnt zu sein; doch soll der Emir von Haïl sich zeitweise hier aufhalten.

Der achte Februar brachte den Reisenden eine wünschenswerthe Vergrößerung ihrer Karawane. Ein junger Schammarbeduine, der sich mit einigen Kameelen dem Hadsch angeschlossen hatte, um nach Samawa zu gehen, gesellte sich als Führer zu ihnen; er fürchtete, daß seine mageren Thiere, wenn er bei den Pilgern verbliebe, von dem Emir el Hadsch zu Lastdiensten „gepreßt“ werden könnten, und daß sie dann den Rückmarsch vom Euphrat mit ihrer Ladung Getreide nicht aushalten würden. Er behauptete, die Pilgerstraße genau zu kennen, und wenn auch seine Angabe, daß man nur noch acht bis zehn Tagereisen von Meschhed Ali entfernt sei, mit Blunt's Berechnungen und, wie es sich später zeigte, auch mit der Wahrheit nicht übereinstimmte, so vertraute man sich doch gern seiner Führung an. Während der nächsten Tage ging es nun in nordnordöstlicher Richtung immer am Rande der Nefûd entlang, deren Nähe sich durch ein reicheres Thierleben bemerkbar machte, als man seit lange gesehen. Eine Herde Gazellen, zahlreiche Bussarde, am 10. Februar sogar eine Hyäne, die glücklich erlegt und von Blunt's Leuten verzehrt wurde, brachten einige Abwechslung in das Einerlei des Wüstenmarsches. Die ergiebigste Jagdbeute und einen regelmäßigen Bestandtheil des täglichen Mittagmahls bildeten aber jetzt die Heuschrecken, die in unglaublichen Massen am Tage umherschwärmten und Nachts in großen Haufen unter den Büschen lagen. Die beste Zeit zu ihrem Fange ist Morgens, wenn sie von

dem Thau und der Kälte noch starr sind. In Wasser abgekocht und, nach Entfernung der langen Sprungbeine, an den Flügeln genommen, in Salz getaucht und gegessen, sind sie nach Lady Blunt eine der wohlschmeckendsten Speisen, die unter den hors d'oeuvres eines Pariser Restaurant gar wohl ihren Platz behaupten würde. Ihr Geschmack erinnert weniger an Fleisch oder Fische, als vielmehr an vegetabilische Kost. Das Unheil, was sie mit ihrer Verheerung alles Gewachsenen anrichten, machen sie wenigstens in diesen Gegenden durch den Nutzen, den sie bringen, wieder gut. Nach den Erzählungen des jungen Schammar sollen ganze Beduinenstämme in der Nefûd um diese Zeit des Jahres nur von Heuschrecken und Kameelmilch leben. Daneben giebt es kein Thier, das nicht Jagd auf sie machte und das sie nicht augenscheinlich gern fräße. Pferden und Kameelen werden sie als besonders gesund unter das Futter gemischt; die Hunde schnappten während des Laufens den ganzen Tag über nach ihnen und verzehrten so viele sie nur bekommen konnten. In dem Magen der erlegten Hyäne fand Blunt außer Gazellenfleisch eine Menge Heuschrecken; sämmtliche Wüstenvögel von dem Raben und Habicht bis hinab zur Wüstenlerche waren in beständiger Jagd auf das in ungeschicktem Fluge gleich Maikäfern umherschwirrende Wild.

Am 10. Februar passirte man die Brunnen von Schaybeh, die, 40 an der Zahl, an einer unwirthlichen Stelle des alten Hadschweges liegen, der früher weit östlich von Haïl direkt nach Bereydeh in Kasim führte. Das nächste Nachtlager wurde wieder in der Nefûd aufgeschlagen, durch die es jetzt einige Tage lang nordwärts ging, um die berühmten Brunnen der Zobeydeh zu erreichen. Wie gute alte Bekannte begrüßten die Reisenden die Fuldschs und die Flora der Nefûd, die sich freilich hier weniger großartig zeigt, als mehr nach der Mitte zu. Der Sand und mithin die Fuldschs sind bedeutend weniger tief, als dort. Breite Streifen nackten Felsbodens treten zwischen den Sandhügeln zu Tage: es ist hier am östlichen, wie auf der andern Seite am westlichen Rande der großen Wüste nicht die ununterbrochene, sondern nur die „intermittirende" Nefûd. Nach mehreren, ziemlich angestrengten Tagemärschen kam man gegen Mittag des 13. Februar an dem ersten der großen Wasserbehälter an, die von Zobeydeh, der Gemahlin Harun al Raschid's, im Beginn des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung für die Mekkapilger gebaut worden sind. Das ungeheure, aus massivem Cement bestehende Reservoir mit seinen 6 Fuß starken Mauern bildet ein Rechteck von 50 Fuß Breite auf 80 Fuß Länge. Merkwürdigerweise ist es nicht im Thale, sondern auf einem Hügel angelegt, zu dem Stufen hinaufführen. Breite Stufen führen auch in das Innere des Reservoirs hinab, das heute leider durch einen großen Spalt im Mauerwerk seinen ganzen Inhalt ausfließen läßt, und nur in der Mitte noch eine kleine Lache schlammigen Wassers zeigt. Am folgenden Tage kam man noch an mehreren ähnlichen und in besserm Zustande befindlichen Wasserbehältern vorbei; und diese Nähe des Wassers zeigte sich allenthalben an der Belebtheit der Gegend. Immer wieder begegnete man Beduinenhaufen der verschiedensten Stämme, die über den unerwarteten Anblick der Franken oft durchaus nicht erfreut schienen. Der Weg, auf dem man entlang zog, war hier von einer doppelten Reihe roh aufgesetzter großer Steine eingefaßt. Da die ganze Ebene hier mit eben solchen Steinen übersäet ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß man sie hier nur aus dem Wege geräumt hat, um denselben eben passirbar zu machen. Der Sage nach sind es aber die Ueberreste hoher Mauern, die Zobeydeh bauen und, um die Pilger gegen die Sonne zu schützen, mit großen Tüchern überspannen ließ. Von den großartigen Khans, die sich neben den Brunnen befunden haben sollen, und von der herrlichen Verpflegung, welche die Pilger in denselben erhielten, werden noch heute unter den Beduinen wunderbare Märchen erzählt.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Von Santa Barbara über San Buena Ventura nach Los Angeles.

Früh Morgens am 25. Juni, als der Tag noch nicht graute, nahm ich Abschied von Santa Barbara, um mit der Stagekutsche nach San Buena Ventura (30 Miles) weiter zu fahren. Zunächst durchkreuzten wir die fruchtbare Carpinteria mit ihren zwischen dem Meere und dem Küstengebirge liegenden grünen Hügeln und wohlbestellten Farmen, welche Landschaft ich schon vom Gipfel des St.-Marcus-Berges betrachtet hatte, und die in der Nähe nichts von ihrer Anmuth verlor. Ich bemerkte während dieser Fahrt verschiedene Trupps von Männern und Frauen, welche über die Dünen nach dem Meere wanderten. Auf meine Frage an den Kutscher, weshalb jene Leute schon vor Sonnenaufgang nach dem Ocean pilgerten, belehrte er mich, daß dieselben spanischer Abkunft seien und heute, am Tage Johannis, ganz in der Frühe nach dem Meere gingen, um dort ein Bad zu nehmen und die im letzten Jahre begangenen Sünden abzuwaschen.

Allmälig näherten sich die Berge dem Strande und traten zuletzt so dicht an denselben heran, daß wir auf einer Strecke von vier Miles auf dem vom Meere überspülten Ufer uns einen Weg suchen mußten, wo die letzten Ausläufer der herein schwellenden Brandung unter den Rädern hinrollten, — eine recht interessante Fahrt, die aber stellenweise, wenn eine impertinente Welle sich bemühte, in den Kutschenschlag zu gucken, etwas ungemüthlich wurde. Selbst als wir wieder trockenen Boden erreicht hatten, blieben uns die Berge noch geraume Zeit linker Hand ganz nahe zur Seite.

Dieser ganze Küstenstrich zeigt zahlreiche Spuren alter vulkanischer Thätigkeit. Auf dem Ufer lagen an mehreren Stellen große hellgelbe Lavablöcke und Bimsstein. Ob diese aus dem Meere dorthin gelangt waren, oder aus einem dem nahen Gebirge liegenden Vulkane herrührten, darüber konnte ich nichts Genaues erfahren. Der Rosselenker machte mich auf einen in einer Höhe von etwa 25 Fuß über dem Strande in den Berg gebohrten Tunnel aufmerksam und forderte

mich auf, denselben zu inspiciren. Mit einiger Mühe erreichte ich die Mündung des Tunnels, begab mich aber nicht in denselben hinein, da mir eine bedeutende Hitze und ein starker Petroleumgeruch daraus entgegenströmten. Der Tunnel war, wie ich erfuhr, siebzig Fuß tief in den Berg getrieben worden, als man ihn wegen der sich bei jedem Fuß, den man weiter bohrte, stark vermehrenden Hitze wieder verlassen mußte. Aus einer diesem Tunnel gegenüberliegenden Sandbank, die jeden Tag von der Fluth unter Wasser gesetzt wird, sprudelt eine starke Süßwasserquelle hervor, an der die vorbeipassirenden Reisenden und Fuhrleute ihre Pferde und Zugochsen zu tränken pflegen.

Die Gegend behielt bis nach San Buena Ventura ihr steriles Gepräge. Die Vegetation bestand aus Dickichten von Kaktus und Salbeibüschen, in welche Verstecke sich die zahlreichen Hasen, welche dort auch vor den ihnen nachstellenden Wildkatzen vollkommen sicher sind, bei unserm Herannahen flüchteten. Zwei Wildkatzen, die fast so groß wie Panther waren, wanderten eine Strecke weit neben uns oben auf den Felsen entlang und ließen sich durch unser Lärmen und Hurrahrufen durchaus nicht in ihrem Morgenspaziergange stören. Sogenannte „road runners“, eine Art langbeiniger Trappen, sprangen öfters vor uns auf und rannten mit einer fabelhaften Schnelligkeit halbmeilenweit vor den galoppirenden Pferden her, ohne nur einen Versuch zum Fliegen zu machen, bis sie sich schließlich seitwärts in die Büsche schlugen. Gegen Mittag erreichten wir San Buena Ventura, wo ich bis zum nächsten Tage verweilte.

San Buena Ventura (1370 Einwohner), hier zu Lande meistens kurzweg Ventura genannt, ist der Regierungssitz von Ventura County. Als Hafenplatz hat der Ort keine Bedeutung, da die offene Bucht nur geringen Schutz gegen Stürme gewährt. Dagegen ist San Buena Ventura das natürliche Centrum einer Anzahl von fruchtbaren Thälern und erfreut sich eines ansehnlichen Binnenhandels. Die Stadt hat eine selbst für Südcalifornien außergewöhnliche Menge alter Adobehäuser an der Hauptstraße aufzuweisen, wo auch die alterthümlichen Missionsgebäude liegen. Die zahlreich in der Umgebung des Ortes angepflanzten peruanischen Pfefferbäume und Eukalypten, mit dazwischen stehenden Cypressen und Orangenbäumen, geben der Landschaft ein recht heiteres Aussehen, welche landschaftlichen Reize man jedoch nicht eher bemerkt, als bis man eine dicht hinter der Stadt liegende Kette von kahlen Hügeln überschritten hat.

Von einem nördlich von San Buena Ventura liegenden Hügel genießt man eine überraschend schöne Rundschau. Gegen Südosten blickt man von dort in das breite grüne Santa-Clara-Thal, hinter welchem, in der Richtung nach Los Angeles, das Guadalasca-Gebirge aufragt. Westwärts blinkt der Ocean und die offene Bai vom schroffen Point Magu bis nach dem Leuchtthurm bei Hueneme (sprich Wähnama) herüber. Gegen Norden erstreckt sich zwischen Obstgärten und Bäumen die Ventura-Avenue durch ein liebliches Thal bis nach den mit Eichen gekrönten Hügeln von Ojai. Dahinter thürmen sich Berglinien über Berglinien in den blauen Aether empor, bis die Gipfel der Santa-Ynez-Range hier das großartige Panorama abschließen.

Das Ojaithal, 12 Miles nördlich von San Buena Ventura, zwischen dem Venturafluß und dem San Antonio Creek tausend Fuß über der See gelegen, ist eines der schönsten in Südcalifornien. Es macht mit den über dasselbe zerstreut wachsenden immergrünen Lebenseichen den Eindruck, als befände man sich hier in einem weiten englischen Park. Aber der Zauber der das Ojaithal einschließenden Gebirge mit ihrem wechselnden Farbendufte und der südcalifornische Himmel mit seiner milden Luft fehlen in Altengland, und die verschönernde Hand einer tausendjährigen Kultur kann dort nicht diesen Schmuck ersetzen, womit die gütige Natur jenes schöne Thal in Ventura ausgezeichnet hat. Ueppige Getreidefelder, in denen die Eichen weit genug von einander entfernt stehen, um das Sonnenlicht nicht vom Boden auszuschließen, dunkelgrüne Orangenhaine mit ihrer goldenen Frucht, Obstgärten, grüne Weiden, auf denen Herden von Schafen und wohlgenährten Rindern es sich gütlich thun, klare Gebirgsbäche und die freundlichen Heimstätten der Bewohner bilden zusammen ein überaus anmuthiges Bild. Der Hauptort im Ojaithale ist Nordhoff, ein Landstädtchen, dessen Umgebungen ein kleines Paradies genannt zu werden verdienen.

Das County Ventura enthält mehr kulturfähiges Land, als die meisten der südcalifornischen Counties aufzuweisen haben. Die Hauptthäler sind das östlich von der Stadt gelegene Santa-Clara-Thal, mit einem Flächenraum von 25 Quadratmiles; das Santa-Paula-Thal im Nordosten, 15 Miles lang und 4 Miles breit; das bereits genannte nördlich von Ventura liegende Ojaithal, 8 Miles lang und 7 Miles breit, und die Simi Plains, 35 Miles östlich von der Stadt mit einem Areal von 96 000 Ackern, auf denen meistens Schafzucht getrieben wird. Die Scenerie in den Cañons, welche die verschiedenen Thäler mit einander verbinden, ist im höchsten Grade pittoresk.

Die landwirthschaftliche Entwickelung von Ventura County ist durch die sich dort in einzelnen Händen befindenden großen Landkomplexe nicht minder beeinträchtigt worden, wie die von Santa Barbara County. Im letzten Jahre wurden jedoch mehrere von den großen Ranches von ihren Besitzern in kleinere Farmen abgetheilt und zum Verkaufe ausgeboten. Die Simi- und Las-Posas-Ranches, welche zusammen ein Areal von 125 000 Ackern enthalten, das Ojai Rancho mit 48 000 und das Colonia Rancho mit ebenfalls 48 000 Acker Land wurden parcellirt, wodurch gewiß eine zahlreiche Einwanderung dorthin gezogen werden wird. Da die für Südcalifornien so wichtige Berieselung in Ventura County leichter als sonstwo in diesen Gebieten auszuführen ist, so läßt sich aus dieser Vertheilung des Großgrundbesitzes eine glänzende Zukunft für die genannten Distrikte prophezeien. Der Santa-Clara- und der Venturafluß sind das ganze Jahr über voll Wasser und können auf das Vortheilhafteste zu Irrigationszwecken verwendet werden. In ihrer Nähe ist die Vegetation, vom Gebirge bis an das Meer, außerordentlich üppig. Die nördlichen Abhänge der Hügel sind mit Wäldern von Lebenseichen bedeckt, die südlichen dagegen sind meistens kahl oder zeigen nur einen Teppich von Gräsern und Blumen. Wasser und Bäume, die zwei wichtigsten Erfordernisse der Kultur im Süden, sind in Ventura County überall leicht zu erlangen. In den Thälern reift das Getreide bei mäßig starkem Regenfall; wo aber das fließende Wasser hinkommt, entsteht sofort eine förmliche Wildniß von Blumen, Büschen und Sträuchern der mannigfaltigsten Art.

In Ventura County, welches ein Areal von 1 296 000 Ackern hat, sind gegenwärtig etwa 150 000 Acker Land unter Kultur. Auf den nicht bebauten Strecken grasen zahlreiche Herden von Schafen und Rindern. Die letztjährige Schafschur erzielte 125 000 Dollars. Einer der Hauptindustriezweige in Ventura County ist die Bienenzucht. Die Ranches der Bienenzüchter liegen meistens an den Vorbergen der Thäler Ojai, Santa Clara, Comejo Las Posas, Simi und Tapo. Man berechnet die Zahl der Bienenhäuser im County auf 7000. Die Honigernte des letzten Jahres betrug über 1 Million Pfund und realisirte 84 000

Dollars. An vielen Orten im County hat man Petroleum gefunden, dessen Ausbeute aber noch in der Kindheit steht. Ich erwähnte schon früher, daß an mehreren Stellen an der Küste von Südcalifornien Petroleum auf dem Meere schwimmt, ein deutlicher Beweis davon, daß hier mächtige Ablagerungen des Erdöls existiren müssen. Die Oelregion erstreckt sich, soweit dieselbe erforscht wurde, 50 Miles vom Meere landeinwärts, bei einer Breite von 15 bis 25 Miles. Unter den Agrikulturprodukten von Ventura County sind besonders Orangen, Zitronen, Oliven, Rosinen, Wallnüsse, Mandeln, Kanarienvogelsamen, Flachs und die verschiedenen Getreidearten zu nennen. Das Klima ist ein fortwährender Sommer. Die Temperatur variirt im ganzen Jahre selten über zehn Grade Fahrenheit. Die Bevölkerung des County beträgt etwa 5000 Seelen.

Was den Küstencounties San Luis Obispo, Santa Barbara und Ventura gegenwärtig mehr als alles Andere Noth thut, ist eine Eisenbahnverbindung mit San Francisco, worauf dieselben bis jetzt vergeblich gewartet haben. Die verschiedenen Projekte, welche sich entweder auf eine Fortsetzung der Bahnlinie von Soledad südwärts basiren, oder Zweiglinien zu dem Hauptstamm der Südpacificbahn herstellen wollen, stehen bis jetzt nur auf dem Papier. Die letzte Hoffnung ist die Atlantic- und Pacificbahn, welche ihren Weg nach San Francisco vielleicht durch die Küstencounties nehmen wird. Die endgültige Entscheidung ist immer noch nicht gegeben worden, und es bleibt den Bewohnern der Küstencounties nichts weiter übrig als die Hoffnung, daß die Herren Millionäre, welche die Südpacific- und die Atlantic- und Pacific-Bahnen kontrolliren, ein Einsehen haben und die Verbindung der Küstengebiete mit dem großen Bahnnetze Californiens als nutzbringend für sich betrachten werden.

Ehe ich von San Buena Ventura schied, nahm ich die inmitten der Stadt liegenden Missionsgebäude in Augenschein. Die San-Buena-Ventura-Mission wurde am 31. März 1782 vom Vater Juniperio Serra, dem ersten Präsidenten aller californischen Missionen, selbst gegründet. Das alterthümliche Gebäude, mit dem Glockenthurm und langen Anbau aus Adobewohnungen, die mit spanischen Dachziegeln gedeckt sind, wurde zur Zeit meines Besuchs renovirt. Die Kirche ist ein langes Oblong, mit Orgel und Heiligenbildern darin, dessen gekalkte Wände und Decke sich in einem ziemlich verwahrlosten Zustande befanden. Der Glockenthurm, an welchem eine Unmasse von Schwalbennestern kleben, hat ein blau und weiß gestreiftes Kuppeldach von sonderbar fremdländischem Aussehen. Der lange Adobe-Anbau neben der Kirche ist von einer Anzahl Advokaten eingenommen worden, welche dort ihre Bureaus haben, und wo früher die Jesuiten mit dem Teufel um die Indianerseelen fochten, haust jetzt das gottlose Volk der Rechtsgelehrten und verdreht die Gesetze von Ventura. Die Nebengebäude umschließen einen weiten Hof und Blumengarten, voll von herrlichen Rosenbüschen. In der Kirche sah ich nur einen sich ziemlich weltlich ausnehmenden Priester, der sich sogar, wie ich hörte, ein Ehegespons zugelegt hat. Derselbe führte mich mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit durch das Gebäude und nannte mir die Namen der vielen distinguirten Heiligen, deren Bilder die Wände schmücken.

Am 26. Juni nahm ich Abschied von San Buena Ventura und fuhr in der Stage über Santa Paula nach der an der Southern-Pacific-Eisenbahn liegenden Station Newhall (50 Miles), um von dort Los Angeles zu erreichen. Eine interessante Abwechselung während der sonst recht monotonen Fahrt bildeten die vielen festlich gekleideten Kirchengänger — es war ein Sonntag —, denen wir auf der Landstraße begegneten. Die Menge von Briefen, welche der Kutscher jeden Augenblick von solchen Spaziergängern auf den Bock heraufgereicht erhielt, um als freiwilliger Postbote die Korrespondenzen nach Newhall mitzunehmen, war erstaunlich. Hin und wieder bemerkte ich hübsche Anpflanzungen von peruanischen Pfefferbäumen, Eukalypten, Mandelbäumen und Akazien; sonst war die Landschaft einförmig und wurde öder, je weiter wir kamen. Die Eisenbahnstation Newhall liegt auf der Nordseite der nackten San-Fernando-Range, welche sich rechtwinklig vor die Linie der Südpacificbahn baut und von dieser durch einen anderthalb Miles langen Tunnel durchbrochen wird, um in das fruchtbare Thal von Los Angeles zu gelangen.

Seit die Eisenbahn eröffnet wurde, nimmt der Passagierverkehr von San Buena Ventura nach Los Angeles meistens die Route über Newhall. Weit interessanter ist die jetzt wenig frequentirte direktere Straße durch das Santa-Clara-Thal und das an 5000 Fuß hohe Santa-Susanna-Gebirge nach Los Angeles, welche ich bei meiner ersten Reise einschlug. Sobald das Santa-Clara-Thal hinter Einem liegt, tritt man dort in eine Reihe von Thalmulden und Schluchten, wo kleine Haine von Kaktus wachsen. Durch ein wildes Cañon gelangt man in einen Gebirgspaß, der an Rauheit des Weges Alles übertrifft, was ich noch in diesem Lande gesehen habe. Die Aussicht von der Paßhöhe in den Susanna-Bergen auf die 30 Miles weite von Gebirgen umsäumte Ebene, in welcher Los Angeles liegt, ist äußerst pittoresk. Der Abstieg von 2000 Fuß in das Thal über wüstes Felsgeröll und auf schrecklich abschüssigem Wege ist eine Stagefahrt, die Jeder, der sie mitgemacht hat, so leicht nicht wieder vergessen wird.

Wie nennen sich Völker?

Von **Rudolf Kleinpaul.**

I.

Nachdem der Kölner Dom und damit eins der großartigsten Denkmäler der Architektur vollendet worden ist, hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit naturgemäß auf die wichtigsten Bauwerke der Erde und auf das Verhältniß gelenkt, in welchem sie zu der kühnen Schöpfung unseres Volkes stehen. Man hat die alten und neuen Wunder der Welt auf Tafeln zusammengestellt und wie die Hauptberggipfel unseres Planeten in schematischen Profilen unter einander verglichen und gemessen. Und wenn sich aus der Vergleichung ergiebt, daß der Kölner Dom das höchste Bauwerk auf der ganzen Welt ist, daß seine beiden Thürme mit ihrer Höhe von 156 m die römische Peterskirche und die ägyptischen Pyramiden überragen — welchen Deutschen sollte es nicht mit Stolz erfüllen? Ob auch das Erhabene nicht im Raume wohnt, man kann sich doch nicht enthalten, in diesen beiden Thurmspitzen einen Ausdruck der Kraft, des Muthes und der weltgebietenden Stellung des deutschen Stammes zu sehen.

Falls man nun bloß die gegenwärtigen, noch aufrechtstehenden Gebäude vergleicht, so nehmen die Thürme des Kölner Domes allerdings die erste Stelle ein, aber nicht, wenn man die Bauten aller Zeiten, auch die untergegangenen, in Betracht zieht. In grauer Vorzeit, ja am frühen Morgen der Geschichte haben die entstehenden Völker einen Thurm gebaut, der in der That noch höher gewesen ist: das war der Thurm zu Babel. Derselbe gehört durchaus nicht der Sage an, er hat wirklich existirt und seine Ruine steht noch. Unter dem Namen „Burg des Nimrod" (Birs-Nimrud) erinnert ein mächtiges Fundament auf der babylonischen Ebene an den Thurm der Bibel, dessen Spitze bis an den Himmel reichte. Zunächst allerdings an den großen, von Nebukadnezar erbauten Belustempel, den Herodot beschrieben hat; aber es scheint außer Zweifel gestellt zu sein, daß sich dieser Belustempel auf der Stelle des alten Sprachenthurms erhob, welcher letztere wahrscheinlich errichtet worden war, um auf der grenzenlosen Ebene einen Wegweiser und ein Signal zu haben; einem ähnlichen Zwecke dienten ja ursprünglich auch die christlichen Glockenthürme. Die Höhe des babylonischen Thurmes wird auf 180 m (bisweilen sogar auf 192 m) angegeben; er wäre somit noch 24 m höher als die Thürme des Kölner Doms gewesen.

Es ist bekannt, daß die Genesis an diesen Thurm die Scheidung der Völker und die Verwirrung der Sprachen anknüpft: das ist freilich eine Sage. Die Veranlassung zu ihr hat wie so oft eine falsche, schon den Assyrern angehörige Etymologie gegeben. Babel oder Babil bedeutet eigentlich Gottesthor; aber dasselbe Babel könnte eine nach den Regeln der assyrischen Sprache vollständig gerechtfertigte Form des Zeitwortes balal, verwirren und soviel wie Verwirrung sein. Dieses „Verwirren" hörte man also aus Babel heraus und erfand den Mythus von der göttlichen Sprachverwirrung, welcher um so leichter Glauben fand, als in Babylon, dem reichen und besuchten Emporium, eine Menge der verschiedensten Völker zusammentrafen und daher die Verschiedenheit der Zungen besonders grell hervortrat.

Indessen, wenn wir auch diesen Glauben nicht theilen, so wollen wir die babylonische Verwirrung doch einmal als einen Ausdruck sans consequence für die unleugbare Thatsache der Zersplitterung der Völker und Sprachen und den Thurm zu Babel als Sinnbild und Wahrzeichen einer noch ungetrennten Menschheit gelten lassen. Es heißt, daß alle Welt einerlei Zunge und Sprache hatte. Bis dahin gab es überhaupt noch gar keine Völker, es gab nur Menschen, die nicht unter einander, sondern nur zu der übrigen Schöpfung im Gegensatze standen. Sie hatten daher auch noch keinerlei Volksnamen, sondern wenn sie von sich sprachen, so sprachen sie von Menschen oder Leuten.

Man darf nun behaupten, daß dies der Standpunkt aller einzelnen Völker gewesen ist und daß jede Nation ihren Thurm zu Babel hat, so lange sie noch keine andere kennt und sich in der Welt allein glaubt.

Dann, wenn dieselbe Nation andere Nationen kennen lernt und sie sieht, daß es auch noch andere Menschen giebt, stellt sich das Bedürfniß näherer Bestimmung heraus. Die Stammesgenossen werden sich als weiße, andere als schwarze Menschen bezeichnen. Auf diese Weise entstehen die Völkernamen.

Aber während das die eine Nation thut, thut es auch die andere, so daß bei zwei Völkern zwei Paare von Namen, bei drei Völkern je drei Völkernamen entstehen und so fort. Diese Zahlen reduciren sich, weil die Namen unter einander ausgetauscht und gegenseitig adoptirt werden, doch kommt es häufig genug vor, daß mehrere Völkernamen neben einander existiren, vor allem der Name, den sich ein Volk selbst gegeben hat, und der Name, den es von seinen Nachbarn empfangen hat. Wir müssen hier zunächst dem Einwurf begegnen, als ob sich die Völker überhaupt selber gar keine Namen gäben.

Jakob Grimm sagt, für die Völkernamen gelte als Regel: kein Volk lege sich seinen Namen selber bei, sondern er werde ihm von anderen beigelegt. Wie das neugeborene Kind einen Namen durch seine Eltern und Freunde erhalte, so sei es auch für die Erklärung der Volksnamen wichtig, anzunehmen, daß sie durch benachbarte Völker gegeben wurden. Das Bedürfniß, einen Dritten zu benennen, sei jederzeit stärker als das, sich selbst zu nennen.

Diese Regel bestätigt sich durchaus nicht. Im Gegentheil, nichts gewöhnlicher als daß ein Volk seinen eigenen Namen führt, neben welchem nur bei Fremden ein fremder Name nebenher läuft. Wir die Manoas, Ore Manoas, nennt sich ein Indianerstamm am Amazonenstrom. Die Türken nennen sich selbst Osmanlü, die Griechen Hellenen, die Hottentotten Koi-Koin, die Zigeuner Rom, die Eskimos Kerali, die Samojeden Chasowa, die Finnen Suomalaiset; den europäischen Namen Finnen, der mit fenn, d. i. Torfmoor, zusammenhängt, haben sie von den deutschen Nachbarn erhalten. Der einheimische Name der Esthen ist Tallopoëg, Sohn der Erde, oder Maamees, Mann des Landes, während sie von den Russen Fremdlinge (Tschuchni, Tschuchonzi), von den Letten, ihren südlichen Nachbarn, Vertriebene (Iggauni), von den Finnländern Grenzländer (Wirolaiset) genannt werden. Die Lappen halten diesen Namen sogar für schimpflich und nennen sich selbst Same oder Samelad, daher Lappland auch Sameland genannt wird.

Der Rumäne selbst nennt sich Ruminu, in der Schriftsprache Romanu; seine slavischen Nachbarn dagegen gaben ihm den früher mehr gebräuchlichen Namen Blach. Nur bei kleinen und unterdrückten Völkern kommt mitunter der populäre Name in Vergessenheit und an seiner Stelle der fremde in Gebrauch. Bei großen Völkern dagegen zeigt es sich gerade, daß sie ihren Namen selbst machen und ihren Nachbarn gewissermaßen vorschreiben. Wir haben unser Franzose aus französisch François, unser Engländer aus englisch England, unser Italiener aus italienisch Italiano entlehnt, während wir früher Welsche sagten, nicht etwa umgekehrt. Es ist dies gerade so wie mit den geographischen Namen, die wir bei großen und mächtigen Nachbarländern im Ganzen und Großen in der ursprünglichen Form belassen, bei kleinen und abhängigen Staaten nach unserer Willkür ändern.

Am beweisendsten für diese Selbsttaufe der Völker sind eben jene Namen, die sie sich in ihrer Naivetät, ehe sie überhaupt mit anderen in Berührung kamen, und sozusagen auf dem Thurm zu Babel gegeben haben. Sie dürften nach Grimm gar nicht existiren.

Und doch existiren sie. Wenn sich die Samojeden, wie wir oben sahen, Chasowa nennen, so setzen sie sich, als ob sie noch im Paradiese lebten, nur etwa den Fischen oder Renthieren entgegen, denn Chasowa bedeutet Männer. Oder wenn sich die Kaffern Abantu, d. i. Leute, nennen, so wollen sie sich von den Affen unterscheiden. Die Thiere sind auch gewissermaßen Völker und im weiten Reiche der Natur ist „Menschen" selbst ein Völkername; man spricht ja sogar von Rebhühner- und Bienenvölkern. Aber im engern Sinne wendet man das Wort Völker auf Arten und Unterarten des Begriffes der Menschen an, und von einer solchen Eintheilung haben jene primitiven Nationen noch gar keine Idee, während schon die Hottentotten darüber hinausgehen, da sie sich als Koi-koi-n, d. i. als Menschen der Menschen, als Menschen κατ' ἐξοχήν betrachten.

Die Bezeichnung Rom, der altindische Name einer unreinen Kaste, dann soviel wie Mensch, Mann, ist den Zigeunern aller Länder bekannt. Rom heißt Mann, Rommi Frau, Románo ist dazu das Adjektivum. Der Gesammtname der Zigeuner Romanitschave bedeutet buchstäblich Menschenkinder, Menschenvolk.

Ja, unser eigener herrlicher Volksname, der Name der Deutschen, weist augenscheinlich auf eine Stufe hin, wo man andere Menschen und andere Völker noch gar nicht gelten ließ: er entspricht auf das Genaueste dem Namen Abantu, der nichts weiter als Menschen oder Volk schlechthin bedeutet. Wir sind die diet, will sagen das Volk, der Deutsche ist einer, der zum Volke gehört, gleichsam völkisch ist (ahd. diutisc, latinisirt theotiscus, gebildet wie das lateinische popularis). Wie läßt sich denken, daß uns ein anderes Volk diesen nationalen Titel gegeben habe? Und der Gründer der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft stellt als Regel auf, daß sich kein Volk seinen Namen selbst beilege!

II.

Der Thurm zu Babel wurde gleich nach der Sündfluth aufgeführt und die Sprachverwirrung betraf die Geschlechter der drei Söhne Noah's: Sem, Ham und Japhet. Sie waren die Stammväter der semitischen, afrikanischen und indogermanischen Völker, welche sich nach ihnen bis auf den heutigen Tag Semiten, Hamiten und Japhetiten nennen. Das älteste und einfachste Merkmal, durch welches der allgemeine Begriff der Menschen näher bestimmt wird, scheint also die Herkunft von einem angeblichen Stammvater zu sein; und in der That beruhen auf ihm auch viele andere geläufige Völkernamen.

Eben unter den Japhetiten wird 1. Mos. 10, 3 ein gewisser Thogarma erwähnt; dessen Sohn hieß Haik, d. i. Vater oder Herr, und der wird als Stammvater von den Armeniern betrachtet, deren Land nach der Sündfluth zum zweiten Mal die Wiege des Menschengeschlechtes ward. Nach Haik nennen sie sich selbst Haikh und Armenien Hai(k)astan; den Namen Armenier leiten die einheimischen Geschichtsschreiber von Haik's Sohn Armenak oder einem andern Nachkommen desselben Namens, Aram, ab; die Griechen und Römer führten ihn auf den Thessalier Armenios, einen Gefährten des Jason bei der Argonautenfahrt, zurück. Bekanntlich heißt auch der Cheruskerfürst bei den Römern Arminius und bei den Griechen Armenios, und so ist denn die bekannte Burschenschaft der Arminen durchaus den Armeniern zu vergleichen, obgleich der Cherusker und der Argonaut schwerlich etwas mit einander zu thun haben; der Name Arminius ist von Tacitus nach einem unbekannten deutschen Worte gebildet und wird im Neuhochdeutschen fälschlich durch Hermann wiedergegeben: der jetzt sehr gebräuchliche, aber erst seit dem sechsten Jahrhundert sprachlich mögliche Eigenname konnte nur aus Unkenntniß der Geschichte der deutschen Sprachlaute seit Klopstock auf den Cheruskerfürsten übertragen werden.

Aber dergleichen ethnographische Patronymica bilden sich auch in jüngeren Perioden. Ein Hellen hat zu dem Namen der Hellenen, ein Lakedaimon zu dem der Lakedämonier, ein Arkas zu dem der Arkadier, ein Phokos zu dem der Phoker Veranlassung gegeben. Besonders deutlich wird dieser Vorgang an dem Namen der Juden. Dieser fremde Eigenname kam zunächst im lateinischen Gewande (Judaeus) zu uns und bürgerte sich unter Einfluß des alten deutschen Betonungsgesetzes, das den Hochton auf die Stammsilbe legt, als Judeo und Judo im Althochdeutschen ein; von der erstern Form geht das mittelhochdeutsche Jüde aus, das mundartlich noch heute neben Jude dauert. Das lateinische Judaeus geht zunächst auf griechisch *Ἰουδαῖος* zurück, dessen Femininum, *Ἰουδαία*, das jüdische Land bezeichnet; dieses wiederum auf hebräisch Jehûdi; die Juden nennen sich eben selber Jehûdim. Dies nun thun sie seit dem babylonischen Exil, weil die meisten Zurückkehrenden Bürger des ehemaligen Königreiches Juda waren; vorher galt für die ganze Nation mehr die von dem dritten Stammvater Jakob oder Israel entlehnte Benennung Israeliten. Das Königreich Juda endlich wurde von dem Stamm Juda bewohnt, dessen Ahnherr der Sohn des hebräischen Erzvaters Jakob von der Lea, Jehûdâh der Gepriesene, war. Der Name der Juden trifft demnach merkwürdig mit dem der Mohammedaner zusammen: Mohammed bedeutet ebenfalls der Gepriesene. Doch ist der letztere, den übrigens nur wir den Moslemin beizulegen belieben, wie der der Christen nur ein religiöses, nicht ein nationales Unterscheidungszeichen.

Sehr ungeschickt verwenden wir Christ, was eigentlich so viel wie Christus ist, im Neuhochdeutschen für den Bekenner des Christenthums, während alle übrigen Völker Christus und christianus sauber sondern, z. B. die Franzosen Christ und chrétien. Ursprünglich hat es auch nicht so geheißen, sondern der Christen, im Plural regelrecht die Christen, wie der Wagen, die Wagen. Dieser Plural verleitete aber zur irrthümlichen Annahme eines schwachen Nominativs, der Christe, indem man glaubte, es ginge etwa wie Falke, Falken; und dieses Christe ward dann in Christ, wie Falke in Falk abgestumpft. So klingt nun unser „ich bin ein Christ“ dem Buchstaben nach wie „sum Christus“, was wohl mit der Grund gewesen ist für den Messias die lateinische Form beizubehalten; doch steht in Kirchenliedern oft das gekürzte Christ, Jesu Christ, und regelmäßig in der Verbindung: der heilige Christ, das Christkindchen.

III.

Neben unseren leiblichen Eltern haben wir auch eine große, göttliche Mutter, das ist die Mutter Erde; und neben dem persönlichen Stammvater kennen die Nationen auch einen unpersönlichen Erzeuger, in dessen Schoß sie ruhen, das ist der Boden des Vaterlands. Sie sind Vaterlandssöhne, Landeskinder, Autochthonen und Aborigines, und nach dem Vaterlande nennen sie sich, sei es nun, daß sie als ein solches die Erde überhaupt, ein bestimmtes Land oder eine einzelne Stadt betrachten.

Erdensöhne oder wie die Esthen Tallopoëg, nennen sie sich, so lange sie allein auf Erden zu wohnen glauben; dieser Begriff ist synonym mit „Menschen“ und „Menschenvolk“. Sobald sie merken, daß es auch noch andere Länder und andere Menschen giebt, fangen sie an zu specificiren. Wenn z. B. die Finnen ihr Land Suomi, d. i. Sumpfland, und sich danach Suomalaiset, Sumpfvolk, tituliren, so ist das gegenüber den oben angeführten esthnischen Namen schon ein Fortschritt. Der Unterricht auf den Gymnasien dreht sich um die alten Griechen und Römer. Römer? Freilich, aus den Städten Rom, Athen, Sparta erblühte das ganze Volk, indem der Name der Bewohner der Hauptstadt in einem sehr weiten Sinne wohl auch auf die Bewohner des ganzen, von hier aus beherrschten Reiches übertragen ward; gewöhnlich freilich mochte man wohl von einem „imperium Romanum“ und einem „civis Romanus“ reden, aber nie wird ein Sicilianer oder ein Grieche geradezu gesagt haben, er sei ein Römer. Gerade bei den Griechen scheint es allerdings so, denn wirklich nennen sich die Griechen seit den byzantinischen Zeiten allgemein *Ῥωμαῖοι*, daher sie noch jetzt im ganzen Oriente, bei den Arabern wie bei den Türken, Rumi heißen; ja nicht bloß Griechenland selbst wird Rum genannt, sondern auch der Name des

Peloponnes, Morea, durch Metathesis aus Ῥωμαία und Rumelien, worunter man bald das alte Thracien, bald das ganze griechische Festland, bald nur das eigentliche Griechenland jenseits des Isthmos versteht, aus Rom-elien erklärt. Altgriechenland nennen die Türken Junan, was offenbar mit Jonien zusammenhängt. Es ist dies um so auffälliger, als ganz Griechenland bei der Theilung des römischen Reiches als Theil der Diöcese Makedonien bei dem östlichen Reiche blieb, und Griechenland doch niemals auf den Rang einer romanischen Nation und der lateinischen Race Anspruch erhoben hat. Dennoch wird das orientalische rûmi mit den letzteren Bezeichnungen auf eine Stufe zu stellen sein, die ja auch nur durch die Sprache veranlaßt worden sind.

Als Väter der Völker gelten auch große Ströme. Der Name der Bulgaren oder Bolgaren ist augenscheinlich von der Wolga abzuleiten, an deren Ufern dieses ugrische oder finnische Volk ursprünglich wohnte, und von welchen aus es nach Süden und nach Westen vordrang. Der Zusammenhang zwischen „Wolga“ und „Bolgaren“ würde uns viel mehr einleuchten, wenn wir nicht beide Namen in der Schrift geschieden und das russische und neugriechische B, welches beständig den Werth eines W hat, das eine Mal mit B wiedergegeben hätten. Ebenso darf man wohl den Namen „Hindu“ direkt auf den Flußnamen Indus zurückführen; jedenfalls hängt mit dem letztern der Name Indien (pers. Hind) und damit „Inder“ und „Indier“ zusammen. Auf Spanisch heißt es Indiano, und weil die spanischen Eroberer sich bei der Entdeckung der neuen Welt in Indien zu befinden glaubten, so bezeichneten sie auch die Eingeborenen Nordamerikas als Indianer. Dieselben haben bekanntlich mit der indischen Race nichts gemein, sie werden vielmehr zu den Mongolen gerechnet und sollen über die Inseln der Beringstraße von Asien nach Amerika gewandert sein; andere Gelehrte halten sie für eine selbständige, die amerikanische, Race.

IV.

Aber haben denn die Völker selber so wenig Charakteristisches, daß sie ihre Namen beständig von einem vorangegangenen Grunde ihrer Existenz, von Vater und Vaterland entlehnen? Besitzen sie an sich keine hervorstechenden Eigenschaften, durch die sie sich unter einander unterscheiden? Natürlich besitzen sie deren am Leibe und an der Seele, in Gewohnheiten und Trachten, äußerlich und innerlich; und sie sind die Hauptquelle der Völkernamen. Hier werden wir allerdings vielen begegnen, die sich die Völker nicht selber beigelegt, sondern die sie höchstens adoptirt haben; und zwar ist das Kriterium sehr einfach. Je schmeichelhafter und ehrenvoller die hervorgehobenen Eigenschaften sind, um so eher wird man glauben können, daß sich die Völker selbst so nannten; je abnormer und unvortheilhafter sie sind, um so eher wird man die scharfe Zunge von Fremden und Nachbarn zu hören meinen; freilich sind die Ansichten der Völker über das, was abnorm heißt, oft verschieden, und wer weiß, ob nicht ein indianischer „Blackfeet“ die schwarzen Füße für das Normale hält. Die eigenen und die fremden Namen fließen gewöhnlich in einander. Fangen wir jetzt mit den zunächst hervorstechenden Eigenschaften, den Merkmalen des Körpers, an, so finden wir, daß die Völkernamen hergenommen sind von

a. der Hautfarbe.

Ein Hauptunterscheidungsmerkmal ist von jeher die Hautfarbe gewesen, nach welcher wir Weiße und Farbige, Rothhäute und Schwarze einander gegenüberstellen. Dieses „Schwarze“ finden wir in unzähligen Sprachen wieder. Maurus hieß bei den Römern der schwarzbraune Ureinwohner Nordafrikas; das Wort ist jedenfalls mit gr. ἀμαυρός, dunkel, ngr. μαῦρος, schwarz, identisch, ging dann im Italienischen in moros über und daraus entstand unser Mohr und das sp. moreno; erst später, im 18. Jahrhundert, nahmen wir das Wort Neger auf, welches augenscheinlich auf fr. négre, sp. it. negro, und somit auf lat. niger, schwarz, zurückzuführen ist. Aber die Araber selbst haben wieder ihr Neger- und Mohrenland, das beled es-sudân, von uns gewöhnlich einfach Sudân genannt, aber nichts weiter als das Land der Schwarzen (ar. soda, dunkelschwarz). Nach diesen schwarzen Einwohnern nennen wir ganz Afrika den schwarzen oder dunkeln Erdtheil. Was die Rothhäute betrifft, so tritt die rothbraune Färbung nur bei einigen Indianerstämmen besonders stark hervor, nach denen man dann die Indianer insgesammt benannt hat.

In Spanien sagt man „ser de la sangre azul“, wenn man von hochadeligen Personen spricht. Es ist dies eine Aristokratie der Haut, wie in den amerikanischen Colonien. Diejenigen Familien nämlich, welche sich von der Vermischung mit dem Blute der dunklen Mauren rein erhielten, bewahrten auch die Bläue ihrer Adern. Dies ist die gewöhnliche Erklärung; dennoch glaube ich, daß es, gleich anderen bekannten Redensarten, ironisch gemeint ist, nämlich als ob die Adeligen etwas anderes hätten als die gewöhnlichen Menschen, während sie es doch nicht haben. Nach Littré ist sangre azul vielmehr in Südamerika der Name für Mischlinge, die aus der Kreuzung zwischen Negern und Europäern hervorgegangen sind, daher er Lamartine tadelt, wenn er sang bleu metaphorisch als phlegmatisches Temperament auffaßt und „le sang rouge du franc au sang bleu du Germain“ vergleicht; das kann aber schwerlich richtig sein. Kei-chous, ein Stamm der Hottentotten, der sich den königlichen nennt, bedeutet das „rothe Volk“. Ja, wahrscheinlich gehört sogar der Name der Briten [1]) hierher. Es wird zwar auch von einem wallisischen Stammhelden Bryt oder Brydein, wahrscheinlicher indessen von wallis. brith = bunt abgeleitet, weil die keltischen Ureinwohner ihre nackten Körper zu bemalen oder zu tätowiren pflegten, weswegen die Bewohner von Schottland bei den Römern Picti, d. h. Bemalte, hießen [2]).

b. dem Haupt- und Barthaar.

Während „langhaarig“ (comatus) und „hauptumlockt“ (καρηκομόωντες) nur stehende und gleichsam schmückende Beiwörter der transalpinen Gallier und der Achäer im Gegensatz zu den nur am Hinterkopfe behaarten Abanten oder zu den kurz geschorenen Schotten, den später sogenannten Round-heads oder Rundköpfen, geblieben sind, so haben sie sich dagegen bei den Friesen und den Papua zu eigenen ethnographischen Begriffen emporgeschwungen. Die letzteren, auch Negritos oder Australneger genannt, welche büschelförmig wachsende, schwarze, dichte und krause Haare haben und auf die Gestaltung derselben vorzügliche Pflege verwenden, heißen mit einem malayischen Wort papuwah,

[1]) Welcher zugleich mit dem der Bretons, der Einwohner der französischen Bretagne, identisch ist. Hier, in dem „Meerland“ (Armorica vom kelt. ar moor, am Meer) der Alten, wanderten nach 500 viele der von den Angelsachsen verdrängten Briten ein, und so entstand der Name Britannia cismarina oder minor im Gegensatz zu dem überseeischen Inselland, dem Großbritannien (engl. Great-Britain, fr. Grande Bretagne). Der Name „bretanische Inseln“ findet sich überhaupt zuerst bei Aristoteles.

[2]) Nach anderen hat der Name Picten (auch Peghten) mit lat. pingere nichts gemein, ist vielmehr, wie der der Pictones oder Pictavi, der altgallischen Bewohner des heutigen, nach ihnen benannten Poitou, ein ursprünglich keltischer.

kraushaarig; die ersteren wenigstens nicht unwahrscheinlich gleichfalls gelockt und kraus, mit jenem deutschen Worte, welches dem französischen friser und friseur, kräuseln, Kräusler, und etwa auch unserm Friesel, gleichsam einer Kräuselung der Haut, zu Grunde liegt. Ebenso hat man für die Kleinrussen den Spitznamen Kacholl (Zopf) erfunden. Ein Pendant zu ihnen bilden die Langbärtigen, wie sich gewisse Völker bald nur in ihrer Bartperiode, bald überhaupt benennen.

Griechen und Römer nannten ihre Vorfahren die Bärtigen, Barbati oder Intonsi, weil diese den Bart lang wachsen ließen, während zur Zeit des August das Rasiren des Bartes allgemeine Sitte geworden war; nein, auch der Name Langobarden oder Barden wird von der eigenen Volkssage mit einer schönen und uralten, in der Vorrede zu König Rothari's Gesetzen (im Juli 668) zuerst aufgezeichneten Dichtung auf ihre langen Bärte bezogen. Die Arimaspen, ein skythisches Volk, sind nach Herodot „Einäugige“. Der Name beruht auf der Gewohnheit mit einem Auge zu zielen, wenn man den Bogen spannt.

c. einzelnen Abnormitäten.

Unter den Indianern begegnen wir, wie es scheint, recht vielen. Da giebt es die Hundsrippenindianer, die Krähenindianer, die Zungenindianer (Lenguas), welche die Unterlippe durchbohren, und die zum Stamme der Algonkin gehörenden Schwarzfüße oder Blackfeet; mit den letzteren können sich die Patagonier oder Plattfüße vergleichen. Patagon oder paton heißt im Spanischen ein breiter, plumper Fuß (von pata = fr. patte, Tatze, Pfote) und diesen Namen gab Magelhaens den Bewohnern des Südhorns Amerikas, vielleicht nicht gerade speciell der ungeschickten Füße wegen; sp. patan heißt Bauernlümmel überhaupt, und der Körper der Patagonier ist allerdings plump, der Kopf sehr groß, Hände und Füße aber sind klein.

Die Italiener zeichnen sich den nördlichen Völkern gegenüber im Allgemeinen durch edlere Nasen aus. Kein Wunder, wenn die Deutschen in Rom ihrer stumpfen und breitgedrückten Nasen wegen frógio, gleichsam Schnauzen, heißen, und wenn Alfieri die Franzosen nur als Halbnasen (seminasi) gelten lassen wollte.

Bekanntlich heißen die englischen Quäker, die sich selber „friends“ nennen, „Zitterer“ (to quake = zittern) und dies wird bald darauf zurückgeführt, daß ihr Stifter am Schluß einer Rede vor dem Richter sprach: „Zittert vor dem Worte des Herrn!“, bald darauf, daß ihre vom Geist ergriffenen Prediger wirklich zittern, indem sie in Konvulsionen gerathen und in Ekstase sind. Aehnlich die Sekte der Jumpers oder Springer (so heißen in England auch die Einbrecher) und die der Lollharden, eigentlich Lollarden, d. i der Leisesinger (niederd. lollen), einer religiösen Genossenschaft zum Begräbniß der Todten.

Aberglaube im Sudân.

Von **Karl Berghoff** in Faschoda.

Schon in Aegypten ist der Glaube an Zauberer und Bezauberung sehr verbreitet; je weiter man aber nach Süden vordringt und je dunkler die Hautfarbe der Uferbewohner des heiligen Nils wird, in demselben Maße auch nimmt ihr Aberglaube eine schwärzere, mehr afrikanische Färbung an. Der nordische Gespensterspuk verschwindet zwar fast ganz in dem realistisch gesinnten Süden; während aber die Macht des Zauberers im Deltagebiete nicht über den bösen Blick (el-'aïn, d. h. das Auge), Liebeszauber und dergleichen hinausreicht, begnügt sich der des Sudan nicht mehr mit so bescheidenem Erfolge, nein, zum wüsten Schrecken aller mit überreicher Phantasie begabten Nubier und Neger verwandelt er sich nächtlicherweile in ein Raubthier, in welcher Gestalt er sein unschuldiges Opfer mit Haut und Haaren vertilgt.

Marafil wird im arabisch sprechenden Sudan die dort am häufigsten vorkommende gefleckte Hyäne genannt; die nächtliche Lebensweise, das Aussehen, die grausige Stimme dieses Thieres, die aus einem tiefen Geheul in, an das Lachen eines Wahnsinnigen erinnernde Töne umschlägt, sind wohl die Ursachen, daß es im afrikanischen Aberglauben eine so bedeutende Rolle spielt. Die Hyäne ist kein Thier, sie ist ein durch finstere Zauberkünste in Thiergestalt verwandelter Bösewicht, behauptet der Volksglaube in Sennar und im ganzen östlichen Sudan. Niemals ist der Marafil im Sonnenscheine — vor dem kein Zaubermittel Macht behält — gesehen worden; aber kaum ist dieses Gotteslicht im Westen untergegangen, so schallt auch von allen Seiten der heisere Zuruf der sich zu nächtlichen Orgien versammelnden Ungethüme. Hexen d. h. Weiber, die ihren Lebenszweck verfehlt und im Alter rothe Augen und eine heisere Stimme bekommen haben, sind es vornehmlich, die vermittels Hyänenzähnen, geheimnißvollen Wurzeln und Zauberformeln die Gestalt dieser ekeln Bestie annehmen; als Zweck der Verwandlung wird eine unheimliche Begierde nach Menschenfleisch und Stillung der Rachsucht bezeichnet. Kann man sich eine schauerlichere Rache denken als die, die den todten Feind noch aus dem Grabe herausscharrt und auffrißt?

Wird eine solche Hyäne getödtet, so stirbt sie als Thier; ist sie nur verwundet und gelingt es ihr den Platz zu erreichen, wo sich die Verwandlung vom Menschen in das Thier vollzog — einen Ameisenhaufen —, so nimmt sie wieder Menschengestalt an; die Wunde jedoch bleibt und man hat so nach Verfolgung der Blutspur oft den Zauberer erkannt. Im Allgemeinen scheuen sich die abergläubischen Menschen auf eine Hyäne zu schießen, aus Furcht einen Mord zu begehen.

In der Gegend von Sennar scheint das Zauber- und Hexenwesen überhaupt sehr ausgebreitet und vervollkommnet zu sein; denn einem Theil dieser ehrenwerthen Genossenschaft ist es sogar gelungen, die Gewässer des blauen Nils zum Schauplatz seiner Unthaten zu machen, von wo aus sie in Krokodile verwandelt die Menschen angreifen und verschlingen. Sie haben ein Oberhaupt, „Bunni“ genannt, das sich aber nur ein Mal alljährlich auf einer Sandinsel gegenüber Sennar zeigt; es ist ein altes Krokodilsmännchen von mehr als 5 Meter Leibeslänge. Diese Krokodilszauberer unterscheiden sich äußerlich nicht von den Amphibien, deren Gestalt sie angenommen haben; man glaubt aber, daß diejenigen, welche bei Sonnenaufgang sich aus dem Wasser erheben und den Kopf dem aufgehenden Tagesgestirn zukehren, verwandelte Menschen seien. Andere wieder tödten auf langsamerem

Wege; sie fressen nämlich auf mystische unerklärliche Weise ihren Opfern die Eingeweide aus, daß dieselben nach und nach einem sichern Tode entgegen siechen [1]).

In Qallabat an der Grenze von Habesch sollen einzelne von den dort angesiedelten Takarir, die aus ihrer Heimath Darfur Kenntniß geheimer Wissenschaft mitgebracht, in der Zauberei bereits so weit gekommen sein, sich außer in Hyänen auch in Löwen verwandeln zu können.

Sehr bezeichnend dafür, wie tief der Aberglaube in allen Schichten der sudanesischen Bevölkerung wurzelt, ist die Thatsache, daß auf der Hokimdârieh (Statthalterei) zu Chartum, zur Zeit des Gouverneurs Musa Pascha im Jahre 1863, eine Burma (runder Thonkrug), gefüllt mit geheimnißvollen Wurzeln, vorhanden war, vor den die der Zauberei bezichtigten Personen geführt wurden. Waren sie unschuldig, so konnten sie sich festen Schrittes dem Thonkruge nähern; standen sie jedoch wirklich mit der bösen Macht in Beziehungen, dann zitterten sie beim Anblicke des Gefäßes, konnten keinen Schritt vorwärts thun und bekannten freiwillig ihre Schandthaten, ohne daß man sie auszufragen brauchte.

Wenden wir uns nach dem benachbarten christlichen Abessinien (Amhara), so erfahren wir, daß dort ähnlicher wüster Spuk sein Wesen treibt. Es ist der „Budda“, der sein Opfer am hellen Tage, auf der Straße oder dem Markte unter irgend einem Vorwande anredet und dadurch bezaubert, daß es bald in Fieber verfällt und, in nächtlichem Delirium von unwiderstehlicher Gewalt angezogen, den Zauberer aufsucht, der sich seiner Person bemächtigt und sie in seinem Hause oder an einem entlegenen Orte abschlachtet, um seine kannibalische Gier nach Menschenfleisch zu befriedigen. Heilkräftige Wurzeln und Baumblätter aber, die rechtzeitig in die Nasenlöcher des Kranken gestopft werden, und gewisse Kapitel des Evangeliums an seinem Lager gelesen, brechen den Zauber. Im Jahre 1879 wurden dort auf Befehl des Königs Johannes mehrere angeblich überwiesene Zauberer ihres Besitzthums beraubt und, um sie fernerhin unschädlich zu machen, mit glühenden Eisen auf der Stirn gezeichnet.

Ueberall, beim Aegypter, Nubier, Abessinier, bei den Negervölkern des weißen Nil, im fernen Bornu und Haussa, steht felsenfest und unerschütterlich der Glaube an den bösen Blick. Er vermag z. B. Kühe und Pferde krank zu machen, Gewehre zu verhexen, daß sie stets fehlschießen, er ist die Ursache der Fehlgeburten u. s. w. Nach der Volksmeinung ist es hauptsächlich der Neider, dessen Auge solche verhängnißvolle Eigenschaften hat. Wer ein hübsches Kind, ein gutes Pferd oder Kameel besitzt, sucht es sowenig wie möglich den Blicken der Menschen auszusetzen und behängt es außerdem mit allen möglichen Amuleten; als solche gelten z. B. eine kleine glänzende Silberplatte oder ein durchlöcherter Mariatheresienthaler, Eckzähne des Wildschweines, Stückchen holziger Wurzeln, doch als am wirkungsvollsten Lederbeutelchen von mannigfaltiger Form, die mit heiligen Sprüchen beschriebene Papiere enthalten. Um die reifende Durrahsaat vor dem verderbenden Einflusse des bösen Auges zu bewahren, errichtet der Landmann in Taka auf seinem Felde eine Stange, die den gebleichten Schädel eines Ochsen trägt.

Das Wahrsagen und Zeichendeuten ist überall in Afrika heimisch; die im östlichen Sudân am meisten verbreitete Manier ist das sogenannte Sandschlagen (dharb-er-ramle), die Kunst aus gewissen unwillkürlich mit den Fingerspitzen in lockern Sand geschlagenen Eindrücken und Zeichen die Geheimnisse der Zukunft herauslesen und ferne Ereignisse sehen zu können. Als im Rufe der größten Geschicklichkeit und Sicherheit darin stehend werden die Baqqara-Araber und besonders die schwarzen Fur genannt. In Kordofan und Darfur tritt niemand eine Reise an oder unternimmt irgend etwas Wichtiges, ohne vorher über den günstigen oder ungünstigen Ausgang den Sandschläger zu Rathe zu ziehen.

Ueber das Sandschlagen erzählte mir ein befreundeter Araber, der lange Zeit in Darfur reiste, ein hübsches Geschichtchen: Der türkische Gouverneur einer Provinz hörte einmal von einem alten Manne, dem nachgerühmt wurde, in diesem Fache Erstaunliches zu leisten, und sandte nach ihm, um ihn vor sich kommen zu lassen. Er wollte ihn auf eine Probe stellen.

Als die Boten sich entfernt hatten, ließ er zwei Hasen unter eine Tabaqa (ein kegelförmiger geräumiger Deckel aus buntem Grasgeflecht, der zum Zudecken der Speisen gebraucht wird) neben sich setzen.

Die ausgeschickten Leute trafen den Alten nicht zu Hause; sein Neffe aber, der noch ein Knabe, trotzdem schon einen Ruf in der Wahrsagekunst hatte, erbot sich an dessen Stelle zum Gouverneur zu gehen, und wurde vor denselben gebracht. Der Gouverneur musterte ihn mit ungläubigen Blicken und sagte: „Mein Sohn, wenn Du wahrsagen kannst, offenbare mir, was sich dort unter jener Tabaqa befindet!“ Der junge Mann schüttelte den Sand, den er im Zipfel seines Gewandes mitgebracht hatte, zu Boden, kauerte nieder, machte seine Operationen und antwortete nach einigen Minuten: „Dort drunter ist Wolle gleich der Wolle neugeborener Kameele, Ohren gleich den Ohren der Esel; wenn mein Onkel hier wäre, würde er sagen, es seien Hasen darunter.“ Der Gouverneur erstaunte über diese Worte und beschenkte den Knaben reichlich.

[1]) So wurde z. B. noch im Jahre 1878 in Fazogl ein altes Weib, das beschuldigt war, einem Soldaten auf diese Weise den Tod verursacht zu haben, öffentlich hingerichtet; der arabische Militärarzt, dem ich diese Mittheilung verdanke, hatte die Obduktion der Leiche des Soldaten vorgenommen, und behauptet, die Eingeweide zerfressen und zerrissen gefunden zu haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In einer Zuschrift an die „Nature“ theilt Herr Sophus Tromholt in Bergen (Norwegen) mit, daß er im Herbst bei der norwegischen Regierung die Gründung eines Instituts zur Beobachtung und Erforschung des Nordlichts und der anderen Phänomene des Erdmagnetismus in Drontheim beantragen wird, da kein Land Europas, vielleicht der Welt, zu derartigen Beobachtungen so geeignet sei wie Norwegen, welches bei einer Ausdehnung von circa 2000 Kilometer näher am Norden und somit am Herde der magnetischen Störungen liege als irgend ein anderes Land.

Seit 1878 habe er bereits aus eigener Initiative und mit Privatmitteln eine Korrespondenz ins Leben gerufen und dadurch schon im April 1829 ein Material von 839 Beobachtungen, die von 154 Nordlichtern an 132, hauptsächlich norwegischen Stationen angestellt worden waren, zur Verfügung gehabt. Jetzt sei nicht nur Schweden und Dänemark, sondern auch Finland, Grönland, Island und England in das Beobachtungsnetz gezogen, und die Resultate seien: 1879/80 1600 Beobachtungen von 249 Nordlichtern an 357 Stationen, 1880/81 5200 Beobachtungen von 300 Nordlichtern an 675 Stationen und 1881/82 im selben Verhältniß gestiegen. Ein ebenso großes Material haben die Supplementarbeobachtungen (an circa 50 telegraphischen Stationen) aller Störungen der Drähte, mit genauer Notirung der Zeit, der Stärke, der Richtung 2c. ergeben, aus denen hervorgeht, daß fast kein Tag in Norwegen ohne irgend eine Störung vergangen ist. Den nächsten Winter will Tromholt in Kautokeino in Finmarken zubringen, um dort, im Verein mit der 100 Kilometer weiter nach Norden zu gelegenen norwegischen Polarstation Bosekop, besonders Beobachtungen in Betreff der Parallaxe des Nordlichts anzustellen. Aber es ist klar, daß eine derartige Organisation die Kräfte eines einzelnen Mannes übersteigt, und daß die für so wichtige Untersuchungen unerläßliche Genauigkeit und Vollständigkeit nur durch ein Staatsinstitut zu erreichen ist; es ist daher sehr zu hoffen, daß die dahin gehenden Bestrebungen des Herrn Tromholt Erfolg haben möchten.

— Herr Charles Rabot ist vom französischen Unterrichtsministerium mit einer wissenschaftlichen Mission nach dem nördlichen Norwegen betraut worden, die hauptsächlich die Erforschung des Svartisen zum Ziel hat, jenes größten der nordischen Gletscher, welcher sich in einer Länge von circa 60 Kilometer hart an der Küste von Norwegen vom Polarkreise bis zu 67° n. Br. hinzieht und fast noch ganz unbekannt ist.

Asien.

— Ein im Mansion-House stattgefundenes Meeting, welchem der Lord Mayor präsidirte und verschiedene der bedeutendsten Gelehrten Englands beiwohnten, hat einstimmig beschlossen, ein unter dem Patronat des Herzogs von Albany stehendes Komite zur Beförderung von Ausgrabungen im Diana-Tempel zu Ephesus durch private Mittel zu unterstützen. Schon 1869 hatte Mr. J. T. Wood nach sechsjährigem Suchen in einer Tiefe von 20 Fuß Trümmer des Tempels gefunden und war so glücklich, unter der Aegide der Trustees des British Museum und mit einer Staatsunterstützung von 12 000 Pf. St. seine Arbeiten bis 1874 fortsetzen zu können. Von jenem Jahre an aber wurde er, der kaum an der Schwelle seiner Entdeckungen stand, zur Unthätigkeit verdammt, da die Regierung ihm die bis dahin gewährten Fonds entzog und sie zu den wichtigen Ausgrabungen in Babylon und Ninive verwandte. Möchte nun dem rüstigen Forscher beschieden sein, das große Werk durch Privatmittel zu vollenden. (The Mail.)

Australien.

— Es hat sich in Neu-Süd-Wales eine Kompagnie mit einem Kapital von vier Millionen Mark gebildet, welche den Darling-Fluß von Wilcannia ab bis Wentworth permanent schiffbar machen will, was jetzt nur in der Regensaison der Fall ist. Wilcannia ist ein blühendes Städtchen mit 1000 Seelen am rechten Ufer des Darling in 31° 30' südl. Br. und 143° 30' östl. L. Gr. Wentworth, in 34° 8' südl. Br. und 142° östl. L. Gr. und mit 700 Seelen, liegt an der Mündung des Darling in den Murray und sollen hier die interkolonialen Eisenbahnen, deren Bau Victoria und Süd-Australien projektiren, zusammentreffen.

— Die Ende vorigen Jahres im Northern Territory entdeckten reichen Zinnlager am Mount Wells und Bamboo oder Snadden's Creek, in ungefähr 13° 30' südl. Br. und 131° 45' östl. L. Gr., sollen jetzt in Arbeit genommen werden. Die Pächter eines beträchtlichen Areals haben für diesen Zweck achtzig Chinesen engagirt. Das rohe Erz soll nach Port Darwin und von da nach Sydney, vielleicht auch nach England geschafft werden. Um dem öftern Wassermangel am Mount Wells abzuhelfen, will man von dort aus eine leichte Eisenbahn nach dem 2½ km entfernten Mc-Kinlay-Flusse bauen, damit die Arbeiten zu keiner Zeit eingestellt zu werden brauchen.

Polargebiete.

— Am 18. Juli hat die „Dijmphna", ein eisfestes Schiff von 150 Tons und, bei vollem Dampf, 6 Knoten, unter Lieutenant Hovgaard Kopenhagen verlassen, um eine neue Expedition nach Franz-Josef-Land zu bringen. Dieselbe besteht, außer dem Kommandeur, aus den Lieutenants Olsen und Barde von der dänischen und de Renfis von der italienischen Marine, Dr. Barch als Arzt und Botaniker, Dr. Holm als Zoologen, dem Ingenieur Litonius und einer Mannschaft von 15 Mann, worunter ein Theilnehmer der „Vega"-Expedition. Lieutenant Hovgaard will zuerst nach Kap Tscheljuskin fahren und von dort nächsten Frühling in Schlitten nordwärts nach Franz-Josef-Land vordringen. Seine Absicht ist, zu untersuchen, ob Franz-Josef-Land wirklich bis in die Nähe von Kap Tscheljuskin reicht, ob der Strom und das Eis derart sind, daß sie dort eine Basis für fernere Untersuchungen ohne allzugroße Gefahr zulassen, und ob die Ostküste von Franz-Josef-Land sich an jener Seite nach Norden zu erstreckt. Die Expedition soll in der Nähe von Kap Tscheljuskin oder, wenn man bis dahin gelangt, an der Südküste von Franz-Josef-Land überwintern. Glückt alles, so hofft man in 16 Monaten wieder in der Heimath zu sein.

— Am 6. Juli hat die niederländische Expedition, welche bestimmt ist, eine der Polarbeobachtungsstationen, und zwar die bei Dickson's Hafen an der Jeniseimündung, zu besetzen, Amsterdam, zunächst zur Fahrt nach Drontheim und Hammerfest, verlassen. Das Schiff der Expedition ist der schwedische Dampfer „Varna" von 250 Reg.-Tons, Capitän Knudson. Chef der Expedition ist der von den Barentsreisen her bekannte Dr. Snellen vom meteorologischen Institut in Utrecht; ihm zur Seite steht Herr Larnie, Lieutenant in der niederländischen Kriegsmarine; ferner nehmen Theil Dr. Kremer als Arzt, Ruys als Naturforscher und Ekama als Physiker; im Uebrigen besteht das Personal aus drei Leuten von der Kriegsmarine, einem Zimmermann (aus Norwegen) und einem Maschinisten. Eine Dampfbarkasse zu Exkursionen auf dem Fluß und in dessen Mündungsgebiet wird mitgenommen. Das sehr bequem eingerichtete Ueberwinterungshaus sowie kleinere Gebäude für die Observationen sind in Norwegen hergestellt worden. Von Hammerfest aus macht, der „Weser-Zeitung" zufolge, die „Varna" die Fahrt gemeinschaftlich mit dem in diesem Monat von Bremen nach dem Jenisei gehenden Dampfer „Louise" des Baron v. Knoop. Die „Varna" ist auf zwei Jahre verproviantirt. Die Fahrt nach dem Jenisei macht ein niederländischer Kaufmann, Herr Rust, mit, der sich über die sibirischen Handelsverhältnisse orientiren will.

— Die neuesten Details über die Auffindung der Reste der unglücklichen „Jeannette"-Expedition giebt eine Depesche des „New-York-Herald"-Korrespondenten W. H. Gilder, der im „Rodgers" mitgefahren und nach dessen Brande durch Nordostsibirien gedrungen war (s. „Globus" Bd. XLI, S. 320, 352, 384). Sie lautet:

„Lena-Delta, 12. (24). April 1882.

„Melville fand de Long's und seiner Genossen Körper am 23. März; sie lagen an zwei Stellen, 500 und 1000 Yards vom Wrack des Lichterschiffes. Zuerst ausgegangen vom Provisionsdepot, um Ninderman's Route von Usterday nach Matvey zu verfolgen, nachher zurück von Matvey nach

Ufterdan, nach dem Wrack suchend. Das Wrack gefunden und, dem Ufer folgend, eine gezogene Büchse gefunden, die an vier von Schnee überwehten Pfählen hing; Eingeborene wurden zum Graben auf jeder Seite der Pfähle angestellt, die bald auf zwei Körper unter 8 Fuß Schnee kamen. Während die Eingeborenen nach Osten zu gruben, ging Melville am Ufer entlang 20 Fuß über dem Fluß, um einen Ort zu finden, von wo er die Gegend aufnehmen könnte. Dabei sah er einen Feldkessel und Feuerreste ungefähr 1000 Yards vom Zeltlager und, sich nähernd, strauchelte er beinahe über de Long's Hand, die aus dem Schnee heraussah, 30 Fuß vom Ufer. Hier, unter beinahe fußhohem Schnee, fand er de Long's und Ambler's Leichen 3 Fuß auseinander und Ah Lorn zu ihren Füßen liegend, alle besonders bedeckt mit Zeltresten und Stücken wollener Decke; alle anderen, außer Alexy, wurden am Lagerplatz gefunden. Lee und Knack dicht bei in einer Uferspalte gegen Westen. Zwei Kisten mit Medicinkasten und einer Flagge am Stock wurden bei dem Zelt gefunden. Keiner der Todten hatte Stiefel, die Füße waren mit Lumpen bedeckt. In aller Taschen waren Reste von verbranntem Lederzeug, das sie gegessen hatten; alle Hände waren mehr oder weniger verbrannt und sahen aus, als ob sie sterbend ins Feuer gekrochen wären. Boyd lag über dem Feuer, seine Kleidung war bis auf die Haut durchgebrannt, diese aber nicht. Collins' Gesicht war mit Zeug bedeckt. Alle Leichen wurden auf die Spitze eines 300 Fuß hohen Hügels getragen, circa 40 Werst südwestlich vom Auffindungsort, und beerdigt in einem Mausoleum aus Wrackholz, in Form einer Pyramide, 22 Fuß lang, 7 Fuß hoch, überragt von einem 22 Fuß hohen, einen Quadratfuß starken Kreuz aus Treibholz, welches in einer Entfernung von 20 Werst sichtbar ist. Das Mausoleum wurde mit Steinen bedeckt und soll im Frühjahr mit Rasen belegt werden; auf das Kreuz wurden von der Auffindungsexpedition die Namen der Todten eingegraben. Nach Vollendung des Grabes trennte sich die Mannschaft, um das Delta nach Chipp's und seiner Genossen Spuren zu durchforschen: Melville ging nach N.-W. und W. bis zum Olenek, Ninderman nahm die Mitte und Bartlett zog nach N.-O. Ninderman und Bartlett haben nichs gefunden, Melville noch nicht zurück; die Suche soll bis zu Borchoya-Kap und -Bai fortgesetzt werden. Man hofft, zeitig genug fertig zu werden, um Jakutsk und Verchojansk vor Ausbruch der Flüsse zu erreichen; wo nicht, so muß man am Fuße der Hügel und Berge mit den Eingeborenen zurückkehren bis das Wasser fällt, da das ganze Delta im Frühling vier Fuß tief unter Wasser steht, obgleich jetzt das Ufer stellenweis 20 Fuß hoch über dem Flußspiegel ist; sonst würde man die Todten da begraben haben, wo man sie fand. Briefe mit Karte und Zeichnungen mit der Post."

— Der 1. August war der Termin für den Beginn der internationalen magnetischen und meteorologischen Circumpolarbeobachtungen, die während einer Dauer von 13 Monaten von circa 150 Gelehrten fast aller europäischen Nationen auf 16 Stationen — 14 arktischen und 2 antarktischen — angestellt werden sollen. Nach Beendigung der Kampagne sollen sich sämmtliche Theilnehmer in London versammeln um dort, nach mannigfachen Leiden und ernsten Gefahren, die Resultate ihrer Wahrnehmungen zu erörtern. Folgende Uebersicht wird die Vertheilung der Stationen veranschaulichen:

Station	Breite	Länge v. Gr.	Besetzt von
1. Jan Mayen	70° 58′ N.	8° 35′ W.	Oesterreich
2. Spitzbergen, Mossel-Bai	79° 53′ „	16° O.	Schweden
3. Lappland, Bossekop bei Alten	69° 56′ „	23° „	Norwegen
4. Lappland, Sodankyla	67° 21′ „	26° 36′ „	Finland
5. Nowaja Semlja, Karmakuli-Bai	72° 30′ „	53° „	Rußland
6. Dicksonhafen	73° 30′ „	82° „	Holland
7. Lena-Mündung	73° „	124° 40′ „	Rußland
8. Point Barrow, Ooglaamie	71° 18′ „	156° 24′ W.	Ver. Staaten
9. Gr. Sklaven-See, Fort Rae	62° 30′ „	115° 40′ „	England-Canada
10. Cumberland-Sund	66° 30′ „	66° „	Deutschland
11. Lady-Franklin-Bai, Fort Conger	81° 20′ „	64° 58′ „	Ver. Staaten
12. Grönland, Godhavn	64° 10′ „	51° 45′ „	Dänemark
13. Cap Horn, Hermite-Insel	55° 45′ S.	67° 30′ „	Frankreich
14. Süd-Georgien	54° „	37° „	Deutschland

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. №11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Als unsere Reisegesellschaft am Abend des 14. Februar in einer verfallenen Cisterne ihr Lager aufgeschlagen hatte, sah sie plötzlich sechs mit Lanzen bewaffnete Männer auf Dromedaren von Norden her gerade auf sich zureiten. Während man noch überlegte, ob man es mit ehrlichen Leuten oder mit Räubern zu thun habe, waren sie herangekommen, sattelten ihre Thiere ab und rüsteten alles zum Biwak her. Dann näherten sie sich den Zelten der Engländer und wurden von Mohammed Ibn Arûk zum Niedersitzen und Kaffeetrinken aufgefordert. Später erklärten sie auf Befragen, sie wären vom Stamme der Ketherin und von ihrem Scheich nach Haïl gesandt, um einen daselbst zum Besuche sich aufhaltenden Verwandten desselben aufzufinden und in die Zelte des Scheichs einzuladen; vielleicht könnten Mohammed und die Diener ihnen Auskunft geben; der Gesuchte heiße Mohammed Ibn Arûk. Und wie heiße ihr Scheich? Muttlak Ibn Arûk! Ein wahrer Theatercoup! Mohammed's Verwandtschaft, die Nachkommen jenes dritten der drei Brüder, welche im 18. Jahrhundert zusammen Nedschd verlassen und sich in Dschôf von einander getrennt hatten, waren durch einen glücklichen Zufall gefunden worden! Alle Gedanken an Basra, Meschhed Ali und die Hadschkarawane traten nun in den Hintergrund vor dem Plane, die neuen Verwandten aufzusuchen. Einer der Ketherin brach sofort nach dem etwa eine Tagereise entfernten Lager Muttlak's auf, um die erwünschte Nachricht von der Auffindung Mohammed's zu überbringen, und die ganze übrige Gesellschaft beschloß, ihm am nächsten Morgen auf dem Fuße zu folgen. Doch brach am folgenden Tag ein so heftiges Gewitter los, daß man nur einen kurzen Marsch machen konnte und schon um $^{1}/_{2}$11 Uhr Vormittags bei den großen, Wasser haltenden Cisternen des Wadi Roseh lagerte. Dieses Thal führt seinen Namen nach einer Pflanze, welche in Menge dort wächst und als Futter für Kameele und Pferde in hohem Ansehen steht. Zwei jener künstlichen Teiche befanden sich ganz in der Nähe des Lagers, der eine von runder, der andere von viereckiger Gestalt, beide mit prachtvoll klarem und gutem Wasser gefüllt; der größere maß 64 zu 37 Ellen und war etwa 12 Fuß tief. Die steinernen Umfassungsmauern waren ursprünglich innen hohl und dann mit Mörtel ausgefüllt, der so hart wie Granit geworden war und an der Oberfläche eine feine Politur zeigte. Unweit davon lag ein verfallener Chan und ein gewaltiger, tiefer Brunnen, dessen Mündung zehn Fuß weit war, alles Werke der Zobeydeh, der Gemahlin Harun er-Raschid's, welche auf der Heimreise von Mekka beinahe dem Wassermangel erlegen wäre.

Am 16. Februar zog man noch etwa 10 bis 12 engl. Miles den Wadi Roseh abwärts, in welchem wirklich nach dem letzten Gewitter Wasser geflossen war und noch hier und da Wassertümpel sich fanden, darunter auch ein großer Sumpf voll Enten, Störche und Schnepfen, das erste oberirdische Wasser, welches die Reisenden seit fast zwei

Monaten, seit dem Wadi er-Radschel, zu Gesicht bekamen. Auch prächtiges, mehrere Zoll hohes Gras wuchs dort, an dem sich die hungerigen Pferde gütlich thun konnten. Plötzlich zeigten sich auf einem Hügel zur Rechten etwa 30 Delulreiter, deren Erscheinen für Jeden das Signal zur sofortigen Bewaffnung war. Aber einer sonderte sich von dem Trupp ab, ritt heran und grüßte mit laut erhobener Stimme; es war Hazzam, jener eine Ketherin, welcher gestern als Bote voran geritten war. Wenige Minuten später war Scheich Muttlak selbst zur Stelle, und nun begann das Küssen und Umarmen zwischen den Verwandten, von welchem Mr. Blunt auch sein Theil abbekam. Muttlak war ein prächtiger alter Mann, sehr ruhig und bescheiden, und dabei von großer Würde, mit einem Gesichte, in welchem große Gutmüthigkeit und dabei Vornehmheit zum Ausdrucke kam; er gefiel den Engländern sofort weit mehr, als Mohammed's Verwandte in Dschôf, hatte auch sein Beduinenthum völlig bewahrt vor jeder Mischung mit Fellahin. Den Fremden brachte er drei Schafe zum Geschenk, erwies sich überhaupt voller Aufmerksamkeit gegen dieselben und voller Dankbarkeit für die kleinen Geschenke, welche dieselben ihm wie jedem andern Scheiche machten.

Das Lager blieb im Wadi Roseh, weil dort die beste Weide weit und breit war, während das Blunt'sche Ehepaar am 17. Februar den dreistündigen Ritt zu Muttlak's Zelten, seinen „Häusern von Haar", unternahm, um dort seine Gastfreundschaft zu genießen. Die Ketherin standen wie alle Stämme in Nedschd früher unter Ibn Saud; sie sind ein Zweig der Beni Chalid und diese wiederum eine Unterabtheilung der alten und edlen Beni Laam, deren Hauptmasse noch zwischen Aared und Katif zu finden ist, während ein Theil vor mehreren Jahrhunderten sich jenseits des Tigris an der persischen Grenze niedergelassen hat. Die Ketherin sind jetzt gering an Zahl und herabgekommen in ihren Verhältnissen; sie können im Falle der Noth, wenn sie fechten müssen, nur noch hundert Pferde stellen, rühmen sich jedoch noch dieses Umstandes. Nichts beweist besser als dies die geringe Anzahl von Pferden, welche die Stämme von Nedschd besitzen.

Wadi Roseh.

Bei aller Dürftigkeit aber war der Empfang ein herzlicher. Es war für die Fremden ein eigenes Gastzelt aufgeschlagen worden; alle angesehenen Leute des Stammes versammelten sich und ein Mahl von Tummin, frischer Butter und Kameelmilch (ein Lamm wird stets nur zum Abendessen geschlachtet) wurde aufgetragen. Unter den Pferden, denen die Blunt's wie immer ihre Hauptaufmerksamkeit zuwendeten, zeichnete sich nur eines durch besondere Schönheit aus; es war aber auch der Stolz des Stammes, welcher die edle Abkunft desselben lange Zeit hatte geheim halten müssen, damit nicht die Wahabiten es ihm mit Gewalt wegnähmen. Ibn Saud war im Stande gewesen, einem Stamme den Krieg zu erklären, nur um einen Grund zur Wegnahme edler Pferde zu haben; der jetzige Herrscher Ibn Raschid dagegen sucht durch Anbieten von Geld seine Zwecke zu erreichen.

Von den besten Wünschen der guten Leute begleitet, kehrten die Engländer Abends in ihr Lager zurück; Scheich Muttlak hatte ihnen sogar seine Begleitung bis Meschhed in Aussicht gestellt. Als sie die Höhen, welche den Wadi Roseh überragen, erreichten, sahen sie fern im Süden Rauch aufsteigen — es war die Hadsch-Karawane, welche sie, jetzt auf das Doppelte ihres frühern Umfangs angewachsen, am folgenden Tage einholte. Bald darauf erschien auch Muttlak, mit einem Diener zusammen auf einem alten schwarzen Dromedare reitend und mit nichts als einem Stocke bewaffnet. Sein Stamm und, was in solchen Fällen noch wichtiger ist, die Frauen seiner Familie hatten eingewilligt, daß er nach Meschhed Ali ritte und mit den Scheichs der Anazeh wegen einer Uebersiedelung der Ketherin nach Norden unterhandelte. Denn in dem Gebiete derselben waren die Herbstregen ausgeblieben, und sie besaßen nun weder Getreide noch selbst Datteln; wären nicht die Heuschrecken gewesen, sie hätten verhungern müssen. Solche Wanderungen ganzer Stämme müssen unter den Beduinen Arabiens zu allen Zeiten stattgefunden haben, indem sie der Futtermangel beständig aus Innerarabien nach den reicheren Steppen Syriens und Mesopotamiens treibt. Auf solche Weise sind die Taî aus Nedschd ausgezogen und die Schammar und Anazeh in ihre jetzigen Sitze im Hamad und Dschezireh eingewandert.

Am 20. Februar machte der Hadsch und unsere Reisenden mit ihm einen guten Marsch über welligen steinigen Boden und erreichte Abends die letzte Cisterne der Zobeydeh, den Birkeh Tschemaymeh, mit großem Brunnen und

Das Lager der persischen Pilger.

Ein Akabah oder Aufstieg.

ansehnlichen Ruinen; aber am folgenden Tage wurde zum großen Schrecken der Pilger wieder gehalten. Sie hatten Haïl vor zwanzig Tagen verlassen und noch nicht mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, obwohl sie nur für drei

Der See Nedschef und Ansicht von Meschhed Ali.

Wochen mit Lebensmitteln versehen waren. Der Neger Ambar, welcher als Emir el-Hadsch fungirte, hatte den Halt befohlen, um aus seinen Schutzbefohlenen etwas zur Füllung seiner Taschen herauszupressen; er verlangte von jedem Kopfe zwei Medschidiehs (8 Mark), was die niedliche Gesammtsumme von 16 000 Mark ausmachte. An Widerrede Seitens der unglücklichen Perser war nicht zu denken, denn ohne Ambar's Befehl hätte sich kein Kameel und kein Beduine von der Stelle gerührt. Die Blunt's waren als Gäste seines Fürsten natürlich von jeder Abgabe befreit.

Diese Versäumniß schien Ambar am nächsten Tage wieder einholen zu wollen, indem er ununterbrochen marschiren und über 30 engl. Meilen zurücklegen ließ. Der Weg führte über welligen Boden und durch ein eingesenktes Gebiet, welches von Felsrändern, ähnlich wie Dschôf, umgeben ist, den Wadi el-Batn (Thal des Magens), in welchem ein Fuchs und mehrere Hasen aufgejagt wurden. Erst am Morgen des 22. wurde das Ende des Wadi erreicht, und man hatte nun etwa 200 bis 300 Fuß hinaufzusteigen. Besonders der letzte „Akabah“ oder Aufstieg war sehr steil, und da derselbe nur an einer einzigen Stelle zu erklimmen war, so mußte die Karawane, statt wie gewöhnlich in breiter Front, im Gänsemarsche hinaufsteigen, was viel Verwirrung erzeugte. Mehr als ein Kameel konnte, durch Hunger und Anstrengung ermüdet, den Akabah nicht mehr überwinden und mußte seinem Schicksale überlassen werden.

Die Pilger vor den Mauern von Meschhed Ali.

Oben angelangt, hatte man eine vollkommene, mit feinen Kieseln bedeckte Ebene, Mahamineh genannt, vor sich, über welche man den ganzen Tag hinzog. Ihre Höhe wurde zu 1460 Fuß ermittelt, und sie gilt als neutraler Boden zwischen den Schammar und Anazeh. Um Mittag traf man auf einen großen Teich voll Regenwasser, wo die Kameele getränkt und die Schläuche gefüllt wurden; nicht minder angenehm war es, daß das vorjährige Gras auf der neutralen Ebene nicht abgeweidet war und, wenn auch in trockenem Zustande, den Thieren zu Gute kam. Am 23. passirte man wieder Hügel mit den Scherab-Brunnen und zog dann den stellenweise zu einer Schlucht sich verengenden Wadi Schebekkeh hinab, legte am 24. Februar 27 engl. Miles und am 25. deren 30 zurück. Die abgehungerten Kameele des Hadsch vermochten kaum noch solche Märsche zu leisten; aber die Pilger, denen es an Nahrung zu fehlen begann, drängten rücksichtslos vorwärts. Dazu wehte ein kalter Nordwind, der die Luft mit Sand erfüllte und die Besitzer der schönen Vollblut-Dromedare mit Verzweiflung; denn letztere konnten die in so später Jahreszeit ganz ungewöhnliche Kälte nicht vertragen, und es waren zwischen 60 und 70 Stück derselben gefallen. Doch schon mehrten sich die Anzeichen, daß man sich dem Euphrat näherte: am 25. zeigten sich einige Akazien, die ersten Bäume seit Haïl, und Ginsterbüsche mit süß duftenden Blüthen; am 26. kam Kasr Ruheym und ein Dorf von Fellahin in Sicht und man lagerte an einem fließenden Wasser. Die Fellahin brachten zwar auf Eseln und Pferden Lebensmittel zum Verkaufe, aber noch nicht den zwanzigsten Theil von dem, was die Karawane bedurfte. Daß man sich wieder im türkischen Reiche befand, zeigte der hier laut werdende Ruf „Haltet den Dieb!“, welchen die Reisenden zum ersten Male

Digitized by Google

seit Mezarib (im Ostjordanlande) wieder vernahmen. Am 27. Februar ertönte der Trommelschlag, welcher zum Aufbruche rief, erst um 8 Uhr; so lange war nach einigen verirrten Persern, wenn auch vergeblich, gesucht worden. Auch die Engländer mußten sich jetzt diesem Zeichen bequemen; denn auf türkischem Gebiete galt Ibn Raschid's Schutz nichts mehr, die Straßen sind gefährlich, und alle mußten suchen zusammenzubleiben. Die Müdigkeit der Kameele machte den Marsch zu einem sehr langweiligen, und nur der Anblick der vergoldeten Kuppel von Meschhed Ali, welche wie ein Stern über den blauen Nedschef-See herüber ihnen entgegen leuchtete, flößte ihnen immer von Neuem Muth ein. Der See, welchen die Araber Scheriet-Ibn-Haddal nennen, ist ein Gegenstück zum Birket el-Korn im ägyptischen Fajum, ein künstlicher See, der durch die Ableitung eines Kanals aus dem Euphrat entstanden ist; er ist circa 20 Miles lang und 6 bis 7 breit. Wahrscheinlich stammt er schon aus der Zeit der Babylonier, obwohl die Araber behaupten, ein Ibn Haddal, Vorfahr der heutigen Amarrat-Scheichs, habe ihn angelegt als Tränke für seine Kameele. Noch vor gar nicht langer Zeit beherrschten die Ibn Haddal dieses ganze Gebiet und erhoben von Meschhed Ali und Husein Tribut. Die Stadt selbst liegt am östlichen Ufer des Sees auf einem Zuge von Kalksteinfelsen und blieb der Karawane, welche langsam um den See herumzog, den ganzen Tag über vor Augen. Entsetzlich aber war das Leiden der armen Kameele anzuschauen; überall lagen sie sterbend auf dem Wege herum, und daneben standen ihre unglücklichen Besitzer, vielleicht arme Beduinen, die so durch die Grausamkeit des Negers Ambar ihre einzige Habe verloren. Viele der Thiere hatten sich in den See gestürzt, um zu trinken, und lagen nun dort, um nicht wieder aufzustehen. Als man aber den letzten Akabah erreichte, fielen die armen Kameele zu Dutzenden, durch Nahrungsmangel erschöpft, und die Zahl derer, welche während des ganzen Tages umgekommen waren, mochte sich gut auf 500 bis 600 belaufen. Alle

Terrasse der britischen Residentur in Bagdad.

ergingen sich in lauten Verwünschungen gegen Ambar, den Urheber des Unheils, manche auch gegen Ibn Raschid selbst, welchen man theilweise für die Verzögerung des Marsches verantwortlich machte. Seine Regierung ist überhaupt bei den Nomaden der Wüste weniger populär, als in den Städten; denn er zwingt die Beduinen, für den festen Preis von 10 Medschidiehs pro Mann und Kameel den Hadsch zu geleiten, und ersetzt die entstehenden Verluste nicht.

Als der Gipfel des Akabah erreicht war, lag **Meschhed Ali** dicht vor den Reisenden, eine lange Linie prächtiger alter Mauern mit zwölf runden Thürmen aus Ziegelsteinen, über welchen allein der goldene Dom und die vier Minarets der Moschee, im Abendsonnenlichte strahlend, hervorragten. Das Thor erreichte man erst, nachdem man durch einen dichten Haufen schmutziger Kinder, welche sich auf den zahlreichen, nach dieser Seite hin die Stadt umgebenden Gräbern tummelten, hindurchgearbeitet hatte. Dies Gesindel überschüttete die Pilger mit Spottreden und rohen Bemerkungen und warf die Hunde der Engländer mit Steinen, so daß dieselben froh waren, als sie, um eine Mauerecke biegend, den Lagerplatz erreichten und dort sich sagen durften, daß nun auch ihre Pilgerschaft ihr eigentliches Ende erreicht hätte.

Meschhed Ali (die Grabmoschee Ali's) oder richtiger Nedschef ist der Typus einer orientalischen Stadt: denn sie liegt in einer vollständigen Wüste und besitzt keine Umgebung, als Gräber. Ihre aus der Kalifenzeit herrührende, vortrefflich erhaltene Umfassungsmauer ist nahezu quadratisch und besitzt nur ein einziges Thor; sie ist, wie erwähnt, so hoch, daß sie alle eng zusammengebauten Gebäude der Stadt mit Ausnahme der Moschee überragt. Der Plan der Stadt ist mehr symmetrisch, als bei den meisten asiatischen Städten, indem die Bazarstraße vom Thore aus in gerader Richtung zu der im Centrum sich erhebenden Moschee führt. Die Läden schienen in gutem Zustande zu sein, so weit die Reisenden bemerken konnten; denn aus Furcht, bei den Pilgern anzustoßen, wagten sie nicht sich viel umzusehen und umherzuwandern. Ihr Bericht ist also in dieser Hinsicht dürftig; doch sind wir aus anderen Quellen über die große Moschee, die Begräbnißplätze der persischen Pilger, den religiösen Eifer der Bewohner und

ihre Abneigung gegen die türkische Herrschaft zur Genüge unterrichtet.

Ihre Mittel, sowohl an Geld wie an Kraft, und ihre Geduld waren nahezu zu Ende; so beeilten sie sich denn, über Kerbela nach Bagdad zu reisen. Diese Reise nahm noch sieben Tage in Anspruch. Am 6. März erreichten sie bei strömendem Regen die lang ersehnte Stadt, wurden in der gastlichen Residenz des britischen Vertreters freundlich empfangen und konnten sich nach drei Monaten zum ersten Male wieder des Luxus eines Bettes erfreuen.

Von der Pogge-Wißmann'schen Expedition.

Brief von Dr. **Paul Pogge** [1]).

Residenz des Kalamba Mukenge, den 27. November 1881.

Ich beehre mich, dem geehrten Vorstande mitzutheilen, daß wir in Kasselange angekommen sind. Die Reise durch Kioko bot einige Schwierigkeiten, da die dortigen Eingeborenen, welche gleichsam ein Monopol in Kasselange beanspruchen, uns ungern reisen lassen wollten, um, wie sie sagten, sich die Handelspreise nicht verderben zu lassen. In Hongolo (Schütt's Tschikapa-Passage) hieß es, der Mona Kissenge (östlich zwischen Luaschimo und Tschikapa wohnend) habe Abgesandte geschickt, um uns den Weg versperren zu lassen. In der That erschienen am andern Tage drei Kaquatas und gaben an, vom Kissenge geschickt zu sein, um Geschenke für ihn einzuheimsen oder unsere Weiterreise zu inhibiren. Wie sich indessen bald herausstellte, waren die Kaquatas nur zufällig geschickt, um in Hongolo oder Umgegend Sklaven zu verkaufen, und benutzten nun die günstige Gelegenheit, um einige Geschenke für den Kissenge oder für sich zu erpressen. Da wir übrigens große Unannehmlichkeiten durch diese Leute hätten haben können, so wurden sie mit einigen wenigen Sachen abgefunden. Der Häuptling Hongolo erbot sich inzwischen, uns für den Preis von drei Fässern Pulver und einigen Stück Kaliko bis zum Kassai zu führen. Auf das besondere Anrathen unseres Dolmetschers Biserra engagirten wir denn auch einen Verwandten des Hongolo, den Camba Guschi (auch Manila genannt), und letzterer hat uns mit einem Gefolge von 30 bewaffneten Kiokos bis hierher begleitet. Wir haben unterwegs allerdings manchen kleinen Strauß mit diesem alten verschmitzten Neger ausfechten müssen, einem Blutsauger erster Größe, der keine Gelegenheit unbenutzt läßt, um einige Yards zu erwischen; aber ich bin doch überzeugt, daß wir im Allgemeinen Nutzen von ihm gehabt haben.

Der Häuptling Kitari, ungefähr zehn Tagereisen nördlich von Hongolo wohnend, verbot uns geradezu den Durchgang durch sein Land und drohte mit Krieg. Nachdem wir ihm aber hatten sagen lassen, daß wir einen Krieg mit ihm aufnehmen würden, wenn er uns Hindernisse auf dem Wege bereitete, ließ er auch mit sich reden und gewährte uns freie Passage gegen Bezahlung von fünf Stück Kaliko à 18 Yards. Am andern Tage aber brachte er uns selbst die üblichen Geschenke an Proviant und theilte uns mit, daß er auch den Wunsch hätte, nach Kasselange zu gehen und uns demnächst folgen würde.

In Lunda, wo wir ernstlichere Unannehmlichkeiten durch den Mona Kahungulo erwarteten, ging die Reise ohne jegliche Störung vor sich. Die Gina Bansa, ein weiblicher Häuptling und Unterthan des Kahungulo, deren Dorf wir passirten, ließ uns sagen: wir glaubten wohl, daß ihre Macht nur klein sei und nähmen deshalb den Weg durch ihr Land, weil der andere Weiße (Schütt) beim Kiloata hätte umkehren müssen. Wir irrten uns aber; ihre Macht sei ebenso groß, wie die des Kiloata; aber sie wolle uns passiren lassen, wenn wir gut bezahlten. Das ganze Geschäft wurde denn auch in einem Tage mit verhältnißmäßig wenig Geschenken abgeschlossen.

Am 2. Oktober, nach 44 Marschtagen, erreichten wir den Kassai bei Kikassa in Pende und passirten schon am nächsten Tage mittels acht Kanoes den circa 300 bis 350 m breiten und sehr tiefen Fluß. Am Ostufer machte uns der Tusselange-Häuptling Kingenge, welcher dort mit einer Kioko-Karawane handelte, einen Besuch, und bat uns inständigst, nicht zum großen Häuptling, dem Kalamba Mukenge, seinem Nachbar und frühern Lehnsherrn, sondern zu ihm zu gehen. Er würde uns sofort nach dem See Mucamba bringen. Da der Mann einen guten Eindruck machte, so kamen wir schließlich mit ihm überein, daß Wißmann mit ihm und ich zum Mukenge gehen würde. Wißmann und ich haben uns am 23., einige Tagereisen vor unserm Ziele, getrennt. Wißmann nahm, von einem kleinen Gefolge und dem Kingenge begleitet, eine südlichere Route, während ich mit der Karawane eine nördlichere Richtung einschlug und am 30. Oktober, nach 62 Marschtagen, hier ankam.

Mukenge, der mich mit vieler Freude empfing, erklärte mir noch an demselben Tage, daß er gehört habe, sein abtrünniger Vasall Kingenge wolle uns nach dem See bringen. Das Land gehöre aber ihm, er sei der ältere, mächtigere und legitime Häuptling (Kalamba) und er wolle uns selbst, wann wir wollten, nach dem Mucamba bringen, oder wohin wir sonst wollten. Ich habe denn auch sofort mit ihm abgeschlossen, uns nach dem See und von dort nach dem Lualaba zu begleiten. Wir wollten anfänglich nur mit Tusselanges reisen, da wir erwarteten, daß unsere Träger nicht weiter gehen würden; inzwischen haben sich aber einige dreißig gemeldet, welche bereit sind, für zwei Stück Zeug à 8 Yards baar und sechs Stück à 8 Yards, in Malange zu bezahlen, uns zu begleiten, und habe ich diese Leute denn auch engagirt, so daß wir unsere Waaren durch unsere eigenen Träger können befördern lassen. Für vier Stück à 8 Yards baar und vier Stück in Malange erboten sich schließlich sämmtliche Träger zu reisen; aber das hätte uns zu viel Fazenda gekostet.

[1]) Uns gütigst von der Redaktion der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" mitgetheilt, wo derselbe in Bd. III, Heft 3 erscheinen wird. Der Ort, von wo der Brief datirt ist, liegt etwa unter 6° südlicher Breite, wohin ihn schon Schütt's Erkundigungen versetzten, im Lande der Tusselange, welche auf Schütt's Karte „Tuchilangue", von Buchner „Tuschilange" genannt werden. Dr. Pogge war der erste, welcher 1876 diesem Namen seinen ungefähren Platz auf der Karte anwies; seine Nachfolger, Schütt und Buchner, vermochten nicht bis dorthin vorzudringen; er selber erst hat das Glück gehabt, das Land selbst zu erreichen. Ein weiterer schöner Erfolg der Afrikanischen Gesellschaft, der rührigsten unter allen, welche ein gleiches Ziel verfolgen!

Unsere Absicht ist nun, den ungefähr zehn Tagereisen N.-O. von hier entfernten Mucamba zu besuchen und von dort Nyangwe (am obern Congo, bekannt aus den Reisewerken Livingstone's, Stanley's und Cameron's) zu erreichen. Wir werden den See nördlich umgehen; vom See führt der Weg östlich circa sechs Tagereisen zum Häuptling des Mobondi-Stammes, dem Kaschesche; von Kaschesche circa zwei Tagereisen bis zum Lubilasch-Flusse, und vom Lubilasch zwei Tagereisen zum großen Mobondihäuptling Fumo-Kole. Weiter reichen unsere Erkundigungen nicht. Wir befinden uns ungefähr auf 6° südl. Br. und zwischen 22° und 22½° östl. L. Gr. Nach Wißmann's astronomischer Observation liegt Kingenge 6° 10' südl. Br. Mukenge liegt circa 3 deutsche Meilen N.-W. von Kingenge. Sollte uns die Reise gelingen, so werde ich mit der Karawane nach hier zurückkehren, während Wißmann versuchen wird, von Nyangwe aus Zanzibar zu erreichen. Nach meiner Rechnung bleibt hier in Mukenge soviel Fazenda unter der Obhut des Dolmetschers Germano, daß ich nach meiner Rückkehr bis December 1882 hier werde bleiben und dann die Rückreise nach Malange noch werde bestreiten können. Ich rechne für die Reise von hier nach dem Lualaba und zurück sechs Monate und für den hiesigen Aufenthalt nach der Rückkehr auch sechs Monate. Trifft inzwischen die Saturnino'sche Karawane mit etwas Fazenda für mich ein, so kann ich eventuell hier so lange warten, bis eine neue Expedition kommt, oder bis meine Mittel erschöpft sind. Bekomme ich aber bis December 1882 keine Nachricht von der Küste, so muß ich annehmen, daß Saturnino sein Reiseprojekt aufgegeben hat, und daß die Gesellschaft keine neue Expedition vor meiner Rückkehr ausrüstet.

Ich gebe dem Lande des Mukenge den Vorzug zur Anlage einer Station vor dem des Matiamvo. Der Reisende wird auf keine Weise in seinem Vorhaben gestört. Mukenge sowie seine Unterthanen überbieten sich förmlich, dem fremden Gaste Freundschaft (lubuko) zu erweisen. Nach den Gesetzen der Mukenge soll jeder Unterthan dem Fremdling Lebensmittel aus lubuko (d. h. gratis) bringen, indessen scheint mir diese Verordnung nicht strikte befolgt zu werden, ich habe wenigstens die meisten Lebensmittel noch immer, allerdings sehr billig, gegen Baar erstehen müssen. Die Tusselange sind übrigens tüchtige Ackerbauer; überall befinden sich große, üppige Maniok-, Mais-, Hirse-, Erdnuß- und Bohnenfelder. Die Bohne ist klein und hat keinen angenehmen Geschmack, macondo in Malange genannt. Ebenfalls bauen die Tusselange etwas Tabak und als leidenschaftliche Hanfraucher viel Hanf. Ihr Land, eine wellig koupirte Ebene zwischen dem Kassai und Lulua, ist auch überall fruchtbar und reich bewässert. Manche Gegend möchte ich als echter Flachländer bergig nennen, so tief liegen die Mulden mit ihren tief eingefurchten Bächen, welche die ebenen Plateaus von einander scheiden. In der Gegend vom Kassai bis zur Hälfte des Weges ungefähr hierher prävalirt der Urwald vor der Kampine. Es sind hohe und dichte Waldbestände, welche meilenlange und breite Strecken Landes bedecken und kleinere mit niedrigem Grase und mit wenig Büschen und Bäumen bewachsene Kampinen gleichsam umschließen. Die Kampinenstellen, welche, namentlich von der Ferne aus gesehen, einem deutschen Rasenplatze gleichen, benutzen die Eingeborenen dort zur Anlage ihrer Dörfer und Pflanzungen. Solche große, zusammenhängende Urwaldkomplexe wachsen hauptsächlich auf den ebenen Rücken der Plateaus; die Abhänge derselben haben viele Quellstellen mit Urwalddschungeln und die Bäche sind meistens mit Wald umsäumt. Schweinfurth'sche schmale Gallerriewälder, die sich wie eine Mauer an den Bächen entlang ziehen, und wie ich sie auf der Reise zwischen dem Lulua- und Luisa-Flusse sah, kommen hier eigentlich überall nicht vor, dazu sind die Einschnitte der Bäche zu tief und zu breit. Es sind hier mehr bewaldete Schluchten. In den Betten der Bäche findet sich häufig röthlicher Sandstein. Granit und Sandstein findet sich in den Bächen hier in Mukenge und an den Ufern des Lulua, den ich bereits (1½ deutsche Meilen genau östlich von hier) besuchte. Auf der zweiten Hälfte des Weges vom Kassai hierher und in dieser Gegend findet sich mehr Kampine mit Schluchten und Bachwäldern, als große zusammenhängende Waldstrecken. Das Gras der Kampine hier ist auch höher. In jener Gegend, wo nur kurzes Gras wächst, benutzen die Eingeborenen Palmenblätter zur Bedeckung ihrer Wohnungen, hier Kampinengras. Ausgedehnte Moore oder Sümpfe fehlen ganz und gar; der röthliche, sehr sandige Lehm reicht, mehr oder weniger fest, überall bis an den Rand der Gewässer.

Die Fauna scheint mir trotz des günstigen Terrains sehr arm. An jagdbarem Wilde findet sich hauptsächlich, außer dem Hippopotamus in den Flüssen, nur der Büffel (die kleine Art, nicht Bos caffer) und das Warzenschwein. Größere Raubthiere kommen sehr selten vor, dagegen sah ich unterwegs viele mir unbekannte Bälge kleiner Katzen, Marder rc. Vögel giebt es ebenfalls wenig; am häufigsten sieht und hört man einen grauen Papagei.

Die Flora der Kampine bietet mir, dem Laien, wenig Abwechselung, es scheinen mir die meisten Gräser und Blumen alte Bekannte; dagegen ist die Waldvegetation ohne Zweifel ungleich üppiger und reicher als an der Küste, oder in Lunda; namentlich sind es beeren- und fruchttragende Bäume und Büsche, die in großer Anzahl wachsen. An nutzbringenden Palmen giebt es hauptsächlich vier Arten, die Oelpalme, die Mabonda-, die Mapanda- und die Bourdão-Palme. Die ersten drei Arten gleichen sich einander sehr. Aus den Fasern der jungen Blätter der Mabonda werden überall in Kasselange sehr schöne zeugähnliche Stoffe gewebt. Alle vier Arten geben Wein. Sie wachsen wild in den Wäldern, sind aber mit Ausnahme der Bourdão und der Mapanda auch vielfach in der Kampine angepflanzt.

Das Klima ist entschieden wärmer als in Mussumba, der Residenz des Matiamvo, aber gesund. Ich wohne hier bereits seit einem Monat in einem ganz kleinen Orte, eng zusammengedrängt mit mindestens 100 Menschen, einschließlich Weiber und Kinder, und noch ist nicht der geringste Krankheitsfall vorgekommen. Auch die Weide für Rindvieh ist gut; unsere Ochsen befinden sich in vorzüglichem Zustand. Die Handelsartikel, welche die Tusselange feil bieten, sind hauptsächlich Sklaven und Kautschuk. Als Sklaven werden vorzugsweise Weiber verkauft, wie denn die Frau hier überhaupt im wahren Sinne des Wortes die reine Sklavin ihres Mannes ist. Kautschuk, den sie ebenso wie die Kioko präpariren (sie trocknen den gewonnenen Saft in der Sonne und kochen ihn nicht auf), giebt es viel und billig zu kaufen. Die Träger haben oftmals für etwa drei Fingerhüte voll Pulver 3 bis 5 Pfund Kautschuk erstanden. Der reguläre Preis einer ausgewachsenen Sklavin ist ein Stück Kaliko, à 18 Yards, oder ein Faß Pulver (4 Pfd.), oder eine Muskete. Elfenbein ist selten. Der Hauptelfenbeinmarkt dieser Gegend ist in Kabao, etwa acht Tagereisen N.-N.-W. von hier am Lulua gelegen, im Lande der Tukettes. Der bekannte Reisende und Händler Silva Porto aus Bihé hat ziemlich zu gleicher Zeit mit uns die Reise nach Kabao gemacht; er ist am östlichen Ufer des Kassai entlang gegangen, da er unterwegs, zwischen dem Tschikapa und dem Luaschimo, Differenzen und Krieg mit den Kiokos hatte. Hier weilt seit etwa einer Woche ein schwar-

zer Empregado von Silva Porto mit circa 20 bis 30 Trägern.

Die Grenzen der Kasselange sind mir noch unbekannt. Mukenge behauptet, sein Reich erstrecke sich östlich bis zum See, dann beginnen die Tukettes. Im Kasselange-Lande herrschen viele große unabhängige Häuptlinge, wie der Kalamba Mukenge, Kingenge u. s. w., denen die kleineren Häuptlinge, ähnlich wie in Lunda, tributär sind. Die einzelnen Dörfer, oder mehrere Dörfer zusammen, bilden gleichsam eine Familie, die Insassen betrachten sich alle als gleichsam mit einander verwandt und stehen sich in Freud und Leid einander bei. Kommt man in ein Dorf und fragt nach dem Namen desselben, so heißt es einfach z. B. Bena Katschia, d. h.: „Es sind Katschialeute," oder Bacua Calombue, d. h.: „Sie gehören zu den Calembues," oder „Sie gehören zu der Familie Calembue." Bena und bacua sind synonym. Die Einwohner der Residenz des Mukenge gehören zu den Bena Katschia. Die Stadt mag etwa 1000 Einwohner zählen, welche in kleinen, viereckigen, an europäische Bauart erinnernden Hütten mit Pultdach wohnen. Die Stadt liegt zwischen den Quellen zweier kleinen Bäche, welche nordöstlich in den Lulua gehen und schönes kühles Trinkwasser liefern. Eine kleine Unbequemlichkeit bieten momentan die Gesetze des Mukenge dem Reisenden. Er hat seinen Unterthanen hier nämlich verboten, Ziegen und Hühner zu halten und Bananen und Ananas zu ziehen und in Folge dessen kostet es oft Mühe, die nöthigen Vorräthe zu besorgen. Der Häuptling hat mir indessen versprochen, dieses Gesetz abzuschaffen und dafür zu sorgen, daß nach meiner Rückkehr reichlich Ziegen, Bananen u. s. w. vorhanden sind. Das einzig Bedenkliche bei Anlage einer Station in Mukenge ist das Fehlen einer Wasserstraße, die es erlaubt, von hier aus per Boot den unbekannten Norden zu exploriren. Der Lulua bei Bacua Mulumba Catne, wo ich ihn besuchte, ist allerdings sehr breit (etwa 250 bis 300 m), scheint aber nicht sehr tief zu sein, wenigstens befinden sich nördlich und südlich von dieser Stelle Stromschnellen mitten im Strom. Etwas nördlich von Mulumba und nordöstlich von hier macht der Fluß dann einen mächtigen Bogen nach N.-N.-W. resp. N.-W.

Am 29. November, also übermorgen, werde ich von hier aufbrechen. Ich wollte schon am 28. reisen, indessen bat mich der Häuptling, ihm noch einen Tag Frist zu geben, um eine kleine Fetischhütte zu vollenden, die dazu bestimmt ist, eine Messingkette darin aufzuhängen, welche er von mir als Geschenk erhielt, und um demnächst eine Spieldose darin aufzubewahren, welche ich ihm als Preis für den Fall des Gelingens der Reise nach dem Lualaba in Aussicht gestellt habe. Vor der Dose hat der alte Herr großen Respekt. Mein Dolmetscher Viserra hat ihm eingeredet, ihre Töne seien die Stimme des Fidi-Muculo, des Gottes der Kasselange, und in Folge dessen lauscht er nun mit Andacht den Tönen der Uhr. Kürzlich ließ ich ihm vorspielen; als aber die Uhr immer langsamer und langsamer zu spielen begann, weil sie kein Oel hatte, und ich endlich kühn entschlossen den Deckel klappte, sprang er auf und hielt entrüstet eine lange Rede an die sich um uns drängende Menge: daß die Uhr heute nicht ordentlich spielen wolle, daran sei der Lärm Schuld, den sie machten, denn die Stimme des Fidi-Muculo wolle respektirt sein.

Zuerst hatte der Häuptling die Absicht, seine 40 bis 50 Weiber mit auf die Reise zu nehmen. Ich habe ihm aber sagen lassen, daß ich nicht mit Weibern reise; er dürfe höchstens 2 bis 4 mit sich nehmen, außerdem dürfe sein männliches Gefolge nicht über 40 bis 50 Köpfe zählen und er ließ mir wieder sagen, bis zum See würde er wohl ein größeres Gefolge haben, da ihm die Verpflegung nichts koste — im eigenen Lande wird geraubt —, nachher würde er den größern Theil nach Hause schicken. Ich bin neugierig, mit welcher Bande er übermorgen antreten wird. Heute giebt Mukenge ein großes Volks- oder vielmehr Abschiedsfest. Am Nachmittage war auf dem Marktplatze großes Tanzfest mit Hirsebierbewirthung von Seiten des Mukenge. Meinen Trägern schenkte er nicht weniger als 15 große Kalabassen dieses Getränks. Die Träger sind denn auch sehr reiselustig und augenblicklich erschallt das ganze Lager von ihren Reisegesängen. Morgen folgt die Fortsetzung des Festes; ich habe Mukenge einen Schafbock leihen müssen, den ich am andern Ufer des Lulua von meinen Leuten habe kaufen lassen, von dessen Fleisch er morgen öffentlich essen will, damit er und seine Begleitung auf der Reise Fleisch von Hausthieren essen können. Es ist schade, daß die Tusselange in diesen Gegenden viel von ihren eigenen originellen Sitten durch den Verkehr mit den Kiokos und Bangelas eingebüßt haben, deren Sitten sie gleichsam recipirt haben. So z. B. tätowirt die jüngere Generation den Körper wenig oder fast gar nicht, während die älteren Leute fast alle den ganzen Körper mit den schönsten Tätowirungen geschmückt haben. Gesicht, Hals, Brust, Bauch, Rücken und Beine bis an die Aenkel, alles ist mit hübschen Arabesken oder mit regelmäßigen mathematischen Figuren bedeckt. Selbst auf einem Körpertheile, den wir Europäer für gewöhnlich unseren Nebenmenschen nicht gern zeigen, erblickt man oft zwei regelrechte sechseckige Sterne, schöne schwungvolle Arabesken und dergleichen mehr. Wie gesagt aber, die Tätowirungen haben aufgehört; Kinder bis zum 12. Jahre etwa sieht man sicher nicht mehr tätowirt, wenigstens nicht in den Kasselange-Distrikten, die wir durchreist haben.

Ich hoffe nun, daß wir so glücklich sein werden, den Lualaba zu erreichen, den Weg zwischen Mukenge und Njangwe zu öffnen, und so die angestrebte Verbindung von Westen aus mit den östlichen Stationen herzustellen. Ob die Reise gelingen wird, können wir mit Sicherheit natürlich nicht wissen, aber wenn wir nicht wagen, können wir auch nicht gewinnen. Wir haben augenblicklich noch Fazenda genug, denn wir kommen nach meiner Rechnung mit 105 Stück Riscado à 18 Ellen, mit etwa 400 Pfund Perlen und Kauris, 6 Fässern Pulver, etwas rothem Flanell und etwas feinem Kattun gut aus. Wenn ich nach $1^1/_2$ oder 2 Jahren an die Küste zurückkehre, werde ich, alles in allem hoch gerechnet, etwa 15 000 M. nöthig haben. Ich passire übermorgen südöstlich von hier bei Bacua-Diaja, wo eine gute Fähre für die Ochsen sein soll, den Lulua und treffe dann übermorgen in Bacua-Carimba mit Wißmann zusammen. Hoffentlich treten keine Verzögerungen der Reise ein. Diesen Brief sollen die Träger mit nach Malange nehmen, welche beabsichtigen mit Camba Guschi über Hongolo wieder nach Hause zu gehen [1]).

Die Wasserfälle des Kassai beim Dorfe des Häuptlings Maiu-Munene, etwa eine Tagereise südlich von Kikassa, haben wir nicht besucht, um uns nicht noch ferneren Unannehmlichkeiten auszusetzen. Wenn ich gesund bleibe, gehe ich jedenfalls über Maiu.

Reisenden rathe ich nach hier hauptsächlich Perlen und Pulver mitzunehmen. Fazenda steht nicht im richtigen Werthverhältnisse zu dem ersten Artikel, da die Tusselange selbst zu viel Zeug weben.

[1]) Der am 28. 7. in Berlin eingetroffene Brief trägt die Poststempel Correio de Malange 29. 5. 82 und Correio de Loanda 15. 6. 82.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

(Erste Hälfte.)

Ein Besuch in San Diego.

San Diego ist eine Stadt, welche seit langen Jahren eigentlich nur von der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft gelebt hat. Im Besitze eines vorzüglichen Hafens, des einzigen von praktischer Bedeutung für die Schifffahrt an der langgestreckten Küste zwischen der Bai von San Francisco und Acapulco in Mexico, blieb der Platz trotzdem vom Weltverkehr fast isolirt. Die zwischen Panama und San Francisco fahrenden großen Dampfschiffe liefen freilich einige Male in den letzten Jahren bei San Diego an; als sie aber dort weder für den Passagier- noch für den Waarenverkehr eine nennenswerthe Verwendung fanden, ließen sie den Ort wieder abseits liegen. Die Küstendampfer der südcalifornischen Linie fahren jetzt jeden fünften Tag von San Francisco bis nach San Diego und verbinden dasselbe mit der großen civilisirten Außenwelt. Der Landverkehr beschränkt sich auf eine primitive Stagelinie mit dem Städtchen Santa Ana auf der Route nach Los Angeles.

Dieser Zustand der Dinge wurde für die hoffnungsvollen San Diegoer um so unerträglicher, weil bereits vor zwanzig Jahren große Eisenbahnkorporationen ihren Hafen als westlichen Endpunkt proklamirt hatten, welcher der californischen Handelsmetropole am Goldenen Thor Konkurrenz machen sollte. Zuerst war es die vor dem großen Bürgerkriege von dem bekannten „Pfadfinder“ Fremont ins Leben gerufene „Memphis-El-Paso- und Pacific“-Eisenbahn, welche mit einem kläglichen Fiasko zu Grabe ging, nachdem ihre Leiter zum Schluß noch eine erkleckliche Anzahl von Millionen in Paris mobil gemacht hatten und auf unerklärliche Weise verschwinden ließen. Als Erbe des Fremont'schen Unternehmens erschien nach dem Kriege die „Texas- und Pacific“-Eisenbahn auf der Bildfläche und versprach für San Diego Wunder zu leisten. Im Staate Texas wurde anfangs recht rüstig an der Bahnlinie gearbeitet und der Schienenweg bis nach Fort Worth an die Grenze der großen westlichen Prärie geführt, welche sich von dort bis an den Rio Grande bis nach El Paso ausdehnt. Die Stadt San Diego machte der Gesellschaft eine ansehnliche Landschenkung, mit der Bedingung, daß auch dort der Eisenbahnbau sofort beginnen sollte. Die Landschenkung wurde gnädig acceptirt, man baute einige Meilen Erddämme und nivellirte ein Bischen in der Richtung nach Fort Yuma — dann trat wieder Todtenstille in San Diego ein.

Die nächste Eisenbahnkorporation, welche San Diego beglücken wollte, war die „Atlantic- und Pacific“- (auch die Bahn des 35. Breitengrades genannt), die ihre Linie von Saint Louis quer über den Kontinent dorthin bauen wollte und auch noch San Francisco als zweiten westlichen Terminus in ihr Programm aufnahm. Ob jene Gesellschaft, welche sich wie alle ihre Vorgänger großartige Landschenkungen von den Vereinigten Staaten zu verschaffen wußte, je einen Spaten unter ihrer Flagge in den nordamerikanischen Kontinent stecken ließ, vermag ich nicht zu sagen. Vor einigen Jahren erschien eine Delegation jener Korporation in San Francisco, um von der reichen Goldstadt die Kleinigkeit von zwanzig Millionen Dollars als Subsidie zu borgen. Aber die auf die St. Louiser Herren besonders mißtrauischen San Franciscoer wollten nicht mit dem gewünschten Geld herausrücken, — und so verlief schließlich das ganze Projekt wieder im Sande.

Jetzt ist endlich die „Atchison-Topeka- und Santa-Fé“-Eisenbahn als Retterin von San Diego erschienen, und diesmal heißt es: Ernst gemacht! — Jene von Bostoner Kapitalisten kontrollirte und über kolossale Geldmittel gebietende Gesellschaft beschloß ihr Eisenbahnnetz, welches bereits vom Missouri über Kansas und Colorado bis nach Neu-Mexico reichte, bis an den Stillen Ocean auszudehnen und namentlich der bekannten „Central-Pacific“ und der von dieser kontrollirten „Southern-Pacific“ Konkurrenz zu machen. Die Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Gesellschaft verschaffte sich die Gerechtsame der selig entschlafenen „Atlantic und Pacific“, um sich das freie Wegerecht nach dem Stillen Meer zu sichern, und dann begann zunächst der großartige Wettlauf mit der fabelhaft schnell durch die ganze Breite von Arizona ostwärts vordringenden Southern-Pacific, um möglichst viel Terrain zu erobern, ehe die Verbindung dieser beiden Linien stattfände.

Californien hatte am 18. Februar 1881 den großen Vortheil einer zweiten den ganzen Kontinent überspannenden Eisenbahnlinie zu verzeichnen, als die Atchisonbahn mit der Southern Pacific bei der nagelneuen Stadt Deming [1]) im südwestlichen Neu-Mexico Fühlung nahm. Diesmal wurde kein historischer goldener Nagel, wie einst am 10. Mai 1869 bei Promontory am Nordende des großen Salzsees in Utah, in die letzte verbindende Eisenbahnschiene eingeschlagen, und wie über Nacht kamen die prächtigen neuen Waggons, mit den Namen „Atchison, Topeka und Santa Fé“ und „Southern Pacific of Arizona“ geschmückt, in die Bahnhöfe Californiens hereingerollt. Ohne die herkömmlichen Subsidien aus der vollen Tasche von Onkel Sam war das große Werk vollendet worden; denn auch die südliche Pacificbahn wird ganz aus den Privatmitteln der Krösusse von der Central-Pacific gebaut. Die Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn wird jetzt als Californiens größter Freund angesehen, da sie dem verhaßten Monopol der Central Pacific den Krieg erklärt hat. Wie lange dieser Krieg der gigantischen Rivalen dauern wird, läßt sich natürlich nicht voraussagen. Ein Kompromiß wird wahrscheinlich über kurz oder lang die Folge sein, denn die Menschenliebe ist bekanntlich die schwache Seite aller Millionäre. Es wäre ein halbes Wunder, wenn die Bostoner

---

[1]) Die Entfernung von Kansas City (16 Miles von Atchison) nach Deming beträgt 1149, die von Deming nach San Francisco 1197 engl. Meilen; also von Kansas City am Missourifluß nach San Francisco auf der südlichen Route 2346 Miles. El Paso liegt 89 Miles von Deming; die Entfernung von San Francisco nach El Paso mit der Southern-Pacific-Eisenbahn beträgt also 1286 engl. Meilen.

Aktionäre der Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn hierin eine Ausnahme bildeten und mehr für das Wohlergehen der californischen Farmer und Kaufleute als für ihre eigene Tasche sorgen wollten.

Die südliche Pacificbahn hat bereits El Paso passirt und ihr Heer von Eisenbahnarbeitern marschirt jetzt quer durch Texas direkt auf Galveston los. Es liegt im Plan der Leiter dieses großartigen Unternehmens, den Weizenhandel Californiens über ihre Linie nach dem Golf zu dirigiren und die Agrikulturprodukte dieser Küste ebenso schnell nach Europa zu schaffen, als die Mississippistaaten die ihrigen über New Orleans dorthin befördern können. Die früher erwähnte Texas- und Pacific-Eisenbahn hat sich auch wieder ermannt, seit sie unter die Kontrolle des bekannten New Yorker Millionärs Jay Gould gelangt ist, der jene Bahn jetzt rasch nach El Paso weiter bauen läßt. An jenem Punkte wird sowohl seine Linie als die Southern-Pacific- und die Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Bahn mit dem Hauptstamm des großartig projektirten mexicanischen Eisenbahnnetzes in Verbindung treten — der von der Atchisongesellschaft zu bauenden „Mexicanischen Centralbahn“ (von El Paso nach der Stadt Mexico, mit der transkontinentalen Verbindung Tampico-San Blas — 1513 engl. Meilen). Sicherlich hat Gould auch die von San Diego an seine Gesellschaft gemachte Landschenkung nicht vergessen und wird eines schönen Tages dort über Fort Yuma (am Colorado, 190 Miles von San Diego) mit seinem Arbeiterheere eintreffen. Sein Todfeind ist gegenwärtig die Southern Pacific, welche ihre Linie sans façon durch den Land-„Grant“ der Texas und Pacific gelegt hat, und mit der er jetzt einen Krieg aufs Messer führt, um ihr den Weiterbau durch Texas zu verbieten, zur Freude der Advokaten Amerikas, welche bei diesem Kampfe zwischen dem 20- bis 30fachen Millionär Crocker von der Central und Southern Pacific und seinem nicht minder gut situirten Millionärkollegen Gould von der Texas und Pacific gewiß manchen ehrlichen Dollar verdienen werden.

Mittlerweile baut die Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahngesellschaft ihre Linien mit gewohnter Energie weiter von Ost nach West. Mit einem Zweige strebt sie in südwestlicher Richtung dem Hafen Guaymas in Mexico am Golf von Californien zu; den andern baut sie von Albuquerque in Neu-Mexico direkt westwärts nach den „Needles“ am Colorado — 35 Miles unterhalb Camp Mojave — und durch den Cajon- (sprich Kahuhn-) Paß unter dem Namen „Atlantic- und Pacific“- und „Southern-California“-Bahn nach San Diego, und zwar mit der festausgesprochenen Absicht, ihren Hauptbahnkörper auf einer noch nicht bestimmten Route bis nach San Francisco, der Southern Pacific zum Trotz, auszudehnen. Auch bei San Diego hat die Atchisongesellschaft ihre Bahnarbeiten bereits ernsthaft in Angriff genommen und ist entschlossen, die westlichste etwa 100 Miles lange Strecke von dort bis nach San Bernardino (Cajon-Paß) schon bis zu Anfang des nächsten Jahres zu vollenden.

Nachdem ich in Obigem den Leser in gedrängten Umrissen mit den alten und neuen gewaltigen Eisenbahnprojekten und -Bauten, bei welchen San Diego eine so hervorragende Rolle zu spielen bestimmt scheint, bekannt gemacht habe, wird derselbe es begreiflich finden, daß ich bei einer jüngst im südlichen Californien von mir unternommenen längern Reise jene plötzlich aus ihrer langjährigen Lethargie erwachte Hafenstadt mit in das Programm meiner Beobachtungen zu ziehen beschloß und die Anstrengungen einer zweiundzwanzigstündigen Stagefahrt durch eine trostlose Wüstenei nicht scheute, um die zukünftige Großstadt und Rivalin San Franciscos nach eigenem Anschauen kennen zu lernen.

Am Abend des 1. Juli nahm ich in dem kleinen Landstädtchen Santa Ana, dem Endpunkte der von Los Angeles dorthin führenden 34 Miles langen Eisenbahn, meinen Platz in einem nach San Diego fahrenden sogenannten „Schmutzwagen“ (mud wagon), eine liebe Erinnerung an meine im Jahre 1867 über die großen westlichen Ebenen und die Felsengebirge von Kansas nach Idaho unternommenen Stagereise von 1500 Meilen [1]). Die Entfernung von Santa Ana nach San Diego beträgt etwa hundert englische Meilen, welche Strecke der keineswegs wie eine Kourierpost fahrende „Schmutzwagen“ wie gesagt in 22 Stunden zurückzulegen pflegt. Der Stage-Agent und Wirth des Santa-Ana-Hotels war von einer in diesen Gegenden seltenen Unliebenswürdigkeit und schien es darauf abgesehen zu haben, mir die Reise durch allerlei Plackereien mit meinem Gepäck von vornherein zu verleiden. Die Mahlzeit, welche man mir im Santa-Ana-Hotel auftischte, konnte absolut nicht schlechter sein. Als alter Californier, der etwas auf den kulinarischen Ruf des Goldlands hält, ärgerte ich mich ganz besonders über die mir hier vorgesetzten Schüsseln von verdächtig aussehendem Fisch, Fleisch und Gemüse, mit dem steinharten warmen Brot als Zugabe, welches letzteres in der Form von Granaten gebacken war.

Endlich war der „Schmutzwagen“, ein mit einem Leinwanddache bedecktes Gefährt, welches augenscheinlich schon manchen Sturm erlebt hatte, reisefertig. Der finster dreinblickende Kutscher nahm seinen Platz ein und ergriff die Zügel zweier verkümmerter Mustangs, ich klemmte mich mit einem Hidalgo und einem Yankee auf den Hintersitz, während ein Chimborasso von Postsäcken den Vordersitz im Coupé belegt hatte. Wenn ich behaupten wollte, daß diese Fahrt im „mud wagon“ nach San Diego mir sonderlich behagte, so müßte ich entschieden die Unwahrheit sagen, obgleich meine beiden Reisegefährten recht nette Leute waren. Der Hidalgo war ein amerikanisirter Mexikaner, dessen Vorfahren aus Castilien stammten und der jetzt, nachdem er ein bedeutendes Vermögen auf gentile Weise unter die Leute gebracht, sich in San Diego niedergelassen hatte, um beim Aufschwunge der werdenden Großstadt seine Finanzen wieder in die Höhe zu bringen. Der Yankee war ein Minenbesitzer in San Rafael in Untercalifornien, dessen Geschäftsinteresse gleichfalls in San Diego lag, — ein weitgereister und umgänglicher Mann. Von beiden erfuhr ich manche interessante Aufschlüsse über San Diego, die sie mir ohne Rückhalt mittheilten. Offenbar hatten sie keine Ahnung von meiner literarischen Kapacität, sonst würden sie sich wahrscheinlich nicht so im Gespräch haben gehen lassen und hätten sich auch schwerlich mir gegenüber so viel über den Größenwahnsinn von San Diego und dessen problematische Ressourcen lustig gemacht, da ihnen doch daran gelegen sein mußte, daß nichts Schlechtes über jenen Platz von einem durch das Land streichenden Zeitungsskribenten in die Welt hinausposaunt würde.

Die öde Gegend, durch welche wir fuhren, sah beim blassen Mondlicht doppelt trostlos aus, und selbst der große Komet schien wehmüthig auf dieses gottverlassene Land herabzublicken. Sand, Kaktusse, spärlich wachsende vergilbte Grasbüschel, Salbeibüsche und braune nackte Hügel bildeten die Staffage der Landschaftsscenerie, in welche nur selten ein bescheidenes Städtchen eine kleine Abwechselung zum Bessern brachte. Nach schlaflos durchwachter, ungemüthlich

[1]) Siehe meine „Reisebilder und Skizzen aus Amerika“ I. Band.

kalter Nacht begrüßten wir freudig die neue und warme Sonne, welche hinter uns ein überaus prächtiges Gebirgspanorama beleuchtete. Oft warfen wir einen bewundernden Blick zurück nach dem riesigen Bogen der blauen Berge, welche sich von der mächtigen Cucamungo Range in wechselnden Formen bis weit nach Mexico hinüber ausdehnten. Eine Bodenerhebung entzog uns leider bald jenes großartige Bild, und dann war und blieb die Gegend vor und bis nach San Diego dieselbe trostlose Wüstenei. Daß dieser Zukunftsmetropole ein so trauriges Hinterland beschieden ist, schien mir ein böses Omen für ihren Aufschwung zu sein. Aber es wurden ja in anderen sonst ebenso öden Distrikten Südcaliforniens durch Bewässerung paradiesische Landschaften geschaffen, und wer konnte wissen, wie die Gegend zwischen Santa Ana und San Diego in 100 Jahren aussehen würde, und ob sie nicht, vielleicht durch artesische Brunnen, auch noch in ein irdisches Paradies verwandelt werden könnte? Dies war eine prophetische Aeußerung des Castilianers, für deren Zutreffen ich mir keine Garantie zu geben erlauben möchte; ich will aber doch sagen, daß mich eine solche Umwandlung dieses Hinterlandes von San Diego zum Bessern sehr wundern würde, falls ich nach einem hundertjährigen Schläfchen wieder erwachen und alsdann vielleicht in einem Palastwaggon per Dampf statt in einem bescheidenen „Schmutzwagen“ mit zwei elenden Kleppern von Santa Ana City nach der großen Metropole San Diego kutschiren sollte.

Als wir am Vormittage die kleine Ortschaft St. Luis Rey passirten, erhielten wir am Telegraphenbureau die erste Nachricht von dem Mordanfall auf den Präsidenten Garfield, welche Schreckensthat fast um dieselbe Stunde (die Zeitdifferenz zwischen Washington und St. Luis Rey beträgt etwa drei Stunden) mehr als dreitausend Meilen von hier stattgefunden hatte. Fürwahr, wir leben in einer Zeit, wo Entfernungen nur noch Zahlen sind! Hier in dieser südcalifornischen Einöde jene entsetzliche That, welche die ganze civilisirte Welt mit einem Schrei des Abscheus erfüllte, fast um dieselbe Stunde, zu der sie geschah, zu vernehmen, macht einen Eindruck, der sich schwer in Worte fassen läßt. Die Reise nach San Diego hatte jetzt alles Interesse für uns verloren. Da wir vor dem Endziel unserer Stagefahrt keine Telegraphenstation mehr zu passiren hatten, so konnten wir unserer Phantasie über die Ursache der unerhörten That ungehindert die Zügel schießen lassen. Wir redeten natürlich jeden, der uns begegnete und von St. Diego kam, an, um Näheres zu erfahren, aber umsonst; Niemand wußte etwas von dem Attentat. Die meisten schüttelten sogar ungläubig den Kopf über unsere Nachricht, die sich denn auch nicht eher bestätigte, bis wir gegen Abend St. Diego erreichten.

Nachmittags zeigte sich uns zuerst das indigofarbene Meer in kleinen Flächen, die sich in dem gelben Rahmen der Wüstenei recht seltsam ausnahmen. Dann erschien der weite blaue Spiegel von „False Bay“, einem Meereseinschnitt, der sich zur Ebbezeit vom Wasser fast entleert. Bald darauf überschritten wir das Bett des zu dieser Jahreszeit fast ganz ausgetrockneten San-Diego-Flusses. Ein chinesischer Boß, der 600 Zopfträger an der Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn kommandirte, gesellte sich zu uns und nahm widerwillig Platz auf einem mit Kupfernägeln beschlagenen Postsack.

Der Damm der Eisenbahn begleitete uns fortan, und öfters begegneten wir Weißen, welche als Ingenieure oder Aufseher die Erdarbeiten leiteten. Froh begrüßten wir endlich die ziemlich demoralisirten Häuser von „old town“ von San Diego. Bereits im Jahre 1769 wurde dasselbe von den Franciscaner-Mönchen im „Pueblo de San Diego“ gegründet und zeigt noch heute zahlreiche Spuren der alten Adobe-Wohnungen, die sich wie Ruinen einer längst vergessenen Zeit zwischen die Bauten des modernen Amerika drängen; ein Schauspiel, welches dem Reisenden in fast jeder südcalifornischen Stadt entgegentritt. Es ist überhaupt sehr interessant, den Scharfblick jener alten Mönche in der Anlage ihrer „Missionen“ heute noch in den verschiedensten Gegenden Californiens zu verfolgen. Diese Bauten wurden unfehlbar jedesmal dort errichtet, wo die Natur für das Gründen künftiger Städte gleichsam einen Fingerzeig gegeben hatte.

Bald nachdem wir Alt-San-Diego verlassen hatten, gelangten wir an das Ufer der San-Diego-Bai, wo sich in doppelter Linie hier die verlassenen Erdarbeiten der Texas- und Pacific-, dort die neuen der Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Eisenbahn hinzogen. Auf meine Frage an meinen mexikanischen Reisebegleiter, weshalb die Atchison-Gesellschaft nicht einfach den verlassenen Bahndamm der Texas und Pacific oktroyirte, meinte der Señor verschmitzt, daß ein solches Unternehmen denn doch wohl etwas gewagt sei, da der Millionär Gould zweifelsohne davon hören müßte und jedenfalls den Boston-„Leuten“ eine hübsche Rechnung dafür machen würde. Gegen Abend erreichte ich, müde, bestäubt und wie zerschlagen von der zweiundzwanzigstündigen Fahrt, das vorzügliche „Horton House“ in Neu-San-Diego. Der Besitzer des Hotels, ein liebenswürdiger Deutscher, C. P. Gerichten, war erfreut mich zu begrüßen und machte es mir in seinen Räumen bald so bequem, wie ich es nur wünschen konnte.

Die Anthropologenversammlung in Frankfurt a. M.

R. A. Die 13. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft fand im August dieses Jahres zu Frankfurt a. M. statt und war sehr zahlreich besucht. Die Organisation dieser Gesellschaft, welche den Lokalvereinen völlig freien Spielraum läßt, bewährt sich vortrefflich, da ein Generalsekretär, jetzt Professor J. Ranke in München, und ein Schatzmeister (Weismann in München) für den nöthigen Zusammenhang Sorge tragen. Das Rückgrat des ganzen Vereins ist aber Virchow, der, stets am Platze, überall sachlich eingreift und mit der Universalität seines Wissens den Versammlungen das Gepräge seiner Individualität aufdrückt. Auch aus fernen Landen waren neben deutschen Koryphäen Vertreter der Anthropologie und Urgeschichte erschienen, so der liebenswürdige, mit deutscher Sprache und deutscher Wissenschaft völlig vertraute Norweger Ingwald Undset, dem wir das schöne Werk über das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa verdanken; Dr. Groß aus der Schweiz, der Pfahlbautenkenner; Prof. von Török aus Budapest; Fräulein von Torma aus Broos in Siebenbürgen, die unermüdliche Ausgräberin; der Tscheche mit deutschem

Namen: Wankel aus Mähren, der Erforscher der Bytschiskala-Höhle.

Der Grundzug der Versammlung war ein mehr oder minder antidarwinistischer. Jetzt im Todesjahre des großen Briten, nachdem wenige Monate erst vergangen, seit er in der Westminsterabtei beigesetzt wurde, erhoben bedeutende Forscher Widerspruch gegen seine Lehre von der Abstammung des Menschen, und es war vor allem der Frankfurter Lucae, der hier in der Eröffnungsrede, die er als Präsident hielt, seinem antidarwinistischen Glaubensbekenntniß in scharfer Pointirung freien Lauf ließ. Auch Virchow, dessen Standpunkt seit seiner Münchener Rede bekannt ist, trat mit der ihm eigenen Reserve an die große Frage heran. Es fehlt uns, so führte er aus, noch an den wesentlichen Anhaltspunkten, um die Abstammung des Menschen besprechen und bestimmen zu können. „Noch nie hat,“ sagte er, „Jemand einen solchen werdenden Menschen gefunden, sondern immer war er schon fertig. Alles, was wir bis jetzt kennen, auch die ältesten Funde, die gemacht worden sind, waren schon fertige Menschen. Der Rohanthropos ist noch immer erst zu suchen; wer ihn finden will, muß vielleicht einen weiten Weg machen. Also, praktisch hat diese Frage uns gar nicht beschäftigt; wir waren nie in der Lage, ihr unmittelbar nahe zu treten.

Dagegen haben wir eine andere Frage, die Darwin auch nur ganz oberflächlich gestreift hat und die viel mehr uns Alle interessirt und beschäftigt. Das ist die Frage der Entwickelung, nachdem nun der Mensch da war und sich die verschiedenen einzelnen Branchen aus einander legten, als also aus Noah's Kasten die verschiedenen Zweige sich sonderten, oder wie man sich das sonst vorstellen will, als die Racen entstanden und innerhalb der Racen wieder Unterracen, soustypes, wie die Franzosen sagen, bis zu den einzelnen kleineren Stämmen hin.

Es würde viel praktischer für die Anthropologie sein, wenn man sich nicht so sehr mit dem Stammbaume des Menschen, bevor er Mensch wurde, beschäftigte. Es ist ein sehr schöner Stammbaum, aber bei der Zweifelhaftigkeit dieser Vorfahren vielleicht ein mehr als unschuldiges Vergnügen. Dagegen wäre es recht praktisch und interessant, zu wissen, wie hat sich die Sache im Einzelnen gestaltet und wo kommen die einzelnen lebenden Racen, die einzelnen Völker her, wie hängen sie unter einander zusammen, wie ist die Sache zu erklären? Daran würde sich am meisten praktisch erweisen, ob es richtig ist, was Darwin gewissermaßen stillschweigend voraussetzt, nämlich, daß in der That der Mensch zu beurtheilen ist nach den Erfahrungen der Zoologie. Denn genau genommen, wenn Sie Darwin's Buch lesen, so werden Sie sehen, er sagt mehr, da ich bewiesen habe, daß innerhalb der Thierreiche der Transformismus Geltung hat, so muß er auch für den Menschen Geltung haben, denn der Mensch ist ein Thier.“

Auch der vortreffliche Anthropolog Professor Kollmann aus Basel streifte in seinem Vortrage über den Unterschied von Race und Nation das Darwin'sche Gebiet. Die Leser des „Globus“ kennen (Bd. XL, S. 171) seine Darstellung der fünf europäischen Menschenracen. Neben seinen fünf Haupttypen kennt er nur Mischungen, aber keine Neubildungen. Virchow kündigte ihm den Streit an, denn er sei mehr noch Darwinist als Kollmann, er glaube an die Veränderungen des Menschen, müsse aber anerkennen, daß es schwer sei, den Nachweis zu führen, daß irgend eine Zeit existirt habe, wo besondere Formen vorhanden waren, die nachträglich nicht mehr gesehen wurden. Die Entwickelungstheorie Darwin's, welche dieser aus der jetzigen Entwickelung der Hausthiere hergeleitet habe, müsse auch auf den Menschen übertragen werden können, er (Virchow) theile die Meinung, daß eine Transformirung auch in der Gegenwart möglich sein könne. Die besten Darwin'schen Beweismittel seien aus dem Leben solcher Thiere genommen, welche abgeschlossen auf Inseln lebten, und so verweise er denn auf die Inseln der Südsee, wo man nach der Transformirung des Menschen forschen solle.

Das ist ein Wechsel auf die Zukunft, dessen Einlösung wir nicht so bald erwarten dürfen, wenn wir auch an dem Princip, daß der Mensch wie die Thiere dem Transformismus unterliegen, nicht rütteln wollen. Kollmann seinerseits behauptete — und er hat wohl recht —, daß die Darwin'sche Züchtung beim Menschen seit der Diluvialzeit nicht mehr stattfinde, und daß seit jener Zeit der homo sapiens mit denselben Formen auftrete wie heute; es müßte also vor die Glacialepoche jene Zeit verlegt werden, wo aus niederen Formen sich höhere entwickelt hätten. Mit der Glacialzeit finden wir die durch beständige Schädeltypen charakterisirten Racen in Europa; alle Völker, auch wir Deutschen, seien aber heute Mischracen, der Charakter, die Originalität einer Nation würden durch das Ueberwiegen der einen oder andern Race innerhalb derselben bestimmt. Was uns aber hebe und bessere, das sei der Gebrauch des Gehirns, das Denken; der Einfluß des socialen Lebens und der Arbeit ständen höher als Raceneinheit.

Um alles, was somatische Verhältnisse betrifft, hier gleich zu erledigen, führen wir den Vortrag Ranke's an, der aus der reichen Fülle seiner Beobachtungen über Schädel und deren Kapacität die Mittheilung machte, daß das Gehirn der Stadtbevölkerung in der Regel größer sei, als das der Landbevölkerung, und daß also das Gehirn in Folge größerer Thätigkeit auch größere Entwickelung zeige. Da endlich die Karten über die Vertheilung der Blonden und Braunen in Deutschland gedruckt der Versammlung vorlagen, so vermochte Ranke, darauf hindeutend, zu erklären, daß nur scheinbar von einer blonden und braunen Race geredet werden könne. Aber genauere Betrachtung zeige, daß die Blondheit oder Brünettheit nur somatische Kennzeichen seien, und daß bei Vermischung der Racen diese Zeichen nur in höherm oder geringerm Grade sich vererben, während besonders die Schädelmessung und Vergleichung den Nachweis liefern, daß die Hauptkennzeichen der Race erhalten bleiben, wofür der Vortragende Beweise aus seinen im bayerischen Heere gemachten Untersuchungen beibrachte.

Eine besondere Frage, die wiederholt auf dem Kongresse erörtert wurde, ist auch jene der Platyknemie. Es handelt sich hierbei um die Säbelscheidenform des Schienbeins. Die Tibia ist in diesem Falle plattgedrückt, zuweilen kommt es sogar vor, daß die Seiten eingedrückt und vertieft sind, also daß der mittlere Theil dünner ist als die hervortretenden Kanten. Broca hat wohl zuerst auf den anthropologischen Werth dieser Deformirung der Tibia hingewiesen; Virchow beobachtete Platyknemie zuerst an den Beinen eines Negrito von den Philippinen und „war entsetzt über diesen Grad von Verunstaltung“. Diese platyknemischen Schienbeine kommen bei sehr alten Bevölkerungen vor; in der Steinzeit z. B. bei Höhlenbewohnern, und neuerdings hat sie Virchow wieder in der Südsee nachgewiesen, daher hat man schließen wollen, daß hier eine niedere Form, so etwas Pithekoides vorliege, wie denn Broca in der That Platyknemie bei den Affen finden wollte, was jedoch nicht der Fall ist. Aber auch bei jüngeren Funden (wie im Kaukasus) sind platyknemische Tibien von Virchow nachgewiesen worden. Nach ihm ist die Platyknemie kein Zeichen einer niedern Race, sondern eine Eigenschaft, die sich bei jeder

Race entwickelt, die in einem starken und einseitigen Maße gewisse Muskelaktionen ausführt.

Gehen wir zu den prähistorischen Mittheilungen über, welche in reichem Maße den Mitgliedern der Versammlung zu Theil wurden, so ist zunächst der Bericht Schliemann's über seine neuen Ausgrabungen in Troja zu erwähnen. Es handelt sich hier im Wesentlichen um Ergänzungen und Berichtigungen zu seinen früheren Arbeiten. Der unermüdliche Forscher war diesmal von zwei Architekten unterstützt, auf deren Urtheil er ungemein viel Werth legt und mit deren Hilfe er zu einer etwas andern Ansicht über die verschiedenen „Städte“ und Brandstätten von Hissarlik gelangte. Auch zahlreiche Einzelfunde von Geräthen, Waffen ꝛc., die jetzt dem Berliner Museum überwiesen sind, hatte Schliemann mitgebracht. Ohne uns den Beweis dafür zu liefern erklärte er ein kleines, außerordentlich primitives Idol mit „Eulenkopf“ für eine Kopie des berühmten Palladiums. Hissarlik war nur eine Akropolis; östlich, südlich und westlich von derselben dehnte sich aber — das zeigen die diesjährigen Ausgrabungen — eine große Stadt aus, die der Homerischen Ilios entspricht. Von besonderm Interesse war auch Schliemann's Ausgrabung von vier sogenannten trojanischen Heldengräbern. Die dem Achill und Petroklus von der Tradition zugeschriebenen am Fuße des Vorgebirges von Sigeum müssen um viele Jahrhunderte jünger sein, als der trojanische Krieg. Am gegenüberliegenden Gestade des Hellespontes, neben der Trümmerstätte von Eläus, grub Schliemann dann im Kara Agatsch Tepe, welcher 10 Meter hoch ist und 126 Meter (!) Durchmesser hat. Dieser Tumulus gilt als jener des Protesilaos. Hier hinderte unsern Forscher der Militärgouverneur der Dardanellen an der Vollendung der Arbeit, doch wurde eine reiche Sammlung von Topfwaaren und Steingeräthen zusammengebracht. Auch die Ruinen am Bali Dagh nahm der Unermüdliche noch einmal vor und fand seine Ansicht bestätigt, daß sie verhältnißmäßig jung seien und mit Hissarlik nicht konkurriren können, die Baustelle des alten Homerischen Troja gewesen zu sein.

Von hohem Interesse war der Bericht des Herrn Dr. Groß aus Neuville (in der Schweiz) über seine neuen Pfahlbautenfunde von Auvernier am Neuenburger und Finelz am Bieler See. Er hat uns hier eine Kupferperiode, die der Bronzezeit voranging, nachgewiesen, eine Periode, die jener entspricht, in welcher z. B. die nordamerikanischen Indianer sich befanden, als die Europäer zu ihnen kamen. Zinn war noch nicht importirt um Bronze herzustellen. Die Kupferindustrie, welche sehr schöne, gut entwickelte Dolche, Meißel, Nadeln, Amulete lieferte, war in der Schweiz bodenständig, wie die zahlreichen mit jenen Gegenständen zugleich gefundenen Gußformen beweisen. Ein gleichfalls dabei entdeckter orthognater und dolichocephaler Schädel ist nach Virchow's Urtheil insofern von Bedeutung, als er für die schon früher gekannte aber bestrittene Ansicht, daß in vorrömischer Zeit in der Schweiz eine langköpfige Menschenrace lebte, einen neuen Beweis liefert.

Eine Eisenindustriestadt der Römer in der Pfalz, heute Eisenberg, Rufiana bei Ptolemäus, wurde in sehr erfreulicher Weise von K. Mehlis geschildert. Noch sind die Grundmauern und Schlackenhalden, die Eisenluppen und alten Gräber vorhanden und nach langer Pause bestehen dort jetzt wieder neue Eisenwerke. „Neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Die Eröffnung eines reiche Beute liefernden „Fürstengrabes“ bei Pullach unfern München schilderte Herr Naue, während Virchow die große Beute vorlegte (wenigstens in Photographien), welche er im verflossenen Jahre in den Grabhügeln des Ossetenlandes gemacht hatte. Er zeigte, wie im Kaukasus sich ehedem verschiedene Kultureinflüsse kreuzten, worauf die Funde von Kaurimuscheln und Bernstein (Indien und Ostsee) in den Gräbern hinweisen. Bemerkenswerth ist die Formvollendung der Geräthe und Kunstgegenstände aus Bronze. Bekanntlich hat man die blonden, blauäugigen Osseten mit den Germanen in Verbindung bringen wollen, irgend welche Thatsachen, die auf einen solchen Zusammenhang Licht werfen können, gehen aber aus Virchow's Ausgrabungen nicht hervor, und er warnt in seiner bekannten vorsichtigen Weise vor voreiligen Schlüssen.

Ein Ausflug, den die Gesellschaft mit einem Extrazuge nach Bodenheim zwischen Mainz und Worms machte, in die Weinhügel, welche dort über der Nibelungenlandschaft emporsteigen, führte zur Ausgrabung von vierzehn fränkischen Reihengräbern. Da wurden die alten kräftigen Franken, meist Männer mit schönen Langköpfen, an das Tageslicht gefördert nach etwa tausendjährigem Schlafe, und ihre Grabbeigaben, Lanzenspitzen, Becher von braunem Glas mit weißen Verzierungen, Münzen spätrömischer Zeit, Ringe, Perlen wanderten von Hand zu Hand.

Auf das anatomisch-physiologische Gebiet führte ein Vortrag von Dr. Flesch aus Würzburg. Er demonstrirte ein Mikrocephalen-Gehirn, dessen Windungen eine Anordnung zeigten, wie man sie sonst nicht wieder findet und das auch sonst abnorme Verhältnisse zeigte. Flesch machte ferner darauf aufmerksam, daß die Mikrocephalie nicht einseitig auf die Mutter zurückzuführen sei, sondern daß auch von Seiten des Vaters eine Uebertragung der erblichen Disposition stattfinden könne, und erwähnt einen Fall, wo die Vatersschwester des Mikrocephalen ebenfalls kretinistisch-mikrocephal war. Ein während des Embryonallebens sich entwickelnder Krankheitsproceß bildet den Ausgangspunkt der Anomalie, die mit gewissen Veränderungen in der Struktur des Gehirns Hand in Hand geht.

Ethnographische Mittheilungen fehlten auf dieser Zusammenkunft und es wäre zu wünschen, daß dieselben, ähnlich wie bei den Kongressen französischer und englischer Anthropologen, in Zukunft mehr Berücksichtigung finden. Allgemeiner Natur waren noch zwei Vorträge. Herr Dr. Neubürger aus Frankfurt rekapitulirte in schöner Form die Ansichten seines berühmten Landsmannes Lazarus Geiger über das Verhältniß von Sprachforschung und Anthropologie. Der Vortrag konnte, da der Redner das bewilligte Zeitmaß überschritt, nicht zu Ende geführt werden, bot übrigens nichts Neues. In dem gedruckt vorliegenden Berichte meint Dr. Neubürger, die neueren Untersuchungen über den Farbensinn der Naturvölker hätten die Geiger'schen Ansichten von der allmäligen Entwickelung des Farbensinns bestätigt: es ist aber gerade das Gegentheil der Fall gewesen, alle diese Untersuchungen haben ergeben, daß die Naturvölker sehr wohl die verschiedenen Farben zu unterscheiden vermögen und daß nur Armuth der Sprache sie oft mehrere Farben mit demselben Worte bezeichnen läßt.

Schließlich war ein Vortrag von Dr. von Rau über die verschiedenen Arten des Pfluges und dessen allmälige Entwickelung kulturhistorisch von Interesse, zumal der Redner dabei auf prähistorische Verhältnisse einging. Eine sehr schöne Modellsammlung führte die fünf von Rau unterschiedenen Pflugarten vor.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 17. (29.) Juni d. J. ist der Schifffahrtskanal von Kronstadt nach Petersburg von einem Schiffe mit 14 Fuß Tiefgang zum ersten Male probeweise in seiner ganzen Ausdehnung befahren worden. Der Kanal hat eine obere Breite von 100 Sashen (213 Meter), eine Bodenbreite von 40 Sashen (85 Meter) und 16 Fuß Tiefe im Minimum auf seiner ganzen Länge, so daß die meisten Kronstadt besuchenden Handelsschiffe nunmehr direkt nach Petersburg fahren und ihre Waaren dort vom Schiffe aus auf die Eisenbahn verladen können.

— Aus dem italienischen Census vom 31. Dezember 1881 ist ersichtlich, daß in 23 von 24 Provinzialhauptstädten die Zahl der Analphabeten seit 1871 bedeutend gesunken ist. In zehn Jahren haben z. B. in Udine die des Schreibens und Lesens Kundigen um 9, in Como um 6,50 Procent zugenommen. Brescia macht eine wunderbare Ausnahme: 1871 betrug die Zahl der Analphabeten 2899, 1881 aber 3120 Personen! Daten, welche diese auffallende Thatsache erklären könnten, fehlen leider. Das Gesammtresultat ist, daß in den 24 Städten etwas mehr als 50 Proz. der Einwohner lesen und schreiben können.

Asien.

— Bei den zahlreichen und sich widersprechenden Hypothesen über die frühere geologische Geschichte des Amu-Darja-Deltas kann, ohne eine gründliche geologische Durchforschung der Flußablagerungen in der großen Aral-Depression, ein befriedigendes Resultat nicht zu Stande kommen. Ein erster Schritt nach dieser Richtung ist durch die große Amu-Darja-Expedition gemacht worden; jetzt veröffentlicht der Geologe Gedroitz in den „Iswestija" der K. Russ. Geogr. Ges. eine werthvolle Abhandlung über die Resultate seiner Nachforschungen auf demselben Gebiete. Ein Jahr ist freilich zu kurz für eine eingehende Untersuchung eines so weiten Feldes; die Abhandlung bietet daher, so werthvoll auch die Beobachtungen über die verschiedenen Alluvialablagerungen in der Araldepression, über die Bewegung der Sanddünen in der Steppe 2c. sind, mehr schätzbare Mittheilungen als fertige Resultate und Theorien. Ein Ergebniß jedoch ist höchst bemerkenswerth. Gedroitz stellt in Abrede, daß der Uzboi ein Arm des Amudarja war, wie die ersten Erforscher dieses alten Flußbettes behaupteten; vielmehr vermuthet er, daß es (vor dem 10. Jahrhundert) eine Zeit gab, wo der Amu das Kaspische Meer erreichte, aber durch ein anderes Flußbett, südlich von der Sary-Kamysch-Depression, wo er das „Amu-Alluvium" hinterließ, welches man in den unteren Theilen des Uzboi findet, nicht aber in den oberen. Der Uzboi wäre nur ein vorübergehender und unregelmäßiger Ausfluß des Aralsees in das Kaspische Meer, und viel mehr eine Reihe von Salzseen und Teichen als ein wirklicher Fluß. Sein Name Uz-boi oder Uz-Boju („an Teichen entlang") scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Die geologische Forschung würde auf diese Weise unsere festgestellten Theorien über die frühere Gestalt der Aralo-Kaspischen Niederung wieder in Frage ziehen.

— Am 25. Juli haben Ingenieur Melville und die zwei Matrosen Noros und Nindermann, die einzigen Ueberlebenden von De Long's Abtheilung, ferner Lieutenant Berry von dem verbrannten Schiffe „Rodgers" und die Korrespondenten Jackson und Larsen von Tomsk aus die Rückreise in ihre Heimath angetreten und sind am 18. August in St. Petersburg eingetroffen. Der Korrespondent Gilder begiebt sich dagegen von Irkutsk nach der Lena-Mündung zurück, um im Winter längs dem Meeresufer die von Melville begonnenen Forschungen fortzusetzen.

— Endlich ist Korea dem Beispiele Chinas und Japans gefolgt und hat den auswärtigen „Barbaren" vorsichtig einige Thore geöffnet. Seit undenklichen Zeiten hat sich dies Land abgeschlossen gehalten und theilt mit Tibet die Ehre, zu den am wenigsten gekannten Ländern der Welt zu gehören. Nun aber hat Kommodore Schufeldt von der Marine der Vereinigten Staaten den ersten Handelsvertrag mit dieser isolirten Nation geschlossen, laut welchem die Vereinigten Staaten in Söul, der Hauptstadt Koreas, durch einen dort wohnenden Minister, einen Generalkonsul und durch Konsuln in allen Freihäfen, wo sie von Nöthen sein werden, vertreten werden sollen; nur in diesen — es sind vorläufig drei: Gensan, Fusan und Renschan — dürfen sich Amerikaner niederlassen und Handel treiben. Ausländischer Opium darf in keinen Vertragshafen eingeführt, die Reisausfuhr, falls Korea es wünscht, verboten werden. Von den drei Häfen hat Fusan die beste Bai, die den Schiffen vortrefflichen Schutz gewährt und bequeme Binnenverbindungen bietet. Der Vertrag ist mit dem König von Korea abgeschlossen, da dieser zwar unter Oberhoheit des Kaisers von China steht, aber in Wirklichkeit selbständiger Beherrscher der Halbinsel ist[1]). Dürfen nun zwar, nach dem Wortlaut des Vertrags, Reisende immer noch nicht das Innere betreten, so ist doch zu hoffen, daß allmälig unsere Unwissenheit über dies interessante Land aufgeklärt wird. Seine Größe beträgt 5300 Quadratmeilen, seine Einwohnerzahl wird verschieden auf 9 bis 15 Millionen Seelen geschätzt. Elisée Reclus vergleicht in seiner „Géographie Universelle" die Halbinsel mit Italien. Beide Länder durchzieht eine Seitenthäler bildende Bergkette der Länge nach; wie in den Apenninen befinden sich auch hier die sanftesten Abhänge und fruchtbarsten Thäler im Westen, während der Osten steiler und unfruchtbarer ist. Auch Korea hat im Nordwesten einen Gebirgsriegel, der das Land vor Einfällen schützt, ohne die ganze Nordgrenze zu bedecken. Der Boden liefert sämmtliche Getreide-, Gemüse- und Obstarten, die Gebirge sollen viele kostbare Mineralien, hauptsächlich aber reiche Kohlenlager enthalten, und zweifellos ist das Land, unter geeigneter Leitung und mit passenden Maschinen, der reichsten Entwickelung fähig. Möchte nur der unvermeidliche Europäisirungsproceß nicht eher vollendet sein, als wir genaue Nachrichten über Sitten und Gewohnheiten, Sprache und Ethnologie der Koreaner erhalten haben.

— Am 29. Januar d. J. ist laut einer Bekanntmachung des Generalkapitäns der Philippinen eine Abtheilung spanischer Truppen auf dem Fronton, im Nordosten der zu der Tavi-Tavi-Gruppe im Sulu-Archipel gehörenden Insel Bongao, stationirt, und die spanische Flagge als Zeichen der Besitzergreifung dieser Inseln auf jenem Vorgebirge aufgepflanzt worden.

— Die indische Regierung, Abtheilung des Aeußern, veröffentlicht eine Arbeit des Lieutenants Mac Ivor über den Fischfang im Persischen Meerbusen. Nächst den von Tauchern zu Tage geförderten Perlen bilden die Fische

[1]) Diese Selbständigkeit scheint doch etwas unsicher zu sein; aus St. Petersburg wird z. B. vom 16. August gemeldet: „Nachdem die Bevölkerung von Korea neuerdings Feindseligkeiten gegen die dortige japanische Mission begangen, hat die Regierung von Korea den Beistand der chinesischen Regierung gegen die Unruhestifter angerufen."

den wichtigsten Handelsartikel in diesem Golfe: 337 Arten derselben werden gezählt. Die Barken, welche die arabischen und persischen Fischer benutzen, sind ungeheuer unter einander verschieden und gehen von der „Beggerah", die 20 Menschen faßt, bis herab zur „Hoorah", die nur aus einigen Dattelholzstöcken zusammengefügt ist und höchstens für zwei Mann Raum gewährt, aber die Seefahrt noch aushält, wenn alle anderen Fahrzeuge versagen. Neben acht verschiedenen Arten von Netzen werden auch Angel und Harpune gebraucht, mit letzterer sogar Schildkröten gefangen. Das Totalergebniß des Fischfangs beträgt circa 160000 Tonnen jährlich, die Gesammtsumme der im Golf von Oman beschäftigten Fischer wird auf circa 30000 und die der Barken auf 6600 geschätzt.

— In den Khanaten Mittel-Asiens war das Postwesen bisher gänzlich unbekannt. Wie nun indische Blätter melden, hat der junge Chan von Bochara, Turani Bey, angeregt von der gedeihlichen Entwickelung, welche das von den Oesterreichern in Persien eingeführte Postwesen daselbst nimmt, in seinem Lande jetzt ebenfalls einen kleinen Postdienst hergestellt, der zwar noch ganz primitiver Art ist, aber mit der Zeit schon gehörig organisirt werden wird. Zweimal im Monate geht jetzt von der Residenzstadt Bochara ein Kourier nach Samarkand und ein anderer nach Balch in Afghanistan ab, welche Briefe der Regierung und von Privatpersonen zur Weiterbeförderung übernehmen. In Samarkand findet dann der Anschluß an die russische und in Balch an die afghanisch-indische Post statt. Für die Beförderung der Briefe in Bochara muß vorher eine Gebühr entrichtet werden und an den beiden Endstationen werden die Briefe dann frankirt. Briefe von Deutschland nach Bochara können in etwa sechszig Tagen ihr Ziel erreichen.

Afrika.

— Wie der Sekretär der Livingstonia Mission berichtet, ist Mr. James Stewart in dem Missionsboot „Herga" nach dem Ostufer des Njassasees abgesegelt, um dasselbe kartographisch aufzunehmen. Diese Arbeit wird unsere Kenntniß von dem Umriß dieses wunderbaren bergumgürteten Binnensees in wünschenswerther Weise vervollständigen.

Nordamerika.

— Der Census der britischen Kolonie Canada im Jahre 1881 ergab, nach letzter Revision, eine Bevölkerung von 4324810, wovon 2188854 dem männlichen und 2135956 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Es waren 1380084 verheirathet, 160330 Wittwen und Wittwer und 2784396 unverheirathet. Den Nationen nach zählten Franzosen 1298929, Irländer 957403, Engländer 881301, Schotten 699863, Nordamerikaner 77753, Deutsche 25328 u. s. w. Dem Bekenntnisse nach waren Katholiken 1791982, Methodisten 742981, Presbyterianer 676155, englische Kirche 574818, Baptisten 225236, Lutheraner 46850, Mennoniten 21234 u. s. w.

— Der General Carlos Pacheco beabsichtigt, in Mexico den französischen Weinbau einzuführen und hat zu diesem Zweck mehrere Agenten nach Bordeaux geschickt, um in dem Bordelais 50000 Reben zu Rothwein und 12000 zu Weißwein aufzukaufen und nach Mexico zu senden.

— Nach einer Bekanntmachung des Konsuls der Republik Guatemala in Liverpool ist Livingston auf die Dauer von zehn Jahren, vom 1. Januar 1883 an gerechnet, zu einem Freihafen erklärt worden (vergl. „Globus" XLI, S. 159).

— Der Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala wegen der Küstenlandschaft Soconusco, über welchen K. Lamp auf S. 329 des vorigen Bandes berichtete, ist gütlich beigelegt worden. Am 11. August unterzeichneten die Bevollmächtigten der beiden Republiken eine Konvention, welcher zufolge Präsident Arthur den Streit entscheiden soll, Guatemala seine Ansprüche auf Soconusco zu Gunsten Mexicos aufgiebt und die neue Grenzlinie durch Kommissäre der beiden Staaten festgestellt werden soll. So meldet der „New York Herald".

Polargebiete.

— Die Besatzung der „Eira" ist glücklich gerettet; die „Times" erhielten folgendes Telegramm von Mr. Leigh Smith vom 19. August aus Peterhead (Schottland): „Der Walfischfänger-Dampfer „Hope" von 500 Tons, von dem Eira-Unterstützungs-Comité gemiethet, unter Befehl von Sir Allen Young, C. B., mit den Lieutenants Swire, J. Casement, G. G. Bairnsfather und dem Arzt J. Price, alle von der königl. Marine, ist vor Peterhead angelangt und bringt den Mr. B. Leigh Smith, die Offiziere und die Mannschaft des vermißten Nordpolarschiffes „Eira" heim, welche alle die „Hope" am 3. August in Matotschkin Schar, Nowaja Zemlja, aufgenommen hat, nachdem sie ihr Schiff in Franz-Josef-Land verloren hatten und in ihren Booten durch das Eis nach besagter Meerenge zurückgekehrt waren. Die „Hope" wird, nachdem sie den Auftrag, dessentwegen sie ausgeschickt worden war, erfüllt hat, sofort in Aberdeen abgetakelt werden. — Am 13. Juli 1881 dampfte die „Eira" nordwärts durch Packeis. Am 23. Juli bekam sie Franz-Josef-Land in Sicht und fuhr auf Kap Ludlow[1]) zu. Gegen Norden lag dickes Packeis. Am 2. August fuhren sie den Nightingale Sound hinauf, dann nach dem Eira-Hafen (beides südöstlich von Kap Ludlow) und errichteten ein Vorrathshaus. Am 16. August brachen sie nach Osten auf, um nach der „Jeannette" zu suchen, konnten aber Barents Hook (Südostspitze der zu Franz-Josef-Land gehörigen Northbrook-Insel) nicht passiren.

Am 21. August wurde das Schiff zwischen Landeis und dem Pack eine Mile östlich von Kap Flora (Südwestspitze der Northbrook-Insel) zerdrückt und sank, ehe noch viele Vorräthe gerettet werden konnten. Sie bauten auf Kap Flora eine Hütte von Rasen und Steinen, bedeckten sie mit Segeln und überwinterten darin, ohne daß sich Anzeichen von Skorbut einstellten. 29 Walrosse und 36 Bären wurden erlegt und verzehrt. Am 21. Juni 1882 brachen sie in zwei Wal- und zwei Walroßbooten auf, segelten 80 Miles südwärts, ohne Eis zu sehen, und erreichten Matotschkin Schar, Nowaja Zemlja, am 2. August, wo sie am 3. August vom Dampfer „Hope" aufgenommen wurden."

Vergleicht man obiges Telegramm mit der Karte von Leigh Smith's Entdeckungen in Franz-Josef-Land vom Jahre 1880 (s. Proceedings R. Geogr. Soc. 1881 March), so ergiebt sich, daß es der „Eira" auf dieser ihrer letzten Fahrt nicht vergönnt gewesen ist, irgend welche namhaften geographischen Entdeckungen zu machen; sie hat sich auf denselben Gebiete bewegt wie vor zwei Jahren und ist auch dort zu Grunde gegangen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind nach Leigh Smith's eigenen Worten leider gleich Null.

[1]) In $80\frac{1}{2}$ Grad nördl. Br. im Alexandra-Land, der 1880 von Leigh Smith erforschten Westhälfte von Franz-Josef-Land.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Madame Carla Serena hat Abchasien am südwestlichen Abhange des Kaukasus zweimal besucht, zum ersten Male im Jahre 1876 während dreier Monate, dann 1881 auf drei Wochen. Der letztere Besuch hatte lediglich den Zweck,

Der Ingur.

die zur Illustrirung ihrer Reisebeschreibung nöthigen Photographien anzufertigen; denn bei den kaukasischen Photographen war nichts dergleichen vorhanden. Ein waghalsiges Unternehmen, besonders für eine einzelne Frau und

in der herbstlichen Jahreszeit! Aber es gelang ihr, in der Zeit vom 16. Oktober 1881 bis zum 12. December die Reise von Wien nach Tiflis und zurück zu machen und trotz den kurzen Tagen in Abchasien eine Reihe interessanter Bilder aufzunehmen. Die nachfolgende Schilderung der Reise bezieht sich zum größten Theile auf das Jahr 1876.

In Tiflis rieth man ihr auf das Entschiedenste von ihrem Vorhaben ab; als sie aber darauf bestand, fehlte es ihr nicht an der nöthigen Unterstützung der Behörden. Ueber Novo-Senaki und Zugdidi (vergl. „Globus" XLI, S. 1 und 20) erreichte sie unter strömendem Regen den Ingur, welcher Mingrelien von Samurzakan trennt. Beide Landschaften waren oft im Kriege mit einander; denn mehr als einmal suchten die Herrscher der einen oder der anderen ihr Gebiet auf Kosten des Nachbars zu erweitern. Samurzakan bildete früher einen Theil von Abchasien, wo die Familie der Scherwachidze regierte; ein Prinz dieses Stammes, Murzakan, machte sich dann in dem von ihm verwalteten und später nach ihm benannten Lande beim Tode seines Vaters unabhängig und hatte sechs Nachfolger, deren letzter, Manutschar, 1812 von einem seiner Sklaven getödtet wurde. Aus seiner Ehe mit einer Tochter Dadian's von Mingrelien hinterließ er zwei Söhne; Dadian aber verstand es, sich durch List und Gewalt seiner Enkel zu entledigen und die Herrschaft über Samurzakan unter russischem Protektorate an sich zu reißen. Dagegen erhob sich Michael Scherwachidze von Abchasien oder Hamud Bey — die Fürsten aus dieser Familie führten gleichzeitig einen christlichen und einen mohammedanischen Namen —, Rußland mischte sich jedoch in diesen Streit, nahm 1836 den größten Theil von Samurzakan für sich und ließ Mingrelien nur sieben Dörfer und Abchasien den Streifen zwischen den Flüssen Galisga und Ochmri. Bis 1867 behielt Samurzakan seinen eigenen Statthalter; dann wurde es mit Abchasien vereint.

Abchasien steht in administrativer Hinsicht noch nicht auf gleicher Stufe mit anderen kaukasischen Provinzen, besitzt noch keinen Gerichtshof und Civilbehörden, sondern untersteht der Militärverwaltung. Außerdem ist der alte Grenzstreit zwischen Samurzakan und Mingrelien noch immer nicht erledigt, so daß erst vor Kurzem noch eine Kommission aus Beamten von Kutais und Abchasien zur Feststellung der Grenze eingesetzt wurde. Auch der Ingur selbst trägt mit seinem ungestümen, oft wechselndem Laufe dazu bei, die Lösung der Frage zu erschweren; bald reißt er hier ein Stück Flachlandes fort, bald schwemmt er dort etwas an oder bildet Inseln, deren Zugehörigkeit zu Streitigkeiten Anlaß giebt.

Pfosten des englisch-indischen Telegraphen bei Otzartze.

Auf seinem südöstlichen mingrelischen Ufer liegen die Ruinen der Festung Ruchi, ihr gegenüber diejenigen von Otzartze; beide scheinen noch jetzt feindliche Blicke zu wechseln. Großartiger ist, was die Neuzeit zu friedlicheren Zwecken dort auf beiden Ufern errichtet hat: die riesigen Pfähle, welche den englisch-indischen Telegraphendraht, der London mit Calcutta verbindet, tragen. Derjenige auf dem samurzakanischen Ufer, obwohl der kleinere, mißt nicht weniger als 70 Fuß in der Länge; mit äußerster Sorgfalt sind beide gegen die Ueberschwemmungen des unzuverlässigen Ingur geschützt. Aus der Ferne gesehen gleichen die beiden mächtigen Pfähle mit ihrem Takelwerk von Drähten den Masten eines großen Schiffes. Längs der ganzen Linie sind stellenweise Wachstationen errichtet, um zufällige Beschädigungen auszubessern; man zählt deren von Kertsch am Schwarzen Meere bis zur persischen Grenze zwanzig, auf welchen der Dienst um 7 Uhr Morgens beginnt und um 10 Uhr Abends endet. Die Stationen im Kaukasus und namentlich an der Küste des Schwarzen Meeres haben keinen Nachtdienst, da es bei etwa eintretender Störung der Linie doch unmöglich wäre, in der Dunkelheit auf den fast unpassirbaren Wegen die schadhafte Stelle zu erreichen. Die Aufgabe der Beamten besteht darin, stündlich die Bewegungen der Nadel des Galvanoskops zu beobachten; die Stellung derselben giebt an, ob die Leitung gestört ist und ob eine Zwischenstation den Schaden ausbessern muß. Aus diesen täglichen Beobachtungen wird ein Journal zusammengestellt und monatlich dem Centralbureau in Tiflis eingeschickt.

Die Vegetation um Otzartze ist, wie überall in dortiger Gegend, üppig; überall ein Teppich wilder Blumen, Obstbäume, Weinreben, welche sich bis in die Gipfel hundertjähriger Bäume emporranken, Eichen, Linden, Nuß- und Kastanienbäume. Unten rollt, in mehrere Arme getheilt, der reißende Ingur seine Wellen dahin, und wenn er bei Hochwasser die riesigen Felsblöcke aus dem Gebirge daher wälzt, so tönt das Brausen seiner Fluthen wie ein Seesturm. Dies Brausen ist der Schrecken des Uferbewohners, welcher das Rauschen seines ungestümen Nachbars genau kennt und sich nie über das Herannahen eines Unheils täuscht. Die Bergwelt, aus welcher der wilde Strom hervorbricht, steht zu ihm in voller Harmonie: im Hintergrunde erhebt sich die von ewigem Schnee bedeckte Kette,

Digitized by Google

welche Samurzakan und Suanethien im Norden begrenzt, und diesseit derselben liegt der Gebirgsstock Absta Saberia (die Weide von Saberia), welche im Sommer dem Vieh reichliches Futter gewährt. Neben dem Fort Otzartze liegt eine ehemalige Stanitze russischer Kozaken, sowie eine von lokalen Milizen gehaltene Poststation, welche für den Bedarf der Regierung Pferde stellen muß. Pro Pferd und Werst erhalten sie fünf Kopeken und außer der Nahrung monatlich 10 Rubel Sold, dürfen auch allein unter den Kaukasiern, welche stets mit Säbeln, Pistolen, Revolvern und Kinghals bis zu den Zähnen bewaffnet sind, eine Flinte tragen. Jede solche Station besteht aus zwei Lehmhütten, die eine für die Milizen, die andere angeblich für die Pferde, welche letzteren in Wahrheit jedoch Tag und Nacht auf den Feldern oder im Walde zubringen. Der Reisende thut deshalb gut, seine Ankunft vorher anzuzeigen, wenn er rasch befördert sein will. Die meisten dieser Milizen gehören dem Adel an, und selbst einheimische Prinzen drängen sich zu diesem Dienste, bei welchem es wenig zu thun giebt, und der durch die soldatische Tracht anlockt. Uebrigens hat diese Truppe auch die Straßen zu bewachen, deren Sicherheit in den letzten Jahren sich ungemein gehoben hat.

In Otzartze wohnt außer acht Milizen auch noch der Besitzer des „Duchan" mit seiner Familie. Der Duchan ist gleichzeitig Gasthaus, Restaurant, Weinschank und Verkaufslokal für Lebensmittel, deren Anblick indessen schon genügt, jeden Hunger zu vertreiben; so schmutzig ist das Innere des Hauses, in welchem Hunde, Katzen, Hühner, Enten und Schweine in gemüthlicher Eintracht mit den Menschen sich herumtrieben. Geht man von Otzartze nordwärts in der Richtung auf den Bezirk und das Dorf Saberia, so ändert sich die Landschaft sofort; sie bleibt flach, aber wird lachender und ist mehr angebaut, namentlich mit Mais, aus dessen Mehl die Suppe bereitet wird, welche für Arm und Reich das Hauptgericht bildet. Getreidefelder sind sehr viel seltener; denn nur bei großen Festlichkeiten, wie Hochzeits- oder Leichenschmäusen, kommt Brot auf den Tisch; in Abchasien aber kommt Getreide überhaupt nicht mehr fort.

Scheunen (Magasa) in Saberia.

Auch der Anbau von Mais ist dort erst in letzter Zeit allgemeiner geworden; früher bauten ihn nur die großen Herren, an welche sich die Aermeren wenden mußten, wenn sie einen Gast zu bewirthen hatten. Dafür verzehrte man um so mehr Fleisch und Wein.

Das Dorf Saberia, neben welchem die Trümmer einer alten Befestigung liegen, bietet einen überaus freundlichen Anblick. Bei ihrer ersten Reise hatte Madame Serena sich dort nur wenige Stunden aufgehalten; 1881 verweilte sie länger. Gastfreundschaft gewährte ihr beidemal der angesehenste Mann, der Fürst Surab Tchkotwa; er führte sie durch seine weit ausgedehnten Maisfelder und zeigte ihr seine „Magasa", worin die Ernte aufbewahrt wird. Diese Scheunen ruhen auf Pfählen, um ihren Inhalt vor Feuchtigkeit zu bewahren; man bedarf einer Leiter, um zu denselben zu gelangen, und alltäglich entnimmt dort der Koch die für die Suppe nöthige Menge.

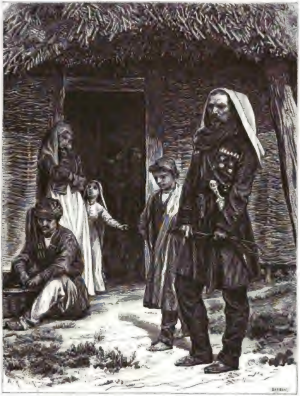
Jenseit Saberia beginnen Waldberge, welche stellenweise an die Umgebung von Maria-Zell in Steiermark erinnern. Eichen, Linden, Platanen und Nußbäume bilden dort einen prächtigen hochstämmigen Wald, in welchem ohne Unterlaß der Gesang der Nachtigallen und Grasmücken ertönt, die kein Flintengeknalle in ihrer Ruhe stört. Den Vögeln sowohl als auch dem übrigen zahlreich vorhandenen Wilde stellt der Mensch hier nicht nach; denn außer den Milizen darf ja Niemand eine Flinte führen, und die Falkenjagd kommt auch mehr und mehr ab. Zudem trägt der Eingeborene, der sich an seinem Mais genügen läßt, kein Verlangen nach Wildpret.

Die Dörfer in Samurzakan sind nicht zusammengebaut, sondern liegen wie in Mingrelien, Imerethien und Gurien zerstreut und die einzelnen Häuser sind von Maisfeldern umgeben. Doch bestehen sie nicht aus Holz, wie in jenen Landschaften, sondern meist aus Flechtwerk. Erst der letzte Herrscher des Landes ließ ein Dorf, Alwoski, aus Holz errichten, und seitdem führt jedes derartige Haus diesen Namen. Ein solches besteht aus vier im Viereck ausgeführten Wänden und trägt ein schräges Dach aus Brettern und an der Sonne getrockneten Blättern; Fenster besitzt es nicht, nur eine niedrige Thür läßt das Licht eindringen. Ein Loch im Dache dient zur Lüftung und als Rauchfang. Die Stelle des Herdes vertritt ein Stein, über welchem an

Eine Wohnung in Samurzakan. (Nach einer Photographie von Ermakow.)

eiserner Kette der Topf zum Kochen des Mais, das einzige Geräth im ganzen Hause, hängt. Rohe Holzbänke, welche des Nachts mit einfachen Matratzen bedeckt werden, dienen als Betten, und zuweilen wird eine Art Vorraum dadurch gebildet, daß das Dach über die Wände vorspringt und von Holzpfosten getragen wird.

Als Madame Serena Saberia verließ, begleitete sie der Sohn ihres Wirthes bis zur Grenze seiner Besitzung, wo sie der Starschina (Aelteste) des Nachbardorfes Tschiri erwartete. Dort langte sie bei Einbruch der Nacht an und wurde von einer angesehenen Persönlichkeit empfangen, welche die Ehre sie zu bewirthen beanspruchte. Dieselbe zeichnete sich vor ihrer Umgebung durch eine große Epaulette auf ihrer zerlumpten Kleidung aus. In schlechtem Russisch stellte sich dieselbe als Junker Lakerbey und Fürst des Landes vor; die Epaulette, die er nie ablegte, auch nicht



Wohnung des adligen Samurzakanioten Junker Lakerbey.

als er am nächsten Morgen Mais verlas, hatte er sich beim letzten abchasischen Aufstande als Anführer einer Miliztruppe verdient.

In Abchasien besteht noch Militärverwaltung, und das ist für den materiellen und moralischen Fortschritt des Landes nicht günstig. Ein einziger Mann waltet und schaltet dort als Diktator, gegen dessen Willen es keine Berufung giebt; die geringste Klage gegen ihn bekommt schon einen Anstrich von Rebellion, und ein Wort aus seinem Munde genügt alsdann, den Verwegenen nach Sibirien zu spediren. Es ist traurig, daß ein von der Natur so reich begabtes Land den Launen eines Despoten ausgeantwortet werden kann, der es zum Besten seiner eigenen Tasche und derjenigen seiner Kreaturen aussaugt. Ein früherer, allgemein verehrter Gouverneur, General Hyman, hatte z. B. eine Summe Geldes gesammelt, um damit einen werthvollen Steinbruch durch eine Straße zugänglich zu machen. Was thut sein Nachfolger Krasschankow? Er baute aller-

Digitized by Google

dings eine Straße, aber nach seiner Villa bei Suchum-kale. Doch steht dem Lande eine bessere Zukunft bevor; 1876 ging man an die Vertheilung des Grundes und Bodens, welcher seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, als die per-

Die Schule in Okum.

Der Bazar in Okum.

sische Familie des Scherwachidze zur Herrschaft gelangte, ausschließlich Eigenthum derselben gewesen war; alle anderen hatten kein Recht auf das Land, welches sie im Schweiße ihres Angesichtes beackerten. Als die Russen 1864 Abcha-

sien in Besitz nahmen, ließen sie zunächst jedem den Acker, den er bestellt hatte, und konfiscirten alles Brachland, dessen Vertheilung nun in Angriff genommen wird. Damit werden die endlosen Landstreitigkeiten aufhören, ein Stamm von wirklichen Bauern geschaffen werden und Abchasien einen großen Schritt nach vorwärts thun. Daß die alte Fürstenfamilie und die Adligen dabei besonders berücksichtigt werden, ist begreiflich. In früherer Zeit gab es verschiedene Stände in Abchasien. Zu oberst stand der Fürst mit Frau und Kindern; den zweiten bildete seine sonstige Verwandtschaft, über welche er das Recht über Leben und Tod hatte. Dann folgten die übrigen Fürstenfamilien, dann die einfachen Adligen, dann die Schinakma, eine Art Kriegerkaste, welche sich jeden Augenblick bereit halten mußte, zu den Waffen zu greifen. Das Volk andererseits zerfiel in Anghawe oder Arbeiter, welche außer zur Zeit der Aussaat und Ernte frei über ihre Zeit verfügen und ihren Herrn wechseln konnten; in die Achuju, verheirathete Sklaven, welche wöchentlich drei Tage Frohndienste leisten mußten, und die Agkaschal oder Vollsklaven, meist Kriegsgefangene, die weniger galten, als das Vieh. Wenn letztere mannbar wurden, mußte ihr Herr sie verheirathen, und dann stiegen sie um eine Stufe auf und wurden Achuju. Seit 1871 sind alle diese Leute frei geworden, sind aber unterwürfig und furchtsam geblieben, wie zur Zeit ihrer Knechtschaft.

Nach dem letzten russisch-türkischen Kriege, in Folge dessen viele Abchasen ihre Heimath verließen, hat eine neue Landtheilung stattgefunden. Einstweilen aber leidet das Land noch unter dieser Entvölkerung, wie es auch zuletzt von allen transkaukasischen Gebieten der Wohlthaten persönlicher Freiheit theilhaftig geworden ist. Die Bildung ist unter der Herrschaft der Scherwachidze unglaublich zurückgeblieben, die Unwissenheit, Unreinlichkeit und Sorglosigkeit entsetzlich; die zerlumpten Fürsten und Edelleute, deren Adelstitel nur auf mündlicher Ueberlieferung beruhen, bedeuten für die Aristokratie des russischen Reiches keinen beneidenswerthen Zuwachs.

Samurzakan, von Natur nicht so wild, wie das nördlicher gelegene Abchasien, nähert sich auch in Bezug auf Bildung und Charakter seiner Einwohner mehr dem höher stehenden Mingrelien. Hauptort ist das von den Russen am Nordrande der Küstenebene gegründete und vom Schwarzen Meere circa 25 Werst entfernte Okum, welches im Mai 1876 etwa 3000 Einwohner zählte, meist Fürsten und Edelleute, welche mit ihrem großen Landbesitze nichts anzufangen wissen. Das niedere Volk treibt Viehzucht, kümmert sich viel um seine Schafe und Ziegen und läßt Pferde, Kühe und Büffel frei herumlaufen, was zu zahllosen Viehdiebstählen Anlaß giebt. Es ist namentlich das Stehlen von Pferden unter den Bewohnern von Abchasien, Samurzakan und Mingrelien zur noblen Passion geworden, der selbst Prinzen huldigen und welcher die Russen durch Verbannung der Missethäter nach fernen Provinzen nicht Herr zu werden vermögen.

Samurzakan besaß 1876 für seine 24 000 Einwohner nur fünf Schulen für Knaben; diejenige in Okum zählte 76 Schüler und das damit verbundene Pensionat für solche, deren Eltern zu entfernt wohnen, konnte deren 40 beherbergen. Letzteres wurde durch freiwillige Beiträge erhalten und war hauptsächlich für arme Kinder bestimmt. Die Schule ist schon 30 Jahre alt; ein in Tiflis erzogener Samurzakaniote und ein Russe unterrichteten auf Russisch in Lesen, Schreiben, Rechnen, elementarer Geometrie, Zeichnen, Geographie, biblischer Geschichte und Diktat, ein georgischer Priester gab Religionsunterricht und erklärte das Evangelium auf Georgisch. Auch Turnen und Singen — musikalisches Gehör und Verständniß scheint jedoch den Einheimischen abzugehen — wurde gelehrt, und Schulversäumniß mit 10 Kopeken an den Eltern bestraft; der Unterricht selbst war umsonst.

Okum besitzt auch eine hübsche Kirche mit zwei Priestern und einen Bazar, dessen Insassen meist Mingrelier sind. Der Samurzakaniote betreibt kein Handwerk: der Bäcker und Schlosser in Okum sind Griechen. Türken dürfen sich dort nicht niederlassen, wohl aber in Abchasien, Suchum, Oschemschiri, Gudauti und im Bezirke von Pitzunda. Jede Familie im Lande, sie mag so viele Mitglieder haben, als sie will, zahlt jährlich zwei Rubel Steuern. Die Konskription ist noch nicht eingeführt, aber im Kriegsfalle ist jeder Soldat, und die Samurzakanioten sind bekannt wegen ihrer Tapferkeit, welche ihnen bei einem Aufstande 1840 eine rothseidene Fahne als Geschenk des Kaisers eingebracht hat. Jetzt geht man damit um, in der Landschaft ein Regiment irregulärer Milizen zu errichten.

Die Indianer des Gran Chaco.

Von **Albert Amerlan** in Tucuman.

I.

Allgemeines. — Lebensweise. — Sitten und Gebräuche.

Eine mehr wie gewöhnliche Aufmerksamkeit, hervorgerufen durch das tragische Schicksal der von Jules Crevaux geführten Expedition, welches dieselbe an den Ufern des Rio Pilcomayo ereilte, haben die wilden verrätherischen Bewohner des Gran Chaco, jenes ungeheuern, von 20 bis 30 Grad s. Br. und 60 bis 65 Grad w. L. von Paris sich erstreckenden „Schlupfwinkels für wilde Thiere“ [1]) neuerdings auf sich gelenkt. Bis jetzt ist es den Regierungen der drei Rupubliken Argentinien, Bolivia und Paraguay, welche sich in den Gran Chaco getheilt haben, nur an wenigen unbedeutenden Stellen desselben, die theils am Rio Paraná, theils am Rio Paraguay liegen, gelungen, festen Fuß zu fassen. Eine Eroberung und damit faktische Besitzergreifung dieses weiten, von der Natur durch Terrainhindernisse aller Art befestigten Tummelplatzes zahlreicher nomadisirender Indianerhorden dürfte wohl kaum vor Ablauf von hundert Jahren zu erwarten sein.

Nur wenige Nachrichten über Lebensweise und Sitten der dort hausenden Völkerschaften sind bis jetzt bekannt geworden, da diese jedem Eindringen in ihr Gebiet sich stets mit bewaffneter Hand entgegenstellen und so eine nähere Kenntnißnahme ihrer Gewohnheiten und Gebräuche zur

[1]) Chacú (indianisch), Zufluchtsort für wilde Thiere.

Unmöglichkeit machen. Nur einem Manne, dem Franziskaner-Mönch Pater Joaquin Remedi, der gegenwärtig im Städtchen Cafayate in der argentinischen Provinz Salta als Pfarrer lebt, ist es gelungen, während eines Zeitraumes von vierzehn Jahren, und zwar von 1859 bis 1873, als Missionär unter diesen Wilden zu leben, während dieser Zeit einen großen Theil des Gran Chaco mit ihnen zu durchstreifen und interessante Studien, Beobachtungen und Aufzeichnungen über ihre Lebensweise und Sprache zu machen. Bald nach seiner Rückkehr wurde der Pater in eine der am Rio Bermejo errichteten Missionsstationen versetzt, die durch die große Ueberschwemmung dieses Flusses im Jahre 1875 sämmtlich zerstört wurden, wobei leider auch die so werthvollen Manuskripte des Missionärs, welche die Resultate vierzehnjähriger Studien und Beobachtungen enthielten, verloren gingen. Ein für die Wissenschaft kaum zu ersetzender Verlust!

Nachstehende Angaben sind nun nach den Mittheilungen des Pater Remedi aufgezeichnet, der noch immer zaudert, seine Erfahrungen zu veröffentlichen, da eine Ordensregel jedem Franziskaner verbietet, irgend etwas zu publiciren, was nicht vorher der Censur seiner Oberen unterworfen wurde.

Remedi schätzt die Gesammtzahl der im Gran Chaco lebenden Indianer auf 100 000 in viele Stämme getheilte Seelen, von denen fast jeder Stamm seine eigene Sprache hat. Nur die Chiriguanos sprechen, wenn auch vielfach korrumpirt, das in der Republik Paraguay und in der argentinischen Provinz Corrientes gebräuchliche Guarani. Die bedeutendsten der die theilweise bewaldeten, größtentheils wasserreichen Ebenen des Gran Chaco durchziehenden Tribus sind: Chiriguanos, Matacos, Tobas, Guaycurùs, Chunupis, Abipones, Mocovis und Betelos. Außer diesen wohnen noch im Nord-Nord-Osten des weiten Landes Stämme, die Remedi weder kennen lernte noch deren Namen er erfahren konnte.

Würde man zwischen den wilden Bewohnern des Gran Chaco und den die weiten baumlosen Ebenen im Süden der Provinzen Buenos Aires, Santa-Fé, Córdoba, San-Luis und Mendoza unsicher machenden Pampas-Indianern einen Vergleich anstellen, so würde dieser zum großen Nachtheil der ersteren ausfallen. Die Chaco-Indianer besitzen weder die Körperkraft noch den ungebändigten Sinn, gepaart mit dem überschäumenden Muth der Indianer des Südens. Während der kräftige, schlanke Pampas-Indianer auf seinem caballo de tiro (Renner) mit der Lanze in der Faust über die grasbewachsene, sonst aber kahle Ebene dahinjagt, sein Adlerblick den von allen Terrainhindernissen freien Horizont im Moment überschaut, indeß er vor Begierde brennt, sich mit einem ihm begegnenden Feinde, Mann an Mann, zu messen, schleicht die bedeutend kleinere, feigere Rothhaut des Gran Chaco mit Pfeil und Bogen in den sumpfigen Wäldern, die jeden Umblick verhindern, überall sorgsam Deckung nehmend, umher, um irgend einen Schlupfwinkel zu erspähen, von wo aus sie, gefahrlos für das eigene Leben, dem erspähten ahnungslosen Opfer den tödtlichen Pfeil in den Körper schnellen kann. Mit einem Wort: der rothe ungezügelte Sohn der Pampas ist bis zur Raserei tapfer, tollkühn und verwegen, dabei blutgierig, räuberisch und verlogen. Der Indianer des Gran Chaco besitzt die letzteren schlechten Eigenschaften in noch ausgeprägterem Maße, ohne die erstgenannten besseren sein eigen zu nennen, an deren Stelle bei ihm Feigheit, Verrath, oder in gegebenen Fällen auch winselnde Demuth, deren sich ein Pampas-Indianer nie schuldig machen wird, treten.

Doch genug von den seelischen Eigenschaften des Chaco-Indianers; beobachten wir ihn jetzt bei seinem Thun und Treiben, in seinen Sitten und Gewohnheiten. Die Beschäftigung dieser Rothhaut beschränkt sich außer dem Kriege, der permanent zwischen den verschiedenen Stämmen herrscht, auf Jagd, Fischfang und Anfertigung der hierzu nöthigen Waffen und Geräthschaften, die aus Bogen, Pfeilen, Lanze, Harpune, Messer und Netzen bestehen. Die gesammte übrige Arbeit hat das Weib zu verrichten. Außer der Wartung der Kinder hat das arme geplagte Geschöpf die Hütte herzustellen, Holz und Wasser zu holen, die Mahlzeit zu bereiten, Wolle und Baumwolle zu spinnen und zu färben, wozu es die Farbstoffe im Walde suchen muß; ferner hat die Frau Decken zu weben, Zwirn aus den getrockneten Eingeweiden erlegter Thiere mittels Kauen im Munde herzustellen, Fasern von dem „chaguar" zu suchen und so zu präpariren, daß ihr Tyrann dieselben zu Netzen verarbeiten kann; ferner hat sie patacas (Mantelsäcke) anzufertigen, irdene Töpfe aus Thon zu formen und zu brennen, die Früchte der Algarroba zu suchen, um aus ihnen das bierähnliche, berauschende Getränk, Aloja genannt, zu bereiten, von dem der Ehemann so lange trinkt, bis er besinnungslos am Boden liegt; — kurz, die Frau ist die Sklavin ihres dabei eifersüchtigen Gatten, der ihr nie erlaubt, sich ohne Aufsicht, und sei es auch nur die eines fremden Kindes, vom Lagerplatze zu entfernen.

Was die Hütte (choza) betrifft, welche das Weib jedes Indianers dieser nomadisirenden Stämme herzustellen hat, so ist dieselbe im höchsten Grade primitiv. Sie ist eigentlich nur eine Art Laube, die in wenigen Stunden fix und fertig errichtet ist. Neben einem dicht belaubten Strauch werden Baumzweige derartig in den Erdboden gestoßen, daß das Ganze einen Kreis bildet, worauf die Spitzen der Zweige mittels eines Hautstreifens zu einem Büschel derartig zusammengebunden werden, daß das Ganze wie eine riesige Käseglocke aussieht und die Hütte oder, richtiger gesagt, die Laube ist fertig. Der Boden derselben wird mit Gras und Schilf bedeckt, wie auch der untere Theil der kreisrunden Wand damit ausstaffirt wird. Der so hergestellte Pavillon steht nun dem Herrn und Gemahl zur Verfügung.

Bei Männern und Weibern besteht die einzige Kleidung aus einer um die Hüften geschlagenen und dort mit einem ledernen Strick zusammengehaltenen Decke, welche nicht ganz bis zu den Knien reicht, während der Oberkörper entblößt getragen wird. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis zur Zeit der Reife völlig nackt. Die Weiber schneiden sich das Haupthaar mit einem Messer ab, während die Männer es über der Stirn und zu beiden Seiten der Schläfe niemals kürzen.

Die Chiriguanos, welche sich vor allen übrigen Tribus durch die solidere Bauart ihrer Hütten vortheilhaft auszeichnen, durchbohren die Unterlippe, in welcher sie die „tembeta", einen aus Muschel oder Knochen roh gearbeiteten Knopf, tragen, während die Tobas die Läppchen beider Ohren durchlöchern und in die so entstandene Oeffnung ein cylinderförmiges, einen Centimeter im Durchschnitt haltendes Hölzchen stecken. Während die Männer der Tobas nur bei feierlichen Gelegenheiten das Gesicht mit Farbe beschmieren, tätowiren die Weiber dieses Stammes ihren ganzen Körper auf unvertilgbare Weise mit den wunderbarsten Arabesken. Dieser Gebrauch herrscht auch bei den meisten übrigen Stämmen. Im Ganzen sind alle diese Wilden ungemein abgehärtet und trotzen den wildesten Wettern mit Leichtigkeit. Des Nachts schlafen sie in freier Luft ohne jede Unterlage auf dem harten Erdboden und nur bei großer Kälte, oder heftigem Gewitterregen suchen sie das Innere ihrer chozas auf.

Wie alle Indianer, sind auch sie dem Genuß starken Tabaks und spirituöser Getränke leidenschaftlich ergeben, und kennen kein größeres Vergnügen, als sich bis zur Besinnungslosigkeit zu berauschen. Im Uebrigen sind sie genügsam. Haben sie für den Augenblick zu essen, so sind sie zufrieden. Stets nur denken sie an den heutigen Tag, aber nie an den kommenden.

Die schwachen und wenigen Barthaare, womit die Natur die Männer bedacht hat, rupfen diese sich mit ihren Fingernägeln aus und tragen Wange, Kinn und Lippen kahl.

Von besonderen Eigenthümlichkeiten darf wohl die bei ihnen herrschende Sitte erwähnt werden, daß die verheiratheten Personen kein Schaffleisch essen, weil sie des festen Glaubens sind, daß die zu erwartenden Kinder dann stumpfnasig geboren werden. Trotzdem die Vielweiberei gestattet ist, wird hiervon doch nur in sehr beschränktem Maße Gebrauch gemacht, indem der größte Theil der Männer nur eine Frau, der übrige Theil aber, mit Ausnahme der Kaziken und Capitanejos, die deren mehrere haben, nie mehr wie zwei Frauen besitzt.

Sind diese Indianer auf der Reise, oder legen sie, wie ein Theil der Matacos, einen Weg von achtzig bis hundert Leguas zurück, um zur Zeit der Zuckerrohrernte auf den Feldern der Zuckeretablissements der Provinz Salta in Arbeit zu treten, so trägt der Mann, der häufig sogar beritten ist, nur Lanze, Harpune, Bogen, Pfeile und Netze; während das arme Weib die ganze Bagage, bestehend aus Töpfen, Decken, Fellen und Proviant, schleppend, dabei noch ein Kind auf der Schulter und ein anderes auf dem Arme tragend, demüthig hinter ihrem Herrn und Gebieter herkeucht.

Ihre Kinder lieben die Chaco-Indianer ungemein; sie lassen sie in voller Freiheit und Ungebundenheit aufwachsen, ohne sie jemals zu bestrafen. Im Allgemeinen besitzen die Kinder ein gutes Gedächtniß und Fassungsvermögen, so daß sie mit Leichtigkeit das lernen, was man ihnen lehrt.

Wird ein Knabe mannbar, so veranstalten die Eltern desselben ein Fest, das acht Tage und länger währt, wobei der „pimpin“ (eine Art Tambourin) geschlagen und alle Gäste in einem permanenten Zustand vollkommenster Trunkenheit, mittels Aloja, erhalten werden. Während dieser ganzen Zeit sitzen die elf bis dreizehn Jahre alten Mädchen (mit elf Jahren werden diese hier schon heirathsfähig) mit Decken und Fellen verhüllt in den verschiedenen chozas des Tribus, ohne sich hervorwagen zu dürfen. Es geschieht dies, um den zum Jüngling herangewachsenen Knaben auf die Hütten, in denen sich heirathsfähige Mädchen befinden, aufmerksam zu machen, da ein strenges Gesetz befiehlt, daß jeder mannbar gewordene Knabe sich sofort zu verheirathen habe. Anfänglich mag ein solches Gesetz sonderbar erscheinen, aber man wird zugeben müssen, daß es wohl geeignet ist, den Stamm vor gewissen verheerenden ansteckenden Krankheiten, die häufig genug den Untergang anderer wilder Völker zur Folge haben, zu bewahren. Die Heirath findet ohne jede Ceremonie statt. Der Jüngling verlangt von den Eltern des Mädchens diese zur Frau. Stimmen jene zu, was fast stets der Fall, da sonst Todfeindschaft entstehen würde, so ist die Ehe geschlossen, und die junge Frau begiebt sich sofort mit ihrem Gemahl zu dessen choza, um dort unverzüglich für ihren Gebieter zu arbeiten. Ehescheidungen finden, sobald keine Kinder vorhanden sind, häufig unter ihnen statt; d. h. der Mann verstößt einfach sein Weib und nimmt ein anderes. Ist jedoch das erste Kind geboren, so gehören die Ehescheidungen zu den Ausnahmen.

Bei leichteren Krankheiten kurirt jeder Indianer auf eigene Faust; für schwere Krankheiten sind Aerzte von Profession, die zugleich Zauberer sind, vorhanden. Die Kuren, welche diese anwenden, sind jedoch so extravaganter Natur, daß sie schwerlich die Approbation eines deutschen Medicinalrathes erhalten dürften. Aeußere Verletzungen, Wunden, Eiterbeulen und dergleichen heilen diese Jünger des Aeskulap dadurch, daß sie aus den Fingern ihrer beiden Hände eine Röhre bilden, durch welche sie den Athem, unter schaurigem Gebrumm, eine halbe Stunde lang auf die Wunde blasen, worauf der Patient, in Decken gewickelt, einer Schwitzkur unterworfen wird. Innere Krankheiten, wie Fieber, Lungen-, Unterleibsentzündung u. a. m., werden auf dieselbe Weise, nur mit dem Unterschiede behandelt, daß das Anblasen, Anhauchen, Brummen und Grunzen länger dauert und lebhafter betrieben wird. Nach Beendigung dieser Procedur zieht der Zauberer dem Kranken eine Raupe, eine Spinne, einen Dorn, einen Holzsplitter und dergleichen mehr aus dem leidenden Körpertheil, zeigt diese Gegenstände den Umstehenden und spricht mit feierlicher Stimme: „Mit Recht leidet der Arme! Seht, alle diese vom bösen Geist ihm in den Körper gesteckten Dinge waren es, welche ihm die Stiche und Schmerzen verursachten!“ Die Kinder der Wildniß zweifeln keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Rede, da unter ihnen felsenfester Glaube an Spiritismus und Geheimmittel herrscht. Wird der Kranke nicht besser, so hat er noch mehr solche Sachen im Körper, weshalb diese ebenfalls unter erneuten verdoppelten Beschwörungen und Anstrengungen entfernt werden müssen. Stirbt trotzdem der Patient, so fehlt es dem Zauberer nicht an Ausreden, deren hauptsächlichste ist, daß man ihn nicht frühzeitig genug gerufen habe.

Bei chronischen Krankheiten, speciell bei der Schwindsucht, ist der Leidende von einem Feinde behext, den der Zauberer namhaft macht, und welcher, im Fall der Kranke stirbt, von den Anverwandten und Freunden desselben getödtet wird.

Treten pestartige Krankheiten, z. B. die Pocken, die ungeheure Verheerungen unter den Indianern anrichten, bei einem der Stämme auf, so ruft der Oberzauberer durch die schrillen Töne einer Knochenpfeife alle Aerzte zusammen und führt sie nach einem freien Felde, wo er sie in Linie aufstellt. Alle befinden sich im höchsten Putz; die Gesichter roth oder schwarz beschmiert, Federn auf dem Haupt und in den Händen hohle, mit Steinen und Muscheln halb angefüllte Kalabassen haltend. Der Oberzauberer, welcher auf dem rechten Flügel steht, hat einen Stock und eine Büchse, angefüllt mit Rindenpulver vom Cebil, in der Hand; er fährt fort seiner Knochenpfeife die gellendsten Töne zu entlocken, wobei er unverwandt in die Luft blickt, während die übrigen Zauberer dumpfe Beschwörungen murmeln. Endlich sagt jener in einer Art Verzückung: er sehe wie die Pest in der Luft langsam davonziehe, worauf er, unter allgemeinem Schweigen, mit seinem gen Himmel gerichteten Stock allerlei kabbalistische Zeichen und Figuren beschreibt, eine Prise pulverisirter Cebilrinde in die Nase stopft, einige Minuten nachdenkt und dann erklärt, die Pest wäre jetzt von dem Stamme gewichen und habe ihren Weg zu den Christen oder irgend einem feindlichen Stamme, den er nennt, hin eingeschlagen. Hiermit ist die feierliche Handlung beendet. Weichen die Pocken trotzdem nicht von dem Stamm, so entflieht dieser, unter Zurücklassung der Kranken, in die dichtesten Wälder, wobei die Nachzügler mit Baumzweigen die Spuren am Boden hinter sich verwischen, damit die Pest den Weg verliere und dem Stamm nicht folgen könne.

Mit Ausnahme der Chiriguanos, welche ihre Todten

in große irdene Gefäße setzen und dann in den bei Lebzeiten zuletzt von ihnen bewohnten Hütten beerdigen, bringen die übrigen Horden die Leichen der Verstorbenen zu irgend einer sumpfigen Stelle im Walde, wo sie dieselben mit Laub, Zweigen und Erde bedecken und daneben ein irdenes Gefäß mit Wasser stellen. Die nächsten Verwandten trauern nun so lange, bis alles Wasser in diesem Gefäß verdunstet ist, was in der Regel nach vier bis fünf Wochen geschehen ist. Die Trauer besteht darin, daß täglich bei Sonnenaufgang ein einstündiges Klagegeheul erhoben wird und während der Trauerzeit keine Fische gegessen werden dürfen. Die Wittwe des Verstorbenen ist zu einer mehrmonatlichen Trauer verpflichtet, während welcher Zeit sie stets das Gesicht mit einem Stück Zeug verhüllt halten muß.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

(Zweite Hälfte.)

Ein Besuch in San Diego.

Die gegenwärtig etwa 3000 Einwohner zählende Stadt San Diego — gewöhnlich „Stadt der glänzenden Zukunft" (City of magnificent prospects) genannt —, deren Gründung als Hafenplatz eigentlich erst vom Jahre 1867 datirt, besitzt außer ihrem vorzüglichen Hafen und der Aussicht, der westliche Endpunkt von einer oder zwei südlichen Ueberlandbahnen zu werden, noch einen großen natürlichen Vorzug, welchen kein neidischer Rivale, kein noch so wetterwendisches Geschick ihr zu rauben vermag. Es ist dies das wunderschöne Klima, welches in keiner Stadt auf dem weiten nordamerikanischen Kontinente das ganze Jahr hindurch so vorzüglich als hier ist.

Wenn während der letzten anderthalb Decennien ein Fremder in diese fast am Ende des Unionsgebiets liegende Stadt (sie liegt nur 15 engl. Meilen von der mexikanischen Grenze entfernt) verschlagen wurde, so drehte sich seine Unterhaltung mit den biederen San Diegoern nächst der unvermeidlichen Erörterung über die glänzende Zukunft ihrer Stadt sicherlich tagaus tagein um drei Themata: den Hafen, die Eisenbahn und das Klima. Beim Frühstück redete man über den Hafen, beim Lunch über die Eisenbahn, beim Diner über das Klima. Am nächsten Morgen begann die Unterhaltung dann wieder mit dem unübertrefflichen Klima, beim Lunch kam der Hafen an die Reihe und beim Diner die Eisenbahn und so fort in der Reihenfolge. Ich erwähne den dritten Kardinalpunkt, das Klima, schon jetzt, weil ohne dasselbe, so gut wie ohne den Hafen und die Eisenbahn, San Diego nicht das wäre, was es ist.

Das Klima trägt augenscheinlich die Schuld daran, den Charakter der Bewohner von San Diego so prägnant ausgebildet zu haben. Keine andere Stadt der Welt könnte 15 Jahre lang bloß von getäuschten Hoffnungen leben, wenn nicht wie hier ein stets blauer Himmel auf sie herabschiene und eine wonnig milde und doch erfrischende Seeluft ewig über dieselbe hinsäuselte und alles Arg aus dem Herzen ihrer Bewohner verscheuchte. Man braucht nur einen Spaziergang durch die geräumigen Straßen dieser Zukunftsmetropole zu machen, und man wird über die Gemüthlichkeit ihrer Bürger erstaunen. In jeder andern Stadt Amerikas würden die Einwohner bei der Aussicht, daß die Tauben bereits gebraten sind, die ihnen nächstdem in den Mund fliegen sollen, aus Rand und Band gerathen. Hier nimmt man die Sache von der sich verwirklichenden glänzenden Zukunft als selbstverständlich mit großer Gemüthsruhe entgegen, und Niemand echauffirt sich als die Landspekulanten, welche den Fremden Grundstücke und „corner lots" (Eckbauplätze) zu verkaufen trachten. Daß es in San Diego mehr Landspekulanten als thätige Geschäftsleute und mehr Advokaten als Doktoren der Medizin giebt, hat dem Ruf dieser Stadt bis jetzt noch nicht geschadet; wenn die Vermehrung jener Menschenspecies aber einen so stetigen Fortgang als bisher nimmt, so möchte die alte Gemüthlichkeit doch bald ein Ende nehmen!

Die Bevölkerung von San Diego ist eine recht gemischte, und namentlich das spanisch-mexikanische Volkselement ist unter derselben ziemlich stark vertreten. Die Gestalten der unverfälschten „Greaser" beleben die Hafenstraßen, und die Wirthschaft in den dort liegenden zahlreichen Kneipen ist für eine amerikanische Stadt recht ausländisch zu nennen. Mandolinengeklimper schallt zu jeder Zeit aus den Trinkstuben hervor, schwarzbraune Señoritas lungern auf dem Trottoir und stolze Mexikaner ergehen sich in süßem Nichtsthun und freuen sich über das Geschrei der kleinen grünen Papageien, welche auf den Querbalken unter der Veranda auf und ab spazieren. Diese Bevölkerung, ebenso wie die Chinesen, welche hier wie überall an der pacifischen Küste das Waschmonopol haben, wird San Diego nicht groß machen; um dies einzusehen, dazu braucht man nicht ein Prophet zu sein! Im feinern Stadttheile dagegen tritt das amerikanische Element in seine Rechte. In der Hauptgeschäftsstraße, der fünften Straße, befinden sich manche ansehnliche Bauten, große Waarenlager sind in den „Stores" zum Verkauf ausgestellt und es zeigt sich dort ein ganz respektabler Verkehr. In den eleganten Räumen des „Horton House" sieht man außer zahlreichen Fremden viele Offiziere von dem hier garnisonirenden Grenzposten der Vereinigten-Staaten-Armee. Es herrscht dort ein so kavaliermäßiger Gesellschaftston, als befände man sich in einer größern Stadt Amerikas.

Wir wollen jetzt die Stadt und ihre Umgebung etwas genauer betrachten. Bei einem Spaziergange durch dieselbe wird jedem Fremden sofort der Mangel von Bäumen auffallen, zumal die Sterilität der umliegenden Gegend, welche nirgends durch kompakte Bauten vor dem Auge verdeckt wird, überall offen zu Tage tritt. Die Gebäude stehen, mit alleiniger Ausnahme an der fünften Straße, sehr zerstreut, gleichsam dorfähnlich da, und zwischen ihnen drängt sich aller Orten der dürre, vergilbte Boden hervor, was ein sehr unerquickliches Bild giebt. In einer Stadt, die an der Grenze der Tropen liegt, erwartet man Palmen oder ähn-

liche Gewächse zu sehen. Außer zwei durchaus nicht schönen Bäumen dieser Species, die ich in der Altstadt gewahrte, muß ich leider die gänzliche Abwesenheit jener herrlichen Tropengewächse in San Diego bezeugen, dieselben müßten sich denn irgendwo versteckt halten, wo ein Fremder sie nicht leicht finden kann. Der geringe Baumwuchs beschränkt sich auf einige sogenannte „pepper trees" (Schinus Molle, ursprünglich in Chili einheimisch), die man aber überall in Californien antrifft. Die Plaza vor meinem Quartier, dem Horton House, war so kahl wie eine Tenne. Bei einer Stadt von 100 000 und mehr Einwohnern würde dies weniger auffällig sein, da der Verkehr von Menschen und Fuhrwerken die Einförmigkeit aufhöbe. Aber ein Landstädtchen, was San Diego doch bis jetzt nur gewesen ist, mit einer fast stets menschenleeren großen Plaza, ohne einen Halm oder Strauch und Baum darauf, war mir noch nicht vorgekommen. Das blaue Gewässer der Bai inmitten der sie ringsum einschließenden fast vegetationslosen Ufergelände sieht so aus, als ob die Natur es beim Erschaffen des schönen Wasserspiegels hätte bewenden lassen wollen und den Menschen die Ausschmückung des Rahmens dazu überließe, ein Amt, welches von diesen bis jetzt leider nur kümmerlich verwaltet worden ist.

Dieser Mangel an Vegetation hat seine Ursache in der Abwesenheit von fließendem Wasser. Wo der Boden hinreichend bewässert werden kann, springt auch hier wie fast überall in Südcalifornien sofort eine üppige Vegetation hervor. Ein Beispiel davon sind die östlich von National City liegenden kleinen Thäler La Nacion, Otay, Chollas, Sweetwater und Paradise mit ihren blühenden Orangen- und Citronenhainen. Möglicherweise wird man durch die Anlage von artesischen Brunnen mit der Zeit einen genügenden Wasservorrath herbeischaffen können, um auch der Stadt San Diego und ihrer Umgebung ihr steriles Aeußere zu nehmen; bis jetzt haben die Versuche damit aber noch kein besonders günstiges Resultat gehabt, denn der einzige etwa 300 Fuß tiefe artesische Brunnen liefert nur ein geringes Wasserquantum.

Die Anlage der Stadt an einer sich sanft gegen den Hafen abdachenden Höhe ist sonst, namentlich in Betreff einer vollkommenen Drainirung, eine recht glückliche zu nennen. Man kann auch die Vorsicht der jetzigen Stadtväter nur loben, welche bei Zeiten für den nöthigen Raum zu einer Metropole sorgten. San Francisco, welches bei seiner Anlage auf höchstens 30 000 Einwohner berechnet war, und wo man später, als sich die Stadt mit Riesenschritten vergrößerte, ganze Straßen erweitern und umbauen mußte, scheint den San Diegoern in dieser Beziehung als ein warnendes Beispiel vorgeschwebt zu haben. Sie nahmen sich vor, ihrer Stadt, ehe dieselbe durch Häuser eingeengt würde, den nöthigen „Ellenbogenraum" zu sichern und die Lage der Hauptboulevards von vornherein zu präcisiren. In Folge dessen ist San Diego, welches aus Alt-, Mittel- und Neu-San-Diego und einem halben Dutzend sogenannter „Additions" besteht, auf einem Raum von zehn englischen Quadratmeilen „ausgelegt" worden. Daß dabei ein Park von etwa $1^1/_2$ Quadratmeilen Flächenraum innerhalb der Stadtgrenzen reservirt wurde, zeugt von einer anerkennenswerthen Rücksicht auf die Gesundheit der Einwohnerschaft dieser zukünftigen Großstadt.

Der Leser möge nicht glauben, daß ich mir mit diesen Bemerkungen einen schlechten Scherz auf die San Diegoer erlaubt habe. Im Gegentheil, ich glaube kaum, daß ein Bewohner dieser Zukunftsmetropole, dem diese Zeilen vielleicht zu Gesicht kommen möchten, meine Worte so auslegen wird. Leider hat aber San Diego bereits einen Rivalen in der Nähe, der seinen Großstadtgelüsten möglicherweise einen argen Strich durch die Rechnung machen könnte; es ist dies die von der Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft nur vier Miles von San Diego am obern Ende der Bai gegründete nagelneue Stadt National City, wo die genannte Gesellschaft auf ihrem eigenen Grund und Boden bereits ansehnliche Maschinenwerkstätten und Hafenanlagen errichten läßt. National City ist der Dorn im Fleisch von San Diego. Da die Atchison-Gesellschaft bei National City, dem von ihr bestimmten Terminus, einen großen Landkomplex besitzt, so ist sie im Stande — was den Raum anbetrifft —, ihre Stadt in noch größeren Dimensionen als San Diego „auszulegen". Der für Bahnhofsbauten, Weichen, Hafenanlagen &c. bestimmte Flächenraum ist größer, als ihn irgend eine Eisenbahn in Amerika besitzt; und sollte National City dementsprechend aufgebaut werden, so würde San Diego in Vergleich zu demselben bald die Rolle einer Vorstadt einnehmen müssen. An Platz fehlt es jedenfalls nicht für eine oder zwei Riesenstädte an der San-Diego-Bai, vor denen sich San Francisco verkriechen müßte!

Was sind nun die Gründe, auf welche sich die Großstadtgelüste von San Diego basiren? — Zunächst ist es der Hafen, der allerdings vortrefflich ist, obgleich er sowohl der Bai von San Francisco als dem Puget Sund bedeutend nachsteht. Die Länge der Bai von San Diego beträgt etwa 14 englische Meilen, mit einer abwechselnden Breite von circa einer Meile vor Neu-San-Diego und $2^1/_2$ Miles vor National City und unterhalb San Diego. Die Bai ist den größten Seeschiffen zugänglich und bildet einen sichern Ankergrund. Vor Stürmen ist sie so vollständig geschützt, daß ein kleines Boot selbst beim heftigsten Winde ungefährdet von Ufer zu Ufer fahren kann. Dagegen verflacht sie sich so allmälig, daß z. B. der vor San Diego liegende Pfeilerquai 2260 Fuß lang ist, um an seinem Ende einen Ankergrund von 22 Fuß Tiefe zu erreichen. Da das Wasser sich zur Zeit der Ebbe ziemlich weit zurückzieht und das Ufer bloßlegt, so wäre eine ganze Reihe solcher Hafenbauten für einen größern Schifffahrtsverkehr unumgänglich nothwendig. Bei National City ist das Fahrwasser allerdings geräumiger, aber gewaltige Quais müßten auch hier erbaut werden, um der Schifffahrt einer großen Handelsstadt genügenden Platz zum Anlanden zu verschaffen. Die Bai von San Diego wird durch eine schmale niedrige Landzunge gebildet, welche dieselbe vom Meere trennt. Ich möchte diese Bai mit einer der Lagunen vergleichen, wie sie sich an der atlantischen Küste der Südstaaten und am Mexikanischen Golf vorfinden.

Die für den Welthandel so vorzügliche Lage der Bai von San Diego wird von Enthusiasten folgendermaßen bezeichnet: — „Sie liegt Mexico, Centralamerika und der Westküste von Südamerika 500 Miles näher als die Bai von San Francisco; Australien, Neu-Seeland und die Südseeinseln sind ihr 300 engl. Meilen, China und Japan 100 Meilen näher, als die Entfernung von San Francisco dorthin beträgt. Die Distanz von San Diego nach Newyork und den atlantischen Häfen der Union ist 500 engl. Meilen kürzer, als von San Francisco dorthin, und die Eisenbahnlinien, welche, von San Diego ausgehend, den nordamerikanischen Kontinent überspannen werden, sind in Folge des günstigern Terrains und klimatischer Verhältnisse weit leichter und weniger kostspielig zu befahren, als die Central und Union Pacific mit ihren Schneedächern und schwierigen Gebirgspässen: — ergo wird und muß San Diego den ostasiatischen, australischen und südamerikanischen Handel dem Emporkömmling San Francisco naturgemäß wieder entreißen. Daß die über viele Millio-

nen gebietende Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft sofort nach der Vollendung ihrer Linie Dampferverbindungen mit Ostasien und Australien von San Diego aus herstellen wird, versteht sich von selbst."

Zugegeben nun, daß der Hafen von San Diego allen Anforderungen entspricht und eine südliche Transkontinentalbahn binnen Jahresfrist dort ihren westlichen Endpunkt haben wird, so sind doch noch andere Faktoren nothwendig, um San Diego zu einer großen Handelsstadt zu machen; und da fallen folgende Naturfehler, die San Diegos Aussichten arg beeinflussen müssen, in erster Linie dem unparteiischen Beschauer ins Auge.

San Diego besitzt vor Allem kein Hinterland, das einer höhern Kultur nutzbar gemacht werden könnte. Einige unbedeutende, des Anbaues fähige Thäler abgerechnet, muß das gegen hundert Miles entfernte County von San Bernardino als das nächste Kulturgebiet angesehen werden, welches San Diego tributpflichtig sein wird. Die Bahnlinie östlich von San Bernardino bis nach Neu-Mexico auf der Linie der Atlantic und Pacific läuft, mit Ausnahme der Gegend bei Prescott im nördlichen Arizona, durch eine Wüstenei. Ob sich dort reiche Minendistrikte, wie im südlichen Arizona, entwickeln werden, kann nur die Zukunft lehren. Jenes Territorium ist allerdings in raschem Aufschwung begriffen; aber San Diego kann nie dessen Handel allein kontrolliren, der sich bereits zwischen Chicago und San Francisco theilt. Die Strecke nach Fort Yuma auf der Linie der Texas- und Pacific-Eisenbahn ist ebenfalls eine traurige Wüste. Der Regenfall ist in allen jenen Gebieten durchaus ungenügend, um Cerealien zur Reife zu bringen, und eine künstliche Bewässerung ist nur an wenigen bevorzugten Stellen möglich.

Dagegen kann San Diego darauf rechnen, der natürliche Absatzmarkt von etwa der Hälfte des produktenreichen Countys von Los Angeles zu werden. Allerdings erwartet jene Zukunftsmetropole des südlichen Californiens durch eine Eisenbahn nach Santa Ana dereinst in direkte Verbindung mit Los Angeles zu treten und damit der Seehafen dieser blühenden Binnenstadt zu werden. Los Angeles besitzt aber in San Pedro (Wilmington) einen nähern, allerdings künstlichen Hafen, mit dem es bereits eine Schienenverbindung hat; und es wird alles daransetzen, um jenen Hafen zu verbessern und nicht von San Diego abhängig zu werden, denn es leidet gerade so wie San Diego an Großstadtgelüsten und spekulirt sogar darauf, bald die Hauptstadt eines neuen aus dem südlichen Californien und einem Theil von Arizona zu bildenden Staates zu werden.

Die mit großen Geldmitteln versehenen Eisenbahngesellschaften, welche San Diego als westlichen Terminus auserkoren haben, werden natürlich versuchen, einen Theil des australischen und ostasiatischen Handels dorthin zu leiten. Im besten Falle wird dies aber nur ein Transithandel werden, denn der Lokalhandel von San Diego muß noch auf Jahre hinaus höchst unbedeutend bleiben. Große Subsidien mögen solche Dampferlinien veranlassen, einige ihrer Schiffe auch nach San Diego zu senden, um Waaren auf einer kürzern Route als über San Francisco nach den atlantischen Handelsstädten zu befördern. Ohne Subsidien wird dies sicherlich nicht der Fall sein; denn der Vortheil einer um etliche hundert Miles nähern Seereise ist kein Aequivalent für den bedeutenden Lokalhandel, den ein großes und reiches Handelscentrum wie San Francisco solchen Dampfschiffslinien bietet. Ein Transithandel allein hat noch nie eine große Handelsstadt ins Leben gerufen; und es wäre ein Wunder zu nennen, wenn San Diego in dieser Beziehung in der Welt eine Ausnahme machen sollte.

Nach meinem Dafürhalten hat San Diego gute Aussicht, in den nächsten zehn Jahren ein kleiner blühender Hafenort von etwa 10 000 bis 15 000 Einwohnern zu werden. Mit der Entwickelung der Distrikte Los Angeles und San Bernardino und dem Emporblühen des Territoriums Arizona wird es Schritt halten, und wenn östliche Kapitalisten daselbst Importgeschäfte gründen sollten, so kann der Platz sogar ein ganz respektables Handelscentrum für jene Gebiete und das angrenzende Mexico werden. Für Untercalifornien ist San Diego bereits jetzt der Stapelplatz, von wo die dortigen Minendistrikte ihren Bedarf an Lebensmitteln, Maschinen &c. beziehen. Da in jenem Lande fast gar nichts producirt wird, was zum Lebensunterhalte dient, und seine Mineralschätze bedeutend sind, so würde sich bei einer vernünftigen Finanzwirthschaft der mexikanischen Regierung bald ein ansehnlicher Handel mit San Diego zu gegenseitigem Nutzen herausbilden. So lange aber der Eingangszoll z. B. auf amerikanisches „bacon" (Speck) 12½ Cents pro Pfund beträgt, d. h. mehr als das Rohmaterial in Californien kostet, und das Faß Mehl in dem nur hundert Miles von San Diego gelegenen Minendistrikte San Rafael 22 Dollars kostet, ist an ein Emporblühen jenes Landes nicht zu denken.

Sollte sich Untercalifornien schneller, als es jetzt den Anschein hat, entwickeln, so würde die am jenseitigen Ufer des Golfes liegende Hafenstadt Guaymas für den Handel jenes Landes jedoch bald ein ebenbürtiger Rivale von San Diego werden, dessen Konkurrenz diese Stadt so wie so zu fürchten hat. Die Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft, welche den Bau der von der amerikanischen Grenze über Arispe und Hermosillo nach Guaymas laufenden 284 engl. Meilen langen „Sonora-Eisenbahn" übernommen hat, wird binnen Kurzem Guaymas faktisch zu einem ihrer Terminalhäfen machen; und auch die Southern Pacific hat den Plan gefaßt, eine Zweigbahn von Fort Yuma nach Point Isabel am Golf zu bauen, von wo die Verbindung mit Guaymas leicht herzustellen ist. Die Aussichten von San Diego, Handelsmetropole von Südcalifornien, Sonora, Arizona und Untercalifornien zu werden, sind also immerhin noch etwas umwölkt, denn selbst wenn in San Francisco das Gras wieder in den Straßen wachsen sollte, könnte Guaymas der „Stadt der glänzenden Zukunft" den Rang ablaufen und so gut wie diese den australischen und ostasiatischen Handel an sich ziehen.

Wir wollen uns jetzt mit dem schönsten Erbtheil San Diegos etwas näher beschäftigen, mit seinem prachtvollen Klima, von welchem bereits Agassiz sagte, es sei das eigentliche Großkapital dieser Stadt. Eine kurze Schilderung ihrer klimatischen Vorzüge wird dies sofort verdeutlichen. Die mittlere Temperatur für die Frühjahrsmonate beträgt dort 60, für den Sommer 68, für den Herbst 63 und für den Winter 54 Grade Fahrenheit; — oder um genauer zu sein: die Durchschnittstemperatur für jeden Monat im Jahre um fünf Minuten vor zwei Uhr Nachmittags, der heißesten Tageszeit, beträgt nach der Angabe des „United States Signal Service" für die Station San Diego: im Januar 64 Grad Fahrenheit; im Februar 59; im März 62; im April 65; im Mai 65; im Juni 67; im Juli 74; im August 74; im September 70; im Oktober 68; im November 66 und im December 60 Grade Fahrenheit. Die Nächte sind im ganzen Jahre angenehm kühl und erfrischend, ohne je kalt zu werden.

Es ist dies eine so gleichförmige gemäßigte Temperatur das ganze Jahr hindurch, und zwar an der Grenze der tropischen Zone, außerhalb des Bereichs der strengen Winter nördlicher Breiten, wie kein zweiter Kurort in Amerika

sie aufzuweisen vermag. Florida, welches seit Wiederherstellung des Friedens alljährlich viele Tausende aus den Nordstaaten im Winter nach seinem milden Klima zieht, ist zur Sommerszeit unangenehm heiß und mit San Diego als Sanitarium gar nicht zu vergleichen. Das Klima Südcaliforniens hat in dieser Beziehung in Amerika nirgends seines Gleichen. Mitunter wird es freilich von Nebeln heimgesucht; aber in San Diego sind auch diese eine Seltenheit und dessen Lage am Meere ist daher auch dort eine bevorzugte. Dabei ist die Atmosphäre trocken und gesund. Der Regenfall beträgt in San Diego durchschnittlich 10 Zoll im Jahre. Der geringste, den man verzeichnet hat, betrug $2^{3}/_{8}$, der höchste 17 Zoll im Jahre. Beide letztgenannten Fälle waren aber eine Ausnahme von der Regel. Dem Pflanzenwuchs ist nun allerdings ein so geringer atmosphärischer Niederschlag nicht gedeihlich; um so gesunder dagegen ist das Klima von San Diego für den Menschen. Hier giebt es keine Extreme im Klima und keinen plötzlichen Temperaturwechsel, und man trägt dieselben Kleider im Winter wie im Sommer. Die Abende sind geradezu himmlisch zu nennen. Wer unter diesem sonnigen Himmel und bei den milden und doch so erfrischenden Seewinden nicht gesundet, dem wird dies schwerlich sonstwo in der Welt gelingen! Das nahe Meer bietet für Invalide den bestmöglichen Badegrund, da das Wasser stets fast dieselbe Temperatur wie die Luft zeigt.

Schon seit Jahren wird San Diego in Folge dieser seiner vorzüglichen Eigenschaften als Sanitarium namentlich von Brustkranken besucht, die hier Linderung fanden, nachdem sie dieselbe in Florida, Madeira und in anderen Heilplätzen vergebens gesucht hatten. Für den Fremden ist die Langeweile jetzt das schlimmste Uebel, das ihm in San Diego zu Theil werden kann. Vergnügungsplätze existiren dort noch nicht; kein Kurgarten, keine Musik, kein Theater oder dergleichen — und tagaus tagein von nichts zu reden als vom Hafen, der Eisenbahn, dem Klima und der glänzenden Zukunft der Stadt ist fast genug, um mit der Zeit einen Gesunden krank zu machen. Alles dies wird sich aber allmälig ändern; und sobald Fremde diesen Platz auf einer Eisenbahn leicht erreichen können, wird derselbe zweifelsohne das Nizza und Mentone von Amerika werden.

Ehe ich von San Diego schied, machte ich seinem Rivalen National City noch einen flüchtigen Besuch, womit ich den 4. Juli, den Tag der Unabhängigkeitserklärung dieser Union, feierte. Auf einem mit vier Mustangs bespannten Stellwagen gelangte ich durch eine Sandwüste nach der nur vier Miles entfernten Zukunftsmetropole. Ein berühmter Landspekulant Namens *Kimball*, ein Yankee vom reinsten Wasser, saß mit im Wagen und ließ zu meiner Ergötzung seiner Zunge freien Lauf. Er renommirte damit, daß er der Vertraute der Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft sei, die ihm mit 32 Millionen Dollars im Rücken stände, und daß er unter der Garantie der Bostoner Kapitalisten die Kontrolle über alle Landverkäufe der National City habe. Gegen den *dicken* 20fachen Millionär Crocker in San Francisco, den Präsidenten der Southern Pacific, der ihm neulich gesagt hätte, es dürfe keine andere Gesellschaft als die von ihm kontrollirte Eisenbahnen in Californien bauen, habe er seine Meinung ganz unverholen dahin ausgesprochen, daß *seine Leute* gerade so viel Geld und noch mehr hätten als jener, und sich den Teufel um seine Erlaubniß scheerten, eine Eisenbahn nach San Diego zu bauen. Die Atchison-Gesellschaft besitze 59 engl. Quadratmeilen Land hinter National City und würde die Kaktuswüste dort bald in ein blühendes Paradies verwandeln; und was den Hafen anbelange, so wäre der bei National City der beste in der ganzen Welt. Er habe bereits einen Quai gebaut, an dem sieben große Dampfschiffe anlegen könnten und wo außerdem noch hinreichend Platz für einen der riesigen chinesischen Postdampfer sei, die ohne Frage schon in nächster Zeit nach der Bai von San Diego anstatt nach San Francisco fahren würden.

Im Laufe der Unterhaltung erzählte er mir, daß Hunderttausende in Newyork, Philadelphia, Boston, Brooklyn und Chicago bereits die Koffer packten, um nach National City zu ziehen, und daß es den Anschein habe, der ganze *Osten* wolle hierher kommen. Er, Kimball junior, hätte an seinen Bruder in Boston telegraphirt, ja keine Bauplätze mehr in National City zu verkaufen, da dieselben täglich riesig im Preis stiegen und er gern einige der am besten gelegenen für Museen, Theater, Hotels, Bahnhöfe ꝛc. reserviren möchte. *Mir* erbot er sich jedoch noch ein paar „corner lots“ abzulassen, bloß um mir den Beweis zu liefern, daß er kein selbstsüchtiger Mann sei. Diese Proposition lehnte ich nach Besichtigung von National City dankbar ab. Die Stammbevölkerung von 500 Chinesen imponirte mir nicht, und die 15 *Hotels*, oder vielmehr Holzbaracken, enthusiasmirten mich noch weniger. Mit einem Wort, diese Zukunftsmetropole — von den neidischen San Diegoern höhnischer Weise *Kimballtown* genannt — machte mich um San Francisco nicht besorgt. Als der Kutscher bei der Heimkehr um jedes der auf der öden Ebene allein dastehende *Hotel* mit dem Geschrei: „San Diego!“ — „San Diego!“ — herumfuhr, um Passagiere hervorzulocken, ohne daß eine Menschenseele zum Vorschein kam, beruhigte ich mich über die funfzig Schiffe, welche nach Kimball's Aussage nächstens in den noch leeren Hafen einlaufen würden, und ärgerte mich sogar darüber, daß die chinesischen Postdampfer vorläufig noch ihre Fracht von Kulis in San Francisco statt in San Diego und National City abladen werden.

Am Abend des 5. Juli schiffte ich mich auf dem Dampfer „Orizaba“ in San Diego ein, um nach San Francisco zurückzukehren. Linker Hand begleitete uns bis zum Ausgange des Hafens die niedrige, von allem Baumwuchs oder irgend welchen Zeichen der Kultur entblößte „Peninsula of San Diego“, welche die Bai vom offenen Meere trennt, rechter Hand lag der sich sanft emporhebende Uferhang, an welchem San Diego seine Häuser malerisch hingestreut hatte, während vor uns eine lange Bergfaçade, die in einem mit einem Leuchtthurm gekrönten Vorgebirge (Ballart Point) schroff ins Meer hinauslief, das Panorama abschloß. Als wir zwischen der niedrigen Landzunge und dem steilen Vorgebirge ins Meer hinausfuhren, überraschte mich die seltsame Gestaltung eines langen schmalen Erddamms, der sich, wie von Menschenhänden angelegt, halbwegs vom Festlande in die Mündung der Bai hinauserstreckte. Ob eine frühere längst vergessene Generation dieses seltsame Bollwerk erbaut hatte, oder ob es von der Natur so geschaffen wurde, läßt sich schwer entscheiden; sicherlich könnte man keinen Wellenbrecher trefflicher als diesen konstruiren! Vom Meere aus betrachtet nahm sich San Diego auf dem hohen Ufer gerade so aus, als ob es direkt an der See läge, da die dazwischen liegende niedrige Landzunge dem Auge nicht lange sichtbar blieb. Im Südwesten lagen die bergigen Coronada-Inseln, weiterhin die langgestreckten Gebirgszüge in Untercalifornien, worunter der etwa 50 engl. Meilen entfernte „table mountain“ in scharfen Umrissen hervortrat. Bald lag das Vorgebirge am Hafeneingange hinter uns, San Diego entschwand unserm Blick, und lustig dampfte der „Orizaba“ gen Norden dem 500 Miles entlegenen Goldenen Thore entgegen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Als ein sehr nützliches Büchlein erscheint uns Dr. R. Kleinpaul's „Italienischer Sprachführer“ (Leipzig, Bibliographisches Institut), voll praktischer Winke, geschickt angeordnet (alphabetisch; doch so, daß man z. B. unter „Speisekarte“ fast sieben Spalten voll Namen von Gerichten findet, und daß auf jedes Stichwort die bezüglichen Redensarten folgen) und vorzüglich die Sprache des lebendigen Reiseverkehrs behandelnd. Des Verfassers langjähriger Aufenthalt in Italien bürgt für die Genauigkeit des Gebotenen.

— Nach einer Bekanntmachung des russischen Ministeriums der Kommunikationen ist der neu angelegte Swir-Kanal zwischen den Flüssen Sjas und Kuiwasar auf der 16 Werst langen Strecke von Woronowki bis zum Sjas dem Verkehr übergeben worden, darf aber während der Schifffahrtsperiode 1882 nur von solchen Schiffen befahren werden, die von Dampfern geschleppt werden.

Asien.

— Trotz dem Verluste seines Schiffes „Oscar Dickson“ (s. „Globus“ XLI, S. 203) hat Herr Sibiriakow beschlossen, einen weitern Versuch zur Eröffnung einer Handelsverbindung mit dem Jenisei zu machen, und zu diesem Zwecke seinen Vertreter in Gothenburg, Kapitän Appelberg, beauftragt, den Dampfer „Nordenskjöld“ möglichst rasch zu beladen und nach dem Jenisei abgehen zu lassen. Das zumeist mit englischen Waaren beladene Schiff wird in Kureika überwintern und im nächsten Jahre mit einer Ladung sibirischer Produkte zurückkehren; Befehlshaber ist Kapitän Johannesen, welcher auf der Vega-Expedition die „Lena“ kommandirte. Außerdem wird die „Diana“ mit Waaren von Tromsö nach dem Samojedendorfe am Jugor Schar gehen, von wo die Ladung auf Renthieren nach Obdorsk geschafft werden soll.

— Der bekannte Korrespondent des „New York Herald“, W. H. Gilder, ist entzückt über die Schönheit der Zähne bei den Eingeborenen Nordsibiriens. Er sah 60 und 70 jährige Greise mit vollen Reihen kleiner, perlenweißer, glatter und gesunder Zähne. Zahnschmerz und Hohlsein der Zähne sind dort unbekannt. Ein Arzt von Jakutsk schreibe diesen Vorzug den Gewohnheiten, der Nahrungsweise und einer von Kindheit an auf die Pflege der Zähne verwendeten Sorgfalt zu. Niemals genießen die Eingeborenen Zucker, in welcher Form es auch sei, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht in seinen Besitz gelangen können. Ferner trinken sie täglich, Sommer und Winter, große Mengen saurer Milch, welche antiskorbutisch wirkt; und endlich kauen sie nach jeder Mahlzeit ein Stückchen Kiefernharz, um damit Zähne und Zahnfleisch von allen Speiseresten zu befreien. Dieses Harz wird von allen Apothekern Sibiriens verkauft und ist auch bei russischen Damen viel in Gebrauch.

— Aus dem durch die Einverleibung des Turkmenen-Gebietes bedeutend vergrößerten russischen Besitze im Osten des Kaspischen Meeres ist laut Verfügung vom 30. Juni (12. Juli) 1882 ein besonderer Zakaspischer Oblast gebildet worden, mit dem Sitze der Verwaltungsbehörden in Aschabad. Derselbe ist eingetheilt in die drei Kreise Mangyschlak mit dem Fort Alexandrowsk als Sitz der Behörden, den Kreis Krasnowodsk mit gleichnamiger Hauptstadt, und den Achal-teke-Kreis mit der Hauptstadt Aschabad. Die Abgrenzung der drei Kreise soll der Gouverneur des kaukasischen Militärbezirks bestimmen.

— Die Reise der beiden Engländer Colquhoun und Wahab durch das südliche China (vergl. „Globus“ XLI, S. 206), welche neben wissenschaftlichen Zielen den Zweck verfolgte, den südchinesischen Handel nach den britischen Besitzungen am Meerbusen von Pegu zu lenken, ist zu Ende geführt worden. Die Reisenden befanden sich bereits zu Anfang August zu Rangun, das sie indessen leider nicht auf dem Wege durch Siam, wie sie beabsichtigten, sondern auf der wohl bekannten Straße über Bhamo am obern Irawadi erreichten. In Bhamo langten sie am 14. Juli an. Haben sie so auf der zweiten Hälfte der Reise Gegenden gekreuzt, die in den letzten Jahren häufiger von Europäern besucht worden sind, und mag es auch, wie wir glauben, sehr unwahrscheinlich sein, daß der Handel großer Gebiete durch das Erscheinen zweier einzelner Männer neue Bahnen einzuschlagen bewogen wird, so ist es jedenfalls von wissenschaftlichem Interesse, daß der Fluß von Canton und sein großer südlicher Zufluß, der Jü-kiang, befahren und auch aufgenommen worden sind. Die betreffende Karte soll der „Royal Geographical Society“ mitgetheilt werden. Auch zahlreiche Photographien seiner landschaftlich hervorragend schönen Ufer wurden aufgenommen. Aus einem Briefe Wahab's (datirt Pe-se in Süd-China, 10. März 1882), welchen die „Times“ veröffentlichten, theilen wir Folgendes mit: Kurz ehe die Reisenden Pe-se erreichten, begegneten sie einem prächtigen Stamme Ureingeborener, und zwar in Gestalt einer Anzahl von Kormoran-Fischern, welche weiter im Westen wohnten, aber zur Ausübung ihres Gewerbes mit ihren Booten den Strom herabgefahren waren. Diese Leute waren höchst interessant, vielfach verschieden von den gewöhnlichen Anwohnern des Flusses und in mehr als einem Punkte denselben überlegen. Sie nennen sich Kwei-tschou Tu-su oder der Stamm von Kwei-tschou und haben bessern Wuchs, aufrechtern Gang und ausdrucksvollere Gesichter als die Chinesen. Beim Fischen steht jeder Mann in einem ganz kleinen Boote, welches zwei bis drei Vögel und ein kleines Netz enthält; als Ruder dient eine lange dünne Bambustange. Die Flottille von einem Dutzend oder mehr Booten bewegte sich in Gestalt eines V vorwärts; die Vögel schwammen dabei in der Mitte und die Netze hingen über Bord. Alle Bewegungen wurden mit großer Präcision ausgeführt; das lustige Schreien der Männer, das Platschen der Bambus und der Vögel gab ein interessantes, anregendes Schauspiel. Solcher Aboriginerstämme giebt es zwischen Nan-ning am Jü-kiang und Pe-se über ein Dutzend; jeder steht unter einem Häuptlinge, welcher für die richtige Ablieferung der Steuern und die gute Aufführung seines Stammes verantwortlich ist. Je weiter nach Westen, desto deutlicher zeigt sich der Einfluß dieser Eingeborenen auf die Physiognomie und die Körperbeschaffenheit der Flußanwohner.

— Der Bericht der kaiserlich japanischen Münze in Osaka für das Jahr vom 1. Juli 1880 bis ebendahin 1881 (im Ganzen der 11. Bericht) zeigt, daß während dieses Finanzjahres Goldmünzen im Werthe von 490 585 Yen (Dollars), d. h. bedeutend mehr als im vorigen Jahre, geschlagen worden sind. Auch im Silber ist eine erhöhte Thätigkeit zu verzeichnen: 5 089 113 Yenstücke wurden geprägt und von Kupfermünzen circa 74 Millionen Stück im Nominalwerthe von über einer Million Yen. Der Gesammtwerth der von der kaiserlichen Münze während

ihres zehnjährigen Bestehens geschlagenen Münzen beträgt 97 596 529,79 Yen.

Afrika.

— Wagner und Debes in Leipzig veröffentlichen „E. Debes' Karte von Unter-Aegypten“ mit Specialkarten und Plänen des Suez-Kanals, von Kairo, Alexandrien, Port Said 2c. (Pr. 1 Mark), welche Bädeker's Unter-Aegypten entnommen sind. Dieselbe ist zur Verfolgung der Kriegsereignisse zu empfehlen, da sie in Wahrheit auf dem besten vorhandenen Materiale basirt.

— Ein Brief des Afrika-Reisenden Paul Soleillet (vergl. „Globus“ XLI, S. 143), datirt Obock am Rothen Meere, den 8. Mai 1882, berichtet: „Wir haben hier Elend aller Art gehabt, aber endlich ist Obock gegründet. Ich habe soeben eine wichtige Karawane vom König Menelek auf dem Wege über Hussa erhalten, die erste, die von Schoa nach Obock kommt. Meine persönlichen Beziehungen zu den Eingeborenen sind immer die besten, obgleich einer unserer Diener aus Zufall ein Dankali-Kind getödtet hat. Ich stehe auf sehr gutem Fuße mit den Sultanen von Reitta, Bajura, Loheita und der Haussa. Ich bin selbst eines guten Empfanges beim schrecklichen Mohammed Hanfale sicher, den man bisher für ein Ungeheuer ausgegeben, weil er noch keinen Weißen empfangen hat, und ich denke gute Freundschaft mit ihm zu schließen.“

— Aus einem Briefe des deutschen Missionärs Flad, eines der abessinischen Gefangenen, theilt das „Athenaeum“ Folgendes mit: „König Johann von Abessinien benutzt die gegenwärtige Krisis in Aegypten, um wieder von den Provinzen Mensa und Bogos Besitz zu ergreifen, die Aegypten an sich gerissen hatte. Neulich kamen seine Truppen bis nach Massaua und plünderten das Land. Die Galla-Stämme im Süden von Abessinien unterwirft er und bekehrt sie zur abessinischen Kirche. Vier koptische Bischöfe sind von Kairo nach Abessinien gekommen, um ihm als „Abunas“ in der Bekehrung aller Gallas behilflich zu sein. Nach Briefen vom Missionär Mayer ist König Menelek von Schoa im Begriff, die Galla-Stämme von Dschaha, Gumro, Gieta 2c. zu unterwerfen und zu taufen. Er bereitet eine Expedition nach dem Suai-See in Guragne vor. Auf fünf Inseln leben seit dem 16. Jahrhundert Nachkommen der alten äthiopischen Dynastie; sie sind Christen, haben Kirchen und besitzen, nach Aussage der Abessinier, sehr werthvolle Manuskripte. In Bali, fünf Tagereisen südlich von Ankober, haben die Missionäre Mayer und Greiner angefangen, die von abessinischen Priestern getauften Gallas zu unterrichten und ihnen das Evangelium zu predigen. Die eingeborenen Missionäre in West-Abessinien fahren ohne Widerstand fort, den Falaschas (Juden) und abessinischen Christen den gekreuzigten Christus zu predigen und Gottes Wort und Traktate unter ihnen zu vertheilen. Fünf erwachsene Falaschas sind neulich in einer ihrer Stationen, Genda, getauft worden. Ihre Schulen werden stark besucht. In einigen Theilen Abessiniens ist der Sklavenhandel abgeschafft, doch werden heimlich Nachts Sklavenkarawanen von ägyptischen Händlern durch das Land getrieben. Hunderte von Sklaven sind kürzlich von europäischen Missionären aus dem Innern der Galla-Länder kommend gesehen worden, die längs des Blauen Nils nach Aegypten getrieben wurden. So lange die Nilgegenden in den Händen der Mohammedaner sind, kann dem Sklavenhandel kein Ende bereitet werden.“

— Auf Anregung des Vorstandes der British Association for the Advancement of Science (vergl. „Globus“ XL, S. 286) hat nun auch der Verwaltungsrath der Royal Geographical Society zu London beschlossen, eine Expedition nach Ost-Afrika zur Erforschung der schneebedeckten Berge Kenia und Kilimandscharo, sowie des zwischen diesen und dem östlichen Ufer des Victoria-Nyanza-Sees liegenden Landes auszurüsten. Der energische Mr. Joseph Thomson wird der Führer sein und Anfangs nächsten Jahres sich nach Zanzibar begeben, um dort seine Gesellschaft zu organisiren.

— Am 5. Mai hat sich der Marinelieutenant Giraud von Marseille aus nach Zanzibar begeben, um nach einem viermonatlichen, der Ausrüstung seiner Karawane und der Erlernung der Suaheli-Sprache gewidmeten Aufenthalte auf dieser Insel nach dem Bangweolo-See aufzubrechen, den er auf einem mitgenommenen zerlegbaren Boote zu erforschen gedenkt.

— Aus einem Briefe des englischen Konsuls in Mozambique, O'Neill, ergiebt sich, daß der ewige Schnee, der nach der Angabe der Herren Maples und Goldfinch den Berg Irati im Südosten des Njassa-Sees bedecken sollte, wahrscheinlich auf einer Täuschung beruht. O'Neill hat diesen Berg ganz in der Nähe beobachtet und schätzte ihn nicht höher als 5000 bis 6000 Fuß über dem Meeresspiegel.

Nordamerika.

— Am 27. Juli ist Dr. Aurel Krause, einer der Brüder, welche im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft eine wissenschaftliche Forschungsreise nach der Tschuktschen-Halbinsel und später nach Alaska (s. „Globus“ XLI, S. 319) ausgeführt haben, von San Francisco über Panama und Newyork wohlbehalten in Bremen eingetroffen. Der andere Bruder, Dr. Arthur Krause, gedenkt erst im Herbste nach Deutschland zurückzukehren.

— Im Juliheft des „American Naturalist“ veröffentlicht Iwan Petrow eine werthvolle Abhandlung über die Grenze der Innuit[1]-Stämme an der Küste von Alaska, in der er verschiedene Schlüsse Dall's bekämpfe. Petrow ist seit Jahren mit diesen Küsten vertraut und seine Vermuthungen über Ursprung und Wanderungen der Innuit-Stämme sind für den Ethnologen von hohem Interesse. Bei dieser Gelegenheit macht er wichtige Bemerkungen über das Anwachsen von Muschelhaufen. „Die Zeit,“ sagt er, „die zur Bildung einer sogenannten Lage von Küchenresten nöthig ist, wie sie unter den Stätten von aleutischen oder innuitischen Wohnungen gefunden worden, bin ich geneigt für geringer zu halten als Dall. Jeder, der eine gesunde Innuit-Familie bei ihrer Mahlzeit vom saftigen Seeigel beobachtet hat, wird einsehen, daß sie in einem Monat eine große Menge Schalenreste aufhäufen können: beide Hände sind eifrig damit beschäftigt, die Nahrung dem geräumigen Munde zuzuführen; durch eine geschickte Kombinirung von Zahn- und Zungenthätigkeit werden die Schalen zersprengt und fallen, ihres reichen Inhalts entleert, unaufhörlich mit Gerassel zu Boden, bis das Mahl beendet ist. Eine Familie von drei oder vier Erwachsenen und vielleicht einer gleichen Anzahl von Kindern läßt nach einer einzigen Mahlzeit ein 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß hohes Denkmal ihrer Gefräßigkeit zurück. Im Prince-Williams-Sund konnte ich die Lagerstätten von Seeotterjägern auf der ihren Jagdgründen nahen Küste untersuchen. Hier leben sie fast ausschließlich von Seeigeln und Muscheln, die sie roh verzehren um nicht durch Rauch und Feuer die empfindliche Seeotter aus ihrer Nähe zu vertreiben. Die Haufen Küchenreste, die unter solchen Umständen während einer einzigen Kampagne zu Stande kamen, waren von einer geradezu Staunen erregenden Höhe. Sie werden sicherlich in tausend Jahren den scharfen Berechner des Alters von Muschelhaufen in die Irre führen.“ An einer andern Stelle sagt er: „Als ein Beispiel von der Schnelligkeit, mit der die Gezeiten dieser Gegend Umrisse von Küsten und andere Landmerkmale verändern, führe ich eine Beobachtung während meines Aufenthaltes auf der Nutschek-Insel im letzten Sommer an. In kurzer Entfernung von der Niederlassung war in einem Felsenriff 3 bis 4 Fuß über Hochwasserstand eine Höhle, die

[1] Dies ist der Name, den sich die Eskimos selbst geben; es ist der Plural von in-nu, der Mensch.

ich oft besuchte. Um die Mitte des Juni fand eine Mondfinsterniß bei Vollmond statt, die eine Fluthbewegung von ungewöhnlicher Ausdehnung und Heftigkeit verursachte. Als ich Tags darauf meine Höhle besuchte, fand ich sie fast ganz durch Steine und Trümmer ausgefüllt. Sie lag ungefähr ebenso hoch über Wasser wie die Höhle von Amaknak, aus welcher Dall so bedeutende Belehrung über das Alter der in ihr gefundenen Küchenreste gezogen hat. Ich führe diese Beispiele nur an, um zu zeigen, daß man nicht all und jeder Anhäufung von Speiseabfällen an der Küste von Alaska großes Alter zuschreiben darf, und ferner als Stütze meiner Theorie einer allgemeinen Einwanderung der Innuits längs dieser Küste in einer verhältnißmäßig neuen Periode, nach der Erfindung des Kajak oder eines ähnlichen Fahrzeuges.

— Es herrscht die weitverbreitete, aber falsche Meinung, daß das Mormonenthum nicht an Ausdehnung gewinnt; im Gegentheil, niemals hat es mehr Proselyten gewonnen als gerade jetzt, wo ihm, nicht sowohl aus den Vereinigten Staaten, als aus England, Schottland, Dänemark, Schweden und Norwegen neue Gläubige zuströmen. Dieselben gehören fast ausschließlich den armen Klassen an; sie sind müde, in Europa ohne Hoffnung auf ein besseres Loos weiter zu arbeiten und werden von den mormonischen Missionären weniger durch die Lehre, als durch die Aussicht gewonnen, in Utah ein Paradies an Wohlstand, Freiheit und allgemeiner Bruderliebe zu finden. Im Ganzen zählt man unter der 143 000 Seelen starken Bevölkerung Utahs circa 112 000 Mormonen, außerdem 1900 in Arizona, 6000 in Colorado und ferner Heiligenkolonien in Neu-Mexico, Idaho, Nevada, Wyoming, Georgia, Tennessee und einigen anderen Südstaaten. Zehn Missionäre wirken in diesen Staaten, und jährlich verlassen Mormonen Salt Lake City, um in Europa Propaganda für ihre Lehre zu machen. Im Jahre 1881 erhielten 800 Engländer die mormonische Taufe, und 1459 Einwanderer ließen sich in Utah nieder, darunter 812 Engländer, 505 Skandinavier, 90 Schweizer, 30 Holländer, 1 Irländer und 1 Franzose. Diese Statistik zeigt, wie sehr das englische Element unter den Proselyten überwiegt; man schätzt die englischen Mormonen auf ein ganzes Drittel der Bevölkerung des Territoriums. In Liverpool ist das Hauptquartier des Mormonismus für Großbritannien; hier befindet sich eine Auswanderungs-Generalagentur, eine Buchhandlung und eine Druckerei, wo das wöchentlich erscheinende Organ der Sekte: „The Latter Days Saints Millennial Star" gedruckt wird.

— Zwischen Juan del Sur in Nicaragua und Panama ist ein unterseeisches Kabel versenkt worden, wodurch Newyork in direkte telegraphische Verbindung mit Valparaiso gebracht wird.

Südamerika.

— Als gute Uebersichtskarte nennen wir hier Heinrich Kiepert's Generalkarte von Südamerika, ein großes Blatt im Maßstabe von 1 : 10 000 000 (Berlin D. Reimer, Preis 3 Mark), welches außer dem Kontinente in sieben Kartons die wichtigsten Gebiete und Umgebungen einiger Hauptstädte in größerm Reduktionsverhältnisse zur Darstellung bringt. Der Herausgeber ist bemüht gewesen, in dieser Karte die sämmtlichen neueren und neuesten Reiseergebnisse zu verwerthen und, soweit es möglich ist, die augenblicklichen politischen Verhältnisse zum Ausdrucke zu bringen.

— Der brasilianische Ackerbauminister hat die Summe von 480 000 Milreis zur Gründung von sechs landwirthschaftlichen Schulen gefordert, ein für die Kultur des Kaiserreiches höchst wichtiger Schritt, dessen Gewährung durch die gesetzgebenden Gewalten sehr zu hoffen ist.

— Die Zuckerproduktion in der Argentinischen Republik macht erstaunliche Fortschritte: die diesjährige Ernte wird auf 100 000 Arrobas geschätzt, gegen 50 000 bis 60 000 vor zwei und drei Jahren. Auch der Weinbau im Innern schreitet so bedeutend vor, daß voraussichtlich in einigen Jahren der Zucker- und Weinimport gleich Null sein wird. Geradezu jede Erwartung aber wird übertroffen durch die Maisernte. Der „Standard" von Buenos-Ayres schreibt hierüber: „Die diesjährige Maisernte erweist sich als zu groß für unsere Eisenbahnen; der Export wird auf circa 200 000 Tons geschätzt; jeder den Hafen verlassende Dampfer führt Tausende von Säcken nach neuen europäischen Märkten aus." Der argentinische Mais soll von einer ganz vorzüglichen Qualität sein und einen hohen Preis auf den Märkten erzielen.

— Dr. Crevaux's Ermordung durch die Indianer des Gran Chaco (s. oben S. 32) soll nicht ungerochen bleiben: die bolivianische Regierung hat sofort etwa 100 Soldaten von Potosi abgesendet, um etwaige Ueberreste der unglücklichen Expedition zu retten, die Art und Weise ihres Unterganges festzustellen und den Indianern eine exemplarische Züchtigung angedeihen zu lassen. Ebenso hat etwas später Argentinien unter Oberstlieutenant Fontana eine zahlreiche und wohlbewaffnete Expedition abgeschickt, welche außer der Bestrafung der Indianer noch den Zweck verfolgt, Crevaux's Plan, die Erforschung des obern Pilcomayo, zu Ende zu führen. — So viel bis jetzt ermittelt ist, verließ Dr. Crevaux mit 16 Begleitern (4 Franzosen, 3 Argentiniern, 8 Bolivianern und 1 Indianer) in drei Booten die Mission San Francisco am 19. April und erreichte nach einer glücklichen Fahrt das circa 30 spanische Leguas entfernte Teyo, den Hauptort der Tobas-Indianer, die ihn anfangs freundlich empfingen und von ihm beschenkt wurden, plötzlich aber die ganze Gesellschaft mit Messerstichen ermordeten, um sich deren Habseligkeiten, und namentlich die Waffen, anzueignen. Nach einer andern Version wären die Chiriguanos die Thäter gewesen und die Möglichkeit sei nicht ausgeschlossen, daß sich noch eines oder das andere Mitglied der Expedition am Leben befände.

— Aus Straßburg wird berichtet: Der Privatdocent in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Steinmann, wird an einer der von Reichswegen zur Beobachtung des Venusdurchganges auszuschickenden Expeditionen theilnehmen und sich danach in die chilenischen Anden &c. begeben, um dieselben als Geolog zu erforschen. Zu diesem Behufe ist demselben ein Urlaub für die drei nächstfolgenden Semester ertheilt worden. — Dasselbe Gebiet hat sich auch der als Alpenbesteiger bekannte Afrikareisende Dr. Paul Güßfeldt zum Schauplatze seiner nächsten Reise erwählt; er wird dort zunächst den Aconcagua und benachbarte Vulkane erforschen.

Polargebiete.

— Ein Telegramm von der schwedischen Polarexpedition (s. oben S. 160) vom 6. August, welches durch ein norwegisches Fischerboot nach Tromsö gebracht wurde, meldet, daß dieselbe wegen der Eisverhältnisse nicht in Mossel-Bai auf Spitzbergen hat landen können. Sie ist deshalb nach Kap Thordsten an der norwegischen Küste zurückgekehrt und hat dort ihr Observatorium und Vorrathshäuser errichtet und ihre Beobachtungen begonnen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. №13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Seit dem letzten Kriege mit der Türkei hat sich Okum sehr zu seinem Nachtheile verändert: die Bevölkerung hat abgenommen, die Felder verödeten, der Bazar wurde leer und es herrscht viel Armuth. Die Schule hat keine ständigen Lehrer mehr, sondern nur einen, der in dem entfernten Bedia wohnt, und das Pensionshaus, welches während des Krieges als Hospital gedient hatte, ist in Trümmer gefallen. Wie anders war es im Jahre 1876! Die Aufnahme, welche Madame Serena bei den eingeborenen Fürsten fand, war zwar nicht weniger freundlich, als bei den russischen Beamten; aber angenehm war die Ueberraschung doch, wenn sie sich an einen civilisirten gedeckten Tisch setzen konnte, wie 1876 in Okum. Statt der ewigen Maissuppe anständige Gerichte, die der Kazakenkoch des Bezirkschefs kunstgerecht zubereitet hatte; statt der Holzbänke ein richtiges Bett; dazu reines Bettzeug und ein noch nicht gebrauchtes Handtuch. Die Frau des Beamten sprach zudem Französisch, Mingrelisch und Russisch und machte bereitwillig den Cicerone, z. B. bei einer Gerichtsverhandlung. Mehrmals im Monate versammeln sich die Eingeborenen, welche processiren, vor der Kanzlei des Beamten, um durch den Mund eines Dolmetsch — die russischen Würdenträger verstehen gewöhnlich die Sprache ihrer Untergebenen nicht — ihr Urtheil entgegen zu nehmen.

Die Bewohner Samurzakan's sind ein schöner Menschenschlag und erinnern oft an die Angelsachsen; die Männer sind zwar schlecht genährt, aber kräftig, von weißer Hautfarbe und meist blauen Augen. Wie die Mingrelier tragen sie die tscherkessische Tschoka und den Baschlik (Kapuze); die Frauen dagegen haben keine Volkstracht mehr und kleiden sich leider auf europäische Weise. Das Haar tragen sie in herabhangenden Zöpfen und bedecken den Kopf mit einem bunten Tuche, an dessen Stelle bei besonderen Anlässen ein weißer Schleier tritt. Ihre Eitelkeit aber verleitet sie, sich über die Maßen zu schminken; als Weiß benutzen sie Hammelfett mit Zinnstaub und einigen Silberblättchen, eine Mischung, welche die Haut so gelb und runzelig macht, daß sie im nicht geschminkten Zustande so gelb wie eine Quitte aussehen. Zum Färben der Augenbrauen dient ein Absud der Cypressenfrucht und als Roth der Saft einer Alaschiperi genannten Beere. Alle diese Substanzen werden, in schmutzige Lappen gewickelt, von den Frauen in den Hosen herumgetragen. Als Spiegel dient der nächste Bach. Obwohl die Frauen hier gar keine grobe Arbeit verrichten, sind sie doch sehr thätig und arbeiten mehr als die Männer; es ist jedenfalls zu hoffen, daß die Wohlthaten des Unterrichts und der Bildung auch ihnen bald zu Theil werden.

So wenig zahlreich die Straßen in Samurzakan sind, so herrlich ist die Natur; man kann sich kaum eine reichere und mannigfaltigere Vegetation vorstellen, als den dortigen Hochwald und die parkähnlichen, mit Weinreben durchwachsenen Gehölze, durch deren Dickicht man sich nur mit Mühe einen Weg bahnt. Von Anbau sieht man nicht viel,

und doch ist das Land überall bewohnt und man trifft immerzu auf Gehöfte, die von weiten, meist brachliegenden Feldern umgeben sind und aus kleinen Holzhäuschen oder einfachen Lehmhütten bestehen. Solche Besitzungen haben sich Generationen hindurch von Vater auf Sohn vererbt, ohne daß jemals viel daran geändert worden wäre. In einiger Entfernung von Okum liegt der Begräbnißplatz der Lakerbey, einer der ersten Familien des Landes. Auch

Gericht in Okum.

andere derselben habe derartige Stellen zur ausschließlichen Benutzung; sie liegen zerstreut auf den Feldern, wie die Wohnungen der Lebendigen auch. Das jetzige Haupt der Lakerbey zeigte der Madame Serena das Grab seines Vaters und daneben dasjenige der Amme desselben; diese Frauen stehen bei den betreffenden Familien in hoher Achtung. Es finden sich da keine Grabsteine oder Mausoleen; nur üppig wuchernde Pflanzen bedecken die Gräber, deren

Der Begräbnißplatz der Familie Lakerbey unweit Okum.

jedes von einem viereckigen Zaune aus Pfählen oder Baumzweigen umgeben ist. Oft werden übrigens auch die Todten nahe bei den Wohnungen der Lebendigen begraben.

Noch spät am Abend ritt die Reisende bei hellem Mondschein nach dem reizend gelegenen Eschketi, wo sie von dem Adjunkten des Starschina (Dorfschulzen) erwartet und trotz der späten Stunde von der ganzen Familie freundlich in Empfang genommen wurde. Nach dem Abendessen führte sie die Wirthin zum Schlafen in die für Gäste bestimmte Ehrenhütte; rings um dieselbe wurden Bänke ge-

Feste, auf welchen sich ihre Begleiter ausstrecken konnten. Der einförmige Gesang derselben wiegte die Reisende bald in Schlaf. Am nächsten Morgen benutzte sie die Gelegenheit, als die Frauen und Kinder der Familie vor dem Hause mit dem Reinigen von Baumwolle beschäftigt waren, um dies Bild photographisch zu fixiren.

Von Otschki an wird der Weg sehr rauh und sehr malerisch, um wieder bei Bedia, das in einem Thale liegt und gegen Abchasien hin der letzte Ort in Samurzakan ist, wieder einen anderen Charakter anzunehmen. Das Dorf, das früher seinen eigenen Bischof mit dem Titel Bedeliani besaß, hieß zuerst Egri nach seinem Gründer Egros, dem Sohne des georgischen Königs Thargamos; als später der König Phanawas, von der Schönheit der Gegend angezogen, dort seine Residenz aufschlug, veränderte er jenen Namen in Bedia, was „Glück" bedeutet. Das prächtige Kloster, dessen Ruinen noch vorhanden sind, wurde von dem dort begrabenen vierten Könige Georgiens, Bagrat V, gestiftet. Wie überall in Samurzakan bildet auch hier den Mittelpunkt des Ortes diejenige Häusergruppe, welche die Schule, das Pfarrhaus und das Amtshaus des Starschina umschließt. Auf der Ebene vor denselben versammeln sich die Bewohner, um die Ereignisse des Tages und ihre kleinen persönlichen Interessen zu besprechen. Das giebt ein buntes Bild, wenn sie sich um den Starschina drängen, der mit seinem langen Barte und ehrwürdigen Haupte,

Ansicht von Otschki.

dem weißen, hinzugefügten Baschlik, dem zottigen runden Mantel (apa) und dem Gürtel voll blitzender Waffen einem Stammeshäuptlinge aus alter Zeit gleicht. Der Greis sitzt auf einer Holzbank vor seiner Thür, in der Gallerie, welche die Vorderseite jedes Hauses in Samurzakan schmückt, während die Menge, achtungsvoll das Haupt entblößt, vor ihm steht. Zu anderen Zeiten kann man unter dem majestätischen Nußbaume inmitten der Ebene eine Gruppe von Reitern erblicken, die mit ihren Thieren dort rasten; da sind Fürsten, Adlige, Bauern versammelt, Freunde und Genossen aus dem nächsten Dorfe, oft mit der Absicht gekommen, sich einander zu verklagen wegen Pferde- oder Viehdiebstahles; wenn sie sich begegnen, begrüßen sie sich und versichern bis zum Beginne der Verhandlung mit einander auf das Freundschaftlichste. Sie alle verstehen es meisterhaft, auch die störrigsten Rosse zu lenken, und es bietet einen prächtigen Anblick dar, wenn ein solcher Trupp in der schärfsten Gangart angesprengt kommt. Wer hier zu Lande kein Pferd besitzt, gilt als ein verachteter Mann, als der Aermste unter den Armen, und deshalb sucht jeder sich bei günstiger Gelegenheit auf Kosten der Wohlhabenderen ein Reitthier zu verschaffen. Bedia genießt den Ruf, den ersten Pferdedieb weit und breit zu beherbergen, einen Abkömmling des alten Fürstenhauses, dessen sicheres Einkommen aus dem Verkaufe gestohlener Pferde herrührt. Sein Gewerbe hat ihm freilich schon einmal vier Jahre Verbannung nach Rußland eingebracht; aber gebessert ist er dadurch nicht worden. Unter dem gastlichen Dache dieses adligen Räubers verweilte Madame Serena bei ihrem ersten Aufenthalte in Bedia. Zwischen den Behausungen

der Großen und des niedern Volkes besteht in diesem Lande kein großer Unterschied: stets ist es eine Gruppe von Häuschen und Hütten aus Holz oder Flechtwerk, welche in einem von schönen Fruchtbäumen erfüllten Gehege stehen. In dem einen Häuschen wohnt die Familie, ein zweites ist für die Gäste bestimmt, andere für die zahlreiche Dienerschaft. Küche, Weinvorrath, Lebensmittel haben ihre eigenen Behausungen, in denen zugleich verschiedene Diener schlafen. Ein Fremder wird in dem Hause des Herrn empfangen, welches gewöhnlich aus zwei Räumen besteht; dieselben

Haus des Starschina in Eichleti.

haben keine Fenster, aber je eine Thür, welche sich gegenüber liegen. Das Mahl wird in dem Hauptzimmer aufgetragen, und ebendort darf der angesehene Gast schlafen; weniger hochgestellte werden wo andershin verwiesen. In solchen fürstlichen Wohnungen besteht die ganze Einrichtung aus groben Holzbänken, die manchmal von einem alten zerrissenen Teppiche bedeckt sind. In dem hohen Kamine, welchen jeder Raum enthält, liegen Haufen von Asche und

Diener in Samurzakan.

Abfall jeder Art, auch Knochen, an denen die hungrigen Hunde nagen; deren giebt es in diesen Hütten, die Tag und Nacht von wilden Thieren umschwärmt werden, stets eine große Zahl. Wenn die Essensstunde kommt, so werden niedrige Tafeln mit Schüsseln voll Mais und Fleischstücken hereingetragen und vor die Bänke, auf welchen die Tischgenossen sitzen, hingestellt. Entgegen dem Gebrauch, daß der Wirth seine Gäste stehend bedient, nahm Madame Serena's Wirth neben ihr Platz, um zu beweisen, daß er durch seinen Aufenthalt in Rußland Fortschritte in der

Civilisation gemacht. Zu seiner Bedienung standen neben ihm ein Mundschenk, mingrelisch merikipe genannt, schmutzig in seinem Anzuge, aber von großer Schönheit, und ein Kammerdiener von sechzehn Jahren, eine Schönheit in seiner vollendeten Häßlichkeit; denn dort zu Lande scheint letztere Eigenschaft fast unbekannt zu sein. Der Mensch war mager, lang, hatte einen dicken gehörnenen Kopf und die breiten plumpsten Füße, Hände, Gesicht und Mund und trug einen so zerrissenen und verschmutzten Anzug (Archaluk d. i. eine Art Aermelweste, Leinwandhosen, Mantel [apa] und einen leinenen Sack als Beschlik), daß der Dame fast der Appetit verging, als er das Ehrengericht, Kopf und Eingeweide eines Lammes, auftrug und der Wirth jedem Gaste einen Bissen mit den Händen darreichte. Der geringste Fürst in Samurzakan hat ein sehr zahlreiches Gefolge, über dessen Beschäftigung und Bestimmung der Fremde vollkommen im Unklaren bleibt. So wie er vom Pferde steigt, sieht er sich von diesen zerlumpten, schmutzigen Gesellen umringt; sie begleiten ihren Herrn auf Schritt und Tritt oder stehen Stunden lang schweigsam und unbeweglich an eine Mauer gelehnt oder neben dem Kamine oder in der Thür da, in der einen Hand ihre Peitsche, die andere auf den unentbehrlichen Kinzhal (Dolchmesser) gestützt. Diese große Dienerschaft ist noch ein Rest der alten Feudalwirthschaft, welche dort zu Lande noch nicht lange überwunden ist; die bewaffneten Diener erinnern an

Die Kirche von Bedia.

die oben erwähnten Knechte der Schlachtma, jener stets marschbereiten Krieger, sie sind der Schmuck und gewissermaßen die nicht zu vermeidende Staffage jedes fürstlichen Hauses in Samurzakan wie in Abchasien. Viele dieser Diener haben Rang und Titel; haben die Gäste ihre Mahlzeit beendet, so setzen jene sich an denselben Tisch und zwar nach ihrem Range, die Adligen oben, die anderen unten. In diesem fast noch unerforschten Theile von Samurzakan herrscht eine solche Gastfreundschaft, daß jedem Reisenden vom Starschina des Dorfes ein Obdach in seinem Hause oder, wenn er dort bequemer aufgehoben zu sein glaubt, in irgend einem andern angeboten wird. Jeder, auf welchen die Wahl fällt, hält sich für hoch geehrt und setzt alles in Bewegung, um den ihm völlig Unbekannten würdig zu empfangen.

Im Mai 1876 erreichte Madame Serena das Dorf Bedia an einem Sonntagabend und fand sämmtliche Einwohner auf der Wiese versammelt, wie in Mingrelien. Nur ist in Samurzakan das Volk nicht so lustig und seine Vergnügungen sind nicht so lärmend; auch putzt sich der Samurzakanier nicht, wie der Mingrelier, der sein reinstes und buntestes Gewand anlegt, sondern Mann wie Frau tragen Sonntags dieselben Lumpen, wie Werktags. Der Tanz ist hier derselbe, wie in Abchasien, und wird von einer Person oder zweien ausgeführt. Der rasende hüpfende Tanzschritt, bei welchem man sich stets auf den Fußspitzen bewegt, wird von dem Geschrei der Umstehenden begleitet, das erst aufhört, wenn der Tanzende müde ist. Dem Ganzen kann man eine gewisse Originalität nicht absprechen. Die Frauen, deren Benehmen ein weniger freies ist, als in

Mingrelien, geben sich diesem Vergnügen der „Tamascha“ nur selten hin; nur durch die Anwesenheit der Madame Serena ließen sich an jenem Tage die jungen Mädchen bestimmen, ihre natürliche Schüchternheit zu überwinden. Damals eröffnete der Starschina selbst trotz seinen siebzig Jahren den Tanz mit der Braut seines Enkels, einem blauäugigen blonden Mädchen, welche als typisches Gretchen hätte gelten können, wenn ihre Kleidung nicht so sehr zerlumpt gewesen wäre und man durch die Risse in ihrem Mieder ihr jungfräuliches Herz hätte schlagen sehen können. Mit der Linken hob sie ihr Kleid in die Höhe, mit der Rechten that sie, als suchte sie ihr Gesicht mit einem Tuche zu verhüllen; denn so will es der abchasische Tanz. Immer neue Paare traten dann an die Stelle des ersten, und das Fest verlängerte sich in die Nacht hinein. Selten wohl war ein Ballsaal schöner erleuchtet, als an jenem Abende die blumenbedeckte und von herrlichen Baumgruppen umgebene Ebene von Bedia durch die untergehende Sonne, deren Strahlen die nahen Berge mit stets wechselnden Tönen übergossen.

Am Rande dieser Ebene erheben sich auf hohem Bergesgipfel die Ruinen des frühern Klosters Bedia, zu denen ein steiler schwieriger Pfad hinaufführt. An einer Stelle ist derselbe so gekrümmt, daß die Pferde dieselbe nicht überwinden können, so daß man gezwungen ist, die letzte Strecke bis zum Gipfel zu Fuße zurückzulegen. Die alte Kirche, welche denselben krönt, ist ein prächtiges Stück Architektur und besitzt eine Kuppel, welche im Kleinen an diejenige der Stambuler Hagia Sophia erinnert. Die Skulpturen im Innern sowohl wie außen sind in gutem Zustande, und es wäre leicht, dieses alte Gebäude, welches sowohl die Kirche von Gelathi in Imerethien, als auch diejenige des mingrelischen Klosters Martwily an Schönheit übertrifft, wieder herzustellen. Eine der Seitenkapellen ist noch unverletzt; nur die Wölbung über dem Haupteingange, dem Altar gegenüber, ist beschädigt. Durch die Oeffnung han-

Fresken in der Kirche von Bedia.

gen wilde Epheuranken und die Zweige eines Feigenbaumes herein, und in dem grünen Gestrüpp, welches die Mauern überkleidet, nisten zahlreiche Vögel, deren Stimme allein noch in dem verlassenen Gotteshause ertönt.

In einer wenig bekannten Gegend und fern von gangbaren Straßen gelegen, ist dieses alte Kloster der Aufmerksamkeit der meisten Reisenden und Forscher entgangen. Und doch muß es das Interesse der Künstler in hohem Grade erregen. Noch sind die dortigen georgischen Inschriften vollständig leserlich und auch von den Fresken sind manche erhalten, namentlich eine, welche die Samaritanerin darstellt, wie sie Christo Wasser reicht. Darüber befinden sich sechs Heiligenköpfe, von denen der dritte unversehrt ist; der Feinheit der Züge nach zu schließen muß es ein Weib sein. Außen an der Kirche, an der Kuppel, den Fenstern, dem Portal und den Seiteneingängen sind Skulpturen von bemerkenswerther Feinheit erhalten. Kurz, man geräth billig in Erstaunen, daß sich in dieser wilden Landschaft ein solches Meisterstück der Baukunst, Zeuge einer verschwundenen Civilisation, befindet.

Die Kirche umgiebt ein Begräbnißplatz mit einigen steinernen Grabmälern, welche Namen von Mitgliedern der Herrscherfamilie tragen; eines derselben beschattet eine Linde von 20 m im Umfange. Gegenüber liegt ein zweites Gebäude mit gewölbter Thür, das wohl einst den Mönchen zur Wohnung gedient hat; auch Reste einer Umfassungsmauer sind sichtbar. Prachtvoll aber ist die Aussicht von oben: ganz im Hintergrunde steigen die fast stets mit Schnee bedeckten Berge Abchasiens empor, darunter bewaldete Berge, welche ein fruchtbares, mit üppigen Gärten erfülltes Thal überragen. Auf der Rückseite der felsigen Höhe, welche die Kirche trägt, weiden zahllose schwarze Schafe von einer dem Lande eigenthümlichen Race; von oben gesehen gleichen sie einer Schar Ameisen, die auf dem zartgrünen Grasteppiche durch einander krabbeln. Gegen Westen erblickt man die spiegelnden Wellen des Meeres und sieht den silbernen Ochodschi sich durch die mannshohen Maisfelder winden, und links vom Pontus Euxinus erheben sich andere Waldberge, unter denen der Gipfel des an den Ufern des Ingur gelegenen Satandscho sich auszeichnet.

Reisebriefe aus dem südlichen Borneo[1]).

Von **Fr. Grabowski.**

I.

Bandjermassing, 31. Januar 1881.

Die Behendigkeit der Dajaken ist außerordentlich. Als vorzügliche Ruderer bewegen sie mein Boot in den kleinen Flüssen, die sich um die ganze Windrose drehen, mit einer erstaunlichen Schnelligkeit vorwärts. Im Vordertheile desselben sitzt ein Ruderer, der gleichzeitig die Aufgabe hat, uns Durchgang durch das Pflanzenchaos zu schaffen, was er mit wenigen Hieben seines krummen pisan sehr flink abmacht. Dabei gehen die Augen in dem Laubdach der Bäume umher und sie sehen ein Thier viel früher als ich. Ist es schußgerecht und fällt es, so springt der Vormann aus dem Boot, doch nicht auf die Erde; die ist bei der Fluth, während welcher man allein in die kleinen Sungei hinein kann, hoch überströmt, auch nicht ins Wasser, sondern gegen den nächsten Stamm an, und so geht es mit einer Gelenkigkeit, gegen welche die eines Clowns sehr dürftig ausfallen würde, von Baum zu Baum, bis zu der Stelle, wo das Thier ins Wasser gefallen, oder in den Aesten hängen geblieben ist. Ein ganz glatter, etwa 50 Fuß hoher Stamm wird in einer Minute erstiegen und etwas langsamer verlassen. Auf solche Geschicklichkeit ist auch der Zugang zu ihren Wohnungen berechnet; ein Fehltritt, und ich, von Kopf bis Fuß ein orang blanda, verwandele mich in ein sehr dunkle gefärbtes Wesen. Ist man bis zur Treppe gelangt, die häufig nur aus einem gekerbten Baumstamm besteht, so ruft man in das auf Pfählen stehende Gebäude: Aton olo hoemah (Sind Menschen im Hause)? Ertönt als Antwort: Djatan (sind nicht), so befinden sich nur Frauen daheim und man darf nicht eindringen. Andernfalls ertönt aton. Der erste Raum ist für alle Familien gemeinsam, deren mehrere, doch in irgend einem Grade verwandt, in einem Hause wohnen. Er dient auch als Fest- und Empfangssalon. Daran stoßen andere durch dünne Wände getrennte Räume, welche man, wenigstens bei den Heiden, nicht betreten darf. In der Nähe der Thür läßt man sich nieder und wartet auf die bald erfolgende Einladung zum Weiterkommen.

Dann wird der Sirih-Kasten gebracht, obwohl sie wissen, daß der Besuch diesen Genuß nicht annimmt. Ein besonders gefälliger Wirth drehte mir eine Cigarrette aus dem getrockneten Blatte von Nipa frutt, dessen innere Hautschicht entfernt war, und schenkte uns etwas Tabak, welcher sehr gut schmeckte. Hat man bei seinem Besuch einen bestimmten Zweck oder Wunsch nach einem Gegenstande, so ist es gut, denselben nur beiläufig zu erwähnen, wodurch man vielleicht zum Ziele kommt. Auf eine direkte Frage heißt es nur: „dia“ (wir haben nicht). Die älteren Frauen und die Kinder werden sichtbar, die jüngeren Frauen und die jungen Mädchen lugen nur durch die Spalten nach dem fremden doeau, einer großen Seltenheit für sie. Häufig bemerkt man Albinos. Daheim sind die Dajaken vielfach mit Flechten beschäftigt, wenn es nicht gerade die Zeit des Reisbaues ist. Auch reiche Dajaken sind hier ansässig. Einer derselben ist vor Kurzem für 1200 Gulden von einem Stamm im obern Kahaian aus siebenjähriger Gefangenschaft gelöst worden. Nur viermal im Jahre ist er während derselben auf je zwei Stunden aus der Haft des Stockes befreit gewesen. Jetzt kann er seine Füße nicht mehr gebrauchen. Er soll übrigens noch schmachtende Leidensgefährten haben.

Unser Bild stellt Dajaken vom Stamme der Olo Ot oder Ot Danom dar, welche in den Kampongs am Sungei Miri weit im Innern und in ziemlich ursprünglicher Wildheit hausen. In Bandjermassing waren derartige Eingeborene noch nicht gesehen worden, und ihre Sprache, welche vollständig von dem hiesigen Poeloepetakischen verschieden ist, verstanden nur der Händler Bapa Babu und seine Söhne, auf dessen Zureden, doch nicht ohne einen Kontrakt, sie nach Bandjer gekommen waren, um den Residenten zu besuchen. Denn es ist möglich, mit ihnen in ein Rechtsverhältniß zu treten, wenn man ihre hadat (Gesetze) respektirt, nach welchen z. B. Babu für das Versäumen eines Essens, zu dem er eingeladen war, mit einer Geldbuße belegt worden ist. Sie vermitteln und betreiben mit der Familie Babu — die übrigens schon seit geraumer Zeit getauft ist — einen lebhaften Gitah- (Guttapercha-) Handel, und ohne ihre Freundschaft erworben zu haben, ist es unmöglich in dieser Richtung vorzudringen. Sie stehen mit den Ot Ngawong, welche im Busch leben, in steter Feindschaft, die sich in gegenseitiger Ermordung und im Hinterhalte auf einzelne Personen äußert. Auch bei ihrer Fahrt nach Bandjer wurden sie überfallen, wobei sie einen Ruderer verloren, selber aber drei von den Ot Ngawong tödteten und verzehrten, was Babu und seine Söhne, die ganz von den Launen dieser Menschen abhängen und ihres Kopfes nie recht sicher sind, resignirt ansehen mußten. Der vorletzte, rechts auf dem Bilde, mit der Sirihprime zwischen den Lippen, erklärte auf mein Befragen, daß die Backen des Ot Ngawong am besten geschmeckt hätten. Er ist der jüngste. Sie sind etwa 5 Fuß groß, schlank gewachsen und nicht so dunkel, wie die hiesigen Dajaken. Die Farbe geht mehr ins Gelbe über. Das lange schwarze Haar ist an der Stirn kurz geschnitten, hinten dagegen durch ein schmales Kopftuch in einen Knoten geschürzt. Die Stirn ist etwas gewölbter als bei den hiesigen Eingeborenen und die Köpfe erschienen mir alle mehr oder weniger seitlich zusammengedrückt. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen sie etwa einen Zoll im Durchmesser haltende Holzscheiben (soewang), welche aber nur der auf der linken Seite für die photographische Aufnahme anbehalten hatte. Um den Hals schlingen sie eine Schnur, auf welcher kantig geschliffene Achate (lameang) sitzen, und die mit einer flach im Genick anliegenden holländischen Münze schließt. Der älteste trägt als Häuptling hieran vier unter einander hängende goldene Halbmonde, welche die ganze Brust bedecken. Die Kriegsjacken der Flügelleute sind aus Thierfellen, beim dritten noch mit Aermeln versehen und aus geklopfter Baumrinde. Der letzte rechts war auf der ganzen Brust und auf den Armen mit symmetrischen Wellenlinien schön tatuirt, was leider auf der Photographie als zu dunkel nicht zur Geltung kommt. Sie tanzten uns einen Kriegstanz und ein das Lagerleben darstellendes Kriegsspiel vor, bei welchem ihre Geister „hantoe“ eine große Rolle spielten. Dann begaben sie sich mit Geld und

[1]) Vgl. oben S. 25 und 44.

Cigarren belohnt im Gänsemarsch, voran der Häuptling, nach ihrer Prau zurück.

Mandonnai, 21. Juli.

Glücklich eingetroffen. Meine Prau war schwer beladen. Vorn arbeiteten vier kooli mit langen Rudern (dajong), am Steuerende mein Junge Samak und ein dajakischer Christ, Matthäus, mit kurzen (besä). Mein Aufenthaltsort ist zehn Fuß lang, oben drei und unten sechs Fuß breit, mit einem in der Mitte abnehmbaren Sonnendache und gegen den Regen mit Kadjang-Wänden versehen. Ich liege, lesend, schreibend, präparirend, meist auf einer Purunmatte. In einer Ecke kauert meine Leibgarde, ein sogenannter Oppas, inländischer Polizeisoldat, den mir der Controleur zum persönlichen Schutz mitgegeben hat. Er steckt in einer etwas defekten, an die unserer früheren Postillone erinnernden Uniform, und ist mit einem alten Säbel und einem noch ältern Gewehr bewaffnet, von dem er mir nach meiner Ankunft hier erklärte: „Tuan, ich habe es untersucht; aber es hat keine Luft und ich wage nicht es abzuschießen.“ Es scheint eine Kugel darin zu stecken. Vielleicht kann er im Nothfalle das Bajonett gebrauchen.

Unter den Ruderern sind zwei prächtig tatuirte Heiden und ein Mohammedaner aus den Negara-Distrikten. Der Oppas hat den Auftrag, sie beständig durch Zurufe anzuspornen. Wir passirten den Sungei Besarang, am rechten Ufer des Kapuas ausmündend, dann sieben Poelan telo genannte Inseln, später die Insel Kalamit und langten nach etwa fünfstündiger Fahrt hier an. Der Ort hat eine Kirche

Dajaken vom Stamme der Olo Ot oder Ot Danom.

und etwa 160 Christen, sowie eine Plantage von 2100 Kokosbäumen. In nächster Zeit soll hier eine tiwah gefeiert werden und stehen 120 hampatong im Kampong.

Tumbang Hiang, 27. Juli.

Ich bin hierher 143 Stunden unterwegs gewesen, von denen 78 zum Rudern, 65 zur Rast verwendet wurden. Die erste Station waren nach achtstündiger Fahrt zwei am linken Ufer des Kapuas gelegene einsame Dajakenhüttchen, Sakatep genannt, mit freundlichen Insassen, dann passirten wir links die Mündung des Soengei Mantagai. Hier macht der Fluß viele Biegungen und ist der Wald herrlich. An einer Stelle Telok Miman genannt stieg ich aus, um eine Meile über, unter und zwischen dem Wurzelgewirr zu jagen.

Vorbei an einem danau, d. h. an einer Stelle, an welcher bei Fluth übergetretenes Wasser längere Zeit stehen bleibt — diese hieß lawong kadjang —, erreichten wir die durch eine Flußmündung gebildete große Bucht talok pipit, der gegenüber unter mächtigen Lunok-Bäumen in kurzer Entfernung zwei dem Djata geweihte Opferhäuschen (karmat?) in Form einer mohammedanischen Missigit (Moschee) standen, neben jedem ein Flaggenstock. Am folgenden Tage fuhren wir an Lawong pandong vorüber, erreichten die Mündung des Trusan Ampeng, einer schmalen Rinne, die bis zum Kahaiauflusse führen soll, und machten bei Petak poetih (weiße Erde), sogenannt nach einigen Bänken weißen Quarzsandes am Ufer, Halt. Dann gelangten wir an die Mündung des Trusan Hadjendjang. Am andern Tage ging die Fahrt am Lawong Malenta, ferner am trockenen Bette des Soengei Rear und am Lawong Lambut vorüber, und legten wir am ersten Kampong, oberhalb Mandonnai, an. Hier sind die Ufer hoch und steil und werden auf eingekerbten Stämmen erstiegen. Am folgenden Tage Station im zweiten Kampong Mangkor. Der weißköpfige Pembakal

(Häuptling) empfing mich sehr freundlich und schenkte mir Dammar, das ich mit Tabak erwiderte. An seinem Hause, welches trotz der natürlichen Anhöhe auf 15 Fuß langen Pfählen ruht, hingen an 200 Unterkiefer von Wildschweinen. Die jungen Männer trugen aus Rottan geflochtene Kappen und in den sehr großen Ohrläppchen, welche bei einigen schon die Schulter erreichten, bleierne Ringe. Die jungen Frauen waren nur durch Kunstgriffe zum Erscheinen zu bringen. Sie sind meist schön, aber sehr fett, was als Zierde gilt. Dann kamen wir vorbei am Lawong Karawa, nach dem Kampong Rungkolajang am rechten Ufer, der aus zwölf auf mindestens 25 Fuß hohen Pfählen ruhenden Häusern besteht. Werden die zweietagigen Treppen hinaufgezogen, so bildet jedes eine den inländischen Waffen wohl gewachsene Festung.

An allen befanden sich Zaubermittel aus Thierschädeln und wunderbar gewachsenen Aesten und Wurzeln, um den bösen Geistern den Eintritt zu wehren.

Die Männer machten, wie das ganze von dajakischer Gleichgültigkeit redende, sehr verwahrloste Dorf, einen unheimlichen Eindruck. Sie dankten mir auch nicht auf mein tabó, was übrigens Sitte ist, nämlich nicht zu danken. Nur wenige ließen ein langgezogenes „ijoh" hören. In der Nähe der Häuser stehen die Reishäuschen (lepan) und unter jedem Hause befinden sich große aus Baumrinde bestehende Gefäße zur Aufnahme von Reis. Einige alte Frauen waren beim Reisstampfen. Von hier aus ging es am Lawong Pantan, an dem weiter landeinwärts ein Kampong liegen soll, vorüber durch Reisfelder und an den passah vorbei auf Tumbang Hiang zu. Trotz aller Anstrengung gelang es nicht mehr, dasselbe an diesem Tage zu erreichen, und machten wir eine halbe Stunde davor Rast. Als ich Halt befahl „lahapten" meine Ruderer. Dieses lahap ist eine nach überstandener Gefahr, Sieg, großer und erfolgreicher Arbeit bei den Dajaken beliebte Sitte. Einer beginnt den Ruf: Ae-lélélélélélé..., worauf alle mit einem tiefen, etwas gezogenen, klagenden oh einfallen und dann mit einem fürchterlichen „huih" schließen. Dieses wird mehrere Male wiederholt, und betheiligen sich alle mit sichtlichem Vergnügen daran. Am heutigen Morgen gelangten wir nach kurzer Fahrt in Tumbang Hiang an, wo ich von Raden Muda singa Patie, einem noch jungen Manne und von dem Gouvernement mit diesem volltönenden Titel als Oberhäuptling des ungeheuren Distriktes „midden und boven kapuas" angestellt, freundlich begrüßt wurde. Er wohnt in einem kleinen, durch Pallisaden geschützten, mit einigen Gewehren und zwei kleinen Kanonen armirten Fort (Benteng oder Kotta), in welchem auch ich Aufenthalt nehme, auf der linken Seite des Kapuas bei der Mündung des Soengei Hiang, während der Kampong auf der rechten Seite liegt. Der Hiang hat fast schwarzes, der Kapuas gelbes und in seinem untern Laufe madeirafarbiges Wasser.

Vielleicht gehe ich von hier später über Land nach Buntok. Hier ist es mir auch gelungen, in den Besitz eines Schädels von einem Olo Ot, einem Buschdajaken, zu gelangen, welcher in einem Bambubehälter befindlich an einem Baum hing und gefüttert wurde. Bei der großen Bedeutung, welche solchen Schädeln hier in religiöser Hinsicht beigelegt wird, ist eine solche Erwerbung sehr schwer und werthvoll.

Der Raden schenkte mir ein Kriegskleid mit Kapok gefüllt, einen Kriegshut mit Tinggangfedern aus Affenfell und eine wunderschöne Matte, wofür ich ihm meinen Dolch verehren mußte. Er hat drei gegenwärtig in den Reisfeldern beschäftigte Frauen. Des Abends sitze ich mit dem Prinzen auf sehr fragwürdigen Stühlen beim Schein einer cylinderlosen Lampe, während das Gefolge in einem Halbkreise auf der Erde kauert, und befrage ihn gründlich über hiesige Sitten.

Die Indianer des Gran Chaco.

Von **Albert Amerlan** in Tucuman.

II.

Ueber die Sprache der Matacos.

Wie bereits erwähnt, besitzt jeder der die theils bewaldeten, theils kahlen Ebenen des Gran Chaco durchziehenden Indianerstämme, ausgenommen die Chiriguanos, die ein verstümmeltes Guarani reden, seine eigene Sprache, über welche jedoch bis jetzt jeder Anhalt fehlt, mit Ausnahme derjenigen der Matacos, welche Pater Remedi während seines vierzehnjährigen Aufenthalts bei diesem Stamme gründlich studirte und kennen lernte. In Nachstehendem soll versucht werden, so weit es der eng bemessene Raum gestattet, dem Leser einige Mittheilungen über das Wesen dieser immerhin originellen Sprache, die zwar so arm an Worten wie das ganze Volk arm an Gedanken ist, aber dennoch alle Grundelemente zu einer höhern Vollkommenheit besitzt, zu machen.

Die Matacosprache ist reich an Gurgel- und Nasenlauten, weshalb man scharf aufpassen und ein feines Gehör haben muß, um bei der diesen Indianern eigenen undeutlichen Aussprache nicht a mit o oder u, oder umgekehrt, zu verwechseln, da andernfalls das Wort oft einen ganz entgegengesetzten Sinn, als den beabsichtigten, erhält. Dieselbe Aufmerksamkeit hat man auch bei der Aussprache von e und i zu beobachten. Die Vokale werden bald kurz, bald lang ausgesprochen, wodurch die Worte verschiedene Bedeutungen erhalten; so heißt z. B. yĕl todt, yēl müde. Die Konsonanten d, f und r kommen nie vor; das j am Ende eines Wortes sprechen die Matacos wie unser deutsches ch aus.

Für Gegenstände, die diesen Indianern früher unbekannt waren, die sie aber später kennen lernten, haben sie aus den vorhandenen Worten ihrer Sprache Bezeichnungen zusammengesetzt. So kannten sie früher weder Pferd, noch Kuh, noch Schaf, dafür aber andere Thiere, die mit den erwähnten eine entfernte Aehnlichkeit haben. Sie verglichen das Pferd mit dem Tapir, die Kuh mit dem Hirsch und das Schaf mit dem Reh; deshalb nennen sie das Pferd yela-taj (großes Tapir), die Kuh yoare-taj (großer Hirsch), das Schaf zunna-taj (großes Reh), Branntwein yno-taj (großes Getränk).

Auch aus der spanischen Sprache haben sie einige Bezeichnungen in die ihrige aufgenommen, dieselben aber derartig korrumpirt, daß sie kaum wieder zu erkennen sind. So die Worte asnú der Esel, caila die Ziege, mitzi die Katze, tolo der Stier, cheotitas das Maulthier (wörtlich „große Ohren“).

Artikel fehlen dieser Sprache. Ebensowenig kennt dieselbe einen Unterschied zwischen männlichen, weiblichen und sächlichen Substantiven. Auch die Deklination fehlt vollständig. Es existiren nur der Singular und der Plural. Was die Bildung des letztern betrifft, so wird er durch Anhängung von einem, zweien, auch dreien Buchstaben an den Singular erzeugt, wie nachstehende Beispiele beweisen.

Singular		Plural	
hinó	der Mensch	hinól	die Menschen
asnac	der Mann	asnacai	die Männer
zisna	das Weib	zisnai	die Weiber
us	der Gute	ucis	die Guten
lennec	die Muschel	lennai	die Muscheln
juitzag	der Schlechte	juitzés	die Schlechten

Die regelmäßigste Pluralbildung herrscht bei den Substantiven, welche im Singular auf j endigen; dieser Buchstabe wird dann einfach in s verwandelt, z. B.

Singular		Plural	
sinoj	der Hund	sinos	die Hunde
yelatáj	das Pferd	yelatás	die Pferde
alcetáj	die Orange	alcetás	die Orangen

Von dieser Regel sind dem Pater Remedi nur zwei Ausnahmen bekannt geworden, nämlich: nisòj die Sandale, nisojés die Sandalen, plittréj der Arme, plitrés die Armen.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die beiden Worte: huô und ji oder iji. huô bedeutet: Macher, Arbeiter, Jemand, der bei irgend einer Sache beschäftigt ist; weshalb die Matacos durch Anhängung dieses Wortes an die Bezeichnung der Materie eine Menge neuer Worte schaffen, mit denen sie auch alle Handwerke bezeichnen. Z. B. huétte das steinerne Haus, huétte-huô der Maurer, joló der hölzerne Pfahl, joló-huô der Zimmermann, jualá der Tag, jualá-huô der Tagmacher, das Morgenlicht.

Die Anhängung der Silben ji oder iji an ein Wort bedeutet eine Sache, die mit einer andern verbunden ist; wie: yoasetás die Kühe, yoasetásji der Corral, Kuhhof, huaj das Wasser, huaji der Brunnen, die Quelle, ayoj der Tiger, ayoji Ort, wo der Tiger seinen Durst löscht, hualá das Licht, hualaji der Leuchter, hojotoj der große Geist, hojotoji Ort, wo der große Geist wohnt, Kirche.

Was die Zeitwörter betrifft, so besitzen diese keine Personenkonjugation, sondern ebenfalls nur einen Singular und Plural: nihuin (ich, du, er, sie, es) habe, hast, hat, ihuennin (wir, ihr, sie) haben, habet, haben.

Will der Mataco einen besondern Nachdruck auf eine der Formen des Zeitworts legen, so setzt er eines der wenigen Fürwörter, über welche er disponirt, vor die betreffende Form. Dieselben sind: nuslam ich, nuslamil wir, uns, amec du, amai ihr, euch.

Besitzanzeigende Fürwörter sind: nu mein, a dein, lu sein.

Beim Verbum kann man außerdem noch die drei Zeiten Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, sowie die drei Moden Indikativ, Imperativ und Infinitiv unterscheiden. Diese verschiedenen Abwandelungen werden aber nicht allein durch Umwandelung der Endsilbe des Infinitiv, sondern auch durch Vorsetzen und Zwischenschieben von Silben vor oder in den Stamm des Verbum erzeugt.

Betreffs der Steigerung der Eigenschaftswörter, resp. der Umstandswörter, ist es auffallend, daß sie außer dem Positiv nur den Superlativ, dagegen keinen Komparativ besitzen. Wollte ein Mataco z. B. sagen: „Peter ist besser wie Johann,“ so würde dies lauten: „Pedlo iis, Juan iisité!“ (Peter ist gut, Johann ist nicht gut!)

Der Superlativ wird durch ein langgezogenes Dehnen der vorletzten Silbe des Positiv gebildet:

Positiv		Superlativ	
iis	gut	iiiiis	sehr gut
tujueci	weit	tujueccecci	sehr weit

Die Verneinung wird bei Adjektiven, Adverben und Verben durch Anhängung der Silben ité und eté ausgedrückt:

iis	gut	iisité	nicht gut
maat	schlecht	maatité	nicht schlecht
nihuén	ich lüge	nihuénetó	ich lüge nicht.

Sehr arm ist die Sprache an Zahlwörtern, für welche sie nur die fünf nachstehenden Bezeichnungen hat: jotejuji eins, jotejuasci zwei, lojtijuayenél drei, jualisiji vier; fünf, sechs, sieben u. s. w. heißen gleichmäßig nitóc, viel.

Da, wie gezeigt, der Matacosprache jede Deklination und auch fast jede Konjugation fehlt, so bestehen die Mittheilungen und Erzählungen dieser Indianer nur aus einer ganzen Reihe zusammengesetzter Wörter, mit ab und zu dazwischen geschobenen einfachen Sätzen. Hier einige Beispiele solch zusammengesetzter Wörter und einfacher Sätze.

ayoj letéc, Kopf des Tigers.
nu lo lu cai, mein Reitthier sein Zügel.
nu schiá lu huette nihuin hualá, mein Vater sein Haus hat Licht.
nu chila lu chiéjua maatité, mein Bruder seine Frau ist nicht schlecht.
a huóc ona amai, dein Herr ruft euch.

Mit wenigen Strichen ist hier das Skelet der auf der untersten Stufe der Entwickelung stehenden Matacosprache entworfen, die, so arm an Worten und Formen sie auch ist, dem Bedürfnisse der einfachen braunen Naturkinder doch vollkommen genügt.

Als sicher darf wohl angenommen werden, daß die Civilisation, wenn sie unter den Matacos einst festen Fuß fassen sollte, woran vor der Hand nicht zu denken, die alte Sprache nicht weiter ausbilden, sondern dem Untergange weihen wird, um an ihre Stelle das spanische Idiom zu setzen; ein Schicksal, das den Sprachen aller wilden nomadisirenden Völker Südamerikas früher oder später bevorsteht.

Wie nennen sich Völker?

Von Rudolf Kleinpaul.

V.

Die Physiognomie eines Volkes wird nicht allein durch körperliche Merkmale, sondern zugleich durch seine Tracht, seine Kleidungsstücke, seine Waffen, seine Schmuckgegenstände bestimmt. Dem Römer, der keine Hosen trägt, der sie wenigstens erst spät unter der Kaiserherrschaft angezogen hat, fallen die „Bracae" der asiatischen und nordischen Stämme auf; wie uns umgekehrt der Kilt der Bergschotten und die Fustanella der Griechen auffällt. Was Wunder, wenn nun Namen wie Bracati oder Φουστανελάδες gebildet werden? Man könnte sagen, die Menschen theilen sich in Culottes und Sans-Culottes, wenn nicht die Republikaner von 1793 wirklich lange Hosen getragen hätten; sie trugen nur keine Kniehosen (la culotte courte).

Fast regelmäßig entlehnen oder bekommen politische Parteien ihre Namen von gewissen Abzeichen oder Farben: aus der französischen Revolution sind z. B. noch die Rothmützen oder Bonnetsrouges, aus dem Lamaïsmus die Gelbmützen bekannt, und im modernen Rom führen die Anhänger des Papstes den Spitznamen Hasenjäger oder Caccialepre: er schreibt sich aus dem Jahre 1867 von den päpstlichen Freiwilligen her, deren dunkelgraue Uniform an Feldjäger erinnerte. Schon die Kreuzfahrer hießen so von dem rothen Kreuz, das sie mit Hinweisung auf Luc. 14, 27 auf der rechten Schulter trugen. Aber Mützen und Abzeichen charakterisiren nicht bloß Parteien, sie charakterisiren auch ganze Völker. Ein Stamm in Centralasien führt den türkischen Namen Karakalpaken, Schwarzmützen; der Name der Katten, eines germanischen Volksstammes, hängt wohl unzweifelhaft mit dem englischen hat, Hut, zusammen und ist von der Tracht eines Filzhutes abzuleiten. Ihre Verwandten, die Hessen, heißen dagegen nach dem blauen Kittel, den sie bis auf den heutigen Tag tragen, Kittelmänner:

„Der Kittelmänner acht ich klein,
Für ihn werd ich wohl sicher sein,"

rief Pfalzgraf Philipp im Jahre 1500 dem Landgraf Wilhelm von Hessen zu; worauf denn die hessischen Kriegsleute sämmtlich einen weißen Kittel anziehen mußten, und

der Kittel-Hessen kam so viel,
daß der Pfalzgraf verlor das Spiel.

So haben die Engländer für die obenerwähnten Blackfeet auch den Namen Kleinröcke (Small-Robes), und die Kâfirs an den Abhängen des Hindukusch, welche Pelze aus schwarzen Ziegenfellen tragen, gelten für Sijaposch, d. i. Schwarzröcke.

Ich will dahingestellt sein lassen, ob die Savoyarden — Savoyard ist genau so wie das englische Spaniard gebildet — ihren Namen von den Holzschuhen haben, die in Frankreich sabots heißen; sie würden ein Pendant zu den piemontesischen Sabatati, den Waldensern, und zu der Sekte der Zoccolanti bilden. Dergleichen Holzpantoffeln, die man in Alpengegenden häufig antrifft, führt das Volk auch in Ostpreußen unter dem Namen Korken, nicht zu verwechseln mit den litauischen Pareßken, die aus Lindenbast geflochten sind. Es sei beiläufig erwähnt, daß von diesen Pareßken der Berliner Ausdruck „Pariser" für ein Paar Morgenschuhe herkommt.

Bei kriegerischen Völkern werden naturgemäß die Waffen den entscheidenden Eindruck machen und den Namen geben. So hat man die Germanen selbst als Speermänner oder Germänner erklären wollen, während sie wahrscheinlich die guten Schreier, die ungestüm tobenden und Schrecken einflößenden Krieger sind, als welche die niederrheinischen Franken den Galliern erschienen (kelt. garmwyn, d. i. Schreier, Rufer). Einzelne deutsche Stämme sollen, wie die Cherusker und die „Sveordveras", nach ihren Schwertern, oder wie die Bastarner nach ihren geflochtenen Schilden benannt sein. Es ließe sich wohl für jede Waffe ein entsprechender Volksname auftreiben, und es ist interessant, daß die bogenberühmten Skythen auch „Bogenschützen" heißen. Skythen wurden die Bewohner des heutigen Rußland von den Griechen genannt. Man hat darin eine Gräcisirung des Namens Tschuden erkennen wollen; aber wahrscheinlich bedeutet Σκύθης „Bogenschütze" und stammt aus deutscher Wurzel. Τόξαρις hieß ein Skythe, der noch vor Anacharsis nach Athen gekommen und Freund des Solon gewesen sein soll. Dieses Toxaris ist nur eine Uebersetzung von Skythe.

Valois behauptet, das Wort Picard komme von piquer, im Sinne von beleidigen, anstoßen, weil die Träger dieses Namens, „irasci celeres", leicht etwas übelnehmen und pikirt sind. Er fügt hinzu, daß aus demselben Grunde ihre Nachbarn, die den gleichen Fehler haben, Flamänder genannt worden seien, nämlich nach der Flamme, als ob man hätte andeuten wollen, daß sie leicht Feuer fangen. Aehnlich sind die Bewohner von Orleans bekannt ihrer scharfen Zunge wegen, die man mit dem Stachel einer Wespe vergleicht (Guêpe d'Orleans). Mit besserm Grunde glaubt man, daß der Name Picarden von der Geschicklichkeit herkomme, mit welcher sie die Pike handhabten, eine Waffe, deren sie sich zuerst im Krieg bedienten; es würde dies zugleich an eine andere Etymologie von Langobarden erinnern, wonach diese so ihrer Streitaxt oder Barte wegen heißen.

Für die Langobarden als Langbärte würden die Spanier und die Portugiesen etwa Barbudos sagen, indem bei ihnen Adjektiva auf -atus den Besitz mit prägnantem Sinn anzeigen: brazudo starkarmig, ojudo großäugig, cabelludo haaricht. Auf diese Art ist der Name Botocuden entstanden. Botoque heißt auf Portugiesisch ein Faßspund; da nun die hölzernen Pflöcke, welche ein brasilianischer Indianerstamm in Ohren und Unterlippen befestigt, beinahe so aussehen, so hat man das Wort Botocudos, etwa „Verspundete" oder meinetwegen „Stöpsel", daraus gemacht und auf den betreffenden Indianerstamm bezogen.

VI.

Wem die Volksnamen nicht bloß taub in die Ohren klingen, wer in ihnen charakteristische Titel, sinnvolle Prädikate erblickt, die ihren Werth nur nachträglich verloren haben, der macht Bekanntschaft mit gar verschiedenen Leuten. Mit guten und bösen, hohen und niedrigen, vornehmen und geringen. Er findet gute Gesellschaft und schlechte Ge-

sellschaft wie unter den einzelnen Menschenkindern. Nur leider sind diese Prädikate nicht immer ausschlaggebend; man muß erst zusehen, wer sie gegeben hat: Stolz, Eitelkeit, Neid und Mißgunst spielen unter den Völkern dieselbe Rolle wie unter den Individuen.

Es ist besonders die edle Eigenschaft der Freiheit, aus der die Namen vieler, natürlich immer herrschender Stämme hervorgegangen sind. So leitet J. Grimm nicht nur den Namen der Franken und der Friesen aus der gothischen Wurzel freis = frei, sondern erklärt auch die Sueven = Schwaben als Leute „sui juris", wobei er annimmt, daß auch diese Namen von fremden Nachbarn beigelegt worden seien; wie viel schöner, sagt er, klingt die von fremden Nachbarn zugetheilte Benennung, das sicherste Anerkenntniß öffentlicher Freiheit! (Geschichte d. d. Sprache §. 777.) Zweifelhaft aber könnte man doch sein, ob nicht andere Ehrennamen, deren die Ethnographie voll ist, vielmehr von den Eigenthümern selber aufgebracht und adoptirt worden seien. Zwar laufen die Begriffe von Freiheit und Aufrichtigkeit, Muth und Ruhm namentlich im Alterthum zusammen, wie ja das französische Adjektiv franc notorisch aus dem Völkernamen hervorgegangen ist. Doch sieht ein derartiges Selbstlob einerseits der menschlichen Eitelkeit zu ähnlich, ja wir sehen die Menschen sich nur zu gern mit ihrem Volksnamen brüsten; andererseits neigen die Völker vielmehr zur Herabsetzung und Verspottung als zum Preise ihrer Nachbarn, der blinden Hessen, der inertes ac stulti Cherusci (Tac. Germ. 36) u. s. w. Wenn die Arier im Gegensatze zu den verachteten Paria die Guten oder Edlen heißen; wenn die Daken = Dänen die Leuchtenden und Lichten, die Bructerer die Glänzenden, die Esthen die Geehrten, die Cimbern die Kämpfer oder Helden (eigentlich die Raubhelden, aber Raub und Mord waren dem Alterthum keine entehrenden, vielmehr ruhmvolle und heroische Handlungen) — wenn sie das sein wollen, so kann man fast mit Bestimmtheit annehmen, daß sie sich diese Titel selber zuerkannt, während wir umgekehrt, so oft wir einem recht gemeinen Schimpfwort begegnen, sicher sein dürfen, daß es von den lieben Nachbarn herrühre.

Der beste Beweis ist, daß unzählige bereits gebildete und geläufige Völkernamen im Munde anderer Nationen zu Schimpfwörtern herabgesunken sind — eine höchst interessante und lehrreiche Studie, die wir aber hier nicht anstellen können, weil sie einem andern Gebiete, dem der Antonomasie, angehört, während wir hier der Entstehung der Namen selber lauschen.

Dagegen wollen wir noch einen Blick auf solche Namen werfen, welche der Hauptbeschäftigung eines Volkes entnommen sind: die Beschäftigung bedingt den Charakter und umgekehrt, daher die Völkernamen auch hierfür wieder oft genug typisch geworden sind. Dergleichen Namen, die gleichsam ein Amt anzeigen, lassen sich leicht ausfindig machen: der der Chaldäer scheint mit der von ihnen gebrauchten Keilschrift, der der Parisii, der Ahnen der heutigen Pariser, mit dem Schiffshandwerk zusammenzuhängen, daher Paris noch heute ein Schiff im Wappen führt; aber wir wollen hier lieber einen großen, bedeutenden Völkernamen anziehen, den der Russen.

Wenn der Berliner Taubstumme von Engländern spricht, so macht er die Geberde des Ruderns, das heißt, er nennt sie die Ruderer. Wirklich bedeutet dies der Name „Russen", welcher keineswegs slavischen Ursprungs ist, so wenig wie die Stiftung des russischen Reichs von Slaven ausgegangen ist; sie ist es vielmehr von germanischen Einwanderern. Der Name Russen ist hergeleitet von dem Namen „Rodsen", d. i. Ruderer, wie die Finnen die fahrenden Banden der von Schweden herüberkommenden Normannen nannten, mit denen sie schon früh in bald feindliche, bald friedliche Berührung kamen, und die sich, von den Slaven selbst zur Beendigung langwieriger innerer Verwirrung herbeigerufen, 862 dauernd zunächst am Ladogasee niederließen; Ruß ist eine Genitivform, zu der man „Leute" zu ergänzen hat, eine im Finnischen häufige Erscheinung, soviel wie „Ruder(=leute)". Schweden ist also das Heimathland der Russen, und noch heute nennen die Finnen Rußland das Wendenland (wenno-moa), Schweden dagegen das Russenland (ruotse-moa).

Der Wurzel nach ist der in Finnland entstandene Name Ruß allerdings nicht finnisch, sondern skandinavisch. Von den Finnen kam er zu den Slaven, dann wohl durch Vermittelung der Chazaren zu den Griechen und Arabern, die ihn in erweiterter Bedeutung faßten, wie sich diese gleichfalls in Westeuropa bildete und von dort nach Rußland eindrang. Die Finnen nun übertrugen den Namen von den eigentlichen Russen, die bald von ihnen wegrückten, auf alle Schweden, während die Slaven, die für diese einen ganz andern Namen wählten, mit „Ruß" am Finnischen Busen angesiedelte, mit ihnen befreundete schwedische Ansiedler bezeichnet haben müssen. Dann dehnt sich der Name mit ihrer Herrschaft aus.

Die Eigennamen, welche in den ersten Jahrhunderten der russischen Geschichte vorkommen, sind ein Beweis dafür. Ihre Träger, die sich selbst Männer von russischer Geburt nennen, sind skandinavischer, speciell schwedischer Abkunft, ja sie führen auf die drei Landschaften Upland, Södermanland und Östergötland als auf die ursprüngliche Heimath des Russenstammes, dem Finnischen Busen gerade gegenüber, wo die stumpfe Ausbiegung der schwedischen Küste und die Brücke der Ålandsinseln von Alters her zum Uebergang nach Osten einluden. Für die Schweden, ihre Verwandten im Westen, brachten die Russen am Finnischen Busen den Namen Waräger, d. i. Schutzbürger, auf, die, wenn sie über die Ostsee kamen, besondere Vorrechte genossen. Gleichzeitig mit der Herrschaft der Russen in jenen Gegenden entstanden, verbreitete er sich für die Skandinaven zu den anderen Völkern und verdrängte das frühere Ruß zu derselben Zeit, wo dieses eine ganz andere Bedeutung zu erhalten anfing.

VII.

Die Holländer nennen uns Moffen: „Hy is uit 't moffenland." „Hy heeft de moffespraak." „Beroerte mof." Sie nannten zunächst die Hollandgänger so, d. h. jenes Wandervölkchen, welches sich alljährlich zur Zeit der Heuernte oder des Torfstichs aus dem Münsterlande, dem Lüneburgischen und auch aus Hannover nach Holland begiebt, um dort Verdienst zu suchen; dieselben, welche sie auch mit dem Namen Hanneken oder, wohl im Hinblick auf das Heumähen, mit dem Namen „groene Duitschers", grüne Deutsche, beehren. Sie nannten aber später die gesammten Deutschen Moffen, ja sie schelten sogar gelegentlich die Bewohner der niederländischen Provinzen Geldern und Overyssel, die sich dem Deutschthum nähern, so. Man kann das nur der geringen Vorliebe, ja der Feindseligkeit zuschreiben, welche die Niederländer zumal in früheren Zeiten gegen alles Deutsche hegten, und die durch einzelne ihrer Dichter, wie besonders durch Willem Bilderdijk, auf das Kräftigste genährt ward. Der Ausdruck, Plural von Mof, hängt jedenfalls nicht mit Mof = Zeisig, sondern mit Muff zusammen, was einige wörtlich nehmen, indem es an die Pelzmuffe der westfälischen Soldaten erinnern soll, welche im Winter 1665 unter Bernhard von

Galen die Niederländer schlugen, während nach Anderen ein plumper mürrischer Mensch darunter zu verstehen ist; übrigens scheint es, daß er nicht bloß dem äußern Wesen, sondern namentlich auch der Sprache der niederdeutschen Nachbarn galt, welche den Holländern merkwürdigerweise nicht sehr wohllautend vorkam.

Das ist freilich eine allgemeine Beobachtung. Was uns an fremden Menschen zu allererst auffällt, fast ehe wir noch ihre übrigen Sonderbarkeiten bemerken, ist, daß sie unsere Sprache nicht verstehen und diese nicht sprechen können, respektive, daß wir ihre Sprache nicht verstehen und sie nicht sprechen können.

Es ist nicht lange her, daß ein ostpreußischer Gutsbesitzer in einem Berliner Gasthof den Kellner rief und ihm folgenden Befehl ertheilte: „Schicken Sie mal die Mariell rauf, daß sie mit dem Kodder kommt, ich habe den Schmand verschwadert“ — und daß der Kellner zum Besitzer lief und sagte, es sei ein Herr oben, der spreche wohl Deutsch, aber es könne ihn keiner verstehen.

So heißt es, daß dereinst zwei reisende Bretonen nach Lyon kamen und hungerig nach „bara“ und „gwin“, will sagen nach „Brot“ und „Wein“, schrien, aber von Niemand verstanden wurden, und daß daher das Wort baragouin für ein unverständliches Gerede komme. Ja, in Folge dessen heißt im Französischen bretonner oder parler bret selber stammeln, eigentlich Bretonisch, d. h. für einen Franzosen unverständlich reden.

Dieser auf Gegenseitigkeit beruhenden Verkehrsunfähigkeit verdanken ihre Entstehung etliche der wichtigsten Völkernamen.

Nicht selten werden sie kurzweg aus so ein paar auffälligen Wörtchen fabricirt. Wie gewisse Phrasen und Gebete gern zu Spitznamen religiöser Sekten werden, z. B. „Bog milui“ (Gott erbarme dich) zu dem der Bogomilen oder „Fate bene Fratelli“ (Thut wohl, Brüder) zu dem der Barmherzigen Brüder in Italien, der Benfratelli: so erlangen wohl ein paar zufällig hingeworfene Silben bei Fremden, die sie zufällig aufgeschnappt haben, den Rang von Völkernamen. Bekanntlich nannten die Holländer die mehrerwähnten Ureinwohner am Kap der guten Hoffnung, die Koi-koin, nach zweien ihrer gewöhnlichsten Schnalzlaute Hottentotten. Diese Schnalzlaute (clicks) werden durch ein Anlegen der Zunge an die Zähne oder an verschiedene Stellen des Gaumens und durch ein rasches Zurückschnellen hervorgebracht; die beiden in Rede stehenden gebrauchen wir selbst, der eine (hott) ist ein bekanntes Fuhrmannswort, mit dem andern (tott) drücken wir Verdruß und Tadel aus. Man hat deshalb die Hottentottensprache mit der Sprache der an Kröpfen leidenden Alpenbewohner oder mit dem Geschrei des Truthahns verglichen. Aehnlich heißen die Makedo-Walachen, ein rumänisches Volk der Balkanhalbinsel, die von den Griechen und Südslaven als „hinkende Walachen“ (Kutzowlachen) bezeichnet werden, Zinzaren, weil sie in ihrem Dialekte, der sich durch Vorliebe für das härtere z auszeichnet, zinz statt tschintsch (fünf) sagen. In Frankreich nennt man j und g nach Kinderart wie z aussprechen: zézayer. Endlich gehört hierher auch der Name Yucatan. Als nämlich die Spanier die Küsten des Landes 1506 betraten, fragten sie die Indianer, wie es hieße. Diese antworteten: juca tan, d. i. Was sagt ihr? — Sie ahnten wohl nicht, daß diese simple Frage fortan in allen geographischen Lehrbüchern Europas als ihr Name figuriren werde.

Unter den Romanen sind aus der Partikel der Bejahung wichtige Ländernamen hervorgegangen. Von der mit oc = hoc bejahenden Sprache erhielt ein großer Theil des südlichen Frankreich den Namen „la Languedoc“, während das übrige Frankreich „la Langue d'oui“, eigentlich „la Langue d'oïl“ genannt ward; dieses oïl ist so viel wie hoc illud. Beide Partikeln entsprechen unserm „das ist's“, dem griechischen ταῦτα. Im Gegensatz zu Frankreich nannte Dante Italien „il dolce paese, dove il sì suona“; dieses si ist das lateinische sic, statt dessen der Römer in bejahendem Sinne lieber ita setzte.

Minder unmittelbar nennen sich die Völker unter einander mit Worten ihrer eigenen Sprache Stammler, Stumme und Hauderhauder. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Griechen die Barbaren nach ihrer ihnen fremdartig klingenden Sprache bezeichneten und daß das Wort βάρβαρος mit lat. balbus, d. i. stammelnd, übereinstimmt. Zwar kann man auch βορβορύζειν = kollern, knurren, und Persisch barbar = geschwätzig, närrisch vergleichen, so daß nicht sowohl auf die Unvollkommenheit als vielmehr auf die Seltsamkeit und gleichsam Menschenunähnlichkeit der Sprache Rücksicht genommen wäre, etwa wie der römische Advokat Polyänos den Cimbern und Teutonen thierische Stimme beimaß, Julian die Gesänge der rheinischen Deutschen dem Rabengekrächz verglich und auch die romanischen Nationen unsere Sprache Pferdegewieher und Hundegebell gescholten haben. Doch würde Barbar, als Stammler, auf das Genaueste dem obigen bretonner entsprechen.

Wem fallen bei dem Wort Barbaren nicht die Barabra, die Bewohner des obern Nilthals, ein? Beide Namen sind in der That einander analog. Denn Barabra kommt von arabisch brr, nicht sprechen können, babbeln, lallen. Die Nubier nennen dagegen wieder die Aegypter spöttischerweise Wod er-Rif, Söhne des Schwemmlands. Andererseits ist wohl aus dem Namen Barbaren der Name Berbern für die Ureinwohner des nordwestlichen Afrika hervorgegangen. Seit der Besitznahme von Marokko, Tunis, Algier, Tripolis durch die Türken kam allmälig der Name Berbern oder Barbaresken für die Bewohner auf, man bezeichnete sie als Barbaren wegen des systematischen Seeraubs, welchen sie trieben, und wegen der Grausamkeit, mit welcher sie die in ihre Hände gefallenen Christen behandelten. Berbern und Barâbra sind nicht zu verwechseln.

Die Slaven gehen noch weiter. Sie bezeichnen den Deutschen geradezu als Stummen, Njemetz, und dieses Wort hat eine ungeheure Verbreitung gewonnen, indem es in den Mund der Ungarn (nemet), der Kalmücken (nemesch), der Türken (nemtsche) und der Araber (nimsâwi) übergegangen ist. Da die Ungarn selbst „nix dajcs“ sprechen wollen, so ist es billig, daß der huncfut német, der deutsche Hundsfott, kein Magyarisch spricht. Sie haben auch einen andern Fluch, wo sie für den Deutschen „Schwob“, d. i. Schwabe, sagen. Dem Njemetz setzt Miklosich den Slovenen (slovjentz) als deutlich Redenden entgegen; Slaven wären danach überhaupt die „Redenden“, gleichsam das Wort (slovo) Besitzenden. Allerdings werden diese letzteren Namen erst durch den Gegensatz hervorgerufen worden sein, da an sich einem Volke die Gabe der Rede zu natürlich erscheinen muß, um sie besonders hervorzuheben. Nach Grimm (Gesch. 226) wäre Slave mit Sueve, d. i. frei, identisch, und nach einer seltsamen Ironie daraus wieder das Wort Sklave hervorgegangen. Doch erscheint unsere Erörterung um so mehr gerechtfertigt, als auch der Name der slavischen Jazygen, die 170 n. Chr. das römische Reich angriffen, auf diese Weise zu erklären und auf russisch jazik, Zunge, zurückzuführen ist.

Gerade so nennt man auf Cuba neu importirte Sklaven, die noch nicht Spanisch sprechen, bozales, d. i. Maulkörbe, weil sie gleichsam den Mund nicht aufmachen können.

Nur beiläufig, weil von geringerm Umfang, sei erwähnt,

daß wie die fremde Sprache, so mitunter auch die fremde Religion zur Bildung eines Volksnamens Veranlassung gegeben hat. Kâfir heißt im Arabischen ungläubig, und dieser Name wird von den Arabern nicht nur den christlichen Europäern, sondern auch zwei heidnischen Völkern beigelegt, für welche er nun auch bei den Christen, zunächst den Portugiesen, selber in Gebrauch gekommen ist: den Kâfirs an der Grenze des östlichen und westlichen Hochasien und den Kaffern in Südafrika. Außerdem nennen die Mohammedaner so auch die in Persien und Ostindien noch übrigen Bekenner des Parsismus, die sogenannten Gebern (persisch ghebr), und daraus ist wiederum das türkische Giaur hervorgegangen.

Ein anderer gemeinsamer Name für viele Völker bei den Mohammedanern, z. B. für die Barea, und die allgemeine Bezeichnung der heidnischen Neger von Seiten der christlichen Abyssinier, speciell der Bazen oder Kunama, ist das ebenfalls „Heiden" bedeutende Schangalla oder Schankala.

Am bequemsten haben es sich die Engländer gemacht. Als technischen Ausdruck für alle Gläubigen im Gegensatz zu den Hindu, Mohammedanern und Buddhisten hat die englische Amtssprache das Wort „Andere" (Others) eingeführt. Dieses „Andere" ist in seiner primitiven Einfalt eine seltene Perle von einem Völkernamen. Es gemahnt an den Thurm zu Babel, wo sich die Völker schieden und es zum ersten Male Andere gab auf der Welt. Es spricht unumwunden aus, daß Völkernamen nur etwas Relatives sind und daß sie nur auf Gegenseitigkeit und Wechselbeziehungen beruhen. Und ich habe noch andere Schafe, heißt es im Evangelium, die sind nicht aus diesem Stalle; dieselben muß ich herführen und wird Eine Herde und Ein Hirte werden. Wenn das geschähe, so wären die Unterschiede der Menschheit abermals ausgeglichen, die „Anderen" gingen mit den „Einen" brüderlich zusammen und sie könnten wiederum sprechen: „Wohlauf, lasset uns eine Stadt und einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Prof. Dr. Friedrich Umlauft hat sein mehrfach empfohlenes geographisch-statistisches Handbuch „Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie" (mit 150 Illustrationen. Wien, A. Hartleben, Preis 6 Gulden) in zweiter Auflage umgearbeitet und erweitert erscheinen lassen, Ungarn darin mehr als bisher berücksichtigt, Bosnien und die Herzegowina neu aufgenommen und ein sehr dankenswerthes Ortsverzeichniß hinzugefügt. Der allgemeine Theil behandelt die physische Geographie und Statistik, der besondere namentlich die Topographie, und hier sind schon die Resultate der letzten Volkszählung aufgeführt. Das Werk eignet sich für ein größeres Publikum sowohl zum Nachschlagen als zur Lektüre, für letztern Zweck namentlich die anderen Werken entlehnten „Charakterbilder" einzelner besonders interessanter Objekte.

Derselbe Verlag sandte uns von seinen „Illustrirten Führern" (s. „Globus" XLI, S. 382) drei neue Bände, nämlich: 1) Hekſch und Nowszewicz, Führer durch die ungarischen Ostkarpathen, Galizien, Bukowina und Rumänien (mit 50 Illustrationen und 6 Karten; Preis 3,60 Mark), für diese Länder wohl das erste derartige Werk, in welchem nur zu blättern uns schon von Interesse war; 2) Führer durch Triest und Umgebungen (Aquileja, Görz, Pola, Fiume, Venedig, Istrien, Quarnero und Pontebbabahn) (mit 36 Illustrationen und 5 Karten; Preis 2,70 Mark) und 3) Nabl, Führer durch Nieder-Oesterreich (mit 65 Illustrationen und 1 Karte; Preis 3,60 Mark). Die Ausstattung der Bücher ist vorzüglich, der Preis mäßig, die Illustrationen sind gut und, soweit wir zu urtheilen vermögen, naturgetreu; sie scheinen uns für den länger an einem Orte verweilenden Sommerfrischler besonders geeignet.

— Im System der Flüsse Eruslan und Turgun an der Grenze der Gouvernements Astrachan und Samara liegt ein großes Gebiet von lehmig-salzhaltiger Bodenbeschaffenheit. Dasselbe gehört dem astrachanischen Kazakenheere und lag bis zum vorigen Jahre vollkommen wüst, so daß nicht einmal Vieh dort Weide fand. Die Verwaltung des Kazakenheeres hatte im Jahre 1880 den Ingenieur Samsonow mit dem Nivellement dieses Landstriches beauftragt. Nach rascher Erledigung dieser Arbeit schlug der Genannte die Anlage eines Dammes vor, welcher den Abfluß des Wassers aufhalten und eine Bewässerung des ganzen Striches ermöglichen sollte. Nach Anweisung der nöthigen Gelder schritt Herr Samsonow zur Ausführung des Baues und stellte in kurzer Zeit einen Damm von 5 Werst Länge und 3/4 Saschen (1,6 m) mittlerer Höhe her. Zur Befestigung der Böschungen legte man 7000 Quadratsaschen (1 Saschen = 2,134 m) Rasen und zum Festhalten des Rasens wurde rohes Strauchwerk verwendet, zum Schutze gegen den Anprall des Wassers aber Flechtwerk hergestellt. Kaum war der Damm fertig, so bedeckte sich eine Fläche von 1000 Desjatinen mit Wasser und das Durchsickern desselben zu beiden Seiten des überschwemmten Raumes begann. Schon im Jahre 1881 zeigte sich in Folge des Dammbaues Gras und zwar von den besten Sorten an Stellen, wo vorher gar nichts wuchs, auch Holztriebe schlossen sich an und versprechen sich zu Baumwuchs zu entwickeln.

(Nach dem „Astrachan. Spraw. Listok".)

Asien.

— Die Einwanderung der Juden in Palästina hat durch den Befehl des Sultans, daß ihnen dieselbe überall in der Türkei, aber nicht in Palästina gestattet sei, keine merkliche Unterbrechung erlitten. In Folge hiervon entstehen immer wieder neue Judenquartiere außerhalb der Stadtmauer Jerusalems. Gegenwärtig sammeln sich dieselben in dem Raum zwischen dem Damaskusthor und den Königsgräbern, woselbst ein großes Judenspital gebaut werden soll. Die Stadt Jaffa ist angefüllt mit einwandernden Judenfamilien, die sich irgendwo anzusiedeln gedenken. Ein Theil derselben hat in der deutsch-amerikanischen Kolonie eine zeitweise Unterkunft gefunden. Es sind theils wohlhabende Leute, die sich in den verfügbaren Räumen der Wohnhäuser eingemiethet haben, und ihre Kinder in die Tempelschule schicken, theils sind es arme Familien, die in Zelten wohnen. Sie suchen Land zur Anlegung jüdischer Kolonien zu erwerben; jenseits Jassur ist es ihnen gelungen, ein Stück Land zu kaufen, auf welchem 14 Familien sich niederlassen sollen. Die Wahl dieses Platzes ist in gesundheitlicher Beziehung zu billigen, weniger dagegen in Hinsicht der Tragfähigkeit des

Bodens, indem derselbe viele Sandstrecken enthält. Die jüdische Kolonie am Audschehfluß (unweit nordöstlich von Jaffa), welche sich nur durch die Rücksicht auf die Tragfähigkeit des Bodens leiten ließ, ist unter anderm auch wegen der ungesunden Lage des Orts gescheitert. („Warte des Tempels".)

— Am 14. (26.) Mai 1882 ist zum ersten Male ein Dampfer, „Moskwa", von 60 Pferdekraft und mit nur geringem Tiefgang, nachdem er durch das Eismeer in den Jenisei eingelaufen, in Krasnojarsk angekommen um fortan regelmäßige Fahrten zwischen der genannten Stadt und Jeniseisk aufzunehmen.

— Die aus Ost-Turkestan auf russisches Gebiet eingewanderten Solonen und Torgouten erweisen sich, wie die Sibirische Zeitung mittheilt, von großem Nutzen für ihr Wohngebiet. Sie sind arbeitsliebend und zuverlässig; mit ihrer Hilfe sind zahlreiche Staats- und Privatgebäude in Ziegelbau sehr billig ausgeführt worden. Der General Kolpakowski hat ihnen für ihre Ansiedelung mannigfache Freiheiten bewilligt. Die meisten von ihnen sind bereits zum Christenthum übergetreten, sie haben in der Hauptansiedelung einen Geistlichen, der in ihrer Muttersprache den Gottesdienst abhält, und auch schon eine gute Schule.

— Mittheilungen der Turkest. Ztg. aus Pendshekent besagen, daß die Expedition des Dr. Regel mit dem Topographen Kosjakow eigentlich von Pendshekent aus über den See Iskander-kul und den Paß Mura nach Hissar und von dort über die Stadt Bal-Dshuan nach Darwaz gehen wollte. Die Nachrichten über die schwierige Passirbarkeit der Wege in Folge des bedeutenden Schneefalles von vergangenem Winter ließen ihn jedoch die Richtung ändern und einen neuen Weg von Pendshekent aus über den Karatag und Hissar einschlagen. Nach Aussage der Führer ist dieser Weg ganz bequem, führt auf einem Bergplateau entlang und bietet in geographischer Beziehung besonderes Interesse, weil Russen auf diesem Wege noch nie gegangen sind. Während der Reise wird der Topograph Kosjakow neben der Beschreibung und Aufnahme der Oertlichkeit auch eine Anzahl Höhenbestimmungen mit dem Aneroidbarometer vornehmen.

— Lieutenant Amédée Gautier, welcher ursprünglich (s. „Globus" XLI, S. 255) beabsichtigte, von Bienhoa in Französisch-Cochinchina nach Huë, der Hauptstadt von Annam, zu wandern, hat diesen Plan aufgegeben, sich bei den Moïs auf der Grenze von Annam Kambodia und Cochinchina festgesetzt und will dort mehrere Jahre lang die Sprache und die Sitten jener Wilden studiren. Ueber seine bisherigen Wanderungen sind mehrere Briefe in dem „Compte Rendu" der Pariser Geographischen Gesellschaft (Nr. 8, 9) veröffentlicht worden, denen wir Einiges über Land und Leute im Nordosten von Französisch-Cochinchina entnehmen.

Das Land am Ufer des Dongnai (etwa 11° 25' n. Br. und 105° 3' ö. L. Paris) ist von einem sehr verworrenen Dickicht bedeckt. Die hier und da dichter stehenden großen Bäume haben nicht über 2 m, meistens nicht über 1,20 m Durchmesser; alles Uebrige ist ein für jedes Wesen mit Ausnahme der Rhinoceros und Elephanten undurchdringliches Gewirr von Bambus. Die Elephanten, die hier in Menge vorkommen, haben sich nach allen Richtungen hin Wege getreten und, wohl zum Besten ihrer Jungen, alle Hindernisse bei Seite geschafft; alle 2 bis 3 km weit haben sie Lichtungen im Walde hergestellt. Zu Gesichte hat sie Gautier nicht bekommen; aber häufig hat er gehört, wie sie kaum zehn Schritte von ihm entfernt flohen, was sie mit solcher Geschicklichkeit thun, daß man oft nicht das Geringste von ihnen gewahr wird. Für einen Jäger ist das Land ein wahres Paradies; es giebt Pfauen in Menge, Rehe, Hirsche, Bisons (cou-minh) von gewaltiger Größe, Büffel, Tiger, Panther, Waldhühner, Fasanen, Affen, kleine Hirsche u. s. w. Nirgends giebt es schönere und mannigfaltigere Schmetterlinge, als dort; wahre Wolken dieser Thierchen in den buntesten Farben fliegen umher, und man fängt mit dem Netze ihrer vier bis fünf auf einmal. Das erste Dorf der Moïs, welches Gautier betrat, bestand aus mehreren Hütten, obwohl eine einzige fast die ganze Bevölkerung beherbergte; die anderen später besuchten Dörfer hatten nur eine. Dieselbe ist sehr reinlich, etwa $1\frac{1}{2}$ m hoch, $6\frac{1}{2}$ m breit und 10 bis 50 m lang; inwendig findet sich alle 7 bis 8 Schritt weit in der Mitte der Längsachse ein Herd, der wahrscheinlich die Stelle einer Haushaltung bezeichnet. Das Haupt der Familie, Großvater oder dergleichen, wohnt dort, umgeben von seiner Nachkommenschaft und sonstigen Verwandten. In gewissen Fällen, wahrscheinlich wenn eine Familie zu sehr anwächst, wird eine Kolonie ausgesendet, welche dann noch eine Zeit lang von dem alten Dorfe unterhalten wird, bis sie die Bäume gefällt und verbrannt und Reis, Tabak u. s. w. gepflanzt hat. Es giebt Dörfer, welche offenbar schon viele Jahre bestehen, und wieder andere ganz jungen Datums; im Allgemeinen aber glaubt Gautier, daß diese Wilden erst verhältnißmäßig kurze Zeit diese Sitze innehaben. Denn er fand bei ihnen nicht die geringste Tradition von irgend einem Ereignisse, das sich an diese Gegend knüpfte; außerdem scheinen die Ansiedelungen noch nicht alt zu sein, die Leute kennen die Umgebung ihrer Dörfer nicht und das Eigenthum ist noch ein kollektives, lauter Anzeichen, welche dafür sprechen, daß diese Moïs ihre jetzigen Sitze noch nicht lange, vielleicht noch kein Jahrhundert lang, inne haben. — Was die Leute selbst anlangt, so sind die Männer meist prächtige Gestalten mit gut entwickelter Brust. Die Frauen sind gewöhnlich häßlich, aber gut gebaut, mit vollen Brüsten, die selbst nach dem ersten Kinde keine Falten zeigen. Prostitution kommt nicht vor, da die Frau, die zunächst nur als ein sehr nützliches Hausthier betrachtet wird, dadurch ihren einzigen Anspruch auf Werthschätzung verlieren würde; auch steht dem die patriarchalische Verfassung des Stammes entgegen.

Afrika.

— Dr. C. Keller, welcher sich im vergangenen Frühling behufs zoologischer Studien namentlich in Suakin (Sawakin) am Rothen Meere aufgehalten hat, benutzte die Gelegenheit, den Farbensinn der dortigen Eingeborenen zu prüfen, und berichtete darüber in der Neuen Züricher Zeitung wie folgt: „Ich habe auch die ethnographisch nicht unwesentliche Frage des Farbensinnes bei diesen Völkern zu verfolgen gesucht und nahm in Gemeinschaft eines hiesigen, mit der Sprache vollkommen vertrauten Kaufmannes zahlreiche Untersuchungen vor. Es wurde nämlich insbesondere von dem englischen Premierminister Gladstone und dem deutschen Sprachforscher Lazarus Geiger die Ansicht ausgesprochen, daß der Kulturmensch erst in historischer Zeit seinen heutigen Umfang des Farbensinnes erworben habe, daß zum Beispiel die Kulturvölker des Alterthums die kurzwelligen Farben, wie Blau und Violett, nicht unterscheiden konnten.

Theoretisch wurde gefolgert, daß die Naturvölker noch heute auf einer tiefern Stufe der Farbenwahrnehmung und Farbenunterscheidung stehen und vermuthlich kein Organ für Blau u. s. w. haben. Obschon ich diese Theorie für unrichtig halte und schon früher meine Gründe hierfür veröffentlicht habe, so schien mir die Gerechtigkeit zu erfordern, den Aethiopier nach dieser Richtung zu prüfen, da wir über ihn keine Angaben besitzen.

Die Resultate haben mich überrascht. Der Küstennubier (der Sawakinese) unterscheidet alle Farben des Spektrums mit Leichtigkeit und in nubischer Sprache nennt er: Roth = adarob, Orange = curcumija, Grün = sotai, Blau = samanibe, Violett = adermareeb, Schwarz = hadel, Weiß = erab. Dagegen ist der Farbensinn beim Nubier der Berge nicht so gut entwickelt. Gut unterscheidet er Weiß, Schwarz, Roth und Grün. Orange kennen die Meisten. Dagegen kennt er das Blau nicht und verwechselt es

fast stets mit Schwarz. Violett! dagegen unterscheidet er ziemlich gut.“

— Baron John von Müller schreibt uns Ende Juli aus Heidelberg: „Vor Kurzem von meiner letzten afrikanischen Reise zurückgekehrt, erlaube ich mir Ihnen mit wenigen Worten meine Routen mitzutheilen. Mein Ziel, die Habab-Länder, erreichte ich von Massawa auf nördlichem Wege, durch die Schellek-Savannen. Ich überschritt eine Anzahl von Flußbetten, welche noch nicht in die Karte eingetragen sind, wendete mich bei Woad-Gan den Falkat aufwärts, über den Keibat-Paß in das Ansabba-Thal und folgte demselben aufwärts bis Senhit. Von hier marschirte ich durch das Barka, über Zaga nach Kassala an den Atbara. Folgte dem Fluß bis Tomat, und kehrte dann über den Lebka nach Massawa zurück. Nach 24stündigem Aufenthalte schiffte ich mich hierauf nach Zeila ein, durchkreuzte das Gebiet der Isa- und Gadabursi-Somalen, sowie die Waldgebirge der Nolli-Galla, hielt mich einige Zeit in Harrar auf und kehrte dann über Zeila, Aden und Hodeida nach Europa zurück. Die Reise ist ohne Hindernisse abgelaufen, und bin ich mit den Resultaten zufrieden. Es hätte bedeutend mehr geleistet werden können, wenn mir ein Begleiter zur Seite gestanden hätte; so war ich nur auf eigene Kräfte angewiesen. Mit Theodolith und Sextant wurden eine erhebliche Anzahl von Längen und Breiten genommen, darunter endlich aus zwölf Beobachtungen die Länge von Kassala. Mit Hypsometer, Hygrometer und drei Barometern wurden Höhen gemessen, und bei sämmtlichen Beobachtungen mit größtmöglicher Genauigkeit verfahren. Ein Itinerar wurde beständig geführt. Schöne ethnologische und geologische Sammlungen und Sprachproben, welche letztere verloren gegangen, wurden eingeheimst. Leider schwebe ich über das Schicksal der Sammlungen auch noch im Dunkeln, dieselben wurden vor circa sechs Wochen in Suez aufgegeben, sind aber bis auf den heutigen Tag noch nicht eingetroffen. Mein nächstes Ziel werden die Schneeberge sein, doch werde ich wohl kaum noch in diesem Jahre dorthin aufbrechen, da ich viel Material zu verarbeiten habe.“

— Die Mailänder „Società d'esplorazione commerciale in Africa“ hat beschlossen, ihre handelsgeographischen Versuche in der Cyrenaica (s. oben S. 64) aufzugeben, und will nun in Harrar eine Handelsstation errichten.

— Von H. Costenoble in Jena ist eine deutsche Uebersetzung von Joseph Thomson's Reisewerk, auf welches wir schon bei seinem Erscheinen aufmerksam machten (siehe „Globus“ XL, S. 46 und 47), ausgegeben worden unter dem Titel: „Expedition nach den Seen von Central-Afrika in den Jahren 1878 bis 1880“ (Preis 11 Mark). So sehr es anzuerkennen ist, wenn hervorragende fremde Reisewerke — und zu diesen gehört dasjenige des jungen, tüchtigen und vielversprechenden Geologen — durch Uebersetzung dem größern Publikum zugänglich gemacht werden, so erscheint es uns doch erforderlich, daß solche Arbeiten nicht Leuten anvertraut werden, welche weder von der Geographie noch von der englischen Sprache genügende Kenntnisse haben. Band I, S. 210 spricht der Uebersetzer von der Linie vulkanischer Thätigkeit, „die sich von dem Kap Colony bis nach Abessinien erstreckt“! S. 216 und 217 erzählt er uns etwas von „Biberöl“, das ihm vom Biber zu stammen scheint, ohne zu ahnen, daß Castoroil Ricinusöl ist, und II, 163 hat ein Neger einen „amerikanischen Lendenschurz“ an, soll heißen einen solchen aus americano, dem in Afrika aus den Vereinigten Staaten eingeführten Baumwollstoff u. s. w.

Australien.

— Süd-Australien geht mit dem großen Projekte um, die von der City of Adelaide nach Port Augusta an der Spitze des Spencer Gulf laufende **Nordbahn** durch Central-Australien bis **Port Darwin** an der Nordküste **fortzusetzen**. Durch die am 17. Mai 1882 erfolgte Eröffnung der $54\frac{3}{4}$ Miles langen Strecke von Beltana (30° 53′ südl. Br. und 138° 50′ östl. L. Gr.) bis Farina oder the Government Gums (30° 30′ südl. Br. und 138° 22′ östl. L. Gr.) hat die Nordbahn von Adelaide ab eine Länge von $406\frac{1}{2}$ Miles erreicht. Eine weitere, nordwärts laufende Strecke von 30 Miles bis Hergott Springs ist im Bau begriffen. Eine Gesellschaft englischer Kapitalisten in London hatte sich der südaustralischen Regierung gegenüber erboten, diese transkontinentale Bahn in fünf Jahren bis Port Darwin zu vollenden, wenn ihr dagegen zu beiden Seiten des Bahnkörpers Ländereien im Umfange von 57 Millionen Acres (ungefähr 4188 deutsch-geographische Quadratmeilen) eigenthümlich überwiesen würden und wenn die Kolonie der Gesellschaft das Anlagekapital während der Bauzeit mit 4 Procent verzinste. Die Regierung hat sich jetzt dahin schlüssig gemacht, diese Offerte abzulehnen und den großen Bau stufenweise mit eigenen Mitteln der Kolonie ausführen zu lassen. Es soll die transkontinentale Bahn von Hergott Springs ab der Linie des Ueberlandtelegraphen folgen und in nordwestlicher Richtung um den Lake Eyre herum zunächst auf 150 bis 200 Miles fortgesetzt werden, und gleichzeitig soll von Port Darwin aus mit dem Bau einer ersten südlichen Strecke von Palmerston, der Hauptstadt des nördlichen Northern Territory, nach den Goldfeldern am Pine Creek, 150 Miles, begonnen werden. Ferner beabsichtigt man von Hergott Springs aus eine centrale Bahn in nordöstlicher Richtung nach der südwestlichen Grenze von Queensland, und eine gleiche von der Eisenbahnstation Terowie (33° 8′ südl. Br. und 139° 7′ östl. L. Gr.) über Bimbowrie (32° 7′ südl. Br. und 140° 9′ östl. L. Gr.) nach den in der nordwestlichen Ecke der Kolonie Neu-Süd-Wales in 29° 30′ südl. Br. und 141° 30′ östl. L. Gr. gelegenen Barrier Ranges zu bauen. Man hofft durch beide Bahnen den Handel des fernen Westens von Queensland und Neu-Süd-Wales für Süd-Australien zu gewinnen. Endlich will man die von der City of Adelaide über Mount Lofty nach Nairne (35° 5′ südl. Br. und 139° 10′ östl. L. Gr.) der Vollendung sich nahende Eisenbahn in südöstlicher Richtung bis Border Town (36° 20′ südl. Br. und 140° 45′ östl. L. G.) fortsetzen, wo sie sich mit der bis dahin zu verlängernden Westbahn der Kolonie Victoria vereinigen soll. Es würden in dieser Weise die Cities of Melbourne und Adelaide durch Eisenbahnen verbunden werden. Die Länge all dieser neuen Bahnen in Süd-Australien wird ungefähr 700 Miles betragen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. | **№ 14.**

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1882.**

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Von Eschketi an hatte ein Tschapar (berittener Führer, Postillon) aus dem Dorfe Bedia, welcher russisch sprach, die Reisende begleitet und dieselbe in sein Haus eingeladen. Auf der Schwelle fanden sie die Frau mit ihrer Tochter, einer reizenden kleinen Blondine mit blauen Augen, von welcher die Fremde mit ebenso großem Erstaunen angeblickt wurde, wie von ihrer Mutter mit Furcht. Ein zehnjähriger Knabe begrüßte den Tschapar mit großer Ehrerbietung; es war sein Pflegling, Sohn eines seiner Freunde, und ebenso von Adel, wie er selber. Im Austausche hatte dieser Freund den ältern Sohn des Tschapar adoptirt, ein im Kaukasus gewöhnliches Vorkommniß. Ein solches Band zeigt sich oft stärker als das der Verwandtschaft; die Knaben bleiben mehrere Jahre lang bei ihren Pflegevätern, die für sie wie für ihre eigenen Kinder sorgen. Von hier aus unternahm Madame Serena am 16. und 17. November 1881 Ausflüge zu den oben beschriebenen Ruinen der Kirche und des Klosters, um eine Anzahl von Photographien derselben anzufertigen; die warmen Schwefelquellen 10 Werst von dem Dorfe Tkvartscheli aber, welches von Bedia aus etwa in einem halben Tage zu erreichen ist, blieben diesmal unbesucht, da der Weg dorthin zur Winterszeit unpassirbar ist. Aber in den heißen Monaten Juni bis August strömen Kranke, besonders Mingrelier, dorthin, um Heilung zu suchen. Ihre Ansprüche sind nicht groß: zum Obdach dient ein Baum oder eine Felsgrotte, Milch, Käse und Schaffleisch liefern die Hirten der umliegenden Berge und ein Topf zum Bereiten der Maissuppe vervollständigt die Küche.

Unweit dieser Thermen entspringt der reißende Galizga, durchfließt einen Theil von Abchasien und mündet zwischen Otschemtschiri und Ilori in das Schwarze Meer. Sechsmal muß man ihn durchfuhrten, um von Tkvartscheli aus den 12 Werst entfernten großen Ort Pokveschi zu erreichen. Von da sind es nur wenige Werst bis Beslahuba und weitere sieben bis Otschemtschiri. Die Straße zwischen den beiden letzteren Orten führt durch einen natürlichen Park, welcher an Pracht alles übertrifft, was Kunst zu leisten vermag. Herrlichere Alleen, mannigfaltigeres und dichteres Buschwerk kann man sich kaum vorstellen: Eichen, Platanen und Linden breiten ihre mächtigen Aeste über die mit goldgelben Blüthen bedeckten Azalien aus. Erstaunt und entzückt reitet man dahin, bis man plötzlich aus dem Walde herauskommt und das Schwarze Meer vor sich erblickt: Otschemtschiri ist erreicht.

Vor etwa einem halben Jahrhundert nahm dichter Wald von Buchsbäumen diese Stelle ein; derselbe gehörte der tscherkessischen Fürstenfamilie der Antschibeia, welche ihn dem letzten Ahu, Michael Scherwachidze, verkaufte. Dieser ließ das Dickicht fortráumen, durch türkische Architekten und Handwerker sich einen Palast errichten und gab dem Orte seinen heutigen Namen, welcher „mit Buchsbäumen bewachsene Stelle“ bedeutet. Eine weit verbreitete Sage will wissen, daß der Baumeister alsdann getödtet

worden sei, nach der einen Angabe auf Befehl des Sultans, weil er seine Kunst an das Ausland verkauft hätte, nach der andern vom Ahu, damit er nicht noch ein zweites derartiges Gebäude errichtete. Dasselbe bildete ein Viereck von zwei Stockwerken, mit Aussichtsthurm, Balkon und Veranda und war mit zierlichen Skulpturen und Arabesken geschmückt. Der Unterbau war steinern, das Uebrige aus bearbeitetem Kastanienholze und die Säulen der Veranda aus Mahagoni, während sich im Innern fein geschnitzte Zimmerdecken, Thüren aus rothem kaukasischen Buchsbaumholz und Kamine aus weißem Marmor befanden. Ein solcher Bau hätte überall Aufsehen erregt; wie viel mehr nicht hier in solch ursprünglichem Lande. Die letzten zwanzig Jahre seiner Regierung verlebte der Ahu hier, und in den Kellern seines Schlosses schmachteten als Gefangene diejenigen, die seinen Zorn erregt hatten. Aber das Ende sowohl des Besitzers als auch seines Palastes war traurig. Im Jahre 1864 wollte der Ahu die russische Oberhoheit abschütteln, wurde jedoch gefangen genommen, nach Kaluga verbannt und starb auf dem Wege dorthin. Sein Sohn Georg, welcher in St. Petersburg internirt war und dort von einer Regierungspension lebte, wollte den Palast nicht verkaufen, trotzdem die Regierung wiederholt deshalb anfragte; als er endlich einwilligte, konnte man sich nicht über die Kaufsumme einigen. Inzwischen brach 1878 der letzte kaukasische Aufstand los; Abchasien revoltirte, die Türken landeten in Otschemtschiri, vertrieben die Russen und verbrannten den Ort sammt dem Palaste, von welchem

Familie des Tschapar im Dorfe Bedia.

nur noch der steinerne Unterbau aufrecht steht. Nur ein einziges Haus in Otschemtschiri blieb erhalten, weil Hussein Pascha, der türkische Befehlshaber, darin wohnte.

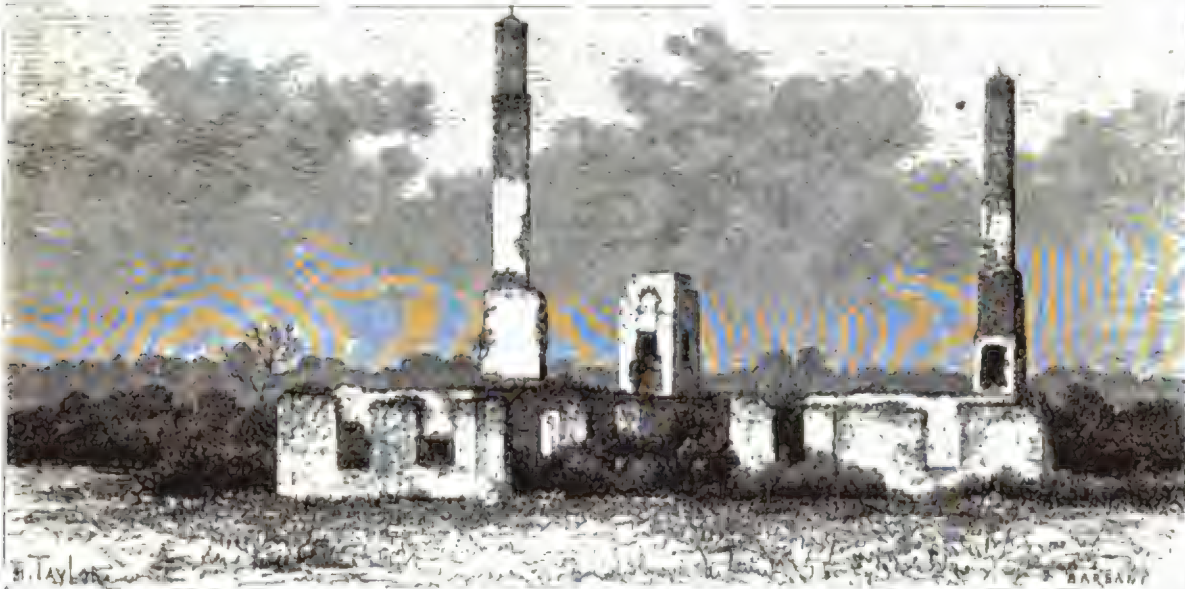
Im Jahre 1876 bestand die Bevölkerung von Otschemtschiri zumeist aus Mingreliern und Lazen, auch einigen Türken aus Trapezunt und Griechen; Russen gab es, von den Beamten abgesehen, wenig. Man fand, wie in der Türkei, Kaffeehäuser, Barbierläden und eine kleine Moschee, auch eine christliche Kirche und Schule, welche sich aber keineswegs in sehr blühendem Zustande befanden. Die Lage des Ortes am Ufer des Meeres ist reizend, doch nicht ganz gesund, und die nahen Sümpfe, welche indessen allmälig ausgetrocknet werden, erzeugen Fieber. Chinin ist deshalb das Universalmittel bei jeder Erkrankung; nur die Türken nehmen es nicht, sondern wenden sich an ihren Mollah, welcher einen Koranvers auf ein Stück Papier schreibt, dasselbe verbrennt und die Asche, in Wasser gemengt, den Kranken trinken läßt. Angeblich soll dies Mittel selten fehlschlagen.

Zwei Flüsse fließen bei Otschemtschiri vorbei, der sehr schlammige und an Fröschen überreiche Adzikva und der Galizga, welcher soviel Fische enthält, daß man gar keine Angel braucht, um sie zu fangen. Man tödtet sie einfach mit Flintenschüssen, wenn sie in Scharen sich an der Oberfläche des Wassers tummeln, oder greift sie sogar bloß mit den Händen. Den Horizont begrenzt ringsum eine Bergkette, deren in einer Entfernung von etwa 20 Werst gelegene Gipfel zehn Monate des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Nur im Juni und Juli werden sie frei, um

sich, wenn es in Otschemtschiri regnet, sofort wieder in ihr weißes Gewand zu hüllen. Die Berge sind unten mit Kastanien, weiter hinauf meist mit Eichen, Platanen und Buchsbäumen bewachsen. Der Boden dort ist vortrefflich, die Luft überaus klar und rein.

Der Distrikt Otschemtschiri zerfällt in zwei Theile, Samurzakan und Kodor, so genannt nach dem gleichnamigen Flusse, deren jeder seinen Vorsteher hat. Dieselben sind dem Bezirkschef in Otschemtschiri unterstellt und wohnen in Okum (für Samurzakan) und Otschemtschiri (für Kodor). Nach der Verbannung des Ahu, der trotz seiner Tyrannei als Abkömmling eines alten, seit dem 15. Jahrhunderte regierenden Geschlechtes doch eine gewisse Sympathie besaß, hatte die russische Regierung ihr schweres Stück Arbeit mit diesem energischen und ungebildeten Bergvolke, welches der Einführung einer neuen Regierung natürlich abgeneigt war und bis auf den heutigen Tag jede Arbeit und jeden Handel als Schande ansieht. Beim Bau des englisch-indischen Telegraphen war es unendlich schwer, eingeborene Arbeiter aufzutreiben, und als später in der Nähe von Otschemtschiri eine Straße gebaut werden sollte, weigerten sich die Bauern, etwas anderes zu thun, als Bäume für die nöthigen Brücken zu fällen und herbeizufahren; Erde gruben sie nur, um ihre Todten zu bestatten. Das in Abchasien eingeführte Militärregiment ist auch nicht dazu angethan, die Keime der Civilisation oder gar die Neigung zu Gewerben und Handel rasch zu entwickeln. Aller Handel befindet sich in den Händen der Griechen und namentlich der Türken, welche die wenigen Produkte des Landes, Mais, Wachs, Honig, Nüsse und Holz, nach Batum und Trapezunt ausführen.

Als Madame Serena im Herbste des vorigen Jahres Otschemtschiri wieder besuchte, fand sie, daß das Niederbrennen des Ortes demselben in mancher Beziehung nur nützlich gewesen war: er ist jetzt größer und besser gebaut, der Bazar und die öffentlichen Gebäude sind geräumiger,



Ruinen des alten Palastes des Ahu in Otschemtschiri.

die Häuser von freundlicherm Aussehen. Zu den hübschesten gehört dasjenige des Bezirkschefs, bei welchem die Reisende Gastfreundschaft genoß. Auf der andern Seite des Ortes liegt der Bazar und am Ufer des Meeres ein Beobachtungsthurm, der zugleich ein Leuchtfeuer trägt. Dicht dabei wohnen in einem Häuschen türkische Zimmerleute, welche Madame Serena photographiren wollte; aber als sie die Gruppe schon gestellt hatte, kam ein Mollah dazu und hieß sie sich entfernen, da ihre Religion das Porträtiren verböte.

Von Otschemtschiri aus unternahm die Reisende eine Anzahl von Ausflügen, bei denen ihr ein russischer Offizier als Führer und Begleiter diente. So nach der halbmondförmigen Dschamisch-Bai, in welche der gleichnamige Fluß mündet; die anstoßende Ebene wird mit Vorliebe von den Hirten aufgesucht, weil Wasser und Weide dort von besonderer Güte sind. Ein anderer Punkt von Interesse ist die etwa 8 Werst entfernte Kirche von Ilori, welche lange Zeit bei der abergläubischen Bevölkerung in hohem Ansehen gestanden hat und das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten gewesen ist. Der Weg dorthin führt über die Ebene und durch den Fluß Galizga, jenseits dessen man sich schon auf dem Gebiete der Gemeinde Ilori befindet. Dort wird die Straße vorzüglich; es ist die Militärstraße, welche einst gebaut wurde, um Okum mit Samurzakan zu verbinden.

Die Ueppigkeit der Vegetation und die Pracht der Bäume zu beiden Seiten derselben steht in scharfem Gegensatze zu den ärmlichen hier und da zerstreuten Wohnungen. Das von einer Mauer umgebene Heiligthum liegt inmitten einer weiten Ebene; neben dem Thore befindet sich eine kleine Nische mit einem Bilde des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Kirche. Auf einem alten kupfernen Dreifuße ruhte ein Opferstock; aber der zerbrochene Deckel und das fehlende Schloß zeigten, daß schon lange keine Gabe mehr dort dargebracht worden war. Die Kirche scheint jüngern Ursprungs zu sein, als der daneben stehende Glockenthurm, dessen fünfseitige Kuppel in schönem byzantinischen Style erbaut ist; eine gewundene Treppe von 26 Stufen führt zum Thurme hinauf, in welchem stumm und unbeweglich fünf große Bronzeglocken hängen, deren eine den Namen Scherwachidze trägt. Unten aber dehnt sich der melancholische Kirchhof aus, auf welchem nur Erdhaufen ohne Blumen und Gitter die Ruhestätte der Todten bezeichnen.

Im Style erinnert das Innere der Kirche an die von

Martvili in Mingrelien; es zeigt dieselben Gewölbe in Form eines byzantinischen Kreuzes und Reste von Fresken. Wiederholt wurde sie von den Türken geplündert und der mit Silberplatten beschlagenen Thüren und anderer Werthsachen beraubt, so daß sie heute nur noch kahle, von Feuchtigkeit zerfressene Wände aufzuweisen hat. Die einst mit Edelsteinen geschmückte Ikonostasis ist verschwunden und durch eine spanische Wand mit roh aufgemalten Heiligenbildern ersetzt worden. Zu beiden Seiten stehen kleine Altäre mit alten Stickereien; der zur Linken trägt ein sehr altes Bild des heiligen Georg und darunter zwei kostbare Dolche, die Gabe eines mohammedanischen Anführers, welcher die Kirche plündern wollte, aber durch ein Wunder des Heiligen davon abgeschreckt wurde. Die Berühmtheit der Kirche schreibt sich von einem andern Mirakel her, welches Jahrhunderte lang alljährlich am Tage vor dem

Glockenthurm der Kirche von Ilori.

Feste des Heiligen sich zutrug. Am 9. November alten Styls kam nämlich ein Stier mit vergoldeten Hörnern aus dem Meere und gelangte auf unerklärliche Weise in die Kirche, deren Thüren vorher sorgfältig verschlossen worden waren. Eine Rauchwolke, welche in der Nacht zehnmal die Kirche umhüllte, zeigte den Gläubigen die Anwesenheit des Thieres an; blieb sie aus, so bedeutete das, daß St. Georg seinen Schutz verweigerte. Am Morgen betrat der Priester, von den Ersten des Landes umgeben, die Kirche und näherte sich dem Stier: war dieser wild, so bedeutete das Unglück, war er ruhig, ein glückliches Jahr. Er wurde dann als Sühnopfer geschlachtet und sein Fleisch an die Gläubigen vertheilt, welche dasselbe als Schutzmittel gegen den bösen Blick sorgfältig aufbewahrten. Seit einer Reihe von Jahren erscheint aber Rauchwolke und Stier nicht mehr, angeblich weil ein türkischer Pascha die Kirche entweiht hat und St. Georg zürnt, in der That aber, weil die russische Regierung, um die Ansammlung großer Menschenmassen

und etwa daraus entstehende Unruhen zu vermeiden, das Aufsuchen des Schatzes untersagt hat.

Als Madame Serena im November 1881 Iberi besuchte, wurde die Kirche gerade ausgebessert und ihr Schatz

Der Priester mit den Schätzen der Kirche von Iberi.

lag bunt durcheinander auf der Erde. Darunter befindet sich ein Steigbügel, eine Peitsche, ein Pferdezaum, allerhand Ringe, Münzen, alte Kreuze und sogar ein Milchkessel und Horn, alles Weihgeschenke gläubiger Seelen, denen der Heilige ein Gebet erhört hatte, als Beweis für die Autorität der Sache nicht ohne Interesse. Dann besuchte die Reisende das Haus des Priesters, das weit besser im Stande war, als der von ihm bediente Tempel; sein schönster Schmuck ist ein gewaltiger Baum, der trotz der weit vorgerückten Jahreszeit sein grünes Laubdach über der niedrigen Behausung entfaltete. Maissuppe, Trauben und ein trefflicher, selbstgezogener Wein bildeten das Mahl, womit der Pope die fremde Dame bewirthete.

Iberi ist ein neues freundliches Dorf am gleichnamigen Flusse, welches etwa 200 Feuerstellen zählt. Die Wohnungen sind sehr geräumig und jede ist von einem beträchtlichen Stück Land umgeben. Von der alten Ansiedelung unweit der Kirchen sind kaum noch wenige Reste zu entdecken. Die Nacht brachte die Reisende bei der wohlhabenden Wittwe eines abchasischen Edelmannes zu, welche nur einen Sohn besaß, demnach aber von mehreren jungen Mädchen umgeben war, ihren Pflegetöchtern, deren Erziehung sie leitete, und welche alle sie Mutter nannten. Wie gesagt, überlassen dort zu Lande Eltern die Sorge der Kindererziehung sehr häufig Fremden und nehmen ihre Sprößlinge oft erst, wenn sich dieselben verheirathen sollen, zu sich; die Erzieher werden alsdann mit Pferden, Ochsen oder Ländereien für ihre Mühe entschädigt. Obwohl letztere Einrichtung mitunter zu Prozessen Anlaß giebt, so entstehen doch durch diese Sitte sehr nahe Familienbande. Die heiligste Bruderschaft verbindet aber bei Abchasen wie bei Mingreliern diejenigen, welche von derselben Mutterbrust genährt worden haben. Nicht nur gilt die Amme als zweite Mutter und übt in der betreffenden Familie eine Art Autorität aus; auch ihre leiblichen Kinder verkehren auf gleichem Fuße mit ihren Milchbrüdern und Milchschwestern von adeliger Herkunft.

Haus des Priesters von Iberi.

Reisebriefe aus dem südlichen Borneo.

Von **Fr. Grabowski.**

II.

Kampong Tjanlang, 13. August.

Raden Muda unternimmt eine Inspektionsreise ins Innere und ich ergreife die glückliche Gelegenheit ihn zu begleiten. Wir haben 15 Ruderer mit uns, die, wie wir selber, gut bewaffnet sind. Am ersten Tage erreichten wir, nachdem Kampong Masaran passirt war, den großen Busong (Sandbank) Tumbang Totos, wo wir keineswegs frugal supirten, denn Raden hat in Java, wo er ein Jahr am Hofe des Sultans von Djokdjokarta lebte, etwas europäischen Geschmack bekommen. Am nächsten Tage kamen wir zunächst nach Kampong Kotta Baru. Kotta heißt ein Kampong, wenn er durch Pallisaden befestigt ist. Fünf sehr lange Häuser mit etwa 400 Einwohnern unter Pembakal „demang sulah", die Männer zum Theil schön tatuirt. Ich sah hier auch bei einem jungen Manne ein für schön gehaltenes, entstelltes Gebiß. Die sechs oberen Zähne waren ausgefeilt, die unteren sechs mit dem Harz von Katumä-Holz tiefschwarz gefärbt und angebohrt, und steckten in den Löchern kleine, sehr blank gehaltene Goldnägel. Ein solches Gebiß heißt patek. Abends Station am Busong Bajoe.

Am folgenden Tage berührten wir die Kampongs Getas, Tapen, wo Vorbereitungen zum Tiwah getroffen wurden, dann am rechten Ufer des Kapuas Kotta Poedjon. Hier schenkte mir Pembakal domang raho eine primitive Violine „kanjapi" mit zwei Rottanseiten aus sehr leichtem Lintang-Holz, nach deren Tönen ein kleiner Junge den njinah (Kriegstanz) ausführte, und eine suling (Flöte aus Bambu mit vier Löchern). Ich sah und zeichnete viele bis 2000 Gulden kostende heilige Töpfe, Blanga rempah, Halimaung Sambas, Bazir rantian, Lalang ranglang u. a. Station wurde bei Kampong Muara kawattan gemacht, mit ungefähr 50 Einwohnern. Am Ufer viele Hütten auf Flößen (lanting) von Händlern, welche Rottan, Guttapercha, Kautschuk, Holz, Harz, Reis u. a. aufkaufen. Von einer Frau, die vom Goldwaschen kam, erstand ich gegen drei Perlenschnüre etwas Goldstaub. Das Waschen geschieht in einer im Grunde vertieften hölzernen Schale „dulang", aus welcher durch rotirende Bewegung der Sand abgeschwemmt wird. Am Donnerstag erster Halteplatz an der Sandbank Katja Trahong, wo ich selber Gold waschen ließ, dann vorüber am Kampong Saroengklong und Moeroh. Abends Ankunft in Mangkirik. Hier ließ ich mir Morgens durch einen Bazir (Zauberer) und eine Blian, ein wirklich schönes Frauenzimmer, einen Gesang in Sangiang-Sprache vortragen. Dabei schlugen beide eine lange und schmale Trommel und operirten derart, daß die Blian recitirte, was der Bazur, der übrigens in Weiberkleidern war, vorsang.

Auf der Fahrt sah ich bei Kampong Lawang Baungan eine dajakische Schmiede. Der Blasebalg besteht aus einem doppelt durchbohrten Stück Eisenholz, in dem sich zwei mit Hühnerfedern bebundene Stempel auf- und abbewegen und die Luft durch zwei Bamburöhren ins Feuer blasen. Neben einem sehr primitiven Hammer und Ambos besteht die Zange nur aus einem gespaltenen Stück Bambu. Es wurde ein kleines, langgäi genanntes Messer geschmiedet, welches in einer besonderen Scheide am Mandau, ihrer Hauptwaffe, getragen wird. Mittags kamen wir bei ungemeiner Hitze hier, im Kampong Tjanlang, an.

Kampong Rudjak, 14. August.

An den Kampongs Batu Sampong, Hurung lampin und Soengei Ringin vorüber gelangten wir hierher und wurden mit großen Ehren empfangen. Der Platz vor dem sehr langen und hohen Hause war gereinigt (!), mit Flaggen aus sarong geziert und für mich und Raden ein Sonnenzelt hergerichtet. Kaum hatten wir Platz genommen, so erschienen fünf junge, festlich gekleidete weibliche Wesen, von denen eine den sangkai sepah trug, einen verzierten Stab, an welchem hiesige Cigarretten und sepah (Sirihprimen) hingen und begannen den ngandon, einen Gesang in der Ot-Danom-Sprache, welche von Rudjak an gesprochen wird, mit feierlichem Ernst und erträglichen Stimmen. Namentlich hatte die Führerin einen guten Alt. Ich verstand kein Wort, obwohl mir das Poeloepetakische nicht mehr fremd ist. Während des Gesanges wurden Raden und mir von einer Schönen Cigarretten angezündet und den Leuten auf der Prau sepah in den Mund gesteckt. Dann gruppirten sich die fünf um ein besonders mit Flaggen geschmücktes Hampatong zum Babégal-Tanz. Am Fuße desselben lag ein gebundenes Schwein und mehrere Hühner. Der Tanz selber besteht in einem abwechselnden Beugen und Strecken des Körpers und sieht nicht übel aus. Dann mußten unsere Ruderer den Tanz erwidern. Sie heben dabei rythmisch die Arme. Zum Tanze werden canon, garantong und die große gandong geschlagen. Die Beine werden von den Frauen zum Tanze mit henda, einem gelb färbenden Stoffe, eingerieben, während ein Mann ihnen Oel aufs Haupt gießt und in Bambu gekochten Reis giebt. Dann wurde ein Menschenschädel geholt, ebenfalls an den Hampatong gebunden und von hiesigen Männern ein wilder Kriegstanz, „ngandjan", ausgeführt. Am Schluß desselben erstach einer das Schwein, so daß Blut auf den Schädel spritzte, und alle vollzogen an einander mit dem Blute das „menjaki". Schließlich kauerten alle nieder und ein Mann schwang den mit Pinang-Blättern geschmückten Schädel sowie zwei Hühner segnend über ihren Köpfen, zu welcher Ceremonie sich selbst alte Frauen herandrängten. Wir erhielten ein großes Stück Schweinefleisch und Reis und ich schenkte den fünf Tänzerinnen gelbe Glasperlen.

Kampong Tumbang Taran, 17. August.

Nach einer herrlichen Fahrt, auf welcher wir zwölf kleine Wasserfälle passirten, wurden wir hier von dem Distriktshäuptling des obern Kapuas, Tomonggong Tiki, matjan di gunung (Tiger des Berges), empfangen. Er wohnt in dem eine halbe Tagereise den Soengei Taran aufwärts liegenden Kampong Labeho koran. Ich hatte Mühe, bei seinem Anblicke ernst zu bleiben, obgleich er sich sehr frei und seiner Würde bewußt benahm. Seine Beine waren bis obenhin nackt; oberhalb trug er eine nach hiesigem Geschmack mit Silber gestickte Jacke, an der sich vorn ein breiter rother Streifen befand. Das in einem dicken Knoten hervorquellende Haar bedeckte eine schirmlose Mütze, welche ein Korporalband schmückte. Auf einem kleinen rangkan

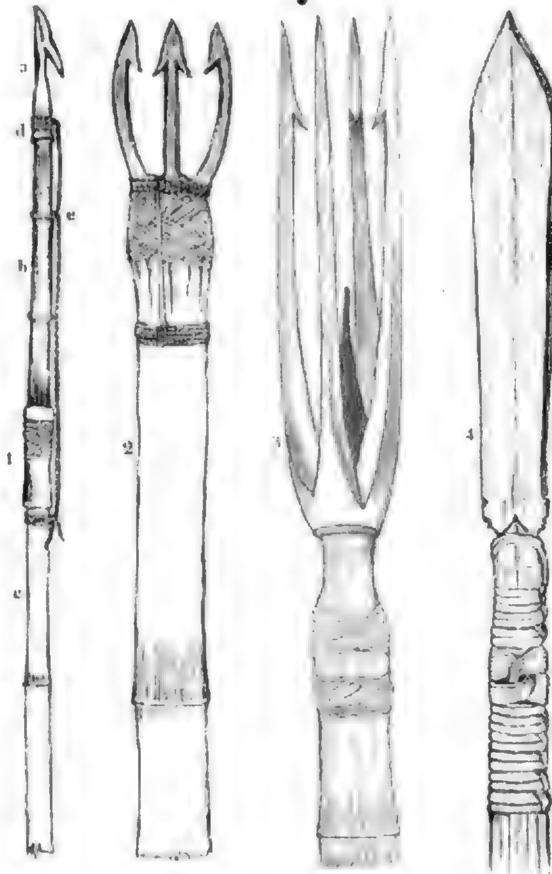
(Boot) habe ich von hier aus noch den nächsten Wasserfall besucht.

Nachts schlief ich der größern Sicherheit wegen in einem sehr verwahrlosten Hause; denn von Rudjak ab ist es nicht mehr geheuer und sämmtliche Kampong-Häuptlinge begleiten uns mit bewaffneter Schar. Wenn ich zum Sammeln aussteige, werden erst einige Mann vorgeschickt, um das Terrain zu rekognosciren, da hier die so berüchtigten und in der That sehr gefürchteten Kajau (Kopfschneller) vom Stamme der Olo Ot, die im Busch leben, ihr Wesen treiben.

Tumbang Hiang, 1. September 1881.

Ohne uns an den Kampongs viel aufzuhalten, die riam und Stromschnellen mit großem Geschrei der Ruderer glücklich passirend, mit einem kleinen Abstecher nach Lawong Pandang am Soengei Kowab, der am rechten Ufer des Kapuas einmündet und wo mir der Pembakal Ngabe Mambal Waffen schenkte, und fernerhin auf unserer Rückreise durch Schießen und Fahnenziehen vielfach festlich empfangen, sind wir glücklich hierher zurückgekehrt.

Heute wurde mir zu Ehren ein großartiger Fischzug veranstaltet. Um halb sechs brachen wir von hier in drei kleinen rangkan auf, während auf den Wäldern ein leichter Nebel lag (eine in der heißen Jahreszeit gewöhnliche Erscheinung bei 73° F.) und einige Sterne noch zu sehen waren. Etwa 15 Minuten den seit einigen Tagen beständig im Steigen begriffenen Strom abwärts fahrend, bogen wir dann am rechten Ufer in den schmalen und wegen vieler Baumstämme schwer befahrbaren Nebenfluß Soengei Batarik ein. Allgemach wurde es hell und bald ertönte auch der Wald von dem vielstimmigen Chor der Vögel. Zahlreiche Bäume an beiden Ufern waren von oben bis unten mit den verschiedenartigsten Farren bedeckt, unter denen einige Ophidioglosseen die Länge von 2 Metern erreichten. Von einem kleinen Reishäuschen aus begaben wir uns über Land nach den zum Fang ausersehenen Lawang, wie sie am Kapuas und überhaupt an den Flüssen dieser Gegend nicht selten sind. Das Bassin war ungefähr ein Kilometer lang und zwölf Meter breit, hat nur spärlichen oder so gut wie keinen Abfluß und führt den Namen Lawang djelitong. Wir wurden mit großem Geschrei von etwa 180 Eingeborenen, Männern, Frauen und Kindern aus den Kampongs Tumbang Hiang und Rungkolajang, empfangen. Sie waren zu drei bis fünf in kleinen Booten vertheilt, welche zur Hälfte mit einem milchweißen Safte angefüllt waren, der durch Zerklopfen einer towä, von den Maleien tuba genannten Wurzel gewonnen wird und der die Luft ringsum stark aromatisch geschwängert hatte. Einzelne waren noch mit dem Zerklopfen beschäftigt, während andere durch Uebergießen mit Wasser und Treten mit den Füßen den Saft ausdrückten. Zu diesem Fischfange waren 500 etwa armdicke Wurzeln gesucht worden, und in einer langen Reihe standen die kleinen aus wenigen Pfählen bestehenden und mit kadjang gedeckten Hütten, in denen die meisten hier schon vierundzwanzig Stunden zugebracht hatten. Nachdem wir in die für uns bereit stehenden Boote gestiegen waren, verkündete den in Zwischenräumen rings um den Lawang postirten Booten ein Schuß, daß begonnen werden sollte, und nun wurde der Saft ins Wasser geschüttet, die Faserreste aber so lange mit Wasser durchgeknetet, bis dasselbe ungefärbt ablief, und schließlich auf Baumäste niedergelegt. Der Saft sinkt auf den Grund und hat eine so betäubende Wirkung, daß die ersten kleinen Fische nach 10 Minuten, die ersten größeren nach 15 Minuten an der Oberfläche des Wassers erschienen und nach Luft schnappten. Nun begann die Jagd. Jedes Boot war mit mehreren Dohok, kleinen mit einem Widerhaken versehenen Harpunen an langer leichter Bambusstange, viele auch noch mit einem dreizinkigen Fischspeer, salahawu, und mit einem vierzinkigen ähnlichen Instrument, simpang banan, ausgerüstet, die von den Männern gebraucht wurden, während die meist am Steuerende sitzenden Frauen zwei kleine siap und hanp genannte Schöpfnetze handhabten. In der Spitze des Bootes steht mit erhobenem Dohok ein Mann und harpunirt die Fische meist durch Wurf. Ist der Fisch getroffen, d. h. wenn der Dohok nicht aufschwimmt, so stößt der glückliche Treffer ein langgezogenes „huih“ aus, worauf die ganze Gesellschaft antwortet, und da selten fehl geworfen wird, so schallte der Wald von einem beständigen Freudengeschrei wieder. Auch ich hatte die genannten Waffen erhalten, von denen simpang und salahawu nur für lange gestreckte Fische verwendet wird, und war ich so glücklich, auch fünf große drei Fuß lange Thiere, eben so vielen Arten, ja Gattungen angehörig zu treffen. Auf mein erstes huih wollte der Entgegnungsruf gar kein Ende nehmen.



Dajakische Fischereigeräthe und Jagdwaffen.
1. Dohok. a. ahau. b. tewu. c. tantaha. d. krowong. e. parambut. 2. Salahawu. 3. Simpang banan. 4. Doha.

Doch die Jagd sollte noch interessanter werden. Die austreibenden Fische wurden nach und nach seltener und die

Boote lagen im Schatten der Bäume umher. Sowie nun ein Fisch erschien, begann nach ihm eine Wettfahrt und schon von weit her sausten die Dohols auf das Opfer. Als ich meine Mahlzeit am Ufer einnahm, schätzte ich die Zahl der erlegten Thiere auf mindestens 1000. Sie werden von den Frauen in lange Streifen zerschnitten, eingesalzen und später getrocknet. So halten sie sich ungefähr zwei Monate und liefert dieser „pundang" gebraten eine wohlschmeckende Speise. Die Leute aßen ihren Reis meist in den Booten, um beständig für die Verfolgung gerüstet zu sein. Als ich mich späterhin nach dem obern Ende des Lawang begeben hatte, um womöglich einige Vögel zu schießen, wurde ich bald durch ein nicht enden wollendes Geschrei zurückgerufen. Man war einem Krokodil auf der Spur, welches sich schon am Morgen durch aufsteigende Luftblasen bemerklich gemacht hatte. Genau folgten die Boote dem durch die Trübung des Wassers bezeichneten Weg, und als es zum Athemholen an der Oberfläche erschien, sausten ihm einige Dohols in den Leib, mit denen es wieder verschwand. Endlich gelang es einem der Verwegensten, einen Dohol zu fassen, andere kamen ihm zu Hilfe, und in kurzer Zeit war das Thier, ein etwa 15 Fuß langer bidjai Crocodilus Schlegelii (von Cr. biporcatus namentlich durch seine lang gestreckte Schnauze unterschieden), von vielen Widerhaken festgehalten. Jeder beeilte sich ihm seine Lanze, doha, ohne welche der Dajake keine Ausfahrt macht, in den Leib zu stoßen, und einer schlug trotz meines Zwischenrufes die Schwanzspitze mit einem Hieb seines Mandau herunter, um sie mit Triumph in sein Boot zu werfen. Als ich ihn nachher zur Rede stellte, weil ich jetzt nur den Kopf gebrauchen konnte, sagte er noch ganz aufgeregt: „Blaku ampun, tuan, membalas bewäi!" (Bitte um Verzeihung, Herr! Ich habe nur Vergeltung geübt.) Vor einem Jahre war nämlich sein Bruder in eben diesem Lawang einem Krokodile zum Opfer gefallen, und bis jetzt war es ihm trotz aller Mühe nicht gelungen, eines Krokodiles habhaft zu werden, um den Tod seines Bruders zu sühnen. Rasch wurde nun dem noch lebenden Thiere die Schnauze mit Rottan zugebunden und dasselbe unter Jauchzen ans Ufer gezogen. Ich ließ mir den Schädel abnehmen, während die Leute ihre Dohols aus dem Fleisch herausschnitten. Viele waren zwischen die Wirbel eingedrungen und zerbrochen. — Ich kehrte am Nachmittage nach T. Hiang zurück, während die Leute noch die Nacht und den darauf folgenden Tag dort zubrachten, um die immer wieder auftreibenden Fische zu spießen. Sie sollen denn auch, wie ich hörte, namentlich am Morgen eine reiche Beute gehabt haben. Raden's Mannschaft brachte noch zwölf riesige Thiere mit. Von kleineren Fischen, welche unbeachtet blieben, sammelte ich zwanzig Arten, und da ich auf der Heimfahrt einige sehr schöne Vögel schoß, war ich von der Ausbeute recht befriedigt. In den nächsten Tagen gedenke ich mit Raden den Soengei Hiang hinaufzufahren, um mich einige Zeit unter den Njato- (Guttapercha-) Suchern aufzuhalten und die Methode der Gewinnung durch den Augenschein kennen zu lernen.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

V.

San Bernardino und dessen Umgebung.

San Bernardino ist der Regierungssitz und die bedeutendste Ortschaft des gleichnamigen Countys, welches mit einem Flächenraum von 23 472 engl. Quadratmeilen den südwestlichsten Theil des Staates Californien einnimmt. Der bei weitem größte Theil dieses Countys, dessen Ausdehnung genügen würde, um Raum für ein ganz ansehnliches Königreich zu geben, besteht aus Wüstenland, welches nie kulturfähig gemacht werden kann, weil das belebende Wasser dort fehlt und immer fehlen wird. Südcalifornien ist ein Land der Gegensätze, wie sie nirgends schroffer in Nordamerika auftreten. Der Reisende, welcher auf der südlichen Ueberlandbahn von Osten kommt, erblickt auf einer Strecke von fünfhundert englischen Meilen von Fort Yuma bis nach Tulare, mit Ausnahme des Thales von San Bernardino und der Gegend bei Los Angeles, ringsum fast nichts als Wüstenei und wird die oft gelesenen Berichte von den Naturschönheiten des Goldlandes für eitel Lug und Trug halten. Wenn er die traurigen Einöden der Mojave-Wüste durchkreuzt, wird ihm Californien als das trostloseste Land der Welt vorkommen. Und doch birgt dies selbige Land Distrikte von entzückender Schönheit. Aber es ist in jedem Falle nur das Wasser, welches hier als Zauberer so Herrliches zu Tage fördert; ohne dasselbe würden auch jene paradiesischen Thäler sich schnell wieder in eine Wüstenei verwandeln.

Das Thal von San Bernardino ist eines von jenen bevorzugten Gebieten, welche man mit Recht als Oasen in der Wüste bezeichnen kann. Die Besitztitel dieses Thales waren ursprünglich auf sogenannte mexikanische „Grants" ausgestellt, große Landstrecken, welche von der mexikanischen Regierung an Günstlinge verschenkt wurden, deren Eigenthumsrechte später, als die Vereinigten Staaten Californien erwarben, von diesen gesetzlich Anerkennung fanden. Der bedeutendste jener „mexican grants", welcher 35 509 Acker werthvollen Bodens enthält, wurde im Jahre 1842 von Alvarado, dem damaligen mexikanischen Gouverneur Californiens, ausgestellt und später ebenfalls von den Vereinigten Staaten sanktionirt.

Es war im Jahre 1851, als Brigham Young, der Mormonenprophet, sein Auge auf dieses Thal warf, dessen hohe Kulturfähigkeit er sofort erkannte. Er erwarb den Besitztitel des Rancho San Bernardino und gründete die gleichnamige Stadt, welche er als vorgeschobenen Posten und Equipirungsdepot für den Westen seines Mormonenreiches auserkor. Aber es kam anders, als er erwartet hatte. Der Mormonenkrieg von 1857 veranlaßte ihn, alle entlegenen Niederlassungen, worunter auch San Bernardino, wieder aufzugeben und seine ganze Macht in Utah zu koncentriren. Die Mormonen veräußerten ihre Häuser und Farmen in San Bernardino an die „Heiden". Nur etwa

achtzig „Heilige“ sind heute noch dort zu finden, eine dem Propheten halb abtrünnig gewordene kleine Herde, die es nicht mehr wagt, die Satzungen ihres Glaubens, insbesondere die Polygamie, in der neuen Nachbarschaft öffentlich kundzugeben.

Die Stadt San Bernardino ist aus kleinen Anfängen zu einem blühenden amerikanischen Geschäftsplatze von etwa 3000 Einwohnern emporgewachsen. Nach dem Abzuge der Mormonen blieb der Ort lange der Sammelplatz südcalifornischer und mexikanischer Desperados und genoß einen nichts weniger als vortheilhaften Ruf, bis eine neu einwandernde stabile Bevölkerung allmälig Ordnung in das gesetzlose Chaos brachte; aber erst seit die südliche Ueberlandbahn zur vollendeten Thatsache geworden ist und das Territorium Arizona einen leicht erreichbaren Absatzmarkt für die Agrikulturprodukte dieses Theils von Südcalifornien bildet, macht sich der Geist des Fortschritts bemerkbar, welcher zu den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Die alten halbverfallenen Bretterhäuser in der Stadt und ihrer Umgebung machen schnell neuen soliden Steinbauten, stattlichen Geschäftshäusern und hübschen Villen Platz, die schlecht gehaltenen Felder verwandeln sich in schmucke Farmen und Obstgärten und das Auge erfreut sich, wohin es sieht, an den thatsächlichen Beweisen einer neuen fortschreitenden Kultur. Die Menge der die Häuser an den Straßen von San Bernardino beschattenden Bäume, die grünen Gärten und Felder und der für Californien auffallend üppige Baumwuchs in der ganzen Umgebung geben diesem Platze das Ansehen einer kleinen Landstadt in Neu-England.

Auch San Bernardino hat seine „Mission“, wie jede größere südcalifornische Stadt; aber die „Väter“ sind längst von dort fortgezogen, und heute bilden die alten aus Adobe aufgeführten Missionsgebäude nur noch einen Haufen von Ruinen, deren letzte Spur bald ganz vom Erdboden verschwunden sein wird. Diese alte Mission liegt etwa fünf englische Meilen von San Bernardino, am Ausgange einer Gebirgsschlucht und in einer so geschützten Lage, daß Frost dort ganz unbekannt ist. Es befinden sich daselbst die ältesten Orangenhaine im County, mit den prächtigsten Bäumen, deren hochaufstrebende mit goldgelben Früchten beladene dunkle Wipfel das Ideal von Schönheit sind. Die in jener Gegend gezogenen Orangen sind die besten in ganz Südcalifornien und geben wieder einmal den Beweis von der Umsicht der „frommen Väter“, welche nie in der Wahl für eine Ansiedelung irrten, wenn es galt, die besten Plätze im Lande für ein weltliches Heim auszusuchen.

Die Stadt San Bernardino liegt etwa zwei und eine halbe englische Meilen von der Linie der Southern-Pacific-Eisenbahn entfernt, wo ein neuer Ort, mit Namen Colton, von der Eisenbahngesellschaft gegründet wurde. Die San Bernardinoer betrachten Colton nur als Depot so von oben herunter und sind der festen Ansicht, daß sich ihre Stadt binnen weniger Jahre bis an die Eisenbahn erstrecken und Colton absorbiren wird. Colton dagegen, welches gleichfalls das Eisenbahndepot der sieben Miles weiter südlich gelegenen schnell emporblühenden Kolonie Riverside bildet, lebt in der angenehmen Hoffnung, dereinst die große südliche Centralstadt dieser drei Plätze zu werden. Gegenwärtig besteht Colton nur aus einem Hotel und wenigen „Stores“ und Kneipen. Die Entfernung von Los Angeles nach Colton beträgt 58 Miles.

Die Eisenbahnfahrt von Los Angeles nach Colton, welche ich gegen Ende Juni 1881 machte, bietet dem Auge eine Fülle heterogener Landschaftsbilder. Bis Spadra, 30 Miles von Los Angeles, wird das Auge an der Wegseite von grünen Obstgärten und hübschen Ansiedelungen erfreut; von dort bis Colton ist wieder Alles Wüste, bis das mit Bäumen übersäete Thal von San Bernardino linker Hand auftaucht. Ueberaus prächtig ist das den Reisenden auf der ganzen Fahrt begleitende Gebirgspanorama. Wir fahren hier über ein Plateau, das etwa 2000 Fuß über dem Meere liegt und zur Linken von einer mächtigen Gebirgsreihe begrenzt wird. Der nächste imposante Gebirgszug ist die sich bis 9000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebende Cucamonga Range, an deren Abdachung die gleichnamigen vortrefflichen Weine gezogen werden, die sich in Californien eines hohen Rufes erfreuen. Nordöstlich von der Cucamonga Range thürmt sich der bis 9900 Fuß absoluter Höhe aufsteigende San Antonio Pik empor; jenseits desselben liegt in fortlaufender Linie die lange Kette der San-Bernardino-Berge. Der Cajon-Paß, welcher eine Höhe von nur 4500 Fuß über dem Meere hat, schiebt sich schräge östlich von der Cucamonga Range als Senkung in diese gewaltige Gebirgsfaçade, die etwa funfzehn englische Meilen von der Eisenbahn entfernt ist und dieser parallel läuft, so daß das Auge das Bild von der sich volle 7000 Fuß über das Plateau erhebenden Gebirgsmasse aus der Nähe unbeschränkt zu erfassen vermag. Es ist dies ein stolzes Gebirgsbild, mit den schönsten Formen, worüber ein transparenter bläulicher Duft unter einem sonnenklaren Himmel liegt, der Zauber einer südlichen Landschaft.

Das Wüstenplateau von Spadra bis Colton, ein Landstrich von 25 Miles Länge bei einer Breite von 12 Miles, auf welchem nur spärliches, vergilbtes Gras und Kaktusse wachsen, besitzt einen reichen Boden, welcher, wenn eine Bewässerung hier möglich wäre, diesen ganzen Landstrich in einen der blühendsten von Südcalifornien umwandeln würde. Leider ist kein Wasserlauf disponibel, den man zur Berieselung verwenden könnte, und artesische Brunnen sind hierzu in umfassendem Maßstabe nicht praktikabel. Der Santa Ana, der einzige größere Gebirgsfluß dieser Gegend, welcher zum Bewässern der Kolonie Riverside verwendet wird, ist bereits bis auf den letzten Tropfen mit Beschlag belegt worden. Wäre man im Stande, an den Abhängen des Hochgebirges Reservoirs zu bauen und dort im Winter einen genügenden Wasservorrath einzusammeln, so möchte damit vielleicht allen Anforderungen zu einer umfassenden Irrigation Genüge geleistet werden. Der bedeutende Kostenpunkt solcher Anlagen scheint jedoch gegen eine Verwirklichung derselben in größerm Maßstabe zu sprechen.

Außer den Fluthen des mittelmäßig großen Santa Ana und kleiner Gebirgsbäche haben zahlreiche artesische Brunnen in und um San Bernardino dort den nöthigen Wasservorrath geliefert. In der Stadt selber befinden sich 400 bis 500 artesische Brunnen, mit einer Tiefe von 95 bis 325 Fuß, in denen das Wasser auch in trockenen Jahren nie versiegt. Der Santa Ana entspringt in der Sierra Madre Range, den Vorbergen des San-Bernardino-Gebirges. Mit seinem obern Laufe durchströmt er das Thal von San Bernardino, fließt bei Colton und Riverside vorüber, läuft durch ein Canyon in der Temelcal Range nach der Gegend von Anaheim und verschwindet schließlich im Gospel Sumpf.

In den meistens kleineren Farmen bei San Bernardino werden die Früchte der gemäßigten und der halbtropischen Zone in großer Auswahl gezogen. Orangen, Citronen, Oliven und Aprikosen, Feigen, Mandeln, Wallnüsse sind hier von vortrefflicher Güte; Aepfel, Birnen und dergleichen Früchte dagegen gedeihen besser in den höher gelegenen kleinen Gebirgsthälern. Unter den Ausfuhrartikeln bildet der Honig einen bedeutenden Procentsatz, wie überhaupt die Bienenzucht eins der lukrativsten Geschäfte in Südcali-

fornien ist. In San Bernardino wird dieselbe durch den hier nie fehlenden Wasservorrath besonders begünstigt. Der Honig von San Diego und von San Bernardino ist der anerkannt beste in Amerika und ein gesuchter Handelsartikel. Alfalfa, jenes unübertreffliche Futter für Pferde und Hornvieh, wird bei San Bernardino in großen Quantitäten angebaut. Man schneidet dasselbe hier fünf bis sieben Mal im Jahre und es ist noch nie ein Mißwachs desselben vorgekommen. Das erste Alfalfa an dieser Küste wurde in San Bernardino gesäet und fand von hier seinen Weg durch ganz Californien. Auch die Weinkultur schreitet stetig voran, es werden namentlich Rosinen aus der Muskattraube in größeren Quantitäten producirt und finden in den östlichen Staaten vortheilhaften Absatz. Außer den genannten Produkten bilden Wolle, Schlachtvieh, edle Metalle, Blei, Bauholz von den im Gebirge liegenden Sägemühlen und Gerste die Hauptausfuhrartikel von San Bernardino.

Das Klima von San Bernardino, welches in einer besonders geschützten Lage, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel und nur sechs Miles vom Fuße der Gebirge entfernt liegt, ist bedeutend wärmer, als das an der Seeküste. Das Thermometer zeigt oft im Sommer 100 und 110 Grade Fahrenheit. Die Hitze ist aber wegen der trockenen Luft lange nicht so drückend und weit erträglicher, als ein Wärmegrad von 75 bis 80 Grad in den atlantischen Staaten. Auch pflegen im Sommer um die Mittagszeit erfrischende Seewinde zu wehen und die Temperatur zu mäßigen. Die Nächte sind stets kühl, was in den östlichen Staaten nirgends der Fall ist, wo man während der langen andauernden Hitze kein kühles Stündchen finden kann, um den erschlafften Körper zu erfrischen. Sonnenstich, jene in den atlantischen Staaten im Sommer so sehr gefürchtete Plage, kennt man in Californien ebensowenig wie die im Osten verheerend auftretenden Gewitter und Orkane. Wenn es in Californien gelegentlich einmal blitzt und donnert, so wird dies nur als ein unschuldiges pyrotechnisches Vergnügen des Himmels angesehen, das Niemandem etwas zu Leid thut.

Die Regenzeit fällt in San Bernardino, wie überall in Californien, in den Winter. Eis und Schnee sind im Thale noch nie vorgekommen; dagegen giebt es hier im Winter mitunter frostige Nächte mit leichtem Reif, wodurch die zarteren Pflanzen leiden. Auch sind die zu jener Jahreszeit nicht selten sich einstellenden kalten und trockenen Nordwinde für den Farmer ein schlimmer Feind. Ein solcher Nordwind, der gleich nach einem Regenfall kommt, entzieht dem Boden in wenigen Stunden wieder die ganze soeben erhaltene Feuchtigkeit. Am meisten leiden darunter die Cerealien, und wenn nach einem Nordwinde nicht bald wieder Regen fällt, so wird leicht die ganze Ernte vernichtet.

Erwähnenswerth sind die Karpfenteiche, von denen San Bernardino bereits ein halbes Dutzend besitzt. Diese kostbaren Fische, welche in Californien zuerst im Sonomathale akklimatisirt wurden, gedeihen in den bei San Bernardino gelegenen Teichen auf eine wunderbare Weise. In der Nähe der im Gebirge liegenden „hot springs“ befindet sich ein Karpfenteich, der mit warmem Wasser gespeist wird, worin die Fische in sechs Monaten von 6 Zoll bis zu einer Länge von 23 Zoll wuchsen. In den älteren Karpfenteichen wurden bereits Fische gefangen, die eine Länge von 3 Fuß hatten.

Daß San Bernardino auch eine Brauerei besitzt, versteht sich eigentlich von selbst, da das deutsche Element hier wie in allen californischen Städten zahlreich vertreten ist. Erstaunen mußte ich aber, als mein engerer Landsmann, der wohlsitnirte Brauer Andresen aus Tönning in Schleswig-Holstein, mich durch sein großartiges Gewese führte. Mit Stolz erzählte er mir, wie er sich nach und nach emporgearbeitet hätte und durch Fleiß und den nicht zu löschenden Durst sowohl seiner Landsleute als der Amerikaner ein wohlhabender Mann geworden sei. Es ist mir leider entfallen, in welcher Proportion der Werth seines Grundbesitzes in den letzten Jahren gestiegen ist; ich erinnere mich jedoch, daß die Zahlen sich von den Hunderten in die analogen Tausende in aufsteigender Proportion verwandelt hatten. Das in der Brauerei verwendete Wasser wird aus einem nie versiegenden artesischen Brunnen gewonnen, den sich unser unternehmender Landsmann auf seinem Eigenthum angelegt hat.

Ehe ich von San Bernardino schied, erstieg ich den Thurm des dortigen stattlichen Gerichtshauses, wohin mich ein mir befreundeter Amerikaner geleitete, der mich in der sich herrlich dort um uns ausbreitenden Landschaft orientirte, und dem ich manche interessante Notizen zu verdanken habe. Uns zu Füßen lag das weite baumreiche Thal von San Bernardino, mit seinen blühenden Heimstätten und der rührigen Stadt, während das riesige Gebirgspanorama den ganzen Horizont ringsum einschloß.

Im fernen Südost, 35 Miles entfernt, ragte die mächtige Reihe der San-Jacinto-Berge empor, an deren Fuß sich die Southern-Pacific-Eisenbahn hinzieht, der große neue Heerweg durch Arizona, welcher dem jungen Goldstaat des schnell aufstrebenden fernsten Westens eine zweite Verbindung mit den älteren Schwesterstaaten des Ostens gegeben hat. Der St.-Gregonia-Paß trennt die San-Jacinto-Berge von dem 11 600 Fuß hohen breit gewölbten San Bernardino Pik, an welchen sich die in gerader Linie von unserm Standpunkte nur sechs Miles entfernte lange Kette der San-Bernardino-Berge anschließt. Der diesseitige Abhang dieser Gebirgsreihe ist nur mit spärlichem Baumwuchs bestanden; das Plateau auf der Höhe dagegen und die andere Abdachung sind dicht bewaldet. Jenseits jener Gebirge liegt die Mojave-Wüste, der östliche Ausläufer der großen Colorado-Wüste, wo sich, in einer Entfernung von 40 bis 50 Miles, werthvolle Silberminen vorfinden. Die reichste Silbermine in jener Gegend ist die 70 Miles nördlich von San Bernardino liegende Watermann-Silbermine, welche, wie mein Gewährsmann mir mittheilte, einen reellen Werth von mindestens fünf Millionen Dollars hat, obgleich der glückliche Eigenthümer sie für den halben Betrag dieser Summe zum Verkauf angeboten. Ich erfuhr, daß ein Yankee vor Kurzem die Frechheit gehabt hatte, dem Besitzer der Mine eine halbe Million Dollars in Baar dafür anzubieten, eine Offerte, welche von diesem mit Verachtung zurückgewiesen wurde.

Mein amerikanischer Freund machte mich auf einen seltsamen Felsen in der San-Bernardino-Kette aufmerksam, der uns gerade gegenüber lag, den sogenannten „Arrowhead“ (die Pfeilspitze). Der beinahe senkrecht abfallende Gebirgshang ist dort mit schwärzlichem, niedrigem Gebüsch bewachsen, mit Ausnahme einer Stelle, an welcher die Büsche eine helle, graugrüne Farbe haben. Diese Stelle ist fast eine halbe englische Meile lang und breit und giebt, aus der Ferne gesehen, genau das Bild einer umgekehrten Pfeilspitze — daher der Name. Im Volksmunde nennt man jenen Felsen „Ace of Spades“ (das Pik-Aß). In der Nähe desselben liegen in romantischer Waldumgebung die „Arrowhead Hot Springs“ und der vorhin erwähnte Karpfenteich.

Die Aussicht vom Arrowhead-Berge ist, wie mein amerikanischer Freund mir mittheilte, die großartigste, welche man in Südcalifornien findet. Das weite kesselförmig ge-

bildete Thal zwischen der San-Bernardino- und der Temescal-Range, ein Landstrich von über 2000 engl. Quadratmeilen, liegt dem Beschauer dort wie eine Landkarte zu Füßen.

Der schon früher erwähnte San Antonio Pik und die gewaltige Cucamonga Range mit dem Cajon-Paß schließen an dieser Seite das Panorama. Der Cajon-Paß, durch welchen die Bahnlinie der Atlantic- und Pacific-Eisenbahn führen wird, liegt 25 Miles von unserm Standpunkte entfernt. Dort entspringt der Mojave-Fluß, welcher sich nordwärts in die gleichnamige Wüste ergießt. Die Gewässer dieses 130 Miles langen Flusses, welche im Sommer kaum anderthalb Fuß tief sind, schwellen im Frühjahr, wenn die Schneemassen im Hochgebirge schmelzen, bis zu einer Höhe von 25 Fuß an. Dieser Fluß hat die Eigenthümlichkeit, daß er in seinem Laufe sechs Mal im Boden versinkt und sechs Mal wieder zum Vorschein kommt, bis er zuletzt im Wüstensand verschwindet. Man sucht die merkwürdige Erscheinung damit zu erklären, daß unterhalb der Sandschicht ein altes in Felsen gewaschenes Bett besteht, worin das einsinkende Wasser eine Strecke weit fortströmt, bis dasselbe durch Verengung des Betts und hydraulischen Druck wieder an die Oberfläche gelangt.

Im Südwesten der Rundschau liegen eine Menge zerrissener nackter Bergkuppen, zwischen denen die grünen Fluren von Riverside hervorlugen; dahinter, in weiter Ferne, die blaue Linie der Temescal Range. An einer jener isolirten Bergkuppen, dem Slover Berge, befinden sich Brüche eines vorzüglichen weißen Marmors, der für Grabsteine und Monumente viel Verwendung findet. In der Temescal Range liegen Zinnminen, die aber bis jetzt noch nicht ausgebeutet werden, weil sie sich auf einem alten spanischen „Grant" befinden, dessen von verschiedenen Seiten bestrittener Besitztitel noch nicht definitiv von den Gerichten der Vereinigten Staaten entschieden wurde.

Nachdem ich noch einen letzten Blick auf die großartige Rundschau geworfen hatte, stieg ich mit meinem Begleiter vom Thurme des Gerichtshauses wieder zur Terrafirma herab, und bald darauf erklomm ich den Bock einer Stagekutsche, welche mich über Colton nach der Kolonie Riverside brachte.

Die Bagobos.

Von Prof. **F. Blumentritt.**

Die Bagobos bewohnen die Umgebungen des Vulkans Apo und die Uferlandschaften des Rio Tagulaya im Distrikte Dávao [1]) im südöstlichen Theile der Insel Mindanao. Hier sind es die Rancherias von Binogao, Sibulan, Maradatan, Canit, Tuban, Tagodeia ɪc., welche als ihre Hauptsitze gelten, doch giebt es noch andere Rancherias, die ebenfalls von ihnen allein bewohnt werden, während sie in Bagó, Daliao, Daron (Darum) und Bacnlod mit anderen Stämmen zusammenwohnen. Die Zahl der dem spanischen Scepter im Distrikte Dávao unterworfenen betrug im Jahre 1870 mindestens 3500 Seelen; da seit jener Zeit, besonders seit 1878, die spanische Herrschaft sich weiter gegen das Innere zu ausgedehnt hat, muß auch diese Ziffer entsprechend gewachsen sein. Cavada Mendez de Vigo erwähnt auch Bagobos in der Provinz Surigao, doch giebt er nicht die Lage der von ihnen bewohnten Landstriche in diesem Distrikte genau an; wie ich glaube, dürften es wohl die an den Distrikt Dávao angrenzenden Theile der zu Surigao gehörigen Comandancia Bislig sein, in welchen die Surigao-Bagobos zu suchen wären. Wie aus dem oben Erwähnten erhellt, bewohnen die Bagobos auch die Gestade des Meerbusens von Dávao, denn Darum z. B. liegt am Meer. Früher waren die Bagobos nicht an der Küste zu finden; Buzet erwähnt noch, sie gehörten zu jenen Bergstämmen, denen die tyrannische Herrschaft der Mauren (d. h. mohammedanischen, dem Seeraub ergebenen Malaien) nicht gestatte, an den Gestaden des Meeres zu wohnen. Dies änderte sich, als die Spanier hier festen Fuß faßten, und dies ist noch nicht so lange her. Bis zum Jahre 1847 waren alle Gestade des Busens von Dávao im Besitze von mohammedanischen Piratenchefs, welche von hier aus die spanischen Besitzungen an der Ostküste Mindanaos, welche damals die Provinz Caraga bildeten, heimsuchten. In jenem Jahre erbat sich ein Spanier, Namens Don José Oyanguren, in dessen Brust der abenteuerliche Sinn der alten Conquistadoren wohnte, von dem damaligen Gouverneur des Archipels, Don Narciso Claveria, die Erlaubniß, die Gestadelandschaften des Seno de Dávao von den Piraten zu säubern und für Spanien zu erobern. Oyanguren sammelte ein Corps von Bisayern und Tagalen; mit diesem landete er vor der heutigen Stadt Dávao im Beginne des Jahres 1848 und gründete dort mit seinen Leuten die noch heute blühende Niederlassung, welche er Vergara benannte, ein Name, der aber nicht es vermochte, den alten — Dávao — aus dem Felde zu schlagen. Da noch einige andere Punkte am Meerbusen von den Spaniern okkupirt wurden, so creirte man eine neue Provinz, „Nueva Guipúzcoa", welche ihren Namen später mit dem heute üblichen: Distrito de Dávao vertauschte. Erst also seit dem für Europa verhängnißvollen Jahre 1848 begannen die Bagobos zu den Meeresgestaden herabzusteigen, was aber für ihre Gesundheit sich nicht vortheilhaft erwies, denn nach Cavada Mendez de Vigo sind die in den Berglandschaften seßhaften Bagobos robuste, kräftige Leute, während die an der Küste wohnenden ein schwächliches, kränkelndes Geschlecht wären. Derselbe Autor bemerkt hierzu, daß dies der Kreuzung mit von den Manobos erhandelten Sklaven und dem übermäßigen Genusse der Meeresprodukte zuzuschreiben wäre; ich aber möchte, falls in der That zwischen den Küsten- und Berg-Bagobos ein so großer Unterschied in Bezug auf die körperliche Entwickelung vorhanden wäre, es eher auf die Rechnung des Klimas schieben. Cavada Mendez de Vigo nennt sie reinlich; sie scheinen dem Baden nicht abgeneigt zu sein; auch wird von ihnen erzählt, daß sie auf eine eigenthümliche Art und Weise die Schwimmkunst ausüben, indem sie abwechselnd die rechten, dann die linken Gliedmaßen zur Ausführung der

[1]) Dies ist die richtige Accentuirung; in älteren Werken fand man: Daváo.

Tempos heranziehen. Bemerkenswerth ist, daß sie beim Schwimmen auch Steine auf Rücken und Hals legen, um mit ihrer Ausdauer und Geschicktheit zu prahlen. Trotz dieser Reinlichkeit ist die Krätze bei ihnen eine häufige Krankheit; während aber die dem Bisaya-Stamme angehörige christliche Bevölkerung gegen diese nichts unternimmt, sondern vielmehr die Anwendung von Heilmitteln als etwas Schädliches ansieht, scheinen die Bagobos anderer Meinung zu sein, denn als die deutschen Forscher Dr. Schadenberg und Dr. Koch von der Ersteigung des Vulkanes Apo nach der Rancheria Tagodeia zurückkehrten, bat sie der Häuptling um Stückchen der von ihnen mitgebrachten Schwefelproben, „damit er einige mit der Krätze Behaftete heilen könnte" [1]). Cavada Mendez de Vigo bezeichnet sie als den loyalsten Stamm unter den „Wilden" von Mindanao, der die abgeschlossenen Verträge stets einhält. Rühmend wird von diesem Autor auch ihre Mäßigkeit im Essen hervorgehoben, desgleichen ihre Arbeitsamkeit, welche letztere Eigenschaft ihnen wohl nur unter gewissen Kautelen zugesprochen wird.

Wie alle Bergstämme der Philippinen leben die Bagobos nicht in großen Dörfern beisammen; ihre Niederlassungen — von den Spaniern Rancherías genannt — zählen selten mehr als 20 Hütten. Jede Rancheria bildet einen Staat für sich, und es ist also auch hier jene staatliche Zersplitterung vorhanden, welche den Spaniern die Unterwerfung des Archipels in einem so hohen Grade erleichterte. Der Häuptling einer solchen Rancheria wird in den Cartas de Dávao einigemal Datto genannt, doch läßt sich aus dem Zusammenhange nicht herausfinden, ob diese Vokabel auch der Bagobo-Sprache, welche sonst von dem Bisaya-Idiom vollständig verschieden ist, angehört, oder ob sie, was mir wahrscheinlicher dünkt, von den eingewanderten Christen in Erinnerung an ähnliche Verhältnisse im verlassenen Vaterlande importirt wurde, ohne daß die Bagobos selbst diesen Namen gebrauchen. Die Machtbefugnisse dieser Häuptlinge dürften wohl nicht sehr umfassend sein. Wo die Bagobos sich den Spaniern unterworfen haben, steht an der Spitze jeder Rancheria der von der Kolonialbehörde bestätigte „Gobernadorcillo" oder Gemeindevorsteher. Die spanische Regierung ist so klug, nur den Häuptling mit dieser Würde zu bedenken. Wie in den übrigen Theilen des Archipels werden die Gobernadorcillos im gewöhnlichen Leben einfach Capitanes genannt.

Wie schon erwähnt sind die Rancherias oder Dörfer der Bagobos nicht stark bevölkert; Tagodeia z. B. besteht nur aus 12 Hütten, in welchen 70 Personen wohnen. Aus der Erzählung der Cartas de Dávao geht hervor, daß die Hütten des Dorfes nicht dicht bei einander stehen, sondern daß man noch in ziemlicher Entfernung von dem eigentlichen Dorfe auf Hütten stößt, welche zu dieser Rancheria gehören. Die Bauart unterscheidet sich nicht sonderlich von jener der christlichen Bisayas. Das Material reducirt sich auf Bambu und Rotang. Die Hütte ruht auf hohen Bambupfeilern, zu dem Innern derselben, das nur aus einem Zimmer besteht, gelangt man mittels einer halsbrecherischen Leiter, einem starken, mit Einkerbungen versehenen Bamburohr. Wenn, wie dies in den Berglandschaften häufig der Fall ist, die Temperatur zur Nachtzeit stark herabsinkt, so schlafen die Bagobos dicht gedrängt ganz nahe dem die ganze Nacht unterhaltenen Feuer. Dieses Schlafen in unmittelbarster Nähe des Feuers, so daß man glauben könnte, die Leute müßten sich die Haut versengen, erinnert an eine ähnliche Sitte der Negritos. Die Hütten besitzen an der Außenseite den im gesammten Archipel üblichen Batalán, welchen Dr. Jagor als einen nicht überdachten „Raum in gleicher Flucht mit der Wohnung, der die Stelle von Hof und Balkon vertritt" definirt. Uebrigens sind nicht alle Wohnhäuser der Bagobos von unansehnlichem Aeußern: das Haus des Gobernadorcillos von Sibulan präsentirt sich so stattlich, daß es wie ein Fort aussieht [1]). Den Schmuck des Zimmers bilden Matten, Gefäße und Musikinstrumente, unter welchen insbesondere die Agunes unsere Aufmerksamkeit erregen. Die Agunes scheinen im ganzen südlichen Theile der Insel Mindanao im Brauche zu sein, denn auch die Mindanaos, d. h. die mohammedanischen Bewohner der Uferlandschaften des Rio Grande de Mindanao, kennen dieses aus einer metallenen, auf der einen Seite offenen Kugel bestehende Musikinstrument. Ihren Reichthum machen Gefäße chinesischen Ursprungs aus, sie hängen an den Wänden und an den Dachpfosten herum. Diese Gefäße dienen ihnen als Tauschmittel im Verkehre mit den anderen benachbarten Stämmen. Die deutschen Forscher Schadenberg und Koch stießen in einer Hütte von Tagodeia auf eine werthvolle chinesische Schale aus gutem Porcellan und von alter Arbeit; alle ihre Angebote aber waren vergebens, der Besitzer weigerte sich hartnäckig sie zu verkaufen. Ihre Waffen, welche zum Theil von ihnen selbst fabricirt werden — ist doch Mani, der erwähnte Gobernadorcillo von Sibulan, selbst ein Waffenschmied —, sind Lanzen, Krise (malaiischer geflammter Dolch), Campilans und Schilde. Der Campilan, eine in dem Archipel bis nach Luzon verbreitete Hiebwaffe, ist ein einschneidiger und mit sehr breitem Rücken und einer dreieckigen Spitze versehener Säbel. Obwohl sie im Verhältnisse zu ihren Nachbaren als ein friedliches Volk gelten, so zeigen sie doch Freude am Besitze und dem Tragen von Waffen, speciell der obgenannte Gobernadorcillo legte die Waffen außerhalb des Hauses nie ab.

Ob sie den Reisbau selbst betreiben oder bloß den Reis von den Christen und anderen Nachbaren einsammeln, ist mir nicht bekannt, doch möchte ich ersteres annehmen. Die Bagobos von Tagodeia bauen nur Zuckerrohr, Bananen und insbesondere Gabi (Caladium esculentum). Die Bananen werden gekocht verzehrt, und durch Gährung des Zuckerrohrsaftes erzielen sie ein berauschendes Getränk aus demselben, den sogenannten Balábac, dessen Genusse sie eifrig huldigen. Wenn sie zu einer schwierigen Bergtour sich stärken wollen, so mengen sie dem Balábac Tabak zu. Von Hausthieren werden Hühner und Hunde erwähnt; ob sie auch Carabaos (Büffel) und Schweine züchten, weiß ich nicht; treiben sie Reisbau, so dürften sie wohl den Büffel auch besitzen und das Schwein ist das Hausthier κατ᾽ ἐξοχήν der philippinischen Malaien, und zwar in dem Grade, daß selbst einige zum Islam bekehrte Stämme dem Genusse des Schweinefleisches nicht zu entsagen vermochten. Die Hunde müssen sehr zahlreich sein; darauf weist der Umstand hin, daß sie im verwilderten Zustande sehr häufig an den Abhängen des dreigipfeligen Vulkans Apo anzutreffen sind. Die Jagd liefert ihnen genug Wildpret, besonders eifrig wird den wilden Bienen nachgestellt, welche alle Wälder des Archipels in großen Schwärmen bewohnen. Sie begnügen sich nicht allein mit dem Genusse des Honigs, sondern verzehren auch mit Vorliebe die in den Waben steckenden Bienenlarven. Das Wachs verkaufen sie an die Christen von Dávao, mit denen sie, wenn auch nicht in einem regen, so doch nicht unansehnlichen Handelsverkehre stehen. Daß sie

[1]) Cartas de Davao. El volcan Apo segun los naturalistas alemanes Alexander Schadenberg y Otto Koch. Im Diario de Manila, 1882, Nr. 88.

[1]) Recuerdos de una expedicion á Sibulan. (Diario de Manila, Jahrg. XXXIV, Nr. 89.)

überhaupt nicht zu einem abgeschlossenen Leben hinneigen, beweist am besten der Umstand, daß sie über den Rio de Baracatan, einen Nebenfluß des Rio Sibulan, eine Rohrbrücke geschlagen haben.

Ihre Tracht reducirt sich auf nur wenige Kleidungsstücke; ob sie den Kopfbund auch tragen, welchen die Igorroten und andere Bergstämme der Philippinen gebrauchen, und der einigermaßen an ein ähnliches Kostümstück der Dayaks von Borneo erinnert, ist mir nicht bekannt. Ein eigenthümlicher Schmuck (bloß der Weiber?) besteht in Ringen aus zusammengedrehtem Cabo Negro (Fasern der Arenga saccharifera Lab. oder Caryota onusta) und Nito (Ugena semihastata), welche um die Kniekehlen gelegt das Marschiren nach ihrem Glauben erleichtern. Das Institut der Sklaverei ist ihnen bekannt; sie kaufen Sklaven von den benachbarten Stämmen; wenn die spanische Herrschaft eine festere Basis in den Bagobos-Ländern erlangt, wird wohl diesem Unwesen bald ein Ende bereitet werden. Vorläufig werden die Bagobos mit Glacéhandschuhen nur angerührt: sie sind von der Zahlung der allgemeinen Kopfsteuer (Tributo de Indios) mit allen seinen Anhängseln, wie dem Sanctorum 2c., sowie von der Rekrutirung befreit, denn ein Theil der Bagobos ist noch ganz und gar unabhängig, daher die Milde gegen die bereits Unterworfenen; es ist ein Köder, mit dem man die Fische fangen will. Ich habe keine Nachricht vorgefunden, wie sie ihre Streitigkeiten unter einander schlichten; es muß aber unter ihnen die Sitte herrschen, für gewisse, leider aber nicht specialisirte Vergehen Geldstrafen zu erlegen; wenigstens heißt es, daß sie „ihre Geldstrafen mit (den oben erwähnten) chinesischen Gefäßen bezahlen". Sie leben in Polygamie.

Wir kommen nun zu einem wichtigen Kapitel, nämlich zu den religiösen Anschauungen der Bagobos, und hier gilt es vor Allem einen schweren Irrthum, den ich begangen, wieder gut zu machen. Ich habe nämlich aus dem Wortlaute des im „Ausland" (Jahrg. 1881, Nr. 11, S. 219) erschienenen Artikels: „Die erste Besteigung des Vulkans Apo" gefolgert, daß jene heidnischen Stämme, von deren Kultus des Berggeistes dort die Rede ist, Tagacaolos wären. Zu spät zu einer Berichtigung kam mir der Originalartikel in dem „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (Juin 1881, p. 552 seq.) zu Gesicht, aus welchem hervorgeht, daß die Bagobos es sind, welche den Apo als den Wohnort eines bösen Dämons ansehen, und dem sie früher sogar Menschenopfer darbrachten.

Die Religion der Bagobos ist nicht anders als wie jene aller philippinischen Malaien beschaffen, d. h. wir treffen hier den Ahnenkultus wieder. Ich muß hier vor Allem betonen, daß in den mir vorliegenden Quellen der Ahnenkultus selbst nicht ausdrücklich genannt wird, aber man gelangt durch Analogieschlüsse zu diesem Resultate und ich hege den zuversichtlichen Glauben, daß die Herren Schadenberg und Koch nach ihrer Rückkehr die Richtigkeit meiner Behauptung erweisen werden. In dem ersten Artikel des Diario de Manila, welcher über die Ersteigung des Apo durch die beiden eben erwähnten deutschen Forscher berichtet, heißt es, daß sie in jener Hütte der Rancheria Tagodeia, in welcher sie vor dem Aufstiege übernachteten, in einem besonderen Appartement auf Idole stießen, denen die Bagobos verschiedene Gegenstände zum Opfer darbrachten. Diese Idole sind offenbar nichts anderes als Ahnenbilder, dies lehrt ein Vergleich mit den analogen Verhältnissen bei den Bisayern, Tagalen 2c. in den Zeiten der Conquista und den Igorroten der Gegenwart. Ich habe dieses Thema bereits eingehend in meinem Essai über die Religion der philippinischen Malaien (Mitth. der k. k. Geogr. Ges. in Wien 1882, Heft 2 bis 5) besprochen, so daß ich hier nur erwähne, daß auf den Philippinen es keine Götterbilder giebt, sondern nur Bildnisse oder Reliquien der verstorbenen Ahnen, welche entweder im Hause selbst oder in einem Hausmodell aufbewahrt, oder deren Seelen als in diesen wohnend gedacht werden. Schade, daß über die Beschaffenheit der Opfer und des dabei üblichen Ceremoniells nichts Näheres mitgetheilt wird.

Außer diesen Ahnenseelen, welche, weil das Gedächtniß an sie noch nicht bei den Nachkommen erloschen ist, im Hause ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, giebt es wie bei den anderen Malaien des Philippinen-Archipels noch bei den Bagobos gute und böse Geister, die guten sind die Seelen der alten Stammesheroen, welche, weil sie dem ganzen Stamme und nicht einer einzigen Familie angehören, nicht in einer Hütte, sondern am Himmel, auf Bergen und in Wäldern wohnhaft gedacht werden; die bösen sind wohl die Seelen großer feindlicher Krieger oder der von den Bagobos bei ihrer Einwanderung erschlagenen autochthonen (sit venia verbo!) Bevölkerung (Negritos); Aehnliches findet man ja auch bei den anderen Stämmen des Archipels. Ueber diese guten und bösen Dämonen ist ein eingehender Bericht vorhanden, nämlich ein Brief des in Dávao stationirten Jesuitenmissionärs P. Gisbert, welches Schreiben in seinen wichtigsten diesbezüglichen Stellen im Comercio de Manila, Frühling 1882, mitgetheilt wurde. Leider theilt P. Gisbert die Voreingenommenheit der Missionäre aller christlichen Konfessionen, welche in den religiösen Mythen der Naturvölker stets nach Anklängen an die heilige Schrift oder Tradition suchen und — wer sucht, der findet — auch in der That solche entdecken, wenn auch die angestellten Vergleiche ungemein hinken. So will P. Gisbert bei den Bagobos die Dreifaltigkeit und sogar eine Erinnerung an die heilige Jungfrau, den Elias und Enoch gefunden haben [1]).

Der böse Dämon, welcher am Apo haust, führt den Namen Mandarangan und lebt nicht ehelos, sondern mit mehreren weiblichen Genossinnen, welche aber durchaus nicht seine Gewalt theilen, sondern ihm nur als Dienerinnen sein Dasein angenehm gestalten. Die Bagobos glaubten früher, daß Niemand den Vulkan besteigen dürfe, außer es wurde vorher ein Menschenopfer dargebracht; unterließ man das, so war der sichere Tod unausweichlich. Bei dem Todesopfer riefen sie: „Komm hierher, Mandarangan, und trinke das Blut dieses Menschen" [2]). Es waren wahrscheinlich Sklaven oder Kriegsgefangene, welche auf diese Weise abgeschlachtet wurden. Man griff zu diesem Menschenopfer auch dann, wenn man vom Vulkane Schwefel holen wollte; die Bagobos glaubten auf diese Weise den Dämon für die Beraubung seiner Wohnstätte zu entschädigen. Seitdem die Europäer durch die glückliche Ersteigung des Vulkans das Märchen von der Bosheit des Mandarangan zerstreut haben, scheinen diese Opfer nicht mehr stattzufinden. Interessant ist zu vernehmen, wie die Bagobos, welche der Gouverneur von Dávao im Vereine mit Montano und P. Gisbert bei seiner in diesen Blättern (oben S. 55) bereits erwähnten Besteigung des Vulkans mitführte, sich benahmen. Beim Aufstieg riefen sie: „Wenn der Padre (Gisbert) vorausgeht, braucht er keine Furcht vor dem Mandarangan zu haben, denn dieser wird vor ihm entfliehen."

[1]) Como V. R. podrá haber notado, los Bagobos de esta Mision tienen alguna idea de Dios y de la Trinidad, que ellos distinguen con los nombres de Tiguiama, Manama y Todlai. Tambien parece que Todlibon se refiere á la Virgen Santísima; y no sería estraño que Tagalium y Lumabat se refieran á Elias y Enoch.

[2]) Im Bagobo-Idiom: „Solo dini Mandarangan, guinuman diponoc ini manobo." Schadenberg und Koch haben ein Vokabular der Bagobo-Sprache zusammengestellt.

Beim Abstieg äußerten sie: „Ah! wenn der Padre und der Gouverneur nicht mit uns gegangen wären, wir hätten alle sterben müssen.“ Diese Aeußerungen deuten auf eine ähnliche Schlußfolgerung der christlichen, aber noch ganz im heidnischen Aberglauben befangenen Bevölkerung im übrigen Theile des Archipels hin. Wenn nämlich ein Indier (nach span.-philipp. Sprachgebrauch = christlicher Malaie) einen Baum fällen muß, in welchem ein Anito, d. h. die Seele eines Ahnen, wohnt, so ruft er: „Der Padre hat es befohlen, der Padre!“ und haut darauf los. Er glaubt offenbar, die Macht des Pfarrers sei so kräftig, daß er sich der Rache des erzürnten Geistes leichter erwehren könne, als er, der arme Indier, deshalb schiebt er auf jenen die Schuld und lenkt das Verderben von seinem Haupte ab. — Daß P. Gisbert beim Mandarangan sofort an den Teufel denkt, ist nach dem oben Erwähnten nicht sonderbar oder auffällig. Die Namen anderer Dämonen sind: Calambusan, Camaloy, Tagamaling, Siring, Abac ꝛc.

Am Himmel wohnen die drei göttlichen Wesen: Tiguiama, Manama und Todlai „wie drei Brüder“. Der Tiguiama ist im Besitze unermeßlicher Machtvollkommenheit, der Manama ist der Erhalter, er belohnt und straft (die Lebenden?), der Todlai wird bei Hochzeiten angerufen, wobei ihm Buyo (Betelportion) und Morisqueta (in Wasser gekochter Reis) als Opfer dargebracht werden. Tagalium und Lumabat waren ursprünglich Menschen; eines Tages gingen sie aus und kamen in einen Schwarm weißer Bienen hinein, mit welchem sie gegen den Himmel aufflogen, gleichzeitig vergrößerte sich die Erde, welche bisher klein und unansehnlich gewesen war. Diese Mythe erscheint mir deshalb so interessant, weil hier klar ausgesprochen wird, daß diese beiden Götter ursprünglich Menschen gewesen waren: ein Beweis für meine oben aufgestellte Behauptung, daß die Religion der Bagobos im Wesentlichen nur ein Ahnenkultus sei. P. Gisbert bemerkt weiter: „Der Gesang des Limócon ist für sie die Stimme Gottes, welche sie vor den Gefahren, die ihrer harren, warnt. Wenn sein Gesang zur Rechten sich hören läßt, so gilt dies für ein gutes Zeichen und sie setzen ohne Furcht ihren Marsch fort; wenn aber der Gesang zur Linken ertönt, so wagen sie es nicht, weiter zu gehen.“ Ich glaube P. Gisbert recht verstanden zu haben, wenn ich unter dem Limócon einen Vogel verstehe, denn Aehnliches finden wir ja auch bei den religiösen Anschauungen der Tagalen, bei denen der Vogel Tigmamanoquin ganz dieselbe Rolle spielte. Vielleicht ist der Limócon mit ihm auch identisch (der Tigmamanoquin ist nach Dr. A. B. Meyer ein Eisvogel, Irena cyanogastra).

Als die Mohammedaner Herren der Bucht von Dávao waren, predigten sie den Bagobos ihre Lehre, doch ist der Erfolg nicht sehr groß gewesen; die Lehren des Korans haben nur bei wenigen Eingang gefunden und so wird es hoffentlich der Thätigkeit der Missionäre bald gelingen, den Todfeind unserer Civilisation, die Lehre des Propheten, von den Bagobos fernzuhalten, bez. die bereits dem Islam angehörigen Individuen zum Abfalle zu bringen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nach Angaben in neueren Nummern der Isfahaner Zeitung „Ferhan“ — schreibt das Athenäum (Nr. 2863, S. 340) — macht die Civilisation in Persien ansehnliche Fortschritte. Ein großes Kollegium, welches im letzten Jahre mit Regierungsunterstützung vollendet wurde, hat jetzt ernstlich seine Arbeit unter den höheren Klassen der persischen Jugend begonnen und zwar mit Lehrern, welche an den ersten Universitäten Europas graduirt haben. Andere Zeichen von Fortschritt sind die zunehmende Verwendung von Europäern bei Eisenbahnen (?), Telegraphen ꝛc. und das neuliche Dekret, Maße und Gewichte im ganzen Lande zu unificiren. — Daß solches von einer persischen Zeitung behauptet wird, ist erklärlich; daß es eine englische ihr nachdruckt, weit weniger. Denn jedes Reisewerk über Persien, das man zur Hand nimmt, enthält mehr oder weniger Klagen über die dortige Mißwirthschaft; keines aber kann in dieser Hinsicht lehrreicher sein, als das jenes höhern Postbeamten: „Aus Persien. Aufzeichnungen eines Oesterreichers, der 40 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat.“ (Wien, R. von Waldheim, 1882.) Man glaube nicht, daß das ausgestandene Martyrium, der stetige Kampf gegen die Indolenz, Habgier, Niederträchtigkeit der Beamten, der geringe erzielte Erfolg den Autor zu Ungerechtigkeiten hinreißt; im Gegentheil bewahrte er in bewunderswürdiger Weise seinen Gleichmuth und war schließlich mit weit geringeren als den erhofften Ergebnissen zufrieden. (Ref. kann indessen aus Erfahrung bezeugen, daß der Postverkehr zwischen Deutschland und der persischen Hauptstadt jetzt nichts zu wünschen übrig läßt — und das haben wir dem Autor von „Aus Persien“ zu danken.) Unter solchen Umständen haben seine Urtheile entschieden Anspruch auf Beachtung. Auf den jetzigen Schah will er allerdings nichts kommen lassen (wohl aber auf den Kronprinzen S. 29 und 128); sonst aber ist „Alles faul und nach unseren Begriffen schlecht, was dort regiert und regieren hilft“ (S. 133). Und S. 126 wird es als eine von allen Europäern in Persien festgehaltene Ansicht hingestellt, „daß alle vom Könige ins Werk gesetzten Culturversuche und zum Theil wirklich effektuirten Verbesserungen dennoch ohne Nachhalt und Dauer sein werden, weil sie immer wieder von ihm selbst im Stiche gelassen und durch seine Umgebung und Regierung unwirksam gemacht werden, und daß Jenes, was an Neuerungen ausgeführt wird, immer nur deshalb und in der Weise exekutirt wird, „afin que le roi s'amuse“. Was es mit höheren Schulen in Persien auf sich hat, illustrirt vortrefflich jenes militärische Kollegium (S. 68), „aus dem die persischen Jungen, die Allah mit einflußreichen Vätern versorgt hatte, als Oberste der Armee ausgemustert wurden. Obwohl diese Anstalt gewiß nicht schlecht war, weil die Jungens doch einige Jahre irgend was lernen konnten, so wurde sie doch im Jahre 1877 aufgelöst wegen der Ueberproduktion an Obersten-Aspiranten.“ Ein ebenso ergötzliches Beispiel persischen „Fortschrittes“ ist das königliche Arsenal (S. 71), wo ein französischer, vielseitig gebildeter Ingenieur angestellt war. „Dieser mußte heute rathen, wie Kanonen zu gießen sind, morgen wollte man, daß er Laternen und Kandelaber schmiede, dann ließ man wieder einige Millionen Patronen für die Armee füllen, ein andermal eine Mühle bauen, und wenn kein Geld zu solchen Versuchen da war, die Kanonenkugeln mit allen denkbaren Farben anstreichen, ja selbst vergolden und versilbern, und dabei war der Ingenieur das Mädchen für alles.“ Oder man lese S. 153 nach, wie der Verfasser anfangs 20 000 Dukaten zur ersten Einrichtung der Post verlangt, 3000 angewiesen und keinen einzigen davon ausgezahlt

erhielt; wie der ihm zugewiesene persische Sekretär damit anfing, sich eine grüne Uniform mit orangegelben Aufschlägen und rothe Hosen anzuschaffen, vier Diener ähnlich anzog und noch gelbe Roßhaarbüsche auf ihre persischen Mützen steckte, und so auf den Bazars umherstolzirte, bis er wegen Betrugs weggejagt wurde. Diese Beispiele persischer „Civilisation“ mögen genügen; es ist und bleibt das orientalische Barbarenthum, welches der wenige aufgeschmierte europäische Lack nun und nimmer zu verdecken vermag. Wer immer nach Persien reisen will, thut gut, selbst wenn er sich bereits durch Studiren zahlreicher Reisewerke ein Urtheil gebildet hat, das in Rede stehende Buch fleißig zu Rathe zu ziehen; es spricht darin ein praktischer Mann zum Theil von sehr praktischen Dingen, und wer ihn beachtet, kann sich vor Schaden bewahren. Auch manchem andern wird es die Augen öffnen, mindestens Belehrung und Unterhaltung verschaffen.

Australien.

— Mit der Ansiedelung des von Alexander Forrest entdeckten fruchtbaren Kimberleydistrikts im nordöstlichen Westaustralien wird schnell vorgegangen. Zwei in Sydney gebildete Gesellschaften haben 3½ Millionen Acker und der Herzog von Manchester 200 000 Acker von der westaustralischen Regierung gepachtet.

— Die australische Gesetzgebung bemüht sich in allen Kolonien, den Besitz des Landes nur in kleinen Parzellen denen zuzuwenden, welche es wirklich bebauen wollen. Sie hat aber damit etwas zu spät angefangen und die Gesetze werden auch sehr vielfach umgangen. Ungeheure Liegenschaften befinden sich in allen Kolonien in den Händen großer Kapitalisten. Einer jener großen Schäferkönige, ein Herr Learmonth, hat in der Nähe von Hay am Murrumbidgee eine Besitzung, welche 119 980 Hektaren Land umfaßt, wozu noch 20 000 Hektaren Pachtland kommen. Im letzten Jahre wurden 203 000 Schafe geschoren, in diesem Jahre wird sich der Bestand auf 215 000 Stück beziffern. Außerdem 1300 Haupt Großvieh auf der Station, darunter eine Herde reiner Herefords, wie sie Herr Learmonth seit mehr als 30 Jahren gezogen hat, neben einer Herde feinster Shorthorns. Die Schafe stammen alle von der berühmten Eraldum-Herde, jetzt das Eigenthum eines andern großen Schäferkönigs, Sir Samuel Wilson. Im verflossenen Jahre wurden verkauft 57 067 Schafe zum Preise von über 11 500 Pfund Sterling, dazu 1030 fette Rinder und 33 Pferde und die nach England verschiffte Wolle war in 2539 Ballen verpackt. Die Station hat den Vortheil, vom Murrumbidgee auf eine Entfernung von 32 Kilometer durchflossen zu werden, außerdem läuft die Südwestbahn mitten durch dieselbe.

— Der südöstliche Theil von Victoria sowie der anstoßende Theil von Südaustralien zeigen deutlicher als irgend eine andere Gegend Australiens die Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit. Wie der sogenannte Blaue See von Mount Gambier, so füllen zahlreiche Seen, einige von sehr großer Tiefe, die erloschenen Krater, deren Form sehr oft noch deutlich erkennbar ist, wie bei den Bergen Elefant, Eles und Napier. Längst erloschene Vulkankegel mag man um Ballarat zu Dutzenden sehen. Die Vulkane Victorias sind jedenfalls noch nicht sehr lange erloschen; die Traditionen der Eingeborenen sprechen von Ausbrüchen, welche sich vor dem Auftreten der jetzigen Generation ereigneten. Auch hat man dann und wann hier wie in Südaustralien Oscillationen des Bodens verspürt. Der Hamiltondistrikt, im Südwesten von Victoria und an der Grenze gegen Südaustralien gelegen, ist kürzlich der Schauplatz eines Ereignisses gewesen, welches mit der vulkanischen Natur der Gegend in Verbindung zu stehen scheint. Zwischen Dartmoor am Glenelgflusse und dem nordöstlich davon gelegenen Digby hat sich eine Farm von 20 bis 30 Hektaren gehoben und zugleich auf eine bedeutende Entfernung fortbewegt. Das Land, worauf das Haus steht, ist um 10 Fuß, die vorhandenen Bäume sind um 6 bis 7 Fuß gehoben worden. Die Ackerfurchen, welche vorher in einer nordsüdlichen Richtung verliefen, sind jetzt halbkreisförmig gebogen und weisen nach Osten und Westen. Zugleich ist das früher süße Wasser der Brunnen in der Umgegend vollkommen salzig geworden.

— Der „Lumberman“ von Minneapolis berichtet über die gigantischen Bäume Australiens: Die endlosen Urwälder Tasmaniens enthalten Eukalypten, die bis zum ersten Zweige 200, im Ganzen 350 Fuß hoch sind. Bis 1873 stand auf dem östlichen Abhang von Mount Wellington, vier Miles von Hobart Town, ein über 300 Fuß hoher und 86 Fuß im Umfange messender Eukalyptus, dessen Stammtrümmer noch jetzt einen schönen Saal bilden, in dem schon manch fröhliches Picknick stattgefunden hat. Der berühmte Baum des Huon-Waldes mißt, 6 Fuß vom Boden, 70 Fuß im Umfang und 240 Fuß in der Höhe. Aber den Ruhm, den riesigsten aller lebenden Riesenbäume der Welt zu besitzen, beansprucht jetzt Victoria. Bei Fernshaw im Dandenong-Distrikt ist kürzlich ein Exemplar von Eukalyptus Amygdalina (mandelblätteriger Gummibaum) entdeckt worden, dessen genaue Messung die Höhe von 380 Fuß bis zum ersten Zweige und von 430 im Ganzen und einen Umfang von 60 Fuß ergeben hat; was das heißt, kann man sich durch die Thatsache vergegenwärtigen, daß dieser Baum, neben das Parlamentsgebäude in Westminster gestellt, dessen Glockenthurm noch um 100 Fuß überragen würde. („The Mail“.)

Polargebiete.

— Der Zollkutter der Vereinigten Staaten „Corwin“ ist am 30. Juni mit der Besatzung des verbrannten „Rodgers“ (s. „Globus“ XLI, S. 384) glücklich von Unalaschka in St. Francisco eingetroffen.

— Am 24. April d. J. ist das Hauptschiff „Cabo de Hornos“, welches die italienische „antarktische“ Expedition unter Lieutenant Bove trug (s. „Globus“ XLI, S. 288 u. 352), von Staten Island nach Punta Arenas in der Magelhaens-Straße zurückgekehrt, nachdem jene im Südosten des Feuerlandes gelegene Insel in Bezug auf Fauna, Flora, Topographie, Hydrographie u. s. w. gründlich durchforscht worden ist. Jetzt kommt die Nachricht, daß eines der kleineren für die Expedition gemietheten Schiffe am Kap Hoorn gescheitert ist, Lieutenant Bove und seine Gefährten aber durch den englischen Kutter „Allen Goden“ gerettet worden sind.

Oceane.

— Der „Travailleur“ ist Ende Juni zu seiner dritten Fahrt (vergl. „Globus“ XLI, S. 224) ausgelaufen, um die unter der wissenschaftlichen Leitung von Milne Edwards stehende französische Tiefseeforschung weiterzuführen. Die Fahrt soll sich diesmal vom Gascogner Meerbusen bis zu den Capverdischen Inseln erstrecken.

— Ein französischer Ingenieur hat einen Plan ausgearbeitet, nach welchem auf dem Meere befindliche Schiffe die unterirdischen Kabel zu Depeschen benutzen könnten. Er will, in Entfernungen von je einer Tagereise, Bojen mit den nöthigen Verbindungsdrähten und Apparaten, jede numerirt und Nachts genügend erleuchtet, längs der Kabel befestigen. Im „Moniteur de la Flotte“ stellt er sein Projekt als durchaus nicht schwer ausführbar dar. („Nature“.)

— Die „Nature“ veröffentlicht Folgendes aus einem Briefe des Berichterstatters am Meteorologischen Institut auf den Scilly-Inseln, M. W. Thomas: „Scilly, den 14. Juli 1882. Ich muß Ihnen von einer eigenthümlichen Störung der See berichten, welche gestern früh um 9 Uhr zur Ebbezeit bei S.-S.-W.-Wind stattgefunden hat. Das Wasser hob sich rapide senkrecht 3 Fuß hoch und fiel dann wieder. So hob und senkte es sich dreimal hintereinander, jedesmal etwas weniger hoch. Das ganze Schauspiel währte ungefähr eine halbe Stunde.“

— Der Inspektor des Meteorological Service of the Dominion of Canada, Mr. Hugh B. Payne in Toronto, hat nach eingehenden Studien eine genaue Karte der Sturmwege im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans entworfen, so daß Seeleute mit Hilfe dieses „Storm Sailing Guide" ihre Schiffe außerhalb des Bereiches jedes Sturmes halten können, der zu irgend einer Zeit wüthet, und so manches Fahrzeug gerettet werden kann, das sonst das Opfer der Elemente geworden wäre.

Vermischtes.

— Französisches Urtheil über deutsche Prähistoriker. In der Sitzung der Französischen Anthropologischen Gesellschaft vom 20. April 1882 legte E. Hamy mit einigen lobenden Worten den Voß'schen Katalog der Berliner anthropologischen Ausstellung vor. Es erhob sich darauf Herr Gabriel de Mortillet um, wie er sagte, diesen „Enthusiasmus" des Herrn Hamy abzuschwächen. „Jenseit des Rheins," bemerkte er, „ist man noch sehr weit zurück. Lindenschmit erkennt die drei Perioden des Stein-, Bronze-, Eisenzeitalters nicht mehr an. Virchow wußte in Lissabon nicht, daß man einen absichtlich zugeschlagenen Feuerstein erkennen könne. Fraas vermengt noch die Höhlenperiode, die dépôts magdaléniens und die Töpferei der polirten Steinzeit. Nach diesen Beispielen wissen Sie, was von den übrigen zu halten ist." Wir wissen auch, was von Herrn von Mortillet, der nicht einmal Deutsch versteht, zu halten ist.

— Dr. Woeikof bespricht im Journal der Russischen Chemischen und Physikalischen Gesellschaft den Einfluß topographischer Bedingungen auf Durchschnittswintertemperaturen und die Abweichung von Durchschnittstemperaturen bei Anticyklonen. Indem er die Beobachtungen auf verschiedenen Schweizer Stationen vergleicht, findet er, daß die jährliche Temperaturreihe sich nicht immer mit der Höhe der Station vermindert: sie wird geringer auf einzeln stehenden Bergen, größer in hochgelegenen, aber weiten Thälern. Weiter zeigt er, wie die Temperatur in Thälern oft weit kälter ist als auf einzelnen Bergen, in der Schweiz sowohl wie im Kaukasus und in Ostsibirien und schließt daraus, daß die Isothermenkarte, die Dr. Wild in seinem großen Werke: „Die Temperaturverhältnisse des Russischen Reiches" giebt, keine richtige Anschauung der Wintertemperaturen, besonders in Sibirien darbietet. Da nämlich die meisten der dortigen Stationen in Thälern liegen, deren Temperatur während des Winters in Folge topographischer Bedingungen geringer wird, so nehmen die Januar-Isothermen auf dieser Karte durchweg eine zu südliche Lage ein. So ist z. B. die Januar-Isotherme von -31^{0}, welche durch die Woznesensky-Goldmine geht, um $7,2^{0}$ niedriger als die wahre Temperatur dieses Ortes, und sogar um $10,1^{0}$, wenn die nöthige Reduktion auf den Meeresspiegel in Anrechnung gebracht wird.

(Nach „Nature".)

— Am 30. Juni hielt die Folk Lore Society in London ihre Jahresversammlung. Der wichtigste Bericht war der der Märchen-Commission, deren Aufgabe gewesen war, „den Plan einer Märchenklassificirung zu entwerfen, die Schritte anzugeben, die zu thun seien, um bereits vorhandene Märchensammlungen diesem Plane gemäß zu inventarisiren und endlich den Entwurf einer Märchenterminologie auszuarbeiten". Da man von Hahn's und Baring Gould's Klassificirung bei den heutigen Erfordernissen des Studiums für unzulänglich hielt, so beschloß man, ein neues System von Grund aus aufzubauen und setzte demgemäß folgende Punkte fest: 1. Die Fixirung eines bestimmten Titels für jede Geschichte und die Abschaffung verschiedener Titel für dieselbe Geschichte, wie man sie jetzt in allen Sammlungen findet; 2. die Bestimmung einer gemeinsamen Terminologie für das Studium der Märchen und für jede Märchenbeschreibung und 3. für jede Episode innerhalb der Märchen, 4. die Ausarbeitung eines Index der Märchenepisoden, 5. die Anfertigung einer Tabelle sämmtlicher Märchen in gedruckten Sammlungen nach einem bestimmten, gemeinsamen Plan. Zur Verwirklichung dieses letzten Theiles des Programmes sind schon tüchtige Schritte gethan.

— Ein Porträt des Columbus. Die amerikanische Ausstellung in Madrid, welche gelegentlich des dortigen Amerikanisten-Kongresses stattfand, hat eine Menge bisher verborgener Schätze zu Tage gefördert. Einem Berichte von H. de Saussure über dieselbe entnehmen wir die folgende interessante Mittheilung:

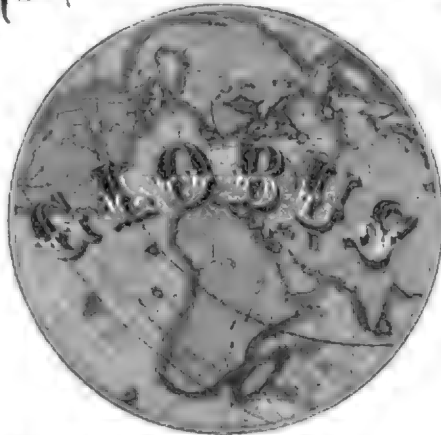
„Besondere Anziehungskraft besitzen die Erinnerungen an Columbus. Hier ist vor allem sein Porträt merkwürdig, das vor Kurzem unter ganz besonderen Umständen entdeckt wurde. Eine allgemein für richtig anerkannte Tradition nämlich bezeichnete ein Oelgemälde im Museum von Madrid als das Porträt des berühmten Seefahrers. An sich war dies nicht unmöglich, denn schon ein Jahrhundert vor Columbus malte van Eyk mit Oelfarben auf Leinwand. Aber unmöglich konnte man eine Persönlichkeit, wie sie das Porträt darstellte, mit einer Zopfperrücke nach der Mode des 18. Jahrhunderts als die des Columbus anerkennen! Das Verdienst, in das Geheimniß eingedrungen zu sein, gebührt Martinez Cubells, dem Inspektor der Gemäldegalerie von Madrid. Nachdem er zu der Ueberzeugung gekommen war, daß Veränderungen an dem Gemälde vorgenommen worden sein müßten, schabte er in der obern Ecke links das Gemalte weg und brachte darunter auch wirklich ein goldenes C zum Vorschein. Diese Entdeckung machte jeden Zweifel schwinden. Cubells setzte seine Untersuchung fort und förderte die ganze Inschrift zu Tage, welche den obern Rand des Gemäldes einnimmt; sie lautet: „Columbus Ligur: Novi Orbis Reptor" (Repertor). Das weiße Haar verschwand und machte den kastanienbraunen Locken des Heros der See Platz; überhaupt gewann das ganze Porträt seine alte Gestalt vollkommen wieder. Wenn noch der geringste Zweifel über die Echtheit dieses kostbaren Gemäldes bestehen könnte, so würde ein Vergleich desselben mit dem Herzog von Veragua, dem Präsidenten des Kongresses der Amerikanisten, genügen, ihn zu beseitigen. Der Herzog ist nämlich ein direkter Abkömmling des Columbus und von einer frappanten Aehnlichkeit mit demselben. Bei ihm findet sich dieselbe hervortretende Unterlippe, derselbe Typus der schwach gebogenen Nase, überhaupt ein ganz übereinstimmendes Gesicht. Diese Aehnlichkeit, die sich nach 13 Generationen noch wiederholt, beweist, mit welcher Beharrlichkeit in gewissen Familien (Bourbons, Habsburger) Geschlechtseigenthümlichkeiten immer wieder zu Tage treten.

Dieses hier wiedergefundene Porträt des Columbus ist als Stahlstich in den Bulletins der Akademie der Geschichte und der Geographischen Gesellschaft zu Madrid veröffentlicht worden. Seine Entdeckung hat den Vortheil gehabt, daß dadurch auch ein zweites Porträt des Columbus, weniger gut als das erstere, aber noch sehr wohl erhalten, über welches bisher noch einige Zweifel herrschten, auch als echt erwiesen worden ist."

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. — № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

IV.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

In diesem Lande, wo der Bauer kein Recht auf den Grund und Boden besaß und jeden Augenblick durch eine bloße Laune des Ahu (Fürsten) vertrieben werden konnte, hat er die Gewohnheit angenommen, leicht von einem Orte zum andern zu wandern und seine Behausung nur als eine Art zeitweiligen Lagers zu betrachten. Noch heutigen Tages entschließt er sich leicht, seinen Wohnort zu verlassen, wenn ihm dieser nicht mehr gefällt, sei es, daß dort ein Familienmitglied gestorben ist, sei es, daß ihn sein abergläubischer Sinn von dort forttreibt. Da die Häuser aus lauter einzelnen Theilen und Stücken bestehen, so ist es leicht, das Rohrdach, die Flechtwände und die Stützpfeiler auseinander zu nehmen, alles auf Büffel oder Pferde zu laden, das wenige Geräth, wie Holzbänke, Matratzen, Kissen, Decken, Kesselhaken und Kochtopf, die nationale Guitarre (abtschertsa) nicht zu vergessen, oben darauf zu packen und fortzuziehen. So begegnete die Reisende bei einem Ausfluge von Otschemtschiri aus zu ihrem Erstaunen einer armenischen Familie, welche von Abchasien, wohin sie nach Beendigung des letzten Aufstandes gezogen war, nach Georgien zurückkehrte. Der Aufzug bot ein sonderbares Gemisch von Elend und Wohlhabenheit dar. Das Haupt der Familie hatte als Kaufmann dort einige Zeit zugebracht und Geld verdient; so saß er denn auch zu Pferde, war gut gekleidet und trug schöne Waffen, eine Seltenheit unter den Armeniern, welche meist unbewaffnet einhergehen. Dabei spielte er den Tschonguri, eine Art Guitarre, die man bei Reichen wie Armen antrifft, und deren Töne bald bei einem Feste erklingen, bald Kranke in den Schlaf wiegen sollen; er wollte damit seinen ungezogenen Sprößling beruhigen, der, bis auf eine große Pelzmütze auf dem Kopfe völlig nackt, sich heulend am Kleide seiner Mutter festhielt und sich von ihr nachschleppen ließ; denn er wollte weder laufen noch sich auf den Karren setzen lassen, den ein Diener lenkte. In den Armen trug das Weib ein Wickelkind, auf den Schultern ein etwas größeres, das vergnügt in die Welt hineinschaute, und dazu sang sie aus vollem Halse und mit kläffender Stimme ein wehklagendes Lied, dessen Refrain noch weithin sich hören ließ. In Bezug auf Reinlichkeit ließ ihr Anzug zu wünschen, was unter solchen Umständen zu entschuldigen war. Ihre schönen schwarzen Haare hingen in kleinen Zöpfen auf die mit einem buntseidenen Tuche bedeckten Schultern herab, und Hals, Arme und Taille waren mit Geschmeide von wahrhaft künstlerischem Werthe bedeckt, das in seltsamem Gegensatze stand zu dem elenden Schuhwerke, welches sie trug. Links von ihr wanderte die älteste Tochter, ärmlich gekleidet und mit allerlei kleinem Hausrathe beladen, und dann folgte eine georgische Arba (Karren), deren zwei kräftige Büffel der junge Diener lenkte, der mit stets sich gleichbleibender Gutmüthigkeit und Geduld bald Kutscher, bald Koch, bald Kindermädchen spielte. Die Arba enthielt die nöthigsten Reiseutensilien, obenauf den unentbehrlichen Topf zum Maiskochen, und an der Seite hing das Tamburin, das in keinem Haushalte fehlt, wo man die

Eine nach Georgien zurückkehrende armenische Familie.

Lesghinka tanzt. Den Beschluß des merkwürdigen Zuges machte ein zweiter Diener in Pelzmütze und Mantel (Burka) mit zwei Pferden, welche eine Menge von Packen mit Wäsche und Hausgeräth schleppten.

Einer der beliebtesten Ausflüge war Mokva, die frühere Sommerresidenz des letzten Ahu, 15 Werst von Otschemtschiri am Flusse Merkula, welcher dort den Namen Mokva annimmt, gelegen. Der Weg dorthin zieht sich etwa sieben Werst weit am Ufer des Meeres hin; stellenweise führt er durch seeartige Gewässer, deren Ufer von zahlreichen Schildkröten belebt sind. Im Jahre 1876 hatte Madame Serena diese Tour in Begleitung des Distriktschef und zahlreicher Beamten, Offiziere und dergleichen gemacht, welche ihr zu Ehren dort ein Fest veranstaltet hatten. Seitdem hatte der Ort böse Zeiten durchlebt und war während des letzten Aufstandes der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen. Auf einer nahen Ebene war am 21. Juni 1877 das Haupt der Aufrührer, Ghiribs Morchani, von seinem Oheim Gregor Scherwachidze, General in russischen Diensten, gefangen genommen worden, nachdem er Mokva sammt der Kirche und dem Hause des Priesters hatte plündern lassen. Dieser letztere, welcher 1876 die Reisende bewirthet hatte, war inzwischen gestorben; aber sein Sohn, Kaufmann und Besitzer des Duchan (Gasthaus), nahm die Fremde ebenso freundlich in seinem ziemlich verfallenen Hause auf, welches auszubessern er angeblich nicht die Mittel besaß, obwohl er der reichste Mann im Dorfe war. Zunächst machten er und seine Frau, die fürstlichen Geblütes war, sich daran, die

Sonntag im Hause des Priesters von Mokva.

1878 von den Aufständischen verursachten Löcher in den Wänden mit einem in Stücke zerschnittenen Hammelfelle zu verstopfen. Dann wurde ein großes Feuer angezündet, um die vom Regen durchweichten Kleider der Dame zu trocknen, was einen großen Theil der Nacht in Anspruch nahm. Der nächste Tag war ein Sonntag, an welchem die Bewohner der Umgegend herbeizukommen pflegen, um mit dem Starschina ihre Angelegenheiten zu besprechen. Da Serena's Wirth der angesehenste Mann im Dorfe war, so vereinigten sie sich bei ihm zum gemeinschaftlichen Mahle, zu welchem die Kommune einen Ochsen hatte schlachten lassen. Die eine Hälfte desselben wurde gereinigt, an einem Baumaste befestigt und so im Ganzen über loderndem Feuer im Freien geröstet, daß der appetitliche Duft bis in das Haus zog. Trotzdem es auch an diesem Tage regnete, so konnte Madame Serena doch einen Theil der Anwesenden photographiren.

In Mokva befand sich früher eines der ältesten Klöster in Abchasien, dessen Kirche, wie in Bedia, Sitz eines reichen Bischofs war und in den Jahren 1861 bis 1863 wiederhergestellt wurde. Leider bildet der steinfarbene Anstrich, mit welchem sie versehen wurde, einen häßlichen Gegensatz zu der schönen Färbung der nebenstehenden Ruinen des alten Glockenthurmes und der Umfassungsmauer, und auch im Innern wurden alle Reste von Mosaiken und Fresken dick übertüncht und grobe Steine ersetzen die stellenweise noch sichtbaren früheren Marmorplatten. Die Kirche, in welcher der letzte Ahu mit Frau und Tochter begraben liegt, besitzt keinen Schatz und an Alterthümern nur ein kleines

religiöses Gemälde mit georgischer Inschrift. An die Kirche stieß früher ein großes zweistöckiges steinernes Gebäude, wohl das Kloster, und ihr gegenüber liegen die Trümmer der bischöflichen Residenz. Im Jahre 1877 kamen dann zu den alten neue Trümmer hinzu; doch fanden 1884 wieder Ausbesserungen an dem Heiligthume statt.

Ein anderes Mal erhielt Madame Serena eine Einladung zu einem Traueressen, tizisi genannt, welches in dem etwa 12 Werst von Otschemtschiri entfernten Kwitauli stattfinden sollte. Der Ort gehört der Familie des letzten Abs, deren gegenwärtiges Haupt der ehrenwerthe Fürst und russische General George Schervaschidze ist. Das Tizisi fand aus Anlaß des wiederkehrenden Todestages seiner Mutter, der verstorbenen Fürstin Kesaria Schervaschidze, einer geborenen Dadian, und zweier zu verschiedenen Zeiten gestorbenen Söhne derselben statt. Wie schon bemerkt, waren die abchasischen Herrscher bald Christen, bald Mohammedaner gewesen; daher die gemischte Religion des Landes.

Unter dem Großvater und dem Vater des Fürsten Michael, Keleisch Bey und Sefer Bey, welche beide in der Türkei erzogen worden waren, hatte der Islam an Ausbreitung gewonnen; als sich dann Sefer Bey mit der Schwester des Dadian Levan verheiratete, war er zum Christenthume übergetreten, und unter dem Einflusse der sehr orthodoxen Fürstinnen der mingrelischen Familie waren auch die übrigen Glieder der abchasischen Herrscherfamilie seinem Beispiele gefolgt. Unter ihnen befand sich auch Alexander Schervaschidze, der Gatte der Fürstin Kesaria, der mit seinem mohammedanischen Namen Ali Bey hieß.

Da zuletzt die verschiedenen Zweige der Schervaschidze beständig in Streit mit einander gelegen hatten, so war schließlich das Land unter ihnen getheilt worden. Unter der Regierung Sefer Bey's hatte sein Bruder Hassan Bey das Gebiet zwischen Suchum-kale und dem Flusse Kodor, sein Vetter Ali Bey das zwischen dem Kodor und dem Ingur erhalten. Beide waren in der Verwaltung ihrer Bezirke fast

Die Ikonostasis in der Kirche von Mokwa.

unabhängig, erkannten aber doch den Ab als ihren Oberherrn an und mußten bei feindlichen Angriffen unter seiner Fahne fechten.

Nach dem Tode Ali Bey's führte seine Wittwe Kesaria unter russischem Protectorate die Regentschaft zwölf Jahre lang, bis ihr ältester Sohn Gregor (1829 bis 1848) majorenn wurde. Sie strebte danach, in ihrem Lande Civilisation und namentlich das Christenthum zu verbreiten, was ihr von Seiten des Zaren Nikolaus einen Orden und von Seiten ihrer Unterthanen den Beinamen der Großen eintrug. Unter ihrem Sohne wurde Abchasien dann dem russischen Reiche einverleibt.

Hassan Bey andererseits hinterließ 1837 sein Gebiet seinem Sohne Seid Bey oder Dimitri Schervaschidze, dieser seinem Sohne Georg, welcher noch einen großen Theil davon besitzt. Der Ab Sefer Bey aber hinterließ zwei junge Söhne, Dimitri und Michael, so daß seine Wittwe, die Schwester des Dadian von Mingrelien, eine ebenso despotische wie ehrgeizige Frau, einige Zeit lang die Regentschaft führte. Dann folgte sein ältester Sohn Dimitri, welcher indessen schon nach einem Jahre starb, wie es hieß, an Gift, das ihm sein Bruder Michael hatte beibringen lassen. Ein Diener dieses Bruders, der im April 1876 starb, soll auf dem Todtenbette ein dahin lautendes Geständniß abgelegt haben. Wie dem auch sei, Michael wurde vom Zar Alexander als Ab von Abchasien anerkannt und regierte bis 1866.

Das Grab seines Vaters Sefer Bey befindet sich in der Kirche des Dorfes Lichni, in welchem er residirte, und das von den Türken zerstört wurde. Ali Bey ist in Kwitauli begraben, wo sein noch lebender Sohn Gregor eine Kirche errichtet hatte, welche gerade bei jenem Tizisi zu Ehren seiner Mutter und seiner beiden Brüder eingeweiht werden sollte. Madame Serena verweilte eine Woche als sein Gast dort und erlebte die ganze, zum Theil tragikomische Trauerfeierlichkeit mit, wie sie eine ähnliche schon in Mingrelien gesehen und geschildert hat. Der Schauplatz war eine große Ebene vor der neuen Kirche, auf welcher ein kleines, verfallenes Häuschen, der Wohnsitz eines der verstorbenen Prinzen, sich erhob. Vor demselben hatten sich die Schaaren der Wehklagenden, Verwandte, Freunde, Diener, ehemalige Vasallen in buntem Durcheinander versam-

wutt, und auf dieselben Weise waren Tauben erwürgt und Tafeln gedeckt zur obligaten Bewirthung der Leidtragenden. Eine besondere schwarz draperte Laube enthielt mit Bettzeug überdeckte Bänke, auf welchen die Kleider der drei Verstorbenen ausgebreitet waren; dieselbe war für die Damen der Familie und für die Klageweiber bestimmt, welche sich schon frühzeitig auf der vom Regen durchweichten Wiese in Menge eingefunden hatten. Um sieben Uhr Morgens bereits schleppten vier kräftige Eingeborene in zwei Kesseln die erste Mahlzeit, Reissuppe und Hammelfleisch, herbei. Um acht Uhr befand sich jeder auf seinem Posten; der Prinz, in eine Tscherkeska von groben, schwarzem Stoffe gekleidet und von seinen beiden Söhnen begleitet, empfing nun unter einem Baume das Beileid seiner Gäste, während die Wittwen der beiden verstorbenen Prinzen in der Trauerlaube bei den Kleidern derselben auf Teppichen hockten. Die eine, welche bereits seit drei Jahren verwittwet war, zeigte ein still resignirtes Gesicht und trug zwar dunkle Kleidung, aber doch nicht mehr tiefe Trauer. Ihre Schwägerin aber hatte Wittwenkleidung an, eine Bluse von schwarzer Baumwolle, welche sie am Begräbnißtage ihres Mannes mit eigener Hand zerrissen hatte und die sie ein volles Jahr lang nicht ablegen darf. Die Haare fielen ihr lose auf die Schultern herab. Die Klageweiber kauerten gleichfalls auf der Erde, hielten einen alten Schuh, den der Verstorbene getragen, in der Hand und schlugen sich jedesmal bei dem von Weinen und Heulen begleiteten Refrain damit vor die Stirn.

Bei dieser mehrere Tage dauernden Trauerfestlichkeit

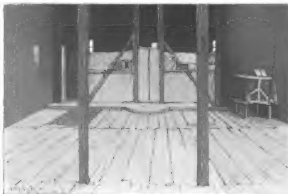
Frühstück bei dem Popen von Kodscha.

beliefen sich die nach aller Sitte dargebrachten Geschenke auf etwa 5000 Rubel, 50 Pferde und über 150 Ochsen und Hammel, welche letzteren sofort für das allgemeine Festmahl geschlachtet wurden. Die Leiterin des Ganzen war die alte Amme des Fürsten Gregor, welche bei dieser Gelegenheit ihr geheiligtes Recht zu voller Geltung brachte: mit einem Stocke bewaffnet jagte sie die sich vor ihr versammelnde Menge zur Seite und sie dirigirte die Klageweiber, welche nur die beiden Silben „vo" und „va" intonirten und mit immer zunehmender Stärke wiederholten.

Merkwürdig war auch die Scene des Abschiednehmens, als die Familie Scherwaschidze nach Beendigung des Trauerfestes nach Arme, ihrem gewöhnlichen Aufenthalte am Ufer des Kodor, zurückkehrte. Es hatten sich dazu die Frauen von Kodscha in dem Zimmer, welches die Fürstinnen bewohnten, versammelt und warteten dort geduldig auf den geeigneten Moment. Nach ihrer Gewohnheit lehnten sie sich dabei gegen die Wände und hatten sich theils bei den Händen, theils um die Taille gefaßt. Unbeweglich folgten sie nur mit den Augen jeder Bewegung der Gebieterin, bis diese ein Zeichen gab und die Ceremonie ihren Anfang nahm. Die achtungsvolle Begrüßung besteht darin, daß man mit der Hand dreimal einen Kreis um den Kopf des oder der zu Ehrenden beschreibt, dann das Haupt auf die linke Seite der Brust sinken läßt und sich tief verneigt. Das thaten vor jeder Frau oder jedem jungen Mädchen die Herrin von Kodscha und die anderen Damen ihrer Familie der ihrer Reihe. Die Gleichgültigkeit, mit welcher diese

Ehrenbezeigung entgegen genommen wurde, stand in sonderbarem Gegensatze zu ihrer Unterwürfigkeit.

Als die Reisende im letztvergangenen November Kvitauli wieder besuchte, empfing sie der alte Pope, welcher fünf Jahre zuvor bei den Todtengebeten durch seinen ehrwürdigen Anblick und seine näselnde Stimme ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, und bot ihr Unterkunft in seiner Winterwohnung an, welche alles in allem nur aus einem einzigen Raume bestand. Dort wohnte er mit seiner Frau, einer aristokratischen Mingrelierin, weil ihre Sommerhütte, in welcher sie kein Feuer anmachen konnten, ihnen schon zu kalt war. Die beiden guten Alten thaten ihr Möglichstes, um der Fremden den Aufenthalt in ihrer armen Hütte in jeder Beziehung angenehm zu machen. Die, wie gesagt, aus Mingrelien stammende Frau des Popen hatte von dort, vielleicht vor einem halben Jahrhundert, in ihrem Brautschatze Haushaltungsgeräthe mitgebracht, welche in ihrer Heimath hier und da in Gebrauch, bei den viel ungebildeteren Abchasen jedoch vollständig unbekannt waren. So holte sie denn vom Grunde einer mit großen Blumen und Zweigen bemalten Holzkiste eine Tasse, Teller, ja selbst ein Gedeck hervor, was bei ihrer Umgebung das größte Erstaunen erregte. Der Pope dagegen, welcher sein ganzes Leben in Abchasien zugebracht hatte, kannte nur die alten Sitten und Gebräuche seiner Heimath; er war in der Domäne Kvitauli geboren und aufgewachsen und hatte seit einer ganzen Reihe von Jahren das Amt eines Almoseniers bei der Familie Scherwachidze versehen. Und bei den Abchasen findet man noch öfters, und namentlich im Innern des Landes und den schwer zugänglichen Gebirgen, Gelegenheit zu beobachten, wie fest sie an dem uralten Herkommen halten; in dieser Hinsicht nehmen sie unter den Völkern des Kaukasus eine hervorragende Stellung ein.



Inneres der Kirche von Kvitauli mit dem Grabe der Fürstin Kessaria Scherwachidze.

So schlief denn Madame Serena die eine Nacht unter dem Strohdache des Popen; am nächsten Morgen waren beide Alten schon frühzeitig auf den Beinen, um das Frühstück mit aller Sorgfalt zuzurüsten. Da es gerade nicht regnete, so ließ Madame Serena den Tisch ins Freie tragen, um sich an dem Anblicke der Ebene und der herrlichen Baumgruppen, Roth- und Weißbuchen, erfreuen zu können, deren üppiges, bemerkenswerth schönes Laub zu den Wundern dieses von der Natur so reich ausgestatteten Landes gehört. Neben sich ließ die Reisende ihren Führer und den Sohn des Starschina Platz nehmen, was allerdings gegen die Landessitten verstieß, welche verbieten, daß Männer mit Frauen zusammen zu Tische sitzen. Dem Pflegesohne des Popen hatte sie die nöthigsten Handgriffe am photographischen Apparate gezeigt, und so gelang es in fünf Sekunden von diesem Frühstückstische ein Abbild zu erhalten, ebenso auch später von der Kirche und ihrem Innern, welches den Grabstein der Fürstin Kessaria der Großen enthält. Derselbe befindet sich zur Rechten, einige Meter vor der Ikonostasis, wie es unser letztes Bild zeigt.

Brahmanenthum im Buddhismus.

Als Schiffslieutenant Louis Delaporte von seiner letzten archäologischen Reise in Kambodja mit reichen Ergebnissen zurückkehrte (vergl. „Globus" XLI, S. 355), wurde es als eine unerwartete Entdeckung verkündet, daß die dortigen Tempel dem Brahmanenthume angehörten. In einem Berichte über eine Sitzung der Indochinesischen Gesellschaft in Paris (Allgem. Zeitung vom 24. Mai 1882) hieß es: „Von Phnom Penh, der Hauptstadt Kambodjas, begab sich Herr Delaporte direkt nach den Ruinen von Angkor und hat endlich das schwere Problem über die Bestimmung der religiösen Bauwerke dieser

alten Metropole der indochinesischen Civilisation lösen können. Seine Entdeckungen haben ihn zu dem ebenso unerwarteten wie interessanten Resultat geführt, daß diese alten Khmer'schen Tempel dem Brahmaismus geweiht waren. Als er Angkor-Vat durchforschte, hat er in hochgelegenen Theilen die Meisterwerke der kambodschaischen Skulptur ablösen lassen, nämlich Basreliefs, ehemals glänzend vergoldet, Giebelfelder und Einrahmungen, deren Gegenstände alle, bis zu denen, die das Allerheiligste zierten, den Heldenthaten des Rama und dem Ruhm Vischnu's gewidmet sind. Diesem Gotte war also Angkor-Vat geweiht. In Angkor-Tom hat er neue Denkmäler besucht, bei deren Mehrzahl er ebenfalls wieder in den Giebelfeldern die Heldenthaten des Rama und Vischnu gefunden hat; er hat die Gegenwart des „Linga" konstatirt, des Emblems des Schiwa (des Phallus der Alten). Er hat aus dem Palaste der Könige Khmers, einem großartigen und wunderbaren Skulpturwerke, dessen übereinander geschichtete Terrassen mit den prächtigsten Basrelief-Kompositionen geschmückt sind, den Schutt herausschaffen und den Palast untersuchen lassen: Iravatti, der dreiköpfige Elephant mit seinem enormen Körper, thront daselbst auf allen Ehrenplätzen, sowie an den Ecken aller Thore der Stadt, wo er von dem Gotte Indra geritten wird, der von zwei Apsaras oder himmlischen Tänzerinnen seines Paradieses begleitet ist." Dagegen erließ dann Prof. A. Bastian in Berlin am 26. Mai eine Erklärung folgenden Inhalts in der „Allgem. Zeitung": „Durch befreundete Hand wurde ich in der Beilage zur „Allg. Ztg." vom 24. März auf eine Erwähnung der Tempel Kambodjas aufmerksam gemacht, worin aus der letzten Sitzung der indochinesischen Akademie zu Paris die Rückkehr Delaporte's von seinem Forschungsfelde besprochen wird, unter Hinweis auf die werthvollen Bereicherungen unserer Kenntniß, die auch diesmal wieder diesem thätigen und erfolgreichen Reisenden zu danken sind. Es wird dabei als Lösung des über diese geheimnißvollen Stätten schwebenden Problems, als eine neue und „unerwartete" Entdeckung bezeichnet, daß in den dortigen Tempeln ein brahmanischer Charakter erkannt sei — jetzt, im Jahre 1882! Da bereits, als ich im Jahre 1864 diese Wunderbauten, kurz nach Wiederauffindung derselben, besuchen konnte, sich dieser brahmanische Charakter in seinen Beziehungen zur buddhistischen Weihe (unter der mit dem Namen des Apostels Buddhaghosa verknüpften Mythe) genugsam feststellen ließ, da der vierte Theil der „Völker des Oestlichen Asien", der davon handelt, an verschiedenen Stellen von Delaporte's früherm Werke (Voyage du Cambodge, 1880) zur Benutzung kommt und außerdem in den „Annales de l'Extrême Orient" (dem Organ der indochinesischen Akademie) eine ausführliche Bearbeitung (Tome I, p. 152 seq., 1879—1880) erfahren hat, muß bei der obigen Berichterstattung ein Irrthum untergelaufen sein, auf welchen es gestattet sein mag, hierdurch hinzuweisen, da er in verschiedenen anderen Blättern wiederholt sein soll. Seit Kern's Entzifferung der vorher unlesbaren Inschriften zuverlässigere Anhaltspunkte für historische Daten zu liefern beginnt (zugleich auch die bereits 1864 in Kambodja von mir geäußerte und durch den bei der letzten Reise in Java 1879 gewonnenen Eindruck erneute Vermuthung über den Zusammenhang der beiderseitigen Monumente mehr und mehr mit thatsächlichen Darlegungen bestätigt), so eröffnet sich jetzt allmälig ein deutlicherer Einblick in diesen bis dahin gänzlich unbekannten (und in seinem Dunkel übersehenen) Culturkreis, der auf der einen Seite nach Indien, auf der andern nach China übergreift, im Norden bis Thibet hinauf und im Süden in den Archipelagos bis an die Grenzen Polynesiens — einen Kulturkreis mächtiger Tragweite also, dessen Bedeutung für die Alterthumskunde Ostasiens gar bald schon die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln muß, um aus verschiedenen Forschungsrichtungen her eine gemeinsame Zusammenarbeit auf die hier vorliegenden Räthsel zu concentriren. Betreffs einer Rückwirkung auf Deutung der klassischen Nachrichten über die hinterindische Halbinsel fällt dann vornehmlich die brahmanische Vorgeschichte derselben ins Gewicht, wofür sich die in den Jahren 1861 bis 1863 in den jetzt buddhistischen Reichen Birma und Siam gesammelten Materialien in dem ersten Bande der „Völker des Oestlichen Asien" (1866) veröffentlicht finden. Voraussichtlich steht hier in Kurzem eine Menge überraschendster Aufklärungen in Aussicht, sobald die von Delaporte gegenwärtig zurückgebrachten Resultate im Schooße der indochinesischen Akademie, wie erwartet werden kann, zur Verarbeitung gelangen. A. Bastian."

Im Anschlusse hieran freuen wir uns, eine Mittheilung Prof. Bastian's bringen zu können, welche sich gleichfalls auf die obigen Verhältnisse bezieht.

Die eigenartige Durchdringung buddhistischer mit brahmanischen Darstellungsweisen, wie sie die kambodischen Skulpturen (und ähnlich entsprechend die javanischen) charakterisirt, tritt auch in der beifolgenden Zeichnung hervor, die ich bei Durchsicht der aus meiner Reise im Jahre 1864 noch nicht veröffentlichten Notizen darunter vorfinde, von den Monumenten des Vat Ek (s. Völker des östlichen Asien Thl. IV, S. 228).

Die Verehrung des heiligen Baumes, welche man mit dem Schlangenkultus in mehrfache Beziehungen gesetzt hat, geht hier in eine den Linga mit dem Lotus verbindende Auffassung über, vielleicht eine der in der Aranya-Kanda des Ramayana geschilderten Scenen darstellend, oder etwa Hanuman, der im Gewande eines Büßers bei der Kunde über Annäherung von Rama und Lakshmana diesen durch König Sugriva entgegen gesandt wird.

Der Linga führt, brahmanisch, auf Phra-Insuen oder Siva, als Maha-Rüsi (Rishi), den einsiedlerischen Eremiten des Waldes, während der Lotus in den buddhistischen Weltentstehungen keimt.

So z. B. in der Einleitung zu den siamesischen Rechtsbüchern (ähnlich dem aus dem Phra-tham-satr Mitgetheilten).

Nach dem Vorwort heißt es „über den Beginn der ersten Kalpa" (bei den Brahmanen in die bei Plutarch ebenfalls angedeutete Beziehung zum Schlaf der Gottheit gesetzt, während bei den Buddhisten den alten Naga-König erweckend):

„Als Umwallung des Universums winden sich um den heiligen Berg Meru (Phra-Su-Meru-rat) sieben Kreise von Bergketten mit 4 großen und 2000 kleineren Inseln, sowie vier Oceanen dazwischen. Und dann finden sich dort, fest eingepflanzt, der Bäume sieben, nämlich der Sirisa-Baum in Buphavitheha (Purvavideha), der Krathum-Baum (der Kathum-Blumen) in Amarakoyana (oder Apara-Godhanya), der Kama-Baum (der Gelüste) in Udonkaro (Uttara-kuru) und der Na-Baum (Anona squamosa) in Xomphu-thavib oder Jambu-dvipa (mit Eugenia Jambu). Dazu wächst in der Region der Asura der Kee-phoi-Baum [abfallender Früchte, wie für den mit Fluch belegten Verbannungsort geeignet], der (dornige) Ngiu-Baum in Subanrara-Phiphoph der (schützenden) Chatu-Maha-Raja, und der Baum Barikarat oder Parichada (schattengebend) im Himmel Daodüngsa (Indra's).

„Und in der Kalpa Beginn, da erstand, empor sich hebend aus den Atomen, ein Lotus mit der Blumen fünf, ein Vorzeichen künftiger Verheißung, daß fünf der fürstlichen Herren in dieser Welt geboren sein würden, als heilige Phra-Phuth (oder Buddha).

„Nun heißt es in Betreff dieser Kalpa, daß zu dem Phrom (Brahmanen) der Duft aufstieg von der neu gebildeten Erde, und daß sie darauf herabkamen, von der süßen Ausschwitzung zu kosten. Als so im Laufe der Zeit die irdische Speise das Himmelselement beschwerte, fing der Glanz sich zu verlieren an, die Leiber schrumpften in Verkürzung zusammen, und nach Art der klimatischen Umgebung traten die Wechsel der Nahrung ein bis zum Weizen, als der gewöhnlichen.

„Diese Aenderungen waren von den entsprechenden in der Natur der Brahmanen begleitet, ihre hehre Macht und Glorie schwand dahin, und schließlich zerspaltete sich der Mensch in die Geschlechter, das männliche und das weibliche, mit dem Hervortreten der für Begattung geeigneten Organe.

„In Folge davon wurden Kinder geboren und die Generationen zeugten fort. Mit Vermehrung der Bevölkerung stellten sich die Grenzen der Ansiedelungen fest und vielerlei Volk wohnte neben einander auf der Erde.

„Zu solcher Zeit geschah es, daß der Fürst von der Höhe, der Herr Phra-Phothisat (der heilige Bodhisattaa), herniederkam und als der große Menschenmeister (Phra-Maha-Burut) geboren wurde, in dem Beginn dieser Phatha-Kalpa (der ersten oder Pathama).

„Bis dahin, wenn Streit und Zwist ausbrach, war Niemand da, zu herrschen oder zu entscheiden, sondern die Gesellschaften pflegten zusammenzukommen, um unter einander zu berathen.

„Jetzt aber erhoben sie den erhabenen Herrn, den großen Menschenfürst (Phra-Maha Burut-Rat-Chao), zu ihrem König, mit dem Ehrentitel benannt als Phra-Chao-Maha-Sommutirat.

„Mit den auszeichnenden Tugenden siebenfacher Art begabt, herrschte er über die vier Thavib (Kontinente). Von seinen vier Söhnen wurde der Aelteste mit der Verwaltung von Xomphuthavib betraut, und von den anderen jeder Einer eingesetzt in Udonkaro, Aparakhojana und Bupha Vitheha.

Portal aus Vat Ek in Kambodja.

Und täglich kamen die vier Fürstensöhne durch die Luft herbei, ihrem königlichen Vater Besuch abzustatten.

„Nachdem darauf eine lange Zeit verflossen und der Königsvater vom Leben abgeschieden, pflegten die vier Fürsten ihr gutes Einvernehmen unter sich aufrecht zu halten, in Bewahrung der Freundschaft, bis allmälig im Laufe der Gezeiten die Besuche seltener wurden und schließlich unter zunehmender Erkaltung der Freundschaft ganz aufhörten, so daß eine Trennung eintrat.

„Der Aelteste der Brüder, der König der Könige, der in Jambudvipa herrschte, theilte das Reich unter seine zehn Söhne, einen Theil für jeden, mit dem ältesten derselben, als Uparat (Stellvertreter oder Vicekönig) oder Nebenkönig [zweiter König in Siam], und dieser trat später an die Stelle seines Vaters, als derselbe aus dem Leben geschieden.

„Eine Zeit lang dauerte unter den zehn Fürsten der Brauch fort, sich gegenseitige Besuche abzustatten [1]), aber allmälig

[1]) Für eine orientalische Analogie, s. Ethnologische und geographische Bilder S. 97.

wurden sie einander mehr entfremdet, in lockererer Erweiterung der bisher einigenden Verbündung. Unter ihrer Nachkommenschaft nahmen die Scheidungen zu, wenn auch der älteste Sohn stets in die Stelle des Uparat eintrat, um nach dem Tode seines Vaters als König gekrönt zu werden, in legitimer Erbfolge. Auch dauerte die Freundschaft fort unter den 101 Monarchen, in Erinnerung gemeinsamer Abstammung aus der Sonnendynastie (Suryavansa), doch schickten sie, anstatt persönlicher Besuche, ihre Minister, als Gesandte, um Grüße zu überbringen, und diese, als sie alt und betagt wurden, gingen dann nicht mehr täglich, sondern nur einmal in der Woche, später nur einmal im Jahre, und zuletzt gar nicht mehr.

„So ging unter den Fürstensöhnen des Herrschergeschlechts die gegenseitige Kenntniß von einander dadurch verloren, und das Bewußtsein erlosch eines gemeinsamen Bandes und der Abstammung aus dem erhabenen Sonnengeschlecht. Die verschiedenen Nationen verblieben getrennt, verschieden schieden sich ihre Bräuche, verschieden ihre Speisen, verschieden ihr Aussehen, verschieden auch ihre Sprachen unter den 101 Königsthümern, und so finden sich 101 Sprachen[1]) bis auf den heutigen Tag.

„In der Jugend dieses erhaben großmächtigen Königsgeschlechtes der Sonne (Maha-Sommuti-Raxa-Suriwong), damals als es seinen Anfang nahm, währte das Menschenleben, bis zum Alter einer Asangkhai [100 Quadrillionen Jahre bei Rémusat, aber zu niedrig angesetzt nach Köppen], und damals ereignete es sich, daß ein Fürst aus den Maha-Phrom (im Himmel der Maha-Brahmana), aus denen, welche Phrom-Theva (unter den Deva) genannt werden, in seinen Existenzwandlungen die Weltterrasse der Phrom verließ, um in der Fülle der Zeit herabzusteigen, und in der Familie eines angesehenen Edelmanns wiedergeboren zu werden, eines unter den Hofbedienten des königlichen Herrschers Maha-Sammut-Raxa.

„Zum Alter von 15 Jahren aufgewachsen, erhielt er das Amt seines Vaters und als er die Trübseligkeiten betrachtete, die aus Zank und Hader entstehen, darüber, wie es im Wunsche der königlichen Majestät läge, die Bestimmungen des heiligen Gesetzes in Kraft zu halten, hin und her nachgedacht hatte, so nahte er sich mit huldigendem Gesuch, seinen Abschied erbittend, um, in den Priesterstand aufgenommen, als Eremit (Rüsi) in einer Höhle des Hemavan sich dem Einsiedlerleben zu widmen, in Uebung der fünf Apija (Abhidjna) und sieben Sombat, von Waldfrüchten genährt.

„Dort befand er sich inmitten einer Gesellschaft von Deva, Kinnari (Vogeljungfrauen), Konthab (Gandarva), Suban-Vögel (Suvarna-Hansa), und Wasukri, König der Naga, war sorgsam darauf bedacht, daß es im Unterhalt des frommen Eremiten an nichts fehle.

„Da geschah es eines Tages, daß ein plötzlicher Gewittersturm ausbrach, der Regen fiel herab wie aus Eimern[2]) gegossen, und der Deva's liebliche Kinder, ihre Söhne und Töchter, sie und alle die Kinnara und Kinnari, sie rannten in Verwirrung hierhin und dahin, um sich vorm Naßwerden zu retten.

„Und in solcher Angst kam eines der Dämchen aus den Theva-Khontap [also eine Aparasa] ganz nahe an die Stelle, wo der königliche Brahmane sich gebettet hatte, jener Eremit.

[1]) Also spätere Zerstreuung in Sprachverwirrung, während Diodor die Sprachverschiedenheiten als ursprüngliche ansetzt (in der einleitenden Weltentstehung).

[2]) Im Siamesischen hier ein ähnliches Bild, wie in dem peruanischen Liede von dem zerschlagenen Gefäß.

„Der brahmanische Herr aber, der König unter den Eremiten, er begnadigte das Fräulein Kinnari aus den Theva-Khontabh mit seiner Liebesbezeigung, und als die Zeit erfüllt, da war auch ein Sohn geboren, hübsch und schön von Gestalt, und bei Namen gerufen als Phatthara-Kuman (Bhattara-Kumara). Später wurde dann mit den Baumnymphen noch ein zweiter Sohn gezeugt, Manoson-Kuman oder der Prinz (Kumara) Manosvara [die Stimme Manu's[1])].

„Diese beiden Söhne zeichneten sich aus durch Weisheit und Verstand, wie aus ihren beiden Eltern auf sie übergegangen. Sie traten in den geistlichen Stand, und während ihres Einsiedlerlebens wurden sie mit extatischen Visionen begünstigt, bei ausübender Beobachtung der fünf Apija und der acht (sieben) Somabat, zugleich ihren Vater und Mutter ehrend, so lange dieselben in irdischer Hülle weilten, bis diese dann zurücklassend.

„Eines Tages kam Phra-Pathathara die Lust an, in die Luft emporzusteigen, und dabei flog er herum bis zum Khob-Chakkravan [den das Universum im Chakravala umgrenzenden Gebirgswall].

„Dort schrieb er auf die Felswand eine Abschrift der Phethangkha (Vedanga) und von den magischen Zauberformeln aller der Vetha (Veda). Dann kam er zurück, und seinen jüngern Bruder Manosan mit sich nehmend, begab er sich nach der Residenz des Königs Maha-Sommutirat, ihm die heiligen Texte der Vedanga zu überbringen, nebst Sprüchen der Heilkunde für Gesundheit und Wohlsein.

„Und indem Pathara-babot den Eremitenstand verließ, nahm er die Stelle eines Raxa-Parohit (brahmanischen Gelehrten) an, um den König in der Wissenschaft zu unterrichten.

„Was nun Manosan betrifft, so folgte er dem Beispiel seines Bruders, und stellte sich ebenfalls dem König zu Diensten, unter seine Beamten.

„Und Se. Majestät erhob Manosan über seine anderen Diener, und mit hohen Würden bekleidet, setzte er ihn ein, über das Menschenthum zu richten. Manosan aber erwies sich als gerechter Richter, mit weiser Entscheidung seine Urtheile fällend, so daß die Devata Gold und Kleinodien herabstreuten, Früchte und Blumen mit freudigen Dankesgaben mehr.

„Einmal nun fanden sich zwei Bauern, die ihre benachbarten Felder mit Kürbissen bepflanzt hatten . . . .

Es folgt sodann der aus indischer Literatur genugsam bekannte Rechtsstreit, der die Gesetzbücher einzuleiten pflegt, und wie bereits veröffentlicht, stimmt die siamesische Version mit der des birmanischen Dhammathat auch darin überein.

Im Uebrigen steht hinsichtlich dieser beiden Rechtsbücher bereits das Weitere vermerkt in meinen „Völkern des östlichen Asien“, über das oben Veröffentlichte im dritten Bande, sowie über das birmanische im zweiten und vierten. Im letztern sind auch die kambodischen Skulpturen behandelt und ihre brahmanischen Unterlagen, ehe in Verknüpfung mit der Sage von Buddhaghosa's Landung der Palast des Königs Pathomma Sarwong zu einem Tempel der Kleinodienlehre geweiht wurde.

Zu der Fortdauer der Beziehungen zwischen Hinter- und Vorder-Indien, wie aus den birmanischen Inschriften in Buddha-Gaya bereits bekannt (s. auch Völker d. östl. Asien I, S. 37) wurde ein kleiner Beitrag geliefert in „Brahmanical inscriptions in buddhistic temples“ (Am. Or. Soc. Vol. VIII, p. 12, 1865) und die Stellung der buddhisti-

[1]) Brahmanische Analogie zu Buddha-Ghosha (Son bezeichnet Lehrer im Siamesischen).

schen Geistlichkeit zum brahmanischen Priesterkult läßt sich besonders im Cyklus der siamesischen Jahresfeste (Ethnolog. und Geograph. Bilder S. 198) bei der Feier derselben beobachten. Und ähnlich in Birma. A. Bastian.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

VI.

Die Kolonie Riverside[1]).

Riverside ist eine Oase inmitten einer südcalifornischen Wüste, welche dort durch eine umfassende Bewässerung und durch den Fleiß einer thätigen und mit bedeutenden Geldmitteln ausgerüsteten Bevölkerung in ein kleines Paradies umgewandelt wurde. Vor zehn Jahren hatten die Heuschrecken ihre liebe Noth, auf diesem Grund und Boden, wo Salbeibüsche und Zwergkaktusse die ursprüngliche traurige Vegetation bildeten, ihr Leben zu fristen; heute wohnen daselbst 1500 Menschen in schmucken Heimstätten, manche von ihnen in prächtigen Villen und umgeben von Luxus und Komfort, wie man dies sonst nur in altbesiedelten Gegenden auf den Landsitzen der Reichen findet. Aupflanzungen von Orangen- und Citronenbäumen, Gärten, Weinberge und Aecker, bestanden mit Mandeln-, Feigen-, Aprikosen- und Olivenbäumen, reihen sich aneinander, durchschnitten von prächtigen Alleen: darüber der blaue Himmel Südcaliforniens und ringsum der weite Kranz schöngeformter Gebirgszüge, mit isolirt davorstehenden niedrigeren Bergkuppen, denen die Fernschau ihr steriles Aeußeres genommen und ihre Kontouren in ein duftiges Gewand gekleidet hat.

Der Kern des Grund und Bodens, worauf die Kolonie Riverside liegt, wurde bereits im Jahre 1869 von einer Gesellschaft erworben, welche dort Seidenbau betreiben wollte. Dies Project kam aber nicht zur Ausführung, weil der Urheber desselben, ein gewisser Provost, der die Seidenkultur in Frankreich praktisch erlernt hatte und die klimatischen und Bodenverhältnisse des südlichen Californiens dafür sehr geeignet fand, bald darauf starb. Das von der „Silk Center Association" erworbene Land ging in den Besitz der „Southern California Colony Association" über, einer Gesellschaft von Landwirthen aus Neu-England, welche in Californien Obstzucht zu betreiben wünschten. Von ihnen wurde bereits ein Beginn damit gemacht, den Santa-Ana-Fluß in kleinerm Maßstabe für Bewässerungszwecke zu verwenden; auch wurde das Besitzthum durch fernere Landankäufe bis auf 9000 Acker vergrößert. Die Neu-England-Kolonie organisirte sich im Jahre 1874 mit 8000, die Santa-Ana-Kolonie mit 4000 Acker Land in der Nachbarschaft. Es stellte sich aber bald heraus, daß sich das zur Berieselung verwendbare Wasser aus dem Santa Ana zum Nutzen der verschiedenen Kolonien nicht gut praktisch vertheilen ließ, und daß zu größeren Anlagen vereinte Kraft und bedeutendes Kapital nothwendig sei. In Folge dessen konsolidirten sich im Jahre 1875 alle vier genannten Gesellschaften unter dem Namen „Riverside Land and Irrigation Company", und es trat die heutige Kolonie Riverside ins Leben.

Bis zum Jahre 1875 war nur wenig geschehen, um das erweiterte Besitzthum der Kolonie, welches sich, 5 Miles von Colton beginnend, 16 Miles in südwestlicher Richtung nach dem Temescalthal in einer Breite von 2 bis 6 Miles am östlichen Ufer des Santa Ana hinzieht, unter Kultur zu bringen. Von jener Zeit an wurde aber planmäßig vorgegangen und die erzielten Resultate sind in der That erstaunlich. Zwei Hauptbewässerungskanäle wurden angelegt, welche von dem Inhalte des Santa Ana gespeist werden. Dieser wird von den im Sommer in den Schluchten des San Bernardino Pik langsam schmelzenden Schneemassen zu jener Jahreszeit, in welcher der Wasserbedarf am nothwendigsten ist, mit einem nie fehlenden Wasservorrath versorgt, während die feuchten Niederschläge im Hochgebirge ihn in den kälteren Monaten des Jahres auf gleichem Niveau halten. Der für Irrigationszwecke verwendbare Wasservorrath des Santa Ana, welchen die Kompagnie gesetzlich erworben hat, beträgt 12000 Kubikfuß per Minute. Der Santa Ana hat einen Fall von 33 Fuß auf die englische Meile und es ist ein Leichtes, seinen überschüssigen Wasservorrath während der Regenzeit durch Busch-Dämme vor den Mündungen der Kanäle zu reguliren.

Die beiden miteinander parallel laufenden Hauptirrigationskanäle, welche sich 14 Miles unterhalb Colton in einen Kanal vereinigen, und von denen der eine 35 Fuß über dem andern liegt, haben eine Entfernung von etwa $^3/_4$ englische Meile von einander. Der höher gelegene Kanal ist oben 16 Fuß und am Boden 6 Fuß breit. Er enthält eine Wassermenge von $2^1/_2$ Fuß Tiefe, welche in seinem obern Theile einen Fall von 3 Fuß per Meile und in den letzten 5 Meilen einen Fall von 5 Fuß per Meile hat. Der niedriger gelegene Kanal hat eine Breite von 20 Fuß an der Oberfläche und von 8 Fuß am Boden. Das darin fließende Wasser ist 3 Fuß tief und hat einen Fall von durchschnittlich 4 Fuß zur englischen Meile. Zwischen den beiden Kanälen laufen eine Menge kleiner Gräben, durch welche das zum Berieseln gebrauchte Wasser in die Felder zwischen den Kanälen und in das Gebiet unterhalb des niedrigern Kanals gelangt. Beide Hauptkanäle sind sehr solide angelegt worden. Nur drei permanente größere aus Holz erbaute Aquädukte existiren; alle übrigen temporär aus Holz konstruirten Ueberbrückungen, sowie die Tunnels, Durchstiche ɂc. sollen sobald als thunlich mit Fels und Ziegeln ausgebaut werden, um die ganze Anlage so solide und dauerhaft als möglich zu machen.

Das Wasser wird den Ansiedlern von der Gesellschaft beim Zoll verkauft, auf dieselbe Weise wie es in den Minendistrikten Californiens nach den Gesetzen dieses Staates von den Grabenbesitzern an die Goldwäscher und die Eigenthümer hydraulischer Minen geschieht. Ein Zoll Wasser ist eine Quantität, welche durch eine Oeffnung von einem Quadratzoll unter einem Druck von 4 Zoll in 10 Stunden entweicht, ein Aequivalent von 8 Gallonen oder $1^1/_4$ Kubikfuß Wasser in der Minute. Ein Strom von $2^1/_2$ Zoll genügt für den Hausbedarf einer Familie und um 3 bis 4 Acker Gemüseland und Obstgärten zu begießen. Ein Strom von 5 Zoll bewässert 10 Acker Land,

[1]) Die in dieser Skizze enthaltenen kulturgeschichtlichen Notizen und Angaben über Bodenerzeugnisse sind meistens einem von der „Riverside Land and Irrigating Company" publicirten Pamphlet entnommen worden.

und dieselbe Wassermenge ist hinreichend für eine Bodenfläche von 20 Acker, auf welcher die dort angepflanzten Bäume bereits herangewachsen sind. Es kostet ungefähr 3 Dollars per Jahr, um einen Acker Land für Agrikulturzwecke ausreichend zu bewässern.

Das Plateau (mesa), auf welchem die unter das Bewässerungssystem gebrachten Ländereien der Gesellschaft sich befinden, liegt 60 bis 80 Fuß über dem Flußbett des Santa Ana. Vor Ueberschwemmungen ist dasselbe vollständig gesichert, da die Oeffnungen der Kanäle im Santa Ana in der Nähe von Colton ausreichend geschützt sind und ein Hochwasser des Flusses die „Mesa“ nie erreichen kann. Die Ebene dacht sich mit einer Senkung von 45 Fuß zur englischen Meile allmälig nach Süden und Osten ab. Sie enthält keine Felsstücke, loses Gestein, Bäume und Gestrüpp, das fortgeschafft werden müßte; und da in der Kolonie keine Holzzäune (fences) errichtet werden dürfen, so kann der Ansiedler mit dem Pflügen und Anpflanzen beginnen, sobald er einen Kontrakt mit der Gesellschaft für den nöthigen Wasserbedarf geschlossen hat.

Das Besitzthum der Gesellschaft ist in Quadrate von je 10 Acker eingetheilt worden, von denen jedesmal 16 = 160 Acker einen „Block“ enthalten, der ringsum von Straßen eingeschlossen ist. Es können sechs Familien, die jede 20 Acker Land besitzen, und vier Familien mit je 10 Acker Land zusammen in einem „Block“ wohnen, und jede Familie wird eine Front nach einer Straße hinaus haben. Ich will hier einschalten, daß sich die meisten Ansiedler mit einem Bodenbesitz von 10 bis höchstens 20 Acker begnügen, da der Erfolg einer Orangenanpflanzung von einer gründlichen Bodenkultur abhängt, was sich bei einem größern Flächenraum weit schwerer, als bei einem kleinern durchführen läßt.

Die ganze Länge der Kolonie wird von der prächtigen Magnolia-Avenue durchschnitten, einer Straße von 16 Miles Länge, die von Colton nach dem Temescalthal führt. Der westliche Abschnitt der Magnolia-Avenue hat eine Breite von 132 Fuß und ist mit drei Reihen von immergrünen Bäumen bepflanzt; das östliche nur 80 Fuß breite Ende derselben soll mit zwei Baumreihen bepflanzt werden. In der Mitte dieser großartig angelegten Straße befinden sich zwei Fahrwege, jeder 40 Fuß breit, an den Seiten zwei Spaziergänge, je 20 Fuß breit, und einer in der Mitte von 10 Fuß Breite. Wo die Querstraßen die Avenue durchschneiden, sollen Exemplare von Magnolia grandiflora angepflanzt werden, von welchen prächtigen Bäumen bereits einige hoch emporstreben. Längenstraßen (Avenues) von 50 bis 80 Fuß Breite laufen jede halbe englische Meile mit der Magnolia-Avenue parallel; Querstraßen von derselben Breite, welche die Namen der Präsidenten der Vereinigten Staaten, von Washington bis Grant, führen, durchschneiden sie rechtwinklig jede halbe Meile.

An drei Stellen in der Kolonie wurde je eine englische Quadratmeile für die Anlage eines Städtchens reservirt, von denen das eine, mit Namen Riverside, bereits zwei vortreffliche Hotels, eine öffentliche Stadthalle, eine Bank und mehrere „Stores“ enthält. Daß in jedem Stadtplan an geeigneten Plätzen Grundstücke für Kirchen und Schulen reservirt wurden, versteht sich von selbst. In dem Städtchen Riverside wurden von den Gemeinden der Kongregationalisten und der Methodisten bereits hübsche Kirchen erbaut, während die Episkopalen und Baptisten noch ihren Gottesdienst in der öffentlichen Halle abhalten. Die Presbyterianer haben für ihren Bedarf ein schmuckes Gotteshaus am Eingange der Magnolia-Avenue errichtet, und rühmen sich damit, die schönste Kirche südlich von San Francisco zu besitzen. Die Gesellschaften der Freimaurer, Odd Fellows und Good Templars haben in Riverside jede ihre eigene Loge. In der öffentlichen Stadthalle wird Sonntags gepredigt, während an den Wochentagen dort Vorlesungen abgehalten werden. Man hat auch bereits den Plan entworfen, eine Akademie oder ein „College“ in Riverside zu gründen, um für eine höhere Ausbildung der Jugend, als in den gewöhnlichen Schulen geschehen kann, Sorge zu tragen. Daß das in der Kolonie vorwiegende amerikanische Element aus den puritanischen Neu-England-Staaten nicht verfehlen würde, die religiösen Institutionen seiner alten Heimath nach der neuen Ansiedelung in Südcalifornien zu verpflanzen, ließ sich voraussehen. Da jene Einwanderer aber den Fleiß und die Energie der Yankees mit hierhergebracht haben, so wird ihnen Niemand ihre frommen Schrullen verübeln und ihnen gern das Privilegium gönnen, auch in Riverside nach ihrer eigenen Façon selig zu werden.

Auch eine Zeitung, „Preß and Horticulturist“, existirt bereits in der Kolonie und giebt eine Fülle von interessanten auf die Ansiedelung Bezug nehmenden Notizen. Der gesellschaftliche Ton hat einen städtischen Anstrich, und auch die Minderbegüterten unter den Kolonisten sind, soviel ich ihnen begegnet bin, sämmtlich Leute von einer guten Durchschnittserziehung, wie man sie unter der bessern Klasse der Amerikaner findet. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß es schwerlich eine zweite Niederlassung von Ackerbauern in der Welt giebt, wo die Kultur der Bevölkerung auf einer so hohen Stufe steht, wie in Riverside. Man möchte eher wähnen, hier in einer Vorstadt von Boston zu sein, als in einem ländlichen Distrikte, der 1000 Miles von dem nächsten Centrum der Civilisation entfernt liegt.

Wie dem Leser klar geworden sein wird, wurde die Kolonie Riverside von ihren Gründern in großartigem Stil angelegt, namentlich um den Bedürfnissen und Erwartungen wohlhabender Ansiedler Rechnung zu tragen. Diese fanden sich denn auch bald, besonders durch das herrliche Klima angelockt, in Menge ein, und zwar der Mehrzahl nach aus Boston, Newyork, den Neu-England-Staaten, Canada, Indiana und Illinois. Wer heute, nach den ersten sieben Jahren ihres Bestehens, diese Kolonie durchwandert, sieht dort aller Orten die unverkennbaren Zeichen von Wohlstand. Die Ansiedler, welche, mit Ausnahme der wenigen Geschäftsleute, fast alle den Anbau halbtropischer Früchte unternommen haben, sind durch den erhöhten Werth ihrer Besitzthümer nicht minder als durch den Ertrag ihrer Anpflanzungen belohnt worden.

Der Werth des Grund und Bodens in der Kolonie ist auf eine erstaunliche Weise gestiegen. Unbebaute Ländereien, welche innerhalb des Systems der Bewässerungskanäle liegen und im Jahre 1876 für 25 Dollars den Acker nur mit Mühe Käufer fanden, bringen jetzt einen Preis von 100 bis 150 Dollars per Acker; angebaute Ländereien repräsentiren, mit Einschluß der darauf stehenden allerdings oft ansehnlichen Gebäulichkeiten, heute einen Werth von 250 bis 1000 Dollars per Acker, wobei selbstverständlich das Alter der Orangenhaine und Weinberge eine bedeutende Rolle spielt. Aeltere Anpflanzungen von Orangenbäumen, die ein Jahreseinkommen von 600 bis 700 Dollars per Acker realisiren, werden sogar auf 2000 und mehr Dollars für den Acker geschätzt. Da aber solche Anpflanzungen nicht zu kaufen sind, so ist dies immerhin nur ein muthmaßlicher Werth. Durch die Eröffnung der südlichen Ueberlandbahn wurde den Bodenprodukten von Riverside ein leicht zu erreichender und profitabler Markt in den öst-

lichen Unionsgebieten geschaffen, was natürlich eine überaus günstige Rückwirkung auf die Blüthe der Kolonie gehabt hat; denn wenn auch viele von den hier ansässigen reichen Amerikanern durchaus nicht auf den Ertrag ihrer Ländereien angewiesen sind, so giebt es doch zahlreiche Familien unter den Kolonisten, denen ein solches Einkommen sehr erwünscht ist. Als Regel kann man jedoch annehmen, daß die Kolonie Riverside für Unbemittelte heute kein Utopien mehr ist, indem es dort ein verhältnißmäßig großes Kapital in Anspruch nimmt, um eine Heimstätte zu gründen. Ansiedler, die vor vier Jahren mit einem Kapital von nur 1000 Dollars nach Riverside kamen, haben allerdings in mehreren Fällen ihren Besitz in diesem Jahre für 6000 und 8000 Dollars veräußert; aber die Gelegenheiten, mit geringem Kapital ein Grundstück zu erwerben, bieten sich immer seltener, da die Zahl der Verkäufer weit beschränkter als die der Käufer ist und das beste Land bereits Eigenthümer gefunden hat.

Unter den in Riverside vorwiegend kultivirten halbtropischen Früchten ist die Zucht von Orangen die nutzbarste. Eine Orangenanpflanzung von 10 Ackern, das Land zu 40 Dollars den Acker gerechnet, mit 100 drei Jahre alten Bäumen auf den Acker gepflanzt, wird am Ende des fünften Jahres alle daran gewandte Arbeit, Bewässerung, die Zinsen des angelegten Kapitals &c. eingeschlossen, auf 2000 Dollars zu stehen kommen. Am Ende des fünften Jahres pflegt jeder Baum 50 bis 100, am Ende des sechsten Jahres 500, am Ende des siebenten Jahres — also in einem Alter von zehn Jahren — 1000 Orangen zu tragen. Nach dem fünften Jahre wird die an jeden Acker gewandte Arbeit, den Preis des Bewässerns eingeschlossen, etwa 150 Dollars per Jahr betragen. Berechnet man nun den Marktpreis der Orangen auf einen Cent per Stück, so wird das Einkommen für einen Acker im sechsten Jahre 500 Dollars betragen und in den folgenden Jahren schnell steigen, bis die Bäume ganz ausgewachsen sind. Orangenbäume sind langlebend und können, sorgfältig gepflegt, ein sehr hohes Alter erreichen. Das Alter eines solchen Baumes, der jüngst in Frankreich abstarb, wurde nach authentischen Quellen auf 462 Jahre angegeben. Dabei tragen die älteren Bäume oft eine erstaunliche Menge von Früchten. Ein bei Alt-San-Bernardino stehender 14 Jahre alter Orangenbaum trug z. B. letztes Jahr 2500 Früchte, und einer in Florida sogar 6000. In Riverside sind bis jetzt ungefähr 100 000 Orangenbäume und ebensoviele Citronen- und Limonenbäume angepflanzt worden. Eine Ueberproduktion kann auf lange Zeit hinaus nicht befürchtet werden, da die Anpflanzung von Citronfrüchten in den Vereinigten Staaten, welche sich auf Florida, Louisiana und das südliche Californien beschränkt, den Bedarf lange nicht deckt. Vor den näher an der Seeküste liegenden Distrikten in Südcalifornien, wo die Orangenkultur in größerm Maßstabe betrieben wird, hat Riverside den großen Vortheil voraus, daß es nicht durch feuchte Nebel heimgesucht wird, welche den Früchten in jenen Anpflanzungen oft eine häßliche schwärzliche Farbe geben.

Die Olivenkultur schreitet ebenfalls in Riverside rasch voran und vergrößert sich dort von Jahr zu Jahr. Die daselbst bis jetzt gezogene Olivenart ist eine kleine schwarze Species, welche von den alten Missionären zuerst aus Spanien eingeführt wurde und ein vorzügliches Oel producirt. Andere vortreffliche Sorten sollen demnächst aus dem südlichen Frankreich importirt werden.

Die in der Kolonie gezogenen Feigen sind den Smyrna-Feigen an Güte vollkommen gleich; aber man scheint das Präserviren und die Verpackung dieser Früchte hier noch nicht gut zu verstehen, welchem Uebelstande jedoch gewiß bald abgeholfen werden wird. Nachdem die Feigenbäume ein Alter von drei Jahren erreicht haben, tragen sie drei Mal im Jahre und zwar etwa 50 Pfund getrocknete Früchte per Baum von der zweiten Ernte, welche für die beste gilt.

Die Traubenernte wird in Riverside fast ausschließlich zu Rosinen verbraucht, welche in Amerika einen ausgezeichneten Markt finden. Die weiße Muskattraube von Alexandrien hat sich als die für das hiesige Klima am besten geeignete Sorte herausgestellt. Im zweiten Jahre tragen die Reben bereits eine mittelmäßig große Ernte; im dritten Jahre wurden schon 30 Pfund Rosinen von einem sich über ein flaches Gitterwerk (trellise) ausbreitenden Weinstock geerntet. Man rechnet durchschnittlich auf 3 Pfund Trauben, um 1 Pfund Rosinen zu produciren. Das Einkommen von einem mit Rebstöcken bepflanzten Acker, deren Trauben als Rosinen auf den Markt kommen, beläuft sich auf 150 bis 300 Dollars im Jahr. Im Jahre 1878 wurden 15 000 Kisten Rosinen zu 20 Pfund von Riverside exportirt, eine bereits ansehnliche Quantität, welche seitdem in stetigem, raschem Zuwachs begriffen ist. Von Tafelfrüchten gedeihen Aprikosen in der Kolonie am besten. Sie werden meistens in luftdichten Blechbüchsen präservirt auf den Markt gesandt.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich auf die Bodenkultur und die Zucht von anderen in Riverside angebauten Früchten näher eingehen. Es ist diese Kolonie mit einem Wort ein kleines Paradies, nicht minder für den Landmann und Producenten aller Arten von halbtropischen Früchten, als für den Gärtner und Blumenliebhaber. Die Theerosen, Heliotropen, Geranien, Oleander &c., welche die Gärten in Riverside zieren, sind eine Freude für Jeden, der ihre mannigfaltige Pracht schaut. Dabei genießt diese gesegnete Kolonie ein mildes und trockenes Klima, wie es für Invaliden und Brustkranke nicht besser gewünscht werden könnte. Hier giebt es keine feuchten Nebel, die Temperatur ist, selbst im Sommer, bei Tage nie drückend heiß, um Arbeit im Freien unangenehm zu machen, und die Nächte sind stets kühl. Gegen Abend stellt sich in der heißen Jahreszeit regelmäßig eine kühle Brise ein, die sich bald nach Sonnenuntergang legt. Nach einem Abendspaziergange genießt man einen erfrischenden Schlummer, der weder durch Hitze noch durch Mosquitos gestört wird.

Den Tag meines Aufenthaltes in Riverside beschloß ich mit einer Spazierfahrt durch die Kolonie, wozu ein mir befreundeter Canadier aus Montreal mich eingeladen hatte. Diese an zwei Stunden dauernde Abendspazierfahrt bleibt mir unvergeßlich. Die kühle Brise hatte sich bereits eingestellt, als unser Traber lustig ausgriff und wir die meilenlange grüne Vista der Magnolia-Avenue entlang rollten, in deren Mitte sich eine Reihe prächtiger peruanischer „Pfefferbäume" hinzieht. Jedem Besucher Californiens ist das zierliche hellgrüne Laubwerk jener schönen Bäume bekannt, aber noch nirgends habe ich diese Species so groß gesehen, als hier an der Magnolia-Avenue in Riverside. Vor uns thürmte die Cucamonga Range ihren dunkelblauen mächtigen Gebirgswall in den sonnenklaren Aether; wie Vorposten zwischen unserer grünen Wüstenoase und dem Hochgebirge lagen im Vordergrund vereinzelt dastehende 500 bis 800 Fuß hohe Bergkuppen (Buttes) malerisch in der Ebene da, und rings umschloß das grandiose Gebirgspanorama, vom San Bernardino Pik bis zur blauen Linie der Temescal Range, den ganzen Horizont.

Das Auge wußte nicht, wohin es zuerst blicken sollte, ob nach jenem stolzen Panorama der Gebirge, oder nach den idyllischen Ansiedelungen, die sich in bunter Reihenfolge

aneinander drängten. Reizende Villen tauchten aus dem Laubwerk hervor, vor ihnen Teppiche von sammetnem Rasen, schattige Laubengänge und Blumengärten, in denen Oleanderbüsche die Gluth ihrer Farben zeigten. Dunkelgrüne Alfalfafelder, wohlgepflegte Aecker, auf denen die plastisch schönen Orangenbäume in endlosen schnurgeraden Reihen standen, die sich fächerartig vor unserm Blick aufrollten, Hecken von Rosenbüschen und Montereycypressen, hohe Magnolienbäume mit ihrem saftig-dunkelgrünen Blätterschmuck, Anpflanzungen subtropischer Fruchtbäume, Weinberge und schmucke Heimstätten wechselten mit einander ab zu beiden Seiten der vortrefflich gehaltenen Avenue.

Mein Begleiter erzählte mir mit Begeisterung von dem Emporblühen der Kolonie. Die Geschichte jedes einzelnen Ansiedlers schien er auswendig zu wissen. Er machte mich auf dieses und auf jenes prächtige Heimwesen aufmerksam und nannte mir deren Bewohner, die aus Neu-England, Canada, vom Mississippi und anderswoher aus weiter Ferne hierher gekommen waren und sich binnen weniger Jahre aus kleinen Anfängen zu Wohlhabenheit emporgearbeitet hatten; er zeigte mir Landschlösser reicher Bostoner, die sich aus ihrer unfreundlichen Heimath am Gestade des Atlantischen Oceans nach dem sonnigen Südcalifornien geflüchtet hatten und in Riverside wie kleine Könige wohnten. Nach einer Fahrt von etwa sechs Miles durch die Magnolia-Avenue bogen wir in die Seitenstraßen ein und fuhren kreuz und quer, bald über unbesiedeltes Land, bald durch blühende Ansiedelungen. An einer Stelle überspannte eine lange und hohe Trestlebrücke, welche einem der großen Irrigationskanäle als Aquädukt dient, eine weite Thalmulde.

Allmälig senkte sich die Dunkelheit über die Oase von Riverside, die Sterne zogen aus den Tiefen des Aethers herauf und die fernen Gebirge hüllten sich in ein schwarzes Kolorit. Als wir nach zweistündiger Fahrt nach meinem Hotel zurückkehrten, hatte sich die Brise gelegt und die Natur war zur Rast gegangen. Still lag Alles ringsum, Hain und Flur und das mächtige Gebirge, überdacht vom blauen Sternenfirmament. Ich dankte meinem canadischen Freunde für den mir bereiteten Genuß und suchte mein Lager auf, wo ich von dem Paradiese in der südcalifornischen Wüstenei träumte, bis mich die neue Sonne erweckte und das eiserne Roß mich wieder aus diesem stillen Eden in die lärmende Geschäftswelt nach Norden führte.

Professor Ralph Tate's Reise im Northern Territory der Kolonie Süd-Australien.

Die junge Ansiedelung im Northern Territory bei Port Darwin (an der Nordküste von Australien in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr.) bildet bekanntlich den nördlichsten Theil der Kolonie Süd-Australien. Das Ministerium dieser Kolonie beschloß, die Ansiedelung durch eines ihrer Mitglieder bereisen zu lassen, um über den relativen Werth oder Unwerth — die Ansichten darüber gehen ja sehr weit auseinander — des Northern Territory ein eigenes Urtheil zu gewinnen. In Folge dessen unternahm im März dieses Jahres der Honourable Mr. J. L. Parsons, Minister des öffentlichen Schulwesens in Süd-Australien, zu dessen Verwaltungsfach aber auch das Northern Territory gehört, eine Inspektionsreise dahin, von welcher er Anfang Mai nach Adelaide zurückkehrte. Es begleiteten ihn kompetente Personen, unter denen sich namentlich Mr. Ralph Tate, Professor der Naturwissenschaften an der Universität in Adelaide, befand. Letzterer lieferte, nach Rückkehr der Reisegesellschaft, einen officiellen Bericht an das Ministerium, welcher am 27. Juni dieses Jahres dem in Adelaide tagenden Parlamente der Kolonie vorgelegt ward. Wir entnehmen daraus das Wichtigste.

Die Küstenklippen, beginnt Professor Tate, bestehen aus Sandstein und kalkhaltigem Sandstein, welchem metamorphische Schiefer unterliegen. Dahinter breitet sich die genau markirte und über 20 100 qkm umfassende Region der Flußbecken (region of the river basins) aus. Das hier vorherrschende Gestein gehört der metamorphischen Klasse an und ist auf den Ebenen und in den Niederungen theils glimmer-, theils talkartig, in hügeliger Gegend dagegen quarz- und feldspathartiger Sandstein. Inmitten des metamorphischen Gesteins trifft man hier und dort auf nicht unbeträchtlichen Strecken Felsen von Granit, Diorit und porphyrartigem Feldspath, welche jünger sind als das metamorphische Gestein, aber älter als der desert sandstone, auf den wir nun zu sprechen kommen. An die Region der Bassins der nördlichen Flüsse schließt sich das Tafelland von Central-Australien, welches gleich anfangs zu einer Höhe von 90 bis 100 Meter jäh aufsteigt. Es besteht meist aus horizontal gelagertem porösen Sandstein, unter welchem metamorphischer Schiefer verborgen liegt. Nach der Schichtungsskala gehört er der miocänen oder obern Tertiärformation an, aber man hat ihm zur bestimmten Unterscheidung den besondern Namen des desert sandstone, Wüsten-Sandsteins, beigelegt. Sein ausgedehntes Areal ist unfruchtbar und ohne nützliche Minerale.

Das metallhaltige Areal des Northern Territory liegt in der metamorphischen Formation zwischen den Küstenklippen und dem desert sandstone des Tafellandes, und zwar, wenn wir nach Südost zu die Strecke von Port Darwin Camp über Twelve-Mile Mc Kinlay River nach Pine Creek ausnehmen, in kurzer Entfernung östlich und westlich von der Linie des Ueberlandtelegraphen. Es ist aber wohl unzweifelhaft, daß die ganze metamorphische Formation metallhaltig ist. Die Ausbeutung der mineralischen Reichthümer im Northern Territory — Gold, Zinn (bei Mount Wells, $2^1/_2$ km vom Mc Kinlay River) und Kupfer — liegt noch in der Kindheit, aber Professor Tate hält sich überzeugt, daß mit gehörigen Maschinen, bei billigeren Arbeitslöhnen (durch Einführung von Kulis aus Ostindien, womit jetzt auch der Anfang gemacht werden soll) und unter erfahrener Leitung sich die goldhaltigen Riffe bis zu einer beträchtlichen Tiefe mit gutem Gewinne werden bearbeiten lassen. Der Bau einer Eisenbahn von Port Darwin aus in südlicher Richtung, zunächst in der Länge von 325 km, wird jetzt endlich zur Ausführung kommen. Die Kosten des Transports werden sich dadurch erheblich billiger stellen, und auch die Bearbeitung der Kupferdepositen, welche in der Richtung auf Pine Creek existiren, wird sich ermög-

lichen. Bemerkt sei, daß der Ertrag aus den Goldfeldern im Jahre 1881 den Werth von 70 147 Pf. St. hatte.

Agrikultur wurde bis jetzt wenig betrieben, und die Frage, ob das Klima und der Boden den Anbau nützlicher tropischer Gewächse begünstigen, ist noch immer eine offene. Die Thäler und Bergabhänge eignen sich dazu nicht. Fast alles Land, welches angebaut ward, mußte dem dicken Gebüsche (jungle) abgewonnen werden, mit Ausnahme des aus der Verwitterung von Dioritfelsen entstandenen Bodens, wie er sich zwischen Port Darwin Camp und der Telegraphenstation Yam Creek vorfindet, wo schon der üppige Wuchs der schönen Palme Kentia acuminata die außerordentliche Fruchtbarkeit andeutet. Professor Tate's Ansicht, daß der Boden des Northern Territory im Allgemeinen für Anbau nicht tauge, stützt sich auf die Bodenbeschaffenheit, auf gewisse meteorologische Phänomene und auf den Charakter der einheimischen Vegetation.

Das Tafelland des großen tertiären Plateau oder desert sandstone lassen wir hier ganz außer Acht; denn alle Reisenden stimmen darin überein, daß dasselbe, isolirte Stellen basaltischer Formation ausgenommen, für Kultur gänzlich unbrauchbar sei. Was die Region der nördlichen Flußbassins betrifft, so macht es hier die durchgängige Gleichförmigkeit der Felsstruktur leicht, die Beschaffenheit des Bodens zu generalisiren. Wir finden eine Eisen- und Quarztrümmermasse auf den Abhängen des metamorphischen Sandsteins, steifen Lehm mit feuchter Oberfläche auf dem metamorphischen Schiefer und dürren Sand auf der granitischen Oberfläche, welche alle drei für Agrikultur wenig Werth haben. Strecken guten und selbst vorzüglichen Bodens kommen freilich vor, aber das sind immer nur sehr schmale Striche.

Die meteorologischen Phänomene, welche einen nachtheiligen Einfluß ausüben, sind: 1) der intermittirende Charakter des Regenfalls zur Zeit des größten Wachsthums. Viele auf einander folgende Tage mit unbewölktem Himmel und heiße Winde während der nassen Jahreszeit müssen das Wachsthum der saftreichen sowie der im Boden nicht tief wurzelnden einjährigen Pflanzen beeinträchtigen. Die Zuckerrohrplantagen, mit denen man jetzt einen Anfang gemacht hat, dürften schon aus diesem Grunde schwerlich zu großen Erwartungen berechtigen; 2) die rapide Abnahme der Regenmenge, je weiter man nach Süden kommt. In Southport, an einem der südlichen Arme des Port Darwin, beträgt sie im Durchschnitt jährlich 76,89 englische Zoll oder 1,95 Meter, von da aber verringert sie sich auf je fünf englische Meilen um einen Zoll oder 25,4 mm und ist bei Pine Creek, 240 km südöstlich von Port Darwin, bereits auf 39,23 Zoll oder 0,99 Meter gesunken. In dem botanischen Garten an der Fanny Bay, Port Darwin, wo früher dickes Gesträuch stand, gedeihen allerdings allerlei nützliche Pflanzen, und die Annahme liegt nahe, daß auf ähnlichem Boden dasselbe Resultat erzielt werden müsse. Aber, wie gesagt, die klimatischen Verhältnisse ändern sich, so wie man sich von der Küste nach Süden zu entfernt, so rapid, daß ein solcher Schluß sicher ein trügerischer wäre.

Werfen wir einen Blick auf die vorherrschende Vegetation, so läßt sie, wenn auch nicht auf Sterilität, so doch auf den Mangel einer permanenten atmosphärischen Feuchtigkeit schließen. Es fehlen die dichten hohen Wälder; Farnkräuter und epiphytische Orchideen sind selten; wir finden keine Lichenen, keine Leberkräuter und, auf einem sehr beschränkten Terrain, nur vier Species von Moosen. Indeß ist wohl anzunehmen, daß in manchen Gegenden verschiedene Species der Baumwollenpflanze, der überdies schon einheimische Reis und der Indigo mit Erfolg angebaut werden können. Die Tamarinde ist ebenfalls einheimisch und wurde zuerst von Dr. L. Leichhardt bei Port Essington aufgefunden. Eine andere dem Northern Territory eigene Pflanze, welche bisher ganz unbeachtet blieb und die Professor Tate hier und dort auf feuchtem Boden zwischen Palmerston und Pine Creek fand, ist Tacca pinnatifida, aus deren Knollen der Hauptbestandtheil des sogenannten Fiji-Arrowroot gewonnen wird.

Die trockene Jahreszeit im Northern Territory ist eine absolute, d. i. sechs bis sieben Monate lang ohne Regen. Gegen Ende December gewinnt der aus dem Nordwesten von Indien kommende Monsun die Herrschaft über den trockenen Südost-Passat. Da er eine große Wasserfläche zu passiren hatte, so ist er außerordentlich feucht und entladet sich, im Northern Territory angelangt, seiner Feuchtigkeit. Die heftigen Regengüsse — es kommt vor, daß in zwölf Stunden 150 bis 250 mm Regen fallen — sind die Folge des Kampfes zwischen beiden Winden, indem der trockene Südost-Passat immer eine Neigung hat, den Monsun zu packen. Die im Süden von Australien so gefürchteten heißen Nordwinde sind eben diese Monsuns, welche aber auf ihrem Wege über das dürre Central-Australien ihre Feuchtigkeit verloren haben.

Was die Verwerthung des Northern Territory für Viehzucht anlangt, so spricht sich Professor Tate darüber folgendermaßen aus. Die Feuchtigkeit und die hohe Temperatur in der Region der nördlichen Flüsse während eines Theiles des Jahres ist der Schafzucht keineswegs günstig. Jukes in Voyage of the Fly, p. 361, sagt: „Schafe, wenn sie dort überhaupt am Leben bleiben, würden ihr wolliges Vließ bald in Haar umwandeln." Der Reisende Landsborough in Narrative of Explor. Gulf of Carpentaria, p. 36, schreibt: „Das Känguruh-Gras (Anthistiria ciliata) besitzt zwar vorzüglich nährende Eigenschaften, allein es weist immer auf feuchten Boden hin, welcher für Schafe nicht taugt, eher für Pferde." Für beide Thiergattungen findet sich auf dem Tafellande das desert sandstone am Laufe der südlichen Creeks, wo auf fruchtbarem Boden sich die üppigste Vegetation ausbreitet, ein geeigneteres Terrain. Die Creeks entspringen in einer Basaltformation und bilden in dem sonst wüsten Tafellande nur Oasen.

Das tropische Süd-Australien ist ein Land der Gräser. Die Zahl der bekannten Species beträgt ungefähr 130, und von diesen sammelte Professor Tate zwischen dem Adelaide River und dem Pine Creek über fünfzig. Aber nur vier oder fünf derselben machen den eigentlichen Graswuchs aus. Auf manchen Strecken gewahrt man weiter nichts als Anthistiria oder Andropogon triticeus und Australis, während nicht selten auch alle drei zusammen gefunden werden. Man sollte meinen, daß der üppige Graswuchs in der Region der nördlichen Flüsse im Stande wäre, große Herden von Rindvieh zu unterhalten, wenn es nur nicht an wirklich nährenden Futterkräutern mangelte. Die sehr geschätzten Känguruh-Gräser Anthistiria ciliata und frondosa kommen doch immer nur strichweise überreichlich vor, namentlich auf den Ebenen zwischen dem Adelaide River und dem Bridge Creek. Dagegen sind das schlanke Stechgras Andropogon triticeus, welches sich überall in offenen Gegenden massenhaft findet, und dessen harter rohrartiger und blumiger Stiel eine Höhe bis $4^1/_2$ Meter erreicht, sowie die verwandte Species Andropogon Australis, eine weniger kräftige Pflanze, für Mästung von Vieh schlecht geeignet. Es fehlt beiden an Saftigkeit und an Blättern. Bei der Dichtigkeit des Graswuchses hat die Einführung fremder besserer Gräser große Schwierigkeit; es könnte dies nur durch Ausrottung der heimischen Gräser bewirkt werden.

Ein erster Versuch dieser Art ist auf einem kleinen Terrain gemacht worden und auch so weit gelungen.

Die bisherige Erfahrung lehrt, daß das Klima des Northern Territory der Gesundheit nicht schädlich ist. Dazu trägt hauptsächlich die Nähe des desert sandstone bei, dessen trockene Luft einen wohlthätigen Einfluß ausübt. Wohl aber steht es fest, daß Europäer nicht im Stande sind, Handarbeit im Freien, z. B. auf Plantagen, auf längere Zeit zu verrichten, denn dazu sind immer Kulis nöthig. Fieber kommen freilich oft genug vor, aber daran tragen die Kolonisten selber weit mehr die Schuld als das Klima. Schlafen im Freien im Thau der Nächte, Genuß unzuträglicher Nahrungsmittel, übermäßiges Trinken von Spirituosen u. s. w. wirken immer schädlich.

Dieser sachlich gehaltene Bericht spricht, wie man erkennt, im Ganzen gerade nicht zu Gunsten des Northern Territory und hat unter der dortigen kleinen Bevölkerung, welche sich nach dem Census vom 3. April 1881 erst auf 4564 — 670 Europäer, 3853 Chinesen und 31 Malaien — belief, böses Blut gemacht. Man hat auf einem öffentlichen Meeting den Professor Tate per Distanz hart angegriffen und durch Invektiven zu ergänzen gesucht, was dem Northern Territory an wirklichem Werthe abgeht.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Beim Dorfe Artapy, welches in Kachetien unfern vom linken Ufer des Flusses Alazan, 25 Werst aufwärts von der Kreisstadt Telaw und 90 Werst von Tiflis entfernt liegt, sind reiche Kupferminen und andere Erzlager aufgedeckt, deren Ausbeute durch eine englisch-französische Gesellschaft im laufenden Jahre begonnen hat.

— In der Sitzung der Kaukas. Gesellschaft für Geschichte und Archäologie vom 11. (23.) Juni berichtete Herr Komarow über seinen Besuch der im transkaspischen Gebiete 12 Werst von Aschabad gelegenen Ruinen der alten Stadt Niß, deren Erbauung von den Landeseinwohnern Alexander dem Makedonier zugeschrieben wird. Auf dem Platze der alten griechischen Stadt fand jedoch Komarow nur die Trümmer einer weitausgedehnten Festungsanlage, deren steinerne Umfassungsmauer zur Gewehrvertheidigung eingerichtet war. Komarow schreibt diesen Bau den Persern der spätern Zeit zu, und giebt ihm ein Alter von zwei bis drei Jahrhunderten, keineswegs sei er auf die alten Griechen zurückzuführen. Uebrigens bemerkte der Berichterstatter, daß die zahlreichen Ruinenstätten im zakaspischen [Oblast wohl eingehende Nachgrabungen verdienten, bei denen man den einheimischen Ueberlieferungen zufolge auch auf Ueberbleibsel aus dem griechischen Alterthume stoßen müsse.

— Ueber die russische Stadt Neu-Margelan im Ferghanagebiet bringt die Turkest. Zeitung die Angabe, daß die Stadt 8 Quadratwerst bedeckt, auf denen bis jetzt 225 Wohngebäude, ungerechnet die Staatsgebäude, stehen. An 40 Gebäude sind im Bau. Von den neun Straßen sind fünf chaussirt; die Häuser sind gut gebaut; man sieht viel Grün. Es sind alle bepflanzbaren Stellen mit Bäumen besetzt; allein in dem südlichen Stadttheile, welcher gegen die Berge von Wuadil ganz offen war, sind an 70000 Bäume angepflanzt, die in wenig Jahren einen dichten schützenden Hain bilden werden.

— Wie der „Sibir" mittheilt, ist bei Witimsk an der Lena nahe dem Bergwerke des Herrn Sibiriakow ein sehr gutes Eisenlager entdeckt; es wird dort ein Eisenhammer angelegt, der außer der Bearbeitung der Erze auch die Umschmelzung des alten Eisens besorgen soll, welches bei den Goldbergwerken sich massenhaft ansammelt.

— In Kuldsha haben die Aerzte Matäjewski und Pojarkow eine Reihe anthropologischer Messungen der das Iligebiet bewohnenden Volksstämme ausgeführt. Es wurden bereits über 250 Personen gemessen: Tarantschen aus der Stadt und vom Lande, Dunganen, Sarten, Kirghizen, Chinesen, Kalmüken, Torgouten, ferner Solonen, Sibintzen, Afghanen u. s. w. Die Aerzte beabsichtigen mindestens 20 Personen von jeder Nationalität zu messen. Die Messungen (etwa in 130 verschiedenen Richtungen bei jedem Kopfe) sind sehr detaillirt und sorgfältig ausgeführt.

— Von Prof. G. Hirschfeld (über dessen Bereisung des nördlichen Kleinasien vergl. „Globus" XLI, S. 302) ging Prof. H. Kiepert ein ausführlicherer Brief datirt Ineboli (am Schwarzen Meere) 29. August zu, von dessen Inhalt Einiges auch weitere Kreise interessiren wird. Die Westhälfte des alten Paphlagoniens, des jetzigen Vilaiet von Kastamuni, ist ein bisher größtentheils völlig unbekanntes, nur auf zwei Linien von Europäern durchzogenes Gebiet, dessen rauhe Gebirgsnatur und mächtige Wälderfülle dem Reisenden allerdings auch schwer zu überwindende Hindernisse entgegenstellt. Professor Hirschfeld hat dasselbe in den vier Augustwochen auf einigen neuen Linien unter den größten Mühseligkeiten durchzogen. Ein weiteres Hinderniß bildete die Vornirtheit des Gouverneurs von Kastamuni, Seri Pascha, der sich herausnahm, die zu befolgende Route genau vorschreiben zu wollen, da er die wenigen Orte, wo es „Antiken" in seiner Provinz gebe, bereits kenne und nicht nöthig habe, den Reisenden etwas anderes sehen zu lassen, namentlich topographische Aufnahmen ganz überflüssig seien, indem schon alles längst aufgenommen und in der Kiepert'schen Karte (er meinte die alte von 1844, welche gerade in diesen Gegenden die größten weißen Lücken enthält) verzeichnet sei! Wir übergehen hier die topographischen Details, welche ohne Kartenskizze unverständlich bleiben würden, und erwähnen nur als ein neues Glied in der immer vollständiger hervortretenden Reihe der Kleinasien erfüllenden Monumente urältester Kultur die Auffindung einer großen Begräbnißstätte einheimischer Fürsten in einem breitern Thale des innern Gebirgslandes, am Flusse Devrikian-Tschai mit Skulpturen von Phallen, Löwen, Jagdscenen u. a. Sonst ist, außer in den einst von Griechen besiedelten Hafenorten an der Küste, wo sich überall Architekturreste, aber nur selten Inschriften fanden, wenig aus dem Alterthum erhalten, da der kolossale Holzreichthum des Landes — namentlich wachsen in ungeheurer Menge Lorber und Kirschbaum wild — wie jetzt, so schon in alter Zeit Holzbau bedingte. Am dichtesten sind diese größtentheils noch ganz unberührten Wälder, aber auch am schwierigsten die oft absolut weglosen Thäler in der untersten, steil zur Küste abfallenden Terrasse. — Ob die Fortsetzung der Reise in der östlichen Hälfte derselben Landschaft sich wird ermöglichen lassen, hängt zum Bedauern des Reisenden ganz davon ab, wie schnell — natürlich nicht ohne fatalen Zeitverlust — die in Konstantinopel in Anspruch genommene diplomatische Hilfe bei der Regierung auf den bösen Willen des Paschas ihren Einfluß wird ausüben können.

— Nachtigallen, sagt der anonyme Verfasser von „Aus Persien" (Wien 1882, S. 116), sind in Persien seltener, als in den persischen Gedichten davon die Rede ist. Der Perser nennt übrigens jeden Singvogel Bulbul (Nachtigall), und ist gewiß deshalb die Meinung verbreitet, daß die Nachtigallen so zahlreich seien.

— In Rangun ist man im Begriffe, eine Gießerei von birmanischen Typen zu errichten, ein Beweis für die gesteigerte Nachfrage nach Büchern in einheimischer Schrift.

Afrika.

— Am 27. August ist Graf Pietro Antonelli nach Aden abgereist; er ist Ueberbringer von Geschenken des Königs von Italien an Menelek von Schoa und will nach Ausführung dieses Auftrages eine Straße zwischen Schoa und der neuen italienischen Kolonie Assab erforschen.

Australien.

— Die Kolonie Victoria umfaßt ein Areal von 4148 deutschen geographischen Quadratmeilen. Die ersten Anfänge der Ansiedelung fallen in das Jahr 1835. Die Bevölkerung, welche sich im Jahre 1838 auf 3512, im Jahre 1851 auf 77 345, im Jahre 1861 auf 540 322 und im Jahre 1871 auf 731 528 belief, erreichte nach der letzten Revision des Census vom 3. April 1881 die Höhe von 862 346 oder 207,89 auf der Quadratmeile. Es ist dies 67,085 weniger, als man nach dem Kalkül aus der Differenz der Geburten und Sterbefälle, sowie der Einwanderung und Auswanderung zu erwarten berechtigt war. Victoria ist unter den australischen Kolonien die bevölkertste und wichtigste, wenngleich dem Umfange nach, nächst Tasmanien, die kleinste.

Der Viehstapel war nach dem letzten Census auf 275 446 Pferde, 1 285 613 Rinder, 10 855 282 Schafe und 241 836 Schweine angewachsen.

Die großen politischen Kämpfe, welche die Kolonie in den letzten drei Jahren durchzumachen hatte und die ihr sicherlich nicht zum Vortheile waren, sind jetzt endlich ausgefochten. Hohe Schutzzölle sind eingeführt und der Legislative Council (Oberhaus des Parlaments) hat einen volksthümlichern Zuschnitt erhalten. Seine Mitgliederzahl ist von 30 auf 42 erhöht, und der Census für Wähler und Wahlkandidaten erheblich herabgesetzt.

Unter Kultur befanden sich im Jahre 1880 bis 1881, von Juli zu Juli gerechnet, 1 993 916 Acres oder 806 738 Hektar, und davon stand die ungefähre Hälfte unter Weizen mit einem Ertrage von nicht ganz 10 Bushels (à 60 Pfund) vom Acre (40,46 Ar). Der Boden in Victoria ist im Allgemeinen ein besserer und fruchtbarerer als in den übrigen Kolonien des Kontinents, und die jährliche Regenmenge eine viel regelmäßigere und zuverlässigere. Aus dem Gesammtareal der Kolonie verblieben am 1. Oktober 1881 noch 2129 deutsche Quadratmeilen Kronland verfügbar. Davon eigneten sich ungefähr 700 für Agrikultur, während das Uebrige sich theils als Weideland ausnutzen ließ, theils aber für jeden Zweck unbrauchbar war.

Die Revenue des Jahres 1880 bis 1881 ergab 5 115 126 Pf. St., gegen 4 551 252 Pf. St. im Vorjahre, oder 5 Pf. St. 19 Sh. pro Kopf der Bevölkerung. Das Ausgabebudget dagegen stellte sich auf 5 108 577 Pf. St.

Die öffentliche Schuld war am 1. Juli 1881 auf 22 593 000 — 26 Pf. St. 6½ Sh. pro Kopf — angeschwollen, und davon waren 18 041 295 Pf. St. für Eisenbahnzwecke verausgabt. Im Oktober 1881 bewilligte das Parlament eine weitere Anleihe von vier Millionen Pfund Sterling.

Der Import des Jahres 1880 hatte einen Werth von 14 556 891 Pf. St., der Export den von 15 954 559 Pf. St. oder resp. 17 Pf. St. 1 Sh. und 18 Pf. St. 14 Sh. pro Kopf. Unter den Exportartikeln nimmt Wolle den ersten Rang ein. Die Wollausfuhr im Jahre 1880 bis 1881, von Oktober zu Oktober gerechnet, betrug 327 519 Ballen zum ungefähren Werthe von 5⅘ Millionen Pfund Sterling, gegen 301 401 im Vorjahre. Davon kam freilich die ungefähre Hälfte aus dem zur Kolonie Neu-Süd-Wales gehörigen Riverina, einem der produktivsten Wolldistrikte Australiens, für welchen Melbourne, seiner nähern Lage wegen, ein bequemerer Exporthafen ist als Sydney. Nächst Wolle ist Gold der bedeutendste Exportartikel. Die Goldfelder der Kolonie, welche schon seit dem Jahre 1868 in ihrer Ergiebigkeit erheblich nachgelassen, haben in den beiden letzten Jahren wieder etwas höhere Erträge geliefert. Das Jahr 1880 ergab 829 195 Unzen im ungefähren Betrage von 3⅓ Millionen Pfund Sterling, und die Zahl der mit Goldsuchen beschäftigten Personen belief sich auf 38 568. Seit Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 bis zum 1. Juli 1881 wurde Gold im Werthe von 200 Millionen Pfund Sterling gefunden.

Die Schiffsbewegung in Victoria ist in stetem Wachsen begriffen. Es liefen im Jahre 1880 insgesammt 4191 Schiffe mit 2 179 877 Tonnen ein und aus.

Bedeutend, im Verhältniß zur Bevölkerung, war der Postverkehr. Es wurden im Jahre 1880 überhaupt 21 436 397 Briefe, 10 640 540 Zeitungen und 3 558 480 Packete postamtlich behandelt, so daß auf jeden Kopf der Bevölkerung 45 Postsendungen entfielen.

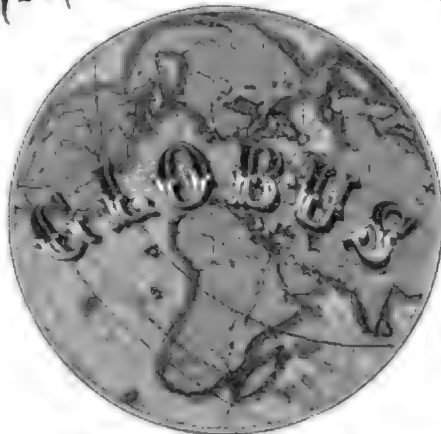
Rasche Fortschritte machte das Eisenbahnwesen. Am Schlusse des Jahres 1880 waren 1199 Miles (260 deutsche Meilen) Eisenbahnen in Betrieb, 14½ Miles in Bau begriffen und weitere 487½ Miles (105½ deutsche Meilen), veranschlagt auf 2 345 140 Pf. St., vom Parlamente genehmigt und die Geldmittel dazu bewilligt. Der Ausbau auch dieser Strecken wurde im Verlaufe des Jahres 1881 meistens begonnen. Aus der oben erwähnten neuen Anleihe von vier Millionen Pfund Sterling sollen die Baarmittel in der veranschlagten Höhe von 2 433 190 für den Bau von noch weiteren 769½ Miles (167 deutschen Meilen) Lokomotivbahnen und 58 Miles Trambahnen entnommen werden, wenigstens wurde um Mitte December 1881 dem Parlamente in Melbourne eine derartige Vorlage von Seiten des Ministeriums gemacht und mit Beifall entgegengenommen. Nach Vollendung all dieser Bahnen in drei bis höchstens vier Jahren werden in der Kolonie Victoria Eisenbahnen in der Gesammtlänge von 2528½ Miles oder 548 deutschen Meilen in Betrieb sein.

Die Länge der Telegraphenlinien der Kolonie im Jahre 1880 bemaß 3215, die der Drähte 6019 Miles oder resp. 697 und 1305 deutsche Meilen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. | № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

V.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Von Tsurtscha, dem Hafen von Atara, dessen Stelle einst das griechische Dioskurias einnahm, bringen kleine Küstenfahrzeuge den Reisenden in einer Nacht nach Suchum-Kale, der modernen und civilisirten Hauptstadt des sonst so zurückgebliebenen Abchasien, bei deren nachfolgender Schilderung die Verhältnisse des Jahres 1876 zu Grunde liegen. Die Häuser des reizend gelegenen Ortes umsäumen den Strand, und hinter ihnen erheben sich grüne Hügel und Kuppen; am Meere ziehen sich türkische und griechische Kaffeehäuser und Läden in langer Reihe hin, an deren Ende, dem Landeplatze der Dampfer fast gegenüber, zwei Gebäude stehen, Vergangenheit und Gegenwart repräsentirend: die alte Festung und das neue Zollhaus. Erstere, der Schlüssel und das Bollwerk Abchasiens, wurde 1578 unter dem Sultan Murad gebaut. Drei auf einander folgende Herrschaften haben ihre Spuren an dem viereckigen heute verfallenen Bauwerke hinterlassen: an die osmanische erinnert ein Stein mit arabischer Inschrift an der Schwelle des einen Thores; ferner sieht man Gräber abchasischer Fürsten, und schließlich sagen russische Kanonen, wer heute Herr des Landes ist.

Die Bevölkerung von Suchum-Kale ist ein Gemisch von Türken, Lazen, Griechen, Armeniern und Russen; Abchasen giebt es in der Stadt selbst nur wenige. Sie wohnen in den umliegenden Dörfern, kommen zur Stadt geritten, wenn sie dort Geschäfte haben, und verschwinden dann wieder. In Folge der sehr sumpfigen Umgebung herrschen im Sommer schreckliche Fieber, denen fast jeder seinen Tribut entrichten muß; aber das Uebel bei der Wurzel anzupacken, daran denkt Niemand. An Aerzten fehlt es und oft auch an dem bei allen Krankheiten verordneten Chinin.

Die Umgegend macht einen angenehmen Eindruck, aber es fehlt an Schatten, und trotz der Nähe des Meeres herrscht eine erstickende Hitze. Seit einiger Zeit haben fremde Kolonisten Ländereien in der Nähe der Stadt unter Kultur gebracht; aber an das Pflanzen von Bäumen hat Niemand gedacht. Dafür hat man geräumige Kasernen und in der Nähe der alten Festung ein Militärlazareth gebaut; denn Suchum-Kale ist als Grenzhafen vor allem eine Soldatenstadt: alle Sonntage und jedesmal, wann die Dampfer von Odessa und Poti ankommen, spielt die Militärmusik in einem eigens dazu errichteten Pavillon am Meeresstrande.

Hier wie überall in Abchasien und Mingrelien besteht das Hauptvergnügen der Bevölkerung in frommen Spazierritten nach irgend einem geschätzten Heiligthum der Umgegend. So liegt drei Werst von der Stadt eine ländliche Kapelle des Heiligen Georg mit einem diamanten- und türkisengezierten Bilde dieses Kriegers, das für wunderthätig gilt. Sein Fest am 28. April (9. Mai) ist das erste im Jahre und lockt Tausende von Besuchern herbei. Dann verwandelt sich der kleine Kirchhof neben dem Heiligthume in einen Speisesaal, wo eine bunte jahr-

marktsmäßige Menge tafelt und tanzt. Ein Pferderennen auf der Straße, welche längs des Meeresstrandes Stadt und Kapelle verbindet, gehört naturgemäß auch zu den Unterhaltungen, und Abends kehrt alles singend, galoppirend, Fantasia reitend heim.

Von der Hafenstraße in Suchum Kale aus erblickt man einen kleinen reizenden Küstenplatz, das Dorf Kelasuri, dessen Name „Festung mit hohen Mauern" bedeuten soll. Es liegt sechs Werst von der Stadt entfernt am Flusse Kelasur, welcher dort aus einer Felsschlucht hervortritt; die Türken zerstörten es später vollständig, als sie 1877 Suchum-Kale besetzten. Bis heute hat sich der Ort genug von seinen alten Befestigungen bewahrt, um seinen Namen zu rechtfertigen. Auf dem Abhange eines Hügels hat sich ein Theil der Citadelle erhalten, der von Epheu und Schlingpflanzen bedeckt an die Burgen des Rheins erinnert. Niemand aber weiß die Zeit ihrer Entstehung, wie ja die meisten alten Bauwerke, an denen der Kaukasus so reich ist, keine Geschichte und keine Tradition besitzen. Von dem, auf halber Höhe gelegenen Fort zieht sich eine Mauer bis an das Meer hinab, wo sich eine zweite Befestigung findet, so daß oben wie unten der Durchzug völlig versperrt war. Um der Landstraße zwischen Kelasuri und Suchum-Kale Raum zu schaffen, hat man in das Gemäuer eine Bresche gelegt.

Das Eingangsthor der Citadelle ist noch unbeschädigt und läßt an der dauerhaften Festigkeit seiner Bauart erkennen, von welcher Wichtigkeit einst das ganze Werk war, welches die Mingrelier abhalten sollte, ihre Ansprüche auf Samurzakan durchzusetzen. An einer Stelle der Ringmauer sieht man ein großes verfallenes Viereck aus Steinen, welches das Grab Hassan Bey's, des einstigen Besitzers von Kelasuri, seiner Frau und seiner Tochter umschließt. Noch andere kleinere Grabmäler finden sich an jenem Platze, der mehr einem Baumgarten als einem Leichenacker gleicht; es sind diejenigen von Pataly Bey,

Suchum-Kale im Jahre 1876.

Tehri Bey und Chalil Bey, drei Gliedern der Familie Scherwachidze, welche starben, ehe diese endgültig zum Christenthum übertrat.

Die Lage von Tubuni — so heißt die Burg von Kelasuri — ist höchst malerisch. Im Hintergrunde erhebt sich eine Anzahl von Spitzen, einige davon mit ewigem Schnee bedeckt, unter welchen die Eingeborenen sieben verschiedene Reihen unterscheiden, die folgende, den Geographen wohl noch unbekannte Specialnamen tragen: Marucha, Schauduth, Absidzto, Amtakal, Atschadopa, Mumpisto und Shurivi. Nach der andern Seite hin zeigt sich die halbmondförmige Rhede und die weißen Häuser von Suchum-Kale. Unweit der Burg liegt die Wohnung des jetzigen Besitzers von Kelasuri, eine Villa mit europäischem Garten. Tiefer, nach dem Meere zu, wohnen einige mohammedanische Familien, deren Behausungen sich durch peinliche Sauberkeit vor den schmutzigen Hütten der Abchasen auszeichnen. Haufen von Bettzeug, mit einem weißen Tuche bedeckt, persische Teppiche auf den Bänken, bunt bemalte Kästen und sauber aufgehängte Kleidungsstücke, alles deutet auf eine ordnende, sorgsame Hand.

Kelasuri ist seit alten Zeiten darum von so großer Wichtigkeit gewesen, weil es der einzige Punkt ist, wo die mächtige Kaukasuskette einen Querriegel bis zum Schwarzen Meere vorschiebt und so das Küstenland in zwei Hälften theilt. Noch vor anderthalb Jahrzehnten war auch das heute so einsame Dorf voller Leben; sein meist von Türken gehaltener Bazar war ein kleines Handelscentrum, von wo alle Krämer der Umgegend ihren Bedarf bezogen. Erst in Folge des Aufstandes von 1866 wurde der Ort von seinen Bewohnern verlassen, die kleinen Händler zogen sich nach Suchum-Kale, Gudanti oder Otschemtschiri, und dem einstigen Handelsplatze blieb nur die melancholische Erinnerung an bessere, aber wohl für immer verschwundene Zeiten.

Auf einem kleinen russischen Kriegsschiffe, welches beständig vor Suchum Kale vor Anker liegt, konnte Madame Serena einen Ausflug längs der Küste machen, wobei an allen Küstenpunkten angelaufen wurde, so daß man bis Gagri fast einen vollen Tag unterwegs war, eine Entfernung, welche die Handelsfahrzeuge in wenigen Stunden zurücklegen. Zuerst wurde Gudauti, ein theilweise von Lazen bewohnter Ort, besucht, dann Lichni, prächtig im

Grünen gelegen, aber seit dem Tode des letzten Ahu, welcher dort residirte, herabgekommen. Das Haus des Fürsten auf einem Hügel, welcher außerdem noch Trümmer eines antiken Thurmes trägt, wurde von den Türken, welche diesen Theil Abchasiens oft angegriffen haben, zerstört. Bei einem dieser Angriffe im Jahre 1830 wurde Michael Scherwachidze, Vasall Rußlands, von den Truppen desselben beschützt; dieselben besetzten damals Suchum, Bambor, Pitzunda und Gagri, d. h. alle befestigten Plätze an der Küste.

Innerhalb derselben wiederholt ausgebesserten Umfassungsmauer, wie das verbrannte Haus des Ahu, liegt die Kirche von Lichni, wie alle religiösen Bauwerke dieses Landes im byzantinischen Style erbaut und, von den einfacheren und kleineren Verhältnissen abgesehen, fast eine Kopie des Klosters von Pitzunda. Das Material ist ein gelblicher Kalkstein aus den nahen Bergen; die Kuppel achteckig und mit Fenstern versehen, das Innere sammt seinen Fresken ziemlich gut erhalten. Zu manchen Zeiten des Jahres aber ist das Heiligthum dermaßen von Schlingpflanzen und Gebüsch überwuchert, daß es schwer hält, sich durch das Chaos von Blättern und Blüthen den Zugang zum Innern zu bahnen.

Die eben erwähnte Kirche von **Pitzunda** liegt an einer gegen Nordwind gut geschützten Bucht. Vom Meere kommend hat man einen prächtigen Kiefernwald auf sandiger Ebene zu durchschreiten und erreicht dann das Wunder des ganzen Landes, eine Kirche aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, die angeblich von Kaiser Justinian gegründet worden ist. Schöne Eichen, Nußbäume, Platanen, Ulmen und Linden, unter welchen die herbeiströmenden Pilger rasten, umgeben den wiederholt geplünderten Tempel; so raubte

Ufer des Kelasur bei Suchum-Kale.

1390 der Dadian Wameck dort die Steine zum Bau der Kapelle von Schopi in Mingrelien und 1529 flüchtete der dortige Patriarch unter Mitnahme der Bücher, Chroniken und Schätze nach dem Kloster Gelathi in Imerethien. Seitdem führte der Prälat von Kutais neben seinem Metropolitan-Titel den eines Katholikos von Abchasien. Das Heiligthum von Pitzunda galt als die Mutterkirche des westlichen Kaukasus, da zwölf Jahrhunderte lang die Patriarchen dort residirten und großen Einfluß im Lande ausübten. Noch heute bewahrt es die Erinnerung an diesen seinen Ruhm und ist ein Wallfahrtsort geblieben, welcher zu gewissen Zeiten viele Menschen anzieht und Opfergaben enthält, denen gleich, wie wir sie in Ilori kennen gelernt haben, d. h. meist werthlosen Plunder. Alte Münzen aber, welche der Schatz enthielt, sind längst verschwunden. Die Kirche von Pitzunda ist namentlich ihrer Verhältnisse wegen merkwürdig. Von außen gesehen ruht die aus Ziegeln erbaute, 36 Fuß hohe und von 8 je 14 Fuß hohen Fenstern durchbrochene Kuppel auf drei hohen Giebeln; in ihr gipfeln die vier Hauptteile des Gebäudes, welche zusammen das griechische Kreuz bilden. Das Material ist ein sehr verschiedenartiges, Hausteine, rothe Ziegel und grauer Kalk, was einen sonderbaren Eindruck macht. Die Sage erzählt, daß die Umfassungsmauer der Kirche in großer Eile und in einem Momente drohender Gefahr von den frommen Einwohnern des Ortes errichtet und dabei alles sich irgend wo darbietende Material verwendet worden sei, namentlich aber hätten die nahen Ruinen der alten Stadt Pithyus herhalten müssen. Das Kupferdach ist von der Kuppel verschwunden; denn die Abchasen haben für jedes Metall, auch wenn sie keinen Gebrauch davon zu machen verstehen, eine allzu große Vorliebe. Der von drei 18 Fuß hohen Fenstern durchbrochene Chor ist nebst dem Vorchor 8 Fuß tief; das Hauptschiff mißt von der Vorhalle bis zur Kuppel

30 Fuß; die ganze Länge des Gebändes beträgt 118 Fuß, die Breite 68, die Höhe 200, wenn man die Dicke des Gewölbes mit einrechnet. An den Mauern sind noch einige Fresken erhalten, namentlich eine Reihe von Porträtmedaillons, wie in der Kirche von Bedia (s. oben S. 198). Gegenwärtig wohnen einige Mönche in Pitzunda; mehrfach ist die Rede davon gewesen, das herrliche Schaustück byzantinischer Architektur gründlich auszubessern, aber bis jetzt scheint nichts in dieser Hinsicht geschehen zu sein.

Den Beschluß der Fahrt machte eine Landung in Gagri, das auf den ersten Blick fast einem normannischen Dorfe gleicht. Eine lange Allee riesiger Pappeln spiegelt sich in den ruhigen Fluthen des Schwarzen Meeres; aber dahinter erhebt sich, die Aehnlichkeit zerstörend, die hohe Bergkette, welche Abchasien vom Tscherkessenlande, das nur 50 Werst entfernt ist, trennt. Steile, gewundene Saumpfade führen hinüber, und auf ihnen läßt die englische Gesellschaft, welche seit einiger Zeit die dortigen Wälder ausbeutet, ihre Holztransporte zum Meere schaffen. Seit der Besiegung und Auswanderung der Tscherkessen sind nämlich ihre Ländereien an russische und fremde Unterthanen vertheilt worden. Am Strande von Gagri sieht man Haufen geschlagener Baumstämme liegen, welche der Fortschaffung durch besonders dazu eingerichtete Barken harren. Das Dorf selbst ist ziemlich öde; doch unterhält dort ein Unternehmer drei Duchane und liefert der aus 250 Mann bestehenden Be-

Das Haus des Ahu in Lichni.

satzung die nöthigen Lebensmittel. Wegen der verhältnißmäßigen Frische des Klimas dient die Festung den Truppen der Schwarze-Meer-Küste als Sommerspital; sie faßt 200 Krankenbetten und die Rekonvalescenten liegen unter Zelten im innern Hofe der Citadelle. Neben dem Fort steht eine kleine Kirche, schon über tausend Jahre alt, aber merkwürdig gut erhalten. Am Gewölbe fehlt noch kein Stein, und nur der Altar ist verschwunden. Die gleichfalls noch unverletzte Sakristei dient jetzt zur Aufbewahrung von Kwas. Das Heiligthum ist der Märtyrerin Hypata Gagrenski, welche das Christenthum ins Land brachte, geweiht; an einem benachbarten Bergesabhang sind noch die Höhlen zu sehen, in welche sie sich vor den Verfolgungen der heidnischen Barbaren flüchtete. Unter den Byzantinern war Gagri ein Verbannungsort, und als solchen sehen es wohl noch heute die dorthin versetzten Offiziere und Beamten an. So traurig und langweilig aber das Leben dort erscheint, für den Reisenden hat der Ort und seine Umgebung große Reize. Ein an Forellen reicher Bach, die Gagrinska, aus Schneewasser sich bildend und von hohem Rohre eingefaßt, tritt zwei Werst von der Festung entfernt aus einer Schlucht hervor, fällt in Kaskaden herab und fließt zuletzt bei dem Dorfe vorbei. Wenn aber die Schneeschmelze ihr Ende erreicht hat, so versiecht er und mit ihm die Cisterne und die Quellen im Innern der Citadelle, und es herrscht großer Mangel. Das ist im Sommer oft der Fall, während im Frühling die Landschaft Ueberfluß an Wasser hat. Ueberaus üppig ist die Vegetation; Früchte aller Art giebt es in Menge und die Luft ist erfüllt von den süßen Gerüchen großer Akazien und unendlicher Rosen-

Kirche von Pitzunda.

Digitized by Google

büsche; hohe Weißpappeln, Feigen- und Buchsbäume, Stechpalmen, Weinreben, Brombeeren und Clematis bilden dichte Gebüsche.

Unweit der Citadelle liegt ein großer Garten, fünf Jahre lang, von 1859 bis 1864 der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Russen und Tscherkessen. Jeder Baum wurde zum Hinterhalte, aus welchem der lauernde Bergbewohner auf jeden aus dem Fort heraustretenden Soldaten schoß. Für jeden getödteten Tscherkessen sollten neun Russen durch die Verwandten jenes erlegt werden. Mitten zwischen den blühenden Sträuchern ruhen die hier gefallenen russischen Offiziere unter Weißbuchen; der Platz, wo der Kampf so heftig und unerbittlich gewüthet hatte, lag nun im tiefsten Frieden da, von der Natur mit allen ihren Reizen überschüttet. Doch nur allzubald nach Madame Serena's Besuch, deren Reise im Jahre 1876 hier ihr Ende erreichte, erfüllte wiederum Kriegslärm diese Theile des Kaukasus.

Deli auf Sumatra.

Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von **E. Metzger.**

I.

Das Interesse für Kultivations- und Kolonisationsfragen nimmt in Deutschland täglich zu, immer mehr wächst die Literatur, welche sich mit diesem Gegenstand beschäftigt; doch glaube ich, daß eine Seite der Sache, nämlich das Studium dessen, was, und der Weise, wie es zu Stande gebracht worden ist, ein wenig vernachlässigt wird im Verhältniß zu rein subjektiven und theoretischen Betrachtungen. Ohne dem Werth der letzteren irgendwie zu nahe treten zu wollen, kommt es mir vor, als ob das Studium der Entwickelung solcher Niederlassungen, welche in neuerer Zeit gegründet wurden, besser dazu dienen kann, sich über die Vorbedingungen, welche zur Lebensfähigkeit derartiger Unternehmungen erforderlich sind, ein Urtheil zu bilden.

Es dürfte daher vielleicht nicht uninteressant sein, hier in allgemeinen Zügen die Entstehung der niederländischen Kultivation in Deli, welche durch ihr schnelles Aufblühen vor einigen Jahren allgemeine Aufmerksamkeit erregte, zu beschreiben, um so mehr, als ja die englische Kolonisation in Nord-Borneo einen Anfang genommen hat, und es in nicht allzu ferner Zeit möglich sein wird, Vergleiche zwischen beiden zu ziehen; noch mehr Aufmerksamkeit aber verdient Deli durch seine Lage auf Sumatra, indem es gewissermaßen eine Probe von dem giebt, was diese Insel für die Zukunft verspricht, nämlich: daß sie bei guter Leitung einer Entwickelung entgegengehen kann, die vielleicht Alles das, was man auf Java in dieser Beziehung erreicht hat, weit hinter sich lassen wird.

Wenn auch Crawfurd seiner Zeit die Besitznahme von Sumatra nur als eine Folge der holländischen Herrschsucht bezeichnete, heutzutage würde er gewiß anders sprechen und erkennen müssen, daß diese Insel eines der schönsten Juwelen in der niederländischen Krone — wenn auch vorläufig theilweise noch ein recht „ungeschliffener“ [1]) — ist. Mit mehr Grund vielleicht als Hatton Nord-Borneo „The new Ceylon“ nennt, könnte man Sumatra diesen Namen geben, wenn eben ernstliche Anstalten gemacht würden, die Schätze zu heben, welche diese Insel verschließt. Es ist dies durchaus nicht etwa eine persönliche Ansicht, sondern dieselbe wird von Vielen getheilt; die holländische geographische Gesellschaft hat ihre Expedition nach Sumatra geschickt und sich ihrer eigenen Erklärung nach vom Anfang ihrer Entstehung an mit Vorliebe mit dieser Insel beschäftigt, die dessen, wie schon erwähnt, würdig ist, denn Deli ist ein glänzender Beweis dessen, was eine gut geleitete Kultivation erreichen kann, selbst da, wo die Bevölkerung sehr schwach ist und die Arbeitskräfte weit hergeholt werden müssen.

Ehe ich einige Mittheilungen über die Kultivation machte, will ich erst in flüchtigen Umrissen eine Beschreibung des Landes, wie es früher war, zu geben versuchen und einige geschichtliche Angaben beifügen, die zum bessern Verständniß der folgenden dienen können und nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden dürfen.

Die jetzt bestehenden Anpflanzungen liegen größtentheils in den Landschaften Serdang, Deli und Langkat, kleinen Staaten, welche jetzt ganz unter niederländischer Hoheit stehen (aber noch eigene Fürsten besitzen) und früher dem Sultan von Siak lehnspflichtig waren. Sie bilden die Grenze der auf der Nordostküste von Sumatra gelegenen (früheren) Lehnstaaten von Atjeh, die jetzt mehr oder weniger der niederländischen Regierung unterworfen sind.

Erst seit dem Vertrag vom 2. November 1871 [1]) bekamen die Niederländer hier freie Hand. Der Londoner Traktat vom Jahre 1824 oder eigentlich die demselben beigefügten Noten enthielten einige Abmachungen, aus denen England das Recht herleitete, der Ausbreitung der Holländer auf Sumatra entgegenzutreten; natürlich geschah dies besonders in Bezug auf alle die Niederlassungen, welche dem englischen Handel auf Malakka nachtheilig werden konnten, namentlich auch weil die englische Regierung gerade über derartige Versuche am schnellsten unterrichtet wurde.

Van den Bosch — bekannt durch die Einführung des nach ihm benannten Systems auf Java — hatte als Generalgouverneur auch große Pläne in Bezug auf Sumatra; außer Anderm, was uns hier nicht weiter berührt, war es vorgekommen, daß einer der Häuptlinge von Kampar, einem Vasallenstaat von Siak, seine Unterwerfung angeboten hatte (1834), und dieses Beispiel hatte Nachahmung gefunden, so daß im Jahre 1838 Taratu Batu, einer der Handelsplätze an der Ostküste, besetzt wurde. Man bezweckte hiermit den Handel, der aus dem Innern der Insel mit Malakka getrieben wurde, ganz unter holländischen Einfluß zu bringen. Natürlich ließen es die Engländer nicht an Protesten fehlen, welche van den Bosch, der indessen Minister der Kolonien geworden war, ausweichend

[1]) Man denke an Atjeh.

[1]) Dies ist das richtige Datum; allerdings wurde schon am 8. September 1870 ein derartiger Vortrag geschlossen, der aber durch die niederländische zweite Kammer verworfen wurde. Der definitive Abschluß fand an dem im Texte genannten Tage statt.

beantwortete; nach seinem Abtreten jedoch wurde mit Rücksicht auf einen englischen Protest vom 28. Juni 1839 dem Generalgouverneur am 1. September 1841 befohlen, den Wünschen Englands zu entsprechen; durch Beschluß der indischen Regierung vom 1. Februar 1843 wurden einzelne Niederlassungen aufgehoben. Indessen suchte die niederländische Regierung sich wenigstens soweit durch Verträge mit den eingeborenen Fürsten zu verständigen, daß letztere die Ansiedelung fremder Europäer in ihrem Gebiet nicht zu erlauben versprachen; man war eben durch die Vorgänge, welche man in Serawak ruhig hatte ansehen müssen, vorsichtig geworden und gewiß nicht ohne Grund, wie man aus dem Folgenden sehen wird.

Im Jahre 1857 waren im Reiche Siak Streitigkeiten zwischen dem Sultan und seinem Bruder ausgebrochen, und da ersterer sich zu schwach fühlte, begab er sich nach Singapore, um sein Reich den Engländern zu unterwerfen. Sein Anerbieten wurde abgewiesen; er sah sich nach anderer Hilfe um, und ein gewisser Wilson verband sich mit ihm; nach einigen Gefechten machte derselbe Miene die Rolle, welche Brooke in Serawak gespielt hatte, jetzt in Siak aufzuführen. Der Sultan erbat nun den Beistand der niederländischen Regierung, doch ehe derselbe geleistet werden konnte, mußte er die Flucht ergreifen; nun schritt die holländische Macht ein. Wilson, der sich noch auf einer kleinen Insel zu halten gesucht hatte, verließ dieselbe auf die an ihn gerichtete Aufforderung; und mit dem Sultan wurde ein Vertrag geschlossen, in welchem er die Souveränität der Niederlande anerkannte. Als dieser Vertrag nun bekannt wurde und seine Folgen sich den englischen Kaufleuten auf Malakka fühlbar machten, führte dies wieder zu wiederholten Klagen der britischen Behörden, die durch die niederländische Regierung allerdings für unbegründet erklärt wurden; dem fortgesetzten Andringen Englands vermochten jedoch die Niederlande sich nicht auf die Dauer zu entziehen, und so kam der oben erwähnte Vertrag von 1871 zu Stande, durch den Holland (nominell wenigstens) gegen Abtretung der Goldküste von Guinea freie Hand auf Sumatra erhielt.

Ich habe geglaubt diese Vorgänge mit einiger Ausführlichkeit erwähnen zu sollen, da sie sowohl ein gewisses Zögern erklären, welches bei der Besitznahme von Deli beobachtet wurde, als auch manches in Bezug auf die Verwickelungen mit Atjeh deutlich machen können.

In Bezug auf die folgenden Mittheilungen schließe ich mich, was die Zeit bis zum Jahre 1876 betrifft, dem im 2. und 6. Bande der Zeitschr. der Niederl. Geogr. Gesellschaft Vorkommenden an, für die späteren Jahre folge ich den Regierungsberichten, den Mittheilungen in van Gorkom's Ostindischen Kulturen, einer Broschüre von J. F. Cremer und verschiedenen kleineren Notizen.

Das Sultanat Deli, wo die europäischen Unternehmungen zuerst Wurzel faßten, liegt zwischen den Flüssen Labu Dalam und Pamatang Omis, ungefähr zwischen 3° 57′ und 3° 39′ [1]) nördl Br. und 98° 25′ bis 98° 47′ östl. Länge Greenw.; nördlich hiervon liegt die Landschaft Langkat, östlich — die Küste, deren allgemeine Richtung von Nord-West nach Süd-Ost läuft, biegt hier östlich aus — Serdang. Im Süden grenzt das Land an das Gebiet der dem Namen nach dem Sultan unterworfenen Battaker, und da auch der landeinwärts gelegene Theil von Deli durch ihre Stammgenossen bewohnt wird, ist es sehr schwer, eine Grenze zu ziehen. Der nach dem Meere zu gelegene Theil wird durch Malaien (und außerdem von Einwanderern aus dem Archipel und von dem indischen Festland) eingenommen. Uebrigens war die Bevölkerung des Küstenstriches nur schwach; 1862 wurde sie — wohl zu gering — auf 2000 Seelen geschätzt.

Die dortigen Malaien kleiden sich meist in europäische Stoffe von einfachen Farben — weiß oder blau — und selbst die Frauen verwenden wenig Sorgfalt auf ihren Anzug. Die Industrie beschäftigte sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Waffen, sowohl der im ganzen Archipel gebräuchlichen Krisse, als von Schwertern von der Art, welche in Atjeh gebräuchlich ist. Die Krisse werden gewöhnlich mit einfacher, gerader Klinge gemacht, welche etwa einen halben Meter lang und schmal ist; die Scheide ist entweder nur von Holz oder bei besseren Sorten sind in dasselbe schmale Ringe von Elfenbein, Ebenholz oder Horn eingelegt. Auch der Griff ist von feinem Holz, Horn oder Elfenbein, oft künstlich bearbeitet und mit goldener oder silberner Filigranarbeit (die auf Sumatra überhaupt in hoher Vollendung verfertigt wird) geschmückt. Eine zweite Art Krisse mit gebogenem Griff, die vorn im Gürtel getragen wird, ist viel kürzer. Die Schwerter sind gerade oder wenig gekrümmt, zweischneidig und 8 Decimeter lang; der Griff ist kreuzförmig, etwa 10 Centimeter lang, häufig von Silber. Die Klingen sind gewöhnlich von fremdem Ursprung, die theuersten türkisches, die gewöhnlichen englisches Fabrikat. Meist werden sie entblößt getragen, nur selten haben sie hölzerne oder lederne Scheiden.

Die in Deli gebauten Schiffe sind schwerfällig, der Mast, welcher in der Mitte steht, trägt ein großes, viereckiges Segel. Andere Erwerbszweige wie das Salzen und Trocknen von Fischen sind viel weniger bedeutend, als sie früher waren.

Viel zahlreicher als die malaiische war die Batak'sche Bevölkerung; man sprach von einzelnen Häuptlingen, welche die Herrschaft über 40 000 Seelen führten. Es muß bemerkt werden, daß zwischen der malaiischen Bevölkerung und den Battakern, welche dem Sultan unterworfen waren, auch äußerlich eine scharfe lokale Trennung bestand, deren Grenze nur selten überschritten wurde. Uebrigens standen die Bataker nur in einem gewissen Lehnsverhältniß zu dem Sultan: sie mußten ihm im Kriege Hilfe leisten, gegen eine gewisse Bezahlung Pfeffer für ihn pflanzen, hatten aber keine weiteren Abgaben zu entrichten. Die Pfefferanpflanzungen hatten durch fortdauernde Streitigkeiten im Innern sehr gelitten; 1823 wurde der Ertrag auf 26 000 Pikuls [1]), 1863 auf nur 8300 Pikuls geschätzt. Die Battaker gehören verschiedenen Stämmen an, deren Dialekte sehr von einander abweichen, so daß sie sich nur schwer mit einander verständigen können; dagegen kommt die Schriftsprache derselben ziemlich überein. Sie sind unter einander in fortwährende Streitigkeiten verwickelt; daß sie Menschen fressen, ist bekannt [2]). Hier und da riefen sie bei ihren Streitigkeiten wohl den Sultan als Schiedsrichter an, gewöhnlich aber kümmerte man sich ebensowenig um ihn, wie er sich um seine Unterthanen, so lange sie ihm das, was ihm zukam, bezahlten; durch ihre vielen Handelsbeziehungen kamen dagegen die Häuptlinge der Malaien in vielfache Berührung mit denselben.

Deli war schon seit dem 17. Jahrhundert ein Zankapfel; doch will ich auf die ältere Geschichte an dieser Stelle nicht weiter eingehen, sondern nur erwähnen, daß der Sul-

---

[1]) In der „Tijdschrift van het Aardr. Genootſ." steht wiederholt 4° 59′ u. s. w., was, wie ein Blick auf die Karte ergiebt, ein Irrthum ist.

[1]) à 125 Amsterd. Pfund.

[2]) Ihre Stammgenossen im Innern scheinen ihr Ohr immer mehr der Mission zu öffnen (Daheim 1882, Nr. 34).

tan von Deli im Jahre 1854 gezwungen wurde die Oberhoheit des Sultan von Atjeh anzuerkennen; auch die benachbarten kleineren Staaten theilten dies Loos, gegen welches der Sultan von Siak vergeblich protestirte. Als nun letzterer, wie ich oben erwähnte, einen Vertrag mit den Niederländern abschloß, wobei ihm dieselben seinen Besitzstand garantirten, wurde in Folge der oben angedeuteten Verhältnisse der Zustand recht gespannt, da ja Atjeh gegenüber die Hände der Holländer gebunden waren. Dennoch schritt die niederländische Regierung ein und es glückte ihr sowohl Siak als Deli zufriedenzustellen. Deli zeigte sich sehr geneigt sich der niederländischen Oberhoheit zu unterwerfen und erbat auch Hilfe gegen Atjeh, hatte aber anfänglich wenig Lust, den Sultan von Siak als Lehnsherrn anzuerkennen, was doch nöthig war, um die Einmengung Hollands zu rechtfertigen; im Gegentheil, es machte selbst noch Ansprüche auf die Gebiete einiger kleiner Fürsten, welche bis dahin ganz unabhängig gewesen waren. Endlich gelang es den niederländischen Unterhändlern, den Sultan von Deli im Jahre 1862 zu bewegen, die Erkennungsurkunde aus den Händen des Generalgouverneurs von Indien anzunehmen und gleichzeitig das Bestehen einer gewissen Beziehung zu Siak anzuerkennen, wobei er jedoch für sich beinahe vollkommene Gleichstellung beanspruchte; man hatte zu bewirken gewußt, daß auch die Gesandten Siaks sich mit dieser Erklärung zufriedenstellten.

Seit dieser Zeit war der Fürst von Deli ein warmer Freund der Niederländer; im Jahre 1864 stellte man einen europäischen Beamten in seiner Residenz an, wofür er sich dankbar erwies, und es entspann sich nun unter den höflichsten Formen und beinahe unbemerkt ein Ringen europäischer und indischer Schlauheit. Einerseits suchte man Deli von Siak unabhängiger zu machen, andererseits es mehr und mehr unter holländischen Einfluß zu bringen; andere Nachbarn, welche nicht so schlau waren und unbequem wurden, wurden im Interesse ihres Lehnsherrn, des den Niederländern treu ergebenen Sultan von Deli, zu ihrer Pflicht zurückgeführt, und auch den Sultan von Siak wußte man zu bewegen, seine Zustimmung hierzu zu geben.

Die flache Küste von Ost-Sumatra trägt den gewöhnlichen Typus des tropischen niedrigen Landes. Man mache sich frei von dem Eindruck, welchen vielleicht das Bild einer üppigen Tropenvegetation erweckt hat; ich will anzudeuten versuchen, welche Empfindungen ein solches niedriges Gestade hervorruft.

Wir befinden uns noch ziemlich entfernt, auf der Rhede; der Dampfer hat den Anker fallen lassen um uns Gelegenheit zu geben, ein mit einigen Eingeborenen bemanntes Boot zu besteigen; das Gepäck ist hinuntergeschafft, wir haben Abschied genommen und mit einem herzlichen „Tot ziens“ (Auf Wiedersehen!) sind wir am Fallreep hinuntergeklettert. Wir stoßen ab; in der ersten Viertelstunde bleiben unsere Blicke nach dem Dampfer gewendet, der kurz nach unserer Abfahrt den Anker gelichtet hat. Eine leichte Rauchwolke verräth uns die Richtung, in welcher er sich entfernt; bald verschwindet sie. Unwillkürlich entschlüpft uns ein Seufzer. Der Blick wendet sich der Küste zu, die für die nächste Zeit unsere Heimath werden soll.

Eine Tropenlandschaft, wenn sie schön ist, vermag gewiß in Jedem, auch dem der ganz unempfindlich gegen solche Gefühle zu sein glaubt, eine Ahnung des Paradieses zu erwecken; wenn sie aber nicht schön ist, dann erinnert sie lebhaft an einen Ort, der mit dem ebengenannten einen starken Gegensatz bildet. Ich weiß nicht, wie es kam, aber während meines Aufenthaltes in den Tropen kam mir dieser Gedanke so häufig, schon wegen der Wärme. Nun, eine Küstenlandschaft gehört zu einem der beiden Extreme, eine flache Küste aber zu der zuletzt genannten Gattung.

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate. Die Sonne steht hoch; es ist beinahe Mittag; man fühlt keinen Luftzug. Die Oberfläche des Meeres selbst scheint zu ruhen, kaum daß einzelne dahingehauchte Streifen den Spiegel trüben. Das Auge ermüdet in die Leere zu starren; die Luft scheint greifbar, scheint sich in tausend glimmenden, endlich hell aufleuchtenden Punkten zu bewegen; das Blau des Himmels, manchmal so schön, ist beinahe nur noch über uns sichtbar, nicht mehr tief, nur blaß und matt; es verschwimmt nach dem Horizont zu in ein schmutziges, gelbblaues Weiß. Unser Blick wendet sich nach dem Lande, der ganze Hintergrund ist in Wolken gehüllt, d. h. in dies gleichmäßige gelbblaue Weiß, und wenn wir nicht wüßten, daß noch dort etwas sichtbar sein sollte, unsere Augen würden es uns nicht verrathen. Die halbnackten Ruderer legen sich fest in die Riemen, Wasserströme rinnen die glänzenden, braunen Leiber entlang; die Jacke, die den Oberkörper decken sollte, ist ausgezogen und noch um das Kopftuch gewickelt, um besser gegen die Sonne zu schützen. Jetzt sehen wir einzelne Baumgipfel, dann die dazu gehörigen Stämme, die im Wasser zu stehen scheinen; immer noch kein Land, endlich ein matter weißer Streifen, gegen den sich eine dunkle Linie absetzt. „Ist das nun eine tropische Landschaft?“ würde ein Neuling fragen.

Ja es ist wahr, die Küste ist nicht schön; sie besteht aus einem breiten Streifen Modderboden, der unbewohnt ist und auf dem Wälder von Rhizophoren sich auf ihren Luftwurzeln schaukeln, zwischen denen die giftigen Dünste des Bodens emporsteigen. Auch weiterhin ist das Land flach, später erst fängt es an hügelig zu werden. Die Fläche ist dicht bewachsen; breite Ströme mit vielfältigen Verzweigungen schleichen sich durch die Wildniß hin und führen dem Meere anhaltend neuen Raub zu. An den Ufern findet man die Wohnungen der Eingeborenen, vereinzelt oder in kleinen Gruppen; doch wo es dem menschlichen Fleiß glückt, die wuchernde Pflanzenwelt zu entfernen, an Stellen, wo der Boden nicht mehr modderig ist, da entkeimt, von der Hand des Menschen gepflegt, der fruchtbaren Erde eine Fülle von Schätzen, wie sie wohl nur die tropische Sonne bescheint; und wenn der Boden seinen Reichthum gespendet hat, so genügt es, ihn zwei oder drei Jahre liegen zu lassen; die wohlthätige Natur hat ihn mit üppig wuchernden Pflanzen überdeckt, deren Asche der Erde die Nahrung giebt, deren sie bedarf, um aufs Neue das hervorzubringen, was der habsüchtige Mensch, getrieben durch seine Begierde nach Schätzen, sie hervorzubringen zwingt; doch ich darf hierbei nicht zu lange verweilen und muß noch einige Mittheilungen über das Land machen.

Zur Zeit, von der ich spreche, war Deli noch ein armes Land, selbst die Hauptstadt, die einige (englische) Meilen oberhalb der Mündung liegt, trug vollständig den Charakter eines Dorfes, wie man sie in der Nähe der Küste findet; die Häuser sind meist ganz von Bambu erbaut, einzelne wohl auch mit hölzernen Pfosten; der Flur erhebt sich einige Fuß hoch vom Boden. Die Wände sind aus goberm oder feinerm Flechtwerk von Bambu zusammengestellt, ebenso der Flur, die Dächer sind mit Alang-Alang oder mit Nipa-Blättern gedeckt. Holzwände gehören schon zum Luxus, in größerm Maßstab finden wir sie nur am Palast des Sultans. Es ist dies ein großes Gebäude, an der Vorder- und der Hinterseite mit großer Veranda, alles durch Gallerien verbunden; die Gebäude stehen 8 Fuß vom Boden. Die vordere Veranda ist 90 Fuß lang, 30 Fuß breit; keine Säule, kein Pfosten unterbricht den stattlichen Raum. Der ganze Palast ist mit Pallisaden umgeben;

am Eingang steht ein kleines batakisches Todtenhaus; es ist niedrig, mit Kokosfasern gedeckt und ganz im Style des wilden Stammes gebaut. Dies Gebäude ist eine Ehrenbezeugung, welche die Unterthanen des Sultans aus dem Gebirge (die Bataker) ihm bei seinem Tode beweisen, zum Schein nur, denn als gute Mohammedaner werden die Fürsten auch nach dem Ritus des Islam begraben. Ganz in der Nähe befindet sich eine kleine, aber gut unterhaltene Moschee.

Einige Stunden landeinwärts liegt das alte Deli, merkwürdig, weil die Ueberlieferung behauptet, daß in früherer Zeit (jedoch in einer Zeit, als es schon Geschütze gab, deren zwei hier gefunden wurden) das Meer bis hierher gereicht habe. Jetzt ist hier die Grenze der Malaien und Bataker (die natürlich durch die vielen Unternehmungen und deren Arbeiter verrückt ist).

Hier findet man überhaupt zuerst den Typus der (auch den Dajakern auf Borneo eigenthümlichen [1]) gemeinschaftlichen Wohnungen mit einem langen Durchgang, rechts und links mit Gemächern für die einzelnen Familien; in der Mitte befindet sich ein gemeinschaftlicher Herd. Von hier aus machte Herr Caets de Raet im Jahre 1867 seinen Zug nach dem Tobasee (XXII Batav. genootsch.), den Herr Dr. Schreiber in Petermann's Geogr. Mittheilungen 1876, S. 64 erwähnt; die Eingeborenen am See hatten davon erzählt, ohne daß ihm, als er seinen Artikel schrieb, etwas Näheres darüber bekannt geworden war.

Im Folgenden, wenn ich von den ins Innere des Landes unternommenen Zügen spreche, werde ich noch einige Notizen über das Land und die Bewohner geben; für jetzt möge dies Wenige genügen um anzudeuten, daß in der Zeit, als die ersten Kultivations-Unternehmungen gegründet wurden, Deli ein armes, nicht viel versprechendes Land war.

[1]) Es dürfte interessant sein einen Vergleich zwischen Dajakern und Batakern anzustellen, da beide sehr viel Aehnlichkeit zu haben scheinen; vielleicht sind sie der Typus der reinen, nicht durch den Einfluß der Hindus veränderten malaiischen Race.

Anthropologische und ethnographische Miscellen.

Mitgetheilt von **R. Andree.**

Schwanzmenschen. Oft schon sind von Reisenden Berichte darüber eingesandt worden, daß auf den Inseln des ostindischen Archipelagus sich Menschen mit Schwanzstummeln befänden. Die Erzählungen wiederholen sich seit langer Zeit schon bei den Eingeborenen („Globus" XXXII, S. 127), positive Erhebungen wissenschaftlich gebildeter Reisenden, geschweige denn Präparate liegen darüber bis jetzt nicht vor. In seinem neuen Werke „Unter den Kannibalen Borneos" (Jena 1882, S. 164, 271) kommt der Naturaliensammler Carl Bock wieder auf die Sache zurück. Im Reiche Kutei (Ostborneo) erhielt er „so bestimmte Aussagen" über die „Orang buntut", d. h. Schwanzmenschen mit zwei bis vier Zoll langem Schwanz, daß er einen zuverlässigen Mann in deren nur wenige Tagereisen von Long Puti entferntes Land schickte, welcher 500 Gulden Belohnung erhalten sollte, falls er ein Paar Orang buntut wohlbehalten auf holländisches Gebiet brächte. Die Sendung scheiterte an einem Mißverständniß.

* * *

Ein schielendes Volk. Unter 9° südl. Br. und zwischen 34° und 35° östl. L. v. Gr. liegt in Afrika das Land Upangwa nördlich vom Njassa-See. Es wurde 1878 von Joseph Thomson erforscht, welcher von dem dort lebenden Volke, den Wapangwa, erzählt, daß sie sehr häßlich, sehr dunkel und von starkem Negertypus seien. „Fast alle waren durch einen besondern Fehler am Auge gekennzeichnet, so daß sie mit Recht den Namen der schielenden Neger verdienen." Es mag dieses, sagt Thomson, ein angeborener Fehler sein. „Abgesehen davon, daß sie schielen, ist auch eine große Anzahl auf dem rechten Auge blind" (Thomson, Seen von Central-Afrika, Jena 1882, I, S. 187). Thomson will Vererbung und Zuchtwahl hierbei ins Spiel bringen — uns scheinen aber eher Augenkrankheiten zu Grunde zu liegen.

* * *

Das ostdeutsche Haus. Wenig oder fast nichts hat sich im deutschen Osten von jenen germanischen Stämmen erhalten, welche dort vor dem vierten Jahrhundert ansässig waren, ehe die Slaven in die Lande bis zur Elbe vordrangen. Wir sehen dort in den Ortsnamen, in den Sitten, Gebräuchen, ja vereinzelt in der Sprache slavische Anklänge; was aber Deutsch ist, rührt von der spätern Kolonisation seit dem zehnten Jahrhundert her. Nun kommt Rudolf Henning in Straßburg und will uns auf einem Gebiete, das er speciell beherrscht, den Nachweis führen, daß doch noch etwas von den vorslavischen Germanen Ostdeutschlands sich erhalten hat und dieses ist die Bauart des ostdeutschen Hauses. In seinem Werke „Das deutsche Haus" (Straßburg 1882) widmet er diesem von Meitzen bis in das russische Polen verfolgten Typus besondere Aufmerksamkeit, einem Typus, der durch eine offene Säulenhalle vor dem langgestreckten Bauerhause charakterisirt ist. „Welcher Bauweise gehören diese Häuser aus Hinterpommern und Polen an? Nach der slavischen Seite stehen sie völlig isolirt da, mit dem russischen Hause zeigen sie keine Berührung." Dagegen sind sie durchaus identisch mit den ältesten nordischen Häusern. Das nordische und ostdeutsche Haus zeigen nach Henning nicht nur dieselbe Grundlage, sondern beide haben auch noch ein Stück gemeinsamer Geschichte durchgemacht. Ursprünglich ist überall die ganze Vorhalle offen, dann ist dieses nur bei der Hälfte der Fall und schließlich wird die ganze Vorhalle in den Bau einbezogen. „Diese Uebereinstimmung ist sehr merkwürdig und es läßt sich die Annahme kaum umgehen, daß hier wirklich ein alter Zusammenhang obwaltet zwischen der Bauart des Nordens und derjenigen unseres Ostens. Dieser Zusammenhang läßt sich historisch auch sehr wohl erklären, denn wir befinden uns hier zwischen Oder und Weichsel in demjenigen Gebiete, wo vor den Slaven die ostgermanischen oder vandilischen Stämme, die nächsten Verwandten der Skandinavier, wohnten. Ja, in dieser Gegend müssen die Nordländer einst selber gesessen haben, ehe sie sich an der Ostseeküste ausbreiteten und ihre neue Heimath besiedelten" (S. 83). Die nachwandernden Slaven

übernahmen, nach Henning, die Bauweise der Germanen, übten sie weiter und überlieferten sie uns.

* * *

Indianische Töpferei. Wollen wir wissen, wie der Mensch in prähistorischer Zeit seine Gefäße formte, so dürfen wir bei den Naturvölkern uns darüber Rath erholen. Von den am Maroni hausenden Cariben Surinams erzählt uns A. Kappler (Holländisch-Guiana, Stuttgart 1881, S. 101), daß die Weiber derselben den röthlichen oder blauen Thon gut durchkneten und dann mit dem Pulver der verkohlten Rinde des Kewibaumes vermischen. Außer einem Brettchen, auf welchem das Gefäß aufgebaut wird, verwenden sie bei ihrer Arbeit nur einige Löffel und Spatel aus Kalebasse zum Glätten. Die Töpfe werden vom Boden aus aufgebaut, indem der zu runden Würstchen gerollte Thon allmälig übereinandergelegt, mit den Spateln geglättet und mit Rand und Henkel versehen wird. „Geübte Frauen verstehen diese Krüge ohne alle Form so hübsch rund und gleichmäßig zu machen, daß ein Töpfer auf der Drehscheibe sie kaum besser herstellen würde.“ Die lufttrockenen Gefäße werden mit einem jaspisartigen Stein polirt, dann in einem Feuer aus Baumrinde gebrannt und schließlich mit dem braunen Safte eines Käfers bemalt.

* * *

Die Hindudorfgemeinschaft. So viel erobernde Völker auch über Indien hingegangen sind, so oft auch Religionswechsel im Gangeslande vorkamen, so ist doch die Dorfverfassung der Hindus, gleichviel ob dieselben jetzt Brahmagläubige, Mohammedaner oder Christen sind, in höchst konservativer Weise dieselbe geblieben. Sie reicht in die graue Vorzeit zurück und ist von hohem Werth für das Studium der socialen Zustände unter den Ariern. Bereits früher haben Sir Henry Maine in seinen „Village communities east and west“, ferner Elphinstone in seiner „History of India“ ihre Aufmerksamkeit diesen Kommunen zugewandt, und jetzt ist uns ein hochinteressantes Specialwerk über diesen Gegenstand zugegangen: The Aryan village in India and Ceylon. By Sir John B. Phene (London, Macmillan 1880). Es behandelt das moderne Dorfleben in Bengalen, die Ackergemeinschaft auf Ceylon und die Entwickelung des indo-arischen socialen und Landsystems. Ein Glossar erläutert die einheimischen im Text gebrauchten Wörter.

Das Hindudorf ist eine kleine Republik mit selbstgewählten Behörden. Das Land rings um das Dorf ist durch genau bestimmte Grenzen von demjenigen der Nachbardörfer abgeschieden. Charakteristisch ist, daß dasselbe dem ganzen Dorfe gemeinschaftlich gehört und nur an die einzelnen Gemeindemitglieder in passenden Antheilen vergeben wird. Darüber wird eine ganz genaue Buchführung von Seiten der Dorfbehörden geführt und jeder Bauer hat seinen Zins nach der Güte und Größe des ihm übertragenen Landstückes zu zahlen. Der Hauptverwalter des Ganzen ist der Mandal, welcher durch allgemeines Stimmrecht erwählt wird, dessen Amt de facto aber ein Erbposten ist, welcher vom Vater auf den Sohn übergeht. Neben ihm fungirt der Feldhüter und der Rechenmeister, der auch der öffentliche Briefschreiber für die Analphabeten ist, und die Gemeindeabrechnungen hält, die Gelder einkassirt ꝛc. Gleich jenem wird der Gemeindeastrolog aus öffentlichen Mitteln bezahlt; er hat den Kindern das Horoskop zu stellen und entscheidet, ob die himmlischen Zeichen zu irgend einer wichtigen Unternehmung günstig sind. Endlich ist er auch der Dorfschulmeister. Ein wichtiger, wenngleich mit der Gemeinde selbst nicht verknüpfter Einwohner des Dorfes ist der Geldverleiher, der Wucherer, der immer bereit ist vorzuschießen und große Zinsen nimmt. Die Hindubauern sind im Durchschnitte sehr arm; sie leben von der Hand in den Mund und mißräth einmal die Ernte, so tritt gleich Hungersnoth ein.

* * *

Die ältesten Norweger. Grabstätten aus dem Steinzeitalter waren bisher in Norwegen unbekannt, während dieselben in Schweden und Dänemark häufig vorkommen. Doch sind Spuren einer alten Bevölkerung in jenem Lande bis zum Polarkreis hinauf in Gestalt von Steingeräthen keineswegs selten, namentlich an den Fjorden, weniger im bergigen Innern. Selbst sogenannte Ateliers hat man aufgefunden, den prähistorischen Menschen aber erst vor Kurzem bei Svelrik am Christianiafjorde. Das dort entdeckte aus flachen Steinen konstruirte und mit einem großen Deckstein geschlossene Grab enthielt die Reste von drei Individuen, darunter ein Weib. Grabbeigaben waren fünf Lanzenspitzen aus Feuerstein. Ein, wahrscheinlich männlicher, Schädel war so gut erhalten, daß er gemessen werden konnte; er zeigte einen Index von 76,4; er ist demnach mesocephal. Die weiteren Messungen theilt Dr. C. Arbo, dem wir diese Nachrichten verdanken, in der Revue d'Anthropologie, Juillet 1882, p. 497 mit.

Dieser Schädel stimmt auffallend überein mit einem dänischen Schädel der Steinzeit, welchen Eschricht (Archiv für Anthropologie IV, S. 348) beschrieben hat, woraus man schließen will, daß Dänemark und Norwegen zur Steinzeit von derselben Race bewohnt waren. Nilsson hat bekanntlich die — später von ihm wieder aufgegebene — Ansicht aufgestellt, daß Skandinavien zur Steinzeit von Lappen bewohnt gewesen sei, aber der Schädel von Svelrik widerspricht dem, denn er zeigt durchaus andere Maße als die lappischen Schädel.

* * *

Flämische und wallonische Schädel. Dr. Emil Houzé hat (Brüssel 1882) eine Schrift „Les indices céphaliques des Flamands et des Wallons“ herausgegeben, welche den in Belgien bestehenden ethnischen Dualismus klar zum Ausdruck bringt. Flamingen und Wallonen, jetzt in einem Staate vereinigt, sind nach Geschichte, Sprache, Körperbeschaffenheit sehr verschieden und es war zu vermuthen, daß auch die Schädelformen beider Stämme sehr von einander abweichen würden. Bekannt ist, daß schon im prähistorischen Belgien dolichokephale und brachykephale Menschen zur Zeit des Mammuths und Rens neben einander existirten; in historischer Zeit kennen wir den Gegensatz zwischen den brünetten keltischen romanisirten Wallonen und den blonden germanischen Flamingen. Im Ganzen hat Houzé nun 405 Schädel aus den rein flämischen Provinzen gemessen und dabei die Stadtbevölkerung möglichst vermieden. Die mittleren Indices derselben schwanken zwischen 76,5 und 78,3. Dagegen fanden sich an den 274 wallonischen Schädeln mittlere Indices, welche zwischen 78,5 und 81,2 schwanken. Der Unterschied ist charakteristisch und durchschlagend.

* * *

Verunstaltung des Schädels in Rußland. Daß in Frankreich (Toulouse ꝛc.) künstliche Verunstaltung der Schädel bei den Neugeborenen noch vorkommt, ist bekannt. Weniger bekannt aber ist, daß dieser Brauch in Rußland noch sehr weit verbreitet ist. Pokrowsky hat in den Schriften der Moskauer Gesellschaft der Freunde der Natur, Anthropologie und Ethnographie (1882, viertes Heft) jetzt eine Abhandlung über diesen Gegenstand veröffentlicht, in der er nachweist, wie die schon von Hippokrates und Strabo im heutigen Rußland nachgewiesene Sitte noch im Kaukasus, in

einem Theile Weißrußlands und bei den Lappen des Gouvernements Archangelsk vorkommt. Während wir bei den primitiveren Kaukasusvölkern den Brauch nicht auffallend finden, interessirt uns dagegen das Vorhandensein desselben in Polen. In den Distrikten von Radom und Gorno Kalvari formt die Hebamme die Köpfe der Neugeborenen mit den Händen kugelförmig und reichen hierzu die Hände nicht aus, so bedient dieselbe sich der Binden. Dieser Brauch sei von den Polen auf die Weißrussen übergegangen, meint Pokrowsky. Die Lappen aus Nordrußland, welche 1879 auf der anthropologischen Ausstellung in Moskau waren, gaben an, daß nur bei gewissen Familien ihres Volkes Deformirung des Schädels mittels besonderer Mützen und Bandagen vorkomme, „um das Eintreten von Wasser in den Kopf zu hindern“. Diese Meinung ist vielleicht daher entstanden, weil unter ihnen Wasserköpfe häufig sind.

Ueber die Verstümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern.

Von **Francis Birgham** in Wiesbaden.

I.

Zu allen Zeiten und in allen Zonen haben die Menschen der verschiedensten Völker und Racen gesucht, durch Entstellung und Verstümmelung verschiedener Theile ihres Körpers eine ihrem respektiven Geschmacke zusagende Verbesserung und Verschönerung herbeizuführen. Kopf- und Barthaare werden auf die mannigfaltigste Weise geschnitten, rasirt und arrangirt, Ohrlappen und Lippen werden durchlöchert und erweitert, Nasenseptum und Nasenflügel werden durchbohrt, die Augenbrauen und Haare am Körper ausgerupft, Taille und Füße eingezwängt und verkrüppelt, und Tättowirungen und Beschneidungen der verschiedensten Art ausgeführt. Ja selbst an den so unentbehrlichen Zähnen, welche der Kulturmensch sich nöthigenfalls künstlich zu ersetzen sucht, werden die mannigfaltigsten Verstümmelungen vorgenommen, indem sie bald spitz oder kurz gefeilt, bald künstlich gefärbt oder gar ganz ausgeschlagen werden. Es dürfte wenig bekannt sein, wie weit verbreitet dieser sonderbare Brauch ist, welchem zahlreiche Völkerstämme in fast allen Erdtheilen huldigen. Da auch in den betreffenden Fachschriften dieser Gegenstand nur nebensächlich behandelt wird, dürfte eine vollständige Zusammenstellung, als Beitrag zur vergleichenden Ethnographie, von Werth sein.

Afrika.

Die wahre Heimath der verstümmelten Vorderzähne scheint der schwarze Erdtheil zu sein, wo sich die Sitte bei zahlreichen Negervölkern, sowohl unter den Bantustämmen, als den Sudannegern, von der Ost- bis zur Westküste, vom Schari und obern Nil im Norden bis herab zum Zambesi im Süden, findet. Allgemein sind zwei verschiedene Arten der Verstümmelung verbreitet, sowohl das Ausschlagen einiger Schneidezähne, als das Spitzfeilen derselben. Da gelegentlich beides auch gleichzeitig vorkommt, so können wir die verschiedenen Stämme nicht nach diesen zwei Weisen gesondert betrachten, sondern müssen sie nach der geographischen Lage ihrer Wohnorte anführen.

Ost-Afrika. Bei dem großen Volke der Makua oder Mokoa, welche zwischen dem Rowuma im Norden und dem Zambesi im Süden wohnen, werden die Vorderzähne gewöhnlich spitz gefeilt (nach O'Neil, „Globus“ Bd. 41, S. 296), was auch bei den westlicheren Wahiaos der Fall ist. Bei den Mangandschas am Schire und Schirwa-See haben die Weiber spitz gefeilte Zähne (v. Barth's „Ost-Afrika“ 1875, S. 177), so daß ihr großer Mund beim Lachen dem Rachen eines Krokodils oder einer Katze gleicht, und auch bei den Matumboka am Njassa-See werden die hübschen Zähne der jungen Mädchen zugespitzt (v. Barth, a. a. O. S. 234). Bei den Batoka oder Bakoba am Zambesi in der Nähe der Viktoria-Fälle werden dagegen beim Eintritt der Mannbarkeit die oberen Vorderzähne ausgebrochen, und wer seine vollständigen Zähne besitzt, wird allgemein für häßlich gehalten. Der Basuto-Häuptling Sebituane, welcher sie unterjochte, konnte selbst durch Androhung schwerer Strafen es nie dahin bringen, daß sie eine Grille aufgegeben hätten, für welche sie selbst keinen Grund anzugeben wußten (v. Barth, a. a. O. S. 120). Bei den südlicheren Stämmen der Betschuanen, Bassutos und Kaffern kommt die Sitte nicht vor, und besonders die Zulu-Kaffern zeichnen sich durch ihre blendend weißen Zähne aus (Dr. Kranz, Ausland 1880, S. 45).

Weiter nach Norden, in dem Gebiete zwischen dem Tanganjika und der Küste, wird die Sitte des Spitzfeilens seltener. Zwar berichtet Burton, daß unter den Wahhutu im Usagara Gebirge einige die Schneidezähne spitz feilen, doch glaubt er, daß sie vielleicht von den Wahiaos oder anderen südlichen Stämmen abstammten („Globus“ Bd. II, S. 140), und auch bei den Wadu raspeln manche die beiden inneren Seiten der oberen beiden Schneidezähne derart aus, daß ein offenes Dreieck entsteht (Burton, a. a. O. S. 142); aber sonst kommt die Sitte in diesen Gegenden nicht vor. Dagegen reißen die Frauen der Wanjamuesi ihre beiden unteren Mittelzähne aus (Burton, a. a. O. S. 174). In Unjara an der nordöstlichen Küste des Ukerewe sah Stanley in dem Dorfe Muiwanda sogar Männer, welche sich dadurch auszeichneten, daß ihnen sowohl die oberen als auch die unteren Vorderzähne fehlten (Through the Dark Continent, I, p. 169), während in Uhjeja, westlich vom Tanganjika, die Eingeborenen wieder ihre oberen Zähne spitz feilen (Stanley, a. a. O. II, S. 71).

Ueber die Verbreitung der Zahnverstümmelung unter den Völkern im obern Nil-Gebiet, in den Flachländern der Bahr-el-Ghazal-Zuflüsse, berichtet Schweinfurth Ausführliches. Am beliebtesten ist daselbst das Ausbrechen der unteren Schneidezähne, was bei den Schilluk frühzeitig und ausnahmslos stattfindet (Im Herzen von Afrika, 1874, Bd. I, S. 95), wie auch bei den Dinka, und zwar bei beiden Geschlechtern. Ekelhaft erscheinen bei diesen Stämmen alte Leute auch dadurch, daß ihre stehen gebliebenen oberen Schneidezähne durch den mangelnden Widerstand von unten zum Munde herausragen und sich gespreizt ausnehmen, wie die Finger einer ausgestreckten Hand; solche Leute nennen die Nubier „Abu Senün“, d. h. Vater Raffzahn (I, S. 162). Bei den Schre sind sowohl bei Männern als Frauen die Zähne intakt, nur pflegen sie die

Lücke zwischen den beiden mittelsten Schneidezähnen gern durch einen Ausschnitt zu erweitern (II, S. 414). Bei den Bongo ist wiederum beiden Geschlechtern das Ausbrechen der unteren Schneidezähne gemeinsam, eine Operation, welche erst nach völlig beendetem Zahnwechsel vorgenommen wird. Nur im südlichen, an die Niam-Niam grenzenden Theile des Landes unterbleibt diese Verstümmelung, welche diesem Volke gänzlich fremd ist; dagegen tritt das Spitzfeilen einzelner oder aller Zähne an ihre Stelle. Das seitliche Ausfeilen der oberen Schneidezähne wird auch von denjenigen Bongo vorgenommen, welche sich die unteren ausbrechen. Gewöhnlich wird auf der Berührungsfläche der beiden mittelsten eine Lücke ausgefeilt; bei anderen Individuen beobachtet man einen seitlichen Einschnitt an allen vier Schneidezähnen, so daß sich zwischen dieselben überall ein starker Zahnstocher hindurchstecken ließe (I, S. 321). Die menschenfressenden Niam-Niam oder Sandeh feilen sich, wie schon erwähnt, die Schneidezähne spitz (II, S. 6) und auch bei den Kredj werden die oberen Schneidezähne entweder spitz gefeilt oder nur in der Lücke zwischen den einzelnen Zähnen ausgefeilt; die unteren bleiben intakt (II, S. 385). Bei den Monbuttu am Uelle findet dagegen weder ein Ausbrechen der unteren Schneidezähne noch ein Spitzfeilen statt (II, S. 114).

West-Afrika. Daß auch bei den kriegerischen Fam-fam (Fan), im Ogowe-Gebiete, die Gewohnheit herrscht, bei beiden Geschlechtern die oberen Schneidezähne spitz zu feilen, ist oft als Beweis ihrer ethnischen Verwandtschaft mit den Niam-Niam angeführt worden (Hübbe-Schleiden, Aus allen Welttheilen, Bd. XI, S. 25; Schweinfurth, II, S. 21), doch haben wir bereits gesehen, daß derselbe bei der großen Verbreitung der Sitte nicht stichhaltig ist. Bei den Okandas berichtet Marche, dieselbe Procedur an drei jungen Männern vollzogen gesehen zu haben, und zwar giebt er an, daß die stumpfen Kanten der Zähne nicht abgefeilt, sondern ungefähr, wie man Zucker klopft, mit einem Messer abgeschlagen wurden (Hübbe-Schleiden a. a. O.). Ebenso ist das Spitzfeilen bei den Stämmen der Otando, Apono, Ishogo und Aschongo Sitte (Du Chaillu, Aequatorial-Afrika, S. 74, und Aschango-Land, S. 431). Bei den Eingeborenen der Loango-Küste, den Bafiòte, finden wir dagegen wieder das Ausbrechen der oberen Schneidezähne als allgemeinen Brauch (Ausland 1879, S. 932, nach Soyaux' „West-Afrika").

Weiter im Süden werden bei den Bajaka, bei Pungo Andongo am Koanza, bei beiden Geschlechtern die oberen Vorderzähne zugespitzt; da diese Operation aber nicht selten mißlingt, so erscheinen die Zähne entsprechend häufig ganz ausgebrochen (Ausland 1880, S. 673, nach Güßfeldt). Von den Luchaze, welche zwischen Cuito und Cuando wohnen, berichtet Serpa Pinto, daß sowohl Männer als Frauen sich drei Vorderzähne dreieckig zu schneiden pflegen, so daß bei geschlossenen Zähnen rautenförmige Oeffnungen entstehen. Auch bei den Ambuella, am Cuando und dessen östlichen Zuflüssen, fand derselbe Reisende, daß bei beiden Geschlechtern die Vorderzähne dreieckig eingeschnitten werden, ebenso bei den Quimbande, welche im Gebiet der Cuime und Onda wohnen; doch ist bei ersteren der Winkel der dadurch hergestellten Oeffnung größer, als bei letzteren (Aus allen Welttheilen, Bd. XII, S. 360).

Central-Afrika. Daß die Sitte der Zahnverstümmelung nicht allein auf beiden Seiten des Kontinentes, sondern auch quer durch denselben verbreitet ist, wird uns durch Stanley's Bericht seiner Congofahrt bestätigt. Schon am obern Congo-Lualaba in Ubwire (2° südl. Br.) traf er den mächtigen Stamm der Wabwire oder Wasongora Meno, des „Volkes mit den gefeilten Zähnen" (Through the Dark Continent II, p. 173). Bei den Wane Mpungu, welche zwischen dem fünften und sechsten der Stanley-Fälle, unter dem Aequator, wohnen, war bei jedem Mann die obere Zahnreihe spitz gefeilt (a. a. O. II, S. 241), und in Urangi, an dem großen Bogen des Congo (2° nördl. Br.) trugen die Eingeborenen Halsbänder von Menschenzähnen, und ihre eigenen Zähne waren gefeilt (a. a. O. II, S. 290). Bei seiner raschen, mit fortwährenden Kämpfen verbundenen Fahrt konnte Stanley natürlich keine ausführlichen Beobachtungen anstellen, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß fast sämmtliche am Mittellauf des Congo lebenden Stämme, welche größtentheils Menschenfresser sind, der Sitte des Spitzfeilens der Vorderzähne huldigen. Schon Nachtigal berichtete, daß weit im Süden von Wadaï, etwa noch 12 bis 15 Tagereisen südlich von Dar Runga (also genau am Nordbogen des Congo), das Volk der Benda oder Banda wohne, daß auch diese die vorderen Zähne spitz feilen und zum großen Theil Anthropophagen sind (Zeitschrift der Ges. für Erdkunde, Berlin 1875, S. 115).

Weit im Süden des Congo, in den Lunda-Staaten, dem Reiche des Muata-Janvo, taucht nochmals eine Spur dieser Sitte auf; bei den Weibern der Kalunda, welche sich speciell in der Hauptstadt Mussumba und ihrer Umgegend Molua nennen, werden die beiden oberen Schneidezähne rundgefeilt und die beiden unteren ausgebrochen (Ausland 1880, S. 729, nach Dr. Pogge's „Im Reiche des Muata-Janvo").

Im Sudan sind es nur die Somrai, am Schari im südlichen Bagirmi, die sich einen Schneidezahn ausbrechen („Globus" Bd. 39, S. 260, nach Nachtigal), dagegen herrscht unter den Weibern in Bornu die Sitte, die Zähne künstlich zu färben, die wir später in Ost-Asien und dem malaiischen Archipel allgemein verbreitet wiederfinden werden. In Bornu werden die Zähne künstlich roth gebeizt, während die Weiber von Bagirmi ihre weißen Zähne bewahren (Nachtigal, a. a. O. S. 275).

Was die Gründe und Ursachen für diese allgemeine Zahnverstümmelung unter den Afrikanern betrifft, so sind dieselben fast ebenso mannigfaltig, als die verschiedenen Arten und Weisen derselben. Waitz hält die künstliche Gestalt, welche die Neger ihren Zähnen geben, für nationale Zeichen der verschiedenen Stämme (Anthropologie der Naturvölker, Bd. II, S. 88). Dies mag in den meisten Fällen, wenn auch nicht in allen, richtig sein. Von dem Spitzfeilen der Schneidezähne glaubt Schweinfurth, daß es den Zweck hat, in Einzelkämpfen und beim Ringen wirksam in die Arme des Gegners einbeißen zu können, und somit die Wehrhaftigkeit zu erhöhen (a. a. O. II, S. 6), während er das Ausbrechen der oberen Schneidezähne für eine Nachahmung der vergötterten Wiederkäuer hält (a. a. O. I, S. 162). In vielen Fällen wird die Sitte auf den rohen Geschmack und das falsche Schönheitsgefühl des Volkes zurückzuführen sein, in anderen auf den Wunsch, dem Gesichte ein möglichst wildes und gefährliches Aussehen zu geben; auch dürfte bei manchen Stämmen die Operation als Ceremonie der Mannesweihe sowie als Abzeichen der Pubertät gelten. Dagegen ist es keineswegs bewiesen, daß spitz gefeilte Zähne als Beweis für den Kannibalismus ihrer Besitzer gelten können.

Australien.

Während unter den Negervölkern, wie wir gesehen haben, das Spitzfeilen und Ausschlagen der Vorderzähne, je nach der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stämme, gleich-

zeitig vorkommt, ist unter den australischen Eingeborenen ausschließlich das Ausschlagen gebräuchlich. Dieser weit verbreitete, wenn auch nicht allgemeine Brauch scheint seit Jahrhunderten unter den Ureinwohnern des fünften Erdtheils zu bestehen. Schon der britische Seefahrer William Dampier, welcher am 4. Januar 1688 an der Westküste von Neu-Holland in 16° 50' südl. Br. landete, berichtet über die dortigen Eingeborenen: „Ich weyß zwar nicht, ob sie ihnen die vördersten beyden Zähne an den oberen Kinnbacken mit Fleyß ausreißen, gewiß aber ist, daß sie allen, Mann- und Weibs-Personen, Alt und Jungen fehlen" (Neue Reise um die Welt. Leipzig 1708, S. 844).

Diese alte Sitte hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich bei den meisten Stämmen nur die Knaben im 7. bis 8., bei anderen im 11. oder 12. Jahre dieser Operation unter vielen Feierlichkeiten sich unterziehen müssen (Oberländer's „Australien", Ausland 1879, S. 986). Bei dem Goulburn-Stamm (nördlich von Melbourne) wird der Knabe von drei Stammgenossen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und sich die zwei oberen Schneidezähne ausschlägt, welche er seiner Mutter bringt. Diese sucht einen jungen Gummibaum und versteckt die beiden Zähne in die obersten Aeste. Stirbt der Sohn, so schält man die Rinde unten am Baum und tödtet ihn durch Feuer, so daß er als Denkmal des Todten stehen bleibt (Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. VI, 3. Th., S. 785). Am Macquarie findet das Ausschlagen des rechten Schneidezahnes bei allen jungen Männern statt (Dr. Emil Jung, in Aus allen Welttheilen, Bd. VIII, S. 355), und bei den meisten östlichen Küstenstämmen wird ein Vorderzahn ausgeschlagen. Die ganze Nacht vor der Operation müssen die Jünglinge mit gekreuzten Händen knien; sprechen dürfen sie während des ganzen Festes nicht. Der Stamm der Cameragal (Cammer-ray) hat hier allein das Recht, die Ceremonien vorzunehmen, wofür er von den anderen Stämmen als Anerkennungszeichen einen Zahn der jungen Leute fordert; ebenso fehlt auch jedem Cameragal selbst ein Vorderzahn. Der Zahn wird, unter anderen Feierlichkeiten, mit einem heiligen Stein oder Knochen ausgeschlagen, und zwar der obere rechte Schneidezahn. An der Moreton-Bai (Queensland) herrscht das Zahnausschlagen nicht, ebenso wenig bei manchen Stämmen am Darling, namentlich bei den wilderen nicht. Bei denjenigen, welche nordwestlich vom Darling wohnen, schwankt der Gebrauch; er herrscht nördlich vom Port Macquarie und am ganzen nördlichen Theil der Ostküste, ebenso im Norden. Am Cap York geschieht die Operation verborgen im Walde, durch einen Mann, welcher ein Federkleid trägt; während eines ganzen Monates dürfen die Jünglinge bei Todesstrafe von keinem Weibe erblickt werden. In Port Essington wird der rechte Schneidezahn, selten der linke, ausgeschlagen. Auch im Westen findet man die Sitte, so am König-Georgs-Sund und südlich von der Gauthaume-Bai, aber manche Stämme behalten auch hier alle Zähne, und ebenso schwankt es bei den Eingeborenen mehr im Innern (nach Waitz-Gerland, a. a. O. S. 786 bis 788; s. auch hier die Quellschriften).

Die Bedeutung der Sitte ist noch nicht völlig aufgeklärt, doch scheint sie eine symbolische zu sein (Oberländer, a. a. O.). Bei den meisten Stämmen, wo nur die Knaben sich der Operation unterwerfen müssen, bildet sie jedenfalls, in Verbindung mit anderen Ceremonien, eine Art Mannesweihe, wobei durch Standhaftigkeit eine Muthprobe abgelegt werden soll. Dieser Grund fällt jedoch bei denjenigen Stämmen fort, wo auch die Mädchen sich der Verstümmelung unterwerfen müssen, wie z. B. am Cooper- und Gairdner-See, dem sogenannten Seengebiet in Süd-Australien, worüber Dr. Emil Jung berichtet: Nach vollendetem achten Jahre findet das Ausschlagen der beiden oberen Schneidezähne statt, das sogenannte „Tschirrintschirrie". Dies wird an allen Kindern, Knaben wie Mädchen, vorgenommen. [Auch am Cap Upstart fehlt den Weibern ein Schneidezahn, ebenso um Port Jackson (Waitz-Gerland a. a. O. S. 787), wie auch Dampier schon das Fehlen bei beiden Geschlechtern an der Westküste bemerkte.] Die Operation vollzieht sich in folgender Weise: Zwei etwa 30 cm lange Stäbe von Cuyamurra-Holz werden an den Enden zu Keilen geschärft und zu beiden Seiten eines der bestimmten Zähne eingetrieben. Auf den Zahn selbst legt man nun ein Stück Wallaby-Fell in mehreren Falten und setzt darauf ein starkes, gegen 60 cm langes Stück Holz. Ein oder zwei Schläge darauf mit einem schweren Stein genügen, den Zahn so zu lösen, daß er mit der Hand herausgezogen werden kann. Der zweite Zahn wird auf dieselbe Weise entfernt, worauf feuchter Thon zur Stillung der Blutung auf die Wunde gedrückt wird. Trotz der Jugend der Kinder verrathen sie den Schmerz auf keine Weise. Drei Tage nach der Operation muß das Kind sich hüten, den Rücken von irgend Jemand zu sehen, sonst wächst der Mund zu und es muß Hungers sterben; dagegen darf es Freunden ins Gesicht schauen; die ausgezogenen Zähne werden in ein Bündel Emufedern gehüllt und ein Jahr oder länger sorgfältig aufbewahrt, damit die Adler sie nicht finden und dann dem Kinde nicht neue größere Zähne wachsen, die sich in die Höhe krümmen, und unter großen Schmerzen den Tod verursachen. Ueber den Zweck dieser Sitte haben die Eingeborenen anscheinend keine Kenntnisse, aber über den Ursprung erzählen sie, daß der gute Geist Muramura nach Erschaffung des ersten Kindes diesem die betreffenden Zähne ausgeschlagen habe — warum, wird nicht gesagt —, die Veränderung habe ihm gefallen, und daher sei der Befehl gegeben worden, man solle mit jedem Kinde künftig so verfahren (Land und Leute im Seengebiete Australiens; Aus allen Welttheilen, Bd. VIII, S. 355). Bei den Macquarie-Stämmen herrscht dagegen der Glaube an einen bösen Geist in Pferdegestalt, welcher die Eingeborenen nur dann nicht verschlingt, wenn sie ihm zeigen, daß ihnen ein Zahn ausgeschlagen ist (Waitz-Gerland, a. a. O. S. 787).

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf dem zweiten deutschen Geographentage zu Halle hat Dr. Richard Lehmann die systematische Förderung der wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland besprochen, und im Anschlusse daran hatte die Versammlung eine Kommission, bestehend aus Dr. Lehmann, Prof. Ratzel und Prof. Zöppritz, niedergesetzt mit dem Auftrage, zunächst eine Literaturübersicht der bereits vorhandenen Arbeiten zu Stande zu bringen. Jene Kommission hat nun soeben einen Aufruf an die Vorstände der geographischen, naturforschenden und historischen Gesellschaften, sowie an die Fachmänner erlassen, damit diese nicht nur aus ihren eigenen Publikationen alles überhaupt die deutsche Landeskunde im weitesten Sinne Betreffende zusammenstellen, sondern auch angeben, was sonst über ihr specielles Vereins- resp. Wirkungsgebiet an einschlägiger brauchbarer Literatur bereits vorliegt. Diese Literaturangaben sind an Herrn Prof. Ratzel (München, Akademiestraße 5) zu senden.

— Das Bibliographische Institut veröffentlicht ein handliches Ortslexikon: „Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs" (40 Lieferungen zu 50 Pf. Mit Ravenstein's Specialkarte von Deutschland, 30 Städteplänen und mehreren hundert Wappen). Dasselbe soll in etwa 40000 Artikeln genaue Nachweise über Verkehr, Gerichts- und administrative Zugehörigkeit, Industrie, Handel und Gewerbe bringen, enthält historische Notizen, statistische Tabellen und führt auch alle Gewässer, Berge und sonstigen topographischen Namen auf.

Asien.

— Den Lesern des „Globus" ist aus Bd. XXVIII (S. 236), und XXXI (S. 217 und 261) der allgemeine Verlauf der „Olenek-Expedition" der K. Russ. Geogr. Gesellschaft bekannt, während deren die Untere Tunguska, der Olenek, die Jana und ein Theil der Lena befahren und erforscht wurden. Diese Reisen dauerten vom Frühlinge 1873 bis zum Januar 1875; der Leiter derselben, der Geologe Czekanowski, starb aber bekanntlich schon im folgenden Jahre (s. „Globus" XXXI, S. 157), ehe er seine Resultate hatte verarbeiten und eine zusammenhängende Schilderung seiner Erlebnisse geben können. Sein Begleiter, der Physiker und Astronom Ferdinand Müller, hat nun jetzt, wo durch die Jeannette-Tragödie und die russische Polarstation die Augen Europas wieder auf das Lena-Delta gelenkt worden sind, diese Lücke ausgefüllt und jene Reise unter dem Titel „Unter Tungusen und Jakuten" (Mit Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882) in anziehender populär-wissenschaftlicher Weise beschrieben. Wir empfehlen das Werk als eine fesselnde, oft spannende, dabei aber ernste, gehaltvolle Lektüre; sie ist reich an ethnographischen Schilderungen und eingestreuten botanischen, geologischen und physikalischen Beobachtungen aus jenen bisher fast unbekannten Gebieten. Besonderes Interesse bieten die Bemerkungen über das Thierleben, das heutige sowohl wie das antediluvianische. Das Schlußkapitel behandelt „Sibirien, Land und Leute" in übersichtlichem Zusammenhange und, wie wir hinzufügen, in sehr günstigem Lichte; dann folgen noch drei Beilagen über die Olenekflora, die geologischen Verhältnisse an der Untern Tunguska und Temperaturbeobachtungen.

— Im Septemberhefte der „Proceedings der R. Geographical Society" bespricht Kapitän G. F. Young unter Beigabe einer Karte das Schaktu-Thal in Waziristan (Afghanistan, zwischen 32° und 33° nördl. Br.), welches trotz seiner geringen Entfernung von der englischen Grenzstation Bannu bisher den indischen Topographen völlig unbekannt geblieben ist. Der Grund davon ist die Feindseligkeit der Mahsud-Waziri, des mächtigsten der drei Hauptzweige des großen Waziri-Stammes, deren wiederholte Mordthaten, Viehdiebstähle und Raubzüge auf britischem Gebiete zweimal zu bewaffnetem Einschreiten Anlaß gegeben haben, einmal im Jahre 1860 und dann 1881, wo die Generale Kennedy und Gordon mit zwei Brigaden abgesandt wurden, um sie für das Niederbrennen der Grenzstation Tank zu züchtigen. Bei dieser Gelegenheit wurde das Thal aufgenommen. Die Mahsuds nennt Kapitän Young einen der kriegerischsten, unruhigsten und unabhängigsten von allen Grenzstämmen. Unter einander scheinen sie sich nicht so viel zu bekämpfen, wie andere afghanische Stämme, sind aber ebenso verrätherisch und verworfen, wie diese, dabei aber tapfer und von prachtvollem Körperbau. Da sie wenig Feuerwaffen haben, so kämpfen sie hauptsächlich mit kurzen breiten Schwertern und Schildern und mit Steinen, in deren Schleudern alle ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht wunderbar geschickt sind.

— Ueber die Reise der Herren Colquhoun und Wahab von Kanton nach Bhamo (s. oben S. 190) veröffentlicht die „Mail" ferner einen längern Brief des letztern, datirt Tschutung, fünf Tagereisen westlich von Tali-fu, 16. Juni 1882, dem wir Folgendes entnehmen. Die Reisenden verließen Kanton am 5. Februar, Pe-se oder Pak-schik, wo sie Jün-nan betraten, am 15. März und durchzogen ganz Süd-Jün-nan über Kwang-nan, Kai-hua, Li-nan und Puerh bis Ssu-mao, dem letzten südwestlichen militärischen und administrativen Centrum der chinesischen Regierung in jener Provinz. Auf einigen englischen Karten heißt die Stadt Sz'-mau, bei den birmanischen Schan Mongla, bei älteren Geographen Esmok. Bis Ssu-mao, wo sie Ende April eintrafen, war die Reise ohne Schwierigkeiten und Hindernisse von Statten gegangen, abgesehen davon, daß man beständig das wildeste und bergigste aller bewohnten Länder zu durchziehen hatte. Die Hitze war zuletzt sehr groß, die Wege, wie überall in Jün-nan, entsetzlich schlecht, die Verpflegung, meist aus Schweinefleisch, Eiern und Reis bestehend, armselig und spärlich, abgesehen von den Städten. Der berühmte Thee von Puerh, welcher übrigens gar nicht dort wächst, ist überall im südlichen Jün-nan zu billigen Preisen zu haben. Die Gasthäuser waren meist ganz elend; gewöhnlich waren es „ma-tien", d. h. Stallgasthäuser, mit Unterkunft für Mensch und Vieh, richtiger einfache Ställe. In Folge dieser Umstände sowie der raschen und langen Märsche ermüdeten die Reisenden natürlich sehr, aber ihre Gesundheit hielt aus. Von Ssu-mao hatten sie den Plan, durch das Gebiet der Laos, östlich oder westlich des Mekong nach Zimme oder Xiengmai, dem nördlichsten Laos-Staate in Siam, und von da nach dem südöstlichen Birma zu gehen. In dem nur 25 engl. Meilen entfernten Zimme, wo Mr. Colquhoun schon 1879 mit einer Mission der indischen Regierung gewesen und wohin Vorräthe für sie von Birma aus gesendet worden waren, wäre die eigentliche Erforschungsreise zu Ende gewesen — aber sie sollten es nicht erreichen. Ihr chinesischer Dolmetscher zeigte bei der Ankunft in Ssu-mao keine Neigung, nach Laos zu gehen, und weigerte sich schließlich offen, es zu thun. Auch der dortige Mandarin machte Schwierigkeiten; da in dem benachbarten Staate Xieng-hong wegen der Thronfolge Bürgerkrieg herrschte, wollte er die Expedition mit einem 14tägigen Umwege über J-bang (südöstlich von Ssu-mao) dirigiren, während der direkte Weg nach

Xieng-hong nur fünf Tage in Anspruch nimmt. Alle diese Gründe, die späte und ungesunde Jahreszeit, der Versuch des Mandarinen, die Expedition irre zu führen, die Unruhen in Xieng-hong und besonders die Weigerung des Dolmetschers veranlaßten Mr. Colquhoun, von einem Vordringen nach Süden, das wahrscheinlich doch gescheitert wäre, abzustehen. Bis Ssu-mao waren die Mandarinen die Höflichkeit selbst gewesen und hatten die Reisenden mit Aufmerksamkeiten überhäuft; dort aber trat ein plötzlicher und vollkommener Wechsel ein. Der dortige Mandarin war unhöflich und suchte zu betrügen; Colquhoun ist überzeugt, daß die Behörden in Xieng-hong dahin instruirt waren, seine Weiterreise zu verhindern, falls er über J-bang bis dorthin gekommen wäre, daß aber auch letzteres auf alle mögliche Weise vereitelt worden wäre. J-bang ist ein Laos-Gebiet sieben Tagereisen südöstlich von Ssu-mao, China tributär und liefert den meisten sogenannten Puerh-Thee, der somit ein laotisches und kein chinesisches Produkt ist.

Mr. Colquhoun beschloß also, anstatt südwärts in nördlicher Richtung auf einem noch unbetretenen Wege nach Ta-li-fu zu gehen, nämlich durch das Thal des Pa-pien. Auch diese Route hätten ihm die Beamten gern unmöglich gemacht; er aber konnte sich einer kleinen Karawane, welche dieselbe benutzte, anschließen und so in 22 Tagemärschen Ta-li erreichen. Der Weg erwies sich als besser, als auf der großen Heerstraße über Li-nan und Jün-nan, und die dortigen Eingeborenen waren gastfreundlich, gefällig und gut. Das Papien-Thal ist von großer Schönheit, die Ebene von Tsching-tung (King-tong) und Meng-hua (Mong-hoa) groß und fruchtbar; daß dieselben früher blühend und reich waren, beweisen die zahlreichen Ruinen schöner Dörfer und die gut gebauten und oft reich verzierten Tempel und Häuser. Dieses Gebiet, ebenso wie der Theil von Jün-nan westlich von Ta-li-fu, war vor und während des letzten Aufstandes ein Hauptsitz des Islam, welcher Spuren seiner Herrschaft in der bessern Bauart und namentlich in der Ausschmückung der Privathäuser und Tempel hinterlassen hat. Ein ansehnlicher Theil der immerhin spärlichen Bevölkerung der Ebene ist noch heute mohammedanisch, und in einigen Schulen in Mong-hoa werden noch die Doktrinen des Islam gelehrt. Die meist auf den Bergen und in den Gebirgsthälern sitzenden Aboriginer dieser Gegend sind im Norden meist Lolo, im Süden Han-dshen; auch giebt es viele Lolo, Katu, Oni oder Hami und Pai, sowie einige Kutsung und Patu. Südlich und südwestlich von Ta-li sind die Lolo am zahlreichsten, während um den See von Ta-li nur Mintschia (d. h. eingeborene Familien) sitzen. Die Lissu, eine Unterabtheilung der Lolo, finden sich nordwestlich von Ta-li; die Reisenden kamen mit ihnen nicht in Berührung, wohl aber auf ihrer weitern Reise durch den Süden mit schwarzen und weißen Lolo, Tu-lao, Pula, Lung-dshen, Ju-dshen, schwarzen und weißen Miao, Pai und anderen. Von vielen derselben, ebenso wie von Landschaften, Bauwerken und sonstigen interessanten Gegenständen wurden Skizzen und Photographien genommen; die ganze, etwa 2000 engl. Meilen lange Route bis Ta-li, mit Ausnahme von etwa 100 Meilen, wo man Francis Garnier's Weg folgte, wurde aufgenommen, so daß man nun ein verläßliches Itinerar von Kanton bis Ta-li, eine Aufnahme des Kanton-Flusses und einer von Europäern bisher noch nicht betretenen wichtigen Linie durch das südliche Jün-nan besitzt. In Ta-li traf Mr. Colquhoun mit geleerter Börse ein, fand aber bei Mr. Clarke, von der „China Inland Mission", vorzügliche Aufnahme und Unterstützung für die Weiterreise nach Bhamo, wohin er Ende Mai aufbrach und dabei der wohlbekannten Straße, die Margary, M'Carthy, Gill und andere zurückgelegt haben, folgte. Am 7. Juni erreichten sie Jung-tschang, den westlichsten Sitz einer chinesischen Behörde; dort mußten sie jedoch wegen der Unzuverlässigkeit und des Intriguirens ihres chinesischen Dolmetschers umkehren und nach Tschu-tung (fünf Tagereisen westlich von Ta-li) zurückgehen, wo sie beim Missionär Pater Vial Unterstützung fanden. In dessen Gesellschaft brachen sie am 18. Juni wieder auf; die Reise bis Bhamo nimmt in der trockenen, gesunden Jahreszeit durchschnittlich 15 Tage in Anspruch, dauerte aber bei dem ununterbrochen herrschenden heftigen Regen und den geschwollenen Bächen und Strömen bis zum 14. Juli. Bis zu den Hüften im Wasser watend, oben vom Regen durchnäßt, ohne andere Lebensmittel, als Reis, Salz und Thee, zuweilen im Dickicht übernachtend, ohne Weg und Steg, weite Umwege machend, so legten sie den Rest ihrer Reise mühselig zurück, zufrieden, daß auf dem ganzen langen Wege von fünf Monaten und neun Tagen von Kanton bis Bhamo auch nicht ein einziger Streit, Zank oder eine sonstige Differenz vorgekommen war.

— Es erscheinen im Archipel der **Philippinen** — und zwar ohne Ausnahme in Manila selbst — sechs Zeitungen inclusive die **Gaceta oficial**; vier hiervon, nämlich die erwähnte Amtszeitung, der **Diario de Manila**, der **Comercio** und die **Oceania Española**, erscheinen täglich; ihre Auflage wird auf 6700 Exemplare angegeben; ein zweimal in der Woche erscheinendes Blatt zählt 500, ein anderes im Monate zweimal herausgegebenes zählt 300 Abonnenten. Die Qualität dieser Blätter hat sich in den letzten Jahren erstaunlich gebessert; während Jagor noch von den Zeitungen Manilas berichten konnte, daß ihr Haupttheil kirchliche Nachrichten enthielte und nichts Interessantes darin zu finden wäre, bringen die modernen Zeitungen sehr gute ethnographische und historische Aufsätze, welche, wenn auch nicht wissenschaftlich gehalten, dennoch von denjenigen, welche dem Studium des Archipels obliegen, nicht übersehen werden dürfen. Besondere Beachtung verdient die **Revista Augustiniana**, welche sich mit der Publikation werthvoller Manuskripte aus dem reichen Archive der Augustiner von Manila beschäftigt.

Afrika.

— Der frühere „Club Africano di Napoli" hat sich kürzlich in eine „**Società Africana d'Italia**" umgewandelt, giebt eine kleine Monatsschrift heraus, die wenig Neues bietet, und hat eine Anzahl Medaillen für Reisen, zu schreibende Bücher 2c. ausgesetzt, z. B. für die Erforschung des Uelle und des Dschuba.

— In Südafrika dreht das allgemeine Gespräch sich nur um die riesig reichen **Goldfunde von De Kaap in Transvaal**. In Spitzkof soll ein Digger in einer Woche über 100 Unzen Gold gefunden haben; einer seiner Nachbaren beschäftigt 20 bis 30 Mann; ein dritter will in sechs Wochen nur durch Umdrehen von Steinen $1^1/_2$ Pfund des kostbaren Metalls gesammelt haben. 60 Farmer an den Ufern des Kaap behaupten öffentlich, daß ihr Land goldhaltig sei — was indessen eher dagegen spricht, da sie alle Ursache hätten, die Sache geheim zu halten, bis sie über jeden Zweifel erhaben ist. Auch halten sich die besitzenden Klassen noch von dem Unternehmen fern, ein Beweis, daß es noch nicht auf ganz sicheren Füßen steht.

— Unter dem Namen „**Congo- und Central-Afrikanische Kompagnie**" hat sich eine Handelsgesellschaft gebildet, um die Faktoreien, welche dem Herrn Zagury in Banana, Quissanga, Boma, Ambriz, Loanda, Dondo 2c. gehören, gleichzeitig mit den Dampfern, welche den Dienst zwischen jenen Stationen vermitteln, zu erwerben. Die Gesellschaft will die Handelsbeziehungen dieses Theiles von Afrika mit Europa zu beleben suchen.

— **Stanley** ist aus Afrika nach Europa zurückgekehrt und wird in Brüssel erwartet. Er hat bis jetzt sieben Dampfer auf dem untern Congo in Gang gebracht, vier Faktoreien gegründet und zwar auf Grund und Boden, welchen die einheimischen Häuptlinge formell abgetreten haben, und Straßen um die Wasserfälle herum angelegt. In

die Augen springende Erfolge sind allerdings noch nicht zu Tage getreten.

— Die portugiesische Regierung hat kürzlich mit der „National African Steamship Company“ einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem letztere eine reguläre Linie zwischen Lissabon und Mossamedes, der südlichsten portugiesischen Besitzung in Westafrika, zu errichten und Funchal, die Capverdischen Inseln (St. Vincent und Santiago), die Prinzeninsel, St. Thomas, den Congo, Ambriz, Loanda und Benguela anlaufen zu lassen hat. Vier neue Dampfer von 1800 Tons werden dazu neu erbaut. Derselbe Vertrag verpflichtet die Gesellschaft einen monatlichen Verkehr zwischen den einzelnen Capverdischen Inseln und Boulam auf dem afrikanischen Festlande durch Dampfer von je 450 Tons zu unterhalten. Der Beitrag der Regierung beläuft sich auf 30 Millionen Reis (166 166 Franks).

Australien.

— Die australischen Kolonien Neu-Süd-Wales und Queensland sind bekanntlich außerordentlich reich an Zinn. Jetzt hat man auch in Süd-Australien bei Waitpinga, in der Nähe von Port Victor in 35° 33½′ südl. Br. und 138° 40′ östl. L. Gr., ein sehr ergiebiges Zinnfeld entdeckt.

— Nach dem revidirten Census vom 3. April 1881 besaß die australische Kolonie Viktoria eine Bevölkerung von 862 346, d. i. 452 083 männlichen und 410 263 weiblichen Geschlechts. Es ergiebt dies einen Zuwachs von nur 17,9 Proc. im letzten Decennium. Die eigentliche City of Melbourne (Melbourne proper) zählte 65 859 und mit den Vorstädten im Umkreise von zehn englischen Meilen 282 947. Indem wir im Folgenden die Bevölkerung der nächst größten Städte der Colonien angeben, bemerken wir, daß die mit einem Sternchen bezeichneten als Vorstädte von Melbourne gelten. Die City of Ballarat zählte 37 261, die City of Sandhurst 28 167, Emerald Hill * 25 374, Richmond * 23 405, Fitzroy * 23 118, Prahran * 21 168, Geelong mit Vorstädten 21 175, ohne Vorstädte 14 568, Hotham * 17 839, St. Kilda * 11 654, Williamstown * 9031, Sandridge * 8771, Eaglehawk 7364, Stawell 7348, Brunswick * 6222, Hawthorn * 6019, Footscray * 5993, Clunes 5812, Castlemaine 5762, Essendon and Flemington * 5061, Warnambool 4833, Echuca 4793, Brighton * 4755, Kew * 4288, Daylesford 3889, Maryborough 3895, Sale 3073, Hamilton 2975, Ararat 2740, Beechworth 2500, St. Arnaud 2629, Talbot 2315, Portland 2263 u. s. w.

Inseln des Stillen Oceans.

— Das „Journal of the Straits Branch of the Bengal Asiatic Society“ vom December 1881 enthält ein kurzes vergleichendes Vocabular der Fidschi- und der Maori-Sprache mit Anmerkungen von Thurston und F. A. Wild. Das Maori ist ein anerkanntes Glied der östlichen polynesischen Sprachenfamilie, und aus den vorliegenden Proben könnte auch das Fidschi als zu derselben Gruppe gehörig betrachtet werden. Aber dem ist nicht so. Die Eingeborenen des östlichen Fidschi-Archipels haben durch ihre Verbindungen mit den Tonga-Insulanern lange unter polynesischem Einflusse gestanden, der sich in ihrer äußern Erscheinung und in den zahlreichen Dialekten an den Küsten kund giebt. Indessen zeigen die Schädel der das Innere von Viti Levu bewohnenden Kai Colos einen durchaus papuanischen Charakter; sie sind die dolichocephalsten der Erde; auch ähnelt der äußere Habitus der Kai Colos und anderer von den Tongas unberührt gebliebener Stämme dem der reinen Melanesier auf den Neuen Hebriden und den Salomonsinseln. Derartige Vokabulare, so werthvoll sie an sich sind, führen leicht zu Irrthümern und sind in der That an der Annahme Schuld gewesen, daß die polynesischen und melanesischen Sprachen im Grunde eins wären, während sie in Wirklichkeit in ihrer Morphologie und innern Struktur radikal von einander verschieden sind und nur — Dank dem weitverbreiteten polynesischen Einfluß auf melanesischem Gebiet — im Sprachschatz Einiges gemein haben.

Nordamerika.

— In Britisch-Columbia hat man einen geeigneten Paß durch das Selkirk-Gebirge aufgefunden, wodurch die Canadische Pacific-Bahn um etwa 100 englische Meilen kürzer wird und sowohl im Nordwest-Territorium als in Britisch-Columbia durch besseres Land gelegt werden kann. Die Bahn wird das Felsengebirge etwa 100 englische Meilen südlich vom Yellow Head Paß, welcher ursprünglich dazu in Aussicht genommen war, überschreiten.

Polargebiete.

— Im Frühling verließ bekanntlich Sir Henry Gore Booth in seiner Slup „Kara“ England, um an der Aufsuchung der „Eira“ theilzunehmen und zugleich seine Forschungen in Nowaja Zemlia fortzusetzen (s. oben S. 128). Als Sir Allen Young mit der „Hope“ die Besatzung der „Eira“ im Matotschkin Schar aufnahm, befand sich die „Kara“ ebendort und setzte dann ihre Fahrt an der Westküste von Nowaja Zemlja nach Norden fort, wobei sie in große Gefahr gerieth. Sir Henry Gore Booth telegraphirte darüber am 16. September von Hammerfest: „Traf Eis am 12. August in 75° 45′ n. Br., 58° ö. L. Ankerte am 13. bei Berg-Insel. Wurde vom Eis in die Lyzina-Bay getrieben und verlor am 16. Anker, Tau und Boot. Trieb an Land auf Tern-Insel, so von Markham genannt. Erleichterte das Schiff und kam am 2. September unbeschädigt ab. War bis dahin vom Eise besetzt. Kam am 3. frei und segelte südwärts. Traf Schnee und sehr schlechtes Wetter.“

— Von der schwedischen geologischen Expedition auf Spitzbergen (s. oben S. 32) ist die Nachricht in Stockholm eingetroffen, daß schon am 30. August dort Schneefall eingetreten ist und den Untersuchungen ein Ende gesetzt hat. Die Mitglieder, deren Arbeiten sehr wichtige Resultate ergeben haben, beabsichtigten nach der Beeren-Insel zu gehen.

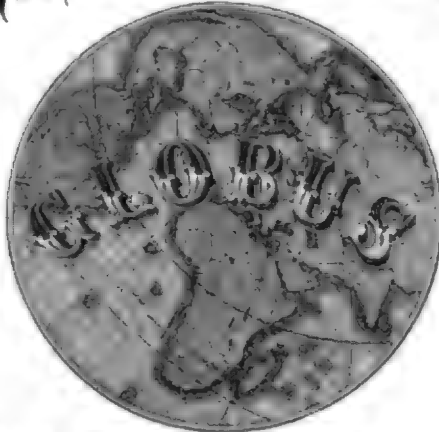
— In Folge der enormen Mengen von Treibeis im Karischen Meere hat der nach dem Jenisei bestimmte Dampfer „A. E. Nordenskjöld“ des Herren Sibiriakow (s. oben S. 190) nach Tromsö zurückkehren müssen. Viermal, am 31. August und am 1., 7. und 8. September, versuchte Kapitän Johannesen Matotschkin Schar zu durchfahren, aber jedesmal vergebens. Dann ging er längs der Waigatsch-Insel in die Karische Straße; dort aber wäre er eingefroren, wenn sein Schiff nicht eine sehr starke Maschine besessen hätte. — In Folge dieser Eisverhältnisse im Karischen Meere fürchtet man auch, wie ein Telegramm aus Vardö (im nördlichsten Norwegen) meldet, daß Lieut. Hovgaard's dänische Polarexpedition, welche bekanntlich von Cap Tscheljuskin nach Norden vorzudringen beabsichtigte (s. oben S. 250), bereits an der Küste von Nowaja Zemlja im Eise eingeschlossen festliegt.

— Der „Willem Barents“ ist am 26. September von seiner fünften arktischen Reise nach Hammerfest zurückgekehrt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XIX [1]).

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien.)

Lortet's ursprünglicher Plan, eine Rundreise um das ganze Todte Meer auszuführen, erwies sich als unausführbar, da alle ostjordanischen Stämme wieder einmal, wie so oft, sich in hellem Aufruhre gegen die türkische Regierung befanden. So beschloß er denn, sich mit einem Ausfluge längs dem Westufer des Todten Meeres zu begnügen, verließ Jerusalem in südöstlicher Richtung und erreichte den Wadi en-Nar oder das Kidronthal etwas südlich vom Dorfe Siluan. Anfangs ritt man zwischen Gärten, in denen Kohl, Melonen und Gurken wuchsen, und Terrassen mit großen Olivenbäumen hin; die mächtigen Schichten des Kalkgesteins waren von zahlreichen Todtenkammern durchsetzt, deren Thüren in der Höhe des Weges lagen. Dann aber wurde die Gegend völlig öde; es begannen niedrige Kreidehügel mit runden Gipfeln, allseitig vom Regen durchfurcht, aus einem weißen, sehr zerreiblichen Gestein bestehend, das mit starken Bänken eines sehr schönen schwarzen Feuersteins wechsellagert. Große Scharen russischer Pilger, Männer und Weiber, in schwere Pelze gekleidet und dicke geschmierte Schuhe an den Füßen kamen schwitzend bereits von Mar Saba zurück. Auf einem nahen Hügel hatten Ta'amirah-Araber ihr Lager aufgeschlagen; langhaarige, schwarze Hunde bewachten dasselbe und stürzten sich wüthend auf den Fremden, der sich nur mühsam ihrer mit Peitschenhieben erwehren konnte. Die Zelte dieser Beduinen sind sehr niedrig und lang und bestehen aus einem groben, schwarz und weiß gestreiften Gewebe aus Ziegenhaar, welches von innen durch eine Reihe kleiner Holzgabeln gehalten wird. Dieser Stamm bewohnt das ganze Gebiet zwischen Hebron, Betlehem, Jerusalem und dem Todten Meer und zählt über 500 waffenfähige Männer; neben der Viehzucht betreiben sie auch etwas Ackerbau; ihre Herden bestehen meist aus braunen und schwarzen Ziegen und Schafen. Den Frauen liegt es ob, Mehl zu mahlen, auf den halbkugelförmigen Eisenpfannen die Brotfladen zu backen, Butter zu machen u. s. w., während die Männer im Gebirge die Herden weiden. Einige derselben, mit langen kurzgeschäfteten Flinten bewaffnet, lauerten neben dem Wege, sahen stolz den Fremdling an und grüßten nicht; doch war er ihnen zu gut bewaffnet, als daß sie sich an ihn gewagt hätten.

Weiterhin betrat man eine wirkliche Wüste von ziemlich hohen Kreidehügeln, auf denen wilder Hafer (Avena sterilis L.), Aegylops ovata und Ithaburense, graugrüne Euphorbien (Euphorbia thamnoides Boiss.) in Form von Dornsträuchern und ein niedliches goldgelbes Maßliebchen (Chrysanthemum segetum L.) den Kameelen zur Weide dienten. Die Hitze in dem „Feuerthale" — das bedeutet

[1]) Siehe Globus XXXVIII, S. 97, 113, 129, 145, 161; XL, S. 113, 129, 145, 161, 177, 193; XLI, S. 273, 289, 305, 321, 337, 353 und 369.

Das Kloster Mar Saba.

der Name Wadi en-Nar — wurde fast unerträglich, und Steine und Kräuter schienen vor den Augen des Reisenden, welche das blendend weiße Gestein angriff, zu tanzen. Zuletzt kreuzten sie bei einer in den Felsen gehauenen und mit grünlichem, übelriechendem Wasser gefüllten Cisterne das Kidronthal und folgten nun einem neuen, ziemlich breiten Wege, der gut unterhalten und mit einer kleinen, aus losen Steinen aufgehäuften Brüstung versehen war. Derselbe führte fast wagerecht nach Osten, während der Wadi zur Linken sich immer tiefer und tiefer senkte und stellenweise mehr als 100 Meter unter dem Wege lag. Plötzlich zeigten sich bei einer Biegung des Weges, angeklebt an die fast senkrechten Felswände, die bizarren Baulichkeiten des großen Klosters Mar Saba, welche nach Westen von zwei großen viereckigen Thürmen überragt werden. Anstatt aber dort einzukehren, bog Lortet rechts in ein kleines Thal ab und ließ dort an einer geeigneten Stelle sein Zelt aufschlagen.

Das Kloster hat die Form eines großen, mit sonderbaren Gebäuden bedeckten Rechteckes, deren eines in und auf das andere gepackt ist, die durch Terrassen von einander getrennt und durch zahllose Treppen und Gänge mit einander verbunden sind. Den höchsten Punkt nimmt ein hoher, dickwandiger, viereckiger Thurm ein, welcher das ganze umliegende Terrain beherrscht; dort oben sitzt Tag und Nacht ein Mönch und späht nach feindlichen Beduinen aus. Von diesem Thurme aus laufen zwei riesige Mauern schräg zu Thale und bilden die nördliche und westliche Seite eines Rechteckes, dessen beide anderen tiefer gelegenen Seiten durch hohes absolut unersteigliches Mauerwerk geschützt sind; zu allem Ueberflusse sind am Rande desselben noch lose Steinhaufen aufgeschichtet, um etwaigen Angreifern auf die Köpfe geworfen zu werden. Einige hundert Meter gegen Norden steht ein anderer, nur durch eine Leiter zugänglicher Thurm, wo Frauen, denen der Zutritt zum Kloster streng untersagt ist, übernachten können. Der Zugang zum Kloster selbst ist aufs Aeußerste verwahrt; lange muß man an der kleinen dick mit Eisen beschlagenen Thür klopfen, ehe ein Mönch öffnet. Steile Stufen führen zu einer zweiten Thür. Dann bringt eine zweite und dritte Treppe den Besucher zu einem gepflasterten Hofe, auf welchem eine innen reich verzierte Kuppel das leere Grab des heiligen Saba (geboren 439, gestorben 531; seine Gebeine sind nach Venedig übergeführt worden) umschließt. Dahinter liegt die zum großen Theile aus dem Felsen gehauene Kirche des H. Nikolas, wahrscheinlich einst die Behausung eines Einsiedlers. Dort sieht man hinter einem Eisengitter zahlreiche Schädel von Mönchen, welche im Jahre 614 von den plündernden Soldaten des Perserkönigs Chosroës II. erschlagen wurden. Die Hauptkirche, eine große auf Marmorsäulen ruhende Basilika, enthält einige alte byzantinische und moderne russische Gemälde; durch die Pilger und die russischen Kaiser wurde sie reich geschmückt. Andere Merkwürdigkeiten, die dem gläubigen Fremden gezeigt werden, sind die von Saba gepflanzte Palme, welche kernlose Datteln tragen soll, das Grab des Johannes von Damaskus, eines der letzten großen Theologen der alten griechischen Kirche, der ob seiner Beredtsamkeit den Beinamen Chrysorrhoas erhielt, die Felsenzelle, welche der H. Saba friedlich mit einem Löwen theilte. Aber ihre sehr verwahrloste und verstaubte Bibliothek, in welcher Tischendorf werthvolle Manuskripte auffand, zeigen die Mönche Fremden nicht; ebenso wenig aber benutzen sie ihre Bücherschätze selbst. Dafür haben sie jedoch Geduld genug, die wilden Vögel des Kidronthales, Tauben (Columba Schimperi Bp.) und eine Art Drosseln (Amydrus Tristrami), welche in Massen dort nisten, so zu zähmen, daß diese auf einen Ruf herzufliegen und aus der Hand ihr Futter entgegennehmen. Auch drei Füchse (Vulpes nilotica Rüppel) holten sich gegen Abend das am Fuße der Klostermauern für sie hingelegte Fressen.

Zizyphus spina Christi.

Am nächsten Morgen setzte Lortet seine Reise zum Todten Meere fort. Trotz der frühen Morgenstunde strahlte die aufgehende Sonne mit unerträglicher Kraft herab; erst später erhebt sich eine leichte Brise und mildert in etwas die sengende Gluth zwischen den Kreidekalkfelsen des Thales. Lortet kehrte zunächst bis zu der oben erwähnten Cisterne (Bir el-Kulab) zurück, bog dort nach Osten um und kreuzte eine Reihe von Hügeln und Wadis, wo Kameele und Ziegen weideten. Es gab dort wilden Mohn (Papaver rhaeas L.), eine Nelke (Mathiola oxyceras D. C.), wildes Geranium (Erodium ciconium L. und E. Hirtum Forsk.), eine kleine zierliche federige Umbellifere (Chaetosciadium trichospermum) und eine mikroskopische Komposite mit großen gelben Blüthen (Gymnorrhaena micrantha). Zahlreiche rothe Rebhühner (Perdix schukkar) liefen eilig vor dem Reisenden her und waren leicht zu erlegen. Dann senkt sich der Pfad in die wilde Schlucht des Wadi Kuneiterah hinab, welche beiderseits durch hohe Abstürze röthlichen, mit schwarzem Feuerstein wechsellagernden Kalkes eingeschlossen wird. Den Boden des Thales bedecken Sand und Geröll, welches

die winterlichen Regen herabgeschwemmt haben. Weiterhin zeigt sich zur Linken, im Norden, auf dem Gipfel eines hohen Berges die kleine weiß getünchte Grabkuppel des Nebi Musa, d. h. des Propheten Moses; wenn auch die Bibel auf das Bestimmteste bezeugt, daß der jüdische Gesetzgeber östlich vom Jordan sein Grab gefunden hat, so verlegen die Mohammedaner dasselbe dennoch hierher und veranstalten alljährlich im April eine große Wallfahrt dorthin, angeführt von fanatischen Derwischen, welche vom frühen Morgen an halbnackt und brüllend in den Straßen Jerusalems herumlaufen. Noch fanatischer als diese sind die fast schwarzen Pilger aus dem südlichen Indien, welche sich durch ihre weißen baumwollenen Gewänder, die riesigen weißen oder grünen Turbane und ihre regelmäßigen Züge sofort von den Arabern und Afrikanern unterscheiden. In dem die Grabmoschee umgebenden Hofe sitzen sie zu zweien und dreien zusammen, murmeln halblaut endlose Gebete daher und verbrennen zu Moses' Ehren Stücke eines bituminösen Gesteins, das sich in der Nähe findet und leicht unter Entwickelung eines dicken schwarzen Rauches verbrennt. Es ist das ein fester, feinkörniger und mit Bitumen imprägnirter Kreidekalk, der in dicken, bläulichen, schon von Weitem erkennbaren Adern den Berg durchzieht; er enthält 25 Procent seines Gewichtes an Erdpech, ist also sehr reich und könnte mit Vortheil ausgebeutet werden.

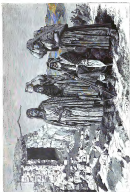
Nach Lortet's Beschreibung, der bei einer andern Gelegenheit den Wallfahrtsort besucht hat, ist derselbe eine Moschee mit fünf Kuppeln, von zwei Mauern umgeben und von einem kleinen Minaret überragt, das eine vorzügliche Aussicht auf die umliegende Wüste und das Todte Meer gewährt. Unter der mittelsten Kuppel befindet sich ein 4 m langer Sarkophag, der angeblich Moses' Gebeine in sich schließt; er ist mit einem weißen Tuche, auf welchem Koranverse gestickt sind, bedeckt, und an den Fenstergittern hängt eine Masse der verschiedenfarbigsten Lumpen, Opfergaben der Gläubigen.

Der Wadi Kuneiterah mündet auf eine leicht gewellte Ebene, welche sich nach dem nicht mehr fernen Todten Meere

Caccabis Heyii. (Nach einer Zeichnung von Lortet.)

hin stark senkt. Dieselbe wurde durch die Niederschläge des Sees, als sein Spiegel noch viel höher stand, und durch den Detritus der umliegenden Höhen gebildet. An einzelnen Stellen ist ihr Boden durch die Salzefflorescenzen weiß wie Schnee. Zwischen Dornbäumen (Zizyphus spina Christi) fließen einige von Binsen und großem Rohre eingefaßte Bäche dahin; andere Stellen sind bedeckt von mehrere Meter hohen Salsolaceen (Arthrocnemum fruticosum Moq.), welche die Araber verbrennen, um daraus Soda für die Hebroner Glasfabrik zu gewinnen, von Achryranthes argentea mit den niedlichen, weißen, traubenförmig angeordneten Blüthen, von Statice pruinosa L. und einer merkwürdigen Zygophyllee. Alle diese Pflanzen stehen in einzelnen Büschen, welche durch sandige, mit Salz bedeckte Strecken von einander getrennt werden. Dort nisten Scharen eines reizenden kleinen Rebhuhnes (Caccabis Heyii), welches Lortet hier zum ersten Male beobachtete. Es ist etwa zweimal so groß wie eine Wachtel und genau von derselben gelblichgrauen Färbung, wie der Erdboden ringsum; sie ducken sich, wenn verfolgt, in Felsritzen und Löcher, wo man sie leicht mit der Hand fangen kann. Ihr Wildpret ist sehr schmackhaft; in Frankreich haben sie sich leicht akklimatisirt und verdienten, in den südlichen Departements verbreitet zu werden.

Endlich erreichte man das Ufer des wunderbar klaren und blauen Sees, dessen Wasser indessen von dem denkbar schauderhaftesten und widerlichsten Geschmacke ist. Von einem leichten Ostwinde getrieben rollten die Wogen schäumend über den sandigen Strand; aber sie bergen nicht eine einzige Krustacee, keine Muschel und keine Fische. Aber Vögel aller Art beleben die Ufer und den See selbst, darunter Enten und Reiher. Nach zwei Stunden südlichen Marsches schlug man unfern des Meeres an der Quelle el-Feschkah, deren Wasser fast lau ist und leicht nach Schwefel schmeckt, aber zahlreichen kleinen Fischen und niedlichen Krabben zum Aufenthalte dient, das Lager auf. Die Reit- und Lastthiere wurden am nächsten Morgen mit einem weiten Umwege landeinwärts vorangeschickt, während der Reisende, von einem Sohne des Aduan-Schrichs Goblan und einigen Arabern, die ihn schon von Jerusalem an begleitet hatten, geführt und nur mit Waffen und Instrumenten versehen, das steil ins Meer vorspringende Ras



Hauran-Beduinen.

el-Feschkah auf schwierigen Pfaden erkletterte. Auf seinem Gipfel ergab der Barometerstand eine Höhe von 455 m; die Aussicht von dort ist, vom Süden abgesehen, wo das Kap Mersed sich vorschiebt, eine umfassende; aber die Hitze war so drückend, daß der Reisende des Genusses nicht froh wurde. In einer nahen Schlucht bemerkten die Beduinen einen Trupp von sieben Beden oder Steinböcken (Ibex Sinaitica Rupp.) im Schatten gelagert, prächtige Thiere, die den Alpensteinböcken sehr nahe stehen. Aber sie waren zu weit und die Leute zu ermüdet, als daß sie an eine Jagd hätten denken können. Einige Tage später aber erhielt Lortet prächtige Felle mit mehr als $1\frac{1}{2}$ m langem Gehörn; einer seiner Begleiter, Ibrahim, früher französischer Turko und jetzt eine Art Wegelagerer in der Nähe Jerusalems, hat später mehrere neugeborene lebendig gefangen und an Lortet nach Lyon geschickt, wo sie heil angelangt und mit

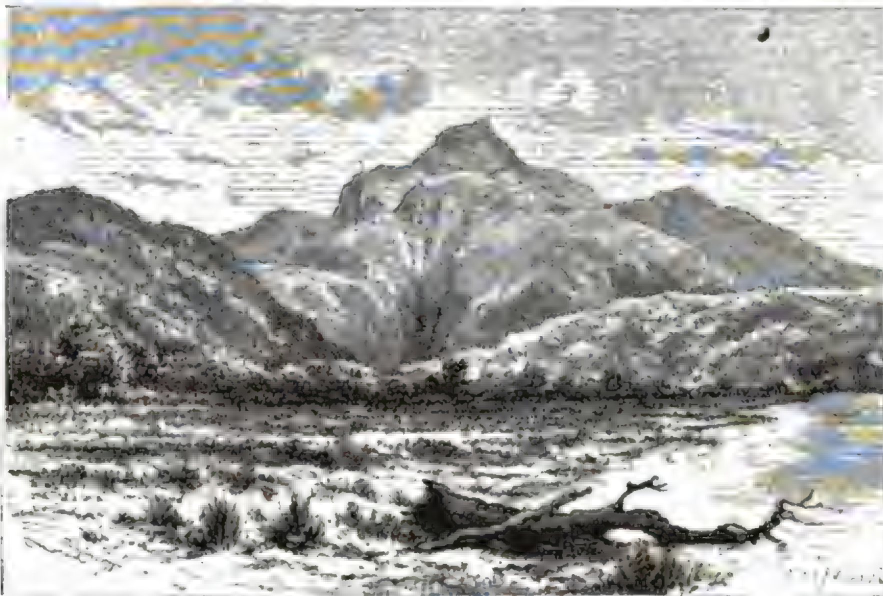
Ibex Sinaitica. (Nach der Natur.)

Hilfe von Ziegen aufgezogen worden sind. Ihre Geschicklichkeit ist so groß, daß sie dem Mädchen, welches ihre Wartung besorgt, auf den Kopf springen und mit geschlossenen Füßen dort stehen bleiben. Einen prächtigen Anblick gewährt es, wenn sie in der Felswüste am Todten Meere mit der Grazie und Schnelligkeit von Gemsen Schluchten überspringen und die steilsten Wände erklettern. Sie leben hauptsächlich von den jungen Sprossen der Gebüsche und der häufig vorkommenden Artemisia Judaica. Die Beduinen sind sehr geschickt sie zu jagen und erlegen sie mit ihren schlechten langen Flinten oft aus weiter Ferne. Ganz Neugeborene kann man durch scharfe Verfolgung lebendig fangen; sobald sie aber erst einige Tage alt sind, ist das unmöglich.

Von Ras Feschkah steigt man auf schwierigem Pfade in den kleinen trockenen Wadi Serabit hinab und kann von da an wieder dem sandigen Meeresstrande folgen, der mehrere hundert Meter breit und mit baumartigen Salzkräu-

tern (Arthrocnemum fruticosum und Suaeda asphaltica Boiss.) bedeckt ist. Sehr breit ist er an der Mündung des Wadi en-Nar, wo sich ein mächtiger, vom Kidron während der Regenzeit herabgeführter Schuttkegel aufgehäuft hat. Ueberall ist der Boden mit Salz und von dem Meere ausgespülten Asphaltstücken bedeckt. Nach siebenstündigem Marsche von Ain Feschkah aus erreichte man ziemlich erschöpft die bei Ain el-Ghueir aufgeschlagenen Zelte.

Am nächsten Morgen folgte man dem Strande auf ziemlich bequemem Wege südwärts bis Ain Teräbe, zwischen Dünen hin, die mit Salsolaceen, Tamarix und Rohr bedeckt sind und von zahlreichen Caccabis Heyii bewohnt werden. Hier sah Lortet zum ersten Male eine riesige Gänsefuß-Art (Atriplex halimus), welche bis 6 Fuß hohe Bäumchen bildet. In den Tamarisken nistet ein Sperling (Passer moabiticus) und in den Klippen ganze Scharen von Krähen (Corvus affinis Rupp.), welche nur in Arabien vorkommen. Etwas hinter Ain Teräbe, beim Wadi Hasasah, verließ Lortet seine Bagage, welche auf einem schwierigen Wege den Dschebel Schukif, der das Vorgebirge Mersed bildet, landeinwärts umgehen mußte, und folgte der Küste, um jenes felsige Kap direkt zu übersteigen. Ueberall fällt dasselbe steil zum Meere ab, nur an einzelnen Stellen kann man in kleine Buchten eindringen, wie an der Mündung des Wadi Schukif, wo nahe dem Ufer eine Quelle starke Schwefeldämpfe entwickelt. Ueberaus schwierig war die Kletterei über die Klippen und Abstürze des Dschebel Schukif, so ermüdend bei der herrschenden Hitze, daß Lortet es aufgab, den Gipfel zu erreichen, trotzdem die Aussicht von oben eine der umfassendsten und interessantesten sein muß. Bei Ain Dschedi, dem alten Engeddi (beide Namen sind identisch und bedeuten „Ziegenquelle"), traf er wieder auf seine Begleiter und Zelte. Diese Quelle liegt 120 m über dem Salzsee auf einem Plateau, das im Westen und Norden von hohen Kalkfelsen circusartig eingefaßt wird. In zahlreichen Windungen, welche an die Walliser Gemmi



Wadi es-Schukif.

erinnern, senkt sich über dieselben der Weg von Betlehem herab; für Lastthiere ist die letzte etwa dreiviertel Stunden lange Strecke über die röthlichen, sehr harten und glatten Kalkfelsen, welche auf mächtigen Dolomitschichten liegen, sehr anstrengend und selbst gefährlich. Die sehr reine Quelle entspringt zwischen Dolomitblöcken am Fuße einer hohen Felswand, hat 27° C. Wärme, ist reich an kohlensaurem Kalke und hat längs ihres ganzen Laufes große Mengen von Travertin abgesetzt, welche die aus dem Alterthume stammenden künstlichen Becken ausgefüllt haben. Ursprünglich muß die Quelle viel wasserreicher und kalkhaltiger als jetzt gewesen sein. Fische enthält sie nicht, aber Mollusken in großer Zahl (Neritina Michonii Bourg., Melanopsis praemorsa, M. Saulcyi, M. rubripunctata Trist.) und zahlreiche, theilweise recht große Süßwasserkrabben (Thelephusa fluviatilis). Dicht hinter ihrem Ursprunge fließt sie zwischen einem Dickicht von Sträuchern und Pflanzen von arabischem Typus dahin; das Rohr erreicht dort gewaltige Dimensionen; schöne Gruppen von Seyal-Akazien mit dem eisenharten Holze, welche den echten arabischen Gummi liefern, verleihen der Landschaft einen ganz eigenartigen Charakter. Weiter findet sich dort die Mimosa unguis cati Forsk., welche sehr lange Stacheln hat und sich im Frühlinge mit zierlichen süß duftenden Blüthen bedeckt, der Sidr-Strauch (Zizyphus spina Christi) mit den krummen Dornen, deren unangenehme Bekanntschaft wohl jeder Palästinafahrer macht, und die den Nestern zahlreicher kleiner Vögel Unnahbarkeit sichern; ferner Oleander, kräftige Malvaceen (Sida mutica), Tamarisken (Tamarix tenuifolius), Henna (Lawsonia alba), deren getrocknete pulverisirte Blätter den mohammedanischen Damen den bekannten Stoff zum Färben der Hände und Füße liefern, die baumartige, erst in Nubien und Südarabien wieder vorkommende Sodomsorange (Calotropis procera) und der Sodomsapfel (Solanum melongena). Die Berge im Norden liefern die sogenannte Rose von Jericho (Anastatica hierochuntica), eine Crucifere, deren Zweige im trockenen Zustande sich zu einer runden Kugel zusammenballen, um sich, sobald man, auch nach Jahren, die Wurzel mit Wasser benetzt, in wenigen Stunden wie frisch auseinanderzufalten. Die nicht gerade häufige Pflanze, in Engeddi Kefr Moriem (Hand der Maria) genannt, wird von den Rscheide-Beduinen nach Betlehem gebracht und dort von den Frauen an die Pilger verkauft.

Ueber die Verstümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern.

Von **Francis Birgham** in Wiesbaden.

II.

Papuas, Negritos und Malaien.

Unter den Papua-Stämmen auf dem benachbarten Neu-Guinea herrscht ebenfalls, aber nicht allgemein, die Sitte der Zahnverstümmelung, jedoch ist nicht das australische Ausschlagen, sondern der Negerbrauch des Spitzfeilens hier verbreitet, so daß diese Sitte nicht von derselben Bedeutung wie diejenige bei den Australiern zu sein scheint (Müller, Allg. Ethnographie, S. 104). Von denjenigen Stämmen auf Neu-Guinea, welche die Zähne spitz feilen, sind anzuführen diejenigen von Wageu, öfters die von Utenata und diejenigen nördlich von der Marianen-Straße (Waitz-Gerland, a. a. O. Bd. 6, S. 570), während andere, z. B. der Stamm der menschenfresserischen Karons an der nordöstlichen Küste, sich ihre prachtvollen, porcellanweißen Zähne erhalten („Globus“ Bd. 36, S. 180, nach Raffray). Nach Nordosten zu hat sich die Sitte des Spitzfeilens bis zu den verwandten Negrito-Stämmen auf den Philippinen verbreitet, worüber Professor Blumentritt Folgendes mittheilt: Bei einigen Horden werden die Schneidezähne sägeförmig zugefeilt (Jagor, Meyer), diese Sitte ist aber nicht allgemein, denn Mas sagt ausdrücklich, er hätte nur einige Negritos gesehen, welche die Zähne spitzgefeilt trugen, was auch Schadenberg bestätigt. Semper will diese Sitte nur auf die Negritos von Mariveles oder Zambales beschränkt wissen (Versuch einer Ethnologie der Philippinen, S. 6). Nach C. Aramac (im Journal „El Comercio“, Manila) sind auch bei den Baluga-Negritos, welche in den Bergen von Camumusan der Provinz Pampanga auf Luzon wohnen, die Zähne spitz gefeilt („Globus“ Bd. 41, S. 238).

Selbst bei den Tagalen auf Luzon, dem bedeutendsten Zweige der malaiischen Race auf den Philippinen, werden die starken, weißen Zähne befeilt (Dr. Mundt-Lauff [freilich eine mehr als zweifelhafte Autorität. Red.], Ausland 1880, S. 156), ein Brauch, den wir unter den Stammverwandten im ostindischen Archipel wiederfinden werden. Bei den Igorroten auf Luzon ist auch die Sitte bemerkenswerth, daß bei den Vornehmen die Zähne mit einem breiten Goldblech bedeckt werden. Denselben Brauch fanden die Spanier bei der Eroberung des Archipels bei den Tagalen und Bisayern vor (Blumentritt, a. a. O. S. 25). Bei den malaiischen Piratenstämmen von Mindanao und Sulu werden dagegen die Zähne schwarz gefärbt (a. a. O. S. 52).

Oceanien.

Von dem australischen Festlande hat sich die Sitte, einen oder mehrere Vorderzähne auszuschlagen, in die nahe Inselwelt von Melanesien mit ihrer stammverwandten Bevölkerung verbreitet. Auf Malikolo in den Neuhebriden herrscht die Mode, daß bei verlobten oder verheiratheten Weibern die zwei Vorderzähne der obern Zahnreihe ausgestoßen werden. Die Operation erfolgt auf ähnliche Weise wie im australischen Seengebiet, indem ein Stock gegen die betreffenden Zähne gesetzt und mit einem Stein ein kräftiger Schlag geführt wird. Dieselbe Sitte findet sich auch bei den Weibern der Eingeborenen an der St.-Philipp-Bay, auf Espiritu-Santo, in demselben Archipel (Ausland 1880, S. 788, nach M. Eckhardt). Die Entstellung und folglich Corrumpirung sowie Färbung der Zähne auf Neu-Britannien, Neu-Irland, den Palau- und Marianen-Inseln ist dagegen wohl hauptsächlich der Wirkung des Betelkauens zuzuschreiben (Waitz-Gerland, Bd. V, Thl. 2, S. 60), was auch von den Eingeborenen der Salomon-Gruppe feststeht, deren Zähne durch häufiges Betelkauen vorwiegend schwarz gefärbt sind (M. Eckhardt, „Globus“ Bd. 39, S. 350).

Bei den anderen Mikronesiern und allen Polynesiern, welche sich sämmtlich durch vollkommene, weiße Zähne auszeichnen, kommt keine Entstellung oder Verstümmelung vor. Zwar erwähnt Chamisso (Reise um die Welt, Bd. II, S. 222), daß bei den Eingeborenen der Ratak-Inseln (Marshal-Archipel) im Allgemeinen die Zähne verdorben oder die vorderen oft ausgebrochen seien, doch schreibt er dies der Art ihrer Nahrung, dem Kauen der holzig-faserigen Frucht des Pandanus zu. Bei den Häuptlingen war es übrigens weniger der Fall, da gewöhnlich für sie der Saft der Frucht über den Rand einer Muschel ausgekratzt und ausgeschieden wurde. Auch Gulick (Micronesia, Nautical Magazine 1862, p. 178) glaubt, daß sie sich bisweilen die Zähne entstellen, dagegen erwähnen neuere Forscher die „ausgezeichneten weißen Zähne“ der Marshal-Insulaner (Ausland 1880, S. 162, nach Hernsheim) und der Eingeborenen der Carolinen (Hartwig, Die Inseln des Großen Oceans, S. 475). Ferner berichtet Chamisso von den Eingeborenen von Waihu (Oster-Insel), daß ihre Schneidezähne öfters ausgebrochen waren (a. a. O. S. 289), und auch von den Penrhyn-Insulanern, daß ihnen öfters die Vorderzähne fehlten (S. 279), aber ohne nähere Angabe. Auf den Hauptgruppen der Südsee, Markesas, Tahiti, Samoa, Tonga, selbst Fidschi, findet unter den Eingeborenen keine Entstellung ihrer ausgezeichneten Zähne statt.

Allein auf der Hawaii-Gruppe (Sandwich-Inseln) findet sich eine Spur dieser Sitte, deren Ursache jedoch von den in Afrika und Australien herrschenden vollkommen abweicht. Bei dem Tode des Königs oder eines sehr hervorragenden Häuptlings wurde nämlich von allen Hawaiiern, fast ohne Ausnahme, Männern und Weibern, eine Anzahl von barbarischen Selbstverstümmelungen ausgeführt, unter welchen sich auch das Ausschlagen der Vorderzähne befand. Dieser Brauch sollte nicht allein die Größe und Aufrichtigkeit der Trauer kennzeichnen, sondern auch als Mittel gelten, das Andenken an den Verstorbenen lebenslänglich zu erhalten (Jarves, History of the Hawaiian Islands, p. 35). Bei dem Tode Kamehameha's I. im Jahre 1819 war diese Sitte noch ganz allgemein; seitdem ist sie allmälig immer weniger häufig geworden und kann gegenwärtig als völlig verschwunden gelten.

Asien.

Nachdem wir somit die zwei hauptsächlichen Arten der Zahnverstümmelung, durch Spitzfeilen und Ausschlagen,

haben kennen lernen, bleibt noch eine dritte Weise der Entstellung zu betrachten, nämlich das Schwarzfärben der Zähne, oft auch mit theilweiser Abfeilung derselben verbunden, wie sie bei zahlreichen Völkern im östlichen Asien und im ostindischen Archipel verbreitet ist.

Das Schwarzfärben der Zähne ist vor Allem in Hinter-Indien, und speciell in Siam, Annam und Birma, die allgemeine Sitte unter beiden Geschlechtern. In Folge des allgemeinen Betelkauens in diesen Ländern werden die Zähne gelb gefärbt; da man aber dieses Gelb für äußerst unschön hält, so färbt man die Zähne mittels eines Pflanzensaftes, welcher die Glasur nach einmaligem Gebrauch in einen schwarzen Lack verwandelt, der so fest und unverwüstlich haftet, daß, so lange die Zähne selbst dauern, die schwarze Farbe unveränderlich bleibt. Weiße Zähne nennt man die Zähne eines Hundes, eines Affen, und Zähne von Ebenholz allein gelten für schön. Die eingeborenen Frauen finden deshalb wenig Geschmack an den Fremden, welche Zähne wie die Affen haben; dagegen bietet der geöffnete Mund einer Siamesin oder Birmanerin einen keineswegs angenehmen Anblick für den Europäer, da man nur eine große, schwarze Oeffnung sieht. Ohne ganz nahe Betrachtung glaubt man, es seien gar keine Zähne vorhanden; selbst der Mund ganz junger Mädchen erscheint völlig zahnlos (Zimmermann, Länder- und Völkerkunde, S. 765).

Auch in Japan ist es noch ein allgemeiner Brauch der Frauen, die Zähne und Lippen zu färben. Dies geschieht zur Zeit der Verlobung oder am Tage der Hochzeit, zum Beweise, daß nun dem Wunsche, anderen Männern oder überhaupt nach auswärts zu gefallen, gänzlich entsagt sei (Prof. Rein, Ausland 1881, S. 166), demnach aus einem entgegengesetzten Grunde als in Hinter-Indien. Die Zähne werden mittels einer Mischung von Eisenfeilspänen und Saki schwarz gebeizt (Müller, Allg. Ethnogr., S. 399). In neuerer Zeit hat jedoch diese Sitte sehr abgenommen und ist, besonders in Tokio, viel weniger häufig als früher (nach Isabella Bird, Unbeaten Tracks in Japan, Ausland 1880, S. 990). Andererseits bewahren die Weiber der Ainos, der Ureinwohner Japans, ihre schönen und sehr weißen Zähne (Bird, a. a. O., „Globus“ Bd. 39, S. 218).

Ostindischer Archipel.

Von Hinter-Indien hat sich die Sitte fast über die ganze malaiische Inselwelt verbreitet. Bei den eigentlichen Malaien werden bei eingetretener Pubertät, also gewissermaßen als Abzeichen der Mannbarkeit, bei beiden Geschlechtern die Zähne um ein Viertel ihrer Länge abgefeilt und schwarz gefärbt, wozu oft noch das Auslegen derselben mit kleinen Goldplättchen kommt (Müller, Allg. Ethnogr., S. 326; Waitz, Anthropologie, Bd. V, Thl. 1, S. 131). Nach Ida Pfeiffer (Voyages autour du Monde, Paris 1868, p. 178) färben die Malaien von Sarawak auf Borneo ihre Zähne tiefschwarz, und viele feilen sie noch bis auf die Hälfte ab oder zu Spitzen zu. Die großen Festlichkeiten, welche in Baru auf Celebes bei dem Zahnabfeilen einer Prinzessin stattfanden, werden ausführlich von dieser Reisenden geschildert (a. a. O. S. 227). Von Interesse ist die Art und Weise der Operation: die Prinzessin legte sich auf eine Matratze mit Decken und Kissen; der Operateur, ein alter Mann, warf drei Feilen von verschiedener Größe in ein Gefäß mit Wasser und schob eine kleine Rolle von Palmkohl zwischen das Gebiß der Prinzessin. Hierauf nahm er die gröbste Feile und begann die obere Zahnreihe mit soviel Gewalt abzufeilen, als ob er ein Stück Holz bearbeite. Mit der zweiten, etwas feinern Feile setzte er die Arbeit fort, und ehe er die dritte und kleinste anwandte, nahm er die Rolle heraus und ersetzte sie durch eine andere, nur halb so große, aus Betelblättern. Im Ganzen arbeitete er rasch und gut, besonders in Anbetracht seiner groben Werkzeuge; trotz ihrer Leiden gab die Prinzessin keinen Laut von sich. Als die Feilung beendet war, gab man dem „Künstler“ einen Hahn, welchem er ein kleines Stück des Kammes abriß, und hierauf das herausspritzende Blut auf die Zähne und Lippen der Prinzessin brachte. Hierauf wurde noch dieselbe Operation an sechs jungen Mädchen des Hofstaates vollzogen, aber mit weniger Umständen, worauf ein großes Gastmahl, an welchem sämmtliche Fürsten und Radschas der Umgegend theilnahmen, die Festlichkeit beschloß.

Außer den Malaien feilen auch die Dajaks im Innern von Borneo ihre Zähne und färben sie schwarz (Ida Pfeiffer, a. a. O. S. 181), und ebenso ist bei den Männern der menschenfressenden Battaks auf Sumatra das Zufeilen und Schwarzfärben der Zähne Sitte (a. a. O. S. 188; Müller, Allg. Ethnogr., S. 318). Dagegen erhalten sich die Alforen auf der Insel Ceram ihre weißen, unverstümmelten Zähne (Ida Pfeiffer, a. a. O. S. 220).

Die vornehmen Javaner zeigen gern ihre langen, schwarzen Zähne, welchen sie durch eine Tinktur (nach Ida Pfeiffer, a. a. O. S. 178, aus Antimon, Gambir und anderen Ingredienzen) eine brillante Ebenholzfarbe geben, auf welche sie sehr stolz sind, denn auch hier heißt es, wie in Hinter-Indien: „Weiße Zähne zu haben, heißt das nicht, den Affen und Hunden nachahmen?“ (Charnay, im „Globus“ Bd. 38, S. 17).

Amerika.

Von sämmtlichen Völkern der neuen Welt kommt nur bei einigen eingeborenen Stämmen in Brasilien ein Spitzfeilen der Vorderzähne vor (Peschel, Völkerkunde 1874, S. 23; v. Martius, Ethnographie, Bd. I, S. 536)

Das Salz im Volksglauben.

Von C. Haberland.

I.

Gleich dem Brote als dem Hauptnahrungsmittel [1]) sind auch dem verbreitetsten Gewürz, welches die Natur dem Menschen bietet, dem Salze, besondere übernatürliche Kräfte eigen; in noch höherm Grade als jenes ist es den bösen, unholden Geistern antipathisch, vermag es bösen Zauber und schädliche Einwirkungen unschädlich zu machen. Erhöht wird diese Kraft noch durch die Verbindung mit dem Brote, welche besonders der deutsche Aberglaube liebt, dann

[1]) Siehe oben S. 76, 88 und 104.

auch durch die Verbindung mit scharfriechenden und scharfschmeckenden Substanzen, wie Knoblauch, Kümmel, Dill, Assafötida und ähnlichen Stoffen, welche auch allein schon den Geistern in Folge ihrer Eigenschaften widerwärtig sind. Dieser seiner schützenden Kraft wegen begleitet es den Menschen auf allen seinen Lebenswegen; von der Geburt bis zum Tode steht es ihm zur Seite, um alle die bösen Einwirkungen, von welchen er sich bedroht zu sehen glaubt, abzuwehren. Deshalb hat auch die katholische Kirche es nicht übersehen, sich dieses Glaubens zu bemächtigen, und ihm durch die Weihung des Salzes die kirchliche Sanktion zu geben, dagegen die Konkurrenz nicht geweihten Salzes zu Hexenschutz und dergleichen auszuschließen und als Aberglauben zu verdammen [1].

Bereits vor der Niederkunft wirft die esthnische Mutter dreimal Salz hinter sich, damit ihr die Geburt leichter werde, und sobald das Kind da ist, legt sie ihm sofort Salz, Brotkrumen und Assafötida bei, damit der Teufel davon gebannt werde [2]) — auch unter die Badewanne streut die Hebamme beim ersten Bade des Kindes Salz, um das Böse aus seinem künftigen Leben zu verbannen [3]) —, wie gleicherweise die deutsche Mutter Brot und Salz beim Wickeln des Kindes mit einbündelt oder irgendwie ihm anhängt oder aber ein Säckchen, worin sich Salz, Kümmel und Dill befinden, ihm umbindet [4]). In Böhmen gehört Salz zum Wochenbett, um das Austauschen des Kindes zu verhindern, auch stellt man dort noch jetzt den drei Schicksalsrichterinnen Salz und Brot auf den Tisch, um für das Neugeborene einen günstigen Spruch zu erhalten [5]). In Aegypten schützt man gleichfalls durch Bestreuen des Kindes mit Salz dasselbe vor den Einwirkungen des bösen Auges [6]). Schmeckt die Stirn eines Kindes salzig, so glaubt man in Unterfranken und im Voigtlande Gefahr für dasselbe vorhanden, da es dann beschrien ist [7]).

Nach katholisch-kirchlichem Brauche erhält das Kind bei der Taufe einige Körnchen in den Mund gelegt [8]), nach griechischem Ritus auf den Kopf [9]), jedenfalls wohl als Teufelsschutz oder -bannung, wodurch sich auch der in einer französischen Urkunde vom Jahre 1408 [10]) erwähnte Brauch, ausgesetzten Kindern Salz beizulegen als Zeichen, daß sie noch nicht getauft seien, erklären wird. Die Saterländerin legt diese Prise Salz dem Neugeborenen sofort nach der Geburt auf die Zunge [11]) — die schlesische und ostfriesische Hauswirthin thut das Gleiche beim neugeborenen Kalbe [12]) —, in der Rheinpfalz streut man dem Kinde, wenn es in einem andern Orte getauft wird, einige Körner hinter die Ohren oder legt sie ihm in Papier gehüllt in die Wickel [13]), in der Wetterau thut man Brot und Salz überhaupt in den Taufwickel [14]).

Das im katholischen Ritus bei der Taufe benutzte Salz wird vorher vom Geistlichen gesegnet und jeder unreine Geist durch sein Wort daraus gebannt, das Salz selbst in der Tauformel als Salz der Weisheit bezeichnet und in Beziehung auf das ewige Leben, in der alten nordafrikanischen Formel in Beziehung auf den Ausspruch, daß die Christen das Salz der Erde sind, gesetzt; auch eine Beziehung auf die Reinheit hat man wohl darin gefunden [15]). Zur Glockentaufe wandte man gleichfalls Salz bei der Besprengung mit Weihwasser an [16]).

Das hebräische Neugeborene wurde sofort mit Salz abgerieben [17]), wobei dahingestellt sein mag, in wie weit der praktische Grund der Reinigung von Kinderschleim und Stärkung der Haut, der symbolische der Befestigung mit Gott, der abergläubische der Verbannung böser Geister diesen Brauch hervorgerufen und beeinflußt hat.

Bei der Verheirathung empfiehlt der französische Glaube Salz in der Tasche, der märkische Salz und Dill, welche Stoffe auch die Brautmutter im Schuhe hat, in der Tasche oder dem Schuhe zu tragen, weil dies das Nestelknüpfen verhindert [18]), der ältere französische auch den nüchternen Genuß eines gebratenen Grünspechts in Verbindung mit geweihtem Salze [19]).

Der deutsche sinnige Brauch fordert, daß, wenn das neue Ehepaar als solches das Haus betritt, bereits Brot und Salz in ihm vorhanden sind als Bürge künftigen Wohlstandes, als Abwehr künftigen Mangels, wie dies auch vor jedem Beziehen einer neuen Wohnung zur Erhaltung des täglichen Brotes erforderlich ist [20]). Bei den Wenden der Lausitz ist das erste, was das Paar beim Hochzeitsschmause genießt, ein Stückchen Brot mit Salz, Brot und Salz dürfen auch während der ganzen Hochzeit, selbst wenn sie acht Tage dauert, nicht vom Tische herunterkommen [21]); im Ammer- und Saterlande erhält beides die Braut beim Eintritt in das Haus [22]); in der Umgegend von Reichenbach im Voigtlande liegt beides auf dem Tisch, worauf beim Einzug in das väterliche Haus der junge Ehemann seine Gattin tragen muß [23]). In der Rheinpfalz streute man früher der jungen Frau bei ihrem Wegzug aus dem Elternhause Salz in die Schuhe und gab ihr und dem Manne ein Stückchen Brot in den Sack, damit beide gern nach Hause gehen sollten [24]).

In Rußland vollziehen nach der kirchlichen Trauung die Eltern in der neuen Wohnung noch eine zweite Einsegnung an dem vor ihnen knieenden Paare, indem sie ihm zunächst ein Heiligenbild, dann aber ein großes Brot und ein Salzfaß auf Kopf und Schultern setzen [25]); bei den altgläubigen Bezpopovci, einer böhmischen Sekte, hält, während der Vater das Brautpaar segnet, die Mutter über die zusammengelegten Hände des Paares Brot und Salz [26]). Bei den Esthen erhält die junge Frau nach ihrem Einzug in das Haus zunächst ein Kind auf den Schoß und dann sofort an dessen Stelle Brot und Salz, wovon sie sämmtlichen Anwesenden mittheilen und selbst essen muß als Garantie dafür, daß diese beiden nothwendigsten Bedürfnisse dem Hausstande nie fehlen sollen; die Mutter der Braut wirft auch wohl einige Salzkörner auf die Stelle, wo die Truhe ihrer Tochter stehen soll, damit der Segen nicht daraus entschwinde [27]). In Oberbayern ist es Sitte, daß die junge Frau, sobald sie nach der Trauung die Schwelle des Wirthshauses überschreitet, auf Aufforderung der Köchin das sogenannte „Kraut- oder Suppensalzen“ vornimmt, indem sie die Speisen kostet und bei mangelndem Salze dieses hinzufügt; an einigen Orten muß sie in alle Speisen etwas geweihtes Salz und einige Tropfen vom Johanniswein sprengen, wodurch Haus und Gäste in dem Jahr vor allem Uebel geschützt sind [28]).

Neben Brot und Salz müssen stellenweise auch noch andere Gegenstände nothwendigerweise sofort im neuen Hausstande vorhanden sein. So soll im Voigtlande außer dem Brote auch eine Büchse Butter oder auch Brot, Salz und ein Besen, auch wohl Brot und ein Tisch vorher in das Haus getragen werden [29]) — in einzelnen dortigen Gegenden schneidet die Frau sofort nach dem Einzuge ein Brot an und legt das abgeschnittene Stück in die Lade, damit der Mann nicht Herr über sie werde [30]) —, so bekommt in einzelnen thüringischen Gegenden die Braut beim Umzuge neben Salz und Brot noch einige Schwefelhölzchen mit [31]); so muß in anderen dortigen Orten wieder neben Salz und Brot noch ein Gesangbuch auf dem Tische, um welchen die Braut feierlich vom Bräutigam nach dem Einzuge ins Haus geführt wird, liegen [32]).

Dem Genießen von Brot und Salz Seitens des Paares

auf der Hochzeit selbst fügt sich mehrfach noch ein solches von weniger angenehmen symbolischen Stoffen an. Im Hessischen fügt man noch ein Glas Essig hinzu, damit die Braut an das viele Saure und Bittere im Ehestande genügend erinnert sei[33]), und dieser Brauch kehrt ähnlich in der Campine Belgiens wieder, wo das Paar sowohl Wein als Essig zusammen trinkt als Ausdruck ihres Willens, Süßes und Bitteres mit einander zu theilen[34]); im Oldenburgischen giebt man der Braut eine Messerspitze voll Kaminruß als Symbol der Bitterkeit des Lebens ein[35]).

Wenn ein neugeborenes Kind zum ersten Mal in Northumberland in ein Haus getragen wird, beschenkt man es gleichfalls mit Brot und Salz und einem Ei, in Edinburgh mit Brot, Ei und einer Silbermünze, um ihm Glück zu bringen[36]); in Nordengland erhält dagegen der erste, welcher einem Taufzuge begegnet, ein Stückchen Brot und ein Stückchen Käse, um dafür dem Kinde drei Dinge, welche für glückbringend gehalten werden, zu geben[37]).

Wie das Salz dem Menschen in allen Lebenslagen seinen Schutz angedeihen läßt, so ist es ihm auch noch nach dem Tode eine Hilfe, indem seine geisterscheuchende Kraft die bösen Geister vom Leichname hinwegtreibt, welche der freigewordenen Seele so gern auflauern und ihr zu schaden suchen. Aus diesem Grunde bestreut man in Northumberland den Leichnam mit Salz[38]), stellt man auf der Insel Man einen hölzernen Teller mit Salz auf die Brust der auf dem sogenannten Streckbette (straightening-board) ruhenden Leiche[39]); im schottischen Hochlande fügt man noch ein Häufchen Erde bei als Symbol der Vergänglichkeit des Fleisches, während das Salz auf die unsterbliche Seele deutet[40]). In anderen Gegenden Großbritanniens, in Northumberland, Leicestershire und Irland nimmt oder nahm man eine Zinnschüssel mit Salz gefüllt, welche gleichzeitig auch das Hineintreten von Luft in die Eingeweide und das dadurch entstehende Schwellen des Bauches verhindern sollte, welchen Grund man wenigstens in Leicestershire für den Brauch früher anführte[41]). In der Montagne noire wirft man, wenn man zu einem im Todeskampfe Liegenden kommt, eine Handvoll Salz in das Feuer, damit der Teufel die Seele nicht davon führe[42]). Beim Begräbniß oder Verbrennen des indischen Asketen legt man Salz unter und über den Körper[43]); begräbt man ihn, was in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen geschieht, so wird er bis über den Kopf damit dick bedeckt[44]). In Mittelfranken nimmt man auch die Kraft des Brotes als Schutz in Anspruch und legt ein Stückchen desselben zu der Leiche[45]); dieser Brauch findet sich bei den Chewsuren wieder, welche ihren Todten etwas Brot in Form kleiner runder Kuchen auf die Brust legen[46]).

Andererseits schützt aber auch wieder das Salz die Ueberlebenden gegen den Todten, dessen Wiederkommen und unheimliches, schadenbringendes Treiben das Volk überall gewaltig fürchtet, und wendet man es daher auch aus diesem Grunde gern bei den Bestattungsgebräuchen an. Sobald die Leiche heraus und das Hofthor geschlossen ist, macht man im Voigtlande und bei den Oberlausitzer Wenden in der Stube drei Salzhaufen, kehrt sie aus und wirft den Kehricht auf das Feld, wodurch dem Todten die Rückkehr ins Haus abgeschnitten ist[47]). Wer im Aargau die Leiche angekleidet hat, reibt sich die Hände mit Salz, dann werden die Glieder nicht taub, was sonst bei dieser Hantierung der Fall sein würde[48]).

Fast mehr noch als um sein eigenes Wohl und Wehe und das seiner Familie ist der echte Bauer um das seines Viehes besorgt; daß diesem, dem Stolz seiner Wirthschaft und einem der wichtigsten Faktoren der Behäbigkeit seiner Existenz, nichts geschieht, namentlich, daß ihm nichts angethan wird von neidischen Nachbarn, triefäugigen Hexen und anderm unheimlichen Gesindel ist seine Hauptsorge, und hier bietet sich ihm wieder das Salz dar als bequemes und sicheres Mittel gegen alle Gefährdung durch bösen Blick, zauberische Manipulation, Raubthier und Seuche.

Salz den Kühen zwischen die Hörner gestreut schützt sie gegen den bösen Blick[49]), in Verbindung mit drei Zwiebelköpfen und einem Kamme in die erste Tränke nach dem Kalben gethan gegen alle Hexerei[50]); das neugeborene Kalb selbst bestreut man zu gleichem Zwecke mit Dill und Salz[51]). Im Regenthal reicht man den tragenden und Kälberkühen am Dreikönigstage als Hexenschutz in drei Portionen Salz, welches am Vorabend geweiht worden ist[52]), in der Campine Belgiens benutzt man zur Erleichterung des Kalbens oder Fohlens das von einer Taufe aufgehobene geweihte Salz[53]); der Voigtländer giebt der Kuh beim Kalben einen Butterfladen mit recht viel Salz und sonstigem Gewürz[54]). Nach dem Kalben läßt der Oberpfälzer die Kuh Brot mit geweihtem Salz und gewissen Drüsen der Nachgeburt fressen[55]); der Schotte wirft in die erste Milch nach dem Kalben gleichfalls etwas Salz, ehe er sie jemandem zu trinken giebt[56]).

Zu drei Körnern ins Milchfaß geworfen bewahrt das Salz die Milch vor allen bösen Einflüssen[57]); ins Butterfaß geworfen läßt es, namentlich das geweihte, das Buttern gelingen, welches böser Zauber leicht hindern kann[58]); in Schwaben und der Schweiz fügt man dem Salze gern auch noch Brot bei dieser Gelegenheit bei[59]). Namentlich aber soll man Salz hineinwerfen und zwar in jeden Hafen, wenn man die Milch über eine Kreuzstraße oder auch überhaupt über die Straße trägt — schon wenn man zum Melken über die Straße gehen muß, soll man bereits etwas Salz in den Kübel gestreut haben[60]) —, auch wenn man jemandem Milch verkauft oder giebt, damit dieser dem Besitzer nichts durch die Milch anthut, wie z. B. das Buttern hindert oder gar der Kuh überhaupt die Milch nimmt[61]). In der Rheinpfalz benutzt man dazu gern das an den Quatembersonntagen geweihte Salz[62]). Auch beim Kauf einer Kuh streut man vielfach in Deutschland Salz in die erste Milch derselben, damit sie nicht die Milch verliere[63]); das Gleiche ist nach böhmischem Glauben nöthig, wenn man Milch über ein Wasser tragen muß, da sonst den Kühen Schaden dadurch geschieht[64]). In Mecklenburg macht man stillschweigend drei Kreuze mit Salz auf die Schwelle, wenn man ein gekauftes Thier zuerst in den Stall bringt, um es gesund zu erhalten[65]).

In Ostfriesland läßt man die Kühe beim ersten Austrieb im Frühjahr als Schutz vor allem Bösen über Salz und Eisen hinwegschreiten, wie man ihnen eben dort auch, wenn sie zum ersten Male Milch geben, in Mecklenburg, wenn sie zum ersten Male ausgetrieben werden, Salz auf den Rücken streut[66]), welcher Brauch sich gleicherweise in Sicilien und zwar für Pferde und Esel, die in einen neuen Stall kommen, vorfindet[67]). In Norwegen füllt man die Glocke, ehe man sie der Leitkuh umhängt, mit Salz und giebt ihr dieses zu fressen; ferner läßt man dort die Weihnachtsnacht hindurch ein Häufchen Salz mit einem Holzkreuz darin auf dem Herde gleichfalls für das Vieh stehen[68]). Der Serbe schützt seine Kuh oder sein Schaf vor dem Ausmelken durch Andere, indem er die Warzen des Euters mit Salz, Rost und Eidotter bestreicht[69]), der Franzose streut es am 1. April in die vier Ecken der Weide, um die Herde vor aller Fährlichkeit zu bewahren[70]); der Esthe schützt die seinige vor dem Wolfe, indem er Salz in dessen Spur streut, wodurch dieser auf einen andern Weg gewie-

sen wird, auch streut wohl der Hirt vor dem Austriebe, indem er seine Herde murmelnd dreimal umgeht, Salz bei dieser Handlung aus[71]).

In Tirol wird am Dreikönigsabend, in einzelnen Gegenden am Stephanstage, Salz geweiht, um es später dem Vieh vor der Auffahrt zur Alm und bei der Rückkehr von derselben zu geben[72]). Das am selben Tage geweihte Salz, welches man mit Weihwasser angefeuchtet und wieder hat trocknen lassen, ist in Schwaben gleichfalls ein beliebtes Heilmittel gegen alle Viehkrankheiten, man schabt dann jedesmal für das kranke Thier ein wenig davon ab[73]). Der Oberbayer legt den geweihten Salzstein, der meist neben seinem Weihbrunnkessel hängt, seinem kranken Vieh ins Getränk[74]); der Oberpfälzer giebt in den Rauchnächten seinem Vieh geweihtes Brot und Salz in Verbindung mit Kreide und Grodelkraut als sogenanntes „Gelecker" zum Vorschutz ein[75]). Salz auf Brot zu geben gilt dem Deutschen überhaupt bei bezaubertem Vieh als sicheres Heilmittel[76]), und ebenso wendet der Serbe als Lieblingsmittel gegen alle Viehkrankheiten die Ecke vom Weihnachtsgebäck, auf welche er Salz streut, und welche er alsdann abschneidet, an, wie er auch als Vorbeugungsmittel jedem Stück Vieh nach der Weihnachtsmahlzeit Salz zu fressen giebt[77]). Ein Urtheil des Pariser Parlamentes vom Jahre 1695 legt gewissen zauberberüchtigten Schäfern sogar zur Last, daß sie ihre Schafe mit Salz getauft hätten[78]).

Ob die Beobachtung, daß das Lecken von Salz dem Vieh zuträglich ist und dasselbe vor Krankheiten schützt, wobei bemerkt werden mag, daß z. B. auch die Tscherkessen ihrem Rindvieh, Pferden und Schafen häufig Salz zum Lecken geben[79]), die Häufigkeit der abergläubischen Anwendung des Salzes bei den Viehzüchtern mit bewirkt hat, muß dahingestellt bleiben, bekräftigt wird es diesen Aberglauben aber wohl jedenfalls haben.

Auch sein Saatkorn schützt der Esthe durch Salz, indem er es mit Salzwasser übergießt oder Salz in das erste Saatgefäß streut[80]), der Bewohner der Campine Belgiens durch das von einer Taufe aufgehobene geweihte sogenannte Taufsalz, welches alles Unkraut vom Getreide fernhält[81]); gleichfalls wendet der Ire das Salz beim Säen an[82]). Der Masure bindet in das Säelaken Brot und Geld oder Brot, Salz und Fenchel hinein und läßt es während des Säens darin[83]). Salz ins Feuer geworfen wandte in Verbindung mit Lärm den Hagelschlag im alten Peru von den Feldern ab[84]).

In Norwegen legt man während des Gährens des Bieres Salz und eine Scheere auf den Deckel des Bottichs, um böse Einflüsse abzuhalten[85]); in Tirol mischt man gern unter den Brotteig eine Kleinigkeit geweihten Salzes, damit er besser ergiebt[86]). Scherzhaft sagt man in Deutschland auch wohl, daß man Vögel mit Salz fangen könne, wenn man es ihnen auf den Schwanz streue; der Harzer behauptet sogar, daß diese Fangart beim Wilde, der Oldenburger, daß sie beim Alraun anwendbar sei[87]). Das Ausstreuen von Salz, um den Blutigel zum Abfallen zu bringen, was man auch bei uns noch anwendet, führt bereits Plinius als römischen Brauch auf[88]).

Alle Anfechtungen und böse Einwirkungen, welche dem Menschen überhaupt auf seiner Lebensbahn kommen können, vermag Salz, namentlich in Verbindung mit Brot, zu bannen. Drei Brotkrumen, drei Salzkörner, drei Kohlen bei sich getragen schützt gegen Hexerei nach deutschem Glauben, und auch das Amulet des Griechen gegen den bösen Blick, (wogegen gleichfalls die böhmische Mutter der Tochter Salz und Brot in das Kleid steckt) birgt Salz, Kohle und Knoblauch[89]); ein Stück Brot mit drei Körnern Salz einer eintretenden Hexe angeboten, macht sie unschädlich[90]); nach ostfriesischer Ansicht empfiehlt es sich überhaupt, wenn verdächtige Leute im Hause gewesen sind, zur Sicherheit etwas Salz in das Feuer zu werfen[91]). In Rom setzt man an dem gefährlichen Johannisabende eine Schüssel Salz vor die Hausthür, da die Hexe alsdann erst jedes Korn zählen muß, ehe sie das Haus betreten kann, und darüber die Nacht dann meist glücklich hingeht[92]). In Béarn wird, sobald man den unheilkündenden Kauz (chouette) hört, schleunigst Salz in das Feuer geworfen, um die Erfüllung der übelen Vorbedeutung abzuwenden[93]). Sogar den sogenannten Heckethaler, durch welchen man in der Gewalt des Teufels steht, und von welchem auf eine andere Art man sich nicht befreien kann, vermag man loszuwerden, wenn man ihn in Salz steckt[94]).

Gestohlen Gut wiederzubringen zwingt man den Dieb, wenn man drei Bröcklein Brot, drei Sprätlein Salz, drei Bröcklein Schmalz, am besten in einem neuen Deckel, über eine starke Gluth legt und dabei folgenden Spruch betet:

„Ich leg Dir, Dieb und Diebin, Brot, Salz und Schmalz auf die Gluth, wegen Deiner Sünd und Uebermuth. Ich leg es Dir auf Lungen, Leber und Herz, daß Dich ankommt ein großer Schmerz u. s. w." [95]).

---

1) Man vergleiche z. B. Thiers Nr. 30. 2) Boecler 45. Holzmayer 100. 3) Boecler 51. 4) Grimm Nr. 564. Wuttke §. 220, 346. Rochholz. Glaube 2, 212. 5) Grohmann. Sagen 3. 6) A. E. Brehm. Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika. Jena 1862. Bd. 2, S. 92. 7) Bavaria 4 a. 201. Köhler 421. 8) Wuttke §. 234. Brand 3, 166. Düringsfeld 2, 130. 9) Baseler Missionsmagazin 1849, Heft 4, S. 63. 10) Bei Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828, S. 457. 11) Strackerjan 2, 127. 12) Wuttke §. 234. 13) Bavaria 4 b., 348. 14) Wolf Nr. 14. 15) Brand 3, 166. K. R. Hagenbach. Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte. Leipzig 1869, S. 432. B. Haug. Die Alterthümer der Christen. Stuttgart 1785, S. 425. Die Maroniten gebrauchen das Salz bei der Taufe nicht. Paulus 2, 231. 16) A. Witzschel. Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen Bd. 2. Wien 1878, S. 336. 17) Lammert 172. 18) Grimm. Mythologie. Anhang. Französischer Aberglaube Nr. 32. Kuhn. Mark 357. 19) Scheible. Die gute alte Zeit. Stuttgart 1847, S. 208. 20) Wuttke §. 306. Grohmann Nr. 1694. 21) Haupt 2, 151. Anmerkung. 22) Strackerjan 2, 125. 23) Köhler 235. 24) Bavaria 4 b, 369. 25) A. Erman. Reise um die Erde. Berlin 1833, Bd. 1, S. 521. 26) Grohmann Nr. 77. Anmerkung. 27) Boecler 29. 35. 28) Bavaria 1, 399. 29) Koehler 237, 429. 30) Koehler 239. 31) Witzschel 2, 232. 32) Witzschel 2, 228. 33) Wolf-Mannhardt 2, 79. 34) Düringsfeld 2, 137. 35) Strackerjan 2, 125. 36) Brand 2, 151, 147. 37) Brand 2, 153. 38) Nork 478. 39) Brand 2, 213. 40) Brand 2, 172. 41) Brand 2, 171. 42) Wolf-Mannhardt 2, 419. 43) W. Taylor. A catalogue raisonnée of Oriental Manuscripts in the library of the College Fort Saint George. Madras 1857/62. Vol. 1, p. 38. Vol. 2, p. 106, 191. 44) J. A. Dubois. Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde. Paris 1825. Vol. 2, p. 285. 45) Bavaria 3, 983. 46) G. Radde im „Globus" 35, 122. 47) Koehler 254. Grimm Nr. 846. 48) Rochholz. Glaube 1, 186. 49) Grimm Nr. 573. 50) Wuttke §. 234. (Schlesien.) 51) Kuhn. Mark 380. Temme 79. Wuttke §. 235. (Schlesien.) Bartsch 2, 146. 52) Bavaria 2, 308. 53) Düringsfeld 2, 130. 54) Koehler 428. 55) Bavaria 4 b., 377. 56) Brand 3, 167. 57) Grimm Nr. 760. Köhler 428. 58) Thiers Nr. 24. Bavaria 2, 303. (Oberpfalz.) 59) Meier 177. Jecklin 2, 183. 60) Meier 175. 61) Bartsch 2, 137. Koehler 428. Wolf Nr. 316. Liebrecht 316. (Norwegen.) 62) Bavaria 4 b., 377. 63) Wuttke §. 234. Grohmann Nr. 1012. 64) Grohmann Nr. 1012. 65) Bartsch 2, 144. 66) Wuttke §. 233, 234. Bartsch 2, 142. 67) Angelo de Gubernatis. Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. Deutsche Uebersetzung. Leipzig 1874, S. 232. 68) Liebrecht 325. 69) „Globus" 30, 94. 70) Thiers Nr. 151. 71) Boecler 121, 116. 72) Zingerle Nr. 1137 73) Meier 472. 74) Bavaria 1, 282. 75) Bavaria 2, 302. 76) Rochholz. Glaube 2, 45. 77) „Globus" 30, 72. 78) Grimm. Mythologie 608. Anmerkung. 79) J. v. Klaproth. Reise in den Kaukasus und nach

Georgien. Halle und Leipzig 1812/4, Bd. 1, S. 587. [80]) Holzmayer 104. [81]) Düringsfeld 2, 130. [82]) Brand 3, 168. [83]) Toeppen 92. [84]) „Globus“ 28, 302. [85]) Liebrecht 315. [86]) Zingerle Nr. 292. [87]) Wolf-Mannhardt 1, 202. Straderjan 1, 397. [88]) Plinius. Naturgeschichte, Buch 32, Kap. 42. [89]) Grimm Nr. 182, 713. Grohmann Nr. 1128. Nork 543. [90]) Grimm Nr. 570. [91]) Wuttke §. 220. [92]) Düringsfeld 1, 37. [93]) Wolf Nr. 117. Anmerkung. [94]) Wuttke §. 308. Kuhn-Schwartz 470. [95]) Wuttke §. 302 b. (Württemberg.) Albertus Magnus 2, 5.

Deli auf Sumatra.

Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von E. Metzger.

II.

Obwohl die Anfänge der Kultivation von Deli kaum zwanzig Jahre alt sind, so schwebt über den Umständen, welche den ersten Anstoß zu derselben gegeben haben, ein gewisses Dunkel. Während von einer Seite gesagt wird, daß eigentlich der Zufall eine große Rolle gespielt hat, wird von anderer Seite zu verstehen gegeben, daß niederländische Beamte, wenn auch der möglichen Einwendungen der Engländer wegen nur indirekt, dabei die Hand im Spiele hatten. Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, denn im Jahre 1862 hatte ein officieller Besuch an der Ostküste von Sumatra stattgefunden, welcher den in den Straits Settlements erscheinenden Blättern Veranlassung zu Klagen gab; derartige Aeußerungen wurden übrigens von Zeit zu Zeit laut, wenn die Niederländer entweder irgend wie einen kleinen Vortheil erlangt hatten oder irgend etwas thaten, was den Kaufleuten in Malakka mißfiel. Uebrigens läßt sich die zuerst erwähnte Version ganz gut mit dieser Ansicht vereinigen.

Es war im Jahre 1863, als ein von Deli gekommener Araber sich in Batavia zu einigen Handelshäusern begab, um mit denselben womöglich Verbindungen zur Ausnutzung der, wie er vorgab, ihm in Deli zur Verfügung stehenden Ländereien anzuknüpfen. Der Verwalter einer Anpflanzung auf Java, welcher von diesem Vorgehen Mittheilung erhielt, wußte sich für sein Haus das Monopol für den Einkauf von Tabak und das Urbarmachen von Ländereien von dem Araber, der ungemein günstige Aussichten vorspiegelte, zu verschaffen und begab sich mit ihm nach Deli. Dort fand er sich entsetzlich enttäuscht; es ergab sich nämlich, daß der Araber ein Schwindler der ärgsten Sorte war. Herr Nienhuys (der eben erwähnte Verwalter) sah sich nun auf seine eigenen Kräfte angewiesen, von welchen er, mit Zustimmung des Besitzers der Anpflanzungen, welche er auf Java verwaltet hatte und mit den nöthigen Geldmitteln reichlich von demselben unterstützt, so gut Gebrauch zu machen wußte, daß der Sultan ihm ein Stück Land abtrat, auf welchem er Tabakspflanzungen anlegte. Anfänglich hatte man sehr schlechten Erfolg; im ersten Jahre bekam man nur etwa 3000 Kilo, etwa den vierten Theil des Ertrages, auf den man gerechnet hatte, die aber so schlecht waren, daß man nur einen Preis von 48 Cent per halbes Kilogramm erzielte; dagegen stieg der Ertrag im folgenden Jahre (1865) schon auf 3500 Kilogramm, die à 1,50 Gulden per halbes Kilogramm verkauft wurden. Dies reizte zur Nachahmung; 1867 entstanden drei neue Unternehmungen und 1868 wurden bereits 80 000 Kilogramm nach Europa ausgeführt.

Nun beginnt eine Periode der Entwickelung, wie sie in der Kultivationsgeschichte wohl beinahe unerhört ist; zunächst wurde der Anstoß dazu durch die Errichtung der Deli Maatschappij zu Amsterdam gegeben, an welcher die Niederl. Handelsmaatschappij sich mit der Hälfte des Kapitals betheiligte. Ohne dadurch den Verdiensten anderer Unternehmer zu nahe treten zu wollen, kann man sagen, daß diese Gesellschaft einen mächtigen Zug in die Sache brachte, namentlich weil es ihr glückte, die Einwanderung freier Arbeiter aus China zu bewirken, die in Abtheilungen von zehn und hundert regelmäßig über Singapur und Pinang nach Deli kamen, so daß dem anfänglichen Mangel an Arbeitern ziemlich abgeholfen wurde.

Nach einem Bericht vom Jahre 1871 waren damals schon für 20 Unternehmungen Kontrakte geschlossen; zu denselben gehörten etwa 18 000 Bau (à 500 rheinländische Quadratruthen); der Tabak erzielte gute Preise; außer dieser Pflanze wurden Muskatnüsse und Kokospalmen [1]) angebaut. Im Jahre 1870 waren bereits 3000 chinesische Arbeiter dort; dieselben waren ziemlich unruhig, und als einige derselben einen Mordanschlag auf zwei Unternehmer gemacht hatten, dachte die niederländische Regierung daran, den Rechtszustand zu verbessern.

Hierzu bot sich bald eine weitere äußere Veranlassung. Im Jahre 1872 wurde die Ruhe in Deli ernstlich bedroht; den gewöhnlichen Streitigkeiten der malaiischen Häuptlinge mit ihrem Lehnsherrn, dem Sultan von Deli, hatten die europäischen Niederlassungen neuen Brandstoff zugeführt; der Sultan hatte sich mit den Ansiedlern auf guten Fuß gesetzt und ihre Gegenwart war vortheilhaft für ihn, Grund genug, um den Neid der anderen Häuptlinge zu erwecken und sie den Unternehmungen feindlich zu stimmen; außerdem beklagten sie sich über Verletzung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Ansprüche auf die vom Sultan vermietheten Ländereien. Einige der Unzufriedenen versammelten einige hundert Malaien und etwa tausend Bataker; erst im Oktober glückte es den Aufstand niederzuwerfen. Die Ruhe wurde jedoch schon wieder im April 1873, diesmal durch atjinesische Stämme, gestört.

Während dieser Zeit traten wichtige Veränderungen ein; Siak mit allem, was dazu gehörte, wurde unter dem Titel „Sumatras Ostküste“ zu einer niederländischen Provinz erklärt, wobei dem Sultan seine Rechte theilweise blieben; doch die Rechtspflege kam in europäische Hände. Zu Deli wurde ein Assistent-Resident eingesetzt; der den Europäern so freundliche Sultan starb und sein schwacher Sohn folgte.

Indessen hatten die Pflanzungen sich mehr und mehr entwickelt. Für eine regelmäßige Verbindung mit Singapur und Pinang war gesorgt worden, die Wege im Innern hatte man verbessert, nur war es schwierig, eine genügende Zahl Arbeiter zu finden. Die Chinesen hatten sich wäh-

---

[1]) Die Anpflanzung von Palmen wird jetzt für unvortheilhaft gehalten.

rend der späteren Unruhen treu bewiesen, doch suchte man in den Straits Settlements die Einwanderung derselben aus Eifersucht zu verhindern[1]). — Im Jahre 1874 schickte man etwa 20 000 Pikul (à 125 halbe Kilogramme) Tabak nach Europa und beschäftigte 4500 Chinesen, 500 Klingalesen und Hindus, sowie 300 javanische Arbeiter. Von diesem Augenblick an erhoben sich verschiedene Schwierigkeiten; diejenige, welche die Entwickelung am nachhaltigsten hemmte, waren die Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Pflanzern über die Behandlung resp. Bestrafung der Arbeiter. Anfänglich hatte man in Deli höhere Löhne bezahlen können als in dem benachbarten Malakka; als jedoch die Bezahlung hier auch in die Höhe getrieben worden war und in Deli selbst die Nachfrage stieg, da war es schwer, die Kulis, welche oft mit 40 Dollar Kosten angeworben waren, zu verhindern, sich den einmal übernommenen Verpflichtungen zu entziehen. Früher hatten die Unternehmer gegen Verletzungen der Kontrakte wachen können, weil Strafbestimmungen hiergegen (wohl nicht immer in formeller, gesetzlicher Weise) angewendet werden konnten; seitdem jedoch die Rechtspflege in den Händen der indischen Regierung ruhte, wurden die Pflanzer gegen kontraktbrüchige Kulis auf eine Entschädigungsklage verwiesen, deren Erfolg natürlich sehr problematisch war. Außerdem verloren die Arbeiter alle Furcht, da sie straflos blieben. Auf der andern Seite kann jedoch nicht geleugnet werden, daß es nothwendig war, die Kulis einzelnen der Pflanzer gegenüber in Schutz zu nehmen.

Doch ich will bei diesen Einzelnheiten nicht länger verweilen, sondern eine Beschreibung des jetzigen Zustandes zu geben versuchen. Die Vergleichung der oben gegebenen mit den näher mitzutheilenden Zahlen wird besser als viele Worte zeigen, wie das Land sich entwickelt hat.

Nach dem Regierungs-Almanach für Niederl. Indien 1882 betrug am 31. December 1880 die Bevölkerung von Sumatras Ostküste 435 Europäer, 110 071 Eingeborene und 29 857 Chinesen; hiervon kommen etwa 400 Europäer, 100 000 Eingeborene und der größte Theil der Chinesen (unter denen auch Hindus und Araber begriffen zu sein scheinen) auf Deli; nach demselben Handbuch bestanden im Jahre 1881 etwa 70 Unternehmungen mit 9300 Bau Anpflanzungen; die Oberfläche derselben hat wieder abgenommen, nachdem man eine Zeit lang, verblendet durch die großen Vortheile, welche einzelne Unternehmungen abwarfen, planlos neue Plantagen in Betrieb gebracht hatte. Obwohl dies nun auch nachtheilig auf das Ganze wirkte, weil durch theilweise schlechtere Qualität die Preise auch mehr oder weniger im Ganzen gedrückt wurden, war doch 1880 der Ertrag 10½ Millionen Gulden (1,18 Gulden per halbes Kilogramm), 1879 9 Millionen (1,26 Gulden per halbes Kilogramm). Die Deli Maatschappij theilte für das Jahr 1881 6¾ Procent Dividende aus und 50 000 Gulden wurden dem Reservefonds zugeschrieben; die Antheile, die meist in festen Händen sind, waren in der letzten Maiwoche dieses Jahres zu 273 Procent notirt. Schon seit dem 1. Januar 1876 hatte die Regierung sich von den eingeborenen Fürsten den Genuß ihrer geldlichen Ansprüche gegen eine jährliche Rente zu versichern gewußt und hierbei ein recht gutes Geschäft gemacht. Sie zahlte nicht ganz 100 000 Gulden im Jahre und verpachtete die Erhebung der Steuern im ersten Jahre zu 372 000 Gulden; im Jahre 1879 beliefen sich die Ausgaben auf 693 870 Gulden, die Einnahmen auf 1 165 196 Gulden. Allerdings klagen die Pflanzer über die hohen Zölle, mit denen einzelne Ausfuhrartikel besteuert sind (z. B. betragen dieselben auf Muskatnüsse circa 10 Proc. und sind im Durchschnitt viel höher als die, welche auf Java bezahlt werden); namentlich aber klagen sie über die Unsicherheit, welche in ökonomischer und finanzieller Beziehung noch vielfach besteht und die der Anlage solcher Pflanzungen, für welche viel Kapital erforderlich ist, die dagegen aber auch ungeheuren Gewinn versprechen (Zucker), im Wege steht, während es allerdings ein bleibender Uebelstand ist, daß Deli für größere Schiffe nicht zugänglich gemacht werden kann. Auch hat die Regierung den Abschluß von Verträgen zwischen den eingeborenen Fürsten und den Pflanzern von ihrer Billigung abhängig gemacht und im Jahre 1877 hierfür gewisse, zwei Jahre später wieder veränderte Normen aufgestellt. Anfänglich nämlich gaben die eingeborenen Fürsten die Ländereien ganz ohne Entschädigung her; sie suchten und fanden ihren Nutzen in dem indirekten Vortheil, welchen ihnen die Zunahme des Handels, die erhöhten Verpachtungen u. s. w. verschafften; erst im Jahre 1871 fingen auch sie an nach dem Beispiel, welches die Regierung auf Java gegeben hatte, Grundsteuer von dem Miether zu verlangen; ähnlich wie es dort geschah, sollte die Steuer erst einige Zeit nach Abschluß des Kontrakts, hier mit dem fünften Jahre und nur für die urbar gemachten Felder, bezahlt werden.

Die durch die Regierung festgesetzten Bestimmungen (s. oben) schreiben vor, daß die Grenzen jeder Unternehmung genau angegeben und die Miethverträge für die Dauer von fünfundsiebzig Jahren abgeschlossen werden sollen. Ferner dürfen die durch letztere erlangten Rechte nicht ohne Genehmigung der Regierung an andere Personen übertragen werden. Wie in ganz Niederländisch Indien darf kein Mohn — des Opiums wegen — gepflanzt werden. Der jährliche Zins soll 1 Gulden per Bau betragen und soll in den ersten Jahren nur ⅕, ⅖, ⅗, ⅘ und erst im 5. Jahre der volle Betrag der Miethe bezahlt werden. Auch dürfen keine Ländereien, welche die Eingeborenen im Gebrauch haben, an Pflanzer abgetreten werden, wenn erstere nicht vollständig entschädigt werden. Die Fürsten sind berechtigt, die Verträge aufzuheben, wenn nicht während der ersten fünf Jahre wenigstens der fünfte Theil des Areals urbar gemacht ist, und bleibt es auch der Bevölkerung vorbehalten, bis zu dem Zeitpunkt der Urbarmachung die Bodenprodukte zu benutzen. Ich habe absichtlich diese Bedingungen etwas ausführlich mitgetheilt, da aus denselben sich ergiebt, wie hinderlich dieselben für den Pflanzer werden konnten; einzelne Veränderungen wurden auch schon nach kurzer Zeit nöthig erachtet, namentlich wurde die Dauer der Pacht und der Betrag der Miethe, welche in jedem Fall zu bezahlen war, dem Abkommen der Betheiligten überlassen. Jetzt wird der Landbau beinahe ausschließlich nach der extensiven Methode getrieben; jährlich wird ein Theil der Ländereien bebaut, die anderen bleiben brach liegen; die Arbeiten geschehen, wo dies möglich ist, im Akkord.

Wenn auch die Unternehmungen größtentheils mit holländischem Gelde arbeiten, so bietet doch die europäische Bevölkerung eine große Abwechselung von Nationalitäten; sowohl die Namen der Unternehmungen als die Geschlechtsnamen der Bewohner deuten dies an; das Bedürfniß fremde Arbeiter heranzuziehen hat dazu beigetragen die Musterkarte, welche Sumatra in ethnographischer Beziehung bietet, noch bunter zu machen. Ich habe oben schon erwähnt, daß die ursprünglichen Bewohner der Küste Malaien, die des Innern Bataker sind; natürlich waren auch, schon ehe die Kultivation einen Anfang nahm, andere Stämme vertreten: Araber, die ja im indischen Archipel überall, namentlich an

[1]) Weil man sie für die Ausbeutung von Zinn gebrauchte.

den kleinen Höfen vordringen, Eingeborene der Halbinsel Malakka, die durch Handelsbeziehungen nach Deli geführt waren, Atjinesen, welche aus dem Nachbarlande kamen, Gajos, die aus dem unbekannten Gebirge niederstiegen. Als man Arbeiter nöthig hatte, da suchte man von den anderen Inseln des Archipels, vom Festlande und (wie schon erwähnt) von China die nöthigen Arbeitskräfte zu gewinnen. Die Chinesen stellten hierzu den größten Antheil; namentlich die Deli Maatschappij scheute keine Opfer für diesen Zweck; einer ihrer ersten Beamten begab sich nach China und organisirte dort die Einwanderung. Natürlich trat eine Zeit ein, wo man der Zahl zuliebe allen möglichen Ausschuß nehmen mußte, bis man endlich den traurigen Folgen gegenüber stand. Auch machte man Versuche Javanen (namentlich aus der dicht bevölkerten Landschaft Bagelen) zur Einwanderung zu bewegen. Wiewohl dieselben zu den fleißigsten Bewohnern von Java gehören, mißglückten diese Versuche, wie es vorauszusehen war, vollständig. Der eigentliche, angesessene Javane ist viel zu anhänglich an den Boden seines Vaterlandes, als daß er sich entschließen sollte, dasselbe dauernd zu verlassen; wenn er auch manchmal Jahre lang z. B. als Diener eines Europäers im Archipel umherschweift, so bleibt es doch sein Ideal zur Stelle, wo er geboren wurde, zurückzukehren, und nur diejenigen, welche ihre einfache Natur schon mehr verleugnen, sind im Stande ihr Vaterland aufzugeben; es ist daher deutlich, daß diejenigen, welche sich zur Auswanderung entschlossen, nicht zu den Besten ihres Volkes gehörten, so daß Herr Cremer, einer der Leiter der Deligesellschaft, über diese Einwanderer schrieb: „Jeder besaß mehr Untugenden als zehn chinesische Einwanderer zusammengenommen.“ Durch diese Worte werden sie allerdings sehr schlecht qualificirt. Besser glückte es mit Einwanderern von Baweau, die ihrer Nationalität nach schon einen größern Wandertrieb besitzen, doch wirkten hier besondere Verhältnisse mit; einer der Unternehmer in Deli nämlich hatte eine Zeit lang auf ihrer Insel gewohnt und dort Verbindungen angeknüpft; auch ein in neuerer Zeit gemachter Versuch, Familien aus anderen Theilen Sumatras zu bewegen sich dort niederzulassen, scheint keinen besondern Erfolg gehabt zu haben. Sehr zum Nachtheil der Pflanzer legt die englische Regierung der Anwerbung Eingeborener des festen Landes (namentlich Klingalesen), die als Arbeiter sehr gerühmt werden, große Hindernisse in den Weg.

Wiewohl man die Arbeiter je nach der Art des Volkes, dem sie angehören, in verschiedener Weise verwendet, so scheint es doch, als ob die verschiedenen Racen nicht neben einander bestehen können, namentlich wird die malaiische Race durch die Chinesen unterdrückt. Wie nöthig es übrigens war, daß die Regierung sich mit der Arbeiterfrage ernstlich beschäftigte, zeigten die Unruhen der Jahre 1876 und 1877, bei welchen sich die Arbeiter mehrerer Unternehmungen gegen ihre Herren wendeten; die Schuld darf übrigens durchaus nicht ausschließlich bei ersteren gesucht werden.

Ich glaube im Vorhergehenden genug Einzelheiten erwähnt zu haben, um die Summe ziehen zu können:

Die Schätze von Deli lagen durchaus nicht offen da; weder Gold noch Diamanten wurden da gefunden, sondern der Reichthum war im Boden versteckt, dem er mit Anstrengung und Arbeit abgewonnen werden mußte. Diejenigen, welche zuerst dorthin gingen um dies zu versuchen, waren nicht durch Armeen geschützt, aber sie besaßen ein reiches Kapital an Kenntniß und Erfahrung in Bezug auf Pflanzungen auf tropischem Boden und genügende Geldmittel, sie wußten sich die Gunst des Fürsten, seinen Schutz zu verschaffen und genügende Arbeitskräfte heranzuziehen; das Beispiel der ersten Ansiedler wurde nachgeahmt, es bildete sich eine große Gesellschaft und auch dieser glückte es, trotz der großen Ausbreitung, welche sie ihrem Wirkungskreis gab, alle Hindernisse, namentlich den Mangel an Arbeitskräften, zu überwinden, während die Schwierigkeiten, die sie an Ort und Stelle traf, obwohl sie nicht gering angeschlagen werden dürfen, doch nicht mit denen verglichen werden können, welche die ersten Schritte, die ersten Versuche der Kultivation auf einem bis dahin noch jungfräulichen Gebiete begleiten.

Man darf hierbei nicht vergessen, daß die ersten Unternehmer ganz freie Hand bei ihren Arbeiten hatten, und daß bei der Deli Maatschappij, wenn ich gut unterrichtet bin, die höheren Beamten durchaus keinen festen Gehalt, sondern nur einen Antheil am Gewinn beziehen. Dies ist ein Umstand, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wenn es wahr ist, daß die beste Staatsform die absolute ist, wenn sie sich nämlich in guten Händen befindet, so ist bei solchen Unternehmungen eine möglichst absolute Gewalt der Leiter eine der ersten Lebensbedingungen — wenn man nämlich den richtigen Mann an die richtige Stelle gestellt hat. — Der Rückschlag, der sich in Deli, allerdings weniger im Ganzen als in Bezug auf einzelne Unternehmungen, gezeigt hat, erklärt sich leicht. Es sind nicht so sehr die Gefahren von der Seite der Eingeborenen, welche die jungen Unternehmungen bedrohen, als vielmehr eigene Ungeschicklichkeit bei der Auswahl der Ländereien, demnach spätere Enttäuschung durch schlechte Ernten und die Eifersucht der Pflanzer, welche bei dem Mangel an Arbeitskräften sogar die Ursache wurde, daß man sich die Arbeitskräfte unter einander abtrünnig machte; dies ist die Erklärung, warum derartige Unternehmungen in schwach bevölkerten, schlecht mit Arbeitskräften versehenen Gegenden nur glücken können, wenn die Leitung in einer Hand liegt, wenn die Unternehmer ein Monopol besitzen.

Eingeengt wurden die Unternehmungen ferner durch die Maßregeln der Regierung. Ich will durchaus nicht die Ansicht aussprechen, daß eine solche Beschränkung beabsichtigt worden wäre, sie wird vielmehr dadurch hervorgerufen, daß die Regierungsbeamten in Bezug auf solche, ihnen großentheils ganz fremde, Verhältnisse nur schwer das Richtige zu treffen verstehen, während außerdem ihre häufigen Versetzungen es ihnen nicht gestatten, sich mit den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen genügend bekannt zu machen. Dazu kommt, daß sie gewohnt sind dem Eingeborenen gegenüber als Stellvertreter des Generalgouverneurs aufzutreten und mit oder ohne Absicht diesen Standpunkt auch wohl gegenüber einem Pflanzer einzunehmen suchen. Daß die Regierung die für die neu erschlossenen Gebiete erforderlichen Ausgaben so schnell durch die Einnahmen deckte, hat wohl auch der Entwickelung geschadet; noch mehr aber that dies die Unsicherheit, welche in mancher Beziehung auf wirthschaftlichem Gebiete noch bestand; diese Unklarheit, dieses Zögern ist der Krebsschaden, der nicht bloß an Deli nagt.

Es ist nicht zu erwarten, daß eine einzelne Person, welche hinreichendes Vermögen besitzt, dies und die eigene Person an eine Kultivation wagen wird; thut Jemand dies, so ist für ihn die Wahrscheinlichkeit des Erfolges am größten, weil er von allen fremden Einflüssen am unabhängigsten ist; gewöhnlich werden aber nur Gesellschaften über genügendes Kapital verfügen können und für solche Zwecke verfügen wollen. Welcher Fall denn nun auch eintreten mag, das Nothwendigste ist das Studium der Gegend, in der man sich niederlassen will, und der Arbeiterfrage. Kann man ein Monopol bekommen, um so besser; wo nicht, so muß man so viel Boden zu erwerben

suchen, daß die anfänglichen Unternehmungen wenigstens weit genug von etwa später kommenden, fremden Nachbarunternehmungen entfernt bleiben, um keine unangenehmen Verwickelungen der Arbeiter wegen befürchten zu müssen. Wie groß oder klein das Kapital sei, man fange mit einer verhältnißmäßig kleinen Unternehmung an; auf fremdem Boden, wo man keine Erfahrung hat, sind dergleichen Unternehmungen immer eine Art Glücksspiel wenigstens im Anfang; Lehrgeld muß man in allerlei Münze bezahlen; je kleiner der erste Einsatz ist, desto länger kann man das Spiel aushalten und desto mehr Mittel hat man zur Verfügung seine Unternehmung auszubreiten, wenn das Spiel eine günstigere Wahrscheinlichkeit bietet, die man zu benutzen gelernt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

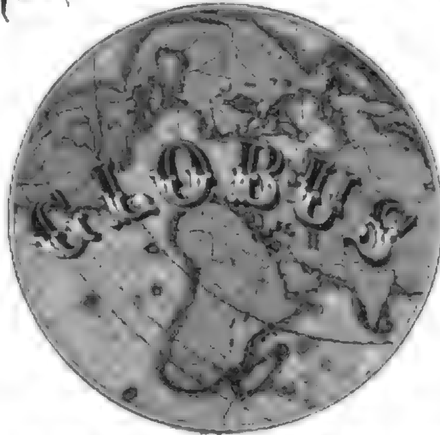
— Mehr als fünf Jahre nach dem Tode Hermann von Barth's werden wir noch durch eine nachgelassene Arbeit von ihm überrascht, die der als Alpenforscher wohlbekannte A. Waltenberger fortgesetzt, ergänzt und herausgegeben hat: Orographie des Wettersteingebirges und der Mieminger Kette (Augsburg, Lampart 1882, Pr. 6 M.). Freiherr von Barth ist der Erste gewesen, welcher die gewaltigen Bergketten zwischen Fernpaß und Achensee wissenschaftlich erforscht hat; „er war es, der mit kühner Unerschrockenheit, ohne das wichtige Hilfsmittel verläßliger Karten, ohne Führer, ganz und gar auf eigene Willenskraft sich stützend, als begeisterter Alpenfreund Spitze um Spitze eroberte und vor keinem Hinderniß zurückschreckte, wenn es galt, topographische Probleme zu lösen und neue Einblicke in den Bau und die Anordnung der Bergketten zu gewinnen." Bei seiner Abreise nach Afrika gab v. Barth seine Aufzeichnungen an Waltenberger, welcher jetzt den ersten Theil des Werkes, die Orographie des Wetterstein- und Karwendel-Gebirges, in die Oeffentlichkeit bringt, nachdem er das in Rede stehende Gebiet wiederholt selbst bereist hat. Dasselbe ist dadurch kartographisch, orographisch und touristisch vollkommen erschlossen und gehört nun zu den bestbekannten Theilen der Alpen. Unter den fünf Karten sind Tafel 1: Das Wettersteingebirge und die Mieminger Kette. Von A. Waltenberger (1 : 125 000. Mit Isohypsen in Abständen von 200 zu 200 Meter) und Tafel 3: Die Zugspitze, ein sehr feiner plastischer Kupferstich, von besonderm Werthe; bei beiden Karten sind die officiellen Aufnahmen durch Messungen und Skizzen der beiden Autoren vielfach verbessert worden.

— In der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1882, Heft 3) giebt Prof. Heinrich Kiepert auf vier Kartenblättern die Details der neuen griechisch-türkischen Grenze, wie sie von der internationalen Kommission in den Monaten Juli bis Oktober 1881 vermessen worden ist, und daneben die dasselbe Gebiet resp. Theile desselben betreffenden Routiers von Reisenden, wie Leake 1836, Heuzey 1860, Laloy 1861 bis 1862, Heinrich Barth 1865, Lejean 1867, Gorceix 1872, de Gubernatis 1879, gewissermaßen eine illustrirte Geschichte der Fortschritte, welche die kartographische Darstellung von Thessalien und Südostepirus in diesem Jahrhunderte gemacht hat. Aber alles, was diese Reisenden und die Kommission haben leisten können, bezieht sich doch nur auf schmale Streifen Landes, und noch genug bleibt dort im Südosten Europas zu thun, ehe wir sagen können, daß uns diese klassischen Landschaften durchweg bekannt sind. Prof. Kiepert berechnet die neue griechische Erwerbung auf rund 243 geogr. Quadratmeilen; davon sind circa 23 Quadratmeilen jetzt durch die Grenzkommission aufgenommen worden, weitere 53 (mit einzelnen Lücken) im obern thessalischen Becken durch Ingenieur Lalov im Auftrage von Napoleon III. und etwa 4 (nördlich von Larissa) durch Rekognoscirungen österreichischer Offiziere, zusammen etwa 80 Quadratmeilen oder ungefähr ein Drittheil des Ganzen. So bleiben immer noch zwei Drittheile des neugewonnenen Gebietes zu vermessen, und davon ist wiederum nur die kleinere Hälfte im östlichen Thessalien uns durch die Beobachtungen von privaten Reisenden (der Engländer Gell und Dodwell, des Franzosen Maizières und des Dänen Ussing) in ihren Hauptzügen einigermaßen bekannt geworden. Leider aber ist keine Aussicht vorhanden, daß das finanziell nicht gerade glänzend situirte Griechenland in nächster Zeit die Mittel finden wird, um diese Gebiete aufzunehmen und so der Pflicht eines civilisirten Staates nachzukommen. Läßt es sich doch durch Deutschland die Karte der Umgebung seiner Hauptstadt herstellen! — Die vierte der Kiepert'schen Karten, welche die Ausdehnung der verschiedenen Aufnahmen vor Augen führt, verzeichnet daneben sämmtliche Dörfer mit türkischen Namen, über anderthalb Hundert an Zahl, welche zumeist der Ebene und dem flachern Hügellande angehören. Diese türkischen Ansiedelungen in Thessalien sind älter als die osmanische Eroberung: bereits im 10. Jahrhundert wurden diese Türken von den byzantinischen Kaisern aus Kleinasien herbeigerufen; daher ihr Name „Koniariden"; von der Seldschuken-Hauptstadt Konia. Die meisten dieser Dörfer sind in ihrer Bevölkerung sehr herabgekommen oder haben jetzt trotz dem türkischen Namen wieder griechische Bevölkerung, deren große Masse sich im Mittelalter in die umliegenden Berglandschaften zurückgezogen hatte. Außer diesen Türken finden sich im Pindos-Gebirge und am Oberlaufe des Aspropotamo und Arta die meist stark bevölkerten Gebirgsdörfer der gleichfalls im Mittelalter eingewanderten Kutzowlachen oder Zinzaren, welche im Hause ihren romanischen Dialekt bewahren, aber daneben aus Rücksichten des Verkehrs sämmtlich Griechisch sprechen. Beide Nationalitäts-Bruchtheile aber, Türken wie Wlachen, werden voraussichtlich dem griechischen Elemente gegenüber nicht lange Stand zu halten vermögen, so daß bis zum Schlusse des Jahrhunderts die volle Nationaleinheit innerhalb der neuen griechischen Grenzen hergestellt sein dürfte.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Neben der Quelle el-Dschedi finden sich Ruinen einer Mühle und mehr dem Strande zu die von zwei ziemlich tiefen antiken Bassins. Zahlreiche sonstige Mauerreste rühren von Terrassen her, auf denen einst Weinreben und Obstbäume gezogen wurden; von den Palmen, die nach Josephus in alter Zeit hier gediehen, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Küstenebene im Süden der Quelle wird heute von den Rscheide-Beduinen, die zu dem großen Stamme der Ta'amirah gehören, mit Getreide, Durrah und besonders mit Gurken, die rasch reifen und in Jerusalem sehr gesucht sind, bebaut. In den Bergen der Umgebung giebt es außer Gazellen zahlreiche Steinböcke, deren knotige Hörner in Jerusalem zu Dolchgriffen verarbeitet werden, dann Panther, Hyänen, Füchse, Schakale und viele magere, hochbeinige Hasen. Prächtig ist die Aussicht von Ain Dschedi: man übersieht das Todte Meer fast in seiner ganzen Ausdehnung, nach Norden das Ras Feschkah und die Einmündung des Jordan, nach Osten die hohen Steilränder von Moab mit der Stadt und Festung Kerak und die große, weit in das Meer vorspringende, flache und sumpfige Halbinsel Lisan (d. i. Zunge). Gegen Süden ist der Ausblick durch den finstern Berg des Kasr Sebbeh, das als Masada bald nach der Zerstörung Jerusalems eine so hervorragende Rolle gespielt hat, beschränkt. Im Westen erinnern die hohen Steilabfälle, zerrissen und kahl, an Alpenlandschaften, und hier wie in den Alpen wecken Scharen von Krähen (Corvus affinis) das Echo mit ihrem heisern Krächzen. Erst am Abend wird alles ruhig und friedlich; majestätisch steigt der Mond empor und übergießt die spiegelglatte Fläche des geheimnißvollen Salzsees mit seinem Lichte, und das Murmeln der Ziegenquelle ist das einzige Geräusch, das das Schweigen der Nacht unterbricht.

Von Ain Dschedi an wird das Land unsicher; es sitzen dort bis zum Südende des Todten Meeres die Dschellahin, welche zur Zeit von Lortet's Reise sich in offenem Kampfe mit dem Pascha von Jerusalem befanden und sich an das Ostufer des Meeres zurückgezogen hatten. Dank diesem Umstande ließ es sich ermöglichen, einen Ausflug nach Masada zu machen, ohne den Nomaden den üblichen schweren Tribut dafür zu bezahlen; doch galt es sehr schnell zu reisen, alles Gepäck zurückzulassen und nur Waffen, Instrumente und Decken mitzunehmen. Sobald der Tag anbrach, saß die Gesellschaft zu Pferde; sie bestand aus Lortet, dem Dragoman nebst zwei seiner besten Diener, dem einäugigen Scheich Goblan und vier seiner Adwan-Beduinen. Der Weg führt zuerst durch die Trümmer der antiken Ortschaft Engeddi und tritt dann in eine steinige Wüste. Es riecht dort stark nach Schwefelwasserstoff, ohne daß irgendwo Thermalquellen zu Tage treten; wahrscheinlich fließt das Mineralwasser in geringer Tiefe unter dem Steingerölle, wie ein an manchen Stellen aufsteigender weißlicher Dampf anzudeuten scheint. Um 10 Uhr legte man sich in Wadi el-Chalil hinter einen großen Felsblock und nahm das Frühstück ein. Weiterhin verbreitert sich der Strand zu

einer weiten Ebene, die mit hohen grünlichgrauen Sandhügeln bedeckt ist; dieselben sind nach allen Richtungen hin von Schluchten durchschnitten und bieten den denkbar malerischesten Anblick dar: von Weitem glaubt man eine große Stadt mit Straßen, Plätzen, Palästen, Thürmen und Kirchen zu sehen. Welche atmosphärischen Agentien dem Sande eine so sonderbare Gestaltung gegeben haben, ist schwer zu sagen. Diese Sedimente bestehen aus zahlreichen Lagen grünen Mergels abwechselnd mit salzhaltigen Schichten, in denen linsenförmige Gypsmassen eingeschlossen sind; daraus folgt, daß in früheren Zeiten das Todte Meer einen höhern Wasserstand als heutzutage gehabt hat. Später haben dann die Winterregen diese relativ jungen Gebilde nach allen Seiten hin durchfurcht. Die klimatischen Bedingungen dieser Gegenden sind heute ganz andere als früher; wahrscheinlich sind in einer weit zurückliegenden Zeit die jetzt trockenen Wadis, welche in das Todte Meer münden, ansehnliche Gießbäche gewesen und es hat der Jordan demselben eine sehr große Wassermenge zugeführt.

Nun erhebt sich schon zur Rechten die hohe Felsenpyramide es-Sebbeh, deren Gipfel die Ruinen Masadas trägt. Die Gegend ist eine vollständige Wüste; es fiel nicht schwer, in einer Schlucht eine Stelle aufzufinden, welche für die Nacht einen sichern und angenehmen Aufenthaltsort abgab. Sobald am folgenden Morgen das erste fahle Tageslicht sich zeigte, begann die Gesellschaft den Burgfelsen zu Fuße zu erklettern. Von Westen her ist der Aufstieg vielleicht bequemer; aber da man keine Zeit zu verlieren hatte, versuchte man es von Norden her auf dem vielfach gewundenen Pfade, den Josephus wegen seiner zahllosen Zickzacks die „Schlange“ nennt. Mit vieler Anstrengung erreichte man so einen schmalen schwierig zu überschreitenden Damm, wel-

Die Wüste über Ain Dschidi (Engeddi).

cher von Westen her nach dem Burgfelsen hinüberzieht; nach de Saulcy ist das derselbe, welchen der römische Feldherr Flavius Silva errichtete, um auf ihm seine Belagerungsmaschinen an die Mauern der von den aufständischen Juden besetzten Festung heranzubringen. (Auf unserer zweiten Abbildung ist dieser sattelförmige Damm, welcher einen vorgelagerten Hügel, auf welchem sich Silva's Lager befand, mit dem Hauptfelsrücken verbindet, deutlich zu erkennen.) Hat man den Damm oder besser dessen Reste überschritten, so muß man noch etwa 25 Meter steil am Abhange des Burgfelsens hinaufklettern, um einen Rundgang und gleich darauf einen fast spitzbogenförmigen Thorweg, der aus dem Mittelalter herrührt, zu erreichen. Damit steht man auf der Gipfelfläche, welche fast allseitig 360 Meter senkrecht abstürzt; ihre Länge beträgt 550 Meter, ihre Breite 180 bis 230 Meter. Der Rand war ringsum durch eine theilweise noch wohl erhaltene Mauer befestigt, die Nordspitze des Plateaus trug einen großen viereckigen Thurm; und daneben einen runden; an zwei Stellen, im Norden und im Centrum, haben sich Cisternen erhalten. Ebenda finden sich die Reste eines mit Mosaiken geschmückten Gebäudes, vielleicht einer byzantinischen Kapelle; überhaupt weisen die noch vorhandenen Ruinen darauf hin, daß der Felsen im Mittelalter bewohnt gewesen ist, wenn auch keine der erhaltenen historischen Quellen davon spricht. Die Trümmer im Norden und Westen scheinen der Zeit Herodes des Großen anzugehören, welcher diese Makkabäerfeste aufs Prächtigste schmückte und fast uneinnehmbar machte. Ihre Hauptrolle spielte sie dann, wie gesagt, nach der Zerstörung Jerusalems, als sich Eleazar mit seinen Sicariern des wohlverproviantirten Platzes bemächtigte und darin lange den Römern trotzte. Der römische Feldherr ließ, nachdem er den ganzen Felsen in weitem Kreise mit Schanzen und Wällen umgeben hatte,

jenen Damm aufschütten und auf demselben seine Belagerungsmaschinen an die feindlichen Mauern heranbringen. Aber als Bresche gelegt war, errichteten die Juden einen Wall aus einer doppelten Reihe von Balken und füllten den Zwischenraum mit Erde und Schutt. Nun gelang es den Römern diese Mauer mit Fackeln anzustecken; doch drohte der herrschende Nordost ihre eigenen Maschinen in Brand zu setzen und ihre Stellung unhaltbar zu machen, als der Wind plötzlich umsprang und den Wall in helle Flammen setzte. Als die heroischesten Anstrengungen des Feuers Herr zu werden vergeblich blieben, beschlossen die Belagerten, sich selbst den Tod zu geben: zehn Männer, durch das Loos erwählt, mußten alle übrigen, 960 Männer, Weiber und Kinder, ermorden; dann brachte einer von ihnen die übrigen neun um, steckte den Palast und das Zeughaus an und erdolchte sich selbst. Nur zwei Frauen und fünf Kinder hatten sich in einem Keller verborgen und blieben am Leben. Sonst fanden die einrückenden Römer am nächsten Morgen nur Leichen, Asche und Trümmer.

Nach wenigen Stunden Aufenthalts trat Lortet mit seinen Gefährten nothgedrungen den Rückweg nach Ain Dschedi an, wo er nach einem scharfen ermüdenden Ritte um zehn Uhr Nachts anlangte und den folgenden Tag ruhte.

Das Todte Meer, das dritte große Becken, in welches der Jordan seine Wasser ergießt, nimmt den tiefsten Theil einer gewaltigen Depression ein, welche unter dem Namen

Masada, von Westen gesehen.

Ghor sich etwa von 33° bis zu 31° n. Br. hinzieht. Bei Jericho weichen die Steilränder des Ghor etwas von der nordsüdlich verlaufenden Axe des Ghor ab, aber weiterhin laufen sie wieder parallel, so daß die Breite des Todten Meeres in seiner ganzen Längenerstreckung ungefähr dieselbe (16 Kilometer) ist, abgesehen von den beiden abgerundeten Enden und von der bis zu drei Viertheilen der Breite vorspringenden Halbinsel Lisan, welche die große nördliche von der kleinen, fast kreisrunden, südlichen Hälfte trennt. Seine Länge (75 Kilometer) kommt etwa derjenigen des Genfer Sees gleich; das südliche Ende ist eine sumpfige Tiefebene, welche während der Regenzeit unter Wasser steht. Seine mittlere Tiefe beträgt 329 Meter, die größte 399 Meter absolut oder 793 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres, während das südliche Becken nirgends tiefer als 3,6 Meter ist. Uebrigens wechselt sein Spiegel sehr je nach den Jahreszeiten, wie man sofort an den mit Salz bedeckten Bäumen am Ufer erkennt, und im Winter oder der Regenzeit erhöht er sich meist um ein Bedeutendes. Zu Ende der Tertiärzeit war er viel höher, als heutzutage; denn man hat 106 Meter über der heutigen Oberfläche an den Bergabhängen Mergellager gefunden. Auch die einmündenden Flüsse waren einst ansehnlicher; das beweisen die umfangreichen Buchten, welche sie sich an der Ost- und Westküste ausgewaschen haben. Sein Wasser ist zwar klar, aber nicht sehr durchsichtig; unter gewissen atmosphärischen Bedingungen ist es sehr schön blau, meist aber grünlich, wohl in Folge der darin enthaltenen Salze. Unter allen bekannten Wassern hat es die größte Dichtigkeit, dabei einen abscheulichen, bittersalzigen, öligen Geschmack wegen

Ghawârineh-Beduinenfrauen.

der Magnesia- und Sodasalze, deren Procentsatz übrigens in den einzelnen Jahreszeiten ein verschiedener ist. Bei der Jordanmündung ist er geringer, als weiter südlich, nach der Sommerhitze größer, als kurz nach der Regenzeit. Wegen seiner großen Dichtigkeit ist auch seine Tragfähigkeit eine bedeutende; ein Mensch schwimmt darin ohne alle Anstrengung, kann sich aber nicht rasch vorwärts bewegen, da seine Beine sich nutzlos ganz an der Oberfläche des Wassers abmühen. Die in dieser bergigen Gegend oft heftigen Windstöße werfen mitunter langsam und schwerfällig ziemlich hohe Wellen auf, die sich jedoch ihrer Schwere halber sehr schnell wieder legen. Bekannt ist, daß im Todten Meere kein organisches Wesen, weder Pflanze noch Thier, lebt; aber die Erzählung der Alten, daß die aufsteigenden Dünste jedem Menschen und Thiere tödtlich seien, ist eine Fabel. Wohl aber ist das untere Jordanthal, welches ein überaus heißes Klima und stagnirende Gewässer besitzt, im Herbste von intermittirenden Fiebern heimgesucht; und die Ghawarineh, die Bewohner des Thales und vielleicht die elendesten von allen Anwohnern des Salzmeeres, tragen deutlich die Spuren des Sumpffiebers zur Schau; aber die Nähe des Todten Meeres hat damit nichts zu schaffen.

Seit alten Zeiten schwimmen ab und zu auf der Oberfläche des Sees große Massen Erdpech, wovon er im Alterthum den Namen des Asphaltites lacus erhalten hat. Die Araber behaupten, daß sich das Bitumen besonders nach Erdbeben zeige, wie in den Jahren 1834 und 1837, wo sie schwimmend sich der Erdpechmassen bemächtigten und dasselbe in Jerusalem zu etwa 72 Pf. das Pfund verkauften. Wahrscheinlich ballt sich das aus den Felsen ausgeschwitzte Bitumen am Grunde des Sees zusammen und wird dort durch Erdbeben losgerissen. Tristram und Lartet haben im Wadi Mahawât (im Südwesten des Sees) reiche Asphaltquellen gefunden, deren Produkt durch Zusammenballen von Gesteinstrümmern, Geröll und Sand ein merkwürdiges, bituminöses Konglomerat bildet. Auch Schwefelstücke bis zur Größe eines Kinderkopfes finden sich oft am Ufer und dienen den Arabern zur Pulverbereitung.

Die alte Hypothese von Letronne und Berton, daß der Jordan einst in den Meerbusen von Akabah mündete und dann durch Hebung des zwischenliegenden Landes davon abgeschnitten wurde und das Todte Meer bildete, ist durch die Untersuchungen von Louis Lartet und Vignes beseitigt worden; nirgends haben sie im Süden des Todten Meeres Spuren von Muscheln oder Korallen gefunden, welche auf einen frühern Zusammenhang des Jordanthales und des Rothen Meeres deuteten. Vielmehr ist das Jordanthal und das Todte Meer durch eine gewaltige Spalte entstanden, deren tiefste Stelle alle Gewässer des Jordan und der Gießbäche von Osten und Westen aufnahm. Diese Dislokation hat wahrscheinlich in sehr alter Zeit (geologisch gesprochen) stattgefunden, d. h. lange vor der Bildung der Kreideformationen, welche die Berge Juda's und Moab's zusammensetzen. Daß der Spiegel des Salzsees einst höher stand, wurde schon erwähnt; daß derselbe auch damals keine Lebewesen barg, ergiebt sich aus der Abwesenheit animalischer Reste in den jetzt hoch über dem Wasserstande des Todten Meeres erhaltenen Niederschlägen. Möglich, daß die Entstehung der Vulkane in Dscholan (östlich vom Oberlaufe des Jordan) eine Anzahl Zuflüsse des Jordan abgeschnitten hat, ein Schicksal, was auch der wasserreiche Nahr Kasimijeh bei Tyrus gehabt zu haben scheint. Ferner ist durch Gletscherschliffe, Moränen u. s. w. nachgewiesen, daß Libanon und Antilibanos einst von Gletschern bedeckt waren, deren Schmelzen lange Jahre hindurch die Ströme und damit das Todte Meer hat anschwellen lassen. Steigt doch dasselbe noch heutigen Tages während der Schneeschmelze um ein ganz Bedeutendes.

Nach einem ganzen Ruhetage bei Ain Dschedi kehrte Lortet längs des Westufers des Sees nach Norden zurück und lagerte nach einem sehr anstrengenden Tagemarsche am ersten Abend bei Ain Ghueir, einer zwar kleinen, aber guten und frischen Quelle. Ringsum erheben sich kahle, öde Berge und Felsen, welche durch Erdbeben und durch die abwechselnde Wirkung der heißen Sonnenstrahlen und der kalten Nächte in wunderbare Formen zerrissen und zerklüftet sind. An Pflanzen findet sich dort fast nichts, nur einige stachlige Eichen und die sehr aromatische Artemisia judaica, welche in Europa als Mittel gegen Insekten verwendet wird, und die die Absinth-Fabrikanten bestimmt ausbeuten werden, wenn der Orient erst einmal dieses verfluchte Gift zu konsumiren beginnt. Frisch gestärkt setzte man am nächsten Morgen die Wanderung längs der Küste fort, kreuzte nach drei Stunden das Wadi en-Nar, überstieg dann das Vorgebirge el-Feschkah und freute sich von dort oben des weiten Ueberblickes über den Salzsee. Durch Wadi Gumran, dessen Namen man fälschlich mit Gomorrha in Verbindung gebracht hat, erreichte man bei Ain el-Feschkah wieder das Ufer und einen Platz zum Nachtlager. Am dritten Tage folgte man zunächst noch demselben Wege, welchen man einige Tage zuvor in umgekehrter Richtung zurückgelegt hatte. Ueberall zeigte das Ufer Spuren der winterlichen Ueberschwemmung: in großen Massen von mehreren Metern Höhe lagen Baumstämme, durch das Salzwasser geschwärzt, auf dem Lande, vom See durch Sandhügel und tiefe Lagunen getrennt. 200 m vom Ufer erhebt sich eine kleine Insel, Redschûm-Lût, nur wenig über die Fluthen; sie scheint durch die Trümmer eines alten ganz zerstörten Gebäudes gebildet zu sein. Prächtige weiße Reiher stolzirten darauf umher, sicher vor dem Schusse. Jetzt entrollte sich das ganze nördliche Ende des Todten Meeres vor den Blicken des Reisenden, ein ovales Becken, in dessen Mitte die gelben Wasser des Jordan sich durch zwei von Sümpfen eingeschlossene Arme ergießen. Die Ufer derselben und die vorliegenden Sandbänke sind mit leeren Schalen von Melanopsis praemorsa, M. costata und M. Saulcyi und zahllosen todten Fischen bedeckt, welche fast alle den verschiedenen Species von Chromis angehören, welche Lortet im Tiberias-See und im Jordan gefangen hat. Dieses Genus scheint besonders empfindlich gegen das salzige und bromhaltige Wasser des Sees zu sein; sobald sie, von den Wellen des Jordan herabgeführt, in den Bereich des Salzwassers gerathen, kommen sie an die Oberfläche, kehren bald den Bauch nach oben, sterben rasch und bilden dann für eine Menge Raubvögel, Geier und Raben willkommene Beute.

Die beiden Flußarme sind an der Mündung etwa 50 m breit und nur 1 m tief; doch ist es wegen des tiefen Schlammes unmöglich, den Strom dort zu durchfuhrten. Der Weg wendet sich vielmehr vom Flusse, den ein dichter Waldstreifen begleitet, ab in die sandige, mit kleinen Dünen und stellenweise mit Salz bedeckte Ebene, biegt endlich nach Osten um und führt zu dem Platze el-Helu, wo Pilger und Reisende das herkömmliche Bad zu nehmen pflegen. 300 bis 400 m breit dehnt sich zu beiden Seiten des Flusses ein Wald von hohen Bäumen, Gebüschen und Rohr aus; er besteht zumeist aus Pappeln (Populus Euphratica), Weiden, Tamarinden, Agnus castus, Elaeagnus, Arundo donax und anderen. In mehr als 2 m Höhe bemerkt man an und auf diesen Bäumen Büschel von Gras und Rohr, welche das Hochwasser dort zurückgelassen hat. Alsdann ist die Ebene des Ghor weithin überschwemmt, wenn auch die

Das nördliche Ende des Todten Meeres.

Digitized by Google

Hauptströmung des Flusses stets sich zwischen den senkrecht abfallenden Ufern hin bewegt. Wie stets im Frühling ist das Wasser des Jordan gelb und voll erdiger Bestandtheile, dabei aber frisch und angenehm zu trinken. In seinem Mittellaufe hat er bis 12 Fuß Tiefe und eine so starke Strömung, daß von den badenden Pilgern oft einer oder mehrere ertrinken. Im Sommer dagegen, vom Juni an, wenn der Schnee an seinen Quellen verschwunden ist und der Regen aufgehört hat, ist das Wasser des Jordan fast klar und durchsichtig, wenn auch nicht vollkommen; denn er führt stets von dem an seinen Ufern abgesetzten Schlamme mit sich. Es ist dann von dunkelgrüner Farbe und von sehr angenehmem Geschmacke.

Gegenüber der Badestelle auf der andern Seite des Flusses scheinen die Abfälle von regelmäßigen, in Terrassen angeordneten Schichten gebildet, welche aus einem gelben und grauen Sande bestehen, einer Ablagerung des Todten Meeres aus jener Zeit, wo es noch einen großen Theil des untern Jordanthales bedeckte. Von diesen etwa 20 m hohen Abhängen beobachteten einige Beduinen die Lortet'sche Karawane mit Neugier; da sie nur allzu große Neigung verspüren, einzelne Reisende auszuplündern, so thut man gut, sich in dem dichten Uferwalde nur wohlbewaffnet oder in größerer Gesellschaft zu ergehen. Auch häßlichen Thieren kann man dort begegnen, namentlich zahlreichen giftigen Vipern (Echis arenicola), denen einer von Lortet's Leuten beim Suchen nach Mollusken in dem Flußgeschiebe beinahe zum Opfer gefallen wäre. Diese gewöhnlich im Sande hausenden Schlangen haben hier, wo sie stets der Gefahr ausgesetzt sind, durch plötzliches Anschwellen des Jordan ersäuft zu werden, die sonderbare Gewohnheit angenommen, sich um ziemlich hoch befindliche Zweige zu wickeln und auf den Baumstämmen sich zu verbergen. Den zahlreichen Fischen im Flusse stellen blauundgelbe Eisvögel von großer Federpracht (Alcyon Smyrnensis) nach, welche mit großer Geschwindigkeit über das Wasser hinstreichen oder unbeweglich auf Baumwurzeln stehend den Fluß beobachten, um mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles sich in denselben zu stürzen, sobald sie eine Beute erblicken. Nie kehren sie ohne einen Fisch in dem starken konischen Schnabel zurück. Leider sind sie selbst sehr scheu, und es fiel Lortet schwer, einige Exemplare für seine Sammlung zu schießen.

Die Terrassen des Jordanthales.

Deli auf Sumatra.

Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von **E. Metzger.**

III.

Die beiden ersten Abschnitte befanden sich bereits im Drucke, als mir eine in dem „Nieuw. Rotterd. Ct.“ vom 9. September 2. Blatt aufgenommene Korrespondenz aus Deli in die Hände kam, welche sichtlich von einer mit den dortigen Verhältnissen genau bekannten Person in neuester Zeit geschrieben ist, weshalb ich mir erlaube zur Ergänzung und Bestätigung des Vorhergehenden derselben einige Mittheilungen zu entnehmen.

Es sind zunächst die schon vorher angedeuteten Klagen über die Regierung, welche hier schärfern Ausdruck finden: „Wiewohl Deli jetzt schon seit zehn Jahren dem Staatsschatz einen jährlichen Reinertrag von etwa fünfmalhunderttausend Gulden eingebracht hat,“ sagt der Korrespondent, „sucht man bis heute noch vergebens nach brauchbaren Wegen, Gefängnissen, Hospitälern, Offizier- und Beamtenwohnungen, die sich in gutem Zustande befinden, einer brauchbaren Apotheke, gutem Trinkwasser, hygienischer Aufsicht und einer guten Schule. Während unsere Regierung in unserm ganzen Archipel mit einem über jedes Lob erhabenen Eifer für das Wohlergehen ihrer Unterthanen sorgt, und nur ein geborener Murrkopf unzufrieden bleiben kann, vernachlässigt sie die Interessen von Deli.“

Die (durch mich) hier spatiirten Worte dürfen wohl schon insofern nicht wörtlich genommen werden, als auch an anderen Orten durch die dort angesiedelten Pflanzer ähnliche Klagen ausgesprochen werden, ohne daß die, welche dieselben äußern, auf das Prädikat „Murrkopf“ gerade außergewöhnliche Ansprüche erheben könnten; vielleicht aber sind sie auch ironisch gemeint.

Uebrigens begründet der Korrespondent die eben gegen die Regierung ausgesprochenen Klagen näher und fragt dann: „Kann diese Vernachlässigung auch etwa durch die Furcht erklärt werden, daß Deli in Zukunft keine Vortheile abwerfen, sich nicht noch weiter entwickeln werde?“ Diese Vermuthung weist er auf Grund folgender Betrachtungen zurück:

Es ist wahr, daß die Tabaksfelder nur einmal in zehn Jahren eine gute Ernte liefern; doch vorerst ist noch Land im Ueberfluß vorhanden, so daß die Pflanzer jedes Jahr ein neues Stück für eine neue Ernte anpflanzen können; zweitens aber brauchen die Felder nicht neun Jahre lang brach zu liegen, nachdem einmal Tabak auf denselben geerntet ist; übrigens haben alle Pflanzer ihre Ländereien auf fünfundsiebzig Jahre in Erbpacht, und der beste Beweis dafür, daß sie nicht beabsichtigen ihre Unternehmungen vor Ablauf dieser Zeit aufzugeben, liegt darin, daß die sehr solide „Deli Maatschappij“ fortfährt kostspielige Gebäude und Gartenanlagen anzulegen, Eisenbahnen, Tramways und Telegraphen vorzubereiten und anstatt augenblicklich möglichst großen Nutzen zu ziehen, große Opfer bringt, um ihrem Besitz größern, dauernden Werth zu verleihen. Die Gesellschaft macht auch Versuche mit anderen Anpflanzungen als Tabak, und zeigt sich in jeder Beziehung als die größte und unternehmungslustigste der dort bestehenden Associationen. Vielleicht ist es nicht uninteressant, dem Korrespondenten bei einem Besuch des Etablissements der „Deli Maatschappij“ zu folgen.

Vier Stunden Wegs — unter gewöhnlichen Umständen nämlich — liegt Medan, das Hauptetablissement der Gesellschaft, von Labuan-Deli entfernt; der Weg befindet sich, wie alle öffentlichen Straßen, in einem gewissen Naturzustande; ist es trocken, so wird der Staub lästig, die Unebenheiten des Weges drohen das Fuhrwerk, in dem die Reisenden gewöhnlich diese Strecke zurücklegen, umzuwerfen und das Auge sieht rechts und links nur verfallene, schmutzige Gebäude; doch wenn kein besonderes Unglück eintritt, kann man den Weg wirklich in vier Stunden machen. Der Korrespondent der Nieuw. Rotterd. Ct. jedoch hat den Weg zurückgelegt, nachdem ein tropisches Gewitter denselben Tags zuvor tüchtig durchweicht hatte; im Allgemeinen genügt übrigens das Wort „durchweichen“ nicht, wenn es sich darum handelt, den Zustand anzudeuten, in den ein niedriger Küstenstrich, wie der zwischen Labuan-Deli und Madan durch die Regenzeit versetzt wird. Man kann dann höchstens sagen, daß der Boden bis zu einer ansehnlichen Tiefe in Brei verwandelt ist und daß in dieser Tiefe der festere Grund eine solche Glätte an der Oberfläche besitzt, daß Menschen und Thiere nur langsam und zwar mit größter Anstrengung auf demselben vorwärts kommen können. Unser Reisender brauchte daher auch neun Stunden, um die Reise zu machen; zweimal schlug sein Wagen um, dreimal blieb er im Schlamm sitzen; den halben Weg hat er zu Fuß, bis an die Knie im Schmutz watend, zurücklegen müssen! Auf einmal erhob sich an der Seite des Weges ein prächtiger Park, dann kam ein breiter Seitenweg, der zu einer schönen Villa, der Wohnung des ersten Beamten der „Deli Maatschappij“, führte. Hieran schließen sich neue Gärten, in denen sich sieben für die anderen Beamten bestimmte Villen befinden.

Nicht weit davon steht der „Toko“ der Gesellschaft. Es ist das ein Laden, aber ein Laden, in dem ziemlich Alles feilgehalten wird; man wird kaum einen Artikel nennen können, der nicht in jedem bessern indischen Toko vertreten wäre. Schinken, Würste, konservirte Lebensmittel, Schuhwichse, Nähnadeln, Hosenknöpfe, Bijouterien, Brillanten, Kleiderstoffe (echt und nachgemacht, von Seide und von Kattun), Wagen, Sättel und Pferdegeschirr, Laternen, Lampen und Kaffeemühlen, Stereoskope, Musikdosen und Pfropfenzieher, Champagner, Genever und Petroleum, Holloway-Pillen, Striegeln und Kartätschen, Revolver, Jagdgewehre, chinesisches und europäisches Feuerwerk, Kleider, Porcellan und Schuhe — doch ich will aufhören, diese Probe wird genügen, um zu zeigen, daß alle Arten europäischer Läden in einem indischen Toko vertreten sind, um so mehr als meine Worte durch den Korrespondent bestätigt werden. Er sagt von dem Toko, dessen Eigenthümerin die Deligesellschaft ist: „Ihr könnt hier alles bekommen, alles ist wohlfeiler als anderswo, da nur soviel Gewinn genommen wird, wie für die Unterhaltung der Einrichtung nöthig ist.“ Die Verkäufer stehen mit festem Gehalt im Dienst der Gesellschaft, sind verpflichtet, die Käufer gut zu bedienen und wer-

den einer strengen Kontrole unterworfen. Sie sorgen daher, daß keine gegründete Klagen gegen sie vorgebracht werden können. Dieser Toko verschafft nicht nur allen Beamten der Gesellschaft, sondern allen Bewohnern von Medan sehr große Vortheile; da nämlich das Unternehmen auf Aktien gegründet ist, steht es jedem Europäer frei, sich mit einem kleinen Kapital an demselben zu betheiligen, wodurch er das Recht erhält, seine Einkäufe dort zu machen und sich so aus den Händen der Chinesen und Kleinhändler (bei denen natürlich sehr hohe Preise bezahlt werden müssen) zu helfen. An diesen Toko schließen sich weitere Beamtenwohnungen, das Haus des Doktors, des Apothekers, alle Häuser sind nach der angenehmen indischen Gewohnheit in einem nett angelegten, geräumigen Garten gelegen, daneben ein Hospital, so gut angelegt, so reinlich und hübsch, wie nur eins in der Kolonie zu finden ist. Uebrigens ist dies nur die Hauptniederlassung der Gesellschaft; sie besitzt eine große Anzahl Plantagen, die als Muster dienen können und die Bewunderung eines jeden Sachverständigen, der sie besucht, erregen werden. Trotzdem die Gesellschaft, wie sich aus dem vorigen Aufsatz ergiebt, für ihre Theilhaber sorgt, sorgt sie auch gut für ihre Beamten; daß sie im Verhältniß zu der Höhe, bis zu welcher die Antheile gestiegen sind, wenig Procente ausgetheilt hat, erklärt sich genügend durch die großen Arbeiten, welche sie unternommen, und die Vorarbeiten, welche sie für andere Arbeiten machen läßt. Jetzt läßt sie durch einige Ingenieure die Entwürfe für die Anlage einer Eisenbahn von Labuan Deli über Medan nach Timbang Langkat anfertigen und hat die Koncession für dieselbe nachgesucht. Bei der niederländisch-indischen Regierung dürfte dies Gesuch wohl keine Schwierigkeiten finden, doch ist es die Frage, ob wohl der Sultan seine Zustimmung geben wird. Für die Anlage der Eisenbahnen nämlich würde es nöthig sein, einen Theil des Deliflusses abzudämmen und nun fürchtet der Fürst, daß hierdurch der Fischfang, welcher eine Einnahmequelle eines Theils seiner Unterthanen bildet, werde benachtheiligt werden. Es würde wünschenswerth sein, daß der Sultan zu bewegen wäre, diesen Bedenklichkeiten keinen zu großen Einfluß einzuräumen, denn die Eisenbahn würde nicht nur für die „Deli Maatschappij“ und die anderen Pflanzer, sondern auch für die Regierung bedeutende Ersparnisse — der Korrespondent berechnet die Verminderung der Ausgaben, die allein für die Regierung hieraus entstehen würde, auf monatlich dreitausend Gulden — nach sich ziehen. Nicht mit Unrecht ist Deli das Niederländische Kalifornien genannt worden; große Vermögen sind da schon erworben worden und obwohl die Tabakpreise sehr gesunken sind, besteht doch noch immer die Gelegenheit, dort sein Glück zu machen; dies ist übrigens nicht der einzige Grund für die scherzweise Anwendung des Namens „Kalifornien“; mehr noch hat man ihn der Niederlassung wegen des eigenthümlichen Durcheinander, in welchem die verschiedenen Nationen hier leben, gegeben. Niederländer, Engländer und Deutsche sind am stärksten vertreten, doch auch Franzosen und Italiener trifft man dort an. Die Hauptsprachen, welche dort gesprochen werden, sind niederdeutsch und malaiisch; eigenthümlich ist es wie schnell die Fremden sich diese Sprachen anzueignen suchen. Selbst die Engländer lassen ihre unglückliche Gewohnheit sich nur in ihrer Muttersprache auszudrücken dort fahren; ein sehr gutes Beispiel geben die Damen in dieser Beziehung, die auch durch ihr Bestreben, das Leben durch Höflichkeit und freundliches Entgegenkommen angenehm zu machen, den Herren als Muster dienen. Unter solchen Umständen hat sich dort Zufriedenheit und häusliches Glück in hohem Maße entwickelt; der Besucher hat etwa sechzig europäische Plantagen gesehen und überall Gastfreiheit, gesellschaftlichen Umgang und Komfort gefunden, wie man nur da treffen kann, wo Reichthum und Glück vereinigt sind; und daß eine verheirathete Frau sich hier glücklich fühlt, kann nicht auffallen; sie besitzt hier Alles, was Reichthum in Ostindien verschaffen kann, und durch die Ausdehnung einer solchen Haushaltung herrscht sie in derselben wie eine Fürstin in ihrem Reich.

Der Berichterstatter giebt nur eine flüchtige Skizze, die auch ich nicht weiter auszuführen gesucht habe, weil sie so, wie sie ist, meiner Ansicht nach deutlich beweist, in welchem Zustande sich die Kolonie nach verhältnißmäßig kurzem Bestehen befindet; man sieht deutlich, man hat es hier nicht mit einer Ausnutzung des Bodens à tout prix, sondern mit einer wirklichen, dauernden Niederlassung zu thun, wenn auch die Personen, wie dies in den Tropen nicht anders sein kann, leider oft zu schnell, wechseln, was unter Umständen nicht ohne Einfluß bleibt.

Das Salz im Volksglauben.

Von C. Haberland.

II.

Verlorenes wiederzufinden hilft etwas Salz auf den Ofen gestreut [1]). Geld schützt das Beilegen von Salz und Brot vor dem Wegholen durch böse Leute oder den Drachen, welcher es seinen Freunden zuträgt [2]). Reist der Bewohner des Lechrains über Land, dann bricht er ein Stückchen von dem an der innern Oeffnung des Ofens hängenden und aus geweihtem Salz, Weihrauch und Mehl bestehenden Salzsteine ab und verzehrt es, um auf der Reise vor allem Unglück geschützt zu sein [3]). Sein Schiff, wenn es durch bösen Blick oder neidischen Ausdruck behert ist, entzaubert der Ehste wieder durch Salz [4]). Den Zorn seines Herrn suchte er früher durch Baden mit besprochenem Salze abzuwenden [5]). Namentlich heilkräftig ist es ihm gegen den als Werk zwerghafter Geister betrachteten Hautausschlag, wie überhaupt in der ehstnischen Volksmedizin das besprochene Salz innerlich und äußerlich angewendet eine große Rolle spielt [6]). Ueberhaupt findet sich bei allen europäischen Völkern, besonders ausgeprägt z. B. auch bei den Serben, der Glaube an die Schutz- und Heilkraft des Salzes in Krankheiten in den mannigfaltigsten Zügen bei den verschiedensten Gelegenheiten wieder, sei dieses nun in Folge seiner würzenden Kraft, wodurch es als lebenfördernd erscheint, wie Wuttke [7]) will, oder seiner das Todte vor Verwesung schützenden Eigenschaften, wodurch ihm ein Princip

des Lebens innewohnend erscheint, wie Hehn [8]) meint, oder aber überhaupt seiner der Zauberei und Geisterbosheit widrigen Kraft wegen.

Sahen wir schon in den meisten bisher angeführten Fällen, wenn wir im Auge behalten, daß fast jedes Unglück, jede Widerwärtigkeit vom Aberglauben auf den Einfluß und die unmittelbare Einwirkung bösgesinnter Geister oder übernatürlich begabter feindseliger Menschen zurückgeführt wird, wie das Salz die Macht dieser beiden Schadenstifter vernichtet und ihnen durchaus antipathisch ist, so bietet sich uns auch noch ein anderes Zeugniß für die nähere Beziehung, in welcher das Salz zu der Geisterwelt als ihr entgegengesetzt steht. Der Hexenküche und den Mahlzeiten der Hexenzusammenkünfte mangelt ebenso wie den Speisen der Nixen völlig das Salz [9]) — indeß sagt man in Tyrol, daß die Hexen, wenn sie kein Salz haben und kochen wollen, auf Besen nach Hall fahren, um es dort zu holen [10]), wie ebenso auch die „saligen Fräulein" es von dort her beziehen [11]) — und wenn jemand es zu den dabei servirten unschmackhaften Speisen verlangt, dann ist sofort der ganze Hexenspuk verschwunden [12]). Ganz ebenso verschwindet auch die Pferdekeule oder das sonstige Fleischstück, welche der wilde Jäger beim Nachruf hinabwirft, sofort, wenn man ihn auffordert auch Salz zu dem Braten zu bringen [13]). Zur Behexung verwendete Speisen dürfen daher auch nie gesalzen werden [14]); denn die Kraft des Salzes würde sofort den beabsichtigten Zauber zu nichte machen. Wie es die Hexenspeisen in ihre wirkliche Gestalt auflöst, so zwingt es auch, wie man im Kaukasus glaubt, alles durch übernatürliche Kraft in eine andere Form Verwandelte in seine ursprüngliche Gestalt zurück [15]), welcher Glaube in einer Volkssage der Insel Man wiederkehrt, die von einem sich in das Nichts auflösenden Zauberpalaste durch das Fallenlassen von Salz auf den Boden erzählt [16]).

Auch eine prophetische Kraft wird dem Salz im deutschen Volksglauben zugeschrieben und gern verwendet er es zu Blicken in die Zukunft. In Franken legt man Nußschalen mit Salz gefüllt auf die Thürschwelle und liest aus dem Trockenbleiben oder Naßwerden desselben auf glücklichen oder unglücklichen Ausgang [17]); in der Mark, in Mecklenburg und Thüringen setzt man am Sylvesterabend, im Voigtlande auch am Andreasabend, Salzhäufchen vermittels eines Fingerhutes oder einer Tasse für jedes Familienglied auf den Tisch; fällt eines davon bis nächsten Morgen um, so stirbt der Betreffende in dem Jahre [18]). In der Oberpfalz bedeckt man das an diesem Abend im Hause für jedes Mitglied gemachte Häufchen mit einem Glase und erkennt in dem Feuchtwerden den nahen Tod des Betreffenden [19]); auch in der Gegend von Hof legt man das Gewicht auf das Zerfließen des Salzes [20]). In Schlesien deutet Salz bei der Sylvesterbefragung, wo man Sand, Salz und Grünes zur Auswahl stellt, auf Reichthum [21]). Ob eine Schwangere einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen wird, erfährt man am leichtesten, wenn man ihr im Schlafe etwas Salz auf den Kopf streut und dann beobachtet, ob sie nach dem Erwachen zuerst einen männlichen oder weiblichen Namen nennt [22]). Legt man einem Kranken Salz in die Hand und schmilzt es, so deutet dies auf tödtlichen Ausgang nach französischem Volksglauben, dem sich der mecklenburgische anschließt, nach welchem man zu diesem Zwecke mit Salz in der Hand in das Zimmer des Schwerkranken treten muß [23]); dem Kleinrussen zeigt auf die Erde gestreutes Salz die Fußspuren des Vampyrs, welcher das Haus besucht hat [24]). Die beliebteste Anwendung in Deutschland ist aber die zur Erforschung der Witterung des kommenden Jahres: man bestreut zu diesem Zwecke in der Christnacht zwölf aus einer Zwiebel geschnittene Stückchen oder auch zwölf Zwiebelschalen mit Salz und bezeichnet durch jede einen Monat; der Monat, dessen Schale nun am andern Morgen den größten Feuchtigkeitsgehalt zeigt, wird sich durch die größte Nässe auszeichnen, und so die übrigen Monate je nach dem Feuchtigkeitsgehalt des betreffenden Häufchens [25]).

Böses Omen ist in Deutschland, England und Frankreich, auch bei den Basken, das Verschütten von Salz: man verschüttet damit sein Glück, hat Schelte, bissige Reden von Personen, welche ungerufen die Stube betreten werden, Verdruß und Unglück zu erwarten; namentlich muß man sich hüten es wieder aufzuraffen; indeß wendet den Verdruß ab, wenn man sofort etwas von dem Salz hinter sich oder aus dem Fenster wirft [26]). In England ebenso wie auch auf Kephalonia deutet man das Salzverschütten ferner noch auf Freundschafts- und Liebesbruch [27]); als ein unglückliches Vorzeichen wurde es früher in England auch gehalten, wenn jemand einer andern Person beim Salzen der Speise half [28]). Am Rhein vermuthet man von einem Mädchen, welches das Salzfaß aufzusetzen vergißt, daß es keine Jungfrau mehr sei [29]); wer gern Salz ißt, gilt im Voigtlande als verliebt [30]), und allgemein sagt man in Norddeutschland, daß man aus versalzenem Essen auf eine verliebte Köchin rückschließen könne. Einen noch schlimmern Hader im Hause als das einfache Salzverschütten verursacht indeß nach schwäbischer Anschauung das Verschütten von Pfeffer [31]); in anderen Gegenden von Deutschland scheint man letzterm Unfall keine Bedeutung beizumessen.

Homer erwähnt nirgends des Salzes beim Opfern und auch später erfolgte noch in Griechenland das Verbrennen der Opfereingeweide ohne Zusatz von Salz in Bewahrung des Gebrauchs der Altvorderen, während im Gegensatz der römische Brauch beim Opfer, welches aus gemahlenen Körnern bestand, das Salz verlangte [32]); das Opferschrot, welches die drei ältesten Vestalinnen dreimal jährlich bereiteten, mußte Salz als wichtigsten Bestandtheil enthalten, und die heilige Salzlake, welche wegen ihrer Heiligkeit durch das Zwölftafelgesetz bei dem Todtenopfer sogar verboten war, wurde den Göttern als ein ihnen angenehmstes Gericht bei den Kissenbreitungen vorgesetzt [33]). Auch das mosaische Gesetz schrieb es für die Speiseopfer mit den Worten vor: „Und alle deine Speiseopfer sollst du mit Salz salzen und sollst das Bundessalz deines Gottes nicht fehlen lassen an deinem Speisopfer; bei allen deinen Opfergaben sollst du Salz darbringen [34])." Späterhin bestimmte auch der Talmud, daß kein Tisch ohne Salz sein solle, weil geschrieben stände: „In allen deinen Opfern sollst du Salz opfern [35])." Die Garos in Bengalen füttern die Opferthiere, wenn sie vor dem Opfer um den Altar geführt werden, mit Salz [36]).

Ohne Salz müssen in manchen Gegenden Deutschlands die Fastnachtsbrezeln, welche wohl an Stelle eines ursprünglichern Opferkuchens getreten sind, gebacken werden [37]), ebenso wie auch in Algier das Fleisch, welches vom Opfer für die Dschinns, deren böse Einwirkungen man dadurch abwenden will, stammt und welches in der Dunkelheit gegessen wird, ohne Salz gekocht sein muß [38]).

Dagegen bringt man in Tyrol dem Ofen ein Salzopfer, damit es keinen Verdruß im Hause gebe [39]), opfert man in Niederösterreich dem Winde Mehl und Salz am Blasiustage, damit er in der Heuernte nicht wehe [40]), und aus denselben Stoffen auch wohl noch unter Beifügung von Butter besteht in Böhmen das Opfer für die im Wirbelwind dahinfahrende Melusine, welches man ihr als Speise in den Ofen wirft oder hinter das Fenster stellt oder auch durch dasselbe hinauswirft [41]). Der böhmische Ausdruck für Ster-

den „mit der Melusina Salz lecken“ [42]) wird sich gleichfalls auf ein Salzopfer für dieselbe beziehen und seine Erklärung darin finden, daß nach heidnischer Anschauung die Seelen der Gestorbenen im Sturmwind von der Erde geführt werden. Auch der Finne, dessen Salzbeschwörer früher in großem Rufe standen [43]), sucht sich die Maahinen, eine Art kleiner Naturgeister, welche sich namentlich gern unter den Schwellen aufhalten, beim Beziehen eines neuen Hauses durch ein Opfer von Salz, Malz und Brot geneigt zu machen [44]). Bei der Einweihung in die Aphroditenmysterien auf Cypern hielt jeder Einzuweihende neben einem kleinen Phallos auch etwas Salz in der Hand [45]).

Die Anwohner des Tanganikasees in Afrika streuen sich bei den Opfern für die auf den Vorgebirgen hausenden gefährlichen bösen Geister Salz auf den Kopf und werfen auch davon ins Wasser [46]); die getauften Neger in Angola glauben geweihtes Salz essen zu müssen, um sich gegen die Rache ihrer verlassenen Götter zu schützen [47]), und ebenso liegt vielleicht auch dem niederösterreichischen Brauche, in das Feuer, wenn es brummt, was als ein Winseln der armen Seelen aufgefaßt wird, Salz zu werfen [48]), ursprünglich der Gedanke eines Verscheuchens der Seelen, deren Wiederkommen ja überall gefürchtet wird, zu Grunde, wenn wir nicht annehmen wollen, daß man ihnen selbst dadurch einen Schutz angedeihen lassen wollte.

Als religiöse Satzung tritt das Verbot des Salzgenusses in den Religionen der Aegypter, Peruaner und Inder auf. In Aegypten war es den Priestern, nach Plutarch als ein Erzeugniß des von ihnen mit dem Princip des Bösen in Verbindung gebrachten Meeres, weshalb es auch „Schaum des Typhon“ genannt wurde, überhaupt [49]), in Peru nur bei ihren allerdings sehr häufigen Fasten untersagt [50]), bei den Chibchas auch dem muthmaßlichen Thronfolger, welcher eine ganz mönchische Erziehung erhielt [51]). In Indien sollen die Anverwandten des Todten drei Tage lang nach der Verbrennung der Leiche kein Salz, so wenig als anderes Gewürz berühren [52]); auch bei verschiedenen Bußen ist die gleiche Enthaltung gefordert [53]); ein bestimmtes Gelübde der Asketen besteht im Nichtwürzen ihres Reismahles mit Salz [54]). Das einzige Mahl, welches am Vortage des Fastens, am elften Monatstage, gestattet ist, muß gleichfalls ohne Salz zubereitet sein [55]). Dem Schüler ist der Genuß von Salz nach der Regel des Apastamba untersagt; Manu sowie Yajnavalkya führen es dagegen nicht mit unter den ihm verbotenen Genußmitteln auf [56]). Ein Brahmane, welcher wagt mit Salz zu handeln, verliert sofort seine Kaste [57]); die Fabrikation desselben ist ihm gleichfalls untersagt [58]). Nicht künstlich zubereitetes Salz ist den Göttern in den Opfern genehm [59]); nach Apastambas Gesetzbuch ist es aber nicht gestattet mit Salz gemischte Nahrung als Feueropfer zu bringen [60]). Der bereits oben besprochene Gegensatz des Salzes zur Geisterwelt scheint in diesen verschiedenen Opfervorschriften und rituellen Gebräuchen wenigstens theilweise gleichfalls mitzuspielen, wenn uns auch eine nähere Einsicht in die Gründe dieser rituellen Vorschriften nicht mehr möglich ist; die mosaischen mögen sich vielleicht durch einen gewollten Gegensatz zum ägyptischen Götzendienst mit erklären.

Als ein Symbol der Unfruchtbarkeit, hergenommen von der Oede salzhaltigen Bodens, erscheint das Salz in dem römischen Brauche, Stätten der Zerstörung, welche nicht wiederbebaut werden sollten, mit Salz zu bestreuen, wie dies beispielsweise Hadrian nach der zweiten Eroberung Jerusalems mit der Stelle, wo der Tempel gestanden, thun ließ [61]), und in der griechischen Sage von neidischen Dämonen, welche den Boden durch Salz unfruchtbar machten, wobei wohl eine Beziehung auf Meerüberfluthungen anzunehmen ist [62]). „Schwefel und Salz, ein Brand sein ganzer Boden, der nicht besäet wird und nichts trägt“ lautet die Drohung des Moses wider das Land der Israeliten, wenn sie dem Gesetze Jehovas nicht folgen wollen [63]), und, wie Hadrian später, streute bereits Abimelech Salz auf die Stätten zerstörter Städte. Die Volksheilkunde des Harzes kennt ein Streuen von Salz in fließendes Wasser als Mittel gegen das Fieber, welches dadurch auf so lange gebannt wird, als dieser Same nicht aufgeht [64]); sonst aber erscheint derartiges Salzsäen nur in der Chronik der Calenburger und ihrer Geistesgenossen. Indeß kommt auch der japanische Volksglaube, ein Streuen von Salz Seitens der nach einer gewissen heiligen Stätte wallfahrenden Pilger, um sich von verschiedenen Leiden und Beschwerden zu befreien, vor [65]).

Der Nichtgebrauch des Salzes als eines unnützen, unpassenden oder schädlichen Stoffes findet sich bei manchen Völkern, und sogar bestimmte schädliche Einwirkungen des Genusses desselben werden von ihnen angegeben. So berichtet eine ältere Quelle von den Tataren, daß sie das Salz verschmähten, weil es dem Sehvermögen zuwider sei [66]), und die Aleuten schieben die Dauerhaftigkeit und Güte ihrer Sehkraft gleichfalls auf den Nichtgebrauch des Salzes, vor dem sie einen förmlichen Widerwillen haben [67]). Die Eingeborenen von Brasilien behaupten, daß durch Einführung des Salzgenusses sich ihre Zahl sehr vermindert habe [68]). Die Bewohner des Königreichs Karagweh (Centralafrika) verkaufen keine Milch an Leute, welche Salz, ebensowenig an solche, welche Bohnen essen, da sie annehmen, daß dann die Kühe behext werden [69]). Im Uebrigen sind aber die Afrikaner große Freunde des Salzes und der ausgedehnte Handel, welcher sich von den natürlichen Ablagerungsstätten des Salzes durch weite Gegenden hinzieht, zeugt von der Beliebtheit dieses Gewürzes. Natürlich können nur die Bemittelten sich in fernab gelegenen Gegenden dieses Genußmittel verschaffen [70]), während der Aermere nur in seltenen Fällen einmal diese Delikatesse zu kosten bekommt.

Das Ansehen, in welchem das Salz steht, macht es auch zu verschiedenen ceremoniellen Handlungen geeignet, indem es diesen eine größere Kraft verleiht. Der Grieche benutzte es, um das Wasser, welches zur Reinigung Blutschuldiger gebraucht wurde, kräftiger dazu zu machen [71]), wie er gleicherweise auch dem Meerwasser, von dem Euripides sagte, daß es alle Sünden des Menschen abwasche, eine besondere reinigende Kraft zuschrieb [72]), und wie auch der Katholik sein Weihwasser noch durch Salz kräftigt [73]). Im japanischen Sintokultus erscheint eine Reinigung durch Salz neben solchen durch Wasser oder Feuer vor dem Gebet oder dem Betreten des Tempels [74]). Die Salzburger Protestanten steckten 1731 beim Schwur, lieber zu sterben als ihrem Glauben abtrünnig zu werden, die Schwörfinger in Salz [75]), wie auch in England im 17. Jahrhundert der Genuß von Brot und Salz vor Ableistung eines Eides üblich war [76]). Der Beduine verbürgt ebenso wie der Belutsche durch Zusammenessen von Salz dem Fremden seine Gastfreundschaft; bei manchen Stämmen allerdings nur auf einen Tag, da so lange nur das Salz im Magen ist [77]), eines der frappantesten Beispiele dafür, wie sinnlich der Naturmensch die Bedeutung symbolischer Handlungen aufzufassen pflegt. Ebenso ist bei den Slaven das Darreichen von Brot und Salz die allgemeine Bewillkommnungsceremonie, und so kannte bereits das alte Testament, in welchem der Bund Jehovas mit Israel ein Salzbund genannt und von dem Bundessalze Jehovas geredet wird [78]), ebenso wie das alte Griechenthum die symbolische Beziehung des Salzes auf Freundschaft und Treue [79]). Das Salz des Herrn essen ist noch

jetzt wie schon im alten Testament im Orient volksmäßige Bezeichnung eines Dienstverhältnisses, und einen undankbaren Diener nennt man mit Bezug hierauf wohl einen Beflecker seines Salzes [80]. Die größte Ehre und Freundschaftsbezeugung Seitens eines Fürsten im alten Rußland war das Senden vom Salz seiner eigenen Tafel an den Auszuzeichnenden [81].

Die vielfachen übernatürlichen Dienste, welche das Salz dem Menschen dem Volksglauben nach leisten kann, bedingt auch bei ihm wie beim Brote eine gewisse Heilighaltung, wenn auch nicht in dem Maße wie bei diesem. Bereits Homer [82]) nennt es das göttliche und Plato im Timäus einen gottgeliebten Körper [83]); es verglich es der Grieche auch wohl mit den Chariten und nannte es nach ihrem Namen, weil sein Zusatz die meisten Speisen dem Geschmacke angenehm und reizend mache [84]), oder er betrachtete es, wie Plutarch thut, als die Seele, welche sich mit dem todten, einen Theil einer Leiche bildenden Fleische verbindet und ihm dadurch Reiz und Wohlgeschmack giebt [85]). Nach dem Tyroler Glauben ist es überhaupt Eigenthum der Engel, gerade wie der Schwefel des Teufels ist [86]). Unsere Vorfahren glaubten sogar die Gegenden, welche von einem salzführenden Fluß durchströmt wurden, dem Himmel näher und dort gesprochene Gebete daher am wirksamsten [87]), und stritten öfter mit Erbitterung um heilige Salzquellen [88]); nach der Eddasage wurden auch die Götter aus salzigen Eisblöcken durch die Kuh Audhumbla hervorgeleckt [89]). Bei den Orientalen tritt dieses hohe Ansehen des Salzes gleichfalls mehrfach auf [90]). Das Spielen mit Salz, sowie das Fortschütten anderswohin als ins Feuer verbietet der oldenburgische Volksbrauch, welcher auch gleich dem mecklenburgischen für jedes unnütz verschüttete Körnchen Salz eine Stunde, einen Tag oder auch ein Jahr, auch wohl sieben Jahr Stehens vor der Himmelsthür zudiktirt [91]); in Oesterreichisch-Schlesien muß leichtfertig verstreutes Salz nach dem Tode gesucht werden, bis daß die Augen bluten [92]). Bei den Römern erstreckte sich diese Heilighaltung des Salzes auch auf das Salzfaß, welches in der Familie vererbte, also die Geschlechter verband und als kostbarer Besitz auch aus kostbarstem Stoffe gefertigt war [93]), und welches, gerade wie man auch noch jetzt bei den Wenden der Lausitz fast stets auf dem Tische ein Salzfaß stehen findet [94]), gleichsam als ein beständiges Zeichen der Penaten den Tisch hütete [95]).

Schlußwort.

Unsere kleine Wanderung durch das Gebiet unseres Volksglaubens hat uns wohl hinreichend gezeigt, wie reich in den verschiedenen Gauen des Vaterlandes, namentlich in der Landbevölkerung, noch Anschauungen sind, welche uns ältere Zeiten überliefert haben und welche in treuer Bewahrung auch den folgenden Generationen wieder überliefert werden, wie mancher sinnige Brauch sich noch an die tägliche Nahrung knüpft, wie dem scheinbar Gleichgültigen des täglichen Lebens tiefere Bedeutung untergelegt wird, bedeutsame Folgen ihm zugeschrieben werden. Brot und Salz, es ist der Volksanschauung nicht nur Kost und Würze, es sind ihr noch Stoffe, welche eine althergebrachte Heiligkeit umfließt, welche nicht wie andere Gegenstände behandelt werden wollen, vielmehr eine gleichgültige, ehrfurchtslose Behandlung an der frevelnden Person, an seiner Familie, an seiner Wirthschaft zu rächen verstehen, dagegen aber, wenn mit ihnen umgegangen wird, wie es der Brauch der Altvorderen erheischt, reichen Segen in Haus und Hof zu bringen vermögen. Manche Kraft ist ihnen eigen, welche richtig angewendet Heil dem Kranken, Gedeihen dem Acker und dem Viehstande, Vorwärtskommen in der Wirthschaft verleiht; schützend stehen sie zwischen dem Gläubigen und den ihn von allen Seiten bedrohenden bösen Einflüssen und von der Geburt bis zum Tode begleiten sie ihn als segenbringende, freundliche Genien.

---

[1]) Grohmann Nr. 1641. [2]) Grimm Nr. 6. [3]) Leoprechting 221/2. [4]) Holzmeyer 112. [5]) Boecler 145. [6]) Holzmeyer 20. Boecler 145. [7]) Wuttke §. 133. [8]) V. Hehn. Das Salz. Eine kulturgeschichtliche Studie. Berlin 1873, S. 11. [9]) Grimm. Mythologie 590. Grimm. Sagen 1, 74. Vonbun 93. Wolf-Mannhardt 2, 67. [10]) Zingerle Nr. 528. Dieser Zug findet sich bereits in einem Gedichte des Mittelalters, welches Grimm (Mythologie 587) mittheilt. [11]) Wolf-Mannhardt 4, 150. [12]) W. Menzel. Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870, Bd. 1, S. 181 (nach Prätorius). Bodin führt als Grund der Abneigung des Teufels gegen das Salz an, daß dieses ein Zeichen der Ewigkeit sei und nach göttlichem Befehl in allen Opfern gebraucht würde. Brand 2, 171. [13]) Kuhn. Westfalen 2, 10. Kuhn-Schwartz 182, 427. Witzschel 2, 84. R. Eisel. Sagenbuch des Voigtlandes. Gera 1871, S. 118. [14]) Wolf-Mannhardt 2, 71. Im Voigtlande indeß suchen die Hexen am Walpurgisabend gerade etwas Salz zu borgen, weil sie dadurch Antheil an dem Ertrage der betreffenden Wirthschaft erlangen. Koehler 375. [15]) A. v. Haxthausen. Transkaukasien. Leipzig 1856, Bd. 1, S. 318. [16]) Brand 3, 167. [17]) Wuttke §. 71. [18]) Wuttke §. 71. Koehler 366. Bartsch 2, 237. Witzschel 2, 176. [19]) Bavaria 2, 312. [20]) Köhler 381. [21]) Wuttke §. 81. [22]) Wolf-Mannhardt 3, 329 (17. Jahrhundert). [23]) Thiers Nr. 45. Bartsch 2, 123. [24]) Wolf-Mannhardt 4, 261. [25]) Bavaria 3, 342, 4 b., 378. Wolf-Mannhardt 1, 240. Wuttke §. 74. Witzschel 2, 180. Meier 469. Grohmann Nr. 629. Vonbun 131. Kuhn-Schwartz 401. Peter 261. In Oberfranken benutzt man einfach sechs halbirte Zwiebeln ohne Salz, welche man Weihnachtsvorabend bis zur Beendigung der Frühmette auf dem Tisch stehen läßt; die Hälften, welche sich während dieser Zeit mit Wasser gefüllt haben, deuten auf feuchte Monate. Bavaria 3, 308. [26]) Grimm Nr. 64. Grohmann Nr. 1611, 1612. Thiers Nr. 43. Brand 3, 165, 233. Peter 256. Wolf-Mannhardt 2, 102; 4, 29. Wolf Nr. 457/8. Koehler 395, 431. Auch das Gießen von Wein auf die Hand wird als ein älterer abwendender Brauch aus England berichtet. Brand 3, 165. [27]) Brand 3, 167. Düringsfeld 1, 114. [28]) Brand 3, 165, 167. [29]) Wolf Nr. 459. [30]) Koehler 398. [31]) Meier 505. [32]) Hehn 25/6. [33]) R. H. Klausen. Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha 1839, S. 961, 633. [34]) 3. Mos. 2, 13. (cf. Hesekiel 43, 24). [35]) Buxtorf 282. [36]) Talton in der „Zeitschrift für Ethnologie" Bd. 5, S. 267. [37]) Wuttke §. 27. [38]) „Globus" 29, 259. [39]) K. Simrock. Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874, S. 495. [40]) Wolf-Mannhardt 4, 148. [41]) Grohmann Nr. 7, 8, 12, 199. [42]) Grohmann Nr. 1692. [43]) Kalewipoeg. Verdeutscht von Reinthal und Bertram. Dorpat 1861, 15, 797, S. 385. Auch jetzt noch tritt in den Zauberformeln der Ehsten „Finnlands Salz" als magisches Mittel auf. Kreutzwald und Neuß. Mythische und magische Lieder der Ehsten. St. Petersburg 1851, S. 85/6. [44]) A. Castrén. Vorlesungen über die finnische Mythologie. Uebersetzt von Schiefner. St. Petersburg 1853, S. 169. [45]) Besnard in seiner Uebersetzung des Arnobius. Landshut 1842, S. 536. Anmerkung. [46]) „Globus" 31, 312. [47]) „Ausland" 1863, S. 804. [48]) Wolf-Mannhardt 4, 30. [49]) Plutarch. Tischreden 8, 8, 2. Isis und Osiris Kap. 32. Nach Isis und Osiris Kap. 5 enthielten sich indeß die ägyptischen Priester nur während der Reinigungen des Salzes, wofür sie als Grund auch die durch seinen Reiz erregte größere Begierde nach Speise und Trank anführten. [50]) Rivero and Tschudi. Peruvian Antiquities. English Translation. New York 1854, p. 158. [51]) Waitz 4, 359. [52]) Manu 5, 73. [53]) Apastamba 1, 9, 26, 3. [54]) Taylor 2, 176. [55]) Dubois 2, 525. [56]) Apastamba 1, 1. 2, 23. Manu 2, 117. Yajnavalkya 1, 33. [57]) Manu 10, 92. Yajnavalkya 3, 38. Gautama 7, 19. [58]) Yajnavalkya 3, 235. [59]) Manu 3, 257. [60]) Apastamba 2, 6, 5, 15. [61]) Hagenbach 20. [62]) Klausen 16. [63]) 5 Mos. 19, 23 (cf. Jer. 17, 6). [64]) Wolf-Mannhardt 1, 199. [65]) E. Jung in Westermanns Monatsheften 1877, S. 331. [66]) Reise nach Norden. Leipzig 1703, S. 212. [67]) Erman in „Zeitschrift für Ethnologie" Bd. 3, S. 152. [68]) Maximilian Prinz zu Neuwied. Reise nach Brasilien. Frankfurt 1820/1, Bd. 2, S. 32. [69]) K. Andree. Forschungsreisen in Arabien und in Ostafrika nach Burton 2c. Leipzig 1861, Bd. 2, S. 289.

[70]) Lovett Cameron. Across Africa, Leipzig 1877, Vol. 1, p. 285. Brand 3, 168 (nach Mungo Park). [71]) Schoemann. Griechische Alterthümer. Berlin 1871/3, Bd. 2, S. 355. [72]) Liebrecht 316/7. Creuzer 4, 395. Noch sagt man zuweilen in Norwegen, daß das Meer geweiht sei und daher dem ihm entnommenen Salze besondere Kraft beiwohne. Liebrecht 316. [73]) Haug 488. Tylor 2, 441. [74]) Brandt in „Zeitschrift für Ethnologie“ Bd. 4. Verhandlungen S. 25. [75]) Duller 50. [76]) Brand 3, 167. [77]) Andree 1, 221. [78]) 2 Mos. 2, 13. 4 Mos. 18, 19. 2 Chron. 13, 5. [79]) Hehn 8. [80]) Esra 4, 14. G. Forster. Reise aus Bengalen nach England. Aus dem Englischen. Zürich 1796/1800, Bd. 2. S. 110. [81]) Brand 3, 166. [82]) Ilias 9, 214. [83]) Hehn 26. [84]) Plutarch. Tischreden. Buch 7. Vorrede und Buch 5, 10, 2. [85]) Ebendaselbst 4, 4, 3. [86]) Alpenburg 412. [87]) Grimm. Sagen 2, 1. [88]) Simrock 19. [89]) Ebendaselbst. [90]) Forster 2, 110. [91]) Strackerjan 1, 45. Bartsch 2, 137. [92]) Peter 257. [93]) Hehn 10. [94]) Haupt 1, 251. Anmerkung. [95]) Klausen 634, 649.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die gleichzeitig in französischer und englischer Ausgabe erscheinenden „Europäischen Wanderbilder“ (siehe „Globus“ XL, S. 303) von Orell Füßli u. Comp. in Zürich werden rüstig fortgesetzt und bieten nach wie vor eine Fülle prächtiger Landschafts- und Städtebilder mit erläuterndem Texte, der Sommerfrischlern manch nützlichen und willkommenen Wink giebt. Unter den neuerdings erschienenen Heften, welche Bad Reinerz, Davos, Pyrmont, Villach, die Gotthardbahn, den Jura zwischen Froburg und Waldenburg, Görbersdorf und Freiburg im Breisgau behandeln, zeichnet sich Heft 30 bis 32: die Gotthardbahn durch die wundervollen Illustrationen von J. Weber ganz besonders aus.

— Manchester soll mittels eines Schiffskanals mit dem Meere verbunden werden, so daß es selbst von größeren Seeschiffen erreicht werden kann. Zu diesem Behufe soll das Bett des Mersey bis Runcorn vertieft und verbreitert werden und dort sich der neue Kanal anschließen. Die Pläne sind bereits fertig und ein Garantiefonds von 100 000 Pf. St. schon gezeichnet, so daß nur noch die Erlaubniß des Parlaments aussteht, um mit den Arbeiten beginnen zu können.

Asien.

— Seit dem 27. August verkehren auf der neuen Eisenbahn Tiflis-Baku Züge, aber nur zweimal in der Woche, da die Brücken- und Bahnhofsbauten meist noch nicht vollendet sind. Die Züge legen die Strecke in etwa 21 Stunden zurück, die Lokomotiven werden mit Naphta geheizt, das in Massen zur Verfügung steht. Schwieriger ist die Beschaffung von Wasser, da die Bahn durch außerordentlich dürre, wasserarme Gegenden führt.

— Dem „Sibir“ zufolge wurden bei den Aginskischen Burjaten (im Zabaikal-Oblast) bei der officiellen Aufnahme Ende 1881 gezählt: auf 12 312 Seelen männlichen Geschlechts, 101 195 Stück Hornvieh, 72 412 Pferde, 239 606 Schafe, 4592 Kameele und 57 Buiwols, wie dort das tibetanische Jak genannt wird. Auf jeden Kopf der männlichen Bevölkerung besaßen sie also 6 Pferde, 8 Stück Rindvieh, 30 Schafe und auf je drei Köpfe (jede Familie) 1 Kameel.

— Die Nächstenliebe der Jakuten ist nach F. Müller („Unter Tungusen und Jakuten“ S. 173) geradezu unerhört und erinnert an patriarchalische Zeiten und Zustände. Nicht nur, daß die Reichen ihre ärmeren Stammesgenossen in Fällen der Noth nie im Stiche lassen, sie nähren, kleiden und falls, wie es häufig vorkommt, die Renthiere den Wölfen zur Beute werden, den Beraubten ihren Verlust ersetzen, — Chitrow (jetzt Bischof von Jakutsk) erzählt, daß ein ihm bekannter Tunguse drei Jahre hintereinander in dieser Weise unterstützt worden sei, und daß eine solche Unterstützung bis zu 30 Renthieren steige, hier ein anständiges Vermögen — es herrscht sogar der Gebrauch, daß die Jagdbeute, namentlich erlegte Renthiere, unter alle Genossen oder Familienglieder getheilt wird; das Fell erhält der Reihe nach einer der Gesellschaft — den glücklichen Jäger ausgenommen, der sogar fürchtet sein Jagdtalent zu verlieren, wenn er diesen von den Vätern heilig gehaltenen Gebrauch mißachtet. Zwei Tungusen aus Müller's Begleitung, welche dies von einem Jakuten-Aeltesten hörten, machten eigenthümliche Gesichter, denn bei ihnen daheim kennt man derartiges nicht. Sie hielten offenbar jene Leute für arge Lügner, oder falls wirklich alles wahr sein sollte, was dieselben erzählten, für große Dummköpfe.

— Ein Hauptergebniß von Dr. Karl Humann's kleinasiatischer Reise (s. „Globus“ XLI, S. 301) ist in Gestalt von 43 Kisten mit Gypsformen des gesammten, jetzt freigelegten Monumentum Ancyranum und der hochalterthümlichen Skulpturen von Boghazköi (dem antiken Pteria) kürzlich in Berlin angelangt. Dr. Humann hatte in Begleitung des Philologen Dr. Domaszewski Mitte Juni seine Reise von Brussa aus angetreten; der Weg von dort bis zum Sangarius- (Sakaria-) Flusse wurde von ihm aufgenommen und diese Aufnahme, welche in dem noch immer ziemlich chaotischen Gesammtbilde Kleinasiens wieder eine empfindliche Lücke ausfüllt, ist bereits in Berlin eingetroffen. Ueber Samsun an der Nordküste Kleinasiens ist der Reisende dann Ende August nach Smyrna zurückgekehrt und jetzt mit der Ausarbeitung seiner weiteren Routenaufnahmen beschäftigt.

Was die Reise der Herren Dr. Puchstein und Ingenieur Sester im nördlichen Syrien anlangt, so ist ihre Ausbeute an Inschriften in dem Gebiete zwischen Alexandrette, Aintab, Diarbekr und Marasch eine sehr ansehnliche gewesen. Das Monument auf dem Nimrud-Dagh unweit Gerger (am Euphrat westlich von Diarbekr), ein hoher Hügel aus kleinen Steinen, mit Kolossalstatuen, Reliefs und griechischen (nicht assyrischen) Inschriften gehört einem Könige Antiochos von Kommagene aus dem letzten vorchristlichen Jahrhunderte an, der seinen Stammbaum väterlicherseits auf die Achämeniden, mütterlicherseits auf die Seleukiden zurückführt. Ingenieur Sester, mit der Ausarbeitung des Routiers beschäftigt, befindet sich jetzt in Konstantinopel, Dr. Puchstein in Athen.

— Einen ganz wesentlichen Fortschritt in der Kartographie Vorderasiens bezeichnen die eben erschienenen vier Kartenblätter „Prof. C. Haußknecht's Routen im Orient. Nach dessen Originalskizzen redigirt von H. Kiepert“ (Berlin, D. Reimer 1882). Die Reisen des bekannten Weimarer Botanikers fallen in die Jahre 1865 bis 1869 und umfassen Nordsyrien, Mesopotamien, Südarmenien, Kurdistan und das westliche Persien (Irak, Farsistan und Luristan), Gegenden, die zum Theil noch nie, zum Theil selten besucht worden sind. Der Begleittext enthält außer kartographischen Erläuterungen von H. Kiepert einen Vorbericht des Reisenden mit einer kurzen Aufzählung seiner Routen, zugleich auch das Versprechen, eine detaillirte Schilderung der interessanteren Gebiete geben zu wollen; dasselbe wird hoffentlich bald eingelöst werden. Inzwischen werden

Kenner und Freunde des Orients das Erscheinen der Karten als Abschlagszahlung mit Interesse begrüßen.

— Aus Suez kommt die betrübende Nachricht, daß Mr. Charles Wahab an den Folgen der Stravazen, welche er auf seiner Reise durch das südwestliche China zu ertragen gehabt hatte (s. oben S. 254) während der Heimreise durch das Rothe Meer gestorben ist.

— Am 19. Juni verließen François Deloncle und Dr. Harmand, der französische Konsul in Siam, in einem siamesischen Regierungsdampfer Bangkok, um sich nach dem Isthmus von Kra (Halbinsel von Malakka) zu begeben und denselben hinsichtlich der Ausführbarkeit einer Durchstechung zu untersuchen (vergl. „Globus" XLI, S. 255). Die Regierung hatte ihnen dazu auch Elephanten zur Verfügung gestellt, welche sich von großem Nutzen erwiesen. Die beiden Reisenden waren im Stande die ganze Länge des projektirten Kanales, die Flüsse Tschumphong und Paktschan und die Wasserscheide zwischen denselben, aufzunehmen; was sie gefunden haben, soll zu Gunsten des Planes sprechen. Deloncle wird nächstens in Frankreich zurückerwartet.

— Wir erwähnten früher (Bd. 37, S. 255) Carl Bock's Reise durch das östliche Borneo. Sein zuerst in holländischer und englischer Sprache erschienenes Reisewerk ist jetzt auch in deutscher Ausgabe veröffentlicht worden, und zwar mit den 30 prachtvollen und hochinteressanten Farbendrucktafeln der Originalausgabe. Es führt den Titel: „Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Von Carl Bock. Mit einleitendem Vorwort von Alfred Kirchhoff. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte von Borneo." (Jena 1882. H. Costenoble. Preis 21 M.) Der Verfasser ist zoologischer Sammler und bereiste als solcher im Jahre 1878/9 Sumatra, speciell dieselben Gegenden, welche neuerdings durch die Expedition der Niederländischen Geographischen Gesellschaft allgemeiner bekannt geworden sind; diese Touren schildert er im zweiten Abschnitte, während den ersten die Beschreibung der zeitlich spätern, zugleich wichtigern Reise im südöstlichen Borneo einnimmt. Zweierlei zeichnet den Verfasser aus: eine gute Beobachtungsgabe, welche ihn befähigt, lebendige und offenbar naturwahre Schilderungen der Eingeborenen und der sie umgebenden Natur zu entwerfen, und ein großes malerisches Talent, wie er es soeben wieder im obern Siam bewiesen haben soll. Zeuge dessen die 30 vorzüglichen Farbendruckbilder, welche uns begreiflicher Weise besser mit den Dajaks, ihren Häusern, Booten, Waffen, Geräthen u. s. w. bekannt machen, als die umständlichsten und ausführlichsten Beschreibungen es vermögen. Der wichtigste Theil der Reise ist derjenige im Sultanat Kutei (Ostküste von Borneo), auf dem Mahakkam und seinen Zuflüssen, wo er mit einer Reihe von Dajak-Stämmen, auch einem menschenfressenden, in nahe Berührung kam. Der unter niederländischer Oberhoheit stehende Sultan von Kutei, welcher den Verfasser auf seiner ganzen Reise bis Bandiermassing selbst begleitete, ist einer der intelligentesten Fürsten im malaischen Archipel; so hat er z. B. den Sklavenhandel abgeschafft und ist ein wirklich unterrichteter Mann; dabei aber ein Wucherer, schlechter Zahler und unzuverlässiger Geschäftsmann. Dennoch ist er beim Volke beliebt, das ohne weiteres Zutritt zu ihm hat und ihm gern gehorcht. Leidenschaftlich liebt er Diamanten, von denen er eine herrliche Sammlung besitzt, dann den Hahnenkampf und seinen Harem von 42 Weibern. Das Innere seines Landes — eigentlich erstreckt sich seine Macht nicht viel über die an den Ufern der größeren Flüsse befindlichen Ansiedelungen hinaus — ist von Dajaks bewohnt, die wir eingehend kennen lernen. In moralischer Hinsicht stellt sie Bock ziemlich hoch: Raub und Diebstahl ist bei ihnen unbekannt; geistig stehen sie den Malaien gleich, sind aber reinlicher, fleißiger, offener wie diese, achten ihre Frauen — sie haben stets nur eine —, denen sie Einfluß auf ihre Entschließungen einräumen, und lieben ihre Kinder sowie ihre Familien- und Stammesgenossen sehr. Aber alle diese guten Eigenschaften, welche die Einführung wahrer Civilisation befördern könnten, werden durch den barbarischen Gebrauch der Kopfjagd verdunkelt, welchem alle Dajakstämme huldigen; die Bahu Trings fressen aber obendrein ihre Opfer auf und schlachten die Gefangenen. Keine Geburt, keine Hochzeit und kein Begräbniß, um weniger wichtige Ereignisse zu übergehen, kann in geeigneter Weise gefeiert werden, ohne daß eine größere oder kleinere Anzahl feindlicher Köpfe dazu beschafft werden muß. Die Holländer haben bereits durch den Einfluß ihrer Waffen und ihres Handels viel gethan, diesen greulichen Gebrauch zu beseitigen, und auch der Sultan von Kutei hilft ihnen dabei; aber es ist trotzdem möglich, daß, bevor die Sitte ganz abgeschafft werden kann, die Dajaks sich selbst vom Erdboden vertilgt haben. Was Bock über diese Kopfjagden, wie überhaupt über das Aussehen, den Charakter, die Beschäftigung, Geräthe, Waffen, Häuser &c. der Dajaken in Kap. 17 bis 22 mittheilt, erscheint uns als das Werthvollste in dem ansprechenden Buche.

Afrika.

— Nach der letzten Volkszählung in Algerien ist die dortige Einwohnerzahl seit 1876 von 2 867 626 auf 3 310 412 gestiegen. Der größte Zuwachs fand in der Provinz Oran statt, obwohl dieselbe von den Aufständen am meisten heimgesucht worden war. Sie zählte 1876 653 181, 1881 aber 767 322 Einwohner; dann folgt die Provinz Algier mit 1 072 607 gegen 1 251 672 jetzt und endlich die Provinz Constantine mit 1 141 838 gegen 1 291 418 Seelen. In Folge der Ausdehnung der Civil- und der Einschränkung der Militärverwaltung stehen heute nur 487 465 Einwohner unter der letztern, welche 1876 noch über 1 551 109 Einwohner gesetzt war. Dagegen hat die Civilverwaltung jetzt 2 822 947 Individuen unter sich, 1 506 930 mehr als 1876.

— So oft auch schon in den letzten Jahren das Gebiet zwischen der afrikanischen Ostküste und dem Tanganika-See durchzogen und geschildert worden ist, so werden wir es doch erst genauer kennen lernen, wenn unsere ostafrikanische Station in Gonda im Lande Ugunda längere Zeit gearbeitet haben wird und ähnliche Stationen in größerer Anzahl dort errichtet sein werden. Wie viel tiefer die Herren Dr. Böhm, Kaiser und Reichard in die Natur des Landes und in das Wesen der Eingeborenen schon eingedrungen sind, als die flüchtig durchgereisten Livingstone, Cameron, Stanley u. s. w., zeigen so recht ihre eben veröffentlichten Berichte (Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland III, Heft 3); dieselben machen durchaus den Eindruck, daß die Gesellschaft bei der Auswahl der Stationsmitglieder einen guten Griff gethan. Geographie und Naturwissenschaften haben schon reichen Gewinn von ihren Arbeiten gezogen. Was das Volk von Ugunda anlangt, so möchte dasselbe an finsterm Aberglauben und blutiger Grausamkeit keinem einzigen Stamme in Afrika nachstehen; der Hinrichtungen und Mordthaten, von denen die Berichte erzählen, ist kein Ende. Am 18. Juli 1881 war der Mtemi (Häuptling) Mlimangombe gestorben; sein Tod wurde vor seinen Unterthanen geheim gehalten und die Beerdigung gleichfalls. In seinem Gehöfte wurde das Grab gegraben, der in bunte Tücher gehüllte Leichnam sowie vier lebende gefesselte Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen, hineingesenkt, letztere mit Speerstichen getödtet, die Grube dann zugeschüttet und alle Spuren sorgfältig verwischt. Alsbald wurde nun die Lieblingsfrau des Verstorbenen angeklagt, im Vereine mit ihrem Sohne Kassita und dessen Oheim Kahumba den Tod des Häuptlings durch Zauberei herbeigeführt zu haben. Die beiden Männer entflohen nach dem Nachbarstaate Unianiembe, wurden aber dort durch einen Meineid in Sicherheit gewiegt, zur Rückkehr veranlaßt und unterwegs heimtückisch ermordet. Dann schritt man sofort zur Hinrichtung der Mutter Kassita's. Die Unglückliche wurde ganz entkleidet unter dem Hohn-

geschrei einer rohen Menge nach der Richtstätte geschleppt. Dort trennte man ihr zuerst beide Hände ab, um sich in den Besitz ihrer Kupferarmbänder, welche sich nicht abstreifen ließen, zu setzen; hierauf wurde ihr mit einigen Keulenschlägen der Hinterkopf eingeschlagen und die Leiche in eine Wasserpfütze geworfen, um Regen herbeizuziehen. Alle solche Hinrichtungen — und ihre Zahl ist nicht gering; die Berichte erwähnen solche am 18. August, Mitte September (zwei), 21. September, 24. September (drei) und Mitte November, während vier oder fünf Unglücklichen auf Verwendung der Deutschen das Leben geschenkt wurde — müssen vor dem Thore Songäro des Dorfes Gonda stattfinden; ein wieder eingefangener Sklave muß durch dasselbe zurückgebracht werden; geschieht es durch ein anderes, so wird der Eigenthümer mit seiner ganzen Familie zum Sklaven des Häuptlings gemacht. Wird im Lande ein Elephant getödtet, so gehört das Elfenbein dem Mtemi und muß ebenfalls durch dieses Thor in die Stadt gebracht werden; wählen die Jäger einen andern Weg, so werden sie zu Sklaven gemacht. — Bei den Waniamuesi gilt das Krokodil für zauberhaft und ganz außerordentlich giftig, und es würde das Tödten eines solchen die größte Panik erregen, einmal weil man fürchtet, das ganze Wasser durch sein Blut in ein todtbringendes Gift zu verwandeln, ganz besonders aber, weil, wie man behauptet, die Häuptlinge, welche stets ein Attentat auf ihr Leben befürchten, die ganze Bewohnerschaft desjenigen Dorfes zu Sklaven machen würden, dessen Einwohner ein Krokodil getödtet hätte. — Bei der Befahrung des Wala-Flusses fanden Dr. Böhm und Reichard in einer der dort häufig angelegten Fallgruben für Flußpferde zwei verendete und bereits stark in Verwesung übergegangene Krokodile, ein kolossales von circa 4 m Länge und ein kleineres. Die Waniamuesi schlichen sichtlich betreten vorüber und als Abends die Lagerfeuer brannten, berief einer von ihnen ein Schauri, um allen die strengste Verschwiegenheit über das Geschene ans Herz zu legen: sie fürchteten sämmtlich, falls sie etwas verlauten ließen, in den Verdacht zu kommen, sich etwas von dem Verderben bringenden Gifte der Thiere angeeignet zu haben und als Warosi (Zauberer) ohne Weiteres hingerichtet zu werden.

Dort ist allerdings eine geeignete Wirkungsstätte für Missionäre der Civilisation, nicht aber irgend welcher Kirche, deren Lehren ein Neger doch nun und nimmer erfassen wird, oder gar für einen Mann wie der Abbé Debaize, dessen Aufenthalt dort nicht die besten Folgen hinterlassen hat. „Man staunt, heute noch ganz gemeine französische Schimpfworte zu hören, welche die Eingeborenen ihm abgelernt haben während des vier- bis fünfmonatlichen Aufenthaltes, zu dem er hier gezwungen war, da er seines jähzornigen Charakters wegen keine Träger bekommen konnte." Sagt doch Herr Reichard an einer andern Stelle mit dürren Worten: „Nach den von uns gesammelten Erfahrungen über die Art des Wirkens der Missionen sind wir entschlossen, etwa hier anzulegende Missionsstationen durchaus nicht zu unterstützen, da derartige Anstalten unseren Bestrebungen nur schädlich sein könnten."

Von Interesse ist auch, was Reichard über die Sklaverei in jenen Ländern sagt. Bekannt ist die Sitte, daß sowohl Sklaven, die mit ihrem Herrn, als auch Freie, die mit ihrer Lage unzufrieden sind, bei einem Dritten eindringen und dort irgend eine Werthsache zertrümmern, wodurch sie nach Landesbrauch zum Sklaven desselben werden. „Es ist dies ein deutlicher Beweis von der Uebertreibung und Einseitigkeit vieler ins Schwarze malender Berichte über die Sklaverei, wie sie namentlich von Missionären, besonders Engländern herrühren. . . . Es kommt allerdings vor, daß auf dem Transport befindliche Sklaven mißhandelt werden und dem Hungertode nahe kommen. Allein letzteres Schicksal trifft dann auch fast immer, wie wir schon konstatiren konnten, den betreffenden Eigenthümer selbst, da die Mittel am Ende großer Reisen leicht auf die Neige gehen. Ein plötzliches und gewaltsames Aufheben der Sklaverei kann nur den Ruin und die gänzliche Entsittlichung der betreffenden Länder herbeiführen, wenn nicht sofort anderweitig für Ersatz gesorgt wird, und dürfte der jetzige Zustand der früher so blühenden Insel Zanzibar ein beredter Zeuge für meine Auffassung sein. Ist ein Sklave einmal in festen Händen, so ist sein Loos durchaus nicht ein schlimmes, sondern ein ebenso gutes, oft besseres, als im Vaterlande. So werden z. B. im Süden des Tanganika die Stämme von ganz besonders grausamen Sultanen beherrscht und möchten von dort hierher gebrachte Sklaven um keinen Preis zurückkehren. Bei Arabern ist der Sklave durchaus nicht mit Arbeit überbürdet und werden zu körperlichen Strafen nur Verbrecher verurtheilt, da zu große Strenge ein zu theures Aufsichtspersonal erfordern würde. Außerdem geben Araber ihren Sklaven, wenn sie 10 bis 15 Jahre treu gedient haben, meist die Freiheit. Sklaven im Besitze von Eingeborenen werden als Familienmitglieder betrachtet und haben ganz ihren eigenen Willen. Von Strafe ist gar keine Rede, sondern es kommen im Gegentheil oft thätliche Widersetzlichkeiten gegen die Herren vor, welche weiter keine Folgen haben. Andere laufen ohne Einwilligung ihrer Herren nach der Küste, um als pagasi (Träger) zurückzukehren."

— Die afrikanische Kommission der Lissaboner Geographischen Gesellschaft hat das Projekt des Ingenieurs Machado, eine topographisch-geologische Expedition nach der Provinz Mozambique zu senden, gebilligt. Namentlich soll dieselbe die Grenzen der Provinz im Süden gegen das Zulu-Land und im Norden gegen die Besitzungen des Sultans von Zanzibar bestimmen. Auch erklärte die Kommission es für wünschenswerth, am Njassa-See die portugiesische Fahne zu entfalten; Portugal könnte denselben kraft seines Entdeckerrechtes der Provinz Mozambique einverleiben.

— Die geplante Expedition des russischen Marineoffiziers Rogozinski nach dem Liba-See ist aufgegeben worden (s. „Globus" XLI, S. 128).

— Herr Coquereau in Bordeaux rüstet eine Expedition zur wissenschaftlichen Erforschung und kommerziellen und industriellen (?) Entwickelung von Futa-Dschalon (Senegambien) aus. In der Hauptstadt Timbo soll eine französische Kolonie oder Faktorei errichtet werden.

Nordamerika.

— Als ein Beweis für den Fortschritt Manitobas ist es anzusehen, daß die Provinz vor sechs Jahren nur ein täglich und zwei wöchentlich erscheinende Blätter besaß, jetzt aber vier täglich, zwei halbwöchentlich und 16 wöchentlich erscheinende. Gladstone, Selkirk, Rock Lake, Crystal City und Minnedosa haben jetzt eben so gut ihre Zeitungen, wie Winnipeg, St. Boniface, Brandon, Portage-la-Prairie, West Lynne, Emerson, Rapid City, Maurice, Morrison und Rat Portage.

— Die Juden scheinen bis jetzt in den Vereinigten Staaten noch nicht so festen Fuß gefaßt zu haben, wie in den meisten europäischen Ländern. Nach dem Census von 1880 gab es in dem ganzen Umfange der Vereinigten Staaten nur 230 984 Juden, wozu noch neuerdings etwa 17 000 aus Rußland zugewandert sind, so daß man ihre Gesammtzahl auf rund 1/4 Million veranschlagen kann. Davon entfallen auf New York 80 518, Pennsylvanien 20 000, Illinois 12 625, California 18 580 und Ohio 12 581, d. h. auf diese fünf Staaten mehr als die Hälfte aller Juden. Maryland hat 10 337, Massachusetts 8500, Louisiana 7538, Missouri 7380, New Jersey 5593 und der Rest ist über das ganze Land von Maine bis Oregon zerstreut. Mehr als 2/3 aller Juden sitzen, wie ja in Europa auch, in den größten Städten: in New York 60 000, San Francisco 16 000, Brooklyn 14 000, Philadelphia 13 000, Chicago 12 000, Baltimore 10 000, Cincinnati 8000, Boston 7000, St. Louis 6500, New Orleans 5000, Cleveland 3500 und Newark 3500.

— Unlängst wurde in San Salvador die Eisenbahn Acajutla-Sonsonate dem Verkehre übergeben, und es besteht Aussicht, dieselbe bis Santa Ana zu verlängern. In Guatemala ist eine Linie in Bau, welche den Hafen Champerico über Caballo Blanco mit Retalhuleu und damit einen der kaffeereichsten Bezirke Guatemalas mit dem Meere in Verbindung bringen soll. Der Unternehmer ist eine Gesellschaft in San Francisco.

— Der Vulkan von Chiriqui, der südlichste der centralamerikanischen Reihenvulkane, auf der Grenze von Costarica und Panama gelegen, befindet sich wieder in Thätigkeit, nachdem er lange Zeit geruht und als erloschen gegolten hat. Nach der englischen Küstenvermessung erreicht er eine Höhe von 11 265 Fuß. Ausgedehnte Lavaströme haben sich früher aus Seitenspalten des Berges bandartig und zusammenhängend, besonders in südlicher Richtung, ergossen; die längsten derselben reichen bis nahe an das Dorf Dolega, d. h. beinahe sechs geographische Meilen vom Fuße des Berges.

Südamerika.

— Zu keiner Zeit war in den letzten Decennien die Ausbeute der Silberminen in Südamerika, speciell in Bolivien, eine so ergiebige wie jetzt, wo beinahe in allen Distrikten die Mehrzahl der bearbeiteten Gänge in „boya“ sind, d. h. sich eines außerordentlich lohnenden und reichen Ertrags erfreuen. Den obersten Rang nimmt in dieser Hinsicht der Komplex von Colquechaca in Bolivien ein, welcher, je vielseitiger er in Angriff genommen wird, desto größere Resultate aufweist. Es scheint da, wie der einheimische Mineur sich die Sache vorstellt, das silberhaltige Erz förmlich an einer Stelle durch vulkanische Kräfte in die Höhe gehoben worden zu sein, und wären für die Unternehmer die Arbeiter noch so leicht und so billig zu beschaffen, wie zu den Zeiten der Spanier, so müßte, trotz den ungewöhnlich strengen klimatischen Verhältnissen, dort ein zweites Potosi entstehen. Indeß, was seiner Zeit die Spanier mit den Tausenden von Indianern, welche sie zur Mita nach den Bergwerken trieben, ausrichteten, haben heute die nach und nach eingeführten Verbesserungen und Maschinen zu leisten. Eine mächtige Bohrmaschine wird in Colquechaca aufgestellt und sind Anzeichen vorhanden, daß Metalle zu Tag gefördert werden, reicher als man sie je in Südamerika gekannt hat. In Chili hingegen ziehen die Goldfelder im Departement Lebú die Aufmerksamkeit auf sich. Schon längere Zeit in kleinerm Maßstabe ausgebeutet, sollen die neu aufgebrochenen Goldregionen zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen.

Man kann sich Angesichts der vom Isthmus von Panama eintreffenden Hiobsposten über Erdbeben, über wahrhaft ängstigende Gesundheitszustände u. s. w. einer pessimistischen Stimmung in Betreff des Kanalprojektes nicht erwehren. Immerhin gab die dem Isthmus neu zugeführte Circulation an Menschen und Kapital den Anstoß zu mannigfachen Unternehmungen in Handel und Wandel. Die lange, seit der Emanzipation, vernachlässigten aber wohlbekannten Goldregionen werden wieder aufgesucht und Quarz sowohl, als Alluvial-Boden in Angriff genommen. Die bekanntesten, augenblicklich in Betrieb stehenden Minen sind: Quarzminen nahe bei dem alten Santa Rosa, acht Meilen von Aspinwall; Waschgold führende Ablagerungen zwischen Cruces und Emperador (Stationen der Eisenbahn) und an dem obern Lauf des Chagres, den schon die Spanier auf große Strecken bearbeiteten; die alten Cañasa-Minen in Veraguas; Cocuyos, das Centrum der Veraguas-Minen; die Alluvialminen von Chitre und La Barrera beinahe im gleichen Distrikt; Quarzgold in Margaja u. s. f. Es wird wohl manchem Arbeitsuchenden einerlei sein, ob er dem mörderischen Klima beim Kanalbau oder in den Minen erliegt, während letztere entschieden mehr Reiz für ihn haben müssen.

— Am 20. Juli ist in dem colombischen Staate Cauca die Eisenbahn zwischen Buenaventura und Cordoba eröffnet worden.

— Im Departement Padilla des colombischen Staates Magdalena hat der französische Geologe J. C. Mano, welcher auf Kosten der Nationalregierung reiste, Kohlenfelder von mehr als 500 qkm Ausdehnung aufgefunden. Die Kohle selbst soll sehr gut sein und findet sich im Centrum und in einem Theil des Nordens jenes Bezirks.

— Von den beiden Expeditionen (s. oben S. 192), welche ausgeschickt wurden, um Crevaux' Ermordung zu rächen, hat die bolivianische bereits ein unrühmliches Ende genommen, indem die zum Dienste gepreßten Mannschaften zum größten Theile desertirten. Bei der Ermordung der Reisenden ist übrigens ein junger Argentinier Zeballos mit dem Leben davongekommen und von den Indianern beim Anmarsche der Truppen freigelassen worden; seinen Angaben zufolge wären noch zwei weitere Mitglieder der Expedition, ein Argentinier und ein Bolivianer, entkommen. Sechs Tage vor dem Ueberfalle soll Crevaux den Seinigen Gewehre und Munition abgenommen haben, da dieselben unnütz und die Indianer am Flusse alle friedlich seien. An dem Unglückstage waren dann fast alle an Land gegangen, um Beobachtungen anzustellen, zu kochen u. s. w., als der Ueberfall stattfand.

Polargebiete.

— Die schwedische geologische Expedition hat in Folge schweren Sturmes nicht auf Beeren-Insel landen können und ist deshalb am 16. September in der Yacht „Vojna“ nach Tromsö zurückgekehrt (vergl. oben S. 256).

— Als ein weiterer Beleg für einen ungewöhnlich frühen und harten arktischen Winter wird die Fahrt des „Neptune“ angesehen, welcher von der Regierung der Vereinigten Staaten gemiethet worden war, um der Polarstation in der Lady Franklin-Bai unter 81° nördl. Br. Proviant zuzuführen. Das Schiff ist unverrichteter Sache nach Neufundland zurückgekehrt, da es wegen einer unüberwindlichen Eisbarre nicht über 79° 20' nördl. Br. hinaus hat vordringen können; es hat indessen an verschiedenen Häfen Lebensmittel gelandet. Zu Besorgnissen wegen der Polarstation liegt kein Grund vor.

— Der wiederum wie im Jahre 1881 nach dem Jenisei bestimmte Dampfer „Louise“ des Baron Knoop kehrte am 1. Oktober wegen der Undurchdringlichkeit des Karischen Meeres nach Hammerfest zurück und meldete, daß er die holländischen und dänischen Nordpolfahrer auf der „Varna“ und „Dijmphna“ am 22. September verlassen habe. Dieselben lagen damals, vom Eise umschlossen, 80 Seemeilen östlich der Waigatsch-Insel, hofften jedoch, bald befreit zu werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Jordan ist durch seine Wassermasse der bedeutendste Fluß Palästinas; sein Lauf ist fast durchweg reißend, wird aber durch die beiden Sammelbecken des Merom- und Tiberiassees regulirt. Namentlich in seinem Unterlaufe beschreibt er zahlreiche Mäander, welche seinen Lauf bedeutend verlängern, und zwar zwischen dem See von Tiberias und dem Todten Meere um etwa das Dreifache. Seinen hebräischen Namen (Jarden der schnelle, reißende) verdankt er seinem bedeutenden Falle, der zwischen Hermon und Meromsee 437 Meter, von dort bis zum See von Tiberias 274 Meter und von dort bis zum Todten Meere 203 Meter, zusammen 914 Meter beträgt. Der nördliche Theil des Thales ist im Allgemeinen fruchtbar; der südliche enthält zahlreiche Oasen an den Stellen, wo von Osten und Westen die zur Berieselung verwendeten Bäche aus den Bergen in die Thalebene treten. Im Sommer versiechen dieselben mit Ausnahme weniger größerer Flüsse, die meist aus dem wasserreichern und stellenweise sogar bewaldeten Ostjordanlande herabkommen.

Als das Klima Syriens einst sehr viel feuchter war, hatte sich der damals bedeutende Jordan ein tiefes Bett in den Ablagerungen des Todten Meeres gegraben und jene Abstürze aus gelbem Sande gebildet, welche als „Terrassen“ bezeichnet werden; dieselben, unfruchtbar und fast ohne jede Vegetation, bezeichnen die ehemaligen Uferränder. Als sich dann die klimatischen Bedingungen änderten und der Jordan an Volumen abnahm, grub er sich in dem Sande und Schlamme der Ebene ein neues Bett. Der Fluß besitzt eine Anzahl von Fuhrten, die man jedoch im Frühjahre bei hohem Wasserstande nur mit größter Vorsicht benutzen darf; denn der Grund ist stets schlammig, so daß die Lastthiere den Boden verlieren und von der Strömung fortgerissen werden können. Pferde schwimmen oft mit ihren Reitern hindurch. Die wichtigsten Fuhrten durch den untern Jordan sind el-Helu, Machadet Hadschla, wo die Lateiner ihr Jordanbad nehmen, und die von Kasr el-Jehudi, der Badeplatz der griechischen Gläubigen. Auf einer dieser Stellen sind wahrscheinlich die Israeliten unter Josua in Palästina eingedrungen.

Von der Fuhrt el-Helu ritt Lortet's Karawane ungefähr in westlicher Richtung nach Kasr Hadschla, den Ruinen eines befestigten Klosters, wo im Alterthume Beth Hagla, ein Grenzort zwischen Juda und Benjamin, stand. Die Gegend ist anfangs eben oder schwach gewellt und nur mit Rohr und Salsolaceen bestanden; plötzlich aber steht man vor einem, mehrere Meter tiefen, halb ausgetrockneten Flußbette, dessen Ufer mit herrlichen Tamarisken, Keuschlamm und Oleander bewachsen sind. Zehn Minuten ostnordöstlich von den Klosterruinen, in denen es von großen Skorpionen und Sandvipern wimmelt, liegt die klare Quelle Ain Hedschla, von einer halb zusammengestürzten Mauer umgeben; sie gilt für die beste der ganzen Gegend.

Der Weg von Kasr Hadschla nach Jericho führt direkt nordwestlich durch eine Wüste feinen Sandes, welche zum Theil mit Salzkrystallen, bald mit kleinen Dünen bedeckt ist, auf denen Tausende einer niedlichen gelbblühenden

Tell Dscheldschûl, das alte Gilgal.

Der Thurm in er-Riha.

Statice (St. Thouinii Vio.) wachsen. An anderen Stellen findet man Büsche stachlichen Ginsters, jeden für sich wachsend und von einer sandigen Fläche umgeben; dort halten sich zahlreiche Hasen (Lepus Sinaiticus) auf, die Lortet's

Windhund aufstöberte. Durch das Gekläff des Hundes und die Flintenschüsse, welche Lortet auf das Wild abgab, erregt, setzten sich die Pferde in Galopp und nahmen mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die Büsche und Dünen. Von Beirut an hatten sie auf zum Theil unglaublich schlechten Wegen, über Felsen und Sand, ihre Reiter getragen — und trotzdem setzten sie hier den Reisenden durch ihre Kraft und ihr Feuer in Erstaunen. Einige schöne Hasen waren das Ergebniß der Hetzjagd. Der Boden ist dort ganz von den tiefen Gängen von Psammomys obesus Rüppel durchwühlt, einer Art großer Ratte mit kurzem Schwanze und dickem Kopfe, die einem kleinen Murmelthiere ähnlich sieht. Das Thier sitzt auf einem künstlich aufgeworfenen Sandhaufen unfern seinem Loche, beobachtet von dort scharfen Blickes die Umgegend und verschwindet bei dem geringsten Geräusche kopfüber in seinem Bau. Manche Reisende haben es mit dem Springhasen verwechselt, mit dem es aber gar nichts zu thun hat. Weiterhin wurde Wadi Kelt überschritten, der jetzt im Frühling durch einen hübschen klaren Bach belebt wurde, an dessen Ufern Tamarisken, Zizyphus, Keuschlamm und Oleander wuchsen und zahlreiche Vögel sich tummelten. Zur Rechten bleibt Tell Dscheldschûl, wahrscheinlich das alte Gilgal, wo die Israeliten nach Ueberschreitung des Jordan zwölf Steine zum Gedächtniß aufrichteten und das erste Beschneidungsfest feierten. Bald darauf beginnen Felder von Getreide, Baumwolle, Indigo, Mais und Feigengärten, und endlich erreichte man, durch den langen Tagemarsch und die gewaltige Hitze sehr ermüdet, die Zelte, welche neben dem massiven, viereckigen Thurme, dem sogenannten „Schlosse von Jericho", wahrscheinlich einem Bau aus fränkischer Zeit, aufgeschlagen waren. Am nächsten Morgen wurde jedoch das Lager etwas weiter nordwestlich nach Ain Sultân verlegt, wo es keine Mücken und quackende Frösche giebt, wie in dem von Sümpfen umgebenen Jericho. Der sehr verfallene, etwa 40 Fuß hohe Thurm enthält einige große Räume, in denen an 20 Baschibozuks hausen; dieselben sollen zwar die Fellachen gegen die plündernden Beduinen beschützen,

Das heutige Jericho.

doch versteht ihr Anführer es schon so einzurichten, daß er seine Schutzbefohlenen nach Belieben aussaugen kann. Von dem Dache des Thurmes hat man eine prächtige Aussicht auf einen Theil des Todten Meeres, das Ras Feschkah, die Jordanmündung, die Gebirge von Moab, den Berg Karantel und das Ghor, das sich, soweit das Auge reicht, von unendlicher Lichtfülle übergossen, gegen Norden hin ausdehnt.

In Nordosten liegt das elende Dorf er-Riha, das die Stelle Jerichos einnimmt, ein unregelmäßiger Haufen armseliger niedriger Hütten aus Stein, deren Dach aus Baumästen mit darüber gelegtem Lehm besteht. Die Mauern sind nicht mit Mörtel, sondern mit nasser Erde gebaut. Sorgfältig in einander geschlungene und aufgehäufte Hecken von trockenem Christusdorn umgeben die Hütten; in denselben bringen die Herden die Nacht zu, so daß die Wohnungen von dicken Lagen Kothes umringt sind. Eine Dornenhecke umgiebt außerdem den ganzen Ort. Das im Alterthume und bis in das siebente christliche Jahrhundert wegen seiner Palmen berühmte Jericho besitzt deren heute keine einzige mehr. Der so nützliche Baum könnte hier ebenso gut wie in Aegypten gedeihen, wenn nicht die hohe Steuer auf Fruchtbäume seine Anpflanzung verhinderte. Um diese nicht zahlen zu müssen und obendrein die Extraerpressungen der Paschas, haben die Bauern die kostbaren Bäume umgehauen. Wie traurig, ein so fruchtbares Land als Wüste daliegen zu sehen, blos weil es von türkischen Beamten regiert zu werden das Unglück hat!

Das alte Jericho nahm übrigens nicht die Stelle des heutigen Riha ein, sondern lag weiter gegen Nordwesten in der Nähe der am Fuße des Dschebel Karantel entspringenden Quellen. Bekannt ist, wie die Juden mit Hilfe eines Wunders die ummauerte Stadt eroberten, worauf Josua jeden, der sie wieder aufbauen würde, verfluchte. Trotzdem entstand dort an Stelle der heidnischen eine jüdische Stadt, welche erst zum Stamme Benjamin, dann zum Reiche Juda gehörte. Mehrmals erobert, blühte es doch stets bald wieder auf, und seine Umgebung war berühmt wegen des Anbaues der jetzt verschwundenen Balsamstaude, des Henna, der Sykomoren. Kleopatra, welche dieses Gebiet von Antonius zum Geschenke erhalten hatte, verkaufte es an Herodes, der dort einen Palast und einen Cirkus, den schönsten in

Syrien, erbaute, zur Winterszeit dort residirte und schließlich auch starb. In Jericho sammelten sich die Pilger des Ostjordanlandes und Galiläas, wenn sie sich zum Feste nach Jerusalem begaben, und von dort trat Jesus seine letzte

Die Quelle Ain Sultân.

Reste der Wasserleitung bei Ain Sultân und der Berg Karantel.

Reise nach derselben Stadt an. In römischer Zeit stand dort die zehnte Legion und Vespasian hielt sich dort einige Zeit auf. Seit dem vierten Jahrhundert treten auf den Koncilien Bischöfe von Jericho auf. Justinian ließ eine

Kirche der Gottesmutter und ein Pilgerhospiz in Jericho erbauen. Um 810 wird ein St. Stephanskloster in der Nähe des Ortes erwähnt; dann verschwindet derselbe aus der Geschichte, und erst zur Zeit der Kreuzzüge ersteht an der Stelle des jetzigen Dorfes ein neues Jericho mit einer Burg und einer Dreifaltigkeitskirche; aus dieser Zeit stammt wohl der große Thurm. Trotz der Fruchtbarkeit des tiefen Alluvialbodens, dem heißen Klima und der reichen Bewässerung leben jetzt nur etwa 40 Familien dort in kümmerlicher Weise; es sind seßhaft gewordene Beduinen, deren Weiber ein wahrhaft hexenmäßiges Aussehen haben. Sittlich und körperlich ist es ein herabgekommenes Volk, besonders seitdem ihr Dorf eine ständige Besatzung von irregulären türkischen Truppen erhalten hat und damit Branntwein und alle Laster einer Halbcivilisation ihren Einzug gehalten haben. Namentlich die Weiber sind wegen ihrer Trunksucht und Neigung zum Diebstahl berüchtigt; der Schwertertanz, den sie den Reisenden für ein Trinkgeld zum Besten geben, ist ein wüstes Schauspiel ohne jeden Charakter. Uebrigens hat auch die einheimische Bevölkerung in Folge des heißen und dabei feuchten Klimas vom Fieber und Leberaffektionen zu leiden; stärkere Bebauung des Landes würde dasselbe auch wieder gesund und für eine weit zahlreichere Bevölkerung bewohnbar machen.

Um der Hitze und Feuchtigkeit zu entgehen, hatte Lortet sein Zelt auf einer kleinen Höhe bei Ain Sultân aufschlagen lassen. Mächtig quillt sie, die dem alten Jericho das Wasser lieferte, aus dem Boden hervor und füllt, 23,4° C. warm, ein altes Bassin von 12 Meter Länge und 7,6 Meter Breite, in welchem sich zahlreiche Fische (Chromis, Capoeta, Cyprinodon) tummeln. Bei den Christen heißt sie Elisa-Quelle, weil die Sage geht, daß dieser Prophet durch Hineinwerfen einer Hand voll Salz das vorher bittere Wasser trinkbar gemacht hat. Etwas weiter nordwestlich entspringt am Fuße der ersten Vorhöhen des Dschebel Karantel die gleichfalls wasserreiche Ain Dûk, welche einst auf einem jetzt verfallenen Aquädukt weithin geleitet wurde. Das Volk nennt denselben Tawâhin es-sukkar (Zuckermühlen), eine Erinnerung an den früher hier wirklich betriebenen Anbau des Zuckerrohres. Jetzt bewässert Ain Dûk nur einige Gurkenfelder. Von Ain Sultân aus besteigt man auf einem nicht ganz leichten Wege den Dschebel Karantel, welchen die Christen Quarantania nennen und wohin sie (zum ersten Male im Jahre 1112) das vierzigtägige Fasten Christi und seine Versuchung durch den Teufel verlegen.

Der Apostelbrunnen.

Ein schmaler Pfad und stellenweise Felsstufen führen bei steilen Abhängen vorbei zu zahlreichen Grotten, die einst (und einige zeitweise auch noch heute) von Einsiedlern bewohnt waren. Sonst hausen da nur Adler, Geier, Tauben, Schwalben und Schakale. Ohne Leiter und Stricke ist es sehr schwer, die Höhlen zu besuchen. Manche sind mit Pilastern und Malereien geschmückt, welche letzteren besonders Maria und Christus, den Engel Gabriel und die Verkündigung, Paulus und Andreas darstellen; in einigen hat Tristram auch interessante griechische Inschriften gefunden. Meist hängen immer drei Räume zusammen, und einer davon ist das Oratorium; die Kapellen gehen entweder nach Osten und haben die Aussicht über die Ebene des Ghor, oder nach Süden, wo die Felsen nahezu senkrecht zu dem tiefen wilden Wadi Abu Retmeh abfallen. Eine ganze Anzahl kann man nur erreichen, wenn man sich, wie es 1863 Rev. Tristram gethan hat, an Stricken an den Felswänden herabläßt; derselbe konnte so mit Muße viele dieser merkwürdigen, nie zuvor untersuchten Zellen erforschen, in denen systematische Nachgrabungen gewiß interessante Resultate geben würden. Diese Einsiedlerstadt datirt gewiß aus den frühesten Zeiten des Christenthums und wurde wahrscheinlich im siebenten Jahrhundert durch Chosroes zerstört. Zur Kreuzfahrerzeit war das Kloster Quarantania von Jerusalem abhängig. Den Berg Karantel selbst zu ersteigen, nimmt wenig mehr als eine Stunde in Anspruch, ermüdet aber sehr, weil die warme und feuchte Luft des Ghor jede Bewegung ungemein erschwert. Auf dem Gipfel finden sich einige Ruinen und Gräben, anscheinend von einer alten Befestigung, sowie eine ganz kleine, halbverfallene Kapelle, welche an der Stelle erbaut sein soll, wo Satan Jesu alle Königreiche der Welt zeigte. Königreiche sieht man nun zwar von der Spitze, welche 460 Meter über Ain Sultân liegt, nicht, aber doch einen der schönsten Rundblicke in ganz Syrien: gegen Norden der spitze Berg Karn Sartabe und die breite Einsenkung des Ghor mit den zahllosen Windungen des Jordan und dessen grünem Uferwalde; im Nordosten den Dschebel Oscha (1058 Meter) nördlich von es-Salt, weiter südlich der Berg Nebo; ganz im Süden der schimmernde Spiegel des Todten Meeres mit seinem moabitischen Steilrande der gegen Sonnenuntergang in unbeschreiblich schönen Farbentönen erscheint, und im Westen die Hügel und tiefen Thäler der Wüste Juda, in denen schon die Schatten der herannahenden Nacht lagerten.

Der nächste Tag brachte eine derartige Hitze, und zudem war die Mückenplage so groß, daß Lortet den geplanten Besuch von Dscherasch (Gerasa) im Ostjordanlande aufgeben mußte und über Jerusalem nach dem nördlichen Syrien zu reisen beschloß; auf der wohlbekannten geraden Straße über Chân Hadrûr kehrte er nach der Landeshauptstadt zurück. Unterwegs begegnete er einer großen Abtheilung der Ta'amirah-Beduinen, welche vom Hochlande in das Jordanthal hinabzog. Zuerst ein Vortrab von etwa zwanzig Mann zu Fuß und zu Pferde, die Fußgänger mit kurzschäftigen, langen Flinten, die Reiter mit langen Bambuslanzen bewaffnet, die unter der Eisenspitze mit einem dicken Busche Straußenfedern geziert sind. Dann folgen an hundert Kameele, mit Zelten und Geschirr beladen, auf welchem ganz oben die Hühner und Hähne angebunden sind, welche, wenn sie auch meist mit dem Kopfe nach unten hängen, doch lustig ihre Stimme ertönen lassen. Schweigend laufen lange Reihen von Frauen und Kindern, zu zweien oder dreien neben einander und mit allerhand Geräthen beladen. Die kleinsten Kinder werden zu dreien oder vieren in große Körbe gesetzt, und diese Eseln aufgepackt; es gewährt einen reizenden Anblick, wenn diese kleinen braunen Köpfe dem vorüberziehenden Fremden neugierig nachschauen. Neugeborene werden von den Müttern in einer Art Quersack auf dem Rücken getragen, oder wenn sie etwas größer sind, rittlings auf der Schulter. Die alten Weiber stützen sich beim Wandern auf Stöcke, setzen sich auch wohl auf Felsblöcke, um, durch die Hitze ermüdet, Athem zu schöpfen. Alle sind

Bettler in Dscheba.

blau gekleidet und tragen an Armen und Beinen zahlreiche silberne Ringe; ein schwarzer Schleier bedeckt Kopf, Schultern und Brust. Abgesehen von der Tatuirung um den Mund und auf den Backen sind die jungen Frauen meist sehr hübsch und von prächtigem Wuchse. Zu seinem großen Erstaunen bemerkte Lortet unter ihnen ein paar Mädchen mit ganz blonden Haaren und großen blauen Augen. Nun erscheint der Scheich mit seinem Gefolge und seiner Familie, kenntlich an seinem schönen Pferde und seinem Säbel mit silbernem Griffe. Seine hübschen Kinder begrüßten Lortet, indem sie seine Hand erfaßten und gegen ihre Stirn drückten. Zuletzt kamen die Nachzügler, Männer, Weiber, Kinder, Lahme und Kranke; dann die trächtigen Kameelstuten und diejenigen mit Jungen, begleitet von großen, gelben oder schwarzen wildblickenden Hunden und, so weit das Auge reichte, auf den Abhängen der Berge, zwischen Felsen und auf den Weideplätzen Tausende von schwarzen und weißen Schafen, schwarzen Ziegen mit langen Hängeohren und Kameelen in der Obhut von Hirten zu Pferde und zu Fuß. Nicht anders wanderte einst Abraham alljährlich zwischen Urfa in Mesopotamien und Beerseba im Süden Kanaans hin und her.

Um Mittag wurde bei dem verfallenen Chân Hadrûr gerastet und am Nachmittage der Apostelbrunnen, den die Araber Ain el-Hod nennen, passirt. Das ziemlich kühle und gute Wasser kommt aus einer Leitung, welche von einem Spitzbogen überwölbt ist; aber man darf dort nur mit Vorsicht trinken, denn es enthält sehr viele haarfeine

und fast farblose Blutigel, welche man leicht mit hinunter schluckt, was nicht ungefährlich ist. Eine Stunde später war Jerusalem wieder erreicht und bald darauf wurde die Reise nach Norden angetreten, deren erste Station bei dem hübsch im Grünen gelegenen Dorfe Sindschil war, wo Lortet wieder mit vollen Lungen die reine frische Luft des Hochlandes einathmete, welche er so lange Zeit in dem heißen Becken des Todten Meeres hatte entbehren müssen. Der nächste Tag brachte ihn nach Nabulus, und der dann folgende sah ihn schon um sechs Uhr im Sattel, um noch vor Mittag einen guten Ritt machen zu können. Aber zu so früher Stunde war es im Schatten bereits 28° C., und die erst aufgehende Sonne brannte dem Reisenden in das Gesicht. In Syrien sind die schief fallenden Strahlen der Morgensonne, gegen welche man sich nur schwer zu schützen vermag, die unangenehmsten; auch ist dann die Luft ganz ruhig, was die Hitze nur noch unerträglicher macht. Erst gegen 9 Uhr erhebt sich eine kühlende Brise.

Von Nabulus ging es in nördlicher Richtung am Westabhang des Ebal hin, dann durch Getreidefelder nach dem Dorfe Dscheba, welches am östlichen Abhange eines hohen, angebauten und mit Feigen- und Oelbäumen bepflanzten Hügels liegt. Unterhalb des Dorfes sprudelt eine treffliche Quelle in ein kleines zerstörtes Becken; einige hübsche blaugekleidete Frauen reinigten dort die Wäsche und schwatzten eifrig mit einigen Bettlern, welche sich gegen ein altes Stück Mauer lehnten. Obwohl Mohammedanerinnen, waren sie nicht verschleiert und ließen sich durch Lortet's Blicke weiter nicht einschüchtern. Nun senkte sich der Weg zu einer fruchtbaren Thalebene hinab, welche durch das Wadi Massin zum Mittelländischen Meere hin entwässert wird; in dem feuchten, schwarzen Boden derselben erreicht das Getreide eine außerordentliche Höhe. Auf brachliegenden Stellen wachsen mächtige Disteln fast zu Baumeshöhe empor und bilden undurchdringliche Dickichte, welche die Bauern im Herbste niederbrennen. Ueber dieser Ebene steigt ein konischer Hügel auf, der die kleine halb verfallene Feste Sanur trägt; die Pferde haben schwere Arbeit, um den steilen, zahlreiche Höhlengräber enthaltenden Abhang zu erklimmen. Den Gipfel umziehen Befestigungen, welche stellenweise noch ziemlich gut erhalten sind und einige schöne, wohl aus der Kreuzfahrerzeit stammende Thore aufweisen; das Innere ist noch heute bewohnt. Im Jahre 1830 hatte sich der Scheich des Ortes unabhängig gemacht, so daß Abdallah, der Pascha von Akka, mit seinen Kanonen Bresche legen lassen mußte; durch dieselbe ritt Lortet in die weite, von grünen und bewaldeten Hügeln umgebene Senkung hinab, welche den Namen Merdsch el-Gharrak führt und einen Theil des Jahres hindurch einen wirklichen See bildet. Mit steigender Sommerwärme jedoch nimmt er rasch ab, bis nur im mittelsten und tiefsten Theile etwas Wasser übrig bleibt, und er mehr ein Sumpf, als ein See ist. Aus dem üppig gedeihenden Rohre und den Binsen machen sich die Eingeborenen Sommerhütten auf den Terrassen ihrer Häuser, die weniger feuchten Stellen aber bebauen sie mit Mais und Sorghum. Trotz der schon vorgerückten Jahreszeit befand sich, als Lortet dort reiste, viel Wasser auf der Ebene, so daß er gezwungen war, mit weitem westlichen Umwege fast am Fuße der Hügel einen schmutzigen, glitschigen Pfad einzuschlagen. Diese Gegend würde ein eingehenderes Studium der Flora und Fauna gewiß lohnen; denn die überschwemmten Wiesen waren mit den buntesten Blumen bedeckt und Schaaren von Wasservögeln tummelten sich auf den Fluthen und am Ufer. Auch Ochsen und Büffel lagen behäbig im Wasser und kühlten ihr von Zecken und Mücken zerstochenes Fell.

Im Lande der Boilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

I.

Schon Flacourt erzählt uns im Jahre 1658 von einem Thiere, das seine Soldaten auf Madagaskar gesehen und schreien gehört hätten. Dasselbe sollte einem Esel in Gestalt und Stimme gleichen und lange, breite, über die Augen herabhängende Ohren haben. Noch heute wird dieses Geschöpf von den Eingeborenen in ähnlicher Weise beschrieben; sie nennen es aombi tsi aombi, wörtlich „ein Ochse (und doch) nicht Ochse". Es ist begreiflich, daß ich alles aufbot, um mich in Besitz dieses für die Wissenschaft begehrenswerthen Wesens zu setzen, zumal Professor Schlegel und andere bedeutende Zoologen dessen Existenz durchaus für möglich hielten. Tausendmal glaubte ich dem Thiere auf der Spur zu sein und hoffte auf endliches Gelingen, tausendmal wurde ich enttäuscht und überzeugte mich schließlich, daß sämmtliche Erzählungen von dem Leben und Dasein des fraglichen Esels reine Fabeln seien.

Merkwürdig bleibt immerhin, daß die Sage vom aombi tsi aombi über die ganze Insel verbreitet und daß die Beschreibung des Thieres im Norden sowohl wie im Süden dieselbe ist. Möglich wäre es ja schließlich doch, daß im grauen Alterthum ein ähnliches Thier dort gelebt oder vielleicht von den Arabern nach Madagaskar mitgebracht worden sei. Im Norden heißt es heute, das Thier lebe im Süden, im Süden wird fest behauptet, es lebe im Norden. Keiner hat es selbst gesehen, aber er kennt einen, der es gesehen hat. Dieser jedoch hat es schließlich auch nicht gesehen, sondern er hat einen Freund gehabt, der es sah. In dieser und ähnlicher Weise wurde ich vielfach zu Reisen und Untersuchungen verleitet, wobei ich endlich die feste Ueberzeugung gewann, daß das Thier, in unseren Tagen wenigstens, nicht mehr vorhanden ist. Auf einer solchen Reise kam ich auch in das Gebiet des kriegerischen Stammes der Boilakertra (spr. Boilakertsch).

Es war nicht das erste Mal, daß ich Gegenden betrat, die vor mir der Fuß eines Europäers nicht berührt hatte — jedoch lernte ich hier Stämme kennen, von deren Dasein man zuvor nie gehört hatte; diese Völker sind offenbar Reste der unverfälschten ehemaligen malgassischen Race, welche sich hier abgeschlossen vom Verkehr und der Außenwelt in ursprünglicher Reinheit erhalten hat.

Ich war damals schon fünf Jahre in Madagaskar, hatte bis dahin den Norden und die Mitte der Insel bereist und befand mich gerade in Nossi-Kely (zwischen 22° und 23° südl. Br.) zur Erforschung des Südens, als ein Ein-

geborener vom Stamme der Saffisoren (Saffischuren) erschien und mir ein Stück Fell anbot, welches von jenem berühmten Esel stammen sollte. Dieses Stück Haut war aus dem Rücken geschnitten, rehfarben und hatte brüchige, gegen den Bauch zu verlängerte Haare. Die Innenseite war mit arabischen Schriftzügen bedeckt und das Fell hatte große Aehnlichkeit mit dem afrikanischer Antilopenarten [1]). Ich handelte das immerhin interessante Ding um ein Fünffrankenstück ein. Dasselbe wurde später an das Königl. Niederländische Reichsmuseum gesandt, für welches ich damals reiste und es wurde mir darüber Folgendes berichtet: „Nachdem das eingeschickte sogenannte Stück Eselshaut bei allen Philologen circulirt hat, zeigte es sich, daß die Inschrift ein unverständliches Chaos mit arabischer Grundlage bildet. Es scheint eine Art Talisman zu sein und vom Festlande zu stammen, da die Haut einer Antilope anzugehören scheint." gez. H. Schlegel.

Ich frage mich nun, wie dieses Stück Fell in diese entlegene Gegend Madagaskars kommen konnte, wo Araber nie verkehrten und überhaupt völlig unbekannt sind. Der Malgasche jedoch beschrieb mit dreister Stirn das Land und den Ort, wo das Thier getödtet wurde und von den Jägern und ihren Hunden verzehrt worden war. Es habe ungespaltene Hufe, einen kurzen dicken Schwanz und lange Bauchhaare gehabt und lebe noch heute im Lande der Boilakertra in Felshöhlen. Von da aus mache es seine Raubzüge und fresse Menschen und Thiere, besonders aber Wildschweine, von dessen Knochen die Höhlen ganz ausgefüllt seien. Die Wahrheit des Gesagten beschwor er kaltblütig bei den Gebeinen seiner Väter und machte sich anheischig, mich gegen Bezahlung von fünfzig Fünffrankenstücken an Ort und Stelle zu führen. Immer noch von einer kleinen Hoffnung beseelt, das Thier zu finden, hielt ich es für meine Pflicht, auf so bestimmte Angaben hin noch einen Versuch zu wagen. Ich befand mich also in Nossi-Kely, woselbst ein Creole aus Mauritius seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Derselbe lebte als einziger Weißer schon längere Jahre in dieser Gegend, trieb Handel und pflanzte Kaffee [2]). Nossi-Kely liegt, wie schon der Name besagt (kleine Insel), zwischen zwei Flußarmen und dem Meere. Der Fluß jedoch ist klein und unbedeutend, fast das ganze Jahr an der Mündung verstopft und ergießt sich nur während der Regenzeit ins Meer. Die Hovas, welche hier eigentlich nur noch dem Namen nach herrschen, haben ein kleines Fort auf einer Anhöhe errichtet, um den Ein- und Ausfuhrzoll von 10 Proc. zu erheben. Eine Tagereise westlich am Flusse Manampato befindet sich das größte Fort Mamanana und zwei Tagereisen südwestlich dasjenige von Ankara. Eine Tagereise südlich von Ankara liegt das Fort von Bangendrano und hier erreicht die Herrschaft der Hova überhaupt ihre Grenze. Allerdings liegt noch im Fort Dauphin an der Südspitze der Insel in den Ruinen der alten französischen Befestigung eine Abtheilung ihrer Soldaten, ebenfalls zur Erhebung von Zöllen; aber das umliegende Land ist ganz unabhängig und entzieht sich vollständig dem Einflusse der Hovas, welche sich aus ihren Verschanzungen nicht heraus getrauen.

Besagter Creole in Nossi-Kely lebte ganz nach Art der Malgaschen mit Weibern vom Stamme der Anteisaken (Anteischaken) und hatte größern Einfluß auf das umwohnende Volk. Da meine sämmtlichen Diener aus dem Norden hier nicht bleiben wollten und daher zurückgekehrt waren, so hoffte ich von ihm einige Unterstützung beim Anwerben der nöthigen Leute zu erhalten, sollte mich aber darin grausam getäuscht finden. Diesem Manne lag durchaus daran, die Erforschung dieses beinahe unbekannten Landstriches zu vereiteln, um sich das Monopol des einträglichen Handels möglichst lange zu wahren und jede Konkurrenz auszuschließen.

Es sind mir von den vereinzelt an der südöstlichen Küste wohnenden Creolen recht böse und schlechte Streiche gespielt worden. Ich warne jeden Reisenden eindringlich vor dieser Menschenklasse. Es sind meistens aus Mauritius und Bombon entflohene Schwindler oder Verbrecher, viele wegen Diebstahl dort schon bestraft. Das einzige Bestreben dieser Leute geht darauf hin, den Reisenden auszupressen. Muthlos und hilflos geworden, sieht er sich dann gezwungen die Gegend zu verlassen. Dafür, daß er keine Leute findet, haben die Creolen längst gesorgt, indem sie ausstreuen lassen, er bezahle nicht, mißhandle die Leute, sei ein böser Zauberer und, was sonst noch gerade ihnen nöthig dünkt. Der Creole unter dem Scheine der Hochherzigkeit erbietet sich schließlich die nöthigen Leute zu beschaffen, natürlich sind die Preise dann ganz enorm hohe, der unglückliche Reisende kommt um seine letzten Sachen, Gewehre u. s. w. und kann überhaupt noch froh sein, wenn er mit heiler Haut diesem Gesindel entrinnt. Bei den abergläubischen und mißtrauischen Malgaschen genügen einige hingeworfene Worte, um den Ruf eines Fremden ganz zu untergraben, und es wird ihm unmöglich Diener zu bekommen. Gelingt es ihm, falls er der Sprache mächtig, von großer Energie und reichlich mit Geld versehen ist, dennoch, so wird er mit ewigen Intriguen und Schlechtigkeiten zu kämpfen haben und der Erfolg einer auf diese Weise unternommenen Expedition bleibt immer fraglich. Niemals aber würde ich es einem Reisenden rathen, bei einem Creolen dieser Sorte, mit dem er schon Händel hatte, ein Mahl einzunehmen. Es sind mir in dieser Beziehung traurige Fälle von Vergiftungen bekannt, worin übrigens auch die Eingeborenen wahre Meister sind. Am besten ist es, man ignorirt solche Leute von vornherein vollständig und sucht sich selbst zu helfen, so gut es geht.

Da ich in Nossi-Kely keine Leute bekommen konnte, so begab ich mich nach dem zehn Kilometer südlicher gelegenen Farafangana oder Ambahi. Ich nahm hier 30 Mann in Dienst und kehrte am selben Tage zurück, um mein Gepäck abzuholen, da ich von Ambahi die Reise zu Wasser fortsetzen wollte. Ich hatte damals eine Hündin mit vier Jungen, welche noch nicht laufen konnten. Da die Anteisaken die Hunde für unreine Thiere halten und keiner dieselben tragen wollte, ich aber diese mir werthvollen Thierchen nicht im Stiche zu lassen vermochte, so blieb mir nichts übrig, als mir selbst die Last aufzubürden. Im Verein mit Gewehr und Munition war jedoch dieses Gewicht für meine schon erschütterte Gesundheit zu schwer, zumal ich den Weg bereits zum dritten Mal bei einer Temperatur von nahezu 40° R. im glühenden, losen und tiefen Küstensande zurücklegen mußte. Die üblen Folgen sollten sich denn auch bald zeigen.

Farafangana ist ein Ort, der aus zweihundert ziemlich gut gebauten Strohhütten besteht. Das Dorf liegt an der Mündung des Manambato und des schon erwähnten Manampato, beides größere Flüsse. Der Manambato zieht in

[1]) Im Süden Madagaskars bedienen sich die Schriftkundigen noch heute der arabischen Buchstaben. Im Norden haben die Hovas erst unter dem Einflusse der Engländer englische Buchstaben eingeführt.

[2]) Die Kaffeeplantagen gediehen anfangs herrlich, gingen aber im 3. und 4. Jahre sämmtlich zu Grunde. Ich schreibe dies dem Umstande zu, daß der Ort zu tief liegt und der Kaffee überhaupt das Küstenklima auf die Dauer nicht ertragen kann.

Hufeisenform um den Ort herum, vereinigt sich nördlich davon mit dem Manampato und beide ergießen sich vereint ins Meer. Auf der dadurch gebildeten Halbinsel liegt Ambahi. Die Bevölkerung besteht aus einer mittelgroßen, starkknochigen, trägen und verlogenen Race. Es sind Anteisaken. Ich erwarb hier zwei Boote für meine Reise. Die angeworbenen Leute indessen schienen in Nossi-Kely bearbeitet worden zu sein, denn alle erklärten noch am Tage meiner Ankunft in Ambahi, sie wollten nicht weiter mit mir ziehen.

Am Abend dieses Tages, nachdem ich mich kaum in einer Hütte eingerichtet hatte, fühlte ich mich sehr unwohl. Der viele Aerger der letzten Tage im Verein mit der schon erzählten Uebermüdung durch Schleppen der Hündchen hatten mir ein heftiges Fieber zugezogen. Ich bekam starkes Erbrechen und lag bald in heftiger Geistesverwirrung. Zum Glück hatte der Zufall ein Mädchen, Kalo mit Namen, hierhin verschlagen, welches vor Jahren im Norden bei mir im Dienst gestanden hatte, aber wegen seiner unbezähmbaren Trunksucht entlassen werden mußte. Sie hatte indessen ein gutes Herz, kam sofort freiwillig herbei und pflegte mich redlich. Sie wußte auch von früher her, daß ich bei Fieber sehr heftig war, und ließ sich dadurch nicht erschrecken. Die übrigen Malgaschen hätten mir das sicherlich als Bosheit ausgelegt und mich elend umkommen lassen. Nach acht Tagen schwerer Leiden konnte ich mich denn wieder vom Lager erheben und zur Fortsetzung meiner Rüstungen zur Reise schreiten.

Als das Ziel derselben, das Land der wilden Boilakertra, bekannt wurde, war wieder kein Mensch aufzutreiben, der mich begleiten wollte. Endlich gelang es der Ueberredungsgabe besagter Kalo, sechs Mann zu bestimmen, mich bis zur Grenze, aber ausdrücklich nur bis zur Grenze jenes Landes, zu geleiten. Am 2. März 1880 konnten nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten endlich die Boote beladen werden. Es waren 18 Fuß lange und 2 Fuß breite ausgehöhlte Baumstämme, welche viel an Bequemlichkeit und Sicherheit zu wünschen übrig ließen. Schwerbeladen, wie sie waren, schöpften dieselben abwechselnd von jeder Seite Wasser und geriethen bei der kleinsten Bewegung der Insassen in Gefahr umzuschlagen. Besonders war dies mit dem von mir besetzten der Fall, denn in dieses mußte ich meine acht großen Jagdhunde aufnehmen. Da wir kein Zelt aufschlagen konnten, so wurden diese Thiere arg von der stechenden Sonne gequält, standen beständig mit den Füßen auf dem Bootsrande und setzten wohl gar ins Wasser. Ich bemerke hier, daß das Mitführen einer größern Meute auf Madagaskar sehr beschwerlich ist und in jenen Gebieten, wo die Hunde für unreine Thiere gelten, eine Menge Unannehmlichkeiten nach sich zieht. In der Nähe der Flüsse sind diese Thiere stets den Angriffen der Krokodile ausgesetzt und gefährden dadurch, wie wir nachher sehen werden, sogar manchmal die Sicherheit der Menschen. Da, wo die Leute Hunde für unreine Thiere halten, sollen dieselben keine Hütte betreten, was schwer zu vermeiden ist; sie sollen bloß Abfälle fressen und was dergleichen Unsinn mehr ist. Ich hielt mich einst in einer Gegend auf, wo Milch zu bekommen war, so viel man wollte. Als aber die Leute in Erfahrung brachten, daß ich meine Hunde damit fütterte, war ihre Entrüstung so groß, daß sie mir auch für schweres Geld keinen Tropfen mehr verkauften, es sei denn, ich hätte die Milch vor ihren Augen ausgetrunken.

Andererseits ist wieder zu bedenken, daß ich meinen treuen Begleitern manches werthvolle Stück für meine Sammlungen verdanke, ja in mancher Gegend, wo ich einzig auf Wild als Nahrung angewiesen war, ohne deren Beihilfe meine Leute und mich kaum hätte ernähren können. Der Hauptvortheil aber, der allen Nachtheil überwiegt, besteht darin, daß man durch Hunde am besten und sichersten vor nächtlichen Raubanfällen geschützt ist. Die Malgaschen haben eine große Furcht vor europäischen Hunden, und deren Gegenwart allein ist hinreichend, dieselben in Entfernung zu halten. Mancher Strolch wurde von meiner treuen Garde dingfest gemacht, mancher nächtliche Raubanfall vereitelt.

Obwohl die Bemannung der Boote sehr schwach war, so dankte ich doch Gott, als endlich die ersten Ruderschläge ertönten und wir vom Lande abstießen, denn in Madagaskar kann man erst mit Sicherheit behaupten, man wolle eine Reise machen, wenn man schon unterwegs ist. Hätte Kalo nicht am Ufer die Kerle bis zum letzten Augenblicke angetrieben, ich glaube, sie wären schließlich doch noch davongelaufen.

Der Manambato, den wir befuhren, ist an seiner Mündung ziemlich breit und hat starken Wellengang. Die Umgegend ist eben und sandig, durch Sümpfe, Haide und etwas Wald von Zeit zu Zeit unterbrochen. Nach einer Fahrt von einigen Stunden jedoch wird die Gegend ganz sumpfig und dient hier zur Kultur von Reis. Der Fluß ist, so lange er durch diese Moräste fließt, in zahlreiche Arme getheilt. Viele derselben sind von den Eingeborenen zur bessern Bewässerung in ihrer Bildung unterstützt worden. Ist der Reis der Reife nahe, so trifft man hier viele Wasservögel an, z. B. Reiher, Ibis falcinellus, Nettapus auritus, Dendrocygna viduata und auch öfters Porphyreo madagascarensis. Für die Wissenschaft ist jedoch wenig zu suchen. Auf beiden Seiten abwechselnd erhebt sich mitunter ein Bergkegel. Dieser ist dann stets mit einem Dorfe gekrönt. Zahlreiche Bananenpflanzungen umgeben diese Ansiedelungen und werden hier so hoch, daß sie die Hütten vollständig dem Auge entziehen.

Der Fluß bildet in der ersten Zeit nichts als Bogen und Krümmungen, und als wir gegen Mittag anlegten, um unser Mahl zu bereiten, hatten wir erst sehr wenig Weg gemacht. Am Ufer standen einige alte Hütten und gewährten uns Schutz vor den Sonnenstrahlen während der kurzen Rast. Ich nahm hier einen Jäger in Dienst, der, wie sich später herausstellte, zwar oft schoß, aber niemals traf. Er besaß jedoch eine gute Eigenschaft, er war ein Feinschmecker, und da ich in Zukunft meine Mahlzeit stets mit ihm theilte, so unterzog er sich willig der Bereitung derselben und gab sich dabei auch Mühe. Außer Salz, Fett, Kaffee, einer Flasche Essig und etwas Rum für meine Sammlungen führte ich für meinen Leibesbedarf nur noch einige Medikamente mit. Gewöhnlich fanden wir in den Dörfern Reis, Geflügel und Bananen, wobei man leben konnte. Anders verhält sich die Sache im Urwalde, wo wir vereinsamt wohnten und oft bittern Mangel litten, besonders wenn Salz, Fett und Kaffee auf die Neige gingen.

Auf der weitern Fahrt wurde der Fluß zusehends enger und trüb und schmutzig, er floß nur langsam. Oefters erblickten wir am Ufer Krokodile, welche mit aufgerissenem Rachen in der Sonne schliefen und bei unserm Anblick eilig ins Wasser stürzten. Die Luft war höchst ungesund und ganz verpestet durch allerlei faulende Stoffe. Bald jedoch wurde es besser, der Fluß begann rascher zu fließen und durch die hellen Fluthen erblickte man den kiesigen Untergrund. Die Gegend, schon bedeutend höher gelegen, erschien als hügeliges Grasland, unterbrochen durch Baumgruppen, meistens aus der Ravinala, dem Baum des Reisenden, bestehend. So fuhren wir weiter, bis die Sonne im Westen verschwand, und legten dann am Fuße eines ziemlich hohen

Hügels bei, auf welchem das Dorf Ivandreke liegt. Während die Leute das Gepäck mit vieler Mühe den Berg hinaufschleppten und ich als Wache beim Boote zurückblieb, setzten ungefähr 700 bis 800 schöne Rinder, welche von der Weide kamen, über den Fluß. Die begleitenden Hirten schwangen sich dabei auf den Rücken der überaus zahmen Thiere. Die bei der Herde anwesenden Hunde, große semmelfarbige Köter mit stehenden Ohren, wollten dagegen um keinen Preis ins Wasser und erhoben ein abscheuliches Geheul, bis sie mit einem Boote abgeholt wurden. Die Malgaschen erzählten mir, die Furcht dieser Thiere vor Krokodilen sei so groß, daß sie sich nur im äußersten Nothfalle ins Wasser wagten.

In dieser Gegend werden die Rinder jeden Abend sorgfältig in rohe Umzäunungen inmitten der Dörfer getrieben. Es geschieht dieses aus Vorsicht vor den nächtlich umherschweifenden Banden der benachbarten Mavorongen, welche als Rinderdiebe berüchtigt sind. Bei solchen Thieren, die man Morgens vor dem Austriebe melken will, müssen die Kälber Abends abgesperrt werden. Soll das Melken stattfinden, so bringt man das Junge heran und sucht dann schnell die eine Seite des Euters zu leeren, während jenes an der andern saugt. Niemals wird man auch nur einen Tropfen Milch erlangen, wenn das Kalb nicht dabei steht. Immer bleibt aber dabei die größte Vorsicht zu beobachten, denn so friedlich die Thiere auch sind, wenn man sie ungeschoren läßt, so pfeilschnell pflegen sie bei Eingriffen in ihre mütterlichen Rechte mit ihrem spitzigen Gehörn bei der Hand zu sein. Sämmtliches Rindvieh gehört zur Race des Zebu. Es sind große schwere Thiere mit einem dicken Fetthöcker auf dem Rücken über den Schultern. Sie kommen in allen Farben vor; man sieht rothe, weiße, schwarze, gelbe, einfarbige oder mit verschiedenen Abzeichen, sehr schön gescheckte und getigerte, auch Roth- und Grauschimmel, je nach dem Geschmacke der Eingeborenen. Am häufigsten ist die Varietät mit großem starkem Gehörne, welches äußerst spitz und nach vorn gerichtet ist; bei den Stieren wird es noch geschärft, um sie beim Kampfe tauglicher zu machen. Tödtet nämlich ein Stier seine Nebenbuhler, was häufig geschieht, so hat der Besitzer des gefallenen Thieres keinen Anspruch auf Schadenersatz. Tödtet der Stier aber Ochsen oder Kühe, so muß der Verlust ersetzt werden. Dann giebt es solche mit kleinen verkrüppelten Hörnern, welche an Hautlappen lose herunterhängen, und schließlich hörnerlose, die sogenannten Bory. Diese sind sehr stämmig und stehen niedriger auf den Beinen.

Das einzige wirkliche Vermögen der Malgaschen besteht in Rindern. Alles errungene Geld wird gewöhnlich sofort in Herden angelegt. Es ist der größte Ehrgeiz der Mittellosen, so weit zu kommen, daß sie wenigstens zwei bis drei Rinder erwerben können. Vertritt die Herde das Kapital, so muß die Nachzucht als die Zinsen desselben betrachtet werden. Die Thiere weiden das ganze Jahr hindurch und verursachen keinerlei Ausgaben. Die Weiden sind Gemeingut. An der Küste, wo die Thiere vor Diebstahl sicher sind, leben dieselben in vollständiger Freiheit und werden auch nicht gemolken. Der Malgasche ißt selten Fleisch und begnügt sich im gewöhnlichen Leben mit vegetabilischer Nahrung. Kälber zu essen verstößt gegen die Landessitte, nach welcher das Kind nicht von der Mutter getrennt werden soll.

Ochsen werden geopfert bei Verträgen, bei gefährlichen Unternehmungen, bei Beginn einer Reise, bei der Rückkehr, bei Geburten und besonders am Jahresfeste. Besonders stark gelichtet aber werden die Herden bei Todesfällen. Es wird dabei solange aus dem Besitz des Verstorbenen gezehrt, als es irgend möglich ist, dessen Leiche in der Hütte zu behalten. Bei reichen Leuten dauert dies oft drei Wochen, und es ist nicht zu begreifen, wie die Malgaschen in Gegenwart der stinkenden, von Fliegen und Würmern heimgesuchten Menschenreste überhaupt noch Fleisch mögen.

Ich habe auf allen meinen Reisen nur vereinzelte Versuche gesehen, den Ochsen als Reitthier zu benutzen. Dazu nimmt man den hörnerlosen Bory. Ein durch die Nasenwand gezogener Ring dient zur Leitung. In sumpfigen Gegenden müssen Ochsen und Stiere beim Anbau der Reissaat helfen. Sie werden zum Durchkneten und Umrühren des Schlammes tagelang durch die betreffenden Felder getrieben und zwar bewegen sich dabei zehn bis zwölf Thiere kreisförmig um den in der Mitte befindlichen Treiber herum. Sonst werden dieselben zu keinerlei Arbeit benutzt. Die Rinder sind in Madagaskar unter den öffentlichen Schutz gestellt. Bei den unabhängigen Stämmen steht auf den Diebstahl derselben die Todesstrafe. Die Besitzer zeichnen ihre Thiere durch Einschnitte in die Ohren.

Ivandreke ist ein großes, wohlhabendes Dorf. Die Bewohner sind schmächtig und von dunkler Hautfarbe. Nach Beendigung unserer Mahlzeit brachten uns die Schönen des Ortes, unter Anführung einer Art von Schulmeister, ein Ständchen. Der Gesang war gar nicht so übel, nur wurde der Ton zu sehr durch die Nase gezogen. Der Schulmeister war ein weitgereister Malgasche, der sich, wie es schien, zum Vergnügen mit dem Unterricht der Jugend befaßte. War auch ein gut Theil Eitelkeit dabei im Spiele, so ist das Bestreben doch immer ein sehr löbliches, die in der Fremde gesehene Bildung in seinem Heimathdorfe einführen zu wollen. Um den Mann zu ermuthigen, sprach ich mich sehr lobend über seine Leistungen aus und beschenkte ihn nebst seinen Zöglingen mit einigen Kleinigkeiten.

Vorfälle im Sulu-Archipel.

Von Prof. **Ferdinand Blumentritt.**

Die Okkupation und dauernde Besitznahme der Hauptstadt des Sultanats Sulu im Jahre 1876 führte die feierliche Anerkennung der spanischen Oberhoheit durch den Sultan und die größten Magnaten (Dattos) seines Reiches herbei; doch war damit im Grunde sehr wenig gewonnen, denn eine große Anzahl von Dattos, welche an der Unterzeichnung des Unterwerfungsaktes nicht theilgenommen hatten, weigerten sich dem Vertrage beizutreten, so daß die Spanier im Sulu-Archipel noch immer nicht die Herren geworden waren. Um nun die Interessen dieser widerspenstigen Dattos mit jenen Spaniens fest zu verknüpfen, entschloß sich die spanische Regierung zu einem eigenthümlichen Schritte. Sie schloß mit jedem dieser Magnaten einen besondern Unterwerfungsvertrag ab und verpflichtete sich hierbei ihnen einen Jahresgehalt, deren Höhe sich je nach der Größe und Macht des Dayatos (Dayato = Staat

eines Datto) richtete, auszuzahlen; diese Zahlung sollte sofort eingestellt werden, wenn das Benehmen des Dattos der spanischen Kolonialregierung irgend einen Anlaß zur Unzufriedenheit gäbe. Der Plan gelang und es unterwarfen sich auf diese Weise folgende Dattos: Patta, Herr von Bucutúa; Gumbajali, Herr von Tongkuil; Ariuá, der Herr von Looc; Janaui, Herr von Sipac; Quivit, Herr von Bangao; Bansaguan Lintican, Herr von Maningut; Sayari, Herr von Canupan auf Tapul; Satiá Anudin, Herr von Tulingan auf Tapul; Sacandal, Herr von Larap; Alihudin, Herr von Lamenusa; Puyo, Herr von Sinandin auf Siassi; Sancula, Herr von Mutdas auf Siassi; Amilusin, Herr von Lapac; Babuddin, Herr von Licut; Asanon, Herr von Bujidayan; Amsaini, Herr von Sunlugan; Yalan, Herr von Latuan; Ajam, Herr von Mantabuan; Yain, Herr von Pamasan; Unga, Herr von Sapá; Amilasan, Herr von Buindanan; Timbau, Herr von Tungusun; Machende, Herr von Lunepagasinan; Sangsaugan, Herr von Luuncan; Atal, Herr von Balimbin auf Tawi-Tawi; Indal Patlá, Herr von Capug; Salapuddin, Herr von Launcatta oder Launcuta; Boamun, Herr von Butum; Bagundá, Herr von Tumindao und endlich zwei Dattos der Insel Cagayán-Joló (Kagayan-Sulu).

Damit sind zwar die Spanier noch immer nicht vollständig Herren des Archipels geworden, aber sie beginnen doch festen Fuß im Lande zu fassen, wenn auch selbst im Gebiete der unterworfenen Dattos sich häufig Banden von „Moros malos" zeigen, d. h. von Sulu-Malaien, die sich weigern die spanische Herrschaft anzuerkennen und die alle Christen, welche das Unglück haben in ihre Hände zu fallen, tödten oder in die Sklaverei schleppen. Das von den Guimbas bewohnte gebirgige Binnenland der Hauptinsel Sulu ist den Spaniern gegenüber ebenso unabhängig, wie dem Sultan von Sulu, deren Pensionär, gegenüber. Auch die Insel Tawi-Tawi harrt in ihrem größern Theile noch der Unterwerfung.

In der Nummer 70 des heurigen Jahrganges der Oceania Española ist von einer gewandten Feder geschrieben ein Artikel unter dem Titel „La Paga" erschienen, in welchem die Auszahlung des oben erwähnten Gehaltes an die Dattos Pulá und Asibi, beziehungsweise der Besuch in den Residenzen beider Fürsten geschildert wird. Ich will das Wichtigste hiervon an dieser Stelle mittheilen; zuvor sei bemerkt, daß beide Dayatos, sowohl das des Pulá, als jenes des Asibi auf der Hauptinsel Sulu oder Joló selbst liegen. Dem erstern gehört der Ort Moubou an der Nordküste und das im Binnenlande gelegene Dorf Litaynn, er kann 200 Bewaffnete ins Feld stellen. Der Datto Asibi ist Herr des Dorfes Taudubagmay, welches nicht weit von Moubou, aber von der Küste durch einen breiten Streif meist angebauten Landes getrennt liegt. Asibi verfügt über dieselbe Anzahl von Vasallen wie Pulá.

Anfangs Januar (1882) verließ der Adjutant des Gouverneurs von Sulu das spanische Fort Alfonso XII., um den beiden Dattos die fällige (Semestral-) Rate ihres Gehaltes auszuzahlen und deren Quittung entgegen zu nehmen. Zur Bedeckung diente eine ganze Compagnie Disciplinar-Infanterie unter den Befehlen eines Kapitäns; der Expedition war überdies ein Dolmetsch beigegeben. Die kleine Truppe marschirte am Gestade dahin. Auf dem Wege lag eine kleine Ortschaft, deren Bewohner beim Herannahen der Soldaten zusammenliefen und laute Rufe der Verwunderung über diesen ungewohnten militärischen Zug ausdrückten. Aus ihren Fragen und Ausrufungen leuchtete ihre helle Angst hervor, die Kompagnie sei der Vortrab einer größern Truppe, welche den Ort selbst dauernd okkupiren wollte. Viel mag zu diesem ängstlichen Gebahren das böse Gewissen beigetragen haben, denn Anfälle auf einzelne spanische Soldaten in der nächsten Umgebung des Forts sind nichts Seltenes und es ist nur zu wahrscheinlich, daß die umliegenden Dörfer die Heimath dieser Missethäter bilden, oder daß diese bei deren Bewohnern Schutz und Versteck finden.

Endlich erreichte man glücklich Moubou. Die Hütten dieses Dorfes liegen in einzelne Gruppen zerstreut ohne jede Ordnung mitten im Grünen. Das Haus des Dattos liegt auf einer felsigen Erhöhung, und ist von mannshohen Palissaden umgeben, innerhalb welcher der Datto seine Vasallen zu versammeln pflegt, um mit ihnen über wichtige Angelegenheiten zu verhandeln oder bei vorgefallenen Streitigkeiten zu Gericht zu sitzen; denn der Datto ist der Richter seiner Unterthanen, ihr Herr in jeder Beziehung. Das Datto-Haus selbst unterschied sich in garnichts von der im ganzen Archipel üblichen Bauart. Auf einer steilen Leiter kletterten die Spanier in die Höhe und ließen sich auf den Rohrbänken in dem zum Audienzlokale bestimmten Vorgemache (Caida) nieder, um den Datto zu erwarten. Bald erschien dieser selbst, umgeben von einem Schwarm von großen und niederen Vasallen, Dienern und Sklaven. Die kleinen schwarzen Augen Pulá's irrten unstät umher, der tiefe Groll gegen die Spanier war deutlich in ihnen zu lesen. Sein Aeußeres war überhaupt nicht einnehmend. Brauen und Wimpern wiesen einen nur spärlichen Haarwuchs auf, auch der Bart war sehr dünn gesäet. Die stumpfe Nase, die dünnen Lippen und die welke Beschaffenheit seiner Haut verliehen seinem kleinen runden Kopfe etwas Abstoßendes. Seine Kleidung reducirte sich auf enge Jacke und kurze, unten geschlossene Beinkleider, die Hüften umgab eine seidene Binde und um den Kopf hatte er sich eine turbanähnliche Binde aus verschiedenen lebhaft gefärbten Zeugen gewunden. In seiner unmittelbarsten Nähe, ja man kann sagen im Bereich seiner Arme stand eine Anzahl von Jungen, ähnlich den Pagen der Ritterzeiten, deren jeder irgend ein Attribut seiner Macht oder sonst etwas, dessen er stetig bedurfte, einher trug. So trug einer einen langen Kris (malaischen Dolch), ein anderer einen wuchtigen mit merkwürdigen lebhaft gefärbten Zeichnungen oder Charakteren geschmückten Stock, ein dritter hielt die Tabakspfeife bereit, ein vierter trug eine kupferne Cassette, in welcher „Buyo", d. h. zum Kauen schon vorgerichteter Betel sich befand ꝛc. Nachdem der Dolmetsch den Zweck des Besuches mitgetheilt hatte, gab der Datto durch einen Wink den Officieren die Erlaubniß sich wieder zu setzen; ein Tischchen wurde herbeigetragen und auf demselben die Geldsumme abgezählt. Der Datto vergaß über den Anblick des Silbers seinen Groll gegen die christliche Herrschaft und sah mit schlecht verhehlter Habgier unverwandt auf den Tisch hin. Auch die übrigen Personen, welche sich inzwischen rings angesammelt hatten, sahen mäuschenstill dem Akte des Geldzählens zu. Einige Gerichte wurden hierauf den Spaniern vorgesetzt, welche aber nur kosteten, denn die Speisen schwammen in Kokosöl oder waren von jener widerlichen Süße, wie sie die Orientalen allenthalben zu lieben scheinen. Mit der Unterfertigung der Quittung war das Geschäft fertig und da man zu weiterm Aufenthalte weder Lust verspürte, noch auch Erlaubniß besaß, so brach die Expedition sofort auf, um Taudubagmay, die Residenz des Datto Asibi zu erreichen. Pulá schloß sich den Spaniern an.

Eine Stunde lang marschirte die Truppe der Küste entlang, dann wandte man sich dem Innern zu; der Weg

zog sich durch einen dichten Buschwald. Taudubagmay besteht nur aus niedrigen, dürftigen Hütten, unter denen die Residenz des Asibi hervorstach, obzwar dieselbe sich in nichts von dem Hause Pulá's unterschied. Asibi und seine Unterthanen glaubten offenbar, die Spanier kämen in feindlicher Absicht, die Hütten blieben fest verschlossen und kein Laut war aus ihnen zu hören, dagegen hörte man aus dem Hause des Asibi das Geklirre von Waffen und den Lärm von hin und her eilenden Leuten. Die Truppe machte Halt und Datto Pulá begab sich zu seinem Kollegen, um ihm den Zweck der Expedition mitzutheilen. Wenige Augenblicke nachher kam Pulá wieder zum Vorschein und meldete, daß der Datto die Gesellschaft erwartete. Die Officiere kletterten nun auf der Leiter, so gut sie es vermochten, in die Höhe; hier bot sich ihnen ein überraschender Anblick dar: auf dem Glacis hinter der Palissadenmauer standen vollständig kampfgerüstet die 200 Vasallen des Asibi. Mit finsterm Antlitze standen sie da, ohne die Gäste ihres Herrn mit einem Worte oder auch nur einer Geberde zu begrüßen. In einer kurzen Entfernung von diesem haßerfüllten Haufen machten die Spanier Halt, wobei sie es nicht unterließen, ihre Gewehre festzufassen, denn vor diesen haben die Sulus einen großen Respekt. Von Neuem erschien Pulá und lud die Spanier ein, weiter zu gehen; so schritten sie denn auch mitten durch die Krieger des Dattos hindurch und ließen sich auf die herbeigeholten Bambusbänke nieder. Die Spanier waren jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt; zu diesem Mißtrauen berechtigte sie auch hinlänglich das Vorleben Asibi's. Er ist im hohen Grade verdächtig einer der Rädelsführer der zum Glücke vereitelten Ueberrumpelung des Forts Alfonso XII. gewesen zu sein; er hatte sich lange geweigert der Einladung des Gouverneurs von Sulu Folge zu leisten und vor ihm zu erscheinen, auch hatte er seinen beiden Söhnen verboten den Hafen Tiangui dem spanischen Handel zu öffnen. Den rastlosen Bemühungen des jetzigen Gouverneurs von Sulu, des Obersten Gutierrez Soto, war es erst vor Kurzem gelungen, den Trotz des Häuptlings zu beugen, so daß dieser sogar mit seinen beiden Söhnen den Gouverneur in seiner Residenz aufsuchte. Wie also aus dem hier in Kürze Mitgetheilten zu ersehen ist, war von einem solchen Manne alles zu gewärtigen. Zum Glücke erwiesen sich diese Befürchtungen als eitel. Asibi verstand es besser als Pulá seinen Haß gegen die Christenhunde zu verbergen, er empfing sie sehr freundlich und als ein Mann von feinen (sui generis) Manieren ließ er sie nicht im offenen Vorgemache, sondern begrüßte sie im Innern seines Hauses. Das Zimmer, in welchem sich die Spanier dem Datto gegenüber befanden, besaß einen Flächenraum von 15 Quadratmetern. In einer Ecke desselben war der Boden etwas erhöht, es diente offenbar dem Datto als Lagerstätte; darauf deutete auch der Umstand hin, daß Vorhänge, welche von der Decke bis zum Fußboden reichten, es von dem übrigen Zimmerraume schieden. Matten, Kissen, Gewebe, Kistchen und dergleichen lagen nicht in Unordnung, aber auch nicht von Staub oder Schmutz gereinigt am Boden umher. An jenem Ende des Saales, welches der erwähnten Lagerstätte des Datto sich gegenüber befand, waren zwei ähnliche Schlafstätten, es waren dies jene der beiden 14 bis 15 Jahre alten Söhne des Asibi. Am Eingange des Salons stand eine alte Feldschlange oder Falkonet, welches vielleicht aus den Zeiten der Conquista stammte. Asibi ließ sich auf seiner Lagerstätte unter den aufgehäuften Kissen und Matten nieder. Er schien etwa 50 Jahre alt zu sein, das wohlgestaltete von spärlichem Bart umrahmte Antlitz wies eine krankhafte Blässe auf, vielleicht in Folge seiner Gewohnheit, stark Opium zu rauchen, was er auch in diesem Augenblicke that. Ihn umgaben sechs oder sieben seiner Frauen, welche alle mit der Bereitung der Betelportionen, dem „Buyo" der Spanier beschäftigt waren. Zu seiner Seite stand ein großer Lehnsessel aus Holz, der in seiner ganzen Form alterthümlich aussah. Alle von den Eingeborenen sahen, wenn sie an diesem Stuhle vorbeigingen, mit tiefem Respekt nach demselben hinüber; offenbar wurde dieser Sessel bei wichtigen Ceremonien, vielleicht bei Rechtsprechungen über Leben und Tod, gebraucht. Pulá ließ sich auf denselben nieder, umgeben von dem zahlreichen Gefolge, das er mitgenommen hatte. Man begann sich nun gegenseitig feierlich zu begrüßen und die Hände zu schütteln. Die spanischen Officiere setzten sich auf eine Bank nieder, welche mit grellfarbig gemusterten Decken belegt war. Der Dolmetsch theilte dann dem Datto mit, die Spanier wären gekommen, ihm die fällige Rate von 300 Pesos (1 Peso = 1 amerik. Dollar) auszuzahlen. Die Spannung, welche sich in dem Gesichte der Vasallen des Datto bis dahin deutlich ausgeprägt hatte, floh sofort ihr Antlitz, als sie diese Kunde vernahmen: offenbar hatten sie in der Furcht vor einem andern Vorhaben der Spanier geschwebt. Das Zimmer war jetzt mit Neugierigen erfüllt, welche sich die spanischen Officiere ansehen wollten; da der Raum nicht alle fassen konnte, so gingen sie immer partienweise aus und ein und staunten die fremdartigen Gäste an. Asibi aber that seiner Freude keinen Abbruch, sondern zeigte durch lächelndes Schmunzeln an, wie sehr ihm ein solcher Besuch wohlgefalle, er wurde sogar gesprächig. Die Aufmerksamkeit der Spanier war nämlich auf ein eigenthümliches Schauspiel gelenkt worden: sie sahen nämlich zwei Frauen, welche am Boden kauerten und die ganze Zeit hindurch ihr Antlitz der Zimmerwand zuwandten. Dem Datto war dies nicht entgangen; er ließ durch den Dolmetsch fragen, ob es die beiden Weiber wären, welche ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade fesselten. Auf ihre bejahende Antwort gab der Datto den Frauen den Befehl ihr Antlitz zu zeigen. Diese drehten sich um, und blickten mit schamrothem Antlitze zu Boden. Jetzt erst sahen die Spanier, daß beide durch eine mit einem Vorhängeschloß versehene und um ihren Hals geschlungene Kette an die Wand gefesselt waren. Auf die Frage, was die beiden verbrochen hätten, erwiederte der Datto, sie wären Ehebrecherinnen; die eine war schon fünf Jahre angekettet, die andere jüngere erst seit kurzer Frist, beide sollten ihr ganzes Leben in dieser Weise verbringen. Der Datto winkte dann den armen Sünderinnen und diese nahmen wieder ihre frühere Stellung ein. Asibi bewirthete nun seine Gäste in ähnlicher Weise wie Pulá mit diversen Speisen und Chokolade. Nach aufgehobenem Male marschirte die Truppe sofort ab und kehrte wieder nach Joló oder Alfonso XII. zurück. Diese kostspielige Weise die Treue der Dattos sich zu erhalten, scheint aber den Spaniern nicht vollends zu genügen; hatte doch der Sultan, der auch eine hohe Pension genießt, den Briten die Nordküste von Borneo abgetreten, obwohl er feierlich geschworen hatte, daß alle seine Territorien unter der spanischen Oberherrlichkeit stünden, und daß ohne Verwissen der spanischen Krone und deren Genehmigung er keinen Fußbreit seiner Lande an irgend Jemanden abtreten dürfe. Es darf daher einen nicht Wunder nehmen, wenn die Spanier sich nicht bloß mit den abgeschlossenen Verträgen begnügen, sondern durch Anlage neuer Befestigungen ihre Herrschaft sichern wollen. Sehen wir von Basilan ab, das geographisch zwar zum Sulu-Archipel gehört, aber bereits seit einem Menschenalter von den Spaniern besetzt

ist [1]), so besaß Spanien seit 1876 nur eine einzige unmittelbare Besitzung auf Sulu, nämlich das 1876 eingeäscherte, seitdem aber wieder aus seinen Trümmern erstandene Joló mit dem dasselbe schützenden Fort Reducto Alfonso XII., dessen Besatzung ein Regiment Infanterie mit der entsprechenden Anzahl von Genie- und Artillerietruppen bildete. Außerdem liegt dort eine Disciplinar-Kompagnie, deren Stärke 250 Mann incl. das Officierkorps beträgt. Joló ist außerdem eine Station einer Flottendivision, zu welcher außer den Hochbordschiffen 2 kleine Kanonenboote von 30 Pferdekraft mit 12 Geschützen leichten Kalibers und einer Bemannung von 73 Mann gehören. In diesem Jahre nun hat sich die spanische Regierung entschlossen, ein zweites Fort im Sulu-Archipel zu errichten. Zwischen den Inseln Sulu und Tawi-Tawi liegt nämlich die Inselgruppe Tapul und in dieser selbst die beiden nur durch einen schmalen Kanal von einander getrennten Eilande Lapac und Siassi. Die spanische Regierung entschloß sich auf letzterer Insel und zwar an den Gestaden jenes Kanals eine kleine Befestigung zu errichten. Zu diesem Behufe ging von Manila der Linienschiffskapitän Aragon mit der Kriegsgoëlette nach Joló ab, um die dort versammelten Kriegsschiffe unter seinen Befehl zu nehmen und dann nach Siassi aufzubrechen. Das Geschwader bestand aus der Goëlette „Sirena (130 Pferdekraft, 114 Köpfe Bemannung)", dem Aviso „Marqués del Duero (550 Pferdekraft, 101 Köpfe Bemannung)", der Goëlette „Animosa (100 Pferdekraft, 110 Köpfe Bemannung)" und dem Kanonenboot „Arayat (20 Pferdekraft und 32 Mann Bemannung)". Auf den beiden erstgenannten Schiffen hatte man das Material zur Erbauung des Forts, die Armirung ꝛc. untergebracht, auf der „Animosa" wurde die zur Besatzung ausersehene Mannschaft eingeschifft, welche viel zu leiden hatte, denn der Raum reichte für die Menge kaum aus. Am 9. Mai 1882 war Aragon in Joló eingetroffen und bereits im Morgengrauen des folgenden Tages dampfte das Geschwader nach Siassi ab. Die Fahrt ging mitten durch das Gewirr meist entwaldeter Eilande glücklich von Statten; um Mittag war schon der Kanal in Sicht, welcher, wie schon mehrfach erwähnt, Lapac von Siassi trennt. In diesen Kanal können Schiffe nur von Norden her gelangen, im Süden verhindern die Einfahrt ausgedehnte und zusammenhängende Korallenriffe. Die Insel Siassi ist gebirgig und wie es scheint, einem Bergkegel ähnlich, dessen Abhänge sich gegen das Meer zu sanft verflachen. Der gebirgige Theil ist mit einem dunklen Walde bedeckt. Das Geschwader fuhr langsam in den Kanal ein und warf in der Mitte desselben Anker. Man beschäftigte sich zunächst damit, die zur Anlage des Forts taugliche Lokalität ausfindig zu machen, was auch bald gelang. Am andern Morgen wurden die Truppen ausgeschifft, Zelte und Holzschuppen errichtet und mit dem Baue begonnen. Armirte Boote kreuzten in der Nacht in der Nähe des Lagers, als wäre man in Feindesland, obwohl die Insel Siassi einem den Spaniern unterworfenen Datto, Namens Dupam, gehört [2]). Die Insel ist ziemlich bevölkert, man sieht viele Dörfer, deren Bewohner an den Korallenriffen sich mit dem Fischfange und dem Perlmuschelsuchen beschäftigen; letztere Muschel ist hier sehr häufig. Die Bewohner von Siassi benahmen sich ruhig und machten keinen Versuch den Bau der ihnen gewiß verhaßten Zwingburg in irgend einer Weise zu stören. Der Datto Dupam, ein noch junger und, wie es scheint, von seinen Untergebenen sehr geliebter Fürst, erschien mit einem Gefolge zahlreicher Panditen (mohammed. Priestern), Vasallen und Sklaven, um dem Schiffslieutenant Aragon einen Besuch abzustatten. Als er sich zu diesem Behufe auf das Admiralschiff begeben wollte, suchten seine Leute ihn mit aller Gewalt von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihn erinnerten, daß sein Vater an Bord eines spanischen Kriegsschiffes bei seiner Weigerung sich in Haft nehmen zu lassen, den Tod gefunden hätte. Der junge Fürst ließ sich aber von seinen getreuen Vasallen nicht Angst einjagen, sondern führte seine Absicht auch aus. Die Spanier empfingen ihn mit der ihnen eigenthümlichen feierlichen Höflichkeit, und so schien er auch von dem Besuche ganz befriedigt heimzukehren. Die Krieger Dupam's waren mit wenigen Ausnahmen mit Feuergewehren alten Systems bewaffnet. Einen besondern Werth schienen sie auf die blanken Waffen zu legen, welche mit Silber und Elfenbein an Griffen und Scheiden ausgelegt waren. Von einem Verkaufe dieser Waffen wollten sie absolut nichts wissen, erklärten sich aber bereit Perlmutter, Perlen, Früchte und Fleisch auf den Markt zu bringen. Die Insel ist auch in der That vollkommen geeignet reichliche Produkte zu liefern, denn der Boden ist fruchtbar und die Vegetation üppig. Am häufigsten werden Zuckerrohr und Camote gebaut.

Als in Manila die Nachricht eingetroffen war, daß die Okkupation vollzogen wäre, publicirte der Gouverneur der Philippinen folgendes Dekret in der Amtszeitung, der Gaceta Oficial:

„Ich D. Fernando Primo de Rivera y Sobremonte, Marqués de Estella, königlicher Generallieutenant, . . . [1]) Gouverneur und General-Kapitän der philippinischen Inseln ꝛc. thue zu wissen, daß am 12. dieses Monats ein Detachement in dem Sunde zwischen den Inseln des Sulu-Archipels Lapac und Siassi und zwar an der Küste des letztern Eilandes sich festgesetzt hat und die Reichsflagge auf diesem Punkte aufhißte, und daß demnach die Inselgruppe Siassi dauernd militärisch besetzt bleibt. Und in Gemäßheit des Artikels 3 des Protokolls, welches am 11. März 1877 von Spanien, dem Deutschen Reiche und England ausgestellt wurde, veröffentliche ich dies in der Gaceta Oficial und bringe es zur allgemeinen Kenntniß.

Manila, den 27. Mai 1882.

P. de Rivera."

Es dürfte das Fort Siassi (einen andern Namen hat es bis heute noch nicht erhalten) wohl nicht die letzte Befestigung sein, welche Spanien im Sulu-Archipel errichtet. Im Gegentheile scheint sich die Regierung mit dem Plane zu tragen auch auf anderen Inseln bei passender Gelegenheit (d. h. wenn es die Finanzen erlauben) Zwingburgen aufzubauen; es ist dies auch das einzige Mittel die trotzigen Dattos im Zaume zu halten und die noch nicht erloschene, wenn auch Gott sei Dank aufhörende Piraterie vollends zu unterdrücken. Vor Allem ist da an die Insel Tawi-Tawi zu denken, deren von Riffen umgebene Küste stets der Lieblingsschlupfwinkel verwegener Seeräuber war und deren Dattos sich schroff gegen die Sultane von Sulu aufgelehnt haben.

[1]) Thatsächlich beschränkt sich der spanische Besitz auf Basilan auf die Ortschaften Isabela, Paniguyan, Pasanhan, Guibanang und Malamy.

[2]) Früher (noch im Jahre 1880) gab es zwei Dayatos (Datto-Staaten) auf der Insel, nämlich Sipandin und Mutdas; wann diese beiden Dayatos in einer Hand vereinigt wurden, wird nirgends erwähnt.

[1]) Ich lasse die Aufzählung seiner Orden und Titel weg.

Die amerikanischen Südstaaten in den Jahren 1870 bis 1880.

Bekanntlich hat der letzte Census der Vereinigten Staaten die überraschende Thatsache eines fast beispiellos großartigen wirthschaftlichen Aufschwunges konstatirt, der während des Jahrzehnts von 1870 bis 1880 in den Südstaaten stattgefunden hat. Dasselbe Gebiet, das vor noch nicht zwanzig Jahren durch die Aufhebung der Sklaverei seine nothwendigste Lebensbedingung eingebüßt haben sollte, dessen weiße Bevölkerung durch den Ausgang des Secessionskrieges in einen wahren Sumpf hoffnungslosen Verzagens versetzt wurde, tritt uns heute nach den unwiderleglichen Zahlenangaben des Censusberichtes als ein blühendes Land entgegen, dessen Wohlstand auf der gesunden und sichern Basis einer im Großen wie im Kleinen rationell betriebenen Landwirthschaft begründet ist. Ueber die näheren Umstände dieser nicht durch „Staatshilfe" oder besondern Schutz und Erleichterung von obenher, sondern lediglich durch energische Selbsthilfe bewirkten Hebung des scheinbar zu Grunde gerichteten Landes giebt eine aus Philadelphia datirte Korrespondenz der Mail vom 13. September interessante Einzelheiten. Kein Land der Erde — heißt es darin — hat eine so gründliche und doch verhältnißmäßig so friedliche und fast unmerkbare sociale Revolution durchgemacht, wie die Südstaaten seit 1865. Das Ende der Rebellion fand den Süden vollständig mittellos, ohne jeden andern Besitz, als den seines Grundes und Bodens und seiner Schulden. Neben der kolossalen Staatsschuld ruhte noch eine ungeheure Last von Privatschulden auf dem Lande, und zwar war dieser Kredit, der in der Existenz der südstaatlichen Plantagenbesitzer stets eine hervorragende Rolle gespielt hatte, fast nie auf den eigentlichen Grundbesitz, sondern vorzugsweise auf den bei weitem werthvolleren Besitz von Sklaven fundirt. In Georgia allein, dem größten unter den Südstaaten, repräsentirte der Besitz an „schwarzem Menschenfleisch" die respektable Summe von 30 Millionen Dollars. Die Aufhebung der Sklaverei vernichtete mit einem Schlage dieses Unterpfand des Kredits, ließ aber die Schulden bestehen. Durch den Krieg erschöpft und ausgehungert, dem nationalen wie dem privaten Bankerott verfallen, befand sich der Süden bei dem endlichen Aufhören der Feindseligkeiten in einer in der That verzweifelten Lage. Dazu kam noch, daß die freigelassenen Farbigen, die sich hier, im Lande der unterdrückten Feinde der Freiheit, als Herren fühlten, unter der Leitung gewissenloser weißer Führer Gewaltthätigkeiten aller Art begingen, die sich vorzugsweise gegen das Eigenthum richteten.

Die mehrere Jahre hindurch hartnäckig fortgesetzten Bestrebungen zur politischen Rekonstruktion der Südstaaten, die in der Geschichte der Union ein so unerfreuliches Kapitel bilden, mußten natürlich einem wirthschaftlichen Wiederaufblühen des Landes hinderlich sein; doch wurden wenigstens in diesen unruhigen Jahren schon manche Erfahrungen gesammelt und meist auch theuer genug erkauft, die später zum Einschlagen des richtigen Weges führen sollten. Nach dem Friedensschlusse ließen sich die Pflanzer durch den ungemein hohen Stand der Baumwollenpreise dazu verleiten, soviel Baumwolle, als nur irgend möglich, anzubauen, und da sie sich in die neue Ordnung der Dinge, welche die Kontrole der Negerarbeit aus den Händen der bisherigen Herren genommen hatte, anfangs nicht zu finden wußten, wurde es bald allgemein Sitte unter ihnen, die Plantagen an freigelassene Farbige zu verpachten und sich durch diese Einrichtung, die sie jeder persönlichen Anstrengung überhob, ein Einkommen zu sichern, das dem Ertrage ihrer Pflanzungen vor dem Kriege womöglich gleichkommen sollte. Viele von den Pflanzern siedelten nun in die Städte über und überließen die ganze Verwaltung ihrer Plantagen den Farbigen; so lange die Baumwollenpacht regelmäßig bezahlt wurde, kümmerten sie sich wenig darum, welche Methode der Pächter bei der Bewirthschaftung des Landes befolgte. Die durch keine Kontrole gehemmten Neger aber bestellten ungeheure Bodenflächen, auf denen sie das Erdreich mit kleinen schwachen Pflügen nur eben nothdürftig aufscharrten; sie düngten den Acker entweder gar nicht oder nur ganz unzureichend, ließen ihn nie ausruhen, kurz, wandten das alte Kultursystem, das sie als Sklaven kennen gelernt hatten, jetzt in der denkbar mühelosesten und vereinfachten Weise und mit möglichst geringen Kosten an. Durch diese Art der Bewirthschaftung wurde das Land natürlich bald an der Oberfläche vollkommen erschöpft, und es währte nicht lange, so waren die Pflanzungen nicht mehr im Stande, den eigenen Unterhalt der Pächter, geschweige denn den Betrag der Pacht zu liefern. Die Besitzer, die inzwischen in behaglicher Muße gelebt hatten, wurden ziemlich unsanft aus derselben aufgerüttelt, als ihre Einkünfte plötzlich zu fließen aufhörten, und sie überdies wahrnehmen mußten, daß ihr Land gänzlich heruntergewirthschaftet war. Da es zu derselben Zeit unzählige Pflanzungen in gleich reducirtem Zustande gab, war ein Verkauf zu einem nur einigermaßen annehmbaren Preise fast unmöglich, und so mußten sich denn die Pflanzer wohl oder übel dazu entschließen, auf ihre Plantagen zurückzukehren, um dieselben durch eine passende Bewirthschaftung unter ihrer persönlichen Leitung womöglich wieder zu ihrer frühern Produktivität zu bringen.

Es war schon eine ganze Reihe von Jahren seit dem Kriege verflossen, als die Pflanzer und Grundbesitzer sich in dieser Weise vor die Alternative gestellt sahen, entweder selbst Hand anzulegen oder ihr Eigenthum verloren zu geben; und wenn nun auch noch eine längere Periode von Mißerfolgen und fruchtlosen Bemühungen folgte, so wird doch mit Recht dieses erste Aufraffen nach all' den harten Schlägen, die das Land betroffen, auch als der erste Schritt zum neuen Wohlstande der Südstaaten betrachtet. Durch Erbschaft, allmälig auch durch Kauf kamen viele Plantagen in die Hände jüngerer Leute, für andere fanden sich mit der Zeit unter den eingeborenen oder eingewanderten Weißen immer mehr und mehr zuverlässige Pächter. Diese ganze jüngere Pflanzerklasse zeigte sich bei weitem besser geeignet, mit den freien farbigen Arbeitern zu verkehren und die aus der gänzlichen Desorganisation der Arbeit entspringenden Schwierigkeiten zu überwinden, als die alten Sklavenhalter. Noch immer aber litt das Land unter der drückenden Schuldenlast und dem Fehlen alles Kapitals, und Baumwolle war der einzige Artikel, auf den man Darlehen erhalten konnte. Es waren nur wenige Banken im Lande vorhanden, und das Geldgeschäft lag fast ausschließlich in den Händen der Makler in den Hafenstädten. Weder von dem Makler noch von der Bank wurde eine andere Sicherheit für ein Darlehen anerkannt, als Baumwolle oder vielleicht

Maulthiere, und dabei wurde ein Vorschuß nur gewährt, wenn der Empfänger zugleich dem Darleiher das Verfügungsrecht über seine nächste Baumwollenernte einräumte. Um sich mit den nöthigen Vorräthen für die Erntezeit, mit Ackergeräth und Dünger versehen zu können, mußte der Pflanzer sich verpflichten, seine Baumwolle im Herbst in den Speicher des Maklers zu liefern. Wie hoch auch der Betrag des Darlehens sein mochte, es mußte stets im Laufe des nämlichen Jahres voll zurückgezahlt werden, damit der Makler den neuen Vorschuß für das kommende Jahr geben konnte! Baumwolle war der dem baaren Gelde am nächsten kommende Ersatz, und deshalb bestellte der Pflanzer jedes verfügbare Fleckchen seines Landes mit Baumwolle; Getreide und andere Nährfrüchte wurden nur für den knappsten Bedarf gebaut, Schlachtvieh war wenig oder garnicht vorhanden. Wenn es sich um die Versorgung der Wirthschaft mit den für das nächste Jahr nöthigen Vorräthen an Korn u. s. w. handelte, so rechnete man dabei immer mehr auf das im Frühjahr zu erwartende Darlehen, als auf die von dem eigenen Grund und Boden zu erzielenden Erträge. So bot der Süden Jahre hindurch die seltsame Erscheinung eines vom Ackerbau lebenden Landes dar, das dennoch Korn und Fleisch importirte. Ungeheure Massen von Nahrungsmitteln aller Art wurden aus dem Westen eingeführt; die Pflanzer begnügten sich damit Baumwolle und immer wieder Baumwolle, daneben noch etwa Tabak, Zucker und Reis zu bauen, und ihre Ernten für Nahrungsmittel und Kleidung zu verhandeln. Die Makler zogen natürlich den ganzen Vortheil aus dem Geschäfte; die Pflanzer hatten zwar ihren Lebensunterhalt, aber ihre Pflanzungen wurden von Jahr zu Jahr ärmer; die ununterbrochene Baumwollenkultur erschöpfte den Boden; anstatt tiefer zu pflügen oder reichlicher zu düngen, wurde in gar vielen Fällen dem merklichen Ausfall in der Ernte durch immer neues Urbarmachen von Land entgegengearbeitet, das im zweiten Jahre mit Baumwolle bestellt wurde.

So ging es während mehrerer Jahre. Endlich aber wurde es dem südstaatlichen Großgrundbesitzer, der mit seiner Ritterlichkeit, seiner Gastfreiheit, seinen vielen Schulden und seiner stets leeren Tasche schon zur typischen Figur geworden war, doch auch klar, daß es unmöglich ad infinitum so weitergehen durfte; daß diese Art der Bewirthschaftung sein Land entwerthete; daß die Makler und Bankiers mit ihren hohen Zinsen, ihren enormen Profiten und dem unbestrittenen Verfügungsrecht über die Ernten den ganzen Vortheil und Gewinn für sich nahmen, und daß es nur der Mangel an Betriebskapital für seine Pflanzungen war, der ihn selber in Armuth erhielt und ohne Nutzen und zu immer zunehmendem Schaden arbeiten ließ. Diese Einsicht, die im Anfange der siebziger Jahre immer mehr Boden gewann, führte bald zu den tiefgreifenden Veränderungen, die heute schon so staunenerregende Früchte getragen haben. Die Mehrzahl der großen Plantagen wurde in kleine Güter parcellirt, die jetzt von intelligenten Landwirthen rationell bewirthschaftet werden. Durch Einführung der Wechselwirthschaft, gehöriges Ausruhen des Bodens, durch besseres und tiefes Umpflügen und reichliche Düngung desselben hat sich der Werth gar mancher dieser Farmen in wenigen Jahren vervielfacht. In vielen Fällen, wo früher auf fünf bis sechs Acres Boden nur ein Ballen Baumwolle geringer Qualität erzielt wurde, liefert heute e i n Acre dasselbe Quantum, also den fünffachen Ertrag, von bedeutend besserer Art. Brotfrüchte und Hafer, Gras und Futterkräuter werden in weit größerm Maßstabe angebaut, für den Fleischbedarf der Arbeiter durch Züchtung von Schlachtvieh gesorgt. Noch immer bildet die so viel lohnender gewordene Kultur der Baumwolle die Hauptsache, aber die Baumwolle herrscht heute nicht mehr so unumschränkt und ausschließlich wie früher. Der Aufschwung der Zuckerproduktion hat mit dem Uebrigen gleichen Schritt gehalten. In Louisiana, „der großen Zuckerdose“, haben die Plantagenbesitzer die letzte Ernte für 22 Millionen Dollars verkauft; dabei hatte das Land eine Bevölkerung von 400 000 Menschen selbständig ernährt und nur für etwa 200 000 Menschen Nahrungsmittel aus dem Norden bezogen. Das allein in Maschinen angelegte Kapital der Pflanzer von Louisiana beträgt 10 Millionen Dollars; ihr Konsum an Pittsburg-Kohlen, die aus den pennsylvanischen Gruben zu Wasser den Ohio und den Mississippi hinab gebracht werden, ist ungemein beträchtlich. Dafür haben freilich alle anderen Bezüge aus dem Norden und Westen von Jahr zu Jahr abgenommen, und die Südstaaten, da sie jetzt ihren Bedarf an Getreide und Fleisch zum weitaus größten Theile selber decken, ihre Bedeutung als Massenabnehmer für die Produktenmärkte der nördlichen und westlichen Staaten verloren. In den letzten Jahren hat sich auch aus kleinen Anfängen in den südstaatlichen Städten eine verhältnißmäßig blühende Industrie entwickelt, deren Erzeugnisse an Baumwollen- und Wollengeweben, sowie an Maschinen aller Art, die Produktionsfähigkeit des Landes auch nach anderer Seite hin darthun.

Wie sehr die günstige wirthschaftliche Lage des Südens und ihre Verheißung einer noch glänzendern Zukunft in den übrigen Staaten der Union gewürdigt wird, das beweist die zahlreiche Einwanderung. Namentlich in den südwestlichen Staaten, in denen mehrere neue Eisenbahnlinien entstanden sind, hat die Einwanderung einen beträchtlichen Antheil an der großen Bevölkerungszunahme gehabt. Die Grundbesitzer, die hier zu Lande das „Kapital“ repräsentiren, stehen heute auf festeren Füßen, als vor dem Kriege; die meisten von ihnen haben ihre alten Schulden glücklich abgetragen; der Gegensatz aber zwischen Kapital und Arbeit, der in den Nordstaaten eine so hervorragende Rolle spielt, tritt hier weniger schroff zu Tage als dort. Während des ganzen verflossenen Sommers ist keine Kunde von Strikes und Arbeiterunruhen aus dem Süden gekommen. Bleibt das Land von dieser Gefahr verschont, so ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Census des Jahres 1890 ein noch bei weitem glänzenderes Bild der wirthschaftlichen Lage der Südstaaten zeigen wird, als der von 1880.

Aus allen Erdtheilen.

Miklucho-Maclay.

— Einer Korrespondenz der „Neuen Zeit“ (1882, Nr. 2307) aus Alexandrien, d. d. 4. (16.) Juli, unterzeichnet Wlad-ow, entnehmen wir über den am 12. Septbr. 1882 in St. Petersburg eingetroffenen russischen Reisenden N. N. Miklucho-Maclay folgendes:

Gegenwärtig ist über die Entdeckungen und Arbeiten Miklucho-Maclay's in Rußland noch wenig bekannt; trotz dem Interesse, mit welchem man der Thätigkeit des Reisenden gefolgt ist, konnte man nur wenig darüber erfahren. Mit seiner Rückkehr in die Heimath ist die Möglichkeit geboten, bestimmte Nachrichten über die Resultate seiner Forschungen zu erhalten, und wahrscheinlich wird bald zu einer Herausgabe der von ihm gesammelten Materialien geschritten werden. Der Reisende hat gegenwärtig nur seine Tagebücher und Aufzeichnungen bei sich; die von ihm gesammelten Gegenstände dagegen sind in Australien zurückgeblieben.

Miklucho-Maclay hat 11 Jahre lang die Inseln des Stillen Oceans durchforscht; er ist so sehr von dieser seiner Aufgabe erfüllt, daß er derselben wahrscheinlich auch den übrigen Theil seines Lebens widmen wird. Er war fünf Mal in Neu-Guinea und blieb jedes Mal einige Monate dort; der längste Aufenthalt daselbst währte 28 Monate. Während dieser 28 Monate hörte er kein europäisches Wort, er lebte ganz unter den Wilden und lernte dabei zwei der dortigen Dialekte. Bemerkenswerth ist, daß die Einwohner von Neu-Guinea keine einheitliche, gemeinsame Sprache haben; es können die Einwohner zweier nahe bei einander liegender Ortschaften sich nicht mit einander verständigen. Oft mußte der Reisende sich zweier Dolmetscher bedienen.

Die Wilden, trotzdem daß es Menschenfresser waren, erwiesen sich dem Reisenden zugethan. Anfangs, zur Zeit des ersten Aufenthalts in Neu-Guinea, war derselbe beständig in Gefahr; die Wilden spielten gleichsam mit ihm. Einige Mal bemühten sie sich, ihn zu erschrecken, indem sie ihre Pfeile auf ihn abschossen; aber nachdem sie sich überzeugt hatten, daß er ihnen nichts Böses zufügen wollte, näherten sie sich ihm und sind ihm völlig ergeben. Doch sind sie immerfort Menschenfresser geblieben; mit Gier essen sie alles; als besonderer Leckerbissen gilt ihnen eine schon in Verwesung begriffene Leiche.

Miklucho-Maclay war außerdem auf einigen anderen Inseln Polynesiens, ferner auf der Halbinsel Malakka und im südlichen Siam. Alle diese Exkursionen gewinnen dadurch eine große Bedeutung, daß der Reisende sich zum Arbeitsfelde solche Gegenden ausgewählt hat, die bisher nicht durchforscht waren, und daß er solchen Fragen sich hingegeben hat, die bisher von anderen Reisenden und Gelehrten nicht berührt worden sind.

Als er im Jahre 1878 zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Australien ging, beschäftigte er sich mit der Ausführung seines Lieblingsprojekts, mit der Gründung zoologischer Stationen. Sydney erschien ihm als ein sehr geeigneter Platz, doch stieß er anfangs auf Gleichgültigkeit; erst im Jahre 1881 konnte er die erste zoologische Station in Sydney gründen. Seitdem hat die Regierung von Neusüdwales die Verpflichtung alljährlich der Station eine Unterstützung zu zahlen (im Jahre 1881: 300 Pfund Sterling). Ueberhaupt haben die Engländer den Reisenden fortwährend unterstützt und sich bemüht, die Ausführung seiner Pläne zu erleichtern. Die Londoner Geographische Gesellschaft wünschte auch jetzt mit dem Reisenden in Betreff der Bearbeitung und Herausgabe der Arbeiten desselben zu verhandeln; aber Miklucho-Maclay zieht es vor, seine gelehrten Forschungen in Rußland zu veröffentlichen. Er hat sich in dieser Hinsicht bereits an die Petersburger Geographische Gesellschaft gewandt. Seine Wünsche sind, soweit bekannt, mäßig. Er beabsichtigt die nächsten zwei Jahre die gesammelten Materialien zu verarbeiten und herauszugeben und dazu bedarf er der nöthigen Subsistenzmittel. Außerdem muß er in Batavia eine Schuld bezahlen, welche er zum Zwecke seiner Reise kontrahirt hat. Ein Gläubiger hat ihm Geld ohne Procente vorgeschossen — der Chinese Wali-poa — weil demselben bekannt war, daß die Schuld zur Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe gemacht wurde. Hoffentlich findet Miklucho-Maclay in der Heimath die nöthige pekuniäre Unterstützung. Gewisse Schwierigkeiten werden sich dadurch ergeben, daß Miklucho-Maclay sofort wieder nach Sydney zurückkehren will, um daselbst zu arbeiten. Seine Gesundheit ist stark zerrüttet und der Aufenthalt in einem warmen Klima für ihn unumgänglich nothwendig. Miklucho-Maclay ist leberleidend; schon in Aegypten fühlte er sich nicht ganz wohl und das Klima in Rußland würde er kaum lange ertragen. Er hat das Aussehen eines Mannes von 40 Jahren; er ist von mittlerm Wuchs, blond mit kleinem Vollbart und lebhaften Augen. Die Einwohner der Maclay-Küste in Neu-Guinea erwarten mit Ungeduld die Rückkehr des Reisenden und er selbst hofft ebenfalls bald die nach ihm benannte Küste wieder besuchen zu können. C. H.

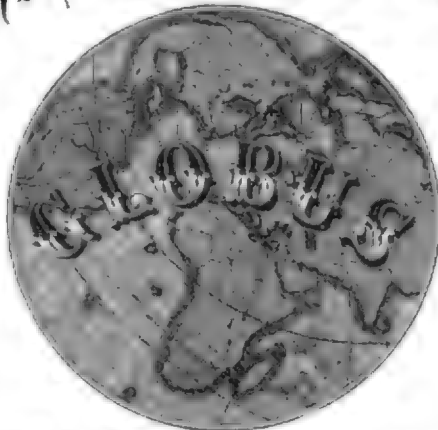
Europa.

— Der Wunsch der Finnländer nach einer recht großen Zahl von Lehranstalten mit finnischer Unterrichtssprache wird allmälig erfüllt. Durch eine Verordnung vom 22. August d. J. ist bestimmt, daß in Åbo (spr. Obu) und Uleåborg je ein 7klassiges und in Björneborg ein 4klassiges Lyceum mit finnischer Unterrichtssprache errichtet werden sollen. Die Eröffnung soll am 1. September 1883 stattfinden. Gleichzeitig ist angeordnet, die in Åbo und Björneborg existirende 2klassige und die in Uleåborg existirende 4klassige Realschule mit finnischer Unterrichtssprache allmälig eingehen zu lassen. (Golos Nro. 247.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Bei dem ärmlichen Dorfe Dscherba vorbei und über Kabatijeh, wo sich viele antike Cisternen befinden, zuletzt durch sehr einförmige Gegend gelangte Lortet in eine enge heiße Felsschlucht, deren Seiten rechts und links viele Grabkammern enthielten, und aus derselben mit einem Schlage zwischen die Oelbäume und Gärten von Dschenin, in denen seine Zelte aufgeschlagen waren. Um von dort den Tabor und den Tiberias-See zu erreichen, mußte er nochmals die große Ebene Esdrelon kreuzen, aber ganz im Osten, am Fuße des zu 523 m ansteigenden Gilboa-Gebirges, das heute den Namen Dschebel Fakûa trägt. Der Ritt über diese weite Steppe ist zu einer so heißen Jahreszeit sehr anstrengend, weil der Boden vornehmlich aus dunklem Alluvium besteht, welches die chemischen und hitzenden Elemente der Sonnenstrahlen besonders heftig zurückwirft (vergl. Bd. 40, S. 181); trotz aller Vorsicht wurde der Reisende arg verbrannt, und seine Hände, die zu bedecken er sich nicht entschließen konnte, überzogen sich mit schmerzhaften Blasen. Der Weg führte zwischen ausgedehnten Getreidefeldern und weiten Brachen hin, auf denen riesige Diesteln und eine Menge von Umbelliferen und Gramineen wucherten, dann über zwei kleine Bäche, die obersten Quellen des Kischon, und bei den beiden kleinen Dörfern Arrâne und Dschenâbe vorbei, deren unsäglich elende Lehmhütten kaum von den sie rings umgebenden Trümmern zu unterscheiden sind. Die Armuth dieser unglücklichen Fellahen kann man sich kaum vorstellen: sie leben in einer der fruchtbarsten Ebenen der Welt; aber die Paschas und Baschibozuks, sowie die zeitweilig aus dem Ostjordanlande herüber streifenden Beni Sachr lassen ihnen auch nicht das Geringste. Wegen der beständigen Räubereien und der mehrmals im Jahre erhobenen Steuern haben die Bauern alle Obstbäume umgehauen, und auf zehn Stunden im Umkreise ist kein einziger solcher zu finden. Auf einem Vorhügel des Gilboa-Gebirges sah Lortet arme Frauen, vor Pflüge gespannt, mühsam Furchen ziehen! Um Mittag erreichte er Zerin, ein großes Dorf auf einem Hügel zwischen dem Gilboa-Gebirge und dem nördlich davon gelegenen „Kleinen Hermon“, richtiger Dschebel Dahi. Gerade dort befindet sich die Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Jordan, zwischen dem Kischon und dem wasserreichen Nahr Dschalud (Goliathsfluß), der bei Beisân (Scythopolis) vorbei dem Jordan zueilt. Zerin ist das alte Jezreel im Gebiete des Stammes Isaschar, in dessen Nähe seit den ältesten Zeiten entscheidende Schlachten geschlagen worden sind. Hier besiegte Gideon mit seinen Dreihundert das Heer der Midianiter (Richter 6, 7) und hier erschlugen die Philister den König Saul und seine drei Söhne (I. Sam. 31); in den Kriegen der Makkabäer und Römer, während der Kreuzzüge und noch im Jahre 1799 wurde auf der weithin sich erstreckenden Ebene gerungen. In Jezreel vollzog sich auch zu Anfang des neunten vorchristlichen Jahrhunderts das grauenhafte Schicksal, welches die Königin Isebel und Ahab's ganze

Familie vernichtete. In der Kreuzfahrerzeit kommt der Ort bei Wilhelm von Tyrus unter dem Namen Parvum Gerinum vor, und daraus machten die Araber dann das heutige Zerin. Von dieser alten und mittelalterlichen Stadt hat sich fast nichts erhalten; nur ein viereckiger, halb verfallener Thurm bietet eine prächtige Aussicht auf die umliegende Gegend.

Weiter ging die Reise über Sûlem, das alte Sunem,

Zerin und das Gilboa-Gebirge.

wo die Philister vor der Schlacht gegen Saul lagerten, um den zu 553 m ansteigenden Dschebel Dahi herum, über Nain, wo Jesus den Sohn der Wittwe zu neuem Leben erweckte, und Endôr, den Wohnort der berühmten Hexe von Endor. Kurz vorher zeigt sich zur Linken im Norden der einzeln aufsteigende, rundliche Dom des Tabor, der sich aus einer grün bewachsenen Hochebene erhebt; Bäume und Gebüsch bedecken ihn von oben bis unten. Weiterhin gegen Westen tauchen die vulkanischen Kegel der ostjordanischen Landschaft Dscholân auf, und ganz am Horizonte glänzt das schneebedeckte Haupt des zu nahe 3000 m ansteigenden Großen Hermon. Vor Endor überschreitet man eine sehr fruchtbare, feuchte Niederung mit schwarzem, vulkanischem Erdreich, auf welcher der Nahr el-Scherar entspringt, der durch das Wadi Bire dem Jordan zufließt. Aber das vortreffliche Land ist nur an vereinzelten Stellen bebaut, und auf dem weitaus größten Theile desselben ließ gerade eine Abtheilung des Beduinenstammes der Beni

Das Schloß von Zerin.

Sachr ihre Pferde grasen und sich tummeln. Höchst bemerkenswerth ist die Vegetation dieser Ebene; hier bilden hohe Kräuter, kräftige Binsen und storres Riedgras dunkelgrüne Dickichte, dort wachsen riesige Diesteln (Notobasis Syriaca und Silybum Marianum), zwischen denen Roß und Reiter fast vollständig verschwinden. Wieder andere Stellen erscheinen ganz bunt von den reizenden Blüthen blauer Lupinen (Lupinus pilosus L.), rosenfarbener Winden (Convolvulus hirsutus), einer Skrophularie (Trixago apula) und einer Salbei (Slavia napifolia). Bäume aber fehlen gänzlich; nur einige gestreifte Zelte der Beni Sachr trägt die Ebene, aus denen bissige Hunde hervorstürzen und die Reiter lange verfolgen.

Nun verließ man jeden gebahnten Weg und ritt langsam durch ein Thal am Ostfuße des Tabor hin, der sich zur Linken prächtig von dem dunkelblauen Himmel abhebt. Bis zu den Knieen reicht das dichte Gras, so grün wie nur in irgend einem nordischen Parke. Stellenweise ist das Gefilde ganz roth gefärbt von zahllosen Kleeblumen (Trifolium Devauxi, Boiss.), die so dicht stehen, daß man glaubt, sie wären angebaut. Anderwärts stehen die Stiele von Hordeum bulbosum so hoch, daß man sie auf den ersten Blick für Roggen hält. Große Schlangen kriechen zwischen den Kräutern hin, leider zu rasch, als daß es gelungen wäre, eine zu fangen. Allmählich treten auch Büsche und Bäume auf, Terebinthen, Stacheleichen und Zizyphus spina Christi oder nabq, welche letzteren mit einer erstaunlichen Menge von Nestern einer auch in Europa vorkommenden Sperlingsart (Passer salicicola) bedeckt sind. Aus in einander geschlungenen Pflanzenstengeln baut sich der Spatz hier ein grobes, kreisrundes Nest mit seitlichem Eingange, das für Schlangen sehr schwer und für Raubvögel wegen der Dornen gar nicht erreichbar ist. Da Hitze und Durst groß und die Stunde des Frühstücks längst vorbei war, so machte man in dem Walde, dem ersten, welchen Lortet in Syrien zu Gesichte bekam, Halt und sandte einen der Treiber nach frischem Wasser. Die Eichen, zur Species Quercus Ithaburensis gehörig, stehen zwar einige Meter von einander,

Kreuzfahrerkirche in Sefûrije.

aber ihre gekrümmten Aeste stoßen an einander und bilden ein köstlich schattiges Laubdach; viele von ihnen haben über einen Meter Durchmesser; die Blätter sind sehr lang, die Eicheln dick und cylindrisch, das Näpfchen mit langen Stacheln besetzt. Nach längerer Rast wurde die Reise in genau nördlicher Richtung fortgesetzt an einem Bache aufwärts, in welchem sich Hunderte von Schildkröten (Emys caspica) an der Sonne wärmten, und schließlich erreichte man nach Passirung eines großen Diestelfeldes gegen fünf Uhr Nachmittags die beim Chan el-Tudschâr (d. i. „Chan der Kaufleute", weil jeden Montag dort Markt gehalten wird) in völliger Einöde aufgeschlagenen Zelte. Dicht dabei sprudelt eine schöne Quelle hervor und fließt dem Jordan zu; zwei stattliche Bäume, eine Seyal-Akazie und eine immergrüne Eiche beschatten dieselbe. Nach Osten zu liegt der große halb verfallene Chan, welchen Senan-Pascha 1587 im besten arabischen Style und aus schönen Hausteinen erbauen ließ, eines der zahlreichen Karawanserais, welche sich längs der großen Straße von Damaskus nach Aegypten hinzogen. Nordwestlich von der Quelle erhebt sich auf einem Hügel zum Schutze des Chans eine Burg mit achtseitigen, 23 Fuß im Durchmesser haltenden Thürmen an den Ecken; aber im Innern der Burg wie des Chans sind viele Gewölbebogen gänzlich zusammengestürzt.

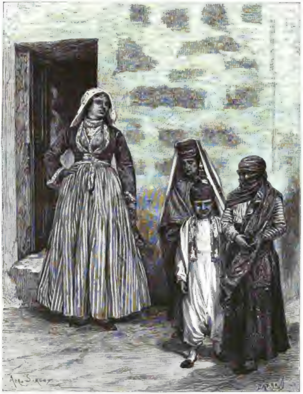
Die ringsum herrschende Stille versprach eine ruhige Nacht; doch gewahrte man in weiter Ferne schwarze Zelte der Beni-Sachr. Einige der Mukaris gingen hin um einen Hammel und Milch zu kaufen, wurden aber von den Nomaden aus dem Lager gejagt, ein schlechtes Zeichen, welches den Dragoman veranlaßte, während der Nacht zwei Schildwachen auszustellen und vor dem Schlafengehen seine Flinten in der Richtung nach dem Beduinenlager loszuschießen. Sofort erfolgte von drüben in derselben Weise eine Antwort; so, scheint es, theilt man sich unter Arabern gegenseitig mit, daß man gut bewaffnet und auf seiner Hut ist. Indessen verlief die Nacht friedlich. Am nächsten Morgen wurde der Tabor bestiegen, welcher nur seiner Form, der markantesten von allen, welche die Berge Galiläas aufweisen, die Ehre verdankt, in später Zeit zum Schauplatz der Himmelfahrt (Verklärung) Christi gestempelt worden zu sein. Immerhin lohnt der zu 615 m sich erhebende Berg eine Besteigung, da sein Gipfel einen prächtigen

Digitized by Google

Tiberias.

Rundblick gewährt, vom Karmel und dem Meere im Westen bis zum Tiberias-See und dem Hauran im Osten, vom Hermon und der hochgelegenen Stadt Safed im Norden bis zu den Bergen el-Duhi und Gilboa im Süden.

Dann setzte Lortet seinen Ritt in nordöstlicher Richtung über ein steiniges Hochplateau fort; überall tritt zwischen dem reichen schwarzen Erdboden, der vorzügliche Ernten liefert, der Felsen zu Tage und an manchen Stellen ist der Abhang vollständig mit vulkanischen Bomben bedeckt. Das kleine Dorf Kefr Sabt, welches Lortet passirte, war fast menschenleer; nur ein paar Frauen zeigten sich in den Thüren der ärmlichen, aus schwarzer Lava erbauten Hütten, während die Männer sämmtlich bei der Getreideernte beschäftigt waren. Von dort stieg er in das basaltische Thal W. Faghâs hinab und traf dort auf eine große Karawane von Kameelen, welche von den fernen Hochebenen am Fuße



Jüdin und Kinder von Tiberias.

des Hauran Getreide nach Haifa und besonders Akka brachte. Denn letzteres hat den von Natur aus viel bessern Hafen von Haifa, dessen Großhändler sich grobe Unredlichkeiten zu Schulden kommen ließen, neuerdings bedeutend überflügelt[1]). Da jedes Kameel nur höchstens 300 kg zu tragen vermag, so begreift man leicht, daß viele Thiere und viele Tagemärsche dazu gehören, um das Getreide von dem Ostjordanlande nach der Meeresküste zu schaffen. Dort aber ist es so billig und massenhaft vorhanden, daß trotz allem der Trans-

[1]) Der Export von Akka belief sich nach dem Berichte des dortigen Konsuls der Vereinigten Staaten vom 1. Juli 1880 bis 30. Juni 1881 auf nahezu 17½ Millionen Mark, der Import auf 1,1 Million. Obenan unter den Exportartikeln steht Weizen, dann Durra, Olivenöl, Sesam und Gerste. Dagegen führte Haifa nur für etwas über 1½ Millionen Mark aus und nur für circa 200 000 Mark ein.

Digitized by Google

port nach Akka wenig gewinnbringend ist. Wenig später kam der Felsberg Karn Hattin in Sicht, an dessen Fuße Sultan Saladin am 3. und 4. Juli 1187 seinen entscheidenden Sieg über die Kreuzfahrer erfocht, durch welchen deren Macht für immer gebrochen wurde. Bei Sefûrîje, dem alten Sepphoris oder Diocaesarea (etwa 20 km westlich von Karn Hattin), wo sich noch Reste einer Kreuzfahrerkirche und einer Burg erhalten haben, sammelte sich das Heer der Christen, die Templer und Johanniter voran, 2000 Ritter, 8000 Mann Fußvolk und zahlreiche Leichtbewaffnete. Fünf Wochen lagerten sie dort; dann beschloß der schwache König von Jerusalem Guy de Lusignan den Angriff auf Tiberias, das Saladin schon erobert hatte. Die Hitze, der Wassermangel hatte die Christen schon vor Beginn des Kampfes dermaßen ermattet, daß ihre Sache halb verloren war; alle Tapferkeit, welche die wenigen Templer und Johanniter entfalteten, nützte den flinken, ungestümen Angriffen der arabischen Reiterei gegenüber nichts mehr — der König, der Großmeister der Templer, der Bischof von Lydda, welcher das heilige Kreuz trug, der ganze Rest des Heeres wurden gefangen genommen. Zweihundert Templer und Johanniter fielen dem Hasse Saladin's zum Opfer und wurden enthauptet, der König und seine Barone nach Damaskus in Gefangenschaft geführt. Akka, Caesarea, Jaffa, Askalon und alle Plätze im nördlichen Syrien fielen noch vor Ende September den Moslim in die Hände und am 3. Oktober auch Jerusalem: die Herrschaft des Kreuzes und seiner rohen, gewaltthätigen Vertreter hatte für immer ihr Ende erreicht. Bald jenseits des Schlachtfeldes, auf welchem noch heutigen Tages zuweilen Gebeine und zerbrochene Waffen gefunden werden sollen, befand sich Lortet auf einer Höhe und überblickte den prächtigen Spiegel des Sees Genezareth und zu seinen Füßen die Stadt Tiberias. Das schöne azurblaue Gewässer hat beinahe die Größe des Neuchâteler Sees und die Berge ringsum gleichen denen am Lac du Bourget in Savoyen. Im Norden beherrscht ein finsterer Berg, den die weißen Häuser von Safed krönen, die Landschaft; weiterhin erscheint der schneebedeckte Hermon,

Der See von Tiberias von Tell Hûm aus.

dann die Vulkankegel von Dscholân und gegen Süden die tiefe Spalte des Jordanthales. So schön der Blick von oben, so rauh und ermüdend war der Abstieg zwischen Gestrüpp und mächtigen Basaltblöcken hindurch nach dem Ufer des Sees. Halbwegs konnte man sich an einer guten Quelle erquicken und eine halbe Stunde später befand man sich vor den verfallenen Mauern von Tiberias. Auf einer Anhöhe bei dem Kirchhofe südlich der Stadt waren die Zelte aufgeschlagen, unweit der Stelle, wo bereits ein Freund Lortet's, Dr. Suquet, lagerte.

Am nächsten Morgen war der erste Gang nach Tiberias, dem Tabarîje der Araber, das hart am Gestade des Sees und am Ende einer kleinen gewellten Ebene liegt. Die Stadt hat die Form eines ziemlich regelmäßigen Parallelogramms; ihre Mauern, heute an vielen Stellen vollständig eingestürzt, hatten einst an zwanzig Fuß Höhe und waren in gewissen Abständen durch dicke runde Thürme verstärkt. Nach der Seeseite ist Tiberias heute völlig offen; aber beim Baden bemerkt man im Wasser ansehnliche Mauerstücke, welche den Ort früher auch gegen Osten hin schützten. Das Schloß, welches Tankred und Raymond zuerst in Besitz hatten, liegt im Nordwesten der Stadt auf einer kleinen beherrschenden Anhöhe; nur Thürme, Thore und dicke Mauerstücke sind davon übrig, das ganze Innere aber ist zusammengestürzt, namentlich durch das Erdbeben von 1837, welches auch den Stadtmauern an sämmtlichen drei Landseiten so arg zugesetzt hat. In diesen Mauerlücken liegen jetzt große Haufen von Unrath und Hühnerfedern; die Bewohner der Stadt, wie die von Safed, gehören zu den unreinlichsten in Palästina, und nicht mit Unrecht läßt ein arabisches Sprichwort in Tiberias den König der Flöhe residiren. Ihr Aussehen ist ein unglückliches, krankhaftes, und in jedem Herbste werden sie von intermittirenden Fiebern heimgesucht. Die Frauen haben ein besseres Ansehen und sind besser gekleidet als die von Jerusalem; sie tragen meist um Haupt und Schultern einen weißen Schleier. Die Häuser sind von Stein, gewölbt, mit runden Kuppeln bedeckt und meist gut gehalten. In neuester Zeit ist die Stadt bedeutend gewachsen, neue Straßen sind entstanden, anständige Häuser gebaut wor-

den und die Bewohnerzahl ist auf 5000 gestiegen, worunter 3000 Juden, 1500 Mohammedaner und 500 Griechen. Die Straßen sind krumm, eng, schlecht gepflastert, bei Regenwetter mit Schlamm, im Sommer mit Staub und Unrath erfüllt. Der Bazar dagegen ist ziemlich gut gebaut und zum Theil mit Brettern, Schilfmatten und Segeltüchern überdeckt; dort kaufen Jüdinnen in Begleitung ihrer bunt geputzten Kinder und träge Mohammedanerinnen, die rittlings auf kleinen behenden Eseln sitzen, ihre Bedürfnisse ein: amerikanische und englische Stoffe, Pariser Wohlgerüche, belgisches Schuhwerk, Wiener Zündhölzchen, englisches Tischgeschirr, Haushaltungsgeräth, Fleisch, Brot, Früchte, die zu manchen Zeiten des Jahres vorzüglich sind, und herrliche Fische aus dem See. Das Getreide, die Dura, der Tabak, die Melonen und Weintrauben von Tiberias sind berühmt; auch eine Anzahl Palmen stehen in den Gärten der Stadt und geben ihr ein anmuthiges Aussehen.

Das alte Tiberias scheint sehr weit gegen Süden sich ausgedehnt zu haben, wie Reste alter Quaimauern bei Lortet's Lager anzudeuten scheinen; auch landeinwärts findet man in allen Feldern am Fuße des Gebirges Reste von Bauwerken und viele Säulen von grauem, ägyptischem Granite, während der Bergesabhang von zahlreichen Grotten durchlöchert ist, die zu Ausgrabungen reizen.

Der See liegt nach Lortet's wiederholten barometrischen Messungen 212 m unter dem Mittelmeere (Lieutenant Vignes, der Begleiter des Herzogs von Luynes, giebt nur 199 m an) und hat eine fast regelmäßige ovale Gestalt, deren größerer Durchmesser nordsüdlich verläuft. Das Ufer fällt oft steil ab, im Nordosten aber wird es durch die große sumpfige Ebene el-Ghuweir gebildet, wie auch beim Ein- und Austritt des Jordan sich Aestuarien und Lagunen finden. Im Westen begrenzen ihn die Hügel von el-Hamma und der Karn Hattin, die Berge von Safed im Nordwesten, im Osten der Abfall der noch unerforschten vulkanischen Hochebene Dscholân. Sein Wasser empfängt er, von einigen Quellen am Westufer abgesehen, nur durch den Jordan; die Ostküste ist trocken und steril, und nur während

Die Quelle Ain et-Tin mit Papyrusstauden.

des Winters und Frühjahrs füllen sich die Wadis und Felsschluchten mit tosenden Gießbächen. Dann steigt der Spiegel des Sees zuweilen um mehr als 2 m und überschwemmt die flachen Stellen des Ufers, und die Gewässer werden trübe. Der Strand ist mit einem feinen Kies aus Kalk-, Basalt- und Kieselgeröll und zahllosen todten Muscheln der Genera Neritina, Melania, Melanopsis, Cyrena und Unio bedeckt. Das Seebecken hat sich höchstwahrscheinlich zugleich mit der großen nordsüdlichen Spalte gebildet, welche die Kreideformationen der umliegenden Gebirge durchsetzte, als sich die mächtigen Vulkanmassen von Dscholân und die zahlreichen Basaltgänge des Westufers erhoben. Auf den Hügeln am Wege nach Safed findet sich gerade in der Höhe von 0 m ein mit Kieseln und Geröll bedecktes Plateau, welches darthut, daß der See einst einen ebenso hohen Wasserspiegel wie das Mittelmeer gehabt hat.

Sofort nach seiner Ankunft versicherte sich Lortet eines der drei in Tiberias vorhandenen Boote und einer ausgewählten Bemannung, um Tiefenmessungen und Schleppnetzarbeiten auszuführen, da er im See eine eigenthümliche Fauna zu finden hoffte. Die Barken sind zwar sehr primitiv und klein, aber solide und segeln gut; nur machen plötzlich eintretende Windstöße die Schiffahrt zu einer ziemlich gefährlichen. Ein einziges falsches Manöver kann alsdann das schwanke Fahrzeug zum Kentern bringen. Die Tiefe des Sees ist nicht sehr beträchtlich und übersteigt im Durchschnitte nicht 50 bis 70 m; doch hat Lortet in der Mitte des großen nördlichen Beckens gegenüber der Jordan-Mündung wiederholt in Tiefen von 250 m mit dem Schleppnetze gearbeitet, ohne daß an der Leine eine merkliche Trift zu bemerken gewesen wäre. Der Boden besteht aus einem graulichen, sehr feinen Schlamme, einem Zersetzungsprodukte des Kalksteins und der vulkanischen Gebilde, das ein vorzügliches Material für die Töpferei abgiebt. Es finden sich darin zehn Species von Gasteropoden und Bivalven, kleine röthliche Würmer, wohl Larven einer Neuroptere, und zahlreiche Diatomeen und mikroskopische Desmidieen, aber keine Algen oder Konserven. Fische giebt es in Massen und sie bilden einen großen Theil der Nahrung für die Einwohner von Tiberias; eine Gesellschaft übt die Fischerei mit dem Wurfgarne und in sechs Booten aus, von denen täglich nur zwei auslaufen dürfen. Aber der See ist

so reich bevölkert, daß Lortet alltäglich sein Boot in wenigen Minuten bis an den Rand mit Tausenden von Fischen jeder Größe gefüllt sah, und sich ohne Unterlaß das Schauspiel des wunderbaren Fischzuges vor seinen Augen wiederholte. Die Fische gehören zu den Genera Chromis, Barbus, Capoeta, Discognathus, Nemachitus, Blennius und Clarias; letzterer wird oft 1 m und darüber lang und giebt, wenn er aus dem Wasser herausgezogen wird, einen Ton von sich, der dem Miauen einer Katze ähnelt. Die meisten Chromis, von welchen acht Species vorkommen, brüten ihre großen grünlichen Eier aus und ziehen ihre Jungen im eigenen Munde auf; Lortet hat im Maule eines kaum 20 cm langen Fisches oft über 200 silberfarbene Junge gefunden, die wie Quecksilbertropfen auf den Sand fallen. Dieselben verlassen ihren eigenthümlichen Schlupfwinkel erst, wenn sie groß genug sind, um ihren zahlreichen Feinden entfliehen und selbst für ihre Ernährung sorgen zu können. Tausende von Pelikanen (Pelecanus onocrotalus) und zierlich prächtige Haubentaucher (Podiceps cristatus) stellen den durchweg vorzüglich schmeckenden Fischen nach, wobei letztere die Feinschmeckerei so weit treiben, daß sie mit ihrem langen spitzen Schnabel in grausamer Geschicklichkeit den Fischen nur die beiden Augäpfel herausholen, so daß deren Kopf durch einen blutigen Kanal durchbohrt erscheint, der erst nach Verlauf mehrerer Tage vernarbt. Zwischen dem Schilfe am Ufer hausen große Krabben (Telphusa fluviatilis), welche heftig beißen, wenn man sie sorglos anfaßt, und auf dem Strande Schaaren von Garneelen.

Prächtige Oleanderbüsche, die ganz im Wasser wachsen, säumen fast überall das Ufer ein und spiegeln ihre Millionen rother Blüthen in dem klaren See. An manchen Stellen finden sich mehrere Meter hohe Papyrusstauden (Cyperus papyrus), die sich von den ägyptischen etwas zu unterscheiden scheinen. Ihre Hauptfundorte sind die Einmündung des Jordans und die Quelle Ain et-Tin.

Während Lortet's Aufenthalt war das Wasser des Sees 24° C. warm, die Lufttemperatur im Schatten fast stets 35°; zweimal stieg letztere bei Südwind auf $43^1/_2$°. Auf dem See entwickeln die Sonnenstrahlen eine wahre Glühhitze, was zu großen Vorsichtsmaßregeln gegen den Sonnenstich zwang. Diese Hitze giebt zusammen mit den beständig aufsteigenden Dünsten Anlaß zu sonderbaren Luftspiegelungen: so sah man zuweilen zwei Haubentaucher über einander, von denen der oberste den Kopf nach unten, die Beine nach oben zu schwimmen schien, und Uferränder von nur 2 bis 3 m Höhe erschienen als steile Felsabstürze.

Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

II.

Am andern Morgen beim Erwachen bot sich mir ein überraschender Anblick dar. Die ganze Gegend zu meinen Füßen war in dichte weiße Nebel gehüllt. Auf- und abwogend glich die ganze weite Fläche dem Meere in sturmbewegten Tagen. Allmählich senkten sich die Nebel, die Köpfe der zahlreichen Hügel kamen zum Vorschein. Soweit das Auge reichte, reihte sich Hügel an Hügel, alle rund und mit Gras bewachsen. Ganz in der Ferne erblickte man im Westen die Umrisse sich hoch erhebender Felsengebirge; dort wohnten die Voilakertra. Froh der flachen und verpesteten Küstengegend entronnen zu sein, athmete ich in vollen Zügen die frische Luft auf der Bergkuppe. Solche Augenblicke sind für den gequälten Wanderer auf fremder Erde stets weihevoll. Er lernt sich mit Wenig begnügen und dankbar für die Schönheiten der Natur, vergißt er auf kurze Frist Leid und Plagen.

Doch lange sollte mein Glück nicht dauern. Beim Zusammentreten der Leute zeigte es sich, daß der Mann des Aombi tsi aombi verschwunden war. Jedenfalls hatte er gehofft mir einige Vorschüsse zu erpressen. Da ihm dies nicht gelang und die ganze Geschichte jedenfalls erlogen war, so hielt er es für das Beste sich zu empfehlen. An dergleichen Sachen schon seit Jahren gewöhnt, und einmal glücklich unterwegs, beschloß ich meine Reise ruhig fortzusetzen. Nachdem es mir noch gelungen war, zum Ersatz des Entflohenen zwei Leute des Ortes in Dienst zu nehmen, schleppten wir unsere Sachen den Berg hinunter und schifften weiter.

Die Flußreise war an diesem Tage leider sehr langweilig und die Sonne brannte ohne Barmherzigkeit vom Himmel herab. Da die Gegend bedeutend stieg, so waren die Flußufer meistens sehr hoch und versperrten jede Aussicht. Gegen Mittag machten wir wieder halt und das steile Ufer hinaufkletternd gelangten wir durch eine üppige Zuckerrohrpflanzung in das Dorf Ambodimango. Die hier wohnenden Stämme sind klein, zum Theil gemischt und stehen unter dem Befehl eigener Könige. Es sind mittelgroße, schwarzbraune Menschen mit gutmüthigem Gesichtsausdruck. Der König Raboto be empfing mich freundlich. Nachdem ich meinen Leuten die nöthigen Befehle ertheilt, führte er mich auf die Spitze des Hügels und zeigte mir sein Land. Die umliegenden Hügel waren niedrig und sanft abgeflacht, wodurch herrliche, fruchtbare schiefe Ebenen entstanden, die sich vorzüglich zum Bau von Zuckerrohr und Kaffee eignen müssen. Ohne Zweifel bestand dieses ganze Gebiet bis zu den hohen, westlichen Bergen einst aus Urwald. Leider opfern die Malgaschen, unbesorgt um die Zukunft, diesen rücksichtslos der Reiskultur, indem sie die Bäume einfach umschlagen und dann anzünden. Da von ihnen niemals Wald nachgepflanzt wird, so ist jetzt alles verödet und mit Gras bewachsen; nur hier und dort erhebt sich ein vereinsamter ehrwürdiger Baumriese, den Zufall oder Absicht verschonten, als Zeuge vergangener Zeiten. Die Nachtheile der Entwaldung machen sich bereits geltend. Der früher kräftige Waldboden ist durch die Sonne ausgesengt und vermag nur noch Gras und keinen Reis mehr zu tragen. Da den Malgaschen künstliche Düngung unbekannt ist, so benutzen sie heute die Thaleinschnitte, welche zum Theil künstlich bewässert werden, zur Reiskultur.

Der König, zufrieden wie es schien, mit dem Eindrucke, den der Anblick auf mich machte, trat nun als Versucher an mich heran und bot mir Land, soviel ich wollte, und eine seiner Töchter zur Frau, falls ich mich bei ihm niederlassen wollte. Offenbar hielt er mich für einen Händler und ging

von der sehr richtigen Ansicht aus, durch das Bündniß mit einem solchen die Produkte des Landes verwerthen und die nöthigen Dinge für sein Volk, als Pulver, Baumwollenzeug, Salz u. s. w. leichter erhalten zu können. Ich that natürlich sehr geschmeichelt und bat um Bedenkzeit. Ins Dorf zurückgekehrt erhielt ich zwei Hühner und einige Bananen zum Geschenk, welches ich durch Baumwollenzeug und Glasperlen erwiederte. Es sei hier erwähnt, daß die südlichen Malgaschen außer italienischen und französischen Fünffrankenstücken durchaus kein Geld annehmen. Die Prägung auf dem äußern Rande muß hervorstehend sein. Solche mit eingedrückten Buchstaben haben keine Geltung. Im Norden werden die Geldstücke mit einem Meißel in sechzig Theile zerlegt und so Kleingeld geschaffen, im Süden gelten sie nur ganz. Aus diesem Grunde ist der Reisende gezwungen zum Einkauf von Lebensmitteln und anderen Dingen allerlei Kram mit sich zu schleppen, z. B. Baumwollenzeug, rothe kleine und große blaue Glasperlen, kleine Spiegel, Zwirn, Nadeln, blaue und weiße Baumwollenstoffe, rothe Taschentücher, Medikamente, Salz und dergleichen mehr. Natürlich gehören zur Fortbewegung dieses Trödels viele Menschen und die Reisen werden dadurch erschwert und verlangsamt.

Nach eingenommener Mahlzeit verabschiedeten wir uns von Raboto be, der uns mit Bedauern scheiden sah und mit uns seine handelspolitischen Pläne. Seine Töchter erschienen jetzt ebenfalls, drei hübsche 16jährige Mädchen von schwarzbrauner Farbe. Wenn ich sage, daß der gute Monarch drei Töchter von 16 oder 17 Jahren hatte, so erklärt sich das daraus, daß er vier Frauen besaß, wie denn überhaupt Vielweiberei durchaus zum guten Ton bei den Eingeborenen des Innern gehört. Ich schalte hier ein, daß es zu den allergröbsten Beleidigungen gehört, einen ältern Malgaschen zu fragen, warum er bei seinem vorgerückten Alter so viele Weiber unterhalte. Solche Hindeutungen auf die mögliche Impotenz des Betreffenden haben schon zur Ermordung des Fragestellers geführt und sind sorgfältig zu vermeiden.

Die Hütten der einzelnen Weiber liegen meist um die größere des Ehegatten gruppirt. Die Damen wohnen da einzeln mit ihren Sklavinnen und Dienern und werden von dem Manne nach Bedürfniß besucht. Dieser wohnt im Hauptgebäude mit der sogenannten vadi be (Hauptgattin) zusammen. Die letztere ist selten die schönste der Frauen, aber die reichste und dem Hausherrn an Geburt ebenbürtig. Eifersucht und Streitigkeiten unter den Frauen sind sehr selten, da die Leute von Jugend an es so gewohnt sind. Dagegen wird der Umgang des Gatten mit Haussklavinnen sehr übel vermerkt und als gröbliche Beleidigung betrachtet und führt oft zu großen Grausamkeiten gegen diese armen Wesen, welche im Ganzen sonst wie Familienglieder behandelt werden. Die Weiterfahrt bot nichts Interessantes. Der Fluß hatte sich hier augenscheinlich durch die lehmigen Hügel durchgefressen, und man konnte die einzelnen Schichten übereinander liegen sehen. Es war meistens rother oder gelber Lehm und obenauf lag eine mehr oder minder dicke Humusdecke. Von Zeit zu Zeit trafen wir fischende Kinder, welche bei unserm Anblick von Schrecken ergriffen heulend das Weite suchten. Nach Sonnenuntergang legten wir bei dem Dorfe Marovare[1]) an. Der daselbst wohnende Menschenschlag sah roh aus und war von dunkler Hautfarbe. Wir erblickten hier die Hütten aus den Blättern und Rippen der Ravinala wie in den übrigen Dörfern hergestellt, jedoch mit Bambus stark verschanzt, ein Zeichen, daß es mit der Sicherheit nicht besonders gut bestellt war. Der König erschien und fragte in dürren Worten, wohin und was wir wollten. Nachdem ich ihm Auskunft gegeben und ihn durch einige Geschenke in bessere Laune versetzt hatte, würdigte er mich eines Blickes und erklärte, wir hätten nichts zu befürchten und seien willkommen. Merkwürdig war die Selbstbeherrschung dieses Wilden, der nie einen weißen Mann gesehen hatte und jedenfalls vor Begierde brannte mich ungestört beobachten zu können. Indeß that er gerade so, als ob ich ihm die alltäglichste Erscheinung auf der ganzen Welt wäre. Später erhielten wir von ihm als Gegengeschenk frische Milch. Da es nicht rathsam schien, die Boote während der Nacht unbewacht zu lassen, so legte ich vier Mann zur Bedeckung hinein.

Auch hier war die Gegend, wie es schien, gesund und fruchtbar. Wir erhielten hier die ersten Nachrichten aus dem Lande, in welches wir reisten. Sie lauteten schlecht genug. Besonders erschreckte meine Leute die Aussicht, daß dort an ihnen dieselbe Operation vorgenommen werden würde, welche die Türken an ihren Haremswächtern auszuführen pflegen.

In Madagaskar weiß man im Norden nichts vom Süden und umgekehrt. Die seltsamsten Fabeln laufen darüber um. Die Malgaschen sind keine Freunde vom Reisen, dagegen um so größere Liebhaber von Spuk- und Gespenstergeschichten. Mit wahrer Wollust pflegen sie sich dem Gruseln solcher Erzählungen hinzugeben. Selten verläßt ein Eingeborener das Gebiet seines Stammes und die einzelnen Stämme stehen gewöhnlich zu einander wie Hund und Katze. Hätte ich meine guten abgerichteten nördlichen Diener die ganze Zeit über bei mir behalten können, so würde ich in diesem Lande Großes geleistet haben. Sobald ich aber zu einer neuen Reise aufbrach, mußte ich auch neues Volk in Dienst nehmen; kaum hatten meine Begleiter einen Begriff von ihren Pflichten, so mußten sie durch andere ersetzt werden. Es sind eigene Leute; das Heimweh ist bei ihnen allmächtig. Ein einzig Mal in sieben Jahren behielt ich einen vorzüglichen Diener Namens Landó acht Monate lang. Nach dieser Zeit wurde bei ihm die Sehnsucht nach der Heimath so groß, daß er Schlaf und Eßlust verlor und in Gefahr gerieth, tiefsinnig zu werden. Da ich für ihn fürchtete, so entließ ich ihn. Wenige behielt ich drei Monate, die meisten nur vier Wochen. Nach Auszahlung des Lohnes verschwanden sie sofort. Ich spreche hier nicht von den Hovas, bei denen andere Verhältnisse herrschen. Als Bedrücker des Landes geächtet und verflucht, können sie sich aber nicht in diese Gegenden wagen, wo sie unter dem Namen amboa lambo (Hund-Schwein, d. h. Schweinhund) bekannt sind.

Mit dem Morgengrauen zogen wir weiter. Die Gegend blieb dieselbe, nur standen am Ufer öfters Bäume und es gelang mir einige Wildtauben (Treron australis) zu erlegen. Gegen elf Uhr wurden wir einiger fischender Kinder ansichtig, welche sofort mit großem Geheul davon liefen. Kurz darauf hörten wir Geschrei und einige Flintenschüsse. Eine Kolonne von ungefähr dreißig Mann, mit Gewehren und Lanzen bewaffnet, rückte mit drohender Geberde das Ufer hinab auf unsere Fahrzeuge los. Sie mochten uns für Räuber, Diebe oder Sklavenjäger halten, denn bei unserm Anblick erhoben sie ein betäubendes Gebrüll. Da ich mit Recht fürchtete, meine Leute, die vor Angst zitterten, möchten davon laufen, so beschloß ich diesem unangenehmen Auftritte ein schnelles Ende zu machen, ließ anlegen, sprang unbewaffnet ans Ufer und ging rasch auf die Bande los,

[1]) Die Ortsnamen wiederholen sich sehr häufig, besonders mit dem Zusatz be groß, kely klein.

wobei mir meine sämmtlichen Hunde folgten. Die Malgaschen stutzten und schienen unschlüssig, denn auf den Anblick eines weißen Mannes waren sie nicht gefaßt gewesen. In diesem Augenblicke stürzten die übermüthigen Hunde laut bellend gegen dieselben vor. Dieses Nichts, der Anblick eines fremden Menschen und der Anblick der ihnen unbekannten fremdartigen Thiere, bewog die ganze Bande zur schleunigen Flucht. Ich stieg sofort wieder ins Boot; ehe die verblüfften Eingeborenen zu einem Entschlusse oder zum Stillstehen kommen konnten, waren wir um eine Biegung des Flusses verschwunden. Die nachsetzenden Hunde rief ich durch einen Schuß zurück, sie folgten dem Kahn am Ufer entlang und wurden später aufgenommen. Nach zwei Stunden erblickten wir ein Dorf auf einer Anhöhe. Da wir aber den Leuten, die schaarenweise versammelt waren, nicht recht trauten, so trafen wir an einer schattigen Stelle des Ufers Anstalt zum Mittagessen. Es dauerte nicht lange, so kamen die Eingeborenen, erst einzeln und schüchtern, dann in größerer Zahl und frugen nach Salz, wofür uns Milch und Manioc angeboten wurden. Diese Leute hatten noch nie einen weißen Menschen gesehen, da sie nicht mehr an der Küste verkehren. Auf der Weiterfahrt war das Ufer stellenweise bewaldet oder mit Bambus bewachsen. Wir bemerkten während der Fahrt, daß wir scharf beobachtet wurden; denn bald hinter uns, bald vor uns tauchte ein dunkler Wollkopf vorsichtig aus dem Gebüsche und spähte nach uns hinüber. Der Lauf des Flusses wurde immer schneller, es ging nur langsam vorwärts und nach kurzer Zeit hatten wir mit den ersten Stromschnellen zu kämpfen.

Allmählich sank die Sonne immer tiefer; keiner von meinen Leuten war hier bekannt und wir erblickten noch immer kein Dorf, um Nachtruhe zu halten. Ich entschloß mich daher die Nacht im Freien zuzubringen und so lange zu fahren, als es das Tageslicht gestattete. Bei einbrechender Dunkelheit stiegen wir aus Land und suchten uns hier unter einem überhängenden Felsen häuslich einzurichten. Wir aßen, was wir hatten und streckten uns auf einige Matten aus. Die Hündchen waren im Boote geblieben und wimmerten beständig nach ihrer Mutter, welche es vorzog neben mir zu liegen. Es wurde, wie es meine Leute richtig vorhersahen, bald ein Krokodil herbeigelockt. Dasselbe, ein nicht sehr großes Thier, suchte hartnäckig ins Boot zu dringen, um die Insassen zu erfassen. Ich wollte nicht schießen um unser gut gelegenes Versteck nicht zu verrathen, da ich wußte, daß wir beobachtet wurden. Meine Leute empfingen daher das hungrige Vieh mit einigen Lanzenstichen in Bauch und Hals, worauf es sich zwar aus dem Staube machte, aber wohl schwerlich mehr weit gekommen sein wird. Hatte die Sache auch nichts auf sich, so mahnte sie doch zur Wachsamkeit, da Krokodile im Manambuto sehr häufig sind und leicht einmal ein großes kommen konnte. Wir hatten in dieser Nacht ein sehr heftiges Gewitter, das erste in diesem Jahre. Die Gewitter treten im Süden etwa zwei Monate später ein als im Norden, wo sie um diese Zeit längst vorüber sind. Es donnerte, polterte und grollte von allen Seiten mit jener ungezügelten Heftigkeit, welche hier zu Lande den Gewittern eigen ist. Der Regen goß vom Himmel herunter und füllte die Boote, welche ich verschiedene Mal ausschöpfen lassen mußte, denn alle meine Sachen schwammen im Wasser. Ich hatte nämlich das Gepäck in den Booten gelassen, um bei einem Ueberfall sofort die Wasserstraße benutzen zu können. Bei dem pfeilschnellen Laufe des Flusses wären wir stromabwärts rudernd jeder Verfolgung sicher am besten entgangen. Indessen saßen wir durchnäßt und fröstelnd unter unserm Felsen und erwarteten mit Sehnsucht den Morgen. Einige Stunden später hatten wir am Fuße eines sehr hohen Hügels mit reißenden Stromschnellen hart zu kämpfen. Der Fluß war hier nicht tief, aber das Wasser schoß mit Gewalt vorwärts. Waren wir am Tage vorher in nordwestlicher Richtung gesteuert, so setzte eine Biegung des Wasserlaufes hier unsern Cours wieder auf Westen. Nach kurzer Fahrt wurden wir durch einen kleinen Wasserfall am weitern Vordringen verhindert. Einige vorübergehende Eingeborenen erklärten uns auf Befragen, wir befänden uns hier bei Mahabe, einem großen Grenzdorfe der Boilakertra. Der Fluß ist nur bis hierher schiffbar. Da wir vorläufig nicht weiter vordringen konnten, so fuhren wir eine kleine Strecke zurück und begaben uns in ein dort gelegenes Dorf, um weitere Erkundigungen einzuziehen. Ich schloß nach meiner Berechnung, daß die von uns in drei Tagen zurückgelegte Strecke von der Küste bis hierher höchstens 80 Kilometer betragen konnte, da der Fluß, besonders im letzten Drittel seines Laufes, sehr bedeutende Krümmungen beschreibt, im Ganzen aber immer wieder in die westliche Richtung zurückfällt. Von Mahabe ab ist der Fluß zwar noch ziemlich breit, wird aber alle Augenblicke durch Wasserfälle oder Felsstücke versperrt. Er entspringt auf dem ungefähr 12 Kilometer von hier gelegenen hohen Gebirge, welches, so weit das Auge reicht, sich in der Richtung von Norden nach Süden zu erstrecken scheint. Dieser Gebirgszug wird von den Malgaschen Ambodehar genannt. Dies bedeutet übrigens nicht viel, da ich öfters auch nördlicher die Region des Innern mit demselben Namen bezeichnen hörte.

Von dem kleinen Dorfe, in dem wir uns befanden, konnten wir die Gegend gut übersehen. Wir hatten das große Dorf Mahabe schräg gegenüber in einer Entfernung von 4 Kilometer. Vor und nordwestlich von uns lag das Gebiet der Chavoai (Schawoä), links südwestlich dasjenige der Boilakertra, weiter südlich wohnen die Balave und nördlich von den Chavoai die Chaffatten, welche wieder mit ihrem Gebiet an das der Antakmors stoßen. Jenseits der Berge scheinen, nach Aussage der Eingeborenen, noch verschiedene kleinere Stämme zu wohnen, ehe man zu dem mächtigen Sakalavenvolke gelangt. Daß alle diese Stämme mit der Westküste Madagaskars in indirekter Berührung stehen und von dort Waffen und Munition erhalten, steht außer allem Zweifel. An der Ostküste verhindern die Hovas die Einfuhr von Gewehren und Pulver, erweisen sich aber meistens als willige Käufer der gestohlenen Herden. Das für die Rinder erhaltene Geld wandert nun meistens wieder zum Ankaufe von Flinten nach der Westküste.

Wir befanden uns hier in einer wellenförmigen fruchtbaren Ebene, auf welcher noch kleinere Waldbestände sichtbar wurden. Die Erde bestand zum Theil aus reinem Humusboden, ein Zeichen, daß die Entwaldung noch nicht lange vor sich gegangen war.

Die Bewohner des Dorfes Ambodivoro dürften keinem besondern Stamme angehören. Es schien ein Gemisch verschiedener Rassen zu sein. Da die Boilakertra schon lange Jahre im Kriege mit den Chavoais lagen und fast täglich Scharmützel stattfanden, so machten diese Leute auf mich den Eindruck von Aasgeiern, welche hier auf Abfälle lauern. Wir besetzten eine lange, schmale Hütte auf dem höchsten Punkte des Berges und suchten uns auszuruhen, so gut es ging, nachdem wir ein aus Hühnern, Reis und Bananen bestehendes Mahl zu uns genommen hatten.

Im Laufe des Nachmittags erschien ein hochgewachsener Mann von gelber Hautfarbe mit zahlreichem Gefolge und warnte mich eindringlich den Fluß zu überschreiten und in das Land der Mörder und Diebe, wie er die Boilakertra nannte, zu gehen. Hier sei ich sicher, aber dort einem

schrecklichen Tode geweiht („Matty anaho, matty maramba anaho, matty anareo siabé daolo“. Todt wirst du sein, todt deine Leute, todt werdet ihr alle zusammen sein.) Die Beredsamkeit dieses Mannes war glänzend und blendend; er sprach hoch aufgerichtet mit würdiger Gestikulation und mächtigem Organ wohl über zwei Stunden lang. In dieser Beziehung leisten viele Malgaschen wirklich Hervorragendes. Auf meine Begleiter schienen diese Worte einen überwältigenden Eindruck zu machen und bei den Haupt- und Glanzstellen unterbrach den Redner oft das bekannte zustimmende Marno (wahrhaftig, d. h. so ist es). Ich antwortete der Sitte gemäß, und was mir an Gewandtheit in der Sprache abging, suchte ich durch Betonung und Feuer der Rede zu ersetzen. Wir tauschten hierauf einige kleine Geschenke aus und der Redner zog sich zurück mit dem Bewußtsein eines Mannes, der seine Pflicht, wenn auch vergebens, gethan hat. Der Leser möge aber nicht glauben, daß dieser Mann aus menschlichen Gefühlen und für meine Sicherheit besorgt, mich am Vordringen hindern wollte. Entweder sah er in mir einen Konkurrenten oder er glaubte durch eine Verbindung mit mir, falls ich hier zurückbliebe, seine Vortheile zu finden.

Gegen acht Uhr Abends vernahmen wir aus einer Entfernung von vielleicht 4 Kilometern lebhaftes Gewehrfeuer. Der Schall dringt sehr weit in diesen stillen und leblosen Wildnissen. Es waren die Voilakertra und die Chavoai, welche sich ihrer Gewohnheit gemäß die Zeit vertrieben. Ein weithin im Westen sichtbarer Feuerschein zeigte uns die Richtung des Kampfplatzes. Der Schein erlosch bald und entstand von Neuem weiter nördlich; dieses wiederholte sich drei- bis viermal. Es rührte, wie wir später hörten, vom Brande einiger Dörfer her, welche die an diesem Abend siegreichen Voilakertra auf ihrem Wege anzündeten, nachdem der Feind daraus geflohen war. Das Gewehrfeuer dauerte die ganze Nacht. Es ist dies eine in diesen Gegenden so häufige Erscheinung, daß ich mich bald vollständig daran gewöhnte und nicht mehr darauf Acht hatte.

Am andern Morgen wurden die sechs Mann mit den Booten nach Farafangana zurückgeschickt. Erstere hatten in der Nacht nicht geringe Furcht ausgestanden und waren eilig aus dieser Gegend herauszukommen, letztere waren fortan für uns überflüssig. Die zwei unterwegs aufgenommenen Leute und den Jäger beredete ich bei mir zu bleiben, indem ich ihnen doppelten Lohn, d. h. 20 Franken statt 10 pro Monat und Mann versprach. Es kostete mich einige Mühe um die Einwohner des Dorfes zu bewegen, mein Gepäck über den Fluß zu schaffen. Als dieselben aber erst dort angelangt waren, feuerte ich ihren Muth durch eine Ansprache an, und durch das Versprechen doppelten Lohnes ließen sie sich bewegen mich bis nach Mahabe zu begleiten. Um diesen mühsam errungenen Muth nicht alsogleich zu verlieren, brüllten und lärmten die Leute wie besessen und feuerten sich gegenseitig an. Als jedoch Mahabe, mit bewaffneten Kriegern vollgestopft, in Sicht kam, mußte ich am Ende der dreißig Mann starken Kolonne verbleiben und dieselben vor mir hertreiben. Sie trauten dem Wetter nicht und zeigten große Lust die Sachen hinzuwerfen und auszureißen.

Am Eingange des Dorfes waren über tausend Menschen versammelt; alle reckten neugierig die Köpfe nach uns hin und schrien lebhaft hin und her. Die Männer, fast alle Voilakertra, trugen Gewehre und zwei Wurfspeere in der linken Hand. Als wir uns näherten, wurde es still, alle Augen richteten sich auf mich und die Blicke schienen mich gleichsam aufzusaugen.

Einsam und geächtet von den Küstenstämmen, lebten diese Leute abgeschlossen von jedem Verkehr. Was von Kultur und Civilisation zu ihnen drang, waren Märchen seltsamer Art. Niemals waren sie aus ihrem Lande gekommen. Kein weißer Mann hatte die als ungastlich verschriene Schwelle ihrer Heimath überschritten. Heute vollzog sich vor ihren Augen der Traum, den sie lange und vergebens erhofft hatten. Ob mit dem weißen Mann auch zum ersten Male ein Hauch des Friedens und der Versöhnung durch dieses arme in Barbarei versunkene Volk zog? Wohl ist es möglich! Für diese Leute war ich heute der Repräsentant Europas, der Träger der gesammten Civilisation; für sie war ich nach ihren Begriffen der Erbauer jener riesenhaften Schiffe, von denen sie gehört, der Verfertiger jener schönen Stoffe und Perlen, des Pulvers und der Gewehre, deren Besitz sie als höchstes Ziel erstrebten. Muß doch nach ihrer Ansicht das, was ein Weißer kann, jeder Weiße können.

Stanley am untern Congo.

Bei einem Banket, welches am 19. Oktober d. J. der Stanley Club in Paris seinem Namenspatron H. M. Stanley zu Ehren veranstaltet hat, gab dieser den ersten zusammenhängenden, wenn auch kurzen Bericht über seine dreijährigen Arbeiten am untern Congo. Wir entnehmen dem Times-Berichte darüber (Mail vom 20. Oktober) Folgendes, indem wir die höchst persönlichen und wenig feinen Angriffe auf Savorgnan de Brazza, womit Stanley Anfang, Mitte und Schluß seiner Rede ausstattete, hier übergehen. Die nächste Zukunft wird zeigen, ob die französische Regierung Lust verspürt, de Brazza's Landerwerb (s. „Globus“ XLI, S. 303) am Stanley Pool ernst zu nehmen und zu ratificiren, und ob dadurch die Bestrebungen des Königs von Belgien am Unterlaufe des Congo wirklich gehindert werden können — wir für unsern Theil wollen erst handgreifliche Beweise sehen, ehe wir daran glauben können, daß einzelne, auch noch so großartige Unternehmungen wie diejenigen Stanley's und de Brazza's das innere Afrika zu „erschließen“ und zu „civilisiren“ im Stande sind. Dazu gehört die Arbeit von Jahrhunderten, die Mitwirkung Tausender und aber Tausender, und alsdann wird es sich noch immer fragen, ob die Neger das „Civilisiren“ aushalten werden. — Doch zu Stanley's Bericht!

Als er im August 1879 seine Arbeiten begann, bestand seine Gesellschaft aus 15 Europäern, 68 Zanzibar-Leuten und einigen Kabindas. An Schiffen besaß er zehn Stück: den Dampfer La Belgique von etwa 30 Tonnen, vier Dampfkähne (Royal, Espérance, En Avant und La Jeune Africaine) und fünf Boote. Nach mehreren endlosen Zusammenkünften mit den fünf Häuptlingen von Vivi (unterhalb der untersten oder Jellala-Fälle des Congo) erhielt er gegen eine ansehnliche monatlich zahlbare Entschädigung die Er-

laubniß, in ihrem Gebiete zu bauen, Wege zu machen, Brücken zu errichten und sonst nöthige Verbesserungen vorzunehmen, Grund und Boden nach Belieben zu bebauen und eingeborene Arbeiter in Dienst zu nehmen. Darauf hin warb er circa 50 Vivi-Leute an, welche noch jetzt gegen Tagelohn gute Dienste leisten. Die Gegend um Vivi ist sehr hügelig, selbst bergig, und der einzige geeignete Platz, um eine so wichtige Station, wie die hier geplante, anzulegen, war der Gipfel eines circa 300 Fuß über den Spiegel des Flusses ansteigenden Berges. Derselbe mußte mit vieler Mühe geebnet und hergerichtet werden, ehe man dort die erste Station, welche als Operationsbasis dienen sollte, errichten konnte. Dieselbe bestand aus einem Hauptwohnhause, sieben hölzernen Hütten und zwei eisernen Magazinen; außerdem wurden aus dort zu findendem Material luftige Schuppen und einheimische Wohnhäuser erbaut. In den Hütten wohnten die Europäer, und die Magazine waren von oben bis unten mit Zeug, Perlen und Lebensmitteln angefüllt. Dann wurde eine breite Kunststraße zu dem Landeplatze angelegt. Aber der Boden war so schwierig zu bearbeiten und die Anzahl der Menschen so gering, daß es volle fünf Monate dauerte, ehe die erste Station als vollendet angesehen werden konnte. Im Februar 1880 brach Stanley auf, um das Land zwischen Vivi und Isangila (circa 40 km nordnordwestlich von Vivi) zu erforschen und den besten Weg aufzusuchen. Nachdem er 296 engl. Meilen durch sehr rauhe Gegend herumgewandert und nach jedem etwa zu benutzenden Vortheile ausgespäht hatte, begann er mit dem Straßenbau, der nur langsam vorschritt. An manchen Tagen wurde $^1/_2$ engl. Meile, an anderen nur $^1/_4$, an manchen aber auch fast eine Meile Weges fertig gestellt; an einer Stelle aber erforderten 400 Ellen 26 Arbeitstage. Am letzten Tage des Jahres 1880 wurde Isangila, der Ort für die zweite Station, genau 52 engl. Meilen von Vivi, erreicht. Besondere Schwierigkeit verursachte auch der Transport der riesigen Wagen, auf denen die Dampfkähne, Boote, Maschinen, Dampfkessel, Werkzeuge und Lebensmittel verladen waren; an Kisten allein waren über 800 fortzuschaffen, an Gepäckstücken überhaupt 2225. Und das mit einer geringen Menschenmenge, die so klein war, daß sie einmal unter Anwendung von Flaschenzügen, Winden und allen möglichen anderen Hilfsmitteln einen vollen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang damit zubrachten, einen einzigen Dampfkahn einen 80 Fuß hohen Berg über dem Thale von Mpagassa hinauf zu schaffen. In Isangila dieselben Verhandlungen mit den Eingeborenen wie in Vivi; erst nach Verabreichung ansehnlicher Geschenke und Bewilligung einer monatlichen Rente wurde die Errichtung der zweiten Station gestattet. Von dort bis zur dritten, Manjanga, beträgt die Entfernung auf dem Flusse 74 engl. Meilen; dieselbe kann, obwohl stellenweise Gefahr vorhanden ist, als schiffbar angesehen werden. Denn die Strecke ist während der letzten Jahre beständig befahren worden, ohne daß ein Unfall vorgekommen wäre. Obwohl sie nur 74 engl. Meilen lang ist, mußten doch 2224 Meilen per Dampfer gemacht werden, ehe alle Lebensmittel und alles Gepäck der Station sich in Manjanga befand. Am 1. Mai 1881 war auch dies Ziel erreicht. Aber die beständige Aufregung und Besorgniß während der Stromfahrt, wenn die kleinen mit Menschen beladenen Boote von den Wirbeln und Stromschnellen hinabgerissen wurden und wieder und wieder der gefährlichen Strömung Trotz boten, und die Sorge um die Tausende von Kisten und Packen brachten Stanley dem Tode nahe. Während des Mai wurde derselbe von seinen Begleitern stündlich erwartet, doch erst im Juni erholte er sich und konnte noch vor Ablauf dieses Monats die Verhandlungen mit den Eingeborenen zum Abschlusse bringen. In wenigen Wochen wurden zwei eiserne Häuser errichtet, in denselben das Gepäck untergebracht und zu Anfang Juli ein breiter Weg von dort zum Landeplatze von Manjanga oberhalb des Ntombo-Matala-Falles angelegt. Dann brach Stanley längs des nördlichen Ufers des Congo nach Stanley Pool auf, um wiederum die beste Trace für einen anzulegenden Weg ausfindig zu machen; zugleich benachrichtigte er seine dortigen „Freunde“ von seinem Kommen, ohne von de Brazza's Annexion am Stanley Pool etwas zu wissen. In sieben Tagen langte er am Gordon-Bennett-Flusse an, den die Eingeborenen Jue nennen (derselbe mündet dicht unterhalb des Stanley Pool). Die dortigen Häuptlinge Gampa und Bab-Ndschali nahmen ihn freundlich auf; bald aber erschien der farbige Sergeant Malamine und zwei schwarze Matrosen vom Gabun, welche de Brazza dort zurückgelassen hatte. Sie waren in Seemannstracht und führten eine französische Flagge mit sich; Malamine grüßte höflich und überreichte Stanley zwei Papiere, eines den Vertrag zwischen Brazza und dem Bateke-Könige Makoko enthaltend, das andere einen Befehl an Malamine, der nicht lesen konnte, jeden Weißen, der das an Brazza abgetretene Gebiet betrete, gastlich aufzunehmen. Stanley erklärte, daß er nicht beabsichtige, Brazza's Besitz zu stören; wenn Brazza das nördliche Ufer vorziehe, wolle er selbst am südlichen sich niederlassen, und umgekehrt, und zuletzt fragte er, ob Malamine etwas dagegen habe, wenn er über den Gordon-Bennett-Fluß gehe, was dieser verneinte. So überschritt Stanley am nächsten Tage den Fluß, betrat das Gebiet des Stanley Pool und erhielt von dem Häuptling Ingia in Mfiva und später auch von dessen Oberherrn Gamankono in Malima, mit welchem er schon bei seiner ersten Congo-Fahrt freundlich zusammengetroffen war, die Erlaubniß, so viel Häuser zu bauen, als ihm beliebte. In der Nacht kam jedoch Malamine in das Dorf und hetzte die Einwohner gegen ihn auf, so daß er es für gerathen fand, sich zurückzuziehen. In Mfiva wäre es sogar fast zu einem blutigen Zusammenstoße mit den aufgeregten Eingeborenen gekommen; doch erschien im entscheidenden Momente ein Stanley befreundeter Häuptling vom Südufer mit 60 Flintenträgern und legte sich ins Mittel. Er war vom Häuptling Itsi von Ntamo geschickt worden, mit welchem Stanley bei seiner ersten Congo-Reise Blutbrüderschaft geschlossen hatte, und ordnete alles aufs Beste; einstweilen wurden zehn Mann mit einigen Ballen Waaren über den Strom gesandt, mit dem Auftrage, in Ntamo auf die Ankunft der übrigen zu warten, worauf Stanley auf demselben Wege zu seinen zurückgebliebenen Genossen zurückkehrte. Zuvor konnte er noch unweit des Gordon-Bennett-Flusses den französischen Missionar Pater Augouard nebst seinen jugendlichen Begleitern, Zöglingen der französischen Mission in Landana, unterstützen und warnen; wie vorauszusehen, schlug des Paters Vorhaben fehl und auch er mußte sich trotz seiner französischen Flagge vor den erregten Eingeborenen zurückziehen.

Die Expedition war inzwischen von Manjanga, welches noch 95 engl. Meilen von Stanley Pool entfernt ist, etwa 20 Meilen weit vorgedrungen. Immerhin blieben noch 75 Meilen bis zu der Stelle am Stanley Pool, wo die nächste Station Leopoldville erbaut werden sollte, zurückzulegen. Gerade in diesem Augenblicke kam eine ansehnliche Verstärkung aus Zanzibar an und in Folge dessen war es möglich, daß am 3. December 1881 der Dampfer und die Boote auf dem obern Congo schwammen und das ganze enorme Gepäck sich sicher oberhalb der obersten der Livingstone-Fälle unter aufgeschlagenen Zelten befand. Am 1. Februar 1882

war auch das Hauptquartier der Station vollendet, ein großes Haus, 97 Fuß lang, 24 Fuß breit, zwei Stock hoch, die Wände 3 Fuß dick und innen in Zimmer für die europäischen Beamten der Station abgetheilt. Nun hatte Stanley freie Bahn und konnte ohne Furcht vor natürlichen Hindernissen den mächtigen Strom hinauffahren; er instruirte den Chef der Station, richtete Karawanen ein, welche auf der erbauten Straße zwischen den einzelnen Stationen regelmäßigen Verkehr unterhalten sollten und beruhigte die eingeborenen Häuptlinge über seine Abwesenheit. Dann erst fuhr er in dem kleinen Dampfer „En Avant“, ein großes Walfängerboot und zwei Canoes im Schlepptau, den Congo aufwärts, um den Platz für die fünfte Station auszusuchen; er fand denselben unweit der Mündung des Kwango in den Congo, circa 100 engl. Meilen oberhalb Leopoldville, also am südlichen oder linken Ufer des Congo. Die Fahrt wurde noch weiter fortgesetzt, um die sechste Station zu ermitteln; doch enthält der Bericht der „Times“ darüber leider keine Einzelheiten. Bei seiner Rückkehr wurde Stanley dann vom Fieber ergriffen und zur Rückkehr nach Europa gezwungen; aus seinen Worten aber scheint hervorzugehen, daß dieser Rücktritt kein dauernder sein wird.

Einem andern Berichte (The Mail vom 18. Oktober) verdanken wir noch einige Ergänzungen zu dem oben Mitgetheilten. Stanley hatte durch die Liberalität des Königs von Belgien faktisch unbeschränkte Mittel zur Verfügung und konnte, wie er es ausdrückte, für jeden Kubikzoll Luft, den er und seine Gefährten athmeten, und für jeden Quadratfuß Erde, auf den sie traten, baar bezahlen. Das Ziel des Königs der Belgier ist, wie es scheint, völlig selbstlos; er will Inner-Afrika für Handel und Civilisation erschließen und seine Hilfsquellen entwickeln, wozu der Congo als prächtige Wasserstraße helfen soll. Stanley's Aufgabe war es, die denselben in seinem Unterlaufe versperrenden Wasserfälle durch eine Fahrstraße zu umgehen, und dies hat er in der oben beschriebenen Weise ausgeführt. Die Straße ist im Mittel 15 Fuß breit und führt längs des nördlichen Ufers 230 engl. Meilen weit von unterhalb der Katarakte bis weit jenseit des Stanley Pool hinauf, also bis zu dem schiffbaren Laufe des Congo. Sie ist so solide gebaut, daß sie bis jetzt den wolkenbruchartigen Regengüssen und dem schweren Transport der Boote und Maschinen Stand gehalten hat. An einer Stelle versperrte ein gewaltiger Berg den Weg und sendet einen wie eine Messerklinge gestalteten Ausläufer südwärts steil zum Strome hinab, der an seinem Fuße in tollen Wirbeln und Schnellen erbraust. Der Ausläufer wurde gesprengt, die riesigen Felsblöcke geordnet, die Lücken mit kleineren gefüllt, 18 Zoll Erde darauf geschüttet, und die Straße war fertig. Bald darauf tritt sie in einen dunkelen Wald von erfrischender Kühle, wo Tausende von Stämmen gefällt und die Stümpfe ausgerodet oder planirt werden mußten; die Stämme wurden zu beiden Seiten in hohen Haufen aufgeschichtet. Der Handel benutzt diesen bequemen Weg bereits, und ebenso ein regelmäßiger Postverkehr, durch welchen Stanley in bestimmten Zwischenräumen die Londoner Zeitungen und Zeitschriften erhielt. Während seines Aufenthalts hatte er etwa eine Million Ellen Manchesterzeug an Arbeitslohn und für sonstige Leistungen an die Eingeborenen zu vertheilen. Mit dem kleinen Dampfer „En Avant“ ist Stanley dann etwa 400 englische Meilen über den Stanley Pool hinaus vorgedrungen und hat ein ansehnliches Stück Erforschungsarbeit geleistet. Unter anderm ist er einen neuen Fluß (der Name wird nicht mitgetheilt), der oberhalb Stanley Pool von Süden her einmündet, hinauf gefahren bis in einen schönen See, der mit Fischerbooten bedeckt war, welche beim Anblicke des schnaubenden dampfenden Ungethüms die Flucht ergriffen. Eines der Eingeborenen wurde man jedoch habhaft, beruhigte ihn und entließ ihn reich beschenkt zu seinen Genossen, die hinter den Büschen am Ufer ängstlich lauerten. Nach Stanley's Ansicht ist der Boden für Anbau in jeder Weise vorzüglich geeignet und der Vorrath an Kautschuk in den Wäldern ist bei vernünftiger Ausbeute unerschöpflich. Das größte Hinderniß für die Benutzung des schiffbaren Theiles des Congo sind aber die Kannibalenstämme zwischen dem höchsten, diesmal erreichten Punkte und Njangwe, deren Wildheit nur bei sehr vorsichtigem, ehrenhaftem und vernünftigem Auftreten allmählich zu überwinden sein wird.

Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde.

Von **John Baron Müller.**

I.

Nachstehende Erzählungen sammelte ich im vergangenen Winter in Harrar. Es sind dieselben eine Fortsetzung von Beiträgen zur sudanesischen Thierfabel, welche ich in einem frühern Jahrgang des „Globus“ veröffentlichte. Mein Berichterstatter war ein Metta-Galla, hatte auf seinen Zügen Kaffa und Schoa besucht und ist daher die Möglichkeit, daß seine Erzählungen aus jenen Ländern stammen, nicht ausgeschlossen.

Wer die Thierfabeln der südlichen Bantu-Völker kennt, wird eine Art von Verwandtschaft jener mit nachstehenden nicht bestreiten können, ebenso wie dieselben in naher Beziehung zu den Erzählungen derer vom Weißen Nil stehen. Es ist diese Aehnlichkeit vielleicht ein Beweisglied für die Zusammenhörigkeit der Bedja-, Galla- und Bantu-Völker. Ich würde nicht wagen auf diese Verwandtschaft hinzudeuten, doch veranlaßt mich hierzu der äußerst geringe Unterschied in körperlichem Bau und äußerm Aussehen, welcher sich jedem aufdrängen muß, der diese räumlich weit getrennten Völkerschaften kennt, ferner die oft frappirende Aehnlichkeit in Sitten, Gebräuchen und Trachten, die Aehnlichkeit der Topfformen, welche soweit geht, daß genau dieselben Verzierungen, die an den Kochgefäßen im Kraal der Zulu wahrgenommen werden, im Gebiet der Noli- und Metta-Galla, in der Nora T'selim und Nora As Gedeś des Habâb-Landes, sowie im Fundj in Senaar vorkommen.

Vor wenigen Jahren bot sich mir in Mozambique die Gelegenheit Zulus und Leute vom Nyassa zu beobachten. Ich kam damals aus dem östlichen Sudan und hatte mit den Ababdó der Atmur und den Bischarin und Hadendóa der Regionen zwischen Rothem Meer und Nil verkehrt; um so lebhafter drängte sich mir daher der Gedanke auf, daß eine Verwandtschaft zwischen diesen Völkern existiren

müsse. Ich fand genau dieselben Gesichter wieder, Frisur und Bekleidung waren fast wie am Rothen Meer, die Zulu-Lanze war in Form und Schnitt des Blatts fast in Nichts unterschieden von der Waffe der Bedja, der Schmuck der Frauen hatte dieselbe Anordnung, kurz, beständig gewahrte ich Eigenthümlichkeiten, die ich schon längst im Sudan beobachtet hatte. Ein Jahr später lernte ich in Abessinien am Debre-Sina, in Hamasien und im Bogos die Agau-Völker kennen. Eine sehr große Aehnlichkeit dieser mit den Bedja mußte ich ebenfalls zugestehen, doch schien es mir mehr, als wären ihre Sitten durch dieselben beeinflußt, als wären die Agau eingewandert oder auch umgekehrt, auf jeden Fall sind sie echt afrikanischen Ursprungs. Die Wiege dieses einst so mächtigen Stammes mag im Süden oder in Walagga gestanden haben, Jemen ist gewiß nicht ihre Heimath, obgleich ihre Sprache in einzelnen Anklängen darauf hinzudeuten scheint; ich behalte mir spätere Beweise vor, und erwähne nur, daß ich darum auf Walagga schließe, weil ich Eingeborene von dort neben Agau beobachtet habe, daher eine Verwandtschaft annehmen zu können glaube.

Massawa am Rothen Meer ist für vergleichende Völkerstudien ein äußerst günstiger Ort; man trifft Bedja, Agau und Dankali in bedeutender Anzahl, und wird jeder nach kurzem Aufenthalt Bedja und Abessinier unterscheiden können, dagegen schwerlich Bedja und Dankali. Ihre Aehnlichkeit ist in jeder Beziehung groß, doch unterscheiden sie sich ebenso vom Agau. Die Schoho, Assaorta etc., unter dem Kollektivnamen Dankali bekannt, besuchte ich in ihrer Heimath an der Annesley-Bucht. Sie bilden das Bindeglied zwischen Bedja und Somalen nebst Galla. Daß sie von Jemen beeinflußt wurden und noch werden, ist bei der geringen Entfernung natürlich. Die, wenn ich nicht irre, zuerst von Robert Hartmann ausgesprochene Idee, daß afrikanische Völker einst Jemen überschwemmten, dann aber nur theilweise in ihre alten Sitze zurückgedrängt wurden und daß die heutigen Dankali und Somalen der Rest jener zurückgeworfenen, mit himjaritischem Blut durchsetzten Völker sind, ist nach meiner Ansicht sehr zutreffend. In Hodeida findet man unter der dortigen, aus dem Innern Jemens stammenden Bevölkerung genügende Beweise, ebenso in Aden. Letzterer Ort ist in Beziehung auf seine Bewohner äußerst interessant, und dürfte wohl nur von Singapore übertroffen werden, doch ist in der Stadt eine auch nur annähernde Bestimmung geradezu unmöglich. Die vor Jahrzehnten stattgefundene Einwanderung indischer, afrikanischer, arabischer und europäischer Elemente hat eine, an Individuenzahl geringe und undefinirbare Rasse erzeugt; ich meine daher, wenn ich Aden anführe, nur die die Stadt besuchende jemenische Bevölkerung.

Am 3. April dieses Jahres schrieb ich am Geldesa-Fluß im Gebiet der Noli-Galla Folgendes in mein Tagebuch: „Der Fluß ist hier von steilen, hohen, üppig bewachsenen Wänden aus Granit und Gneis eingefaßt. Das Wasser fließt beständig, circa 3 Fuß tief. Zahlreiche Eingeborene. Die Männer gleichen sehr den Dankali und Somalen. Ihre Waffen und Bekleidung ganz wie Somalen. Die Frauen haben viel Suahili-Typus.“ Man wird mir dagegen halten, daß der Geldesa noch zum neutralen Grenzgebiet der Somali und Galla gehört; und daß es natürlich ist, wenn hier eine bedeutende Annäherung zwischen beiden Völkern stattfindet. Ich erwidere aber, daß ich diese Aehnlichkeit nicht allein hier, sondern tiefer im Innern des Galla-Landes in Belloa, Zschassiana und Harrar beobachtet habe. Meine Somali-Diener trugen in Harrar die landesübliche Tracht und waren in nichts von den übrigen Galla zu unterscheiden. Eine Menge von Eigenthümlichkeiten erinnerten mich auch einerseits wieder an die in Mozambique gesehenen Nyassa-Eingeborenen, sowie Udschidschi-Leute vom Tangánika, die ich in Zanzibar beobachtete, dagegen andererseits auch wieder an meine Habab-Bekannten, die ich kurz vorher am Falkat und untern Ansábba besucht hatte. Der Lanzenknopf der Galla ist genau die drei- oder viermal gewundene kuglige Spirale der Eingeborenen vom Ostufer des Nyassa sowie der Habab-Leute vom Falkat und Täwi, nur daß sich bei letzteren, wie bei den Somalen und Zulu, die Kugel in ein langgestrecktes röhrenartiges Gebilde verwandelt. Ueber die am Mareb und Takkazzó sitzenden Kunáma und Barea will ich mir hier kein Urtheil erlauben; ich habe dieselben in Zaga, Algadén und Kassala kennen gelernt, doch war die Zeit zu kurz um ihre Beziehungen zu den umwohnenden Stämmen zu studiren. Sie dürften nichts mit unseren Völkern gemein haben, lehnen sich an die Agau an, deuten aber nicht wie diese nach Walagga, sondern eher auf die Negerländer von Fazoglu und Beni Schangollo. Die Schukrie dürfen als sehr nahe Verwandte der Galla und Bedja gelten, ihre Waffen gehören beiden an, während der Schild durchaus auch demjenigen der Zulu gleicht. Die Schukrie bedienen sich des primitiven, runden Bedja-Schildes, des verbesserten der Abessinier sowie des langen durch ein Längsholz steif gehaltenen Zulu-Schildes. Wie im Zulu-Lande wird derselbe zuweilen mit Federn und anderen Thiertrophäen verziert. Selbst den Faustschild der Midjertén von Mugdischa beobachtete ich bei einigen Schukerie; dieser hatte fast dieselben Linienornamente und quadratischen Verzierungen, nur war er im Durchschnitt mehr gebogen. Die Sandale des Schukrie ist nur wenig von der des Somáli unterschieden.

Der Linguist wird mit vollem Recht einwerfen, daß ohne genaue Kenntniß der Sprachen dieser Völker das Dunkel, welches über ihnen schwebt, nicht oder nur spärlich gelichtet werden kann. Ein kürzlich in Wien erschienenes Buch über afrikanische Sprachen hat auch wesentlich dazu beigetragen den Stämmen der ägyptisch-abessinischen Grenzgebiete ihren Platz im afrikanischen Völkergewirr anzuweisen; hoffen wir, daß jene Untersuchungen fortgesetzt werden. Ich hege keinen Zweifel, daß auch an der Hand der Linguistik eine nahe Verwandtschaft oder sogar Identität der Bedja, Galla und Zulu nachgewiesen wird. Dem Laien scheint der Unterschied zwischen dem Galla- und Bedja-Idiom ungeheuer; in Wirklichkeit dürften aber eine bedeutende Anzahl Berührungspunkte vorhanden sein. Ich bin zu wenig Linguist, um mich auf diese Frage einlassen zu können, ich will nur erwähnen, daß der Dialekt von Harrar im Galla-Land zusammengesetzt ist aus Amharinnia, Tigrinnia, Bedau und wenig jemenischem Arabisch; vielleicht entdeckt der Sprachforscher noch mehr Dialekte. Von indischem oder sogar malaischem Einfluß, korrespondirend mit Madagaskar, kann also kaum die Rede sein.

Ich lasse nachstehend die Galla-Thierfabeln folgen. Dieselben wurden mir auf arabisch mitgetheilt und sofort notirt. Die Uebertragung wurde so entsprechend wie möglich wiedergegeben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Kein Generalstab oder sonstige Militärbehörde hat sich um die Karte Europas ein solches Verdienst erworben, als das k. k. Militär-geographische Institut in Wien resp. die beiden Anstalten in Wien und Mailand, aus deren Vereinigung dasselbe im Jahre 1839 hervorgegangen ist. Nicht nur hat es für das eigene Land, welches den Haupttheil des mächtigsten europäischen Gebirges umschließt, in vorzüglicher Aufnahme und technischer Ausführung eine obendrein billige Karte geschaffen; wir wären auch ohne jene Institute noch heute ohne zuverlässige Karten von Ober- und Mittel-Italien und Rumänien. Augenblicklich wird diejenige von Bosnien aufgenommen, und durch die Reisen österreichischer Officiere in der europäischen Türkei und die Erweiterung seiner „Generalkarte von Central-Europa" nach Südosten hat das Institut bis zu den Grenzen Griechenlands hinab für die Karte Europas Selbständiges geleistet. In die Arbeiten und das Getriebe einer solchen Anstalt Einblick zu gewinnen, muß von hohem Interesse sein, und dem kommen die „Mittheilungen des k. k. Militär-geographischen Instituts" entgegen, welche seit 1881 auf Befehl des k. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums in Wien (R. Lechner) erscheinen. Band I (1881) enthält außer dem durch sieben Kartenbeilagen illustrirten Berichte über die Leistungen des Instituts besonders eine interessante Einleitung über den Ursprung und die Entwickelung der Topographie in Oesterreich; Bd. II (1882) den Bericht über die Leistungen mit sechs Beilagen, eine Abhandlung K. Hödlmoser's: „Ueber ältere und neuere Reproduktionsverfahren und deren Verwerthung für die Kartographie" und „Untersuchungen über die Schwere im Innern der Erde" von Major von Sterneck.

Asien.

— Die Kaufleute von Kolymsk (im nördlichen Sibirien) bringen einen Theil des Jahres, gewöhnlich vom Juli bis zum Ende des Oktober, in Jakutsk zu, wo sie ihre sämmtlichen Vorräthe, europäische und Kolonialwaaren, Mehl und überhaupt alles, was in Kolymsk nicht zu haben, aber doch erforderlich ist, aufkaufen, um dann mit Eintritt des Winterweges alle diese Waaren nach Kolymsk zu schaffen. Sie bedienen sich dazu ausschließlich der Saumpferde und reiten auch selbst; die reicheren Kaufleute haben 100 bis 200 schwer bepackte Thiere bei sich, alle von einer stämmigen, mit dichtem Haar bedeckten Rasse, die dem dortigen Klima Trotz bietet. Da die wenigen Ansiedelungen und officiellen Poststationen natürlich nicht ohne weiteres das für eine solche Menge von Pferden erforderliche Futter liefern können, so haben diese Händler, welche meistentheils ihr ganzes Leben lang jährlich die Route hin und zurück machen, längs des ganzen Weges Depots, welche von den zunächst wohnenden Eingeborenen mit dem nöthigen Heu versorgt werden. Im Winter werden diese Reisen, trotz der für den Europäer entsetzlichen Kälte, deshalb zurückgelegt, weil der Weg dann leichter und wohl auch kürzer ist als im Sommer, da die zahlreichen Sümpfe und Wasserbecken gefroren kein Hinderniß darbieten; dennoch dauert die Reise Monate lang bei einer Temperatur von — 30 bis 40° R., bisweilen auch mehr. Alle diese Kaufleute sind mehr oder minder wohlhabend, viele auch nach europäischen Begriffen sehr reich — sie transportiren wieder aus dem Norden Mammuthzähne und Pelzwerk nach Jakutsk, die ihnen ebenfalls reichen Gewinn bringen —, dennoch sind ihnen diese Reisen ein absolutes Bedürfniß, welches sie ebenso ungern entbehren würden, als etwa ein europäischer Rentier seine jährliche Badereise. (Ferdinand Müller, Unter Tungusen und Jakuten, S. 230 f.)

— Prof. Hirschfeld hat seine Reise im nördlichen Kleinasien (s. oben S. 239) mit Erfolg fortgesetzt, wie aus einem Schreiben an Prof. H. Kiepert, d. d. Amasia 30. September, hervorgeht. Trotz dem von Konstantinopel aus an die Provinzialbehörden gerichteten Befehle, auf die unter dem Vorwande geographischer und archäologischer Forschungen reisenden „Spione" ein wachsames Auge zu haben, fand Hirschfeld in den Paschaliks von Angora und Siwas vielfach, auch bei den Behörden, freundliches und verständnißvolles Entgegenkommen. Ueberrascht wurde er besonders, ganz im Gegensatze zu den von anderen Europäern in den südlichen Theilen des türkisch-asiatischen Gebietes gemachten Erfahrungen, durch die im Norden Kleinasiens jetzt überall herrschende Thätigkeit in der Anlage fahrbarer Straßen, deren Mangel bisher die reichen Hilfsquellen des Landes hatte verkommen lassen. Es hat wirklich den Anschein, als ob man in Konstantinopel endlich, vielleicht erst auf Anregung der deutschen Gehilfen im Ministerium, zu der Einsicht gelangt sei, daß eine derartige Ausschließung des kolossalen Waldreichthums dieser, auch an dem edelsten Obst und Wein überreichen pontischen Küstenländer im Stande sein werde, dem schwankenden Stande der Reichsfinanzen wieder auf die Füße zu helfen. Ein weiterer Brief vom 14. Oktober aus Samsun meldet, daß er unter fortwährendem Regen und auf schlechten Waldwegen das bisher unbekannte Thal des Thermodon erforscht hat. Nach einem kurzen Besuche in Trapezunt trat er dann die Heimreise an.

— Das britische Gebiet in Südarabien hat kürzlich dadurch einen kleinen Zuwachs erhalten, daß die Behörden das landeinwärts von Aden gelegene Dorf Scheich Othman nebst Umgebung, zusammen circa 34 engl. Quadratmeilen, dem Sultan von Lahedsch für ein paar tausend Dollars abgekauft haben. Veranlassung dazu ist der Wunsch, für die sehr im Raume beengte Bevölkerung der Stadt, welche fortgesetzt durch aus Afrika zuwandernde Somalis vermehrt wird, mehr Platz zu schaffen.

— Die indische Regierung hat behufs systematischer Beobachtung von Erdbeben 2000 Rupien zum Ankauf von Instrumenten und zur Errichtung von Beobachtungsschuppen auf den meisten meteorologischen Stationen erster und zweiter Klasse in Bengalen und Nordindien angewiesen. Auch die spanische Regierung hat eine Erdbebenkommission für die Philippinen ernannt, welche vorerst auf der Insel Luzon sechs Beobachtungsstationen errichten wird.

— Um die einheimische Schriftstellerei zu ermuthigen, hat der Chief Commissioner von Assam Belohnungen für nützliche Bücher jeden Wissens- und Literaturzweiges in einheimischer Sprache ausgesetzt.

— Karl Bock, dessen Reisewerk über das östliche Borneo wir auf S. 286 besprachen, ist soeben von einer langen und schwierigen Reise an der Nordgrenze von Siam mit reich gefüllten Zeichenmappen nach England zurückgekehrt. Am 9. November 1881 verließ er in einem königlichen Dampfer Bangkok und fuhr den Menam bis Raheng hinauf, von wo er zu Lande über Lakon nach Xieng-mai (Zimme) ging. Dort verweilte er, mit geologischen Beobachtungen beschäftigt, vom 11. Januar bis zum 2. Februar. Das Land war dort fruchtbar und stellenweise gut angebaut, die Bevölkerung aber träge und abergläubisch. Mit einer Karawane von sechs Elephanten und 20 Kulis zog er dann durch rauhes Gebirgsland zu der neuen Ansiedlung Muang Fang, welche an der Stelle einer ehemaligen Hauptstadt der westlichen Laos errichtet ist. Die wenigen Bewohner derselben waren eifrig damit beschäftigt, Wald und Gestrüpp zu beseitigen, und Bock hatte dort vorzügliche Gelegenheit zu zoologischen

Sammlungen. Tiger waren häufig und kühn; daß sie dem eben eingeführten Rindvieh nachstellten, wurde dem Reisenden zur Last gelegt. Von dort aus besuchte er die berühmte Höhle Tam-tap-tau, deren schwer zu erreichender Eingang sich circa 25 m über dem Fuße eines circa 90 m hohen Kalkfelsens an der Seite desselben öffnet. In der Mitte derselben befindet sich eine riesige liegende Buddha-Figur, dick vergoldet und mit einer kuriosen Sammlung von Wasserkrügen, Zeug, und bronzenen, hölzernen und steinernen Idolen, alles Opfergaben der Gläubigen, umgeben. Dahinter befindet sich eine zweite Buddha-Statue, aufrecht stehend und in der Handlung des Segnens begriffen. Von Muang Fang reiste Bock noch nach dem kleinen Ngiu-Dorfe Tatong am 150 Fuß breiten Flusse Mekok, dem er bis zu seiner Mündung in den Mekhong abwärts folgte. Letztern fuhr er dann hinauf bis Tschen-tsen und Tscheng-mai, wo er Schwierigkeiten mit den Eingeborenen hatte, welche fast alle seine Sammlungen vernichteten. Von dort kehrte er auf dem Mekhong zurück und traf am 14. Juni in Bangkok wieder ein.

— Der Marinearzt Dr. **Paul Neis**, bekannt durch drei kürzere Reisen zu den Mois im Nordosten von Französisch-Cochinchina, hat sich einige Zeit auf dem Observatorium von Montsouris im Gebrauche der astronomischen Instrumente geübt und jetzt vom französischen Unterrichtsminister den Auftrag erhalten, sich von Neuem nach **Cochinchina** zu begeben und dort seine Studien über Flora, Fauna, Geologie und Anthropologie fortzusetzen.

— Die **japanische** Regierung hat beschlossen, in sämmtlichen Provinzialhauptstädten des Reichs **öffentliche Bibliotheken** zu errichten. Dafür wird sie aufhören Zeitungen zu unterstützen, weil der damit erstrebte Zweck, die Unterdrückung des Liberalismus, sich nicht erreichen läßt. Ein paar Zeitungen sind in Folge dessen bereits eingegangen.

— **Berichtigung**. In meinem Essai über die Bagobos lautet die Zeile 19, Spalte II, Seite 222 irrthümlich: „nach Dr. A. B. Meyer ein Eisvogel Irena cyanogastra“; die Zeile lautet richtig: „nach Dr. A. B. Meyer: Irena cyanogastra, gehörig zu den Dicruridae oder Drongo-Würgern“. **F. Blumentritt.**

— Unter den Angestellten der englischen Nord-Borneo-Kompagnie hatte sich **F. Witti**, ein früherer österreichischer Offizier, durch eine im Mai und Juni 1881 ausgeführte Reise durch den Norden der Insel (von Bongon an der Marudi-Bai bis zum Flusse Kinibatangan und diesen abwärts zur Sandakan-Bai) hervorgethan. Leider ist derselbe kürzlich den dortigen Murut-Eingeborenen zum Opfer gefallen. Er war, mit 17 Begleitern auf einer Reise nach den Quellen des Sibuko-Flusses begriffen, von den Häuptlingen des Stammes anscheinend gastfreundlich aufgenommen worden; plötzlich aber griffen 300 Eingeborene mit Speeren und vergifteten Pfeilen die Fremden an, tödteten drei derselben sofort und Witti erst nach heftiger Gegenwehr, enthaupteten die Leichen und raubten deren Gepäck. Die Uebrigen entkamen; eine Abtheilung Polizei der Kompagnie ist gegen die Mörder ausgesandt worden.

— In der Gegend von Solok und Tanar Datar (**Sumatra**) — schreibt C. Bock (Unter den Kannibalen auf Borneo, S. 327) — herrscht unter den Eingeborenen eine **besondere Methode der Räuberei**. Sie nehmen die Früchte und Wurzeln einer Pflanze, „Katjubung“ genannt, zerreiben sie zu einem feinen Pulver und blasen dasselbe der Person, die sie berauben wollen, wenn sie eingeschlafen ist, in die Nasenlöcher. Eine andere Art ist die, das Pulver dem Opfer in den Kaffee oder Thee zu mischen. In beiden Fällen wirkt es ähnlich wie Chloroform, nur mit dem merkwürdigen Unterschied, daß die Person sieht, was vorgeht, und alle Bewegungen der Diebe wahrnehmen kann, aber weder zu sprechen noch sich zu regen im Stande ist. Bock traf einen Europäer, der unter dem Einflusse dieses Katjubung gewesen war, und das genau bestätigte, was ihm die Eingeborenen über die Wirkung gesagt hatten.

Afrika.

— Dr. med. **G. A. Fischer** aus Barmen, Denhardt's Begleiter bei dessen Erforschung des Tana im Jahre 1878 und später als praktischer Arzt in Zanzibar ansässig, hat von der Hamburger Geographischen Gesellschaft 15 000 Mark zu einer **ostafrikanischen Reise** erhalten. Auf wissenschaftlichen Reisen in Ost-Afrika erprobt, durch fünfjährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Ost-Afrika akklimatisirt, an Entbehrungen jeder Art gewöhnt, mit der Sprache des Landes, mit den Sitten und Gewohnheiten der ostafrikanischen Völker vertraut, der einflußreichen Unterstützung unserer Landsleute in Zanzibar gewiß, muß er durchaus als die geeignete Persönlichkeit für ein solches Unternehmen angesehen werden. Er gedenkt sich im November von Pangani aus, im Anschluß an eine arabische Karawane (diese pflegen eine Stärke von 600 bis 800 Mann zu haben), zu den noch unbekannten ostafrikanischen Seen zu begeben, welche in dem Gebiet östlich vom Viktoria Nyanza liegen. Drei Küstenorte sind es, welche vornehmlich dorthin Karawanen senden: Pangani, Mombasa, Takaungu. Fischer hat Pangani als Ausgangspunkt gewählt, einmal weil man von dort sehr bald in noch nicht bereiste Gebiete gelangt, dann weil die Straße von dort aus mitten durch die Region der schneebedeckten Berge führt, und endlich auch weil die Londoner Geographische Gesellschaft die Absicht hat, eine neue Expedition unter dem erprobten Joseph Thomson von Mombasa aus in die Massai-Länder zu senden. Auch soll man in Pangani sehr gute und erfahrene Leute für eine solche Reise finden. An der Endstation der arabischen Händler am Samburu- oder Baringo-See gedenkt Fischer so lange wie möglich zu bleiben, wissenschaftliche Sammlungen anzulegen und Exkursionen in die umliegenden Gebiete, besonders auch, wenn möglich, in das der Borani-Galla unweit des Jub-Flusses zu machen und den Rückweg durch die Galla-Länder anzutreten. Es wird sich daher die Reise wohl auf ein Jahr ausdehnen.

— Der erst kürzlich von Futa Dschalon zurückgekehrte **Dr. Bayol** ist vom französischen Marineminister der militärischen Expedition beigegeben worden, welche zu Anfang December von Medina nach dem obern Senegal abgehen wird. Am 5. Oktober hat sich auch Oberstlieutenant **Borgnis-Desbordes** mit zahlreichen Begleitern nach dem Senegal eingeschifft; er wird in Bamaku am Niger ein Fort erbauen, dessen Garnison durch einige kleine bewaffnete Dampfer unterstützt werden soll. Dieselben werden erst am Niger erbaut, nur Kessel und Maschinen kommen aus Frankreich.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Folgt man von Tiberias aus dem Westufer des Sees nach Süden, so gelangt man nach etwa einer halben Stunde zu den berühmten warmen Bädern, den Hammâm Tabarîye, welche 55 bis 61° C. heiß sind und namentlich während des Juli gegen rheumatische Leiden viel benutzt werden. Die beiden der Regierung gehörigen Badehäuser werden von derselben an einen Privatmann vermiethet, sind aber arg verfallen und überaus schmutzig. Ueber denselben liegen am Abhange des Berges das Grab des 1204 gestorbenen größten jüdischen Philosophen Maimonides, neben welchem sich eine Schule erhebt, unweit davon diejenigen der Talmudisten Rab Ami und Rab Ache und höher hinauf das des berühmten Rabi Ben Akiba, welcher, 120 Jahre alt, in den Aufstand des Bar Kochba verwickelt, von den Römern gefangen genommen und lebendig geschunden wurde. Nahe an 9 km südlich von Tiberias erreicht man die Südspitze des Sees, wo der 30 bis 40 m breite Jordan aus demselben heraustritt. Dort lag auf einer von drei Seiten von Wasser umgebenen Halbinsel im Alterthume die Stadt Sennabris. Nach der vierten Seite schützte sie ein Graben, der gleichfalls mit Wasser gefüllt werden konnte; der Hügel, welcher sie trug, erhebt sich 9 m über den Spiegel des Sees. Etwas östlich davon, nach dem See zu, liegt der Hügel Kerak mit prächtiger Aussicht, auf welchem man Reste eines römischen Lagers gefunden zu haben glaubt. Wenige Minuten später steht man am Jordan, aus welchem die Trümmer einer Römerbrücke aus später Zeit, der Dschisr Umm Kanatir oder der Brücke von es-Semak, hervorragen. Das gleichnamige elende Dorf liegt jenseits des Flusses; es besteht nur aus etwa 30 ganz niedrigen, mit Rohr und Binsen bedeckten Hütten. Zahlreiche Störche hatten sich auf den Pfeilerresten häuslich eingerichtet und geriethen beim Nahen der Fremden in lebhafte Aufregung; erst als ihnen nichts zu Leide geschah, drückten sie ihre Befriedigung durch lebhaftes Klappern aus. Klar und durchsichtig, daß man die großen Fische im Wasser schwimmen sieht, fließt der Jordan, hier 4 bis 5 Fuß tief, rasch zwischen den Brückenpfeilern nach Süden, wo sich das Ghor, theils angebaut, theils sumpfig, in unabsehbare Fernen erstreckt.

Am folgenden Tage beschloß Lortet eine der zahlreichen Höhlen, welche an der Felswand über seinem Lager sichtbar waren, zu untersuchen. Es ist behauptet worden, daß dieselben früher als Gräber benutzt worden sind; doch ist Lortet anderer Ansicht. Diejenige, welche er schon seit einigen Tagen mit einem Fernrohre beobachtet hatte, besitzt eine sehr niedrige Oeffnung, 50 m über dem Seespiegel. Als er dieselbe betrat, war er sehr enttäuscht auf eine Mauer zu stoßen, welche den engen Durchgang versperrte; die Mukaris mußten herbeigerufen werden und mit Hacken das Hinderniß beseitigen, ehe man durch einen finstern Gang in eine große Höhle vordringen konnte, welche sich etwa 250 m weit in das Innere des Berges hineinzieht, und von welcher nach rechts und links zahlreiche Seitengänge

abzweigen. Der Boden war mit Haufen Knochen von Kameelen, Eseln, Pferden, Ziegen, Schafen, Hunden, Stachelschweinen u. s. w. bedeckt, und Tausende von Schädeln und fast vollständige Skelette großer Thiere lagen dort herum, so daß Lortet mühelos eine treffliche Sammlung für sein anatomisches Museum veranstalten konnte. Es ist schwer zu begreifen, wie die wilden Thiere — am Boden lagen zahlreiche Kothballen vom Schakal und der Hyäne, und vorspringende Steine zeigten die Spuren ihrer Krallen, welche sie sich an denselben zu wetzen pflegen — ihre Beute zu solcher Höhe, über Felsen und Abgründe, haben schleppen können. Das Ende der Höhle konnte Lortet nicht erreichen; zahllose ganz niedrige und nach allen Richtungen sich kreuzende Gänge erlaubten ihm nicht, weiter vorzudringen. Wahrscheinlich hängt sie durch irgend eine zweite Felsspalte mit der Außenwelt zusammen, und durch diese werden die Kadaver von den Schakalen und Hyänen hineingeschleppt. Die Hoffnung, in dem röthlichen Humus, welcher den Boden der Höhle bedeckt, Reste erloschener Thierarten und Spuren des vorgeschichtlichen Menschen zu finden, wurde jedoch getäuscht; alle Nachgrabungen erwiesen sich fruchtlos. Wie er später von den Eingeborenen erfuhr, hatten diese jene Mauer aufgeführt, damit nicht reißende Thiere sich in der Höhle festsetzen und von dort aus ihre Herden heimsuchen sollten. Mehrere andere benachbarte Höhlen erwiesen sich als viel kleiner und enthielten ebenfalls nur Thierknochen, aber keine Anzeichen, daß sie jemals Menschen zu Begräbnißstätten gedient hätten; sie finden sich stets in den fast horizontalen Schichten des Kreidekalksteins.

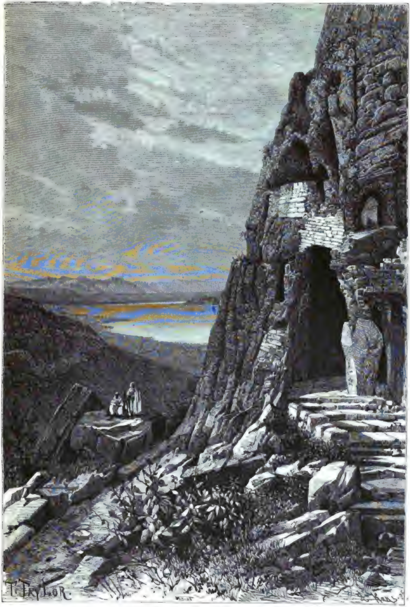
Einige Tage später gab Lortet dem über Nazareth und Haifa nach Beirut zurückkehrenden Dr. Suquet eine Strecke weit das Geleit und trennte sich von ihm auf der Hochebene, welche gerade nordwestlich von Tiberias sich ausdehnt. Der Weg verliert sich schließlich zwischen Feldern, Diesteln und Gestrüpp; Tausende von Umbelliferen, weißblühenden Kompositen und Centaureen bedecken die aus schwärzlichrother basaltischer Erde bestehende Ebene und gewährten

Ruinen der Brücke von es-Semak.

dem Reisenden eine reiche Ernte an schönen Insekten. In der Ferne gegen Westen zeigte sich der Berg Karn Hattin und an seinem nördlichen Fuße das gleichnamige, von einem großen Oelbaumwalde umgebene Dorf. Dann wandte sich Lortet gegen Norden und stieg steil in das Wadi el-Hammâm hinab, auf dessen Grunde zwischen einem undurchdringlichen Dickichte von Oleander und Keuschlamm ein kleiner Bach dahinfloß. Alle Augenblicke versperrten herabgerollte Felsblöcke den schmalen Pfad und zwangen Lortet, im Bachbette selbst zu reiten, wo die Pferdehufe zahlreiche kleine Schildkröten (Emys caspica) aufstörten. Das Thal wird immer enger und die Hitze in demselben natürlich immer drückender. Die Berge, welche die Schlucht zu beiden Seiten einfassen, enden oben in Steilwänden; ihre Gipfel aber liegen in demselben Niveau wie die Ebene von Hattin (circa 400 m). In den zahllosen Grotten dieser Kalkberge nisten erstaunliche Mengen von Raubvögeln, Adlern und Geiern, von welchen Lortet einige erlegte. Jeder Schuß aber jagte Schaaren von Tauben (Columba Schimperi) aus den Felsenritzen auf. Am Eingange einer Höhle, etwa 800 m entfernt, saß unbeweglich ein prachtvoller Adler von riesiger Größe und schaute stolz herab, ohne sich durch das Knallen der Flinten stören zu lassen. Erst als eine Kugel aus dem Martini-Karabiner unweit von ihm aufschlug, entfaltete er plötzlich seine gewaltigen Schwingen und erhob sich, weite Kreise beschreibend, majestätisch in die Lüfte.

Zuletzt zeigten sich auf der südlichen Thalseite die geräumigen, zum Theil durch Mauern verschlossenen Höhlen, welche jetzt den Namen Kalat Ibn Maân führen. Mit vieler Mühe kletterte Lortet die steile, durch herabgestürzte Felsmassen gebildete Böschung hinauf, welche etwa 250 m hoch und dicht mit riesigen Diesteln und 10 Fuß hohen Fenchelpflanzen bedeckt ist. Es erfordert die größten Anstrengungen sich durch diesen Wald von Krautgewächsen einen Weg zu bahnen, zumal in brennender Sonne. Nach drei Viertel Stunden war der Eingang erreicht. Zu der größten Höhle führt eine Treppe, die theilweise gebaut, theilweise in den Felsen eingegraben ist. Eine niedrige Thür, welche durch eine dicke Mauer gebrochen ist, und ein mindestens 20 m langer Gang, der aus sorgfältig gewählten Steinen in Spitzbogenform gewölbt ist, führen in das

Digitized by Google



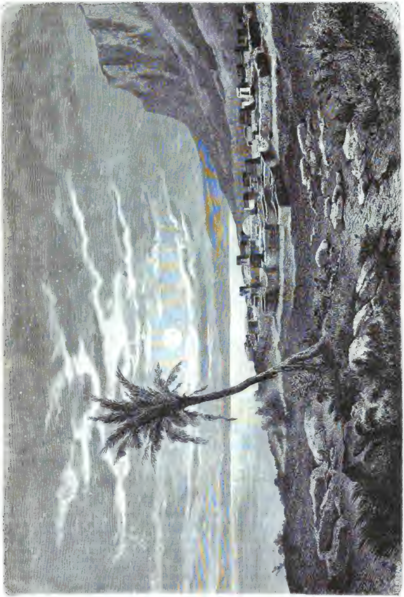
Die Höhlen von Arbela (Irbid).

Digitized by Google

Innere der größten Höhle, deren Eingang durch einen sehr dicken und festen Wall aus abwechselnd schwarzen (Basalt) und weißen (Kalk) Steinlagen geschlossen ist. In der Mitte dieser Mauer erblickt man zwei einander gegenüber stehende mähnenlose Löwen, welche die eine Vorderpfote auf eine Kugel setzen. Der Haupteingang führt in einen weiten Raum, der künstlich fast zu einem Vierecke gemacht ist, nach jeder Richtung 40 m mißt und mindestens 20 m hoch ist. In der einen Ecke führte früher eine zierliche, jetzt in der untern Hälfte eingestürzte Wendeltreppe nach den höher gelegenen Höhlen, welche man jetzt von außen her erreichen kann. Es sind das eine ganze Reihe von kleineren Räumen, welche durch Löcher, Korridore und Galerien, die theils auf Felsvorsprüngen erbaut, theils in den lebenden Stein gehauen sind, mit einander in Verbindung stehen. Große sorgfältig cementirte Cisternen fingen das für die Besatzung nöthige Wasser auf. Ein schräger Gang, in Spitzbogenform, schön gewölbt und mit Thüren versehen, deren Gesimse noch zu sehen sind, führt zu einem dritten Stockwerke, welches gleichfalls aus einer Reihe zusammenhängender Kammern besteht. Diese ganzen Bauten werden oben durch einen mit runden, gegen den Felsen sich lehnenden Thürmen versehenen Schutzwall abgeschlossen. Auch diese Thürme bestehen aus abwechselnd weißen und schwarzen Steinlagen und sind oben mit einer Terrasse versehen, welche früher durch eine Brustwehr geschützt war. Von diesem sehr hohen Punkte ist die Aussicht auf das nördliche Ende des Tiberias-Sees, auf Safed und die Ebene von Genezareth entzückend. An der Nordwand des Thales, diesen Höhlen gegenüber, ist eine ähnliche Bergwand, gleichfalls von zahlreichen natürlichen Höhlen durchsetzt, welche aber nie bewohnt gewesen sind, wie sich Lortet überzeugte. Nur Raubvögel und Tauben nisten darin. Die künstlich hergerichteten Höhlen sind dieselben, welche der Geschichtsschreiber Josephus mehrfach erwähnt. Schon in den Makkabäerkriegen spielen sie eine Rolle: Bacchides, des Demetrius' Feldherr, der gegen Makkabäus gesandt war, belagerte sie und nahm eine große Anzahl Juden, welche sich dorthin geflüchtet hatten, gefangen. Später setzten sich Räuberbanden in den damals noch unzugänglicheren Schlupfwinkeln fest, welche König Herodes lange nicht anzugreifen wagte. Endlich ließ er von oben die tapfersten seiner Soldaten in festen Kasten bis zum Eingange der Höhlen herab, welche die Räuber und deren Familien tödteten und brennende Reisigbündel hineinwarfen, um die weiter drinnen befindlichen auszuräuchern. Vergeblich ließ der König durch einen Herold die Belagerten zur Uebergabe auffordern: sie zogen den Tod der Sklaverei vor. Ein Greis tödtete vor den Augen des Herodes, der ihn vergeblich beschwor innezuhalten, seine sämmtlichen Kinder und seine Frau, warf die Leichen in den Abgrund und stürzte sich selbst hinterdrein. Später, beim Einrücken der Römer, befestigte Josephus selbst die Höhlen und legte eine Besatzung hinein. Die oben erwähnten Spitzbogen und Löwen beweisen, daß der feste Platz zur Kreuzfahrerzeit wieder hergestellt worden ist, vielleicht durch Saladin selbst.

Einer der Thürme von Arbela (Irbid).

Nach Durchwanderung der Höhlen stieg Lortet wieder in das Thal zu den dort wartenden Pferden hinab und ritt schnell über die Ebene von Genezareth hin, welche nur hier und da Getreidefelder trägt, zumeist aber wüstliegendes, von Dornsträuchern bedecktes Brachland ist. In weniger als einer Stunde erreichte er das kleine Dorf Medschdel, das Magdala der Evangelisten, die Heimath der Maria Magdalena. Heute ist es ein elendes Dertchen von nur wenigen Häusern, welche von einer Dornenhecke umgeben sind. Einige Gemüsegärten liegen daneben, und am Ufer des Sees breitet ein mächtiger Zizyphus seine Zweige über das Grab eines mohammedanischen Heiligen aus; zahlreiche Lappen und Fetzen von jeder Gestalt und Farbe, billige Opfergaben der Gläubigen, hängen als Zeichen der Verehrung an seinen Zweigen. Die Hitze in Magdala ist groß, und deshalb tragen alle Häuser auf ihren flachen Dächern leichte Schilfhütten, wohin sich die Einwohner zur Nachtzeit flüchten. Eine einzige hohe Dattelpalme erhebt heutigen Tages ihr schlankes Haupt bei Medschdel; nicht ohne Trauer kann man sich fragen, weßhalb sie die einzige ist, während doch im Alterthume diese schöne Gegend, eine



Magdala.

Digitized by Google

der fruchtbarsten in ganz Syrien, eine reiche und mannigfaltige Pflanzendecke trug.

Von Medschdel nach Tiberias führt der Weg zwischen Felsen und Gestrüpp in einer gewissen Höhe über dem See hin, dessen mit Basaltblöcken und Schilf bedeckte Ufer oft elegante Bogen beschreiben. Dicht bei der Quelle Ain el-Fulije, die zwischen prachtvollen Feigenbäumen und Weinstöcken dem See zufließt, erlegte Lortet auf einem großen Felsen, 50 m vom Ufer, einige niedliche Möven, deren Kopf mit dem sammetweichsten Schwarz überzogen war (Sterna fluviatilis).

Einige Tage später fuhr er quer über den See nach dem Wadi Semak, wozu er, da der Wind nur schwach war, $3^{1}/_{2}$ Stunden brauchte. Dicht am jenseitigen Ufer finden sich einige Ruinen und eine sehr schöne Terebinthe (Pistacia Palaestina) von nahezu 60 cm Durchmesser. Zwischen dem See und dem Abfalle des Hochlandes zieht sich eine kleine unbebaute Ebene hin, welche mit Gramineen, einer

Saleh und seine Schwester Tsaûh, Ghawarineh-Araber.

Menge schöner Blumen, stachligen Spargeln und zahllosen Diesteln bedeckt ist; nach allen Richtungen hin erheben große Zizyphus ihre runden schön grünen Gipfel. Von dort aus folgte Lortet der mit Wald und überall mit hohen Kräutern bedeckten Küste, welche gerade ganz von Menschen verlassen zu sein schien, nach Norden. Längs dieses ganzen Ufers fand er von Zeit zu Zeit schöne Palmen, welche oft mehr als 1 m tief im Wasser standen. Da die Annahme, daß man diese Bäume in den See, 8 bis 10 m vom jetzigen Ufer entfernt, gepflanzt haben könnte, nicht zulässig ist, so muß sich das Seeufer in den letzten Jahren bedeutend gesenkt haben. Weiter gegen Norden wird das Ufer sumpfig und gleicht einer mit Schilf und Rohr bedeckten Wiese. Die stets sehr schöne Baumvegetation besteht besonders aus Palmen, Terebinthen, großen immergrünen Eichen und ganz am Rande des Wassers aus mächtigen Dickichten blühender Oleander, welche einen daran erinnern, daß man sich im Oriente und nicht an einem savoischen See befindet.

Diese Ebene im Nordosten des Sees, el-Batiha genannt, gleicht der von Genezareth sehr; sie wird von Ghawarineh-Arabern mit Gerste, Weizen, Hirse, Mais und Reis bebaut. Auch besitzen dieselben große Herden von schwarzem Kleinvieh, wie es in ganz Syrien gewöhnlich ist, und viele Büffel, die sich die meiste Zeit im Schlamme der Bäche wälzen. Die Einmündung des Jordans, an welcher Lortet's Boot dicht vorbei fuhr, bildet ein Aestuar voll Schlamm und Röhricht, das gleichfalls von Büffeln und Tausenden von Wasservögeln belebt wird. Dann wurde die Spitze des Bootes nach Westen gerichtet und an der felsigen, von zahlreichen kleinen Buchten durchschnittenen Nordküste des Sees entlang gefahren. Die Felsen sind jedoch nicht kahl, sondern tragen eine schöne Vegetation von Zizyphus, Keuschlamm und Oleander und hier und da einige schöne Dattelpalmen. Bald war Tell Hum erreicht, die Stelle des alten Kapernaum (s. Bild oben S. 310). Am Ufer sind noch Reste einer Synagoge und anderer alten Bauwerke aus großen schwarzen Steinen vorhanden, aber dermaßen von Dieseln und anderm Unkraut überwachsen, daß ihr Besuch fast zur Unmöglichkeit wird. In der Nähe sind Getreidefelder, auf welchen zahlreiche Beduinen sehr beschäftigt sind, das Getreide mit Sicheln abzuschneiden und in Garben zu ihren Zelten zu schleppen. Eine halbe Stunde Fahrt immer dicht an dem reizenden Ufer hin brachte sie nach Ain et-Tâbigah, einer großen Quelle von 32° C. warmem schwefligem Wasser, welche am Fuße eines runden Thurmes entspringt und sich sprudelnd in den See ergießt. Die nahen Ruinen gehören vielleicht dem alten Bethsaida an. Ein System von arabischen Wasserleitungen führte das Quellwasser früher drei Mühlen zu, von denen aber nur noch eine in Betrieb ist. Zunächst wird die Quelle, welche in einem Dickicht von großem Rohr, Kapersträuchern und Goldruthen (Conyza Dioscoridis) entspringt, in einem großen runden

Diestelfeld oberhalb Ain et-Tin.

circa 10 m tiefen Becken aufgefangen, welches jetzt aber so viel Spalten hat, daß das Wasser darin kaum 2 m hoch steht. Ein Beduine mit seiner 14 Jahre alten Schwester, beide sehr furchtsam und scheu, hausten in der Mühle; doch gelang es Lortet sie zu beruhigen und sie zu bestimmen, sich photographiren zu lassen. Beide sind von sehr dunkeler Hautfarbe und reine Ghawarineh-Araber; der Mann hieß Saleh, seine Schwester Tsaâh.

Eine halbe Stunde weiter umfuhr Lortet ein Vorgebirge und befand sich bei der schönen klaren Ain et-Tin (Feigenquelle), deren frisches süßes Wasser am Fuß einer Felswand entspringt, an welcher mehrere große Feigenbäume wachsen. In dem Hügel oberhalb derselben ist ein Kanal gegraben, welcher früher das Wasser von Ain et-Tâbigah der Ebene von Genezareth zuführte. Eine grüne Wiese, Agnus castus und hohe Papyrus mit ihren zierlichen Wedeln umgeben Ain et-Tin, welche vom See nur durch einen niedrigen Sandhügel getrennt ist, den das Wasser im Winter gewiß bedeckt; so enthält die Quelle denn auch die meisten im See lebenden Fische. Dicht oberhalb der Quelle liegt zwischen Getreidefeldern der Chan Minje, der in Saladin's Zeit erbaut wurde, von welchem aber nur noch Mauerreste aus abwechselnden Lagen schwarzer und weißer Steine übrig sind. Lange hat man dort das antike Kapernaum gesucht, auch Bethsaida und neuerdings Tarichaea. Etwa 120 m über dem Seespiegel waren dort inmitten eines Diestelfeldes Lortet's Zelte aufgeschlagen, wo ihn seit einigen Stunden seine Frau erwartete, welche direkt von Tiberias aus zu Pferde dorthin gekommen war. Prächtig ist die Aussicht von dort oben, über den ganzen See und die Ebene von Genezareth hin, welche im Süden von den Bergen von Arbela begrenzt wird. In der Nacht verwandelte der Vollmond den blauen Spiegel des Sees in ein Meer von Silber; rein, warm und von Duft erfüllt war die Atmosphäre und kein Geräusch unterbrach das tiefe, feierliche Schweigen der letzten Nacht, welche Lortet an diesen entzückenden Gestaden zubrachte, welche Niemand ohne Bewegung erblicken und ohne Bedauern verlassen kann.

Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

III.

Festen Schrittes und nach Landessitte scheinbar theilnamlos für Alles, schritt ich durch die rechts und links weichende Menge und gelangte in die Mitte des Ortes. Meine Leute folgten mit sichtlichem Mißbehagen durch den Wald von Lanzen. Unter einem Schuppen, der mir zu Versammlungen zu dienen schien, ließ ich mich auf meinen Feldstuhl nieder und gab den Leuten Gelegenheit mich vorläufig von allen Seiten zu betrachten und sich an meinen Anblick zu gewöhnen. Der um mich gebildete Kreis war so dicht, daß mich die Hitze sehr belästigte, doch wurde kein Laut vernommen. Als das an den Stuhl gelehnte Gewehr rutschte und ich plötzlich danach griff, um es am Umfallen zu hindern, entstand eine grenzenlose Verwirrung. Ein Schrei flog durch die ganze Menge, der Kreis gerieth ins Schwanken und die vorn stehenden Weiber und Kinder suchten entsetzt zu fliehen. Als ich jedoch das Gewehr sofort aus der Hand legte und die Leute sahen, daß ihre Furcht unbegründet sei, lachten dieselben schließlich und drängten sich von Neuem um mich herum.

Ich hielt nun eine kleine Ansprache, erklärte meine friedlichen Absichten, indem ich angab, ich käme als Händler und Jäger, und zugleich um Gastfreundschaft und eine Hütte bat. Nachdem sich die Leute unter einander berathen hatten, erschien ein alter Mann und führte mich in die einzige große und geräumige Hütte des ganzen Dorfes. Während der seitherige Besitzer seine Sachen herausschaffte, um mir Platz zu machen, öffnete ich ein Kistchen mit Glasperlen und bezahlte die 27 Mann von Ambodivoro; kaum hatten diese den ausbedungenen Lohn, zwölf dicke Glasperlen pro Mann, empfangen, so machten sie sich schleunigst aus dem Staube. Von den Bewohnern Mahabes wurde ihnen übrigens gar keine Beachtung geschenkt. Diese waren einzig und allein mit dem Anblick der Perlen beschäftigt, eine solche Menge hatten sie noch nicht gesehen und es dünkte ihnen diese Kiste jedenfalls ein großes Vermögen. Eine solche Perle gilt hier zwanzig Pfennige; ich hatte dieselben in Nossi-Kely für fünf Franken das Hundert gekauft. Beim Anblicke dieser vermeintlichen Schätze entschlüpfte den Leuten ein bewunderndes Ah oder Uh, gerade wie bei uns. Vieles ist doch allen Menschen gemeinsam; sie bringen es mit auf die Welt, ebenso wie Lachen und Weinen. Die Straßenjungen hier sind den unseren in vielen Dingen ähnlich, sie drehen sich Nasen, spucken sich an, strecken die Zunge heraus und dergleichen mehr. Meine drei Diener schafften unterdessen das Gepäck in die leer gewordene Hütte. Leider drangen Weiber und Kinder in solcher Menge nach, daß die zwei kleinen Thüren vollständig verstopft wurden und ich beinahe erstickte. Als sie jedoch sahen, daß man Anstalt zum Kochen machte, entfernten sich alle und blickten nur vorübergehend und aus der Ferne neugierig herüber.

Im Laufe des Nachmittags erschien der König, ein gebückter, dunkelfarbiger Greis, in Begleitung dreier Dorfältesten, wovon einer seltsamer Weise ein langes weißes Hemd anhatte. Se. Majestät dagegen trug als Staatskleid ein Stück blaues Baumwollenzeug um die Hüften und eine alte Perlenkette um den Hals. Seine Worte waren ungeziert, freimüthig und beinahe herzlich. Er brachte als Geschenke Hühner, Eier, Reis und Bananen. Als ich ihm geantwortet hatte, frug er mich, ob ich keinen Rum mit mir führe. Ich mußte dies verneinen, da ich grundsätzlich den Malgaschen niemals Branntwein anzubieten pflegte. Abgesehen von den Unannehmlichkeiten, denen man sich oft bei den benebelten Leuten aussetzen kann, hielt ich es unter meiner Würde, dieselben mit einem so erbärmlichen Getränke überhaupt bekannt zu machen. Es wird jedoch in ganz Madagaskar eine Art Rum hergestellt aus dem gegohrenen Safte des Zuckerrohres, eine schmutzige, kratzende Brühe, welche ganz schauderhaft schmeckt. Später machte ich dem Könige einen Gegenbesuch und brachte ihm Baumwollenzeug, Perlen, kleine Spiegel, Salz und 1/4 Pfund Pulver, womit er sehr zufrieden schien, denn er sandte von nun ab jeden Morgen reichliche Nahrungsmittel für mich und mein Gefolge.

Die Hütte des Königs unterschied sich in nichts von denen der anderen Dorfbewohner. Diese Hütten werden aus den Blättern der Ravinala gemacht; das Gerüst bilden starke Stangen aus sehr hartem Holze. Der Boden ist nicht erhöht und wird mit großen Stücken Baumrinde belegt, darüber liegen Matten. Das ganze Häuschen ist so niedrig, daß man sich beim Eintritt sehr bücken muß und man kann im Innern nur in der Mitte aufrecht stehen. Außer der Feuerstelle, welche aus gestampftem Lehm und einigen Steinen zum Aufstellen der irdenen Kochgefäße besteht, enthält dieselbe nichts als einige lange Bambus zum Wasserholen, kleine Bambus für die Milch, verschiedene Matten und Lanzen. Beim Schlafen bedeckt man sich mit einer Matte und als Kopfkissen dient das dicke wollige Haar des Betreffenden.

Die Bewohner von Mahabe sind verwandt und befreundet mit den Voilakertra, von denen immer einige zwanzig hier sind. Sie unterscheiden sich in ihrem Aeußern sowie in ihrer Lebensweise nicht von ihnen und sind sicher ein Zweigstamm derselben. Die Männer sind alle von großer Gestalt, breitschulterig und fast sechs Fuß hoch. Ihre Farbe ist dunkelbraun. Die etwas wolligen Haare sind in dünne Strähne geflochten und an den Enden zu Kugeln geknotet, welche mit Fett und Asche beschmiert ganz hart und von der Größe einer starken Gewehrkugel sind. Schütteln die Leute den Kopf, so entsteht in Folge dessen ein klapperndes Geräusch. Die Augen sind braun und das Weiße darin roth angelaufen. Die Stirn ist breit, der Raum zwischen den Augen weit, die Nase stark, etwas stumpf, aber nicht flach. Der Mund ist groß, nicht zu wulstig und mit prachtvollen starken Zähnen besetzt. Der ganze Körper ist sehnig und muskulös, ohne mit Fleisch überladen zu sein, daher die Formen etwas derb und ohne Fülle. Außer dem Haupthaar, welches nie beschnitten wird, wird alles übrige Haar sowohl bei Männern als Frauen sorgfältig entfernt. Als einzige Kleidung dient ein Stück schmaler weicher Baumrinde, welches zwischen den Beinen durchgezogen und einige Mal um die Hüften gewickelt wird. Die Weiber sind den Männern in der Hautfarbe und Kopfbildung gleich, aber

viel kleiner und auch zierlicher gebaut. Das Haar tragen sie sehr verschieden. Grundlage der Frisur bleiben immer viele dünne Flechten. Diese werden je nach dem Geschmack zu verschiedenen Figuren vereinigt, zu Rosetten, Kuhohren, Schneckenhäusern, kurz zu den sonderbarsten Gebilden. Das Ganze wird mit Rindertalg und Holzasche so lange bestrichen, bis es vollständig steif und hart geworden ist. Ueber der Stirn wird eine Art Diadem aus dem aufgeschlitzten Schwanze eines kleinen rothhaarigen Raubthieres (Galidio elegans) getragen und am Hinterkopf baumelt ein länglich viereckiges Brett von Handgröße, welches dicht mit kupfernen Nägeln, sogenannten Polsternägeln, beschlagen ist. Der Hals ist mit Perlenschnüren förmlich belastet; am liebsten hat man solche aus nachgebildeten Korallen oder dicken, länglichen, weißlichen Glasperlen mit blauen Zeichnungen.

Die Kleidung besteht aus einem bodenlosen Sack, geflochten aus Blattstreifen einer Palmenart und um die Taille mit einem Stück Zeug oder Rinde befestigt. Dieser Sack bedeckt die Brüste und reicht bis an die Knie. Fußbekleidung ist vollständig unbekannt und die Sohlenhaut sehr verdickt und abgehärtet, der Fuß dünn und etwas abgeflacht. Die Hände sind von oft bewunderungswürdiger Schönheit und die Form der Nägel meist tadellos gebildet, der Ansatz der Hand und Fußgelenke ist zierlich und elegant. Die Schultern jedoch sind zu breit, der Oberarm etwas zu schwach und die Waden schlecht entwickelt. Ich füge noch hinzu, daß die meisten Weiber eine gute Haltung haben, einige drücken den Leib etwas stark vor, alle haben aber schlanke, obwohl kräftige und wohl proportionirte Taillen, trotzdem Schnürleiber bis jetzt dort zu den unbekannten und überflüssigen Dingen gehören. Auch sind bei jungen Mädchen die Brüste rund, fest und wohlgestaltet. Die Saugwarze ist etwas stark entwickelt und von schwarzer Farbe. Das Verkommen und schlaffe Herabhängen der Brust bei älteren Frauen entsteht einfach daraus, daß sie ihre Kinder Jahre lang säugen und zwar neben dem Neugeborenen oft zugleich solche, welche so groß sind, daß sie die Brüste der stehenden Mutter erreichen können. Die Leute scheinen sich nicht zu waschen, wenigstens bemerkte ich auf der Haut dicke Schmutzkrusten. Bei Regenwetter weichen diese auf und laufen dann als steife schmutzige Brühe am Körper herab, wobei die Leute ganz streifig aussehen. Das Haar, welches höchstens alle Monate geordnet wird, wobei zwei Personen erforderlich sind, bildet mit seiner übelriechenden Fettkruste den Aufenthaltsort zahlreicher Schmarotzer. Die Männer werden von ihren Weibern oder Geliebten gekämmt und diese frisiren sich wieder unter sich; als Kamm dient ein zugespitzter Knochen. Kinder beider Geschlechter laufen bis zum zehnten Jahre vollständig nackt umher und starren von Schmutz und Ungeziefer.

Im Allgemeinen scheint im Innern mehr auf Sittlichkeit gehalten zu werden, als in den Küstengebieten und besonders da, wo Weiße verkehren. Dort haben die Eingeborenen leider von uns viele Laster, aber wenig Tugenden geerbt. Provocirende Unzucht ist diesen Frauen gänzlich fremd. Vieles, was wir als Unsittlichkeit bezeichnen möchten, ist bei ihnen durch die Landessitte geheiligt; dazu gehört der Gebrauch, daß die Heirath erst stattfindet nach längerm und zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgefallenem Umgange. Daher sind Trennungen später selten.

In der Mitte des Ortes befinden sich die Umzäunungen für die Herden. Da dieselben niemals gereinigt werden, so stehen die Rinder bei Regenwetter bis an den Leib im Schlamm und Koth, wodurch die Milch stets unrein und bräunlich aussieht. In der trockenen Jahreszeit verhärtet sich der Koth und dann ergeht es den Thieren verhältnißmäßig besser. Hierher bringen die Voilakertra viele Rinder von ihrer Kriegsbeute und von hier aus wird der Verkauf bei den Küstenbewohnern vermittelt. Die Zahl der vorhandenen Thiere bei meiner Anwesenheit betrug an 2000 Stück, meistens von schwarzer oder rother Färbung und großer Schönheit und Schwere. Der Preis eines Stieres ist zehn, der eines Ochsen fünfzehn und der einer Kuh zwölf Franken. Die Häute werden zu Gürteln verarbeitet um die Munition zu bergen, sonst sind sie werthlos und werden zugleich mit dem Fleische zerschnitten. Durch Abbrühen von den Haaren befreit und dann weichgekocht genießen sie die Eingeborenen mit Vorliebe. Es giebt hier keine Schafe und Ziegen, wenig Enten und Gänse, aber sehr viele Hühner. Schweine gelten als unreine Thiere und werden nur von den Hovas seit Radama gehalten. Außer einigen unscheinbaren hungrigen Kläffern habe ich keine Hausthiere bemerkt.

Der Reis gedeiht vorzüglich, wird aber weniger gebaut als an der Küste, da es an Absatz fehlt. Ich bezahlte für ungefähr hundert Pfund $2^1/_2$ Franken. Außerdem werden angebaut: eine Art Wassermelonen, Manioc, Pataten oder süße Kartoffeln, eine schmackhafte breite weiße Bohne (Kubamaky), eine staudenförmige Erbse (Vantsiroka) und Bananen. Ich muß gestehen, daß diese Wilden den faulen Küstenbewohnern in der Kultur bedeutend überlegen sind. Dort wird man außer in Tamatave, Antananarivo und Fihanarantsoa (Betsiléo) selten etwas finden als Reis.

In Madagaskar geht es mit der Sprache gerade wie bei uns. Sie ist im Grunde immer dieselbe, aber die Betonung, die Aussprache und einzelne Ausdrücke wechseln je nach der Gegend. Man hat daher in fremden Gebieten in den ersten Tagen Mühe sich ganz verständlich zu machen. Ich unterhielt mich mit einigen Kriegern vom Stamme der Voilakertra und erhielt über manches bereitwillig Auskunft. Dieselben sagten mir, der Krieg mit den Chavoais dauere schon mehrere Jahre. Die Oberhand sei im Ganzen auf Seiten der Voilakertra. Ueberfälle fänden fast täglich statt, wobei in der Regel die Ueberzahl und der zeitweilige Besitz reichlicher Munition entscheide. Es fehle ihnen an Blei und sie seien gezwungen, sich Steinkugeln zu machen. Jedoch würden öfters Herden erbeutet und Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht. Die Angriffe fänden meistens Nachmittags oder Abends statt und dann zögen sich die Gefechte oft bis zum andern Morgen hin, falls nicht große Uebermacht auf einer Seite vorhanden sei. Gefangene werden niemals getödtet, sondern die Kinder meistens im Stamm behalten und die Erwachsenen, bei denen die Gefahr des Durchgehens nahe liege, weit weg verkauft.

Es hat mich oft gewundert, warum diese Leute so verschrieen sind. Es ist die Furcht vor ihrer Stärke. Sie sind doch viel besser als die feigen, faulen und verlogenen Bewohner von Farafangana und Umgegend. Allerdings sind es Krieger und Räuber, aber sie sind unter sich und ihren Freunden durchaus ehrlich. Diese Leute sind von Jugend auf an dieses Leben gewöhnt und sehen in Raub und Todtschlag dem Feinde gegenüber nichts Schlimmes. Läge das Land im Frieden und wäre der Reisende nicht steter Gefahr ausgesetzt zwischen die kämpfenden Parteien zu gerathen, so würde ich hier viel lieber als an der Küste weilen. Sind die Voilakertra als Lastträger gegen bestimmten Lohn sehr brauchbar, so sind sie doch zu Dienern nicht geeignet. Sie sind zu unabhängig und stolz und vermissen ihr bewegtes Leben. Dagegen sind sie, wie schon erwähnt, vorzügliche Ackerbauer und hätte erst das Land Frieden, so würde es rasch emporblühen.

In meine Behausung zurückgekehrt wurde ich von den

Weibern mit Hühnern, Eiern, Reis und Manioc überschwemmt. Sie wollten Perlen haben. Es entspann sich ein ergötzliches Feilschen und Handeln und ich hätte hier auf ein Jahr Provision machen können. Obwohl ich nun alle diese Dinge nicht gebrauchte, kaufte ich doch um den Leuten zu Gefallen zu sein. Hunde und Diener lebten an diesem Abend herrlich und in Freuden. Gegen Abend langten 150 neue Ochsen an. Die Treiber hielten sich nicht auf, sondern kehrten sofort im Trabe zurück. Wir hatten in dieser Nacht ein großartiges Gewitter, wie ich selten eins erlebte, obwohl Madagaskar daran überreich ist. Die Malgaschen schienen sich daran zu erfreuen; sie liefen im Dorfe umher und brachen bei jedem Donnerschlage in ein fröhliches Geschrei aus. Der strömende Regen vertritt vielleicht bei ihnen die Stelle eines Bades.

Am andern Morgen erregten meine beiden mitgeführten Katzen allgemeines Aufsehen. Diese Thiere waren hier unbekannt, und da es im Orte eine Menge Ratten gab, so hatten dieselben reichlich Gelegenheit ihre Kunstfertigkeit zu zeigen. Sie hatten bald einen Kreis von Bewunderern um sich versammelt. Die Leute kamen mit Stangen und stocherten in den Hüttendächern herum und die unten lauernden Katzen ergriffen die flüchtenden Nager unter allgemeinem Jubel. In einer einzigen Hütte würgten die braven Thiere allein sechzehn Stück. Wohl sehe ich den Leser lächeln und auf seinen Lippen die Frage schweben, was um alles in der Welt mich dazu bewogen haben mag, in Begleitung von Katzen zu reisen? Ich füge daher erklärend bei, daß ich in der ersten Zeit meines Verbleibens auf Madagaskar oft die seltensten Stücke meiner Sammlungen durch Rattenfraß einbüßte und als das beste Mittel dagegen in Strohhütten, wo alle verschließbaren Räume fehlen, das Halten von Katzen erkannt hatte. Sobald ich Katzen hatte, konnte ich ruhig schlafen, verlor nichts mehr und die Fußsohlen wurden mir auch nicht mehr angenagt. Solche Katzen müssen indeß passionirte Rattenfänger und sehr zahm sein, außerdem eine vorzügliche Dressur besitzen, damit sie nicht geschossene und lebende Vögel stehlen und verspeisen. Ferner müssen sie auf den Ruf hören, um Morgens den Abmarsch nicht zu verfehlen. Sie werden dann in ein Körbchen gesetzt, durch ein übergelegtes Bananenblatt gegen die Sonne geschützt und an das erste beste Gepäckstück befestigt. Ich bemerke noch, daß ich beide Thiere in Anerkennung ihrer guten Dienste mit nach Europa brachte, wo das Männchen leider bald starb. Das Weibchen dagegen erfreut sich bis jetzt guter Gesundheit und zahlreicher Nachkommenschaft.

Auch an diesem Tage wurden wir wieder mit Lebensmitteln überschwemmt. Ich zog unterdessen soviel Erkundigungen ein als möglich und zu meinem Bedauern mußte ich hören, daß das Land sehr arm an wilden Thieren sei, und wurde auf die naheliegenden bewaldeten Berge vertröstet. Es scheint mir, daß alle Waldbewohner, wozu in Madagaskar hauptsächlich die Lemuren gehören, durch das fortwährende Schießen beunruhigt sich weiter zurückgezogen haben. Die Malgaschen selbst vergeuden hier an diesen Thieren kein Pulver und Blei, sondern fangen dieselben nur in Schlingen. Es blieb mir nichts übrig als nach den Bergen aufzubrechen und ich benutzte den Tag um meine Sachen und besonders die arg verrosteten Gewehre in Stand zu setzen. Man glaube nicht, daß ich meine Waffen vernachlässigte, weil solche verrostet waren. Es gehört in Madagaskar nur eine einzige feuchte Nacht dazu, um ein blank geputztes und gut eingeöltes Gewehr mit einer dicken rothen Rostschichte zu überziehen; gewöhnliche Streichhölzchen werden an den Spitzen förmlich flüssig und eingepackte Kleider überziehen sich in kurzer Zeit mit dickem, weißem Schimmel und vermodern vollständig, wenn sie nicht regelmäßig und sehr oft gelüftet werden. Nach einigen Regentagen war ich stets gezwungen, alle meine Effekten der Sonne oder in Ermangelung derselben dem Feuer auszusetzen.

Wir sollten in dieser Nacht eine eben nicht sehr angenehme Unterbrechung unserer Ruhe haben. Nachdem wir einige Stunden gut geschlafen hatten, wurden wir durch lebhaftes Gewehrfeuer und vielstimmiges Geschrei aus dem Schlafe gestört. Obwohl ich wenig Lust hatte, mich in etwaige Händel zu mischen, so wollte ich doch sehen, was der Tumult bedeutete, und lief mit einem Gewehre bewaffnet in der Richtung der Schüsse fort. Ich gerieth dabei ohne es zu wissen in den Rücken des Feindes und, da derselbe sich schnell zurückzog, mitten unter denselben und wurde fast umgerannt. Nicht wissend, mit wem ich es zu thun habe, erstaunte ich nicht wenig, als auf meinen Ruf, was los sei, diese Menschen in eine förmlich rasende Flucht geriethen. Ob sie mich wohl für ein Gespenst hielten, da sie von meiner Anwesenheit hier keine Ahnung hatten? Die Ruhe kehrte bald wieder. Es waren einige hundert Chavoais gewesen, welche den Versuch gemacht hatten einen Theil der Herden wegzutreiben, sich aber bald zur Flucht wandten, als sie sich überfallen und verfolgt sahen. Die Nacht war nicht sehr dunkel, aber mir war es doch nicht möglich gewesen dieselben von den Boilakertra zu unterscheiden, und ich war recht zufrieden so aus dem Getümmel mit heiler Haut entkommen zu sein.

Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde.

Von John Baron Müller.

II.

Küchlein, Schakal und Löwe.

Ein Küchlein ging einst aus um zu plündern. Auf dem Wege begegnete ihm ein Schakal, welcher die Frage an es richtete: „Wohin gehst Du so allein?" Das Küchlein erwiderte: „Ich gehe aus um zu plündern, denn die Durra ist dieses Jahr verregnet und ich habe nur noch wenig zu essen". Der Schakal: „Das ist gut, daß ich Dich treffe, mir geht es gerade so und wenn es Dir beliebt, möchte ich wohl mit Dir gehen; doch habe ich keine Durra für den Weg, um mir Brot zu backen". Das Küchlein: „O, deßwegen kannst Du mich schon begleiten; ich habe allerdings auch nur wenig Mehl, doch wird es schon für uns genug sein, denn was für einen reicht, reicht auch für zwei". Sie setzten ihren Weg fort. Nach einiger Zeit begegnete ihnen der Löwe, der König der Thiere. Sie

grüßten ihn ehrerbietig. Der Löwe fragte sie, wohin sie gingen, und als er erfuhr, daß sie plündern wollten, schloß er sich ihnen an. „Denn“, sagte er, „Ihr seid zu schwach um mit Nachdruck zu plündern; ich werde Euch helfen, damit Ihr Eures Erfolges desto sicherer seid“. Sie waren dessen zufrieden; in Betreff der Nahrung trösteten sie sich, denn was für zwei reicht, reicht auch für drei. So zogen sie denn zusammen weiter. Das nächste Dorf, welches sie erreichten, wurde geplündert; sie hofften auf große Beute, doch fanden sie nur einen Ochsen und eine Kuh; diese trieben sie vor sich her und gingen in ihr Land zurück. Auf dem Wege gab die Kuh ihren Dreck von sich; da das Küchlein die Kuh trieb, so lief es nahe hinter ihr; das Unglück wollte, daß der Dreck auf das Küchlein fiel und dasselbe erschlug. So fand es seinen Tod. Der Löwe und Schakal lachten darüber und setzten den Weg in ihr Land fort. Dort angekommen theilten sie den Raub dermaßen, daß dem Löwen als dem Stärkern der Ochse, dem Schakal als dem Schwächern aber die Kuh gehörte. Beide Theile waren so befriedigt und lebten in guter Freundschaft mit einander.

Nach einigen Monaten bekam die Kuh ein Kalb; der Löwe hörte das und ärgerte sich darüber. Er ging daher zum Schakal und verlangte das Kalb als sein rechtmäßiges Eigenthum; „Denn“, sagte er, „ich habe beim Plündern die größte Arbeit gehabt“. Der Schakal erwiderte: „Warum hast Du damals nicht die Kuh genommen? Ich ließ Dir die Wahl frei; jetzt habe ich die Kuh so lange gehütet, jetzt gehört das Kalb auch mir.“ Da der Löwe nichts ausrichten konnte, so ging er fort, auf eine bessere Gelegenheit sinnend. Der Schakal freute sich so leichten Kaufs davon gekommen zu sein und, wenn er mit seinen Freunden zusammen kam, so erzählte er ihnen von seinem schönen Kalbe. Als dem Löwen das wieder berichtet wurde, ging er ergrimmt zum Schakal und brüllte ihn an: „Du Dieb, das ist mein Kalb; wo in der Welt bekommt wohl eine Kuh ein Kalb? Nur der Ochse kann ein Kalb bekommen.“ Die anderen anwesenden Thiere fürchteten den Löwen noch mehr zu erzürnen und riefen: „Was der Löwe sagt, ist richtig; nur ein Ochse kann ein Kalb bekommen“. So mußte der Schakal sein Kalb dem Löwen abtreten.

Nach einiger Zeit gingen der Löwe und Schakal zum Wasser. Der Schakal war sehr betrübt über sein Kalb, welches der Löwe genommen hatte. Dieser, es bemerkend, fragte: „Warum bist Du so betrübt; von rechtswegen gehört das Kalb doch mir. Hast Du denn nicht gehört, daß alle Thiere so gesagt haben?“ — Da begegneten sie einem Affen, welcher unter einem Baum saß, sein Haar mit Butter beschmierte und flocht. Diesen fragte der Schakal, so daß der Löwe es hörte: „Kann ein Ochse wohl ein Kalb bekommen?“ Der Affe fürchtete den Löwen ebenfalls, stieg schnell auf die Spitze des Baumes und gab von hieraus seinen Spruch ab: „Thut das Kalb hierher und jenes Gras dahin und bindet die Kuh und den Ochsen los“. Der Löwe und Schakal thaten so; da lief die Kuh zu ihrem Kalb und der Ochse zum Gras. Der Löwe brüllte vor Wuth und wollte den Affen fangen, doch konnte er natürlich nicht den Baum ersteigen. Inzwischen nahm der Schakal schnell Ochse, Kuh und Kalb und entfloh mit ihnen auf einen hohen, steilen Berg, wohin der Löwe nicht den Weg wußte.

Als der Löwe von der Jagd müde war, ging er in seine Höhle am Fluß um auszuruhen. Am Abend wollte der Affe trinken; der Weg zum Wasser führte aber an der Höhle des Löwen vorbei; er fürchtete in die Hände des Räubers zu fallen, und um sich unkenntlich zu machen beschmierte er sich mit nasser Erde. Der Löwe hielt ihn in der Dunkelheit für ein Wildschwein und fragte: „Hast Du den Affen nicht gesehen?“ Der Affe erwiderte: „Warum fragst Du nach ihm; hat er Dir etwas gethan?“ Der Löwe: „Ja, er hat mir sehr geschadet“. Am andern Tage mußte der Affe, um an das Wasser zu gelangen, wieder an der Höhle des Löwen vorbei, er machte sich daher ein Kleid aus Blättern. Der Löwe fragte ihn wieder, und so weiter noch mehrere Tage. Eines Morgens kam die Hyäne, welche ebenfalls an den Ufern des Flusses wohnte, in die Nähe der Behausung des Löwen. Auch diese fragte der Löwe: „Hast Du nicht den Affen gesehen?“ — „Den Affen?“ erwiderte die Angeredete, „der kommt ja täglich in einem andern Kleid hier vorbei; derjenige mit dem Kleid aus Erde, Gras oder Blättern ist es“. Dann ging sie in ihre Höhle. Als der Affe am Abend wieder verkleidet zum Fluß ging, wollte der Löwe ihn fangen; er stürzte sich auf ihn, kam aber zu spät, denn der Affe schwang sich schnell auf einen Baum und der Löwe behielt nur dessen Schwanz in Händen. Diesen riß er ab. Der Affe verbiß den Schmerz und rief dem Löwen hinunter: „O, meine Eltern haben immer gesagt, der Schwanz sei zu nichts nütze, denn er tunke immer in das Honigbier“. Aber der Affe sagte das nur, damit der Löwe sich ärgere.

Eines Tages lag der Löwe am Fluß, wo es tief war, unter einem Baum im Schatten. Der Affe saß hoch über ihm. Wie der Löwe so auf dem Rücken lag, sagte plötzlich der Affe in den Zweigen des Baumes: „Warum badest Du nicht, wie die anderen? Du bist doch so schmutzig“. Der Löwe erwiderte: „Ich kann nicht schwimmen; es ist zu tief hier“. Der Affe warf schnell ein Stück Kuhdreck in das Wasser und rief: „Sieh den Kuhdreck; er ist kein Löwe, hat keine Füße und doch schwimmt er, und Du, der König der Thiere, fürchtest Dich?“ Als das der Löwe hörte, ärgerte er sich, er sprang schnell in das Wasser um seinen Muth zu beweisen; doch der Fluß war so tief und der Strom so stark, daß der Löwe elend ertrank. So rächte sich der Affe an dem Löwen.

Biene und Affe.

Eines Tages besuchte der Affe die Biene. Diese freute sich über die Ehre des Besuches und setzte dem Gast vor, was sie konnte, unter anderm bereitete sie ein vortreffliches Bier aus ihrem Honig. Der Affe lobte das Getränk über alle Maßen und fragte: „Wie machst Du dieses vortreffliche Getränk? Lehre es mir, damit ich es ebenfalls bereiten kann“. Die Biene erwiderte: „Es ist sehr einfach; ich bereite es aus meinem Dreck“. Der Affe ging in seinen Wald zurück, und als die Biene ihm ihren Gegenbesuch abstattete, setzte er ihr ebenfalls Alles vor, was er vermochte, auch bereitete er Bier, wie die Biene ihm gesagt hatte, aus seinem Dreck. Als die Biene von dem Bier gekostet hatte, sagte sie: „Was ist das, das schmeckt so bitter; ich glaube Du willst mich vergiften“. Damit flog sie auf den Affen, und zerstach ihm dermaßen das Fell, daß er schleunigst davon lief. Ein Schakal kam gerade daher; diesen bat der Affe eilends um Rath. Der Schakal erwiderte: „Gehe schnell in das Wasser, dann wird die Biene schon fortfliegen. Der Affe sprang in das nächste Wasser um die Biene zu ertränken, doch erkannte diese noch rechtzeitig die Gefahr und flog davon, ihrem Baum zu, während der Affe, des Schwimmens unkundig, ertrank.

Der Schakal und der Löwe.

Eine alte, blinde Frau wohnte mit ihrem Sohn tief in der Wildniß in einer Hütte. Sie nährten sich von Jagd und den Eiern zahlreicher Hühner. Als der Sohn eines

Tages wieder auf der Jagd war, kam der Schakal und fraß so viele Hühner, als er konnte. Die Mutter hörte ihre Lieblinge schreien, wußte aber nicht, wer der Dieb war, da sie nicht sehen konnte. Als der Sohn kam, sagte sie ihm, daß jemand Hühner gestohlen habe; er möge nach ihnen sehen. Dieser zählte und fand, daß von vielen nur noch fünf übrig waren. In Folge dessen und überhaupt des dadurch entstehenden Nahrungsmangels packten sie ihre wenigen Habseligkeiten auf ein Kameel und zogen fort, um sich mit ihrem Stamm zu vereinigen. Der Schakal hatte von seinem Bau aus dem Abzug der Leute zugesehen; ihm gelüstete nach den anderen Hühnern und, um diese zu erlangen, legte er sich wie todt unter einen Busch, welchen die Leute passiren mußten. Als der Sohn den Schakal sah, sagte er: „Das ist der Hühnerdieb; er hat so viel gefressen, daß er daran gestorben ist.“ Doch ließ er ihn liegen. Nachdem die Leute mit dem Kameel in dem hohen Grase verschwunden waren, erhob sich der Schakal, lief auf Nebenwegen um sie herum, und legte sich wieder wie todt auf den Weg, wo ihn der Sohn aufs Neue sah, aber für einen andern Schakal hielt. Diesmal wollte er ihn nicht liegen lassen, sondern auch den ersten holen und mitnehmen. Er band daher das Kameel mit der blinden Mutter und dem Hausgeräth an den nächsten Baum und ging den Weg zurück. Kaum war er fort, so stand der Schakal auf, band das Kameel los und führte es fort. Nach einiger Zeit begegnete ihm ein Löwe, welcher ihn nach dem Ziel seiner Reise fragte. „Gehe nur mit,“ erwiderte der Schakal, „ich weiß es noch selber nicht, doch wenn ich es weiß, werde ich es Dir sagen.“ Der Löwe schloß sich ihm an, deßgleichen eine Hyäne, welche ihnen kurze Zeit später ebenfalls begegnete. Nach einigen Stunden verspürten die drei Reisegefährten gewaltigen Hunger, denn die Steppe war weit und die Sonne heiß. Unter einem Dornbusch beschlossen sie zu lagern, und zur Stillung des Hungers fraßen sie die blinde Mutter sammt den Hühnern. Doch war ihnen das nicht genug und der Löwe schlug vor noch von dem Kameel zu fressen. „Denn,“ sagte er, „mein Vater verlor einst in einem Kampf mit dem Menschen ein Bein, und konnte mit dreien gerade so gut laufen wie früher mit vieren.“ So wurde denn dem Kameel ein Bein abgebissen, und es mußte auf dreien weiter hinken. Am Nachmittag spürten sie wieder gewaltigen Hunger. Da die Jagd schlecht war, so mußten sie sich an das Kameel halten, und dem Thiere wurde das zweite Bein abgebissen. Es hinkte jetzt nur noch mit einem Hinter- und einem Vorderbein weiter, bis es dunkelte und unter einem Baum das Lager geschlagen wurde. Zum Nachtmahl zerlegte der Löwe das Kameel, doch gab er den Beiden nur die Haut zu fressen, er selber sättigte sich vollkommen und schlief ein. Am Morgen schickte der Löwe die Hyäne und den Schakal mit den Gedärmen zum Fluß, um dieselben zu reinigen. Während die Hyäne aber einen Moment abseits ging um etwas zu schlafen, fraß der Schakal die Gedärme. Als die Hyäne ausgeschlafen, erzählte er ihr, die Fische hätten dieselben verspeist. Diese erwiderte: „Wenn wir zum Löwen zurückkommen, wird derselbe sehr grimmig sein und uns zerreißen; es ist besser gleich zu fliehen“. „Nein,“ entgegnete der Schakal, „es ist besser hier zu bleiben, wir trinken den Fluß aus, fangen die Fische und bringen sie dem König, er wird dann befriedigt sein.“ Zugleich that er, als wenn er tränke. Die Hyäne ging auch an das Ufer des Flusses, trank aber wirklich, bis sie nicht mehr konnte. Dann machten sie sich auf den Weg zum Löwen. Der Schakal wählte einen Pfad, auf welchem man einen Graben überspringen mußte; er sprang zuerst hinüber, doch als die mit Wasser gefüllte Hyäne nachspringen wollte, fiel sie in den Graben und zerplatzte. Der Schakal lachte, ging schnell zum Löwen und sagte: „Die Hyäne hat alle Gedärme gefressen, jetzt liegt sie nicht weit von hier mit zerplatztem Bauch im Graben.“ Der Löwe ging hin um die Hyäne zu sehen; während dessen fraß sich der Schakal an dem Kameel satt und schleppte den Rest in seine nahe Höhle. Nach einiger Zeit kam der Löwe zurück. Der Schakal trat aus seiner Thür und sagte höhnend zum Löwen: „Nun hast Du die Gedärme gefunden?“ Der Löwe ärgerte sich und wollte ihn fangen, doch schlüpfte der Schakal schnell in den Bau, so daß der Löwe nur noch den Schwanz fassen konnte; diesen riß er aus. Der betrogene König der Thiere stellte jetzt einen Korb vor die Oeffnung der Höhle, damit der Wind hindurchstreiche und der Schakal glaube, der Löwe brülle in den Eingang. Doch dieser grub sich auf einer andern Seite seines Baues heraus und entfloh. Als der Löwe seine Flucht merkte, bot er sämmtliche Thiere auf den Flüchtigen zu jagen und zu fangen, damit er seinen Lohn erhalte. — Der entflohene Schakal schlug sich zu seinen Stammesgenossen, um bei ihnen sicherer zu sein, doch wußten diese nicht, daß er der Verfolgte war: „Willst Du Dich nicht dem König stellen, und das Deine zu der Jagd beitragen“? fragten sie. „Ja“, erwiderte der Schwanzlose, „aber nur dann, wenn ich Euch führe.“ So schlossen sich ihm 20 Schakale an.

Sie waren den ganzen Vormittag marschirt und litten argen Durst; da gewahrten sie ein Melonenfeld, dessen Früchte eben reiften. Doch die Melonen waren zu schwer um sie fortschleppen zu können; der Anführer sagte daher: „Jeder binde dem Andern eine Frucht an den Schwanz.“ Die Schakale thaten, wie er befohlen, und als sie damit fertig waren, ging der Schwanzlose zum Gärtner, um ihm mitzutheilen, daß sein Garten bestohlen würde. Der Gärtner stürzte mit einer Lanze bewaffnet heraus, doch kam er zu spät, denn alle Schakale waren bereits entflohen, nur die Schwänze hatten sie, an die Melonen gebunden, zurücklassen. Sie konnten in der Eile die Schnüre nicht lösen. Als der Löwe diese Geschichte hörte, schenkte er dem Fuchs das Leben, denn unter den 21 Schwanzlosen konnte er unmöglich den richtigen treffen. —

Der ostafrikanische Schabracken-Schakal, von welchem hier die Rede, ist identisch mit dem sudanesischen Abul Hossein, und entspricht durchaus unserm Reineke Fuchs. Es ist merkwürdig, daß diese Fuchs-Erzählungen über ein so großes Gebiet verbreitet sind; in Nord-, Ost-, Central- und Süd-Afrika hat man ihre Spuren nachgewiesen. In Arabien, Persien und Indien spielen sie in den Erzählungen der Eingeborenen eine große Rolle, und von dort scheinen sie in frühen Jahrhunderten zu uns gedrungen zu sein. Ob sie ursprünglich in Afrika entstanden und nach Asien übertragen wurden, oder sich hier unabhängig von Afrika entwickelt haben, ist unbestimmbar. Auf umgekehrtem Wege, von Asien nach Afrika, sind sie sicher nicht gewandert, denn man findet unsere Fabeln bei Stämmen, die nie mit Asiaten, seien es indische Händler oder arabische Sklavenjäger, in Berührung gekommen sind. Im grauen Alterthum wurden, wie noch heute, zahlreiche Sklaven von den ostafrikanischen Gestaden nach Arabien, Persien und Indien verhandelt. Ich vermuthe nun, daß schon damals afrikanische Thierfabeln durch Sklaven in jene Länder gebracht wurden. Die üppige indische Phantasie vergrößerte und vermehrte diese Geschichten, und es entstand allmählich ein unserm Reineke Fuchs ähnlicher Gesang, welchem auf seiner Wanderung durch das kältere Asien nach Europa, und hier selbst, europäische Thiergestalten handelnd beigefügt wurden.

Aus allen Erdtheilen.

Anthropologie der Juden.

— Unter diesem Titel hat ein Schüler des Prof. Stieda in Dorpat, Herr **Bernhard Blechmann**, eine Inaugural-Dissertation (Dorpat 1882) veröffentlicht, welche sehr werthvolles Material in höchst sorgfältiger und eingehender Weise verarbeitet. Herr Stieda erwarb sich ein neues Verdienst, daß er wieder einen seiner Schüler nach der anthropologischen Seite hinwies, wo doch unendlich mehr Neues zu erforschen ist als auf vielfach ausgetretenen medicinischen und anatomischen Pfaden. Der Autor, welcher mit einer wohlthuenden Ruhe und echt wissenschaftlichen Objektivität an seine Arbeit herangeht und dessen Namen wir unter den hundert gemessenen Juden selbst wiederfinden, giebt zunächst einen Ueberblick der noch ziemlich geringen anthropologischen Literatur über die Juden und stellt sich dabei auf den von Andree in dessen „Volkskunde der Juden" vertretenen Standpunkt; wir sehen ihn also die Unveränderlichkeit und Beharrlichkeit der Juden als besondere Nationalität vertreten, was allerdings im Widerspruch mit mehreren jüdischen Autoren, z. B. Prof. Lazarus, steht, welcher die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Juden nach bloß subjektivem Ermessen verwirft. Manche praktische Fragen (wie z. B. die größere Untauglichkeit der Juden zum Militärdienst) finden in dieser Schrift ihre Beantwortung und die vertheidigten Thesen Blechmann's (In Rußland sind von allen Nationalitäten die Juden die physisch schwächsten. In körperlicher Hinsicht entwickeln sich die Juden relativ am spätesten. Die Juden sind mit wenigen Ausnahmen brachycephal) zeigen, welche Resultate er aus seinen minutiösen Untersuchungen gewann.

Genau 100 Juden aus den Ostseeprovinzen und Westrußland hat Blechmann unter ganz besonderen Schwierigkeiten gemessen, da diese Leute aus Aberglauben widerstrebten und jüdische Frauen zu messen geradezu unmöglich war. Auch Blechmann nimmt sowohl blonde als brünette Juden für Originaltypen, auch er findet die Juden kleiner und geringer im Brustumfang als die verglichenen europäischen Völker und zeigt, daß die relative Klafterweite bei den Juden am geringsten ist. Ebenso bestätigt er das Vorhandensein von zwei Typen, des spanischen und deutsch-polnischen, unter den Juden. Da im Ganzen noch sehr wenig Schädelmessungen von Juden vorliegen, so sind Blechmann's Messungen hier besonders willkommen; vergleichen wir sie mit dem bereits verarbeiteten Material, so können wir nun als ziemlich sicher annehmen, daß die Juden ein brachycephaler Stamm sind.

Europa.

— Mit der 21. Lieferung ist der dritte Band der durch unterhaltenden Text wie schöne Illustrationen gleich anziehenden „**Nordlandfahrten**" (Leipzig, F. Hirt u. Sohn), in welchem Prölß, Brömel und Brennecke die englische Südküste, die historischen Schlösser Altenglands, Eton, Oxford und Cambridge, Devon, Windsor, die Themse und London, Wight und die normannischen Inseln behandeln, abgeschlossen. Es folgt nun ein vierter Band in 7 bis 8 Lieferungen über **Holland und Dänemark**, und zwar wird zunächst die gewandte Feder Friedrich von Hellwald's auf Grund neuester Reisen uns unser Nachbarland im Nordwesten und besonders dessen Bewohner vorführen. Ueberhaupt soll in diesem Bande, der zwei landschaftlich weniger bedeutende Gebiete behandelt, in Text und Bild dem Volke, seinen Wohnungen, Trachten u. s. w. größere Berücksichtigung zu Theil werden.

— Auf der Westseite der Piazza Vittorio Emmanuele in **Rom** ist nach einem Berichte von Rodolfo Lanciani, im Athenäum Nro. 2870, ein höchst interessanter Ueberrest der prähistorischen Siebenhügelstadt, das Grab eines der ersten Ansiedler, gefunden worden. Es ist eine Art Loch, 6 Fuß lang, 3 breit, in der weichen Tuffschicht, dem sogenannten cappellaccio, ausgegraben, während die Seiten und die Decke aus rohen unregelmäßigen Steinen bestehen. Asche oder Gebeine waren nicht mehr vorhanden; aber die Beigaben zeigten, daß der Todte der Zeit des Uebergangs aus dem Stein- in das Bronzealter angehört; es fanden sich Pfeilspitzen aus Feuerstein, mit Bernsteinperlen verzierte Bronzefibeln und Töpfergeschirr, das mit der Hand geformt und in der Sonne getrocknet worden war. Die ganze Umgebung zwischen der Via Merulana und dem Bahnhofe ist mit solchen alten Gräbern bedeckt, welche tief unter dem antiken Niveau der fünften Region (Exquiliae) liegen. Da sich dieselben sowohl innerhalb, als auch außerhalb der Mauer des Servius Tullius finden, so müssen sie älter als diese, d. h. mindestens 25 Jahrhunderte alt sein. Nimmt man alles zusammen, was während der letzten 12 Jahre in den tiefsten Schichten des alten Rom gefunden wurde, und vergleicht damit die zerstreuten Angaben alter Autoren, so ergiebt sich, daß die Stadt im Beginne der Bronzezeit von Alt-Latium gegründet wurde. Der Gebrauch des Eisens war bei religiösen Riten und Ceremonien ausdrücklich untersagt: Apulejus (2. nachchristl. Jahrhundert) sagt: Bis auf den heutigen Tag opfert man den unsterblichen Göttern mit irdener Schöpfkelle und irdenem Napfe, besonders solchen alten Gottheiten, wie Vesta, Palatua und der Dea Arva. Numa's Schale aus schwarzem, in der Sonne getrocknetem Thone wurde noch in der Kaiserzeit aufbewahrt und fast angebetet. Die Acta Fratrum Arvalium erwähnen sehr oft Sühnungen, welche die ehrwürdige Brüderschaft feierte, wenn aus irgend einem Grunde eiserne Werkzeuge innerhalb ihres Heiligthumes gebraucht worden waren. Dieselben Arvalbrüder verehrten prähistorische Irdenwaare, „ollas precati sunt"; und als der König von Preußen seit 1866 ihre Begräbnißstätte bei La Magliana aufgraben ließ, fand man 18 Töpfe von genau derselben Form, wie in der Nekropole von Alba Longa, welche durch die vulkanischen Ausbrüche der albanischen Krater begraben wurde.

— Nach Beendigung der für dieses Jahr festgesetzten Kanalisationsarbeiten im Gebiete „**Polesje**" werden gegen 1$^1/_4$ Millionen Deßjätinen Land kanalisirt sein. (Mit dem Namen „Polesje" wird bezeichnet die meist sumpfige Waldgegend zwischen Pripet und Dnjepr, welche sich namentlich längs dem Pripet bis nach Brest-Litowsk erstreckt.) Bei der weitern Fortsetzung der Arbeiten, welche theils auf Kosten der Staatsregierung, theils auf Kosten der Landbesitzer ausgeführt werden sollen, wird eine Trockenlegung des übrigen Gebiets des „Polesje" geplant; und zwar eine gänzliche im östlichen Theil zwischen dem Dnjepr, Pripet, Beresina und Ptitsch in einer Ausdehnung von 95 000 Deßjätinen und eine theilweise im mittlern und westlichen Theil in einer Ausdehnung von 55 000 Deßjätinen. Am Schluß des Jahres 1883 wird die Trockenlegung des „Polesje" in einer Ausdehnung von fast 1 400 000 Deßjätinen beendet sein.

Asien.

— Einer Mittheilung des Herrn Jürgens, des Chefs der an der Lena-Mündung zu errichtenden meteorologischen Station, an die ost-sibirische Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in Irkutsk („Sibir" 1882 Nro. 34), entnehmen wir Folgendes: Die Herren Bunge und Eigner trafen am 4. Juni in Jakutsk ein, nachdem sie die Fahrt von Witim aus auf dem Dampfschiff „Tichow-Sadowsky" gemacht hatten. Am 19. Juni 5¼ Uhr Nachmittags verließ die Expedition auf vier Fahrzeugen Jakutsk. Unter den Ausrüstungsgegenständen sind zu nennen: ein in Jakutsk aufgebautes und dann auseinandergenommenes hölzernes Haus, 6 Sashen (12,6 m) lang, 3 Sashen (6,3 m) breit; 120 Pud Kerosin (Petroleum), Heu, Kalk, Moos, Ziegel, Lehm; zwei Kühe mit einem Kalbe; Instrumente, Provision auf 1½ Jahr; Lehm mußte aus Jakutsk mitgenommen werden, weil es im Lena-Delta keinen giebt und der Bulunsche schlecht ist. Außer den Mitgliedern der Expedition besteht die Mannschaft aus zwei jakutischen Lootsen und 17 jakutischen Arbeitern. Auf dem ersten Fahrzeug befindet sich der Unteroffizier des in Irkutsk stationirten Bataillons Nikifor Puschtschin und der Matrose Dmitrij Burkow; auf dem zweiten Fahrzeug der Gefreite des irkutskischen Bataillons Iwan Gonäjew und auf dem letzten der Matrose Wassilij Popow, der Kosak Andrej Bolschew und die Herren Jürgens, Eigner und Dr. Bunge. 90 Werst von Jakutsk machte das Geschwader am rechten Ufer der Lena halt, um Masten für die Fahrzeuge herzurichten; die Fahrt bis dahin ging unter den günstigsten Bedingungen vor sich und Herr Jürgens hofft spätestens nach einem Monat seinen Bestimmungsort zu erreichen. Ein bestimmter Platz für die Niederlassung ist jedoch noch nicht gewählt. In Betreff des Lena-Delta hat der amerikanische Ingenieur Melville der Expedition die vollständigsten und genauesten Mittheilungen gemacht und ihr seine Marschroutenkarte mitgegeben. Nach seiner Ansicht sind nur zwei Punkte auf den Delta-Inseln zum Erbauen einer Station brauchbar: Barkin und die Niederlassung Tomatskoje. Die Expedition wird denjenigen dieser beiden Punkte auswählen, welcher leichter erreichbar ist. In Betreff der von Strecke zu Strecke zu errichtenden meteorologischen Zwischenstationen theilt Jürgens Folgendes mit: in der zu gründenden Station von Olekminsk wird der Lehrer Serebrjäkow die meteorologischen Beobachtungen anstellen; die Einrichtung der Station und das Aufstellen der Instrumente wird der Lehrer der Physik am Gymnasium in Irkutsk, Herr Zemsch (?) übernehmen; er ist bereits in Jakutsk Herrn Jürgens behülflich gewesen, einzelne Instrumente in Ordnung zu bringen. In Jakutsk wird bei der geistlichen Schule eine meteorologische Station eingerichtet; der Inspektor der Schule, Babin, und einige Lehrer haben sich bereits vor der Abreise des Herrn Jürgens mit der Technik der Beobachtung vertraut gemacht. Auf den Goldwäschereien des Herrn Sibirjäkow kann auch eine Station errichtet werden.

— Blei ist in Sibirien ziemlich theuer, und deshalb suchen die Jäger auch an weniger entlegenen Orten, wo es doch leichter zu erhalten ist, ihre Beute womöglich so zum Schusse zu bekommen, daß die Kugel bei einem Fehlschusse im Baume stecken bleibt. Ferdinand Müller („Unter Tungusen und Jakuten" S. 88) erzählt, wie er zwischen der Untern Tunguska und dem Olenek einen alten Tungusen zum Führer hatte, dessen Sohn einige Tagereisen am Olenek aufwärts gezogen war, um dort — es ist buchstäblich wahr — eine Kugel zu suchen, die er verschossen und in der Eile beim Durchzuge nicht hatte finden können. Besaß doch die ganze Familie zusammen nur drei Kugeln, hatte also wohl Grund mit ihnen sparsam umzugehen. Nach fünf Tagen war der Junge noch nicht zurück — seine Aufgabe war freilich auch für einen Tungusen keine leichte.

— Das „Ausland" (1882, Nro. 39) veröffentlicht aus dem Nachlasse des in Südarabien ermordeten Orientalisten Siegfrid Langer die interessante Beschreibung einer Reise von Hodeida nach Sana mit Karte, welche den Verlust dieses Mannes doppelt empfinden läßt. Wir führen hier an, was er von den dortigen Juden sagt. „In Madâb (bei Dorân, circa 55 km südwestlich von Sana) fand ich die erste Judengemeinde; sonst traf ich Juden bloß zerstreut in einzelnen Ortschaften zu zwei, drei Familien, welche gewöhnlich die Handwerker des Dorfes sind. Sie wissen von Europa nichts, sondern kennen nur Jerusalem und Rothschild, den sie für einen König halten. Sie betrachten ihn als den höchsten und gelehrtesten Rabbiner und gleichsam als geistliches und weltliches Oberhaupt der Juden. Vor einiger Zeit hatte sich hier in Jemen das Gerücht verbreitet, daß Rothschild, dessen Residenz in Jerusalem sei, dort Boden zur Bebauung angekauft habe, den er den Einwanderern aus Jemen unentgeltlich zur Verfügung stelle. Auf Grund dieses Gerüchtes machten sich etwa 100 Familien aus Sana zur Wanderung nach Jerusalem auf. Der damalige Gouverneur Jemens soll dieser Wanderung ein Ziel gesetzt haben; seit dieser Zeit pflegen die Araber die Juden zu necken: „Ja, warum geht ihr nicht zu eurem König, zu eurem Rothschild?"

— Ueber die Expedition des Dr. Emil Riebeck ist eine Nachricht vom 7. Juli eingetroffen. Nachdem er in Gesellschaft des Prof. Schweinfurth Socotra erforscht hatte (vergl. „Globus" XL, S. 159), begab er sich nach Bombay, bereiste den Himalaja und Kaschmir, das Gangesland und Ceylon und untersuchte die Küste von Arakan. Von Tschittagang fuhr er den Karnafuli-Fluß aufwärts und besuchte die dortigen in höchst primitiven Zuständen lebenden Gebirgsstämme, von denen er Messungen, Photographien und Abformungen mitbrachte. Doch holte er sich dabei das Fieber und mußte nach Singapur gehen. Von dort will er an der asiatischen Ostküste weitere Reisen machen, ehe er sich nach Australien begiebt.

— Nach dem „Report of British Burmah" für 1881-82 belief sich der Export dieser Provinz auf 6½ Crores (zu 10 Millionen) Rupien, der Import auf 3½. Die Ausfuhr umfaßte Reis, Kautschuk, Teakholz, Cutch, Nephrit, Häute und Hörner, die Einfuhr Baumwollenwaaren, Lichte, Zündhölzer, Regenschirme, Mehl, Kohlen und Eisenwaaren. Die Reisausfuhr ist von 579 770 Tons im Jahre 1877-78 auf 938 123 im Jahre 1881-82 gestiegen. Von der Einfuhr liefert Frankreich Glas, Eisenwaaren, Kleider, Maschinen und Seide, Deutschland Lichte, Kohlen und Metalle, Italien Salz, Baumwollenwaaren und Liqueure.

— Der Dajak ist nach C. Bock („Unter den Kannibalen auf Borneo" S. 225) Porcellan-Liebhaber und besitzt in einer Ecke seines Hauses, in der Nähe der Feuerstätte gewöhnlich eine Anzahl Porcellangefäße, die er für mancherlei Landesprodukte von den malaischen Kaufleuten eintauscht, welche dieselben wieder von den chinesischen Händlern in Singapur oder Makassar kaufen. Der Dajak, welcher die Liebhaberei für blaues Porcellan treibt, geht in seiner Verehrung der alten Geschirrwaare jedoch noch weiter als der Europäer. Zu seinen größten Schätzen gehört eine Reihe von „Gudji blanga", eine Art von China eingeführter glasirter Krüge in Grün, Blau oder Braun, mit erhabenen Eidechsen- oder Schlangenfiguren verziert. Diese Töpfe haben einen Werth von 100 bis 3000 Gulden, je nach der Größe, dem Muster und vor allen Dingen dem Alter und dem gut erhaltenen Zustande. Der einheimischen Sage zufolge sind diese kostbaren Gefäße aus dem Ueberrest desselben Thones gefertigt, aus welchem „Mahatara" (der Allmächtige) zuerst die Sonne und alsdann den Mond machte. Diesen Urnen werden heilende Kräfte zugeschrieben, und man betrachtet sie als Mittel, das Haus, worin sie aufbewahrt werden, gegen böse Geister zu schützen. Diese verrückte Porcellansucht bei den Dajaks hat, ebenso wie in England, dem Chi-

nesen eine günstige Gelegenheit dargeboten, seine Geschicklichkeit zu üben, und in Samarinda (in Kutei, Westküste von Borneo) verkauft man sehr künstliche Nachahmungen von alten Vasen für fünf Gulden das Stück; Sprünge, Schrammen, Altersflecke und andere Anzeichen der Antiquität sind ganz genau von ihnen nachgebildet; zum Unterschiede von vielen Londoner Kennern läßt sich der Dajak aber niemals für solche verfälschte Gudji blangas einnehmen, sondern giebt lieber Hunderte von Gulden für ein echtes Exemplar. Jeder plastische Verwandte der Sonne und des Mondes hat seinen Stammbaum, der sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbt.

Afrika.

— Einen schweren Verlust hat England und die Wissenschaft in Folge des ägyptischen Krieges erlitten: Professor Palmer, Kapitän Gill und Lieutenant Charrington, welche im Auftrage der Regierung in die Wüste nördlich vom Sinai gereist waren um Kameele zu kaufen, sind von dortigen Beduinen umgebracht worden. Die Hoffnung, daß wenigstens Prof. Palmer noch am Leben sei, ist nur gering. Edward Henry Palmer, Professor des Arabischen in Cambridge, geboren daselbst am 7. August 1840, war ein vorzüglicher Kenner des Arabischen, Persischen und Urdu, Sprachen, die er in jeder Hinsicht so vollständig beherrschte, wie seine Muttersprache. Im Jahre 1869 nahm er an der Sinai-Survey-Expedition theil und bereiste 1869—70 mit dem verstorbenen Tyrwhitt Drake zusammen die Wüste et-Tih und Moab; mit Leben und Sitten der Sinai-Beduinen war er vollständig vertraut, mit mehreren Scheichs derselben sogar befreundet, so daß er durchaus geeignet zu seiner Mission erschien. Sein Bemühen indessen, eine Anzahl der Beduinen zum Kampfe gegen Arabi zu bewegen, und Kapitän Gill's Auftrag, den Telegraph, welcher von Aegypten durch die syrische Wüste nach Konstantinopel geht, zu zerstören, mögen viel dazu beigetragen haben, die Arabi freundlichen Beduinen gegen die Engländer aufzubringen, deren Gold — dieselben führten 3000 Pf. St. bei sich — überdies ihre Raubgier reizte. Kapitän Gill hat sich namentlich im Jahre 1877 durch seine Reise durch China (von Tsching-tu über Tali-fu nach Bhamo) und sein Reisewerk „The River of the Golden Sand“ einen Namen erworben (vergl. „Globus“ XXXIII, S. 111, 240); es ist höchlich zu bedauern, daß er nicht mehr unbekannte Gebiete hat durchwandern können, wobei ihm sein großes Vermögen so gut zu Statten gekommen wäre. Die drei Engländer verließen am 7. August Suez und wollten fünf Tage später mit einem befreundeten Scheich in Nachl, mitten in der Wüste und etwa halbwegs zwischen Suez und Akabah zusammentreffen. Aber sie langten dort nicht an. Allmählich liefen beunruhigende Nachrichten ein, in Folge deren Oberst Warren ausgesandt wurde, um die Vermißten zu suchen. Derselbe meldet nun, daß Ali Mursched, Scheich von Terebin, wie es scheint, auf Anstiften des (ägyptischen) Gouverneurs von Nachl, den Raubmord ausgeführt hat. Der Ueberfall fand am 10. August Mitternachts im Wadi Ludr statt. Die drei Unglücklichen wurden an den Rand eines Abgrundes geführt, und ihnen die Wahl gelassen, sich hinein zu stürzen oder erschossen zu werden. Prof. Palmer legte die Hand vor die Augen und sprang hinab, seine beiden Gefährten wurden erschossen. Die Leichen der beiden letzteren wurden gefunden, diejenige Palmer's noch nicht. Oberst Warren's Abtheilung hat bereits die Frau, die Kinder und Herden des Ali Mursched gefangen und hofft auch seiner selbst habhaft zu werden. Aber so schmerzlich der Verlust von Palmer und Gill für die Wissenschaft ist, man darf nicht vergessen, daß die Beduinen in ihnen doch nur Engländer sehen konnten, deren Heere gegen ihre Glaubensgenossen und Freunde in Waffen standen, Engländer, welche versuchten, der Sache Arabi's, mit welcher sie sympathisirten, Abbruch zu thun. So wird die Blutthat begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar.

— Bei den Verwandten des Dr. W. Junker in St. Petersburg ist ein vom März 1882 datirter Brief des Reisenden eingetroffen, wonach derselbe damals gesund und munter war; er schreibt, daß er an die äußersten Grenzen der bewohnten Negergebiete gekommen sei und einer großen Wüste wegen allein nicht mehr weiter vordringen könne, seine Explorationsreisen in dieser Gegend daher ihren Abschluß gefunden haben. Im Frühjahr 1883 hofft er nach Europa zurückzukehren. — Gleichzeitig druckt das „Ausland“ (Nr. 44, S. 865) einen Brief Junker's an Dr. Schweinfurth ab, d. d. Seriba Kubbi, drei Tage zu Ost vom Munsaschen Gebiet, nördlich vom Flusse Gadda, 28. März 1882, worin er viele Angaben über das Stromgebiet des Uelle und über die Nothwendigkeit macht, die dortigen Flüsse für den Verkehr zu benutzen. Er räth den ägyptischen Behörden, bei Zeiten Gebiete im Süden des Uelle zur Erlangung von Elfenbein zu besetzen, da ihr sonst die Zanzibar-Händler von Njangwe (am Congo) aus darin zuvorkommen könnten. Wie Junker ausdrücklich von Arabern erfuhr, ist bereits eine Fühlung mit aus Süden oder Südosten heranziehenden Händlern und deren auf den Markt geworfenen Waare zu konstatiren. Junker schreibt ferner, daß der Uelle unstreitig der Oberlauf des Schari ist, und daß der Aruwimi Stanley's identisch mit einem Flusse Nepoko sein dürfte, der weit im Osten entspringt und südlich von Junker's Reisegebiet westwärts fließt. (In der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ V, Heft 2, S. 82 ff. sucht soeben Dr. Chavanne die Identität des Uelle mit einem der größern rechtsseitigen Zuflüsse des Congo [Aruwimi oder Ukere] wahrscheinlich zu machen). Von jener oben erwähnten Wüste und seiner Rückkehr nach Europa schreibt dagegen Dr. Junker in diesem Briefe nichts; seine Pläne für die nächste Zukunft formulirt er vielmehr so: „Ueberall an die für den Einzelreisenden geltenden Grenzen der Möglichkeit mich haltend, sehe ich im nächsten Monate meine Reisen hierselbst im Süden als beendet an und suche im Mai oder Juni Bohndorff und meine Vorräthe zu erreichen, von denen ich nun ein volles Jahr und im Kampfe mit manchen Entbehrungen getrennt war. Neuausgerüstet hoffe ich dann im Westen Thätigkeit zu finden.“

— Die Nachrichten von dem deutschen Afrikareisenden Flegel reichen bis April. Am 9. März d. J. hatte er endlich von Loko am Benue aus, wo jetzt Engländer und Franzosen Handelsniederlassungen gründen, seine Reise nach Adamaua antreten können, nachdem mit den Vorbereitungen hierzu fast ein volles Jahr seit seiner Rückkehr von der Sokoto-Reise (vergl. „Globus“ XL, S. 240) verstrichen war. Er hatte geglaubt den Weg bis Jola in einem Dampfer zurücklegen zu können; doch alle Aussichten zerschlugen sich, und es blieb ihm nichts übrig, als den Landweg zu wählen. Der Reisende ist begleitet von einem erfahrenen Elfenbeinhändler, dem Haussa Madugu, der schon zum 23. Male nach Adamaua geht. Dort gedachte Flegel den Winter zuzubringen und das Land selbst, sowie die angrenzenden Heidengebiete zu erforschen. Entschlüsse für weitere Unternehmungen will er erst nach Prüfung der Verhältnisse an Ort und Stelle fassen. Als dankbarste Aufgabe schwebt ihm die Erforschung der angeblich zur Zeit des höchsten Wasserstandes existirenden schiffbaren Wasserverbindung zwischen dem obern Benue und dem Schari vor. Doch da dieselbe eine auf unsicheren Voraussetzungen beruhende Hypothese und, wenn vorhanden, wahrscheinlich praktisch werthlos ist, so wünscht der Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft, daß der Reisende sich nach Süden oder Südosten wende und die noch völlig unbekannte Wasserscheide des Benue, Schari und Congo aufsuche. Hoffentlich erreichen diese Rathschläge den Reisenden noch rechtzeitig, um seine Entschließungen zu beeinflussen. (Weitere günstige, vom 26. Mai datirte Nachrichten von Flegel folgen in nächster Nummer.)

Australien.

— Der wichtigste Agrikulturbetrieb in Queensland, namentlich im Norden desselben, ist zur Zeit der Anbau von Zuckerrohr, welches, wenn der Boden dazu gehörig vorbereitet war, schon nach einem Jahre einen guten Ertrag liefert. Daß auch der Kaffeebaum in Queensland wächst und Früchte trägt, ist zwar längst bekannt, aber ein Gewinn daraus wird immer erst nach Jahren erzielt, und wohl darum wurde die Kultur des Zuckerrohres der des Kaffeebaumes bisher vorgezogen. Im botanischen Garten der Hauptstadt Brisbane stehen sehr kräftige Kaffeesträucher, und ebenso an vielen anderen Orten weiter nördlich, aber immer mehr als Kuriosität, denn für kommerzielle Zwecke. Mr. Bell besitzt am Plane Creek, 32 km südlich von Mackay in 21° 10' südl. Br. und 149° 5' östl. L. Gr., Kaffeesträucher, welche über zehn Jahre alt sind und viele, einer Kirsche ähnliche Bohnen tragen, es wird jedoch kein anderer Gebrauch davon gemacht, als daß die Samen an Andere abgegeben werden. Von eigentlichen Kaffeeplantagen giebt es in Queensland zur Zeit nur eine einzige, welche Mr. J. M. Costello besitzt. Sie liegt auf einer vulkanischen Erhebung am obern Laufe des Pioneer-Flusses im Mackay-Distrikte und 13 km von der Stadt Mackay und hat ein vorzügliches Aussehen. Mr. Costello fing seine Pflanzung vor 6½ Jahren an. Man wußte damals nicht, daß die Kaffeepflanze für die zum Känguruhgeschlechte gehörenden Wallabies (Halmaturus) ein besonderer Leckerbissen sei, und ein großer Theil der Pflanzen ging in dieser Weise verloren, bevor man Jagd auf diese Wallabies gemacht hatte. Die Plantage umfaßt ein Areal von 15 Acres oder 60,7 Hektar, auf denen meist die Mocca-Sorte kultivirt wird, während die Ceylon-Sorte ausgeschlossen ist, da man deren Blätterkrankheit, welche auf den Pflanzungen in Ceylon so große Verwüstungen angerichtet hat, fürchtet. Die ältesten Bäume sind jetzt über fünf Jahre alt und fangen an reichlich zu tragen; sie werden, wenn fünf Fuß hoch, gestutzt, damit sie sich buschartig ausbreiten und so den Winden weniger ausgesetzt sind. Mr Costello erzielte aus seiner letztjährigen Ernte zwei Tonnen Kaffee, dessen kräftiger und aromatischer Geschmack hoch gepriesen wird. Er hält sich überzeugt, daß Kaffeeplantagen in Queensland einen guten Gewinn abwerfen, sofern für den Betrieb die billige Arbeitskraft der Kanaken verwendet werden kann. Für die Kaffeekultur eignet sich der reiche vulkanische Boden vorzüglich, aber nicht kalter Lehm oder überhaupt ein undurchlässiger Boden.

Südamerika.

— Ueber das in Panama am 7. September stattgefundene Erdbeben liegen jetzt eingehendere Berichte vor. Der erste Stoß machte sich gleichzeitig, um 3 Uhr 15 Minuten Morgens, über die ganze Breite des Isthmus, in Panama, Colon und den dazwischen gelegenen Ortschaften und Eisenbahnstationen fühlbar. Das Hauptgebiet der Erschütterung scheint also gerade in der Zone der zukünftigen Kanallinie zu liegen. Die Bewegung war wellenartig und kam beinahe direkt vom Norden nach Süden. Sie fing mit einem nicht zu heftigen Schwanken an, das in Panama 30 Sekunden, in Colon 60 Sekunden dauerte und gegen das Ende so intensiv wurde, daß ein längeres Anhalten der Katastrophe die aus Stein gebauten Häuser völlig zerstört hätte. Wie überall bei Erdbeben in Südamerika, haben auch hier die aus Holz und leichtem Material aufgeführten Gebäulichkeiten weniger gelitten. Sowohl die Kathedrale als der Munizipalitätspalast sind in Panama schwer beschädigt worden, von anderen hervorragenden Gebäulichkeiten nicht zu reden. Wo sich aber die Gewalt der unterirdischen Kräfte am meisten bemerklich machte, war auf der über den Isthmus führenden Eisenbahntrace. An manchen Stellen waren die Schienen gebogen, wie wenn Menschenhand ihnen absichtlich eine neue Form gegeben hätte, doch konnte nach einer dreitägigen theilweisen Unterbrechung die Bahn wieder auf der ganzen Strecke befahren werden. Erdbeben sind ja auch in Europa keine Seltenheit, und wenn dasjenige von Panama größere Beachtung verdient, so ist es eben nur, weil angenommen werden kann, daß der zukünftige Kanal möglicherweise mit Naturereignissen zu kämpfen hat, die bisher nicht in Rechnung gezogen worden sind. Selbst wenn man bis auf die Zeiten der Eroberung zurückgeht, findet sich in den vorhandenen Ueberlieferungen keine Spur von ähnlichen Ereignissen in diesem Theile des Isthmus vor, und hatte man sich daher daran gewöhnt, ihn als frei von dieser Plage anzusehen.

— In Frankreich hegt man immer noch einen Schimmer von Hoffnung, daß Crevaux sich noch unter den Lebenden befinden könnte, und sendet deshalb seinen ehemaligen Kameraden, Schiffslieutenant Guierre nach dem Pilcomayo, damit er jenen selbst oder seine Leiche und Hinterlassenschaft aufsuche, sowie auch die Erforschung des Pilcomayo weiterführe.

Polargebiete.

— In der Sitzung der vereinigten Sektionen für physikalische und mathematische Geographie der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 24. September (6. Oktober) berichtete der Astronom V. E. Fuß über seine Fahrt nach Nowaja Zemlja im Juli dieses Jahres, wohin er geschickt worden war, um die geographische Lage der neuen Polarstation genau zu bestimmen. Am 19. Juli verließ er mit dem Dampfer „Tschischow" Archangel und langte nach drei Tagen in Nowaja Zemlja an. Von verhältnißmäßig gutem Wetter begünstigt, konnte er innerhalb zweier Tage alle nöthigen Beobachtungen anstellen. Die Bestimmung der Länge gab keine besonders große Differenz mit der bisher bekannten, nämlich nur 11 Sekunden; in Bezug auf die geographische Breite dagegen betrug die Differenz 7½ Minute, d. h. fast 30 Werst (Kilom.). Das Wohngebäude der Station fand er recht zweckmäßig, doch hatte man vielfach dasselbe ausbessern müssen. Am 1. September sollten die Beobachtungen beginnen. („Golos" Nro. 261.)

— Die „Germania", welche mit der deutschen Nordpolarexpedition unter Dr. Giese am 27. Juni Hamburg verlassen hatte, um diese nach ihrer Station zu Kingawa am Cumberland-Sunde zu bringen, ist am 23. Oktbr. wohlbehalten auf der Elbe wieder eingetroffen. Die „Germania" war am 10. August in Kingawa angelangt und hatte am 6. September die Rückreise angetreten. Bei ihrem Abgange war die Station vollständig eingerichtet und die Häuser fertig gestellt, so daß die Beobachtungen ihren Anfang nehmen konnten. Ferner hat in Port Stanley auf den Falklandsinseln Kapitän Seemann im Auftrage der Deutschen Seewarte eine meteorologische Station zweiter Ordnung errichtet, welche als Mittelglied zwischen der in Südgeorgien und den auf dem Festlande von Südamerika thätigen Beobachtungsstationen dienen soll.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Die nachstehenden Schilderungen sind dem Berichte des russischen Arztes Dr. Pjasetzki entnommen, der als Mitglied der von der russischen Regierung ausgesandten Sosnowski'schen Expedition im Jahre 1874—75 China durchreist und neben manchen interessanten naturwissenschaftlichen, namentlich entomologischen Forschungen, auch Studien über Land und Volk gemacht hat. Der eigentliche Zweck der Expedition war übrigens rein kommerzieller Natur. Es handelte sich darum, den Markt für russische Waaren in China zu erweitern, neue Absatzwege zu eröffnen, neue Verbindungen anzuknüpfen; oder mit anderen Worten: man wollte versuchen, dem russischen Ueberlandhandel ein Gebiet zu erhalten, das durch das immer weitere Vordringen der in den chinesischen Hafenstädten importirten westeuropäischen und amerikanischen Waaren gefährdet erschien.

Ende März 1874 verließen Dr. Pjasetzki und Sosnowski Nischni Nowgorod. Ohne Hinderniß und mit Vermeidung jedes überflüssigen Aufenthaltes wurden die 6000 Werst bis Kjachta mit der Post zurückgelegt. Unterwegs vervollständigte sich das Personal der Expedition: in Omsk schlossen sich zwei neue Mitglieder an, der Photograph Bojarski und der Topograph Matusowski. In Semipalatinsk wurde ihnen eine aus drei Kosaken bestehende militärische Eskorte beigeordnet, und in Irkutsk endlich der Dolmetscher Andrejewski, der leider, wie sich bald herausstellen sollte, für den übernommenen Posten nur wenig geeignet war. In Troizkosawsk, der ehemaligen Grenzfestung, hörten die Reisenden zum letzten Male für lange Zeit das Geläut russischer Kirchenglocken. Von dort führt die Landstraße in südwestlicher Richtung nach der etwa vier Werst entfernten Doppelgrenzstadt Kjachta-Maimatschen. Die als wichtige Handelsplätze berühmten Orte haben sich innerhalb der letzten Jahrzehnte bedeutend vergrößert; namentlich hat Kjachta eine große Menge ansehnlicher Privathäuser aufzuweisen, die den Reichthum der hier ansässigen russischen Kaufleute unverkennbar darthun. Der Verkehr zwischen den beiden Städten ist ungemein lebhaft; tagüber herrscht auf dem 250 m breiten kahlen und unbebauten Landstriche, der, die russische von der chinesischen Stadt trennend, die eigentliche Grenzzone bildet, ein fortwährendes Hinüber und Herüber einer geschäftigen, bunten Menge. Mit Sonnenuntergang wird es still; denn dann werden nach allgemeinem chinesischem Brauche die Thore von Maimatschen geschlossen, und von einem Ein- oder Auslassen etwa Verspäteter ist unter keinen Umständen die Rede. Der hohe Holzzaun vor der chinesischen Stadt, der früher hier die Grenze bezeichnete, ist heute verschwunden. Zwei halbverwitterte, schmutzige Holzpfähle ohne Aufschrift oder sonstige Abzeichen bilden jetzt die Grenzmarken.

An einem hellen Julimorgen langten Sosnowski und seine Begleiter in Kjachta an. Das Haus eines russischen Kaufmanns gewährte ihnen freundliche Aufnahme für die nächsten Tage, die namentlich durch die Verproviantirung für die bevorstehende mehrwöchentliche Fahrt durch die mon-

golische Steppe in Anspruch genommen wurden. Daneben versäumte man aber auch keine Gelegenheit, Maimatschen kennen zu lernen. Von dem guten Vernehmen, das hier zwischen den Grenznachbarn herrscht, bekamen die Reisenden schon unmittelbar nach ihrer Ankunft einen Begriff. Noch damit beschäftigt die Kleider zu wechseln, sahen sie sich plötzlich von einer unaufhaltsam in das Zimmer dringenden Gesellschaft angesehener Maimatschener überrascht, die, gerade in Kjachta anwesend, die Fremden bewillkommnen wollten. Die russische Anrede und die herzlichen Händedrücke, mit denen die Reisenden fast wie gute alte Bekannte begrüßt wurden, vermochten nicht das Fremdartige der überraschenden Scene zu mildern. Fremdartig und unangenehm zugleich wirkte auch der von den Gästen mit in das Zimmer gebrachte Duft, an den sich freilich jeder längere Zeit in China Weilende bald so gewöhnt, daß er ihn kaum noch als lästig empfindet. Der charakteristische strenge Lauchgeruch, der allen Chinesen ohne Ausnahme und mehr oder minder stark auch Allem anhaftet, was mit ihnen in Berührung kommt, wird oft mit dem allenthalben in China üblichen starken Konsum von Zwiebeln in Zusammenhang gebracht. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß man es hier mit einem jener eigenthümlichen Nationalgerüche zu thun hat, die, wie durch verwandte Erfahrungen bewiesen ist, dadurch entstehen, daß die Ausdünstungen des menschlichen Körpers bei den einzelnen Völkern eine konstant unterscheidende und vererbliche Beschaffenheit annehmen.

Bei diesem ersten, wie bei den anderen noch folgenden Zusammentreffen mit Einwohnern von Maimatschen waren die schwachen Dienste des Dolmetschers noch entbehrlich, da sich hier an der Grenze seit lange schon der sogenannte Kjachtaer Dialekt, ein seltsam korrumpirtes Russisch, als

Poststation und Reisewagen in der mongolischen Steppe.

Verkehrssprache eingebürgert hat. Eine Menge von Aenderungen in Aussprache und Formenbildung, welche die Chinesen sich in ihrem Russisch erlaubten, sind von den russischen Nachbarn aus Gefälligkeit und um des leichtern Verständnisses willen sorgfältig nachgeahmt worden. Eigenthümlich klingt es dem von Westen kommenden Russen, wenn er seine Landsleute, die sich hier selber mit der chinesischen Verdrehung des Wortes russki (Russen) O-lo-lóssi nennen, in dem ihm nur schwer verständlichen Kjachtaer Dialekt radebrechen hört, indem sie, die Ungeschicklichkeit der Chinesen in der Aussprache des r nachahmend, diesen Laut jedesmal durch ein oder mehrere l ersetzen und alle auf einander folgenden Konsonanten der Muttersprache durch eingeschobene Nasenlaute oder halbstumme Vokale von einander trennen.

Wie ein von unzähligen Wellen gekräuseltes grünes Meer lag die unabsehbare Steppe im Scheine der untergehenden Sonne vor den Reisenden, als sie an dem ersten Stationsorte der „Poststraße“ Maimatschen-Peking von den Kjachtaer Landsleuten, die ihnen bis hierher das Geleit gegeben, Abschied nahmen, und sich zu dem ersten Nachtquartier in der durch Reinlichkeit nicht eben ausgezeichneten mongolischen Filzjurte anschickten. In der Frühe des nächsten Morgens wurde aufgebrochen. Mehrere zweirädrige chinesische Wagen nahmen die Reisenden und ihr voluminöses Gepäck auf. Jeder Wagen wurde von zwei mongolischen Reitern geführt, eine Eskorte von mehreren anderen Berittenen, die an schwierigen Stellen des Weges ihre Pferde vorlegen oder auch selbst gelegentlich mitanfassen mußten, beschloß den Zug. Oft, wenn das Terrain besonders schwierig war, begleitete eine Reiterschaar von zwanzig und mehr Männern und Weibern die Wagen, und ihr abenteuerliches Aussehen und ihre verwegenen Reiterkünste standen in einem seltsamen Widerspruch zu der an civilisirte Verhältnisse erinnernden Pünktlichkeit, mit der sie den ihnen

obliegenden Postdienst besorgten. An jedem aus einigen Filzjurten bestehenden Stationsorte fand man die genügende Anzahl von frischen Pferden und Reitern vor. Der wohl von der chinesischen Regierung festgesetzte Preis für die Beförderung von einem Stationsorte zum andern, den auch Sosnowski für sich und seine Begleiter zu zahlen hatte, betrug pro Person 3 Rubel und einen Stein Ziegelthee. An einem der ersten Tage der Fahrt gelangte man an den ungemein reißenden, wenn auch nicht tiefen Yre-Gol, einen Zufluß der Selenga. Auf kleinen, aus drei ausgehöhlten Baumstämmen zusammengesetzten Flößen wurden hier die Wagen an das andere Ufer übergesetzt, und die Gewandtheit und Kraft, mit der die fast nackten mongolischen Fährleute ihre langen Ruderstangen dabei handhabten, die ruhige Sicherheit, mit der sie das ungeschickte, schwer belastete Fahrzeug durch die heftige Strömung führten und gerade an der Stelle landeten, wo die von der nächsten Station entgegengesandten Pferde und Reiter sie erwarteten, erregte die höchste Bewunderung der Reisenden.

Einschließlich eines mehrtägigen Aufenthaltes in dem volkreichen unsauberen Urga, einer heiligen Stadt der buddhistischen Mongolen und Sitz eines chinesischen Statthalters, nahm die Reise durch die Mongolei genau einen Monat in Anspruch. Von Urga, das auf einem von hohen Bergen umkränzten Plateau liegt, hatte man bis zu der ersten Stadt des eigentlichen China, Kalgan, noch etwa 1000 Werst zurückzulegen, theils durch einförmige, ermüdende Steppe, theils durch schroffe Gebirgsgegenden. In dem aus einigen dreißig Jurten bestehenden Stationsorte Toli, der hauptsächlich von Lamen (d. h. von Obuschi oder weltlichen Lamen, im Gegensatz zu den Chuaraki oder Klostergeistlichen) bewohnt wird, fanden die Reisenden bei ihrer Ankunft keine

Fahrt über den Yre-Gol.

menschliche Seele vor. Die ganze Einwohnerschaft war nach einem benachbarten Kloster gepilgert, wo der aus Tibet zurückkehrende Kutuchta, eine im Range auf den Dalai-Lama folgende heilige Persönlichkeit des Buddhismus, eingetroffen war. Der Kutuchta, dessen Heiligthum sich bei Urga befindet, ist in derselben Weise unsterblich wie die übrigen Spitzen der buddhistischen Hierarchie: seine Seele geht bei seinem Tode in seinen Nachfolger über. Als Verkörperung der Gottheit genießt er auch göttliche Verehrung. Nur die vornehmsten Mongolen und die verschiedenen Klassen der Lamen dürfen sein Angesicht sehen; alle übrigen müssen ihr Gesicht gegen den Erdboden drücken, wenn er in einer geschlossenen Sänfte vorbeigetragen wird; doch ist es ihnen erlaubt, sich so zu Boden zu werfen, daß sie von den Füßen der Träger des Heiligen berührt werden, um dadurch in einen mittelbaren, beseligenden Zusammenhang mit dem göttlichen Manne zu kommen. Unter diesen Verhältnissen war es ein besonderes Glück, daß der Kutuchta den Russen eine Audienz bewilligte. Von drei voranleuchtenden Lamen geführt, erreichten die Reisenden das Kloster, in dessen einem Hofe das Zelt des Heiligen aufgeschlagen war. Eine Oeffnung, nicht größer als die der gewöhnlichen Jurten, führte in den von mehreren Kerzen erhellten innern Raum, in dem der geheimnißvolle göttliche Mann in einem Kreise von Lamen saß. In würdevoller und doch einfach liebenswürdiger Weise begrüßte er die gebückt Eintretenden, lud sie zum Niedersetzen auf kleinen Schemeln ein und gab durch einen Wink einem der Lamen Befehl, den Gästen Thee zu reichen. Während der nun folgenden, durch einen Dolmetscher geführten Unterhaltung über das Woher und Wohin ihrer Reise fand Pjasetzki Zeit, das Aeußere des Heiligen genauer zu studiren. Der Kutuchta war ein Mann von etwa vierzig Jahren, von mittlerer Größe, mager und von gelblicher Gesichtsfarbe. Mit dem kurz abgeschorenen

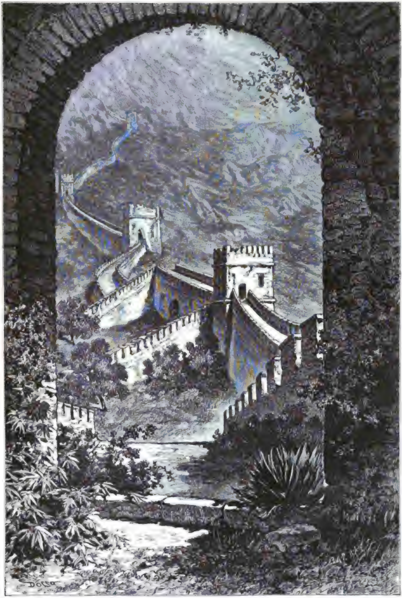
Hauptthaar, dem kleinen Barte über der Lippe, mit den dunkelen, lebhaft und intelligent blickenden Augen, den feinen Zügen machte er mehr den Eindruck eines gebildeten Europäers, als den eines Angehörigen der mongolischen Rasse. Ein dunkelgelber Mantel, der nur den rechten Arm freiließ, umhüllte seine mit einem zimmetbraunen Untergewande bekleidete Gestalt. Ein mit kostbarem Stoffe bedecktes Polsterlager, daneben ein niedriges Tischchen, auf dem eine Lampe vor mehreren in kleinen Glasschreinen stehenden kupfernen Götzenbildern brannte, vor dem Lager ein zweiter Tisch, der ein dickes Heft heiliger Schriften und Gebete und die große Tabaksdose trug, deren der Heilige sich oft bediente, das war die ganze Einrichtung des Zeltes. Die vornehme und dabei gewinnende Art des Kutuchta machte einen so angenehmen Eindruck auf Pjasetzki, daß er den Wunsch, seinem Reisealbum ein Bild des großen Mannes einverleiben zu dürfen, nicht zu unterdrücken vermochte. Trotz mancher Einwendungen der Lamen, die dies als eine Entweihung zu betrachten schienen, sagte ihm der Heilige eine Sitzung für den folgenden Morgen zu. Im festlichen Gewande von gelbem Atlas, eine hohe, gelbe in einer Spitze auslaufende und mit großen Aufschlägen versehene Priestermütze auf dem Haupte, empfing er den Künstler, unterzog zunächst sein Album einer eingehenden Prüfung und folgte dann dem Entstehen des Aquarellbildchens mit ebenso gespannter Aufmerksamkeit wie seine Lamen, die er inzwischen damit beruhigt hatte, daß der Besitz seines Bildnisses für die in Rußland wohnenden Buddhisten von hohem Werthe sein werde. Zu einer von den Reisenden dringend gewünschten photographischen Aufnahme des von betenden Lamen erfüllten Innern des Klostertempels gab er jedoch seine Zustimmung nicht, augenscheinlich nur aus Rücksicht auf seine fanatische Umgebung, die über dieses neue Verlangen empört schien.

Mehrere Tagereisen hinter Toli hörte die Steppe auf; am Abend des 9. August befand man sich inmitten einer malerischen Gebirgslandschaft von bewaldeten Bergen, fruchtbaren Thälern, schroffen Abhängen und grünen Weideplätzen, Seen, in deren klarem Wasser Dörfer und einzelne ländliche Niederlassungen sich spiegelten, und zum ersten Male erblickten die Reisenden auch hier das alte berühmte Architekturwunder, die chinesische Mauer. Am folgenden Tage verlor die Landschaft mehr von ihrem malerischen Charakter, dafür traten allenthalben in den unabsehbaren, trefflich bestellten Feldern, auf denen Männer und Weiber

Der Kutuchta der Mongolen

arbeiteten, sowie in den zahlreichen großen und gutgehaltenen Dörfern mit ihren Gärten und grünberankten Häusern die unverkennbaren Zeichen eines fruchtbaren reichbevölkerten Landes zu Tage. In Kalgan oder Tschang-tzia-kou, einem lebhaften, schön gelegenen aber unglaublich schmutzigen Handelsorte, fand Pjasetzki Gelegenheit, sich in der Person eines zum Christenthume übergetretenen Chinesen, Namens Theodor, einen ungemein brauchbaren Diener und Dolmetscher zu engagiren. Fast ohne Aufenthalt ging es nun in das eigentliche China hinein: die Städte Suen-hoa-fu, Tsy-min-y und Scha-tschen wurden passirt; am 17. August langte man an dem, zwei Tagereisen vor Peking belegenen Thore Guan gou an, das hier durch eine Abzweigung der Großen Mauer führt. Pjasetzki ließ seine Gefährten vorangehen und blieb mit seinem neuen Begleiter hier zurück, um eine Aufnahme von dem inmitten der schönsten Landschaft liegenden gewaltigen Bauwerk zu machen. Ueberall von gleicher Höhe und nur in Folge der Unebenheiten des Terrains oft wie terrassenförmig angelegt erscheinend, ruht die Mauer auf einem starken Unterbau von ungeheueren Blöcken röthlichen Granits. Neben dem Thore führte hier eine Treppe auf die Plattform, die, etwa sieben Schritt breit, mit großen quadratischen Ziegeln gepflastert ist. Die Seitenbrüstungen sind von verschiedener Höhe; die nach innen, d. h. dem Lande zugekehrte, ist 3 Fuß, die äußere 6 Fuß hoch. In bestimmten Abständen erheben sich quadratische, nach oben leicht verjüngte Thürme auf der Mauer. Heute meist im Innern von wildem Wein und anderm Pflanzenwuchs üppig durchwuchert, lassen sie durch ihre sorgfältige Bauart, den an Thüren und Fenstern angebrachten architektonischen Schmuck, die kunstvolle Pflasterung ihrer Fußböden und die zwischen den Zinnen vorspringenden, zur Ableitung des Regenwassers bestimmten steinernen Drachenköpfe deutlich erkennen, daß die Erbauung der Mauer nicht, wie einige Sagen es wollen, ein unter fortwährender Bedrängniß durch äußere Feinde eilig ausgeführtes Werk verzweifelter Nothwehr gewesen ist. In Tzini jun guang, der letzten Station vor Peking, traf Pjasetzki wieder mit den Gefährten zusammen. Am folgenden Tage, dem 19. August, führte der Weg fast ununterbrochen zwischen Dörfern entlang, die sich, von hohen Taxus- und Lärchenbäumen beschattet, an der Landstraße hinzogen. Dahinter breiteten sich unabsehbare Felder und in der Nähe der Stadt weite Begräbnißplätze aus.

Der Eintritt in das Gewühl der Vorstadtstraßen von



Blick auf die chinesische Mauer durch das Thor Guan-gou.

Digitized by Google

Peking machte auf Piasetzki und seine Begleiter denselben überwältigenden Eindruck, der von früheren Reisenden so oft geschildert ist. Wie eine kompakte, bewegliche, tobende Masse erscheint das bunte Durcheinander von seltsam gekleideten Männern, Weibern und Kindern, von Pferden, Maulthieren und Eseln, das sich da zwischen den Straßenküchen und Verkaufsbuden drängt und stößt. Erst allmählich gelangt man dazu, die einzelnen Bilder aufzufassen. Auch in der eigentlichen Stadt wird die Aufmerksamkeit fast allein durch den lebhaften Verkehr gefesselt. Man sieht wohl daneben noch die kostbar dekorirten Verkaufshallen, die reich in durchbrochener Skulptur gearbeiteten, mit Vergoldung und Lack geschmückten Häuserfaçaden und andere Einzelheiten: einen richtigen Begriff von der Architektur der gewaltigen Stadt gewinnt man aber nur von einem über dem zerstreuenden Straßengewühl belegenen Beobachtungspunkte, z. B. auf der breiten, 30 Fuß hohen Mauer, welche Peking in der Mitte durchschneidet und in die chinesische und die Mandschu Stadt theilt. Gut gepflastert, mit einer Brustwehr und in gewissen Abständen mit kleinen Häusern für die Mauerwärter versehen, bietet die Mauer zugleich den angenehmsten Spaziergang. Piasetzki brachte während seines Aufenthaltes in Peking täglich hier viele Stunden zu, meist mit Zeichnen der seltsamen Bilder und Architekturformen beschäftigt, die sich ihm auf allen Seiten darboten.

Mittlere Mauer in Peking.

Fan jan, chinesischer Privatgelehrter.

Wir übergehen hier des Reisenden eingehende Schilderung der Hauptstadt und ihrer oft beschriebenen Merkwürdigkeiten. Piasetzki und dem Photographen Bojarski gelang es, in ein freundschaftliches Verhältniß zu einem in jeder Beziehung außerordentlichen Einwohner von Peking, dem reichen Privatgelehrten Fan-jan, zu treten. In seinem fast durchweg europäisch eingerichteten Hause, das er durch selbstfabricirtes Gas erleuchtete, verlebten die Reisenden manche angenehme Stunde. Durch Anfertigung eines Aquarellporträts und mehr noch durch Belehrung und Unterstützung bei allerhand wissenschaftlichen Versuchen,

gewann sich namentlich Pjasetzki die Freundschaft des strebsamen Mannes. Durch die Vermittelung des Dolmetschers, dem begreiflicherweise alle technischen Ausdrücke fehlten, wurden diese Belehrungen freilich bedeutend gehindert, immerhin aber war der Reisende im Stande, seinem Wirthe manchen praktischen Fingerzeig für die Handhabung der kostbaren wissenschaftlichen Instrumente zu geben, die er zugesandt erhielt, und mit denen er nur zu oft nichts Rechtes anzufangen wußte. Außer der Gasleitung hatte er sich auch einen Telegraphen durch sämmtliche Räume seines Hauses gelegt, und neben einem reich ausgestatteten photographischen Laboratorium besaß er einen großen, mit mehreren kleinen Dampfmaschinen versehenen Arbeitsraum. Uebrigens trug sich Fan-jan damals mit dem Plane, die Koncession für die Gasbeleuchtung der Hauptstadt für sich zu erwerben. Seltsam genug machte sich neben allen diesen aufgeklärten Neigungen das alte Chinesenthum, das immer wieder zum Vorschein kam. Wie er bei jedem Versuche, auf europäische Weise zu essen, immer bald Messer und Gabel bei Seite legte, um die Finger an ihrer Stelle eintreten zu lassen, so huldigte er neben seinen gelehrten Bestrebungen auch dem Lieblingssport der Chinesen, dem Grillenkampfe. Dieses für die kleinliche und kindische Richtung des chinesischen Volkes im Allgemeinen charakteristische Vergnügen besteht in nichts Anderem als in dem Kampfe zweier, verschiedenen Besitzern gehörigen Feldgrillen (Gryllus campestris), die oft, wenn sie sich schon als gute Kämpfer bewährt haben, mit ungeheueren Summen bezahlt werden. Ungeheuere Summen werden auch bei diesem kindischen Sport verwettet. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, in allen Theehäusern und Restaurants der Hauptstadt sahen die Reisenden ernsthaft dreinschauende Männer aller Klassen in athemloser Spannung die Porcellanschalen umstehen, in denen die kleinen Kämpfer mit einander rangen. Die Bedingungen des Kampfes werden vorher schriftlich aufgesetzt; oft gilt ein Hinausdrängen über die Mitte des Gefäßes schon als Sieg, in den meisten Fällen wird der Kampf aber nicht eher für beendet erklärt, als bis der Sieger den Unterliegenden über den niedrigen Rand des Napfes hinausgedrängt hat. Für den Fang der Grillen, mit dem sich eine Menge Leute beschäftigen, existirt ein besonderer Apparat. In dem Hause jedes wohlhabenden Sportliebhabers aber werden stets mehrere Preiskämpfer unter großen Glasglocken gehalten und mit aufgeweichtem Reis gefüttert.

Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

IV.

Am andern Tage gegen Mittag entstand ein großer Volksauflauf. Es wurden in der Ferne Massen Bewaffneter sichtbar und im Orte herrschte große Verwirrung, da man einen Angriff befürchtete. Bald aber erschienen zwanzig Krieger vom Stamme der Voilakertra und brachten die Nachricht, es seien vier ihrer Dorfchefs und Abgesandte des Königs Ramadosa, welche in der Absicht kämen mir einen Besuch abzustatten. Ich ließ Matten ausbreiten um den Gästen das Sitzen bequemer zu machen, da ich sie aus Mangel an Raum vor der Hütte empfangen mußte und sah den Dingen, die da kommen sollten, entgegen. Endlich erschien die Gesellschaft unter Trommelschlag und Gesang oder besser gesagt, Geheul. Die vier Chefs nahmen in Begleitung des Königs von Mahabe auf den Matten vor meiner Hütte Platz. Einer nach dem andern hielt hierauf eine lange Rede, deren Inhalt bei allen derselbe war und mir ausdrückte, ich sei willkommen und habe nichts zu fürchten. Ramadosa, der König aller Voilakertra, freue sich sehr mich zu sehen und sende mir zwei Ochsen zum Geschenk. Außerdem übergaben dieselben mir eine Menge Geflügel und sonstiger Lebensmittel in ihrem Namen und dem ihrer Krieger. Ich erwiederte die gehaltenen Reden, so gut ich es vermochte und versprach den König in nächster Zeit zu besuchen. Die herbeigeströmte Menge mochte über zweitausend Köpfe betragen, wovon die Hälfte Krieger waren. Der Rest bestand aus Greisen, Weibern und Kindern. Alle standen die ganze Zeit über dicht um uns gedrängt und waren vor Erstaunen außer sich, als sie mich in ihrer eigenen Sprache zu ihren Chefs reden hörten.

Zu den geschenkten Ochsen kaufte ich noch drei hinzu und gab die fünf Thiere der Menge Preis. Meine Diener bemächtigten sich der besten Stücke für die Tafel der Würdenträger. Außerdem vertheilte ich noch Reis und Geflügel, soweit mein Vorrath reichte, wobei allerdings, nachdem zuerst für die Chefs gesorgt war, wenig übrig blieb. Bald saßen die Besucher in Gruppen um die Feuer vor und in den Hütten und brieten und kochten, daß es eine Lust war, sie schienen alle sehr vergnügt und zufrieden zu sein, obwohl nach meiner Berechnung die fünf Ochsen für die große Menge kaum genügend waren. Jedenfalls verschwanden dieselben in merkwürdig kurzer Zeit und im wahren Sinne des Wortes mit Haut und Haaren. Selbst von den Eingeweiden ging fast nichts verloren und mit der Zubereitung wurde es nach unseren Begriffen nicht allzu genau genommen. Die Magen derselben wurden einfach durch Schütteln ihres Inhaltes entleert und wanderten in Stücke gehackt und gerissen in diesem Zustande in die bereitstehenden Töpfe, welche letzteren die Einwohner Mahabes stellten. Bei mir ging es natürlich feiner her. Ich lud noch sechs Standespersonen des Ortes zu meiner Tafel und wir waren so zu zwölfen. Um nicht jedem Gabel und Messer geben zu müssen, welches unmöglich war, da ich überhaupt nur zwei Gabeln hatte, so aß ich heute auch mit den Fingern oder besser gesagt, ich that, als ob ich äße. Aus Rücksicht gegen die Gäste war das Mahl nämlich nach Landessitte hergestellt worden, also einfach gekocht oder an einem hölzernen Spieße über dem Feuer gebraten, wobei es nicht sehr sauber zugegangen war. Da die Malgaschen niemals während des Essens trinken, so bildete eine Tasse schwarzen Kaffees ohne Zucker den würdigen Schluß des Diners. Nach der Mahlzeit erwiederte ich die Geschenke nach Kräften durch Baumwollenzeug, Spiegel, Perlen u. s. w. Die meisten dieser Herren hatten nie einen Spiegel gesehen und betrachteten sich darin mit grinsendem Vergnügen nach allen Seiten

hin, wobei sie alle Gesichtstheile befühlten, wahrscheinlich um sich von deren wirklichem Vorhandensein zu überzeugen. Alle diese Leute glichen denen Mahabes, und gilt daher für sie und alle Voilakertra das schon Gesagte. Nachdem ich mit den Chefs abgemacht hatte, daß sie mir dreißig starke Männer zurücklassen sollten, um mich zu Ramadosa zu geleiten und zugleich meine Sachen zu tragen, brach die ganze Gesellschaft wieder auf und begab sich auf den Heimweg.

Da ich am andern Morgen zeitig abreisen wollte, so begab ich mich frühzeitig zur Ruhe. Beim ersten Hahnenschrei meldeten sich die betreffenden Männer. Dieselben machten wenig Worte, ergriffen das ihnen zugetheilte Gepäck und befestigten es zu gleichen Theilen an die beiden Enden einer sechs Fuß langen Stange. Nachdem sie ihren Gürtel fest geschnürt hatten, warfen sie diese Stange über die Schulter und setzten sich in Bewegung. Mein Jäger, der hier nicht den Spott seiner Landsleute fürchtete, ließ sich bewegen die Hündchen zu tragen, als ich ihm die Wahl zwischen diesen und zwei sechzig Pfund wiegenden Kisten anheimstellte. Von Ambodivoro bis Mahabe hatte ein Knabe die Thierchen befördert. Ich folgte dem Zuge mit meinen beiden anderen Dienern, welche Lanzen, meine fünf Gewehre und Munition trugen. Bis Mittag ging es südwestlich über hügelige Grasflächen und zwar in einem Tempo, daß ich nur mit äußerster Kraftanstrengung, halb laufend, folgen konnte. Die Voilakertra trabten einer hinter dem andern und zwar bergauf schneller als bergab, — sie entschwanden bald aus meinem Gesichtskreise. — Um Mittag jedoch holte ich die ganze Gesellschaft auf einem Hügel ein, wo sie in einigen scheinbar verlassenen Hütten mit Reiskochen beschäftigt waren. Vor Müdigkeit brachte ich keinen Bissen herunter, schämte mich aber die Leute zu langsamerm Gehen anzuhalten und so ging es nach kurzer Rast weiter unter der glühenden Sonne. Gegen drei Uhr genoß ich das interessante Schauspiel einem Gefechte von Voilakertra mit Chavoais zusehen zu können. Sie standen nördlich von uns und beschossen sich lebhaft, Sträucher oder große Steine als Deckung benutzend. Ihre Kampfweise war die des Einzelgefechtes, ähnlich wie es jetzt bei unserer Infanterie ausgeübt wird, und jeder Mann schien auf eigene Faust zu handeln, da kein Befehlshaber sichtbar war. Als meine Träger die Schüsse hörten, hatten sie eine so schnelle Gangart eingeschlagen, daß ich ganz darauf verzichten mußte, ihnen zu folgen. Obwohl ich nicht daran zweifle, daß wir von den kämpfenden Theilen bemerkt worden waren, so nahm doch niemand von mir Notiz und ich kam unbelästigt vorüber. Nicht einmal eine Kugel fand den Weg nach unserer Richtung. Meine Leute hatten Halt gemacht, sobald sie aus dem Gesichtskreise der Streitenden waren und erwarteten mich hier lachend mit der Frage, wie es mir gefallen habe. Sie schienen gespannt auf den Eindruck, den der Anblick des Kampfes auf mich gemacht habe. Ich erwiederte einfach, die Voilakertra verständen ihr Sache, und lachte mit.

Der Weg ging jetzt westlich und die Gegend wurde waldig. Kurz darauf begannen wir mit dem Besteigen des hohen und steilen Gebirgszuges. Die Umgebung bestand aus Wald und zerklüftetem Felsengestein und sah wild aus. Gegen Abend gelangten wir auf eine Art Plateau und zugleich in die Residenz Ramadosa's. Das Dorf war mit großen Steinen umgeben und der Eingang sehr eng. Die umliegenden Felder waren alle bepflanzt und das Erdreich bestand aus rothem Lehm. Nicht weit vom Dorfe erhob sich der Berg von Neuem. Die Aussicht war von hier aus eine entzückende bis in endlose Fernen. Man konnte das ganze wellenförmige Grasland bis zum bewaldeten Küstengürtel überblicken. Darüber hinaus ahnte man das Meer mit seiner Unendlichkeit. Die Umrisse verschwanden hier allmählich in der überaus klaren Luft. Unten schlängelte sich der Manambuto durch die Hügel durch. Rechts und südöstlich von uns zog sich ein bewaldeter Vorläufer der großen Gebirgskette hin, überhaupt schienen die Hügel dort höher und die Gegend gebirgiger und waldiger zu sein als links und gerade vor uns.

Gegen Abend oder früh Morgens sind die Fernsichten in Madagaskar von großer Schönheit. Die Farbe der Landschaft ist dann frisch und gesättigt, während in der verzehrenden Sonnengluth des Tags alles fahl und ausgedörrt erscheint. Es liegt dieses sowohl an der Abends und Morgens geringern Helle, die dem Auge das Schauen gestattet ohne es zu blenden, als auch daran, daß zu dieser Zeit die Vegetation in ihrer ganzen Frische dasteht. Der Thau fällt sofort nach Sonnenuntergang und besonders an trockenen Tagen so stark, daß er einem leichten Regen gleicht. Leider tritt fast gleichzeitig mit ihm die Dunkelheit ein und hüllt alles in ihre Schatten.

Bei meinem Einzuge in Lambohazi wiederholte sich dieselbe Scene wie in Mahabe, nur in großartigerm Maßstabe. Auch waren die Leute über meine Ankunft und Persönlichkeit aufgeklärt worden, so daß man mich im Voraus als Freund betrachtete. Ich wurde sofort in eine bereitgehaltene Hütte geleitet und mit Lebensmitteln und kleinen Geschenken überhäuft. Meine drei Diener, welche noch immer in Besorgniß um ihr werthvolles Dasein geschwebt hatten, schienen sich endlich zu beruhigen und das Gefühl der Sicherheit zu erlangen. Sie gelangten später nach Rückkehr in ihre Heimath in den Ruf von großen Helden und wurden angesehene Männer. Ganz müde und abgespannt, wie ich durch den raschen Lauf des Tages war, zog ich mich früh zurück und begab mich zur Ruhe. Am andern Morgen rüstete ich mich frühzeitig zu einem Besuche beim Könige.

Ich belud zwei meiner Leute mit Geschenken für denselben, der dritte blieb zur Bewachung der Hütte zurück.

Der König Ramadosa befand sich in einer größern, mit einer Holzpalissade umgebenen Hütte, von einem Dutzend Würdenträgern umgeben. Bei meinem Eintritte wurde eine Trommel gerührt; ich setzte mich dem Könige, der sich nicht erhob, gegenüber. Nachdem dieses geschehen, hieß er mich willkommen und versicherte mich seiner Freundschaft und vollständiger Sicherheit in seinem Reiche. Derselbe war ein untersetzter kräftig gebauter Mann von Mittelgröße. Er trug ein rothes Kleid, eine lange Blouse aus Wollstoff, einen braunen Filzhut und eine Kette von Perlen und Krokodilzähnen um den Hals. Dunkelbraun von Farbe, wie seine Leute, trugen seine Züge den Ausdruck von Verstand und großer Festigkeit, er mochte etwas über vierzig Jahre zählen. Nach ihm nahm jeder der Würdenträger, von denen einige schon sehr bejahrt waren, das Wort. Sie wiederholten im Wesentlichen, was der König schon gesagt hatte. Ich erwiederte hierauf und überreichte dem König die mitgebrachten Geschenke. Sie bestanden aus einem vollständigen weißen Anzuge, einer rothen Mütze, Baumwollenzeug, Perlen, kleinen Spiegeln, zehn Pfund Salz und einem Pfund Pulver. Der König schien in höchstem Grade davon befriedigt und sprach seinen Dank zu wiederholten Malen lebhaft aus. Als ich Gefallen zeigte an seiner Halskette und einem primitiven Dolch, den er trug, bot er mir beides sofort an. Er schickte mir später vier Säcke Reis, eine Menge Zuckerrohr und Bananen, Geflügel, zwei Ochsen und eine äußerst zahme

und schöne Milchkuh, welche ich lange besaß und mit mir führte.

Ramadosa verfügt über zweitausend kräftige und streitbare Krieger, welche in Dörfern vertheilt theils im Gebirge theils in der Ebene mit ihren Familien wohnen. Er selbst, in jüngeren Jahren einer der kühnsten und tapfersten Krieger seines Stammes, betheiligt sich heute persönlich an den Kämpfen nicht mehr. Die Dörfer stehen unter dem Befehle der Dorfchefs, älterer, erfahrener Männer. Die Angriffe auf die Chavoais werden von den Kriegern der einzelnen Dörfer oder in Gemeinschaft mehrerer Dörfer unternommen. Diese Bewegungen sowie deren Verlauf werden Ramadosa stets gemeldet, er billigt oder untersagt sie. Bei Gelegenheit werden dieselben von den Kriegern aus der Umgebung des Königs unterstützt. Bei größeren Streifzügen werden die meisten Krieger in Lambohazi versammelt und brechen von da aus gemeinsam auf. Der Plan wird vorher gut verabredet und jeder weiß im Voraus, was er zu thun hat. Die Beute wird von den kämpfenden Theilen getheilt und diese wiederum geben dem König einen Antheil davon ab. Waffen und Munition sind Privateigenthum und das Beschaffen derselben dem Einzelnen freigestellt. Ein Drittel sämmtlicher Krieger ungefähr ist mit Gewehren versehen, die anderen kämpfen mit Wurfspeeren ohne Schild. Im Ganzen sind die Voilakertra den Chovoais überlegen. Beide dehnen ihre Angriffe jedoch nicht bis in die Berge aus, sondern halten sich meistens in der Ebene. Die abgebrannten Dörfer werden bald wieder hergestellt, was nicht schwer hält, da zwei Männer in drei Tagen eine Hütte leicht erbauen. Das Schwerste dabei ist das Herbeischaffen des nöthigen Materials, da der Wald ziemlich entfernt liegt. Der Krieg entstand wegen eines zur Reiskultur geeigneten, feuchten Grundes, eines sogenannten Tave, das von beiden Seiten beansprucht wurde; jedoch scheint der Haß beider Stämme ein uralter zu sein, sonst würde diese geringfügige Sache denselben nicht zu solcher Dauer haben steigern können.

Lambohazi mit seiner Lage kann jedem Angriffe trotzen und ist einem solchen überhaupt nicht ausgesetzt, da von hier aus die Bewegungen im Thale auf weite Entfernungen wahrgenommen werden können und die Voilakertra Nachts stets Patrouillen ausschicken um den Feind zu beobachten. Jeder im Thale fallende Schuß wird oben vernommen und bei heftigem Feuer steht die ganze Mannschaft unter Waffen und der König wird sofort durch Eilboten von der Sachlage benachrichtigt. Ueberhaupt wechseln die Kouriere beständig zwischen der Residenz und allen Punkten des Landes. Was diese Leute leisten, ist unglaublich. Sie können einen ganzen Tagemarsch im Trabe zurücklegen, begnügen sich Mittags mit etwas Reis, den sie bereits gekocht mit sich führen, und kehren nach erfolgter Meldung, wenn die Sache dringlich ist, sofort wieder im Trabe zurück. Ich sah deren, welche einen solchen Weg gemacht hatten und doch nicht sehr angegriffen aussahen. Beim Laufen schwitzen dieselben sehr stark und manche keuchen ganz entsetzlich. Hat dieses Keuchen aber einen gewissen Höhepunkt erreicht, so nimmt es nicht mehr zu und scheint den Betreffenden weiter nicht lästig zu fallen. Wird eine Strecke im kurzen Trabe zurückgelegt, so wird der Lauf selten unterbrochen, bei großer Eile dagegen gehen die Kouriere alle zehn Minuten ungefähr eine Minute im Schritte. Am Tage baden sie beinahe an jedem vorbeifließenden Wasser, wobei sie ganz erhitzt, wie sie sind, hineinstürzen, eine halbe Minute sich stark reiben und dann weiterlaufen. Getrunken wird während des Laufes nicht, sondern blos der Mund ausgespült. Es sei indeß ausdrücklich bemerkt, daß lange nicht alle Malgaschen zu solchen Leistungen fähig sind, sondern daß diese in der Gewohnheit und Erziehung von Jugend auf begründet sind.

Lambohazi ist im Uebrigen sorgfältiger gebaut als die anderen Dörfer. Die Pfosten der Hütten sind etwas behauen und verziert. Das Dorf kann ungefähr 400 Hütten zählen, welche planlos durcheinander stehen.

Ich verblieb hier drei Tage und erkundigte mich nach dem aombi tsi aombi, aber es war nichts davon zu erfahren. Auf den Streifzügen, welche ich in die Umgegend unternahm, sah ich nichts außer bekannten kleinen Säugethieren und Vögeln. Der Manambuto ist hier nur mehr ein kleines Waldbächlein und entspringt auf der Höhe des Gebirges. Letzteres ist sehr eisenhaltig und liefert die zur Anfertigung der Lanzen und Beile benöthigten Eisenerze, welche sich überall in großer Menge graben lassen. Die Eingeborenen schmelzen dieselben mit Hülfe einer Blasevorrichtung, wie sie auch die Hovas im Gebrauche haben, und hämmern daraus gut gearbeitete Waffen. Das gewonnene Eisen ist biegsam, von guter Beschaffenheit und polirt sich leicht und schön. Jedenfalls sind diese eisenhaltigen Berge von Einfluß auf die schrecklichen, sich hier mit ganz besonderer Heftigkeit entladenden Gewitter. Ich habe nicht bemerkt, daß der Blitz in eine Hütte eingeschlagen hätte, wohl aber geschah dies öfters in die dicht mit Rindern gefüllten Umzäunungen, wobei einmal 19 Stück getödtet wurden.

Die Wärmegrade schwanken im März zwischen 18 bis 22° R. Morgens und Abends gegen sechs Uhr. In der Mittagszeit ist die Hitze sehr verschieden und erreicht bei unbedecktem Himmel gewöhnlich 35° R.

Da mir versichert wurde, daß in den Wäldern, die man in südöstlicher Richtung von hier aus erblicken konnte, allerlei Thiere zu finden seien, so beschloß ich dorthin aufzubrechen. Es lag dort ein Ort Namens Marovau, dicht an der Grenze der Valave und 1½ Tagereise von Lambohazi entfernt, den ich bewohnen wollte, da er dem Walde am nächsten lag.

Ich erhielt vom König vierzig Mann als Begleitung und schied, wie es schien, unter allgemeinem Bedauern am Morgen des vierten Tages meiner Anwesenheit in Lambohazi. Der Weg bot nichts Neues und ich erreichte Marovau gegen 5 Uhr am zweiten Tage meiner Abreise. Meine Begleiter kehrten, sobald sie ihren Lohn erhalten hatten, stehenden Fußes wieder zurück, da es ihnen hier nicht zu gefallen schien. Das ganze Dorf bestand aus drei armseligen Hütten, welche inmitten eines mit fußtiefem Kothe angefüllten Rinderparks standen. Erst nachdem ich eine Art Brücke aus hingeworfenen Holzstücken hergestellt hatte, gelangte ich ohne Unfall in ein solches Gehäuse, wo ich eine ungemüthliche Nacht verbrachte, da es von Musquitos und Stechfliegen wimmelte. Die ebenfalls gequälten Rinder im Parke scheuerten sich die ganze Nacht an der Hütte und versetzten dieselbe in schwankende Bewegung, schlugen auch wohl mit den Hörnern durch die dünne Laubwand derselben. Am andern Morgen war meine schöne Brücke in den Koth getreten und ich trat die Reise ins Freie auf den Schultern meiner Leute an, wobei dieselben bis an den Leib in den Koth einsanken. Da ich hier nicht bleiben konnte und einige Minuten weiter im Walde eine schöne Stelle fand, so ließ ich unter Beihülfe der drei männlichen Dorfbewohner und einiger Kinder dort zwei Hütten erbauen. Das nöthige Laub und Holz war in der Nähe und bereits am Abend der Bau so weit gefördert, daß ich einziehen konnte. Im Laufe der folgenden Tage wurde der Ort soweit hergerichtet, daß ich meine Ausflüge beginnen konnte. Marovau liegt

auf einem Plateau, welches nach Westen zu sehr steil abfällt. Man sieht von hier aus die Berge, auf denen uns schräg gegenüber Lambohazi liegen mußte. Oft drang Gewehrfeuer bis zu unserm stillen Wohnsitze und erinnerte uns an den Kampf im Thale. Oestlich zog sich alter Urwald auf hügeligem Terrain hin. Ich verblieb hier im Walde zwei volle Monate und sammelte besonders kleine Raubthiere, unter anderen die seltene Viverra fossa, und fünf Lemur-Arten. Beim Lemur varius, der hier häufig ist, fand ich die weiße Farbe stärker entwickelt als nördlicher, wo das Schwarz sich mehr geltend macht. Die Vogelwelt ist hier spärlich vertreten. Neu für die Wissenschaft waren drei Helix-Arten, zwei Cyclostoma und eine Ampullaria, die ich hier fand. Aeußerst häufig kommt hier das Wildschwein (Sus larvatus) vor, wovon ich zahlreiche Stücke erlegte. Es wird behauptet, daß noch eine zweite kleinere Art auf Madagaskar lebt, davon habe ich jedoch nichts bemerkt. Beim Wildschwein findet man selten zwei Exemplare, die sich in der Farbe vollständig gleichen. Sie sind je nach Alter und Jahreszeit mehr grau, röthlich oder dunkler gefärbt und dies mag die Ursache obiger Annahme sein. Gereizt oder verwundet sind dieselben stets gefährlich und richten überhaupt auf der Jagd viele Hunde zu Grunde.

Die Eingeborenen der Umgegend besuchten mich oft und brachten Lebensmittel zum Tausche gegen Perlen, so daß wir keinen Mangel litten. Nicht immer ist der Reisende so glücklich; ich habe auf anderen Reisen Monate lang von alten Papageien und Maniocwurzeln leben müssen, da es in vielen Gegenden an Lebensbedürfnissen oder Wildpret gänzlich fehlt. Von ungeheuerem Vortheil war mir auch auf dieser Reise die Kenntniß der Sprache und der Landessitten im Allgemeinen. Manch' gefährliches Mißverständniß wird dadurch vermieden und allem Verrath von vornherein die Spitze abgebrochen. Wird man bei den Malgaschen heftig oder zornig, so ist alles verloren. Dieselben sehen darin stets eine Bedrohung ihrer Personen und ist erst einmal das gute Einvernehmen gestört, so ist es sehr schwer dasselbe wieder herzustellen.

Von Marovau begab ich mich später nach dem Hova-Fort Ankara und von da zu den nichtswürdigen Balave. Hatte ich mich bei den Voilakertra wenig zu beklagen, so kann ich dieses von den Balave nicht behaupten. Es sind geborene Spitzbuben und Mörder und von ihnen gilt mit Recht, was den Voilakertra in die Schuhe geschoben wird.

Die neue Katakombenforschung.

In dem Gebiete der christlichen Archäologie hat sich in den letzten zwanzig Jahren eine Wissenschaft ausgebildet, welche das Interesse auch der Leser dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen geeignet ist: die Katakombenforschung. Ihre Anfänge liegen am Ausgange des 16. Jahrhunderts, wo in Rom durch Zufall eine altchristliche Grabstätte entdeckt wurde. Den überraschten Forschern erschloß sich bald ein großartiges System unterirdischer Grabanlagen mit vielfach verschlungenen, in mehreren Stockwerken übereinander geordneten Galerien. Wie ein Gürtel umgeben sie die ewige Stadt. Gleiche Anlagen entdeckte man bald auch außerhalb Roms: in Neapel, auf Sicilien (Syrakus, Palermo, Girgenti u. s. w.) und im Orient (Alexandrien, auf Melos, Kyrene). Zahlreiche Inschriften, deren älteste bis in das erste Jahrhundert zurückgehen, las man in den Galerien auf, fand Gemälde, zum Theil von vortrefflicher Ausführung, an den mit Kalk überzogenen Wänden, und, besonders in Rom, eine große Zahl von Marmorsarkophagen mit Reliefdarstellungen aus der heiligen Geschichte. Dazu kam eine unübersehbare Menge von verschiedenen Gegenständen, welche die alten Christen, der antiken Sitte folgend, in dem Grabe deponirt hatten. Von welchem kulturgeschichtlichen Werthe diese Denkmäler sind, braucht nicht bewiesen zu werden. Sie sind die unmittelbarsten Zeugnisse des volksthümlichen Lebens der Christen des ersten bis fünften Jahrhunderts und als solche um so höher zu schätzen, da die literarischen Quellen hier verhältnißmäßig dürftig sind. Daher ist es freudig zu begrüßen, daß ein auf diesem Gebiete seit einigen Jahren thätiger Gelehrter, Dr. Victor Schultze[1]), das vorliegende Material in einer übersichtlichen Darstellung mit den Mitteln moderner archäologischer Forschung verarbeitet und auf diese Weise ein höchst brauchbares und sehr gelehrtes Kompendium der Katakombenforschung geschaffen hat. An Versuchen ähnlicher Art, wenn auch nicht von diesem weiten Umfange, fehlt es freilich nicht, aber entweder waren sie nicht selbständige Arbeiten oder in apologetischem Interesse, zu Nutz und Frommen der römisch-katholischen Dogmatik unternommen. Aus dem reichen Inhalt des Buches seien hier zwei Punkte, die von allgemein kulturgeschichtlichem Werthe sind, hervorgehoben: die „Konstruktion der Katakomben“ und die „innere Ausstattung des Grabes“. Man erfährt hier von einer eigenartigen Grabarchitektur, die z. B. in Neapel große unterirdische Säle geschaffen hat und die zwar hier und da an vorchristliche Anlagen anknüpft, aber doch im Großen und Ganzen ihren eigenen Weg geht. Geradlaufende Galerien, an die sich ziemlich regelmäßig Kammern, Erbbegräbnisse ansetzen, deren Decke in bestimmter Entfernung auch von einem Licht- und Luftschacht durchbrochen wird — das ist im Allgemeinen das fein ausgebildete architektonische System. Unsere erste Abbildung zeigt ein Stück der Katakombe zu Kyrene, die in höchstem Grade eigenthümlich ist. Sie liegt „nördlich von der alten Stadt, in dem östlichen Theile der durch den Chaët geschiedenen umfangreichen antiken Nekropole und ist horizontal in einen schroffen Felsenabhang eingeschnitten in einer Tiefe von 55 m und mit einer anfänglichen Breite von circa 17 m, die sich aber fortschreitend allmählich bis zu 3,5 m verringert. Der Galerienbau ist durchaus verschmäht. Die Anlage besteht aus einem Konglomerat zusammengeschobener größerer und kleinerer Grabkammern, die sämmtlich mit schmalen oder breiten Pforten in einen unregelmäßigen grablosen Mittelraum münden.“ Was insbesondere die Grabkammer anbetrifft, die offenbar Privatbesitz war, so sind die Wände architektonisch reich belebt und mit imposanten Grabformen durchsetzt. Die Malerei ist sparsamer, aber mit glücklicher Erzielung deko-

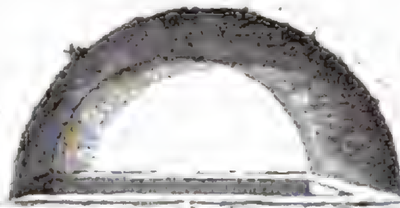
[1]) Die Katakomben. Die altchristlichen Grabstätten. Ihre Geschichte und ihre Monumente. Mit einem Titelbilde und 52 Abbildungen im Texte. Leipzig 1882. Veit und Comp. (X, 342 S., Imp. 8).

rativer Wirkungen in Anwendung gekommen. Die Meinung, daß diese Grabkammern oder wenigstens ein Theil derselben in Verfolgungszeiten den Christen als gottesdienstliche Versammlungsorte gedient, erweist sich als irrthümlich. „Schon in dem Erforderniß, eine, wenn auch noch so kleine Gemeinde heimlich darin zusammenzubringen, stellt sich eine Schwierigkeit dar, welche die Vorstellung von der Katakombenkirche unhaltbar macht." Die Gräber sind schrankförmig in die Seitenwände eingeschnitten, in wechselnder Form. Neben dem einfachen sargförmigen Grabe findet sich das sogenannte Arkosolium (Fig. 2), welches aber keine feste Form hat. In der abgebildeten Grabkammer zu Kyrene z. B. ist es großartiger entworfen und mit einer aus Stucco hergestellten Muschel verziert. Die Urtypen dieser Formen lassen sich schon in vorchristlicher Zeit nachweisen; erinnert sei nur an die phönikischen Gräber sowohl in der Heimath

Theil der Katakomben zu Kyrene.

der Phönikier selbst als auch in den Kolonien, und an die griechischen Grabanlagen bei Syrakus; aber in den christlichen Katakomben erscheint die Arbeit sorgfältiger und daher vollendeter.

Was den zweiten Punkt, die innere Ausstattung des Grabes anbetrifft, so geht der Verfasser mit Recht von der antiken Sitte aus. „Der antiken Sitte galt das Grab als die zweite Wohnung des Menschen. Es ist das ‚ewige Haus' der Seele, der Ort unwandelbaren Heils, immerdauernden Schlafs." Damit deckt sich die altchristliche volksthümliche Anschauung. „Auch in der Christenheit finden wir daher das Streben, dem Todten das Grab möglichst wohnlich zu machen durch Ausstattung mit jenen Kleinigkeiten, welche dem Menschen im Leben vertraut und lieb geworden sind." — „In wie großer Anzahl solche Gegenstände in und an den Gräbern zu finden sind, geht aus einer über die Funde in S. Agnese in Rom aufgestellten sorgfältigen Statistik hervor, wobei aber nicht außer Acht zu lassen ist, daß Theile dieser Katakombe schon in früherer Zeit durchsucht und ausgeleert, andererseits viele Gräber noch gar nicht geöffnet sind. Die in den letzten Jahren in der Katakombe, welche 5753 Gräber umfaßt, vorgenommenen Ausgrabungen förderten zu Tage: 283 Glasgefäße und Emaillegegenstände, 33 Thongefäße, 131 Lampen, 148 Ringe aus Knochen, 88 Knöpfe und mannigfach gestaltete Stücke aus demselben Material, 29 Münzen, 6 Glasschalen und 35 Gegenstände verschiedener Art." Sämmtliche in den Gräbern gefundenen Gegenstände werden dann von dem Verfasser unter den einzelnen Rubriken beleuchtet: Hausgeräth und Instrumente — Schmuck- und Spielsachen (darunter auch Puppen) —, Amulete, die sogenannten Blutgläser. Die altchristlichen Amulete gewähren in ihrer Mischung aus heidnischen, jüdischen und christlichen Elementen ein ganz besonderes Interesse und bilden einen wichtigen Beitrag zum Kapitel des Aberglaubens.



Arkosolium.

Die Leichen sind ausnahmslos bestattet, in keinem einzigen Falle verbrannt. Mehrfach fand man noch Spuren eines Ueberguffes von Kalk, der den Zweck hatte, desinficirend zu wirken. Die einzelnen Gräber sind mit großen Ziegelsteinen oder mit einer Marmorplatte, welche zugleich als Träger der Grabschrift diente, verschlossen und zwar luftdicht mittels Mörtels. Vereinzelt fanden sich in einem Grabe mehrere Leichen.

Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes [1]).

I.

Chr. H. Das Volk kennt im Leben des Menschen vor Allem drei Hauptmomente: Geburt, Ehe und Tod. Unzählige Gesänge, Aberglauben, Sitten und Gebräuche beziehen sich hierauf. Die Geburt ist in Rußland und anderen slavischen Ländern verknüpft mit einer Reihe interessanter bis in das graue Alterthum reichenden Gebräuchen. Nach slavischer Anschauung sind Kinder ein Segen Gottes; eine Ehe ohne Kinder ist unglücklich, und die junge Frau muß die Schuld tragen. In Böhmen wird die junge Frau, welche im ersten Jahre der Ehe ein Kind hat, belobt und reich beschenkt. Um ihren Zweck zu erreichen, wendet sie sich häufig an sogenannte kluge Frauen, welche ihr einen Aufguß auf Wachholder zum Getränk verordnen. In den Bulgarenländern gilt Unfruchtbarkeit als ein großes Unglück, das ein Zauberer herbeigeführt hat. Dieselbe Meinung ist auch an vielen Stellen in Rußland verbreitet. In Serbien hält eine unfruchtbare Frau einen Topf mit Wasser ans Feuer; der Mann schlägt auf die brennenden Holzstücke; sobald ein Funken ins Wasser springt, so trinkt die Frau davon. An einigen Orten in Rußland wird schon bei Gelegenheit der Hochzeit Rücksicht darauf genommen, daß der jungen Frau der Kindersegen nicht fehle: in Nishni-Nowgorod z. B. werden die Neuvermählten so vom Hochzeitstisch geleitet, daß sie keinen Kreis zu beschreiben haben, sonst bleibt die Frau unfruchtbar.

Fast bei allen Völkern wird den männlichen Neugeborenen vor den weiblichen der Vorzug gegeben. Bei einigen uncivilisirten Völkern werden deshalb die neugeborenen Mädchen getödtet: bei den Swanen soll es noch heute üblich sein. Bei allen Slaven läßt man die neugeborenen Mädchen ruhig am Leben, aber man giebt den Knaben unbedingt den Vorzug. Bei den Tschechen schlagen am Tage der Hochzeit die Knaben die Braut mit ihren Mützen, damit sie einen Sohn bekomme. Bei den Slaven hat sich ein uralter Gebrauch erhalten, dessen Zweck es ist, die junge Frau in den Stand zu setzen, Söhne zu bekommen. Schon bei den alten Indern wurde der Braut ein Knabe zugeführt; der Priester setzte den Knaben der Braut auf den Schooß; die Braut beschenkte das Kind mit Süßigkeiten und entließ es. Bei den Kaschuben legt man noch heute, während der jungen Frau der Kopf verhüllt wird, einen männlichen Säugling auf die Knie; ebenso in Serbien, in Galizien, bei den süd-makedonischen Bulgaren und an vielen Orten in Rußland.

Unter vielen Völkern genießt die schwangere Frau das Ansehen eines Wesens, welches in Folge seines eigenthümlichen Zustandes auf andere wohlthätig und schädlich einwirken kann. Man darf sie nicht beleidigen. Unter den weißrussischen Bauern herrscht folgender Aberglaube: wenn eine schwangere Frau um Geld oder um etwas Eßbares bittet, und man ihr die Bitte abschlägt, so werden einem Mäuse oder Ratten die Kleidung zernagen; wer die Bitte nicht erfüllen kann, aber doch den Folgen der Nichterfüllung entgehen will, muß sofort der Frau ein kleines Kohlenstückchen, etwas Erde oder etwas Schutt nachwerfen. Die Maus ist das Sinnbild der Seele. In der russischen Sage gehörten Mäuse zum Hauswesen der Jaga, sie dienen ihr, bringen den Kindern Zähne und bewirken bei den Leuten den Tod. In Klein-Rußland darf eine schwangere Frau kein Kind aus der Taufe heben; thut sie es doch, so stirbt entweder das getaufte oder ihr eigenes Kind, dessen Geburt sie erwartet. In Weißrußland darf eine schwangere Frau nicht zugegen sein, wenn man der Braut eine Haube aufsetzt, sonst ist die junge Frau das ganze Jahr schläfrig.

Viele Gebräuche beabsichtigen der schwangern Frau die bevorstehende Geburt zu erleichtern und das Kind vor etwaigen schädlichen Einflüssen zu schützen. In alter Zeit herrschte unter dem russischen Adel die Ueberzeugung, daß eine Frau in Umständen einen guten Appetit haben und ungehindert viel fettes und nahrhaftes Essen zu sich nehmen müsse: um das zu erreichen, nahm man 40 Stück Brot von Bettlern und das mußte die Frau essen. In Böhmen und Mähren darf eine Schwangere nicht unbedeckten Hauptes aus dem Hause gehen und darf weder Katzen noch Hunde mit Füßen stoßen; sonst tritt die Geburt zu früh ein. Im Gouv. Archangel darf die Schwangere nicht schelten, sonst wird das Kind böse. An das sogenannte „Versehen" der Schwangern glauben fast alle Völker. In Klein-Rußland hält man es für besonders gefährlich, wenn eine schwangere Frau ein brennendes Haus sieht; sonst bekommt das Kind auf der Stirn einen schwarzen Strich oder einen dunkelrothen Fleck am Leibe. Im Gouv. Charkow vermeiden schwangere Frauen den Anblick sehr häßlicher Menschen, insonderheit solcher, welche Narben oder sonst etwas im Gesicht haben. Um ein schönes Kind zur Welt zu bringen, sollen die Frauen schöne Gestalten in Natur oder in Abbildungen sehen. Nach russischer Volksmeinung hängt das Lebensglück eines Menschen vom Zusammenfluß verschiedener günstiger Umstände bei der Geburt ab; es ist wichtig, wo und wann der Mensch geboren wurde, was die Mutter beim ersten Bade sprach u. s. w. In einem galizischen Liede wird darauf hingedeutet, daß die Geburt in der Nacht ein Unglück bedeute; die günstigste Zeit für die Geburt ist der Morgen.

Zur Erleichterung der Geburt wird allerlei vorgenommen: Im Gouv. Wilna hält die Hebamme der Kreißenden ein angezündetes geweihtes Wachslicht vor das Gesicht. Außerdem klopft die Hebamme mit einem Besen an die Zimmerdecke — sie wendet sich damit an den Hausgeist, den Beschützer der Familie. In ähnlicher Weise klopft die Kreißende während der Wehen drei Mal mit der Ferse an die Schwelle der Hütte. In Klein-Rußland beobachtet man die Sitte, die Kreißende über eine Ofenkrücke und eine Schaufel zu führen. In einen Aermel des Hemdchens welches dem Neugeborenen angezogen wird, bindet man ein Stückchen Ofenlehm, Kohlen und etwas Kleingeld. An einigen Orten in Südrußland führt man bei schweren Geburten die Kreißenden um einen Tisch, dessen Rand mit Salz bedeckt ist. Im Gouv. Poltawa führt man die Frau über einen rothen Gürtel. In den Gouv. Charkow und Perm erheben die Hausgenossen einen falschen Lärm und schreien: Feuer! Feuer! An vielen Orten in Rußland und in Serbien öffnet man im ganzen Hause alle Schlösser, bindet alle Knoten auf und löst den (geflochtenen) Zopf auf. Meist sucht die Frau bei der Geburt sich zu verbergen, um

[1]) Nach R. Sumzow. (Journal des Ministeriums der Volksaufklärung 1880, November, Bd. 112, S. 68 bis 94).

einem „bösen Blick" zu entgehen. In Groß-Rußland geht die Frau in die Badstube oder in die Scheuer. In Klein-Rußland bemüht man sich, die Zeit der Geburt vor den Verwandten zu verheimlichen.

Der Verfasser erinnert an das, was Giraud Teulon von der Entstehung jenes sonderbaren Gebrauchs des „fingirten Wochenbetts" (couvade) von Seiten des Mannes mittheilt und meint, daß ähnliche Sitten noch in Rußland sich fänden. So muß an einigen Orten in Groß- und Klein-Rußland der Vater eines Neugeborenen bei der Taufe etwas sehr Widerwärtiges essen, damit er nicht hinter seiner Frau, welche bei der Geburt viel gelitten hat, zurückbleibe. Im Gouv. Kostroma (Kreis Nerecht) muß der Vater eines Neugeborenen beim Kindtaufschmause einen Löffel Kohl gemischt mit Essig, Meerrettig und Salz essen. Derselbe Gebrauch wird auch in den Gouv. Orel und Charkow ausgeführt. Im Gouv. Charkow hängt man dabei dem Vater ein weißes Betttuch um.

Unmittelbar nach der Geburt giebt man der Frau etwas in die Hände oder legt ihr etwas unters Haupt, was sie vor Zauberei beschützt. In Klein-Rußland legt man neben die Frau ein am Ostersonntag geweihtes Messer, oder Kornblumen, in Bulgarien einen Ring oder Knoblauch; bei den Kaschuben malt man mit Kreide ein Kreuz an das Thor. Bei den Großrussen stellte man in alter Zeit einen Badebesen in den Winkel und meinte dadurch die Wöchnerin und das Kind zu schützen.

Nach der Volksanschauung macht die Geburt Mutter und Kind unrein. Bis zum Ablauf des natürlichen Processes und bis zur Vollziehung bestimmter vorgeschriebener Gebräuche ist die Berührung der Wöchnerin und des Neugeborenen für andere Personen verderblich. Bei den Russen gelten als Termin der Unreinheit 40 Tage. Bei den Großrussen wird die Wöchnerin zeitweilig streng von der übrigen Familie gesondert; bei den Kleinrussen durchaus nicht. Im Gouv. Nishni-Nowgorod geht die Geburt in der Badstube vor sich; hier bleibt die Wöchnerin einige Tage. Im Gouv. Tula verweilt sie acht Tage in der Badstube, dann begiebt sie sich zu ihrer Mutter, bleibt sechs Wochen da und kommt dann erst zu ihrem Mann nach Hause zurück. In Böhmen und Mähren läßt man die Wöchnerin nicht allein zum Brunnen oder zum Flusse nach Wasser gehen, damit sie nicht das Wasser verderbe.

Bei verschiedenen Völkern existiren verschiedene Reinigungsgebräuche. In Rußland ist weit verbreitet die Sitte des Händewaschens. Im Gouv. Perm geht die Hebamme mit einem reinen Eimer zum Fluß und schöpft Wasser; sie schöpft dann mit der rechten Hand drei Mal neun Handvoll Wasser in ein bereitgehaltenes Becken und murmelt dabei allerlei, um die Wöchnerin vor bösen Einflüssen zu schützen. Das geschieht mitunter während der Geburt, gewöhnlich aber sechs Wochen später. An einigen Orten gießt man der Wöchnerin „besprochenes" Wasser auf die Hände oder über den Rücken. Im Gouv. Charkow stellt man neben die Wöchnerin sofort nach der Geburt ein Gefäß mit Wasser, damit kein Milchfieber entstehen soll.

Wird ein Kind in der Eihaut geboren, so hat dies in Rußland, wie anderswo, für das Kind eine günstige Bedeutung. Man bewahrte früher diese Haut auf. Vor 50 Jahren brachte man in eine Versammlung bei Erledigung einer wichtigen Angelegenheit eine „Eihaut" mit, man lieh sie dazu von anderen, wenn man keine eigene besaß. Im Gouv. Charkow nennt man die Eihaut, insofern sie das Köpfchen des Neugeborenen deckt, „Haube" (in Deutschland Glückshaube) und meint das hätte die Vorbedeutung, daß der Neugeborene „Archierei" (Erzpriester) werden würde. An einigen Orten näht man dem Kinde das „Häutchen" in ein recht dauerhaftes Kleid.

Auch der Nabelschnur wird eine gewisse Bedeutung zugelegt, man schneidet sie ab, trocknet sie und bewahrt sie auf.

Die Nachgeburt wird im Gouv. Orenburg besonders geehrt; sie wird vorsichtig in die Erde vergraben. Wenn man sie ausgräbt und die Nabelschnur nach unten kehrt, so wird in Folge davon die Wöchnerin keine Kinder mehr haben; dadurch, daß man die Nachgeburt wieder umwendet, kann man die Zauberei unwirksam machen. Die Hebamme wendet wohl auch die Nachgeburt um, wenn die Eltern ein Kind andern Geschlechts sich wünschen. In Klein-Rußland vergräbt man die Nachgeburt unter dem Fußboden in der Hütte, wo man schläft und bestreut sie mit Getreide (Gerste).

Aus allen Erdtheilen.

Gasteiger Chan's Reise nach Persisch-Beludschistan.

Im Winter 1880/81 erhielt der als General in persischen Diensten stehende Tiroler Gasteiger Chan den Auftrag, die Festungen an der Südostgrenze Persiens gegen Beludschistan zu inspiciren, neue anzulegen, Bewässerungsanlagen bei Bampur herzustellen, auch die zwischen Bam und Bampur gelegene, 16 Tagereisen weit ausgedehnte Gegend, welche noch im vorigen Jahrhundert sehr angebaut gewesen ist, neu urbar zu machen und zu kolonisiren. Die Briefe, welche der General über diese Mission nach Hause gerichtet hatte, erschienen im „Boten für Tirol und Vorarlberg", dann gesammelt unter dem Titel „Von Teheran nach Beludschistan" (Innsbruck, Wagner, 1881); sie sind für die Kenntniß der elenden persischen Zustände ebenso belehrend, wie das jüngst von uns besprochene Buch des österreichischen Postbeamten „Aus Persien". Leider bieten sie für die Karte fast nichts, was um so mehr zu bedauern ist, als Gasteiger Chan zuletzt (zwischen Bampur und der Grenze von Beludschistan) bisher unbekanntes Gebiet und zwar Gebirgsland von höchst absonderlicher Gestaltung, zum Theil vulkanischer Natur, durchzogen hat. So schildert er S. 124 die Umgebung von Chasch (nördlich von Bampur) folgendermaßen: „Das herrlichste Panorama der Welt jedoch bot der umliegende prachtvolle Gebirgskranz von mehreren, stufenweise hintereinander auftauchenden, immer höher ansteigenden Bergen der phantastischesten Formen, mit himmelanstrebenden, den scharf gezeichneten Kämmen aufgesetzten herkulischen Säulen und senkrechten Spitzen, welche sich gespensterhaft am ätherischen Horizonte silhouettirten. Den Vordergrund dieser wahrhaft theatralischen Bühnendekoration bildeten isolirte, wie bucklige Gnomen aussehende Hügel oder bizarre Monolithen, deren Gesammtperspektive einen feenhaften, beinahe unheimlichen Eindruck hervorbrachte." Und womöglich noch absonderlichere Formationen, die „sitzenden Riesen, Burgen, Säulen, Domkuppeln und Festungen täuschend ähnlich sehen", fand er östlich von Chasch auf dem Wege nach Guscht.

Wir theilen hier seine Beschreibung von Bampur, der

Hauptstadt des persischen Beludschistan (S. 105 ff.), mit. Wenn man den Namen der Stadt und Festung Bampur auf der Karte liest, so macht man sich einen ganz respektabeln Begriff davon; in Wirklichkeit jedoch ist es ein überaus primitiver, höchst erbärmlicher Ort, fern von jeder Kultur des Lebens, ja selbst der armseligsten Existenz. Es besteht aus circa 100 um den Fuß des anscheinend künstlichen Festungshügels ohne jede Ordnung durcheinander liegenden Strohhütten; außer der höchst elenden Lehmwohnung des Generals Ibrahim Chan, wo Gasteiger abstieg, ist nicht ein einziges Haus da, ferner keine Gasse, weder ein Vor- noch Hinterhof, ein Garten oder eine Flur, natürlich auch kein Abort, nicht einmal ein stattlicher Dorfmisthaufen, da eigentlich das ganze Ensemble eine einzige große Düngerstätte vorstellt. Die Wohnungen sind schlechter als Hundeställe, aus Palmzweigen und analogem Flechtwerk errichtet, ganz urwüchsig mit Koth beworfen, ungefähr 6 m im Geviert, ohne jede innere Abtheilung und andere Oeffnung als eine die Thüre vorstellende Ritze, nicht so hoch, um aufrecht stehen zu können, weder gegen Hitze, noch Kälte oder Regen geschützt. In diesem Hundeloche lebt oft eine ganze aus sechs Köpfen bestehende Familie ohne die geringste Einrichtung, ohne Schlafstelle, auf der bloßen Erde kauernd, ohne Herd und das nöthige Kochgeschirr, ohne andere Beleuchtung als das mitten in einer Grube angemachte Feuer, das mit seinem qualmenden Rauch den Aufenthalt nur noch unerträglicher gestaltet, kunterbunt unter- und übereinander. Von Schulen, Bädern, Moschee und Priester, von einem noch so erbärmlichen Krämerladen, einer Schmiede &c., und wie alle die sonst in jedem armseligen Dorfe vorkommenden, zum Lebensverkehr nöthigen Etablissements heißen, ist keine Idee. Erwachsene Knaben gehen ganz, die Männer halbnackt herum; starke, stämmige von Schmutz strotzende Weiber tragen ein weites, bis an die Ferse reichendes Hemd und darunter enge Leinenhosen, in der durchlöcherten Nase Ringe und Münzen, die Zähne mit Betel geschwärzt, sonst allen möglichen Plunder, Spangen und Glasperlen an Händen und Füßen; die den weiblichen Schmuck ergänzende Tätowirung reicht vom Knie bis zu den Augenbrauen, und an mehreren Zwischenstellen sind die groteskesten Figuren angebracht. Die Leute sind alle von dunkelbrauner Hautfarbe, die Haare kraus, sehr nahe dem Negertypus bis in das Weiße des Auges, Zähne wie Elfenbein; ihre Sprache hat altpersischen Klang; der Religion nach sind sie Sunniten, obwohl sie selbst davon keinen Begriff haben. Sie leben halb nomadenmäßig in schwarzen Zelten mitten im Urwalde, der ganz Bampur auf Meilen umgiebt und nur von den einzelnen zerstreuten Farmen unterbrochen ist. — Das Klima, im Januar schon heiß, aber noch erträglich, wird zwei Monate später mörderisch ungesund. Die Ende Januar schon hochangewachsenen Bohnen und Erbsen waren am 20. Februar schon reif, und wohlriechende Rosen üppig entfaltet. Schafe, Hornvieh und Kameele, deren Wolle, Butter und Fett, Getreide, Mais und Datteln, eine Hauptnahrung von Menschen und Thieren, dienen als Tauschhandelsobjekte nach außen. Der jungfräuliche Boden ist auf Hunderte von Meilen von enormer Fruchtbarkeit und, soweit das Auge reicht, brach liegendes Kroneigenthum, welches der arme Bauer für den Staatssäckel mühsam urbar machen muß, ohne das mit saurem Schweiße erkämpfte Brot sein Eigenthum nennen zu dürfen.

Asien.

— Die dem Laster des Trunkes in seiner sibirischen Form, dem Sapoi, Ergebenen trinken nach Ferdinand Müller („Unter Tungusen und Jakuten". Leipzig 1882, S. 217 f.) nur periodisch, dann aber auch derart, daß sie auf einige Zeit — die Dauer der Anfälle variirt von einigen Tagen bis Monaten und ebenso sind auch die nüchternen Perioden je nach der Steigerung des Uebels sehr verschieden — zu allem und jedem unfähig sind. Charakteristisch ist bei dieser Krankheit, denn das ist doch wohl die richtigste Bezeichnung dafür, während der Pausen der entsetzlichste Widerwille gegen alle Spirituosen. Wenn ein echter Sibirier bei einer Bewirthung — und diese findet nach der Landessitte bei jeder Visite in Form einer sogenannten Sakúßka, d. h. verschiedener Spirituosen mit obligatem möglichst pikantem Ausbiß (die direkte Uebersetzung von Sakúßka), statt — nicht den landesüblichen Kornschnaps (otschischtschennoje, d. h. gereinigter sc. Branntwein) zu sich nimmt, sondern sich verlegen entschuldigt, so ist mindestens Zehn gegen Eins zu wetten, daß er dem Sapoi ergeben ist. An und für sich scheint nämlich der Branntweingenuß selbst in Grenzen, die etwas die in Europa üblichen übersteigen, hier keineswegs schädlich, sondern namentlich für Europäer und deren Abkömmlinge stärkend zu sein. Thatsache ist, daß die berauschende Wirkung des Branntweins, wie ich aus eigener Erfahrung und der vieler meiner europäischen Bekannten bezeugen kann, in Sibirien eine viel geringere ist, als in Europa. Czekanowsky und ich waren während der Olenek-Expedition, bei welcher wir circa ein halbes Jahr ganz ohne alkoholhaltige Getränke auskommen mußten, bei sonst im Ganzen recht genügender Nahrung, sehr abgemagert. Auf die indigenen Stämme hat der Branntwein aber gewiß nicht diesen guten Einfluß und wirkt bei ihnen auch sehr berauschend. Ob die von den verschiedenen sibirischen Völkerschaften an seiner Stelle benutzten Surrogate wohlthätiger wirken, ist mir unbekannt. Die Burjaten im Süden Sibiriens berauschen sich an Tarassún, einem Milchbranntwein von ganz entsetzlichem Geschmack, die Tschuktschen an einem Absud von Fliegenpilzen, die Jakuten gar an enormen Quantitäten Butter, die sie in flüssigem Zustande pudweise (1 Pud = 40 Pfund) verschlingen und sich dadurch in eine rauschartige Betäubung versetzen.

— Nach einer Meldung des „Russischen Kuriers" aus Kuldsha ist der berühmte Anführer des Dunganen-Aufstandes Bijanchu (auf chinesisch dachu, d. h. großer Tiger) am 20. Juli in der Stadt Pischpek (Kreis Tokmak, Gebiet Semiretschensk), 42 Jahre alt gestorben. Als Muselmann hieß er Muhamed-Ejub-Bei-Imam. Als die Chinesen im Jahre 1877 Kaschgar besetzten, siedelte Bijanchu nebst anderen Dunganen nach Karakunus im Kreise Tokmak über und regierte von hier aus seine Dunganen; später entäußerte er sich seiner Gewalt und ging nach Pischpek. Durch den Tod ist eine wichtige diplomatische Frage entschieden: ob er nämlich, wie die Chinesen forderten, auszuliefern oder mindestens zeitlebens einzusperren sei. Sein Tod hat unter den Dunganen viel Trauer verursacht; zur Beerdigung kamen, soviel ihrer nur konnten, von allen Seiten herbei. Er hinterläßt drei Frauen, zwei leibliche und einen Pflegesohn. („Golos.")

— Colombo (schrieb im Mai 1882 Dr. Hans Meyer aus Leipzig nach seiner Heimath) wird mit diesem Jahre der Haupthafenplatz Ceylons an Stelle von Point de Galle, wo keine Hafenbauten existiren und die Rhede mit Riffen und Klippen gespickt ist. Ende Juli sollten die neuen Hafenbauten, die Kohlenlager der großen Kompagnien fertig sein, wonach alle Passagierschiffe dort anlaufen. Der Haupthandel geht bereits seit Jahren über Colombo. Von dem Hügel der Flagstaff aus blickt man hinab nach dem Arbeitsplatze, wo die von Sträflingen im Oberlande gebrochenen und mit eigens gebauter Bahn an Ort und Stelle geschleppten Blöcke zermahlen und, mit Cement vermischt, zu kolossalen Quadern geformt werden. Durch Ausgrabung des Hafenbetts und durch Ansammeln des Schuttes am Ufer hat man ein langes Stück Grund und Boden gewonnen, breit genug, um alle die Kohlenschuppen der Peninsular and Oriental Company, der Messageries Maritimes, des Lloyd &c. zu tragen, welche gerade im Bau sind, theils bereits unter Dach und mit Kohlen gefüllt, theils erst im Eisengerüst fertig. Jenseit der Straße liegt ihnen gegenüber Colombos Lotosteich und zwar so tief unter dem Meeresniveau, daß man mit der

Absicht umgeht, ihn in ein Trockendock umzuwandeln und somit dem Hafen einen navalen Anziehungspunkt mehr zu schaffen.

Afrika.

— Der „Allgemeinen Zeitung" wird aus London vom 2. November geschrieben: Die gegenwärtig in Liverpool und London stattfindenden Elfenbein-Auktionen ergeben ein fortgesetztes Steigen in dem Preise von Elfenbein. Seit der letzten Londoner Auction ist der Artikel um 100 Pf. St. per Tonne gestiegen. Sheffielder Elfenbein ist seit den letzten vier Jahren um 120 Proc. in die Höhe gegangen und eine weitere Steigerung ist bevorstehend, da die Vorräthe, so weit man weiß, niemals so klein waren, als sie es jetzt sind. Hartes ägyptisches Elfenbein erzielte 1000 Pf. St. per Tonne, weiches ägyptisches etwa 1150 Pf. St., Elfenbein von der Westküste Afrikas (welches größtentheils in der Form von Armzierrathen für die afrikanischen Schönen zurückgeht) realisirte 1120 bis 1170 Pf. St. und mehrere Partien Angola-Elfenbein brachten die beispiellosen Preise von 1360 Pf. St. per Tonne. In Folge dieser Preissteigerung haben die Elfenbeinschnitzer von Sheffield die Preise zum vierten Male in diesem Jahre erhöht.

— Die höchst charakteristischen und werthvollen Bilder von Land und Leuten, welche die beiden Maler Ussi und Biseo von einer italienischen Gesandtschaftsreise nach Fez heimbrachten und mit welchen sie des beliebten Erzählers E. de Amicis' Buch über Marokko schmückten, verdienen mit Recht die Verbreitung, welche ihnen jetzt in Deutschland die Bearbeitung jenes Werkes durch A. von Schweiger-Lerchenfeld verschafft. E. de Amicis' Marokko (A. Hartleben, Wien 1883) ist keine Uebersetzung, sondern eine freie Bearbeitung mit Weglassung vieler nur für Italiener verständlicher Passus, welcher von Schweiger-Lerchenfeld durch Hinzufügung zweier Abschnitte über Süd-Marokko und den spanisch-marokkanischen Krieg von 1860 eine gewisse Abrundung gegeben hat. Die durchweg prachtvolle Ausstattung und der unterhaltende Text machen das Buch zu einem geeigneten Weihnachtsgeschenke.

— In einem Briefe Dr. Schweinfurth's d. d. Kairo 23. Oktober an den Sekretär der British and Foreign Anti-Slavery Society (The Mail vom 6. November) finden wir die Trauerbotschaft, daß das Heer des falschen Propheten oder Mahdi im Juni 6000 (?) ägyptische Soldaten unter dem unfähigen Gouverneur von Faschoda, Jussuf Pascha, erschlagen hat. (Die Angabe, daß auch unser Mitarbeiter Karl Berghoff, seinen Tod gefunden, hat sich zum Glücke nicht bestätigt; derselbe befand sich zur Zeit der Niederlage zufällig in Chartum.) Dann belagerten die Rebellen, meist Reiter von den Baggara-Arabern, Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, und bedrohten Chartum. Dr. Schweinfurth schildert überhaupt die Zustände im Sudan als sehr trübe und aussichtslose, findet darin aber Widerspruch von verschiedenen Seiten. Auf die Aussagen des Chartumer Gouverneurs Abd-el-Kader, wonach die schwarzen Truppen zwar circa 1000 Mann und viele Offiziere im Kampfe gegen den Mahdi verloren hätten, aber keineswegs aufgerieben seien, daß Chartum nicht bedroht und die Belagerung von Bara und el-Obeid in Kordofan bereits aufgehoben sei, ist zwar weniger Gewicht zu legen. Dagegen sind in England Privatbriefe aus Suakin vom 19. Oktober eingetroffen, worin nichts von jenen allarmirenden Nachrichten enthalten ist. Chartum wird auch in England für gesichert gehalten; der Nil im Verein mit ägyptischen Kanonen böte den Anhängern des falschen Propheten ein unüberwindliches Hinderniß. Vielfach glaubt man auch nicht daran, daß dem Aufstande religiöse Motive zu Grunde liegen; er richtet sich vielmehr einzig und allein gegen die unerträgliche Mißwirthschaft der ägyptischen Gewalthaber.

— Ueber Aden kommt wiederum, wie 1879, die Nachricht vom Tode des Marchese Antinori; in Italien hat man, wie es scheint, leider Gründe, dieselbe diesmal für richtig anzusehen. Des berühmten Reisenden Porträt findet sich in Bd. 32 des „Globus" S. 367.

— Gegen Ende November hofft Mr. Joseph Thomson seine Reise nach Ostafrika (s. oben S. 191 und 320) anzutreten; Zanzibar wird er jedoch erst im nächsten April oder Mai verlassen und wahrscheinlich von Pangani aus nach seinem Ziele, den Gegenden östlich und nordöstlich vom Victoria Nyanza, vordringen. Im Plane liegt eine nähere Untersuchung der beiden Schneeberge Kenia und Kilimanjaro, die Aufnahme der Ostküste des Victoria Nyanza, die Erforschung der nur von Hörensagen bekannten Seen Baringo und Samburu. Ein großer Theil des zu besuchenden Gebietes ist durch die räuberischen Masai zu einer sehr schwer zu passirenden Wildniß gemacht, wo keine Lebensmittel und selbst nicht Wasser zu erhalten sind. Die Expedition ist rein geographisch; doch wird sich höchstwahrscheinlich der Naturforscher Dr. Aitchison zum Theil auf Kosten der British Association bis zum Kilimanjaro anschließen. Im Uebrigen ist sein Unternehmen ein ganz selbständiges und von demjenigen Thomson's durchaus getrennt.

— In Bd. 34, S. 48, erwähnten wir den Anbau von Mohn am Zambesi. Kürzlich hat M. Guyot den Ort, Tschaima unweit Mopèa, circa 4 engl. Meilen vom Zambesi am Quaqua-Flusse besucht und darüber an die Pariser Akademie Bericht erstattet. 1879 fand die erste Aussaat statt; 1880 waren 44 Hektaren, 1881 etwa doppelt so viel bestellt und circa 300 Arbeiter (250 Schwarze und 50 Indier) beschäftigt. 75 Tage nach der Aussaat wird schon das Opium gesammelt, während es in Indien erst am 110. Tage etwa geschieht. 1880 erntete man auf das Hektar 55 bis 60 kg rohen Opiums gegen durchschnittlich 50 kg in Indien. An Parasiten hat der Mohn nicht zu leiden, wohl aber kann beim Einsammeln der Wind schädlich werden. Der Boden wird in ganz primitiver Weise mit der Hacke bearbeitet; man hat versucht, mit Ochsen zu pflügen, aber die Thiere litten zu viel vom Sonnenbrande. In Indien wird der Zambesi-Opium mit 50 bis 60 Franken per Kilogramm bezahlt.

— Der Fluß, welchen Stanley in seinem kleinen Dampfboote „En Avant" hinaufgefahren ist, und dessen Namen wir auf S. 317 dieses Bandes nicht anzugeben vermochten, ist, wie sich jetzt herausstellt, der Quango (Kwango, Knango) gewesen, welcher etwa einen Breitengrad nördlich vom Stanley Pool in den Congo mündet. Etwa 100 engl. Meilen von seiner Mündung erreichte er eine Stelle, wo sich derselbe aus zwei großen Strömen bildet, einem von Süd zu Ost kommenden mit graulich-weißem Wasser und einem weniger rasch fließenden, von Ost zu Süd kommenden von Dintenfarbe. Letzteren (nach den Erkundigungen des Major von Mechow, welcher den Quango bis 5° s. Br. hinab befahren hat, dürfte es der Quillu oder Kuillu sein) fuhr Stanley weitere 120 Miles aufwärts und kam dann in einen circa 70 Miles langen und 6 bis 38 Miles breiten See, dessen Anwohner sich als sehr wild erwiesen. Durch diese Fahrt erfahren die Forschungen unserer deutschen Reisenden südlich vom Congo (Buchner, Schütt, von Mechow, Pogge und Wißmann) und diejenigen von Capello und Ivens eine erfreuliche Ergänzung.

— Von Ed. Robert Flegel (s. oben S. 335) sind Ende Oktober weitere Briefe in Berlin eingetroffen, wonach der Reisende am 10. April über den Benue auf dessen Südufer gegangen, und drei Tage später in der großen Stadt Wukari (9° 55' östl. L. Gr.) eingetroffen ist. Dieselbe war weit volkreicher als bei seinem ersten Besuche, und von mohammedanischen Haussas überschwemmt, welche dem Reiche Kororofa wohl bald ein Ende bereiten werden. Dort erlebte er große Unannehmlichkeiten, als er die Stadt umritt um ihre Einwohnerzahl zu schätzen, konnte sich jedoch durch Entfaltung

besonderer Redegewandtheit frei machen und reiste am 18. weiter. Ueber Bantadschi und von da in vier Tagemärschen nach der verfallenen Gouvernementshauptstadt Bakundi zog er durch Wälder, die reich an Löwen und Hyänen waren. Mit dem Herrscher in Bakundi stellte er sich auf sehr guten Fuß und erhielt von ihm ein Empfehlungsschreiben an den Herrscher von Jola. Auch in Beli, 1⅓ Tagereisen weiterhin, wurde er mit Ehren empfangen; dann ging er durch schönes Bergland, die 500 bis 600 m hohe Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Benue und Faro, und langte am 26. Mai in Kontscha (circa 12° östl. L. Gr.) in Adamaua an, von wo es nur noch sieben kurze Tagereisen (in Nordrichtung) bis Jola sind. Dort hofft er zuversichtlich auf einen guten Empfang; auch sein körperlicher Zustand, der früher zu wünschen übrig ließ, hat sich bedeutend gebessert. Er plaidirt sehr für die Anlage einer deutschen Station in jenem gesunden, fruchtbaren, herrlichen Lande.

Australien.

— Wir erhalten aus Palmerston (am Port Darwin an der Nordküste von Australien und in 12° 27' 45'' südl. Br. und 130° 50' 45'' östl. L. Gr.) Nachricht über eine neue Forschungsreise. Im Auftrage von Großkapitalisten in Sydney, welche in dem von Alexander Forrest im Jahre 1879 — von der Mündung des Fitzroy-Flusses in 17° 41' südl. Br. und 123° 36' östl. L. Gr. aus — erforschten Nordosten der Kolonie West-Australien beträchtliches Weideland in Pacht genommen haben, rüsteten die Mrs. Emanuel und Durack eine Expedition in Port Darwin aus. Dieselbe besteht, außer diesen beiden Herren, aus vier Europäern und einem Eingeborenen, und die Leitung ist dem im australischen Bush wohl erfahrenen Mr. John Pentecost übertragen. Für den Transport dienen 23 Pferde. Die Gesellschaft verließ im August 1882 Port Darwin in dem Schoner Levuka und segelte nach dem Cambridge-Gulf in 15° südl. Br. und 128° 15' östl. L. Gr. Wenn die bisherigen Reisen durch das centrale West-Australien (Oberst Warburton, John Forrest und Ernest Giles) in der Richtung von Osten nach Westen unternommen wurden, wird die jetzige vom Cambridge-Gulf aus über zur Zeit noch unbekannte Länderstrecken nach Süden zu verlaufen und bei Albany, einem Städtchen am King George Sound an der Südküste von West-Australien, enden. Man will die Reiseroute des Alexander Forrest im Jahre 1879 an einem Punkte schneiden, welcher Ord's River benannt ist, und das genau zu erforschende Areal wird weit über eine Million Acres Land umfassen. Der Hauptzweck dieser Reise ist: gute Weiden für Schafe und Rindvieh aufzufinden, dann aber auch nach nützlichen Mineralien zu suchen. Wenn alles gut geht, hofft man Albany noch vor Ende dieses Jahres zu erreichen.

— Noch im November wird eine direkte Postdampferlinie mit 5 neuen Dampfern zu je 3500 Tonnen zwischen Marseille, Australien und Neu-Caledonien eröffnet werden, welche King Georges Sound, Adelaide, Melbourne, Sydney und Numea anlaufen. Man hofft den Weg von Marseille nach Numea in 50 Tagen zurücklegen zu können. Der Staat subventionirt die Linie während 15 Jahren.

Nordamerika.

— Dr. Koch, welcher vom Deutschen Reiche zur Einrichtung meteorologischer Stationen in den Herrenhuter Missionen nach Labrador geschickt worden ist, meldet vom 17. September aus Okak, daß er am 10. August im Hafen von Hoffenthal glücklich eingetroffen ist, von den Missionären sehr freundlich aufgenommen wurde und jegliche Unterstützung erhielt. Da sämmtliche Instrumente glücklich angekommen sind, konnten alle Stationen der Instruktion gemäß eingerichtet und in Gang gebracht werden. Ihre Namen und diejenigen der beobachtenden Missionäre sind: Ritter in Hoffenthal, Rinderknecht in Zoar, Waiz in Nain, wo auch Dr. Koch sein Winterquartier genommen hat, Schneider in Ramah, Schulze in Hebron und Drechsler in Okak.

— In Canada sind nach dem „Courier de l'Illinois" vier neue Provinzen errichtet worden, und zwar in dem Gebiete zwischen Winnipeg-See und Manitoba im Osten, den Felsengebirgen resp. Britisch-Columbia im Westen und der Grenze der Vereinigten Staaten im Süden. Es sind 1. Assiniboia, circa 25 Millionen Hektaren groß, unmittelbar westlich von Manitoba gelegen, ein fruchtbares, aber nicht sehr regenreiches Land, das vom Assiniboine, Rivière Qu'appelle, Souris und dem südlichen Saskatschewan durchflossen wird und nach dem Census von 1881 im Ganzen 11 048 Einwohner (779 Franzosen, 408 Engländer, Schotten, Iren etc. und 9861 Indianer) zählte. 2. Alberta, zwischen dem vorigen und Britisch-Columbia, 26 Millionen Hektaren groß und mit 6400 Einwohnern (580 Franzosen, 620 Engländern, 5201 Indianern). 3. Athabaska, nördlich von Alberta, am Flusse Athabaska und dem Peace River, 32 Millionen Hektaren groß, von wenigen Wilden und 277 Weißen (davon 195 Franzosen, d. h. meist Mestizen) bewohnt. 4. Saskatschewan, östlich vom vorigen und nördlich von Assiniboina, 30 Millionen Hektaren groß, mit 8066 Bewohnern, davon 1300 Franzosen, 1713 Engländern etc., 5053 Indianern.

Südamerika.

— Von Friedrich von Hellwald's Naturgeschichte des Menschen (Stuttgart, W. Spemann) liegen uns die Lieferungen 18 bis 23 vor, in denen mit staunenswerther Belesenheit die Völker Mittel- und Südamerikas behandelt werden. Besondere Sorgfalt widmet der Verfasser den letzteren, und er läßt es sich angelegen sein, die hier herrschende und bei der kolossalen Zersplitterung der Stämme leicht begreifliche Verwirrung nach Kräften zu klären. Auf die Schilderung der zu höherer Kultur gelangten Andesvölker (Cundinamarca, Ketschua etc.) folgt diejenige der durchaus nicht so tief stehenden Kariben, der brasilianischen und Pampas-Indianer und schließlich der Feuerländer. F. Keller-Leuzinger's Stift hat diesen Heften wieder eine Anzahl vorzüglicher Typenbilder beigegeben.

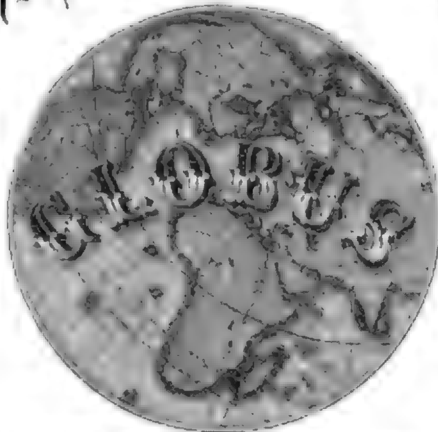
Oceane.

— Auf S. 79 des vorigen Bandes war die Entdeckung einer neuen Insel durch den deutschen Schoner „Phönix", Kapitän Meyer, an der Westküste von Südamerika erwähnt worden. Neuerdings hat der Kommandant des englischen Kriegsschiffes „Champion", Kapitän Hope, nach derselben gesucht, ohne indessen auch nur ein Anzeichen einer Insel oder Untiefe an der bezeichneten Stelle (7° 48' s. Br. und 83° 48' w. L.) aufzufinden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Am 9. Oktober wurde die Weiterreise nach Schanghai über Tien-tsin angetreten. Auf der gut gehaltenen, reichbelebten Landstraße, die mit ihrer fast ununterbrochenen Aufeinanderfolge von Dörfern zu beiden Seiten wie eine Fortsetzung der Vorstadt von Peking erscheint, ging es zunächst in südlicher Richtung nach dem am Ufer des Pei-ho belegenen Tung-tschen. Das ungeheure Leben auf dem Flusse, die unzähligen hier versammelten verschiedenartigen Fahrzeuge überraschten die Reisenden ebenso, wie die unvergleichliche Ordnung, die, scheinbar ohne durch eine Strompolizei aufrecht erhalten zu werden, hier herrschte. In geordneten Reihen gingen die Schiffe und Böte den Fluß hinab, ebenso rückten andere vor, um die freigewordenen Plätze einzunehmen. Auf den drei großen, mit geräumigen Kajüten versehenen Dschunken, die sie am folgenden Tage nach Tien-tsin bringen sollten, verbrachten die Reisenden die Nacht. An Schlaf dachten freilich die Wenigsten von ihnen; denn das eigenartige Leben auf einem großen chinesischen Strome, das ihnen hier zum erstenmale entgegentrat, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Die ganze Nacht hindurch wurde es hier nicht still; von allen Seiten hörte man lautes Gespräch, am Ufer bewegten sich unaufhörlich Lichter hin und her; denn die Stadt besitzt keinerlei Erleuchtung, und Jeder trägt die farbige, mehr oder minder barock geformte Papierlaterne bei sich, die auch von jeder Spitze des Mastenwaldes herabschimmert. Von einem benachbarten Schiffe steigen in kurzen Zwischenräumen während der ganzen Nacht Raketen und Schwärmer auf; neben ihrem Geknatter hört man seltsame Klagelaute einer menschlichen Stimme und dumpfe dröhnende Schläge herüberschallen. Dort wird eine Todtenwache gehalten; bei dem Aufleuchten der Feuerwerkskörper sieht man den Klagenden, einen alten Mann, neben dem auf dem Verdeck stehenden Sarge kauern und von Zeit zu Zeit mit den Fäusten auf den Deckel desselben schlagen. In der Frühe des nächsten Morgens war die Reihe für die Fahrt stromabwärts an den Dschunken der Reisenden; mit großen Ruderstangen aus Bambu wurde vom Ufer abgestoßen. Bald verschwand die Stadt, und weite öde Uferstrecken folgten, auf denen sich nur hin und wieder elende Holzhütten zeigten. Dem Wunsche der Schiffer entgegen, die sich, um ein Landen zu vermeiden, stets mit allem Nöthigen versehen und auch Nachts am liebsten in der Mitte des Stromes vor Anker gehen, mußte man, da keinerlei Proviant für die Expedition beschafft worden war, nach einem hungrig verbrachten Tage bei einer jener Holzhütten anlegen, die als Vorposten eines großen schlechtgebauten Dorfes am Flußufer stand. Während die übrigen Mitglieder, und namentlich die Kosaken, sich hier an den Lieblingsspeisen der unteren Volksklassen in China, gekochtem Schweinefleisch und Kohl, gütlich thaten, nahm Pjasetzki eine Ansicht der primitiven Garküche in sein Skizzenbuch auf. Die Nacht wurde auf dem Strome zugebracht, der, hier von vielen Getreideschiffen und Flößen belebt und von zahlreichen Dörfern eingefaßt, die Nähe

einer großen Stadt erkennen ließ. Nach kurzer Fahrt zeigte sich auch die Vorstadt von Tien-tsin und wurden zahlreiche geschweifte und hochaufstrebende Tempeldächer über den niederen Häusern sichtbar. Als traurige Erinnerung an die Feuersbrunst und die Ermordung der Europäer im Jahre 1870 erheben sich unweit des Ufers die

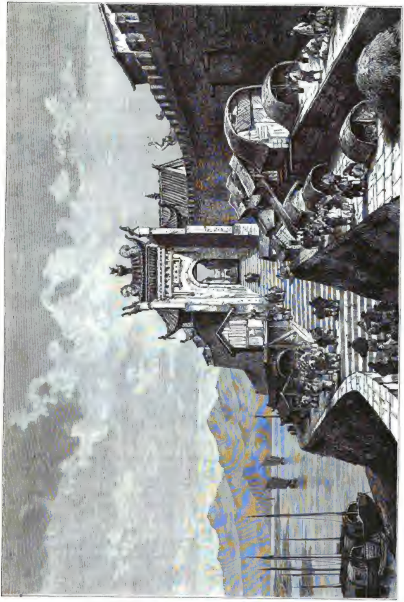
Ländliche Garküche am Pei-ho.

geborstenen Mauern der katholischen Kirche. An der chinesischen Stadt und ihrem stattlichen Hafenthore vorüberfahrend, gelangte man in das europäische Quartier, vor dem das kleine seit 1870 hier stationirte Observationsgeschwader liegt, das, aus einem englischen, einem französischen und einem japanischen Kriegsschiffe bestehend, einer

Nachtasyl in Schanghai.

Wiederholung jenes entsetzlichen 21. Juni 1870 vorbeugen soll.

Am 21. Oktober erreichte der englische Dampfer, auf dem die Reisenden sich in Tien-tsin einschifften, Schanghai, das, an der Mündung des Jang-tse-kiang gelegen, heute das kommercielle Centrum des Himmlischen Reiches ist.



Hafenquai und Thor des chinesischen Theiles von Schanghai.

Digitized by Google

Von den achtzehn hier vertretenen Nationen haben die Engländer am frühesten, d. h. schon vor 40 Jahren, die Wichtigkeit dieses Punktes erkannt, und heute ist die Niederlassung zu einer wahren Stadt geworden, die zuweilen geradezu als „Palaststadt“ bezeichnet wird. Vom Meere kommend, befindet man sich schon lange in dem ungeheueren Flusse, ohne es zu merken; er bildet noch eine unabsehbare Wasserfläche an der Einmündung seines letzten Zuflusses, des Wu-sung. Je höher hinauf man kommt, desto mehr gewahrt man auf den näher tretenden Ufern die Anzeichen des hierher verpflanzten abendländischen Lebens. Ueberall zeigen sich hier draußen stattliche Villen mit ihrem Zubehör von Treibhäusern, Badehäusern u. s. w.; von ihren Dächern wehen die Flaggen aller Länder. Hohe Dampfschornsteine, pfeifende Maschinen und anderer Fabriklärm lassen erkennen, daß das industrielle Viertel des europäischen Schanghai schon zu eng geworden ist für diese neuen Anlagen. Am Quai, wo der Dampfer anlegt, ziehen sich ungeheure Magazine und Speicher hin. In den wohlgepflasterten, reinlich gehaltenen Straßen der europäischen Stadt tritt dem Abendländer nichts Fremdartiges entgegen. So verbrachte denn Pjasetzki die beiden Tage des Aufenthaltes in Schanghai ausschließlich in der chinesischen Stadt und in dem sogenannten gemischten Viertel, das den Uebergang von dieser zu jener bildet. Macht das gemischte Viertel mit seinem Nebeneinander von europäischer und chinesischer Kultur schon bei Tage einen seltsam verworrenen Eindruck, so erscheint es bei Abend mit seiner gleichzeitigen Straßen-

Wu-tschang-fu vom Thurme Huan-ho-lou gesehen.

beleuchtung durch Gas- und Papierlaternen, mit seinen für den internationalen Verkehr geöffneten und reichbesuchten europäischen und chinesischen Restaurants und Vergnügungslokalen noch bunter. Die Opiumhallen, in denen der Habitué in den täglich dreimaligen Besuchen seine zehn bis fünfzehn Pfeifen zu rauchen pflegt (jede Pfeife kostet nach unserm Gelde 40 bis 60 Pf.), und die Dampfbäder, die, ähnlich eingerichtet wie die russischen, nur bedeutend unsauberer sind als diese, werden, ebenso wie die geräuschvolleren Vergnügungen gewidmeten Lokale auch bei Nacht fleißig besucht. Besonders charakteristisch für die gemischte Stadt sind aber die von Chinesen gehaltenen Nachtasyle, große Säle, in die man von der Straße aus tritt, und an deren Wänden sich hohe hölzerne Fächerschränke befinden. Jedes Fach derselben hat eine Länge von 6 bis 7 Fuß; es ist mit einer Nummer versehen und wird für einen geringen Preis als Schlafraum vermiethet. Von einer Bedienung oder auch nur Kontrolle ist weder des Abends noch in der Nacht die Rede, der Saal steht für jeden Ruhebedürftigen offen. Morgens erscheint der Besitzer an der Thür, um das Schlafgeld von den Gästen einzukassiren. Die Asyle sollen vorzugsweise von chinesischen Reisenden benutzt werden, die nach Landessitte als unerläßliches Reisegepäck ihre vollständige, freilich wenig voluminöse Betteinrichtung von Decken und Kissen bei sich führen. Einwohner der chinesischen Stadt, die sich über den Thoresschluß derselben hinaus verspätet haben und dann gern hier eine Unterkunft suchen, müssen sich mit dem vollkommen kahlen Holzfache begnügen.

Die chinesische Stadt von Schanghai erschien Pjasetzki

wie ein großer Trödelbazar: enge, schmutzige Straßen, eine geräuschvolle Menge und ein buntes Durcheinander von reinen und unreinen Dingen, die, dicht zusammenstehend, theils als Eßwaaren, theils als — Dünger verkauft werden. Mit besonderm Interesse beobachtete der Reisende hier einen Kollegen, einen eingeborenen Jünger Aeskulaps, der auf einem Bambusstuhle im Schatten eines ungeheueren quadratischen Sonnenschirmes sich inmitten der Straße niedergelassen hatte. Auf einem Tischchen lagen alle seine Medikamente vor ihm ausgebreitet: Wurzeln, Kräuter, Thierschädel, das vollständige Skelet eines Affen, Schalen von Früchten, Stücke von Schlangen- und Krokodilhaut u. s. w. Von chirurgischen Instrumenten waren nur eine Anzahl hölzerner Schröpfköpfe und eine Menge längerer und kürzerer Nadeln für die in China wie in Japan allgemein gebräuchliche und gegen fast alle Krankheiten in Anwendung kommende Akupunktur vorhanden.

Die Fahrt den Jang-tse-kiang aufwärts wurde auf dem englischen Dampfer „Fire-Queen" gemacht; während der drei Tage ihrer Dauer passirte man 17 ansehnliche Städte, darunter auch Nanking, das seit dem letzten Tai-ping-Aufstande eigentlich nur noch aus traurigen Ruinen besteht. Von seinem alten Wunder, dem berühmten Porcellanthurme, ist heute nichts mehr zu sehen. Unzählige Dschunken und kleinere Boote belebten den Fluß auf der ganzen Strecke, und auch an den reichbevölkerten Ufern zeigte sich überall reges Leben und Verkehr. An vielen Stellen wurde gefischt, an anderen waren zahlreiche Arbeiter damit beschäftigt, das hohe Uferrohr zu schneiden und auf große Kähne zu verladen.

Am 31. Oktober langte man an der Einmündung des Han-kiang in den Jang-tse an, wo, durch breite Wasserarme von einander getrennt, die drei Städte U-tschang-fu (oder Wu-tschang-fu), Han-jang-fu und Han-khëu liegen, die zusammen eine Häuser- und Einwohnerzahl repräsentiren, wie sie nur noch London aufzuweisen hat. Han-khëu zeigt von weitem schon an einem mit Taxus bepflanzten Quai eine Reihe zweistöckiger Häuser, das europäische Quartier des für den Theehandel wichtigen Ortes. Verhältnißmäßig zahlreich ist hier der russische Handel vertreten; in der aus etwa zwanzig jüngeren, sämmtlich unverheiratheten Kaufleuten bestehenden russischen Kolonie fanden die Reisenden gastliche Aufnahme während ihres mehrwöchentlichen Verweilens in Han-khëu. Bis jetzt existirt in dem so weit im Lande belegenen Orte noch kein selbständiges europäisches Geschäft. Die hier ansässigen fremden Kaufleute sind ausschließlich Kommissionäre, die den Verkehr zwischen den chinesischen Producenten und den auswärtigen Handelshäusern vermitteln. Mehrere von ihnen, namentlich Russen, betreiben daneben seit einigen Jahren noch die Fabrikation von Ziegelthee, zum Theil in eigenen, zum Theil auch in von Chinesen gepachteten Fabriken. Die eigentliche Theekultur befindet sich nur in den Händen der Chinesen, und die ausgedehnten Besitzungen an Theeplantagen in der Umgegend von Han-khëu, deren sich manches europäische Handelshaus rühmt, existiren nur in den Aufschriften der Theekisten, nicht aber in Wirklichkeit.

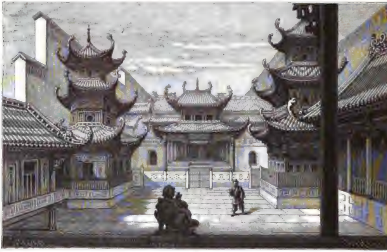
Han-khëu.

In zum Theil sumpfiger Niederung belegen, hat Han-khëu ein Klima, an das sich die Europäer nur schwer gewöhnen: im Frühjahr leiden sie unter der wochenlang dauernden feuchten Witterung, im Sommer unter der starken Hitze, die mit dem Beginn des Juni eintritt, vier Monate lang anhält und die Temperatur im Freien bis auf 40°, in den Häusern bis auf 30° R. bringt. Trotzdem arbeiten die Chinesen den ganzen Tag über im Freien und zwar selbst in der Mittagssonne mit unbedecktem Haupte.

Unter der Führung des Herrn Schewelow, eines russischen Kaufmanns, der sich während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in Han-khëu durch eifriges Studium der Sprache und Literatur zu einem bedeutenden Sinologen ausgebildet hat, unternahm Pjasetzki seine ersten Ausflüge durch die drei Städte. In einem zweisegeligen Boote ging es zunächst nach dem rechten Ufer des Jang-tse hinüber, auf dem sich hinter einer hohen Zinnenmauer das volkreiche Wu-tschang-fu ausbreitet; an der Außenseite der Mauer, zum Theil über dem Wasser hängend und durch Pfeiler gestützt, kleben, Schwalbennestern gleich, eine Menge elender kleiner und doch augenscheinlich reichbewohnter Holzhütten. An einer weit in den Fluß hineinragenden Terrasse wurde angelegt; auf breiten Treppen stieg man zu dem seltsamsten

Bauwerke, dem Thurme Huan-ho-lou, empor. Von polyedrischer Form, ringsum mit Säulen geschmückt, baut sich der Thurm in drei nach oben sich verjüngenden Stockwerken auf, deren vortretende und emporstrebende Ecken mit Glöckchen behängt sind. Buntfarbige Karnieße, zierliche Gitter vor den Fenstern und vielfach angebrachte herabhängende Inschriftentafeln geben dem Thurme ein heiteres, märchenhaft berührendes Ansehen. Eine zahllose Menge von Neugierigen begleitete die Fremden bei diesem ersten, wie bei allen späteren Gängen durch die Stadt; man wußte nicht, ob man die Zudringlichkeit oder die Unermüdlichkeit des tobenden Haufens mehr bewundern sollte, der in dem Eifer, etwas zu sehen, nicht nur sich selber, sondern auch die Gegenstände seiner Bewunderung stieß und drängte. War es unter diesen Umständen für Pjasetzki schwer genug, auch nur eine flüchtige Skizze zu entwerfen, so wurde Matusowski noch mehr bei seinen Arbeiten gehindert. Die russische Officiersuniform, die er trug, und die Instrumente, deren er sich bediente, erregten, wo er sich blicken ließ, einen wahren Aufruhr.

Wu-tschang-fu ist wie seine beiden Schwesterstädte und wie schließlich ja alle chinesischen Ortschaften, unglaublich schmutzig. Enge, stinkende Straßen, zum Theil mit Bretterdächern gegen die Sonne geschützt; niedrige, wie nach einer Schablone gebaute weiße Häuser, deren mit grauen Ziegeln gedeckte Dächer hier an den Ecken bedeutend höher emporgeschweift waren, als man dies in den Küstenstädten gesehen hatte, hin und wieder ein hochragendes Tempeldach: das war der Eindruck, den die Fremden von den drei Städten empfingen. Das ungeheure Terrain, auf dem sie stehen, läßt ihre Größe weniger imposant erscheinen; überraschend großartig erschien Pjasetzki hier nur wieder der Verkehr auf dem Wasser.



Vereinshaus (Hui-guan) der Kaufleute aus der Provinz Tschen-si.

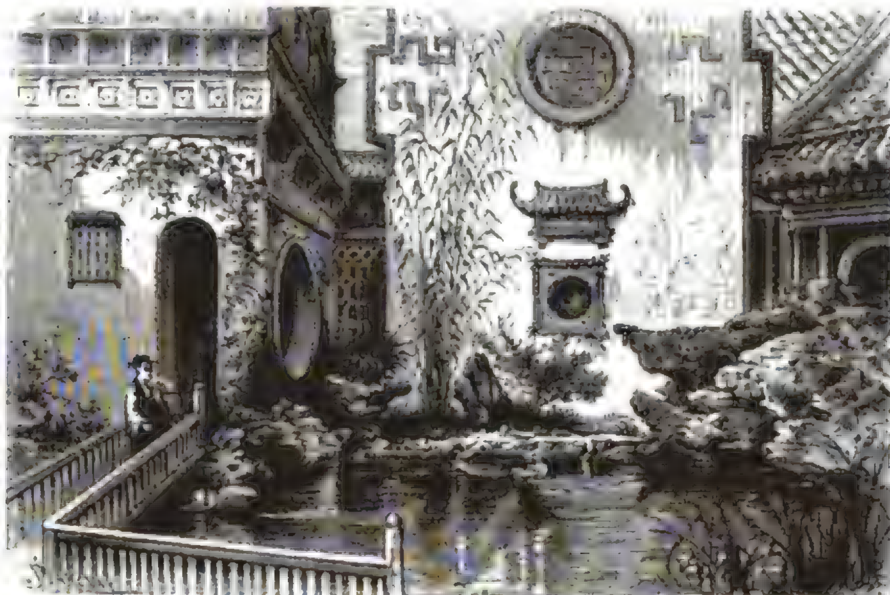
Die Zahl der vor Anker liegenden größeren Schiffe betrug nach mehrmaliger Schätzung etwa 10 000; zwischen ihnen wimmelte es von unzähligen Booten und Barken, die der Mehrzahl nach einer Familie zum alleinigen Aufenthalt dienten.

Durch die Mündung des Han-kiang von einander getrennt, liegen Han-jang-fu und Han-khön auf dem linken Ufer des Jang-tse. Von einem Hügel, auf dem sich ein zu der erstgenannten Stadt gehöriger Tempel erhebt, nahm Pjasetzki seine Ansicht von Han-khön auf. Der unerträgliche Lärm der Stadt drang ebensowenig hier herauf, wie die Schar der lästigen Verfolger. Dafür befand man sich hier oben in der Gesellschaft ehemaliger Einwohner von Han-jang-fu: der Tempel enthielt nämlich eine Menge von Leichen, die zum Theil schon seit mehreren Monaten in ihren mit Mastix hermetisch verschlossenen Särgen hier bewahrt wurden, um nach frommem Brauche zur Bestattung in ihre Heimathsprovinz gesandt zu werden.

Das Straßenleben in Han-khön übertraf an Lebhaftigkeit Alles, was Pjasetzki bislang Aehnliches gesehen hatte. Neben den bekannten Typen der ambulanten Verkäufer, der Straßenköche und Aerzte, der Barbiere, Augen- und Ohrenreiniger, die das Publikum auf offener Straße bedienten, neben manchem widerwärtigen Anblick, der das ästhetische Gefühl eines Europäers auf das Empfindlichste beleidigt, gab es hier auch eine Menge interessanter Dinge zu studiren. Theils in den nach vorn offenen Erdgeschossen der Häuser, theils auf der Straße selber wurden hier die verschiedensten Gewerbe und Handwerke betrieben. Maler und Kunststicker, Graveure, Korbflechter und Weber, Färber, Lichtzieher, Zuckerbäcker u. s. w., Alle arbeiten hier coram publico, ebenso unbekümmert um die lärmende Menge, die manchmal einem besonders interessanten Proceß ihrer Arbeiten neugierig zuschaut, wie um die zahlreichen herrenlosen Hunde, die sich unter ihren Tischen umherjagen, und die in Gemeinschaft mit ganzen Scharen kleiner schwarzer Schweine die Straßenreinigung besorgen.

Von Leuten der höheren Klassen wird das Straßengewühl, das sich ausschließlich aus Angehörigen der unteren Volksschichten zusammensetzt, ängstlich gemieden. In ihren Palankins, von mehreren Dienern begleitet, welche die andrängende Menge durch geschickt ausgetheilte Schläge mit ihren Zöpfen, sowie durch gelegentliches Anspeien zurückhalten, lassen sie sich durch die Straßen tragen. In demselben Aufzuge machten die Mitglieder der Expedition die nöthigen Staatsbesuche bei den vornehmsten Mandarinen der Stadt, sowie bei dem Gouverneur der Provinz, um sich ihren Schutz und ihre Unterstützung zu sichern. Bei allen diesen Gelegenheiten leistete ihnen Schewelow's genaue Kenntniß der Sprache, der Sitten und besonders des strengen Ceremoniells unschätzbare Dienste. Ohne Bedenken, ja sogar mit einer gewissen steifen Zuvorkommenheit wurde ihnen der gewünschte Schutz zugesagt, doch konnte sich Pjasetzki bei allen diesen Audienzen des Eindruckes nicht erwehren, als sei das Verhältniß zwischen den chinesischen Behörden und den fremden, in diesem Falle den russischen Kaufleuten im Grunde ein gespanntes, als hege man besonders auf chinesischer Seite ein fortwährendes Mißtrauen.

Durch Schewelow's Vermittelung fand Pjasetzki bald Gelegenheit die architektonischen Sehenswürdigkeiten der Stadt näher kennen zu lernen. Wie in allen chinesischen Städten kann der Fremde auch in Han-kheu stundenlang durch die Straßen gehen, ohne etwas anderes zu sehen, als die gleichartigen niedrigen Häuser mit ihren Läden und Werkstätten und hin und wieder eine hohe, meist mit Zinnen versehene Mauer. Alles, was die Stadt an hervorragenden Bauten besitzt, Tempel (miao) und Pagoden (ta), Häuser reicher Privatleute und die großartigen Etablissements der verschiedenen Kaufmannsklubs, verbirgt sich hinter diesen Mauern oder auf weit hinter der Straßenfront liegenden Höfen. In jeder größern Stadt Chinas treten die Kaufleute je nach den Provinzen, denen sie entstammen, in fest organisirten Vereinen zusammen, deren jeder ein nach demselben Hauptplane gebautes Vereinigungslokal, ein sogenanntes Hui-guan besitzt. In der Ausführung, den Mitteln des betreffenden Vereins entsprechend, sehr verschieden, stimmen doch sämmtliche Hui-guan darin überein, daß sie in mehreren großen, durch Mauern von einander getrennten Höfen Wohnhäuser für Reisende und neue Ankömmlinge aus ihrer Provinz, ferner ein Theater, einen Tempel, sowie mehrere kleine Gärten umschließen. Das Theater besteht nur aus einer offenen, im Tempelhofe belegenen Bühne, an deren Seiten sich Logen für die Mitglieder des Vereins, sowie für geladene Ehrengäste befinden. Das übrige Publikum, das sich zu den Vorstellungen einfindet, muß auf dem Hofe stehen. Das hervorragendste Etablissement dieser Art ist in Han-kheu das Tsien-si-hui-guan, d. h. das Vereinshaus der aus der Provinz Tsien-si stammenden Kaufleute, einer Provinz, die durch ihre großartigen Porcellanmanufakturen berühmt ist. Zu den Versammlungen der Kaufleute, zu den Bankets und Festen, die hier an den Festtagen der Tempelgötter, der Schutzgötter der Provinz Tsien-si und bei ähnlichen Gelegenheiten veranstaltet werden, konnte Pjasetzki leider keinen Zutritt erhalten; dafür wirkte ihm Schewelow die Erlaubniß aus, das während des größten Theils des Tages leer stehende Etablissement nach Belieben besuchen zu können. In Gesellschaft des He-schan, des als Wächter angestellten Priesters, verbrachte nun Pjasetzki täglich mehrere Stunden hier, mit Aufnahmen des Tempelinnern, der mit Altären und Bildwerken geschmückten Höfe und der zierlichen Gärten beschäftigt.



Garten des Tsien-si-hui-guan.

Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes.

II.

Dem Neugeborenen drohen zahlreiche Gefahren von Seiten böser Geister. Das als „unrein“ geltende Kind wie seine „unreine“ Mutter, beide sind leicht dem Einflusse schädlicher Kräfte ausgesetzt. Bei den Grusiern ist der Aberglaube verbreitet, daß die „unreine“ Macht unter der Gestalt einer Schlange bemüht ist auf das Neugeborene sich zu stürzen und die Mutter zu erdrücken. In Klein-Rußland läßt man des Nachts bis zur Taufe des Kindes ein Licht brennen, damit der Teufel das Kind nicht stehle, es nicht verwechsele. In Süd-Rußland geht beim gemeinen Mann folgende Erzählung: ein Bauer hatte ein Kind von drei Jahren; es konnte nicht sprechen, nicht gehen — nur viel essen. Man sagte, es wäre ein Wechselbalg. Die Eltern holten sich bei klugen Leuten guten Rath, was zu machen sei, um dieses Kind los zu werden und von der „unreinen“ Macht das eigene zurückzuerhalten. Ein alter Zauberer rieth ihnen den „Wechselbalg“ mit einer Ruthe zu schlagen. Die Eltern thaten das und schlugen das Kind; auf das Schreien desselben lief ein fremdes Weib herzu und rief: Warum quält und schlagt ihr mein Kind; gebt mir das meine, da habt ihr das eurige! Dabei warf sie ihnen ihr Kind hin, ergriff das andere und verschwand. In der Ukraine erzählt man sich: es wurde ein Knabe mit einem großen Kopf (Wasserkopf) geboren, mit langen dünnen Beinen und vortretenden Augen; der Knabe konnte nicht gehen; im siebenten Jahr fing er an wahrzusagen, aber nur am Morgen. Der Vater hatte einen Bienengarten. Einst in der Nacht weckte der „Wasserkopf“ seinen Vater und erzählte, daß Diebe da sein, um den Honig zu stehlen. Der Vater glaubte den Worten nicht, legte sich auf die andere Seite, um weiter zu schlafen. Der Sohn weckt ihn zum andern Mal. Da ging der Vater hinaus und sah wirklich zwei Räuber, welche im Begriff waren, den Honig zu stehlen. Der Ruhm des Knaben verbreitete sich schnell. Viele wandten sich an den Knaben, um Rath sich zu erbitten. Da starb der Knabe im zehnten Lebensjahre. Die klugen Leute aber sprachen, daß man nur den Leib begraben habe, er selbst sei irgendwo unter anderer Gestalt erschienen und fahre fort wahrzusagen. Die Sorge um die Existenz des Neugeborenen und um dessen Hilflosigkeit gegenüber den Anschlägen des Teufels ist der Grund dafür, daß die Eltern sich bemühen im Kinde früh die Zeugungsfähigkeit zu entwickeln; zu diesem Zweck befestigt man in Klein-Rußland an das Kind nach dem ersten Bade Hanfstengel mit Samen. In Klein-Rußland treibt man das Kind nach der Taufe in das Paradies, d. h. trägt es um den Tisch. Im Gouv. Woronesch legt man das Kind nach der Taufe auf einen Pelz, damit es reich werde. In Bulgarien besucht die Hebamme am 8. Januar alle die Kinder, welche sie zur Welt befördert hatte und segnet sie. Sie führt rothe und weiße Wolle bei sich, aus der rothen Wolle macht sie einen Bart, aus der weißen Wolle Haare und klebt dieselben mit Honig an das Kind. Sie klebt auch einige rothe Wollenfäden an die Hausfrau, streut dabei etwas Hirse aus und murmelt einen Zauberspruch. Die weiße Wolle drückt den Wunsch aus, das Kind möge leben bis zum grauen Alter, die rothe Wolle bedeutet, daß die Wangen roth, die Hirse, daß das Kind dick werde, der Honig, daß das Kind arbeitsam werde wie eine Biene und daß das Kind dereinst das menschliche Geschlecht vermehre wie eine Biene.

Nach verschiedenen Kennzeichen am Körper des Neugeborenen beurtheilt man seine Lebensdauer. In Klein-Rußland prophezeiet man langes Leben demjenigen Kinde, welches beim Aufheben die Beinchen krumm macht, bei welchem viel „Fleisch“ in den Augenwinkeln zu sehen ist, welches kräftige Ohren hat, und mit geschlossenen Augen schläft. Das Auftreten von Parasiten (welcher Art?) hält man im Gouv. Charkow für die Vorboten einer Krankheit; an einigen Orten glaubt man, daß ein Kind mit Parasiten nicht länger als zwölf Jahre leben kann.

Eine längere oder kürzere Zeit, jedoch nicht über 40 Tage, gilt das Neugeborene als „unrein“. In Klein-Rußland stillt die Mutter das Kind nicht bis zur Taufe; so lange stillt es ein fremdes Weib. Im Uebrigen ist es schwierig hier zu bestimmen, was zu dieser sonderbaren Sitte die Veranlassung gab. In Böhmen hütet man sich ein ungetauftes Kind in ein fremdes Haus zu tragen, um das Haus nicht ins Unglück zu stürzen. An vielen Orten in Rußland hält man es nicht für möglich ein ungetauftes Kind auf dem Kirchhof zu begraben, man gräbt dasselbe in der Nähe des Hauses ein.

Die Reinigung des Neugeborenen geschieht durch Feuer und Wasser. Bei den Littauern wäscht die Hebamme das Kind unmittelbar nach der Geburt mit kaltem Wasser im Namen der „Lauma“, der Göttin des Ueberflusses und der Fruchtbarkeit der Erde. Das kalte Wasser soll dem Kinde Schönheit bringen. An vielen Orten in Rußland badet man das Neugeborene in recht kaltem Wasser. Es scheint, daß dieses Bad des Neugeborenen schon bei den alten Slaven mit irgend einem Gotte oder einem übernatürlichen Wesen in Verbindung gebracht wurde, noch heute wirft man gleichsam zum Zeichen der Opferung Gold- und Silbermünzen oder andere werthvolle Gegenstände in das Badewasser.

Die Geburt eines Kindes wird bei den Slaven mit Freuden begrüßt; bei den Serben nur die eines Knaben. Man feiert die Geburt eines neuen Familiengliedes in verschiedener Weise: unter den Bauern des Gouv. Twer werden verschiedene Arten von Brei gekocht und die Freunde eingeladen. Der Vater des Kindes nimmt von den Anwesenden die Löffel und steckt sie in den Brei; die Gäste kaufen sich die Löffel zurück, d. h. jeder steckt eine Münze in ein auf dem Tisch liegendes Stück Brot; das Brot mit den Münzen bekommt die Wöchnerin. Die Sitte des Breikochens wird auch anderswo beobachtet, jedoch bei der Taufe, z. B. im Gouv. Woronesch. An einigen Orten in Klein-Rußland giebt man zur Tauffeier gekochte Früchte.

Die sogenannte „Scheitelschur“ ist bei Nichtslaven wie bei Slaven verbreitet. Unter den Russen fand dieser Gebrauch bis zum XVII. Jahrhundert sogar in der zarischen Familie statt. Im Gouv. Kursk schneidet der Pathe (Taufvater) dem Kinde sobald es das erste Lebensjahr erreicht hat, in Gegenwart von Gästen zum ersten Mal die Haare. In Klein-Rußland schneidet die Hebamme dem Neugeborenen drei Büschel Haare vom Kopf.

Die Taufgebräuche sind im Allgemeinen nicht selbständig und von den Geburtsgebräuchen nicht zu trennen. Man beobachtet dieselben Gebräuche in einer Gegend bei der Geburt, in der andern Gegend bei der Taufe des Neu-

geborenen. In Klein-Rußland sind weder Vater noch Mutter bei der Taufe zugegen; im Gouv. Jaroslaw muß nur der Vater fortbleiben; dann kann die Mutter, weil sie vor Ablauf des vierzigsten Tages nicht die Kirche betreten darf, auch der Taufe nicht beiwohnen. Im Gouv. Poltawa, Kreis Chorol, legt man auf die Schwelle der Hütte, über welche die Taufgäste eintreten, ein Beil, damit niemand das Kind behexen kann, gleichwie das Eisen nicht behext werden kann. Der Ursprung dieser Sitte ist unbekannt.

Viele der hieher gehörigen Gebräuche stellen symbolisch die Anerkennung des Neugeborenen als Kind oder Glied der Familie dar. Im Gouv. Wilna unter den Weißrussen und Litauern ist es Sitte, daß man nach der Rückkehr aus der Kirche, woselbst das Kind getauft worden, dem Vater das Kind giebt; er legt es auf die Thürschwelle und hebt es nach einigen Minuten auf. Im Gouv. Perm giebt die Hebamme das Neugeborene dem Vater, welcher es selbst in die Wiege legt und damit officiell als sein eigenes Kind anerkennt. Von gleicher Bedeutung ist die unter den Slaven weit verbreitete Sitte, das Neugeborene in ein Hemd des Vaters zu hüllen. Im Gouv. Charkow z. B. geschieht das ohne Rücksicht auf das Geschlecht des Kindes. Die Kaschuben machen die erste Windel aus einem Hemde des Vaters, jedenfalls aus dem Hemde eines Mannes. Im Gouv. Kursk und auch in Klein-Rußland hüllt man das neugeborene Mädchen in ein Hemd der Mutter, den neugeborenen Knaben in ein Hemd des Vaters.

Man bemüht sich weiter, dem Neugeborenen solche Gegenstände zu reichen, welche einen guten Einfluß üben sollen. Zum Beispiel bei den Montenegrinern berührt die Hebamme das neugeborene Knäblein mit einem landwirthschaftlichen Geräth, damit es ein guter Ackerbauer werde, das neugeborene Mädchen aber mit einem Flachsballen, damit es eine fleißige Hausfrau werde. In alter Zeit legte man in Rußland bei den Edelleuten den Knaben nach der Taufe Brot, einen kleinen Bogen und Pfeile in die Wiege, den Mädchen einen Spinnrocken.

Verschiedene Erkrankungen des Neugeborenen können durch Beobachtung bestimmter Vorschriften abgewandt werden. Im Gouv. Charkow hängt man dem Neugeborenen Krebssteine um, damit dasselbe leicht zahne. Noch für wirksamer gilt das Umhängen eines Wolfszahnes. Wenn das Kind kränkelt, so verkauft man es für einige Kopeken den nahen Anverwandten, d. h. erhält von diesen etwas Geld und sagt, daß das Kind verkauft ist. Im Gouv. Tschernigow errichtet man, um das Kind gesund zu erhalten, auf Kreuzwegen ein Kreuz. Im Gouv. Minsk wird, sobald ein Kind zu derselben Zeit geboren wurde, während welcher ein anderes starb, das Neugeborene als die Ursache des Todes des andern angesehen und die Mutter des Todten fastet und betet, daß Gott die Mutter des Neugeborenen strafe. Wenn im Gouv. Kursk ein neugeborenes Kind stirbt, so badet sich die Mutter, zerhackt ihr Hemd und verbrennt es.

In einigen noch erhaltenen Tauf- und Geburtsgesängen sowie in vielen Gebräuchen erkennt man die Gottheiten, welche Mutter und Kind beschützen sollen. Die Göttin des Mondes ist die Beschützerin der Geburten. In Klein-Rußland gilt das Erscheinen des Mondes gleichzeitig mit einem Stern zur Zeit einer Geburt als glückbringend. Der Kosake, der zu dieser Zeit geboren wird, hat überall Glück, besonders in der Liebe. Die Seele des Kindes steht in geheimnißvoller Verbindung mit dem Stern. Ein fallender Stern bedeutet in Klein-Rußland, daß ein Kind gestorben. Bei den alten Slaven war der Morgenstern der Beschützer der verheiratheten Frauen; sie glaubten auch an die mächtigen Schicksalsgöttinnen, welche die Faden des menschlichen Lebens spinnen. Die Tschechen kennen drei Schicksalsgöttinnen: das sind drei weiße Frauen, welche um Mitternacht zum Neugeborenen in das Zimmer kommen, oder am Fenster erscheinen und dem Kinde sein Schicksal verkündigen. Sie halten brennende Lichter in den Händen, so lange sie den Spruch sagen. Bei ihrem Nahen versinkt Alles in tiefen Schlaf; nur sehr fromme Leute werden des Glückes theilhaftig, sie zu erblicken. Bei der Geburt des Kindes stellt man ihnen Brot und Salz hin.

Nach dem Aberglauben der süd-österreichischen Slaven erscheinen bei der Geburt eines jeden Kindes drei oder sieben Frauen (Schicksalsgöttinnen)[1], welche darüber entscheiden, ob das Kind glücklich oder unglücklich sein wird. In Betreff derselben existiren allerlei poetische Erzählungen. In die Hütte eines reichen Bauern kam ein Spieler und sang ein Lied davon, daß alles Glück und alles Wohlergehen sich auf das friedliche Dach senke. Es war Abend; der Bauer lud den guten Sänger ein mit ihm das Nachtessen zu theilen und bei ihm über Nacht zu bleiben. Um Mitternacht hörte der Spielmann im Schornstein einen Lärm und sah plötzlich sieben junge weißgekleidete Frauen; er vermeinte ihren Spruch zu vernehmen; die eine verkündete dem geborenen Knäblein 70 Lebensjahre, Reichthum, drei Ehen; aus der ersten einen Sohn, aus der zweiten zwei Töchter, aus der dritten vier Söhne, schließlich Tod durch einen Schlagfluß. Die zweite bestimmte dem Kinde eine Frist von 89 Jahren, Reichthum, ein Bisthum und Tod durch ein Fieber. Die dritte sagte, er werde ein Kaufherr werden, zu Grunde gehen und an Seelenqualen sterben. Die vierte redete kurz: mag ein Blitz ihn im neunzehnten Jahre tödten! Damit waren alle anderen einverstanden und das Schicksal des Neugeborenen bestimmt; am Morgen mit dem ersten Hahnenschrei waren alle Göttinnen entschwunden. Am andern Morgen erzählte der Spielmann alles seinem Wirthe. Dieser erbaute nun seinem Sohn einen hohen starken Thurm, um ihn vor dem Gewitter zu bewahren. Mit 19 Jahren war der Knabe zu einem kühnen und vortrefflichen Jüngling herangewachsen. Er glaubte an Gott und hoffte auf ihn. An seinem Geburtstage war er draußen im Felde, schwarze Wolken verdunkelten den Himmel; ein hellleuchtender Blitz zerschmetterte eine Eiche, neben welcher der betende Jüngling kniete; aber der Jüngling blieb unversehrt. Er heirathete ein junges schönes Weib, hatte sieben Söhne und zwei Töchter und lebte bis zum 95. Jahre. Er sprach beständig: Gott ist der Richter — aber die Schicksalsgöttinnen sind Lügnerinnen.

(Der Verfasser hat, wie ersichtlich, die einschlägige fremde wie russische Literatur gründlich studirt; die vielfachen Hinweise auf die benutzten Quellen haben wir natürlich hier fortlassen müssen.)

[1] Sie werden „wila“ genannt.

Die Angolares-Neger der Insel São Thomé.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

I.

Während meines Aufenthaltes auf dem im Meerbusen von Guinea, unfern der Südküste der Insel S. Thomé gelegenen Eilande Rolas[1]) in den ersten Monaten des Jahres 1880, hatte ich häufig Gelegenheit mit den den Süden von S. Thomé bewohnenden und uns somit benachbarten Angolares zu verkehren, einem eigenthümlichen Negervolk, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich auf der Insel angesiedelt und von da ab lange Zeit in dem hohen und wilden Waldgebirge des Südens als freier Volksstamm unter einem selbstgewählten Könige sich behauptet hat. Später der portugiesischen Herrschaft unterworfen, haben sich die Angolares doch bis auf den heutigen Tag in ihren alten Wohnplätzen als besondere abgeschlossene Gemeinschaft erhalten, getreu ihrer ursprünglichen Sprache und ihren alten Sitten und Gebräuchen. Die Angolares spielen außerdem in der Geschichte der Insel S. Thomé eine nicht unbedeutende Rolle und es mag deshalb wohl von Interesse sein über dieses merkwürdige, bisher wenig bekannte und beachtete Negervolk durch die folgenden Mittheilungen etwas Genaueres zu erfahren.

Im Jahre 1544, 74 Jahre nach der Entdeckung und Besitznahme von S. Thomé durch die Portugiesen, strandete an den „Sete Pedras" (sieben Felsen), einer ungefähr 6 bis 7 km von der Südküste der Insel aus dem Meere auftauchenden Gruppe von Basaltklippen ein von Angola kommendes Sklavenschiff. Nach einer auf S. Thomé, ja auch unter den Angolares selbst, wie es scheint, verbreiteten Annahme, stammten die Sklaven vom Zaire (Congo), doch spricht, wie wir später sehen werden, der noch heute unter den Angolares herrschende Bunda-Dialekt entschieden mehr für ihre Herkunft aus dem eigentlichen Angola- als aus dem Congo-Gebiet. Die Bestimmung des Sklavenschiffes scheint unbekannt geblieben zu sein.

Die Schiffbrüchigen gewannen durch Schwimmen die nahe Küste von S. Thomé an der Angra de S. João, einer in das dunkele Waldgebirge der Insel einschneidenden, nur nach Südosten geöffneten Bucht, die wegen ihrer geschützten Lage einen der besten Hafenplätze von S. Thomé darstellt. Im Grunde derselben dehnt sich ein breiter glatter Sandstrand, treffliche Landungsplätze bietend, aus; auf diesen folgt nach innen ein Wald von Kokospalmen, von zwei Gebirgsflüssen, die in die Bucht sich ergießen, durchrauscht und dann steigen fast ringsum grüne Berge und Felswände zu einem weiten Mantel auf, im Süden auf einem halbinselartigen Vorsprung der Küste, der Ponta do Ilheo grande, der Pico Macurú und im Norden und Westen ein hohes mit üppigen Baum- und Strauchmassen bedecktes Felsenufer.

Damals war die ganze Südostküste und mit ihr die Angra de S. João noch völlig unbewohnt und unkultivirt. Heute liegt hoch oben auf einem grünen, steil aufsteigenden Hügel im Norden der Bucht, wie ein Adlerhorst, die kleine Villa de Santa Cruz dos Angolares, ein aus einigen ärmlichen Häusern und Hütten bestehendes Negerdorf, der südlichste Vorposten der portugiesischen Kolonisation und Herrschaft, der seit einigen Jahren nun auch ein den ganzen Distrikt von Santa Cruz dos Angolares verwaltendes kleines Militärkommando erhalten hat.

Nur ein sehr schmaler und spärlicher Kulturstreifen zieht sich an der Küste entlang über die Villa de Santa Cruz und die Angra de S. João nach Südwesten hinab bis zur Bahia da Praia grande dos Angolares (Praia grande do Sul). Im Uebrigen ist auch heute noch der ganze Süden der Insel S. Thomé, abgesehen von den zerstreuten und meistentheils unfern der Küste gelegenen kleinen Niederlassungen der Angolares und den sie verbindenden Gebirgspfaden, mit dichter Urwaldvegetation bedeckt, aus dem die mächtigen Berge der Insel in malerischer Schönheit aufragen, unfern unserer Angra der phantastische Riesenkegel des Cão grande und das hohe grüne Horn des Pico Maria Fernandez, weiterhin, immer höher sich aufthürmend, die steile Pyramide des Pico Cabombey und der breite Rücken des Pico de Anna des Chaves bis zu dem alle überragenden über 2000 m aufsteigenden majestätischen Centralstock, dem Pico de S. Thomé.

Die schiffbrüchigen und glücklich gelandeten Angolenser Sklaven nahmen, nachdem sie, theils schon auf dem Meere, theils auf dem Lande die europäische Bemannung des Schiffes getödtet hatten, von der rettenden und, wie es schien, herrenlosen Küste alsbald Besitz, zunächst an der Angra de São João und den sie umgebenden üppigen Urwalddistrikten sich ansiedelnd. Die fischreiche Küste und die Früchte des Waldes boten ihnen hinreichende Nahrung, natürliche und künstlich hergestellte Höhlungen in den zerklüfteten Bergwänden dienten ihnen zur Anlage ihrer „Quilombos", ihrer Wohnungen.

Die portugiesischen Kolonisten im Nordosten der Insel scheinen die Ankunft der neuen Gäste wohl bemerkt zu haben, aber ohne ihrer Ansiedelung Hindernisse zu bereiten, ja ohne sie weiter zu beachten, zumal sie durch hohe unzugängliche Waldgebirge von ihnen getrennt waren, vielleicht auch in dem Glauben die weitere Kultivirung und Kolonisirung der Insel durch sie fördern zu können. Doch schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sollten sie für ihre sorglose Gastfreundschaft hart büßen müssen. Bereits nach dreißig Jahren war aus dem Haufen gestrandeter Sklaven ein wildes und kräftiges Negervolk herangewachsen, das von der Angra de S. João aus immer mehr sich ausdehnend und durch das Gebirge und den Wald sich Bahn brechend, im Jahre 1574 plötzlich drohend im Nordosten der Insel erschien und bald darauf in das Gebiet der portugiesischen Kolonie einfiel, zu einer Zeit, als dieselbe ohnehin schon eine schwere Heimsuchung erlitten hatte.

Nach Entdeckung der Insel S. Thomé durch die Portugiesen zu Ende des Jahres 1470 wurden die ersten Versuche zur Kolonisation im Jahre 1485 durch João de Paiva unternommen, dem ersten Generalkapitän von S. Thomé, dem nebst ausgedehnten Privilegien die Hälfte der Insel von João II. als Schenkung verliehen ward. Aber alle Bemühungen zur Bevölkerung und Kultivirung

[1]) Siehe diese Zeitschr. XLI, 1882, S. 110 u. ff.

hatten in den ersten Decennien wegen des gefährlichen und bald allgemein gefürchteten Klimas, dem auch Paiva wie sein Nachfolger João Pereira nach wenigen Jahren erlagen, wenig Erfolg, zumal sich damals dem mächtig aufstrebenden portugiesischen Staate fast auf allen Theilen der bekannten Erde große fruchtbare Kolonien und überreiche Quellen des Wohlstandes erschlossen. Erst als im Jahre 1493 bei der unter João II. in Portugal ausgebrochenen Judenverfolgung eine große Anzahl geraubter und getaufter Judenkinder, zu gleicher Zeit auch Verbrecher und Degradirte aller Art nach S. Thomé gesandt wurden, gewann die Kolonisation festen Boden auf der Insel. Von den ersten von Paiva angelegten kleinen und dürftigen Wohnplätzen im Nordwesten und Norden an der Praia de Anna Ambó und der Ponta Figo wurde nun die Ansiedelung nach der zur Kultivirung günstigeren Nordostküste verpflanzt und hier auch durch den Generalkapitän Alvaro de Caminha in einer weiten schönen Bucht, der Bahia de Anna de Chaves, ein neuer größerer Siedelplatz gegründet, die spätere Stadt und Hauptstadt der Insel, die Cidade de S. Thomé.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts besaß die Kolonie im Nordosten große und reiche Zuckeranpflanzungen und war stetig wachsend zu Wohlstand und vorher nicht gehoffter Ausdehnung gelangt, als sie im Jahre 1567 plötzlich von französischen Korsaren überfallen wurde. Plündernd und mordend drangen diese auf die friedlichen Einwohner ein, beraubten ihre Tempel und verwüsteten die blühenden Pflanzungen und Wohnplätze, so daß die Kolonisten in die Wälder und das Gebirge der Insel flüchteten und sich vor den nichts schonenden Unholden nur dadurch zu schützen wußten, daß sie das Wasser und die Nahrungsmittel vergifteten. Und kaum hatten sie sich von diesem schweren Schlage einigermaßen wieder erholt, so erwuchs ihnen, sieben Jahre später, durch den räuberischen Einfall der Angolares eine neue Geißel. Ihren ersten Angriff richteten diese auf die südlich von der Bahia de Anna de Chaves gelegenen Ansiedelungen bei Mecia Alves und drangen dann, in wildem Siegeszuge Alles vor sich her zerstörend und verbrennend, drohend gegen die Cidade selbst vor. Hier wurden sie, nur mit Pfeilen bewaffnet, durch die ihnen bis dahin unbekannten Feuerwaffen der portugiesischen Besatzung erschreckt und zurückgetrieben. Aber schon nach kurzer Zeit brachen sie von Neuem aus dem Gebirge hervor und hielten seitdem über hundert Jahre lang durch einen in fortgesetzten Angriffen geführten Buschkrieg („guerra do mato") die Kolonisten im Nordosten beständig in Furcht und Schrecken, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1693) der damalige Gouverneur von S. Thomé Ambrozio Perreira de Beredo durch den tapfern Buschkapitän („o capitão dos matos") einen geordneten Kriegszug gegen die wilden Ruhestörer unternehmen ließ, der mit ihrer vollständigen Besiegung und ihrer Unterwerfung unter die portugiesische Herrschaft endigte. Ein großer Theil der Angolares wurde gefangen genommen und zu einem Drittheil dem königlichen Fiscus und zu zwei Drittheilen den Siegern als Sklaven zuertheilt. Den Uebrigbleibenden gab man ihre ursprünglichen Wohnsitze an der Angra de São João und der Südostküste zurück, ja gewährte ihnen hier sogar ihre bisherige Freiheit einer eigenen Gemeinschaft mit einem selbstgewählten Könige. Allmählich über den ganzen hochgebirgigen Süden der Insel, insbesondere den Küstentheil desselben sich ausdehnend, haben sie sich hier bis in die neueste Zeit als besonderer, unter dem Namen der Angolares bekannter Volksstamm erhalten, von nun ab friedlich gegen ihre Nachbarn im Norden, sogar mit diesen in Verkehr und Handelsbeziehungen tretend und die portugiesische Oberhoheit anerkennend.

Im Jahre 1869 empörten sich die Angolares gegen ihren damaligen König Roberto Manuel velho, der, wie es scheint, ein sehr absolutes und strenges Regiment führte und richteten Klage gegen ihn bei der portugiesischen Regierung. Roberto wurde in Folge dessen abgesetzt und die Angolares wählten aus ihrer Mitte ein neues Oberhaupt, Domingo Pires, der zu Anfang des Jahres 1878 starb als der letzte König der Angolares. Die Provinzial-Regierung von S. Thomé benutzte diesen Todesfall, um die merkwürdige Autonomie der Angolares aufzuheben und dieselben nun der portugiesischen Verwaltung unter anderweitiger Organisirung ihres Gemeindewesens unterzuordnen. Das interessante Aktenstück, das den Angolares eine neue Verfassung giebt, ist vom 10. September 1878 datirt und beginnt mit der Erklärung, daß der bisherige Zustand der Selbstregierung und -Verwaltung der Bevölkerung des Distriktes von Santa Cruz dos Angolares ein ungesetzlicher und unhaltbarer sei und daß es geboten erscheine, jenes Volk in den Schoß der öffentlichen Verwaltung und gesetzlichen Ordnung sowie zur Gemeinschaft der Civilisation, von der es sich weit entfernt habe, einzuführen. Bei der großen Entfernung aber dieses Gemeindedistriktes von dem von Santa Anna (dem nördlich von Santa Cruz gelegenen Distrikte) und bei dem Mangel regulärer Verbindungen zwischen diesen beiden Distrikten bestimme der Gouverneur der Provinz von S. Thomé und Principe, daß, so lange innerhalb der Gemeinde der Angolares selbst keine geeigneten Personen zur Uebernahme der Verwaltungsämter sich fänden, ein von der Regierung besonders hiermit beauftragter Militärkommandant die Funktionen der öffentlichen Verwaltung auszuüben habe und zwar unter besonderen weiteren Bestimmungen. Es folgen nun 14 Artikel, durch welche eine ganz genaue Regelung des Gemeindewesens, der Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Distriktes von Santa Cruz dos Angolares hergestellt wird und welche auch den Angolares selbst unter dem Oberbefehl des Militärkommandanten noch einen wesentlichen Antheil an ihrer Selbstverwaltung und -Regierung gewähren. Auch über die Errichtung einer Schule zum Unterricht der Kinder der Angolares[1]) sowie zur Anbahnung und Förderung von Kulturen des Bodens werden besondere Verordnungen getroffen.

So endete die Selbstherrschaft dieses merkwürdigen Negervolkes, das indessen von einer Verschmelzung mit anderen Elementen und Auflösung ihrer Stammesgemeinschaft noch weit entfernt ist. Dagegen schützen sie zunächst ihre Wohnplätze in den wilden von Norden fast unzugänglichen Wald- und Küstengebirgen des Südens der Insel und andererseits ihre argwöhnische Abgeschlossenheit und ihr zähes Festhalten an ihrem Stamm, ihrer Sprache und ihren alten Sitten und Gebräuchen.

Auf mich haben die Angolares im Allgemeinen in Rücksicht auf ihre Intelligenz, ihren Charakter und ihre Sitten immer einen durchaus günstigen Eindruck gemacht, obgleich sie sich von Seiten der Portugiesen und der übrigen eingeborenen Neger von S. Thomé keiner besonderen Zuneigung und guten Meinung zu erfreuen haben. Namentlich wird ihnen ihr scheues mißtrauisches Wesen und damit zusammenhängend, vielleicht aber mit Unrecht, Falschheit vorgeworfen. Vortheilhaft zeichnen sich die Angolares

[1]) Im Jahre 1878/79 besuchten nach dem amtlichen Berichte bereits 14 Kinder der Angolares die in Villa de Santa Cruz unter einem Lehrer errichtete Schule.

jedenfalls durch ihre noch einfachen Sitten und ihre Mäßigkeit aus. Von der bei den Thomensern, sowie den meisten Negerstämmen Westafrikas, die mit europäischer Kultur in Berührung gekommen sind, immer mehr um sich greifenden und sie in Fesseln schlagenden Leidenschaft für den Branntwein und Tabak haben sie sich bisher noch fast vollkommen frei gehalten. Auch wird, wie ich glaube, noch eine geraume Zeit vergehen, ehe sich die Angolares der Kultivirung des Bodens resp. dem Ackerbau zuwenden. Die fischreiche Küste und die das ganze Jahr hindurch ohne Arbeit und Sorge reifenden Bananen, Kokosnüsse und sonstige Früchte bieten überreiche Nahrung. Ihre übrigen Bedürfnisse erwerben sie sich durch den lebhaft von ihnen betriebenen Holzhandel. Mit ihren großen Faschinenmessern, den einzigen, an ihrer Seite nie fehlenden Werkzeugen und zugleich ihrer Waffe, zerlegen sie ohne Säge oder andere Instrumente die größten Baumstämme von festestem Holz in dünne Bretter und diese bilden ihren Haupthandelsartikel. Außerdem sind sie sehr geschickt im Aushöhlen der Baumstämme zu Kanoes, theils zu ihrem eigenen Gebrauch, theils zum Verkauf. Auch diese werden lediglich vermittels der großen Messer bearbeitet.

Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa[1]).

α. Unter den jüngeren skandinavischen Archäologen hat sich Dr. Undset durch die Sicherheit, mit welcher er ausgedehnte prähistorisch-archäologische Gebiete beherrscht, schnell einen ausgezeichneten Namen gemacht. Mit Recht! Schon sein vor zwei Jahren erschienenes Werk über die ungarische Bronzezeit zeigte, wie er auf dem Kontinente zu Hause ist und mit Neid müssen wir Deutschen es jetzt gestehen, daß wir seiner — von Frl. J. Mestorf mit gewohnter Sachkenntniß und Sorgfalt übersetzten — Arbeit über den im Titel präcisirten Gegenstand nichts an die Seite zu stellen haben.

Von Süden nach Norden verfolgte Undset in Dutzenden von Museen und Sammlungen, in hunderten von Büchern und Abhandlungen das erste Auftreten des Eisens und er beweist uns, daß es in den nordeuropäischen Ländern viel später in allgemeinen Gebrauch kommt, als gemeinhin angenommen wurde, während in Süd- und Mitteleuropa es schon relativ früh im Gebrauche ist. Und dieses späte Auftreten muß umsomehr auffallen, als doch ein reger Verkehr zwischen Süden und Norden sich nachweisen läßt. Je weiter nach Norden in Europa ein Gebiet liegt, desto später empfängt es das Eisen. „Die von Süden nach Norden getragenen Industrieerzeugnisse zeigen uns überall, wie archäologisch jüngere und ältere Kulturstadien in verschiedenen Gegenden chronologisch gleichzeitig sein können", was bei der Betrachtung unseres Themas vor Allem im Auge behalten werden muß, wenn kein falscher Standpunkt eingenommen werden soll.

Undset geht von den berühmten, theilweise schon vor zwanzig Jahren gemachten Funden bei Bologna (Villanova, la Certosa ꝛc.) aus, wo eine eigenthümliche etruskische Industrie blühte, die man in die Zeit von 900 bis 400 vor unserer Zeitrechnung stellt, und deren Typen dann nach Norden sich verbreiten. Hier sind es zwei Lokalitäten in den Alpen, die dann ausschlaggebend und vermittelnd für die weiter nördlich gelegenen Gegenden werden: Hallstadt im Salzkammergut und eine „Station" am Neuenburger See, wo die Kelten das Eisen schmolzen und schmiedeten.

In Hallstadt sind 1000 Gräber geöffnet und namentlich durch v. Sacken mustergiltig beschrieben worden; über 6000 Gegenstände wurden hier gefunden. Am Nordende des Neuenburger Sees, beim Dorfe Marin, wurde in einer Untiefe (la Tène im dortigen Fischerdialekt) eine bedeutende Menge Eisengeräth von eigenthümlichem Charakter gehoben und durch Keller geschildert. Was charakteristisch für beide Gruppen, was ihnen gemeinsam, stellt unser Autor zusammen. An die hier festgestellten beiden Typen knüpft sich aber mehr oder minder alles im Norden an. Die Hallstädter Sachen sind zunächst im Donauthale verbreitet, während die la Tène-Gruppe das Rheinthal beherrscht. Hier sind die frühesten Eisenkulturstätten, von hier erstreckt sich die Wirkung nordwärts bis Skandinavien. Undset geht nun die einzelnen geographisch und archäologisch gegliederten Gebiete Norddeutschlands und dann Skandinaviens durch und wir wollen ihm in Bezug auf erstere hier folgen.

Man muß dabei aber nicht wähnen, daß der Autor sich blos auf die Schilderung des Eisens und seines Auftretens in dem über 500 Seiten starken Bande beschränkt; es wird alles einschlägige prähistorische Material dabei behandelt, manches, wie die Gesichtsurnen, im Zusammenhange und der ganzen Ausdehnung nach, wohl zum ersten Male. Für Norddeutschland sind von besonderer Wichtigkeit die Urnenfriedhöfe, welche über das ganze Gebiet zerstreut, aber nach den verschiedenen Gegenden von verschiedenem Charakter sind. Sie scheinen von Mitteleuropa auszugehen, über Mähren und Böhmen, und sich alsdann über die norddeutsche Tiefebene fächerartig auszubreiten bis ans Meer. Diese Urnenfelder, die am besten in Posen entwickelt sind, zeichnen sich durch einen großen Reichthum an keramischen Produkten aus; jedes einzelne Grab enthält oft eine Serie von Gefäßen der mannigfaltigsten Formen, alle vortrefflich gearbeitet und oft schön dekorirt. Manche Urnen sind mit Graphit geschwärzt und polirt. Nach Westen zu werden die einfachen Urnenfriedhöfe von den Steinkistengräbern abgelöst, in denen oft die Todtenurnen ganzer Familien beigesetzt sind. Im Mündungsgebiet der Weichsel erscheinen die merkwürdigen Gesichtsurnen, deren eine schon in Schlesien auftritt. In der Lausitz werden als charakteristisch die Buckelurnen geschildert. Ueberall aber hier im Osten läßt sich eine lebhafte Verbindung mit der ältesten mitteleuropäischen Eisenkulturepoche, jener von Hallstadt nachweisen.

Von da kam die Kenntniß des Eisens über Mähren und Böhmen, wie die gleichzeitig mit dem Eisen gefundenen Bronzesachen beweisen, welche norditalische Typus zeigen, der für Hallstadt maßgebend war. „Mit den fremden Eisensachen eignete man sich die Kunst an das neue Metall dem an diesem Mineral reichen Erdboden abzugewinnen und in Folge dessen finden wir manche lokale Bronzealterformen in Eisen ausgeführt." Waffen und größere Werk-

[1]) Eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie von Dr. Ingvald Undset. Deutsche Ausgabe von J. Mestorf. Mit 209 Holzschnitten und 32 Tafeln. Hamburg. Otto Meißner. 1882.

zeuge von Eisen sind anfangs noch selten; meistens findet man Dinge zum persönlichen Gebrauche, und die Pferdetrensen deuten darauf, daß das Pferd schon zum Reiten benutzt wurde.

Mit Ausnahme dieser ostdeutschen Gruppe, die unter dem Einflusse der Kultur von Hallstadt das Eisen kennen lernte, zeigt der übrige deutsche Norden die Eisenzeit unter der Einwirkung der la Tène-Kultur. An manchen Orten können wir auf den Begräbnißplätzen beobachten, wie diese neue Kultur nach und nach vorzuherrschen beginnt. Zuerst erscheinen in den Gräbern Urnen von Bronzealterform und neben alten Bronzen einzelne Eisensachen; bald mehrt sich die Zahl derselben und schließlich erfahren die Formen der Urnen und die Begräbnißmethode mancherlei Aenderungen, Eisen- und andere Sachen im la Tène-Typus herrschen vor: eine neue Kulturperiode ist eingetreten. Dieser allmähliche Uebergang läßt sich hauptsächlich an der Unterelbe verfolgen, in Brandenburg, in der Provinz Sachsen und im östlichen Hannover. „Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es Handelsverbindungen, durch welche die neuen Formen und das fremde Metall sich verbreiteten.“ Ein neu einwanderndes Volk aber war es nicht, welches in Norddeutschland die Eisenkultur entwickelt; ein entscheidendes Argument gegen eine solche Annahme liegt darin, daß die Begräbnißweise dieselbe blieb.

Da nun die la Tène-Kultur unzweifelhaft ganz, jene von Hallstadt wohl größtentheils von Kelten getragen wurde, so ist diesem Volke, nach Undset's Untersuchungen, die Einführung des Eisens in Norddeutschland zu verdanken. Der Zeitraum, in welchem dieses allmählich geschah, wird von unserm Autor in die ersten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung gesetzt. Um die Zeit von Christi Geburt faßten dann die Römer festen Fuß am Rhein und im Norden der Alpen; römische Produkte ergossen sich über das Land und damit begann eine neue Kulturperiode für das ganze nördliche Europa.

Aus allen Erdtheilen.

Eine Reise durch Kamtschatka.

Der auf einer Reise um die Erde begriffene Mr. G. T. Kettlewell ist mit seiner Dampfyacht „Marchesa“ am 5. Oktober von einer achtwöchentlichen Fahrt in den Gewässern nördlich von Japan in Jokohama eingetroffen. In Gesellschaft von Lieutenant Tsolliott Powell und Dr. Guillemard hat er während dieser Zeit eine Reise durch Kamtschatka gemacht, über welche ein Brief des Dr. Guillemard (The Mail, 17. November 1882) einiges berichtet. Am 4. August verließ die Yacht Hakodade und erreichte nach neuntägiger Fahrt unter Dampf und Segel Petropaulowsk, eine Stadt von circa 300 Einwohnern an der Awatscha-Bai (53° n. Br.) Es ist das ein vollständig von Land umschlossener Hafen, welcher wie der von Sydney zahlreiche kleinere Buchten enthält und sowohl diesen wie denjenigen von Rio Janeiro an Schönheit und Großartigkeit der Umgebung übertreffen soll, indem fünf gewaltige Vulkane von 7000 bis 11 000 Fuß Höhe das stille Gewässer der Bai überragen. Hier verweilte die Gesellschaft eine Woche, um ihre Expedition nach Norden zu organisiren, und brach dann am 19. August in Begleitung von zwei russischen Führern und Dolmetschern und fünf Kamtschadalen zur Wartung der 26 erforderlichen Pferde und Fohlen auf. 14 Tage lang reisten sie nach Norden, wobei sie täglich neun Stunden ritten und nur zwei Tage Halt machten — den einen um zu jagen, ohne indessen mehr als einen Bären zu erlegen — dann erst befanden sie sich an den Quellen des Großen Kamtschatka-Flusses, deren Entfernung die Führer bedeutend unterschätzt hatten. (Die Erman'sche Karte von Kamtschatka, welche den Engländern nicht bekannt gewesen zu sein scheint, setzt diese Quellen unter 58° n. Br., also nur einen Breitengrad nördlich von Petropaulowsk.) Da man Anordnungen getroffen hatte, die Yacht an der Küste wieder zu treffen, und nicht wünschte, daß sie länger als nöthig in nicht aufgenommenen Gewässern sich aufhalte, so gab man alle Jagdpläne auf und begann ohne Zögern die Reise auf dem Flusse abwärts. Ueber aus Baumstämmen ausgehöhlten Kanoes wurden Flöße erbaut, und auf diesen schwamm die Expedition eine Entfernung von 400 engl. Meilen bis zum Meere hinab. Meist fuhr man auf weiten seeartigen Flußstrecken, die von Birkenwald eingesäumt waren, dahin, und erst, als man sich der Seeküste näherte, wurde die Scenerie großartiger. An einer Stelle waren gleichzeitig sechs prachtvolle Berge in Sicht, darunter der herrliche Kljutschewsker Vulkan, der vollständig kegelförmig gestaltet ist und zu nahe 17 000 Fuß ansteigt (Erman's Karte giebt ihm nur 14 790 Pariser Fuß und verdient jedenfalls mehr Vertrauen). Inzwischen übte der Herbst seine Wirkung auf die Landschaft aus und färbte die Wälder mit scharlachenen, karmesinrothen und goldigen Tinten, wie nach Dr. Guillemard's Urtheil die Birken, Espen und Eschen in Lappland und Norwegen. Nachts lagerte die Expedition am Ufer; das Wetter war herrlich, aber nach Sonnenuntergang so kalt, daß selbst in den Zelten das Quecksilber unter 0° fiel. Doch war es eine trockene Kälte, und alle erreichten die Küste in völliger Gesundheit. Bären kamen in den Wäldern massenhaft vor; in einem Weiler, den man passirte, waren ihrer im Laufe eines Monats nicht weniger als 90 erlegt worden. Enten und andere jagdbare Vögel waren in Menge vorhanden, und stellenweise war der Fluß so voll von Lachsen, daß seine Ufer mit Tausenden von todten und sterbenden Fischen bedeckt waren. Dr. Guillemard konnte 6 bis 7 Varietäten von Lachs unterscheiden, giebt aber die Möglichkeit zu, daß es ihrer noch mehr sein könnten. Die hervorragendsten Berge wurden unterwegs photographirt, ihre Lage und Höhe durch Beobachtungen bestimmt (was Erman wahrscheinlich schon besser gemacht hat) und auf dem ganzen Flusse von der Quelle bis zur Mündung Lothungen vorgenommen. An der Mündung des Flusses fand man die Yacht vor, fuhr nun hinüber nach Berings-Insel, wo 50 000 Seehundsfelle auf dem flachen Strande trockneten, und kehrte dann an die Küsten von Kamtschatka zurück. Hier hatten die Reisenden am Vorgebirge Schipunskoi Nos gute Jagd auf Bergschafe und besuchten dann nochmals Petropaulowsk und die Südspitze der Halbinsel, wo die Aleuten die hochgeschätzten Felle der Seeottern erbeuten. Auf der Ueberfahrt nach Japan hatte die „Marchesa“ noch einen heftigen Teifun zu bestehen, in welchem sie einen Matrosen, zwei Boote und einen Theil des Bordes verlor.

Die deutsche Südpolar-Expedition auf Süd-Georgien.

Ueber die deutsche Südpolar-Expedition berichtet ein in der „Deutschen La Plata Zeitung“ (vom 15. Oktober) veröffentlichter Brief eines Mitgliedes, des Dr. C. Clauß (d. d. Süd-Georgien 1. September 1882) das Folgende: Am

23. Juli verließ die Korvette „Moltke" mit der Expedition an Bord Montevideo und segelte bei ungünstigen Winden langsam nach Süden. Am 7. August traf man auf 52° südl. Br., 12° 31' westl. L. Gr. den ersten Eisberg, einen gewaltigen Koloß von 35 m über dem Wasser und 2000 m größter Längenausdehnung. „Wegen dichten Nebels war es an den folgenden Tagen geboten, beizudrehen, damit das Schiff nicht durch Eisblöcke gefährdet werde. Erst am 11. August konnte wiederum zuverlässige Ortsbestimmung gemacht werden, deren Ergebniß war, daß wir den 51° südl. Br. bereits überschritten hatten, daß wir somit in eine Nord-Südströmung gerathen waren. Der Cours wurde ostnordöstlich genommen und am 11. August kam Land in Sicht. Erst tauchten einige schneebedeckte Spitzen über dem Horizont auf, die sich bei unserer Annäherung mehr und mehr zu einer langgestreckten Gebirgskette mit steilen Wänden, mächtigen Gletschern mit direktem Abfall nach dem Meere zu vereinigten. Vor uns lag Süd-Georgien. Vom 12. bis 16. August kreuzte die Korvette vor der Insel, die bald wegen des dichten Nebelschleiers, bald wegen der vorgerückten Tageszeit, zu welcher eine Annäherung gelungen war, nicht angelaufen werden konnte.

Am 16. August lief die Korvette in eine Bai ein und ging hier nach vorgenommenen Lothungen vor Anker. Die von Seiten des Herrn Dr. Schrader an Land gemachten Observationen ließen die Frage offen, ob wir uns in der Royal- oder Cumberlandbai befänden, da die erhaltene Länge für erstere, die Breite für letztere stimmte. Heftige Böen rissen die Korvette am 17. Morgens vom Ankergrunde los, der in diesem Hafen höchst ungünstig ist, und die Anker an den Ketten nachschleppend arbeitete sich das Schiff mit Dampf wieder in die offene See hinaus. Vom 17. bis zum 20. kreuzten wir abermals vor der Insel, das alte Manöver wiederholend.

Reiner Zufall war es, daß wir uns am 20. August Mittags bei schönstem Wetter derart nahe der Insel befanden, daß eine Einfahrt in die nächste Bucht gewagt werden konnte, und ein Glücksfall war es, daß diese Bucht einen sichern Hafen und guten Ankerplatz bot, so daß wir Anker werfen konnten.

Die Bai wird im Norden durch eine schmale Landzunge mit flachem Terrain gegen den Ocean abgegrenzt. Diese Landzunge erschien uns gleich bei unserer Einfahrt für unsere Zwecke als völlig geeignet, und nachdem eine ans Land gesandte Expedition das Gebiet als frei von lokalen magnetischen Einflüssen konstatirt hatte, wurde eine nach der Bucht reichende Einsenkung als definitiver Stationsort bestimmt.

Der Name der Bai konnte noch nicht festgestellt werden, da die von Süd-Georgien existirenden Karten nicht hinreichend genau sind. Vermuthlich sind wir in der Royal-Bai oder im Little Hafen. Im Süden und Westen bilden wilde Gletscher die Umgrenzung der Bucht, über welchen sich gewaltige zerrissene Felswände, die zur Zeit fast völlig in Schnee gehüllt sind, erheben.

Nach Osten communicirt die Bucht mit dem Meere. Die Landschaft erinnert in ihrer Großartigkeit an die Partien, wie wir sie in den Tyroler Alpen auf 6000 bis 7000 Fuß Höhe treffen. Das Innere der Insel scheint nur schwer zugänglich zu sein. Die Thierwelt ist durch eine Unzahl von Vögeln vertreten. Unter diesen herrschen Pinguine, Sturmvögel, Kormorane, wilde Enten, Sturmschwalben, Mantel- und Raubmöven, sowie die Kerguelentaube (Landvogel) vor. Außerdem giebt es Seerobben, -Elephanten und -Leoparden. Wider alles Erwarten haben wir außer der Kerguelentaube noch einen Landvogel, einen schwarzgelb gefiederten Insektenfresser von der Größe einer Lerche getroffen. Höchst drollig nehmen sich die an Land spazierenden Pinguinscharen aus, die in Reih und Glied unter Kommando zu marschiren scheinen. Der vorderste streckt vergnüglich seine Flügelstummel in die Luft und, indem er sich häufig nach seinen Genossen umsieht, sieht es aus, als ob er nach Art eines Feldherrn auf den einzuschlagenden Weg deute. An Insekten fand ich auf dem Schnee eine Carabusart, die gleich den auf Kerguelen vorkommenden Käfern nur Flügeldecken und keine Flügel besitzt.

Der Boden ist dicht mit Tussackgras und mit verschiedenen Moosarten überwachsen. Das Gras wurde von unserm mitgebrachten Vieh mit Vergnügen gefressen. Der Grund, auf welchem unsere Häuser errichtet wurden, besteht aus einer zur Zeit gefrorenen Moos-, einer Torf- und einer Lehmschicht (verwitterter Thonschiefer), unter welcher sich größere Steinblöcke vorfinden.

Die sechs Häuser (Wohnhaus, Variationshaus, Haus für absolute magnetische Messungen, astronomisches Observatorium, Drehkuppel, Psychrometerhaus) waren in zehn Tagen bei der rüstigen Arbeit der Matrosen aufgebaut. Die Pfeiler in den Observatorien sind ebenfalls gesetzt, der Wohnplatz ist mit einem Entwässerungsgraben umgeben, so daß wir, abgesehen von der Aufstellung der Instrumente und kleineren inneren Einrichtungen mit der Etablirung fertig sind und wir uns beruhigt unserm Schicksal überlassen können.

Die klimatischen Verhältnisse sind durchaus nicht polar, indem wir nicht unter — 7° Temperatur hatten und wir uns nicht wärmer zu kleiden brauchen, als wir es bei uns in Deutschland im Winter gewohnt sind. Am tückischesten sind die aus den verschiedenen Winkeln der Bucht wehenden Böen, denen jeder Meteorologe ohne Bedenken den Grad 12 beilegt.

In allen Richtungen der Naturwissenschaft wird es hier ersichtlich für uns zu thun geben und wollen wir nur hoffen, daß wir unserer Aufgabe nach Kräften gerecht werden."

Asien.

— Der „Golos" konstatirt, daß das Gebiet von Kars unter russischer Herrschaft stark heruntergekommen ist. Dasselbe bildete früher die Kornkammer für die benachbarten Wilaiete und führte über eine halbe Million Hektoliter Getreide jährlich nach Rußland aus; seine jährliche Ernte belief sich auf circa 900 000 bis 1 000 000 hl Weizen und circa 100 000 hl Gerste. Jetzt müssen dagegen jährlich 100 000 bis 140 000 hl aus Alexandropol, Eriwan und Odessa eingeführt werden; früher kostete ein Somar ($5\frac{1}{4}$ hl) Weizen 5 bis 8 Rubel, ein Somar Gerste 2 bis 4 Rubel, jetzt resp. 16 bis 20 und 7 bis 9 Rubel. Der Grund davon liegt einmal darin, daß durch die starke russische Besatzung die Zahl der Konsumenten zugenommen hat, besonders aber in der enormen Auswanderung. Nach officiellen Angaben sind bis zum 1. August 1881 aus dem Gebiete von Kars nach der Türkei ausgewandert 87 760 Personen, dafür eingewandert 10 744 Griechen, 7072 russische Sektirer und 4074 Armenier, zusammen nur 21 890 Personen.

— Mit viel Humor und Geist, aber auch mit unerbittlicher Strenge gegenüber den verlotterten Zuständen schildert Wilhelm Joest in seinem Buche „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien" (Köln, Dumont-Schauberg 1883) den Schluß seiner fast sechsjährigen Reisen in allen fünf Erdtheilen. Joest reiste als Tourist, und für solchen mag Sibirien, besser die große Poststraße mit ihren geringen landschaftlichen Reizen, unbequemen Transportmitteln und ihrer schlechten Verpflegung wenig bieten; ein Reisender mit bestimmten wissenschaftlichen Zwecken mag vielleicht günstiger urtheilen. Aber man darf dann nicht vergessen, daß wissenschaftliche Reisende meist mit Unterstützung der Regierung reisen, viele Schwierigkeiten sich aus dem Wege geräumt sehen, später auch wohl manches, was sie erfahren haben, dankbar verschweigen, während Joest als Privatmann dazu keine Veranlassung hat. „Welch hochcivilisirte Russen mag der Mann kennen gelernt haben, — ruft er S. 257 aus — der das Wort: „Gratez le Russe etc." erfunden hat; bei den meisten, die ich traf, war das „grater" wahrlich nicht nöthig." Man lese, was er auf S. 149 ff. von den Spitzbübereien mancher Gouverneure berichtet, von den unglück-

lichen Burjaten, welche zweimal 50 000 Rubel für ein zu errichtendes Gymnasium aufbrachten und beidemal darum bestohlen wurden, von dem Geldmachen der Beamten auf Dienstreisen (S. 173 und 174), von der Nichtswürdigkeit der dortigen Kirche (S. 198). „In keinem Lande der Erde wie in Rußland ist es gerade die Kirche, die so viel zur moralischen und auch physischen Verkommenheit des Menschen beiträgt und derselben Vorschub leistet. Die Kirche ist es, die dem Volksunterrichte entgegenarbeitet, die Kirche, welche die Masse der Bevölkerung in krassestem Aberglauben an wunderthätige Heiligenbilder und dergleichen erhält, die Kirche, welche den Bauern verkommene Subjekte als Priester aufzwingt und die in starrer Weise auf das Einhalten der Fast- und Feiertage hält. Wer will es dem Bauern, der sich geistig nicht beschäftigen kann, der nicht lesen und schreiben gelernt hat und der an den Feiertagen nicht arbeiten darf, verübeln, daß er sich in Schnapskneipen herumtreibt, zumal wenn ihm der Pope darin als leuchtendes Beispiel vorangeht? . . . Wenn die Kirche den Leuten an 226 Tagen statt des Essens das Trinken verböte, so würde sie sich gewiß damit unsere Achtung erwerben; heute aber müssen wir sie gerade beschuldigen, den Krebsschaden der russischen Bauern, die Trunksucht zu fördern und zu veranlassen." Erbaulich ist auch, wie die Kirche es versteht, die Millionen der stupiden, durch Industrie und Handel unermeßlich reich gewordenen Sibirier zu erlangen (S. 220 ff.); die drei reichsten Leute in Irkutsk besitzen keine legitime Erben und man fürchtet, daß auch ihr Geld in die unersättlichen Krallen der todten Hand wandern wird. Mit Ausnahme des wohlbekannten großartig freigebigen Herrn Sibiriakow sind alle diese Millionäre vom schmutzigsten Geize, von welchem Joest ergötzliche Beispiele mittheilt, wie überhaupt sein Buch reich ist an pikanten Geschichten, für deren Wahrheit er eintritt (vergl. S. 70 bis 72, 111, 199, 293 u. s. w.). — Chabarowka, die Hauptstadt des Primorksi Oblast — um ein weiteres Beispiel der unglaublichen sibirischen Zustände anzuführen — „ist auf drei Hügeln angelegt, die indeß leider noch nicht durch passirbare Straßen mit einander verbunden sind, so daß sich zu Füßen der Hügel kleine Kothseeen gebildet haben, die man in steter Gefahr, wenn nicht sein Leben, doch seine Stiefel lassen zu müssen, selten bei Tage, nie bei Nacht passirt; auch die Häuser wären wohl längst die Hügel hinuntergerutscht, wenn sie nicht vorzögen, langsam aber sicher in die Erde zu versinken, wobei sie wiederum leider nicht symmetrisch vorgehen, so daß die linke Seite eines Hauses oft noch zu ebener Erde steht, während die rechte schon drei Fuß sich gesenkt hat." Von Interesse sind ferner die Mittheilungen über die Deportirten, über die Juden (S. 120), für welche Sibirien eine Art Paradies gegenüber dem europäischen Rußland ist, und anderes mehr. Vom Seewege nach Sibirien (S. 276) hält der Autor nicht viel; stellte sich doch der erste glücklich nach Hamburg gebrachte sibirische Weizen dort theurer, wie selbst californischer. — Möge es dem Verfasser des gut (auch mit fünf Lichtdrucken und einer Karte) ausgestatteten Buches gefallen, auch andere von ihm besuchte Gebiete mit gleicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit vorzuführen.

— Der russische Ingenieur Lessar, dem wir schon interessante Aufnahmen im Lande der Achal-Tekke (s. „Globus" XLI, S. 218) und die Ermittelung einer Depression daselbst verdanken, setzt seine Reisen in den Turkmenenwüsten und Persien rüstig fort. Im Sommer 1882 ging er von Serachs, der nordöstlichsten persischen Grenzfestung, am Heri-rud aufwärts nach Süden bis Ghurian, welches nur noch 65 km von Herat entfernt ist, wobei er sein Augenmerk hauptsächlich auf die Beschaffenheit der Wege und Brücken richtete. In einem großen Bogen durch das nordöstliche Chorassan, welcher Chaf, Turbet-Haidari, Meschhed und Turbet-i-Schech-Dschami berührte, kehrte er nach Serachs zurück, um alsbald Merw, Buchara und Chiwa zu besuchen. Von letzterer Stadt ging er quer durch die Wüste nach Askabad, wo er am 9. Oktober eintraf. In den durchreisten Gebieten war, von einigen Räubereien der Saruk-Turkmenen abgesehen, alles ruhig — doch dürfte diese Reise in England etwas Unruhe hervorrufen.

Afrika.

— Der spanische Schuner „Lijera" ist mit einer kleinen Abtheilung Soldaten nach der marokkanischen Küste gesendet worden, um dort den Hafen Santa Cruz de Mar Pequena zu besetzen, welchen Marokko schon im Jahre 1860 an Spanien abgetreten und seitdem vergeblich gegen eine Geldentschädigung oder Ueberlassung anderer Punkte in der Nähe von Ceuta wieder zu erlangen versucht hat. Die Besetzung des Hafens soll für die große spanische Fischerflotte, welche im Süden der Canarien ihrer Arbeit nachgeht und dort oft beunruhigt wird, von Nutzen sein.

— Der Franzose Dr. Defournoux hat von Marokko aus eine Reise über Figig, das südliche Oran u. s. w., Tebessa nach Kairwan in Tunesien gemacht und überall bei den Muhammedanern gute Aufnahme gefunden. Seine Route hat er mit dem Kompas aufgenommen, überall möglichst viele Beobachtungen über Land, Leute, Sitten, Handel etc. gemacht, namentlich auch, seinen Sallust in der Hand, auf Ruinen und Inschriften geachtet. Er war der erste Franzose, der bei dem gefürchteten Scheich des Stammes Zelas der Uled Fendassen, welcher am Ued Mergelil sitzt, Gastfreundschaft gefunden hat. In Kairwan hat der Scherif der großen Moschee ihm Handschriften, welche für die historische Geographie Nordafrikas von Wichtigkeit sind, zur Verfügung gestellt. Dort wollte Dr. Defournoux, wie er am 18. August schrieb, einige Zeit verweilen und sich zu seiner großen Reise nach Timbuktu vorbereiten.

— Von Juan Maria Schuver, jenem im Gebiete des Blauen Nil reisenden Holländer (vergl. „Globus" XLI, S. 127 und 351) sind nach längerer Unterbrechung einige Briefe vom Mai, Juni und Juli dieses Jahres in Gotha eingetroffen und in Petermann's Mittheilungen 1882, Heft X abgedruckt. In Folge des Aufstandes südlich von Chartum sind andere Sendungen verloren gegangen. Der Reisende hat den Blauen Nil bis 1° östlich von Famaka in Dar Fazogl, also bis 36° ö. L. Gr. und die Berge nördlich davon, zwischen dem Blauen Nil und dem Dinder, namentlich den Gebel Quba und den Gebel Abu-ramle, bereist. In ersterm besuchte er ein sehr interessantes gelbes Völkchen, Sienetjo mit Namen, welches auf einem circa 5000 Fuß hohen Berge wohnt und eine ganz selbständige Sprache spricht, die mit keiner der von den benachbarten Stämmen gesprochenen etwas gemein hat. — Von Interesse ist, was Schuver über die beiden italienischen Reisenden Gessi und Matteucci schreibt, welche im April 1878 eine Reise südwärts von Famaka unternahmen und über Fadasi hinaus bis zum Gebel Sore (c. 9° n. Br.) vordrangen. „Daß Matteucci und Gessi jemals einen Schritt südlich von Fadasi gemacht oder am Jabus gewesen sein sollten, muß ich als Erfindung bezeichnen. Es giebt dort keine Ortschaft Affilo, auch keinen Berg Sore. Spätere Reisende werden zwischen Matteucci und mir entscheiden; da die beiden italienischen Forscher todt sind, so will ich sie nicht weiter angreifen."

— Von Zeit zu Zeit kam seit Sir Samuel Baker's Reise die Meldung nach Europa, daß weit westlich von Albert Njanza noch ein weiterer großer Aequatorialsee existire. Jetzt liegt über denselben eine bestimmtere Nachricht vor in einem Briefe des Mr. F. Lupton, des Gouverneurs der ägyptischen Provinz Bahr el-Ghazal, an die Londoner Geographische Gesellschaft, d. d. Dehm Siber 27. Juli. Danach theilte ihm Rafai Aga, einer seiner Untergebenen, bei seiner Rückkehr von einer Expedition nach Süden mit, daß er im Lande der Barboa, eines mächtigen, kupferfarbenen Stammes, einen großen See gesehen habe,

dessen Lage Mr. Lupton etwa in 3° 40′ n. Br. und 23° ö. L. Gr. setzt, und dessen Größe derjenigen des Victoria Njanza gleich kommen soll. Bei gutem Wetter fahren die am Ostufer wohnenden Barboas in großen, offenen, aus je einem Baume verfertigten Booten über den See, was drei Tage in Anspruch nimmt, und erhalten von den Bewohnern des westlichen Ufers Artikel von europäischer Herkunft, wie blaue Perlen und Messingdraht. Rafai Aga beschreibt seine Reise dorthin folgendermaßen: Brach auf von Dehm Bekir (6° 52′ n. Br., 26° 22′ ö. L.), marschirte sechs Tage südwestlich nach der Seriba el-Douleb, dann vier Tage gegen S. S. W. nach Bengier, vier Tage S. W. nach Seriba Warendema, sechs Tage S. W. b. W. nach dem Bahr el Makwar, welche ich überschritt, nachdem ich verschiedene sehr große, von den Basango bewohnte Inseln besucht hatte. Der Makwar wird von den Arabern Bahr el-Warschal genannt und fließt in den Uëlle, ist aber viel größer als dieser; beide fließen nach W. S. W. Dann 10 Tage S. S. W. nach der Residenz des „Sultan" der Barboa, welcher mich gut aufnahm. Der See liegt noch vier Tagemärsche südwestlich von des Sultans Wohnort.

— Mit großer Freude ist überall Lieutenant Wißmann's kurzes Telegramm aus Zanzibar, 17. November 1882 begrüßt worden: „Gesund angekommen. Pogge vom Lualaba zurück nach Station Mukenge". Dr. Pogge hat seinen Plan (s. oben S. 169) also durchgeführt und den Lualaba erreicht, mithin einen mindestens 600 km langen Marsch durch völlig unbekanntes Gebiet zurückgelegt. Ob er auf den Lualaba bei dem wohl bekannten Orte Njangwe oder weiter südlich traf, wird erst in einiger Zeit sich herausstellen — sicher ist, daß er dort, etwa unter 26° ö. L. Gr. ein Gebiet erreichte, das uns durch Livingstone, Cameron, Stanley und Thomson in seinen Hauptzügen bekannt ist; während sein Begleiter wahrscheinlich auf bekannten Wegen von dort dem Ocean und der Civilisation zuwanderte, kehrte er selbst zu den Tuschilange in das Innere zurück, ein gewaltiger Entschluß, dessen nur Jemand fähig ist, der so vorzüglich mit den Schwarzen umzugehen versteht, wie Pogge. Die bisher eingesendeten Proben lassen übrigens Lieutenant Wißmann als einen geschickten Topographen erscheinen; man darf daher von dieser Reise auch für die Karte großen Gewinn erhoffen.

— Der Municipalrath der Stadt Paris hat Savorgnan de Brazza für seine Entdeckungen in Inner-Afrika einstimmig eine goldene Medaille im Werthe von 3000 Franks zuerkannt.

— Der junge Naturforscher Butikofer, welcher 1880 von dem naturhistorischen Museum in Leiden nach Liberia geschickt wurde, um zoologische Sammlungen zu machen und die Geographie des Landes zu studiren, ist nach seiner Heimathstadt Bern zurückgekehrt, um sich von den Folgen des Fiebers zu erholen. Während seiner zweijährigen Expedition hat er das Plateau Mandingo erforscht, sowie den St. Paul-Fluß und den Great Fish Lake genau aufgenommen.

— Am 21. November hat die französische Kammer den Gesetzentwurf, welcher Savorgnan de Brazza's Vertrag mit Makoko über Gebietsabtretung am Stanley-Pol ratificirt, angenommen. Wenn aber im Zusammenhange damit die Zeitungen berichten, daß das französische Kanonenboot „Sagittaire" nach dem Congo gesandt werden soll, so ist nicht recht abzusehen, was es dort soll; denn den Stanley-Pol kann es der Katarakte halber nicht erreichen. — Inzwischen ist in Liverpool folgende Nachricht eingetroffen: Congo-Fluß, 7. Oktober. Eben ist ein Bote vom obern Congo hier eingetroffen und meldet, daß die Stanley'sche Station dort, Leopoldville, von einigen feindlichen Eingeborenen angegriffen wurde. Einzelheiten sind noch nicht bekannt, doch wird angegeben, daß Dr. Pechuel-Lösche, der derzeitige Vorsteher der Station, verwundet wurde." Indem wir die Hoffnung aussprechen, daß die Sache möglichst gut verlaufen möge, müssen wir doch konstatiren, daß das Verhältniß zu den Eingeborenen am Stanley-Pol kein so gutes ist, wie es Stanley jüngst geschildert hat.

Südamerika.

— Was bisher über das große Unternehmen des Panama-Kanals verlautete, war meist parteiisch gefärbt und übertrieb nach der einen oder andern Seite. Vorurtheilsfrei dagegen erscheint uns, was Hugo Zöller in „Der Panama-Kanal" (Stuttgart 1882; W. Spemann, 48 S. Mit 4 Bildern und 1 Kartenskizze) mittheilt. Auf Grund von Autopsie weist er darauf hin, daß die Arbeiten längst begonnen haben, daß sie mit Energie und Sparsamkeit weitergeführt werden, und daß in Anbetracht der ungeheueren Schwierigkeiten schon recht viel geleistet wurde, und hofft (wohl zu optimistisch) das Werk in einem Jahrzehnt vollendet zu sehen. Das schlimmste Hinderniß sind die klimatischen Verhältnisse, über welche er eingehende Daten beibringt; von der seitdem hervorgetretenen Erdbebengefahr dagegen wußte er damals noch nichts. Die Arbeiterfrage scheint keine Schwierigkeiten zu bieten. Gebraucht werden nach den bisherigen Entwürfen deren 7000 bis 13 000, von welchen möglicherweise zuweilen etwa 1000 und mehr in den Hospitälern liegen würden. Für die Erdarbeiten werden fast ausschließlich westindische Neger verwendet werden, welche, wie es heißt, in jeder beliebigen Anzahl zu Gebote stehen; das Fällen der Bäume und Niederbrennen der unglaublich dichten Buschvegetation wird am besten durch columbische Mestizen verrichtet. Die Verwendung europäischer Arbeiter verbietet sich durch das Klima von selbst. Ueber alle diese und manche andere Dinge giebt das kleine Heft erwünschte Auskunft. Daß das Riesenwerk ausführbar ist, daran zweifeln wohl Wenige; ob aber innerhalb zehn Jahren und für den veranschlagten Preis, das kann wohl heutzutage noch niemand mit Sicherheit behaupten. An Ort und Stelle, und anscheinend selbst bei den französischen Ingenieuren, ist die Ansicht verbreitet, daß die jetzige französische Gesellschaft bald mit ihren Mitteln zu Ende sein werde, und ebenso eine zweite, daß aber schließlich die dritte nordamerikanische die Arbeit vollenden werde.

— Die argentinische Expedition unter Fontana, welche am Pilcomayo-Flusse Crevaux' Schicksal feststellen sollte, ist gleich der bolivianischen (s. oben S. 192 und 288) resultatlos verlaufen. Mitte September kehrte sie nach Corrientes zurück, nachdem sie trotz allen Anstrengungen keine Spur von der verunglückten französischen Mission gefunden hat. Fontana selbst kam mit fünf Begleitern im Boote bis an die bolivianische Grenze, bis wohin der Fluß in den Monaten Januar bis Juli schiffbar ist.

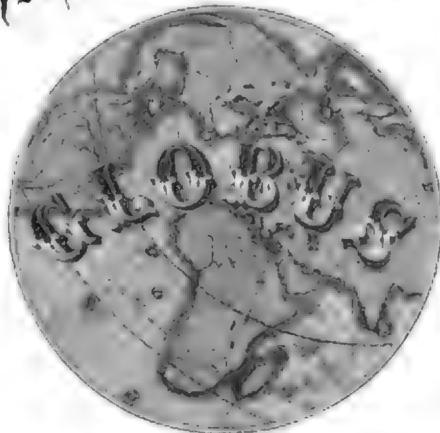
— „Bei den Patagoniern" betitelt sich die Schilderung eines Jagdausfluges nach dem südlichsten Patagonien durch eine unternehmende Dame, die Lady Florence Dixie (Deutsche Ausgabe, Leipzig, F. Hirt u. Sohn), dieselbe, welche sich durch eine literarische Vertheidigung des Zulu-Königs Ketschwajo bekannt gemacht hat. Ueber die Eingeborenen des Landes enthält das Buch nicht viel, dagegen besonders spannende Jagdabenteuer und landschaftliche Schilderungen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Für die Weiterreise landeinwärts, die zunächst den Han-kiang hinauf und durch mehrere, nach den letzten Aufständen noch nicht ganz beruhigte Provinzen führen sollte, war nach der Meinung der in Han-khöu ansässigen Europäer eine chinesische Militäreskorte unerläßlich. Dieselbe war hier nur durch den in Wu-tschang-fu residirenden Statthalter der Provinzen Bei-hu und Hu-nan zu erlangen, der auf Schewelow's Vermittelung den Fremden eine Audienz bewilligte. Von den Dolmetschern und den Kosaken begleitet — denn es galt heute den officiellen Charakter der Expedition besonders hervorzuheben — begaben sich die Reisenden zum Flusse hinab und von hier in mehreren Booten nach dem jenseitigen Ufer, wo ihrer die schon vorher hinübergesandten zwanzig Träger mit den fünf Palankins warteten. Der chinesische, aus Bambus geflochtene Palankin ist durch seine große Leichtigkeit ungemein praktisch; er ist bei weitem bequemer für den Insassen als der japanische Tragstuhl, aber in der Form kaum weniger unschön als jener. Für mäßige Entfernungen sind zwei Träger stets hinreichend; gilt es aber einen feierlichen Besuch bei einer angesehenen Persönlichkeit, so gehören selbst für den kürzesten Weg vier Träger und mehrere Diener zu jedem Palankin. So bildete denn auch die in Wu-tschang-fu einziehende Expedition einen stattlichen Zug; die Volksmenge, die sie umdrängte, wurde nicht müde, die Pracht der russischen Uniformen zu bewundern und dieser Bewunderung den lebhaftesten Ausdruck zu geben. Freilich der Eindruck, den die Reisenden ihrerseits empfingen, war von Bewunderung und Wohlgefallen weit entfernt. Es schien Pjasetzki, als habe er noch nie so viele kränkliche, bleiche und schlechtgenährte Individuen beisammen gesehen, wie sie ihn hier auf allen Seiten umdrängten. Ueberall fiel der Blick auf elend abgemagerte oder krankhaft aufgedunsene Gesichter, die durch häßlichen Ausschlag, frische Blatternarben oder stark entzündete Augen noch vollends entstellt wurden. Wie Pjasetzki später erfuhr, hatten die Pocken in diesem Jahre gerade ungemein stark in der Stadt grassirt; doch geht er wohl kaum fehl, wenn er den Grund für das allgemeine krankhafte Aussehen der Einwohner dieser reichen Provinzhauptstadt in dem Vorhandensein besonders ungünstiger lokaler Bedingungen, wie sumpfigen Bodens, schlechten Trinkwassers u. s. w. sucht.

Durch ein scheinbar endloses Labyrinth von Gassen und Gäßchen gelangte man endlich zu dem Palaste des Statthalters, einem hinter hoher Mauer belegenen ausgedehnten, aber natürlich einstöckigen Gebäude. Ein breites Thor, das durch die Mauer führt, ist allein für den Mandarinen selber bestimmt. Für jeden Andern befindet sich der Zugang am entgegengesetzten Ende des aus mehreren großen Höfen bestehenden Grundstückes. So ging es weiter durch lange, schmale Gassen bis zu einer großen Gitterpforte, die den Einblick in den ersten Hof gewährte. Nach fest vorgeschriebener Sitte mußte hier der vorderste Palankinträger versuchen, das Gitterthor zu öffnen, daran aber durch den daneben

stationirten Pförtner verhindert werden, der gleich darauf die großen, rothen chinesischen Visitenkarten der Reisenden in Empfang nahm, um sie dem Statthalter zukommen zu lassen. Die Palankins wurden auf den Boden gesetzt, und Träger und Insassen mußten sich draußen vor dem Gitter, gedrängt und gestoßen von Tausenden von Neugierigen, in Geduld fassen, bis endlich der Bescheid zurückkam und das Thor sich ihnen öffnete. Langsam wurden jetzt drei weite, mauerumgebene Höfe durchschritten, die in ihrer Unreinlichkeit, mit den allenthalben aufgehäuften Ansammlungen von Schmutz und Abfällen aller Art nach unseren Begriffen nichts von einem Palastzugange hatten. Am Eingange

Chinesischer Palankin.

zum vierten Hofe standen unter einer Art offenen Kiosk mehrere Mandarinen in großer Uniform, die nach den vorgeschriebenen Begrüßungen eine kleine Pforte öffneten. Von den beiden anderen Thüren, die sich daneben befinden, darf die eine nie, die zweite nur für Angeklagte oder verurtheilte Verbrecher geöffnet werden. Denn in dem vierten Hofe hält der Statthalter die öffentlichen Gerichtssitzungen ab. Ein flaches Gerüst von Bambustäben, auf welches

Oeffentlicher Gerichtshof in Wu-tschang-fu.

Matten oder Bretter zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen gelegt werden können; an der einen Seite eine offene Halle, unter der ein Tisch und mehrere Sessel für die Richter stehen; große Papierlaternen von verschiedener Form: darauf beschränkt sich die Einrichtung des weiten Raumes. Die Angeklagten stehen, ebenso wie das stets zahlreich versammelte Publikum während der Sitzungen im Hofe. Der Empfang durch den Statthalter, der inmitten eines glänzenden Gefolges die Fremden im fünften Saale erwartete, entsprach allen Wünschen. Nach den nöthigen Formalitäten und einem Hin und Her von feierlichen Reden führte er die Fremden in seinen wunderlich ausstaffirten Empfangssaal,

Eskorte eines Mandarinen.

Digitized by Google

auf dessen Pracht er augenscheinlich stolz war. In der That hingen auch an den Wänden zwischen blau und roth angestrichenen und mit Goldrahmen eingefaßten Tafeln zahlreiche Manuskripte auf langen Papierstreifen herab, die den beliebtesten Zimmerschmuck der Chinesen ausmachen. Zwischen zwei wie Schirme mitten im Zimmer aufgestellten hohen Spiegeln europäischen Fabrikats stand das niedrige kang oder Ruhebett, unter dem ein kleiner rother Teppich auf den Backsteinfußboden gebreitet war. Grellbunte Baumwollenvorhänge vor den Fenstern, ein ungeordnetes Durcheinander von verschiedenartigen Sesseln, Tischen und Fächerschränken in wunderlichen Formen und abenteuerlicher Lackarbeit, sowie große, tief von der Decke herabhängende Laternen gaben dem Raume etwas seltsam Fremdartiges. Schon am folgenden Tage erschien der oberste Mandarin von Han-khëu im Fremdenquartier, um Sosnowski die angenehme Mittheilung zu überbringen, daß ein chinesisches Kriegsschiff angewiesen worden sei, die Expedition auf ihrer Fahrt den Han aufwärts zu begleiten. Bei diesem Besuche fand Piasetzki endlich die lange gewünschte Gelegenheit, ein Bild von dem eigenthümlichen Aufzuge zu entwerfen, ohne welchen kein höherer Mandarin sich zu einer officiellen Handlung oder einem Besuche aus seinem Hause begiebt. Nicht weniger als 48 Personen bilden den Zug, der von mehreren Trupps gleichmäßig gekleideter, bunte Fähnchen und die Würdentafeln des Mandarins tragender Knaben eröffnet, und von einer Schar berittener Unterbeamten beschlossen wird. Vier Scharfrichter, die außer den

Chinesische Kriegsbarke vor Tan-guan.

großen Peitschen, mit denen sie den Weg von Zudringlichen frei halten, auch noch die schweren symbolischen Ketten tragen, die den Mandarinen an die Macht des über ihm stehenden Gesetzes erinnern sollen, gehören ebenso unabänderlich zu dem Zuge wie die beiden, auf dem kupfernen Lo lärmenden Musikanten und die zahlreichen Soldaten, welche theils als Wache, theils als Träger der nothwendigen Utensilien des Mandarinen fungiren. Zu diesen gehören einmal die beiden großen rothen Sonnenschirme, die für den Fall, daß der Mandarin eine Strecke zu Fuß zurückzulegen wünscht, in Anwendung kommen; dann aber für den Fall eines Witterungswechsels, der ein Umkleiden unterwegs nöthig machen könnte, der an Stangen getragene Kasten mit Kleidern und die buntbemalten, großen „Fächer der Schamhaftigkeit“, die, von spatenförmiger Gestalt, während des Umkleidens vor die Seitenöffnungen der kostbaren Sänfte gehalten werden.

Um die Mitte des Januar verließ die Expedition nach einem über die Gebühr ausgedehnten Aufenthalte von zwei Monaten Han-khëu, das ihnen von ihren hier ansässigen Landsleuten allgemein als der letzte Vorposten der Civilisation bezeichnet worden war. Das erste Ziel der Reise waren die einander gegenüber auf den Ufern des Han belegenen Städte Fang-tscheng und Siang-jung-fu. Von dem kleinen chinesischen Kriegsschiffe begleitet, gingen die drei für die Expedition gemietheten Transportbarken den Han hinauf. Bei Sonnenuntergang hatte man den Quai von Han-khëu verlassen, und die Nacht war längst hereingebrochen, als

man endlich die letzten Häuser der Stadt hinter sich hatte und vor Anker gehen konnte. Die Barken, die von den Eigenthümern und einigen Gehülfen geführt wurden, waren vollständig gedeckt, der Raum unter Deck aber in drei Abtheilungen getheilt, von denen die mittlere und zugleich höchste für die zu transportirenden Waaren oder Passagiere bestimmt ist, während in den beiden anderen der Eigenthümer mit seiner Familie und die Schifferknechte hausen. Während der ersten Tage schien es den Reisenden, als wäre ein längerer Aufenthalt in dem halbfinstern Raume, in dem man nur eben aufrecht stehen konnte, ein Ding der Unmöglichkeit. Man war genöthigt, während des ganzen Tages Licht zu brennen, und die dünnen chinesischen Kerzen, die unter einem leichten Ueberzuge von Wachs unverfälschtes Talg sind und qualmende Dochte aus den Stengeln einer Art Artemisia haben, trugen das ihrige dazu bei, die dumpfige Luft zu verschlechtern. Mit der Zeit gewöhnte man sich aber auch hieran, zumal da das Wetter unfreundlich wurde und die einförmige Uferlandschaft wenig bot, was für den auch nicht behaglichen Aufenthalt auf dem mit allerhand Frachtgütern bepackten Deck entschädigt hätte. Matusowski freilich, der sich mit einer genauen Aufnahme des Han-kiang beschäftigte, blieb droben; Pjasetzki, der mit dem Ordnen seiner Sammlungen, mit Ausarbeitung seines Reisejournals u. s. w. viel zu thun hatte, unterbrach diese Arbeiten häufig, um durch ein kleines Fenster in der Zwischenwand einen indiskreten Blick in den hintern Raum zu werfen, in dem die, nach chinesischer Ausdrucksweise zehn Münder starke, Familie des Besitzers jahraus jahrein lebte. In dem niedrigen Loche gesellte sich zu dem Qualm der Talglichter noch der dichte Rauch eines kleinen Ofens, auf dem für die zehn Münder gekocht wurde. Außer dem Schiffer, seiner Frau, seiner alten Mutter und drei erwachsenen Kindern beherbergte die Kajüte auch noch vier jüngere Kinder, die noch nicht vollständig von den Pocken genesen waren und das Bett hüteten.

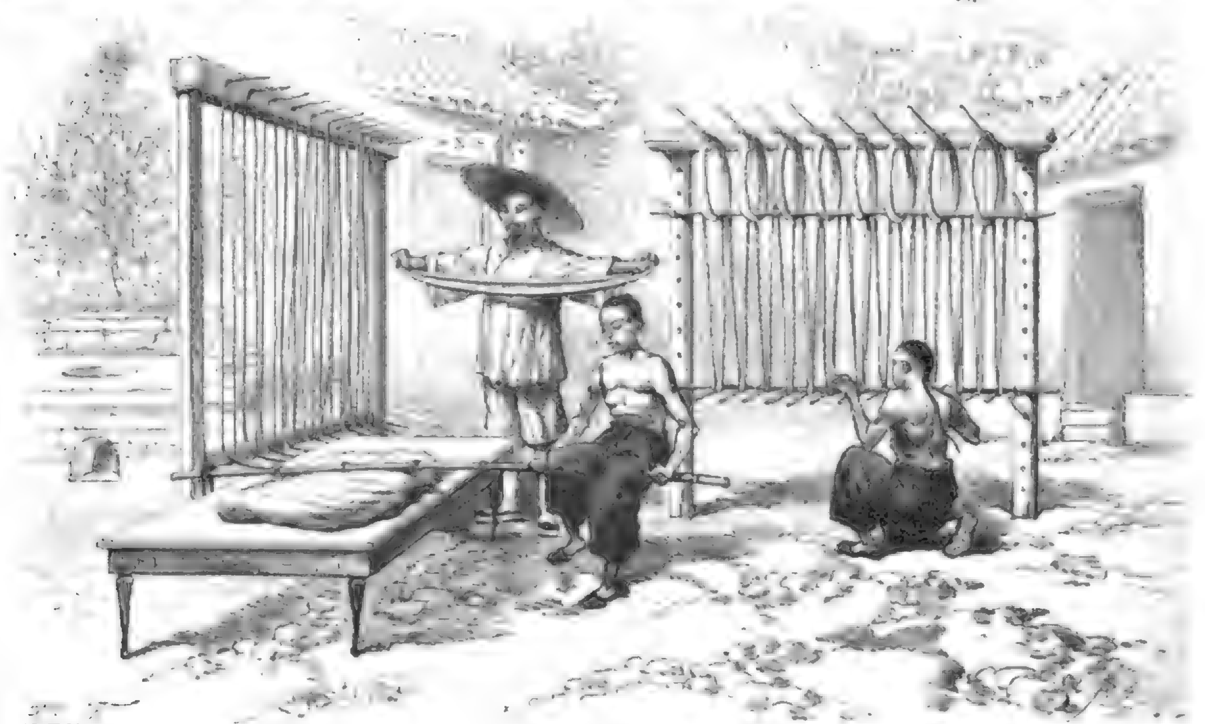
Flößen des Bamburohres.

Während der ersten Tage der Fahrt war der Wind ungünstig, und das Rudern oder Ziehen der Schiffe ging nur langsam von Statten. Der Tagelohn eines chinesischen Schifferknechtes betrug hier nach unserm Gelde etwa 50 bis 60 Pfennige; dazu kam freilich noch die Kost, die er geliefert erhielt, die aber aus nichts anderm als einigen Tassen Reis bestand. Auf sehr viel mehr schien sich der Durchschnittsverdienst des Eigenthümers der Barke auch nicht zu beziffern, der doch eine große Familie zu erhalten hatte. Trotz der sichtlichen Armuth aber und trotz der schweren Arbeit, von der die Reisenden täglich Zeugen waren, vernahmen sie nie ein Wort der Klage aus dem Munde des stets willigen und dienstbereiten Mannes. Am Abende des zweiten Tages wurde bei dem großen Dorfe Tsiaï-dan Halt gemacht, inmitten einer Menge anderer vor Anker liegender Schiffe. Die Ankunft der Fremden und des sie begleitenden Kriegsschiffes versammelte regelmäßig sämmtliche Einwohner der Dörfer am Ufer. Ihr Benehmen gegen die Europäer war fast überall dasselbe. Anfangs verhielten sie sich ruhig und friedlich, umdrängten die Barken mit ihren Böten, um allerhand Eßwaaren, vornehmlich eine kleine Art süßer, stark mit Knoblauch gewürzter Kuchen, zu verkaufen, sobald die Barken mit den Fremden aber sich vom Ufer entfernten, brach die versteckte feindselige Stimmung hervor. Drohende Fäuste und ein gellendes Geschrei: „Jan-gui-tsi", d. i. „überseeische Teufel", gaben den Reisenden stets das Geleit. Unter diesen Umständen war die Begleitung des Kriegsschiffes in der That ein werthvoller Schutz, um so mehr, als man nach wenigen Tagen in eine Gegend kam, wo nächtliche Raubanfälle gegen Schiffe nicht

Digitized by Google

zu den Seltenheiten gehörten. Zur Warnung für die Räuber, deren man trotz aller Bemühungen nicht habhaft werden konnte, meldete das Kriegsschiff hier seine Ankunft bei Sonnenuntergang stets mit einem Kanonenschusse an, und die um neun Uhr Abends von seinem Deck erschallenden Trommeln gaben das Zeichen, daß jetzt auf den in seiner Nähe liegenden Böten das geräuschvolle Treiben aufzuhören habe.

Der 24. Januar, der Vorabend des chinesischen Neujahrsfestes, brachte endlich günstigen Segelwind, der den Schiffern erlaubte, sich mit den Vorbereitungen zu dem hohen Feste zu beschäftigen, die seit vielen Tagen schon in allen Uferdörfern im Gange waren. Von der Großartigkeit, mit der das Neujahrsfest in allen bedeutenderen Städten des Reiches begangen wird, hatten die Reisenden viele Schilderungen gehört und es mehr als einmal lebhaft bedauert, daß sie den Tag auf dem Wasser zubringen sollten. Was sich ihnen aber hier an Volksleben darbot, war in seiner Art kaum weniger interessant, als die rauschenden Feste und Feuerwerke der großen Städte. Alle Schiffe wurden gefegt, gewaschen, mit frischem Grün, farbigen Papierzierrathen und Lichtern geschmückt. Auf dem Vordertheile wurden die auf großen Platten geordneten Opfergaben, Brot, verschiedenes Fleisch, Fische, Tassen mit Reis, Wasser und Branntwein, aufgestellt, und rings herum Kerzen angezündet. Daneben stand, in andächtiges, von heftigem Auf- und Niederneigen des Oberkörpers begleitetes Beten vertieft, der Eigenthümer oder Führer des Fahrzeuges. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Andacht, um ein Packet Opferpapier zu verbrennen oder einige Raketen in die Luft steigen zu lassen und die werthloseren Opfergaben, den Reis, den Branntwein und das Wasser in den Fluß zu schütten. Bei dem Dorfe Tan-guan, wo man mit Sonnenuntergang Halt machte, lag noch ein anderes Kriegsschiff vor Anker. Mit dem Eintritt der Dunkelheit und dem Anzünden der unzähligen bunten Laternen, dem unaufhörlichen Abbrennen von Raketen und Schwärmern fing ein fast betäubender Lärm an. Ueberall wurden unter lautem Jubel die für das Neujahrsmahl bestimmten Hähne geschlachtet und das mit ihrem Blute besprengte Opferpapier unter Anrufung irgend einer Gottheit verbrannt. Dazu ertönten die ohrenzerreißenden Klänge der Kupferinstrumente. Kurz vor Mitternacht wurde plötzlich Alles still, und der Kanonenschuß, der von dem Kriegsschiffe den Beginn des neuen Jahres verkündete, rief den tollen Jubel auch nicht wieder hervor. Jetzt nahmen die gegenseitigen Beglückwünschungen der Familienglieder in einer bestimmt vorgeschriebenen Reihenfolge ihren Anfang; danach folgte das gemeinsame Festmahl, das die ganze Nacht hindurch währte.



Nudelbereitung.

Der folgende Tag brachte unfreundliches, rauhes Wetter; heftiger Wind wehte den Ufersand in großen Wolken über den Fluß und trieb ihn durch jede Fuge des Schiffes in das Innere. Trotzdem dauerten die Lustbarkeiten im Freien fort; es war ein ewiges Hin und Her von glückwünschenden Gästen; auf dem Verdecke jedes Schiffes saßen vergnügt plaudernde Gruppen bei Thee oder Wein. Am Ufer spielten die Kinder in großen Scharen, fast alle durch dickwattirte Kleider unförmlich entstellt; das landesübliche Kinderspielzeug der in kleinen kupfernen Röhren befindlichen Feuerwerkskörper war ihnen in reichlichem Maße gespendet worden, und wurde von vier- und fünfjährigen Kleinen mit einer Geschicklichkeit gehandhabt, welche die Sorglosigkeit der Eltern erklärlich machte.

Auch die Reisenden wurden vielfach und feierlich beglückwünscht; zuerst stellten sich die Mandarinen der beiden Kriegsschiffe, dann die Mannschaften derselben ein. Das eigentliche Neujahrsfest, während dessen alle Geschäfte ruhen müssen, dauert drei Tage, doch zieht sich die Feststimmung und ein gewisses Nachlassen des geschäftlichen

Verkehrs meist noch durch mehrere Wochen hin. Als die Reisenden am 4. Februar Fang-tscheng erreichten, eine wichtige Handelsstadt am obern Han (der hier schon den Namen Sien-ho führt) fanden sie es schwer, sich den nöthigen Proviant zu verschaffen, da die Mehrzahl der Verkaufslager noch geschlossen war. Hier sollten der Verabredung gemäß Andrejewski und der chinesische Dolmetscher die Expedition erwarten, und es war eine unangenehme Ueberraschung, als man bei der Landung erfuhr, daß dieselben wohl hier gewesen waren, aber nach langem vergeblichem Warten sich vor wenigen Tagen auf den Weg nach Han-khëu gemacht hatten. So hatte man sich ohne Frage auf dem Han-Flusse mit ihrem Boote gekreuzt, und es blieb nun nichts anders übrig, als sie so schnell wie möglich zurück zu berufen und bis zu ihrer Ankunft in Fang-tscheng zu bleiben. Die Stadt an und für sich bot nicht viel Merkwürdiges dar, und das muntere Leben, das an dem Flusse herrschte, wo zahlreiche Bambuflößer den ganzen Tag über mit dem Zusammenbinden ihrer leichten Flotten beschäftigt waren, und die Neugier überdies stets ein großes Publikum versammelt hielt, wurde bald durch anhaltendes kaltes Regenwetter vertrieben. So besuchte man die am andern Ufer belegene alte Stadt Siang-jung-fu, deren starke, aus großen Granitblöcken aufgeführte Befestigungen schon im Jahre 1268 unserer Zeitrechnung einer fünfjährigen Belagerung durch Kubilai-Chan, widerstanden haben sollen. Heute hat die ehemals für den Handel wichtige Stadt nur noch als Festung einige Bedeutung. Bei seinen häufigen Spaziergängen durch dieselbe wurde Pjasetzki wohl durch die Neugier, nie aber durch irgend welche feindselige Kundgebungen der Einwohner belästigt. Viele Läden, in denen neben einheimischen auch schon europäische Waaren, Gläser, Uhren, Lampen, Kerzen, Streichhölzer u. s. w., ihren Platz hatten, ließen erkennen, daß man hier den Werth der „überseeischen Teufel" schon zu schätzen wußte. Von einer lebhaften Industrie war übrigens hier nichts zu merken; die Mehrzahl der Einwohner schien aus Kaufleuten zu bestehen. Nur die dem täglichen Bedürfniß

Goldwäscherei am Han-kiang.

dienenden Gewerbe wurden betrieben, und wie überall, so auch hier vorzugsweise auf der Straße. Einen besonders eigenartigen Anblick gewährten die im Freien arbeitenden Bäcker und die in jeder Straße vielfach vertretenen Fabrikanten der Lieblingsspeise des chinesischen Volkes, der Nudeln. Auf einem langen Bambustabe sitzend, der über den auf niedrigem Tische ausgebreiteten Teig gelegt und an seinem einen Ende festgebunden ist, bewegt sich der Bäcker unablässig hüpfend vor- und rückwärts, um den Teig durch das Auspressen des Stabes durchzuarbeiten. Gewöhnlich befindet sich gleich neben ihm das Gerüst des Nudelfabrikanten, der seine aus zähem Mehlteige geformten Ringe an kleinen Pflöcken aufhängt, um sie dann mittels eines hindurchgesteckten verstellbaren Stabes allmählich zu der gewünschten Länge und Dünnheit auszudehnen.

Endlich, nach vierzehntägigem ungeduldigem Warten, trafen die Dolmetscher ein; man hatte sich schon vorher mit Proviant und allerhand kleinen Geschenken für die Einwohner der entlegenen Provinzen, Spiegeln, Metallknöpfen, Nadeln u. s. w., versehen: so stand der Abreise nichts mehr im Wege. Matusowski und Pjasetzki zogen es vor, auf ihrer alten Barke zu bleiben und nicht auf das große Schiff überzusiedeln, das Sosnowski trotz aller Vorstellungen hier für das ganze Expeditionspersonal gemiethet hatte. Dasselbe war durchaus ungeeignet für die immer beschwerlicher werdende Fahrt auf dem von Sandbänken und Felsen durchsetzten obern Theile des Flusses. Eine kurze Strecke war man erst von Fang-tscheng entfernt, als der Charakter der bisher flachen Uferlandschaft ein vollkommen anderer wurde. Hohe, vielfach zerklüftete Kalksteinfelsen mit zahlreichen Grotten und Höhlen erhoben sich zu beiden Seiten. Immer wieder gab es kleine Stromschnellen zu überwinden, immer wieder erforderten Klippen und Sandbänke die größte Aufmerksamkeit der Schiffer. Das große Schiff kam nur langsam vorwärts, und die schnellere Barke mußte zum nicht geringen Verdruß ihrer Passagiere mehrmals am Tage stundenlang vor Anker gelegt werden, um das schwerfällige Fahrzeug zu erwarten. So rastete man am zweiten Tage an einer Stelle des Ufers, wo mehrere Chinesen vor Kurzem eine Goldwäscherei angelegt hatten. Für eine geringe Summe pachtet man hier von der Regierung kleine Uferparcellen; mit unsäglicher Mühe und Ausdauer gewin-

nen die Arbeiter aber nicht mehr als durchschnittlich pro Tag 20 bis 30 Pfennige nach unserm Gelde. Für einen außerordentlichen Glücksfall gilt es, wenn einmal die Arbeit eines Tages, d. h. das zweimalige Waschen von 500 kg Uferkieseln einen Ertrag von einer Mark Werth einbringt. Trotzdem wird hier das Waschen des Goldes während der Winterzeit, wo es keine Feldarbeit giebt, heute noch ebenso eifrig betrieben, wie vor Jahrhunderten; denn, wenn auch die Menge des von dem Flusse geführten Goldes nur gering ist, so ist doch, wie es heißt, seit vielen hundert Jahren von einer Abnahme nichts zu merken. Wenige Tage darauf langte die Expedition in Lao-ho-kēu, einem bedeutenden Handelsflecken, an, wo Pjasetzki und Matusowski sich zu ihrem größten Leidwesen von ihrem Schiffe und seinem Führer trennen mußten. Der Letztere, ein Muster von Gewissenhaftigkeit, weigerte sich entschieden, die Fahrt auf dem ihm von hier an unbekannten Flusse fortzusetzen.

Die Angolares-Neger der Insel São Thomé.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

II.

Die Angolares stellen einen der kräftigsten und schönsten Negerstämme dar, die ich sah, der sich namentlich im Allgemeinen sehr vortheilhaft gegen die eingeborenen Thomenser Neger und die Angola-Neger, die jährlich in großer Anzahl von der Küste in sogenannten „Kolonnen“ eingeführt und auf den Roças zur Arbeit verwandt werden, abhebt. Sie sind meistens hochgewachsen, mit kräftiger Muskulatur, breiten Schultern und breiter gewölbter Brust. Ihre Bewegungen sind äußerst gewandt und sicher, wie das namentlich bei ihren Holzarbeiten und beim Fischfang u. s. w. hervortritt. Die Hautfarbe ist im Allgemeinen dunkelschwarz, nur selten sieht man etwas lichtere Färbung. Die Meisten, namentlich die jüngeren Männer, begnügen sich in ihrer Kleidung mit einem an schmalem bandartigem Gurt befestigten kleinen Schurz, während die angeseheneren und älteren Leute mit einem mehr oder minder breiten zusammengefalteten Streifen blau und weiß karrirten baumwollenen Zeuges die Lenden umgeben. Nur wenige tragen ein buntes baumwollenes Hemd.

Den oben erwähnten vorletzten König der Angolares, Roberto Manuel velho, lernte ich während meines Aufenthaltes auf Rolas bei Gelegenheit eines Besuches kennen, den er mit seinen Söhnen und anderen Familiengliedern meinem Wirthe, Herrn de Araujo, hauptsächlich behufs Verkaufs eines von ihm gebauten Kanoes machte. Ich war überrascht über die in der That fürstliche Haltung und den stolzen Gang des hochgewachsenen stattlichen Negers, so daß ich ihn bei seiner Ankunft mit seiner kleinen Flotille von Kanoes sofort unter seinen Genossen erkannte. Die Gesichtszüge des schon ergrauten Mannes waren energisch und fest und schienen den frühern strengen und absoluten Herrscher zu bekunden, doch sprach sich in seinem ruhig sichern Verkehr und seiner Unterhaltung etwas Gewinnendes und Vertrauenerweckendes aus. Seine Kleidung bestand, abweichend von der Einfachheit der Tracht seiner Stammesgenossen, in einem langen bis unter die Knie reichenden bunten Hemde und einem kleinen zierlich eingefalteten und gefällig aufgesetzten Filzhut. Roberto lebt nun als einer der Gemeindevorsteher der Angolares an der Rolas gegenüber liegenden Ponta da Valea der Südküste von S. Thomé und ist als einer der tüchtigsten Erbauer von Kanoes bekannt, mit denen er, sowie mit Bauholz, einen einträglichen Handel treibt. Augenblicklich war er mit dem Bau eines Kanoes von riesigen Dimensionen, d. h. von mehr als 20 m Länge, für eine der größten Kakao- und Kaffeeplantagen der Insel, der an der Ostküste gelegenen Roça Agua Izé beschäftigt. Mit Roberto's älterm Bruder, Manuel Loares, einem an der Südspitze von S. Thomé, der Ponta de Homem da Capa wohnenden, ebenfalls angesehenen Vorsteher der Angolares, habe ich in mehrfachem Verkehr gestanden, namentlich mit dem seiner heimischen Küste, der Meerestiefen an derselben sowie der Beschaffenheit des Meeresbodens, ja des lokalen Vorkommens von Seethieren in der Tiefe sehr kundigen Manne wiederholt mit sehr gutem Erfolge Schleppnetz-Exkursionen aufs Meer gemacht. Auch verdanke ich ihm einige sehr interessante Korallen, die er vermittels starker Angeln, deren sich die Angolares zum Fischfang vielfach bedienen, aus der Tiefe hervorgeholt hatte. Einigemale besuchte ich ihn in seiner kleinen, aus einigen Hütten bestehenden Niederlassung an der Südküste von S. Thomé, in welcher er mit seinen Frauen, unter denen eine als große Heilkünstlerin weiten Ruf hat, und inmitten eines zahlreichen Familienkreises wie ein Patriarch wohnt, erregte aber bei den im Uebrigen freundlichen Leuten durch mein forschendes Umherstreifen in ihrer Niederlassung und im Walde Mißtrauen, da sie fürchteten, ich beabsichtige ihr Gebiet von der portugiesischen Regierung zu kaufen und sie alsdann zu vertreiben. Mißtrauen ist in der That ein sehr hervortretender Zug ihres Wesens, der sich bei jeder Gelegenheit, oft ganz unerwartet, kund giebt.

Einen äußerst lebhaften Verkehr unterhielten die Angolares mit unserm Eilande Rolas. Es verging fast kaum ein Tag während meiner Anwesenheit dort, an dem sie uns nicht mit ihren leichten zierlichen Kanoes behufs Handels- und Tauschgeschäfte einen Besuch abstatteten. Die Kanoes wissen sie mit großer Gewandtheit zu handhaben, aber eigenthümlich erscheint die Art ihres Ruderns. Zwei Männer rudern stehend und mit freier Hand nach derselben Seite hin, um nach einigen Ruderschlägen beide nach der andern Seite überzuspringen und hier ebenfalls einigemale einzutauchen, und so immer abwechselnd beide gleichzeitig bald nach der einen, bald andern Seite. Die hierdurch beim Fahren naturgemäß erzeugte Zickzacklinie wird durch geschickte Ruderbewegung fast vollständig ausgeglichen. Bei günstigem Winde spannen sie ihre kleinen Segel auf, die oft nur aus einem kleinen Stück baumwollenen Zeuges bestehen, das an dem Vordertheil des Kanoes befestigt und vermittels eines dünnen Baststrickes mit der Hand geführt wird und wie im Fluge gleitet das leichte Fahrzeug über die Wasserfläche dahin.

Ihren Haupthandelsartikel, den sie nach Rolas in großer

Menge lieferten, bildete das Bauholz resp. die, wie oben erwähnt, mit ihren Faschinenmessern gehauenen Bretter. Außerdem brachten sie hin und wieder köstlichen Palmwein und sehr häufig Fische, frische und getrocknete, unter den letzteren zuweilen eigenthümliche Fischkuchen, bestehend aus sehr kleinen kuchenartig zusammengepreßten und so getrockneten Fischen. Gegen diese Dinge handelten sie baumwollene Zeuge, Faschinenmesser, namentlich aber in großer Zahl junge Schweine ein, die sie für ihre Festtage mästen.

Sehr ergötzlich und psychologisch interessant war mir, wenn ich diesen zum Theil in fast völlig wildem Zustande lebenden Negern bei ihren Besuchen in Rolas meine naturwissenschaftlichen Apparate und Beobachtungen zu erklären suchte und ihnen sogar kleinere lebende Organismen im Mikroskope zeigte. Ihr Erstaunen und offenbares Interesse fand kein Ende und äußerte sich namentlich in dem häufigen ihnen eigenthümlichen Ausruf „eh! eh!“ mit dem sie auch im Gespräch und sonstigem Verkehr ihre Theilnahme und Zustimmung zu bekunden pflegen und der auch eine der am häufigsten vorkommenden Interjektionen des Bunda-Idioms zu sein scheint. Jedenfalls entnahm ich hieraus, sowie aus den durch meinen Wirth mir verdolmetschten Unterhaltungen mit den Angolares und den mit ihnen ausgeführten schon früher erwähnten Exkursionen die Ueberzeugung, daß ihre rasche Auffassung und ihr Verständniß, namentlich aber auch ihr Interesse für Dinge, die völlig außer ihrem gewohnten Gesichts- und Denkkreise liegen und für sie auch keine praktische oder nutzbringende Bedeutung haben, keinenfalls geringer sind, als bei den unteren Klassen civilisirter Völker.

Die Angolares haben die bei ihrer Einwanderung nach S. Thomé von Angola mitgebrachte **Bunda-Sprache** bis heute beibehalten; sie bildet die einzige Verkehrssprache zwischen den Stammesangehörigen. Viele derselben sind indessen auch der **S. Thomé-Sprache** mehr oder minder mächtig, einem zweiten sehr merkwürdigen Neger-Idiom, das von den übrigen eingeborenen Negern gesprochen und in den letzten Jahrhunderten unter diesen auf der Insel entstanden ist. Im Wesentlichen stellt dasselbe ein sehr korrumpirtes Portugiesisch dar, wie es scheint ohne Flexion und mit wenigen anderen Beimischungen. So bestehen auf der verhältnißmäßig kleinen Insel drei verschiedene Verkehrssprachen, nämlich die **Portugiesische**, die **Negersprache von S. Thomé** und die **Angolares-Sprache**.

Durch gütige Vermittelung des Herrn Francisco José de Araujo habe ich vorläufig mit Sicherheit die Zahlen von 1 bis 10 in der **Angolares-Sprache** ermittelt, aus denen schon ersichtlich ist, daß die **Bunda-Sprache** in diesem merkwürdigen Negerstamme sich vollständig erhalten hat, wenngleich schon einige, vielleicht bemerkenswerthe dialektische Abweichungen im Laufe der Zeit eingetreten sind. Die Zahlen der Angolares stimmen im Allgemeinen vollkommen überein mit denen des typischen Bunda von Angola, weichen aber in einigen Punkten von dem Congo-Dialekt ab, so daß schon hieraus, vielleicht ohne große Gefahr des Irrthums, der interessante Schluß gezogen werden darf, daß die Angolares nicht, wie mir Herr de Araujo als die verbreitete Meinung mittheilte und wie jene selbst zu glauben scheinen, vom Zaire (Congo) stammen, sondern in der That aus dem eigentlichen Angola.

Die folgende Tabelle giebt die Zahlen von 1 bis 10 im **Portugiesischen**, in der **Negersprache von S. Thomé**, in der **Angolares-Sprache**, im **typischen Bunda von Angola** und im **Congo-Dialekt**, die beiden letzteren nach zweien mir vorliegenden portugiesischen Grammatiken des Bunda, die eine von Fr. Bernardo Maria de Cannecattim vom Jahre 1805 [1]) und die andere von Dr. Saturnino de Souza-Oliveira und Manuel Alves de Castro Francines vom Jahre 1864 [2]).

Tafel

der Zahlen von 1 bis 10 in der **Portugiesischen**, der **S. Thomé-**, der **Angolares-**, der **Bunda-Sprache** und dem **Congo-Dialekt**.

	Portugiesisch	S. Thomé	Angolar	Bunda (Angolense)	Congo
1	Um	Ua	Emoxe (spr. Emosche)	Moxi (spr. Moschi)	Moxi
2	Dois	Douzo	Eáre	Hiari	Solle
3	Tres	Treze (spr. Tresche)	Etáto	Tátu	Tátu
4	Quatro	Quatro	Uána	Uána (spr. Huána)	Máia
5	Cinco	Xinco (spr. Schinco)	Táno	Tánu	Tánu
6	Seis	Sexe (spr. Sesche)	Samáno	Sománu	Samánu
7	Sete	Sete	Samboári	Sambuári	Samboári
8	Oito	Oato	Naque	Naqui	Náne
9	Nove	Nove	Uva	Hivua	Eóua
10	Dez	Dezi (spr. Deschi)	Cunhe	Cunhi	Cami

Abweichungen des Angolar vom Congo treten hiernach besonders in der Zahl 2, 4 und in geringem Maße in 8 hervor, wobei ich indessen ausdrücklich bemerke, daß ich mich bezüglich dieser Vergleichung mit dem Angola- und Congo-Dialekt lediglich auf die beiden oben erwähnten Grammatiken stütze. Nach Bastian [3]) lauten die Zahlen am Zaire und im Congogebiete zum Theil noch anders als nach der ältern Grammatik von Cannecattim, nämlich in Congo: 1 Kochi, 2 Kalle, 3 Tatu, 4 Cuya (Maya), 5 Cutanu, 6 Sambanu, 7 Samboali, 8 Enane, 9 Evua, 10 Ecumi und am Zaire: 1 Boza, 2 Biola, 3 Tatu, 4 Hya, 5 Tanu, 6 Sambona, 7 Samboali, 8 Nana, 9 Ivua, 10 Cumi. Hiernach würden die Unterschiede zwischen dem Angolar- und Congo- resp. Zaire-Dialekt noch größere sein und die obige Annahme vielleicht noch weitere Begründung erhalten. Doch werden hierüber, sowie über das Verhältniß der Angolares-Sprache zum Bunda erst weiter gehende Forschungen über die erstere sichern Aufschluß geben können.

Was den Namen „Angolares“ betrifft, so scheint mir kaum zweifelhaft, daß derselbe der Annahme der Herkunft des damals gestrandeten Sklavenschiffes und seiner Insassen aus dem **Angola-Gebiete** entstammt und nicht etwa weil die Angolares heute die **Süd-Ecke (Angulo)** der Insel S. Thomé bewohnen. Die Wohnsitze dieses Negerstammes blieben lange Zeit auf die Südostküste beschränkt und waren es wahrscheinlich auch dann noch, als derselbe schon längst den Namen Angolares führte. In Rücksicht auf ihren Ursprung aus Angola würde man sie freilich richtiger im Portugiesischen „Angolenses“ haben nennen müssen, aber wahrscheinlich gerade um sie von den Bewohnern Angolas, den eigentlichen Angolenses zu unterscheiden, hat man ihnen den Namen Angolares gegeben.

Das von den Angolares heute bewohnte Gebiet erstreckt sich über die ganze Südecke von S. Thomé, namentlich den

[1]) Collecção de Observacões grammaticaes sobre a lingua Bunda ou Angolense. Lisboa 1805.

[2]) Elementos grammaticaes da Lingua Nbundu. Loanda 1864.

[3]) A. Bastian, Die deutsche Expedition an der Loango Küste II, S. 269.

Küstentheil desselben von der Pedra Furada im Osten und der kleinen nahe der Küste gelegenen Insel S. Miguel im Westen nach Süden hin. Die Grenze des eigentlichen gouvernementalen Distrikts von Santa Cruz dos Angolares geht noch etwas höher hinauf, nämlich östlich bis zum Rio Ribeira und westlich zum Rio Lembá.

Dieses ganze Gebiet wird jetzt von 1400 bis 1500 Angolares-Negern bewohnt in 280 bis 300 Familien. Nach der amtlichen Aufstellung vom 31. December 1878 enthielt der Distrikt von Santa Cruz dos Angolares 1275 Einwohner resp. Angolares-Neger, 641 männlichen und 634 weiblichen Geschlechtes. Doch werden diese Zahlen wohl kaum auf einer, jedenfalls sehr schwer auszuführenden genauen und methodischen Zählung, sondern nur auf Schätzung nach Maßgabe gewisser Nachforschungen und Erkundigungen beruhen. Auf einer solchen, aber auf Grund ziemlich genauer Ermittelung stützt sich auch die oben angegebene höhere Seelenzahl von 1400 bis 1500, die mir in diesem Jahre von Herrn de Araujo mitgetheilt worden ist.

Der Zeidner Berg in Siebenbürgen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

Hoch stand die Sonne bereits am Himmel, als ich am 29. Juli 1880 die Jalousien meines Zimmers öffnete und erstaunt die hell beleuchteten Abhänge des unmittelbar vor mir aufragenden Zeidner Berges betrachtete. Es war mir fast so schwer geworden, mein prächtiges Lager zu verlassen, als es zu bekommen; hatte ich doch erst über ein halbes Dutzend auf den Dielen des Gastzimmers schlafender Rumänen wegsteigen müssen und dann mit dem Herrn Wirth, der mich vom Kopf bis zu den Füßen musterte, lange vergeblich verhandelt. Erst nach Berufung auf Pfarrer und „Bischof" (d. i. Superintendent) war das anfänglich besetzte Zimmer für den bei Nacht und Nebel mit einem Schwarm rumänischer Gerber angelangten Gast plötzlich leer geworden!

Während des Frühstücks, welches in dem saubern und mir, der lange in Schäferhütten und schmutzigen Schänken hatte hausen müssen, schier opulent erscheinenden Zimmer vortrefflich mundete, betrachtete ich mir den Zeidner Berg, der sich über den entholzten und zum Theil verrüsten Vorbergen mit steiler Waldlehne emporhob. Der Anblick des bis zur Höhe emporreichenden Laubwaldes fesselte das an düstere Fichtengründe gewöhnte Auge; die Möglichkeit des Aufstieges oder vielmehr die leichteste Art desselben beschäftigte kurze Zeit die Gedanken. Zeiden liegt 589 m, der Gipfel des Berges 1294 m; in zwei Stunden mußte es möglich sein, auf die Kuppe zu gelangen, Umschau zu halten und dann weiter auf Kronstadt zu wandern! So war mein Entschluß, als ich die breiten Straßen des Fleckens entlang wanderte auf den Markt, um, mit Empfehlungskarten vom Herrn Bischof Teutsch aus Hermannstadt versehen, dem Herrn Pfarrer und Herrn „Notair" guten Tag zu sagen. Aufs Freundlichste ward ich aufgenommen, so freundlich, daß mein Operationsplan bedeutende Modifikationen erlitt. Allein dürfe ich nicht auf den Berg gehen, — hieß es — vorher müßten wir auf jeden Fall zusammen essen! Den Aufenthalt im Studirzimmer des greisen Pfarrers konnte man sich schon gefallen lassen! Ueber Bäume und Dächer schweifte der Blick in die Fruchtebene des Burzenlandes, die von einem Kranze steil aufragender Höhen malerisch umrahmt ist. Mit beredten Worten erklärte der Greis das fesselnde Panorama und mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit legte er mir aus seiner reichhaltigen Bibliothek vor, was für mich von Interesse sein konnte. So war die Mittagszeit unvermerkt herangekommen; noch während des Mittagessens erschienen drei Lehrer der Zeidner Bürgerschule und wurden mir als meine Begleiter auf den Berg vorgestellt. Es ist wohl noch nie Jemand freundlicher eskortirt worden!

Muntern Schrittes wanderten wir durch die sauberen Straßen Zeidens. Mit Wohlgefallen betrachtet man die freundlichen, alle gleichartig gebauten Bauernhäuschen mit den weißgetünchten Wänden und den grünen Jalousien. Der zweifenstrige Giebel blickt auf die Straße, durch den bogenartig übermauerten Thorweg und über den von Mauern und Ställen dicht umschlossenen Hof gelangt man zur Hausthür. Bald lag Zeiden hinter uns, wir stiegen über Konglomeratfelsen empor, die theils mit Buschwerk, theils mit Rasen bedeckt sind, oder auch kahl liegen, wo härtere Schichtenköpfe hervorragen und wo abfließendes Wasser seine Rinnsale eingrub. Wir kamen an dem Spielplatze der Zeidner Jugend vorüber, passirten eine kleine Senke und stiegen nun steiler empor über die mit Buchenwald und eingesprengtem Ahorn geschmückten Lehnen der Kalkfelsen. Nach zweistündigem, allerdings in ziemlich schnellem Tempo ausgeführten Steigen betraten wir von Norden her den mit Buschwerk von Buchen und Ahornen geschmückten Gipfel über eine schöne grüne Wiesenfläche, aus deren spärlicher Humusdecke hier und da wie weiße Leisten die Köpfe der Kalksteinbänke ein wenig hervorschauen. Auf benachbarten Bergen geht die Buche übrigens in Baumform verschiedentlich über 1300 Meter Meereshöhe hinaus und bedeckte auch einst die höchste Kuppe des Zeidner Berges, bis der für die Umschau über das südöstliche Siebenbürgen wie geschaffene Berg bei der Landesvermessung 1733 sich eine Tonsur gefallen lassen mußte. Herr Ingenieur-Lieutenant Zeltner brauchte, wie die Zeidner Chronik erzählt „um einen Schauplatz" zu machen „5 Täge 14 Personen und verzehrt für 9,30 Gulden Wein!"

Lange weidete sich nach dem ersten freudigen Staunen das Auge an den einzelnen Landschaftsbildern des für den Geologen wie Kulturhistoriker gleich interessanten Panoramas. Während die Reisegefährten sich in der Nähe gelagert hatten, umwandelte mich, der, auf einem Steine sitzend, die Eindrücke fixirte, aufmerksamen Blickes in gemessener Entfernung ein Hirt. Machte ich eine Wendung, so blickte er auch nach der Gegend, die ich ins Auge zu fassen schien, nickte und schüttelte mit dem Kopfe, murmelte einige Worte, die sich wie „skrisse binje!", d. i. „schreibt gut" anhörten, und setzte dann, den Blick auf mich gewandt, seinen Rundgang fort. Meine Reisebegleiter hatten dem armen Teufel eingeredet, der schreibende Mann notire für

den Kaiser in Wien, wie es hier bei den Hirten aussähe und wie sie sich betrügen! Vielleicht schlug ihm das Gewissen!

Mir will das „schreibt gut“ des Hirten recht zweifelhaft werden, wenn ich die eilig hingeworfenen Skizzen überlese und sie mit dem mir unauslöschlich eingeprägten Bilde vergleiche! Indessen auch die beste Beschreibung giebt ja kein adäquates Bild; versuchen wir denn mit Hinweglassung des Details ein Landschaftsbild in seinen Hauptzügen zu entwerfen und dem Leser eine etwa zur Hand genommene größere Karte auf diese Weise zu illustriren und verständlich zu machen.

Der Kalkgebrigsstock des Zeidner Berges erhebt sich als Kulminationspunkt des sogenannten Persamer Höhenzuges, welcher als ein kuppenreiches Waldgebirge die Fogarascher und Burzenländer Hochebene von einander trennt und das mächtige Fogaraschaer Gebirge mit dem Trachytzuge der Hargitta verbindet. Ein waldgeschmückter Bergzug, von jeder der Hochebenen aus gesehen, erscheint es vom Hochgebirge nur als dunkler Streifen zwischen den Fruchtfeldern der Ebenen. Thäler gehen quer durch den Zug, weiter im Norden das vom Gipfel des Zeidner Berges nicht sichtbare Thal des Alt, welcher durch dieses Thor die Wasser aus der Czik, der Haranszék und dem Burzenlande weiter führt zur Fogaraschaer Hochebene; unmittelbar nördlich vom Zeidner Berge jene Senkung, durch welche die alte Reichsstraße von Kronstadt nach Hermannstadt führt und an welcher langgestreckt das durch die Fabrikation von Schubkarren im Südosten Siebenbürgens bekannte Dorf Vledény liegt. So überblickte ich mit einem Male das in der Dunkelheit durchreiste Gebiet; schmal ziehen sich die Maisfelder längs der hell schimmernden Straße hin, weiter hinauf umkleidet Laubwald die Höhen, die sich jenseits Vledény wie zu einem kurzen westöstlichen Zuge zusammenschließen, hinter dem dann Kuppe an Kuppe hervorragt. In der That haben wir es mit keinem westöstlichen Zuge zu thun, denn parallel zu den gegen die Fogaraschaer und Burzenländer Ebene prall abfallenden Gebirgsrändern ziehen die zum Kreidezeitalter und zum Tertiär gehörigen Gesteinszonen in nahezu nordsüdlicher Richtung. Hier und da in einem tief eingeschnittenen Thale hat die erobirende Kraft des Wassers sich bis zur Glimmerschieferunterlage hindurch gearbeitet, eruptive Gesteine treten in einzelnen Gängen auf und haben stellenweise über den durchbrochenen Schichten niedrige Kuppen und Kegel gebildet. Nach Westen hin dehnt sich weit die Fogaraschaer Hochebene; aus den in Bäumen versteckten Dörfern inmitten weiter, bald gelb bald grün erscheinender Felder erheben sich die hellschimmernden Thürme; unter dem oft steil und kahl abbrechenden Rande des inneren tertiären Hügellandes blinkt hier und da der Streifen des Alt, und jenseits desselben breitet sich das durch ein Netzwerk größerer und kleinerer, meist steilwandiger Thalfurchen zu einzelnen Plateaus, Kämpen und Rücken ausgemeißelte Hochland.

In weiterer Ferne zeigt sich der dunkle Zug des Hargittagebirges, dessen mächtige, stumpfe Trachytkegel mehrfach 1700 m übersteigen, ja, nördlich jenes tiefen Querthales, durch welches die Maros die im Hochthal der Gyergyó gesammelten Wasser hinausführt ins siebenbürgische Binnenland, sogar 2000 m. Deutlich erkennbar ist die Einsenkung des Passes von Tusnad, in dem das von den Rumänen als Sommerfrische viel besuchte Bad gleichen Namens liegt und durch den der Alt aus der Czik hinausstürmt ins Burzenland. So wird der langgestreckte Körper des größten europäischen Trachytgebirges zweimal von tiefen Querthälern völlig durchschnitten und orographisch in drei an Höhe und Länge sehr ungleiche Theile gegliedert. Der kleinste und niedrigste im Osten des Altdefilé's ist der am öftesten besuchte und beschriebene. In ihm liegt der durch seine tödtlichen Exhalationen bekannte Berg Büdös und unmittelbar neben demselben der kreisrunde, von steilen Waldhängen, die nach allen Seiten wie die Wände eines Trichters ansteigen, umrahmte St. Annensee. Spuren vulkanischer Thätigkeit sucht man vergebens; die trichterförmige Einsenkung hat sich wohl schon bei der Erhebung der Massen durch ein Zurücksinken an dieser Stelle gebildet. Die Partie im Osten des Passes zeigt eine dreimal flachgewellte Linie, die sich dann steiler hinabsenkt und das Ende des dunklen Waldgebirges bezeichnet. Ein Waldgebirge war die Hargitta, wie wenig andere, und sie würde es bleiben bei systematischer Waldwirthschaft, selbst wenn doppelt so viel Flöße als jetzt die Maros und die Kokeln hinabglitten; leider wird oder ward wenigstens an vielen Stellen schonungslos gewüstet. Das Feuer hat manchen Urwaldbestand im Laufe des letzten Jahrhunderts zerstört. Von der Hargitta schiebt sich als flache Zunge das vom Alt umflossene Tertiärland, in dem das Bad Előpatak liegt, in die Burzenländer Ebene hinaus; über Dörfer und Felder schweift das Auge zu dem prall ansteigenden Kranz der Berge im Süden der Ebene. Halb in den Bergen versteckt liegt in einer Entfernung von zwei Meilen, ein reizendes Landschaftsbild, unter den waldigen Abhängen der „Zinne“ Kronstadt. Waldige Höhen führen empor zu dem Gipfel des Schuller, hinter dem, vom Zeidner Berge in der Luftlinie mehr als drei Meilen (26 km) entfernt, der Piatra mare emporragt, von dem ein gipfelreicher Kamm sich mit unten kahlen und verrüsten Hängen hinabsenkt zu der großen von Rumänen und Magyaren bewohnten Ansiedlung der Siebendörfer, die sich eine Meile lang am Fuße der Höhen hinzieht.

Mit steilen Wänden ragt im Süden der massige Bucsecs (sprich Butschetsch) empor, auf seinem breiten Rücken ein hochgipfliges, weit in den blauen Himmel hineinragendes Wolkengebirge tragend, bei dem man unwillkürlich an den „Wolkenversammler“ der alten Griechen erinnert wird. Immer wieder haftete der staunende Blick an den kühnen, schimmernden Wolkengebilden, als suchte er hinter ihnen den Vater Zeus, der die Versammlung leicht lebender Götter hoch über dem „niederen Erdenleben“ und verhüllt vor profanen Blicken dort zusammenberufen hätte, als sei es vergessen, daß durch diese Wolken schmutzige Csobanen dahinschreiten, die von Mamaliga und Schafmilch leben! Unverhüllt, mit scharfen Konturen, wie ein Stock der nördlichen Kalkalpen, ragt der sich nur in der Schmalseite präsentirende Königstein auf, und jenseit der im Wechsel von hell- und dunkelgrün schimmernden Kuppen und Gründe, zwischen denen die verstreuten Hütten von Holbock liegen, steigt düster das mit dem Kamm ebenfalls in Wolken versteckte Hochgebirge von Fogarasch empor.

So weit, so mannigfaltig war die Aussicht! Ueber zwei größere Ebenen, über die verschiedenartigsten Bergformen schweifte das Auge. Klar und durchsichtig war die Luft, scharf traten die Konturen der einzelnen Berge hervor; nur die Riesen hüllten die ragenden Häupter in düstere Schleier. Gern hätte ich das vorher durchwanderte Fogaraschaer Gebirge in seinem östlichen Theile von hier in der Verkürzung gesehen; koulissenartig schob sich ein Ausläufer nach dem andern gegen die Ebene vor, einer genau wie der andere, so daß eine Orientirung, da die Höhen über dem Walde dauernd verhüllt blieben, nur nach den Ortschaften in der Fogaraschaer Ebene möglich war. Die Wolken auf dem Bucsecs störten mich nicht; mir ist der unförmliche, steilwandige Koloß nie wieder so schön erschienen, als wie vom

Zeidner Berge aus, wo er mehr der in allen Wänden und Abhängen scharf gezeichnete Sockel des mächtigen hochgipfligen Wolkengebirges über seinem Haupte war.

Und wie gern wendet sich der Blick dann hinab, um auszuruhen und zu haften an dem freundlichen Zeiden! Wie sauber sehen die niedlichen Bauernhäuschen aus, wie Spielzeug neu aus der Fabrik und eben erst sorgfältig geordnet und aufgebaut! Von den 4000 Einwohnern sind 70 Procent deutsche Sachsen, sie sind meistens Ackerbauer und bestellen ihr Feld mit zwei Ochsen oder vier Pferden, obschon es auch einige Bauern giebt, die sieben bis acht Pferde haben. Zuweilen wohnen Urahn, Großvater, Vater und Kind oder auch die entsprechende weibliche Serie in einem Hause. Die Feldmark oder der Hattert zeigt Eichwald, Weideland und Ober-, Mittel- und Unterland. Noch ist der Zeidner Ackerbürger oder Bauer nicht zu einer Separation der Feldstücke geschritten, noch wohnen alle dicht bei einander in dem großen Flecken, so wie es einst die Noth geboten hat. Schwer ist der Bauer von der durch Jahrhunderte geheiligten Wirthschaftsmethode abzubringen, hier und da haben ungeschickte Versuche zur Neuerung ihn wohl gar in seiner Abneigung bestärkt und zu der Ansicht geführt, für sein Klima und seinen Boden passe einzig und allein der Urväter alte, erprobte Methode. Ein gutes Vorbild rationeller Wirthschaft bietet das zwischen Kronstadt und Rosenau gelegene Dorf Neustadt, dessen Bewohner der Mangel an ausgedehntem Weidelande früh zu intensiverer Kultur zwang.

Daß in früheren Jahrhunderten Niemand daran denken konnte, außerhalb des Dorfes inmitten eines von der Gemeinde durch Kauf erworbenen Grundstückes ein Gehöft zu erbauen, liegt daran, daß sich die Bewohner eng zusammenhalten mußten gegen feindliche Unbill. Schon bei der ersten Besiedelung war das nöthig; sind ja doch die Deutschen als Grenzwächter und Vertheidiger gerufen! Seit der Zeit der Türkenkriege und bis weit in das 17. Jahrhundert hinein wuchs die Nothwendigkeit eines engen Zusammenrückens zu gegenseitigem Schutz und Schirm. Da die Bauerndörfer zu groß und weit waren, um sie mit einer Mauer zu umgeben, legte man innerhalb des Dorfes ein schirmendes Kastell an, man befestigte die Kirchen! Es ist kein schöner Bau die stark und massiv dastehende Sachsenkirche, wie sie aufragt inmitten der dicken Kirchhofsmauer, aber das Herz schlägt uns schneller, wenn wir uns vorstellen, wie hierher die friedliche Bevölkerung eilig flüchtet und sich in dem Raume, wo jeder dauernd seine Vorrathskammer für die Zeiten oft wiederkehrender Bedrängniß hat, zur Vertheidigung einrichtet. „Am Ruheplatz der Todten da pflegt es still zu sein“ sagt das Dichterwort, das gilt für die Zeit vom 15. zum 17. Jahrhundert in Bezug auf die siebenburgisch-sächsischen Friedhöfe so wenig, wie für Döffingen. Wenn aus dem brennenden Dorfe das Gebrüll des Viehes und das wilde Toben barbarischer Horden drang, dann standen düstern Blickes über den Gräbern der Ihrigen ernste Männer und muthige Frauen längs der oft vergeblich bestürmten Mauern, dann sandte von hoher Warte der sichere Schütze die Todeskugel ins Lager der Bedränger! Die Vertheidigung einer Sachsenkirche müßte ein vortreffliches Objekt für einen tüchtigen Maler geben. Ich wollte, Lessing wäre darauf geführt, als er nach einem Pendant für den „Klosterbrand“ suchte!

Mit Recht konnte Bischof Teutsch bei seiner Inspectionsreise im Jahre 1879 seinen Brüdern zurufen: Deine Väter waren ein starkes Geschlecht!, als er in Rosenau unter dem alten Burgfelsen über den Text predigte: „Gedenke der vorigen Zeiten, was spricht die Stimme der Werke deiner Väter zu dir!“ [1]) Schön gewählt war für das südlich von Zeiden gelegene Wolkendorf das Thema: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht!“ An dem Thorthurm stehen nämlich die Worte: „Im Jahre 1521 ist der Grund dieser Mauern gelegt worden. 1611 ist dieser Ort von den Tataren verheert worden, so daß nur fünf Personen am Leben geblieben!“ Aus der Asche hat sich der Ort aufs Neue erhoben, wie mancher der Nachbarorte. Die Geschichte dieser so freundlich auf der Ebene des Burzenlandes gelegenen Dörfer ist mit Blut geschrieben; erst wer die Schwierigkeit der Entwickelung kennt, hat ein Recht über die Gegenwart zu urtheilen! Wenden wir darum noch einmal den Blick auf Zeiden. Aus den unlängst gedruckten Denkwürdigkeiten will ich ohne weitern Kommentar die vier ersten Daten mittheilen, sie lauten:

„Anno 1335 legten die Tataren den ganzen Ort in Asche.

Anno 1421 verheerte der türkische Kaiser Amurathes den Markt Zeiden aufs Jämmerlichste.

Anno 1432 wurde der Markt wieder verheert von den Türken. Darnach in diesem Jahre 1432 das Schloß oder die Pastei um die Kirche zu bauen angefangen.

Anno 1530 wurde der Markt von den Türken verwüstet.“

Ich übergehe die Erwähnung anderer Drangsale, mehrmaliger Feuersbrünste, um wenigstens in den Hauptzügen die Ereignisse des Jahres 1658 anzuführen: „Die Türken kommen bei einem Einfalle auf Weydenbach, wo sie das Schloß bestürmt, bis sie endlich hineingedrungen, die Leute, so sie in der Kirche fanden, niederhieben, plünderten und gebunden wie das Vieh wegtrieben. Dieses schreckliche Spektakel erschreckte die Zeidner.“ Sie senden ihren Richter mit Geschenken, bitten um Gnade und erhalten die Antwort, sie sollen Frieden haben, wenn sie „all ihr Vieh“ freiwillig geben wollten. Man giebt das Vieh, es sollen nun auch noch Kleinodien erpreßt werden, da wollen sich einige durch falsche Walachen verlocken lassen, in den Wald zu fliehen. „Es stunden aber“ — so fährt die Chronik fort — „alte erfahrene Männer und Weiber in den Riß und wehrten diesem Vorhaben und stellten ihnen vor: warum haben unsere gottseligen Voreltern dieses Schloß mit hohen Mauern gebaut, wenn sie gedacht haben, daß der Busch sicherer wäre, sich drinnen wider den Feind zu beschützen; nein, das soll nicht sein, wir wollen lieber hier mit einander sterben, als dem Feind in die Hände geben; dieweil wir Pulver, Zinn und Blei und anderes Gewehr haben, wollen wir uns bis in den Tod wehren!“

Das sollte nur in irgend einem lateinischen Schriftsteller stehen, in wie viel lateinischen Aufsätzen unserer Primaner würde die Stelle paradiren, ohne daß so schöne, kernige Ausdrücke, wie das „in den Riß stehen“, das Herz erfreuten. Uebrigens könnten dieser Ausdruck und die Bezeichnung „Busch“ für Wald in Fritz Reuter's Werken stehen, so echt nord- und plattdeutsch sind sie.

Meine Reisebegleiter hatten oben auf der grünen Bergwiese reichliche Vorräthe fürs Vesperbrod ausgepackt, denen wir alle in bester Stimmung auf das Kräftigste zusprachen. Wir gingen darauf zu der sogenannten Höhle, einer bei ausbrechendem Unwetter nicht zu verachtenden Zufluchtsstätte unter vorspringenden Kalkfelsen und stiegen von hier direkt ab auf Zeiden. Anfänglich folgten wir einer durch Buschwald steil hinabführenden Runse. Indem wir uns

[1]) Philippi: Erinnerungen an die General-Kirchenvisitation im Burzenlande im Jahre 1879. Kronstadt 1880.

bald rechts, bald links an den Zweigen festhielten, kamen wir springend, laufend, kletternd schnell abwärts, obwohl wir hier und da im Dickicht Pause machen mußten, wenn, angekündigt durch den lauten Zuruf des Hintermannes, eine Partie polternder Steine in die Tiefe eilte. Ich glaube, die Fahrt war gemacht, um mich, der beim Aufstieg stets an der Tête marschirt war, auf den Abstieg zu prüfen. Mir gefiel derselbe recht gut, dem jüngsten an das Bergsteigen nicht gewöhnten Reisegenossen aber erschien er etwas barbarisch; er war entschieden froh, als wir wieder auf geebneten Pfaden abwärts schritten. Bei prächtiger Abendbeleuchtung traten wir aus dem Walde und besichtigten, ehe wir Zeiden erreichten, am Abhange noch die Reste eines Häuschens, das sich 1846 der Pfarrer Teutsch als einsames Plätzchen seiner Studien hatte erbauen lassen. Herr Pfarrer Dück meinte, es wäre ihm zu unbequem gewesen, sein Arbeitszimmer oberhalb Zeidens am Berge zu haben, so schön der Platz sei. In der That giebt die schon oben erwähnte Aussicht vom Zimmer des Herrn Pfarres derjenigen von der Solitude wenig nach. Wie ich in der Abenddämmerung eintrat, stand am Fenster des Arbeitszimmers noch das große Fernrohr; der einst so rüstige Bergsteiger hatte sich künstlich die Berge näher gebracht, auf die ihn die schwach gewordenen Füße nicht mehr tragen wollten und sich an dem in Scharten und Schluchten der zerrissenen Czukaswände grell hervortretenden Wechsel von Schatten und goldiger Abendbeleuchtung erfreut.

Die Nacht lag über dem Burzenlande, als ich vom gastlichen Zeiden schied und nach Kronstadt fuhr. Mein Wirth war beim Abschiede gegen mich, als einen Gast des Herrn Pfarrers, sehr freundlich; der frische, stramme Kerl hätte mir noch besser gefallen, wenn er mir bei meiner Ankunft nicht bloß mit den Augen, sondern mit dürren Worten gesagt hätte, daß er mir nicht recht traue und deshalb kein Zimmer hergebe. Es wird in der Welt so viel mit freundlichen Worten und freundlichen Geberden gelogen, daß es einem ordentlich leid thut, wenn eine ehrliche Grobheit nicht ganz rein zu Tage kommt.

Sakit Latah.

Von E. Metzger.

In seinem Aufsatz „Die Entdeckung des Hypnotismus“ erinnert Professor W. Preyer daran, daß schon Braid (Manchester) nachgewiesen hat, daß die Bedingungen für den Eintritt der Hypnose nur in der Person liegen, an welcher das Experiment gemacht wird, und von keinem, von dem Experimentirenden ausgehenden Fluidum die Rede sein kann, daß es aber möglich ist durch Beispiel und Aufforderung beliebig auf den Hypnotisirten zu wirken. Bei dem Lesen dieser Bemerkung wurde ich an einen auf Java nicht gerade selten vorkommenden Krankheitszustand erinnert, den man sakit latah nennt. Ueber die Bedeutung des Wortes lata oder latah kann ich leider keine wissenschaftliche Erklärung geben (sakit heißt krank); da ich die Sprachen des Archipels nicht zum Gegenstand wissenschaftlicher Studien gemacht habe, beschränken sich meine Hilfsmittel in dieser Beziehung auf einige Wörterbücher zum täglichen Gebrauch, während die größeren (wenn sie überhaupt genauere Auskunft geben) mir jetzt nicht zugänglich sind. In einem malaiischen Wörterbuch von Morel steht: „latah: nachsprechen, wiederholt dasselbe sagen, z. B. orang (Mensch) latah Jemand, der was er sagt (oder sagen hört) wiederholt und dabei lacht. latah-latah nachsprechen [1]).“ Jon. Rigg in seinem sundanesisch-englischen Wörterbuch sagt: „lata eine Person, welche halb verrückt ist, oft eine Frau, welche an Geistesstörung leidet und außergewöhnliche Einfälle hat. (In Batavia und auf Bali bekannt. Gericke, der Verfasser eines javanischen Wörterbuchs, giebt: ohne Unterbrechung lachen, was das Zeichen der Leute ist, welche lata sind).“ Grashuis (holl.-mal. Wörterbuch) übersetzt das Wort nabauwen (wiederholen, was Jemand gesagt hat) u. a. durch lata; in dem javanisch-französischen Wörterbuch des Abbé Favre habe ich das Wort vergebens gesucht.

In Wirklichkeit beschränkt sich die Krankheit derjenigen, welche sakit latah sind, durchaus nicht auf das Nachsprechen von Worten, sondern geht viel weiter. Uebrigens muß ich, ehe ich dazu übergehe, das, was mir über diese Krankheitserscheinung bekannt ist, mitzutheilen, im Voraus bemerken, daß die orang latah (also die Leute, welche an der latah genannten Krankheit leiden) durch die Eingeborenen nicht als Geisteskranke betrachtet werden. Während letztere ein Gegenstand der aufmerksamsten Sorge, ich möchte beinahe sagen der Ehrfurcht, sind, werden erstere verlacht und verspottet, wird ihre Krankheit oft ganz muthwilliger Weise zum Ausbruch gebracht, um die Unglücklichen zum Gegenstand manchmal recht unpassender Scherze zu machen.

Die Erscheinungen der Krankheit sind: Wenn der Patient durch lautes Anrufen, durch eine plötzliche heftige Bewegung u. s. w. einer vor ihm stehenden Person erschreckt wird, kann er seine Augen, so gern er es auch möchte, von derselben nicht abwenden und ist gezwungen Alles, was ihm vorgesprochen oder vorgemacht wird (pfeifen, rufen, Bewegungen u. s. w.), nachzuahmen, anfänglich noch widerstrebend, später aber ganz gehorsam, ja sogar die angefangene oder nur gedachte Handlung weiter durchzuführen. Um die Bedeutung, welche ich den letzten Worten beilege, näher anzudeuten, will ich gleich ein Beispiel anführen. In einer mir bekannten Familie diente ein jüngeres Dienstmädchen, welches sakit latah war. Eines Tages befand sich ein Besuch bei der Familie in der Pendoppo (Hinterveranda, dem Raume, wo auch gespeist wird), als das Mädchen mit einem Stoß Teller auf dem Arm eintrat; zufällig hatte man vorher von latah gesprochen und wollte nun dem Fremden gleich eine Probe davon geben. Man brachte die Krankheit durch Anrufen und eine lebhafte Armbewegung zum Ausbruch, wobei man sich sicher fühlte, daß den Tellern kein Unglück widerfahren würde, da man sich beschränkte die Patientin durch Worte, die immer schneller gesprochen und ebenso immer schneller nachgesprochen wurden, zu stets zunehmender Aufregung zu steigern; die Dame, welche auf sie wirkte, rief ihr zu die Teller nicht fallen zu lassen und wiederholte diese Worte immer lebhafter (djangan djatoh,

---

1) Die Verdoppelung drückt im Allgemeinen Verstärkung des Begriffs aus.

djangan djatoh, nicht fallen, zu ergänzen piring Teller) was die Dienerin nachsprach; dabei gerieth erstere unwillkürlich in Feuer und streckte die Hände aus, wie wenn sie den Fall der Teller verhüten wollte; das Mädchen aber machte diese Bewegung nach und einige Dutzend Teller lagen klirrend auf dem Flur.

Ich selber habe nur ältere, abgelebte Frauen gesehen, welche sakit latah waren; sie fielen, wenn man sie aufmerksam beobachtete, durch ihre äußere Erscheinung, Erschlaffung der Züge, matte Augen, namentlich durch eine gewisse Nachlässigkeit im Anzug auf. Wiewohl es einzelne Male in meiner Gegenwart vorkam, daß Anfälle der Krankheit zufällig und auch wohl absichtlich hervorgerufen wurden, so hielt mich Mitleid mit dem Zustand der Patienten zurück die Sache weiter zu verfolgen oder gar Versuche zu machen. Anders wurde dies jedoch, als mir nach und nach durch Lektüre einzelne Erscheinungen, die ich für verwandt hielt, bekannt geworden waren und mein Interesse erregt hatten. Ich hatte mich im Jahre 1874 auf einer Station der Triangulirung häuslich eingerichtet und zu diesem Zweck auch eine Köchin für die Zeit meines Aufenthalts in Dienst genommen, welche, wie sich später ergab, sakit latah war. Sie mußte jeden Vormittag vor mir erscheinen, um meine Befehle für den Tag zu empfangen und ich hatte dabei bemerkt, daß sie in auffallender Weise meinen Blick zu vermeiden suchte und fortwährend in nervöser Weise mit den Fingern Bewegungen machte, die Hände rang oder wohl auch den ganzen Körper wand und eigenthümlich vor sich hin lachte. Alles dies war sehr auffallend, denn der Eingeborene senkt allerdings den Kopf und die Augen, wenn er einem Höhergestellten zuhört; wenn er selbst aber zu sprechen anfängt, erhebt er Kopf und Augen und sieht den, zu welchem er spricht, wenigstens einen Augenblick lang, an, vielleicht aber spricht er auch mit gesenktem Kopf und niedergeschlagenen Augen weiter; jedenfalls aber ist es auffallend, wenn er bei erhobenem Kopf rechts oder links sieht; jede spielende Bewegung der Hände oder des Körpers, überhaupt jedes Zeichen der Unaufmerksamkeit scheint unschicklich. Als ich meinen vertrauten Diener fragte, was der Grund dieses Benehmens sei, erhielt ich die Antwort, die Köchin sei sakit latah, und nun beschloß ich, gelegentlich einen Versuch zu machen. Eines Morgens, als sie wieder vor mir hockte und ich, meiner Gewohnheit gemäß, mit ziemlich leiser Stimme mit ihr gesprochen hatte, rief ich ihr plötzlich sehr laut zu: ma (Abkürzung für Mama, die gewöhnliche vertrauliche Anrede älterer Frauen) und sprang schnell vom Stuhle auf. Anfänglich versuchte sie den Anfall (wenn ich dies Wort gebrauchen darf) zu unterdrücken, sie hatte noch Kraft „djangan tinvan djangan“ (nicht doch, Herr) zu rufen; dann aber sprang sie auf, stellte sich mir gegenüber und ahmte die heftigen Armbewegungen, die ich machte, nach. Immer noch versuchte sie es sich meinem Einfluß zu entziehen; beinahe war ihr dies gelungen, im Anfang hatte ich noch gezögert den Ausbruch ihrer Krankheit zu verschlimmern, doch nun bückte ich mich plötzlich mit einem starken Aufschrei; sie mußte, durch das Ohr aufmerksam gemacht und erschreckt, meine Bewegung nachmachen und nun hatte sie alle Macht über sich selbst verloren; mit halbgeschlossenen, starren Augen hing sie unverwandt an meinen Blicken; von nun an wurde jede meiner Bewegungen, die ich, ihr sichtbar, machte, sofort nachgemacht und wenn es je einmal etwas länger dauerte, oder sich Spuren zeigten, daß sie Widerstand zu leisten versuchte, so genügte ein lautes „ma“, eine heftige Bewegung, um sie zum Gehorsam zurückzuführen. So wurden nach und nach einzelne Kleidungsstücke abgelegt und wieder angezogen, die verschiedensten Körperstellungen stehend und auf einem Stuhle sitzend (was der Frau natürlich etwas sehr Ungewohntes war, da die Eingeborenen nur selten in europäischer Haltung auf einem Stuhle sitzen) nachgemacht, einige Gläser auf den Boden geschleudert, getrunken u. s. w. Bei allen diesen Vorgängen erfolgte die Nachahmung beinahe ohne den geringsten Zeitverlust. Ich gehe auf diese Einzelheiten, welche man sich ja leicht vorstellen kann, nicht weiter ein, um nur noch etwas anzuführen, was mir besonders auffiel: es war dies das genaue Nachsprechen einiger in fremder Sprache vorgesagten Wörter. Wie ich schon erwähnte, hatte ich mich mit Ueberlegung auf den Versuch vorbereitet und mir einige Wörter ausgesucht, die den Sundanesen (meine Köchin war eine sundanesische Frau) ganz unbekannte und gewiß schwierige Buchstaben enthielten. Das deutsche ö und z machen diesen Bergbewohnern ebensoviel Schwierigkeiten wie die Aussprache des Namens „Göthe“ einem Engländer im Anfang seiner deutschen Studien je verursacht hat, und das ci der Italiener würde sie gewiß eben so sicher zum Tode führen, als es den Tausenden von Franzosen am 30. März 1282 das Leben gekostet hat. Als ich meine Kunst erschöpft hatte, bat ich einen der bei mir befindlichen Europäer, einen geborenen Slaven, einige recht tüchtig mit slavischen Zischlauten beschwerte Worte vorzusprechen (überlaut natürlich, um die Aufmerksamkeit der Frau auf sich zu ziehen) die ebenso, vollkommen richtig, soweit mein Ohr es beurtheilen konnte und wie er bestätigte, nachgesprochen wurden, als dies vorher in Bezug auf die durch mich vorgesprochenen Wörter der Fall gewesen war. Es ist dies gewiß auffallend, wenn man bedenkt, daß Laute wie sch, z dem Sundanesischen ganz fremd sind. (sch in manchen Transkriptionen, z. B. Radscha, giebt die auf Java gewöhnliche Aussprache nicht wieder.)

Endlich dachte ich, daß es des grausamen Spieles genug sei; ich setzte mich hin, sie folgte meinem Beispiele und als ich einige Augenblicke bewegungslos gesessen hatte, kam sie zu sich, saß noch einen Augenblick mit ganz weit geöffneten Augen wie erstarrt, raffte sich dann auf und eilte, so schnell sie konnte, zur Thür hinaus, wobei sie etwas zwischen den Zähnen murmelte, was durchaus nicht wie ein Segenswunsch klang; dann ging sie wie gewöhnlich an ihre Arbeit, hatte auch meine kurz vor dem Anfall gegebenen Befehle ganz gut behalten. Ich dagegen, der ich allerdings damals an sehr starker Nervenerregung litt, hatte mich während des Vorgangs ungemein aufgeregt, so daß die Steigerung des Tempos und das wiederholte Aussprechen desselben Wortes schließlich auch bei mir wohl nicht mehr ganz freiwillig waren und etwas krampfhaft Erregtes hatten; nachher hatte ich einige Stunden Ruhe nöthig, um zu meinem normalen Zustand zurückzukehren. Nach einigen Tagen, als die Frau wieder beruhigt war und ich durch ein Geschenk und das Versprechen keine weitere Versuche zu machen, mir ihr Vertrauen wieder gewonnen hatte, versuchte ich es auszuforschen, ob sie irgend welche Erinnerung an ihren Zustand behalten hatte und ob sie sich des während des Anfalles Geschehenen bewußt war. Trotzdem ich einigen meiner vertrauten Leute den Auftrag gab, sie hierüber zu befragen, konnten sie mir nichts darüber berichten und auch mir gegenüber sagte die Alte immer ziemlich kurz: stau (ich weiß es nicht), wenn ich es versuchte mit ihr über den Vorgang zu sprechen.

Soweit mir bekannt, ist diese Krankheit, wenn sie nicht etwa in Fachblättern berührt ist, nur bei W. A. van Rees in den seinem Toontje Poland beigegebenen Schetsen erwähnt. Dies ist der Grund, weshalb ich mir an dieser Stelle auf eine gewiß sehr interessante Erscheinung aufmerksam zu machen erlaube, da dadurch Fachmänner, die diese

Erscheinung beobachtet haben oder denen die Gelegenheit geboten ist dies noch zu thun, sich möglicherweise angeregt fühlen der Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Als ich vor einiger Zeit mit dem Ordnen meiner Tagebücher beschäftigt, den eben kurz berührten Vorgang bearbeitete, bat ich einen mir befreundeten, pensionirten Militärarzt, der zwanzig Jahre lang in Niederl. Indien gelebt hat, um Mittheilung seiner Erfahrungen, resp. seiner Ansicht; namentlich ersuchte ich ihn mich wissen zu lassen, ob ihm über das Vorkommen der Krankheit bei jüngeren Frauen etwas bekannt geworden sei, da ich dieselbe nur bei älteren Frauen gesehen hatte und den oben mitgetheilten Fall, wo sie bei einer jüngern Frau aufgetreten sein sollte, mir nur vom Hörensagen bekannt war. Er erwiederte mir darauf, daß er sich erinnere Fälle von sakit latah bei älteren Frauen gesehen zu haben; „doch zweifle ich nicht" fährt er fort „daß die Krankheit auch bei jüngeren Frauen vorkommen kann. Sie gehört jedenfalls in die viel umfassende Kategorie der hysterischen Nervenalterationen. Gleiche Formen sind meines Wissens in Europa nicht beobachtet, wohl aber verwandte. Wie die Geistesthätigkeit des Malaien auch im gesunden Zustand gewisse der Rasse eigenthümliche Abweichungen zeigt, so scheint dies auch bei krankhaften Reaktionen des Nervensystems der Fall zu sein, z. B. bei Männern die mata glap (das verfinsterte Auge) und das Amokmachen. Es wäre hier sicher ein interessantes Feld für weitere Untersuchungen." Da hat mein verehrter Freund, dem ich diese Mittheilung verdanke, gewiß sehr Recht; er hätte aber auch hinzufügen können: ein sehr schwieriges Feld; schwierig weil es beinahe unmöglich ist sich über das Geistesleben einzelner Personen zu orientiren, die nicht Stammgemeinschaft mit uns haben, noch schwieriger ein Urtheil über das Geistesleben eines ganzen Volkes zu fällen, dasselbe gewissermaßen zu rubriciren oder zu klassificiren, wobei wir meistens unsern eigenen Gedankengang als Maßstab annehmen. Was die Folge ist, liegt auf der Hand: wir sehen Engel und Teufel, hochbegabte Menschen und Dummköpfe, wo vielleicht nur gewöhnliche Sterbliche zu finden sind, nur mit dem Unterschiede, daß deren Ansichten von den unserigen in vieler, wenn nicht in jeder, Beziehung sich gründlich unterscheiden. Solange man solche Erscheinungen wie sakit latah als einfach pathologische Fragen auffaßt, kann man sie vielleicht von unserm Standpunkte aus beantworten; wenn man die Frage verschiebt, dürfte die Beantwortung viel schwieriger oder unmöglich werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den Antheil der Konfessionen an der Gesammtbevölkerung des Deutschen Reiches und über das Verhältniß des Wachsthums derselben wird auf Grund der letzten Volkszählungen Folgendes berichtet: Im Jahre 1867 wurden im Gebiete des Deutschen Reiches (bei Elsaß-Lothringen ist auf die französische Zählung von 1866 zurückgegriffen) 24 921 000, 1871 25 583 900 und 1880 28 333 652 Evangelische gezählt. Der Antheil der Evangelischen an der Gesammtbevölkerung betrug 1867 62,14 Proc., 1871 62,31 Proc., 1880 aber 62,64 Proc. Als Katholiken bekannten sich 1867 14 564 000, 1871 14 867 000 und 1880 16 234 475 Bewohner. Der Antheil der Katholiken an der Gesammtbevölkerung betrug 1867 36,31 Proc., 1871 36,21 Proc. und 1880 35,88 Proc. Die Zahl der Juden wuchs von 490 006 im Jahre 1867 auf 512 300 im Jahre 1871 und auf 562 675 im Jahre 1880. Ihr Antheil an der Gesammtbevölkerung betrug 1867 1,24 Proc., 1871 1,25 Proc. und 1880 1,24 Proc. Im Jahre 1880 wurden außerdem noch gezählt 73 965 Sektirer und 29 294 Bewohner ohne Angabe der Religion. Die Zunahme der Evangelischen würde in den Jahren 1867—80 eine noch größere gewesen sein, wenn nicht gerade die vorwiegend evangelischen Provinzen Preußens: Ostpreußen, Pommern, Schleswig-Holstein, Brandenburg und Sachsen ein starkes Kontingent zur überseeischen Auswanderung gestellt hätten. In Preußen gab es am 1. December 1880 17 645 848 Evangelische, 9 206 283 Katholiken und 363 790 Juden; 1871 15 991 350 Evangelische, 8 268 438 Katholiken und 325 544 Juden. Für Preußen gilt im Allgemeinen der Satz, daß in den einzelnen Provinzen die konfessionelle Minderheit schneller wächst als die konfessionelle Mehrheit. So zeigen die Evangelischen in Rheinland und Westfalen ein rascheres Wachsthum als die Katholiken. Umgekehrt ist in rein evangelischen Provinzen das Wachsthum der Katholiken ein stärkeres. (A. Z.)

— Am 4. April 1882 betrug die Bevölkerung der englischen Insel Man 53 492, gegen 1871 eine Abnahme von 550 Menschen. Im Jahre 1871 wurde die Insel im Sommer und Herbst von circa 75 000 Personen besucht, 1881 dagegen von etwa 130 000.

— Das Landschaftsamt („Semstwo") des Gouvernements Olonetz hat sich wiederholt um die Herstellung einer Wasserverbindung zwischen dem Weißen Meere und dem Onega-See bemüht. Nach einem im Jahre 1873 dem Ministerium der Wege- und Wasser-Kommunikationen eingereichten Projekt der Firma Achscharumow u. Comp. sollte der Kanal durch eine Aktiengesellschaft, aber unter Beihilfe der Regierung gebaut werden. Hiernach sollte die Linie führen: von Powenetz am Flusse Powentschanka längs diesem Flüßchen bis zu seiner Quelle, dann durch den Wolo-See (an der Wasserscheide zwischen dem Baltischen und Weißen Meere), weiter durch den Matko-See, den Fluß und See von Telekin, durch den Wyg-See und den Fluß Wyg, welcher bei Sorotzkaja in den Onega-Busen des Weißen Meeres fällt. Die Staatsregierung sollte dazu nicht weniger und nicht mehr als 500 000 Deßjätinen (eine Deßjätine ist etwa einem Hektare gleich) Wald auf 81 Jahre der Gesellschaft überliefern. Das erschien dem Ministerium doch zu viel. Rechnet man die Einnahme einer Landstrecke von 500 000 Deßjätinen Wald jährlich zu 50 000 Rubel, so würde dadurch die Staatsregierung im Laufe von 81 Jahren eine Ausgabe von 32 Millionen Rubel haben; das wäre doch zu theuer. Neuerdings haben zwei der Aktionäre, die Herren Gubonn und Subkow, sich bereit erklärt, die Frist auf 60 Jahre zu verkürzen. Allein der Minister hat es nicht für vortheilhaft erachtet, auf diesen Vorschlag einzugehen. („Golos" 259.)

— Das Orientalische Museum in Wien hat sich um die Kenntniß der kommerciellen Verhältnisse Konstantinopels ein neues Verdienst durch Herausgabe der „Neuen volkswirthschaftlichen Studien über Konstantinopel und das anliegende Gebiet" (Wien 1882) erworben. Direktor von Scala unternahm selbst eine Reise in die Levante, gewann an Ort und Stelle unter den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen Botschaft und des Konsulats und

unter hervorragenden Kaufleuten die kompetentesten Mitarbeiter für seine Zwecke und war so im Stande, eine völlig neue Darstellung der dortigen merkantilen Verhältnisse zu veröffentlichen, eine Sammlung von Monographien über Konsulate, Handelsverträge, Zollwesen, Schiffahrt, Finanzen &c., so wie über die wichtigsten Produkte der Levante, welche nicht nur für den praktischen Interessenten, sondern für jeden, der sich um eine eingehendere Kenntniß jener wichtigen Gebiete bemüht, von hohem Nutzen sich erweist.

Asien.

— Aus dem Fort Bachty (im Gebiet Semiretschensk) schreibt man unter dem 1. September dem „Golos" (Nr. 264): Die Lage der russischen Kaufleute in der 18 Werst entfernten chinesischen Stadt Tschugutschak ist eine äußerst kritische, insofern der Handel mit den Chinesen vollständig ins Stocken gerathen ist. Die Ursache liegt darin, daß mit dem Beginn dieses Jahres in Tschugutschak chinesisches Papiergeld, aber nicht unter Garantie der Regierung ausgegeben worden ist. Die Billete tragen den Charakter privater kurzterminirter (2 bis 3 Monat) Scheine und wenn sie aus irgend einem Grunde im Verlauf dieser Zeit nicht gegen Silber eingewechselt werden, so verlieren sie ihre Gültigkeit. Natürlich weigern sich die russischen Kaufleute ihre Waare gegen solche Billets zu verkaufen, zumal da auch die Chinesen sie nur gezwungen und mit niedrigem Kurs nehmen. Ein solches Billet gilt etwa 80 Kopeken Silber (circa 1,60 Mark). Aus Peking wird seit Monaten kein Silber mehr ausgeführt. Etwa die Hälfte aller russischen Läden ist jetzt geschlossen; außerdem haben einige Kaufleute ihre Handlungen in andere chinesische Städte, Schicho, Derbuldshin verlegt. Selbst die Chinesen haben die Zahl ihrer Läden um mehr als den vierten Theil verringert. Bis zum Anfang dieses Jahres betrug der jährliche Umsatz in Tschugutschak fast 2½ Millionen Rubel. Fast eine Million Rubel wurde in Form von Jamben (Silberbarre von 4½ Pfund) von den russischen Kaufleuten ausgeführt. Bis jetzt sind etwa nur für 200 000 Rubel Jamben abgeführt und zwar zu einem hohen Kurs: früher galt ein Jamba 125 bis 128 Rubel (250 bis 256 Mark) jetzt gilt sie bis 135 Rubel (270 Mark). Tschugutschak, früher eine lebhafte Handelsstadt, ist jetzt leer und ohne Leben, und ist in Gefahr seine Handelsbedeutung zu verlieren.

— Die ganze Thätigkeit der turkestanischen Topographen koncentrirte sich im Jahre 1881 auf die Aufnahme des Gebietes von Kuldscha vor dessen Rückgabe an China. Hier wurde aufgenommen: 1. das Quellgebiet des Flusses Kasch, 2. der mittlere und obere Lauf der Tzanma, 3. das Gebiet zwischen den Flüssen Ili und Tekes bis zur chinesischen Grenze, 4. der Raum zwischen den Flüssen Tekes, Kok-su und dem Kamme des Tien-schan und 5. der Raum nördlich des Ili zwischen dem Chorgos im Westen und der Grenzlinie der Aufnahme von 1880 im Osten. Mit Aufnahme dieser zusammen 27 205 Qu.-W. in 1 : 84 800 (2 W. = 1") war die detaillirte Erforschung des ganzen an China zurückzugebenden Gebietes beendet. Die Aufnehmer hatten hier vielfach mit natürlichen Hindernissen in wegloser, jedes Pflanzenwuchses entbehrender und theilweise in der Region des ewigen Schnees gelegener Gegend zu kämpfen. „Das Thal des Ili, sagt der Bericht, einst dicht bevölkert, zeigt heute nur die Spuren früherer Kultur, und wenige große Ortschaften ausgenommen trifft man ganze Massen von Ruinen. Die dem Flusse nächstliegenden Vorberge enthalten reiche Lager vorzüglicher Steinkohle, sind von einer Menge kleiner Gebirgswässer durchschnitten und auch durch viele Saumwege leicht zugänglich. In den höher gelegenen Regionen aber, am Kasch, an der Tzanma und zwischen Tekes und Kok-su bedurften die Aufnehmer aller Energie, um fern von der Hilfe auch nur nomadisirender Bewohner ihre Aufgabe zu lösen." Nur ein kleiner Theil des Laufes des Kok-su und vom Oberlauf des Chorgos ist nicht direkt halbinstrumental (graphisches Netz, Höhenbestimmung mit Instrumenten) aufgenommen worden.

— In den „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Heft 27) giebt Otto H. Schütt eine schöne Karte des Fuji-jama und seiner Umgebung in 1 : 200 000 mit begleitendem Texte, in welchem die Rein'sche Skizze des berühmten Vulkans (Petermann's Mitth. 1879, Heft 10) scharf kritisirt wird. Wir wünschen nur, daß Schütt's Arbeit ihrerseits die Kritik besser aushält, als ein Theil seiner Routen im südlichen Congo-Becken. An dieser Stelle wollen wir nur auf eine eigenthümliche Erscheinung aufmerksam machen, welche Schütt im Herbste 1881 viermal zu beobachten Gelegenheit hatte. Wenn nämlich nach längerm Umhülltsein der Berg sich zeigte, hatte er auf dem Gipfel eine Kappe von weißen Wolken aufbehalten, welche weit flacher, als der Berggipfel, oben ganz scharf abgegrenzt war und unten mehrere Abstufungen hatte, die ganz deutlich zeigten, daß die Kappe aus mehreren Hüllen oder Schalen bestand, zwei, meist aber drei oder vier. Einmal hatte der Wind die seltsame Kappe unversehrt abgehoben und sie thronte, einem japanischen Helme sehr ähnlich, volle sechs Stunden lang unbeweglich in der reinen blauen Luft, gerade soviel seitwärts vom Gipfel nach Osten hin verzogen, daß ihr Rand denselben nicht mehr berührte; diese Kappe zeigte drei Schalen in einander; das Loch, worin der Berg gesteckt, war deutlich und scharf sichtbar. Nach Ablauf dieser Zeit begann sie zu zergehen. Schütt erinnert sich, japanische Abbildungen dieser Kappe irgendwo einmal gesehen zu haben, hielt sie jedoch für Phantasiegebilde, so eigenthümlich und unglaublich sah es aus. In Wirklichkeit aber ist die Erscheinung förmlich gespenstisch zu nennen. Eine Erklärung versucht Schütt nicht; wohl aber kann er bestätigen, was die Umwohner des Berges sagen: daß der Erscheinung, die tagüber, und natürlich bei klarem Himmel stattfindet, Nachts ein äußerst heftiger, 24 Stunden andauernder Regen folgt. Alle vier Male traf dies genau zu.

Südamerika.

— Lieutenant Bove nebst den übrigen italienischen Mitgliedern der „antarktischen" Expedition ist bereits nach Italien zurückgekehrt. Am 16. September war er von seiner nicht ganz glücklichen Fahrt nach dem Feuerlande wieder in Buenos Aires eingetroffen und hatte sofort dem Präsidenten der Republik und den Ministern des Innern und Aeußern Bericht erstattet, in Folge dessen diese beschlossen haben, auf Staten Island eine Ansiedelung und besonders Leuchtthürme zu errichten, um den häufigen Schiffbrüchen dort vorzubeugen. Wir erfahren hierbei auch, daß es längs der Magalhaens-Straße schon zehn chilenische Kolonien giebt, welche sich mit Viehzucht beschäftigen, keine hat unter 2000 Schafe und manche bis 500 Kühe. Ihre Zahl soll noch vermehrt werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google